Globus.

LIX. Band.

Globus.

Illustrierte

Zeitschrift für Länder- und Völkerkunde.

Begründet 1862 von Karl Andree.

Herausgegeben von

Richard Andree.

Neunundfünfzigster Band.

Braunschweig,

Druck und Verlag von Friedrich Vieweg und Sohn.

1891.

Inhaltsverzeichnis des LIX. Bandes.

Europa.

Asien.

Afrika.

Amerika.

Australien und Ozeanien.

Polargebiete.

Hydrographie. Ozeane.

Meteorologie und Mathematische Geographie.

Geologie.

Botanik und Zoologie.

Anthropologie.

Urgeschichte.

Ethnologie und Soziologie.

Spezielle Ethnographie.

Volkskunde (Folklore).

Sprachliches.

Biographieen. Nekrologe.

Karten.

Abbildungen.

Bücherschau.

Mitarbeiter.

Bd. LIX. Globus. Nr. 1.

Illustrierte Zeitschrift für Länder- und Völkerkunde.

Begründet 1862 von Karl Andree.

Herausgegeben von Richard Andree.

Druck und Verlag von Friedrich Vieweg & Sohn.

Braunschweig. Jährlich 2 Bände in 24 Nummern. Durch alle Buchhandlungen und Postanstalten zum Preise von 12 Mark für den Band zu beziehen. 1891.

Die äußersten Punkte der neuen Welt.

Von Prof. Sophus Ruge.

Der Ausdruck „Punkt“ ist absichtlich gewählt, um vorläufig unentschieden zu lassen, ob damit ein Kap (Cabo) oder Point (Punta, d. h. Spitze), oder endlich ein Promontory gemeint ist. Es ist ferner noch unentschieden gelassen, ob die „Punkte“ auf dem festen Lande oder auf benachbarten, zweifellos zu Amerika gehörigen Inseln liegen. Da in bezug auf diese äußersten Landesteile Amerikas noch jetzt mehr als bei den andern Erdteilen Unklarheiten herrschen, oder auch Irrtümer — und wäre es auch nur in der Schreibweise — mit unterlaufen, so will ich im folgenden diese „Punkte“ bis auf die Zeit ihrer ersten Benennung zurück zu verfolgen suchen und die Berechtigung ihrer Ansprüche oder der auf ihren Namen erhobenen Ansprüche prüfen.

Wie man in Europa stets vom Nordkap als dem nördlichsten Vorgebirge spricht und seltener das auf dem festen Lande gelegene Nordkyn nennt, so ist es auch mit dem südlichsten Vorsprunge Amerikas bestellt. Alle Welt weis vom Kap Hoorn auf der Insel L'Hermite, aber selten wird die Südspitze Patagoniens genannt. Wir suchen dieses sogar auf der neuesten Karte Südamerikas (Stieler's Handatlas Nr. 89) vergebens. Da steht auch noch die falsche Schreibweise Horn. Ich glaube, es ist einer der verbreitetsten Fehler unter allen geographischen Namen, diesen südlichsten Felsenberg der neuen Welt bloß mit einem o zu schreiben. Dieses wild und grotesk aus dem Meere aufsteigende Kap ist 1616 von Le Maire auf einer denkwürdigen Erdumsegelung, auf der auch der heutigestages sogenannte Bismarckarchipel zuerst gesichtet wurde, entdeckt und zu Ehren der Vaterstadt des sie begleitenden Kapitäns Schouten nach der Stadt Hoorn in Nordholland benannt. Daß es nicht auf dem eigentlichen Feuerlande, sondern auf einer vorgelagerten hohen Felseninsel liegt, sah zuerst der holländische Admiral Jakob L'Hermite im Jahre 1624. Nach ihm erhielt die Insel ihren Namen.

Das südlichste Vorgebirge auf dem Festlande, also an der Nordseite der Magalhaensstraße, wurde 1587 von dem englischen Weltumsegler Thomas Cavendish Kap Froward getauft, d. h. das Trotzige. Die Franzosen haben dagegen, wie ich vermute, ursprünglich nur durch ein Versehen, eine Flüchtigkeit, Kap Forward daraus gemacht, was etwa mit dem vorderen oder äußersten Vorgebirge übersetzt werden könnte, also auch einen passenden Sinn giebt. Trotzdem muß man diese Namensform als eine unberechtigte bezeichnen. Sie findet sich schon bei Debrosses, der um 1756 schrieb. Auch der berühmte Dumont d'Urville (Voyage au Pôle Sud. Paris 1841) nennt es so und übersetzt Forward mit sourcilleux (hoch, schroff), was eher dem Ausdruck froward entspricht. d'Urville beschreibt dann (vol. I, p. 118) das Vorgebirge mit den Worten: „Le cap lui-même est un mont sourcilleux en forme de cône arrondi au sommet, s'elevant en pente très rapide du sein même de l'onde à une prodigieuse hauteur. Il est cependant dominé par des pics aigus, découpés, couverts de neiges éternelles. Der deutsche Übersetzer der Polarfahrt d'Urvilles, Külb (Darmstadt 1846, I, 149), übersetzt Forward mit „unfreundlich“ und vermehrt die Konfusion, indem er auf die Karte Froward setzt. Sonst findet man in älteren Karten auch die entstellten Formen C. Frower, C. Frouart, und noch in neuerer Zeit schrieb ein englischer Admiral „Cape Frowards“.

Wenden wir uns nun zum äußersten Norden des Landes. Da wird meistens als nördlichster Vorsprung des Festlandes Kap Barrow genannt. So im Lehrbuch von Guthe-Wagner (5. Aufl., 1882), Klöden (Handbuch), 4. Aufl., 1884). Stielers Handatlas hat im Laufe der Jahre seine Ansicht zweimal gewechselt. Auf den Karten aus den Jahren 1848 und 1850 (Gesamtausgabe 1851) lesen wir ganz konsequent Sp. Barrow; dagegen bürgert sich später, zuerst in Petermanns Mitteilungen 1869 (Taf. 19) und dann auch in Stielers Atlas die Form C. Barrow ein, so noch 1881 (Handatlas Nr. 78); gegenwärtig (Ausgabe 1890) ist man auf Nr. 6 zur Barrowspitze zurückgekehrt, hat aber auf Nr. 77 wieder Kap Barrow. Man sollte nun meinen, Kap Barrow sei mit Barrowspitze wiedergegeben, und es verlohne sich nicht der Mühe, darum zu streiten,

ob es so oder so heiße. Aber in diesem Falle ist es doch von Belang. Spitze entspricht dem englischen Point, der englische Name würde also Point Barrow, aber nicht C. B. sein. Es fragt sich doch vor allem, wie der Entdecker die Spitze getauft hat, und dieser — es war Kapitän Beechey 1826 — hat es Point Barrow genannt (Narrative of a voyage to the Pacific and Beering Strait I, 425), weil es eine flache Sandzunge (also kein Kap, kein Vorgebirge) ist, an der die Eisbänke sich anhäufen. An dem „low sand spit of Point Barrow“ überwinterte Commandor Maguire 1851 (Osborn, discovery of the North-West-Passage, London 1856, p. 352). Wenn man sich nun noch die neueste Kartenskizze von der Umgebung des Point Barrow (Proceed. roy. geogr. Soc. 1884, p. 678) ansieht, möchte man fast fürchten, eine tüchtige Sturmflut könnte die ganze Barrowspitze wegspülen, so wenig festen Untergrund scheint sie zu haben. Auf eine solche Naturform paßt der Ausdruck Kap entschieden nicht.

Noch mehr aber fällt ins Gewicht, daß wir an derselben polaren Nordkante Amerikas schon ein echtes Kap Barrow besitzen und zwar am Coronationgolf östlich von der Mündung des Kupferminenflusses. Dieses Kap wurde im August 1821 von Franklin auf seiner ersten Polarreise gesehen und im Boot umfahren, ist also früher entdeckt als Point Barrow und behält seinen Namen mit vollem Recht, das andre vielgenannte darf nur Barrowspitze heißen. Warum aber wird diese Sandspitze mit Vorliebe in den Büchern erwähnt? Ist sie der nördlichste Punkt des Festlandes? Keineswegs. Aber sie präsentiert sich so schön dem jetzt noch insellosen Eismeere gegenüber und fällt darum eher ins Auge, als der zwischen den östlicher gelegenen Arktischen Inseln versteckte nördlichste Vorsprung des amerikanischen Kontinents.

Dieser nördlichste Punkt liegt auf der Halbinsel Boothia, an der Bellotstraße. Dieser enge Sund ist 1852 durch Leutnant Kennedy entdeckt, den Lady Franklin in ihrem Schiffe Prince Albert aussandte und den der französische Leutnant Joseph René Bellot freiwillig begleitete, um die seit Jahren vermißte Expedition John Franklins aufzusuchen. Am östlichen Eingang dieser Straße war James Roß bereits 1829 gewesen und hatte Besitz von dem Lande an Possession Point genommen; aber er hatte die charakteristische Eigentümlichkeit der Gegend nicht erkannt. Während er sich von Norden her der Straße näherte, machte er die Bemerkung, man habe auch die Vermutung geäußert, daß hier zwischen unsrer Spitze (es ist Kap Garry gemeint) und dem festen Lande von Amerika ein offenes Meer sei. Am 16. August 1829 ging er an Possession Point mit allen Offizieren an die Küste, um das neu entdeckte Land förmlich in Besitz zu nehmen und um 1 Uhr wurde die Flagge mit gewöhnlicher Zeremonie gehißt. Dann stieg er auf einen etwa 30 m hohen Kalksteinhügel und erfreute sich an der schönen Aussicht über die Bai und die angrenzenden Küsten, nannte die davor liegende Insel nach der liebenswürdigen Schwester des Herrn Booth, der die Expedition ausgerüstet hatte, Brown-Insel, und das dahinter liegende Land Boothia. Daß es die nördlichste Halbinsel Amerikas sei, erkannte er nicht, nur das wurde an diesem und den folgenden Tagen festgestellt, daß die ganze Ostküste von Somerset und Boothia auf beiden Seiten der Straße niedriges, flaches, durch zahlreiche Buchten gegliedertes Land war, hinter dem das Binnenland einen vollkommenen Gegensatz bildete, indem es alle jene Schroffheit und unregelmäßige Oberfläche zeigte, die den Granit kennzeichnen.

Dreiundzwanzig Jahre später erschienen auf demselben Schauplatz Kennedy und Bellot. Ihr Schiff hatte in der Battybai an der Ostseite von Nordsomerset überwintert, und von hier aus unternahmen sie im April 1852 Schlittenexkursionen nach Süden und kamen am 5. April an den Possession Point. Alles lag in Eis und Schnee begraben, man konnte in dem flachen Terrain Meer und Land nicht genau unterscheiden. „Es war schwierig“, schreibt Bellot (Journal d'un voyage aux mers polaires. 2e édit. Paris 1866, p. 251), „mitten in diesen flachen und überschwemmten Ebenen, die die Nordseite der Brentfordbai (so hatte Roß den östlichen Eingang zur Straße getauft) bilden, die wirklichen Inseln von den kleinen Halbinseln zu unterscheiden, die mit dem Festlande zusammenhängen. Nördlich von der Brown-Insel geht eine Einbuchtung gerade nach Westen ins Land. Ein dichter Nebel, der darüber lag, deutete auf offenes Wasser. Aber ehe wir uns davon überzeugen konnten, brach die Nacht herein und zwang uns, auf der Nordseite der Insel zu rasten. Das uns umgebende Land ist höher als weiter nordwärts; die Inseln scheinen aus Granit zu bestehen.“ Am nächsten Tage wurde nicht ohne Schwierigkeit eine Höhe von 30 m erklommen und von hier aus ein Überblick über die sogenannte Bai im Süden und Westen gewonnen. Zwischen den Inseln im Westen zeigte sich offenes Wasser, auf dem Eisschollen mit einer Geschwindigkeit von 5 Knoten weiter trieben. Leider war diese Wasserfläche nicht sehr groß. Als man sich am nächsten Tage diesen Stellen näherte, sah man, daß sich die Schollen in reißenden Strudeln sehr schnell vorwärts bewegten. Wie wir aus einer Inschrift auf M'Clintock's Karte erfahren, gehen Flut und beständige Strömung durch die Straße nach Osten. Kennedy schloß daraus sofort auf eine Wasserverbindung mit dem westlichen Meere; Bellot blieb unentschieden. „Ich liebe“, sagt er, „in geographischen Dingen keine Konjekturen; ich glaube nur, was ich sehe. Kennedys Hypothese ist möglich, aber bis jetzt läßt sich noch nichts entscheiden.“ Man drang nun an der Long-Insel vorüber westwärts nördlich von der Straße vor. Heftiges Schneetreiben nötigte die Reisenden, am 10. April in einer schnell errichteten Schneehütte Schutz zu suchen. „Ein Europäer würde es kaum glauben, daß uns die Wärme darin oft lästig geworden ist.“ Erst am 12. April um Mittag konnte man es wagen, die Erforschung des Sundes fortzusetzen. Das Land war ganz eben und einförmig, ein einziger Hügel im Süden unterbrach diese Einförmigkeit. Es war Schneeluft, der Himmel bedeckt, man konnte nicht weit sehen. Leider entwickelte sich daraus am folgenden Tage ein so dichter Nebel, daß man nicht imstande war, einige Minuten lang dieselbe Marschrichtung festzuhalten. Dabei versagte die Magnetnadel den Dienst, „der Kompaß schlief“. Der Hügel, den man am 10. April gesehen, lag 3 oder 4 Miles östlich vor ihnen. Man mußte wiederum für volle 4 Tage halt machen. Der Nebel war so dick, daß man sich nicht getraute, sich nur wenige Schritte von der Hütte zu entfernen, aus Furcht, man möchte sie nicht wiederfinden. Dabei zeigte das Thermometer — 27° C. Am 17. April schrieb Bellot in sein Tagebuch: „Unsre Ungeduld ändert an dem Stande der Dinge nichts, man mußte sich mit Entsagung waffnen. Die Pfeife ist die einzige Zuflucht unsrer

getäuschten Hoffnung, und wir rauchen, wir rauchen mit einer solchen Ausdauer und mit einer solchen Regelmäßigkeit, daß man nicht auf die Uhr zu sehen braucht, um die Zeit zu wissen. „Wie viel Uhr ist es, Dickin?“ — „So und so viel Pfeifen, Herr!“ — „Das ist ebenso genau als die beste Uhr der Welt!“ Endlich brach am 18. April die Sonne wieder hervor, und nun ging die mühsame Schneewanderung auf Nordsomerset weiter. Um den nach der Straße hinabziehenden Schluchten, die sich meist in nordsüdlicher Richtung zum Wasserspiegel senkten, auszuweichen, hielt man sich meist etwas nördlich vom 72° nördl. Br. Man mußte aber, da der Schnee unter der Einwirkung der Sonne bei Tage schon zu weich wurde, sich entschließen, von nun an nachts zu wandern und über Tag zu rasten. Aber schon nach 2 Tagen entschied sich Kennedy, gerade nach Norden zu gehen und richtete seinen Marsch nach der Nordostecke von Prinzwalesland, nach dem Kap Walker. Die Aufnahme der Bellotstraße blieb unvollendet und konnte unter den schwierigen Verhältnissen des Klimas nur in allgemeinen Zügen nachgewiesen werden.

Ich habe aber diese „Schlittenpartie“ ausführlicher wiedergegeben, um zu zeigen, unter welchen Mühseligkeiten zum erstenmale das nördliche Festland der neuen Welt umwandert wurde.

Weit mehr wurde später MacClintock von Jahreszeit und Wetter begünstigt, als er am 21. August 1858 in die Bellotstraße hineinsegeln konnte. (M'Clintock, The voyage of the „Fox“ en the Arctic Seas. London 1859, p. 180.) Als er von Furypoint her sich der Straße näherte, fühlte er, daß eine wichtige Entscheidung auf seiner Reise bevorstehe, und durfte sich noch die Frage vorlegen: Giebt es wirklich eine Bellotstraße? Und wenn dem so ist, ist sie eisfrei? Auf Possession Point war noch der von Roß auf dem höchsten Punkte aufgetürmte Steinhaufen (cairn) zu sehen. Unter Dampf und Segel durchlief er noch an demselben Tage die halbe Bellotstraße. Ihre westlichen Vorgebirge sind hohe Felsufer, die man bei klarem Wetter 50 Miles weit sehen kann; dazwischen ein breiter, freier Kanal, auf 5 oder 6 Miles mit schwerem Packeis besetzt, dem einzigen Hindernis bei der Weiterfahrt, und das bei eintretender Flut auch das Schiff wieder nach Osten zurückdrängte. Die Bellotstraße sieht gerade so wie ein Grönlandsfjord aus, ist 20 Miles lang und an der engsten Stelle kaum 1 Mile breit; aber es wurde auch etwa 1/4 Mile vom Nordgestade die Tiefe noch zu 400 engl. Fuß gemessen. Die Granitküsten sind kühn und hoch, und für die nördliche Lage von 72° ganz ansehnlich mit Vegetation überstreut. Einige von den Hügelketten reichen 1500 bis 1600 engl. Fuß über die See empor. Der östliche Eingang der Straße ist durch die Longinsel verdeckt; ist man aber bis in die Mitte hineingesegelt, so kann man das Meer an beiden Seiten sehen. Endlich wurde nach mehreren vergeblichen Versuchen, ganz bis in die westliche See vorzudringen, durch anhaltenden Nordwind die Straße eisfrei und so segelte die „Fox“ noch am 6. September ohne Schwierigkeit hindurch. Im nächsten Sommer wurde die Straße genau aufgenommen; dem äußersten nördlichen Vorgebirge (promontory) des Kontinents gab M'Clintock den Namen Murchison, nach dem berühmten Präsidenten der geographischen Gesellschaft in London.

Sieht man sich die Lage dieses Vorgebirges auf der Karte an, so muß man gestehen, daß es nicht den nördlichsten Punkt an der Straße bildet, denn dieser liegt am Osteingange in den Sund. Murchison Promontory bildet auch nicht eine Spitze des Landes, es erhebt sich vielmehr mitten an der Breitseite, gewissermaßen an der Stirn, und ist, was M'Clintock vergessen hat hervorzuheben, vermutlich der höchste Punkt an der langhingezogenen Felsenwand der Bellotstraße, und darum dürfte sich der auf der neuesten Nordpolarkarte (Stielers Handatlas, Nr. 6) angewandte Name Murchison-Spitze nicht empfehlen, weil er zu einer falschen Vorstellung verleiten könnte. Jedenfalls haben wir aber an der nördlichsten Breitseite der Halbinsel Boothia den äußersten Vorsprung des festen Landes vor uns, nahe am 72° nördl. Br. Über den äußersten Inselpunkt im Norden läßt sich noch nichts sagen, hier sind die Entdeckungen mit E. Washington in Nordgrönland noch nicht abgeschlossen. —

Die französischen Thäler Piemonts.

Von Prof. H. Gaidoz. Paris.

(Hierzu eine Karte.)

Das alte Königreich Sardinien vor 1859 war in ethnographischer Beziehung mit der Schweiz zu vergleichen. Nahm die italienische Sprache auch den ersten Rang ein, so war die französische doch keineswegs unterdrückt. Beide Sprachen, die französische und die italienische, hatten amtliche Geltung, jede in dem Teile des Landes, wo sie gesprochen wurde und außerdem hatte das Französische fast für die gesamte Monarchie offizielle Geltung. Die Gesetze wurden in beiden Sprachen verkündigt und im Parlamente zu Turin konnten sich Abgeordnete und Senatoren der einen oder der andern Sprache bedienen. Da alle gebildeten Leute in Piemont fließend französisch sprachen, so hatte dieses System in der Anwendung keine Schwierigkeit und die beiden Nationalitäten lebten friedlich in demselben Staate, der eine Art monarchischer Schweiz bildete.

Von dem Tage an aber, als Savoyen und die Grafschaft Nizza vom Königreich Sardinien abgetrennt wurden und letzteres durch seine Vergrößerungen ein großer Staat mit einer vorherrschenden Nationalität wurde, änderte sich die Sachlage für die Bewohner der Alpenthäler, deren nationale Sprache das bis dahin geachtete Französisch war.

Im allgemeinen kann man sagen, daß die Alpen zwischen Frankreich und Italien und namentlich der obere Teil der Thäler, die von den Alpen nach Piemont hinabsteigen, der französischen Sprache angehören und daß das Italienische erst in den unteren Teilen der Thäler beginnt. Die Sprache, welche zuweilen unbewußt durch eine instinktive und bezeichnende Benennung die Thatsachen angiebt, bezeichnet die Thatsache hier durch den Namen Piemont (Pedemontium), Land am Fuße der Berge, wodurch die Berge selbst ausgeschlossen sind.

Die französischen Thäler bilden drei miteinander nicht in Verbindung stehende Gruppen.

1. Im Norden, den nordwestlichen Winkel Piemonts bildend, das Thal der Dora Baltea (Thal von Aosta) mit zahlreichen Nebenthälern.

2. Im oberen Thale der Dora Riparia die ersten Dörfer vom Ausgange des Tunnels von Modane (Mt. Cenis) bis nach Susa.

3. Westlich von Pignerolo die Thäler des Pélis (ital. Pellice), des Angrogne und des Cluson (ital. Chisone), Waldenserthäler nach den hier wohnenden waldensischen Protestanten genannt.

4. Im Westen von Saluzzo (Salaces), südlich vom Monte Viso das obere Thal der Varaita.

Die Waldenser ausgenommen sind diese Alpenbewohner katholisch. Nach der letzten Aufnahme der Sprache (Statistice d'Italia. Torino 1862, III, 764) Piemonts redeten in den Bezirken:

	Italienisch	Französisch	Deutsch
Aosta	3 584	77 687	1014
Ivrea	161 756	130	18
Pignerolo	111 571	22 541	17
Susa	67 852	16 135	3
Turin	456 296	5 254	177
Zusammen	901 059	121 747	1229

Das Thal von Aosta. Die wichtigste französische Gruppe nimmt das Thal von Aosta (gesprochen Oste, Adjektiv: valdotanisch) ein. Der Name enstand aus Augusta Prätoria, weil es unter Augustus von Kolonisten angelegt wurde, die den prätorianischen Kohorten entnommen waren. Noch sind zahlreiche römische Überreste in Aosta vorhanden. Zwei bis vier Kilometer breit und ungefähr hundert Kilometer lang lehnt sich das Thal an die südlichen Abhänge des Mont Blanc bis nach Ivrea hin, durchströmt von der Dora Baltea. Pont Saint Martin beim Fort de Bard ist der letzte französische Ort. Im Jahre 1860 vergaß man das Thal, obgleich es einen natürlichen Anhang Savoyens bildet, Frankreich einzuverleiben. Allein bei der Unkenntnis der Franzosen in der Ethnographie und da der Präfekt, der von Paris nach Savoyen gesendet wurde, auf seinem Posten mit einer italienischen Grammatik und einem italienischen Wörterbuche bewaffnet erschien, darf es nicht wunder nehmen, daß man die 80 000 Franzosen jenseits der Alpen vergaß.

Aosta selbst sah sich aber 1860 mit Bedauern von Savoyen getrennt; die Gemeinsamkeit der Sprache und der Nationalität wiesen es auf die Vereinigung mit Frankreich hin. Die Volkssprache ist die savoyische, die Schriftsprache die französische und letztere war bis vor wenigen Jahren noch die amtliche, wie in Savoyen. Hierdurch war das Thal (und ebenso die weiter südlichen französischen Thäler) vor dem italienischen Einflusse bewahrt. Das Land ist also französisch, das Volk ganz französisch, wenn auch der Militärdienst es langsam an Italien kettet.

Das französische Element wurde von dem Tage an bedroht, wo die östlich der Alpenabhänge wohnenden Franzosen sich in verschwindender Minderheit im Königreiche Italien befanden. Das Vorhandensein einer französischen Bevölkerung an der Grenze Frankreichs schlug dem Nationalitätsprinzipe ins Gesicht, in dessen Namen Piemont sich allmählich zu Italien vergrößert hatte. Dieser Widerspruch mußte durch Italienisirung des Thales von Aosta und der andern Thäler behoben werden, um die übrigens Frankreich sich so wenig kümmerte, von deren Dasein es kaum Kunde hatte.

Seit dem Jahre 1861, also ein Jahr nach der Abtretung Savoyens und Nizzas, schlugen italienische Schriftsteller und Staatsmänner die Abschaffung der französischen Amtssprache in den Thälern vor, namentlich that dieses ein italienischer Parlamentsabgeordneter Vegezzi-Ruscalla in seiner Schrift Diritto e necessità di abrogare il francese come lingua ufficiale in alcune valli della provincia di Torino (Turin, Bocca, 1861). „Dieser Zwang, dieser Flecken auf der italienischen Nationalität muß verschwinden", schrieb er. Er verlangte auch, daß in den Volksschulen der Unterricht nicht französisch, sondern italienisch erteilt werden solle. Der Stadtrat von Aosta erwiderte in einer (namenlosen) Schrift, deren Verfasser ein Geistlicher, Bèrard, war, welcher sich mit Wärme der angegriffenen französischen Sprache annahm. Ebenso vertraten die in französischer Sprache erscheinenden Zeitungen Aostas diesen Standpunkt. Noch einige Zeitlang entgingen die französischen Thäler Piemonts dieser Gefahr, aber es lag auf der Hand, daß die italienische Sprache ihnen aufgedrängt werden würde. Der letzte Streit ereignete sich im Jahre 1882, als der Rechtsanwalt Defey im Schwurgericht eine Verteidigung französisch begann, in seiner „Muttersprache, die seit Jahrhunderten im Thale galt und durch alte Vorrechte geduldet war". Da diese, so entschied der Minister, durch die Verfassung des Königreichs Italien abgeschafft seien, so wurden die Schwurgerichtssitzungen unterbrochen, trotz des Widerspruchs aller Anwälte (bis auf zwei). Seitdem werden aber die Angeschuldigten in der ihnen unverständlichen italienischen Sprache abgeurteilt. O italienische Gerechtigkeit!

Heute ist die italienische Sprache überall in amtlicher Geltung. Die Gerichte sprechen in ihr Recht und der Unterpräfekt verkehrt mit den Gemeinden italienisch. Gesetze und Verordnungen werden nur italienisch verkündigt; ebenso sind die Zivilstandsregister und Eheaufgebote italienisch, desgleichen der Unterricht in den höheren und Mittelschulen. In den Volksschulen ist die Unterrichtssprache gemischt. Von allen seinen alten Rechten hat das Französische nur zwei bewahrt: die Notare dürfen ihre Akten französisch führen und die Gemeindeveröffentlichungen sind noch in dieser Sprache.

Indessen hat die französische Sprache noch eine feste Zufluchtsstätte, aus der sie lange nicht verdrängt werden kann, das ist die Kirche. Die Kirche beschäftigt sich hier, wie in andern Staaten Europas, nicht mit der politischen Sprache des Staates, sondern redet mit dem Volke in seiner Muttersprache, sie predigt den Gläubigen, um verstanden zu werden und bedient sich daher der üblichen Landessprache. Die Überlieferungen der Kirche von Aosta sind französisch. Der Bischof von Aosta, früher dem Erzbischof von Chambéry unterstehend, ist jetzt jenem von Turin untergeordnet; die Bischöfe waren stets Valdotaner oder Savoyarden. In 76 Gemeinden der Diözese wird französisch gepredigt und seit einiger Zeit sogar in den beiden Gressoney am Südfuße des Monterosa, deren Bewohner Deutsche sind.

Die Waldenser-Thäler. Die Waldenser, wahrscheinlich nach dem Reformator Waldus (zweite Hälfte des 12. Jahrhunderts) so benannt, spottweise von den Katholiken als vallées des barbets (Pudelthäler) bezeichnet, bewohnen die Thäler zwischen dem Mont Tabor und dem Monte Viso. Sie sind durchflossen vom Pélis (Pellice) und teilweise vom Cluson (Chisone), beide Nebenflüsse des Po. Hier haben die tapferen Alpenbewohner den Vernichtungskriegen widerstanden, die im Namen der katholischen Rechtgläubigkeit bald die französischen Könige, bald die Herzöge von Savoyen gegen sie führten. Ihre Geschichte weist ein langes, grausames Martyrium auf; nur ihren Bergen, ihrer besten Feste, haben sie es zu danken, daß sie, die schon vor der Reformation Protestanten waren, sich bis auf den heutigen Tag erhalten haben. Ihre völlige Gleichstellung erfolgte erst 1848 unter Karl Albert von Sardinien.

Die Sprache der Waldenser ist ein provençalischer Dialekt; sie nehmen lebhaft Anteil an den litterarischen Bestrebungen Südfrankreichs. Heute umfaßt die Waldenserkirche 15 Gemeinden in diesen Thälern, deren französische Namen folgende sind: Angrogne, Bobi, Luserne, Massel, Périer, Maneille, Pomaret, Pral, Pramol, Prarustin, Rodovet, Rorà, Saint-Germain, la Tour-Pélis, Villar-Pélis, Villesèche. Außerdem giebt es in Turin eine und in Uruguay zwei Waldenser Gemeinden. Unter 25 000 Einwohnern giebt es 12 000 Waldenser, d. h. in die Kirchenregister eingeschriebene Mitglieder. Die Waldenserkirche

ist sehr streng und stößt Mitglieder, die sich schwerer Vergehen schuldig machten, aus. Im Jahre 1828 zählte man noch 19000 Waldenser, deren Zahl sich namentlich durch Auswanderung verringerte. Die Katholiken, unter denen die Waldenser leben, sind teils Nachkommen solcher, die unter den Verfolgungen vom Glauben abfielen, teils eingewanderte Piemonteser. Diese sprechen italienisch. Die Kirche und Schule haben daher dieses kleine französische Ländchen noch vor der Italienisierung bewahrt. Es giebt 190 waldensische Volksschulen, von denen geklagt wird, daß das Italienische in denselben mehr und mehr Platz einnehme; außerdem ein Collège, eine Lateinschule in Pomaret, zwei Normalschulen. Die Ausbildung der Geistlichen erfolgt auf einem besonderen theologischen Institute in Florenz. Trotz der immer innigeren Beziehungen zu Italien und der Kenntnis der italienischen Sprache sind die Waldenser dem Französischen, das in ihren Kirchen herrscht, treu geblieben.

Die übrigen Thäler. Diese bildeten bis zum Jahre 1713 einen Teil Frankreichs, das sie nach dem Vertrage von Utrecht an Savoyen austauschte (gegen das Thal von Barcelonette, Basses Alpes). Die Thäler sind: das von Bardonnèche, das obere Thal der Dora Riparia, das Thal von Pragelas oder von Fenestrelle (nämlich das obere Thal des Cluson) und das Thal von Chateau Dauphin (nämlich das obere Thal der Varaïta).

Die französischen Alpentäler Piemonts

Maßstab: 1 : 1.000.000

------ Landesgrenze

Die politische Geographie scheint sich früher wenig um die Wasserscheiden gekümmert zu haben; die Verwaltungsgrenzen der Dauphiné überschritten die Alpen und erst der Vertrag von 1713 schuf hier Wechsel, indem tout ce qui est à l'eau pendante du costé du Piémont dem Herzoge von Savoyen gehören sollte und tout ce qui est à l'eau pendante du costé du Dauphiné Ludwig XIV. Der Name Piemont, welcher Land am Fuße der Berge bedeutet, wurde so bis auf den Kamm der Alpen ausgedehnt.

Die 1713 abgetretenen Thäler bilden zwei verschiedene Gruppen, die gesondert besprochen werden müssen.

Bardonnêche; Thal der Dora Riparia; Thal von Fenestrelle. Diese nicht sehr ausgedehnte katholische und französische Region liegt zwischen der französischen Grenze und den Waldenser-Thälern. Der Reisende durchfährt sie, wenn er aus dem Tunnel von Modane kommend nach Susa und weiter nach Turin fährt. Bardonnêche und Oulx sind Stationen. Cesana (Césanne) und Fenestrelle liegen weiter südlich; ersteres auf halbem Wege zwischen dem (französischen) Briançon und Oulx. Fenestrelle ist eine starke, das Thal des Cluson sperrende Feste. Zur Zeit der Abtretung, 1713, als das „Prinzip der Nationalitäten" noch nicht erfunden war, hatten diese Thalbewohner nicht zu leiden; auch waren die Herzöge von Savoyen so gut italienische wie französische Fürsten, da ihre Staaten teilweise französisch waren. Das Französische behielt sein altes Recht. Noch im königlichen Dekret vom 30. Juni 1854 wird den Kantonen Césanne und Oulx der amtliche Gebrauch der französischen Sprache zugestanden. Die Italienisierung begann 1861 und war hier leichter, als im Thale von Aosta, wo eine feste Masse entgegenstand. Außerdem standen diese Thäler unter italienischen Bischöfen. Der Unterricht und der Militärdienst bewirken

die Ausbreitung der Kenntnis der italienischen Sprache. In der Kirche herrscht das Französische und die italienischen Hirtenbriefe des Bischofs werden der Gemeinde übersetzt. Die Bewohner sind schon zweisprachig und das junge Geschlecht bevorzugt das Italienische. In Bardonnèche, wo jedermann französisch versteht, gewinnt das Italienische täglich an Boden; es ist hier eine italienische Sommerfrische.

Das Thal von Château Dauphin. Abseit von den Verbindungswegen bildet es, südlich vom Monte Viso, ein wenig besuchtes und wenig gekanntes Ländchen. Hier haben im oberen Thal der Varaita in Pont=Chanal, Bellino und Château Dauphin bis zum Jahre 1850 die Priester noch französisch gepredigt. Heute geschieht dieses in italienischer oder piemontesischer Sprache. Der letztere Dialekt wird von den Leuten besser verstanden, da er sich der lokalen Mundart nähert. Bis zu jenem Datum wurde das Französische auch in den Sitzungen der Gemeinderäte gebraucht. Das Volk spricht mit Vorliebe seine Mundart, doch findet man auch Leute, die fließend französisch sprechen und lesen. Die einheimische Bevölkerung lebt von Landwirtschaft und Viehzucht; sie ist arm und fleißig. Viele wandern auf Arbeit nach dem südlichen Frankreich.

In den höchsten Thälern der Maira und Stura sollen sich auch noch einige französische Elemente befinden.

Holzfiguren von den Salomoinseln.

Von Richard Andree.

Die ethnographische Abteilung des städtischen Museums zu Braunschweig enthält eine kleine Sammlung von Gegenständen aus Australien und der Südsee, welche Herr Gerhard Krefft in Sydney im Jahre 1871 hierher sendete. Darunter befinden sich, bezeichnet mit Nr. 49, 50 und 51, die hier abgebildeten drei Holzfiguren. Bei der vergleichsweisen Seltenheit ethnographischer Gegenstände von den Salomoinseln in unsern Museen und dem Interesse, welches sich an derartige Figuren aus Melanesien knüpft, hielt ich es für angezeigt, dieselben hier abzubilden und deren Bedeutung zu besprechen.

Nr. 49. Als Schiffsgötze bezeichnet, ist im ganzen 45 cm hoch und am oberen Ende 16 cm breit. Die Figur allein ist 26 cm hoch, steht in einem Rahmen, der mit einer Zickzackverzierung versehen ist und hält sich mit beiden Händen an diesem fest. Der Sockel ist, wie die Abbildung zeigt, vielfach ornamentiert. Die Figur erscheint, bis auf einen Gürtel um die Hüfte, unbekleidet; auf dem Unterleibe Striche, die wohl Tätowierung andeuten sollen. Der Kopf zeigt den echten Typus melanesischer Schnitzereien mit starker, langer Nase, weit vorspringendem Unterkiefer, breitem, mit vielen Zähnen besetzten Munde. Die Ohren, mit großen Ohrlappen, springen breit hervor. Um das Haar darzustellen, sind in dicht bei einander stehende Vertiefungen mit einer harzigen Masse kleine stachelige Samenkörner auf dem Kopfe dicht nebeneinander eingesetzt, welche wie einzelne Büschelchen aussehen. Das ganze ist aus einem einzigen Stücke harten Holzes gearbeitet. (Vergl. Fig. 1 u. 1 a.)

Nr. 50. „Götze“. Weit roher als die vorige ausgeführte 11 cm lange Figur; im Gesichte Tätowierungsstriche. Das Haar wie bei Nr. 49 durch Samenkörner hergestellt. Desgleichen ein um Wangen und Kinn herumlaufender Bart. Der Mund ist klein. Die Augenbrauen und die Nase sind durch einen rohen zusammenhängenden Wulst gebildet. (Vergl. Fig. 2.)

Nr. 51. „Götze.“ Kleine Figur aus hartem Holz, nur ein Kopf auf glattem Stiele, das ganze 8,5 cm lang. Der Kopf zeigt den Typus wie Nr. 49. Die Augen sind durch zwei rautenförmige Perlmutterstückchen mit frei gelassener Pupille gebildet. Der Kopf trägt eine runde Bedeckung ohne Rand. Der Stiel ist seiner ganzen Länge nach ausgehöhlt; am Hinterkopfe führt die 1 cm breite Öffnung in denselben hinein, so daß diese Figur vielleicht zur Aufbewahrung eines Pulvers (beim Betelkauen?) diente. (Vergl. Fig. 3 a u. b.)

Ehe ich auf die Bedeutung dieser Figuren, die nach dem Einsender „Götzen“ darstellen sollen, eingehe, will ich beibringen, was zur näheren Beleuchtung derselben dienen kann. Die Deutung der Striche auf dem Unterleib u. s. w. als Tätowierung gründet sich auf diese allgemein bei beiden Geschlechtern auf den Salomoinseln vorkommende Sitte (Guppy, The Solomon Islands and their Natives. London 1887, p. 135). Es ist dort ferner Sitte, daß die Ohrläppchen durchbohrt werden und die Löcher durch fortwährende weitere Ausdehnung bis zur Größe eines Zweimarkstückes gelangen, in die man Scheiben aus weißem Holz einsetzt oder in denen man Pfeifen aufbewahrt (Guppy, S. 133); daher die Bildung des Ohres bei Fig. 1. Von Interesse ist die kunstvolle Darstellung des Haares bei Fig. 1 u. 2, wodurch die Natur nachgeahmt werden soll. Man könnte glauben, daß hier längere Haare der Wirklichkeit mehr entsprächen, allein Guppy (S. 116) belehrt uns, daß das Haar auf den Salomoinseln sehr verschieden getragen wird: wollig, perrückenartig, teilweise buschig und ganz buschig und zwar bei beiden Geschlechtern. Offenbar haben wir bei unsern Figuren es mit der „wolligen“ Form der Haartracht zu thun, welche ganz an die Neger erinnert und von der Guppy sagt, sie sei somewhat resembling that of the hair of the african negro, und vom Haare der „Buschleute“ im Inneren sagt er (Seite 121), its surface has often a peculiar appearance from the hairs arranging themselves in little knobs. Also wie bei unsern Figuren.

Ähnliche Figuren sind schon anderweitig in unsre ethnographischen Museen gelangt. So finden wir auf Tafel I. der dritten Abteilung des anthropologischen Teils des Novarareisewerks (Wien 1868) unten ein „Idol von den Viti=Inseln“, welches einen Kopf zeigt, fast ganz so, wie ihn bei uns Fig. 1 trägt. Es lassen sich auch auf der Photographie genau die kleinen stacheligen Samenkörner erkennen, welche das Haar vorstellen, und die Augen sind durch eingelegte Perlmutterschale gebildet, die charakteristisch für Arbeiten von den Salomoinseln ist. Bereits Schmeltz (Katalog des Museum Godeffroy 187) hat auf die fehlerhafte Bestimmung dieses Schnitzwerkes, als von Viti stammend, hingewiesen. Auf letzteren Inseln sind derartige Holzschnitzereien unbekannt.

Ganz dieser im Novarawerke abgebildeten Schnitzerei, welche nur das Bruststück einer Figur mit vorgeschobenen Armen wiedergiebt, gleicht ein „Schiffsgötze“ bei Guppy (Seite 74, Fig. 10). Er zeigt im Profil viel Ähnlichkeit mit unsrer Fig. 1, hat ähnliche große Ohren, die Augen bestehen aus eingelegtem Perlmutter, ebenso verschiedene bogenförmige Verzierungen im Gesichte, gebildet aus aneinander hängenden Z=förmigen Ornamenten. Dieser „Schiffsgötze“ stammt von der Bougainvillestraße. Guppy (Seite 149) sagt darüber: „Der Schnabel der Kähne ist, gerade über der Wasserlinie, oft mit einer kleinen mißgestal=

Fig. 1. Fig. 1 a.

Fig. 3 a. Fig. 2. Fig. 3 b.

Holzfiguren von den Salomoinseln. Städtisches Museum in Braunschweig.

teten hölzernen Figur versehen, welche die kleine Schutzgottheit darstellt, die verborgene Felsen sieht und vor herannahenden Feinden warnt. Zuweilen ist die kleine Gottheit doppelköpfig, so daß sie wachsam nach hinten und vorne schauen kann, dann wird sie auf den hohen Schnäbeln der Kähne angebracht."

Es handelt sich nun um die Deutung der drei abgebildeten Figuren. Sind dieselben wirklich „Götzen", wie der

Einsender, Gerhard Krefft, sie bezeichnete? Sicher wurden sie ihm wohl von einem Schiffer, der Arbeiter von den Salomoinseln nach Australien brachte, unter dieser Bezeichnung übergeben. Allein dem stehen einige Bedenken gegenüber. Guppy, dem wir das schöne Werk über die Salomoinseln verdanken, lehnt es ab, auf die religiösen Verhältnisse der Eingeborenen einzugehen. Hier ist nun der beste Kenner Codrington (Religios beliefs in Melanesia. Journal Anthropological Institute X, 261 ff.), und dieser, der als Missionar Ursache hatte, auf Götzenbilder zu achten, weis von solchen auf den Salomoinseln nichts zu berichten. Er giebt uns sehr genaue Kunde von den Tindalos, den Ataros, den Geistern von Abgeschiedenen, die verehrt werden, aber diese sind stets unkörperlich gedacht. Er erzählt (Seite 302), daß die Geister wohl in Gestalt von Fischen, namentlich Haifischen gemalt werden, daß man Schlangen, Alligatoren, Haie, Steine als heilig verehre, daß man Opfer an Schweinen und Menschen darbringe, aber von hölzernen Götzen ist keine Rede. Ebensowenig finde ich dieselben bei dem katholischen Missionar Verguet erwähnt (Arossi ou San Christoval in Revue d'Ethnographie IV, 193).

Durch ganz Melanesien findet man geschnitzte Holzfiguren von verschiedenster Größe, welche sich mit den hier abgebildeten vergleichen lassen. Nur auf den Viti-Inseln scheinen sie zu fehlen, wenigstens sind von dort nur zwei kleine Doppelfigürchen aus Walfischzahn bekannt geworden, Unica, die mir ganz den Charakter eingewanderter Stücke zu tragen scheinen und an denen viel Unaufgeklärtes haftet, so daß sie einer neuen gründlichen Betrachtung wert wären. (Vergl. Kleinschmidt im Journal des Museum Godeffroy, Heft XV, S. 281 u. Tafel 16.)

Am nächsten stehen wohl unseren Figuren die Korwars aus dem westlichen Neu-Guinea, die aus dunklem Holze geschnitzten kleinen Bildnisse Verstorbener, bei deren Anfertigung durch den Zauberer (zugleich Arzt) die Verwandten zugegen sind und in denen der umherirrende Geist der Verstorbenen eingefangen wird. Der Korwar findet, als Gegenstand der Verehrung, sorgfältige Aufbewahrung (A. B. Meyer, Notizen über Glauben und Sitten der Papuas. Dresden 1875). Otto Finsch, dem wir über Neu-Guinea und Melanesien so treffliche Arbeiten verdanken, weist stets die Deutung der dort vorkommenden Holzfiguren als „Götzen" auf das Entschiedenste zurück. Die Telums, hölzerne Figuren an der Astrolabebai, deutet er als geschichtliche Denkmale berühmter Personen; auch die zahlreichen kunstvoll geschnitzten Figuren an den Dschelum (Tabuhäusern, ganz wie an den Tabuhäusern der Salomoinseln) des Friedrich-Wilhelms-hafens, die Gabiangbildsäule am Finschhafen erklärt er nicht als Götzen, sondern faßt sie als Ahnenbilder auf. (Finsch, Samoafahrten. Leipzig 1888, S. 49 und 74.) Desgleichen hängen nach ihm die Kulap genannten bemalten Holzfiguren eigenen Stiles an den Tabuhäusern Neu-Islands mit dem Ahnenkultus zusammen, sie stehen in Beziehung zum Geisterglauben, haben aber mit verehrten Götzen nichts zu thun. (Finsch in Annalen der K. K. naturhistorischen Hofmuseums, Band III, 131. Wien 1888.)

Eine einzige andre Deutung erfuhr Elton von den Holzfiguren: sie wurden in den Tabuhäusern und Yamspflanzungen zur Abwehr böser Geister aufgestellt (Journ. Anthrop. Instit. XVII, 98), dienten also nach weltbekannter Sitte ähnlich wie die germanischen Neidstangen.

So sind wir auch geneigt, die kleinen Holzfiguren von den Salomoinseln nicht als Götzen aufzufassen, denen eine direkte Verehrung dargebracht wird, und die eine Gottheit, begabt mit besonderen Eigenschaften, darstellen, sondern eher als Ahnenbilder. Religiösen Inhalts entbehren sie darum nicht*).

*) Anmerk. Gerhard Krefft, der Einsender der Holzfiguren, war ein geborener Braunschweiger, der 1850 nach Melbourne kam, verschiedene Reisen in Australien zu naturwissenschaftlichen Zwecken unternahm und 1881 als Curator des Museums in Sydney starb.

Die Ehe zwischen Blutsverwandten.

Von Prof. G. A. Wilken.

I.

In seinem Werke über die Ehen unter Blutsverwandten[1]) sagt Dr. Van der Stok: „Es ist eine unbestreitbare Wahrheit, daß bei geschlechtlicher Vermischung beide Teile ihre ganzen erblichen Krankheiten und Gebrechen auf ihre Nachkommenschaft vererben. Das Kind ist das Ergebnis sowohl der guten als der schlechten Eigenschaften, der körperlichen wie der geistigen, die seinen Eltern zu eigen sind. Wenn nun die Eltern Blutsverwandte sind, ist dann die Blutsverwandtschaft als solche im stande schlechte Eigenschaften oder Gebrechen, welcher Art sie auch sein mögen, in der Nachkommenschaft zu erzeugen, ja zu schaffen? Können so, mit anderen Worten, Ehen zwischen Blutsverwandten, abgesehen von der gewöhnlichen krankhaften Vererbung, allein und ausschließlich durch die Weglassung fremden Blutes, eine besondere Ursache der organischen Degeneration der Nachkommen sein, einer Degeneration, die dann für ihr Teil schädlich wirkt auf die Fortpflanzung der Art?" Dieses die Frage, die Herr Van der Stok zu lösen bemüht ist.

Wenige Jahrzehnte sind erst darüber vergangen, daß sowohl bei Ärzten als bei Laien die Meinung allgemein gültig war, daß konsanguine Ehen schädlich seien: die Eltern sollten ihre guten Eigenschaften auf die Kinder nicht übertragen, dagegen aber — selbst wenn sie ganz gesund waren — die Gesellschaft mit schwachen, kränklichen, entarteten Kindern belasten, die dann später, wenn sie sich verheirateten, wiederum ein schwaches Geschlecht erzeugten. Indessen hat sich dieser Ansicht gegenüber langsam eine andre herangebildet. Im Gegensatz zu den Antikonsanguinisten, den Gegnern der Ehen unter Blutsverwandten, stehen jetzt die Konsanguinisten. Letztere behaupten, daß die Gefahr, die man in den Ehen unter Blutsverwandten für die Nachkommenschaft sieht, keineswegs besteht, daß der Vollzug solcher Ehen an und für sich nicht die Tendenz besitzt, Entartung zu erzeugen. Kommt jedoch bei konsanguinen Ehen wirklich ungünstig veränderte Nachkommenschaft vor, so ist dieses so zu erklären, daß die Konsanguinität in den Nachkömmlingen die individuellen — körperlichen oder geistigen — krankhaften Eigenschaften der Aszendenten verstärkt und zur Entwickelung bringt. Darum soll es, mit Rücksicht auf die Kinder, zuweilen selbst vorzuziehen sein, eine Blutsverwandte zu heiraten, als eine fremde, deren Gesundheitszustand man nicht kennt.

Ist es nun schon für den Arzt schwer, zwischen Konsanguinisten und Antikonsanguinisten zu entscheiden, wieviel mehr für den Laien. Doch ist in der letzten Zeit soviel

[1]) Huwelijken tusschen bloedverwanten, historisch-ethnographisch-kritisch beschouwd en getoetst aan de wetten der herediteit. s'Gravenhage, M. Nijhoff, 1888.

thatsächlicher Stoff zu Tage gefördert worden, daß die Ansichten der Konsanguinisten an Wert sehr gewonnen haben. Es ist zunächst hervorzuheben, daß, mit Rücksicht auf die Lehre von der Erblichkeit, sie auf einem festeren Boden stehen als ihre Gegner, die Antikonsanguinisten. Bei Lichte besehen ist die Ansicht der letzteren mit dieser Lehre im Widerspruch. Comment, ruft Boudin aus, voilà des parents consanguins, pleins de force et de santé, exempts de toute infirmité appréciable, incapables de donner à leurs enfants ce qu'ils ont, et leur donnant au contraire ce qu'ils n'ont pas, ce qu'ils n'ont jamais eu, et c'est en présence de tels faits que l'on ose prononcer le mot hérédité. Doch mit Redensarten, wenn sie auch noch so logisch sind, kann die Frage nicht gelöst werden. Nur auf Beobachtungen können wir uns da stützen. So haben denn auch die Konsanguinisten eine Reihe von Thatsachen gesammelt, aus denen die Unschädlichkeit konsanguiner Ehen hervorgeht. Ich will daher versuchen, hier einige dieser Thatsachen mitzuteilen.

Es liegt auf der Hand, daß, wenn die Ansicht der Antikonsanguinisten richtig wäre, in den Gemeinden, die freiwillig oder gezwungen isolirt sind und deren Glieder stets untereinander heiraten, sich ein geistiger und körperlicher Rückgang der Menschen zeigen müßte. Dieses ist aber keineswegs der Fall, wie die Untersuchungen in solchen isolirten Gemeinden dargethan haben. Öfter schon erwähnt, selbst in Handbüchern der Völkerkunde, sind die Beobachtungen des französischen Arztes August Voisin in der Gemeinde Batz, die nördlich von der Loiremündung auf einer Halbinsel liegt und von Felsen umgeben ist. Die 3300 Einwohner haben einen äußerst beschränkten Umgang mit der Außenwelt und Ehen unter Blutsverwandten kommen sehr häufig vor. „Es bestehen, sagt Voisin, gegenwärtig (1864) 46 Ehen zwischen Blutsverwandten, nämlich 5 zwischen vollen Neffen und Nichten (vierter römischer Grad der Verwandtschaft), 31 zwischen Kindern von vollen Neffen und Nichten (sechster römischer Grad) und 10 zwischen Neffen und Nichten im vierten kanonischen (achten römischen) Grad.“ Trotzdem fand Voisin keinen einzigen Fall der Übel, die man gewöhnlich als den Ausfluß konsanguiner Ehen betrachtet; im Gegenteil, der Gesundheitszustand bei Alt und Jung war ein ausgezeichneter. Aus den 5 Ehen zwischen vollen Neffen und Nichten entstammten 23 Kinder, die sämtlich ganz gesund waren. Die 31 Verbindungen zwischen Kindern von vollen Neffen und Nichten (sechster römischer Grad) brachten 120 Nachkömmlinge hervor, sämtlich ohne angeborene Gebrechen. Dasselbe war der Fall mit den 29 Kindern, die aus den übrigen 10 Verwandtenehen hervorgegangen waren. Unter den 46 konsanguinen Ehen waren nur 2 kinderlos; die übrigen 44 besaßen zusammen 172 ganz gesunde Kinder. Cette étude, sagt Voisin am Schlusse seiner Abhandlung, m'a laissé convaincu, que la consanguinité n'est nullement préjudiciable aux enfants, lorsque le père et la mère n'ont aucune diathèse, aucune maladie héréditaire, sont de belle santé, de forte constitution, dans de bonnes conditions climatériques et hygiéniques, et que, dans ces cas la consanguinité ne nuit d'aucune façon au produit et à la race, mais, au contraire, exalte les qualités, comme elle ferait les défauts et les causes de dégénérescense.

Auch anderweitig sind solche Untersuchungen, wie Voisin sie in Batz anstellte, vorgenommen worden und stets hat sich die Unschädlichkeit der Verwandtenehen im höheren oder geringeren Grade ergeben. In Holland hat unter anderen Dr. Polijn Büchner den Gesundheitszustand der 1859 geräumten Insel Schokland in der Zuidersee eingehend untersucht. Diese Insulaner zeigten in bezug auf Körperbau und Gesichtszüge eine auffallende Übereinstimmung. Die alten Taufbücher und späteren Standesregister bewiesen denn auch schlagend, daß die Schokländer seit Jahrhunderten immer untereinander geheiratet hatten. Dabei muß noch besonders hervorgehoben werden, daß die nur 600 bis 700 Seelen zählende Bevölkerung in Katholiken und Protestanten geschieden war, und daß die beiden Glaubensbekenntnisse es streng vermieden untereinander zu heiraten, wodurch natürlich der Kreis, in dem man heiratete, noch viel kleiner wurde. Was war nun das Ergebnis aus den im engeren oder weiteren Grade unter Blutsverwandten geschlossenen Ehen? Von irgend einer Entartung war keine Rede. Die Schokländer waren im Gegenteil, nach Dr. Büchners Beschreibung, sehr kräftige, breitschulterige, gesunde Menschen, ohne hervortretende Anlage für konstitutionelle Krankheiten. Auch die Kinder waren gesund und geistig gut entwickelt. Die zwei auf der Insel angestellten Lehrer versicherten Dr. Büchner, daß sie während ihrer 25 jährigen Wirksamkeit unter ihren Schülern nicht ein schwachsinniges oder einfältiges Kind gehabt hätten.

Nicht weniger belangreiche Auskünfte haben die Beobachtungen in einigen Fischerdörfern an der schottischen Küste geliefert. Die Bewohner an diesen Küsten bilden nach Huth [1]) eine besondere Rasse, die höchst selten mit den Bauern der Umgegend Ehen eingeht, aber so stark untereinander heiratet, daß in einer Gemeinde nur eine oder zwei Familien bestehen, die dann durch Spitznamen voneinander unterschieden werden. Aber eine klügere und kräftigere Menschenart als diese Fischer kann man sich kaum vorstellen. Merkwürdig ist, was Huth aus dem halbwegs zwischen Whitby und Saltburn gelegenen Dorfe Staithes mitteilt. Bis vor kurzem lebten dessen Bewohner in vollständiger Vereinzelung und so sehr waren sie darauf angewiesen gewesen, untereinander zu heiraten, daß alle mehr oder minder miteinander verwandt waren und dieselbe Familienähnlichkeit zeigten. Doch auch hier hatten die Blutsverwandtschaftsehen keinerlei übeln Einfluß gezeigt. Alle Männer wohlgebaut und kräftig, die Frauen schlank und gefällig, die Kinder so geweckt wie nur irgendwo im Vereinigten Königreiche.

Die hier aufgeführten Beispiele könnten vermehrt werden; indessen verweise ich dieserhalb auf die Werke von Van der Stok und Huth, um auf die bezüglichen Verhältnisse im Indischen Archipel überzugehen. Im Südosten von Lebak (Residentie Bantam, Westjava) wohnt in dem vom Tji-Udjung durchströmten Thale als lebendige Antiquität der Stamm der Baduwis. Es sind echte Sundanesen, die jedoch den Islam nicht angenommen haben, ein geringes Überbleibsel von dem Teile der Bevölkerung, der sich bei der Einführung der neuen Lehre in der zweiten Hälfte des 15. Jahrhunderts dagegen hartnäckig auflehnte und mehr und mehr nach den unzugänglichsten Winkeln des Gebirges zurückzog. Doch nicht allein dem Gottesdienst ihrer heidnischen Vorfahren sind die Baduwis treu geblieben, auch die alten Sitten und Gebräuche sind von ihnen treu bewahrt worden. Die von diesen Menschen bewohnten Dörfer werden in Innen- und Außendörfer unterschieden. Die Bewohner der Innendörfer, die Djelema-dalem, halten sich streng gesondert. Nur die Frauen dürfen die Außendörfer besuchen, doch nicht länger als 24 Stunden. Umgekehrt dürfen die Fremden in die Binnendörfer nicht kommen; ausgenommen hiervon sind die Baduwis der Außendörfer, die Djelema-luwar, doch dürfen diese nur eine Nacht weilen. Diese Djelema-luwar bestehen namentlich aus solchen Leuten, die etwas verbrochen haben und deshalb aus den

[1]) Huth, The marriage of near kin considered with respect to the laws of nations, the results of experience and the teachings of biology. Zweite Auflage 1887.

Binnendörfern verstoßen sind. Außerdem findet man unter ihnen noch eine andere Klasse von Leuten. Die Anzahl der Djelema-dalem darf nun nie mehr als 40 Gesinde oder Hauswesen betragen. Wird diese Anzahl dadurch überschritten, daß durch Heirat ein neues Gesinde entsteht, so wird dieses zeitweise nach den Außendörfern verwiesen. Mischehen zwischen Baduwis und anderen kommen höchst selten vor. Ereignet es sich einmal, daß eine Baduwifrau einen Mohammedaner zum Manne nimmt, so tritt sie zum Islam über und geht damit für die Gemeinde verloren. Der umgekehrte Fall, daß ein Baduwi eine Mohammedanerin geheiratet hätte, ist noch nicht vorgekommen. Trotzdem nun, daß im Verlaufe von vier Jahrhunderten diese geringe Anzahl von Leuten, die aus nur 40 Gesinden besteht, sich nur in der engsten Konsanguinität fortgeflanzt hat, bilden sie eine kräftige Rasse. Die Männer, sagt Kruseman [1], der sie kürzlich besuchte, sind alle kräftig gebaut und groß, mit regelmäßigen und freundlichen Gesichtszügen, stark gewölbter Stirn, während die Frauen einen kräftigen, schlanken Bau und ein offenes Gesicht haben. Gebrechliche und Mißgestaltete scheinen so gut wie gar nicht unter ihnen vorzukommen. „Ich sah, berichtet Kruseman, nur eine Frau mit Kropf und einen mit Elephantiasis behafteten Mann, die in dessen Familie erblich war.“ Außerdem, und dieses spricht auch nicht für eine Verschlechterung des Stammes, führen die Baduwis ein eingezogenes Leben und zeichnen sich durch Aufrichtigkeit und treuen Sinn aus; fast nie begehen sie Verbrechen; sie zahlen regelmäßig ihre Steuern und sind die gehorsamsten Unterthanen der Regierung.

Aus diesen Beispielen kann der Leser ersehen, wie es möglich ist, daß sich ein Menschengeschlecht, ohne Spuren von Entartung zu zeigen, während einer langen Zeit durch konsanguine Ehen fortpflanzen kann. Doch nicht nur, wie in den angeführten Fällen, wo es sich um abgesonderte Gemeinden handelt, die in der Verehelichung auf sich selbst angewiesen sind, kommt dieses vor. Man weiß, daß bei ganzen Völkern Ehebündnisse unter Blutsverwandten nicht allein nicht verboten sind, sondern geradezu gerne eingegangen wurden. Auch hier zeigt sich keine Entartung im Gefolge. Es ist ganz außer Zweifel, daß die alten Perser ein kräftiges Volk waren und doch bestanden bei ihnen keinerlei Verbote in bezug auf blutsverwandte Ehen. Nicht allein Brüder und Schwestern heirateten bei ihnen untereinander, selbst Vater und Tochter, Mutter und Sohn; ja für besondere geistliche Ämter wurden geradezu Personen verlangt, die aus solchen Verbindungen hervorgegangen waren [2].

Ebensowenig kannten die alten Ägypter Ehehindernisse. Bei den Fürsten kamen Ehebündnisse mit den Schwestern vielfach vor, was namentlich im Geschlechte der Ptolemäer der Fall war. Nun hat man wohl den baldigen Verfall dieser Dynastie den konsanguinen Ehen zugeschrieben, allein nach Huth mit Unrecht. Dieser beweist aus einer genealogischen Tafel (Seite 35 seines angeführten Werkes), daß Sterilität und kurze Lebensdauer nicht die Folgen dieser Ehen waren. Auch zeigt uns die Geschichte keineswegs, daß die Glieder dieser Familie mehr Krankheiten unterworfen waren oder geringere geistige Gaben besaßen als andre. Im Gegenteil, einige von ihnen waren körperlich und geistig vorzüglich entwickelt. Man denke nur an Kleopatra, die die Tochter aus einer Bruder- und Schwesterehe war, die Urenkelin von einem andren Bruder- und Schwesterpaar, die Ururenkelin von Berenice, die gleichzeitig Nichte und Schwester ihres Ehegemahls war.

Bekannt ist ja auch, daß die alten Peruaner ohne Rücksicht auf Blutsverwandtschaft Mutter, Schwester und Tochter ehelichten. Die Kinder des ersten Inka heirateten untereinander und seit dieser Zeit war die erste Frau des Inka immer seine Schwester, damit das Blut des königlichen Stammes rein erhalten bliebe. Nach diesem königlichen Vorbilde sollen auch die Krieger ihre Schwestern geheiratet haben. Und fern davon, daß hierdurch ein geistiger und körperlicher Verfall verursacht worden wäre, fand man bei den alten Peruanern die schönen Künste zu einem hohen Grade entwickelt; das Volk widerstand mit solcher Tapferkeit und Kraft den spanischen Angriffen, daß die Eroberer mehr als einmal gefährlich in die Enge getrieben wurden.

Den vorstehenden, von Huth und Van der Stok angeführten und weiter bekannten Beispielen wollen wir noch einige andre hinzufügen. Was die Antikonsanguinisten an erster Stelle verurteilen, auch deswegen, weil die Gesetzgebung der meisten Länder dieses zuläßt, das sind die Ehen zwischen vollen Neffen und Nichten, Bruder- und Schwesterkindern. Es sind nun gerade diese Ehen, die bei einigen Völkern oft geschlossen werden. So, um einen Stamm aus dem indischen Archipel zu nennen, besteht bei den Bataks von Sumatra der Brauch, mit Vorliebe seine Base, die Tochter des Ohms von Mutterseite her, zu heiraten. Dieses war seit uralter Zeit die Regel und ist noch heute so allgemein, daß boru-ni-datulang, Tochter des Mutterbruders, der Ausdruck geworden ist, mit dem der Mann seine Verlobte oder Frau anredet, selbst wenn sie nicht in diesem Verwandtschaftsgrade zu ihm steht, während umgekehrt die Frau ihren Mann oder Geliebten „Sohn von Vatersschwester“, nämlich ibebere-ni-damang nennt. Dennoch kommen die Krankheiten und Gebrechen, die im Gefolge konsanguiner Ehen auftreten sollen, wie Kretinismus, Idiotismus, Taubstummheit, Sterilität, bei den Bataks äußerst selten oder überhaupt nicht vor [1]; ja im allgemeinen kann von diesem Volke behauptet werden, daß es körperlich zu den entwickeltsten im Indischen Archipel gehört. Namentlich ist bei den Bewohnern des Hochlandes von Toba nach Junghuhns Zeugnis [2] der Körper außergewöhnlich kräftig entwickelt, Arme und Beine rund und voll. In dieser Hinsicht unterscheiden sich die Bataks auf das günstigste von den Malayen in den Küstengegenden mit ihrem schwachen Körperbau, eckigen Formen und mageren Gliedmaßen. Unter den Männern, bemerkt Junghuhn weiter, sieht man viele, die anatomisch so wohl geformt sind, daß sie einem Praxiteles zum Modell hätten dienen können.

Ein andres Beispiel liefern die Araber. Ehen mit Basen, namentlich mit einer bint ʿamm, Tochter von einem ʿamm, Oheim von Vatersseite, ist bei ihnen, sowohl den Städtern als den Beduinen, seit alter Zeit Regel. Gerade so wie der Batak nennt der Araber auch seine Geliebte oder Frau „Base“, selbst wenn sie es nicht ist, während der Schwiegervater „Oheim“ genannt wird. Jahrhunderte lang haben die verschiedenen Stämme in Arabien sich so in Kon-

---

[1]) Enkele dagen onder de Baduwis. Indische Gids 1889. I, 113. Vergl. auch Veth, Java III, 123.

[1]) Daß die alten Perser ihre nächsten Verwandten heirateten, geht aus den untrüglichen Zeugnissen griechischer Schriftsteller hervor und ferner aus den Berichten einiger armenischer Autoren aus der Zeit, als die Armenier von den Lehren Zoroasters zu dem Christentum übergingen. Unrichtig scheint aber die Meinung zu sein, daß in den Avesta- und in den Pehlevi-Schriften dergleichen Ehen anbefohlen sind, da die Deutung der Ausdrücke Xwaetvadaϑa (Zend) und Xwêtûk-das (Pehlevi), auf die man sich beruft, unsicher sind. In keinem Falle können diese Wörter „Verwandtenheirat“ bedeuten (Hübschmann, Über die persischen Verwandtenheiraten. Z. D. M. G. 1889, 308).

[1]) Wiewohl Kröpfe in einigen Gegenden der Bataklande endemisch sind, kommt Kretinismus dort überhaupt nicht vor. Ich bemerke dieses ausdrücklich, da diese beiden Übel oft verschwistert sind, so sehr, daß man sogar einen ursächlichen Zusammenhang zwischen beiden angenommen hat. Auch anderweitig im Archipel, wo Struma eine endemische Krankheit ist, kommt Kretinismus nicht vor.

[2]) Junghuhn, Die Battaländer auf Sumatra II, 7.

sanguinität fortgepflanzt; sie sind trotzdem in vieler Hinsicht kräftig und frei von Gebrechen geblieben. Nothwithstanding the affinity in all their wedlock there was none deformed or lunatic of these robust Hill-Beduins, bezeugt der kühne und tüchtige Reisende Doughty [1]). Auch Burton verweist auf die Thatsache, daß die vielen konsanguinen Ehen unter den Beduinen auf die Entwickelung des Volkes keine nachteilige Folgen ausgeübt haben [2]).

Eine schwache und kranke Nachkommenschaft, wonicht überhaupt Kinderlosigkeit soll, nach den Antikonsanguinisten, das Ergebnis der Ehen unter Blutsverwandten sein. Namentlich werden Kretinismus, Idiotismus, Taubstummheit, Blindheit, Rhachitis, Wasserkopf, Skrophulose, Albinismus ꝛc. als Folgen solcher Verbindungen hingestellt. Wir haben aber bereits gesehen, daß diese Übel und Gebrechen gerade in jenen Gemeinden und Landstrichen nicht häufig sind, wo das Schließen konsanguiner Ehen die Regel ist. Doch hat man es bei diesen allgemeinen Wahrnehmungen nicht gelassen und statistische Angaben gesammelt, um den Folgen der Blutsverwandtenehen so gründlich als möglich nachzugehen. Auch aus diesen Untersuchungen ist die Unschädlichkeit jener Ehen hervorgegangen. Daß diese Folgerung scheinbar im Widerspruche mit dem steht, was viele im Kreise ihrer nächsten Bekannten beobachtet haben wollen, läßt sich leicht erklären. Es liegt auf der Hand, daß solche Ehen unter Verwandten, aus denen unglückliche Kinder hervorgingen, lange im Gedächtnis haften bleiben, während solche Ehebündnisse dieser Art, die keine ungünstigen Ergebnisse liefern oder durch nichts Besonderes sich kennzeichnen, schleunigst der Vergessenheit anheimfallen. Sucht man nun nach Beispielen, so kommen die ersteren in die Erinnerung, während die letzteren übersehen werden. Ja so sehr sind viele von der Schädlichkeit konsanguiner Ehen für die Nachkommen überzeugt, daß, wenn sie in einer Ehe tüchtige, gebrechenfreie Kinder sehen, sie es für ganz unnötig halten, die Frage nach der Blutsverwandtschaft der Eltern zu stellen.

Bei der Beurteilung des Wertes von Fällen, aus denen die schlechten Folgen von Ehen unter Blutsverwandten hervorzugehen scheinen, ist noch eins im Auge zu behalten. Wenn nämlich die Theorie von der Schädlichkeit richtig wäre, dann müßte auch aus allen Ehebündnissen zwischen Blutsverwandten eine schwache und kranke Nachkommenschaft hervorgehen. Immer ist die Ursache, die Konsanguinität, vorhanden, es sei denn, man wollte willkürlich annehmen, daß diese Ursache unsicher und ungleichmäßig wirkte. Jeder Fall einer konsanguinen Ehe mit gesunden Kindern ist ein Beweis für das Falsche der antikonsanguinistischen Ansichten. Umgekehrt aber beweist es nichts gegen die Konsanguinisten, wenn aus einer Verwandtenehe ein Kind mit den angeführten Gebrechen geboren wird; ist es doch möglich, daß diese Gebrechen Folgen von vorhandenen hereditären Krankheitskeimen oder anderen schädlichen Einflüssen sind, die mit der Konsanguinität nichts zu thun haben.

Für den ersten Fall führt Herr Van der Stok ein schlagendes Beispiel an. Unter den Antworten, die Dr. Sasse auf seine Anfragen an die Ärzte Hollands bezüglich der Schädlichkeit der Verwandtenehen erhielt, war auch eine sehr ungünstige, die sich auf eine Ehe zwischen Vetter und Base bezog. Aus dieser Ehe waren elf Kinder hervorgegangen und von diesen lebten nur noch ein Sohn und eine Tochter. Die letztere war sehr nervös und litt am Veitstanz in hohem Grade. Der Sohn war wenig entwickelt, geistig nicht mehr als mittelmäßig. Von den gestorbenen Kindern waren drei in früher Jugend den Masern erlegen; ein zwanzigjähriges an Endocarditis rheumatica, ein sechzehnjähriges an Myelitis; ein fünfzehnjähriges an Peripneumonia cum febre nervosa, ein ganz junges Kind starb an Krämpfen, während von den übrigen die Todesursache unbekannt blieb. Natürlich galt dieses als ein besonders wichtiger Beitrag für die Schädlichkeit der Ehen unter Blutsverwandten. Wie lagen aber die Dinge in Wirklichkeit? Dem Dr. Sasse selbst war eine andere Ehe zwischen Nichtverwandten bekannt, in der acht oder neun von einer großen Anzahl Kinder früh schon gestorben, während einige überlebende sehr schwach und kränklich waren. Es stellte sich jetzt heraus, daß der Mann aus der ersterwähnten konsanguinen Ehe ein Bruder der Frau aus der letzterwähnten Ehe unter Nichtverwandten war. Durch diese beiden war die Familienanlage für Krankheiten auf die Kinder übergegangen und dieses bei der Beobachtung einfach übersehen worden.

Es können gleichfalls, wo sich bei Blutsverwandtenehen schlechte Ergebnisse zeigen, diese die Folgen von allerlei schädlichen Ursachen sein, die mit Konsanguinität nichts zu thun haben. Es ist ja bekannt, wie das Nervenleben der Frau von großem Einflusse auf die Frucht ist. Wir haben hier das sogenannte „Versehen“ im Auge, von dem viele Ärzte gut festgestellte Beispiele mitgeteilt haben. Dieses „Versehen“ besteht in dem Erschrecken der Schwangeren vor einem Gegenstande, einem Tier oder einem Menschen; doch kann es auch die Folge sein von dem andauernden Denken an Etwas, der fortgesetzten Furcht vor Diesem oder Jenem. Die Leute welche länger in Niederländisch-Indien wohnten, werden sich des traurigen und merkwürdigen Falles erinnern, wie die gesunde Frau eines gleichfalls gesunden und wohlhabenden Mannes nacheinander drei blinde Kinder zur Welt brachte, nachdem eine alte eingeborene blinde Frau, der sie ein Almosen abgeschlagen, sie damit bedroht hatte. Die Furcht davor, daß die Drohung zur Wahrheit werden könnte, hatte deren Erfüllung zufolge. So ereignet es sich auch nicht selten, daß eine Schwangere, aus Angst, rothaarige Kinder zu bekommen, gerade solche zur Welt bringt, wenn auch diese Haarfarbe weder in ihrer noch ihres Mannes Familie vorkommt. Um nun, sagt Herr Van der Stok, zu begreifen, welchen Einfluß die Furcht haben kann und unzweifelhaft auch öfter hat, wo es sich um Nachkommenschaft in konsanguinen Ehen handelt, brauchen wir uns nur daran zu erinnern, wie allgemein das Vorurteil gegen solche Ehen bezüglich der Gesundheit der daraus entstammenden Kinder ist. Was ist natürlicher als daß eine mit einem Verwandten verheiratete Frau, bestürmt von guten Freundinnen und von diesen mit Erzählungen von unglücklichen Beispielen aus Verwandtenehen versorgt, selbst sich wegen ihres Kindes ängstigt, sich während der Schwangerschaft alle die Krankheiten vor Augen führt und schließlich einem mit irgend einer solchen Krankheit behafteten Wesen das Leben giebt? Wenn nun dieses Unglück das erste Kind trifft, scheint die Wahrheit der Mitteilungen bewiesen, die Furcht nimmt zu und die folgenden Kinder sind auch mit Übeln behaftet. Auf diese Weise werden die Fälle vermehrt, die mit Unrecht zum Beweise der Schädlichkeit konsanguiner Ehen dienen.

Das Verbot von Blutsverwandtenehen kommt allgemein bei gebildeten wie ungebildeten, bei Kultur- und Naturvölkern vor. Nach dem Vorstehenden bedarf es wohl keines Beweises, daß der Glaube und die Überzeugung von den nachteiligen Einwirkungen der Konsanguinität für die Nachkommen nicht der Grund für dieses Verbot gewesen sein kann. Denn es würde dann von selbst sich die Frage ergeben: woher stammt diese Überzeugung, dieser Glaube? Auf empirischem Wege kann man doch nicht gut dazu gelangt sein. Es ist nicht anzunehmen, daß die Wilden oder die Völker des

[1]) Doughty, Travels in Arabia deserta I, 472.
[2]) Burton, A pilgrimage to El-Medinah and Meccah II, 84.

Altertums die weniger guten Ergebnisse aus Verwandtenehen, die, wenn sie da waren, doch wenig auffielen, bemerkt haben sollen. Daß die Verbote nicht auf Grund der Schädlichkeitstheorie ergingen, ergiebt sich auch daraus, daß — wie wir sehen werden — Ehen unter den einen Verwandten verboten, unter den anderen eben so nahen aber zugelassen wurden. In der That kommt denn auch der Glaube, daß Verwandtenehen schädlich für die Nachkommenschaft seien, bei nur wenigen Völkern vor. Im Altertum findet man bei Indiern, Hebräern, Griechen und Römern keine Spur davon. Und was die Naturvölker betrifft, so wird das, was die Antikonsanguinisten als Folge konsanguiner Ehen angeben, von ihnen ganz andern Ursachen zugeschrieben. Low sagt, daß das Vorkommen der häufigen Geisteskrankheiten bei den Dajaks wohl in der Gewohnheit dieses Volkes, im Stamme d. h. in der Familie zu heiraten, gesucht werden muß. Die Dajaks selbst geben aber eine andre Erklärung an. Sie betrachten die Geisteskrankheit als die Folge einer Übertretung der pemali- oder tabu-Gebote. Unerlaubt, tabu, ist das Essen von Hirschfleisch, und ein Mann, so versicherte man Low, wurde durch Vernachlässigung dieses Gebotes geisteskrank [1]. Auch Albinismus soll Folge konsanguiner Ehen sein. Nach dem Glauben der Niaser aber, der auch anderweitig im Archipel vorkommt, ist der Albino die Frucht aus dem Umgange einer Frau mit einem bela oder bösen Geiste.

Indessen kommt bei einigen wenigen Völkern die Schädlichkeitstheorie dennoch vor. Bei den Europäern ist sie jedoch erst in ziemlich später Zeit zur Begründung der Verbote gegen Verwandtenehen angewendet worden, da man diese anfangs auf ganz andre Weise zu begründen versuchte. Einige, sagt Huth, schreiben die Beschränkung der Furcht zu, daß die Verwandtschaft zu verwickelt werden kann; andre sehen darin eine Maßregel, die verhindern soll, daß die Liebe sich in einem zu engen Kreise konzentriere; andre wieder meinen, daß ohne ein solches Verbot die Ehen in zu jugendlichem Alter geschlossen würden, oder daß die Menschen, wenn ihnen dazu die Freiheit gelassen würde, stets in der Familie heiraten würden, um das Eigentum zusammenzuhalten; wiederum nach andern soll „natürliche Scham“ der Grund sein, während nicht wenige sich einfach auf das göttliche Gebot berufen. Theodor Beza, der feurige Anhänger Calvins, verweist auf die Verwirrung, die in der Verwandtschaft entstehen müßte, wenn alle Ehen erlaubt wären, wenn z. B. Vater und Sohn zwei Schwestern, oder eine Tochter und deren Mutter heiraten könnten. Anders der englische Bischof Jeremias Taylor. Dieser legt vor allem Nachdruck auf das Widernatürliche der Verheiratung einiger Blutsverwandten, die er mit dem Zurückfließen eines Stromes nach seiner Quelle vergleicht. Der erste, welcher die Schädlichkeit der Blutsverwandtenehen für die Nachkommenschaft zur Begründung des Verbots derselben heranzog, scheint Papst Gregorius I. gewesen zu sein. An den zur Bekehrung der Angelsachsen ausgesandten Benediktinermönch Augustinus schreibt er um 605: „Ein weltliches Gesetz des römischen Staates läßt es zu, daß der Sohn und die Tochter von einem Bruder und einer Schwester oder von zwei Brüdern oder zwei Schwestern sich miteinander verheiraten. Die Erfahrung lehrt uns aber, daß das Erzeugnis aus solchen Ehen nicht gedeihen kann.“ Noch deutlicher findet man die Schädlichkeitstheorie in den Capitularia Regum Francorum ausgedrückt. Hier heißt es, daß aus den Ehen unter Verwandten „Blinde und Krüppel, Krumme und Triefäugige, oder mit ähnlichen andern Gebrechen Behaftete“ hervorgehen. Anfangs nur durch einige Wenige verkündigt, ist dann diese Theorie allmählich allgemeiner geworden.

Die Lehre, daß konsanguine Ehen schädlich seien, die bei uns sich so langsam gebildet und festen Fuß gefaßt hat, kommt, gepaart mit dem Verbote gegen solche Ehen, auch bei einigen halb- und ungebildeten Völkern vor. Natürlich können wir auch hier annehmen, daß die Lehre nach dem Verbot entstanden und nicht, wiewohl dieses gewöhnlich so angenommen wird, diesem vorausgegangen ist. Nach der Schöpfung, so erzählen die Eingeborenen vom Cooper's Creek in Süd-Australien, verheirateten sich Brüder, Schwestern und andre nahe Blutsverwandte untereinander, bis daß die schlechten Früchte solcher Ehen sich offenbarten und die Häuptlinge darüber berieten, was gethan werden müsse, um dem Übel zu wehren. Das Ergebnis war, man müsse sich an den großen Geist Muramura wenden. Dieser verordnete, daß das Volk in eine Anzahl von Stämmen geschieden werden solle, die durch besondere Namen sich auszeichneten, entlehnt von Tieren, wie Hund, Maus, Emu, Leguan u. s. w., und daß die Glieder desselben Stammes nicht untereinander heiraten dürften. So darf ein Emu-Mann eine Emu-Frau nicht heiraten, er muß sich ein Weib aus dem Hunde-, Maus- oder Leguanstamme nehmen [2].

Wichtiger schon ist es, daß auch bei den Arabern die Schädlichkeitstheorie besteht. Ein Ausspruch im Hadith, der geweihten Überlieferung, lautet: „Heirate unter Fremden, damit du keine schwache Nachkommenschaft zeugst!“ Die Araber meinen damit, daß Kinder, aus Ehen unter Blutsverwandten geboren, schwach und hager sind. Auch in den späteren Rechtsbüchern findet man dieser Ansicht Ausdruck gegeben, so thut dieses Badjuri in seinem Kommentar zum Ibn Qâsim. Will man, so sagt er, eine edle Zucht erlangen, dann muß man in die Fremde heiraten, wie man gute Früchte erhält von einem Zweige, der auf einen fremden Stamm gepfropft ist. Ebenso wird die Ehe mit der bint-ʿamm, der Tochter des Ohms von Vatersseite, abgeraten, wiewohl dieses, wie wir früher gesehen haben, seit alten Zeiten Regel und ohne schädlichen Einfluß für die Nachkommenschaft gewesen ist. „Er ist, so singt ein Dichter, um seinen Helden zu preisen, ein Jüngling, der nicht aus einer bint-ʿamm oder nahen Verwandten geboren ist, so daß er schwach wäre, denn nur die Sprößlinge aus Blutsverwandten sind schwach“ [3].

Endlich müssen auch die Chinesen noch erwähnt werden. Ein alter Brauch verbietet ihnen, jemanden zu heiraten, der denselben Familiennamen, sing, trägt. Alte arabische Reisende aus dem neunten Jahrhundert [4], die von dieser Regel berichten, sagen, daß die Chinesen behaupten, durch Kreuzung würde eine bessere Frucht erzielt, mit kräftigerem Körper und längerer Lebensdauer, begabt auch mit andern Tugenden [5].

[1] Low, Sarawak 305.

[2] Fison and Howitt, Kamilaroi and Kurnai 25.

[3] G. A. Wilken, Het matriarchaat bij de oude Arabieren 38.

[4] Masûdi (ed. Barbier de Meynard) I, 301.

[5] Es ist jedoch angebracht, hier zu bemerken, daß diese Vorstellung nicht allgemein zu sein scheint. Der holländische Sinolog Dr. Schlegel versichert auch, in der Litteratur nichts darauf Bezügliches gefunden, noch mündlich darüber etwas gehört zu haben. Es wird deshalb meistens auch ein andrer Grund für das Verbot, Personen mit demselben Namen zu ehelichen, angeführt. Es soll dies ein Mittel sein, um zu verhüten, daß die Verwandtschaft in Verwirrung gerät, loan-lun, wie der chinesische Ausdruck lautet (loan = in Verwirrung bringen, lun = Blutsverwandtschaft).

Das Rätsel von Simbabje.

Die wunderbaren und großartigen Ruinen von Simbabje (Zimbabye, Zimbaoë) in Südafrika, deren Wiederentdeckung durch Karl Mauch vor zwanzig Jahren gerechtes Aufsehen erregte, sind in unsern Tagen mehrfach besucht worden; es sind jetzt zahlreiche Photographieen, Zeichnungen und Messungen aufgenommen worden, die noch der Veröffentlichung harren. Binnen kurzem wird viel Rede von diesen Bauten sein, die, wenn auch nicht vereinzelt, von allem abweichen, was wir über südafrikanische Bauten wissen; es werden abermals die widersprechenden Meinungen über deren Ursprung aufeinandertreffen und vielleicht auch das salomonische Ophir mit denselben wiederholt in Zusammenhang gebracht werden.

Gesamtansicht der Ruinen von Simbabje. Nach Mauch.

Es möge daher hier Umschau gehalten werden über die neuesten Besuche und über unser älteres Wissen von den Ruinen.

Im August 1890 sind die Ruinen, die nach Mauch in $21^\circ\ 50'$ südl. Br. und $31^\circ\ 47'$ östl. L. von Gr. liegen, von der großen Expedition besucht worden, welche die englische südafrikanische Gesellschaft zur Ausbeutung des Maschonalandes entsendet hat. Die Times vom 7. Oktober 1890 enthält darüber einen Artikel, in dem es heißt: „Es ist uns ein völliges Rätsel, was der Ursprung, die Geschichte und die Bedeutung dieser merkwürdigen Ruinen gewesen sein mögen, namentlich das runde Gebäude mit seinem kegelförmigen Turm. Die gelehrteren Elemente unter uns stehen schweigsam vor diesen vorgeschichtlichen Überresten und sind stumm vor Erstaunen über deren Großartigkeit und Festigkeit. Keiner war kühn genug, eine Lösung des Rätsels zu versuchen. Eines aber ist sicher, daß die Ausdehnung der Ruinen klar auf das Dasein eines alten, großen und halbzivilisierten Volkes deutet, zu einer Zeit, als Sklavenarbeit in unbegrenztem Maße zu haben war.“

Grundriß des Hauptgebäudes von Simbabje. Nach Mauch.

Die Kaffernstämme der Umgegend wußten den Engländern nichts über den Ursprung der Ruinen zu berichten; gegenüber dem Enthusiasmus, welchen die weißen Besucher zeigten, beginnen sie den Zutritt zu den Ruinen bereits auszubeuten, indem sie Decken, Perlen u. s. w. für den Besuch verlangen.

Die Schilderung der Ruinen, welche der Berichterstatter der Times giebt, stimmt überein mit derjenigen Mauchs, dessen Wahrheitsliebe und Genauigkeit er bestätigt. Die Ruinen liegen am Fuße eines Granithügels (Kopje in holländischer Sprache), der von einem Maschonastamme unter dem Häuptlinge Moghabi bewohnt wird. Rings um das Kopje läuft eine 4 Fuß hohe Mauer, die sich wegen Gestrüpp und hohem Gras nicht genau verfolgen läßt. Dann folgt inmitten eines Labyrinths von Ruinen kleiner runder Bauten, südwestlich vom Kopje, das großartige Hauptgebäude (Mauchs Haus der Großfrau), eine runde, 30 bis 35 Fuß (feet) hohe Mauer, die eine Fläche von 80 Yards (= 73 Meter) umfaßt. Diese Mauer, am Grunde 10, oben 7 bis 8 Fuß stark, ist aus kleinen Granitblöcken, etwa doppelt so groß wie ein gewöhnlicher Ziegelstein, erbaut; sie sind alle schön behauen und ohne Mörtel regelmäßig aufgeschichtet. Von

Osten her führt ein enger Eingang hinein. Im Innern und beim Eingang und nahe bei der Mauer steht ein 35 Fuß hoher, am Grunde 18 Fuß Durchmesser haltender konischer Turm aus den gleichen behauenen Granitblöcken erbaut. Innerhalb der hohen Mauer verlaufen noch doppelte Zickzackschnörkel von Mauern, gleichfalls aus Granit. Auf dem Kopje befinden sich zahlreiche Überreste solcher runder Mauern, sind die Ruinen von wenigstens neu aufgemauerten Terrassen vorhanden und liegen, auf dem Gipfel, ungeheure Mengen der Granitblöcke, die zu einem Bau verwendet werden sollten.

Dieses die kurze neueste Schilderung des Berichterstatters der Times, die im allgemeinen mit jener Mauchs übereinstimmt. Wenn derselbe jedoch annimmt, seit Mauch habe kein Weißer die Ruinen gesehen, so ist dieses ein Irrtum. Im Jahre 1889 wurden sie von den Gebrüdern Posselt besucht (Petermanns Mitteilungen 1890, S. 22) und diesen verdanken wir eine wesentliche Ergänzung unsrer Kenntnis der Ruinen. Mauch hatte senkrecht aus den Mauern emporstehende Steinbalken von 8 bis 10 Fuß Höhe gesehen

Steinfigur (Papagei) in $^1/_4$ natürl. Größe von Simbabje nach Posselt.

und bei näherer Untersuchung fand Posselt an denselben Verzierungen, unter andern drei aus Stein (Phyllit?) gemeißelte, 28 cm hohe Papageien, welche die Spitzen der Steinbalken bildeten. Während sonst die Ruinen, soviel wir bisher wissen, nur die aus einfach behauenen Granitsteinen bestehenden Mauern zeigen, tritt hier ein künstlerisches Moment hinzu, eine realistisch gehaltene Figur, deren Typus allerdings keine Anhaltspunkte darbietet, um sie mit Skulpturen irgend welcher Art in Zusammenhang zu bringen, die aber für die Bestimmung des Kulturgrades der Erbauer Simbabjes von Wert ist. (Vergleiche die Figur.)

Die Wiederentdeckung der schon den Portugiesen bekannten Ruinen erfolgte, wie erwähnt, durch Karl Mauch im September 1871. Sein erster Bericht befindet sich in Petermanns Ergänzungsheft Nr. 37. Sowohl der Entdecker als auch Aug. Petermann knüpften, gestützt auf die gleichzeitigen Goldentdeckungen Mauchs in jener Gegend, daran die Ansicht, hier sei das Salomonische Ophir gefunden. Es ist damals eine von verschiedenen Seiten mit vieler Gelehrsamkeit geführte Kontroverse über Ophir geführt worden, die aber immer noch keine Gewißheit über die Lage jener biblischen Örtlichkeit gebracht hat. Verneint muß aber der Zusammenhang jener Ruinen mit Phöniziern werden.

Ein ausführlicher Bericht Mauchs, der aber auch erst als „vorläufiger" bezeichnet ist, eine autographierte Mitteilung, begleitet von den hier wieder abgebildeten beiden Zeichnungen, ist erst 1876 in den Verhandlungen der Berliner Gesellschaft für Anthropologie, Seite 186, erschienen. Dieser giebt die ausführlichste Beschreibung und stimmt sehr gut mit dem Berichte in der Times, ist aber namentlich wertvoll durch die Zeichnungen, die weit klarer als Schilderungen uns die Ruinen erkennen lassen.

Bis an seinen frühzeitigen, jähen, 1875 erfolgten Tod hielt Mauch, der kein Gelehrter war, an einem phönizischen Ursprung der Ruinen fest. So schrieb er noch 1873: „Bei Bestimmung der Erbauer, des Alters und Zweckes der von mir entdeckten Ruinen von Zimbabye sollte man vor allem Ruinen von Bauten, die erwiesenermaßen phönizischen Ursprungs sind, zum Vergleiche herbeiziehen; es müssen sich ja deren sehr viele in den von den Phöniziern gegründeten Kolonieen finden. Sodann dürfte sich manch Interessantes aus Schriften der Venezianer zur Zeit ihrer Handelsblüte finden lassen, das in bezug zu den Ruinen von Zimbabye steht. Ich vermute nämlich, daß der vielerwähnte Priesterkönig John oder Johannes, den man unsicher nach Abessinien versetzt und ihm christliche Prinzipien beilegen will, mit mehr Wahrscheinlichkeit in den fruchtbaren Distrikten zwischen Limpopo und Zambezi sein Reich besessen hat und jüdische Religionsgebräuche und Sitten ausübte."

Es ist nicht nötig, diese Ansichten Mauchs einer Kritik zu unterziehen. Die Verdienste des tüchtigen Mannes um die Geographie Südafrikas, seine Entdeckung der Goldfelder und der Ruinen Simbabjes bleiben ungeschmälert. Daß er die Ophirfrage nicht löste, ist nicht zu verlangen, nachdem die Gelehrten über Sofala (Quatremère, Movers, Merensky u. a.), über Indien (Lassen, Kiepert u. a.), über Arabien (A. Sprenger) als dessen Örtlichkeit zu keiner Einigung gelangten. Durchaus abweichend, und außerafrikanischen Einfluß bei der Erbauung der Ruinen von Simbabje verneinend, urteilt Professor Robert Hartmann (Verhandlungen der Berliner Anthropol. Ges. 1876, 189), indem er die Bauten den Vorfahren der heutigen Bantuvölker zuschreibt. Damit nimmt er einen Rückfall der Kaffern aus ehemaliger Kultur an, für den sonst keine Beweise vorliegen. Aber richtig ist, worauf Hartmann hinweist, daß verwandte Bauten noch mehrfach in Südafrika vorkommen. Dahin gehören die von Hübner aufgefundenen alten Befestigungen im Matebeleland (Zeitschrift für Ethnologie III, 53) und der erwähnte Berichterstatter der Times giebt an, ähnliche, aber kleinere Ruinen am Lundiflusse gesehen zu haben.

Daß Mauch nur als Wiederentdecker gelten kann, zeigt die von Rob. Hartmann (Nigritier I, 26 ff.) behandelte Entdeckungsgeschichte der Ruinen. João de Barros schildert sie bereits in seinem 1552 zu Lissabon erschienenen Werke; er erwähnt den Mangel an Mörtel beim Bau, den Turm, spricht von Inschriften und sagt, solche Gebäude hießen bei den Eingeborenen Symbaoé, was Hofburg oder Residenz bedeute. Der Name Zimbabye, Symbaboé wird von portugiesischen Reisenden des vorigen und dieses Jahrhunderts in Südafrika noch öfter in der Bedeutung als Häuptlingsresidenz erwähnt.

Die bisherigen Lösungen des Rätsels befriedigen nicht; die alten Reste einer einstigen Halbkultur im Lande der Kaffern stehen noch ohne Verbindung da und sind schwerlich auch den Vorfahren der heutigen Bantu zuzuschreiben. Ob Vergleiche hier weiter helfen werden, muß sich zeigen, wenn die Aufnahme und Photographieen der Engländer veröffentlicht

werden. Jede, auch die leiseste Andeutung über die Zeit, aus der die Ruinen stammen, fehlt; wir wissen nur, daß sie zur Zeit der ersten Entdeckung schon als alt galten. Gewiß wird die Frage von Simbabje wieder auf die Tagesordnung gesetzt werden, zumal die Geogr. Ges. in London den Archäologen Th. Bent mit deren Erforschung jetzt beauftragte.

Beschreibung der Japanischen Inseln von einem Japaner.

Während die Japaner auf der einen Seite unablässig bemüht sind, europäisches Wissen, europäische Sitten und Gebräuche, ja sogar europäische Staats-Verfassung und Religion nach Japan zu übertragen, beginnen sie auf der andern schon wieder den Europäern zu entschlüpfen, indem sie nach erlangter Kenntnis in einem Fache dieses nun selbst glauben ausfüllen zu können, ja manchmal auch wirklich ausfüllen. Zu diesen Fächern, die sie bereits für sich allein in Anspruch genommen haben, gehört die Geologie; die früher von Deutschen (E. Neumann) geleitete geologische Landesaufnahme Japans wird jetzt schon fast durchaus von einheimischen Kräften betrieben. Und zu denjenigen Japanern, welche ihre verantwortliche wissenschaftliche Stellung ausfüllen, gehört ohne Zweifel Toyokitsi Hárada, welcher in Deutschland vorgebildet und durch Arbeiten über Südtirol bekannt geworden ist. Hárada bietet uns jetzt ein augenscheinlich groß angelegtes geologisches Werk über „Die Japanischen Inseln"; „eine topographisch-geologische Übersicht." Erste Lieferung, mit fünf Kartenbeilagen, Berlin 1890. 126 Seiten. Dieses von der Kaiserlich japanischen geologischen Reichsanstalt herausgegebene Werk dürfte der Geographie noch manches Brauchbare liefern.

Die bis jetzt vorliegende Lieferung giebt zunächst eine Übersicht über die Lage, die Meeresteile um Japan, über das Areal und die Bevölkerungszahl und -dichtigkeit des Japanischen Reiches, welche Zahlen jedoch von den uns zugänglichen neuesten Quellen abweichen bezw. dieselben noch nicht benutzt haben. So besitzen wir z. B. schon Bevölkerungsangaben vom 1. Januar 1888, während bei Hárada solche von 1886 verwendet sind. In der Tabelle sind die Quadrat-Ri Japans (zu 15,423 kqm) irrtümlich in Quadratmeter umgesetzt. Der Gegensatz der ozeanischen und kontinentalen Seite Japans wird hervorgehoben. Die hohle kontinentale ist gleich in der Küstenbeschaffenheit von der gewölbten ozeanischen verschieden. Die ozeanische Seite ist sehr stark gegliedert, die kontinentale einförmig. Die ozeanische Seite von Honshin, der Hauptinsel, gewöhnlich Nipon genannt, ist doppelt so reich gegliedert wie die kontinentale. Dennoch sind die Küsten arm an guten Häfen. Flußhäfen fehlen fast ganz, und wo die Küste gute Häfen bildet, ist meist das Hinterland arm und öde. Nacheinander werden nun die Ost- und Südküste, dann die Gestade des Tung-hai oder des Chinesischen Ostmeeres, sowie der Korea-Straße, ferner die Gestade des Japanischen Meeres und der Tsugaru-Straße, schließlich die Küsten von Hokkaidō, gewöhnlich Jesso genannt, abgehandelt, wobei auch die beiden andern größeren Inseln Shikoku und Kinshin kurz betrachtet werden.

Für geographische Zwecke ist der interessanteste Absatz der Lieferung die „Kurze Übersicht der geotektonischen Gliederung Japans". Man erkennt gleich aus den ersten Sätzen, daß sich Hárada die Ansichten von Sueß über die Entstehung Ostasiens zu eigen gemacht hat. Wir lesen hier von der Kette der großen Gebirgsbogen, die gegen das Festland zu hohl sind, von den vier Gebirgsbögen der Kurilen, der Riu-Kiu-Inseln, von Südjapan und Nordjapan. Die beiden letzteren sind deutlich ein Faltungsgebirge, was bei den andern Bögen nicht mehr hervortritt. Im südjapanischen Bogen werden drei Zonen unterschieden, in der Mitte eine von altem Urgebirge, zu beiden Seiten daran gelehnt jüngere Ablagerungen. Auch der nördliche Bogen zeigt drei Zonen in derselben Anordnung, allein hier ist die Innenseite stark zertrümmert. Der südliche Bogen gilt als Fortsetzung des Gebirgssystems Chinas, der nördliche hing mit dem Festlande Koreas und den Amurländern zusammen; zwischen ihnen ist, wahrscheinlich nach der mittleren Jurazeit, das Japanische Meer als großer Kesselbruch entstanden. — Zahlreiche Brüche durchsetzen die Hauptinseln, besonders die Medianlinie, welche die Innen- und Außenseite trennt. Das Faltenland liegt auf letzterer, gefaltetes Gebirge, das Schollenland, vielfach eingebrochenes Land mit starken Eruptivmassen, auf ersterer. Auf der beigegebenen geotektonischen Karte tritt diese Scheidung durch die ganze Länge der Inselgruppe gut hervor. Mitten durch Honshin zieht von Süd nach Nord die Fuji-Bruchzone mit zahlreichen Vulkanen, darunter der Fuji-yama. Diese Spalte ist von Neumann Fossa magna, der große Graben, genannt worden. Es fällt unangenehm auf, daß Hárada, obwohl doch vielfach auf Neumanns Resultaten fußend, den Namen desselben in diesem ganzen Abschnitte nicht nennt, während er Sueß, von Richthofen, Pumpelly, erwähnt. Zwei weitere Bruchzonen durchschneiden Kinshin und Hokkaidō ebenfalls von Süd gegen Nord und unter Begleitung zahlreicher vulkanischer Erscheinungen. Nachdem Hárada noch festgestellt hat, daß infolge der Zerstückelung der Inselgruppe eine zentrale Landschaft fehlt, beginnt er eine Aufzählung der unter Zugrundelegung des Baues der Inseln sich ergebenden natürlichen Landschaften, und eine ebensolche sämtlicher von ihm auf denselben unterschiedenen Gebirgsmassen; es sind deren ihrer nicht weniger als 45. Nach einer kurzen Übersicht der geologischen Formationen, welche Japan zusammensetzen, folgt dann in dem ganzen Rest des Buches eingehende Erörterung desselben. Von den beigegebenen Karten zeigt die erste den Stand der Landesaufnahme in Japan für 1890, die zweite bietet die schon erwähnte geotektonische Übersicht, die dritte zeigt das mesozoische Gebiet im Kitakámigebirge auf Honshin, die vierte ist eine Skizze der Geologie des Sakavabeckens, und die letzte stellt Hokkaidō nach seiner Zusammensetzung dar. Verfasser dieser Karten sind verschiedene Assistenten bei der Landesaufnahme, ebenfalls Japaner. Dr. W. Sievers.

Die Sprachverhältnisse auf Malta.

(Aus einem Briefe des Herrn Dr. Ermling, La Valetta, 7. Nov. 1890.)

In den Städten und größern Ortschaften der Inselgruppe komme ich im Verkehr völlig mit Italienisch und Englisch aus. Sobald aber meine Untersuchungen sich auf das Innere Maltas und die Dörfer erstrecken, muß ich mein Arabisch zu Hilfe nehmen. Dabei liegen die Sprachverhältnisse hier gar nicht so einfach, wie man gewöhnlich glaubt, ja selbst Sprachenstreit ist hier zu finden, und man denkt im kleinen Maßstabe an die Zänkereien, die unter den Völkern der österreichisch-ungarischen Monarchie endlos sich fortspinnen.

Wollte man hier nach Prozenten berechnen, wieviel verschiedenes Blut in den Maltesern rollt, man würde kleine Bruchzahlen finden. Abgesehen von einer etwaigen Urbevölkerung, von der wir nichts wissen, folgten sich im Besitze der Inseln Phöniker, Griechen, Karthager, Römer, Vandalen, Ostgoten, byzantinische Griechen, Araber, Normannen, Franzosen, Spanier, die Johanniter, wieder Franzosen und zum Schluß (1800) die Engländer. Es fließt also semitisches, romanisches, germanisches und griechisches Blut in den Adern der Bevölkerung, indessen weit mehr bei den Städtern, als bei dem Landvolke.

Wie in den Hafenplätzen Dalmatiens, dessen Landbevölkerung ja slavisch ist, das Italienische Hauptgeltung hat und in der Verwaltung, im Verkehr und politischen Leben zur Geltung gelangte, so auch hier bis vor etwa sechs Jahren. Handel und Wandel ist großenteils in den Händen der italienisch redenden Städter; diese hatten im gesetzgebenden Körper auch die Mehrheit erlangt und es durchgesetzt, daß das Italienische zur Amtssprache erhoben wurde. Wie die Erhebungen des Gouverneurs aber gezeigt haben, sprechen von den 160000 Einwohnern der Inseln — abgesehen von der starken Besatzung — nur 15000 italienisch und etwa ebensoviel englisch als Muttersprache. Der große Rest redet maltesisch. Und dieser Rest fühlte sich natürlich durch den Erlaß bedrückt, geriet in Aufregung und wurde unter der Führung seiner Priester vorstellig bei der Regierung, die, nach angestellter Untersuchung, dahin entschied, daß fortan neben der englischen Sprache die maltesische Amtssprache sein, das Italienische aber offiziell fortfallen sollte. In Handel und Wandel besitzt das letztere jedoch noch immer seine hervorragende Bedeutung.

Es sind jetzt genau 800 Jahre darüber vergangen, daß die arabische Herrschaft hier ihr Ende erreichte (1090), und seit dieser Zeit hat zwischen den Bewohnern Maltas und den Arabern keinerlei Verkehr mehr stattgefunden. Damals eroberten die Normannen unter dem Grafen Roger die Inseln. Trotz dieser langen Zeit ist das Arabische aber immer noch die herrschende Sprache, wiewohl in sehr verderbter Form, geblieben, und daß dem so ist, erklärt sich wohl nur aus der raschen Aufeinanderfolge der Eroberer, von denen keiner Zeit genug besaß oder Menschen genug nach den Inseln sandte, um seine eigene Sprache zur herrschenden zu machen. Am stärksten wurde die Sprache vom Italienischen beeinflußt, was in der ehemaligen politischen Zugehörigkeit zu Sizilien und durch das Christentum veranlaßt wurde. Verhältnismäßig am reinsten arabisch ist die Mundart von Gozo, welche am wenigsten italienische Beimischung zeigt. Bis zu welchem Grade aber die Sprache noch arabisch ist, beweisen die Malteser im Oriente; sie finden sich in vielen Hafenplätzen des östlichen Mittelmeeres und ich habe in Kairo wie in Alexandrien selbst beobachtet, daß sie sich leicht mit der arabisch sprechenden Bevölkerung zu verständigen vermochten.

Es scheint, als ob infolge des erwähnten Sprachenstreits die maltesische Mundart des Arabischen nun einen festeren Boden gewinnt und mehr Bedeutung in der Schule und bei den gebildeten Insulanern erhält. Schulbücher mit lateinischer Schrift, die aber natürlich zur Bezeichnung der Laute nicht ausreicht, sind vorhanden, desgleichen solche in einer gemischten Schrift, mit lateinischen und arabischen Lettern. In den Priesterseminaren wird die Sprache am meisten gepflegt und dort hat sie ihren nationalen Halt, von dort stammt ihre Auflehnung und ihr Widerstand gegen das Italienische, dessen Herrschaft nun gebrochen ist. Ein in Deutschland wenig bekanntes Buch von George Percy Badger, das 1838 hier gedruckt wurde und den Titel führt „Description of Malta and Gozo", enthält die Volkslieder der Inseln. An und für sich interessant zeigen sie deutlich das arabische Gepräge der maltesischen Mundart und ihre italienischen Beimischungen.

Aus allen Erdteilen.

— Kälte in Kamerun. Das deutsche Gebiet von Kamerun ist mit Recht wegen seines Fiebers berüchtigt und gilt als ein sehr heißes Land; in der Ortschaft Kamerun betragen die mittleren Extreme der Temperatur 17° und 37° C. Allein je nach der Bodenerhebung herrschen auch in diesem großen Lande, das sich bis zum Binué erstreckt, sehr verschiedene Klimate und namentlich scheinen die Hochlande im Innern, die erst neuerdings durch Dr. E. Zintgraff erforscht wurden, mit einem Klima begabt zu sein, welches dem südeuropäischen sich nähert. Auf der hoch gelegenen, von Zintgraff gegründeten Bali-Station, zwischen 6° und 7° nördl. Br., war das Durchschnittsminimum 12° bis 14° C. nachts (beobachtet wurde schon 9,5° C.) bei einem durchschnittlichen Maximum von 23° bis 26° C. Das sind europäische Wärmeverhältnisse, und Zintgraff ist daher der Ansicht, daß das Klima von Bali den Europäern zusagen wird. Dagegen bemerken wir, daß die hohe Lage allein in Kamerun nicht vor dem Fieber schützt, wie die hoch oben am Südabhange des Kamerungebirges angesiedelten Schweden beweisen, von denen einige der tückischen Krankheit erlagen (Buchner, Kamerun 83). In den höheren Lagen des Binnenlandes, so auf der 1550 m hohen Bergkette im Nordosten der Bali-Station, sind noch geringere Temperaturen keine Seltenheit. Zintgraff (Verhandl. der Ges. für Erdkunde zu Berlin XVII, 220) beobachtete dort ein mit Platzregen und Hagel verknüpftes Fallen der Temperatur bis 6° C. Ein Teil seiner Leute erstarrte und blieb am Wege liegen. Am andern Morgen stellte sich heraus, daß infolge der Kälte sechzehn Menschen den Tod gefunden hatten. Schon früher hatten, nach Aussage der Eingeborenen, in dieser Gegend viele Leute infolge derartiger Wetter ihr Leben verloren. Die häufig mit Hagel verbundenen Gewitter, zusammen mit scharfem Nordwest, stehen in diesen Gegenden längere Zeit. Die Glieder der bis auf einen Schurz unbekleideten Leute waren sofort steif vor Frost, sie wankten wie Trunkene und nur wenige konnten sprechen, so klapperten ihnen die Zähne; die schwarze Hautfarbe hatte sich in ein schmutziges Aschgrau verwandelt.

— Die englischen Eisenbahnen reichen bis tief in Afghanistan hinein und damit befestigt sich Englands Machtstellung dort mehr und mehr. Man erkennt dieses aus einer Anekdote, welche kürzlich Homeward Mail mitteilte. Ein britischer Eisenbahnbeamter schlug dem in Chaman anwesenden afghanischen Gouverneur von Kandahar vor, doch einmal den neuen Tunnel anzusehen. „Sahib, antwortete der Gouverneur, lieber nicht. Wenn ihr Engländer einem Manne eine Kugel durch den Leib schießt, ladet ihr dann dessen Freunde ein, herzukommen und das Loch, welches die Kugel schlug, zu besichtigen?"

— Der Name Anahuac, als Bezeichnung für die Hochebene von Mexiko, wird durchaus unrichtig angewendet, wie Dr. Seler auf dem Amerikanistenkongresse zu Paris, Oktober 1890, zeigte. Anauac heißt „am Wasser", und das Wort wird von sämtlichen alten Autoren (Sahagun u. a.) nur im Sinne von „Küstenland" gebraucht. Anauac Ayotlan sei das pazifische Küstenland, Anauac Xicalanco das atlantische. Einzig Motolinia gebraucht das Wort anders, aber nicht für die Hochebene, sondern für ganz Neuspanien. Aber auch das ist nach Dr. Seler ein Irrtum, hervorgegangen aus der Bedeutung der Phrase cem anahuac, die im Sinne von „die ganze Welt" gebraucht wird. Die ursprüngliche Bedeutung dieser ist aber „das ganze Land bis zum Meer". Trotz dieser dankenswerten Aufklärung des besten Kenners des alten Mexiko wird sich der einmal eingebürgerte Name in seiner falschen Bedeutung schwer ausrotten lassen.

Herausgeber: Dr. R. Andree in Heidelberg, Leopoldstraße 27. Druck von Friedrich Vieweg und Sohn in Braunschweig.

Bd. LIX.

Globus.

Illustrierte Zeitschrift für Länder- und Völkerkunde.

Nr. 2.

Begründet 1862 von Karl Andree.

Herausgegeben von Richard Andree.

Druck und Verlag von Friedrich Vieweg & Sohn.

Braunschweig. Jährlich 2 Bände in 24 Nummern. Durch alle Buchhandlungen und Postanstalten zum Preise von 12 Mark für den Band zu beziehen. 1891.

Hermann Strebel.

Mit dessen Bildnis.

Es gereicht uns zur besondern Freude, den Lesern heute den Lebensgang und die markigen Züge eines Mannes vorführen zu können, der um die Erforschung der Altertümer Mexikos sich hervorragende Verdienste erworben hat und dessen Name für alle Zeiten mit der vorkolumbischen Geschichte dieses Landes verknüpft bleiben wird. Kein Gelehrter von Fach, kein ursprünglich mit dem modernen Rüstzeug der Wissenschaft versehener Reisender ist es, sondern ein im besten Sinne durch eigene Thatkraft gewordener Mann, ein Sohn aus dem Hamburger Bürgerstande, heute noch ein thätiger, umsichtiger Kaufmann seiner Vaterstadt und doch als Gelehrter von Fach auf beiden Seiten des Ozeans hochangesehen.

Der Mann, von dem wir reden wollen, Karl Wilhelm Hermann Strebel, wurde am 1. Januar 1834 in Hamburg geboren. Er besuchte die gewöhnliche Bürgerschule bis Ostern 1848, um dann die kaufmännische Laufbahn zu ergreifen, wozu ihn freilich mehr äußere Verhältnisse als innere Neigung brachten. Durch den Tod eines seiner beiden älteren Brüder, die in Mexiko als Kaufleute thätig waren, wurde ihm noch in demselben Jahre angeboten, in dessen Stellung einzutreten, und so verließ der erst Vierzehnjährige schon im August des Jahres 1848 Hamburg, wurde aber durch Schiffbruch an der Küste Yukatans längere Zeit in Campeche zurückgehalten, so daß er erst am 1. Januar 1849 in der Hauptstadt Mexiko ankam. Er verblieb daselbst bis zum Jahre 1853, siedelte dann nach der Hafenstadt Veracruz über, wo er 1857 mit der Leitung eines Handelshauses betraut wurde, sich verheiratete und bis 1867 verblieb, um dann, in seine Vaterstadt zurückgekehrt, daselbst Mitbegründer eines Handelshauses zu werden, in dem er noch heute thätig ist.

Bei diesem, für Hamburger Bürgerssöhne des Mittelstandes in den Hauptzügen typischen Lebenslaufe, bei dem weder die Schulbildung noch das Leben im Auslande und das Überwiegen pekuniärer Interessen, besondere Anregung zu höheren geistigen Interessen darboten, würde auch Strebel zu einer Bethätigung an solchen kaum vorgedrungen sein, wenn er nicht auch im Auslande seine Liebe zur Natur im ganzen und einzelnen, seine Neigung zu künstlerischer Thätigkeit durch entsprechende Ausnutzung seiner Mußestunden wach gehalten hätte.

Mehr aber noch verdankt er dem innigen Verkehr mit einem geistig hoch entwickelten und vielseitig gebildeten Manne, dem um die Kenntnis Mittelamerikas hochverdienten Dr. Hermann Berendt, damals praktischer Arzt in Veracruz, der während mehrerer Jahre Strebels Hausgenosse war und ihm entscheidende Anregung zu großer, günstiger Fortbildung und mehr zielbewußter Verwertung seiner Thätigkeit gab. Berendt verließ Veracruz mehrere Jahre früher als Strebel, um nach Mittelamerika zu gehen, wo er später der amerikanischen Wissenschaft so wertvolles Material zuführen, ihr leider aber zu früh durch den Tod entrissen werden sollte.

War es zuerst ausschließlich das Sammeln von Konchylien, dem sich Strebel, anknüpfend an eine Liebhaberei der Knabenjahre widmete, und an dem sich auch Berendt zeitweilig be-

teiligte, so trat doch nach und nach das Interesse an den geographischen, sprachlichen und besonders den historischen Forschungen Berendts (Alt-Mexiko betreffend) mehr in den Vordergrund, das später ausschließlich herrschen sollte. Der langjährige Aufenthalt Strebels im Lande, seine Reisen und sein vielseitiger genauer Verkehr mit Eingeborenen ermöglichten es ihm, reiche Sammlungen anzulegen und Beziehungen anzuknüpfen, die auch von Europa aus noch lebhaft unterhalten wurden. Nach Hamburg zurückgekehrt, wurde von ihm alsbald der Verkehr mit Fachleuten angebahnt und damit Gelegenheit gefunden, die Aufgaben und Methoden wissenschaftlicher Forschung genauer kennen zu lernen und sich anzueignen, so daß die wissenschaftliche Verwertung der reichen Sammlungen von ihm selbst in die Hand genommen werden konnte. Daneben widmete sich Strebel dem wissenschaftlichen Leben in den Vereinen seiner Vaterstadt, an deren Verwaltung er mehrfach beteiligt war, und wo er durch Vorträge das Interesse für seine mexikanischen Studien und Erfahrungen zu erwecken und lebendig zu erhalten wußte.

Eine Übersicht der hauptsächlichsten Arbeiten, welche Strebel veröffentlicht hat, möge den Schluß dieser Skizze bilden.

In den Jahren 1873 bis 1882 sind in Hamburg bei J. G. Herbst die Beiträge zur Kenntnis der mexikanischen Land- und Süßwasser-Mollusken, 5 Hefte, 4°, erschienen, welche zusammen 54 Bogen Text und 80 Tafeln Abbildungen enthalten, die nach den eigenen Zeichnungen und Photographieen des Verfassers hergestellt sind. An den letzten beiden Heften beteiligte sich für den anatomischen Teil Dr. Georg Pfeffer, jetziger Kustos am Naturhistorischen Museum in Hamburg. Diese Arbeit zeigt in dem ersten Hefte noch große Zurückhaltung, später wächst mit dem eigenen Zutrauen auch ihr Wert, so daß sie für das Studium der mexikanischen Mollusken-Fauna ein notwendiges Handbuch ist. Für die Systematik wurden darin durch Berücksichtigung der Veränderlichkeit der Arten, wie sie nur an einem großen Material zu Tage tritt, und eingehendes Prüfen und Abschätzen aller am Organismus auftretenden Merkmale gegenüber früherer Gewohnheit der beschreibenden Fachleute manche neue Gesichtspunkte gewonnen. Die zu Grunde liegende Sammlung ging in den Besitz des Naturhistorischen Museums in Hamburg über, als Strebel sich ganz der Archäologie widmen wollte, zusammen mit einer Sammlung einheimischer Land- und Süßwasser-Mollusken, die Strebel in Hamburg zusammengebracht hatte und worüber kleinere Mitteilungen in verschiedenen Fachblättern erschienen sind.

Die erste größere Arbeit auf archäologischem Gebiete galt nun der Beschreibung von Material aus der für Europa bisher einzig dastehenden Sammlung mexikanischer Altertümer, welche unter dem Titel „Alt Mexiko, Archäologische Beiträge zur Kulturgeschichte seiner Bewohner" in zwei Teilen, groß 4°, 1885 und 1889 bei Leopold Voß in Hamburg erschienen ist. Den etwa 38 Bogen Text reihen sich 50 Tafeln Abbildungen in Lichtdruck nach Photographieen Strebels, 3 Tafeln in Farbendruck und 26 Abbildungen im Texte an. Es sind im ganzen 3135 Stück beschrieben, von denen aber nur 1690 abgebildet sind, weil Doubletten unberücksichtigt bleiben konnten. Dem ersten Teile ist noch eine Arbeit von Dr. R. Krause über Schädel und eine andre von Prof. Dr. Ferd. Wibel über Knochenreste aus Gräbern und chemisch-technische Untersuchungen über keramische Erzeugnisse angehängt, da Strebel bestrebt ist, überall, wo seine Kenntnisse nicht ausreichen, das Urteil von Fachleuten einzuholen. So ist auch bei den Beschreibungen der Erzeugnisse aus Stein mehrfach die petrographische Bestimmung von Fachleuten eingefügt worden. Die beschriebenen Gegenstände vertreten über 70 Fundstätten, welche zum größten Teile auf einer dem ersten Teile beigegebenen Karte verzeichnet sind, in welcher Strebel außerdem, soweit es ihm möglich war, die Verteilung der beiden in jenen Gebieten herrschenden Indianersprachen zum Ausdruck bringt. Der weitaus größte Teil dieser Funde hat durchaus zuverlässige Fundortsangaben, was bei älteren Sammlungen mexikanischer Altertümer selten der Fall ist, deren wissenschaftliche Verwertung daher auch wenig nutzenbringend sein konnte. Aber nicht nur dieser ersten und Hauptforderung entspricht das Strebelsche Material, sondern von manchen Fundorten sind neben der Fülle verschiedenartigen Materials auch noch Angaben über die Verhältnisse, unter denen das einzelne gefunden wurde, geboten, die zusammen mit den in den Text eingefügten Skizzen uns ein anschauliches Bild der untergegangenen Kulturstätte bieten. In der Einleitung zum ersten Teile und den Zusammenfassungen der Ergebnisse, welche beiden Teilen angefügt sind, giebt Strebel seine Anschauungen über Aufgaben und Methoden dieses Zweiges der amerikanistischen Forschung, und in ihrem Sinne verwendet Strebel nur ausreichendes Material für seine Schlußfolgerungen, alles andere minderwertige, besonders aus Einzelfunden bestehende Material vorläufig für solchen Zweck unberücksichtigt lassend.

Das Hauptergebnis der auf so gewissenhafter Methode vollzogenen Arbeit sind zwei gut unterschiedene Kulturgruppen, welche in den in der alten Provinz Totonacapan aufgefundenen Erzeugnissen zu Tage treten, und von denen die eine sich an schon bekannte Kulturformen des Hochplateaus, speziell Cholula, durch örtlich und sachlich vermittelnde Formen anschließt. Die Bezeichnung dieser Kulturgruppen, Cerro montoso und Ranchito de las Animas, hat Strebel nach denjenigen Fundstätten gewählt, die für den Typus das reichhaltigste Material liefern. Dafür, daß diese Bezeichnung anstatt einer ethnisch bestimmenden gewählt wurde, giebt Strebel ebenfalls seine Gründe in folgendem an. Der Arbeit ist eine Zusammenstellung der historischen Überlieferungen über die Bewohner der hauptsächlich durchforschten Gebiete vorangestellt, deren Ergebnis dann mit denen der archäologischen Forschung verglichen werden. Hieraus ergeben sich Widersprüche, über deren Ausgleich Vermutungen aufgestellt werden, die aber zur Zeit keine Entscheidung gestatten, welche Strebel erst dann endgültig für möglich hält, wenn in gleicher Weise immer weitere Gebiete Mexikos und der angrenzenden Länder archäologisch durchforscht sind und für die daselbst überhaupt vertreten gewesenen Kulturformen ebenso feste Anhaltspunkte geboten sind, wie Strebel sie jetzt für ein beschränktes Gebiet aufstellt. Zu bemerken ist noch, daß der in dieser Arbeit beschriebene Teil der Strebelschen Sammlung in den Besitz des königlichen Museums für Völkerkunde in Berlin übergegangen ist.

Eine teilweise notwendige Ergänzung zu der eben genannten größeren Arbeit Strebels ist in Aufsätzen geboten, die sich unter dem Titel 1) „die Ruinen von Cempoallan, 2) Mitteilungen über die Totonaken der Jetztzeit, 3) Ruinen aus der Misantla-Gegend" in den Abhandl. des Naturw.-Vereins in Hamburg, Bd. VIII, Teil 1, befinden, wo hierher gehörige Pläne und Beschreibungen von alten Bauwerken bei Cempoallan und in der Misantla-Gegend gegeben werden, denen auch historische Überlieferungen vorangestellt sind. Der Aufsatz über die Totonaken enthält interessante Mitteilungen über Sprache, Sitten und Gebräuche der jetzigen Indianer. Diese kleineren Arbeiten fanden eine Fortsetzung unter dem allgemeinen Titel „Archäologische und ethnologische Mitteilungen aus Mexiko", die ebendaselbst in Bd. XI, Heft 1, erschienen sind.

Die letzte Arbeit Strebels ist im Internationalen Archiv für Ethnographie, Bd. III, Leiden 1890, unter dem Titel „Studien über Steinjoche“ erschienen. Strebel hatte schon in „Alt-Mexiko“ gelegentlich der Beschreibung einiger dieser interessanten und gemeiniglich unter dem Namen Opferjoche bekannten Gebilde die Meinung ausgesprochen, daß diese Bezeichnung eine falsche sei, mußte aber damals die Begründung dieser Ansicht, so wie die richtige Deutung vertagen, weil dazu ein größeres Material notwendig war. Strebel hat sich inzwischen dieses Material beschafft und bietet nun eine Studie dar, welche zuerst unter Anführung der Belegstellen aus der maßgebenden Litteratur nachweist, daß diese Steinjoche nicht in dem Sinne eines Gerätes bei den Menschenopfern gebraucht sein können, und wie alle bisherigen in diesem Sinne, wenn auch verschiedenartigen Deutungen unbegründet sind, daher künftig aus der Litteratur verschwinden sollten. Er beschreibt dann über 40 solcher Steinjoche, die auch zum größten Teile abgebildet werden und versucht nun an der Hand ihrer äußeren Merkmale und der Art ihres Vorkommens feste Anhaltspunkte für die Beantwortung der Frage nach Bedeutung und Benutzungszweck zu gewinnen, die er dann wie folgt zusammenfaßt. „Diese Steinjoche waren Prunkstücke, welche als besondere Auszeichnung für bestimmte, hochgestellte Persönlichkeiten, etwa höchste Rangstufen des Priester- oder Militäradels dienten und diesen im Leben und darüber hinaus als Totenbeigabe gemacht wurden. Die Bedeutung dieser Steinjoche war eine allgemeinere, die in der Joch- oder Bogenform liegt, und mehreren besonderen, die in sich unterordnender Weise in den Skulpturen zum Ausdruck kommen. Beide Arten der Bedeutung dienten zunächst menschlichen Verhältnissen, mögen sich diese nun in weiteren (Stammes) oder engeren (individuellen) Kreisen bewegen, wobei nicht nur die Sagen über Abstammung, besondere Schicksale und Erlebnisse, besondere Thaten, soziale oder religiöse Bauverhältnisse, sondern auch Beziehungen zu Göttersagen und der Einfluß religiöser Anschauungen überhaupt symbolischen Ausdruck fanden.“

Es ist zu erwarten, daß wir von Hermann Strebel noch weitere Arbeiten erhalten, die zur Aufklärung des mexikanischen Altertums beitragen werden.

Zur Archäologie des Eisens in Nordeuropa.

Von Dr. Moriz Hoernes.

Schon bei Homer heißt das Eisen „mühevoll“ (πολύκμητος), und das kann sich nicht auf die Arbeit mit demselben beziehen, welche vielmehr im Vergleich zur Arbeit mit Bronze-, Kupfer- oder gar Steinwerkzeugen eine leichte genannt werden müßte; wohl aber paßt das Epitheton auf die Gewinnung und Bearbeitung des Metalles selbst, welches mit Ausnahme des Meteoreisens nur in vererztem Zustande vorkommt und ebenso kräftiger als kundiger Hände bedarf, um im Haushalte des Menschen die ihm gebührende Stelle anzutreten.

Nur barer Unverstand wird sich die Frage vorlegen, ob das Eisen völlig unbekannt gewesen sei, als man — in den verschiedenen Länderräumen Europas, Asiens und Nordafrikas zu ungleicher Zeit — von der Bronze, immerhin merkwürdigerweise, den ausgedehntesten Gebrauch gemacht hat. Ich finde, daß man mit Unrecht den ehrwürdigen alten Namen der jüngsten Bronzeperiode aufgegeben hat und dafür allgemein erste Eisenzeit sagt. Nur so kann die Frage gestellt werden: ob Länder, welche Metall erzeugten, zur Zeit der ausgebreiteten Bronzefabrikation neben diesem Erzeugnis auch Eisen in einem nennenswerten Verhältnis hervorbrachten oder verwendeten, und ob andre Länder, welche Metall nicht erzeugten, neben der Bronze auch gleich Eisen durch die Einfuhr erhielten. Waren die Gewinnung und der Gebrauch des Eisens in jenen ersteren Ländern sehr beschränkt, für den allgemeinen Kulturstand gleichgültig, und war die Einfuhr des Eisens nach jenen andern Ländern aus eben diesem Grunde ungebräuchlich, so entsteht die weitere Frage: wann und wie das als Kulturmittel jüngere Metall neben der Bronze seinen Aufschwung genommen und im Handel und Gewerbe neben ihr seinen Platz errungen hat.

Solche chronologisch-kulturhistorische Feststellungen können immer nur auf einem engbegrenzten Gebiet und nach den genauesten Untersuchungen gewagt werden. Es war eine irrige Vermutung O. Schraders, daß zuerst unter den Metallen das Eisen einen bedeutenden Einfluß auf die Kulturverhältnisse des europäischen Nordens gewonnen habe. Er glaubt diese Annahme durch linguistische Zeugnisse stützen zu können und meint, die Archäologie sei hier „in der schwierigen Lage, oft nicht entscheiden zu könenn, ob das Fehlen des Eisens in bestimmten Kulturschichten der Unbekanntschaft der Menschen mit demselben oder der zerstörenden Macht der Zeit zuzuschreiben sei“ (Sprachvergl. und Urgesch., II. Aufl., S. 292). Diese Behauptung hört man häufig von solchen, welche die Priorität des Eisens vor der Bronze in Mittel- und Nordeuropa erweisen möchten. Sie ist aber völlig grundlos und beweist mir nur, daß die betreffenden Autoren prähistorische Fundstätten frühmetallischen Charakters entweder gar niemals oder wenigstens nicht mit gehöriger Sorgfalt selbst aufgeschlossen haben. Wohl konservieren sich die Eisensachen in der Erde viel schlechter als die Bronzen; sie gewinnen nur zu oft ein trauriges Ansehen von Zersetzung und Zerbröckelung, aber niemals verschwinden sie ganz bis auf die letzten schlackenartigen Eisenknöllchen und Rostspuren. Wer solche Anzeichen nicht beachtet, der hat sich den Schaden selbst zuzuschreiben, darf aber nicht der archäologischen Beobachtung überhaupt mißtrauen. Man pflegt jetzt insgemein schärfer zuzusehen als früher, und gerade die neuesten Untersuchungen haben das Dasein einer reinen, eisenfreien Bronzeperiode auch für solche Länder nachgewiesen, welchen man früher die Bekanntschaft mit dem Eisen gleich vom Beginn der Metallzeit an zuzugestehen geneigt war.

Unter diesem Gesichtspunkt müssen wir die Daten betrachten, welche uns von Geschichtschreibern und Sprachforschern über das erste Auftreten des Eisens bei den Völkern Europas beigebracht werden. Daß dem Heroenzeitalter Griechenlands bronzene Waffen statt eiserner eigentümlich waren, hat man durch das ganze Altertum hindurch als sichere Thatsache festgehalten. So fanden sich auf der Insel Skyros angeblich die Gebeine des Theseus. Wie riesenhaft auch das Skelett des uralten Königs war, so diente es doch zu erwünschter weiterer Bestätigung seiner Echtheit, daß neben ihm eine Lanzenspitze und ein Schwert aus Bronze lagen. Andre Beispiele von Heroenwaffen aus Erz, welche in Tempeln als Reliquien aufgehängt waren, citiert Pausanias und vergißt nicht, das bekannte Zeugnis Homers dafür geltend zu machen. Daß die Römer verhältnismäßig schneller den Gebrauch der Bronze zu Waffen und Werkzeugen aufgaben, schließe ich aus zwei Gründen. Erstlich behielten sie nicht den Erznamen zur Bezeichnung des Schmiedes (χαλκεύς), sondern nannten ihn von Hause aus

Eisenarbeiter: faber ferrarius. Zweitens hielten sie die Liguren im Nordwesten ihrer Halbinsel für ein Volk griechischen Ursprungs, bloß weil sich dieselben noch in geschichtlicher Zeit bronzener Lanzenspitzen bedienten. Man klagt immer darüber, daß uns aus dem klassischen Altertum so wenig Stimmen über die archaischen Kulturstufen der mitteleuropäischen Bevölkerung geblieben sind. In den häufigen Nachrichten über verirrte achäische oder flüchtige troische Helden, die bald da bald dort einen Stamm, einen Staat gegründet haben sollen, glaube ich eine solche Stimme zu vernehmen, die allerdings nichts plastisch greifbares aussagt, aber darum doch nicht unbesehen, wie man es jetzt gerne thut, verworfen werden sollte. Die alten Autoren kannten ihren Homer sehr genau, und wenn sie irgendwo Bronzewaffen, reichen Bronzeschmuck, vielleicht auch Streitwagen und dergleichen schöne altertümliche Dinge fanden, so faßten sie sich kurz und ließen den Antenor oder Diomedes oder sonst einen der erbitterten Kämpfer für oder wider Ilios dort als Pionier einer längst verschollenen Kultur auftreten.

Noch sicherer wird die Unkenntnis des Eisens während einer langen unzeitlichen Epoche, wenn wir uns den Nordvölkern Europas, den Bewohnern des breiteren festländischen Gürtels unsers Erdteils, zuwenden. Zu den zahlreichen Thatsachen, welche durch archäologische Funde festgestellt sind, treten hier auch geschichtliche Zeugnisse aus verhältnismäßig später Zeit auf, die zum Teil recht merkwürdig, recht beherzigenswert sind. Noch Tacitus hebt die Seltenheit des Eisens bei den Germanen hervor. Als Cäsar zuerst den Fuß nach Britannien setzte, fand er dort seltsame Zustände. Die Insel war außerordentlich dicht bevölkert; Vieh gab es in Überfluß, auch Geflügel, das man zum Vergnügen hegte, aber zu genießen für unerlaubt hielt. Anstatt Geldes gebrauchte man kleine Barren bestimmten Gewichtes von Erz oder Eisen. Im Innern des Landes wurde Zinn, an der Küste Eisen gewonnen. Die Ausbeute an letzterem war aber sehr gering, und die Legierung des ersteren mit Kupfer verstanden die Einwohner nicht (oder nicht mehr), so mußten sie ihre Bronze von auswärts beziehen: aere utuntur importato — Jahrhunderte nach dem Beginne der Zinnausfuhr! Die damaligen Anwohner der britannischen Küsten waren keltische Stämme, welche aus Abenteuerlust, wie später die Angelsachsen und noch später die Normannen, aus Gallien und Belgien hinübergezogen waren und ihre heimischen Stammnamen beibehalten hatten. Sie trieben Ackerbau und hatten im Kriege Streitwagen. Im Innern der Insel wohnten eingeborene Völkerschaften, welche kein Getreide bauten, sondern von Milch und Fleisch lebten und in Felle gekleidet gingen. Dieses Kulturbild, das wir dem größten Manne des Altertums verdanken, zeigt uns, wie langsam die Aneignung fremder Errungenschaften in entlegenen Gebieten der alten Welt vor sich ging (oder wie rasch sie wieder verfiel), auch wenn es an den Bedingungen eines regeren Völkerverkehrs, wie hier durch den Besitz der Zinngruben, nicht fehlte.

Noch schlimmer sah es im Nordosten Europas aus. Die Ästier, ein preußisch-lettischer Stamm, bedienten sich noch hundert Jahre nach unsrer Zeitrechnung selten des Eisens, häufig der Holzkeule; die Finnen befestigten um dieselbe Zeit knöcherne Spitzen an ihren Pfeilen, weil sie kein Eisen hatten (inopia ferri, Tac. Germ.). Eine höchst merkwürdige, nahezu unbeachtet gebliebene Notiz überliefert der byzantinische Geschichtschreiber Simocatta (VI, 2) aus der Zeit der ersten Ausbreitung slavischer Stämme auf europäischem Boden um 600 nach unsrer Zeitrechnung. Als der oströmische Kaiser Mauritius im neunten Jahre seiner Regierung (591 n. Chr.) bei seinem Heerzug gegen die Avaren an den Ufern des Marmarameeres lagerte, wurden ihm eines Tages drei unbewaffnete Männer fremdartigen Ansehens vorgeführt, welche außer einem lautenartigen Instrumente nichts mit sich führten. Sie sagten, sie wären vom Volke der Slaven (deren südliche Stämme damals schon mit Mord und Brand im Donaugebiet an die Pforten des Reichs klopften) und hätten ihre Heimat an der äußersten Grenze des westlichen Ozeans. *Οἱ δὲ τὸ μὲν ἔθνος ἔφασαν πεφυκέναι Σκλαβηνούς, πρὸς τῷ τέρματί τε τοῦ δυτικοῦ ᾠκηνέναι Ὠκεανοῦ* sagt der Historiker; gemeint ist doch wohl nur die Ostsee. Sie seien als Gesandte zum Chan der Avaren gegangen, der auch ihren Stamm zum Kriegszug gegen Byzanz aufgefordert habe. Aber das wäre nicht nach ihrem Geschmack; ihre Beschäftigung sei das Lautenspiel; sie verständen nicht den Körper mit Waffen zu beladen. I n i h r e r H e i m a t k e n n e m a n d a s E i s e n n i c h t und bringe das Leben in Ruhe und Frieden hin. Aus dieser Anekdote gewinnen wir Einblick in die Verschiedenheit der Zustände bei den nördlichen und südlichen Slaven während einer sehr aufgeregten Zeit. Die Geschichte zeigt uns die letzteren in den Strudel der Weltbegebenheiten hineingerissen, voll wilder, roher Leidenschaften, die letzte aber auch die härteste Geißel des europäischen Orients, weil sie noch heute über demselben schwebt; — während die ersteren angeblich noch nicht einmal das Eisen kennen gelernt hatten und sich für die Aufforderung zur Teilnahme an allen Gräueln der Verwüstung höflich aber entschieden unter Lautenspiel bedankten. Überlegt man das, so wird man vorsichtig, zu sagen: die Kelten, die Germanen oder die Slaven besaßen um diese oder jene Zeit das eine oder andre Metall, oder sie besaßen es nicht. Denn so ist es im Grunde mehr oder weniger zu jeder Zeit gewesen. Als die Kelten nach 400 v. Chr. verheerend weite Länderstriche Europas durchzogen, warfen sie höhnisch ihr Schwert in die Wagschale der zitternden Besiegten, und ihr junges Eisen gab einem großen Teile des Kontinents für Jahrhunderte das Gesetz. Dabei blühte eine ihnen eigentümliche Schmuckindustrie und Waffenschmiedekunst, deren Formen weit über die Grenzen der keltischen Seßhaftigkeit hinaus zur Herrschaft kamen. Und wenige Jahrzehnte vor dem Beginn unsrer Zeitrechnung, als die Uhr der festländischen Keltenherrlichkeit schon nahezu abgelaufen war, heißt es von den Kelten Britanniens: sie lassen sich ihre Bronze von auswärts besorgen. Dadurch werden wir, glaube ich, hinlänglich belehrt, in archäologischen Fragen mehr auf Kulturzonen als auf Völkergrenzen, mehr auf Fundthatsachen als auf linguistische Zeugnisse zu achten.

Die Ehe zwischen Blutsverwandten.

Von Prof. G. A. Wilken.

II.

„Die scheinen mit der leichtesten Mühe abzukommen, die sich auf einen natürlichen Schauder (horrorem naturalem) für den allzunahen Heyrathen berufen“, bemerkt schon Michaelis in seiner 1768 veröffentlichten „Abhandlung von den Ehegesetzen Mosis“. „Allein“, so fährt dieser Schriftsteller in seiner eigenartigen Weise fort, „hoffentlich wird

Bildnis eines Kirgisen.
Nach einer Zeichnung des russischen Malers Krilow. (Vergl. S. 32.)

auch erlaubt sein zu fragen, ob wir denn wirklich einen solchen natürlichen Trieb oder Abscheu haben? und es ist nicht genug, ihn bloß vorzugeben. Die Untersuchung ist auch leicht, denn soll etwas ein natürlicher Trieb sein, so muß ihn jedermann bei sich deutlich wahrnehmen, ja er muß sich nicht bloß bei diesem oder jenem finden, sondern dem menschlichen Geschlechte allgemein sein: wo dies nicht ist, da wird man ihn nicht für einen natürlichen Trieb, sondern für eine Folge der Erziehung halten müssen." Nun giebt es wirklich Völker — wir nannten oben bereits die Perser, Ägypter und Peruaner — welche allgemein keine Eheverbote kennen, ja Ehebündnisse in der allernächsten Verwandtschaft zuließen. An eine Verschlechterung ist hierbei nicht zu denken; diese würde schwerlich in Übereinstimmung zu bringen sein mit der hohen Stufe sittlicher Entwickelung, worauf alle diese Völker — und es gilt dies thatsächlich von den drei genannten — stehen. Wir haben es hier mit primitiven Zuständen zu thun, wie jede Gesellschaft deren gekannt hat. Auf solche Vorzeit mit herrschendem Inzest weisen denn auch die mythologischen Erzählungen von Vereinigungen von Vater und Tochter, Mutter und Sohn, Bruder und Schwester hin, worüber jeder sich leicht Beispiele sammeln kann. Hier ist es Aufgabe darauf hinzuweisen, wie auch in den Sagen der Naturvölker oft von solchen Ehen die Rede ist. So stammen die Alfuren der Minahassa nach der Überlieferung von Lumimuut ab, die sich mit ihrem Sohne Toar verband, während auch die Kalangs auf Java und die Niaser aus einer solchen Vereinigung von Mutter und Sohn hervorgegangen sind, und die Savunesen ihre Abkunft von einem Bruder- und Schwesterpaar ableiten. Und wiewohl nun diese und andre ähnliche Erzählungen als Naturmythen erklärt werden, sind sie darum nicht minder ein treues Abbild der Sitten und Denkart alter Zeit. Übrigens trifft man häufig genug auf Gewohnheiten, die notwendigerweise aus einer Zeit stammen müssen, als noch keine Eheverbote bestanden. Dahin gehört, um nur ein charakteristisches Beispiel anzuführen, der Brauch der Balinesen höherer Kaste, Zwillinge, wenn sie verschiedenen Geschlechts, nach erreichter Mannbarkeit miteinander zu verheiraten. Wiewohl dieses heutzutage nicht mehr geschieht, pflegt man doch noch solche Zwillinge Kembarbuntjing, d. h. verlobte Zwillinge, zu nennen. Es liegt auf der Hand, daß nur in einer Umgebung, wo Ehebündnisse in der nächsten Blutsverwandtschaft erlaubt waren, ein solcher Gebrauch aufkommen konnte.

Abscheu vor Blutsverwandtenehen ist daher dem Menschen von Natur aus nicht eigen. Dieses schließt nicht aus, daß unter dem Einfluße des Verbots gegen solche Ehen der Abscheu sich allmählich gebildet hat, und inzestuöse Vermengungen aufgehört haben. Diese gelten daher auch nicht allein bei den Kultur-, sondern auch bei vielen Naturvölkern, so z. B. im Indischen Archipel, als ein schweres Verbrechen gegen die gute Sitte. Hat eine solche Verbindung stattgefunden, dann ist das Land besudelt und nur der Tod der Schuldigen kann die Schmach ablöschen. Mißrät irgendwo die Ernte, schreibt Kooreman von den Makassaren und Buginesen, so ist dieses ein sicheres Zeichen, daß ein Inzest vorgekommen ist und die Geister beleidigt sind. Als z. B. 1877 und 1878 der Westmonsun ganz ausblieb, der Reis nicht gedieh, tausende von Büffeln der Viehseuche erlagen, befand sich im Gefängnisse zu Takalar, wo Kooreman als Kontrolleur angestellt war, ein Sträfling, der früher wegen Inzests beschuldigt war. Ein Teil der Bevölkerung des Distrikts, dem der Verbrecher angehörte, verlangte dessen Auslieferung, da nach der allgemeinen Überzeugung des Elends kein Ende sein würde, wenn der Schuldige nicht seine gerechte Strafe erlitten haben würde. Ich hatte alle meine Überredungsgabe nötig, sagt Kooreman, um die Leute zu bewegen, in ihre Dörfer zurückzukehren, und als der Verurteilte kurz darauf, wegen Ablauf seiner Strafzeit, entlassen wurde, gab ich ihm Gelegenheit, mit einer Frau zu entfliehen, da er sich im Lande nicht mehr sicher fühlte.

Durch die höheren Mächte wird also die Bestrafung derjenigen verlangt, die einen Inzest begangen haben. Diese Bestrafung besteht bei den meisten Völkern im Indischen Archipel im Ersäufen der Verbrecher, die zusammen in einem Sacke oder Korb mit Steinen beschwert ins Wasser versenkt werden. Sind es fürstliche Personen, die sich so vergangen haben, so werden sie, wenigstens bei den Buginesen, auf ein Floß aus Bananenstengeln gesetzt und so ins Meer getrieben. Auch das lebendig Begraben und lebendig Verbrennen kommt bei einigen Stämmen als Strafe des Inzestes vor. Bei den Pasemahers in den Palembangschen Hochlanden von Sumatra wurden die Schuldigen, Rücken an Rücken gebunden, in eine tiefe Grube gethan und einem jeden ein hohles Bambusrohr in den Mund gesteckt, das mit der Luft in Verbindung stand. Wenn nach sieben Tagen die Grube geöffnet wurde und einer der Verurteilten noch nicht tot war, so war ihm das Leben geschenkt [1]). Zuweilen, so bei einigen Dajakstämmen, wird aber die Todesstrafe nicht ausgeführt. In diesem Falle muß ein Büffel geopfert werden, den man schlachtet und dessen Blut man in die Runde spritzt, auch ein wenig gegen die Sonne, damit diese nicht mehr zürnt. Aus dem Fleisch wird ein Versöhnungsmahl zugerichtet, an dem die Gemeinde und auch die Schuldigen teilnehmen. Diese letzteren müssen dabei noch einen eigenen Schimpf über sich ergehen lassen. Die für sie bestimmten Speisen werden nämlich in einen bereits gebrauchten Schweinetrog gethan, gegen den einer der Anwesenden klopft, in derselben Art, wie die Schweine zum Füttern durch Klopfen gerufen werden. Auf dieses Klopfen hin muß das schuldige Paar sich nach dem Troge begeben und daraus essen. Die Bedeutung dieses Schimpfs ist deutlich genug.

So verschieden die Gesetze gegen Heiraten in der Verwandtschaft bei den Naturvölkern auch sind, entdeckt man doch bei näherer Prüfung einige allgemeine Regeln, die deshalb eine besondere Beachtung verdienen. Hierhin gehört an erster Stelle die Exogamie, nämlich das Verbot des Heiratens im Stamme. Wo diese Einrichtung besteht, ist es niemandem erlaubt, ein Mädchen aus dem eigenen Stamme zu heiraten, er muß sich ein solches aus einem fremden nehmen. Ein Beispiel hierfür wurde bereits oben bei den Australiern vom Coopers-Creek angeführt, ebenso gehört hierher die Sitte der Chinesen, keine Person zu heiraten, die denselben sing oder Familiennamen trägt. Übrigens trifft man diese Einrichtung bei sehr vielen Völkern in verschiedenen Gegenden der Erde, z. B. im Indischen Archipel auf Sumatra bei Malayen und Bataks. Beide Völker sind in eine Anzahl Stämme geschieden, die bei ersteren suku, bei letzteren marga heißen, jeder mit eigenem Namen. Den Suku- und Margagenossen ist es verboten, untereinander zu heiraten oder Gemeinschaft zu haben, denn dieses wird als Inzest betrachtet. Bei den Bataks werden die Schuldigen getötet und aufgefressen, eine Strafe, die, wie bekannt, bei diesem Volke auf einigen schweren Vergehen steht.

Es hat nicht an Mutmaßungen über den Ursprung der merkwürdigen Sitte der Exogamie gefehlt. Lubbock sucht sie aus der Hypothese einer ursprünglich kommunalen Ehe zu erklären. Alle Frauen des Stammes waren anfangs

---

[1]) G. A. Wilken, Het strafrecht bij de volken van den Indischen Archipel, 33.

allen Männern gemeinsam; niemand konnte daher eine Frau aus dem Stamme für sich allein haben, mit ihr eine individuelle Ehe eingehen, denn dadurch würde er die Rechte anderer beeinträchtigt haben. Hier war, um mit Proudhon zu reden, Eigentum Diebstahl. Doch mit einer aus fremdem Stamme geraubten Frau war dieses nicht der Fall. Auf eine solche Frau hatte der Stamm kein Anrecht und derjenige, der das Weib sich geraubt, konnte es für sich allein behalten. Durch die Macht der Gewohnheit blieb das Heiraten außerhalb des Stammes bestehen, auch als die Notwendigkeit dafür nicht mehr vorhanden war, womit zu gleicher Zeit sich ein Vorurteil gegen das Heiraten innerhalb des Stammes heranbildete. So entstand die Exogamie. Indessen ist der Ausgangspunkt Lubbocks nicht sicher, denn die Hypothese einer ursprünglichen kommunalen Ehe steht ohne vollgültige Beweise da.

Anders erklärt daher auch Mac Lennan die Exogamie. Nach diesem Forscher soll der Kindermord (von Mädchen) hierzu Anlaß gegeben haben, wodurch die Frauen im Stamme selten werden und die Notwendigkeit entsteht, sich Weiber aus einem andern Stamme zu nehmen. Nun kommt noch heute Kindermord bei rohen Völkern vor und in früheren Zeiten war derselbe noch viel weiter verbreitet. Die Ursache war sicher die, daß die Wilden bereits früh die Unmöglichkeit einsahen, alle Kinder, die geboren wurden, zu unterhalten, und da ist es auch erklärlich, daß sie thatsächlich dazu kamen, mehr Mädchen als Knaben zu töten. Tapfere Krieger und kühne Jäger waren, wie Mac Lennan betont, für den Stamm von großem Nutzen und daher hoch geachtet; es war daher von Belang, gesunde, kräftige, männliche Kinder aufzuziehen. Frauen aber gereichten dem Stamme nicht zum Vorteil, sie waren nicht im stande, sich selbst zu unterhalten und zum allgemeinen Wohlsein beizutragen. Außerdem waren sie ein Quell der Versuchung für andre Stämme. Zuviel Mädchen aufzuziehen taugte also zu nichts, und so kam man darauf sie zu töten. Ein Beispiel dafür finden wir bei den alten Arabern, bei denen man die Mädchen nach der Geburt lebendig zu begraben pflegte, was sogar in Sprichwörtern gepriesen wird: „Lebendigbegraben der Töchter gehört zu den edlen Thaten.“ Dieses Lebendigbegraben der Mädchen geschah, wie die Kommentare zum Koran erkennen lassen, teilweise um sich der Sorgen der Erziehung zu entledigen oder auch um — bei den zahlreichen Stammesfehden — die Mädchen vor Gefangenschaft und Entehrung zu bewahren. Erst durch Mohamed wurde dieser Gebrauch abgeschafft[1]). Ist es so nicht zu verkennen, daß der Kindermord mehr beim weiblichen als beim männlichen Geschlechte ausgeübt wird, so ist es eine andre Frage, ob dieses, wie Mac Lennan will, eine Verminderung der Weiber im Stamme verursacht, und die Antwort hierauf kann nicht anders als verneinend lauten. Jedoch hat es Mac Lennan versäumt, hier mit einer allgemein gültigen Thatsache zu rechnen, die den Namen eines wesentlichen sozialen Naturgesetzes verdient, nämlich, daß obgleich in jedem Jahre mehr Knaben als Mädchen geboren werden, doch die Frauen überall und zu allen Zeiten einen größeren Teil der Bevölkerung ausmachen als die Männer. Dieser scheinbare Widerspruch wird dadurch gelöst, daß in den ersten Lebensjahren die Sterblichkeit bei den Knaben größer als bei den Mädchen ist und ferner dadurch, daß die erwachsenen Männer weit mehr Gefahren als die Frauen ausgesetzt sind, wie dieses Darwin in seinem Descent of man hervorhebt. Auch bei rohen Völkern gilt sicher dieses Gesetz, ja, wenn man die Bemerkung Darwins im Auge behält, ist es bei ihnen noch eher zu erwarten als bei Gebildeten. Bei Wilden, die untereinander stets im Kriege sind, die mit allerlei Mühseligkeiten zu kämpfen haben, nur um sich die notwendigsten Bedürfnisse zu verschaffen, ist die Sterblichkeit der Männer weit größer als die der Frauen. In der Gesellschaft der Wilden besteht daher auch ein natürlicher Überschuß der Frauen über die Männer. So sagt Morgan von den nordamerikanischen Indianern: The femals are usually more numerous than the males from the destruction of the latter in war. In some nations, as the Blackfoot and the Shiyann, they are said to be two to one[1]). Wurden so — um auf das vorangehende den Fall von Kindermord anzupassen — Mädchen getötet, während Knaben am Leben blieben, so hatte dieses höchstens zur Folge, daß das Verhältnis zwischen den Geschlechtern gleich blieb, in einigen Fällen konnten die Männer das Übergewicht über die Frauen erlangen, doch sicher entsprang daraus nicht eine Seltenheit der Frauen. Die Folgerung Mac Lennans ist daher unrichtig und seine Erklärung der Exogamie zu verwerfen. Doch auch angenommen, daß gegen die Folgerung nichts einzuwenden sei, so kann man doch die Erklärung nicht annehmen, da sie einen Widerspruch in sich enthält. Mag auch der Mädchenmord zur Spärlichkeit der Weiber im Stamme und damit zur Exogamie führen, so macht doch derselbe Mord, in einem andern Stamme ausgeübt, dieselbe bei der damit verursachten Spärlichkeit der Weiber wieder unmöglich.

Können somit weder Mac Lennans noch Lubbocks Theorien vor der Kritik bestehen, so ist dieses noch weniger bei Morgan der Fall. Nach diesem[2]), und Maine stimmt ihm darin bei[3]), muß die Exogamie als eine Reformmaßregel erklärt werden, durch welche den Ehen zwischen Blutsverwandten ein Ende bereitet wird, nachdem man erkannt hatte, daß sie schädliche Folgen hatten. Angenommen einmal, daß wirklich schädliche Folgen bestanden und daß der Urmensch diese erkannt hatte, so bleibt doch von diesem Gesichtspunkte aus die Exogamie unerklärt. Wenn Mann und Frau aus verschiedenem Stamme, so sind nur zwei Dinge möglich: entweder folgen die Kinder dem Stamme des Vaters oder dem Stamme der Mutter. In dem ersten Falle, in welchem der Vater die Stammeszugehörigkeit bestimmt, gehören allein die Abkömmlinge in der männlichen Linie zum Stamme, sind Glieder des Stammes diejenigen, die ihre Abkunft ausschließlich in der Linie von demselben Stammvater ableiten. Im andern Falle, wobei die Mutter die Stammeszugehörigkeit bestimmt, gehören allein die Abkömmlinge in der weiblichen Linie zum Stamme, sind diejenigen Glieder des Stammes, die ihre Abkunft ausschließlich in dieser Linie von derselben Stammesmutter ableiten. Man sieht also, daß durch die Exogamie selbst eine Verminderung in der Zusammensetzung des Stammes hervorgerufen wird, wodurch die Absicht vereitelt wird, um derentwillen sie gerade ex hypothesi eingeführt wurde. Nicht alle konsanguinären Ehen werden dadurch verhütet, sondern allein die in der Gruppe der Abstammungen der männlichen oder der weiblichen Linie. Kommt man außerhalb dieser Gruppe, dann sind Ehebündnisse in der allernächsten Verwandtschaft möglich. Daß sie auch wirklich stattfinden, wollen wir an ein paar Beispielen erläutern.

Matriarchat heißt die auf die Mutterschaft begründete Stammeseinrichtung, wie diejenige, welche die Vaterschaft zur Grundlage hat, Patriarchat genannt wird.

[1]) G. A. Wilken, Het matriarchaat bij de oude Arabieren 36.

[1]) Morgan, Systems of consanguinity etc. 477.
[2]) A. a. O. 484, 490.
[3]) Maine, Dissertations on early law and custom, 227.

Es liegt auf der Hand, daß beim Matriarchat Halbbrüder und Halbschwestern von Vatersseite, Kinder desselben Vaters, doch von verschiedenen Müttern, weil sie von verschiedenen Stämmen sind, sich miteinander verheiraten können. In der That findet sich diese Art von Ehebündnissen bei verschiedenen Völkern, selbst bei denen, welche die Exogamie schon aufgegeben oder auf eine kleine Unterabteilung des Stammes beschränkt haben. Bei den Howas von Madagaskar sind Ehebündnisse zwischen Abkömmlingen in der weiblichen Linie bis ins sechste Glied nicht erlaubt. Bruder und Schwester können sich einander ehelichen, nur dürfen sie nicht dieselbe Mutter haben; ein Fall, für den es bei den Völkern des Altertums gleichfalls nicht an Beispielen fehlt. Als Solon zu Athen die Ehe mit einer Halbschwester von Vatersseite zuließ, die mit einer Halbschwester von mütterlicher Seite aber verbot, bestätigte er einfach einen noch aus der Zeit, da Exogamie und Matriarchat herrschten, übrig gebliebenen Brauch. Ganz so finden wir bei den alten Hebräern Ehen mit Halbschwestern von väterlicher Seite als Überbleibsel ursprünglicher Exogamie mit Matriarchat. Nöldeke weist, zur Bestätigung der Allgemeinheit solcher Ehen, auf den oft im Hohen Liede vorkommenden Ausdruck „Meine Schwester, o Braut!" hin. Jedenfalls klingt das wunderbar und Schwesterliebe pflegt man doch anders zu bezeichnen als in der naiv-sinnlichen Art, wie die Liebe zwischen Mann und Frau im Hohen Liede dargestellt wird. Sieht man sich aber danach um, was anderwärts geschieht, so findet man eine Erklärung dafür. Wie wir oben schon sahen, heiratet der Araber mit Vorliebe seine bint-âmm, d. h. Tochter vom Vatersbruder, und benennt so auch seine Geliebte, selbst wenn sie nicht in diesem Verwandtschaftsverhältnisse zu ihm steht. Auf dieselbe Art ist boru-nidatulang, d. h. Tochter vom Mutterbruder, bei den Bataks die Bezeichnung für die Geliebte geworden, weil man gewohnt war, diese Verwandte zu heiraten. Wenn daher im Hohen Liede die Braut „Schwester" genannt wird, so weist dieses auch darauf hin, daß man bei den alten Hebräern Halbschwestern zu freien pflegte, wie die Beispiele ja auch lehren. So war Sara eine Halbschwester Abrahams. „Auch ist sie wahrhaftig meine Schwester, denn sie ist meines Vaters Tochter, aber nicht meiner Mutter Tochter und ist mein Weib geworden [1])." Tamar hätte den Amnon heiraten können, wiewohl sie gleich diesem ein Kind Davids war, aber eine andre Mutter hatte. „Rede mit dem Könige, der wird euch dies nicht versagen", sprach sie [2]). Noch in späterer Zeit müssen solche Verbindungen vorgekommen sein, denn Hesekiel [3]) verwies dieses seinen Landsleuten und erst nach der Verbannung wurden sie in der priesterlichen Gesetzgebung verboten [4]).

Anfangs waren somit Ehen in der weiblichen oder in der männlichen Linie ausgeschlossen, je nachdem dem Matriarchat oder Patriarchat gehuldigt wurde. Von diesen beiden Stammeseinrichtungen ist das Matriarchat das ursprünglichere. Die Thatsache, daß die Frau die Abstammung regelt, daß das Kind als der Mutter und nicht dem Vater gehörig betrachtet wird, mag oberflächlich betrachtet als sonderbar erscheinen, so ist es dieses doch keineswegs und hat seine natürlichen Gründe. Diese liegen einesteils in der Unsicherheit der Vaterschaft, oft selbst in einer besser geordneten Gesellschaft, als jene war, in welcher die Einrichtung des Matriarchats seinen Ursprung genommen haben muß. Ohne selbst eine völlig ehelose Vorzeit anzunehmen, wie dieses einige thun, kann man doch mit gutem Grunde sagen, daß die Ehebande anfangs nicht die festen Formen besaßen, die wir jetzt kennen. Wie dieses jetzt noch bei vielen Naturvölkern der Fall, muß die Beziehung zwischen Mann und Frau ursprünglich von keiner dauernden Art gewesen sein. Bei solchem Stande der Dinge kann das Erzeugnis nur allein der Mutter angehören. Andrerseits kommt zu dieser Unsicherheit der Vaterschaft die urwüchsige Anschauung von dem Prozeß der Befruchtung, welche zur Aufrechterhaltung, wenn nicht einigermaßen zum Entstehen des Matriarchats mitgewirkt hat. Wilde können natürlich nicht die richtige Vorstellung von diesem Prozesse haben, die wir davon besitzen und das positive Wissen, daß dadurch das Kind die Eigenschaften von beiden Eltern erbt, beiden dem Blute nach gleich steht, ist bei ihnen schwerlich zu erwarten. Im Gegenteil, die für jedermann sichtbaren physischen Bande, welche die Nachkommenschaft an die Mutter bindet, muß den Wilden zu der Meinung bringen, daß die Frau bei der Zeugung von größerer Bedeutung ist, als der Mann, daß das Kind dadurch mehr die Eigenschaften von der Mutter und den mütterlichen Verwandten hat, als vom Vater. Als Beleg hierzu können wir auf die Araber verweisen. Nach der bei ihnen bestehenden Anschauung hat niemand den Charakter von seinem Vater, wohl aber von seinem Châl, seinem Oheim mütterlicherseits. Allein von diesem hat er den Trieb geerbt, Gutes oder Böses zu thun. Beim Anhören einer Erzählung von einer guten oder bösen That ist es denn auch eine gewöhnliche Erscheinung, daß es nicht der Thäter selbst ist, der deshalb gepriesen oder getadelt wird, sondern sein Châl. Daher die vielfach vorkommenden Ausrufe „Gott segne seinen Châl!" und „Gott verfluche seinen Châl!". So sagt auch ein arabisches Sprichwort: „Wenn jemand sittlich zu Grunde geht, gehört er zu zwei Dritteln seinem Châl." Damit soll gesagt sein: Zwei Drittel seiner Schlechtigkeit hat er von seinem Oheim und ein Drittel durch sich selbst [1]). Wilde werden die Frage, ob das Kind mehr der Mutter oder dem Vater gehört, selbstverständlich im ersteren Sinne beantworten. Ajam djantan tida bërtĕ lor, d. h. ein Hahn legt keine Eier, sagt daher auch der Malaye von Sumatra zur Erklärung der bei ihm bestehenden matriarchalen Einrichtungen [2]).

[1]) Genesis XX, 12. — [2]) 2 Samuel XIII, 13. — [3]) Hesekiel XXII, 11. — [4]) Levit. XVIII, 16 und XX, 21.

[1]) G. A. Wilken, Het matriarchaat bij de oude Arabieren 30.

[2]) G. A. Wilken, De verbreiding van het matriarchaat op Sumatra 11, 19 ff.

Gegenwärtiger Stand der Lößfrage in Deutschland.

Von A. Sauer, Landesgeolog.

Die besonders in den letzten beiden Jahrzehnten auf dem Gebiete der Diluvialforschung lebhaft entfaltete Thätigkeit der Geologen hat wiederum eine Frage in den Vordergrund der Erörterung gerückt, welche, wie wenig andre in der Geologie, die allerverschiedenste Beantwortung erfahren hat. Das ist die Frage nach der Entstehung des Löß.

Typischer Löß ist ein so charakteristisches und gleichzeitig so einförmig entwickeltes Gebilde, daß es überaus leicht ist, einmal bekannt damit, dasselbe stets wieder zu erkennen, mögen die Proben desselben aus China, Persien, Galizien, Böhmen, Sachsen, Thüringen oder dem Rheinthale stammen. Man ist sich demzufolge gegenwärtig, trotz

der abweichendsten Ansichten über die Entstehung des Löß, vollständig klar darüber, was man in petrographischer Hinsicht unter Löß zu verstehen habe. Löß ist ein diluvialer, kalkhaltiger, gleichmäßig-feiner, lichtgelber, mehlartig abfärbender Lehm, der außerdem durch eine bestimmte Landschneckenfauna gekennzeichnet ist. Sowohl zahlreiche ihn durchziehende feinste Kanälchen als auch eine lockere, fast tuffartige lose Aneinanderfügung seiner mineralischen Bestandteile, befähigen den Löß, Wasser leicht in sich aufzunehmen und durchzulassen. Seiner mineralogischen Zusammensetzung nach kann man den Löß als einen überaus feinen mäßig mit Thonsubstanz und mit mehr oder minder stark verwitterten Silikatteilchen gemischten, kalkhaltigen Quarzstaub bezeichnen, dessen Korngröße etwa zwischen 0,05 bis 0,01 mm liegt.

Trotz vielfacher gegenteiliger Angaben ist hervorzuheben, daß die Form der Quarzkörner nicht die rein eckig-splitterige, sondern durchweg deutlich kantengerundete, zuweilen vollkommen runde ist. Vermöge seiner überaus günstigen physikalischen Eigenschaften mit bezug auf Kapillarthätigkeit, Erwärmungsfähigkeit und Durchlässigkeit liefert der Löß für die Pflanzenkultur geradezu einen Normalboden. Seine mürbe und lockere Beschaffenheit, welche der Bearbeitung mit den einfachsten Gerätschaften die geringsten Hindernisse entgegenstellt, war jedenfalls nicht ganz ohne Einfluß auf die Entwickelung und Ausbreitung des Ackerbaues.

Die erste wissenschaftliche Untersuchung über Löß gab, wie bekannt, Alexander Braun schon im Jahre 1823, und zwar über solchen des Rheingebietes. Von dort stammt auch die Bezeichnung: „Löß“ (offenbar von los, locker abzuleiten). Seit jener Zeit hat man sich viel mit der Untersuchung des Löß beschäftigt, wichtige Beiträge für seine Zusammensetzung und Verbreitung über der Erdoberfläche geliefert, aber auch die verschiedensten Ansichten über seine Entstehung ausgesprochen. Wenn man von den der neueren und neuesten Zeit angehörigen Anschauungen von Richthofens und Nehrings über die Entstehung des Löß absieht, so gingen alle anderen Versuche, die Bildung des Löß zu erklären, von der Voraussetzung aus, daß hierzu die Mitwirkung von Wasser in irgend einer Art als Hauptfaktor nötig gewesen sei. Und so hat man dem Löß nacheinander jede nur mögliche Art der sedimentär wässerigen Entstehung zugeschrieben; man betrachtete ihn als Ablagerung eines Seebeckens, ja sogar als eine Art Brackwasserbildung, als Hochflutschlamm von Flüssen, als Niederschlag der Gletschertrübe in einem Staubecken, als ein durch Schlagregen aus der diluvialen Grundmoräne ausgespültes Erzeugnis, ja selbst als unmittelbares Verwitterungsprodukt älterer Gesteine (z. B. glaukonitischer Sandsteine). Daß die Ansichten über die Entstehung des Löß hauptsächlich in dieser Richtung sich entwickelten, darf nicht wundernehmen, wenn man berücksichtigt, daß die Erörterung vom Rheingebiet ausging und immer wieder anknüpfte an die Lößablagerungen des Rheingebietes, wo allerdings neben echtem Plateaulöß zweifellos fluviatil geschichtete, dem Löß überaus ähnlich werdende und allmählich in Löß übergehende, strichweise ziemlich mächtige Bildungen vorkommen. Man übersah jedoch dabei oder erachtete für unwesentlich, daß die geschichteten Löße eine gemischte Land- und Süßwasserschneckenfauna, die typischen Plateaulöße aber ausschließlich Landschnecken führten, daß also beide Ablagerungen schon in dieser Hinsicht streng auseinander zu halten seien.

Mit den Epoche machenden Forschungsresultaten von Richthofens über den chinesischen Löß und den fast gleichzeitig und unabhängig davon durch Nehring gewonnenen Ergebnissen der Untersuchungen über die im Löß von Thiede und Westeregeln eingeschlossene Wirbeltierfauna wurden neue große Gesichtspunkte für die Vorgänge am Schlusse der Diluvialzeit gewonnen. Ein nach seinen Wirkungen bisher gänzlich unterschätztes geologisches Agens, der Wind, wurde für die Geologie entdeckt. Mit überzeugender Klarheit lieferte von Richthofen für die ungeheuren 500, ja bis 700 m mächtigen Lößablagerungen Chinas den Nachweis, daß dieselben fast ausschließlich durch Windthätigkeit aufgehäuft seien und es sah sich Nehring nach dem Charakter der Wirbeltierfauna von Thiede und Westeregeln zu dem Schlusse gedrängt, daß zur Zeit der Lößbildung in Deutschland ein Steppenklima geherrscht haben müsse.

Obwohl nun Richthofen seine in China gewonnenen Anschauungen über die Entstehung des Löß auch auf die deutschen, beziehungsweise europäischen Vorkommnisse übertragen zu müssen glaubte, fand die Richthofensche Theorie unter den Geologen selbst, die sich vorübergehend oder speziell mit Lößstudien beschäftigten, merkwürdigerweise wenig Anklang, ja man hielt, zäher den je, an der fluviatilen Entstehung des Löß fest. Tietze, einer der wenigen Anhänger der Richthofenschen Theorie unter den Geologen, der auf Grund seiner Untersuchungen in den großen galizischen Lößgebieten auf das durchaus Unwahrscheinliche einer fluviatilen Entstehung des Löß in den dortigen Gebieten wiederholt hingewiesen hatte, sagt scherzweise, doch mit Recht, es spräche aus den Schriften mancher Geologen die Überzeugung heraus, „für Asien und die Chinesen sei die Theorie von der subaërischen Entstehung des Löß gerade gut genug, für das um so viel länger und genauer studierte Mitteleuropa brauche man dergleichen Hypothesen nicht“.

Daß man die deutschen Lößablagerungen, selbst die vielfach untersuchten des Rheinthales aber entfernt nicht so genau kannte, als es den Anschein hatte und es nötig war, um ein sicheres Urteil über die Entstehung des Löß zu gewinnen, beweisen mehrere, unlängst erschienene Abhandlungen, aus welchen hervorgeht, daß für die deutschen Löße dasselbe gilt wie für die chinesischen, d. h. daß beide im wesentlichen Produkte äolischer Thätigkeit sind.

Es dürfte auch für weitere Kreise von Interesse sein, die Beobachtungen in Kürze kennen zu lernen, welche zu diesem Resultate geführt haben. Die hier zu besprechenden Arbeiten sind chronologisch nach ihrem Erscheinen geordnet die folgenden:

1. A. Sauer: Über die äolische Entstehung des Löß am Rande der norddeutschen Tiefebene (Vortrag, gehalten auf der 62. Versammlung deutsch. Naturf. u. Ärzte, Heidelberg, September 1889. Ztschr. f. Naturw., 1889, Bd. 62, 1 bis 28).

2. A. Sauer und C. Chelius: Die ersten Kantengeschiebe im Gebiete der Rheinebene und: Zur Lößfrage. Neues Jahrb. f. Mineralogie rc., Mai 1890, Bd. II. Briefl. Mitt., S. 1 bis 8.

3. E. Schumacher: Die Bildung und der Aufbau des oberrheinischen Tieflandes. Mitt. der geol. Landesuntersuchung von Elsaß-Lothringen. 1890 (September), Bd. II, S. 194 bis 401.

4. C. Chelius und E. Vogel: Zur Gliederung des Löß. Neues Jahrb. f. Mineralogie, 1890. (Briefl. Mitt. vom 15. Okt.)

Die erstgenannte Abhandlung bezieht sich auf das zwischen Meißen und Lommatzsch ostwestlich sich ausdehnende, sogenannte Elblößgebiet des nördlichen Sachsens, welches immer als ein Typus fluviatil entstandener Lößablagerungen angesehen wurde. — Der Löß besitzt hier die bekannte typische Ausbildung und Mächtigkeiten bis zu 20 m. Die Form seiner Quarzkörner ist nicht eckig-splitterig, sondern deutlich gerundet. Lößkindel sind weit verbreitet, ebenso die be-

kannten drei Lößschnecken (Helix hispida, Pupa muscorum, Succinea oblonga), die letzteren doch nicht völlig gleichmäßig, auch nicht in Zeilen, d. h. in Schichten angereichert, vielmehr unvermittelt an einer Stelle der Lößablagerung und dann gleich in großer Häufigkeit und durch die ganze Mächtigkeit des Löß an der betreffenden Lokalität auftretend.

Demgemäß stellt das Verbreitungsgebiet schneckenführender Lößpartieen gewissermaßen pfeilerartige Durchragungen durch den schneckenfreien Löß dar. (Auf eine durchaus ähnliche Verteilung der Lößschnecken im galizischen Löß machte Tietze aufmerksam.)

Obwohl genannte drei Schneckenarten im typischen Löß am häufigsten zusammen vorkommen, so kann doch plötzlich, aber nur lokal, die eine oder andre Art einmal fehlen, oder es treten selbst auch einmal geringe Abweichungen in der Größe hervor, die gleichmäßig alle Individuen der betreffenden Örtlichkeit zeigen. Alle diese Erscheinungen sind unvereinbar mit der Vorstellung, daß die Schnecken mit samt dem Löß von einer großen Hochflut herbeigeführt und abgelagert wurden; sie beweisen vielmehr, daß die Schnecken da, wo sie jetzt im Löß sich finden oder doch ganz in der Nähe, lebten und ihre günstigsten Lebensbedingungen fanden. Sehr bezeichnender Art sind auch die Beziehungen des Löß zu seinem Untergrunde, besonders da, wo dieser aus zerrüttetem Felsgestein besteht; an der Grenze zwischen diesem und dem Löß beobachtet man immer eine Art Übergang, indem die eckigen

1. 2. 3. 4.

1—4. Kantengeschiebe aus der Galalawüste. Nach Dr. Joh. Walther.

Gesteinsfragmente sich ganz allmählich in der überlagernden Lößmasse verlieren; es fehlen also hier an der Grenze zwischen Löß und Gesteinschutt jegliche Spuren einer ausebenenden Thätigkeit, wie sie doch eine große für die Lößablagerung in Anspruch genommene Stauflut hätte zurücklassen müssen. Einlagerungen grober Bestandteile im typischen Löß sind im allgemeinen nicht selten, aber fast nur da anzutreffen, wo sich kuppenförmige Durchragungen älterer Gesteine finden. Es treten da förmliche bis 0,3 m mächtige Gesteinsschuttbänke im typischen Löß auf, deren Ursprung sich meist mit Sicherheit auf die benachbarte Gesteinskuppe zurückführen läßt. Diese Schuttstreifen, wie sie auch v. Richthofen aus

5. 6. 7.

5—7. Kantengeschiebe aus der norddeutschen Ebene. Nach Dr. Berendt.

dem chinesischen Löß beschrieben hat, wurden offenbar durch lokale Regengüsse von der noch lößfreien Gesteinskuppe dem schon mit Löß bedeckten Gehänge zugeführt.

Typischer Löß geht in Sachsen bis zu einer Höhe von nahe 300 m, nicht aber, wie sich auch angegeben findet, nur bis 200 m. Beim Verfolgen der Lößablagerungen nach dem Gebirge hinauf findet man, daß dieselben allmählich ihren typischen Charakter einbüßen, insbesondere an Mächtigkeit und auch gänzlich ihren Kalkgehalt verlieren. Schließlich nehmen diese höher gelegenen bis zu 400 m Höhe hinaufgehenden Lößlehme eine so äußerst feinstaubartige Beschaffenheit an, daß sie in physikalischer Hinsicht eher an einen thonreichen Lehmboden, denn an einen degenerierten Abkömmling des Löß erinnern, und doch konnte durch chemische Analysen dargethan werden, daß, von dem Mangel des nachträglich entfernten kohlensauren Kalkes abgesehen, dieser Lößlehm einen gleich hohen Kieselsäuregehalt, wie auch im übrigen gleiche chemische und mineralogische Zusammensetzung besitzt wie der Löß. Der Lößlehm vom Freiberger Gneisplateau, typischer Löß aus Mittelsachsen und der aus glazialem Geschiebelehm Nordsachsens gewonnene, der Lößkörnung genau entsprechende Feinerdeanteil führen die gleichen charakteristischen mikroskopischen Schwergemengteile, welche z. B. dem reinen Gneisverwitterungslehme fehlen. Hierdurch, wie durch den geologischen ununterbrochenen Zusammenhang wird bewiesen, daß dieser Plateaulehm und der typische Löß der gleichen Formation angehörige Bildungen sind; nur ist der Lößlehm, wohl seiner höheren Gebirgslage zufolge, entkalkt und ist die Korngröße seiner Bestandteile noch eine feinere als im Löß. Wandert man vom Gebirge abwärts quer durch die typische Lößzone hindurch dem Flachlande zu, so sieht man gleichfalls nur allmähliche Wandlung in der Beschaffen-

heit des Löß sich vollziehen, jedoch in andrer Richtung, denn das Material des Löß wird allmählich gröber und gröber, man gelangt aus dem reinen Löß zuerst in sandigen Löß, zuletzt in reinen Sand vom Charakter des Flugsandes.

In diesem Gebiete am südlichen Rande der norddeutschen Tiefebene gliedert sich also die Lößformation vom Flachlande nach dem Gebirge hinauf in drei eng miteinander verbundene, annähernd westöstlich streichende Zonen von Sand und Lößsand, typischem Löß und feinstem Lößlehm. Auch diese zonare Dreigliederung widerspricht auf das deutlichste der wässerigen Sedimentation des Löß aus einem großen Staubecken. Hätte sich der Löß aus einem solchen niedergeschlagen — das nebenbei erwähnt im nördlichen Sachsen eine Tiefe von mindestens 300 m besessen haben müßte, so müßte die zonare Verteilung der drei Lößfazies gerade die umgekehrte sein, d. h. wir müßten das feinste Material im Beckentiefsten und nicht am Rande oder Strande des Beckens abgelagert finden und umgekehrt. Dagegen steht diese Anordnung der Lößzonen im besten Einklange mit einer äolischen Ablagerung, mit einer Anblasung durch von Norden herwehende Winde.

Die zwischen dem älteren diluvialen Untergrunde (insbesondere Geschiebelehm) und den Ablagerungen der Lößformation in gewissem Niveau (im Elbgebiete bei Meißen und abwärts davon erst bei 150 bis 180 m Meereshöhe) sich einstellende sogenannte Steinsohle, d. h. die Anreicherung von größeren Geschieben zu einer Art Pflaster, hat man vielfach als Beweis, als eine Begleiterscheinung der Schwemmthätigkeit der Lößstauflut angeführt. Auffällig ist hierbei schon, daß diese Steinsohle im eigentlichen Lößgebiet sich nur relativ untergeordnet entwickelt zeigt und erst da charakteristisch in die Erscheinung tritt, wo der Löß in Lößsand und zuletzt in reinen Sand übergeht. Die höchst eigentümliche Gestaltung der meisten, diese Steinsohle bildenden Geschiebe beweist aber direkt, daß Schwemmthätigkeit sie sicher nicht geschaffen hat, denn diese Geschiebe zeichnen sich durch eigentümliche Modellierung aus, welche denselben die Bezeichnung der Kantengeschiebe oder Dreikanter eingetragen hat.

Diese Kantengeschiebe sind in der norddeutschen Tiefebene weit verbreitet. Nachdem man sie früher in verschiedener Weise erklärt hat, ist man jetzt so ziemlich einig darüber, daß sie nur Sandanblasungen ihre Entstehung verdanken können; aber daran, sie mit der Entstehung des Löß in Verbindung zu bringen, hatte man nicht gedacht, und doch weist ihre Lagerung an der Basis der Löß- und diluvialen Dünensande ihnen, wenigstens in diesem Teile der norddeutschen Tiefebene, ein entschieden diluviales Alter zu. Daß dieselben auch noch gegenwärtig entstehen können, beweisen die Beobachtungen Walthers aus der Galalawüste, wo dieser gewissermaßen die Natur bei ihrer Modellierarbeit belauschte. Wie sehr die Produkte der Sandanblasungen der Gegenwart in der Wüste jenen aus der Steppenperiode der Diluvialzeit gleichen, lehrt ein Blick auf beistehende Abbildungen, von denen Fig. 1 bis 4 Kantengeschiebe der Galalawüste darstellen, Fig. 5 bis 7 solche aus der norddeutschen Tiefebene. Es bilden also diese Kantengeschiebe gewissermaßen die greifbarsten Belege für eine am Schlusse der ersten großen Vereisung Nordeuropas stattgehabte energische äolische Thätigkeit, durch welche der alte kalkreiche Gletscherboden Norddeutschlands aufgearbeitet wurde und die Produkte der äolischen Saigerung nach Maßgabe ihrer Korngröße sich am Rande der Tiefebene und höher hinauf auf den Abhängen der Gebirge ablagerten. Zu dem gleichen übereinstimmenden Schlusse, daß die Lößablagerungen am südlichen Rande der norddeutschen Tiefebene als Produkte äolischer Thätigkeit aufzufassen seien, führen aber auch alle übrigen oben mitgeteilten Beobachtungen.

Die zweite neuere Arbeit über Löß: E. Schumacher: Bildung und Aufbau des oberrheinischen Tieflandes, verfolgt im allgemeinen den Zweck, in ausführlicher Form eine geologische Skizze der Umgebung von Straßburg und des Unterelsaß zu geben. Deshalb beginnt die Arbeit mit orientierenden tektonischen Erörterungen, mit Darlegungen über die Bildung der Rheinthalspalte, die Lagerungsverhältnisse des Grund- und Flötzgebirges der angrenzenden Gebiete u. s. w. Hieran schließt sich als Hauptteil der Arbeit die Beschreibung der Diluvialbildungen der Umgegend von Straßburg und des Unter-Elsaß. In diesen Kapiteln nun finden wir das Interessanteste niedergelegt, was uns je bisher an Beobachtungen über Diluvialbildungen des Rheinthales geboten wurde. Gerade diese Mitteilungen Schumachers beweisen, was oben schon angedeutet wurde, daß die angeblich genau gekannten Lößablagerungen des Rheingebietes, insbesondere diejenigen von Straßburg abwärts bis in die Pfalz hinein, im Grunde genommen doch noch eine terra incognita waren.

Um zunächst einen Überblick über die Gliederung des Diluviums dieser Gegend zu gewinnen, dürfte es sich empfehlen, die Lagerungsverhältnisse und Aufeinanderfolge des betreffenden Diluvialgliedes an der Hand des vom Verf. gegebenen, umstehend wiedergegebenen Idealprofiles sich zu vergegenwärtigen, welches man sich quer durch ein größeres, in die Rheinebene mündendes Thal gelegt zu denken hat.

Zu unterst liegen mit $G S$ bezeichnet altdiluviale Kiese und Sande, die wohl den gegenwärtig in 300 m Höhe anzutreffenden Taunusschotter im Alter gleichgestellt werden. Hierher im Alter gehören wohl auch die tiefsten Schichten der, wie wir aus Tiefbohrungen wissen, bis 100 m mächtigen Rheinkiese. Auf die altdiluvialen Kiese folgen eigentümliche glimmerreiche graue Sande, dieselben sind kalkhaltig, reich an Glimmer und Schneckenschalen; sie bilden in dem prächtigen Diluvialprofile von Hangenbieten die tiefsten Schichten, führen zuweilen in gleichmäßiger Verteilung oder in Fetzen Lößmaterial und stellen wahrscheinlich bereits ein Glied der Rheinlößformation dar. Eine noch engere Verknüpfung mit Lößablagerungen lassen Sande und Kiese andrer Art, anscheinend mehr lokaler Herkunft erkennen, das sind die Vogesensande und Kiese, die über diesen grauen Sanden liegen. Die Lößablagerungen selbst lassen eine deutliche Zweigliederung zu, in älteren und jüngeren typischen Löß, welche beide durch eine, nach dem Verfasser längere Periode des Stillstandes in der Lößablagerung getrennt sind. In dieser Zwischenzeit wurde die Lößoberfläche (L') bis zu ansehnlicher Tiefe entkalkt (l') und durch energisch erwachte Erosion reduziert. (Umlagerung normalen alten Lößes und Bildung von Sandlöß.) Was nun die nähere Zusammensetzung dieser Diluvialglieder betrifft, so sind die Vogesensande, meist lebhaft braun gefärbt, vorwiegend aus Porphyr-, Granit-, Buntsandsteinmaterial gebildet, treten zusammen mit Sandlöß Terrassen bildend auf und führen gelegentlich Reste von Rhinozeros, Hyäne, Bos primigenius und roh bearbeitete Steinwerkzeuge.

Der Sandlöß ist eine oft äußerst feingeschichtete und geflammte, bisweilen äußerlich nur wenig (durch dichteres Gefüge) vom typischen Löß sich unterscheidende Bildung, welche jedoch häufig Sandlagen und Schmitzen eingeschaltet zeigt. Charakteristische Schnecken sind: Limnäa palustris (nord. Varietät) und Pupa columella neben den drei Hauptschnecken des Plateaulöß (Helix hispida, Pupa muscorum, Succinea oblonga). In den sandigen Lagen sind die Schneckenschalen gewöhnlich am häufigsten, doch meist zerbrochen (während dagegen im Plateaulöß die zartesten Schalen erhalten blieben). Daß die Bildung des Sandlöß durch einen Akt fluviatiler Thätigkeit herbeigeführt wurde,

unterliegt wohl keinem Zweifel. Nordwestlich und südwestlich von Straßburg setzt der Sandlöß zwei durch Breuschalluvium getrennte ziemlich ausgedehnte Terrassen, diejenige von Schiltigheim und Lingolsheim, zusammen, wurde aber auf der linken Rheinseite noch weit nördlich bis in die Pfalz hinein verfolgt; seine Mächtigkeit erreicht 19 m (bei Lauterburg) und sinkt bei Hangenbieten bis auf 2,5 m herab. Nicht unwesentlich für die Stellung des Sandlöß zur ganzen Lößformation ist der Umstand, daß, je näher dem Hauptthale, seine Mächtigkeit wächst, je entfernter davon dieselbe und gleichzeitig der Sandgehalt abnimmt. Im Sandlöß des Gebietes waren mehrfach Spuren menschlichen Daseins in Gestalt von Steinwerkzeugen nachzuweisen. Der typische Plateaulöß ist hier im Elsaß im allgemeinen wie sonst anderwärts entwickelt; bei Hangenbieten wird er 21 m mächtig, zeigt zuweilen eine Art Bankung, bei welcher je eine wenig mächtige dunkle Zone und eine lichtere zusammen eine Bank bilden, welche bei merklich geneigtem Terrain nicht horizontal, sondern gemäß der Terrainneigung verläuft. Die Verteilung der Lößschnecken ist eine ähnliche, wie sie für den sächsischen Löß geschildert wurde, auch fehlt jede Spur einer Süßwasserschnecke. Entkalkung färbt den Löß dunkler, fast rostbraun und macht ihn zäher. Wie schon bemerkt, vollziehen sich die Entkalkungserscheinungen nicht bloß gegenwärtig, sie haben auch schon innerhalb der Lößperiode und anscheinend in solcher Intensität stattgefunden, daß sie geradezu einen Ruhepunkt der Lößablagerung in derselben bezeichnen. Auf Grund dieser Erscheinung und einer gleichzeitig dazwischen fallenden Erosion, ist, wie schon bemerkt, Verf. geradezu geneigt, zwei getrennte Lößperioden anzunehmen. Doch dürften wohl zur weiteren Begründung Untersuchungen besonders über die horizontale Verbreitung der entkalkten alten Löße nach dem Gebirge zu abzuwarten sein. Älterer Löß mit entkalkter Oberfläche und Gehängebildung durch jüngeren typischen Löß überlagert wurde mehrfach beobachtet. Es sei hier auf ein schönes Profil hingewiesen, welches in dieser besonders, aber auch noch in andrer Hinsicht von Interesse ist, es ist dasjenige in der Hurstschen Grube in Achenheim. Hier sieht man zuoberst etwa 5 m mächtigen, typischen Löß, oberflächlich etwas entkalkt, dieser

Die quartären Bildungen (Diluvium und Alluvium) der unterelsässischen Diluvialterrassen, erläutert an einem idealen Querschnitt durch das Zorn-Thal bei Mommenheim.

S. — N.

- a = Alluvium.
- l″ = Fluviale Lehmdecke (Verwitterungsrinde) des jüngeren Deckenlöfs.
- L″ = Jüngerer Deckenlöfs.
- (SL″) = Tiefere und randliche sandige Facies des jüngeren Deckenlöfs.
- [SL″] = Durch die Erosion wieder weggewaschene sandige Randfacies des jüngeren Löfs.
- SL″ Typischer Sandlöfs (Menschenspuren).
- SL′ = Bei der Neubildung des Thals wieder weggespülte Fortsetzung des Sandlöfs.
- SL″ = Sandlöfs eines Nebenthales mit sandigem und anderem Material aus dem Jungtertiär oder dem älteren Diluvium (Menschenspuren).
- SL″ = Geschichteter Löfs eines Nebenthälchens, Äquivalent des Sandlöfs des Hauptthales.
- l′ = Fluviale Lehmdecke des älteren Deckenlöfs (Menschenspuren).
- L′ = Älterer Deckenlöfs.
- VS = Vogesensand (Menschenspuren).
- VS = Wieder weggewaschene Fortsetzung der Vogesensandschichten.
- Vg = Vogesenkies.
- GS = Altdiluviale und jungtertiäre (Hagenauer) Kiese und Sande.

geht im Liegenden in wohlgeschichteten, doch nicht sandigen (doch der Sandlößstufe angehörigen) Löß über, der gleichfalls etwa 5 m mächtig aufgeschlossen ist und sich überdies durch massenhafte Einlagerung winziger, kalkiger, kugeliger Konkretionen auszeichnet. Dieselben sind auch anderwärts noch mehrfach, aber immer nur im Sandlöß anzutreffen. Unter diesem liegt diskordant, eine deutlich schräg angeschnittene, mit 35° einfallende Oberfläche bildend, dunkelbrauner Lößlehm. Nach Analogie andrer Profile ist mit Sicherheit anzunehmen, daß unter diesem Lößlehm der intakte ältere Löß folgt, doch war dieser hier nicht mehr aufgeschlossen. In diesem Lößlehm, und zwar in einer Gesamttiefe von 17,3 m unter der Oberfläche, fanden sich reichliche Spuren menschlicher Thätigkeit, zahlreiche Bröckchen von Holzkohle, ein zugehauener Stein, sowie Knochen vom Rind und Pferd. An einem andern Punkte dieses Aufschlusses, etwas höher und zwar genau an der Grenze zwischen Lößlehm und geschichtetem Löß eine dünne Schicht von Asche und Kohle (also eine alte Feuerstätte!). An andern Stellen des Gebietes, z. B. bei Hochfelden, hat der alte Lößlehm (von Sandlöß überlagert) durch reichliche Imprägnation mit Humussubstanz ein an Schwarzerde erinnerndes Aussehen angenommen, welches darauf hinweist, daß die alte Oberfläche zeitweise von dichter Vegetation bedeckt war.

Auch der berühmte von Faudel beschriebene Schädel von Egisheim stammt nach Ansicht des Verf. aus dem älteren Löß bezw. Lößlehm.

Auffallend ist es, um gleich kurz mit auf die Resultate einer unter 5) zitierten kleinen Abhandlung hinzuweisen, daß in den Lößkomplexen nördlich von Darmstadt, welche eine höchst auffallend übereinstimmende Gliederung mit denjenigen des Elsaß ergeben haben, ebenfalls in der älteren Lößlehmschicht sich mehrfach Bröckchen von Holzkohle aufgefunden haben.

Beachtenswert ist auch nach Schumacher und wohl mit der Gegenwart des Menschen in der Lößperiode in Zusammenhang zu bringen, das ganz unvermittelte Auftreten isolierter größerer Gerölle inmitten typischen feinen Lößes, das kaum anders als nur durch künstliche Verschleppung erklärt werden kann.

Mit bezug auf eine wahrscheinlich größere Verbreitung der Lößlehme (also der entkalkten Löße) deutet übrigens der Verf. noch mehrfach an, daß sich die besonders in Lothringen und der Pfalz weit verbreiteten Plateaulehme wohl einmal als zur Lößformation gehörig herausstellen werden.

Es würde zu weit führen, auf fernere Einzelheiten dieser ergebnisreichen Untersuchungen einzugehen. Doch sei am Schlusse der Besprechung dieser Arbeit noch darauf hingewiesen, daß Verf. glaubt, daß die von ihm mitgeteilten Er-

scheinungen über Zusammensetzung, Verband- und Lagerungsverhältnisse der Elsässer Lößformation sich nur vom Gesichtspunkte einer äolischen Entstehung der letzteren befriedigend erklären lassen, das ist ein Ausspruch, der um so schwerer ins Gewicht fällt, als der Verf. vor nicht zu langer Zeit, da ihm die in seiner Arbeit geschilderten Verhältnisse noch nicht genügend bekannt waren, ein eifriger Vertreter der fluviatilen Entstehung des Löß war.

Die Grenzen der niederdeutschen Sprache.

Von Richard Andree.

(Mit einer Karte.)

Verschiedene in den letzten Jahren erschienene zerstreute Abhandlungen und Karten haben dazu beigetragen, uns ein richtigeres Bild der Grenzen der niederdeutschen Sprache zu geben, als dieses noch vor kurzem der Fall sein konnte. Die älteren kartographischen Darstellungen von K. Bernhardi (Sprachkarte von Deutschland. Kassel 1843. Zweite Auflage von Stricker. 1849), Hubert Vandenhoven (La langue flamande. Brüssel 1844), H. Berghaus (in dessen physikalischem Atlas, Abteilung 8, Tafel 9), H. Kiepert (Völker- und Sprachenkarte von Deutschland. Berlin 1867) und R. Andree (in Andree und Peschel, Physikalisch-Statistischer Atlas des Deutschen Reiches. Bielefeld und Leipzig 1878, Tafel 10) sind, wenn jede spätere auch gegenüber den früheren einen Fortschritt verzeichnete, doch heute wieder der Verbesserung fähig. Eine neue Karte wird in vielen Gegenden ein sehr verändertes Bild zeigen. Aus diesem Grunde will ich es versuchen, abermals einen Gesamtüberblick der niederdeutschen Sprachgrenzen zu geben, wobei ich vor allem das geographische Bild im Auge habe, ohne hier auf nähere sprachliche Begründung einzugehen, die in den angeführten Quellenschriften enthalten ist. Die niederdeutsche Sprache wird (abgesehen vom Meere) im Norden begrenzt von der dänischen und friesischen, im Süden von der französischen, wallonischen, mitteldeutschen und polnischen, im Nordosten von der litauischen.

1. Nordgrenze gegen das Dänische und Friesische. Die ältere Litteratur ist verzeichnet bei Andree-Peschel, Physikalisch-Statistischer Atlas des Deutschen Reiches. Bielefeld und Leipzig 1876, S. 27. — P. Langhans, die Sprachgrenze in Schleswig. Petermanns Mitteilungen 1890, S. 247. Mit Karte. — H. V. Clausen, Sprogkårt over Sonderjylland. Beilage zu verschiedenen dänischen Zeitungen 1889. — E. Wasserzieher, die Sprachgrenze in Nordschleswig. Sonderabdruck aus den Berichten des freien deutschen Hochstifts. Frankfurt a. M. 1890. Heft 2. — P. Langhans, Sprachkarte von Schleswig auf Velhagen und Klasings Heimatskarte von Schleswig-Holstein. Leipzig 1889. — O. Bremer, das föhringer Plattdeutsch. Jahrbuch des Vereins für niederdeutsche Sprachforschung. 1886. S. 123.

Während an ihrer Südgrenze die niederdeutsche Sprache nur Verluste an die mitteldeutsche aufzuweisen hat, tritt sie im Norden im Verein mit der durch die Kirche und Schule eingeführten hochdeutschen erobernd auf, und es haben hier, auf Kosten der dänischen und friesischen Sprache, gerade in unserm Jahrhundert nicht geringe Verschiebungen stattgefunden. Gegenüber dem Friesischen hat das Niederdeutsche ganz Eiderstedt, das nordwestliche Dithmarschen, Nordstrand, Pelworm und einen schmalen, nach Süden zu sich verbreiternden Streifen am Rande der heutigen friesischen Sprachgrenze schon früher gewonnen. Desgleichen ist der östliche Teil der Insel Föhr heute niederdeutsch. Ebenso macht sie auf dem Mittelrücken Schleswigs gegenüber dem Dänischen Fortschritte und in der Landschaft Angeln hat sie im Verlaufe unsers Jahrhunderts dem Dänischen 14 Quadratmeilen mit 60 000 Einwohnern abgenommen.

In bezug auf die gegenwärtige Abgrenzung ist Langhans die beste, unparteiische Autorität; nur bei ihm allein findet sich auch die richtige Begrenzung des Friesischen, auf die ich verweise.

Die Grenze der niederdeutschen Sprache in Schleswig folgt ungefähr einer Linie, die von Husum nach Flensburg führt; alles, was südlich und östlich von derselben liegt, ist niederdeutsch. Zum Niederdeutschen gehören auch Bredstedt mit einem kleinen bis ans Meer reichenden Gebiete und die Inseln Pellworm und Nordstrand. Nach Nordwest lagert sich vor das Niederdeutsche ein Mischgebiet, welches bei Bau (nördlich Flensburg) im Osten beginnt und in mehr oder minder starker dänischer oder niederdeutscher Schattierung nach Westen bis südlich von Tondern und Hoyer reicht. Nördlich von diesem Mischgebiete wird dänisch gesprochen, abgesehen von den Orten Hoyer, Tondern, Lügumkloster, Apenrade, Hadersleben, Christiansfeld, Sonderburg, Augustenburg und Norburg auf Alsen, wo das Deutsche teils vorherrscht, teils starke Minderheiten aufweist.

Friesisch ist heute noch ein mehr oder minder breiter Strich an der Westküste Schleswigs von Bredstedt im Süden bis Hornsbüll im Norden; von den Inseln sind die Halligen, das westliche Föhr, Amrum und Sylt friesisch, doch ist von letzterer Insel die Nordspitze mit List dänisch. Romö ist dänisch. Außer diesen Friesen kommen noch die Wangerooger und die Bewohner des Saterlandes in Oldenburg in Betracht, deren Sprachreste Ehrentraut und Minssen behandelten [1]). Im heutigen Ostfriesland wird nur niederdeutsch gesprochen, in dem noch eine Anzahl friesischer Wörter sich finden. In einzelnen abgelegenen Dörfern dieses Landes herrschte im Beginn des vorigen Jahrhunderts noch die friesische Sprache. Im allgemeinen aber kann man behaupten, daß schon im 15. Jahrhundert im Kreise der Gebildeteren dort das Friesische dem Holländischen und Niederdeutschen wich. Alle Urkunden seit Beginn des 15. Jahrhunderts sind in niederdeutscher Sprache abgefaßt. Auch der älteste Geschichtsschreiber, der Drost Beninga († 1562), schrieb sein Werk schon in niederdeutscher Sprache. Friesisch wird noch in der Provinz Friesland des Königreichs der Niederlande geredet, es ist hier auf Leeuwarden, Hindeloopen und Volsward nebst Umgegend beschränkt. Ringsum herrscht die vordringende niederdeutsche Sprache.

2. Grenze gegen die französische Sprache. Litteratur: Böckh, der Deutschen Volkszahl und Sprachgebiet. Tabelle 9. — J. Winkler, Algemeen Nederduitsch en Friesch Dialecticon. 's Gravenhage, 1874, II. 390. — H. Suchier, die französische und provenzalische Sprache (in Gröbers Grundriß) 36. — Andree, die Völkergrenzen in Frankreich. Globus XXXVI. (1879). — Elisée Reclus, Nouvelle géographie universelle II, 781.

Die nördlichste Spitze Frankreichs am Kanal trägt den Namen Französisch-Flandern und besteht aus den Arrondissements Dünkirchen und Hazebrouk des Departement du

[1]) Für Wangeroog siehe Friesisches Archiv von Ehrentraut I, 3, 338 und II, 1; für das Saterland daselbst II, 135 (Oldenburg 1847—54).

Nord. Hier, sowie in vier Gemeinden des Departements Pas-de-Calais, wird noch niederdeutsch geredet; letztere sind die beiden Vorstädte Hoogbrugge und Lijzel von St. Omer, ferner die in der Nähe dieser Stadt gelegenen Orte Clairmarais und Runinghem. Die äußerste Grenze der niederdeutschen Sprache bilden die Gemeinden Dünkirchen, Groot-Sinte, Mardijk, Loon, Kraaiwijk, Voerburg, St. Pieters Broek, Watten, St. Momelin, Renescure, Blaringhem, Boeseghem, Steenbeck, Moerbeck, Oud Berkijn, Belle (Bailleul). Alle diese Orte sind bereits zweisprachig. Die Gesamtzahl der vlämischen Gemeinden in Frankreich beträgt (1870) 106 mit 176 860 Einwohnern. Einst reichte die niederdeutsche Sprache viel weiter nach Süden und Westen im heutigen Frankreich. Die Grenze bildete im 17. Jahrhundert eine Linie von Boulogne nach St. Omer, das noch im 16. Jahrhundert vorwiegend vlämisch war.

3. **Grenze gegen das Wallonische in Belgien.** Litteratur: **Suchier** a. a. O. — **Andree** und **Peschel**, Physikalisch-Statistischer Atlas des Deutschen Reiches. S. 28. — **R. Böckh**, die Sprachgrenze in Belgien. Zeitschrift für allgemeine Erdkunde III, Tafel 2 (1854). — **K. Brämer**, Nationalität und Sprache im Königreich Belgien. Mit Karte der Sprachgrenze für 1880. Stuttgart 1887.

Die Grenze zwischen Frankreich und Belgien bildet die Lys, welche einen kleinen Teil von der belgischen Stadt Warneton (Waesten), die der Sprache nach überwiegend wallonisch ist, Frankreich, einen kleinen Teil der französischen Stadt Comines (Komen), die in sprachlicher Hinsicht über die Hälfte französisch ist, Belgien zuweist. Die Sprachgrenze verfolgt nun, wie aus der Karte ersichtlich, eine ziemlich gerade Linie von Westen nach Osten. Von Westflandern sind wallonisch die an der französischen Grenze gelegenen Orte Mouscron, Luinghe, Herseaux, Dottignies, Espierres. Reckem ist gemischt; von Houthem ist die Hälfte wallonisch. Die Sprachgrenze trifft die Schelde bei Helchin und fällt dann zusammen mit der Grenze zwischen Ostflandern und Hennegau: dort ist wallonisch nur die Gemeinde Orroir; hier sind vlämisch Everbecq, Bievène, Edingen (Enghien, vom Volke Ingen genannt). Die Dender wird bei dem gemischten Akkeren überschritten und bei Enghien tritt die Sprachgrenze nach Brabant über, geht weiter auf die Senne zu, die bei Tubize (Tweebeck) überschritten wird und verläuft weiter nördlich von den drei wallonischen Ortschaften Braine, über das wallonische Waterloo, über Ter Hulpe, Wavre, Arken, Boschuit, Bevekom auf Sluize (l'Écluse).

Hier im Gebiete des großen Geeteflusses endigt die Berührung zwischen der wallonischen und niederdeutschen Sprache. Wohl ist hier die deutsch-wallonische Grenze innerhalb Belgiens noch nicht erschöpft (und auf der Karte auch weiter nach Osten bis zur Grenze der Rheinlande verzeichnet), aber ein mitteldeutscher Dialekt, der ripuarische, löst in der Gegend der Geete den niederdeutschen ab. Dieser über Teile Belgiens, der Niederlande und der Rheinprovinz sich erstreckende Dialekt, welcher nach Westen einen allmählichen Übergang in die niederländische, nach Norden und Nordosten hin in die niederdeutsche Sprache (und nach Süden ins Hochdeutsche) vermittelt, macht die kartographische Begrenzung schwer, was auch auf der Karte sich durch die einfacher gezogene Grenzlinie ohne näher bestimmende Orte ausdrückt.

Das Niederdeutsche hat gegenüber dem Wallonischen in Belgien vielfach an Boden verloren und die Zahl der Zweisprachigen ist auf der vlämischen Seite heute noch vielfach größer als auf der wallonischen (Brämer). Die Namen der jetzt wallonischen Orte von Südbrabant und Limburg beweisen, daß diese Provinzen früher einmal ganz dem deutschen Sprachgebiet angehörten. In Limburg handelt es sich jedoch nur um eine kleine Anzahl von Ortschaften (Suchier).

4. **Grenze gegen das Mitteldeutsche bis zur Weser.** Litteratur: **K. Bernhardi**, Sprachkarte von Deutschland. — **K. Weinhold** in Andree und Peschel, Physikalisch-Statistischer Atlas des Deutschen Reiches. S. 28. — **Wernecke**, die Grenze der sächsischen und fränkischen Mundart zwischen Rhein und Weser. In Zeitschrift für vaterländische Geschichte und Altertumskunde XXXII (Münster i. W. 1874). — **W. Crecelius**, Über die Grenzen des Niederdeutschen und Mittelfränkischen. Jahrbuch des Vereins für niederdeutsche Sprachforschung 1876, 1—10.

Von Belgien gehören Tongern, St. Truijen, Hasselt, Diest, Tienen, also das Gebiet der Demer bis Diest, noch zu der eben erwähnten ripuarischen Mundart und nicht zum vlämischen. Es ist dieses also die belgische Provinz Limburg und der nordöstliche Winkel von Brabant. Ebenso ist die holländische Provinz Limburg fast ganz zu diesem Dialekt zu rechnen. Die Sprachgrenze verläuft also von dem Gebiete der Gr. Geete bei Sluize (l'Écluse) auf Diest, nordöstlich über Weert nach Venloo, wo sie in das Gebiet des Deutschen Reiches (Kreis Geldern) tritt. Sie verläuft aufwärts der Niers bis in die Gegend von Willich, geht auf Krefeld und nördlich von Düsseldorf über den Rhein (Weinhold).

Vom Rhein bis zur Weser verzeichne ich die Grenze nach Wernecke, wobei sich auch auf der Strecke bis zum Rothaargebirge dieselbe Schwierigkeit ergiebt, welche die ripuarische Mundart westlich des Rheins für die kartographische Abgrenzung erzeugte. Auch auf der eben genannten Linie ist die Grenze im einzelnen noch sehr der Untersuchung bedürftig, sie ist nicht scharf bestimmt, oft verwischt und undeutlich, infolge der Vermischung ober- und niederdeutscher Elemente in der Sprache. Je näher ein Ort dem Rhein oder der Sieg und je tiefer er im Thale liegt, desto mehr tritt das Ripuarische hervor; je näher dem Sauerlande oder der Grafschaft Mark und je höher er auf dem Bergplateau liegt, desto mehr ist der niederdeutsche Charakter vorherrschend.

Die Schwierigkeiten der Abgrenzung beider Sprachen, bei der selbst in bezug auf die Lautverschiebung sich Anstände erheben, hat Crecelius auseinandergesetzt. Er schiebt dieses auf die frühe Mischung der fränkischen und sächsischen Stämme in der in Rede stehenden Gegend, wodurch „hier eine reinliche Sonderung der Mundarten unmöglich ist; daher das Auftreten der zahlreichen Mittelstufen zwischen Niederdeutsch und Mittelfränkisch, wie wir sie im Ruhr- und Keldagau finden. Eine Stammmischung mag auch auf der linken Rheinseite die ähnliche Erscheinung im Mülgau herbeigeführt haben.“ Crecelius schlägt daher vor, hier keine scharfe Grenze, sondern Gürtel, Zonen, von zwei oder mehr Zwischenstufen, zu ziehen, je nach den vorwiegenden Momenten ihrer Stellung innerhalb des Mittelfränkischen oder Niederdeutschen. Ungefähr aber kann folgendes festgestellt werden:

Nachdem zwischen Krefeld und Düsseldorf die Grenze den Rhein überschritten hat, verläuft sie gegen Südost. Hier werden Erkrath und Hubbelrath in der Bürgermeisterei Gerresheim von Firmenich (bei Bernhardi) als äußerste Grenze des Niederdeutschen angegeben. Wesentlich niederdeutschen Charakter tragen die bergischen Kreise Elberfeld, Solingen und Lennep, dasselbe ist der Fall bei den weiter südöstlich liegenden Kreisen Wipperfürth und Gummersbach, welche an Westfalen grenzen. Der südliche Teil des nun in Betracht kommenden Kreises Waldbroel und dieser Ort sind mitteldeutsch, der östlich angrenzende westfälische Kreis Olpe niederdeutsch. Kreis Siegen ist mitteldeutsch. An der Eisenbahn, die im Norden dieses Kreises aus dem Lennethal ins Siegthal führt, liegt die Grenze zwischen den Dörfern Welschenen-

nest (niederdeutsch) und Litfeld (mitteldeutsch) auf der Wasserscheide, wo ein mächtiger Tunnel unter derselben herführt. Die fränkischen Litfelder können ihre Nachbarn nicht verstehen, wenn diese in ihrem sauerländischen Dialekt untereinander reden.

Weiter östlich bleibt nun die Sprachgrenze auf der Höhe des Rothaargebirges. Der Knoten des kahlen Asten (830 m), von dem Ruhr, Lenne, Nuhne, Orke herabfließen, ist eine fernere Scheide, indem nur das Thal des letztgenannten Flüßchens mit Hallenberg (südlicher Teil des Kreises Brilon) mitteldeutsch ist, dagegen sind Hesborn, Berge, Dreislar und Medebach in demselben Kreise niederdeutsch. Wir gelangen damit an die Grenze von Waldeck.

Die Sprachgrenze zieht sich mitten durch Waldeck hindurch, das Ländchen in einen kleinern südlichen, mitteldeutschen und einen größern nördlichen, niederdeutschen Teil zerfällend, entsprechend (wie Werneke zeigt) der Zusammensetzung aus drei alten Gauen, dem fränkischen Hessengau und dem sächsischen Hessengau und sächsischen Ittergau. An der Sprachgrenze herrscht hier vielfach eine Mischsprache, so z. B. in Sachsenberg, das ursprünglich ganz niederdeutsch war. Auch der nördliche Zipfel des hessennassauischen Kreises Frankenberg, der zwischen das südliche Waldeck im Thale der Eder einschneidet, ist teilweise noch niederdeutsch. Die einzelnen Grenzorte sind auf der Karte nach Werneke eingetragen.

Östlich von Waldeck bis zur Weser kommt für das Gebiet der niederdeutschen Sprache nur der nördlichste Teil des ehemaligen Kurfürstentums Hessen in Betracht, Teile der Kreise Wolfshagen, Kassel, Witzenhausen und der ganze Kreis Hofgeismar. An der waldeckisch-hessischen Grenze liegt der mächtige Basaltkegel des Weidelskopfes, der als Sprachscheide erscheint, denn das Dorf Ippinghausen an seinem Nordfuße ist niederdeutsch, Naumburg aber südlich davon fränkisch. Beide Orte liegen an demselben Flüßchen, der Elben. Wolfshagen, Altenhasungen, Zierenberg, Grebenstein und Immenhausen bilden die nächsten niederdeutschen Grenzorte in östlicher Richtung. Der mächtige Wall des Habichtswaldes bildet die Scheide, und zwar so, daß das Dorf Weimar, dessen Gewässer nach Osten, der Fulda zu fließen, noch dem mitteldeutschen Gebiete angehört; dagegen das nahe gelegene Dörnberg auf der Westseite des Kammes zum niederdeutschen. Südlich von Immenhausen stößt bei Wahnhausen (niederdeutsch) die Sprachgrenze auf die Werra. Der nun nach Osten zu folgende ehemals hannoversche Winkel am Zusammenflusse der Werra und Fulda mit der Stadt Münden ist niederdeutsch. Jenseit der Werra ist das hannoversche Hedemünden wieder niederdeutsch; das hessische, eine Stunde oberhalb an demselben Flusse liegende Gertenbach aber oberdeutsch. Beide Orte bezeichnen auch die ehemalige Grenze zwischen dem ober- und niedersächsischen Kreise. Auf der ganzen Strecke der Sprachgrenze vom Rhein bis zur Weser zeigt sich, daß nicht die Flußläufe, wohl aber Gebirge und Wasserscheiden die Grenze bilden. (Schluß folgt.)

Anthropologie der Prostituierten.

Über den Wert, den die anthropologischen Messungen zur Beurteilung der Verbrecher haben, sind die Ansichten sehr geteilt. Indessen hat sich hier, geführt von dem Italiener Lombroso, eine förmliche Schule gebildet, die vielfach Beachtung findet.

Eine besondere Gruppe von Verbrecherinnen, die Prostituierten und Diebinnen, hat vor kurzem eine Russin, Pauline Tarnowsky, die den Grad eines Doktors der Medizin erlangt, zum Gegenstande ihrer Untersuchungen gemacht. Ihre 226 Seiten umfassende Schrift führt den Titel Étude anthropométrique sur les prostituées et les voleuses (Paris 1889); dieselbe beschränkt sich nur auf Frauen aus großrussischem Stamme, unter Ausschluß aller Fremden; die angewendete Methode ist jene Brocas, der nicht weniger als 400 Frauen unterworfen wurden und an jeder wurden 30 Messungen vorgenommen. Es sind 150 Prostituierte und 100 Diebinnen, welche Frau Tarnowsky gemessen hat, und zum Vergleiche zog sie 150 ehrbare Frauen heran, unter diesen 100 Bäuerinnen und 50 Gebildete. Es ergiebt sich hieraus, daß die sorgfältige Arbeit jedenfalls für die anthropologische Beurteilung der großrussischen Frauen von Bedeutung ist, wenn man auch den Messungen keinen kriminalistischen Wert zugestehen will. Die Mittelwerte der Schädelmessungen gaben allerdings Unterschiede bei Prostituierten, Diebinnen, Bäuerinnen und gebildeten Frauen, welche diejenigen, die Interesse an der Sache haben, in der Abhandlung finden werden. Von Belang erscheint auch, daß sich bei den untersuchten Frauen eine große Verschiedenheit in bezug auf die Farbe der Haare und der Augen ergeben hat, die auf eine anthropologische Mischung der Großrussen hindeutet und zwar mit blonden Finnen. Es befanden sich unter hundert untersuchten Frauen:

Dunkelhaarige	49,4	Dunkeläugige	33,7
Blondhaarige	40,0	Helläugige	55,7
Rothaarige	1,6	Grünäugige	10,6

Die allgemeinen Schlüsse, welche die Verfasserin aus ihrer Arbeit zieht, sind folgende: „Die Prostituierten und die Diebinnen gehören zu einer Klasse von abnormen Frauen, die degeneriert oder in der Entartung begriffen sind. Die gewohnheitsmäßigen Prostituierten sind unvollständige Wesen, die in ihrer Entwickelung eine Hemmung erlitten haben, sie sind behaftet mit einer krankhaften Erblichkeit und zeigen Spuren von geistiger und körperlicher Entartung im Zusammenhang mit ihrer unvollkommenen Entwickelung. 41 von 100 zeigten Anomalien des Schädels, 42 von 100 Anomalien im Gesicht, 42 von 100 Anomalien der Ohren und 54 von 100 hatten schadhafte Zähne. Die Diebinnen, wiewohl auch sie eine große Anzahl Merkmale geistiger und körperlicher Art zeigen, die sie von ehrbaren Frauen entfernen, sind doch vom Typus der normalen Frauen weniger verschieden als die Prostituierten.“ v. S.

Tiefseeforschungen im Schwarzen Meere.

In den Monaten Juni und Juli 1890 hat im Auftrage der russischen Regierung ein Kanonenboot, auf dem sich die Herren Spindler, von Wrangel und Andrussow als wissenschaftliche Kommission befanden, das Schwarze Meer zum Zwecke von Tiefseeforschungen befahren. Wie die „Allgem. Zeitung“ berichtet, schiffte sich die Expedition in Odessa ein, fuhr von da durch den wenig tiefen nordwestlichen Teil des Meeres nach Sewastopol, von da in den Bosporus, dann längs des anatolischen Ufers bis zum Meridian der Krim, nach Feodosia, Sebastopol, Batum, dann wiederum längs des östlichen Ufers des Meeres und durch dessen mittleren, tiefen Teil zur Krim, von da nach Südwesten nach Varna, dann zurück nach Odessa. Große Tiefen wurden fast allenthalben unfern des Ufers beobachtet mit Ausnahme des nordwestlichen Teils des Meeres, der durch die Linie Varna-Eupatoria begrenzt ist. Auf großen Strecken erreicht die Tiefe mehr als 1000 Saschen (der See-Saschen = 6 Fuß), in der Mitte zwischen der Krim und dem anatolischen Ufer über 1200 Saschen. Die Temperatur des Wassers bis zu 5 Saschen war über 20° C., fiel aber dann rasch bis zu 25 und 30 Saschen, wo sie 7° erreichte, in einer Tiefe von 100 Saschen war sie wieder um mehr als 1° höher (8,8° C.), bei 900 Saschen 9° und in den größten Tiefen 9,2°. Die

größere Wärme des Wassers in einer größeren Tiefe als 30 Saschen erklärt sich durch den größeren Salzgehalt. Tiefer als 200 Saschen wurde kein Leben mehr beobachtet und das Wasser enthielt eine bedeutende Menge Schwefelwasserstoff, eine Wahrnehmung, die bis jetzt in keinem Meere gemacht worden ist. Zwischen 100 und 200 Saschen war die Menge des Schwefelwasserstoffes geringer, bei 75 Saschen fehlt er ganz. Von 200 bis 1000 Saschen wurde eine Menge Brackwassermuscheln aufgefangen, wie Dreyssena, Cardium, Polymorpha. Der Schlamm war in diesen Tiefen spärlich und von schwarzer Farbe. Tiefer hatte der Schlamm graublaue Farbe, und es fanden sich in demselben Knochen von Fischen, aber keine Muscheln vor. Bis 35 Saschen ist in der Mitte des Meeres dieselbe Fauna beobachtet worden, wie in der Nähe des Ufers. Andrussow erklärt den Mangel an Leben in geringen Tiefen und das Vorhandensein von Schwefelwasserstoff wie folgt: In der Pliocen-Epoche war das Schwarze Meer ein Binnensee mit schwachem Salzgehalt und einer Tiefe bis zu 500 Saschen, in welchem Brackwasserschnecken lebten. Der Durchbruch des Bosporus und der Zufluß des mehr salzhaltigen Wassers aus dem Mittelmeer hat diese Fauna vernichtet oder in die Flußmündungen verjagt; an ihre Stelle trat die Fauna des Mittelmeeres, aber nur Tiere, welche in geringen Tiefen leben, da der Bosporus nicht tief ist. Das Faulen organischer Wesen erklärt das Vorhandensein des Schwefelwasserstoffes. Der Fäulnisprozeß ging im salzigen Wasser langsam vor sich, die sterbenden Tiere senkten sich auf den Grund und verfaulten dort, während sie im Ozean von den Tieren des Tiefwassers verzehrt werden. Das Vorhandensein des Schwefelwasserstoffes erklärt sich auch durch das völlige Stillstehen des Wassers in der Tiefe. Aus dem Bosporus dringt jährlich tausendmal weniger Wasser ein, als sich im Schwarzen Meere befindet, so daß zu einer völligen Erneuerung des Wassers ein Zeitraum von 1000 Jahren nötig wäre, wenn sich der Zufluß aus dem Bosporus gleichmäßig verteilen würde, was natürlich nicht der Fall ist, denn ein bedeutender Teil tritt wieder in den Kreislauf der früheren Wasser des Meeres ein.

Aus allen Erdteilen.

— Emin Paschas Elfenbein. Man weiß, daß von Gefährten Stanleys diesem vorgeworfen ist, er habe in gewinnsüchtiger Absicht die „Befreiung" Emins unternommen. Namentlich habe der ungeheure Elfenbeinvorrat Emins ihn gereizt, dessen Wert nicht allein die ganze Expedition gedeckt haben, sondern dessen Besitz auch noch einen großen Gewinn abgeworfen haben würde. Wie es mit diesem Elfenbeinvorrate aussah, erfahren wir jetzt durch Stanleys Offizier M. Jephson, der in seinem Werke „Emin Pascha und die Meuterei in Äquatoria" (Leipzig 1890) schildert, wie er in Wadelai die ungeheuren Vorräte an Elfenbein in eigenen Vorratshäusern aufgestapelt sah. „Ich bemerkte dort einen Elefantenzahn, der 70 kg wog und der größte war, den ich je in Afrika gesehen. Emin erzählte mir, es seien auch in Dufilé große Elfenbeinvorräte und außerdem habe er in Monbuttu etwa 1000 Zähne gelassen. Der Wert des in den Regierungshäusern lagernden Elfenbeins betrug nach seiner Behauptung 1½ Millionen Mark. Bei dieser Schätzung ist der Preis des Elfenbeins mit acht Mark pro Pfund angenommen; da indes der Preis an der Küste gegenwärtig zwölf Mark beträgt, so würde der Wert jenes Elfenbeins sich in Wirklichkeit auf 2¼ Millionen Mark stellen. Der Pascha erzählte mir, er habe das Sammeln von Elfenbein seit drei Jahren aufgegeben; hätte er aber noch weiter gesammelt, so würde er den doppelten Vorrat gehabt haben."

Dieses ganze wertvolle Elfenbein ist durch die Meuterei und Emins Abzug verloren. Es muß nach solchen Berichten doch mit der oft behaupteten starken Abnahme der Elefanten nicht ganz so schlimm aussehen. Jephson sah auch (S. 85) am Weißen Nil eine ungeheure, 200 Stück zählende Elefantenherde; über einen Raum von dreiviertel Kilometer verteilt wirkte der Anblick „geradezu überwältigend".

— Albinos in Australien. Während auf den umliegenden Inseln häufig Albinos vorkommen, waren solche bis in die jüngste Zeit auf dem australischen Festlande nicht nachgewiesen worden, so daß Brough Smith in seinem großen Werke über die Eingeborenen Viktorias noch sagen konnte, ihm sei kein einziger Fall von Albinismus unter den Eingeborenen Australiens bekannt geworden. Sollten die sonst bei allen Völkern vorkommenden Albinos bei den Australiern fehlen? Eine solche Ausnahme wäre durch nichts begründet gewesen und sie ist auch thatsächlich nicht vorhanden, denn das Jahr 1890 hat uns mit zwei echten australischen Albinos bekannt gemacht. Im Februar wurde ein solcher, aus Westaustralien stammend, im Panoptikum zu Melbourne ausgestellt und die Zeitschrift „Colonies and India" vom 1. Oktober 1890 meldet folgendes: Bei den Schwarzen in Maytown (Queensland) befindet sich ein echtes Albinokind. Das „Picanniny" ist sehr hell, mit weißem Haar und Augenwimpern, und etwa sechs Monate alt.

— Kirgisenbildnis. Das auf S. 21 mitgeteilte Porträt eines Kirgisen erhalten wir mit folgender Zuschrift: „Der russische Maler Krilow hat seit längerer Zeit es sich zur besondern Aufgabe gemacht, die verschiedenen Völkertypen des Russischen Reiches in charakteristischen Porträts nach der Natur aufzunehmen. Er hat zu diesem Zwecke weite Reisen, bis nach Turkestan hinein, unternommen und eine kleine Gallerie zusammengebracht, deren Charakterköpfe sich mit jenen Wereschtschagins messen können. Eines dieser Bildnisse ist der beifolgende Kirgise, welcher um deswillen von Interesse, weil er anthropologisch genommen ganz entschieden mongolische Züge trägt, während doch, wie bekannt, die Kirgisen zu den Turkvölkern gerechnet werden, was vom linguistischen Standpunkte aus auch ganz zutreffend ist. Aber ebenso richtig ist auch des Vorwiegen mongolischer Typen bei ihnen, was Lewschin damit erklärt, daß die Kirgisen seit langem kalmückische Weiber nehmen; Radloff dagegen glaubt, die Vermischung mit Mongolen sei noch viel älteren Datums und einzelne Stämme, wie z. B. die Naiman, sind ganz von mongolischer Abkunft. Eine Schilderung der Kirgisen ist hier nicht beabsichtigt, nur zur Erläuterung des Krilowschen Portraits sei bemerkt, daß es einen Kasak-Kirgisen darstellt; dieses Volk nennt sich selbst Kasaken, den Namen Kirgisen haben sie von den Russen. Ihre Wohnsitze sind die weiten Steppen von der Wolgamündung bis zum Irtisch. Unser Kirgise erscheint in dem durch ganz Mittelasien gehenden faltenreichen Schapan, dessen Ärmel bis zu den Fingern reichen, dessen Stoff je nach dem Reichtum des Besitzers vom Samt bis zum groben Kamelhaartuche wechselt. Er trägt den hohen Filzhut, welcher mit Pelz vom Fuchs oder Schaf rundum in weitem Bausch besetzt ist und hinten, sowie beiderseits herabfällt. Der Hauptwert des Krilowschen Bildes liegt in der charakteristischen Auffassung der Züge; die Zeichnung vermag dieses besser als die Photographie." Th. v. Zaluski.

Herausgeber: Dr. R. Andree in Heidelberg, Leopoldstraße 27. Druck von Friedrich Vieweg und Sohn in Braunschweig.

DIE SÜDGRENZE
der
NIEDERDEUTSCHEN SPRACHE
von
R. ANDREE

Mafsstab 1:1500000.

Fr. Vieweg und Sohn

Bd. LIX. **Globus.** Nr. 3.

Illustrierte Zeitschrift für Länder- und Völkerkunde.

Begründet 1862 von **Karl Andree.**

Herausgegeben von **Richard Andree.**

Druck und Verlag von Friedrich Vieweg & Sohn.

Braunschweig. Jährlich 2 Bände in 24 Nummern. Durch alle Buchhandlungen und Postanstalten zum Preise von 12 Mark für den Band zu beziehen. **1891.**

Ursachen des gegenwärtigen Indianerkrieges.

Von Dr. Walter J. Hoffman[1]). Washington.

Obgleich viele von den Zeitungsberichten über die gegenwärtige Erhebung der Indianer einige der Ursachen berühren, welche den Ausbruch der Feindseligkeiten zu so ungünstiger Jahreszeit herbeigeführt haben, so liegen doch für den Indianer noch gewichtigere Gründe vor, als die bloße Unzufriedenheit über Nahrungsmangel, die Aneignung seiner Ländereien durch den Weißen und die erwartete Erscheinung des Messias. Auf Grund meiner Kenntnis der Weltanschauung und des Charakters der Indianer, welche auf 20 jähriger Erfahrung in amtlicher und wissenschaftlicher Stellung beruht, habe ich gefunden, daß allen ihren großen und wichtigen Bewegungen meist abergläubische und religiöse Motive zu Grunde liegen. Zur richtigen Würdigung dieser Thatsache ist es notwendig, dem Leser in Kürze ein Bild von der sozialen Organisation der Indianerstämme, der Stellung und dem Einfluß der leitenden Persönlichkeiten und ihren religiösen Anschauungen zu entwerfen.

Unter gewöhnlichen Umständen würde es sonderbar erscheinen, daß verschiedene Stämme von gesonderten Sprachfamilien gemeinschaftliche Sache machen, besonders wenn viele von ihnen seit urdenklichen Zeiten einander feindlich gesinnt waren.

Es giebt gegenwärtig in den Vereinigten Staaten mehr als 50 Sprachfamilien unter den Indianern, die unter sich nach Sprache, Sitten, Überlieferungen und religiösen Anschauungen verschieden sind. Diese Sprachfamilien zerfallen ihrerseits in Stämme, deren jeder seine eigene Mundart hat, zusammen etwa zweihundert. Die Stämme teilen sich wieder in einzelne Totems (Sippen), deren Mitglieder als blutsverwandt, d. h. als Nachkommen eines gemeinsamen Vorfahren, betrachtet werden. Die Sippe wird gewöhnlich bildlich nach einem größeren Tiere oder Vogel, manchmal sogar nach einem leblosen Gegenstande benannt, so daß ein Indianer nicht immer an seinem eigenen persönlichen Namen erkannt wird, sondern an dem seiner Sippe, etwa als Bär, Wolf oder Panther. Heiraten zwischen Angehörigen derselben Sippe sind verboten, aber die Mitglieder einer Sippe dürfen in eine andre hineinheiraten. So sonderbar es auch scheinen mag, die Angehörigen einer gewissen Sippe eines Stammes glauben auch mit der gleichbenannten Sippe eines gänzlich verschiedenen Stammes in verwandtschaftlichem Verhältnis zu stehen. Da das Matriarchat gilt, so kommt es zuweilen vor, daß eine Frau die Begründerin einer Sippe mit ihrem eigenen Namen in dem Stamme wird, in welchen sie hineingeheiratet hat, vorausgesetzt, daß der Name einer solchen Sippe nicht schon in demselben vertreten war. Unter diesen Umständen werden manchmal die Leute ihrer früheren Sippe und ihres Stammes aufgefordert, dem Stamme, der sie adoptierte, zu helfen, obgleich die beiden Parteien sonst vielleicht in Feindschaft miteinander leben.

Dies ist einer der Gründe, weshalb die Indianer von außen her Hilfe erhalten, was für diejenigen nicht immer verständlich ist, welche mit jener eigentümlichen Sitte nicht bekannt sind.

Wenn Krieger um Hilfe gebeten werden, so unternehmen sie keinen Kriegszug, ohne ihr Anliegen dem „Medizinmanne“ vorgetragen zu haben. Erst seine Einwilligung und Beihilfe sichern den Erfolg. Es giebt mehrere Klassen von Medizinmännern, von denen wir jedoch hier nur zwei besonders hervorheben wollen. Die erste heilt angeblich Krankheiten durch Geisterbeschwörung, d. h. durch Austreibung der bösen Geister, welche die Krankheit verursachen. Die andern nennt man gewöhnlich „Juggler“ (Taschenspieler). Sie sind Propheten und Seher; sie versetzen sich angeblich in einen ekstatischen Zustand, in welchem ihr Geist mit den vielen andern Geistern verkehrt, welche sie umgeben und von denen die Luft erfüllt ist. Der Seher ruft seinen Schutzgeist an, um sich dessen Hilfe bei der Vernichtung der Feinde zu sichern. Sie liefern die Fetische, Zaubermittel oder Amulette, mittels welcher derjenige, der sie trägt, gegen jeden Schaden gefeit ist. Der unerschütterliche Glaube an diese Amulette erklärt die verwegene Tapferkeit der Indianer,

[1]) Der Herr Verfasser, Mitglied des Bureau of Ethnologie, welcher als Militärarzt im Gebiete der Sioux thätig war, ist genau mit diesen Indianern bekannt; er wurde Mitglied einer ihrer Gesellschaften, der Buffalo-Society. R. A.

welche im Besitze derselben sich gegen Verwundung gesichert wähnen.

Die Leistungen einiger dieser Seher sind wahrhaft verblüffend, selbst für den verständigen Beobachter; und es ist nicht überraschend, wenn die Berichte der Jesuiten und andre ältere Werke über die Indianerstämme an den Großen Seen und in Kanada ausführlichere und wunderbare Erzählungen von der Macht dieser Leute enthielten. Ein Stamm am Ottawaflusse hieß geradezu „die Zauberer".

Häufig sind die Eigenschaften des „Medizinmannes" und des Sehers in einer Person vereinigt, und wegen der Furcht und Achtung, die man einem solchen Magier im ganzen Stamm entgegenbringt, sind sie im stande, die Handlungen der obersten Gewalthaber und der Kriegshäuptlinge zu kontrollieren; gar oft bringen sie einen Stamm durch Verkündigung angeblicher Visionen und Prophezeiungen in Verwickelungen mit den Behörden. Das Beispiel Sitting Bulls vom Stamme der Sioux wird genügen. Er war kein Häuptling im wahren Sinne des Wortes, sondern nur ein Häuptling von Medizinmännern. Der Tanz, der jetzt als „Träumertanz" bezeichnet wird, ist nur eine Versammlung von Medizinmännern und Kriegern, bei der die anerkannten Führer als Seher auftreten, um angebliche Visionen von den Geistern und durch diese von dem großen Geiste zu erlangen. Die Visionen selbst sollen ihnen die zur Ausführung gewisser Pflichten und Handlungen erforderlichen Weisungen erteilen. So lassen sich die Indianer oft von solchen Führern täuschen, die nur persönliche Gründe im Auge haben.

Zum religiösen Glauben der Indianer gehört auch die Hoffnung auf Wiederherstellung ihres früheren Landbesitzes mit seiner Fülle von Wild und andern Hilfsmitteln. Die Weißen müssen in eine andre Sphäre verdrängt werden und ihre Waffen werden ihnen nichts nützen, wenn erst das tausendjährige Reich der Indianer anbricht. Dieser Glaube ist gepredigt worden und seitdem das christliche Dogma von der Ankunft Christi ihnen gelehrt worden ist, sehen sie eine solche Glaubenseinheit in beiden Religionen, daß sie nur noch fanatischer an die Wahrheit ihrer eigenen glauben.

Bei der Gefangennahme Sitting Bulls im Jahre 1881 schwor er Rache gegen die Weißen und verkündete seinen dauernden Widerstand gegen jeden Versuch der Regierung, die Indianer geistig zu heben; denn er sah, daß dieselben selbständig und zivilisiert wurden; dadurch war seine Mission zu Ende. Auch verbitterte ihm seine Niederlage das ganze Leben. Es gab viele, die sich ihm anschlossen, lediglich aus Furcht vor seinen geheimnisvollen Kräften.

Sitting Bull, die Hauptseele des neuen Aufstandes der Indianer, welcher sich nicht nur auf die Sioux, sondern auch auf die Arapahoes und Apaches u. a. erstreckt, bei denen die Geistertänze und der Glaube an den Messias des roten Mannes um sich griffen, Sitting Bull ist im Dezember 1890 im Kampfe gegen die Polizei und Kavallerie der Vereinigten Staaten gefallen. Sein Andenken als großer indianischer Staatsmann, dem es gelang, mit seinem Kriegshäuptlinge Crazy Horses zusammen den General Custers mit seinen Truppen in dem vorigen Aufstande zu vernichten, wird unter den Indianern fortleben.

Die Südgrenze von Deutsch Ost-Afrika zwischen Njassa- und Tanganika-See.

Von Emil Mayr.

„In Ostafrika wird das Gebiet, welches Deutschland zur Geltendmachung seines Einflusses vorbehalten wird, im Süden begrenzt durch eine Linie, welche, an der Küste von der Nordgrenze der Provinz Mozambique ausgehend, dem Laufe des Flusses Rovuma bis zu dem Punkte folgt, wo der M'sinjefluß in den Rovuma mündet, und von dort nach Westen weiter auf dem Breitenparallel bis zu dem Ufer des Njassasees läuft. Dann sich nordwärts wendend, setzt sie sich längs den Ost-, Nord- und Westufern des Sees bis zum nördlichen Ufer der Mündung des Songweflusses fort. Sie geht darauf diesen Fluß bis zu seinem Schnittpunkte mit dem 33. Grad östlicher Länge hinauf und folgt ihm weiter bis zu demjenigen Punkte, wo er der Grenze des in dem ersten Artikel der Berliner Konferenz beschriebenen geographischen Kongobeckens, wie dieselbe auf der dem neunten Protokoll der Konferenz beigefügten Karte gezeichnet ist, am nächsten kommt. Von hier geht sie in gerader Linie auf die vorhergedachte Grenze zu und führt an derselben entlang bis zu deren Schnittpunkte mit dem 32. Grad östlicher Länge, sie wendet sich dann in gerader Richtung zu dem Vereinigungspunkte des Nord- und Südarmes des Kilambo-flusses, welchem sie dann bis zu seiner Mündung in den Taganikasee folgt." So lautet der Absatz 2 des Artikels I des deutsch-englischen Abkommens vom 1. Juli 1890, womit ein Gebiet in feste Grenzen gelegt wurde, das beiden kontrahierenden Teilen als gleichmäßig begehrenswert erscheinen mußte.

Seit Livingstone 1867 ist das Land zwischen Tanganika- und Njassasee vielfach, meist von Engländern, aber auch von Franzosen und Deutschen durchzogen oder berührt worden. Die Schilderungen der Reisenden stimmen alle darin überein, daß besonders das Hochland nördlich am Njassasee, das nunmehr zur deutschen Interessensphäre gehört, ein ebenso schönes, als gesundes und fruchtbares Gebiet ist, welches eine kräftige und wohlentwickelte Bevölkerung ernährt, wo Thee und Kaffee ebenso gut wie Getreide und alle halbtropischen Gewächse gedeihen können und zahlreiche Rinder- und Büffelherden auf üppigem Grasboden ihre Nahrung finden. Ja Konsul Elton bezeichnet schlechthin das hier durchzogene Land als den schönsten Teil Afrikas, den er gesehen, und sagt, daß Natal, der berühmte „Garten von Afrika", weder die Fruchtbarkeit, noch solche Grasländereien aufzuweisen hat.

Leider ist die kartographische Darstellung dieses Gebietes bisher eine ziemlich unvollkommene, sich häufig widersprechende geblieben und daher ist es der Redaktion der „Mitteilungen aus den deutschen Schutzgebieten" als besonderes Verdienst anzurechnen, daß sie im dritten Bande dieser Zeitschrift eine neue „Karte des deutsch-englischen Grenzgebietes zwischen Njassa- und Tanganikasee 1 : 1000000" veröffentlicht und mit kritischen Bemerkungen erläutert hat. Dieser Karte, welche wir zu unsrer obigen Skizze verwertet, liegt hauptsächlich eine englische Kartenskizze zu Grunde, welche bei den deutsch-englischen Grenzverhandlungen als Unterlage diente und ihrerseits wieder auf den Forschungsergebnissen des englischen Konsuls H. H. Johnston beruht. Die im Scottish Geogr. Magazine, Juniheft 1890, publizierte Karte des „Stevenson Road Country" wurde für den Teil nordwestlich vom Njassasee mit benutzt. Johnstons Bericht

(Proceedings Geogr. Soc., Dezember 1890) lobt auch das Land am Nordende des Njassa mit seinen neun perennirenden Strömen und seinem ewigen Frühling: „Es ist ein echtes afrikanisches Arkadien“, ruft er aus. Bananen, Mais, Hirse, Reis, Kassave, alles fand er in üppigster Fülle. Noch herrlicher aber, sagt er, sei das Bergland Bundali, das auch innerhalb der deutschen Grenzen liegt; im Thale des Songwe (des Grenzflusses) „fließe thatsächlich Milch und Honig“. Unjika, das Land nordwestlich vom Songwefluſſe, schildert Johnston gleichfalls als schön; es ist im Norden

Die deutsch-englische Grenze zwischen Njassa- und Tanganika-See.

von den 2000 m hohen Wungubergen begrenzt, von denen man hinab schaut in die Ebene, die sich bis zum Rukwasee hinzieht. Im Gegensatze zu den früher durchzogenen Landschaften fand Johnston hier eine mit dornigem Gestrüpp bedeckte Hochebene, die sich mit jähen wasserlosen Flußrissen zum Rukwasee hin erstreckte. Hier war alles traurig und ohne Ackerbau, „ein Land des Hungers“, in dem die Eingeborenen von den Nilpferden und Krokodilen des Rukwasees zehrten. Der Gegensatz zu den früher geschilderten Landschaften kann nicht grell genug gedacht werden. Erstere aber machen einen wertvollen Teil unserer ostafrikanischen Besitzungen aus.

Die Ehe zwischen Blutsverwandten.

Von Prof. G. A. Wilken.

III.

Die matriarchale Einrichtung des Stammes ist also die ursprüngliche, ja sie ist vermutlich ein Stadium, welches das Familienleben überall in seiner Entwickelung durchlaufen hat. Beim Übergange zum Patriarchat wird so das Eheverbot von der Gruppe der Abkömmlinge in der weiblichen Linie auf die von den Abkömmlingen in der männlichen übertragen. Verbindungen, die unter den alten Gesetzen als Inzest, jedenfalls aber als unerlaubt galten, konnten bei der neuen Einrichtung ohne Beschwer stattfinden. Mehr noch als dieses unter dem Matriarchat der Fall war, konnten die Parteien dabei auf das nächste miteinander verwandt sein. Um dieses zu zeigen, ist eine kleine Abschweifung hier nötig.

Es ist namentlich hervorzuheben, daß da, wo das Patriarchat sich kürzlich aus dem Matriarchat entwickelte, dieses nicht auf den Begriff der Blutsverwandtschaft zwischen Vater und Kind begründet ist, sondern daß die Grundlage dafür die Gewalt des Vaters über die Mutter ist. Diese Gewalt wird anfangs dadurch erlangt, daß der Mann die Frau von ihren Eltern oder Verwandten kauft. Doch gab es hierzu noch ein andres Mittel: die Entführung. Viele glauben, daß diese ursprünglicher als der Frauenkauf ist, daß eigentlich der Raub, die gewaltsame Überführung der Frau aus ihrem Stamme in denjenigen des Mannes die Ursachen gewesen sind, aus denen sich das Patriarchat entwickelt hat. So sagt Prof. Kohler in Berlin, einer der

eifrigsten und kenntnisreichsten Vertreter der vergleichenden Rechtswissenschaft: „Der Erste, welcher die Ehefrau in sklavische Abhängigkeit brachte und damit die Periode des eheherrlichen Mundiums inaugurierte, der Erste, welcher vor Tausenden von Jahren eine Frau raubte, war wider Willen ein Wohlthäter der Menschheit, denn er hat die Kluft übersprungen, welche das Mutterrecht vom Vaterrechte trennt [1]). Erst später, so nimmt man weiter an, muß statt des Frauenraubes der mehr geregelte Frauenkauf Platz gegriffen haben [2]).

Dem Manne nun, welcher Herr der Frau ist, die er gekauft hat, gehören auch die Kinder. So ist es noch stets bei den Völkern im Indischen Archipel. Ehebündnisse werden bei ihnen nur gegen das Aufbringen des Brautschatzes geschlossen, der im buchstäblichen Sinne des Wortes ein pretium puellae ist. Deutlich erkennen wir nun, wie allein mit der Gewalt über die Frau auch jene über die Kinder erworben wird. Ein geregeltes eheliches Zusammenleben greift oft schon Platz, noch ehe der Mann durch die Bezahlung des geforderten Preises Besitz von dem Mädchen erlangt. Dabei ist denn vielfach Regel, daß die Kinder, die während dieser Zeit geboren werden, dem Vater gehören, sobald dieser später den Preis bezahlt. Auf den Molukken ist dieses jedoch nicht überall der Fall, doch gilt dort das sicher ursprünglichere Gesetz, daß allein diejenigen, die nach der Bezahlung des Brautschatzes geboren werden, dem Manne gehören, während die Kinder, die er vor dieser Zeit zeugte, dem Geschlechte der Mutter verbleiben. Zuweilen auch findet eine Verteilung der Kinder zwischen beiden Eltern statt, wenn nur ein geringer Brautschatz gezahlt wurde, oder bisweilen geschieht dieses auch, wenn nichts bezahlt wurde, als Ausnahme von der Regel, daß in diesem Falle die Kinder ausschließlich der Mutter zukommen. Ein Beispiel hierfür bieten die Pasemahers in den Palembangschen Oberlanden (Sumatra). Diese haben, wenn man so sagen kann, eine lokale Exogamie: Bewohner desselben Dorfes oder Dusun dürfen sich nicht untereinander verheiraten. Bei einer Verheiratung mit Brautschatz gehören die Kinder dem Dusun des Vaters, wird kein Brautschatz gezahlt, dann werden die Kinder zu gleichen Teilen zwischen den Dusuns der beiden Eltern geteilt [3]).

Nach dieser Abschweifung wird es klar werden, wie unter der Herrschaft der Exogamie und des Patriarchats, wenn nicht Gesetze es verhindern, Ehen zwischen nahen Blutsverwandten, ja zwischen Bruder und Schwester stattfinden können. So berichtet Piedrahita, daß bei den Panches von Bogota in Neu-Granada Ehen zwischen den Bewohnern desselben Dorfes verboten waren, da alle sich als Verwandte ansahen, doch, daß ihre Unwissenheit so groß war, daß Bruder und Schwester sich heiraten konnten, wenn sie in verschiedenen Dörfern geboren waren. Offenbar haben wir es hier mit einem Falle von lokaler Exogamie mit Patriarchat zu thun, während das, was der spanische Schriftsteller als Unwissenheit ansieht, nichts andres ist als ein Ausfluß der Regel, daß nicht die Abstammung vom Vater, sondern die Gewalt über die Mutter, der Umstand, ob die Mutter bei der Geburt des Kindes sich noch in patria potestate befinde oder ob sie durch die Bezahlung des Brautschatzes in manum mariti bereits übergegangen sei, die Gruppe bestimmt, zu der das Kind gehört und in der es später nicht heiraten darf. Es versteht sich übrigens von selbst, daß nicht allein germani, volle Brüder und Schwestern, sondern auch consanguinei und uterini, Halbbrüder und Halbschwestern von väterlicher und mütterlicher Seite, auf diese Art, durch Geburt aus Ehen mit und ohne Brautschatz, cum manu und sine manu zu zwei verschiedenen Stämmen gehören und so miteinander sich verheiraten können. Ausschließlich aus Ehen mit Brautschatz, cum manu, geboren, müssen aber consanguinei stets Stammesgenossen sein, so daß Ehen zwischen ihnen von selbst ausgeschlossen sind. Auch mit uterini muß dieses der Fall sein. Man behalte doch im Auge, daß die gekaufte Frau dadurch in den Stamm ihres Mannes kommt, in dem Sinne, daß sie bei dessen Tode nicht außerhalb des Stammes sich verheiraten darf, sofern sie nicht selbst als Erbstück an einen der nächsten Blutsverwandten übergeht, ähnlich wie bei der bekannten Einrichtung des Levirats. Wenn dieses aber nicht geschieht und die Frau zum zweiten Male in einen andren Stamm heiratet, können Ehebündnisse zwischen ihren Kindern — die ja nicht Stammesgenossen sind — möglich sein und sich auch vollziehen. Wir finden dieses von den Indianern Guatemalas berichtet [1]), während, wenn wir Philo glauben dürfen, die alten Spartaner Ehen mit uterinen Schwestern gekannt haben müssen.

Die uralte Einrichtung der Exogamie ist zunächst durch die Macht der Gewohnheit bis auf den heutigen Tag bei vielen Völkern in allen Teilen der Erde in Kraft geblieben. Es kommt dazu noch eine andre Ursache, welche zur Aufrechterhaltung derselben mitwirkte; die Exogamie ist nämlich häufig verbunden mit einer andren Einrichtung: dem Totemismus, ein Ausdruck, der bekanntlich den nordamerikanischen Indianern entlehnt ist. Hier hat jeder Stamm ein ihm heiliges Tier, das Totem heißt, nach dem der Stamm sich benennt und von dem seine Mitglieder sich herleiten. Die Rothaut, welche den Wolf als Totem hat, erkennt diesen auch als ihren Schirmgeist, trägt dessen Namen und betrachtet sich mit den Wölfen verwandt. Insofern sind nun Exogamie und Totemismus gepaart, als die Personen, die sich nicht miteinander verheiraten dürfen, da sie ja aus demselben Stamme sind, auch dasselbe Totem haben. Dieses ist nicht allein bei den nordamerikanischen Indianern, sondern auch bei andren Völkern der Fall. So sind die exogamen Stämme, in welche die Eingeborenen vom Cooper's Creek in Australien verteilt sind, Totem-Stämme. Auf diese Weise hat der Gottesdienst dazu beigetragen, die Exogamie zu verschärfen, zu verstärken und ihr Fortbestehen zu sichern.

Nicht überall wird jedoch die Einrichtung der Exogamie so streng gehandhabt, als wo sie mit Totemismus verknüpft ist. Anfangs sich über alle Stammesgenossen erstreckend, über alle Abkömmlinge der männlichen oder weiblichen Linie in infinitum, ist bei nicht wenig Völkern das Verbot allmählich beschränkt worden. Ich will hier im voraus bemerken, daß, nach den neuesten Anschauungen, nicht die Familie, sondern der Stamm die ursprüngliche Form im Gesellschaftsleben gewesen ist, und daß innerhalb desselben sich langsam die Familie entwickelte. Dabei haben wir vor allem auf eine Besonderheit zu achten, nämlich auf die Festigkeit der Familienbande in alter Zeit. Man kann sich in der That diese Bande nicht eng genug vorstellen. Die Glieder eines Gesindes wohnten nicht nur beisammen, sondern hatten auch gemeinschaftliche Belange, bildeten ein Ganzes,

---

[1]) Kohler, Die Ehe mit und ohne Mundium, Zeitschrift für vergleichende Rechtswissenschaft VI, 321.

[2]) Ausführlicheres: Wilken, De vrucht van de beoefening der ethnologie voor de vergelijkende rechtswetenschap 21, und Plechtigheden en gebruiken bij verlovingen en huwelijken bij de volken van den Indischen Archipel 28.

[3]) Vergleiche Wilken, Oostersche en Westersche Rechtsbegrippen. Bijdragen tot de T. L. en Vk van Nederlandsch Indië. 1888, 127, und Over de verwantschap en het huwelijks-en erfrecht bij de volken van het Maleische ras 64, 67.

[1]) Stoll, Ethnologie der Indianerstämme von Guatemala 7.

sowohl im administrativen als wirtschaftlichen Sinne, wenn diese modernen Ausdrücke hier erlaubt sind. So verteilte sich allmählich der Stamm in eine Anzahl Familiengruppen und auf diese beschränkt sich zuerst das Eheverbot, nachdem die Gruppen zu völliger Selbständigkeit gelangt und dadurch der Begriff der Stammeseinheit mehr in den Hintergrund getreten war. Ein Beispiel solcher Beschränkung haben wir weiter oben bei den Howas von Madagaskar bereits kennen gelernt, die ihr Verbot nicht weiter als bis auf das sechste Geschlecht aus der Abstammung in weiblicher Linie ausdehnen. Hier wollen wir noch auf die Malayen von Sumatra, namentlich im Padangschen Oberlande, verweisen, die wir bereits unter den exogamen Völkern des Indischen Archipels nannten. Bei ihnen heißt der Stamm, dessen Glieder nicht untereinander heiraten dürfen, Suku. In einigen Gegenden nun wird dieses Verbot nicht mehr streng gehandhabt, heiratet man bereits im Suku, vorausgesetzt, daß die Frau aus einer andern perut, Familie, ist. Auf diese peruts, in die der Stamm sich allmählich aufgelöst hat, ist also das Eheverbot übertragen. Dieses schließt nicht aus, daß das Heiraten außerhalb des Stammes noch insofern als Adat, Gesetz, betrachtet wird, daß man nicht im Stamme heiraten darf ohne vorher den Angehörigen ein Fest gegeben und eine Summe bezahlt zu haben, um dadurch die Übertretung zu sühnen [1]).

Zuerst auf die Familienvereinigungen im Stamme übertragen, ist es mit der Beschränkung des Eheverbots nicht dabei geblieben. Auf einer höheren Entwickelungsstufe sieht man die Familienvereinigungen sich allmählich auflösen. Im Anfange steht der individuelle Mensch ohne alle Selbständigkeit da; er geht auf in der Gruppe, zu welcher er gehört, und nur allmählich tritt er als Person in den Vordergrund, entledigt er sich der Bande, die ihn fesselten, so daß die Gruppe, in der er früher mit seinem ganzen Wesen aufging, ihren ursprünglichen Charakter verliert und völlig zu Grunde geht. Mit dieser Auflösung der alten Familienvereinigungen wurde der Familienring von Individuen, die sich untereinander als verwandt ansahen, enger und enger und das Eheverbot folgte mit der Beschränkung, anfänglich sich wohl nur so weit erstreckend, als der Ring reichte, um zum Schlusse sich auf die Personen zu beschränken, die sich im Blute am nächsten standen.

So aufgefaßt, soll das Verbot gegen Blutsverwandtenehen aus der Exogamie fortgekommen sein. Inzwischen ist der Entwickelungsgang sicher nicht so einförmig gewesen, wie die gegebene Darstellung es vermuten läßt. Ich will dieses dadurch nachweisen, daß ich kurz die Regeln bespreche, die bei den Ehen zwischen Neffen und Nichten, Bruder- und Schwesterkindern, herrschen. Diese sind in allen Hinsichten sehr lehrreich [2]).

Daß bei der Exogamie Ehen zwischen Neffen und Nichten, Kindern von Bruder und Schwester, erlaubt sind, liegt auf der Hand. Diese Kinder gehören da stets zu zwei verschiedenen Stämmen, einerlei ob man dem Patriarchat oder dem Matriarchat huldigt. Solche Ehen werden bei einigen Völkern sogar mit Vorliebe geschlossen, wie dieses oben von den Bataks gezeigt wurde. Anders ist es mit solchen Neffen und Nichten, die Kinder von zwei Brüdern, oder zwei Schwestern sind. Unter dem Patriarchat sind die ersteren, unter dem Matriarchat die letzteren Stammesgenossen, dürfen sich daher nicht heiraten. Solche Bestimmungen blieben nicht selten bestehen, auch nachdem man die Exogamie preisgegeben hatte, z. B. bei den Letinesen und den Aru-Insulanern im Indischen Archipel. Bei jenen findet man die Bestimmungen, die sich an Exogamie mit Matriarchat, bei diesen die sich an Exogamie mit Patriarchat knüpfen. Bei den Letinesen sind Ehen erlaubt: Zwischen den Kindern von zwei Brüdern und zwischen den Kindern eines Bruders und einer Schwester. Verboten: Zwischen den Kindern von zwei Schwestern. Bei den Aru-Insulanern dagegen erlaubt: Zwischen den Kindern von zwei Schwestern und von Bruder und Schwester. Verboten: Die Ehe zwischen Kindern von zwei Brüdern.

Wieder anders als bei den Letinesen und Aru-Insulanern sind die Gesetze, die wir z. B. auf Süd-Flores bei den Endehnesen antreffen. Es liegt auf der Hand, daß bei Exogamie mit Patriarchat die Kinder von zwei Schwestern, mit Matriarchat aber die Kinder von zwei Brüdern sich heiraten können, wenn im ersteren Falle die Schwestern, im andern die Brüder in verschiedenen Stämmen verheiratet sind. Dieses ist aber gewöhnlich eine Ausnahme. Bei den die Exogamie übenden Völkern sieht man bekanntlich nicht selten die Stämme paarweise durch das jus connubii verbunden. Es bedarf wohl keines weiteren Beweises, daß dieser Umstand dazu beigetragen hat, daß — beim Übergange vom Matriarchat zum Patriarchat — das alte Eheverbot zwischen den Kindern von zwei Schwestern nicht verloren ging, sondern neben dem neuen zwischen den Kindern von zwei Brüdern gehandhabt wurde. Dieses nun ist das Gesetz, welches wir bei den Endehnesen treffen. Bei ihnen sind nur die Ehen zwischen den Kindern von einem Bruder und einer Schwester erlaubt, ja diese kommen sehr häufig vor. Ehen zwischen Kindern von zwei Brüdern oder von zwei Schwestern sind dagegen unerlaubt.

Zu allen Zeiten, erst unter dem Matriarchat, dann unter dem Patriarchat, müssen Ehen zwischen Kindern eines Bruders und einer Schwester erlaubt gewesen sein. Jedoch finden wir hier und da eine sehr merkwürdige Beschränkung dieser Regel. Während nämlich, um ein Beispiel anzuführen, bei den Bataks, wie wir sahen, mit Vorliebe die boru-ni-datulang, d. h. die Tochter des tulang oder Oheims von Mutterseite, geheiratet wird, ist es ein Verstoß gegen den Adat, ein boru-ni-ambo, eine Tochter der ambo, d. h. Tante von Vaterseite, zur Frau zu machen. „Ist es möglich", fragt der Batak, um das Widernatürliche einer derartigen Verbindung auszudrücken, „daß das Wasser nach seiner Quelle zurückfließt?" oder wie es in seiner Sprache lautet: marsuntjang do aek pahulu? Das Sonderbare dieser Bestimmung springt noch stärker in die Augen, wenn man sie so formuliert, daß die Ehe zwischen einem Schwestersohn und einer Brudertochter erlaubt, aber zwischen einem Brudersohn und einer Schwestertochter verboten ist.

Wie sollen wir uns dieses nun erklären? Nach unsrer Ansicht ist auch bei den Bataks — wiewohl sie nur eine streng patriarchale Stammeseinrichtung haben — ursprünglich Matriarchat anzunehmen. Erinnern wir uns dabei daran, daß bei dieser Einrichtung der Verwandtschaft nicht der Mann das Haupt der Familie seiner Frau und Kinder ist, sondern der älteste Bruder der Mutter. Dieser, der Oheim von Mutterseite, ist der natürliche Herr und Schirmer der Kinder seiner Schwester, seiner Neffen und Nichten, beaufsichtigt sie und nimmt ganz die Stelle des Vaters ein. Versetzen wir uns nun in die Zeit zurück, in welcher das Patriarchat bestand, das Kind also dem Vater gehörte, jedoch die mütterlichen Einrichtungen noch in allen Beziehungen ihre Nachwirkungen ausübten, dann können wir uns vorstellen, daß der Bruder, wie zu Zeiten des Matriarchats, noch immer auf seine Schwesterkinder wie auf seine eigenen herabblickte, die Schwester aber keineswegs eine derartige An-

[1]) Wilken, De verbreiding van het matriarchaat op Sumatra 20. Anmerkung 68.

[2]) Vergl. Wilken, Plechtigheden en gebruiken bij verlovingen en huwelijken bij de volken van den Indischen Archipel 5.

schauung von ihren Bruderkindern hatte, die bei der früheren Einrichtung für sie fremd waren und dieses nun auch blieben. Bei einer solchen Ordnung der Dinge werden von seiten der Schwesterkinder keine Gründe gegen eine Verbindung mit Bruderkindern bestanden haben, wohl aber umgekehrt. Während nun die Schwestersöhne fortfuhren, Bruderstöchter zu ehelichen oder mit Gewalt zu entführen — wie wir sehen beim Übergang vom Matriarchat zum Patriarchat eine der Arten die Frau in manum mariti zu bringen — mieden dagegen die Brudersöhne die Verbindungen mit Schwestertöchtern, woraus dann allmählich die Anschauung sich entwickelte, daß die erstere Verbindung eine vollkommen passende, die letztere aber durchaus unerlaubt sei.

Man erkennt also in Übereinstimmung mit dem unter der Exogamie geschehenden, nachdem diese Einrichtung verlassen, wie die Ehe zwischen Bruder- und Schwesterkindern zugelassen, während die zwischen Bruderkindern untereinander oder Schwesterkindern untereinander verboten werden. Es läßt sich aber hören, daß man bei einigen Völkern sehr bald dazu gekommen ist, um, nach dem Vorbilde dieser letzten Verbindungen, auch die erstere als unerlaubt zu betrachten und so die Ehen zwischen *allen* Neffen und Nichten zu verbieten. So ist dieses unter anderem bei den Alfuren der Minahassa der Fall. Doch auch das Umgekehrte wird sich ereignet haben; nach dem Vorbilde der erlaubten Verbindungen zwischen Bruder- und Schwesterkindern wird man hier und da allmählich auch die Ehen zwischen Bruderkindern untereinander und Schwesterkindern untereinander zugelassen haben. Wahrscheinlich kam es durch einen solchen Vorgang, daß bei den Dajaks, die am unteren Laufe des Barito wohnen, das Eheverbot in der Seitenlinie sich nicht weiter erstreckt als zwischen Oheimen und Tanten oder Nichten und Neffen. Es versteht sich übrigens von selbst, daß dieser Vorgang von Ausbreitung oder Einschränkung des Eheverbotes sich namentlich bei jenen Völkern entwickelt haben muß, die, wie die hier genannten, bereits sehr früh die Exogamie aufgegeben haben und bei denen infolgedessen die matriarchale und patriarchale Familie, die Familie ausschließlich in der weiblichen oder männlichen Linie bereits für die parentale Familie, die Familie in beiden Linien, Platz machte und somit alle Neffen und Nichten in bezug zu einander *gleich* verwandt wurden.

Dadurch, daß man einfach auf die Exogamie zurückgeht, diese an den Anfang stellt, lassen sich die verschiedenen und auch auseinandergehenden Bestimmungen gegen die Ehen zwischen Neffen und Nichten auf eine befriedigende Weise erklären. Dieses schließt nicht aus, daß Gründe besonderer Art wohl einmal, wenn nicht zur Einrichtung, so doch sicher zur Verschärfung und Erhaltung dieser Verbote beigetragen haben müssen. Ein den Javanen entlehntes Beispiel möge dieses zeigen [1]).

[1]) Vergl. Poensen, Dadoeng-kapoentir, Mededeelingen van wege het Nederl. Zendelinggenootschap XXXI, 26.

Ehen zwischen Neffen und Nichten sind bei den Javanen verboten. Eine solche Ehe führt zu resah, das ist Unordnung, Unregelmäßigkeit. Wenn der Javane dieses sagt, hat er dabei ein natürliches Verhalten der Kinder untereinander im Auge, das auf der Gewohnheit beruht, die auch in der Sprache Ausdruck findet, daß ältere und jüngere Blutsverwandte einander nach Rang und Zeitfolge der Geburt, die auch bei der ferneren Abstammung in Kraft bleiben, durch bestimmte Anreden als ältere und jüngere ehren. Bei den Javanen heißt nämlich ein älterer Bruder kakang, ein jüngerer adi. Wenn sich nun zwei Brüder oder ein Bruder und eine Schwester, also ein kakang und ein adi, verheiraten und Kinder bekommen, behalten diese untereinander die Gewohnheit der Eltern bei, so daß die Kinder des kakang von den Kindern des adi als kakang angesehen und behandelt werden. Selbst wenn ausnahmsweise der adi eher als der kakang heiratet und demzufolge die Kinder des adi älter als jene des kakang sind, bleibt diese Regel bestehen. Durch keinerlei Umstände kann der kakang ein adi und ebensowenig der adi ein kakang werden. Jetzt wird man es verstehen, weshalb Ehen zwischen Neffen und Nichten unerlaubt sind. Angenommen, daß der Sohn eines kakang sich mit der Tochter seines, des kakangs, adi verheiraten wollte, dann würde diese Tochter, eine adi, also eine jüngere, durch diese Heirat notwendigerweise die boq-aju (das ist für Frauen die gleichartige Bezeichnung wie kakang für Männer) der Brüder ihres Mannes werden, die ja für sie alle kakangs sind. Aber wie — so fragt die Unmöglichkeit des Falles andeutend der Javane — aber wie kann ein jüngerer zugleich ein älterer und ein älterer zugleich ein jüngerer werden? Das wäre doch die Dinge auf den Kopf stellen, die Geburt und Abstammung willkürlich ändern, wenn überhaupt möglich; das wäre wie ein Zugtier verkehrt vor den Wagen gespannt, das Gefahr liefe, sich die Kehle zuzuschnüren und sich zu erwürgen.

Meine Skizze kommt zum Schlusse. Wiewohl ich mich auf allgemeines beschränken mußte und wenig mehr als einige Hauptsachen anführen konnte, wird doch das Mitgeteilte, wie ich hoffe, den Leser davon überzeugt haben, wie nützlich das Studium der Ethnologie für die Kenntnis der Entwickelungsgeschichte der Eheverbote ist. Die Frage nach dem Ursprung dieses Verbotes haben wir so auf seine einfachste Form zurückgeführt. Wenn die Verbote stets aus der Exogamie zu erklären, so bleibt nur die Untersuchung über das Entstehen der letzteren übrig. Ob es der Ethnologie einst glücken wird, auch eine vollständige Lösung dieser zu finden? Die Beantwortung dieser Frage möge der Zukunft überlassen werden. In bezug auf einen Punkt aber hat uns die Völkerkunde bereits völlige Sicherheit verschafft, daß nämlich die Verbote ursprünglich nicht das Ziel gehabt haben, die wirklichen oder vermeintlichen schädlichen Folgen von Ehen zwischen Blutsverwandten für die Nachkommenschaft abzuwehren und daß hierin der Ursprung der Verbotsbestimmungen nicht gesucht werden darf.

Gegenwärtiger Zustand der deutschen Gemeinden am Südfuße des Monte Rosa.

Von F. Kaibler.

„Seit einigen Jahren predigt man auch in zwei Gemeinden der Diözese Aosta, deren Sprache deutsch ist, *französisch*. Sie liegen im obern Teile des Gressoneythales am piemontesischen Abhange des Monte Rosa; es sind dieses Gressoney-la Trinité und Gressoney-St. Jean. Die Priester dieser Dörfer waren meistens Landeskinder oder aus Bayern gekommene Priester; gegenwärtig sind es zwei Valdotaner, welche französisch predigen. Das Französische wird in diesen

zwei Dörfern verstanden; die Bevölkerung ist dort intelligent, gebildet und reich. Aus Rasseninstinkt zeigten sie während des Krieges 1870 bis 1871 deutsche Sympathieen. Eine große Anzahl unternimmt weite Wanderungen aus Handels-

Ein deutscher Vorposten: Gressoney mit dem Monte Rosa. Photographie von V. Sella.

rücksichten und die Kenntnis des Deutschen, Französischen und Italienischen ist ihnen sehr wertvoll. Man sieht in Gressoney-St. Jean mehr als 20 Villen, die von reich aus der Fremde zurückgekehrten Landeskindern erbaut wurden."

So schreibt Professor H. Gaidoz in Paris in den Annales de l'école libre des Sciences politiques 1887 und man erkennt daraus, daß diese französische Predigt keineswegs zur Stärkung des ohnehin schwachen Nationalgefühls der Bewohner Gressoneys beitragen kann. Die italienische Geistlichkeit ist es gewesen, der wir bisher die Abnahme und das Eingehen des deutschen Elements in den Dörfern am Monte Rosa zu danken haben. In diesem Falle aber arbeitet der Bischof von Aosta wenigstens nicht an der Italienisierung, wenn er der deutschen Gemeinde französische Priester schickt.

Wie von Norden her, wo deutsche Walliser wohnen, ist der Monte Rosa ursprünglich auch an der Süd- und Ostseite vom deutschen Sprachgebiete umschlossen und nur von Westen her reicht eine provençalische Mundart an ihn heran. Auch hier war es früher anders, denn am Levinzon ertönte einst die deutsche Sprache; noch sind in der Kaplanei St. Jaques d'Aya viele Gemeindegüter deutsch benannt und der Strich aufwärts von Ayas heißt Canton des Allemands. Der Monte Rosa ist somit als ein deutscher Berg zu betrachten, der in unsrer Litteratur mit seinem bei den Umwohnern heimischen Namen „Gornerhorn“ zu benennen wäre. Monte Rosa (= Rosenberg) ist nur eine Verstümmelung aus Monte rosso (= roter Berg), von der gelbroten Farbe seines Gesteins (A. Schott).

Die sieben in Frage kommenden Gemeinden sind: Die beiden Gressoney und Issime (mit Gabi) im Lysthale; Alagna, Rima San Giuseppe und Rimella im obern Thale der Sesia und deren Nebenbächen; Macugnaga (mit Burca und Pescarena) im Anzanscathale[1]). Die Gesamtbevölkerung dieser Gemeinden betrug am Ende des Jahres 1878 nach amtlicher Quelle 5172 Seelen.

In Gressoney hat sich die deutsche Sprache am besten erhalten. Als Krämer, Maurer, Steinhauer, Zuckerbäcker ziehen die Einwohner weithin in deutsche Lande, um dort ihr Brot zu suchen. Deshalb nennt Sebastian Münster ihr Thal schon Krämerthal. Die Gressoneyer Firmen (namentlich Tuchgeschäfte) in Zürich, Winterthur, St. Gallen, Frauenfeld, Luzern, Konstanz, Augsburg und an andern Orten sind sehr angesehen. Meist kehren die Gressoneyer wohlhabend in die Heimat zurück, aus der sie auch ihre Frauen nehmen. Es ist ein schöner, blonder, fleißiger und tüchtiger Menschenschlag, welcher vortreffliche Soldaten liefert, während es im nahen kropfreichen Aostathale ganze Dörfer giebt, die jahrelang keine Rekruten liefern.

Alagna redet auch noch deutsch. Für die Alagnesen ist der Italiener der „Wailschu“. Es ist jetzt eine vielbesuchte italienische Sommerfrische und aus diesem Grunde nimmt die italienische Sprache mehr und mehr zu, bis sie, über kurz oder lang, die allein herrschende sein wird. Die Schule ist italienisch und so sind auch die Kinder.

Macugnaga ist ein Sammelname für folgende sechs Ortschaften: Pestarena, Burca, in der Stapf, zum Strich, auf der Rive, Zertannen. In dem untersten Weiler Pestarena ist das Deutsche ganz, in Burca größtenteils verschwunden. In den übrigen Dörfern dagegen ist Sprache, Holzbau und Frauentracht noch deutsch. Die Predigt ist hier italienisch, die Kinderlehre deutsch, die Schule ist italienisch, so daß auch hier das Eingehen des Deutschen vorauszusehen ist.

Issime hat noch deutsche Volkssprache beim alten Geschlecht. Schule und Kirche sind aber, wie Studer anführt, französisch. So auch in Gabi.

[1]) Im Thale des Toce ist Pommat (Formazzo) heute noch deutsch; die weiter abwärts liegenden Orte Miggiandone und Ornavasso sind verwelscht. Sie gehören aber nicht zu den deutschen Orten am Monte Rosa.

In Rimella wird wegen der älteren Leute noch deutsch gepredigt. Die Schule ist schon seit 1829 italienisch.

Rima mit italienischer Schule und Kirche ist so gut wie verwelscht.

Schon der Ausdruck „Altwibersproach“ für das Deutsche zeigt, daß es auf dem Aussterbestand steht und nur Gressoney hat, durch die ins deutsche Sprachgebiet führenden Wanderungen seiner Einwohner, noch einigen Halt.

Fest steht, gegenüber andern Ansichten und Phantasieen, daß diese Deutschen am Monte Rosa, wie die Sprache beweist, von Wallis über die Alpen herüberkamen, und daß auch sie ein Teil der großen Kolonisationsarbeit der Walser sind. Die sprachlichen Untersuchungen von Schott haben dieses dargethan. Die historische Untersuchung (Breßlau) unterstützt dieses völlig. Die Ansiedelungen im Lysthale sind bereits vor dem 13. Jahrhundert, die übrigen zumeist in der zweiten Hälfte dieses Jahrhunderts begründet worden; sie erklären sich durch dynastische Verbindungen, welche zwischen dem Oberwallis und den von dort aus bevölkerten Gebieten bestanden. Die Orte, wohin die Kolonisten verpflanzt wurden, behielten den romanischen Namen, den sie geführt hatten, unverändert oder mit leichter Umgestaltung bei; nur den einzelnen Weilern, hier und da auch Bergen und Flüssen, legten die Ansiedler Benennungen bei, die ihnen in der Heimat vertraut gewesen waren. Bei Macugnaga trifft man die Weilernamen: In der Stapf, Zum Strich, Zur Tanne; bei Gressoney findet man Grazmattaz, Lohmattaz, Boden, Biel, Wald, Staffel. Häufige Familiennamen, die in Wallis wiederkehren, sind Lochmatter, Zumstein, Biener, Zimmermann, Beck, Dreißig, Schwarz, Thüringer. Vielfach klingen noch deutsche Sitten durch; die Tracht der Frauen im Lys- und Sesiathale ist noch deutsch; namentlich aber unterscheidet die Dörfer der in ihnen herrschende Holzbau von den italienischen Steinbauten. Das allmähliche Eingehen des Deutschtums ist bei allen zu erwarten.

Der Entdecker der Deutschen am Monte Rosa ist Saussure, der sie 1789 besuchte. Une espèce de garde allemande occupe le pied du Mont-Rose, je veux dire ces villages allemands (Macugnaga, Alagna und Gressoney waren ihm bekannt), qui ne sont pas une des singularités de cette montagne les moins dignes de l'attention d'un voyageur, schreibt derselbe im achten Bande seiner Voyages dans les Alpes (Neuchatel 1796).

Im Jahre 1822 fügte Freiherr v. Welden (Der Monte Rosa. Wien 1824) noch zu den durch Saussure bekannt gewordenen drei Gemeinden jene von Rima hinzu.

Max Schottky schilderte (Ausland 1836, Nr. 92 u. 95) „das Thal von Rimella und seine deutschen Bewohner“ und beschäftigte sich zum ersten Male mit der Sprache. Er erwähnt, daß auch Issime deutsch sei.

Die grundlegende Arbeit über „Die Deutschen am Monte Rosa“ veröffentlichte (Zürich 1840) der Oberlehrer Albert Schott, der Gabi als deutsch nachwies, wiewohl dieses (zu Issime gehörig) damals schon zu einem Viertel verwelscht war. Die beiden Gressoney und Issime waren ganz deutsch. Desgleichen damals noch die heute verwelschten Rima und Rimella; selbstverständlich fand Schott damals auch noch Macugnaga und Alagna deutsch. Ausführlicher noch als in der ersten Schrift handelt Schott in seiner zweiten über „Die deutschen Kolonien in Piemont, ihr Land, ihre Mundart und ihre Herkunft“ (Stuttgart u. Tübingen 1842).

Die geschichtlichen Verhältnisse (meist nach Bianchetti und Gremaud) aufgeklärt zu haben, war schließlich das Verdienst H. Breßlaus: „Zur Geschichte der deutschen Gemeinden im Gebiete des Monte Rosa und im Ossolathale“ (Zeitschrift der Ges. für Erdkunde zu Berlin XVI, 173).

Eine gute Übersicht bietet auch die Schrift von Julius Studer: „Walliser und Walser, eine deutsche Sprachverschiebung in den Alpen“ (Zürich 1886).

Noch ist ein sprachlicher Beitrag aus den deutschen Gemeinden demnächst zu erwarten. Der vor Kurzem verstorbene, hochverdiente italienische Alpenforscher Dr. Giovanni Giordani hat ein sehr umfangreiches Wörterbuch nebst Grammatik des Dialektes von Alagna hinterlassen, dessen Veröffentlichung die Sektion Varallo des italienischen Alpenklubs in die Hand genommen hat.

In bildlicher Beziehung sind die deutschen Gemeinden teilweise in dem neuen Photographiealbum von Vittorio Sella (Biella 1890, 15 Lire) dargestellt worden. Ihm ist unsre Abbildung von Gressoney entnommen, welches in den letzten Jahren wiederholt Sommerfrische der Königin von Italien war.

Die Grenzen der niederdeutschen Sprache.

Von Richard Andree.

(Schluß.)

5. Grenze von der Weser bis zur Elbe. Litteratur: F. Winter, Eiko von Repgow und der Sachsenspiegel. In Forschungen zur deutschen Geschichte XIV, 333 (Göttingen 1874). — B. Haushalter, die Sprachgrenze zwischen Mittel- und Niederdeutsch von Hedemünden an der Werra bis Staßfurt an der Bode. Mit Karte. In den Mitteilungen des Vereins für Erdkunde zu Halle a. S. 1883, 31 bis 51.

Bei Hedemünden, Kreis Witzenhausen, überschreitet die Sprachgrenze mit der hessischen Landesgrenze die Werra. Die folgenden niederdeutschen Orte bezeichnen dann die weitere Grenze in ihrem Verlauf von Westen nach Osten: Mollendorf, Hermannroda, Hebenhausen. Sie folgt dann der Nordgrenze des Kreises Heiligenstadt, so daß Niedergandern, Reifenhausen, Lichtenhagen, Ischenrode, Bischhausen, Weißenborn des Kreises Göttingen niederdeutsch sind, ebenso noch Glasehausen des Kreises Heiligenstadt. In den Kreis Worbis eintretend schneidet sie dessen nordwestlichen Teil als niederdeutsch ab, so daß Neuendorf, Berlingerode, Hundeshagen, Winzingerode, Holungen, Kloster Gerode, Lüderode, Weilrode die niederdeutschen Grenzdörfer dieses Kreises sind. Nun in das Amt Herzberg übertretend ist Osterhagen niederdeutsch, während Nixei und Steina mitteldeutsch sind. Hier berührt die Grenze den Oberharz und folgt der Wasserscheide zwischen Oder (niederdeutsch) und Wieda und Zorge (mitteldeutsch). Braunlage ist nieder-, Hohegeiß mitteldeutsch.

Mit geringen Ausnahmen (Stiege und Allrode) ist nun das Gebiet der Bode bis Staßfurt niederdeutsch. Die südlichen Grenzorte sind nach Haushalter: Braunlage, Voigtsfelde, Sorge, Benneckenstein, Hasselfelde, Friedrichsbrunn (gemischt), Gernrode, Ballenstedt, Maisdorf, Ermsleben, Staßfurt. Von Maisdorf bis Staßfurt lagert sich südlich im Gebiete der Wipper ein gemischtes Gebiet vor das rein niederdeutsche, dem die Stadt Aschersleben angehört, eine Eroberung der mitteldeutschen Mundart in den letzten 20 bis 30 Jahren. Hier dringt, wie Haushalter gezeigt hat, das mitteldeutsche rasch vor; es ist die Fortsetzung eines Jahrhunderte langen Prozesses, der die ganze Landschaft zwischen Helme, unterer Unstrut, Saale, unterer Bode, Wipper und Harz Schritt für Schritt aus niederdeutschem zu mitteldeutschem Gebiete gemacht hat.

Von Staßfurt bis zur Elbe verläuft nach Winter die Grenze folgendermaßen: Zwischen Hohen-Erxleben und Staßfurt überschreitet sie die Bode und überweist die an der Bode liegenden Orte Löbnitz, Hohendorf und München-Nienburg dem Mitteldeutschen, während die nördlicher gelegenen Dörfer Förderstedt, Ülnitz und Brumby niederdeutsch reden. Indem so die Sprachscheide nördlich von Nienburg auf die Saale stößt, wird dieser Fluß von da bis zu seiner Mündung in die Elbe die Grenze beider Sprachen. Wedlitz, Wispitz, Schwartz, Trebitz, Rosenburg sind mitteldeutsch, die auf dem linken Saaleufer liegenden Orte niederdeutsch. In den Städten Barby und Kalbe ist das Mitteldeutsche bereits zum Siege gelangt und finden sich nur wenig niederdeutsche Sprachreste.

Erwähnen wollen wir an dieser Stelle, daß im Unterharze eine mitteldeutsche Sprachinsel liegt, bestehend aus den Bergstädten Klausthal, Zellerfeld, Wildemann, Lautenthal und Andreasberg, Altenau und Grund. Dazu kommen dann noch die Dörfer Ober- und Unter-Schulenberg. Grund und Lautenthal sind jedoch gemischt. Die herrschende Mundart ist die erzgebirgische, da erzgebirgische Bergleute den dortigen Bergbau zur Blüte brachten[1]).

6. Grenze von der Elbe bis zum polnischen Sprachgebiet. Litteratur: Stier, die Abgrenzung der Mundarten im sächsischen Kurkreise. Programm des Wittenberger Gymnasiums von 1862, Seite 14. — Winter, die Sprachgrenze zwischen Platt- und Mitteldeutsch im Süden von Jüterbogk. In den „Neuen Mitteilungen“ des thüringisch-sächsischen Vereins für Erforschung des Vaterländischen Altertums IX, 2. Heft, Seite 8. Halle 1860. — B. Haushalter, die Grenze zwischen dem hochdeutschen und dem niederdeutschen Sprachgebiete östlich der Elbe. Rudolstädter Programm. Mit Karten. Halle 1886.

Von der Mündung der Saale bildet das rechte Elbufer aufwärts nach Osten zu die Grenze der Sprachscheide bis zur anhaltischen Grenze bei Griebau. Hier verläßt sie, nach Stier, die Elbe und in einem Bogen geht sie die Landesgrenze hinauf, indem sie Apollensdorf, Wittenberg, Dobin, Rudersdorf, Euper und Zahna dem Mitteldeutschen überläßt. Weiter östlich, also im Süden von Jüterbogk, ist der von Vlamländern 1133 bis 115 besiedelte Flemming niederdeutsch, der südlich daran stoßende „Busch“ aber, eine waldige und haidige Gegend der Kreise Wittenberg und Schweinitz, mitteldeutsch. Die südlichsten niederdeutschen Dörfer sind hier nach Winter: Zalmsdorf (östlich von Zahna), Möllnitz, Morxdorf, Oehna, Zellendorf, Körbitz, Welsickendorf, Greifendorf, Reinsdorf, Nonnendorf, Waltersdorf, Nieder- und Hohen-Seefeld, Ihlo, Mehlsdorf, Bollensdorf bei Dahme. Nach Stier liegt die Grenzlinie jedoch etwas südlicher als Winter sie angiebt oder vielmehr ein Mischgebiet lagert sich im Kurkreise südlich vor das noch rein niederdeutsche Gebiet. Diese südlichere Grenze geht von Zahna auf Leeza, Zemnick, Jessen, überschreitet hier die Elster, auf Annaburg, geht bei Arnsnesta zurück auf das rechte Elbufer, auf Dubro, Werchau und bei Proßmarken an die Provinzialgrenze. Dieses zwischen den Angaben von Stier und Winter liegende Gebiet ist Verlust der niederdeutschen Sprache. In Wittenberg, das ja niederdeutschen Namen führt, wurde das städtische Gerichtsbuch bis 1416 niederdeutsch geschrieben.

Seit den Mitteilungen Stiers und Winters sind dreißig Jahre verflossen und diese Zeit scheint gerade in dem Gebiete

---

[1]) Haushalter, die Mundarten des Harzgebirges, Mitt. d. Vereins für Erdkunde zu Halle 1884, 89.

bei Wittenberg für die niederdeutsche Sprache weiter schädlich gewirkt zu haben, denn nach den Erkundigungen Haushalters ist auch die anhaltische Stadt Koswig nebst Umgebung jetzt zum mitteldeutschen Sprachgebiete zu rechnen.

Wir gelangen nun zur Provinz Brandenburg, in welcher die niederdeutsche Sprache seit der Reformation gewaltige Einbußen erlitten hat, von der aber einige Gegenden (das germanisierte wendische Gebiet von Beeskow-Storkow, die Niederlausitz ꝛc.) niemals niederdeutsch sprachen. Sämtliche bisherige Karten geben der niederdeutschen Sprache ein viel zu großes, zu weit nach Südost reichendes Gebiet und schließen Berlin nebst Umgebung ein. Dieses zeigt sich, nach Haushalters Erkundigungen, heute als unzutreffend. Letztere beruhen auf Anfragen bei den Landräten, Bürgermeistern, einzelnen Pastoren und Lehrern und geben wohl ein im ganzen richtiges Bild, vertragen aber noch eine Ausarbeitung im einzelnen nach Aufnahmen an Ort und Stelle.

Zunächst angrenzend an die bis Dahme beschriebene Sprachgrenze liegt der Kreis Jüterbogk, welcher ganz niederdeutsch ist. Der nächste in Betracht kommende Kreis, Teltow, ist nur noch in seinem südlichen und westlichen Teile niederdeutsch, namentlich bis Zossen hin, während bei Teupitz bereits germanisierte Wenden wohnen, die nur hochdeutsch reden. Während Kreis Westhavelland noch niederdeutsch ist, geht die Sprachgrenze bereits durch den Kreis Osthavelland mitten hindurch, über Nauen nach Oranienburg an der Havel, den südlichen Teil dem Mitteldeutschen überlassend. Ähnlich liegen die Verhältnisse bei den beiden im Osten folgenden Kreisen Nieder- und Ober-Barnim, deren nördlicher Teil dem niederdeutschen Sprachgebiete angehört. Haushalter zieht die Grenze von Oranienburg über Biesenthal zur Oder hin, so daß Freienwalde noch dem Hochdeutschen verbleibt. Der ganze weiter östlich gelegene Kreis Königsberg (Neumark) ist niederdeutsch, ebenso der Oderbruch bis Küstrin, also auch der nördlichste Teil des Kreises Lebus, in dem sonst das Niederdeutsche rasch abstirbt, so daß in den Orten Neu-Hardenberg, Görlsdorf und Marxdorf (nordöstlich von Müncheberg) nur noch alte Leute dasselbe sprechen. Der Kreis Landsberg ist niederdeutsch, so daß hier die Warte die Südgrenze bildet; ferner nach Osten ist der Kreis Friedeberg niederdeutsch, wo das Niederdeutsche auch über die Netze nach Süden hinausgreift.

Die Provinz Brandenburg weist den größten Gebietsverlust der niederdeutschen Sprache auf. Bis gegen den Ausgang des Mittelalters ist, wie die Untersuchungen von Haushalter ergaben, fast die ganze Mittelmark (Beeskow-Storkow ausgenommen) niederdeutsch gewesen. Insbesondere war die Geschäftssprache in den Städten bis Ende des 15. Jahrhunderts das Niederdeutsche. Der Kreis Lebus, der überhaupt zweifelhaft niederdeutsch war und die Stadt Frankfurt a. O., büßten zuerst die niederdeutsche Sprache ein; das Land Sternberg wahrscheinlich schon im Beginn des 15. Jahrhunderts. Berlin wurde durch den Einfluß der hochdeutschen Hofhaltung der Hohenzollern eine wesentlich hochdeutsche Stadt, einem Zuge, dem nun allmählich die übrigen Städte der Mark folgten, in denen zuerst das Niederdeutsche als Geschäftssprache wich. Der große Verkehr der Neuzeit begünstigt dieses im Steigen befindliche Schwinden, und an den Rändern des noch niederdeutschen Gebietes findet mehr und mehr Abbröckelung statt, die auf den Einfluß der Hauptstadt zurückzuführen ist.

7. Grenze gegen die polnische und litauische Sprache. Böckh, Sprachkarte vom Preußischen Staate nach den Zählungsaufnahmen 1861. Berlin. — Böckh, Der Deutschen Volkszahl und Sprachgebiet. Berlin 1869. — B. Haushalter, Die Grenze zwischen dem hochdeutschen und niederdeutschen Sprachgebiete östlich der Elbe. Halle 1886.

Die Abgrenzung der deutschen Sprache gegenüber der polnischen, auf welche wir nunmehr weiter nach Osten hin stoßen, ist, mangels späterer Aufnahmen, noch immer am besten zu ersehen aus der Böckhschen Sprachkarte. Was zunächst die jetzige Provinz Posen betrifft, so ist der nördliche Strich derselben, nämlich die Kreise Czarnikau, Kolmar (Chodziesen), Wirsitz, Schubin, Land- und Stadtkreis Bromberg und Inowrazlaw, dem niederdeutschen Sprachgebiete nach Haushalters Erkundigungen zuzurechnen. Dieser, bei der ersten Teilung Polens preußisch gewordene Strich wurde von Friedrich dem Großen mit Kolonisten aus niederdeutschen Gebieten besiedelt, deren Sprache sich zumeist erhalten hat. Die südlicher gelegenen Kreise der Provinz Posen reden, soweit sie nicht polnisch sind, hochdeutsch.

Die Provinz Westpreußen spricht, abgesehen von den polnischen Teilen und abgesehen von dem Hochdeutschen der Städter, niederdeutsch.

In der Provinz Ostpreußen liegen die Verhältnisse ebenso, nur ist hier auf eine hochdeutsche Sprachinsel aufmerksam zu machen, auf die Dr. Lilienthal zuerst 1842 hinwies. Diese Sprachinsel, von Schlesiern besiedelt, hat zur Westgrenze den Passargefluß und zur Nordgrenze die Dörfer Wusen, Stegmannsdorf, Heiwickau, Paulen (zwischen den Städten Mehlsack im Norden und Wormditt im Süden). Sie umfaßt alsdann den ganzen Kreis Heilsberg und den westlichen Teil des Kreises Rössel, wo sie bei Lauteren auf die masurische Sprachgrenze stößt. Wormditt, Heilsberg, Guttstadt, Seeburg sind die größeren Orte dieses „breslauisch“ sprechenden Gebietes.

Im Osten der Provinz Ostpreußen grenzt die niederdeutsche Sprache mit der litauischen. Von einer einheitlichen Grenze kann hier nicht die Rede sein, da die Mischungs- und Wohnungsverhältnisse der preußischen Litauer (Letten) so durcheinander gehen, das eine genaue Aussonderung nur statistisch, und dieses schwierig, möglich ist. Wirklich ungemischte litauische Landesteile giebt es innerhab der deutschen Grenze nicht mehr.

Ueber die geschlossenen Grenzen hinaus hat sich aber, dem Zuge der Besiedelung folgend, die niederdeutsche Sprache auch nach Kurland, Livland und Esthland verbreitet, wo sie im Mittelalter die herrschende bei den Kolonisten war und dann allmählich dem Schriftdeutschen, wenn auch Reste hinterlassend, gewichen ist.

Schluß. Der verhältnismäßig kleine Maßstab, in welchem die Karte gezeichnet ist, läßt die Sprachgrenze schärfer erscheinen, als dieselbe wirklich aufgenommen ist. Für die Strecke vom Rothaargebirge bis zur Elbe, sowie in französisch Flandern und Belgien ist dieselbe als genau festgelegt zu betrachten. Zu beiden Seiten des Rheins aber bereitet die Übergangsmundart des Ripuarischen Schwierigkeiten. Es liegt hier eine Vermischung vor, die in der einfachen kartographischen Art, die bei unsrer Karte angewendet ist, sich nicht kennzeichnen läßt, auch wenn der genügende unterscheidende Sprachstoff vorläge. Desgleichen liegt die Bestimmung der Sprachgrenze östlich der Elbe nur in größeren Zügen vor. Abgesehen davon, daß hier in neuer Zeit keine Aufnahme von Ort zu Ort stattfand, bereitet das schnelle Vorschreiten der hochdeutschen Sprache und der entsprechende Verlust des Niederdeutschen an der Grenze hier Schwierigkeiten. Die Gebirge und Wasserscheiden, welche weiter im Westen schützend für das Niederdeutsche wirken, fehlen hier; auch scheint es, als ob auf dem kolonisierten, den Slaven abgenommenen Boden in Ostdeutschland das Niederdeutsche nicht dieselbe Zähigkeit bewahrt hat, wie auf alt niedersächsischem Boden weiter westlich. Denn gerade im Osten treffen wir auf die größten Gebietsverluste. Auf dem altsächsischen Boden von Westfalen bis zum Harze ist aber die Grenze im ganzen noch dieselbe,

wie sie zur Zeit Karls des Großen war, wiewohl seitdem mehr als tausend Jahre verflossen sind.

Das Ideal einer Karte der niederdeutschen Sprache hätte noch manches zu berücksichtigen, was aus Mangel an vorbereitetem Stoff heute graphisch noch nicht dargestellt werden kann [1]); wo der Text mit umschreibenden Worten, Andeutungen und Möglichkeiten sich zu behelfen vermag, muß der Kartenzeichner bestimmt vorgehen. Von Süden her dringt mehr und mehr das Hochdeutsche in das niederdeutsche Gebiet ein; es hat innerhalb des Deutschen Reiches die Städte des Gebietes fast vollständig erobert und am Rande bröckelt eine Stadt nach der andern ab. Im heutigen Frankreich ist ein weites, ehemals deutsches Gebiet, nördlich der Linie Boulogne-St. Omer, jetzt ganz französisch, ein weiteres (gestrichelt angegebenes) bereits zweisprachig. Im Süden Brabants weisen zahlreiche Ortsnamen auf ehedem niederdeutschen Besitz. Starke Verluste ergaben sich, wie gezeigt wurde, in der Gegend südlich vom Harze; bei Ascherslében haben wir gemischtes Gebiet. In der Wittenberger Gegend schreitet das Hochdeutsche vorwärts. Die Stadt Magdeburg hat in den dreißiger Jahren unsres Jahrhunderts bereits ihre niederdeutsche Sprache zu Gunsten der hochdeutschen aufgegeben und nur noch Fischer und Schiffer reden sie daselbst. Auch in den kleineren Städten der Magdeburger Gegend herrscht schon das Hochdeutsche und selbst bei den reichen Bauern der „Börde" nimmt sie mehr und mehr überhand. Hier ist also innerhalb des geschlossenen niederdeutschen Sprachgebietes eine bereits im sprachlichen Übergange zum Hochdeutschen befindliche Gegend [2]). In Halle wurden die Urkunden und Schöppenbücher bis in das letzte Viertel des 14. Jahrhunderts niederdeutsch geschrieben [3]), womit freilich noch nicht bewiesen ist, daß alles Gebiet zwischen Halle und der heutigen Sprachgrenze niederdeutsch war. Der große Verlust des niederdeutschen Sprachgebietes in der Provinz Brandenburg ist hervorgehoben und auch in großen Zügen von Haushalter (a. a. O.) kartographisch dargestellt worden.

In der Frage, ob die alten Gau- und Diözesengrenzen mitbestimmend bei der Sprachgrenze gewirkt haben, besteht Meinungsverschiedenheit. Eine Einzeichnung derselben, verbunden mit den, größtenteils noch erst zu ermittelnden ehemaligen Sprachgrenzen, würde hier Klarheit verschaffen und wohl zu dem Ergebnis führen, daß eine Verallgemeinerung hier nicht am Platze ist, sondern daß dieselben hier von Einfluß waren, dort aber nicht bestimmend wirkten.

Haushalter verwirft das Zusammenfallen der Gau- und Sprachgrenzen. Allein Wernecke (a. a. O.) bringt dafür schlagende Beispiele bei. Und selbst **innerhalb** der niederdeutschen Sprache weist die scharfe Abgrenzung der Gebiete, in welchen einerseits mi und di, anderseits mik und dik (mek und dek) gesprochen wird, auf ein Zusammenfallen von Gau- und Dialektgrenzen hin, wie dieses W. Seelmann und H. Babucke gezeigt haben [4]).

---

[1]) Im Jahre 1885 verlangte in einer Preisaufgabe die Jablonowskische Gesellschaft zu Leipzig eine Darstellung der geschichtlichen Entwickelung der Grenze zwischen dem hochdeutschen und niederdeutschen Sprachgebiete östlich der Elbe. Haushalters erwähnte Arbeit wurde von derselben mit einem Accessit ausgezeichnet.

[2]) Fr. Hülße, Über das Zurücktreten des Niederdeutschen in Magdeburg. Geschichtsblätter für Stadt und Land. Magdeburg 1878, 150.

[3]) Vergl. die belangreiche Abhandlung von Rich. Löwe: die Dialektmischung im Magdeburgischen Gebiete. Jahrbuch des Ver. für niederdeutsche Sprachforschung 1888.

[4]) Jahrbuch des Vereins für niederdeutsche Sprachforschung 1881, 71.

Wegweiser zum Nordpol.

Es handelt sich hier um eine Hose und um ein Wurfbrett.

Als in den sechziger Jahren August Petermann seine rege Wirksamkeit für die Aussendung einer deutschen Nordpolexpedition eröffnete, zeichnete er auch verschiedene Karten, welche in verlockender Weise die Wege zeigten, auf denen der Nordpol erreicht werden könne. Rote Pfeile gaben die Richtung an, in der die Forschungsschiffe vordringen sollten. Da waren das ostgrönländische Meer und die Spitzbergensee, der Smithsund und die Beringstraße mit solchen nach Norden weisenden Pfeilen geziert. Die Vorteile und Nachteile eines jeden Weges wurden sorgfältig abgewogen und das ostgrönländische Meer schließlich als die beste Route bezeichnet.

Von den Expeditionen, die im Eismeere zwischen Grönland und Sibirien nach Norden vordrangen, gelangte die zweite deutsche unter Koldewey 1870 mit Schlitten bis 77° n. Br. und die zweite österreichische unter Payer 1874 bis 82° 5′, während schon 1827 Parry mit Booten und Schlitten eine Höhe von 82° 45′ erreicht hatte. Der Pol wurde auf diesem Wege nicht erreicht.

Fast noch zahlreicher waren die Expeditionen, die durch den Smithsund im Westen Grönlands dem Nordpole zustrebten und die 1818 mit John Roß in einem Segelschiffe begannen. Dieser gelangte bis 77°, während unter seinen Nachfolgern Nares (Markham) im Jahre 1876 die höchste Breite 83° 20′ erreichte. Es blieb also auch im Norden des Smithsundes noch eine bedeutende Lücke bis zum Nordpol auszufüllen.

Die dritte Pforte zum Nordpol soll durch die Beringstraße führen. Zwar sind schon oft Fang- und Expeditionsschiffe nördlich von derselben vorgedrungen, doch den ausgesprochenen Zweck, von hieraus zum Nordpol zu gelangen, hat bisher nur das amerikanische Schiff „Jeanette" gehabt, welches 1879 Kalifornien verließ, um dem damals verschollenen Nordenskiöld im sibirischen Eismeere Hilfe zu bringen; dann aber, auf dem Wege durch die Beringstraße, zum Nordpol vordringen sollte. Die „Jeanette" ist nach einem zweijährigen Eistreiben im Juni 1881 unter 77° 15′ bei den neusibirischen Inseln zu Grunde gegangen. Nur wenige von der Mannschaft vermochten sich nach der sibirischen Küste zu retten und so blieb auch diese Expedition ihrem angestrebten Ziele, dem Nordpol, fern.

Aber ein seltsames Überbleibsel derselben sollte einen Fingerzeig geben, daß die „Jeanette" sich auf dem richtigen Wege befunden hatte. Dieses ist wenigstens die Ansicht des Dr. **Frithjof Nansen**, welcher durch seine kühne und erfolgreiche Durchquerung Grönlands sich Geltung als Kenner der nordpolaren Verhältnisse erworben hat.

Drei Jahre nach dem Untergange der „Jeanette" trieb nämlich an der grönländischen **Westküste** bei Julianehaab eine Eisscholle an, auf der sich festgefroren eine gelte **Matrosenhose** befand und diese Hose war gezeichnet mit dem Namen eines Matrosen der „Jeanette". Wie war sie nun dorthin getrieben? Wenn der Leser auf eine Nordpolarkarte schaut, so wird er, unter Berücksichtigung der herrschenden Strömungen, finden, daß hier drei Wege in Betracht kommen.

1. Sie hat den weiten Weg nach Westen genommen, im Norden von Sibirien, zwischen Nowaja Semlja und Franz-Josefs-Land durch, südlich von Spitzbergen nach der grönländischen Ostküste hin und entlang dieser mit der dort herrschenden Strömung nach Süden, um das Kap Farewell herum. Indessen von einer nach Westen gehenden Strömung im sibirischen Eismeere ist, soviel wir wissen, nichts bekannt und die ungeheure Ausdehnung läßt diesen Weg auch außer Betracht bleiben.

2. Die Hose ist vom Untergangspunkte der „Jeanette" unmittelbar nach Norden getrieben worden, durch gänzlich unbekannte Regionen bis zum Smithsunde und durch diesen nach Süden an die Westküste Grönlands bis zu dem nahe dem Südende liegenden Julianehaab. Dieser Weg, der nach dem Blicke auf die Karte sehr einfach erscheint, ist aber um deswillen nicht möglich gewesen, da die kalten, von Norden kommenden Strömungen nach dem arktischen Gebiete Amerikas hinführen, wo die Hose also angetrieben sein müßte. Dagegen fließt an Grönlands Westküste eine warme Strömung von Süden nach Norden, also entgegen der angenommenen Richtung, aus welcher die Hose gekommen sein soll.

3. Die Hose hat zunächst den eben angegebenen Weg durch die unbekannte Region über den Nordpol oder dicht an diesem vorbei genommen, ist alsdann aber an die Ostküste Grönlands geraten, und an dieser südlich mit der dort herrschenden bekannten Strömung um das Kap Farewell herum und von da mit der warmen Strömung nach Julianehaab geschwommen.

Diese letztere Route, unmittelbar über den Pol hinweg, hält Herr Dr. Nansen für die wirklich von der Hose zurückgelegte und hierauf gründet er einen Plan, durch die Beringstraße und das unerforschte Gebiet zum Nordpol vorzudringen.

Indessen die Hose ist nicht das einzige Beweismaterial für das Vorhandensein eines offenen Meeres und einer Strömung am Nordpol geblieben. Sie hat in einem **Wurfbrett** einen Genossen von vieler Beweiskraft erhalten. In der norwegischen Zeitschrift „Naturen" (X, Nr. 11, S. 176) erschien die Notiz, daß unter dem Treibholz, welches in Godthaab an der grönländischen Westküste angeschwemmt sei, sich auch ein Wurfbrett oder Harpunenwerfer befunden habe, welches seiner Form nach in Grönland unbekannt sei, aber mit den Wurfhölzern Alaskas übereinstimme.

Es zeigt sich in diesem Falle recht deutlich, von wie großem Werte für die Wissenschaft ein unscheinbar ethnographischer Gegenstand sein kann, der durch seine Gestalt gut charakterisiert ist. Das Wurfbrett, Wurfholz, Pfeil- oder Lanzenschießer, Harpunenwerfer, ist ein Instrument, welches dazu dient, die Lanze oder den Pfeil aufzulegen und diese in eine bestimmte Ebene zu bringen, in welcher man sie schleudern will. Die Verbreitung des Gerätes ist eine eigentümliche. Es kommt vor in Australien, in Neu-Guinea, auf den Pelau-Inseln, Marianen und bei den Giliaken Sachalins. Dann wieder bei den Eskimos; es fehlt bei den nordamerikanischen Indianern, die es vielleicht früher kannten, ist in einigen Gegenden Mexikos und Mittelamerikas bekannt und endlich bei den Indianern Südamerikas [1]).

John Murdoch in Washington hat nun das 1886 von Dr. Rink bei Godthaab gefundene Exemplar eines Harpunenwerfers näher untersucht und gefunden, daß es mit den auf der Kaviak-Halbinsel, am Norton-Sund und im Yukondelta Alaskas gebrauchten Wurfhölzern, namentlich mit den ersteren, völlig übereinstimmt. (American Antropologist III, 233.) Diese Form ist aber eine so bezeichnende, daß sie mit derjenigen der Wurfhölzer aus andern Gegenden, namentlich nicht mit der ostgrönländischen, verwechselt werden kann. Auch Adrian Jacobsen, der die Eskimos von Alaska, Grönland und Labrador genau kennt und unter ihnen ethnographische Gegenstände sammelte, erklärt, daß das Stück aus Alaska stamme.

[1]) Über dieses ethnographisch wichtige Gerät schrieben: Uhle, Über die Wurfhölzer der Indianer Amerikas. Mitt. d. Anthropol. Ges. in Wien XVII, 107 u. Tafel 4. — Mason, Throwing-sticks in the National Museum. Smithsonian Report, 1884, II. 279, mit Abbildungen. — Bahnson, Über südamerikanische Wurfhölzer. Internationales Archiv für Ethnographie II, 217 u. Tafel 13, Fig. 1 bis 4, und Seler, daselbst III, 137. — Virchow in Verhandl. Berl. Anthr. Ges. 1880, S. 269.

Von Alaska aus muß aber der Harpunenwerfer, um nach Godthaab an Grönlands Westküste zu gelangen, denselben Weg über den Nordpol gemacht haben, wie die Matrosenhose von der „Jeanette"; es ist dieses Holz daher ein neuer Beweis für eine von der Beringstraße durch die unbekannte Region am Nordpol führende Strömung, für offenes Meer an demselben und somit auch für die Möglichkeit, auf diesem Wege das längst ersehnte Ziel zu erreichen. A.

Littledales Reise über den Pamir nach Kaschmir.

(Sommer 1890.)

Eine auch in geographischer Beziehung interessante Reise über den Pamir und Hindukusch nach Kaschmir, die eigentlich der Aufsuchung des Bergschafes (Ovis Poli) in jenen Gegenden galt, vollführte jüngst der Engländer Littledale mit seiner Frau; letztere ist somit die erste Europäerin, die den Hindukusch überschritt. Die Reise begann im Mai 1890 in Osch, wo die Karawane ausgerüstet wurde.

Der Weg führte zunächst den Gultschafluß entlang, und da der Terek-Paß durch Schnee gesperrt war, über den Taldyk-Paß, 3650 m, an den Kisil-su und sodann über den Kisil-art-Paß, 4400 m, wo kein Schnee mehr angetroffen wurde, nach dem Ostufer des Kara-kul. Von hier aus wurde über den Tujuk-Paß die Wasserscheide zwischen Kara-kul und Murgab (Ak-su) erreicht. Die Gesellschaft wandte sich dann über den Nesa-tasch-Paß, 4300 m, nach dem Alitschur Pamir und erreichte Tschatar-tasch oder das „Steinhaus". Von hier aus wurde versucht, über den 5000 m hohen Baschgumbas-Paß zu gelangen. Da dies aber des Schnees wegen nicht möglich war, so zog man den Alitschur-Fluß entlang, bis man den Jeschil-kul in der Ferne erblickte und kam über den Kargosch-Paß, 4400 m, an den Pamirfluß, der sich bei Kila-Pandschah in Afghanistan in den Wachanfluß ergießt. Nun ging es ostwärts nach dem Victoria-See (gr. Pamir-See) und einem kleineren See (Kurkuntei-See? d. R.), die beide, obwohl schon spät im Juni, zu drei Viertel gefroren waren. Hier auf dem gr. Pamir sah Littledale einige Exemplare von Ovis Poli, konnte aber keines erbeuten, was ihm erst auf einem kurzen Abstecher nach dem Kudschigit-Paß gelang. Littledale zog nun den Andaminfluß aufwärts und über den Paß gleichen Namens, 4700 m, nach dem kleinen Pamir und am Wachan abwärts nach Sarhad, wo er am 12. Juli eintraf.

Hier befand er sich auf afghanischem Gebiete und sollte dessen auch bald gewahr werden. Auf der Jagd nach Steinböcken (Ibex) begriffen, bemerkte er 10 Meilen von Sarhad eine Gruppe Bewaffneter, die er anfänglich für kandschutische Sklavenjäger hielt und schickte sich an, ihnen einen warmen Empfang zu bereiten; allein es stellte sich bald heraus, daß es Kundschafter waren, die von Sarhad geschickt wurden, um die Reisenden zu beobachten. Der kommandierende afghanische Offizier war freundlich und sorgte für Schafe und andre Lebensmittel, allein er verlangte Verhaltungsmaßregeln von Faisabad, der Hauptstadt von Badachschan, und bald darauf erschien der Gouverneur von Kila-Pandschah und nach ihm derjenige von Wachan auf der Bildfläche. Die Anwesenheit einer Dame überzeugte jedoch allem Anschein nach die Afghanen, daß die Gesellschaft nicht zur Spionage ausgesandt war, und nach einem Aufenthalt von 10 Tagen waren die Vorbereitungen zur Überschreitung des Hindukusch getroffen. Nachdem der Wachan und der Mastugfluß überschritten, erreichten die Reisenden über den Baroghil und Darkot-Paß glücklich am 28. Juli Jasin und am 8. August Gilgit, lebhaft begrüßt vom britischen Agenten Lieutenant Man-

ners-Smith. Langsam zogen sie nun nach Srinagar und von da nach Simla, von wo im Spätherbst die Heimreise angetreten wurde. (Nach dem Allahabad Pioneer, 2. Nov. 1890.) E. M.

Blanford über die Entstehung tropischer Cyklone.

H. F. Blanford bringt in „Nature“ (27. Nov. 1890) einen sehr belangreichen Beitrag über die Entstehung der tropischen Cyklone. Er ist der Ansicht, daß die Hannsche Cyclon-Theorie auf die Wirbelstürme von Bengalen keine Anwendung finden könne. Früher glaubte man allgemein, daß die Cyclonen (um Barometerminima) und die Anticyclonen (um Barometermaxima) sowohl in den Tropen wie in der gemäßigten Zone durch Erwärmung und Aufsteigen (Cyklon), und Abkühlung und Herabsinken (Anticyklon) der Luft in der Mitte des Wirbelsturms veranlaßt würden. Aber Hanns Untersuchungen über die Temperatur und den Luftdruck hochgelegener Stationen haben diese Annahme sehr unwahrscheinlich gemacht. Hann betrachtet die Wirbelstürme, speziell der gemäßigten Zone, als integrierende Bestandteile der allgemeinen polar-tropischen (Passat) und tropisch-polaren (Antipassat) Zirkulation der Atmosphäre. Der hochwehende Antipassat muß auf seinem Wege nach den Polen konzentrischen Bahnen folgen. Diese Konzentrizität der Bewegung verursacht seitlichen Druck, weil um so weniger Platz für die Luft vorhanden ist, je mehr sie sich vom Äquator entfernt. Die offenbare Folge dieses seitlichen Druckes in den antipassatischen Luftmassen ist ein Ausweichen derselben nach oben und nach unten. Das Ausweichen der Luft nach unten veranlaßt die Barometerschwankungen und Wirbelstürme der gemäßigten Zone, wobei Temperatur und Feuchtigkeit der Luft nur eine nebensächliche Rolle spielen.

Blanford scheint nicht abgeneigt, diese Ursache für die Wirbelstürme der gemäßigten Zone gelten zu lassen, er meint aber, daß für die Wirbelstürme der Tropen deshalb eine andre Ursache gesucht werden müsse, weil hier der Seitendruck der antipassatischen Luftmassen ein ganz minimaler sei, und trotzdem ganz gewaltige Wirbelstürme zu Stande kommen. Um der wahren Ursache der tropischen Wirbelstürme auf den Grund zu kommen, unterwirft Blanford die Stürme von Bengalen einer eingehenden Untersuchung. Diese Stürme entstehen über der Bai von Bengalen zwischen 8. und 18. Grad nördl. Br. Nur ganz ausnahmsweise bilden sie sich über dem benachbarten Lande. Mit dem Wechsel der Jahreszeiten wandert der Sturmherd von Süd nach Nord und zurück. Die Barometerstände sind während der Entstehung des Sturmes im Herde und außerhalb desselben nicht wesentlich verschieden. Stets liegt der Sturmherd an der nördlichen Grenze des Südmonsun.

Im Sturmherd ist die Temperatur zwei Grad höher wie in der Umgebung. Dies bedingt ein Emporsteigen der Luft mit $^1/_{300}$ der Acceleration der Schwere. Einige Tage vor Ausbruch des Sturmes ist das Wetter im Sturmherdgebiete unbeständig, Regenschauer und Windstöße werden häufiger und heftiger. Diese führt Blanford darauf zurück, daß die warme Luft mehr oder weniger stoßweise ansteigt. Jeder solche Stoß wäre dann Ursache eines Regenschauers. Endlich bemächtigt sich der ganzen Luftmasse über dem Herde die Bewegung nach aufwärts und der Cyklon ist fertig. Unter den Gründen, welche Blanford für die Richtigkeit seiner Anschauung anführt, verdient besonders die Thatsache Beachtung, daß die großen Wirbelstürme von Bengalen durch verhältnismäßig niedrige Bergketten aufgehalten werden, was nicht der Fall sein könnte, wann ihr Herd in den hohen antipassatischen Luftmassen läge.

Die Stürme des nördlichen Indiens entstehen nicht auf dieselbe Weise wie die bengalischen Cyklone. Sie mögen wohl, so meint Blanford, der Hannschen Theorie gemäß zu Stande kommen. v. L.

Dana über die Vulkane Hawaiis.

Es ist gerade ein halbes Jahrhundert darüber verflossen, seit James Dana, damals ein junger Naturforscher in der Forschungsexpedition von Kapitän Wilkes, zuerst seinen Fuß auf den Boden der Sandwichinseln setzte. Bis zu jener Zeit war wissenschaftlich nicht über die wunderbaren Vulkane Hawaiis geschrieben worden und Danas Bericht im geologischen Teile des großen Reisewerks von Wilkes (United States Exploring Expedition) besaß einen besondern Wert. Seitdem sind 41 Jahre vergangen, die Lehre von den Vulkanen hat Fortschritte gemacht, ist großen Änderungen unterworfen gewesen und aus diesem Grunde beschloß der für seine Wissenschaft begeisterte Greis, nochmals die Stätte seiner Jugendwirksamkeit aufzusuchen. Im Jahre 1887 betrat er abermals den Boden Hawaiis, nachdem er eine Reise von 10000 englischen Meilen zurückgelegt, und die Frucht dieser Reise ist ein Werk, welches den Titel führt: Characteristics of Volcanoes. With contributions of facts and principles from the Hawaiian Islands. (London, Sampson Low, 1890.) Es ist ein Zeichen der geistigen Frische des betagten Gelehrten, der mit vollstem Eifer den dunkeln Problemen des Vulkanismus zu Leibe geht.

Die beiden gewaltigen Mittelpunkte der vulkanischen Thätigkeit Hawaiis, der Mauna Loa und der Kilauea, liegen nahe bei einander auf einer großen Bergerhebung. In ihrer eruptiven Thätigkeit verhalten sich diese beiden vulkanischen Nachbarn einander gegenüber ganz unabhängig, und da der Mauna Loa (13760 feet) fast 10000 Fuß höher als der Kilauea (3970 feet) liegt, so scheint die Annahme, daß die Foci beider unabhängig voneinander sind, gut begründet. Dieses ist auch die von verschiedenen Autoren vertretene und bisher gültige Ansicht. Professor Dana ist aber stets für die Abhängigkeit beider voneinander eingetreten, indem er den Kilauea nur als ein Anhängsel des Mauna Loa ansieht, eine Ansicht, die durch die neuen petrographischen Untersuchungen seines Sohnes, Prof. E. S. Dana, wesentliche Stützen erhält. Dieser hat gefunden, daß die Laven beider Krater in ihren Bestandteilen sich so gleich sind, daß sie ihren Ursprung aus der gleichen Quelle haben müssen.

Die Hawaiischen Laven gehören zur typischen Basaltklasse und sind deshalb sehr leicht schmelzbar. Es ist eine häufige Anschauung, daß die Schmelzbarkeit der Gesteine mit ihrer Basizität in bestimmtem Zusammenhange stehe; allein Dana erinnert daran, daß Anorthit, der basischste aller Feldspate, weit leichter schmilzt als der Orthoklas, das sauerste Mineral dieser Gruppe, während Olivin, der ultra-basische Bestandteil der Laven, geradezu unschmelzbar ist. Die Basalte Hawaiis schmelzen sehr leicht, nicht aber weil sie basisch sind, sondern weil ihre Hauptbestandteile, Labradorit und Augit, leicht schmelzen. Wahrscheinlich genügt eine Temperatur von 2000° F., um sie flüssig zu machen, und diese Temperatur ist unter den Kratern Hawaiis vorhanden. Die Laven, ferne davon zähe oder pastös zu sein, wie dies bei trachytischen Laven oft der Fall, sind völlig beweglich und fließen mit großer Schnelligkeit, sie kommen daher unter einem sehr stumpfen Winkel zur Ruhe; die durchschnittlichen Abhänge der Hawaiischen Lavafluten haben nur zehn Grade. Die vergleichsweise Flachheit ist daher ein kennzeichnender Zug des Profils dieser Berge, gegenüber der sonst meist sehr steilen Kegelform der Vulkane. Auch der Krater ist eigentümlich, er hat die Form eines ungeheuren breiten Schlundes mit

senkrechten Wänden von geschichteter Lava, doch nicht umgeben von einem Endkegel. Man hat daher diese Art Krater auch als Caldera bezeichnet. Die Oberfläche der Lava am Grunde des Kraterschlundes bildet, wenn sie zu einer Fläche erhärtet ist, eine weite Ebene, in der hier und da glühende Lavatümpel stehen, ungeheuren Bädern von geschmolzenem rotglühenden Metall vergleichbar. Diese Flüssigkeit ist von einer ungewöhnlichen Beweglichkeit, denn wirft man etwas hinein, so spritzt sie in einem feurigen Regen empor, den man als ein „Netzwerk von Blitzen" geschildert hat. Zur Zeit der eruptiven Thätigkeit werden solche Strahlen viele 100 Yards hoch emporgeschleudert. Doch die Eruptionen sind gewöhnlich so harmlos, daß der Beobachter, ohne jede Gefahr zu laufen, dicht am Rande des Kraters die erleuchteten Fontänen und ungeheuren Dampfsäulen beobachten kann, die den feurigen Wogen entsteigen. Erscheinungen, die anderwärts mit Grausen betrachtet werden, sieht man hier wie ein Schauspiel an; die Eingeborenen stehen dabei, wie wir bei einem Feuerwerke. Wenn die eingeschlossenen Kräfte Erleichterung durch den ruhigen Erguß der Lava finden, so sinkt die durch den Verlust von Stoff unterhöhlte Flur des Kraters allmählich, scheinbar einer sinkenden Säule von Lava folgend, bis endlich der harte Boden des Schlundes kein Zeichen vulkanischer Thätigkeit mehr aufweist, ausgenommen die flockigen Dämpfe, die massig aus den Klüften und Spalten aufsteigen.

Die Eingeborenen unterscheiden mit den Namen pahoehoe und aa zwei Arten von Lavaströmen; die ersteren besitzen eine glatte Oberfläche, obgleich die Lava selbst gerunzelt und gefaltet ist, während die letzteren aus getrennten Massen von unregelmäßiger Größe und Gestalt in großer Verwirrung aufgehäuft ist. Von Interesse ist das Vorkommen großer Höhlen in den Lavaflüssen, deren Wände und Decken zuweilen reich mit vulkanischen Stalaktiten, schlank wie Pfeifenrohre, doch merkwürdig ineinander verwickelt, bedeckt sind, während der Boden vulkanische Stalagmiten zeigt. Es scheint, als ob diese Stalaktiten nicht, wie man leicht annimmt, durch herabtropfende zähflüssige Lava gebildet, sondern durch eine sekundäre Thätigkeit entstanden sind, welche Dana als „Wiederkristallisierung des Basalts" bezeichnet, d. h. die mineralischen Bestandteile der basaltischen Lava sind wieder kristallisiert, so daß die Stalaktiten Kristalle von Augit, Labradorit und Magnetit aufweisen. Prof. Dana der Jüngere giebt eine wertvolle Beschreibung dieser Bildungen, die er auf die Wirkungen von Solfatoren zurückführt, wobei die Lava unter dem Einflusse überhitzter Dämpfe einer Auflösung zugeführt wurde, welche den sie konstituierenden Mineralien gestattete, aufs neue zu kristallisieren.

Die Sterblichkeit der französischen Soldaten in den Kolonieen.

Über diesen Gegenstand hat der französische Arzt Dr. Gustav Lagneau der Académie de médecine in Paris eine statistische Studie vorgelegt, welche einmal einen sehr großen Unterschied in bezug auf die Sterblichkeit der Soldaten in den Kolonieen Fankreichs zeigt, andererseits aber auch eine Verminderung der Sterblichkeit in übel verrufenen Gegenden erkennen läßt.

Die gewöhnliche jährliche Sterblichkeit unter den jungen Leuten von 20 bis zu 30 Jahren in Frankreich ist 8 bis 10 auf 1000. Trotzdem nun nur Gesunde zum Militär genommen werden, ist bei diesem die Sterblichkeit in der Heimat schon größer als der Durchschnitt, denn sie beträgt 9 bis 11 von 1000, was Lagneau namentlich der Überfüllung der Kasernen zuschreibt.

Die Reihe der Kolonieen beginnt Lagneau mit Algerien, wo sich im Laufe der Jahre eine gewaltige Verbesserung in den Gesundheitszuständen der Armee gezeigt hat; denn bald nach der Eroberung, in den Jahren 1837 bis 1848, betrug die Sterblichkeit der Soldaten noch 77 von 1000, während sie jetzt fast den normalen Stand des Mutterlandes, nämlich 11 bis 12 von 1000 erreicht hat. Etwas Ähnliches, nur viel rascher, zeigt sich in Tunis, wo im Jahre 1881 noch 61 von 1000 starben und jetzt nur noch 12.

In den Südseebesitzungen Frankreichs sind die Gesundheitsverhältnisse des Militärs äußerst günstige, denn sowohl in Tahiti als Neu-Kaledonien beträgt die jährliche Sterblichkeit desselben nur 8 bis 9 von 1000.

Wiewohl die Sterblichkeit auf den französischen Antillen sich sehr vermindert hat — sie betrug in den Jahren 1819 bis 1855 noch 91 von 1000, also ein Elftel — ist dieselbe dort heute doch immer noch doppelt so groß wie in Frankreich, und wenn das gelbe Fieber auftritt, erhöht sie sich noch wesentlich.

Wiewohl die Sterblichkeit unter den Soldaten in Französisch-Guiana (Cayenne) weit geringer ist, als unter den ackerbautreibenden Ansiedlern, ist sie doch noch eine sehr große, namentlich wenn das gelbe Fieber herrscht. Sie ist im Jahre 1855 auf 237 von 1000 gestiegen, so daß mehr als der vierte daran starb.

Ungünstig ist auch die Sterblichkeit in der französischen Kolonie Ostindiens, in Pondichery, sie beträgt dort 37 von 1000.

In Kochinchina war die Sterblichkeit in der ersten Zeit nach der Besitzergreifung eine hohe, nämlich 115 von 1000 (1861), also ein Neuntel der Mannschaft. Seitdem aber haben sich die Verhältnisse allmählich gebessert und gegenwärtig ist dieselbe etwa doppelt so groß wie im Mutterlande. Doch ist auch diese Zahl trügerisch, denn es läßt sich in Kochinchina überhaupt die Sterblichkeit der Truppen während ihres Aufenthalts in der Kolonie nicht genau bestimmen, weil sehr viele Kranke von dort in die Heimat zurückgeschickt werden, die dort dann später sterben.

Tonkin würde wohl gesunder in bezug auf die Truppen erscheinen, wäre deren Zahl dort gegenüber den auferlegten Anstrengungen nicht zu gering; so betrug in den Jahren 1881 bis 1885 die Sterblichkeit noch immer 40 von 1000 und sie stieg im Cholerajahr 1885 sogar auf 96 von 1000.

Die Insel Réunion im Indischen Ozean zeigt an und für sich nicht gerade ungünstige Sterblichkeitsverhältnisse; da jedoch die Kranken von Madagaskar und dessen Nachbarinseln in die Spitäler von Réunion übergeführt werden, so steigerte sich die gewöhnliche Sterblichkeit von 29 oder 30 auf 1000 bis zu 70 und 113 auf 1000 in Jahren, wo auf Madagaskar Feldzüge geführt wurden.

Unter den ungesunden Kolonieen Frankreichs ist Senegambien die fürchterlichste. Die mittlere Sterblichkeit, 148 auf 1000 in den Jahren 1832 bis 1837, hat sich gegenwärtig auf 73 von 1000 vermindert, was aber namentlich dem kürzeren Aufenthalt der Truppen und der schnellen Rückbeförderung der Kranken in die Heimat zuzuschreiben ist, wo sie trotzdem noch häufig sterben oder siech bleiben. In diesen westafrikanischen Kolonieen rafft das gelbe Fieber zuweilen die Hälfte der Europäer hin; in den Jahren 1830, 1859 und 1878 starben je 573, 610 und 526 von 1000 Europäern.

Um die Krankheiten und die Sterblichkeit der Truppen zu verringern, verkürzt man häufig ihren Aufenthalt in den ungesunden Kolonieen und schickt sie in Gesundheitsstationen von mehr oder weniger hoher Lage, auf Inseln, die unter dem Einflusse der Meereswinde eine gesundere Luft besitzen; auch ist die Rückbeförderung der Erkrankten in die Heimat überall eingeführt. Trotz alledem muß man mehr und mehr

zum Ersatz durch eingeborene Truppen greifen, welche acclimatisiert sind, gegenüber den Europäern, deren Acclimatisierung schwierig ist.

Während die britische Regierung statistische Nachrichten über die Sterblichkeit der Truppen in den Kolonieen veröffentlicht, ist dieses bei Frankreich nicht der Fall. Dr. Lagneau hat daher seine Data aus ärztlichen Einzelschriften, aus Berichten über Feldzüge u. s. w. zusammentragen müssen. Die französische Regierung beharrt darauf, keine Statistik der Truppensterblichkeit in den Kolonieen zu veröffentlichen. (Bulletins de la société d'Anthropologie, 1889, 157—161.)

Der Tschinuk Jargon.

An verschiedenen Punkten unsrer Erde hat sich aus dem Verkehrsbedürfnisse heraus eine ganze Reihe von Handelssprachen gebildet, die zum Teil nur rohe Mischungen verschiedener Idiome sind, aber für den praktischen Gebrauch genügen. Es gehören dahin z. B. das bekannte Pitschen-Englisch in China, das seinen Namen von der chinesischen Aussprache des englischen Wortes business, Geschäft, erhalten hat. An der westafrikanischen Küste hat sich ein Neger-Englisch im Handel entwickelt, in den Häfen an den Küsten des Karibischen Meeres redet man das Papiamento, ein Gemisch von barbarisch zugestutztem Englisch, Französisch, Holländisch und Kreolisch u. s. w.

Eine andre Sprache dieser Art, die Oregon Handelssprache oder Tschinuk Jargon ist jetzt von einem amerikanischen Sprachforscher, Horatio Hale, wissenschaftlich behandelt worden. Sein Werk führt den Titel: The Oregon Trade Language or „Chinook Jargon". (London, Whittaker and Co. 1890.) Es giebt uns einen klaren Einblick in dieses merkwürdige Kauderwelsch, das, zur Befriedigung eines Bedürfnisses erfunden, bereits eine kleine Geschichte hat. Der Indianerstamm der Tschinuk, nach dem es benannt ist, sitzt am unteren Laufe des in den Stillen Ozean mündenden Kolumbiaflusses bis zu den sogenannten Dalles oder Wasserfällen, die stets als ein Zusammenkunftsort der Küstenstämme und der Indianer des Innern zu Handelszwecken galten. Die Stämme, welche hier zusammentrafen, redeten sehr verschiedene Sprachen, über welche aber das Tschinuk, als jene des handelstüchtigsten Stammes, eine Art Übergewicht erhielt. Noch mehr wurde dieses der Fall, als die Weißen ihren Verkehr bis an den Nutkasund erstreckten und hier mit den Tschinuk in Handelsverkehr traten, den sie später den Kolumbia aufwärts ausdehnten. Im Jahre 1811 gründete J. J. Astor aus Walldorf bei Heidelberg den Ort Astoria an der Kolumbiamündung behufs des Pelzhandels und damit erhielt für den Verkehr nach dem Innern das Tschinuk erneute Bedeutung. Tschinuk war den Europäern an der Küste am geläufigsten und auch die Stämme im Innern verstanden es; so wurde es die vermittelnde Sprache und die Grundlage des sich allmählich ausbildenden Handelsjargons.

Nach den Untersuchungen, die Hale angestellt hat, ist das im Handel gebrauchte Wörterbuch dieser Sprache ein keineswegs reiches. Sie kommt im ganzen mit 252 Wörtern aus und diese genügen, um den Handel zu treiben und den Verkehr mit den Eingeborenen zu unterhalten. Diese geringe Wörterzahl darf nicht auffallen, wenn man sich daran erinnert, daß, wie Max Müller berichtet, englische Taglöhner auf dem Lande noch nicht 300 Wörter in ihrem Wörterbuche haben; der gebildete Engländer gebraucht nur 3000 Wörter. Von jenen 252 Wörtern des Jargons gehören 111 dem Tschinuk an, 18 dem Nutka, 41 sind englisch, 34 französisch, 10 sind klangnachahmend (onomatopöia) und der Rest ist zweifelhaften Ursprungs. Zur Kennzeichnung der Verunstaltung der nichtindianischen Wörter geben wir hier einige Proben. Aus dem Englischen wurde gebildet: Bostun, Amerikaner, nach der Stadt Boston. Hakatschum, handkerchief, Taschentuch. Kol, cold, kalt. Lum, Rum. Oluman, old man, alter Mann. Sno, snow, Schnee. Tala, Doller. Aus dem Französischen sind gebildet: Kapo, capot, Rock. Labusch, la bouche, Mund. Lamestin, la médecine, der Arzt. Lamontai, la montagne, Gebirge. Pulati, poudre, Pulver. Mula, moulin, Mühle. Lebeskwi, le biscuit. Tonse, danser, tanzen. Siapot, chapeau, Hut. Sawasch, sauvage, Wilder. Onomatopöia sind folgende: tumwata, Wasserfall, hau hau hurra, rasch, he he, lachen, lip lip, finden, po, schießen, tik tik, Uhr.

Das so gebildete und langsam vermehrte Wörterbuch wurde mit wenigen grammatischen Regeln versehen und entsprach völlig seinem Zwecke. Es ist nun hundert Jahre alt und hat nicht nur im Handel, sondern auch zur (nominellen) Bekehrung der Indianer gedient. Auch einige Hymnen und Predigten in dieser Sprache teilt H. Hale mit, die an Einfachheit nichts zu wünschen übrig lassen.

Aus allen Erdteilen.

— „Repatriation" der westafrikanischen Neger. Im August 1890 hat der Gouverneur der britischen Kolonie Lagos am Guineabusen, Sir Alfred Moloney, eine Abordnung von Farbigen aus Brasilien und Havanna empfangen, die demselben einen eigentümlichen Wunsch vortrugen. Senhor Ferreia, Senhor Agosto Mendez, Senhor Da Costa, dieses waren die dunkelfarbigen Herren, deren Wiege in Brasilien und der Havanna stand, trugen dem genannten Gouverneur vor, daß ihre Brüder in der Neuen Welt den heißesten Wunsch hegten, wieder in ihr altes „Vaterland" Afrika zurückzukehren; allerdings sei dieser Wunsch stärker bei den Alten, die als Sklaven über den Ozean gekommen seien, als bei den drüben geborenen „Kreolen". Nur Armut verhindern die Leute, wieder ihr Vaterland aufzusuchen und der Gouverneur möge, im Interesse der britischen Besitzungen in Westafrika etwas dafür thun, diese Bewegung zu unterstützen. Sir Alfred verhielt sich gegenüber den farbigen Gentlemen entgegenkommend und versprach, für billige Überfahrtspreise auf dem zwischen Lagos und Brasilien verkehrenden Dampfer zu wirken. Der Handel könne dabei nur gewinnen und westafrikanische Neger könnten sich als Arbeitskräfte zeitweilig in die brasilianischen Plantagen verdingen, und dann mit ihren Ersparnissen heimkehren; mit ihren drüben erlangten Erfahrungen in dem Anbau von Kolonialpflanzen würden sie Lagos, das nur Palmöl hervorbringt, von Nutzen sein. So berichten englische Zeitungen.

Es ist höchst auffallend, daß plötzlich in den Millionen Negern Brasiliens und Westindiens ein platonisches Gefühl nach dem „Vaterlande" erwacht sein soll, daß sie, wie jener Freiligrathsche Neger, denken an den Niger, wo er gejagt den Löwen, den Tiger, daß sie, die heute zumeist spanisch und portugiesisch reden, wieder in einem Lande leben wollen, wo Negersprachen herrschen und wo ihrer gewiß soviel Arbeit wartet, wie in Brasilien. Ob solche nach Afrika zurückkehrende Neger ein Segen für das Land sind, erscheint fraglich, namentlich mit dem Beispiele Liberias vor Augen, das trotz aller

Beihilfe der Amerikaner nur als ein völlig mißglückter Versuch zu betrachten ist. Den größten Segen von einer vollständig durchgeführten Repatriation würden wohl die Vereinigten Staaten empfinden.

Wir hören soviel von hochgebildeten Negern in Amerika, die bis zu den höchsten Staatsämtern sich emporgeschwungen haben und hier und da von wissenschaftlichen oder künstlerischen Leistungen derselben. Bei der Erforschung des schwarzen Erdteils, die uns hier zunächst von Belang ist, haben die gebildeten Neger jedoch in nur verschwindendem Maße mitgewirkt, dieses Werk vielmehr den Weißen überlassen. Und doch könnten sie, leisteten sie, was man vorgiebt, gerade hier am ersten erfolgreich wirken; hier ließen sich ideale Gefühle, falls sie vorhanden, zuerst im Dienste der Wissenschaft und der Kultur Afrikas bethätigen. Was zu verzeichnen auf diesem Gebiete ist in der That sehr gering: Bischof Crowthers Wirksamkeit am Niger ist erwähnenswert; der liberianische Schwarze Anderson lehrte uns 1868 durch seinen Vorstoß nach Musardu das Hinterland jener Republik kennen und im Dienste der Franzosen in Senegambien und in der westlichen Sahara waren einige Farbige als Pionierreisende thätig.

— Niagarafälle. Die State Commissioners am Niagarafalle haben am 8. Dezember 1890 darüber berichtet, daß die Fälle seit ihrer ersten Aufnahme im Jahre 1742 bis jetzt 104 Fuß 6 Zoll (ungefähr 32 m) am Hufeisenfalle zurückgewichen sind. Die größte Zurückweichung beträgt 270 Fuß (82 m), die geringste (der Amerikan falls 10 m). Die Gesamtfläche, welche das Zurückweichen an den Amerikan falls einnimmt, beträgt 32 900 Quadratfuß, am Hufeisenfalle 275 400 Quadratfuß. (Nature).

— Die Kultivierung der übelberüchtigten Landes zwischen Bordeaux und Bayonne hat, seit sie 1860 in Angriff genommen wurde, große Fortschritte gemacht. An Stelle der öden Haiden, in denen typische Stelzenläufer umhergingen, und der ausgedehnten Sümpfe sieht man Kiefernwälder und Weingärten. Man hat dort entwässert, aufgeforstet, Brunnen gegraben und Straßen angelegt. Der Wert des Grund und Bodens ist auf das Zehnfache gestiegen und das „Departement des Landes", früher eines der ungesundesten in ganz Frankreich, gehört nun zu den gesunden. Die Zahl der Geburten überstieg im Jahre 1889 die der Sterbefälle um 1412. Hauptursache aller dieser Wirkungen ist die ausgedehnte Anpflanzung von Kiefern. Nicht nur ist dadurch die fremde Einfuhr von Nutzholz in Südwestfrankreich verdrängt worden, sondern die Landes führen auch Holz aus; das in den Kiefernwäldern gewonnene Terpentin wirft einen bedeutenden Ertrag ab. Wein wird seit 6 oder 7 Jahren aber nur in bestimmten Gegenden gebaut. Der ganze physikalische Charakter des Departements ist durch die Aufforstungen geändert worden; als kennzeichnendes Bild einer öden Haidelandschaft muß es nun aus unsern geographischen Lehrbüchern verschwinden.

— Der Versuch, Kamele als Lasttiere von Teneriffa aus in das deutsche Schutzgebiet von Südwestafrika einzuführen, ist von Herrn Dominiens unternommen worden. Die Anregung zu der Kamelzucht in Otjimbingué geht vom Hauptmann von François aus, welcher bereits ein Kamel probeweise dorthin brachte, wo es vortrefflich gedieh.

— Die Albanesen in Griechenland. Wiewohl die zweite Nationalität im Königreich Griechenland, die albanesische, von Seiten der Hellenen gern totgeschwiegen wird, dieselbe auch teilweise in der Hellenisierung begriffen ist, erscheint sie doch noch sehr stark vertreten: der elfte Mensch im Königreich ist ein Albanese. Über die Sitze und Verbreitung dieses eigentümlichen Volksstammes innerhalb Griechenlands sind wir jetzt durch den deutschen Geologen A. Philippson genügend unterrichtet worden. Auf seinen zwölfmonatlichen Reisen im Peloponnes (1887 bis 1889) zog er genaue Erkundigungen über die dortigen Albanesen ein, deren Anzahl er auf 90 000 (12,3 Proz. der Gesamtbevölkerung) gegenüber 640 000 Griechen (87,7 Proz.) angiebt. In Argolis machen die Albanesen sogar über die Hälfte (55,6 Proz.) der Einwohner aus; in Achaia 2,5 Proz., in Lakonien 7,6 Proz., in Messenia 5 Proz. (vergl. Philippsons Abhandlung in Petermanns Mitteilungen 1890, 33 nebst ethnographischer Karte 1 : 1 000 000).

Was das 1890 von Philippson besuchte Mittelgriechenland betrifft, so vermochte er hier die Sprachgrenze nicht so genau festzustellen wie im Peloponnes. Doch ist der ganze Osten, die größeren Städte ausgenommen, albanesisch, namentlich sind die Eparchien Attika, Megaris, Theben albanesich. Die Sprachgrenze verläuft von Martino nach Süden durch den Kopaissee und von da zur Bai von Aspra-spitia. Die Zahl der Albanesen in Mittelgriechenland beträgt 84 000 oder 18,6 Proz. der Gesamtbevölkerung. (Vergl. Zeitschr. der Ges. für Erdkunde zu Berlin XXV, 402.)

Zu den 90 000 Albanesen im Peloponnes und den 84 000 in Mittelgriechenland kommen noch 40 000 in Südeuböa u. s. w., 10 000 in Nordandros u. s. w., so daß Griechenland 224 000 Albanesen, 11,3 Proz. der Gesamtbevölkerung, zählt.

— Prähistorische trepanierte Schädel aus Dänemark. Prunières und nach ihm Broca haben die prähistorische Trepanation seit 1873 an Schädeln aus den Dolmen von Lozère nachgewiesen und die ausgeschnittenen Schädelteile als „Rondelle" bezeichnet; Broca führte auch den Nachweis, daß die Operation nicht eine posthume war, sondern zu Lebzeiten ausgeführt wurde. Man nimmt an, daß dieser Eingriff ausgeführt wurde, um dem bösen Geiste, von dem man den Kranken besessen wähnte, einen Ausweg aus dem Schädel zu öffnen. Seit der Entdeckung Prunières sind noch vielfach trepanierte Schädel aus neolithischer Zeit aufgefunden worden. Auch in Nordamerika wurden sie nachgewiesen, desgleichen in Peru (durch Squier aus Inkafriedhöfen), in Böhmen (durch Dudik und Wankel), bei Giebichenstein (durch Virchow) u. s. w.

Hierzu gesellen sich nun vier dänische vorgeschichtliche trepanierte Schädel, die S. Hansen in den Aarböger for nordisk Oldkyndighed 1889, S. 170 beschreibt. Der erste von der Insel Falster aus der Steinzeit hat eine 53 und 43 mm große Trepanationsöffnung; der zweite von der Insel Aerö hat ein 30 mm großes rundes Loch, der dritte aus einem Bronzezeitgrabe in der Gegend von Kopenhagen hat einen 9 und 12 cm großen Ausschnitt, also ein ganz bedeutendes Loch; der vierte stammt aus der Eisenzeit von der Insel Seeland. Wie die Beschaffenheit der Ränder zeigt, scheinen die Besitzer der ersten beiden Schädel die Operation längere Zeit überlebt zu haben, was bei jenen der beiden letzten nicht der Fall gewesen sein dürfte. Abgesehen von der oben angegebenen Erklärung — Hervorbringen einer Öffnung, aus der der Dämon entweichen konnte — nimmt Hansen auch nach dem Befunde an, daß die Trepanation zur Heilung eines Leidens diente, das durch Verletzung des Schädels (Hiebwunden) entstand. Zwei jener vier Schädel sprechen dafür.

— „Legenden, Fabeln und Gesänge aus Tschitral" ist der Titel einer Abhandlung in der Asiatic Quarterly Review, Januar 1891. Verfasser ist Seine Hoheit der Sirdar Nizam-el-Malk, der Radscha von Yasin. Dieses zentralasiatische Bergland im Nordwesten Vorderasiens zwischen den russischen und englischen Besitzungen ist gegenwärtig noch unabhängig; daß der regierende Fürst einen belangreichen folkloristischen Beitrag für eine englische Zeitschrift liefert, ist als Zeichen des dort wachsenden englischen Kultureinflusses aufzufassen.

Herausgeber: Dr. R. Andree in Heidelberg, Leopoldstraße 27.

Druck von Friedrich Vieweg und Sohn in Braunschweig.

Bd. LIX. Globus. Nr. 4.

Illustrierte Zeitschrift für Länder- und Völkerkunde.

Begründet 1862 von Karl Andree.

Herausgegeben von Richard Andree.

Druck und Verlag von Friedrich Vieweg & Sohn.

Braunschweig. Jährlich 2 Bände in 24 Nummern. Durch alle Buchhandlungen und Postanstalten zum Preise von 12 Mark für den Band zu beziehen. 1891.

Zur Volkskunde der Alpenländer.

Von Gustav Meyer. Graz.

I.

Goethe erzählt in seiner „Kampagne in Frankreich“ gelegentlich eines Besuches in der Galerie in Düsseldorf: „Einst hatten wir uns lange in dem Saale des Rubens und der vorzüglichsten Niederländer aufgehalten; als wir heraus traten, hing die Himmelfahrt von Guido gerade gegenüber; da rief einer begeistert aus: Ist es einem nicht zu Mute, als wenn man aus einer Schänke in gute Gesellschaft käme?“

Wen ein ähnliches Gefühl der Erleichterung ergreift, wenn er von der Lektüre einer Sammlung Volkslieder zu den Goldschnittbändchen unsrer Salonlyrik zurückkehrt, dem wollen wir seine Kreise nicht stören. Goethe hatte trotz seiner Begeisterung für italienische Kunst auch offenen Sinn für den Realismus der Niederländer und fand in ihren Studien, wie er sich ausdrückte, „Gewinn fürs ganze Leben“. Daß er auch für die Bedeutung der Volksdichtung tiefstes Verständnis hatte, ist bekannt genug. Heutzutage ist Kenntnis des Volksliedes und Liebe zu demselben nicht allzu häufig anzutreffen, wenigstens im größern Publikum. Für die wenigen, welche zu dieser Gemeinde gehören, werden die fünf Sammlungen, welche die bekannte Verlagsbuchhandlung von Liebeskind in Leipzig in allerliebsten Elzevir-Ausgaben vor kurzem veröffentlicht hat, eine freudig begrüßte Gabe sein [1]).

Die Gattung der Vierzeilen, der sogenannten Schnadahüpfeln, ist hier durch zwei Bändchen vorzugsweise reich vertreten. Sie regen zu mannigfachen Gedanken an, die schließlich weit über die Grenzen Tirols und der Alpenländer überhaupt hinaus führen. Das Hauptgebiet des Schnadahüpfels gehört dem bayrischen Sprachgebiete an. Bayrisch wird gesprochen in Ober- und Niederbayern, in der Oberpfalz, in Teilen von Ober- und Mittelfranken, im Egerlande und an den böhmischen Abhängen des Böhmerwaldes, ferner in Österreich ob und unter der Enns, in Salzburg, Tirol, Steiermark und Kärnten, endlich an der ungarischen Grenze. Hier ist diese vierzeilige Dichtungsart überall zu Hause, unter mannigfachen Namen immer ein und dieselbe, sei es nun, daß man sie Gsangln und Gstanzln nennt, wie in Niederösterreich, oder Plapperliedln, wie in Kärnten, oder Schnadahüpfeln, wie in Bayern, Tirol und Steiermark, oder schlechtweg Vierzeilige, wie im Egerlande. Von da greift diese Dichtungsart hinüber nach Westen in alemannisches Sprachgebiet; sie ist in Vorarlberg lebendig und unter verschiedenen Bezeichnungen in der deutschen Schweiz; wir treffen sie als Schelmenliedle in Schwaben an, und einzelne Strophen sind bis in das Elsaß verschleppt worden. Nach Norden zu ist sie im fränkischen Vogtlande vollständig eingebürgert; die Rundâs in der Sammlung von Dunger sind dutzendweise identisch mit vielen unsrer gangbarsten Schnadahüpfeln. Auch im Koburgischen sind sie als Schlumperliedeln noch lebendig; weiter hinauf, in Thüringen und Dessau, erscheinen sie als versprengtes Gut. Ebensowenig haben sie im österreichischen und preußischen Schlesien das volle Heimatsrecht erworben. Am merkwürdigsten ist ihr Vorkommen im äußersten Nordosten des deutschen Sprachgebietes, in der preußischen Provinz Preußen. In Ostpreußen ist z. B. folgendes echte und rechte Schnadahüpfl bekannt, das auch in den Alpenländern, in Schwaben, dem Sonnebergischen und dem Vogtlande in verschiedenen Varianten gesungen wird:

Vier Ochsen, drei Kälber,
Eine bucklige Kuh,
Das giebt mir mein Vater,
Wenn ich heiraten thu'.

[1]) Tiroler Schnadahüpfeln. Gesammelt und herausgegeben von R. H. Greinz und J. A. Kapferer. Leipzig 1889.
Tiroler Schnadahüpfeln. Zweite Folge. Gesammelt und herausgegeben von R. H. Greinz und J. A. Kapferer. Leipzig 1890.
Tiroler Volkslieder. Gesammelt und herausgegeben von R. H. Greinz und J. A. Kapferer. Leipzig 1889.
Grabschriften und Marterlen. Gesammelt und herausgegeben von L. von Hörmann. Leipzig 1890.
Haussprüche aus den Alpen. Gesammelt und herausgegeben von L. von Hörmann. Leipzig 1890.

In der Sammlung von Greinz-Kapferer lautet es (I, S. 99):

> An schwarzbraunan Ochs'n
> Und a tschetati Kua,
> Dö geit ma mei' Vota,
> Wenn i heirat'n thua!

Hier in Preußen können wir ungefähr erraten, woher und wie die Vierzeilen eingewandert sind. Wir dürfen sie ohne Zweifel an die schwäbische Kolonie in Westpreußen anknüpfen, welche Friedrich der Große dort angesiedelt hat. Gerade mit schwäbischen Schelmenliedchen decken sich einige der noch heute dort gesungenen Vierzeilen vollständig. Mit Tracht und Sitte, mit Glauben und Sprache, mit Sagen und Märchen ist auch das Schnadahüpfl mitgewandert aus der alten Heimat in die neue; aber während Tracht und Sitte vergessen werden, während die Mundart aufgeht in derjenigen der Umwohner, bleibt das Schnadahüpfl zäher, und wenn es auch nicht mehr in der üppigen Fülle wuchert, wie daheim, so entgehen doch einzelne Exemplare durch beständige Überlieferung von Geschlecht zu Geschlecht immer wieder der Vergessenheit. Es ist so anspruchslos und so liebenswürdig, daß es auch den Fremden sich wert zu machen versteht. Es wird in fremde Mundart übersetzt — das oben angeführte Liedchen von der buckligen Kuh ist in Pommerellen wie in Lippe auch plattdeutsch bekannt —, ja, es hat bei der Einfachheit seiner Form und der Faßlichkeit seiner Pointierung die erstaunlichste Fähigkeit, nach wenigen Mustern immer neue und neue Strophen erzeugen zu lassen.

Auch der lustigste und liebenswürdigste Wanderbursche wird heute nach seinem Paß gefragt. Unser Schnadahüpfl wandert seit einer Zeit, wo das Herumstreifen auf den Landstraßen noch nicht durch so feste Ordnung beschränkt war. Darum vermag so recht mit Bestimmtheit niemand zu sagen, wo es eigentlich zu Hause ist. Die Alpengebiete Bayerns und Österreichs scheinen das größte Anrecht darauf zu haben, für seine Heimat zu gelten. Hier mag die vierzeilige Strophe mit den zwei Hebungen in jeder Zeile zuerst vorzüglich als Tanzweise erklungen sein; darauf scheint der Name Schnadahüpfl hinzudeuten. Auch heute ist dieser Charakter noch nicht verwischt: wenn der Bauernbursche seinem Schatz einen Tanz zahlen will, tritt er mit ihm vor, wirft den Musikanten Geld hin und singt einen Vierzeiligen nach bekannter Melodie, die dann von der Musik nachgespielt wird. Aber das Schnadahüpfl ist nicht auf den Tanzboden beschränkt. Jedesmal, wenn sich im Leben des Gebirgsvolkes Fröhlichkeit und Glück, Übermut und Ausgelassenheit Luft machen will, da ist es als bequemste Sangweise und als leichteste Improvisation zur Hand; und nicht minder stellt es sich dem Kummer betrogener Liebe und trotzigem Hohn gegen das treulose Liebchen zur Verfügung und die Herausforderung, die nicht selten mit blutiger Rauferei endet, spielt sich — besonders in Tirol — in dem Rahmen eines Wettgesanges mit Vierzeilen ab; und auf einsamem Gebirgspfade, wo der Bursch zum Fensterln geht oder wo der Jäger dahinzieht, da ertönt das Liedchen, und der Überschuß der Empfindung klingt in lang nachziehendem Jodler aus.

Es ist mit dem Schnadahüpfl wie mit aller Volksdichtung. Es ist uralt, und dabei doch immer wieder jung und neu. Gelehrte Forschung verfolgt seine Spuren bis ins hohe Mittelalter zurück; sehr viele der heute gesungenen Strophen sind gewiß vor mehreren hundert Jahren zum erstenmale gesungen worden. Jede Vierzeile ist einmal zuerst von einem bestimmten Sänger erdacht und vorgetragen worden. Gefiel sie, dann war sie rasch in aller Munde, ward hinausgetragen über die Gemarkung des Dorfes, über die Grenzpfähle des Landes, weit hinaus, so weit überhaupt derartige Kunstübung blühte, und, wir haben es gesehen, noch viel weiter. So kommt es, daß wir hunderten von Schnadahüpfln auf dem ganzen Gebiete dieser Dichtungsart begegnen, in Tirol wie im Vogtlande, in Schwaben wie in Steiermark, überall gleich und doch anders gestaltet nach Mundart und leiser Nüancierung des Ausdrucks. Aber auch da, wo die einzelne Strophe zuerst entstanden ist, bleibt ihre Form keine feste; jeder, der sie singt, singt sie anders, mit kleineren oder größeren Abweichungen, und so wird sie in stets frisch schaffender Improvisation immer gleichsam von neuem geboren. In feststehender Grundform die größte Beweglichkeit — das ist die Signatur der Volksdichtung überhaupt, die man nirgends besser studieren kann als am Schnadahüpfl und an den verwandten Liedformen andrer Völker.

Wer die kärtnerischen Alpen hinuntersteigt und durch Friaul nach dem Venezianischen hineinwandert, der hört auch dort allenthalben vierzeilige Liedchen, mit einheimischem Namen Villotte benannt. Ihre Form ist derjenigen der Schnadahüpfln ungemein ähnlich: die Zeile beginnt mit einem Auftakt und gipfelt in zwei Hebungen; die zweite und vierte Zeile reimen, die erste und dritte sind nicht gereimt. Das ist die normale Form, von der selten Abweichungen vorkommen, die auch beim Schnadahüpfl nicht ganz fehlen. Von den ihrem innern Wesen nach so nahe verwandten Ritornellen und Rispetten Mittel- und Süd-Italiens heben sich diese Villotte durch ihre Form in charakteristischer Weise ab. Ist das durch die lokale Nähe des Schnadahüpfls hervorgerufen — auch die Slovenen in Steiermark singen vierzeilige Viže (Weisen) — oder durch eine gemeinsame Grundlage bedingt? Und ist diese Grundlage nichts weiter als eine gleiche Anlage des menschlichen Geistes oder eine bestimmte ethnologische Thatsache?

Man hat an das letztere gedacht. Der Umstand, daß das kymrische Volk in Wales ähnliche Vierzeilen besitzt, hat zu der Annahme geführt, daß die vierzeiligen Liedchen der Alpenländer und Oberitaliens in ihren Ursprüngen den Kelten zuzuschreiben seien, welche nachweislich einmal in diesen Gegenden gewohnt haben. Man fand eine Unterstützung für diese Ansicht darin, daß auch auf der pyrenäischen Halbinsel eine ähnliche Dichtungsart — die spanischen Coplas, die portugiesischen Cantigas — heimisch ist. Wie in sonst unverwandten Sprachen gemeinsame Erscheinungen auftreten, die dem ethnologischen Einflusse einer ältern, auf dem Gebiete jener Sprachen einst gesprochenen Sprache zugeschrieben werden müssen, so glaubte man hier einer ähnlichen Thatsache auf dem Gebiete der Volksdichtung auf der Spur zu sein. Aber ist man nicht hier etwas zu vorschnell mit der Schlußfolgerung gewesen? Wenn sich herausstellt, daß auch in andern Gegenden, in welche niemals ein Kelte seinen Fuß gesetzt hat, Liedchen von ähnlicher Form und verwandtem Inhalte vorhanden sind, ist es dann gestattet, hier auf engerem Gebiete die Kelten dafür verantwortlich zu machen?

Und in der That, die vierzeilige Strophe ist eine allenthalben, wo es Volkspoesie giebt, mit Vorliebe verwendete Form, um subjektives Empfinden in augenblicklicher Improvisation auszusprechen. Sie ist bei den arischen Indern so wenig unbekannt, wie bei den semitischen Syriern. Die malayischen Pantuns sehen den Schnadahüpfln zum Verwechseln ähnlich; schon Chamisso hat bemerkt, wie hier, ganz ähnlich wie bei uns, ein sinniger Gedanke durch einen Vergleich aus der Natur vorbereitet wird. Die lettische Volksdichtung besteht wesentlich aus vierzeiligen Liedchen in trochäischem Rhythmus, wie im Spanischen. Ganz reizend sind zum Teil die russischen und polnischen Tanzliedchen, auch sie nicht selten ein Naturbild mit einem erotischen

Gedanken verknüpfend. Die tschechischen Vierzeilen will Helfert auf polnischen Einfluß zurückführen; ich weiß nicht, mit welchem Rechte. So kann man die Vierzeile über Schweden durch plattdeutsches Sprachgebiet verfolgen, bis wir in Frankreich wieder auf keltischem Boden ankommen. Und schließlich ist es wahrscheinlich, daß auch das dreizeilige Ritornell wie das achtzeilige Rispett aus vierzeiliger Strophenform entstanden sind.

Das alles ist merkwürdig genug. Es giebt dafür kaum eine andre Erklärung als die aus der überall wesentlich gleichen Anlage des menschlichen Geistes. Nicht anders ist es, wenn dasselbe primitive Ornament in den Anfängen der orientalischen und griechischen Kunst und bei südamerikanischen Stämmen gefunden wird. Nähere Zusammenhänge sind daraus nicht zu folgern. Auch aus dem Inhalte nicht. Er ist überall vorzugsweise die Liebe. Daß hier, wo das Gefühl mit allen seinen Stufen, Wandlungen und äußeren Verhältnissen auf dem ganzen Erdball wesentlich das gleiche ist, mitunter an den entlegensten Orten der gleiche Gedanke in überraschend ähnlicher Pointierung auftritt, wen darf dies wundern? Giebt es doch auch auf litterarischem Gebiete die seltsamsten Begegnungen schöner Geister. Wenn es im Schnadahüpfl heißt:

A scheans Diandl liabn
Is sei Lebta koa Sünd;
Das hat ja da Pfarra
Von da Kanzl vakündt,

so heißt es entsprechend im italienischen Rispett:

Ich sprach den Pabst in Rom und fragt' ihn frei,
Ob denn das Lieben eine Sünde sei.
Er sagte: Nein, liebt nur in Gottes Namen,
Doch, wohl gemerkt, nur schöne Mädchen. Amen!

Sehr verbreitet ist allenthalben in mannigfacher Version das Schnadahüpfl:

Mei Herz ist vaschlossen,
Is a Bogenschloß dran,
Is an anziges Büabl,
Das 's afmachen kann.

Man schreibt gerade diesem Liedchen wegen des Zusammentreffens mit einer Strophe Werners von Tegernsee hohes Alter zu. Ganz ähnlich lautet eine portugiesische Cantiga:

Meu coração abre e fecha,
Sem ser arca nem bahu,
Está fechado para todos,
Aberto só para um.

Ich stehe davon ab, weitere Ähnlichkeiten vorzuführen, wie sie sich zum Beispiel in dem Wunsche junger Mädchen, zu heiraten, in der Beurteilung der verschiedenen Stände für die Ehe, in der Abneigung gegen die Heirat mit einem alten Manne u. s. w. reichlich zeigen. Weit überwiegend gegenüber der Übereinstimmung ist doch die Verschiedenheit. Es ist wahrhaft erstaunlich, bei einem Überblick über die verschiedenen Volkslitteraturen zu sehen, welcher geradezu grenzenlosen Mannigfaltigkeit des Ausdrucks das Gefühl der Liebe fähig ist. Daß die Verschiedenheit des Volkscharakters dabei zur durchgreifendsten Geltung kommt, ist selbstverständlich, und es wäre eine höchst interessante Aufgabe, die verschiedenen Völker gerade an der Hand der Vierzeilen zu zeichnen. In der endlosen Fülle dieser Produktion ist nicht alles von gleichem Werte. Es ist wie eine Wiese, die in weiter Ausdehnung mit einer Fülle bunter Blumen bedeckt ist und dem Auge so den erfreulichsten Anblick bietet; geht man näher und pflückt die Blumen ab, so findet man viel gewöhnliche und unscheinbare Pflanzen darunter.

Ammons anthropologische Statistik von Baden.

Die anthropologische Untersuchung der Wehrpflichtigen in Baden erstreckt sich jetzt über mehr als 18000 Mann und ergiebt manche beachtenswerte Resultate bei dem Umstande, daß neben Körpergröße und Brustumfang auch die Schädelform und Haar-, Augen- und Hautfarbe festgestellt wurden. Wir erhalten z. B. eine Aufklärung, wie weit die Annahme von der Identität großer Leute mit blonden Langköpfen und kleiner Leute mit brünetten Kurzköpfen berechtigt ist. Auf Beobachtungen innerhalb kleinerer Bezirke, auf die Angaben alter Schriftsteller über die Körperbeschaffenheit von Germanen und Kelten hat man die Meinung mit großer Zähigkeit festgehalten, die Blonden müßten groß und langköpfig sein. Die Untersuchungen zeigen, daß innerhin einiges von dieser alten Behauptung richtig ist. Unter den Langköpfen kommen bis zu 40 Proz. Große und 17 Proz. Kleine vor; bei den Kurzköpfen findet sich nahezu das umgekehrte Verhältnis, nämlich nur 16 Proz. Große, aber dafür 39 Proz. Kleine. Es sind nun freilich nicht alle Langköpfe groß, und alle Kurzköpfe klein, allein es besteht doch eine nahe Verwandtschaft zwischen Körpergröße und Kopfform. Wie weit nun germanische und keltische Völker in diesen Lang- und Rundköpfen stecken, soll hier unerörtert bleiben. Von einer Entscheidung sind wir noch ziemlich weit entfernt.

Die Erhebungen in dem Großherzogtum Baden scheinen auch für die Vererbung körperlicher Merkmale wertvolle Thatsachen zu liefern. Der Berichterstatter, Herr O. Ammon, teilt mit, daß bei der häufigen Vermischung der Blonden mit den Brünetten die Merkmale einzeln auf die Nachkommen vererbt werden. Einige der Kinder gleichen mehr dem Vater, andre mehr der Mutter; dabei werden Größe und Kopfform von einem der beiden vererbt, Augen-, Haar- und Hautfarbe von dem andern. Bei einzelnen Individuen werden aber auch Größe und Kopfform, sowie Augen-, Haar- und Hautfarben übertragen. Der Schwerpunkt der statistisch festgestellten Art der Übertragung liegt in dem Ergebnis, daß einzelne Merkmale aus dem Organismus gleichsam herausgenommen werden und sich in den andren verpflanzen. Man dachte früher sich den ganzen Prozeß der Vererbung anders und verglich denselben mit einer chemischen Mischung. Mehr und mehr stellt sich aber jetzt heraus, daß Vererbung zum großen Teil einer mechanischen Mischung gleicht, sie liefert ein Mosaikbild, in welchem die einzelnen das Bild zusammensetzenden Steine von dem Vater und der Mutter, von Groß- und Ureltern stammen und aus unbekannten Bedingungen in höchst verwickelter Anordnung sich durchdringen können.

Neuerdings glaubt der badische anthropologische Verein noch nach einer andren Seite einen wertvollen Gewinn bezüglich des schwierigen Problems der Vererbung erreicht zu haben, wir berichten hier darüber nach einem Artikel in der Beilage der Allgemeinen Zeitung[1]), ohne jedoch die Ansichten des Verfassers zu den unsrigen zu machen. Wir selbst glauben zwar mit ihm an eine Vererbung geistiger Eigenschaften, allein der Sachverhalt bedarf wohl noch umfassen-

[1]) München, den 29. Okt. 1890, Nr. 300. „Ein Beispiel der natürlichen Selektion beim Menschen.“

derer Beobachtungen. „Die Städte, beziehungsweise die Mittelschulen sollen in größerem Maße die blauäugigen Langköpfe anziehen als die braunäugigen Kurzköpfe.“ Das ist ein Ergebnis seiner Statistik [1]). Dieser vermehrte Zugang von blauäugigen Langköpfen wird nun als eine natürliche Selektion im Sinne Darwins aufgefaßt, weil die Kurzköpfe trotz entsprechender Zahl schließlich in den Städten aufgerieben werden sollen, da sie in ihnen weniger gut gedeihen. „Aber nach und nach gewinnen die Kurzköpfe doch die Oberhand, weil sie den andren an Zahl überlegen sind.“ Die angebliche Selektion bestände nun darin, daß die blonden Langköpfe die Mittelschulen (jetzt wenigstens) mehr frequentieren, weil jede höhere Befähigung mit ihrer Schädel- und Hirnform zusammenhängen soll (!?).

Der naheliegende Gedanke, bestimmte Fähigkeiten an bestimmte Kopfformen zu knüpfen, ist wohl von keinem Gelehrten mit größerer Thatkraft verfolgt worden, als jüngst von dem Franzosen de Lapouge. Ihm zufolge entspringt jede höhere Befähigung den blonden Langköpfen, welche Arier genannt werden, und von denen die Germanen ein Zweig sind. Auf die Anwesenheit von arischem Blut ist die höhere Gesittung und Thatkraft aller (? Ref.) Völker zurückzuführen, welche in der Geschichte eine Rolle gespielt haben und noch spielen. Die Arier sind die Pioniere der Menschheit, die Bahnbrecher des Fortschritts, während die Rundköpfe und die ihnen nahestehenden Kreuzungsprodukte die Träger des Stillstandes sind.

Das, was de Lapouge von den Ariern sagt, ist ungerecht gegen die Kultur im Reich der Pharaonen, der Perser und der Inder und noch vieler andrer Völker, welche die unwiderleglichsten Beweise „höherer Befähigung“ gegeben haben. Wo ist mehr „höhere Gesittung und Thatkraft“ zu finden, als in der Geschichte der Griechen und Römer, von denen weder die einen noch die andern von blonden Langköpfen abstammen. Und die Phöniker und die Araber, denen Montpellier, die Heimath des Herrn Lapouge, seine Entstehung und seine Förderung verdankt? Die Behauptungen Lapouges sind nicht bloß ungerecht, sondern auch irrig; wir bestreiten des bestimmtesten die Annahme, als ob nur die Langköpfe Arier gewesen wären. Die Kurzköpfe sind es nicht minder. Sind es die einen, so sind es auch die andern. Sie sind alle zu gleicher Zeit in Europa angekommen, sie lebten schon miteinander in den ältesten Pfahlbauten vor der Entdeckung der Metalle und paarten sich friedlich, als sie noch ihre Werkzeuge aus Feuersteinen zurechtschlugen. Das hat die Kraniologie schon längst bewiesen und an dieser Thatsache scheitern alle Ergebnisse der Statistik, welche zwischen Ariern und Nicht-Ariern in dieser Weise unterscheiden wollen. Rassenmerkmale halten wir überdies für den Kulturfortschritt für bedeutungslos. Er ist durch die Arbeit des Gehirns bedingt und nicht durch die Form der Schädelkapsel. Deshalb bekennen wir uns auch zu der Lehre der Kraniologie, welche da sagt: „Es giebt keine Bauernschädel, obgleich diese Bevölkerungsklasse durch lange Reihen von Generationen ihre Beschäftigung nicht wechselt. Gerade die bäuerliche Bevölkerung zeigt die reichste Abwechslung in ihren Schädelformen, von der extremsten Brachykephalie bis zu der der Reihengräberform ähnlichen Dolichokephalie. Aber es giebt auch keine Handwerker-, Beamten-, Schriftgelehrten- oder Faulenzerschädel, obgleich die Thatsache feststeht, daß in vielen Familien die eine oder andre dieser Beschäftigungsweisen seit vielen Generationen auf einzelne Familienglieder vererbt wird.“

Die Thätigkeit des Gehirns ist von dem Reiz, d. i. der Anregung abhängig im weitesten Sinn, das lehrt die Geschichte der Zivilisation in überzeugender Sprache. Wir sind nicht Sklaven, sondern Herren unsrer Rassenmerkmale, sicherlich derer, die am Hirnschädel vorkommen. Sie bestimmen freilich die Form des Gehirns nach Länge und Breite, allein nicht den Grad der Intelligenz. Der Intellekt ist mindestens in Europa diesen Rasseneigenschaften am Schädel niemals Unterthan gewesen. — o —

[1]) Hier einige Zahlenangaben und Erklärungen hierzu, die wörtlich dem betreffenden Artikel entstammen.

„Bei den Wehrpflichtigen in der Stadt Karlsruhe waren 30,0 Proz. Langköpfe, im Landbezirk nur 11,5 Proz.; in Mannheim Stadt 33,8 Proz., Land nur 23,9 Proz. Umgekehrt waren die Rundköpfe auf dem flachen Lande zahlreicher. Sie betrugen in Karlsruhe Stadt 18,5 Proz., Land 35,9 Proz., Mannheim Stadt 12,4 Proz., Land 24,6 Proz. Vergleicht man die absoluten Maße, so findet man dem Vorstehenden entsprechend die Stadtköpfe länger als die Landköpfe, aber letztere breiter als erstere. Dieses Resultat, welches in einigen andern Städten sich in ähnlicher Weise wiederholte, giebt zu denken. Wenn wir von der feststehenden Thatsache ausgehen, daß das städtische Leben unmöglich eine Umformung der Köpfe bewirken kann, so werden wir zu dem Schlusse gedrängt, daß zu der fortdauernden Einwanderung nach den Städten die langköpfigen Bestandteile der Bevölkerung einen größeren Anteil stellen, als die rundköpfigen. Hinter diesem Schlusse erhebt sich aber gleich der weitere, daß den Langköpfen in höherem Grade als den Rundköpfen diejenigen Eigenschaften innewohnen müssen, welche zu einem regsameren Leben, wie es die Stadt bietet, hindrängen und befähigen. Unter Langköpfen sind alle mit einem kleineren Index als 80 verstanden, unter Rundköpfen alle mit Index 85 und mehr. Die früher veröffentlichten Ziffern von Karlsruhe und Mannheim haben behufs Erlangung der Vergleichsfähigkeit mit den später folgenden eine kleine Korrektur erfahren müssen, weil zwei verschiedene Beobachter nicht ganz die gleiche Messungsmethoden angewandt hatten.“

Dieses ganze Resultat ist vielleicht dadurch herbeigeführt, daß selbst Leute mit dem Kopfindex von 76 bis 80 zu den Langköpfen gezählt wurden, was kraniologisch nicht gerechtfertigt erscheint. Übrigens ist der Schluß auf die höhere Intelligenz der Langköpfe, weil sie zahlreicher die Städte aufsuchen, nach unsrer Ansicht auch durchaus nicht zwingend.

Indonesisches Feuerzeug.

Von C. M. Pleyte Wzn. Amsterdam.

Auf die Verlesung einer Mitteilung von Skertchly [1]) im Anthropological Institute im Dezember 1889, welche sich mit den Geräten zur Feuerbereitung in Nordborneo beschäftigte, folgte eine Diskussion, in welcher einige Beispiele des Feuermachens aus Australien und dem Arktischen Amerika angeführt wurden, aber kein einziges aus Indonesien, obwohl der Gebrauch von Feuergeräten gerade dort sehr allgemein ist. Es möge daher gestattet sein, hier auf diese Lücke einzugehen.

Wenn auch die westliche Kultur in dem Ostindischen Archipel immer weiter vordringt, und die Eingeborenen schon mit Zündhölzern bekannt gemacht hat, ist sie doch noch nicht im stande gewesen, die alten Feuerzeuge zu verdrängen. Noch heute benutzt der Malaie wie der Melanesier im Notfalle oder bei Mangel an Zündhölzern sein altes vererbtes Feuergerät, und zwar noch ebenso geschickt wie früher, wo er unsre Methode des Feuermachens noch nicht kannte.

Als die älteste in Indonesien ausgeübte Weise, Feuer zu erzeugen, muß wohl das Feuerschlagen mittels eines Steines gegen ein Stück Bambu betrachtet werden [2]); dies geht hervor aus dem Umstande, daß der noch in primitivem Zustande dahinlebende Eingeborene beim Hacken von Bambu

mehrmals bemerkt haben mußte, daß glühende Splitter von seiner Steinaxt absprangen. Dabei bemerkte er auch, daß diese Funken im stande waren, trockenen Schwamm, der etwa in der Nähe lag, zu entzünden. Was also zufälligerweise geschah, brachte ihn auf den Gedanken, absichtlich mittels eines Steines, eines Stückes Bambu und Zunder oder trockener Faser Feuer zu schlagen. Auf die so erhaltene glühende Masse häufte er trockene Blätter und Holz, eine Flamme loderte auf, und so gelangte er zur Erfindung des Feuergerätes.

Noch heutzutage wird solchergestalt verfahren von den Alfuren von Halmaheira [3]), von den Bewohnern der Ceram-lawut-Inseln [4]), von den Kissaresen, von den Papuas der Insel Waigeu [5]), von einzelnen Dajakstämmen, und von einigen Malaien der Philippinen. Boyle z. B. berichtet, daß ein Dajak von Nord-Borneo aus seiner Siridose ein Stück Bambu, eine Scherbe von einem Krug und etwas Zunder nahm, den er auf die Scherbe legte und an die er nun scharf mit dem Bambu schlug, um sofort Feuer zu erhalten [6]).

Fig. 1.

Feuerstahl und Feuerstein eines Batak-häuptlings.

Guillemard beobachtete dieselbe Methode auf Waigeu, nur wurde auch statt eines Feuersteins ein Stück von einem zerbrochenen Topfe verwendet, gerade wie uns dies von Halmaheira berichtet wird. Wie hieraus hervorgeht, haben mehre Stämme ihr ursprüngliches Feuerzeug unverfälscht bewahrt; andre dagegen, mehr dem Einfluß der Zivilisation ausgesetzt, haben statt des Steines ein Stück Stahl genommen, und schlagen Feuer mittels Stahl und Bambu, wie z. B. die Bewohner des Goram-Archipels. Wieder andre, z. B. die Batak auf Sumatra, gaben auch den Bambu preis und nahmen dafür den Stein wieder. Es würde zu weit führen, alle Stämme zu nennen, die aus Stahl und Stein Feuer schlagen. Zur Vervollständigung unsrer Skizze wollen wir nur die Bataks erwähnen, und dabei einen Batakschen Feuerstahl abbilden (Fig. 1).

Außer durch Schlagen versteht der Indonesier noch auf dreierlei Art Feuer zu entwickeln; durch Reiben von zwei Stücken Bambu oder Holz aufeinander, durch Drehen eines Stückes Holz in einem andern, und mittels der Feuerpumpe. Diese drei Methoden werden wir jetzt näher betrachten.

Zum Feuerreiben werden auf den meisten Inseln zwei Stücke Bambu gebraucht. Man sucht dazu ein vollkommen trockenes Stück aus und spaltet es der Länge nach in zwei Hälften, schabt aus dem Inneren die silberglänzende, weiße Haut und das weiche Holz so fein wie möglich, heraus und rollt das Geschabsel zu einer losen Kugel zusammen, die auf den Boden gelegt und mit der einen Hälfte des Rohrs bedeckt wird, so daß sie oben gegen die Wölbung drückt. Von der andern Hälfte spaltet man dann noch einen lattenförmigen Streifen zurecht, dessen eine Seite zugeschärft wird. Mit dieser Seite sägt oder geigt der Feuermacher nun wie mit einem Bogen auf dem Bambu, der von einem Begleiter oder einem Pflocke festgehalten wird, gerade über der Stelle, wo das feine Geschabsel liegt, hin und her, indem er allmählich den Druck und die Geschwindigkeit steigert. Es entsteht ein Einschnitt quer durch die Längsfasern, die Wärme wächst bei der starken Reibung sehr schnell, und in dem Augenblick, wo das Gewölbe durchschnitten ist, entzündet sich das verkohlte Holzpulver zu Funken, die in den darunter liegenden Faserballen fallen und durch vorsichtiges [7]) Blasen allmählich zu einem Flämmchen genährt werden. (Vergl. Fig. 2.) So z. B. verfahren im Westen des Ostindischen Archipels die Orang Benua, des Riouw-Lingga-Archipels [8]) und die eingeborenen Stämme Peraks und Selanggors auf der Halbinsel Malakka [9]). Auf Sumatra wurde bis vor kurzem [10]), vielleicht auch noch jetzt Feuer gerieben [11]). Die Javanen, besonders die Bewohner des westlichen Teiles der Insel, die Sundanesen, kennen dieses Feuerreiben unter dem Namen Miruha [12]). Hierbei ist jedoch zu bemerken, daß sie kein Bambugeschabsel beim Reiben verwenden, sondern ein wenig Zunder, Kawul genannt [13]), den sie auf das untere Stück legen, nachdem sie vorher in dieses einen Querschnitt gemacht haben. Solchergestalt wird auch von den die nördlichen Striche Borneos bewohnenden Dajaks [14]), den Cajagus der Suluinseln [15]), von

Fig. 2.

Bambus zum Feuersägen von den Kei-Inseln.

den Apojaos [16]), den Guinanen, den Tinguianen, den Igorotten, nebst den die Gran Cordillera Central, östlich von Abra, bewohnenden Stämmen, sowie von den Negritos und den Bontok-Leuten und Bagobos verfahren [17]). Die Alfuren der Minahassa [18]) und die Talaut-Insulaner thun dasselbe [19]). Mehr östlich in Indonesien waren es, bevor sie zum Christentum bekehrt wurden, die Amboinesen, welche aus Bambu Feuer rieben [20]); heutzutage verfahren so noch die Bewohner der Insel Kaioa [21]) und die des Goram- und Ceramlawut-Archipels, die Kei-Insulaner [21]), die Bevölkerung der Luang Sermata-Gruppe, die Eingeborenen von den Inseln Wetter und Kisser [22]) und die Timoresen. Bisweilen wird von den oben genannten Stämmen Holz statt Bambu angewendet; in diesem Falle erfordert das Reiben, bis Feuer entsteht, ein wenig mehr Zeit.

Wir wenden uns nun der Methode zu, nach der durch Quirlen oder Drehen Feuer erzeugt wird. Vorausgeschickt muß hierbei werden, daß Feuerdrehen nur mittels zweier Holzstücke in Verbindung mit ein wenig Zunder ausgeführt werden kann. Die Malaien nennen das Feuerdrehen mĕmusar-api, die Batak mamusar-api; beide Wörter, mĕmusar und mamusar, sind abgeleitet von dem Grundworte pusar = Drehung, speziell schraubenförmige Drehung [23]). Mĕmusar-api bedeutet also Feuerdrehen oder Feuerquirlen, das ganze Instrument wird pusaran = Feuerquirl genannt. Die Olo-Ngadju-Dajaks von Borneos Südost-Abteilung sprechen das Grundwort pusäh aus [24]). Außer von diesen wird der pusaran noch von den Maduresen benutzt [25]). Das eine der zum Feuerquirlen benutzten Holz-

stücke, das beim Drehen unten liegt, bildet ein längliches, viereckiges, flaches Holzbrettchen (Fig. 3 b), bei den Malaien ibu oder pĕrampuwan und bei den Dajaks lisong genannt. In dieses Brettchen werden auf der einen Seite einige nach unten zu kegelförmig verlaufende Löcher gemacht. Das andre Stück stellt ein rundes Stäbchen dar, am untern Ende stumpf zugespitzt; dieses Stäbchen nennen die Malaien anak oder laki-laki (Fig. 3 a), die Dajaks halo. Wenn jetzt Feuer gedreht werden soll, legt der Eingeborene ein wenig Zunder auf eines der Löcher des Brettchens, und nimmt das Stäbchen zwischen beide Hände. Darauf stellt er dieses senkrecht auf das mit Zunder belegte Loch des Brettchens, und fängt an, es langsam zwischen den Händen zu drehen, später die Bewegung allmählich verschnellernd, indem er einen sanften Druck nach unten ausübt. Natürlich gleiten seine Hände allmählich nach unten; wenn sie aber dicht bei dem Brettchen angelangt sind, hält er einen Augenblick inne und faßt das Stäbchen schnell wieder beim oberen Ende (das Stäbchen steht also so lange still). Nachdem er diese Arbeit ungefähr eine Minute fortgesetzt hat, fangen Zunder und Holz zu glühen an. Selbstverständlich kann jede Öffnung nur einmal gebraucht werden. Außer von den obengenannten Malaien, Dajaks und Bataks wird diese Methode des Feuerdrehens noch von den Dajaks von Nord-Borneo [26]) und einigen Stämmen der Philippinen, wie z. B. den Apoyaos von Nord-Luzon [27]), den Guinanen und Tinganen [28]) den Cerammers, den Luang Sermata-Insulanern und den Weteresen [29]) ausgeübt.

Wie schon gesagt, nennen die Malaien das Brettchen ibu oder pĕrampuwan, das Stäbchen anak oder laki-laki. Die beiden ersten Wörter bezeichnen Mutter und Weib, die beiden letzten Kind und Mann. Es läßt sich wohl nach diesen Benennungen annehmen, daß sie nach den Vorgängen beim Akte der Kopulation auf die beiden Holzstücke übertragen wurden.

Der Olo-Ngadju-Dajak dagegen hat bei der Benennung der beiden Teile des Feuerzeuges an seinen Reisstampfblock gedacht; er nennt das Brettchen lisong (mal.) lĕsung (Reisstampfblock) und das Stäbchen halo (mal.) alu (Stampfer).

Fig. 3.

Feuerbohrer von Madura.

Fig. 4.

Feuerbohrer der (Niasser nach Modigliani).

Fig. 5.

Feuerbohrer von Madura.

Weil aber das Drehen zwischen den Händen ziemlich anstrengend ist, und eine gewisse Geschicklichkeit erfordert, war der Eingeborene darauf bedacht, erstens die Handhabung zu erleichtern, zweitens auch ein Gerät herzustellen, das für jede Hand brauchbar war. Dieses Gerät fand er in einem Bohrer, der mittels eines Bindfadens gequirlt werden kann. Es gelang den zur malaiisch-polynesischen Rasse gehörigen Huwas auf Madagaskar [30]), den Nias-Insulanern und den Maduresen, solch einen Bohrer zu verfertigen. Modigliani beschreibt uns in seinem Werke über Nias das Feuerbohren folgendermaßen:

„Ein abgerundeter Stab von hartem Holz wird auf der einen Seite von einem Stück trockenen, faserigen Holzes, in dem sich eine Vertiefung befindet, auf der andern von einem Stück Bambu festgehalten, das in der Mitte ein Loch hat, um die Spitze des Stäbchens aufzunehmen. Um Feuer zu erhalten, lassen sie den Bambu von einer zweiten Person halten oder sie halten ihn allein, indem sie die Füße darauf stemmen, dann setzen sie das Stäbchen durch eine Schnur aus Pflanzenstoff, die mehrmals um dasselbe geschlungen ist, in Bewegung, indem sie dieselbe abwechselungsweise nach links und rechts ziehen. Nach wenigen Drehungen entzündet sich das untere Holz und das Feuer wird mit einem Zunder aufgefangen, der aus einem Auswuchs, von den Malaien Lulup genannt, aus dem untern Teile der Palmblätter besteht“ [31]). (Vergl. Fig. 4.)

Der Feuerbohrer der Maduresen ist von dem eben beschriebenen, was die Form anbelangt, ein wenig verschieden. Der Stiel dieses Bohrers ist am oberen Ende durchlöchert; durch dieses Loch wird ein Bindfaden gesteckt, dessen Enden an einen Querstabe befestigt werden, der in seiner Mitte mit einem runden Loche versehen ist, worin der Stiel des Bohrers sich drehen kann. Dicht am unteren Ende des Stieles ist eine schwere runde Holzplatte befestigt, um die Drehung zu beschleunigen. Das untere Ende des Bohrers wird auf ein Brettchen gestellt und ebenso eingerichtet wie dasjenige, das beim pussaran gebraucht wird.

Um jetzt diesen Bohrer in Bewegung zu setzen, wird das Seil ein paarmal rund um den Stiel gewunden. Alsdann drückt man das Querholz nach unten, wodurch der Bohrer in drehende Bewegung gelangt; die runde Platte am untern Ende beschleunigt das Drehen in dem Maße, daß, auch wenn das Seil ganz abgewickelt ist, der Bohrer in drehender Bewegung bleibt. Sie wirkt also wie eine Töpferscheibe. Wenn man jetzt das Querholz ein wenig empor hebt, wickelt das Seil sich von neuem um den Stiel, jetzt aber in umgekehrter Richtung. Ein neuer Druck dreht nun den Bohrer natürlich in entgegengesetzter Richtung;

dieses wird wiederholt, bis der Zunder zum Glühen gebracht ist[32]) (Fig. 5).

Wie wir also gesehen haben, benutzen die genannten Stämme zum Anmachen von Feuer Stein und Bambu, Stahl und Bambu, Stahl und Stein nebst Zunder, oder sie reiben zwei Bambustücke aufeinander, oder drehen ein Stück Holz in einem andern. Abgesehen aber von diesen Feuergeräten benutzen einige noch einen Feuererzeuger, bei dem komprimierte Luft zur Anwendung gelangt, ohne daß die Eingeborenen durch irgend welche physikalische Kenntnisse zu dieser Erfindung gelangt wären.

Dieses Feuerzeug (vergl. Fig. 6 u. 7) besteht aus zwei Teilen. In ein etwa 9 cm langes Stück Büffelhorn oder Holz von 2 cm Durchmesser ist ein rundes Loch von 1 cm Durchmesser bis nahe an den Boden gebohrt. Der zweite Teil besteht aus einem Stempel, dem Durchmesser und der Länge des Loches entsprechend; sein unteres Ende ist mit einer Höhlung versehen zur Aufnahme von Zunder und außen mit einem gefetteten Faden umwickelt, um einen luftdichten Verschluß zu erzielen. Oben am Stempel befindet sich ein runder Knopf, der bisweilen als Zunderdose eingerichtet ist. Wird nun der Stempel oben in das Loch eingesetzt, mit der Hand stark auf den Stempelknopf geschlagen und der Stempel dann sofort herausgezogen, so glimmt der in seiner Höhlung befindliche Zunder. (In Fig. 6 zeigt *a* den Apparat geschlossen, *b* den Stampfer mit offener Zunderdose.)

Fig. 6.

a b

Feuerpumpe von Horn (Java).

Fig. 7.

Hölzerne Feuerpumpe von Borneo.

Im Westen des Ostindischen Archipels, auf der Insel Sumatra, sind es die Menangkabauschen-Malaien die sich dieses Feuerzeuges unter dem Namen tjatuw-api-balantaq bedienen[33]). Die Sundanesen kennen ebenfalls diesen Feuererzeuger, welchen sie als tjĕlĕtok[34]) bezeichnen[35]). Weiter sind es die Malaien und Dajaks Nord-Borneos[36]), die dieses Instrument anwenden, ferner die Bontokleute, Bewohner von Nord-Luzon[37]). Letztere schätzen die Feuerpumpe ungemein und trennen sich nur gegen verhältnismäßig große Zahlung von ihr.

Die dajaksche Feuerpumpe, mal. besi api timah, dajaksch besi api bangka, unterscheidet sich von den oben erwähnten dadurch, daß sie statt von Horn aus einer Legierung von einem Teil Zinn und zwei Teilen Blei besteht. Skertchly berichtet uns über deren Herstellung folgendes: Die Form, worin der Cylinder der Feuerpumpe gegossen werden soll, wird aus einem dünnen Bambusrohr hergestellt, das der Länge nach in zwei Hälften gespalten und am oberen Ende der inneren Seite mit eingeschnittenen Figuren verziert ist. Die beiden Hälften werden wieder vereinigt, und bilden solchergestalt die äußere Form. Zunächst wird ein Stück flaches Holz, am liebsten ein Brettchen genommen, worin ein Loch gebohrt ist, im Durchmesser genau mit der Seele des Cylinders übereinstimmend. Durch dieses Loch wird, um den Kern der Form zu bilden, ein Stück Rotan gesteckt, das wiederum durch einen Klumpen Thon, mit Sand gemischt, hindurch geht, und der hiermit an die obere Seite des Brettchens festgeklebt wird. Der Rotan steht ein wenig weiter aus dem Thon hervor, als die Länge des Cylinders beträgt. Die zusammengebundene Form wird jetzt mit dem unteren Teile auf das Brett um den Rotan gestellt; hierdurch entsteht eine Art Dose, worin das geschmolzene Metall gegossen wird. Nachdem dies abgekühlt ist, wird die Form entfernt, der Rotan herausgezogen, wonach der Cylinder zum Gebrauch fertig ist.

Wie die Eingeborenen zu diesem auf physikalischen Gesetzen beruhenden Feuergerät gelangten, blieb uns ein Rätsel und wir dachten zunächst an chinesischen Einfluß. Allein Herr Dr. J. J. M. de Groot, der vor kurzem nach dreijährigem Aufenthalt aus China zurückkehrte, versicherte uns, niemals ein derartiges Gerät in chinesischen Händen gesehen und auch in der Litteratur keine Andeutung darüber gefunden zu haben, daß es dort je in Gebrauch gewesen sei. In Birma wurde es aber von Herrn Prof. Bastian beobachtet[38]). Also ist die Feuerpumpe entweder von dort über die Malaiische Halbinsel nach Indonesien gewandert, oder hat von Indonesien aus ihren Weg nach Birma gefunden; wenigstens unsrer Meinung nach, die wir aber gern für eine bessere preisgeben.

Auf diese Beispiele müssen wir uns jetzt beschränken. Weitere Untersuchungen werden wahrscheinlich mehr Thatsachen zu Tage bringen, als wir bisher sammeln konnten. Mit einer kurzen Mitteilung über das Holz und den Zunder wollen wir schließen.

Über das Holz, das zum Feuermachen verwendet wird, liegen nur dürftige Berichte vor, obwohl die Eingeborenen sehr genau die am besten hierzu geeigneten Holzarten kennen, was z. B. aus Herrn Skertchlys Bericht hervorgeht. Als dieser einem seiner Begleiter ein Stück Holz zeigte, und ihn fragte ob sich hiermit Feuer machen ließe, antwortete der Mann ihm sofort: „Ini kaju ada api didalam, seperti bisul nanah", d. h. „in diesem Holz befindet sich Feuer, wie Eiter in einer Geschwulst". Über ein zweites Stück bemerkte er: „Kaju ini jahat ta bulli kluah api", „dieses Holz taugt nicht, es ist kein Feuer drin". Daß unsre Kenntnisse der Holzarten so gering sind, liegt wohl daran, daß Reisende sich niemals, wenn sie das Feuermachen durch Drehung oder Reibung beobachteten, mit der wissenschaftlichen Bestimmung der Pflanzen, die das Holz lieferten, beschäftigt haben, so spricht Herr Skertchly von Labang-Holz, das zur selben Gattung gehören soll, wie dasjenige, wovon in Japan Schuhsohlen gemacht werden. Hardeland giebt Ronang-, Bahandjang- und Sungkay-Holz an. Riedel nennt für die Luang-Sermata-Inseln Ohi-Holz, für Kisser trockenes Holz, nosu ay und für Wetter Hau-Holz[39]). Dies ist das einzige was wir über die Holzarten erfahren konnten.

Zum Zunder, rabuk (malayisch), kawul (javanisch), wird allgemein eine schwammartige Substanz benutzt, die auf den Blumenscheiden der Aren- oder Anaupalme (Arenga saccharifera) wächst[40]). De Sturler spricht von einem Stoffe, mehr oder weniger der Wolle ähnlich, der sich an der inneren Seite der Blattstiele der genannten Palme befindet[41]). Bischop Grevelink nennt ein dünnes Gewebe an

der inneren Oberfläche des Fußes der Blattstiele[42]). Die Dajaks verwenden den Bast einer Zwergpalme, die Bontok-Leute angekohlte Baumwolle, während auf den östlichen Inseln die Faser der Arenpalme und bisweilen auch getrocknete Durianhäute gebraucht werden[43]). Die Orang Benna des Riouw-Lingga-Archipels nehmen Holzgeschabsel[44]), die meisten Stämme aber die weiche innere Bekleidung des Bambu.

---

1) J. B. Skertchly, On Fire making in North Borneo. Journal of the Antropological Society XIX, 445.

2) Daß die Methode, Feuer zu erzeugen, durch einen Stein gegen einen andern harten Stoff zu schlagen, schon sehr früh bekannt gewesen ist, beweisen die im Kieler Museum befindlichen Bronzealterfunde aus Hademarschen in Holstein. Herr Olshausen machte von dort stammenden Feuerzeugen bekannt, daß sie vollkommen identisch mit denjenigen seien, welche aus den Gräbern der cimbrischen Halbinsel und den nordfriesischen Inseln zu Tage kamen. (Verh. der. Berl. Anthrop. Gesell. 1884, 517 u. 522, 1886, 241.)

3) Campen, Eenige mededeelingen over de Alfoeren van Halmahera. Bydr. t. d. T.-L.- en VK. v. Ned. Indië. 4. volgreeks, dl. VIII, 175. Wallace, The Malay Archipelago II, 34.

4) Riedel, De kroes- en sluikharige rassen tusschen Selebes en Papua, 187, 429.

5) Guillemard, Cruise of the Marchesa II, 263.

6) Boyle, Adventures among the Dyaks of Borneo 67—68.

7) Jagor, Reiseskizzen aus Singapore, Malakka, Java, 178. Schröter, Die Bedeutung des Bambu als Nutzpflanze. Neujahrsblatt, herausgegeben von der Naturforschenden Gesellschaft in Zürich 1886 (LXXXVIII).

8) Netscher, Schets van den Riouw-Lingga Archipel. Tydschr. v. Ind. T.- L.- en VK. II, 138.

9) Skertchly, a. a. O. 450.

10) Marsden, History of Sumatra 60.

11) v. d. Tuuk, Bataksch-Hollandsch Woordenboek unter tutup.

12) Coolsma, Soendaneesch-Hollandsch woordenboek unter miruha. Veth, Java I, 624.

13) Nach mündlicher Mitteilung des Herrn Kontroleurs J. J. Meyer.

14) Skertchly, a. a. O. 450. Boyle, a. a. O. 67 bis 68.

15) Skertchly, a. a. O. 450.

16) Schadenberg, Verh. Berl. Ges. f. Anthrop. 1889, 680.

17) Schadenberg, a. a. O. 1886, 551. Derselbe, Zeitschrift für Ethnol. 1885, 28.

18) Mitteilung von Herrn Prof. Dr. G. A. Wilken, der längere Zeit in Gorontalo als Kontroleur wirkte.

19) Hickson, A Naturalist in North Celebes 172.

20) Valentyn, Oud en Nieuw Oost Indië II, 161.

21) Wallace, a. a. O. II, 34. Kaioa ist eine kleinere Insel an der Westküste Halmaheras, zwischen Makian und Batjan.

22) Riedel, a. a. O. 187, 226, 319, 429, 456.

23) v. d. Tuuk und v. d. Wall, Maleisch-Hollandsch woordenboek unter pusar. v. d. Tuuk, Bataksch-Hollandsch woordenboek desgleichen.

24) Hardeland, Dajaksch-deutsches Wörterbuch unter pusäh.

25) Nach einem Exemplare des Ethnographischen Museums zu Amsterdam.

26) Skertchly, a. a. O. 451.

27) Schadenberg, a. a. O. 1889, 680.

28) Schadenberg, a. a. O. 1886, 551.

29) Riedel, a. a. O. 126, 319, 456. Diese Methode des Feuerdrehens war auch früher in Deutschland nicht unbekannt. Heutzutage amüsieren die Schulbuben des Dorfes Burg im Spreewalde sich noch damit, auf diese Weise Feuer in die Schulbänke zu brennen; auch alte Hirten des wendischen Dorfes Schleife bedienen sich von Zeit zu Zeit dieser Methode (Verh. Berl. Anthr. Gesellsch. 1881, 132).

30) Sibree, Madagascar 207 bis 208.

31) Modigliani, Un viaggio a Nias 385.

32) Nach einem Exemplare im Ethnographischen Museum zu Amsterdam.

33) Van Hasselt, Midden Sumatra, Volksbeschryving. 177—178, Taf. 83, Fig. 12. (Nicht Figur 6, wie zitiert wird.)

34) Tjĕlĕtok. Grundwort tjetok = mal. tjatok; *mentjatok* = schnell oder mit einiger Kraft niederschlagen.

35) Katalog der ethnographischen Sammlung der Bataviaasch Genootschap van Kunsten van Wetenschappen. S. 56, Nr. 1120.

36) Skertchly, a. a. O. 450.

37) Schadenberg, a. a. O. 1886, 551.

38) Bastian, Reisen in Birma 418.

39) Riedel, a. a. O. 319, 429, 456.

40) Veth, Java I, 564.

41) De Sturler, Bydragen t. d. Kennis van het Palembangsch gebied 161.

42) Bischop Grevelink, Planten van Nederl. Indië 737.

43) Riedel, a. a. O. 126.

44) Netscher a. a. O. 138.

Capus über die Vielweiberei in Russisch-Turkestan.

Der französische Reisende G. Capus hat vor der französischen Anthropologischen Gesellschaft einen Vortrag über die Ursachen und Wirkungen der Vielweiberei und über die Bewegung der Bevölkerung im russischen Turkestan gehalten, dem wir die nachstehenden belangreichen Mitteilungen entnehmen[1]).

Während der Ursprung und die Ausübung der Vielweiberei bei den mohammedanischen Völkern Asiens mehr in das Gebiet der Sozialwissenschaft gehören, interessiert die Polygamie den Anthropologen durch die Wirkungen, welche sie auf die Bewegung der Bevölkerung und das Verhältnis der erzeugten Geschlechter ausübt. Dieses Verhältnis kann von vornherein und ohne besondere Prüfung als eine, wenn nicht als die erste Ursache der Ausübung der Vielweiberei betrachtet werden. Leider sind die statistischen Nachrichten über die Bewegung der eingeborenen Bevölkerung Mittelasiens, wenn auch amtlicher Natur, doch ziemlich unzuverlässig, was namentlich dem Widerstande der Eingeborenen bei der Aufnahme zuzuschreiben ist, da dieselben darin nur Mittel zur Besteuerung und Rekrutenaushebung erblicken. Der eingeborene Kirgise, Sarte, Tadschik, Ösbege u. s. w., gleichviel ob ansässig oder nomadisch, glaubt dem mit der Aufnahme betrauten Beamten eine geringere Anzahl männlicher Kinder angeben zu müssen. Trotz dieses bekannten Fehlers zeigen die statistischen Ergebnisse einen Überschuß männlicher Geburten und eine viel größere Anzahl erwachsener Männer als Frauen. Weniger in bezug auf genaue Zahlen als auf die Bedeutung der Bewegung der Bevölkerung können wir aus der Statistik einige Belehrung ziehen. Im Jahrbuch für Turkestan (1872) befindet sich eine Statistik der Eingeborenen der Provinzen Semiretschensk und Samarkand, die von den Herren Buniakowsky, Tschaikowsky und Virsky herrührt. Nach Buniakowsky betrugen die Geburten von drei, vorzugsweise von Kirgisen bewohnten Distrikten im Jahre 1868 Knaben: 9616 und Mädchen 8670, oder in Prozenten 53 und 47. Es kam auf 20 Köpfe der Gesamtbevölkerung jener drei Distrikte eine Geburt. In demselben Jahre zählte

---

1) Bull. soc. d'Anthropol. III. Série, Tome XII, p. 164.

man dort 17352 Todesfälle, einen auf je 21 Individuen, woraus sich ein Wachstum der Bevölkerung von 0,3 auf 100 ergiebt.

Indessen scheint diese Zahl noch ein klein wenig bedeutender zu sein. Die Geburtsziffer ist sehr stark, was, wie Buniakowsky bemerkt, in Übereinstimmung mit dem allgemeinen Gesetze steht, daß, je kultivierter ein Volk, desto geringer die Zahl der Geburten ist. Die Geburtsziffer bei den Kirgisen übersteigt sogar das Maximum in Europa, denn in dem in dieser Hinsicht hoch stehenden Rußland findet eine Geburt erst auf 23 Einwohner statt. Und diese selbe Ziffer ist auch, im Jahre 1868, bei der in Turkestan eingewanderten Bevölkerung ständig gewesen.

Bei den Kirgisen findet also ein sehr hoher Überschuß der männlichen Geburten gegenüber den weiblichen statt. Weit über das normale Verhältnis überwiegen auch die erwachsenen Männer die erwachsenen Frauen. Die Zählung von 1868 ergiebt folgendes:

Distrikte	Erw. Männer	Erw. Frauen
Wernoje	70796	61353
Kopal	60199	59416
Sergiopol	46850	43000
Issyk-Kul	25000	21000

Dieses ergiebt 55 Proz. Männer und 45 Proz. Frauen. Nach der Statistik von Tschaikowsky waren im Jahre 1869 im Distrikte Issyk-Kul 3295 Männer mehr als Frauen vorhanden. Auf 9908 Zeltbesitzer zählte man 10976 verheiratete Frauen, 12238 männliche und 7918 weibliche Kinder, also einen Überschuß von 4320 männlichen Kindern und unverheirateten Jünglingen. Für das Jahr 1872 giebt Virsky im Distrikt Samarkand bei einer Gesamtbevölkerung von 215563 ein mehr von 23093 Männern an, was wahrscheinlich noch zu gering ist. In der Stadt Taschkend beträgt die männliche Bevölkerung 54, die weibliche 46 Proz. Die Gesamtbevölkerung Turkestans im Jahre 1872 verteilte sich nach Buniakowsky annähernd auf 840000 männliche und 690000 weibliche Individuen.

Nach diesen Daten kann man also keineswegs behaupten, daß der gegenwärtige Zustand, die Polygamie unter den Mohammedanern Turkestans, durch einen Überschuß „unbenutzter“ Frauen begründet sei, wenn anstatt der Vielweiberei Monogamie herrschte. Es ergiebt sich aus der angeführten Statistik des Distriktes Issyk-Kul, daß, wenn von 9908 Zeltbesitzern oder Familienhäuptern nur 3000 bigam sind (man zählte dort 10976 verheiratete Frauen), 4976 verheiratete Frauen für 6908 Familienhäupter übrig bleiben, so daß 4976 monogam und 1032 unverheiratet waren. Die Ziffer von 3000 Bigamen ist aber nicht übertrieben.

Indessen findet man auch Ausnahmen von der allgemeinen Regel des Vorwiegens der Männer, veranlaßt durch den stärkeren „Verbrauch“ der letzteren in Kriegszeiten. So zählte der Distrikt Tokmak im Jahre 1868 auf 58682 Männer 64545 Frauen, dieses Weniger der Männer wurde nach Buniakowsky durch die inneren Fehden der Karakirgisen und deren Barantas oder Raubzüge veranlaßt. In früherer Zeit haben auf dem Boden Mittelasiens zahllose Revolutionen und Menschenschlächtereien stattgefunden, tausende von Kriegern sind in der Blüte der Jahre zu Grunde gegangen; dadurch erlangten die Frauen das numerische Übergewicht und dadurch wurde die von der Religion erlaubte Vielweiberei begünstigt. Aber dieses numerische Übergewicht der Frauen war nur vorübergehend, es schwand durch dieselben Ursachen, die noch heute wirken, nämlich durch die weit größere Sterblichkeit der weiblichen Individuen und das Vorwiegen der männlichen Geburten. Das Klima freilich hat sich nicht geändert, mit größerer politischer Beständigkeit sind die Sitten friedlicher geworden, aber die Lebensweise blieb dieselbe. Man denke daran, daß Dschingischan nicht damit zufrieden war, die Männer zu deportieren; er ließ oft Männer, Weiber und Kinder niedermetzeln. Und in Kaschgarien ist es bis in die letzte Zeit bei den Tarantschen, Dunganen und Chinesen nicht besser ergangen.

Es ist oft behauptet worden, Mittelasien sei früher weit dichter als heute bevölkert gewesen. Zur Begründung dieser Ansicht hat man die etwas sagenhaften Berichte mohammedanischer Geschichtschreiber angerufen; man hat auf die zahlreichen großen Ruinen im Becken des Syr-Darja, des Amu-Darja und des Murgab hingewiesen, man hat ferner die Spuren der großen alten Kanäle hervorgehoben, welche einst das heute von der Kultur verlassene Land bewässerten.

Capus glaubt nicht, daß diese Ansicht richtig ist, wofür er kurz folgendes anführt. Die mohammedanischen Geschichtschreiber haben übertrieben und die ungeheuren Heere, von denen sie sprechen, haben nicht existiert; sie konnten schon deshalb nicht existieren, weil nur eine kleine seßhafte, ackerbauende Bevölkerung vorhanden war, die zu ihrer Ernährung nicht ausgereicht haben würde. — Die Ruinen, welche einen sehr großen Flächenraum einnehmen, stammen aus ganz verschiedenen Zeitabschnitten, so die Ruinen des alten Merw, von Tschahr-i-Gulgula, von Termes, von Balch, von Samarkand 2c. Neue Städte wurde neben den alten und oft aus dem Material der letzteren erbaut. Es entstanden Aneinanderbauten, die oft einen Umfang von 50 bis 60 km aufweisen, so daß man an Städte von einer halben Million und mehr Einwohnern denken konnte, während es sich doch nur um eine Aufeinanderfolge von Städten von 50000 und 60000 Bewohnern handelte. Was die Spuren der alten Kanäle (aryks) betrifft, wie jene, die man in der Golodnaja-Steppe, zwischen dem Saraffschan und Syr-Darja, findet, oder die man nordöstlich von Taschkend sieht, an den Ufern des Amu-Darja u. s. w., so sind sie Zeugen einer ehemaligen seßhaften Bevölkerung, welche infolge eines wahrscheinlichen Wechsels der Flußläufe, einer Abspülung der Ufer u. s. w. ihre Wohnsitze änderte. Auch der Rückfall vom seßhaften, ackerbautreibenden Leben der Bevölkerung zu einem nomadischen, viehzüchtenden kann Ursache des Verfalls der Kanäle gewesen sein. Ein Beispiel aus der Neuzeit mit gleicher Ursache und gleicher Wirkung liefern uns die Turkmenen von Achal und von Merw.

Endlich muß man auch noch in Rechnung ziehen die thatsächliche Auswanderung zahlreicher alter Stämme, die früher als Ackerbauer in der Ebene oder deren Nähe seßhaft waren und die man heute in den Schluchten und schwer zugängigen Thälern des Hindu-Kusch und des Tian-Schan wiederfindet.

Um nun auf die Ursachen der Polygamie zurückzukommen, so scheint es zunächst, daß, wenn die Anfangsursachen aufgehört zu wirken oder nur noch auf einem Dogma ohne praktische Anwendung beruht hätten, die Polygamie erloschen und in der Praxis durch die Monogamie ersetzt worden wäre, wie dieses bei andern mohammedanischen Völkern unter gleichen Umständen der Fall gewesen ist, so z. B. bei den Wachis. Die Wachis sind arm und mit Ausnahme der Häuptlinge meist monogam, denn sie haben kein Geld, um sich mehrere Frauen zu kaufen. Die Kafirs sind keine Mohammedaner, sie nehmen soviel Frauen, wie sie ernähren können; es ist dieses also eine Vermögensfrage. Und so ist es bei allen mohammedanischen Völkerschaften Mittelasiens, wo der Eingeborene das Weib kauft, indem er dem Schwiegervater den Kalim übergiebt und zwar soviel Weiber, als ihm sein Geldbeutel erlaubt. Man entschuldige den trivialen Vergleich: es wirken hierbei dieselben Ursachen, als wenn bei uns der Bauer ein oder mehrere Arbeitspferde kauft oder der Reiche Wagen- und Luxuspferde. Die gegenwärtigen Ursachen der Viel-

weiberei beruhen daher in der ungleichen Verteilung des Vermögens und dem untergeordneten gesellschaftlichen Zustande der Frau bei den Mohammedanern. Bei den Armen ist die Frau zunächst ein Arbeitsgeschöpf, das er gebraucht und mißbraucht. Beim Reichen ist sie ein Luxusgegenstand. Sein Harem (Anderum) wird oft zu einer Art von Museum, das er mit wilder Eifersucht bewacht. Dieses ist nun allerdings nicht die Regel, weil Reichtum eine Ausnahme ist, aber es genügt, die Regel und die Ausnahme anzudeuten, um die Rolle zu zeigen, welche die Frau in einer Gesellschaft spielt, wie sie uns die polygamen Völker Mittelasiens heute zeigt.

J. Cholets Reise auf dem Sangha.

J. Cholet, der Administrator der französischen Congokolonie, der nicht nur seinem Vaterlande, sondern auch der geographischen Wissenschaft durch seine langjährigen Forschungen zwischen Ogowe und Congo, namentlich im Niari-Gebiet zwischen Loango und Stanley Pool, wesentliche Dienste geleistet hat, berichtete in der Pariser Geographischen Gesellschaft vom 7. November 1890 über seine Forschungsreise, die dem Sanghafluß, einem bedeutenden Zufluß des Congo galt, in welchen sich derselbe auf ungefähr 1° südl. Breite zwischen den Mündungen des Alima und Ubangi ergießt. Hier hatte Frankreich früher den sehr wichtigen Posten Bonga, der heute verlassen ist und wo nur mehr eine Fakterei des Hauses Daumas und Cie. anzutreffen ist. Die Expedition konnte am 30. März 1890 von Bonga aus die Bergfahrt beginnen.

Der Sangha ist an der schmalsten Stelle 300 m, häufig aber 2 km und darüber breit. Sein Bett ist mit Inseln und Sandbänken angefüllt und die letzteren waren während des herrschenden niederen Wasserstandes mit Flußpferden buchstäblich bedeckt. Die Ufer des Sangha sind in seinem Unterlaufe flach und sumpfig, man verkehrt nur zu Wasser; die Dörfer liegen weit ab vom Ufer an kleinen Kanälen, die absichtlich mit Baumstämmen versperrt sind aus Furcht vor den Ubangi-Leuten, die ihre Razzien bis hierher ausdehnen. Bewohnt ist dieser Teil von den Afuru, einem Händlervolke, das den Sangha hinauffährt, um dort von den Eingeborenen Elfenbein einzuhandeln und es dann in Bonga an das Haus Daumas und Cie., oder in Bolobo im Congostaate oder auch am Stanley Pool zu verkaufen.

An seinem Mittellaufe sind die Ufer höher, die Dörfer liegen am Wasser und bilden eine große Straße längs des Flusses. Hier wohnen die Businde, welche weniger auf dem Wasser zu Hause sind. Sie reisen über Land und haben mit den Ridomba des Ogowe und den Pahuin Verbindung, was leicht an ihren Waffen und Schmuckperlen zu erkennen ist, die alle von einer Form sind, wie sie nur am Ogowe und nördlich von Gabun verkauft werden. Sie haben etwas Elfenbein, das sie theils erjagen, theils im Inneren einhandeln.

Der Oberlauf des Sangha, soweit Cholet ihn erreichen konnte, ist von den Bafanga, einem reichen und mächtigen Stamme, bewohnt. Ihre Dörfer liegen auf Inseln, ihre Hütten sind nicht kleine Negerhütten, sondern große geschlossene Schuppen, um welche herum die Zimmer liegen. Die Hütte des bedeutendsten Häuptlings, Minganga vom Dorf Uoso, war 40 m lang, 18 m breit und 7 m hoch. Die Stämme aus dem Inneren verkaufen hier ihr Elfenbein an die Afuru, und trotz der Abgaben, die sie hin und wieder an die Häuptlinge entrichten, bei welchen sie ihre Handelsgeschäfte abwickeln, ist das Elfenbein doch um einen wahrhaft lächerlichen Preis zu haben. Bei Uoso empfängt der Sangha einen bedeutenden Nebenfluß, den N'Goko, und nimmt selbst den Namen Masa an. Zweimal versuchte Cholet, den Masa, der hier noch 1800 m breit war, weiter hinauf zu befahren, allein die Sandbänke zwangen ihn zur Umkehr. Die Ufer waren hier niedrig, weit und breit keine Berge zu sehen und aus der Größe des Flußbettes konnte man schließen, daß der Fluß bei Hochwasser (Mitte Juli bis Mitte November) noch weit, wahrscheinlich nach Norden zu, befahren werden kann.

Da der Masa nicht zu befahren war, so ging Cholet den N'Goko aufwärts und nun veränderte sich die Landschaft vollständig. Das Flußbett ist enge, höchstens 200 m breit und zu beiden Seiten zeigen sich hohe bewaldete Berge, Elefanten waren häufig und täglich sah man welche baden. Die Bevölkerung wohnt abseits vom Flusse, nur drei Dörfer, die dem Häuptling Minganga von Uoso gehören, liegen auf Inseln. Beim obersten dieser Dörfer erhält der N'Goko östlich einen Zufluß, den Mangango, 100 m breit, dessen Stromschnellen und Sandbänke aber schon nach $1\frac{1}{2}$ Stunden die Weiterfahrt unmöglich machten. Der N'Goko selbst wechselt hier seinen Namen in „Monba". Vielfach gekrümmt fließt er zwischen hohen Bergen und bildet kleine Inseln und Stromschnellen.

Von diesem Zufluß an, der am 9. Mai erreicht wurde, war keine Spur von Bewohnern mehr zu sehen, keine Bahn, kein Bauholz, keine Anpflanzung, kein verlassenes Dorf, kein Fußweg, der nach dem Flusse geführt hätte, nicht einmal Feuerreste. Elefanten, Flußpferde und wilde Ochsen sind hier die Herren und große Flächen zwischen den Bergen sind hier derartig von ihnen zertreten, daß sie dem Hofe eines Bauernanwesens gleichen.

Es fingen nun die Lebensmittel für die Leute an knapp zu werden, der Fluß verengte sich und wurde immer schwieriger

zu befahren und überdies nahm er eine Richtung, die auf deutsches Gebiet führen konnte. (In der That hört auf der Karte die Darstellung der Reise genau da auf, wo die deutsche Grenze beginnt! D. R.) Am 15. Mai wurde also die Weiterfahrt aufgegeben und die Rückfahrt angetreten, am 31. wurde Bonga und am 11. Juni der Ausgangspunkt, Brazzaville, wieder erreicht.

Die Reisenden wurden überall am Sangha gut aufgenommen und erhielten leicht alles, was sie brauchten, wenn der erste Schreck bei Leuten, die noch nie Weiße gesehen hatten, überwunden war. Die Bewohner haben keinen Verkehr mit den Ubangi-Leuten, die sie nur vom Hörensagen kennen, sie sind auch keine Menschenfresser. Ihren Waffen, ihrer Sprache und ihren Tänzen nach nähern sie sich den Pahuin und Ubombo. Das Land ist reich an Elfenbein, auch Kautschuk wird gefunden. (Nach Compte Rendu d. l. soc. géogr. 1890, S. 459.)

Für unsre deutsche Kolonie in Kamerun ist diese Reise auch von Wichtigkeit, da dieselbe bis dicht an deren Ostgrenzen führt, von der aus sich leicht Handelsbeziehungen nach dem französischen Congo hin gestalten können. Von dieser Seite aus suchen uns die Franzosen hier das Hinterland Kameruns abzuschneiden, wie andrerseits im Norden die Engländer eine gleiche Thätigkeit entwickeln.

Vordiluviale Glacialerscheinungen.

Im laufenden Bande der „Nature" (S. 104) bringt Hans Reusch, Direktor der norwegischen geologischen Landesanstalt, folgende überraschende Notiz über das Vorkommen vordiluvialer Moränenablagerungen auf der skandinavischen Halbinsel. — Am inneren Varanger Fjord (norwegisch Lappland) besitzen horizontal lagernde paläozoische Sandsteine mit konglomeratartigen Einlagerungen eine große Verbreitung. Das Material der 50 m Mächtigkeit erreichenden Konglomerate besteht aus allerlei archäischen Gesteinen und zeigt nicht die übliche Rundung der Flutschuttbildungen, sondern ist nur schwach abgerundet, kantenbestoßen; überdies gewahrt man an einem Teile der Geschiebe, an dolomitischen Kalksteinen, jene deutliche Schrammung und Kritzelung, wie sie für Glacialschutt charakteristisch ist. An einer Stelle, wo günstige Entblößungen die Untersuchung des Untergrundes dieser Konglomerate ermöglichten, zeigte sich derselbe gefurcht und geschrammt. Die harten Sandsteine mitsamt den Konglomeraten rechnen die skandinavischen Geologen aber zum Perm, Reusch ist geneigt, denselben sogar silurisches Alter zuzuschreiben.

Es wird nicht leicht sein, die Zugehörigkeit dieser Konglomerate zu Glacialbildungen zu leugnen, zumal Reusch die betreffenden Belegstücke seinen übrigen nordischen Kollegen vorgelegt hat, welche ganz mit seiner Auffassung übereinstimmen.

Die große Bedeutung dieses Fundes für unsere Erdgeschichte liegt hauptsächlich darin, daß er nicht der erste dieser Art ist, vielmehr die Bestätigung liefert für die nicht geringe Verbreitung von paläozoischen konglomeratischen Bildungen, welche mit Merkmalen behaftet sind, die uns sonst zur Erkennung von Glacialbildungen dienen.

Früher schon sind uns aus Südafrika ähnliche Ablagerungen durch A. Schencks genaue Untersuchungen bekannt geworden. In den Verhandlungen des achten deutschen Geographentages finden wir die Resultate derselben, wie folgt, zusammengefaßt. „Im Bereiche der Karrooformation, welche etwa die Zeit vom oberen Karbon bis in die Trias umfaßt, treten alte Konglomerate (Dwyka-Konglomerat, Vaal-Konglomerat) auf, welche sowohl durch ihre ganze Struktur wie auch durch die eingeschlossenen gekritzten Geschiebe und durch ihre geglättete und geschrammte Unterlage sehr an solche Ablagerungen erinnern, die wir als typisch glaciale ansehen." — Schon vordem aber ist über Bildungen vom Habitus des Moränenschuttes aus etwa gleichalterigen Schichtenkomplexen Englands, Kanadas und des Himalaya berichtet worden.

Auffallenderweise hat man diesen überaus merkwürdigen Ablagerungen bisher nicht die gebührende Beachtung geschenkt, welche sie verdienen. Will man sie aber den sogenannten Pseudoglacialbildungen zuweisen, wie es in der That geschehen, so folgt weiter daraus, daß Kritzung und Schrammung der Geschiebe, Glättung und Polierung des Untergrundes, welche bei diesen Konglomeraten ebenso charakteristisch auftreten, wie bei zweifellosem Glacialschutt, nicht mehr als hervorstechendstes Charakteristikum für letzteren angesehen werden dürfen — oder aber man erkennt diese Geröllmassen der paläozoischen Periode als Glacialbildungen an, dann müßte man das Auftreten von Kälteperioden auch in den weit zurückliegenden Zeiten unserer Erdgeschichte zugeben. Mit letzteren Schlußfolgerungen würden die Vermutungen einiger Paläontologen übereinstimmen. A. Sauer.

Auf Japanische Art.

Es ist eine bekannte Erzählung, daß, als Europäer zuerst einem japanischen Diener eine zugekorkte Flasche und einen Pfropfenzieher zum Öffnen derselben übergaben, der Japaner das Instrument mit der einen Hand festhielt und mit der andern den Kork in dasselbe hineindrehte, also umgekehrt wie wir es machen. Die Erzählung scheint wahr zu sein, denn noch heute kann man im Innern des Landes beobachten, daß die dienstbaren Geister die ihnen von Europäern übergebenen Flaschen in der erwähnten Art öffnen. Dieser Unterschied in der Handhabung vieler Dinge erstreckt sich aber weiter und zeigt, daß beim Japaner sehr häufig eine Anschauung herrscht, die von der unsrigen grundverschieden ist. Japanische Bücher beginnen mit dem, was wir den Schluß nennen; die Zeilen gehen von oben nach unten und nicht in wagrechter Reihe, wie bei uns. Unsre Fußnoten stehen oben an der Seite. Die Briefe sind in gleicher Weise in Zeilen von oben nach unten geschrieben, einseitig und auf einem Stücke Papier, das von einer Rolle abgezogen wird. Die Briefmarke wird nicht wie bei uns auf die Hauptseite des Briefes geklebt, sondern auf den Verschluß, was übrigens in Österreich auch oft geschieht. Die Adresse wird wiederum umgekehrt wie bei uns geschrieben. Ein Japaner wird adressieren: Deutschland, Berlin, Breitestraße, Müller August Doktor. Das letztere erklärt sich dadurch, daß der Japaner stets den Familiennamen vorsetzt, dann den individuellen, entsprechend unserm Taufnamen, endlich den Titel.

Betrachten wir die Handwerker, so erblicken wir auch vieles, was uns „japanisch" vorkommt. Der Zimmermann hobelt auf sich zu, statt von sich fort, wie unsre Handwerker. Karten werden nach rechts herum gegeben und das Spiel folgt auch in dieser Richtung, nicht nach links, wie bei uns. In einem Wirtshause angelangt, gebt ihr das Trinkgeld bei der Ankunft dem Diener, nicht bei der Abreise; die kleinen Kinder trägt man nicht auf dem Arme, sondern auf dem Rücken. Brennende Kerzen werden nie ausgepustet, sondern mit dem Fächer oder dem Luftzug, der durch die Hand verursacht wird, gelöscht. Der Buchführer schreibt zuerst die Geldsumme in sein Buch und hinter diese den Gegenstand, für den sie gezahlt wurde. Wir bevorzugen warme Speisen und kalte Getränke; der Japaner liebt es umgekehrt. Wappen bringen wir auf Geräten und an Möbeln an; der Japaner trägt sie auf der Kleidung. Pferde werden in Japan von der rechten Seite bestiegen; die Mähne ist aber nach der

linken gekämmt. Im Stalle stehen die Pferde mit dem Kopfe nach der Thüre zu, also umgekehrt wie bei uns. Nie wird man sehen, daß ein Japaner sein Boot am Vorderteil nach sich zieht, sondern stets am Stern. Bauen sie ein Haus, so errichten sie zuerst das Dach.

In Japan findet man sehr gutes Porzellan; doch genießt man nur wenig daraus und zieht es vor, die Speisen in den schön lackierten Holzgeräten aufzutragen, die weniger leicht brechen. Manches könnten wir uns aneignen, so z. B. die Bezeichnung kleiner Kinder in volkreichen Städten mit Tafeln, auf denen ihr Name und Wohnort geschrieben ist. Verlieren sie sich, so werden sie schnell zurückgebracht. Der Japaner wird als ein Jahr alt bezeichnet am letzten Tage des Jahres, in dem er geboren ist; am ersten Tage des folgenden Jahres heißt es schon, er sei zwei Jahre alt. Wird daher ein Kind am 31. Dezember geboren, so ist es am 1. Januar schon zwei Jahre alt. Wie bei vielen Völkern die Gemütsäußerungen und Geberden anders sind als bei uns, so auch bei den Japanern; er winkt z. B. in der Art, daß wir glauben, wir sollen uns entfernen. Es nähern sich zwei Jinrikischas, welche in Japan die Droschken vertreten, einander; der eine Mann winkt mit der Hand nach rechts und nun glaubt ihr, daß der Entgegenkommende diese Seite fahren soll. Es ist aber umgekehrt, der Winkende will rechts fahren. Und so lassen sich noch Hunderte von Unterschieden aufzählen, die namentlich dem neuen Ankömmling in Japan auffallen, so daß dieser, wenn er etwas nachdenkt, zu der Frage veranlaßt wird: Wer hat recht?

Der Japaner denkt gerade so wie der Europäer, daß seine Art die richtige ist. Ein bestimmtes Gesetz für alle giebt es in solchen Beziehungen nicht. Neben dem Gemeinschaftlichen, was die Völker und Rassen verbindet, ist aber stets auch das Trennende und Unterscheidende hervorzuheben. Ohne dieses zu beachten, giebt es keine gerechte Beurteilung und wir kommen zu Schablonenansichten, die im praktischen Verkehr mit fremden Völkern nur Unheil verursachen.

Bücherschau.

Dr. Hans Meyer, Ostafrikanische Gletscherfahrten. Forschungsreisen im Kilimandscharogebiet. Mit 3 Karten, 20 Tafeln in Heliogravüre und Lichtdruck und 19 Textbildern. Leipzig, Duncker und Humblot, 1890. 376 Seiten. Geheftet 20 *M*.

Ehe wir das Durchlesen dieses in vornehmem Gewande auftretenden Werkes begannen, verglichen wir die demselben beigegebene große Karte des Kilimandscharo im Maßstabe 1:250000 von Bruno Hassenstein mit der von demselben Meister vor fast 30 Jahren gezeichneten Kilimandscharokarte zu dem Deckenschen Reisewerke, die genau halb so groß ist. Der Vergleich ergab, daß damals schon in den Hauptzügen und vielen Einzelheiten die deutsche Forschung und Kartographie Vorzügliches geleistet hat. Aber trotzdem — welcher Fortschritt offenbart sich in dem Meyerschen Werke gegenüber Decken und allen übrigen Vorgängern! Er darf das stolze Wort The Kilimandscharo is settled in Anlehnung an Spekes bekannte Äußerung ruhig aussprechen; er hat dieses Ziel durch zähes Ausharren auf seiner dritten, demselben Gegenstande gewidmeten Reise erreicht, die hier in dem vorliegenden Buche geschildert wird, das auch als Musterleistung schöner Darstellung bei allem wissenschaftlichen Gehalte hervorgehoben zu werden verdient. Ja, oft werden diese Schilderungen geradezu poetisch: „Die Südwestseite des Eisdoms leuchtete im Glanze der tiefstehenden Sonne in rotgelben Tönen. Die höher oben am Kegel abbrechende östliche Eisdecke lag in tiefblauem Schatten. Schwarzbraune Felspartieen durchbrechen den geheimnisvoll flimmernden Eismantel, wie im Hermelinmantel eines Königs die weiße Pelzfläche von schwarzen Fellspitzen durchbrochen wird. Und wo wäre ein König, dem solcher Schmuck mehr gebührte, als dem König der afrikanischen Berge, dem Kilimandscharo? Seine Füße ruhen auf dem Samtteppich der oberen Grasflächen und durch den dunkelgrünen Urwald steigen die Stufen seines Thrones herab zu den Menschen, die vor solcher Majestät in Ehrfurcht stehen."

Wenn auch durch Vorträge und vorläufige Mitteilungen Meyers endgültige Bezwingung des Kilimandscharo schon in ihren Hauptzügen bekannt ist, erhalten wir doch erst hier die fruchtreiche Gesamtschilderung des Doppelberges, „des runden weißen Kibo und des zackigen, dunklen Mawensi"; wir folgen dem Reisenden durch die in ihrer Vegetation eingehend geschilderte Steppe, durch den bei steter Feuchtigkeit in großartiger Üppigkeit entwickelten Urwald, hinauf zum Schnee und zum Gletscher, die allerdings nur eine geringe Ähnlichkeit mit der Eisbedeckung unsrer Alpengipfel zeigen, da ein eigentliches Firnreservoir fehlt und das Eis sich ohne Sammelbecken an den Flanken des Berges bildet. Am 3. Oktober 1889 hatte Dr. Hans Meyer, was ihm 1887 nicht gelang, den höchsten verwitterten Lavagipfel an dem 2000 m Durchmesser haltenden, schneeerfüllten Krater erklommen und dort die deutsche Flagge gehißt. Frohlockend rief er: „Mit dem Recht des ersten Ersteigers taufe ich diese bisher unbekannte, namenlose Spitze des Kibo, den höchsten Punkt afrikanischer und deutscher Erde: Kaiser-Wilhelm-Spitze." Und der höchste Lavastein, den Meyer von dort mitnahm, liegt heute als Briefbeschwerer auf dem Schreibtische des Kaisers.

Das Werk enthält außer der den Verfasser im liebenswürdigsten Lichte erscheinenlassenden Reisebeschreibung eine zusammenfassende Geschichte der Kilimandscharoforschung, wobei scharfe Kritik an den Bergbesteigungen der Herren Johnston und Ehlers geübt wird; es werden in sachlicher und von Übertreibungen freier Art die wirtschaftlichen Verhältnisse Deutsch-Ostafrikas erörtert; die Vegetation mit ihren ursächlichen Bedingungen wird, fast wie von einem Pflanzengeographen von Fach, geschildert und den geologischen und Eisverhältnissen besondere Aufmerksamkeit gewidmet. Ein zusammenfassendes geographisches Bild fehlt nicht, und Spezialforscher geben uns Auskunft über die Gesteine, Flechten, Moose und Insekten des Berges. Höhenberechnungen und eine Übersicht der Kilimandscharolitteratur machen den Schluß.

Außer dem Bergriesen, dessen Nord- und Ostseite noch näher zu erforschen bleiben, giebt uns Meyer zum erstenmal in diesem Werke eine Schilderung des Berglandes Ugueno, das 1862 nur flüchtig von Otto Kersten an seiner Ostseite gestreift wurde. Nicht vulkanisch, wie der Kilimandscharo, ist es ein Gneisgebirge, das in dem schön geformten, 2000 m hohen Gamualla gipfelt. Es ist eine fruchtbare Landschaft, welche zu den aussichtsvollen Gebieten der deutsch-ostafrikanischen Besitzungen gehört. Die Einwohner, die Wagueno, sind ein arbeitsamer, Ackerbau treibender und Eisen schmelzender Stamm, der, was in Afrika sehr selten, die Errichtung regelrechter Meiler zur Kohlenerzeugung kennt. Hier giebt Meyer auch ethnographische Erkundigungen, die sonst in dem Buche zurücktreten.

Wir haben das Buch ein vornehmes genannt; es ist es nicht nur nach seinem Inhalt, sondern auch nach seiner Ausstattung. Die Karten zeigen gleich Hassensteins Meisterhand, und auch ein Meister, der Alpenmaler Compton in München, zeichnete nach Meyers Photographieen und Skizzen die zahlreichen landschaftlichen Abbildungen, die teilweise wie Radierungen wirken.

R. Andree.

Dr. Oskar Drude, Handbuch der Pflanzengeographie. Mit 4 Karten u. 3 Abbildungen. Stuttgart, Engelhorn, 1890. 582 S.

Wer seit 1878 die pflanzengeographischen Berichte in Behm-Wagners geographischem Jahrbuche gelesen, deren Verf. Prof. O. Drude in Dresden ist, und ferner in der Neubearbeitung von Berghaus physikalischem Atlas die der Pflanzenverbreitung gewidmeten Tafeln desselben Gelehrten studiert hatte, dem mußte es klar sein, daß Drude der ganz geeignete Mann war, um ein Handbuch der Pflanzengeographie, wie das vorliegende, zu schreiben. Eine selbständige Arbeit aus einem Gusse, in welcher nicht nur die Hauptdisziplin, sondern auch, was der Geograph angenehm empfindet, alle Nachbarwissenschaften, die herangezogen werden mußten, vortrefflich beherrscht werden.

„Hoch und frei stehen die wissenschaftlichen Ziele der Pflanzengeographie da, als Ergründung der Kausalität in der Verbreitungsgeschichte der Pflanzenwelt und als Ergründung der Wechselbeziehungen zwischen Landesnatur und Vegetationsteppich, innig angeschlossen an umfangreiche Materien der botanischen Systematik, Physiologie und besonders Biologie und der

anderweiten Disziplinen der physischen Erdkunde, zu deren Gliede sich die Pflanzengeographie selbständig ausgestaltet. In dieser freien Entwickelung richtet sie ihr eigenes Lehrgebäude auf und die zahllosen Gegenstände, welche der vergleichenden Pflanzengeographie aus allen Teilen der Erde zufließen, erhalten hier erst den richtigen Platz angewiesen, ihre Bedeutung für das Allgemeine erst hier klargestellt."

Der Inhalt des Drudeschen Werkes gliedert sich folgendermaßen: Begriff und Aufgabe der Pflanzengeographie, deren Richtungen und ihre Stellung zur physikalischen Geographie — dieses als Einleitung. Darauf wird die geographische Biologie der Pflanzen abgehandelt, wobei die Wirkungen des Klimas, die Orographie mit ihren Beziehungen zur Pflanzenwelt, die biologische Verschiedenheit der Organisation (Vegetationsformen und Vegetationszonen) zur Besprechung gelangen. Nun folgt der geologische Teil, d. h. die Entwickelung der gegenwärtig abgesonderten Areale, die Bevölkerung der Florenreiche durch hervorragende Gruppen des Pflanzensystems, wobei als Beispiele einige Familien (Palmen, Coniferen, Cupuliferen, Ericaceen u. s. w.) näher behandelt werden. Die pflanzengeographische Physiogomik, in der uns die gesellschaftlich vorkommenden Formen vorgeführt werden, mit den Schilderungen der verschiedenen Waldformationen, den Grasflur- und Staudenformationen, den Moos- und Flechtenformationen, den ozeanischen Formationen, bildet denjenigen Teil des Werkes, welcher den weniger botanisch gebildeten Geographen am meisten anzieht. Zum Schlusse folgen die pflanzengeographischen Regionen und eine Karte der Florenreiche der Erde, gezeichnet auf Grundlage von W. Köppens Wärmegürteln. Reiche Litteraturangaben ermöglichen es, da, wo das Werk Drudes selbst nicht auszureichen scheint, sich weiter zu unterrichten. F. K.

G. Gürich, Geologische Übersichtskarte von Schlesien, 1:400000, nebst Erläuterungen. 194 S. Breslau 1890. Kerns Verlag.

Die Karte entsprang dem Bedürfnisse, Fachgeologen einen Überblick, einheimischen Freunden der Geologie einen Leitfaden und Führer für das Gebiet Schlesiens zu verschaffen. Deshalb wurde dem Herausgeber der Karte auch die Unterstützung der schlesischen Gesellschaft für vaterländische Kultur zu teil. Als wesentliche Grundlage diente die von Beyrich, G. Rose, J. Roth und Runge ausgeführte karthographische Aufnahme von Niederschlesien aus dem Jahre 1867 und die unter Leitung sowie persönlicher Beteiligung von F. Römer 1869 vollendete Kartierung von Oberschlesien. — Die seit 1882 in Schlesien in Thätigkeit getretene kgl. pr. geologische Landesaufnahme wird viele neue und wichtige Ergebnisse für die Geologie des Gebietes zu Tage fördern, und wohl insbesondere Klarheit in die ebenso interessanten wie komplizierten Verbands- und Lagerungsverhältnisse sowie die Gliederung des Grundgebirges zu bringen haben, doch schreitet dieselbe zu langsam vor, um bis auf längere Zeit einen geologischen Überblick wie den vorliegenden entbehrlich und überholt erscheinen zu lassen.

Sehr verdienstlich ist es vom Verfasser, daß zum geologischen Verständnis von Nieder- und Oberschlesien die Landesgrenze beträchtlich überschritten wurde und die anliegenden Teile von Österreich und Polen mit zur Darstellung gelangten. Auf diese Weise gewährt die Karte in der That einen recht befriedigenden Gesamtüberblick über die beiden in geologischer Hinsicht so vielfach von einander abweichenden Gebietsteile Nieder- und Oberschlesien, von denen ersteres im allgemeinen durch Massenentwickelung altkrystalliner Schicht- und Eruptivgesteine, durch fast ausschließliches Vorherrschen der Flötzformationen (Carbon, Trias, Jura, Tertiär) sich auszeichnet, während in dem weiten dazwischen liegenden Gebiete die Diluvialformation zu fast ausschließlicher Herrschaft als Oberflächenbildner gelangte, nur hier und da von Durchragungen älterer Gesteine unterbrochen.

Auf der Karte wurden überhaupt farbig unterschieden: Granit, Granitit, Serpentin, Gabbro, Melaphyr, Porphyr, Basalt, Phonolith, Gneis, Glimmerschiefer, Amphibolit, Silur, kristalliner Kalkstein, Devon, Kulm, Kohlenkalk, productives Karbon, Rotliegendes, Zechstein, Buntsandstein, Muschelkalk, Keuper, brauner Jura, weißer Jura, untere Kreide, Cenoman, obere Kreide, Eocän, Braunkohlenformation, Miocän, Löß, glaciales Diluvium, Alluvium — wie man sieht, eine recht stattliche Reihe von Gesteinen und Formationsgliedern.

Ein knapper erläuternder Text vermittelt in zweckentsprechender Weise (auch mit den nötigen Litteraturnachweisungen versehen) das nähere Verständnis der kartographischen Übersicht. Im Kapitel über Diluvium wirkt störend und sicherlich auf einen Teil der Leser der Karte verwirrend, daß Verf. mit bezug auf Entstehung des glacialen Diluviums die glücklich überwundene Drifttheorie wieder zu Ehren zu bringen sucht. Wenigstens hätte er dazu bemerken sollen, daß diese Theorie gegenwärtig nur noch wenige Vertreter besitzt und das meist unter den Geologen, die sich nicht eingehender mit Diluvialfragen zu beschäftigen pflegen. A. Sauer.

Dr. Čeněk Zíbrt, Myslivecké pověry a čáry za starých časů v Čechách. Příspěvek ke kulturním dějinám českým. — (Weidmannsglauben und Zaubereien in alten Zeiten bei den Tschechen. Ein Beitrag zur tschechischen Kulturgeschichte, gesammelt von —. Písek 1889. 67 S. 8⁰. Verlag von V. Šimek.)

Der Name Zíbrt, nach deutscher Schreibweise Siebert, hat mit einer tendenziösen Slavisierung nichts zu schaffen. Der Urgroßvater des Dr. Zíbrt mag als Handwerker oder als Landmann unter den Tschechen sich angesiedelt haben und die Schreibung Zíbrt geht bloß auf die phonetische Wiedergabe des Wortes zurück. Zíbrt ist ein emsiger Freund litterarhistorischer Forschung. Er sammelt nicht als Folklorist im Volke, sondern stöbert sein Material in alten, seltenen Druckwerken und noch selteneren Handschriften auf, ordnet es fein säuberlich, versieht es mit mehr oder weniger zufällig aufgelesenen und zusammengetragenen Parallelen und läßt es drucken. Zíbrt stellte sein Büchlein aus zwei gedruckten Texten zusammen, wovon der eine in der Zeitschrift des tschechischen Museums 1854 und der zweite in den „Jägerunterhaltungen" (čech. 1864) erschienen ist. Der letztere stammt aus einer im Jahre 1657 verfaßten und im Jahre 1780 in Böhmisch-Kamnitz neu abgeschriebenen Handschrift. Ferner standen ihm zur Verfügung zwei ungedruckte Quellen, eine Handschrift aus der zweiten Hälfte des 17. Jahrhunderts und eine aus dem Jahre 1779. Die zweite hat einen ausführlichen Titel: „Sehr schöne Beschreibung gegen Waffen" u. s. w., der unzweifelhaft bloß die Übersetzung eines gleichlautenden Titels einer deutschen gedruckten oder ungedruckten Vorlage ist. Zwei Aufgaben lagen dem Herausgeber zu lösen ob: 1) Die Quellen seiner handschriftlichen Vorlagen aufzufinden und 2) festzustellen, was das tschechische Bauernvolk thatsächlich an Jägerglauben und einschlägigen Überlieferungen besitzt. Dann wäre seine Arbeit eine wertvolle Bereicherung unsrer Wissenschaft gewesen. Er hat aber diese Aufgaben gar nicht berührt. Was uns das Büchlein bringt, findet sich so gut wie ausnahmslos in ähnlichen lateinischen und deutschen Büchern und wir sind nicht mehr berechtigt, den Inhalt dieses Werkchens als Beitrag zur tschechischen Kulturgeschichte, als den Träger des Namens Zíbrt als einen Urtschechen anzusehen! Wichtig und verdienstvoll ist die Arbeit Dr. Zíbrt's dennoch, denn sie lehrt uns die altbekannte Thatsache neuerdings, daß der sogenannte mittelalterliche Köhlerglaube durch eigene Übersetzungen und Sammlungen auch handschriftlich den kleineren slavischen Völkerschaften vielfach zugeführt wurde. Die Hauptsache ist aber noch größtenteils namentlich bei den Tschechen zu leisten: Genaueste und gewissenhafteste Ermittelungen über den wirklichen Volksglauben anzustellen. Manche gute Vorarbeit ist schon bei ihnen zu verzeichnen, an Folkloristen aber, wie solche bei den Polen und Russen sich finden, ist das Tschechenvolk arm. Dr. Friedr. S. Krauß.

Aus allen Erdteilen.

— Die Frühreife der Hindumädchen ist bisher bedeutend überschätzt worden. Noch Ploß (Das Weib I, 133) führt nach Hinduquellen das zehnte Lebensjahr an; daß dieses unrichtig, erfahren wir durch einen Vortrag, welchen Frau Dr. med. Pechey-Phipson am 11. Oktober 1890 in Bombay hielt. Auch sie kam mit dem Glauben nach Indien, daß die Hindumädchen früher reif würden als die europäischen, fand aber bei ihrer ausgedehnten Praxis in Hindufamilien bald, daß dieses ein Irrtum sei. Im Gegenteil, ein Hindumädchen von 15 Jahren steht in bezug auf physische Entwickelung einem englischen Mädchen von 12 Jahren gleich. Die Reife tritt später ein, als bei europäischen Mädchen.

— Die Altersfolge der Feuerzeuge. Die in dieser Nummer des Globus mitgeteilte Abhandlung des Herrn Pleyte giebt in dankenswerter Weise und ausführlicher, als es bis jetzt irgendwo geschehen, eine Übersicht über die im malayischen Archipel angewendeten Arten des Feuermachens. Es wäre zu wünschen, daß andere geographische Provinzen in ähnlicher Weise bezüglich der Arten der Feuerbereitung bearbeitet würden. Was die Altersfolge der verschiedenen Feuerzeuge betrifft, so giebt Herr Pleyte dem „Schlagen" mittels Stein den Vorzug vor dem Bohren. Er stützt sich dabei auf die Thatsache, daß Bambu, mit Steinäxten behauen, Funken giebt und daß schon in prähistorischen Gräbern der Bronzezeit Schwefelkiesknollen (Pyrit) gefunden wurden, die zum Feuerschlagen gedient haben mögen. Diese Annahme der Altersfolge, welche Herr Pleyte aufstellt, steht jedoch im Widerspruche mit dem, was nicht ohne gute Gründe bisher Geltung hatte, nämlich, daß das Feuerbohren mit zwei Holzstücken die ältere Methode, das Schlagen mit dem Stein die jüngere sei. Am ausführlichsten hat die Sache E. B. Tylor in seinem klassischen Researches into the early history of Mankind 1865, Seite 228 bis 259 behandelt, wo er zu dem Schlusse kommt, daß die Methode des Bohrens oder Reibens die ältere sei. Zu demselben Ergebnisse gelangte kürzlich auch Walter Hough in seiner mit Abbildungen versehenen Abhandlung Aboriginal Fire-Making im American Anthropologist III, 359—371. Ebenso Peschel in seiner Völkerkunde 147.

— In Kanada besteht seit 1889 ein Gesetz, daß jeder Familie, in der mehr als 12 Kinder aus einer Ehe geboren worden sind, 100 Acker Regierungsland unentgeltlich verliehen werden sollen. Nun hat es sich gezeigt, daß seit Erlaß des Gesetzes bis gegen Schluß des Jahres 1890 über 1000 Familien diesen Anspruch erhoben haben, und dieses sind fast durchweg französische Kanadier. Die Fruchtbarkeit und starke Vermehrung derselben ist bekannt und steht in auffallendem Gegensatze zu der geringen Zahl der Geburten in Frankreich, wo dieselbe bald mit der Zahl der Gestorbenen übereinstimmen wird.

— Sable Island an der Kanadischen Küste unter 44° nördl. Br. und 60° westl. L. verschwindet allmählich. Vor nicht langer Zeit war dasselbe noch etwa 94 km lang, jetzt nur noch 46. Seit dem Jahre 1880 sind drei Leuchttürme auf der Insel erbaut worden, von denen zwei bereits fortgewaschen sind und der dritte auch bald verschwunden sein wird. (Science.)

— Demeter Dan schildert in einer kleinen Schrift „die orientalischen Armenier in der Bukowina" (Czernowitz 1890). Es sind zumeist die Geschichte der Einwanderung mit reichen Quellenangaben und die kirchlichen Verhältnisse berücksichtigt, weniger die „profanen Sitten". Hier erfahren wir die völkerpsychologisch interessierende Thatsache, daß in Suczawa, ihrem Hauptorte, dieses Handelsvolk sich bloß mit Landwirtschaft und Viehzucht beschäftigt. „Sie verlieren, schreibt Dan, mehr und mehr jeden Handelszweig aus den Händen, indem sie von den associierten und auch sonst zahlreichen und mehr Kapital besitzenden Juden in den Hintergrund gedrängt werden, wozu nicht wenig die zugleich mit der Bildung angenommene verfeinerte Lebensweise und die Scheu vor den mit dem Handel verknüpften Strapazen beiträgt" (S. 37). Es zeigt sich also hier in der Bukowina das Entgegengesetzte von dem Auftreten der Armenier in Kleinasien und im Morgenlande überhaupt. Dort kommt der Jude neben dem Armenier nicht auf, und wo letztere eindringen, verschwinden die Juden.

— Französisch-arabische Mischsprache. Die Franzosen sind nun seit 60 Jahren in Algerien, wo naturgemäß ihre Sprache auf das dort herrschende Arabisch einen nicht geringen Einfluß zu üben beginnt, während umgekehrt auch das Französische einzelne arabische Wörter aufnimmt, ganz in der Art, wie zur Zeit der Maurenherrschaft in Spanien arabische Wörter (Alkohol, Admiral, Alchemie u. s. w.) in die europäischen Sprachen übergingen. In welchem Grade sich beide Sprachen in Algerien bereits bei den Soldaten arabischer Abkunft mischen, erkennt man aus einer Mitteilung von Waille Marial im Bull. d. l. Soc. de géogr. et d'archéol. d'Oran 1890. Hier ist ein Turkogesang mit wörtlicher französischer Übersetzung mitgeteilt, der folgendermaßen lautet:

Tou la noui ou hanaïa queçar. — Toute la nuit nous devisâmes.

A quatre hour fini k'al trana. — A quatre heures c'était fini, et me voila!

A bouar tastek ia memmou el abeçar. — A boire (me disait-elle), tends ton verre, o prunellé des yeux.

A vout santi! Chanti! Bekelam el Mehanna. — A votre santé! Chantez! (me disaitelle) avec une inflexion vibrante.

Ça mi tigal, ana nedebber alik. — (Je vous quitte), ça m'est égal, mais j'assurerai votre sort.

Doussema, elasker! Rouah el alek. — Doucement, le militaire! Rejoinez les vôtres.

— Preise prähistorischer Altertümer. In einer Auktion, die am 13. November 1890 von Sotheby, Wilkinson and Hodge in London abgehalten wurde, kam die prähistorische Sammlung des Mr. Robinson unter den Hammer. Es erzielten: ein fast 10 Zoll langes Feuersteingerät 215 Mk; ein fast 24 Zoll langes Bronzeschwert 265 Mk.; eine schöne $20^3/_4$ Zoll lange Speerspitze aus Bronze 420 Mk.; ein aus Platten zusammengenieteter Bronzekessel von Antrim, Irland, 16 Zoll hoch, 18 Zoll Durchmesser, 820 Mk.; ein andrer, mehr cylindrischer, mit Henkeln und Ornament 900 Mk.; drei Steinformen für Speerspitzen und Äxte 220 Mk.; ein französisches Bronzeschwert, 31 Zoll lang mit verziertem, in zwei Voluten endigendem Griffe, 830 Mk.; ein $24^1/_2$ Zoll langes deutsches Bronzeschwert 310 Mk.; Steinhämmer, je nach der Schönheit der Ausführung, erzielten von 160 bis 720 Mk. das Stück. Ein irisches Goldarmband ging für 820 Mk. fort. Für ein neuseeländisches Nephritpatupatu (Streitaxt) von $12^1/_2$ Zoll Länge wurden 300 Mk. gezahlt.

— Die Juden von Tiberias. Herr A. J. Cepp hat die Stadt Tabaria, des Tiberias der Bibel, im Heiligen Lande besucht, welche er in der Allg. Zeitung vom 11. Oktober 1890 schildert unter besonderer Hervorhebung der dortigen Juden. Die Bevölkerung, sagt er, beträgt 4000 Seelen, von denen 1000 Juden sind. Die Einwohner sind fast durchgängig Ackerbauer und Gärtner. Der größte Teil der Juden befaßt sich bloß mit geistlichen Übungen und theologischen Studien. Tiberias war nämlich von alters her eine der vier heiligen Städte des Talmud; die andern drei sind Jerusalem, Hebron und Saffad. Tiberias wird aus dem Grunde für heilig gehalten, weil der Erzvater Jakob hier gewohnt haben soll, und weil diese Stadt am See Genezareth liegt, von welchem her, nach der allgemein angenommenen Meinung des Talmud, einst der Messias kommen wird. Religiöse Juden aus allen Teilen der Welt strömen nach den vier heiligen Städten, um ihre Tage im Gebete für ihr Seelenheil und das ihrer Brüder, welche noch im Gewirre der irdischen Geschäfte bleiben, zuzubringen. Diese geistlichen Beschäftigungen sind aber auch höchst notwendig gemacht durch ein im Talmud enthaltenes Dogma, nach welchem die Welt in ihr ursprüngliches Chaos zurückkehrt, wenn nicht in den vier heiligen Städten wenigstens zweimal

in der Woche inbrünstige Gebete zum Gotte Israels emporgeschickt werden. Dieser Glaube bringt zu gleicher Zeit den Andächtigen viel Geld ein, indem sie zu ihrer Unterstützung durch eigene Missionare bei den reichen Juden anderer Städte und Länder Almosen einsammeln lassen, um ihnen die Sache wegen des Chaos sehr dringend zu Gemüte zu führen. In jedem Jahre werden drei bis vier solcher Missionare ausgeschickt, einer an die afrikanische Küste, ein anderer an die europäische, ein dritter nach dem Archipel und ein vierter durch Syrien.

Auch die Freigebigkeit der Londoner Juden wird von Zeit zu Zeit in Anspruch genommen; aber die Juden von Gibraltar haben den Ruhm, daß sie unter allen die freigebigsten seien. Die in Tabaria ansässigen polnischen Juden schicken auch regelmäßig Einsammler nach Polen und Böhmen, und die reichen jüdischen Kaufleute dieser Länder haben ihre Pensionäre im gelobten Lande, welchen sie regelmäßig Geldsummen überschicken. Zwischen den syrischen und polnischen Juden scheint jedoch große Eifersucht zu herrschen. Die Juden, welche als Pilger nach Tiberias kommen, sind von allen Altern, von 12 bis 80 Jahren. In der syrischen Synagoge befinden sich einige schöne Kopieen der Bücher Mosis, auf einer langen Zederrolle, nicht Pergament; aber niemand konnte mir sagen, wann oder wo sie geschrieben sind. Ich vermute jedoch, daß sie von Bagdad kommen, wo die geschicktesten hebräischen Schönschreiber leben. Die Bibliotheken der beiden Schulen in Tiberias haben einen mäßigen Vorrat von hebräischen Büchern, welche größtenteils in Wien und Venedig gedruckt sind. Außer einigen Abschriften des Alten Testaments und des Talmuds enthalten sie keine Manuskripte. Der Rabbiner von Tiberias steht unter dem Oberrabbiner von Saffad. Die Juden genießen hier vollkommene Religionsfreiheit.

— Chinesisches Urteil über europäische Wissenschaft. In einem Aufsatze über die Anschauungen, welche gebildete Chinesen über unsere Wissenschaft besitzen, sagt der zu Shanghai erscheinende North China Herald, daß allgemein angenommen werde, unsere Künste, Wissenschaften und Technik stammten ursprünglich aus China, seien von dort nach Europa gelangt und werden jetzt nur in verbesserter Gestalt von uns den Chinesen zurückgebracht. Schon Mei Wu-ngan, der zur Zeit des Kaisers Kanghi (17. Jahrh.) lebte, vertrat diese, seitdem herrschend gebliebene Ansicht. Die intelligenten Chinesen sagen jetzt: „Wir wollen nun die Wissenschaft des Abendlandes annehmen, da wir, als ursprünglich von uns stammend, ein gutes Recht darauf haben. Was Europa heute ist, ist es nur durch unsere Hilfe. Von uns stammt der fruchtbare Keim seiner Kenntnisse. Die Optik ist in unserm „Motsz" bereits zu den Zeiten des Mencius behandelt. Daß die Erde rund sei, wurde von unserm Dichter Tschü Yuen in einem astronomischen Lehrgedichte entwickelt, wenige Jahre nach Mencius. Wir brauchen uns daher nicht zu schämen, das abendländische Wissen wiederzunehmen und ihre Speere uns anzuschaffen, um ihre Schilde zu durchbohren. Unsere Jugend muß in ihrem Wissen unterrichtet werden, um den Kampf mit ihnen aufzunehmen." Mei Wu-ngan hatte die Werke der Jesuiten studiert, die damals bei Hofe in Peking hochangesehen waren und deren Astronomen Geltung besaßen, während die einheimischen Mathematiker in Ungnade waren. Einer der letzteren, Yang, wagte es, eine Verfinsterung vorauszusagen. Der Jesuit Adam Schaal berechnete aber eine andere Zeit und ganz Peking war voller Erwartung. Der Jesuit behielt recht, der Chinese wurde in Ungnaden seiner Stellung enthoben und schrieb nun aus Rache ein verläumderisches Werk gegen die Jesuiten, das ihn berühmter als seine Mathematik machte. Es ist seitdem wieder und wieder gedruckt worden bis zum heutigen Tage und gilt als eine Hauptwaffe in den Händen der Feinde unserer Kultur. (Nature.)

— Straßen und Eisenbahnbauten in Kaschmir. Das schwer zugängige, von den höchsten Gebirgen eingefaßte oder durchzogene Kaschmir wird nun auch an das indische Bahnnetz angegliedert und hat Kunststraßen von hoher Handels- und strategischer Bedeutung erhalten. Jammu, die Hauptstadt des Maharadjah, die allerdings am Südabhange der Gebirge liegt, ist durch eine 47 km lange Bahn an das indische Nordwestbahnsystem angegliedert worden. Von Rawal Pindi (Eisenbahnstation im Pendjab) ist die dort ausgehende und dann durch das Jhelamthal aufwärts führende, herrliche Bergstraße bis Baramula in Kaschmir eröffnet und wird von regelmäßigen Posten befahren, die in drei Tagen von einem zum andern Orte durch eine der großartigsten Berglandschaften der Welt führen. An diese Straße schließt sich die noch wichtigere nach Norden, nach Gilgit führende an, die 344 km lang wird, von denen 62 schon am Schlusse des Jahres vollendet waren. Sie hat Pässe von 1700 bis 33 000 m (den Hata Pin) zu überschreiten und kreuzt den Indus bei Bauji, wo eine Hängebrücke über die weite Schlucht im Bau begriffen ist. Neben den Brücken von Attok und Sakhar wird sie die dritte stehende Brücke über diesen Strom sein. Diese, dem gewaltigsten Bergknotenpunkte unserer Erde sich nähernde Straße soll nach Chitral weiter geführt werden und dann weiter nach dem Pamirplateau und Turkestan. Welche Aussichten! Die gewaltige strategische und Handelsbedeutung dieses Verkehrsmittels liegt auf der Hand. Es bleibt aber nicht bei Straßen in Kaschmir. Die indische Regierung hat, angeeifert durch den Erfolg der Straße im Jhelamthale nach Baramuda, bereits den Bau einer Eisenbahn auf diesem Wege bis Srinagar beschlossen.

— Deutsche Sprachinseln im ungarischen Erzgebirge. Daß es mit der Magyarisirung deutscher Landstriche in Ungarn nicht immer so rasch geht, als man nach den gewaltigen Anstrengungen, die die ungarische Regierung in dieser Richtung macht, glauben möchte, zeigen die kleinen deutschen Sprachinseln von Deutsch-Bronn, Kremnitz und Hochwiesen im ungarischen Erzgebirge.

Die Sprachinsel von Deutsch-Bronn besteht aus den Ortschaften Deutsch-Bronn (jetzt Német Próna genannt), Betelsdorf (Solka), Zeche (Czách), Schmiedshaj (Tussina), Fundstollen (Chvoinitza), Beneschhäu (Majzel), Gaidel, Hedwig (Hadviga), Brestenhäu (Brjestye) und Münchwiese (Vriczko) und zählte 1880 10 389 Einwohner, von denen 9663 Deutsche, 264 Slovaken, 11 Magyaren und 393 des Sprechens noch unkundige Kinder waren. Trotzdem die Orte nur teilweise deutschen Unterricht und Gottesdienst hatten, ist es den Magyaren in den dreizehn Jahren von 1867 bis 1880 nicht gelungen, auch nur in einem Dorfe der Sprachinsel festen Fuß zu fassen, während es die Slovaken fertig brachten, in drei an der Grenze der Sprachinsel liegenden, ehemals zum Teil deutschen Orten, nämlich in Klein-Praben, Kloster und Käserhäu (Jassenova), das Übergewicht zu erlangen. Auch heute noch sind die zehn Orte der Sprachinsel Deutsch-Bronn fast rein deutsch und werden es wahrscheinlich auch noch lange Zeit bleiben.

Die Sprachinsel von Kremnitz besteht aus der Stadt Kremnitz, wo 1880 nicht weniger als 6178 Deutsche, ferner 1146 Slovaken, 268 Magyaren und 216 des Sprechens unkundige Kinder ermittelt wurden, und aus den Dörfern, bez. Flecken Deutsch-Litta (Kaprouсza), Ober-Turz, Nieder-Turz, Glaserhäu (Szkleno), Krickerhäu (Handlova), Neuhaj (Uj-Lehota), Ober-Stuben, Drexelhäu (Jano-Lehota), Koneschhäu (Kunoso) und Honeschhäu (Lucska). Diese Ortschaften liegen zum größeren Teile im Barscher, zum kleineren Teile

im Thuroczer Komitate; der Marktflecken Krickerhäu gehört zur Neutraer Gespanschaft. Von den 21 000 Bewohnern der Sprachinsel sind über 17 500 Deutsche, gegen 3000 Slovaken und nur 500 Magyaren — ein Zeichen, daß auch hier die Magyarisierung bisher nur geringe Erfolge errungen hat. Die meisten Orte der Kremnitzer Sprachinsel sind vom 13. Jahrhundert bis auf den heutigen Tag fast rein deutsch geblieben, nur in Kremnitz (von den Magyaren Körmeczbanya genannt), Neuhaj, Koneschhäu und Honeschhäu hat sich das eindringende slovakische Element zu einiger Bedeutung emporgeschwungen. An der Süd- und Westgrenze der Sprachinsel sind leider die Dörfer Prochetzhäu (Prochot) und Moraben, die der Germanist K. J. Schröer im Jahre 1857 noch deutsch fand, im Laufe der letzten dreißig Jahre fast ganz slovakisch geworden. Der Boden der Sprachinsel ist sehr wenig ergiebig und außerdem schwer zu bebauen. Gerade die Unfruchtbarkeit der Felder hat aber bisher die Slovaken verhindert, in größeren Scharen in den Kern der Sprachinsel einzudringen. Die Armut der Gemeinden hat zur Erhaltung der deutschen Nationalität wesentlich beigetragen. Daß den Deutschen in und um Kremnitz mit der Zeit das deutsche Bewußtsein abhanden gekommen ist, darf nicht wunder nehmen. Haben die Bewohner doch nur geringen Verkehr mit den Deutschen Österreichs gehabt, haben die magyarischen Kirchen-, Schul- und Verwaltungsbehörden doch alles gethan, um aufkeimendes deutsches Stammesgefühl zu ersticken! Haben die Ortschaften doch nur zum Teil deutschen Unterricht und Gottesdienst!

Nicht weit von Kremnitz liegt ein kleines deutsches Sprach-eiland, das nur aus den zwei Orten Hochwiesen (Velka Pola) und Paulisch (Pila) besteht. Von den 4000 Seelen dieser Sprachinsel sind über 3800 Deutsche, 140 Slovaken und 10 Magyaren. Auch hier hat die Unfruchtbarkeit des Grund und Bodens das Eindringen fremden Volkstums fast ganz verhindert. Ob der zum Teil magyarische Unterricht und der zum Teil slovakisch gewordene Gottesdienst die deutsche Sprache werden ersticken können, ist noch sehr zweifelhaft. Jedenfalls dürften die Bewohner eher dem slavischen als dem magyarischen Volkstum zufallen.

Bisher sind alle Gemeinden im nördlichen Ungarn, ja denen die deutsche Sprache in Kirche und Schule mit Gewalt oder List entzogen wurde, nicht magyarisch, sondern slovakisch oder ruthenisch geworden. Es müßte also von Seiten der Magyaren das Deutschtum nicht untergraben und gebrochen, sondern vielmehr gestützt und gefördert werden; denn unter allen Stämmen Ungarns sind die Deutschen allein Freunde der Magyaren gewesen. Was dem deutschen Volke in Oberungarn in Zukunft verloren geht, wird gerade wie in den letzten zwei Jahrhunderten nur die Slaven, die Todfeinde der Magyaren, verstärken! Dr. Gh.

— Maori und Moa als Zeitgenossen. Durch eine Entdeckung, welche der Direktor des Museums zu Christchurch auf Neuseeland machte, mitgeteilt dem Philosophical Institute of Canterbury am 2. Oktober 1890, ist jetzt über allen Zweifel festgestellt, daß der ausgestorbene Riesenvogel Moa und die Vorfahren der heutigen Eingeborenen der Doppelinsel noch als Zeitgenossen nebeneinander gelebt haben. Ein genauer Kenner der Maori, Major Mair, hatte es ausgesprochen, daß diese niemals Kenntnisse vom Moa gehabt hätten und da neben Moaresten menschliche Artefakte gefunden waren, so hatte Julius von Haast eine Rasse der Moajäger konstruiert, die vor den heutigen Maori Neuseeland bewohnt haben sollte.

Forbes hat aber jetzt bei Sumner eine unberührte Höhle untersuchen können, in der unzweifelhafte Reste von Maori und Knochen und Eier des Dinornis nebeneinander vorkommen. Man fand auf dem Boden der Höhle Geräte aus Holz und aus Grünstein, angekohltes Holz und einen Feuerreiber; die Grünsteingeräte waren sehr hübsch gearbeitet, die aus Holz zeigten das charakteristische Maoriornament. Die Moaknochen dabei waren teilweise zerbrochen, teilweise angekohlt und lagen rings um den Feuerplatz umher. In den Küchenabfällen am Eingange der Höhle entdeckte Forbes Angelhaken und Speerspitzen aus Moaknochen. Auch Knochen von einem neuen Schwan, Chenopis sumnerensis, wurden gefunden. Von Wichtigkeit war der Nachweis zerbrochener Moaeierschalen in den Küchenabfällen, die zur Nahrung gedient hatten, wodurch am schlagendsten der Beweis für das gleichzeitige Vorkommen des Moa mit den Vorfahren der heutigen Maori erbracht wird. Die geschnitzte Figur eines Hundes, die auch in der Höhle gefunden wurde — wahrscheinlich ein Teil von einem Rudergriff — zeigt, daß der Maorihund auch gleichzeitig mit dem Moa lebte. Über den Zeitpunkt, wann hier in der Höhle von Sumner Maori und Moa zusammen lebten, läßt sich nach den Funden nichts Bestimmtes sagen.

— Aberglauben contra Aberglauben. Zwischen Hindus und Mohammedanern ist wieder einmal vor dem Gerichte in Kalkutta ein Fall zur Verhandlung gelangt, welcher die religiösen grundsätzlichen Verschiedenheiten beider Gemeinschaften schlagend vor Augen führt. Dem Hindu ist jedes übernatürliche Wesen ein Gott, eine Inkarnation des Höchsten, es muß daher verehrt werden, man muß ihm Opfer bringen. Der Islam, der nur einen Gott kennt, hält dennoch an der Existenz von Dschinnen, Geistern und Koboldeu fest, die er als Feinde verabscheut. Aus diesen Anschauungen erklärt sich folgender Fall. Ein wüst liegendes, aber gutes Stück Land war nach Ansicht der Hindus von einer Göttin verzaubert; um sie zu versöhnen, pflanzten sie ihr einen Baum, in dem sie wohnen konnte, stellten ihr Bildnis auf und opferten ihr Früchte und Blumen. Aber sie blieb unversöhnt, und ein Mann, der das verzauberte Landstück bebauen wollte, starb. Die benachbarten Mohammedaner lachten darüber und suchten sich in Besitz des Ackers zu setzen. Dem ersten, der dieses wagte, erschien aber die Göttin als gräulicher Dämon; ein anderer jedoch meinte, vor einem Bekenner des Propheten müsse der Spuk weichen; er führte daher eine Kuh, das heilige Tier der Hindus, zu dem Baume, schlachtete sie da, hing Fleischstücke in die Zweige und beschmutzte das Standbild der Göttin mit Blut, das endlich umgeworfen wurde. Darüber heiliger Zorn bei den in ihren religiösen Gefühlen verletzten Hindus, die sich an das Gericht wendeten, das auch fünf Mohammedaner zu Gefängnisstrafe verurteilte. Die Hindu sagen nun: die englischen Richter haben ein weises Urteil gesprochen; die Mohammedaner aber behaupten, das Gericht habe sich auf Seite des bösen Dämons geschlagen, gegen dessen Niederträchtigkeit sie sich nur verteidigt hätten. (Nach dem Calcutta Englishman.)

— Kuldscha am Ili (Chinesisch-Turkestan) war von 1871 bis 1881 von den Russen besetzt und wurde im letzteren Jahre den Chinesen zurückgegeben. Diese haben es nach ihrer Art befestigt und der Stadt den Namen Nin-Yuan gegeben. (Petersburger Zeitung.)

— In der südafrikanischen Diamantenstadt Kimberley (Grigualand) sind die Chinesen neuerdings in so großer Zahl eingewandert, daß auch dort, wie in Kalifornien und Australien, Arbeiter und Kaufleute unter deren Wettbewerb zu leiden beginnen. Am Ende des Jahres 1890 bestanden bereits 75 größere und kleinere chinesische Kaufläden daselbst. In mehreren öffentlichen Versammlungen erklärten die meisten Ansiedler, die Chinesen seien eine Plage für das Land, die daraus vertrieben werden müsse.

Herausgeber: Dr. R. Andree in Heidelberg, Leopoldstraße 27.

Druck von Friedrich Vieweg und Sohn in Braunschweig.

Bd. LIX. **Globus.** Nr. 5.

Illustrierte Zeitschrift für Länder- und Völkerkunde.

Begründet 1862 von **Karl Andree.**

Herausgegeben von **Richard Andree.**

Druck und Verlag von Friedrich Vieweg & Sohn.

Braunschweig. Jährlich 2 Bände in 24 Nummern. Durch alle Buchhandlungen und Postanstalten zum Preise von 12 Mark für den Band zu beziehen. **1891.**

Tundren und Steppen im diluvialen Deutschland.

Von Alfred Kirchhoff.

Seit 1855, massenhafter seit 1873 sind Knochenreste von Tieren in verhältnismäßig sehr jugendlichen, oft ganz oberflächlichen Bodenablagerungen in unserm Vaterlande aufgefunden worden, welche teils auf ein Tundra-, teils auf ein Steppenklima des vorgeschichtlichen Deutschlands hinweisen, und zwar für einen Zeitraum, in welchem bereits der Mensch hier wohnte; denn neben jenen Tierknochen fanden sich gar nicht selten unzweifelhafte Kunsterzeugnisse von Menschenhand, wie Feuersteingeräte, Knochenpfriemen u. dgl.

Wie reimt sich aber das kühlfeuchte Klima der Tundra, welches wir von den Nordküsten Europas, Asiens und Amerikas kennen, wie reimt sich das zusammen mit der typischen Trockenheit der Steppen mittlerer Breiten im jahreszeitlichen Wechsel kalter Winter und heißer Sommer? Wie soll man sich benachbart dem gewaltigen Inlandeis, das seine alles Leben vernichtende Decke aus Skandinavien über die norddeutsche Niederung breitete, Steppengebiete denken? Wo liegt heute eine echte Steppe einem vergletscherten Lande hart zur Seite? Könnten wir uns die Kirgisensteppe an Grönland grenzen denken, d. h. die den Baumwuchs fast gänzlich ausschließende Dürre an einen Raum, der gerade durch reichliche Feuchtigkeit gewaltige Gletscher nährt? Und ist nicht Tundra so gut wie Steppe aus dem alten Deutschland ausgeschlossen, da uns die ältesten schriftlichen Überlieferungen dasselbe als ein Waldland schildern?

Niemand unter uns war berufener, in diese dunkeln Fragen gerade von faunistischer Seite Licht zu bringen, als Professor Alfred Nehring, welcher nicht bloß die ersten Massenentdeckungen echter Steppennager im Gipsbruch bei Thiede unweit Wolfenbüttel und bei Westeregeln im Bodegebiet südwestlich von Magdeburg gemacht, sondern fort und fort eifrigst und erfolgreich diese Forschungen weiter fortgeführt hat, selbst schürfend oder die von andern gelieferten einschlägigen Fundstücke sichtend und wissenschaftlich bearbeitend. Sein kürzlich erschienenes Werk „Über Tundren und Steppen der Jetzt- und Vorzeit, mit besonderer Berücksichtigung ihrer Fauna“ (Berlin 1890) giebt eine vergleichende Darstellung der jetzigen Tundren und Steppen einerseits, der auf analoge Landschaftsformen im diluvialen Mitteleuropa deutenden Ermittelungen andrerseits. Es faßt recht dankenswert alle Hauptergebnisse, die bisher zu Tage gefördert wurden über den Gegenstand, aus der arg zerstreuten Litteratur (allein schon Nehrings Aufsätze selbst beziffern sich auf 60) zusammen, vor allem aber liegt seine Bedeutung darin, daß es auf gesicherter geographischer Grundlage, nämlich fußend auf den jetztzeitlichen Verhältnissen, nachweist, wie ganz Deutschland gewiß niemals Tundra oder Steppe oder Waldland gewesen, so wenig es jemals ganz unter dem Eismantel diluvialer Vergletscherung begraben lag, daß vielmehr die oben berührten scheinbaren Widersprüche bei kritischer Prüfung der Fundthatsachen sich heben durch ein Neben-, mehr noch ein Nacheinander jener Landschaftstypen im Anschluß an die großen Klimaschwankungen der Diluvialepoche und an die Mannigfaltigkeit des Bodenbaues Mitteleuropas.

In der näheren Umgebung der Gletschermassen unsrer Eiszeit, namentlich also am Rande des großen nordischen Inlandeises und auf dem bei zeitweiligem Rückzuge des letzteren eisfrei gewordenen, aber noch vielfach von eiskaltem Schmelzwasser durchtränkten Boden waren offenbar diejenigen klimatischen und Bodenverhältnisse geboten, wie gegenwärtig auf der arktischen Tundra. Kein Wunder mithin, daß damals Alpenpflanzen, wie die hübsche, der Rosaceenfamilie angehörige Silberwurz (Dryas octopetala), nachgewiesenermaßen weit in die norddeutsche Niederung hinaus wuchs und zusammen mit der Zwergbirke, sowie mit der strauchigen, allein dicht am Boden wachsenden niederen Polarweide insbesondere die bescheidene Flora des deutschen Tundrabodens zusammensetzen half. Als ganz überzeugenden Hinweis auf diluviale Tundra aber müssen wir, wie Nehring von jeher behauptet hat, die zahlreich nachgewiesenen deutschen Lemmingvorkommnisse jener Zeiten betrachten. Sowohl vom Halsband-Lemming (Myodes torquatus) als vom Ob-Lemming (M. obensis) liegen, abgesehen von den Kar-

paten, Russisch-Polen, England, Frankreich und Belgien, zahlreiche Skelettfunde vor, aus dem nördlichen wie aus dem südlichen Mitteleuropa. Wir kennen solche aus der Gegend von Neutitschein in Mähren, von Suslawitz im Böhmerwalde, aus der fränkischen Schweiz zwischen Bayreuth und Nürnberg, vereinzelt aus der Würzburger Maingegend, dem Elsaß, zahlreicher aus der Eifel und dem Lahnthal, aus der Saalfelder und Geraer Gegend, vor allem jedoch aus dem nördlichen Harz-Vorland, wo überaus massenhafte Lemmingkolonieen ständig ihren Sitz gehabt haben müssen vor der nördlich benachbarten Kante des Inlandeises der ersten großen Vergletscherung; von Goslar reichen dort die Lemmingfunde bis zum Quedlinburger Seveckenberg (welcher durch Hensels Erstlingsfunde von 1855 berühmt geworden), von da gehen sie über Westeregeln nach Thiede, woselbst allein vom Ob-Lemming an die 600 Exemplare in Skelettresten gefunden wurden.

Fügen wir hinzu, daß wir zusammen mit Lemminggebeinen auf deutschem Boden sehr gewöhnlich solchen des Polarfuchses, des Schneehasen, des Schneehuhnes, gelegentlich auch des Moschusochsen und des Renntiers begegnen, so werden wir vollständig in die Tierwelt der heutigen ost- und westfestländischen Tundra versetzt. Die nun längst ausgestorbenen diluvialen Dickhäuterarten, Mammut und wollhaariges Nashorn, von denen sich auch mitunter Spuren des Zusammenlebens mit den genannten Tundrabewohnern der Gegenwart gezeigt haben, stehen keineswegs im Widerspruch mit der Schlußfolgerung, daß es zeitweilig Tundralandschaften bei uns gegeben habe. Denn schon Darwin wies im Hinblick auf die Fülle großer Säugetierarten auf den südafrikanischen Steppen unsres Jahrhunderts den Irrtum zurück, als erforderten „große Tiere eine üppige Vegetation“. Der dichte Pelz, mit welchem ähnlich dem diluvialen Nashorn Deutschlands auch das Mammut bekleidet war, deutet auf niedrige Temperaturgrade ihrer Epoche, und, so gut wie jetzt die Tundra unzähligen Tausenden von Renntieren Nahrung genug darbietet, so werden auch die damaligen Tundraflächen unsrer Heimat den Elefantenherden im braunen Vließ, mit den Mähnen und mächtig geschwungenen Hauern, hinreichend Futter gespendet haben, zumal diese Dickhäuter durchaus nicht auf die Tundren beschränkt waren.

Auch heute ist der arktische Tundragürtel der Polargrenze des Waldes dicht vorgesäumt, ja in Bodeneinsenkungen, welche als solche Schutz vor den das Baumleben gefährdenden kalten Seestürmen gewähren, wächst sogar in der offenen Tundra rasenhaft Krummholz bestimmter Baumarten, wie es Middendorff aus Nordost-Sibirien schildert. Ein andrer klassischer Zeuge der Tundranatur unsrer Tage, A. G. Schrenk, beschreibt das Hervorragen von Zungen des Nadelholz- (besonders des Lärchen-) Gürtels im Schutz der Thalwände von Flußfurchen in die waldleere Tundra, „deren Vegetation hauptsächlich Zwergbirken und Weidengestrüpp bilden“. So brauchen wir es in der That auch gar nicht in Abrede zu stellen, daß es selbst zur Zeit der größten Vergletscherung Mitteleuropas, also in der älteren Diluvialära, bei uns Nadelholzwaldung gab; für solche war zwischen dem nordischen Inlandeis und dem bis gegen München hin das Alpenvorland bedeckenden Eise der miteinander verschmolzenen Alpengletscher Raum genug übrig, zumal die mitteldeutschen Gebirge gleichzeitig doch nur hier und da Gletscher von ganz mäßigem Umfange trugen. Holzkohlenstücke sind mehrfach in den diluvialen Ablagerungen von Thiede und Westeregeln entdeckt worden. Sie beweisen ganz entschieden das Dasein von Bäumen im eiszeitlichen Deutschland und rühren stets von schlanken Stämmen her, wie auch heute noch an der sibirischen Waldgrenze z. B. die Bäume bei der Kürze der sommerlichen Wachstumszeit nur dünne Holzringe Jahr für Jahr auszubilden vermögen, deshalb selbst bei höherem Alter wie junger Nachwuchs aussehen.

Bezeichnend erscheint es indessen, daß unmittelbar neben Lemmingresten (diesen Leitfossilien echtesten arktischen Tundrabodens) niemals Pflanzenreste beobachtet werden. Erst von den mittleren Partieen der Ablagerungen von Thiede und Westeregeln z. B. begegnen wir Kohlenstücken koniferischer Hölzer; während in den unteren, mithin älteren Lagen die Lemmingreste sich fanden. In einem der Gipsbrüche letztgenannten Fundortes enthob man im Sommer 1884 einer Tiefe von 6 bis 7 m mit Knochen des Rhinoceros, des Renntiers und der nordischen Varietät des Löwen (Felis spelaea) einige größere Holzkohlenstücke, welche nach der mikroskopischen Untersuchung Professor Wittmacks von der gewöhnlichen Lärche (Pinus larix) stammen. Vermutlich haben demnach Koniferennadeln in Deutschland dem Mammut ebenso zur Nahrung gedient wie auf sibirischem Boden, wo man Reste von solchen in den Schmelzfalten der kompakten Backenzähne dieses Elefanten nachgewiesen hat. Je weiter sich die Gletscherdecke bei uns zurückzog unter dem Einfluß wärmeren und trocknerer Klimas, desto mehr vermochte sich der Waldwuchs auszubreiten und die Tundra zu verdrängen. Auch die Lemminge wichen damit zurück; eine längere Daseinsfrist als in den Niederungen blieb ihnen jedoch auf den Gebirgshöhen, z. B. am Oberharz, vergönnt, wo naturgemäß die Luft noch gar manches Jahrhundert tundrahaft feuchtkalt blieb.

Lange jedoch dauerte wohl das Vorrücken des Waldes nicht. Fortgesetztes Trocknerwerden des Klimas setzte ihm eine abermalige Schranke. Hiermit begann für Deutschland und seine Nachbarländer im Ost und West eine ganz neue Landschaftsform einzuziehen: die Steppe. Freilich war auch sie waldleer oder doch nur von Waldrasen, namentlich von Uferstreifen geselligen Baumwuchses längs den Flüssen durchsetzt wie die Tundra, aber nicht der Kryptogamenteppich von Moosen und Flechten waltete nunmehr in der baumarmen Flur vor, sondern die Gräser übernahmen die Vorherrschaft und dienten nebst allerhand andern Kräutern, die wie die Zwiebelgewächse mit unterirdischen Teilen ausdauern, zahllosen Nagetieren zum Unterhalt. Deutschland war außerhalb der wäldergrünen Gebirgsgehänge und der in sehr viel engere Grenzen eingehegten alpinen und nordischen Gletschermassen weithin ein Wohnraum von Steppentieren geworden. Die Saiga-Antilope, einem Schaf fast ähnlicher sehend als einer Antilope, heute Bewohnerin der südrussischen Steppe, reichte in diesem späteren Abschnitt der Eiszeit durch Mitteleuropa bis nach Westfrankreich. Tausende und aber Tausende von kleinen Nagern aus den Gattungen der Pfeifhasen, Zieselmäuse und Pferdespringer gruben sich ihre unterirdischen Wohnungen und belebten in der Frühlings- und Sommerzeit die blumendurchwirkten Grasfluren des deutschen Steppenlandes.

Das war die Zeit, wo sich der deutsche Boden weithin mit dem gelblichbraunen Löß bedeckte, wie man diese an Trockenklimate gebundene Erdart sich noch heute in den abflußlosen Räumen Innerasiens bilden sieht. Dauernder, folglich auch mächtiger als es in unsrer Zeit etwa im Sommer nach längerem Ausbleiben des Regens geschieht, häuften trockene Winde Staub- und Sandmassen auf, die sodann von der überwachsenden Grasnarbe gefestigt wurden. Völlig entsprechend dieser „äolischen“ Entstehungsweise treffen wir daher solche schichtenlose Lößerde bald in den Flußthälern, wo sie gewöhnlich nochmals vom einnagenden Flußwasser zum Teil abgetragen wurden, daß Lößwände von bezeichnender Steilheit öfters ein früher weit höheres Flußniveau andeuten, bald über ausgedehntere Niederungsflächen, wie z. B. vor dem Nordfuß der deutschen Mittelgebirge, mitunter auch

in beträchtlichen Höhen, wie auf den Simsen des Kaiserstuhls, zu denen kein Strom und kein Gletscher den Lehmstaub hätte hinantragen können. Daß gerade in diesem Lößboden die Überreste der erwähnten Steppenfauna eingebettet liegen, ist einer der stärksten Beweise für die Entstehung des Löß durch Aufschüttung in steppentrockener Luft.

Hiermit steht es keineswegs im Widerspruch, daß stellenweise arktische Tierreste ebendort vorkommen, wo sich Spuren der Steppenfauna vorfinden. Denn es erscheint durchaus wahrscheinlich, daß sich auch während der Trockenzeit auf unsern feuchteren Gebirgshöhen die Lebewelt der vorangegangenen arktischen, d. h. der kaltfeuchten Periode erhalten hatte. Lemminge z. B. konnten also recht wohl ihre Wanderzüge vom Oberharz in das offene Grasland des subhercynischen Gürtels ausdehnen, auch Raubvögel mochten dann und wann wehrlose Lemminge am Harz erbeuten, um sie auf den Gipsfelsen von Thiede zu verzehren. So finden wir in der That eben dort vereinzelte Skelettreste von Lemmingen neben oder über solchen des Pfeifhasen, des Ziesel, der Springmaus. Indessen die Massenfunde echter Polartiere, der erwähnten zwei Lemmingarten vor allem und des Polarfuchses, haben sich auch im Thieder Gipsbruch in den geschichteten sandiglehmigen Ablagerungen unter dem Löß gefunden. Ebenso streng wie die Steppentiere an den klassischen Fundstätten von Thiede und Westeregeln ausgeschlossen sind von den alten, deshalb unteren Lagen der großen ersten Vergletscherung, fehlen dieselben in den jüngsten, oberen Schichten, wo Knochen des Elch, des Hirsches und des Rehes unzweifelhaft auf den Einzug des Waldes hindeuten.

Deutlich tritt uns also eine tiefgreifende Klimawandlung auch in unserm Vaterlande während der gewiß nach Jahrtausenden zählenden Diluvialzeit entgegen. Die „erste Eiszeit", d. h. die Epoche der umfassendsten Vergletscherung, wurde durch eine Zwischenzeit heißeren und trockeneren Klimas geschieden von der „zweiten Eiszeit", deren nordisches Inlandeis zwar über die Nordhälfte unsrer norddeutschen Niederung sich ausdehnte, das mittelgebirgige Deutschland aber nicht erreichte. „Postglacial" nennt Prof. Nehring den Löß und die ihm eigene Steppenfauna; doch er will damit nur sagen, daß er nach der großen ersten Vereisung gebildet wurde. „Interglacial" wäre vielleicht eine treffendere Bezeichnung, weil zumal in den Alpen die Einschaltung von Löß zwischen unteren Lagen der ersten, oberen der zweiten Eiszeit gar keinen Zweifel läßt an dessen zwischeneiszeitlicher Entstehung, und andrerseits eine spätere Steppenepoche (etwa während der zweiten Eiszeit, wie Neumayr annahm, oder nach derselben) nirgends bisher mit genügender Sicherheit nachgewiesen ist.

Am wahrscheinlichsten dünkt es deshalb, die Lößperiode Mitteleuropas geradezu mit der Zwischeneiszeit zu identifizieren, wie es Eduard Brückner in seinem schönen Werke „Klimaschwankungen seit 1700 nebst Bemerkungen über die Klimaschwankungen der Diluvialzeit" (Pencks Geogr. Abhandlungen, Bd. 4, Heft 2) gethan hat. Gerade die von Brückner erwiesene Oszillation des Klimas noch der jüngsten Jahrhunderte, der Wechsel kürzerer Jahresreihen kühler, feuchter, trockener und wärmerer Zeiten, wie wir sie noch immer erleben, muß einen jeden mit Vertrauen erfüllen zu jenen gleichartigen, nur nach Zeitdauer wie Intensität weit großartigeren Wandlungen der Vorzeit.

Es sei noch verstattet, zum Schluß darauf hinzuweisen, wie das genannte Nehringsche Werk auch für tiergeographische Fragen der nachdiluvialen Zeit, ja unsrer Tage, anregende Darlegungen enthält. Denn welcher wahnwitzige antidarwinistische Fanatismus müßte den befangen halten, der leugnen wollte, daß auch nur eine einzige Spezies des Pflanzen- oder Tierreichs der alluvialen Quartärzeit ihre unmittelbaren Vorfahren in der diluvialen Vorepoche haben muß!

In Hinsicht auf zwei Tierarten vor allem muß man sich rückhaltslos Nehrings Einspruch gegen voreilige Schlußfolgerungen Viktor Hehns (in dessen bekanntem und sonst so verdienstvollem Buch über die Herkunft der Kulturgewächse und Haustiere) aus bloß litterarischen Überlieferungen anschließen: in Hinsicht auf den Hamster und auf das Pferd.

Es ist ein offenbarer Irrtum, wenn Hehn den Hamster (nebst dem Dachs) erst seit der Völkerwanderung in das westlichere Europa einziehen läßt, ihn als ein osteuropäisches Tier bezeichnet, dem erst „die Lichtung der Wälder durch den Ackerbau den Weg bahnte". Da sieht man wieder, wozu es führt, wenn man das sicher allzu sehr verallgemeinernde Schlagwort, welches Tacitus auf Germanien münzte („silvis horrida, paludibus foedä), als völlig naturwahr hinnimmt! Gewiß ist der Hamster niemals ein Wald- oder gar Sumpfbewohner gewesen; aber, falls er im uralten Deutschland schon gelebt haben sollte, — würde das uns nicht vielmehr beweisen, daß schon die altgermanischen wie die vorgermanischen Wälder ihre Lichtungen besaßen, und zwar nicht bloß in Sumpfgebreiten, sondern auch auf trockenem Boden, zumal auf dem für die Bauansiedelung minder empfänglichen Löß? Nun und an dem Vorkommen des Hamsters in der Diluvialzeit bereits ist so wenig bei uns wie Frankreich ein Zweifel statthaft. Hamsterskelette, zusammengebettet mit andern Nagern der typischen Steppenfauna sind den diluvialen Ablagerungen sowohl in Deutschland (z. B. bei Saalfeld) wie in Frankreich (bei Montmorency unweit Paris, in der Auvergne u. s. w.) enthoben worden. Die zufälligerweise fast genau mit der Grenze unsres Reichlandes Elsaß-Lothringen gegen Frankreich zusammenfallende Westgrenze der gegenwärtigen Verbreitung des Hamsters ist also vielmehr als eine Rückzugslinie dieser Tierart anzusehen. Das feuchter gewordene, die Waldausbreitung befördernde Klima verkümmerte dem Hamster natürlich zuerst im äußersten Westen seinen Wohnraum, während dann in Deutschland allerdings die Einführung des Ackerbaues, somit der „Kultursteppe", ihm recht gelegen kam.

Dem Pferd weist V. Hehn eine zentralasiatische Heimat zu. Gewiß beruht das auf Unkenntnis des Vorkommens einer kleinen Wildform des Pferdes (von etwa 1½ Widerristhöhe) in Skelettresten des Diluviums Mittel- und Westeuropas. Viel annehmbarer ist Nehrings Urteil, daß in den so verschieden gestalteten Pferderassen der Neuzeit mindestens zwei Stammformen aufgegangen sind: in den edleren, sogenannten warmblütigen Rassen die asiatische, in den plumperen, sogenannten kaltblütigen die europäische. Das europäische Wildpferd tummelte sich schon auf den Tundraflächen Deutschlands während der großen Vergletscherung, erlebte die goldenen Tage unerschöpflicher Futtervorräte während der Steppenepoche und weidete auf den Waldwiesen und wohl auch gelegentlich auf dem Waldboden der nachfolgenden Jahrtausende erneuter Wälderpracht. Bis tief ins Mittelalter hinein ist das Wildpferd in unsern Waldungen gesehen worden und hat unsern waidlustigen Altvordern manches Wildpret geliefert. Das brauchte Nehring nicht so zweifelnd anzuführen; namentlich aus den Überlieferungen von St. Gallen wissen wir das ganz genau.

Grombtschewskis Reisen in Hochasien 1888—90.

Von Emil Mayr.

(Mit Karte.)

Grombtschewski ist auf der Rückreise nach St. Petersburg am 26. Oktober 1890 mit seinem Reisegefährten, einem deutschen Entomologen, Leopold Konrad aus Königsberg, der als Präparator thätig war, zu Osch in Fergana eingetroffen. Beide befinden sich im besten Wohlsein, obwohl Grombtschewski mehrmals während des vergangenen Winters unter den atmosphärischen Einwirkungen der von ihm durchzogenen Hochregionen zu leiden hatte, ein Übelstand, der auch unter dem Gefolge schwere Erkrankungen hervorrief.

Grombtschewski bringt eine reiche wissenschaftliche Ausbeute und prächtige Sammlungen mit nach Hause. Während 17 Monaten, vom Juni 1889 an, hat er eine Strecke von über 7000 Werst zurückgelegt. 73 astronomische Beobachtungen, 370 Höhenbestimmungen mit dem Siedethermometer, mehr als 3000 meteorologische Aufzeichnungen und 400 photographische Aufnahmen gemacht. Die naturgeschichtlichen Gegenstände, die auf 33 Lastpferden in Osch eintrafen, umfaßten außer einer kleinen mineralogischen Sammlung 2000 Vögel, ungefähr 2000 Pflanzen, 35 000 Insekten, 50 bis 60 merkwürdige Säugetiere (3 Irbispanther, wilde Esel, mehrere Mouflons und Steinböcke, Yaks rc.). Alle diese Vierfüßer wie auch die Vögel sind von Grombtschewski eigenhändig erlegt; die Expedition verfügte nur über sehr beschränkte Mittel, bestand außer den beiden Forschungsreisenden nur aus sieben Kosaken und kostete nicht mehr als 7000 Rubel. In nachstehendem lassen wir eine Zusammenstellung der Grombtschewskischen Reisen 1888/90 folgen und fügen eine kartographische Darstellung derselben hinzu, soweit das Material gegenwärtig zu einer solchen ausreicht.

Grombtschewski brach am 23. Juli 1888 von Fergana auf und begab sich den Isfaisamfluß aufwärts über den Tengisbai-Paß nach dem großen Alaithal und von hier über den Kisil-art-Paß nach dem Kara-kul-See, von wo er sich weiter über den Ak-baital-Paß nach dem Ak-su oder Murgab wandte und diesen aufwärts bis zu seinem Zusammenstoß mit dem Istik verfolgte. Chinesische Beamte, die hierher von Tasch-kurgan kamen, um ihn aufzuhalten, wußte er durch Bestechung zu bewegen, ihn über die Wasserscheide zwischen dem oberen Ak-su und dem Wachan-Daria weiter ziehen zu lassen. Hindernisse, welche ihm nun hier die Afghanen in den Weg legten, überwältigte er einfach dadurch, daß er zwei Kundschafter einer afghanischen Truppenabteilung, die ihn gefangen nehmen und nach Sarhad bringen sollte, in einer regnerischen Nacht überfiel, sie selbst zu Gefangenen machte und sie zwang, ihm den Weg über den Wachdschir-Paß nach dem Karatschukur, dem Quellfluß des Dangu-basch zu zeigen. Der Paß wurde bei heftigem Schneesturm am 21. August überschritten und dann im Kalik-Paß ohne Schwierigkeit der Hindukusch überstiegen. Nun wurde aber der Weg so beschwerlich, daß Pferde unmöglich mehr als Lasttiere benutzt werden konnten und Grombtschewski mußte sich an den Chan von Kandschut (auf der Karte steht durch Stichfehler Kanaschut) um Träger wenden. Von Safder-ali Chan anfangs mit Mißtrauen aufgenommen, wurde Grombtschewski später mit großer Auszeichnung behandelt; er verweilte dort bis 19. September. Grombtschewski schildert den Herrscher von Kandschut als äußerst grausam und die Bevölkerung als eine räuberische, die gleichmäßig bisher chinesische und kaschmirische Karawanen plündert und die Gefangenen in die Sklaverei verkauft. Nur der eigenen Unerschrockenheit hatte es Grombtschewski zu danken, daß er unbelästigt ihr Land durchziehen konnte.

Am 2. Oktober traf Grombtschewski wieder am Dangubasch ein, nachdem er den Min-teke-Paß überschritten. Er hatte nun die Hälfte seiner Pferde verloren, die andre Hälfte war untauglich geworden und so entschloß er sich, seine Leute mit der Bagage hier zurückzulassen und zog mit einem einzigen Begleiter in das Naskem-Gebiet. Das Land war kurz vorher von den Kandschuten vollständig verheert und die Bewohner als Sklaven fortgeschleppt worden, und als nun der Führer, um Grombtschewski zur Umkehr zu zwingen, auch noch die zur eigenen Ernährung mitgetriebenen Schafe im Naskem-daria ertrinken ließ, sah sich Grombtschewski genötigt, wieder nach dem Dangu-basch zurückzugehen. Er folgte diesem Fluß abwärts bis Schindi und versuchte durch das Watscha-Thal wieder an den Naskem-daria zu gelangen. Am Ptschan-jart-Paß ließ er abermals Leute und Pferde zurück und drang allein, von einem einzigen Manne begleitet, bis Pil am Naskem-daria vor, kam aber unterwegs beinahe vor Wassermangel um. Nun ging er denselben Weg wieder zurück bis Schindi, den Schindifluß aufwärts über den Jangi-daban und Pas-robat nach den Quellen des Ring-kol, welchem er abwärts bis Igis-jar folgte. Von hier ging er nach dem Kara-tasch über, diesen aufwärts und gelangte zwischen zwei Gipfeln des Mustag-ata hindurch auf dem beinahe 5000 m hohen Kara-tasch-Passe nach dem Kleinen Kara-kul-See. Durch das Ges-Thal über Upal wurde schließlich Kaschgar erreicht, von wo Grombtschewski anfangs 1889 in St. Petersburg eintraf.

Schon am 13. Juli 1889 sehen wir den Reisenden wieder unterwegs nach den Gebieten südlich vom Hindukusch. Er beabsichtigte dieses Mal auf einem mehr westlichen Wege vorzudringen und ging zunächst über Karategin nach Kala-i-kum in Darwas am oberen Oxus (Piandsch) und dem Wandsch-Thale. Vergeblich hoffte er, daß die Afghanen seinen Durchzug nach Kafiristan gestatten würden und er Schugnan und den Schiwa-See besuchen könnte. Ein freundschaftlicher Brief von Seid Ddscharneil riet ihm, die afghanische Grenze nicht zu berühren und so mußte er sich denn entschließen, vom Sir-Artschi-Paß und den Kintschab-Quellen nach dem oberen Ak-su und wieder nach Dangu-basch-Pamir, gewöhnlich Taghdum-basch-Pamir genannt, zu ziehen. Im Oktober traf er dort ein, kaufte 50 Hammel, einige Pferde und mietete 30 Yaks für den Transport über den Ili-su-Paß nach Kaindyn-Ausy) und dem Naskem-daria.

Von Tschung-Tukai aus besuchte er das Thal des Upraug, wurde jedoch durch die Besatzung des Forts Darband abgehalten, den Schimschal-Paß zu überschreiten und begab sich dann nach dem Thale des Mus, der in den riesigen Gletschern des Mustag-Gebirges entspringt und bis dahin völlig unbekannt war. Wir folgen dem Reisenden nun nach Südosten den Naskem-daria aufwärts bis Kara-Tschar-karaul, von wo aus er Abstecher nach rechts und links machte. Im Agil-Dawan überschritt er die Karakorumkette, untersuchte die Quellen des Mus, bestimmte die Lage des Mustag-Passes, überschritt dann das Naskem-Gebirge im Paß Kukaliang, begab sich über den Tachta-korum-Paß nach den Tisnaf-Quellen und kehrte über den Tschirak-Soldi-Paß wieder nach dem Naskem-daria zurück, überstieg im Kugart-Paß das Naskem-Gebirge zum dritten

Male und gelangte sodann nach Schahidulla am Kara-kasch (Chotan-daria). Am 1. Dezember kam Grombtschewski über den Kawak-Paß in das Quellgebiet des Naskem, allein hier machte sich der Winter mit all seinen Schrecken geltend und obwohl nur mehr eine Tagreise vom Karakorum-Paß entfernt, mußte er sich doch zur Umkehr entschließen, wenn er nicht erfrieren wollte. Über den Suget-Paß kehrte er nun wieder zum Kara-kasch zurück, verfolgte denselben aufwärts bis in sein Quellgebiet, jenes sandige, wüste, von drei Bergketten quer durchsetzte Hochplateau, das die Quellen des Jurung-kasch von denen des Kara-kasch scheidet und gedachte auf diesem Wege Polu am Keriaflusse zu erreichen. In einem 19000 Fuß hohen Paß, dem er den Namen „Russischer Paß" gab, überstieg er nach dreitägigem Marsche die erste dieser Bergketten und nach einem vierten Marschtage ohne Wasser erreichte er den kleinen Issik-Bulak-See. Aber hier verlor er 28 von seinen 46 Pferden durch Durst und Erschöpfung und so ging er anfangs Dezember unter Zurücklassung eines Teiles seines Gepäcks unter den Felsen wieder nach Schahidulla zurück und von da über Sandschu nach Chotan weiter, wo er mit Bogdanowitsch, dem Geologen der großen Expedition von Piewzow, zusammentraf. Beide zusammen brachen am 1. März 1890 von hier wieder auf, um den Oberst Piewzow in Nia, dessen Winterquartier, aufzusuchen. Der Weg von Chotan nach Nia führt über eine öde Sandebene, die stellenweise zur reinen

Grombtschewskis Reisen in Hochasien.

Wüste wird, und im Norden von Pappelwäldern begrenzt ist. In Nia traf Grombtschewski den Obersten in bester Gesundheit, verglich die beiderseitigen Orts- und Höhenbestimmungen, sowie die Instrumente und besprach mit demselben das weitere Vordringen nach Lhassa. Grombtschewski kehrte nach Keria zurück, besuchte unterwegs Surgak, wo 3000 Chinesen auch im Winter mit der Ausbeutung des goldhaltigen Sandes beschäftigt waren, während sich im Sommer eine ganze Bevölkerung von Goldgräbern dort befindet, und begann am 5. Mai, durch die Feindseligkeit des Herrschers von Keria gedrängt, von Polu aus seinen Einmarsch nach Tibet, obwohl die Chinesen ihm den Eintritt verboten hatten und seine Verproviantierung hintertrieben. Im Lubaschi-Paß (17500 Fuß) wurde der Kuen-lun mit äußerster Anstrengung überschritten und ein Vorstoß bis zum kleinen See von Gugurtlik gemacht. Eine Rekognoszierung weiter nach Osten zeigte, daß das Plateau um diese Jahreszeit vollkommen wasserlos und nur von Juli bis September bei der Schneeschmelze gangbar ist. Überdies litt die Expedition Mangel am nötigsten. Die Kälte stieg bis zu 20° C. und so mußte der kühne Reisende den Gedanken, Lhassa zu erreichen, aufgeben, und nach Kaschgar zurückkehren. Auf neuem Wege begab er sich dann von Kaschgar nach Fergana, indem er nicht die gewöhnliche Heerstraße den Kisil-su aufwärts nach dem Terek-Paß einschlug, sondern den Markan-su bis zu seinen Quellen hinaufging über den Kisil-art-Paß (14020 Fuß) nach dem oberen Alai-Thale übersetzte, um von hier aus über den Taldik-Paß nach Gultscha und über Langar auf der gewöhnlichen Karawanenstraße nach Osch zu gelangen.

Welch außerordentliche Bereicherung unsrer geographischen Kenntnisse über diese tief verschleierten Gegenden durch Grombtschewski erfahren, das wird erst ganz gewürdigt werden können, wenn uns sein vollständiges Reisewerk vorliegt. Aber schon heute können wir die wissenschaftliche Ausbeute des einen Mannes getrost den reichen Erfolgen an die Seite stellen, von welchen die berühmte Forsythsche Mission 1873/74 gekrönt war.

Zur Volkskunde der Alpenländer.

Von Gustav Meyer. Graz.

II.

Hat das Schnadahüpfl uns zu einer Reihe vergleichender Betrachtungen verführt, die vielleicht manchem allzu weit ausgesponnen zu sein scheinen werden, so können wir uns bei der Sammlung der „Tiroler Volkslieder" kürzer fassen. Nicht als ob nicht auch längere Volkslieder von Ort zu Ort, von Stamm zu Stamm wanderten; nicht als ob nicht auch hier an voneinander sehr entlegenen Punkten dieselben Stoffe in volkstümlicher Behandlung uns begegneten. Aber was uns die Herren Greinz und Kapferer in ihrem Bändchen bieten, umfaßt, nach ihrer eigenen Versicherung, einen großen Teil der im Tiroler Volk üblichen Gesänge. Und danach hat es den Anschein, als ob viele Volkslieder, die sonst aus allen möglichen Teilen des deutschen Sprachgebietes vorliegen, nach Tirol nicht gedrungen oder hier verloren gegangen sind. Besonders berührt der Mangel an erzählenden Volksliedern eigentümlich. Von diesen enthält die Sammlung nur sehr wenige. Zwei davon sind freilich interessant genug (S. 104, 108); sie behandeln Stoffe der biblischen Geschichte in der derb realistischen Weise, welche wir aus den biblischen Volksschauspielen kennen. Als Christus dem Malchus das abgehauene Ohr wieder angeheilt hat, wendet sich Petrus mit folgender Ansprache an ihn:

„Was hat mi denn iatz mei Hauen g'nutzt,
Du bist schon a Saggeraschwonz,
Wenn i so an Sauferl z'sammenputz',
Mochst du mir'n grod wieder gonz!"

Wertvoll ist auch „das Spingeser Schlachtlied" (S. 89), ein historisches Volkslied aus der Zeit der Franzosenkriege, gegen Ende des vorigen Jahrhunderts als Flugblatt gedruckt, in der vorliegenden Fassung aber aus dem Volksmunde aufgezeichnet.

Das Malchuslied schließt mit der Strophe:

I bin a schlichter Bauersmonn,
Aus dem Oberland zu Haus,
Und wenn i koa Mirakel mehr wirken kann
Blas' i mir durchs Ermlloch aus.

Hier nennt sich offenbar der Dichter des Liedes. Das heißt, er nennt sich nicht mit Namen, aber er weist auf seine bestimmte Individualität als den Verfasser hin. Das hat weit verbreitete Analogieen. Wenn man die niedliche Ausgabe französischer Volkslieder von Moriz Haupt durchblättert, so findet man zu wiederholten Malen die Schlußstrophe mit der Antwort auf die Frage beschäftigt: „Wer hat dies Lied erdacht?" z. B. S. 140:

„Wer hat dieses Lied ersonnen?
Eine, die gern Freude hat
Und die Liebe hat viel lieber
La la la!
Als daß eingesperrt sie klagt.
Lironsa!

Vergl. S. 13, 17, 39, 45, 72, 85, 90, 97, 108, 138, 144, 148, 150, 164. Ebenso unter anderm in den von Hoffmann von Fallersleben herausgegebenen niederländischen Volksliedern. Das ist sehr bezeichnend und sehr wichtig für die Frage nach der Entstehung der Volkslieder. Man hört häufig genug noch die unklare Ansicht, „das Volk" dichte die Volkslieder, oder, wie man mit noch mystischerem Ausdrucke sagt, „der Volksgeist" bringe diese Schöpfungen hervor. Gewiß, der „Volksgeist", so weit er eben in jedem einzelnen Individuum wirksam ist; aber zunächst ist jedes Lied einmal von einem bestimmten, einzelnen Dichter verfaßt worden. So giebt es eigentlich keine feste Grenze zwischen Volkspoesie und Kunstpoesie. Ich möchte wissen, wer einen zwingenden Beweis dafür erbringen könnte, daß gewisse Lieder von Goethe oder Heine keine Volkslieder sind, wenn wir eben nicht zufällig bestimmt wüßten, daß sie von diesen bestimmten Verfassern herrühren. Und andrerseits hat es erst gelehrter Forschung bedurft, um einige Goethesche Lieder als wesentlich unverändert herüber genommene Volkslieder nachzuweisen. Der Dichter des Volksliedes nennt sich nicht, oder er bezeichnet sich nur in ganz allgemeiner Weise, wie in den oben angeführten Beispielen. Dadurch wird sein Gut herrenlos, durch kein Gesetz gegen „Nachdruck" geschützt; das heißt, jeder, der es gehört und gemerkt hat, singt es, als ob es von ihm selbst stammte, fügt hinzu, läßt weg, ändert. Geht es aber den Liedern, Strophen und Stellen, welche aus unsern „Kunstdichtern" ins Volk dringen, anders? Wie viele Zitate aus unsern Klassikern gehen in nicht unwesentlich veränderter Gestalt unter uns umher! Wer kann sich rühmen, den Text eines viel gesungenen Liedes ordentlich auswendig zu wissen?

Nur in dem Sinne also dichtet „das Volk" seine Volkslieder, daß jeder einzelne das Lied, das er einmal gehört hat, mehr oder weniger wesentlich umgestalten kann. Daher die große Anzahl von Varianten der Volkslieder, die gewöhnlich gerade so groß ist, als die Anzahl der Personen, aus deren Munde das Lied zu verschiedenen Zeiten aufgezeichnet worden ist. Ja, dieselbe Person wird, zur Wiederholung des Textes aufgefordert, denselben schwerlich genau in derselben Weise wiedergeben, wie das erste Mal. Daß ein solches Lied zufällig auch auf einem Flugblatt gedruckt wird, wie das auf die Spingeser Schlacht, ändert daran nichts; das ist eine Variante mehr unter vielen, die sich daneben im Volksmunde fortpflanzen.

Dafür, daß auch litterarische Schöpfungen, wenn sie dem naiven Charakter der Volksdichtung nahe stehen, vom Volke wie seine eigenen gesungen werden, wobei natürlich der Name des Verfassers in Vergessenheit gerät, giebt es allenthalben Belege. Man hat dafür den, wie mir scheint, wenig bezeichnenden Namen volkstümliche Lieder gebraucht. Ein recht charakteristisches Beispiel ist mir neulich auf einem von den Alpenländern geographisch ziemlich entfernt liegenden Gebiete begegnet. In einer Sammlung von Volksliedern, die auf der Insel Chios gesammelt sind, stieß ich auf ein längeres Gedicht, das ich bald als eines der besseren Erzeugnisse der griechischen Litteratur des siebzehnten Jahrhunderts erkannte. Die „schöne Schäferin" ist in volkstümlichem Tone gehalten und hat es diesem Umstande zu verdanken, daß, wie man schon längst wußte, größere Stücke von ihr

auf den Inseln des ägäischen Meeres vom Volk gesungen werden. Dem Herausgeber jener Sammlung ist der wahre Sachverhalt entgangen, obwohl die von ihm in Chios aufgezeichnete Fassung in auffallendster Weise mit der gedruckten übereinstimmt. Am Schlusse der letzteren ist der Verfasser, ein gewisser Nikolaus Drimytikos, genannt; das ist natürlich dort in Vergessenheit geraten.

Eine sehr eigenartige, vielleicht die wertvollste Gabe unter den Bändchen der Liebeskindschen Sammlung, bietet uns Herr Ludwig von Hörmann in Innsbruck, der vorzüglichste Kenner des Tiroler Volkslebens, in den beiden von ihm herausgegebenen Sammlungen der „Grabschriften und Marterlen" und der „Haussprüche aus den Alpen". Mehr als die andern sind diese geeignet, uns tiefe Einblicke in die Seele der Alpenbewohner thun zu lassen. Aussprüche tiefster Lebensweisheit stehen hier neben solchen von geradezu zwerchfellerschütternder Naivität, neben Versen von rührender Innigkeit findet sich ein Witz, der auch das Heilige nicht verschont. Die Herausgeber der „Volkslieder" haben ihr Büchlein für „das deutsche Haus und die deutsche Familie" bestimmt; aber in noch viel höherem Grade verdienen es die beiden Hörmannschen Bändchen, Hausbücher im besten Sinne des Wortes zu werden.

Es lohnt sich in hohem Maße, auf den Inhalt etwas näher einzugehen. Von den „Grabschriften und Marterlen" umfaßt die erste und größte Abteilung die eigentlichen Grabschriften. Sie sind auf den Friedhöfen, besonders den Dorffriedhöfen der Alpenländer gesammelt, wo sie sich teils auf den Grabkreuzen aufgemalt, teils unter dazu gehörigen Bildern an der Kirchenmauer auf Tafeln angebracht finden. Gedanken über Tod und Ewigkeit sind hier in erstaunlicher Mannigfaltigkeit variiert. Ihnen hat der Herausgeber die Inschriften der sogenannten Rechbreter, das heißt Leichen- oder Totenbreter, angeschlossen. Das waren ursprünglich die Breter, auf denen die Leichen aufgebahrt gewesen waren; sie wurden auf häufig begangenen Wegen aufgestellt, ja sogar auf dem Wege niedergelegt. Jetzt sind es meist nachher vom Schreiner angefertigte Breter. Die Sitte ist vorzugsweise in Oberbaiern und den westlichen Alpen verbreitet. In diesen Inschriften der Grabkreuze und der Totenbreter treibt eine teils freiwillige, teils unfreiwillige Komik besonders da ihr Wesen, wo es sich um den Stand, die Beschäftigung oder die Todesart des Verstorbenen handelt. So wirkt z. B. in einer Grabschrift aus dem Oberinnthal die ungewöhnliche Stellung des Relativpronomens in Verbindung mit dem Reim unwiderstehlich komisch:

Hier liegt der Herr Melcher,
Pfarrer gewesen ist welcher.

In einer andern wird eine ganz selbstverständliche Begründung sehr pomphaft durch ein rhetorisches Kunststück eingeleitet:

Hier liegt begraben unser Organist,
Warum? weil er gestorben ist.
Er lobte Gott zu allen Stunden,
Der Stein ist oben und er liegt unten.

Die Todesursache ist zu komischer Wirkung verwendet, z. B.:

Ach, ach, ach, hier liegt der Herr von Zach,
Er war geboren am Bodensee
Und ist gestorben an Bauchweh.

Oder

Und er maß sieben Schuh,
Gott geb ihm die ewige Ruh.
Ein unglücklicher Ochsenstoß
Öffnete das Himmelsschloß.

Einigemale schließt eine Grabschrift so:

Er (sie) lebte in Furcht und Zucht
Und starb an der Wassersucht.

Das weibliche Geschlecht wird mit Ausfällen nicht ganz verschont, z. B.:

In diesem Grab liegt Anichs Peter,
Die Frau begrub man hier erst später,
Man hat sie neben ihm begraben,
Wird er die ewige Ruh nun haben?

Oder in Hall:

Hier liegt begraben mein Weib, Gott sei Dank,
Sie hat ewig mit mir zankt,
Drum, lieber Leser, geh von hier,
Sonst steht sie auf und zankt mit dir.

Ganz ähnlich den Inschriften auf den Grabkreuzen und Totenbretern sind die auf den Erinnerungstafeln, wie sie in den sogenannten Totenkapellen und Totenrasten aufgehängt werden, jenen kleinen Kapellen außerhalb des Orts, welche den aus weiterer Entfernung hergebrachten Leichen solange zur Raststätte dienen, bis der nächste Ortsgeistliche sie abholt. Besonders charakteristisch sind hier die Armseelentafeln, Darstellungen von nackten Gestalten im Fegefeuer, dessen Pein in beigesetzten Versen lebhaft geschildert wird. Höher stehen die Inschriften auf Votivtafeln, Bildstöcken und Feldkreuzen, die meistens Erinnerungszeichen an wunderbare Rettung aus Lebensgefahr oder sonstigem Unglück sind. Verse erzählen den Fall, eine bildliche Darstellung erläutert dieselben. Verwandt sind die bekannten Marterlen, die sich in großer Zahl in allen Alpenländern finden: Täfelchen mit bildlicher Darstellung und poetischer Erklärung, zur Erinnerung an einen an dem Orte stattgefundenen Unglücksfall errichtet. Unter ihnen finden sich einige, die wegen ihrer Naivität geradezu berühmt geworden sind. So heißt es in Stubai auf einen verunglückten Fuhrmann:

Der Weg in die Ewigkeit
Ist doch gar nicht weit;
Um 7 Uhr fuhr er fort,
Um 8 Uhr war er dort.

In Passeier sieht man auf einem Marterl dargestellt, wie aus einem Schneeberge ein Mannskopf heraus guckt; links läuft ein Knabe eiligst davon. Dabei steht:

Hier starb Martin Rausch.
Die Lawine traf ihn halt
Auf den Leib und macht ihn kalt.
Auch der Jörg, der war darunter,
Aber heut noch ist gesund er.

Schneelawinen sind begreiflicher Weise in den Marterlen häufig als Todesursache angegeben, z. B.

Hier ruht der ehrsame Junggesell Alois Festini von Cahamahango, welcher in der Fremde unter einer kleinen Schneelawine seine wahre Heimat gefunden hat am 18. Dez. 1871.

oder:

Gedenke der Jungfrau Barbara Hechenpleikner, welche hier unter der Schneelawine ihr zeitliches Leben in das ewige verwechselt hat.

Durch eigentümliche grammatische Konstruktion ist ausgezeichnet: „Andenken der durch die Schneelawinen verunglückten sind worden drei Kinder"; durch Kürze und Gedrungenheit des Ausdrucks:

Aufi gstiegn,
Kerschen brockt,
Abi gfallen,
Hin gwesen.

Aus dem Lavantthal in Kärnten stammt:

Hier ruht der ehrsame Johann Missegger auf der Hirschjagd durch einen unvorsichtigen Schuß erschossen aus aufrichtiger Freundschaft von seinem Schwager Anton Steger.

Ernsthafter und in der That überraschend reich an schönen und gesunden Gedanken sind die in dem Bändchen

der „Haussprüche" vereinigten Sentenzen, die auf der Vorderseite der Häuser, auf den Wänden der Stuben, auf Glocken, Messern, Uhren, Scheiben und dgl. eingeschrieben sind. Bei den auf den Hausbau bezüglichen Sprüchen ist die bekannte Doppelzeile:

> Wer will bauen auf den Straßen
> Muß die Leute reden lassen

sehr mannigfaltig variiert und erweitert. Der Bauherr, der nun sein eigenes gutes Geld sein Haus gebaut hat, giebt seinem Ärger darüber Ausdruck, daß alle möglichen fremden Leute an der Straße stehen bleiben und Ausstellungen machen.

> Wer will bauen auf offner Straßen,
> Muß die Leute reden lassen.
> Der eine gafft vorn, der eine gafft hinten,
> Wird jeder was zu tadeln finden.

oder

> Schimpfen kann ein jeder Bauer,
> Besser machen fallt ihm sauer,
> Jeder baut nach seinem Sinn,
> Keiner kommt und zahlt für ihn.

Ja sogar in maccaronischer Weise:

> Qui aedificaturus est
> an den Straßen,
> Debet stultum dicere
> lassen,
> Optat mihi omnis
> was er will,
> Opto ei
> Noch so viel.

Vielfach werden Maria, die Engel und die Heiligen um Schutz für das neu gebaute Haus angerufen und einer besonderen Berücksichtigung erfreut sich dabei der heilige Florian, der Schutzpatron gegen Feuersbrunst, der unzählige Mal an Häusern und Brunnensäulen abgebildet ist. Für die Stellung, welche die Heiligen im Volksglauben einnehmen, ist ungemein bezeichnend der Spruch aus Wenns:

> Dieses Haus stand in Gottes Hand
> Und ist dreimal abgebrannt,
> Und das viertemal ist's wieder aufgebaut
> Und jetzt dem heiligen Florian anvertraut.

Um auch das Ernstere zu seinem Rechte kommen zu lassen, setze ich einen aus dem Jahre 1609 stammenden Spruch auf die Jungfrau Maria her, der sich an einem Fenster in Schloß Amras findet:

> Maria milt
> O mutter zart!
> Sey du mein schilt
> zur hinefart.
> gib mir die gnad,
> das ich da find
> des lebens pfad
> zu deinem Kind.

Man hat die Inschriften von den Grabsteinen und von den Vasen der Griechen und der Römer mit emsigem Fleiße gesammelt und in großartig angelegten und ausgestatteten Werken herausgegeben. Und man hat recht daran gethan; denn deutlicher als aus den offiziellen Kundgebungen von Städten und Staaten spricht aus diesen unscheinbaren Denkmälern die Seele der antiken Völker zu uns. Aber darf man dann nicht für die entsprechenden Aufzeichnungen unsres eigenen Volkes etwas Beachtung verlangen? Ich hoffe, daß die Hörmannschen Bändchen, mehr als frühere ähnliche Veröffentlichungen, ihnen solche verschaffen werden.

Das Tättowieren bei den Südslaven.

Von Friedrich S. Krauß und V. Valetic Vukasovic.

Die Überschrift erweckt vielleicht bei manchem Leser größere Erwartungen, während wir nur bescheidene Mitteilungen über spärliche Überreste eines alten Brauches zu machen haben. Bei zahlreichen primitiven Völkern der Erde pflegt und pflegte man sich den Körper zu bemalen oder zu tättowieren. Wir müßten dies auch bei den Südslaven voraussetzen, selbst wenn wir keine direkten Beweise mehr für diesen Brauch hätten, doch daran fehlt es nicht. In einigen Guslarenliedern wird erzählt, daß sich die HauptHelden die Augen mit Blut unterfärbten (oči krvi obojene), um durch den blutrünstigen Anblick den Feind zu erschrecken. Manche grimmige Haudegen färbten sich Hände und Gesicht blutig rot, als ob sie gewohnt wären, im Blute zu waten. Mütter tättowierten aber ihre Kinder mit eigenen Zeichen auf den Schultern (biljeg na ramenu), wie es ausdrücklich heißt, um einmal daran ihre Kinder zu erkennen, sollten sie je in feindliche Gefangenschaft geraten und nach vielen Jahren heimkehren. Alija, ein Mohammedaner in Mostar, so berichtet ein Volkslied, kaufte auf dem Markte eine stattliche Sklavin. Nachts legt er sich zu ihr, doch das Frauenzimmer erkennt an der Tättowierung am rechten Arme in Alija ihren leiblichen Bruder. Darauf folgt eine herzergreifende Erkennungsszene, und die Geschwister beschließen, gemeinsam zu ihrer hochbetagten Mutter ins Küstenland zu fliehen. Alija war nämlich ein Christenkind und frühzeitig bei einem türkischen Ueberfall seinen Eltern entrissen, ins Herzögische geschleppt und zum Islam bekehrt worden. Ähnliche Fabeln erzählen uns auch viele Romanzen des abendländischen Mittelalters.

Auch als bloßer körperlicher Schmuck dient das eintättowierte Zeichen. In Slavonien, Kroatien, Serbien und Bulgarien tättowiert sich das Bauernvolk mit großer Vorliebe. „Zvizda ispod vrata" (Stern unterm Halse) ist die Bezeichnung eines Blümchens zwischen den Brüsten. Bekannt ist das Märchen von dem Mädchen, welches sich nur jenem zu eigen geben will, der im stande wäre, „pogodit joj zlamenje", d. h. ihr Tättowierungszeichen zu erraten. Es war ein Blümchen (Sternchen) unterm Nabel! Schöne Zeichnungen sind äußerst selten. Mit Vorliebe wählt man Blumen, Sträußchen, Kreuze, Herzen, Schwerter und Hirtenstäbe. Tierbilder kommen unsres Wissens nie vor. Vorzugsweise bringt man die Tättowierungen auf dem Oberkörper an; da aber der größere Teil des Oberleibes durch das Hemd — gewöhnlich dem einzigen Kleidungsstücke des Bauers und der Bäuerin für den Oberleib — verdeckt ist, hat man hauptsächlich bei einem etwas vertrauteren Verkehre Gelegenheit, die Einzelheiten einer Zeichnung zu betrachten. Ich kenne einen Bauern in Pleternica in Slavonien, dessen ganze Brust vom Hals bis zum Bauch hinab mit allerliebsten, sehr fein ausgeführten dunkelblauen Blumen tättowiert ist, worauf er sich etwas einbildet. Diese Tättowierung hat er aber als Soldat, als er unter Magyaren garnisonierte, erlangt. Die übrigen Bauern kargen nicht mit ihrer Bewunderung für den Mann, doch nachahmen können sie diese Zeichnungen nicht, weil sie sich nicht genug aufs Zeichnen verstehen.

Während dies Tättowieren im allgemeinen dort belanglos ist und als eine bloße Spielerei zur Befriedigung der Eitelkeit betrachtet wird, wo die Südslaven nur dem christ-

lichen Glauben angehören, so in Krain, Kärnten, Kroatien, Slavonien, Dalmatien und Serbien, dient es im Bosnischen, Herzögischen, in Altserbien und Rumelien, wo ein starker Bruchteil der Bevölkerung aus Mohammedanern besteht, um durch bestimmte Zeichen, die man in die Haut einem einritzt, die Religionsangehörigkeit des Individuums zu kennzeichnen. Es sei gleich hier bemerkt, daß der allgemeinste südslavische Ausdruck für Tättowieren sicanje (sicati = kleinweise einschneiden) lautet. Daneben kommt auch das Wort bocanji (bocati = Stiche versetzen) vor. Damit ist uns die Bezeichnung zweier verschiedener Tättowierungsverfahren gegeben, von welchen aber das erstere derzeit, soviel wir erfahren, nicht mehr in Übung ist. Man kennt nur mehr das Einstícheln mittels einer Nadel.

Es liegt uns eine kleine Arbeit über das Tättowieren bei den Bosniern vor aus der Feder des verdienstvollen bosnischen Arztes Dr. L. Glück (im Glasnik zemaljskoga muzeja Heft III, S. 81 ff.), welcher neben einigen richtigen Beobachtungen, die sich von selbst aufdrängen, mehrere kühne Behauptungen aufstellt. So sagt er z. B.: „Die ungewohnte (?) Erscheinung (des Tättowierens) wirkt um so befremdender, da sie speziell nur unter der katholischen Bevölkerung Bosniens und der Herzegowina, und dies in überwiegender Anzahl bei den Frauen, zu beobachten ist.“ Aus dieser Bemerkung ersehen wir, daß Dr. Glück nur einen sehr geringen Teil der dortigen Bevölkerung aufs Tättowieren hin beobachtet hat. Er muß wohl seine weiteren Deduktionen den Franziskanermönchen verdanken, denn seine Ausführung läßt darauf schließen, er habe sich bezüglich des Verhältnisses zwischen Christen und Mohammedanern nicht aus eigenen Erhebungen ein Urteil gebildet. Er wirft mit gewissen Phrasen herum, die schon lange tendenziös verbreitet werden, um die bosnischen Katholiken als Märtyrer hinzustellen und zum Haß gegen die Mohammedaner aufzustacheln. Es ist endlich an der Zeit, daß eine solche Art der Erörterung wenigstens in ethnographischen Fragen vermieden werde und man sich auf die sachliche Behandlung eines Gegenstandes beschränke. Wir wollen den beanstandeten Teil des Aufsatzes hier anführen, um die Hauptpunkte an der Hand der üblichen Tättowierungen gleich zu widerlegen, weil es sich darum handelt, zu entscheiden, ob das Tättowieren ein alter oder ein neuer Brauch sei. Dr. Glück äußert sich so:

„Es kann nicht angenommen werden, daß das Tättowieren eine uralte, prähistorische Sitte sei, der es auf Grund irgend welcher besonderer Umstände gelungen ist, sich in diesen Ländern bis auf den heutigen Tag zu erhalten; denn es ist erwiesen (??), daß das Tättowieren ein den alten Slaven vollständig unbekannter Gebrauch war, und ebensowenig kann es eine spezielle alte Landessitte genannt werden, da sie ja dann bei der ganzen Bevölkerung im Schwange sein müßte, und nicht nur, wie es thatsächlich der Fall, bei einem Teile derselben; dafür spricht auch der Umstand, daß das Volk in seinem reichen Sprachschatze keine spezielle Bezeichnung für das Tättowieren hat, sondern es einfach mit „križ nabocati“ (Kreuz einsticheln) bezeichnet, ein offener Beweis, daß das Ganze keine ursprüngliche Frucht des bosnischen Bodens ist und auch noch nicht aus gar zu langer Zeit datiert. Da also das Tättowieren weder eine altslavische noch eine speziell bosnische Sitte ist, drängt sich die Frage auf, wann und auf welche Art dasselbe in das Land gekommen sei und warum es sich gerade bei den Katholiken eingebürgert habe.“

Statt einen Beweis für diese geschichtlich unhaltbaren Behauptungen anzutreten, giebt Dr. Glück folgende „Erläuterung“, welche man in verschiedenen stilistischen Fassungen bei ganz anderen Themen schon verwertet hat.

„Der Katholizismus hatte lange zu kämpfen, bevor es ihm gelang, in Bosnien und der Herzegowina festen Fuß zu fassen; denn die Lehre der Patarener oder Bogumilen hatte sich in diesen Ländern — mehr als irgendwo anders auf der Balkanhalbinsel — einen bedeutenden Einfluß zu verschaffen gewußt und zählte eine so große Anzahl von offenen und geheimen Anhängern, daß es nicht so leicht möglich war, sie auszurotten, und als gar noch die Türkeninvasion dazukam, nach welcher die Einwohnerschaft, meistenteils wohl des materiellen Vorteils wegen, familienweise zum Islam übertrat, sah sich die katholische Geistlichkeit gezwungen, auf irgend ein Mittel gegen diesen massenhaften Religionsabfall zu sinnen, damit das Land nicht vollständig dem römisch-katholischen Glauben entrissen werde.“

„Und so ein Mittel dürfte sie — wenn es auch im ersten Momente paradox klingt — in der Einführung des Tättowierens gefunden haben; denn da der Islam das Kreuzeszeichen als Symbol der Christenheit in Acht und Bann gethan hatte, so ist es gar nicht so unwahrscheinlich, daß die katholische Geistlichkeit auf den Gedanken kam, ihre Anhänger zu veranlassen, sich an einer offenen Stelle des Körpers mit diesem von den Mohammedanern verpönten Embleme zu bezeichnen, um auf diese Weise dem betreffenden Individuum, das jetzt noch glaubenstreu war, aber später einmal vielleicht die Absicht fassen konnte, die katholische Religion zu verlassen, dies soviel als möglich zu erschweren. Denn mit dem Zeichen des Kreuzes am Körper kann niemand in den Schoß des Islams aufgenommen werden, sondern es mußte vorher vernichtet werden, was nur durch die gewaltsame Abschürfung der Haut möglich war (?!), und da dies bedeutende physische Schmerzen im Gefolge hatte, konnte es wohl kommen, daß sich jemand, der das Christentum ohne weiteres verlassen hätte, nun die Sache wohl zweimal überlegte, ehe er es wirklich that, da ja meistenteils dabei auch nicht innere Überzeugung, sondern nur irgend ein materieller Vorteil, der die zu erduldenden Schmerzen oft nicht einmal aufwog, im Spiele war. Und wenn sich zuletzt der Abtrünnige dennoch dazu herbeigelassen hatte, so blieben ihm immer noch die breiten, unauslöschlichen Narben zurück, welche jedem andern Mohammedaner sichtbar zeigten, daß es kein wahrer „Osmali“ sei, den er da vor sich habe, sondern immer nur ein christlicher Renegat. Und das war gerade auch kein Vorteil.“

Es sind lauter Behauptungen, keineswegs Thatsachen, die uns Dr. Glück zum Besten giebt. Das Tättowieren ist alles, nur kein kirchlicher Akt, mit welchem der Franziskaner etwas zu thun hätte. Nochmals sei es gesagt, auch die orthodoxen (Serben) Christen und die Mohammedaner tättowieren sich ganz im gleichen Maße wie die Katholiken. Das eintättowierte Kreuz war nie ein Hindernis für den Übertritt zum Islam, ebensowenig als die christliche Kirche sich je weigerte, in ihren Schoß einen Juden aufzunehmen, weil ihm das Präputium fehlte. Es ist eine nichtige Erfindung, daß man dem Renegaten die Haut abzog, um das Kreuzbild zu tilgen. Diese Prozedur war gar nicht notwendig, denn durch einen glatten Querstrich übers Kreuz kann man leicht einen Stern erzeugen, wie solche auch bei Mohammedanern häufig genug zu sehen sind. Der Übertritt wurde dem Neuling auf jede mögliche Weise erleichtert, so daß man sogar von einer vorschriftsmäßigen Zirkumzision (sunet) Abstand nahm und sich damit begnügte, das Präputium bloß horizontal durchzuschneiden. Ausdrücklich sei noch bemerkt, daß sich der Bauer entweder selber tättowiert oder sich diesen Liebesdienst von einem Kameraden erweisen läßt. Hirten und Hirtinnen tättowieren einander auf der Viehweide zum Zeitvertreib. Irgend welche Zaubersprüche (bajanja) werden dabei nicht gesagt, eben nur darum, weil man sich nicht direkt aus religiösen Motiven mit Tättowierungen versieht, sondern

meist aus Eitelkeit. Die Angabe Dr. Glück's, daß als „Tättowierer“ meistens alte Frauen, sogenannte „vješte žene“ „geschickte Weiber“ fungieren, ist nur soweit richtig, als der Bauer auch nicht so unvorsichtig ist, seine Haut dem erstbesten jungen und unerfahrenen Menschen als Versuchsmaterial zu überlassen, ebensowenig als unsereiner geneigt ist, wenn er in eine Rasierstube eintritt, sich einem Lehrjungen in der Kunst des Barbierens auf Gnade und Ungnade anzuvertrauen.

Das am wenigsten umständliche Tättowierungsverfahren wendet der slavonische Hirte an. Er nimmt Weidenholz- oder Buchenholzasche und verreibt damit die Nadelstiche. Ich sah einem Bauernburschen zu, der seinem Gespielen „zwei Sterne“ (dvi zvizde) in die Waden eintättowierte, auf die rechte Wade Fig. 1, auf die linke Fig. 2.

Das Bild wird gelblichblau. Der Tättowierer gebrauchte beim Einsticheln eine Ahle (šilo). Er arbeitete ohne Vorlage und ohne vorherige Musterzeichnung. Offenbar hatte er auch schon andern den gleichen Liebesdienst erwiesen und fühlte sich seiner Aufgabe gewachsen. Sonst verwendet man zum Einreiben häufig Schießpulver, Ruß, Kienruß, Indigo und Krapprötel; dann ist aber das Verfahren etwas zeitraubender. Man zündet ein Bündel harzigen Kienholzes an, neigt es so, daß das Harz in ein untergehaltenes Gefäß tröpfelt und läßt zu gleicher Zeit eine Blechplatte (oder ein Stück Fensterglas) über der Flamme stark anrauchen, worauf man den Ruß in das gewonnene Harz hineinschabt, alles tüchtig durcheinander mischt und dann mit dieser zähen, schwarzen Masse die Figur, die ausgeführt werden soll, auf die betreffende Körperstelle skizzirt, wobei die Haut straff angespannt wird. Dann stichelt man mit einer feinen Nadel, welche bis zur Spitze mit Bindfaden umwunden ist, damit sie nicht tiefer, als es notwendig ist, in das Fleisch eindringe, der Zeichnung nach und zwar so, daß Blut zum Vorschein

Fig. 1. Fig. 2. Fig. 3. Fig. 4. Fig. 5. Fig. 6. Fig. 7. Fig. 8. Fig. 9. Fig. 10. Fig. 11.

Südslavische Tättowierungen. Aufgenommen von Fr. S. Krauß. $1/2$ natürl. Größe.

kommt. Zum Schluß wird die wunde Stelle mit Tüchern verbunden und am dritten Tage ausgewaschen.

Es ist natürlich, daß das Volk Ornamente von dort entlehnt, wo es solche leicht findet, z. B. auf alten Grabsteinen. Herr Vuletić verteidigt mir gegenüber seine Ansicht, die Tättowierungsornamente beruhten auf einer alten Überlieferung. Ich müßte ihm darin beipflichten, wenn er den Beweis dafür antreten wollte, daß die gegenwärtigen Bewohner des Bosnischen und Herzögischen Aboriginer im Lande seien oder zum mindesten von jenen Menschen abstammen, die unter den vielbesprochenen altbosnischen Grabsteindenkmälern ruhen. Man braucht gar keine Hypothesen, wo die Erklärung offen zu Tage liegt. Der Bauer kopiert die Ornamente der Denkmäler, die er täglich vor Augen hat, weil sie einfach und leicht nachzubilden sind und weil er dabei sich weiter keine Gedanken macht. Darin liegt auch die Erklärung dafür, daß wir überall die gleichen Ornamente antreffen, wo die alten Grabsteine mit Verzierungen vorkommen. Einige Beispiele mögen dies erläutern.

Der Bauer Stipo Drinovac im Dorfe Slatina am Ramaflusse hat auf der Rechten die Tättowierung Fig. 3: *a* ist der Halbmond, *b* sind die Zweige (grane), *c* der Stern oder das Kreuz (krstača zvijezda), *d* sind kleine Sterne, *f* das Schwert. Dieses Bild erblickt man häufig auf Grabsteinen, nur daß die kleinen Sterne und das Schwert rechts und links neben dem Kreuz angebracht erscheinen. Die Kombination unseres Bildes ist jedoch selbständiges geistiges Eigentum des Tättowierers.

Auf Denksteinen und auf Menschen ist häufig „das mit Zweigen versehene Kreuz“ (granati krst) zu sehen, so z. B. trägt der Bauer Stipo Ćurić in Grnići bei Prozor im Ramagebiet auf dem rechten Arme die Figur 4. Ćurić sagte wörtlich: „Fast jeder Katholike (Katonik statt Katolik) in Rama legt auf sich solche Abzeichen, manche setzen welche auch auf die Brust, ich meine Zahlzeichen, Buchstaben oder sonst eine andre Sache.“ Er meinte so ein Bild, wie es nicht selten, und in Fig. 5 dargestellt ist. Die Buchstaben bedeuten Isus = Jesus. Das Zeichen im rechten Winkel

ist wohl als eine Hand aufzufassen. Als ein Beispiel für ein ordnungsgemäß tättowiertes Frauenzimmer mögen die Zeichen auf dem Leibe der Katholikin Iuka, der Gattin des Bauern Pipunić aus Bistrica bei Gornji Vakuf in Bosnien, dienen. Mitten auf dem Ellbogen hat sie ein Kreuz wie Fig. 6. Unter der Handbeuge gegen den Daumen zu ist dasselbe Zeichen, nur kleiner.

Über die Handfläche zieht sich aber ein genau einem Grabmonumentreliefornament nachgezeichnetes Bild hin (Fig. 7), auf dem kleinen Finger hat sie zwei „kleine Sterne“ :, auf dem Ringfinger drei Sterne in dieser Gruppierung :· —, auf dem Mittelfinger steht in verkleinertem Maße dasselbe Bild wie auf der Handfläche und darunter ein Kreuzbild, wie jenes auf dem Daumen, nur ist es mißlungen, als man es eintättowierte (kat se iglom nasicalo). Auf dem linken Arme hat sie und zwar auf dem oberen Teil des Ellbogens das Kreuzeszeichen ✝. Unterhalb dieses Kreuzes ist Fig. 8 angebracht. Auf der oberen Spitze der Handfläche hat sie sieben „Sterne“: .... Die Tättowierungen auf den verhüllten Teilen des Körpers konnten nicht aufgenommen werden. Wesentliche Unterschiede zwischen den Tättowierungen der Frauen und der Männer konnten wir nicht feststellen. Selbst Schwertbilder findet man auf Frauen. Der Bauer Stipo Milišić aus dem Dorfe Prokosi in der Mahala Mujakovići bei Fojnica hat auf der rechten Hand Fig. 9, auf der linken Hand Fig. 10.

Milošić sagte, das zweite Bild stelle einen kleinen Tannenbaum (jelica) im Walde vor und daß man nach den Abzeichen den echten Katholiken erkenne. Richtig ist wohl, daß Altgläubige das byzantinische Kreuz bevorzugen.

Tättowierungen mohammedanischer Frauen konnten wir nicht untersuchen und auch darüber keine Erkundigungen einziehen, weil der Mohammedaner es als eine gröbliche Beschimpfung betrachtet, wenn man sich um seine Frauen bekümmert. Jedenfalls tättowieren sich auch die Mohammedanerinnen. Das beweisen uns mehrfach Stellen in Guslarenliedern. Der Aga Edhem Kulović aus Sarajevo hat auf der Rechten den Säbel Zulfikar, wie einen solchen der türkische Held Azreti Ali besessen haben soll (Fig. 11) und darunter steht muhri Sulejman (das Siegel Salomos).

So tättowierten sich auch die „Helden“, damit sie Glück im Kampfe und auf Abenteuern gewännen. Den Trudenfuß bringt der Mohammedaner auf den Häusern, Moscheen, Kleidern, Betteppichen, kurz überall an, um ein Glückszeichen daran zu haben.

Ein Besuch in Victoria auf Vancouver.

Von Prof. F. Boas. Worcester, Mass.

Nach langer, ermüdender Eisenbahnreise war das Gestade des Stillen Ozeans erreicht. Der Dampfer trug uns über die stillen Gewässer des Puget Sundes dem nächsten Reiseziele, Victoria, entgegen. Wir hatten den letzten amerikanischen Hafenplatz, Port Townsend, verlassen und nun schwankte unser Schiff auf den unruhigen Gewässern der Juan de Fuca Straße.

Rasch näherten wir uns der Insel Vancouver und schon wurden die weißen Häuser der freundlichen Vorstadt von Victoria sichtbar. Jetzt liefen wir in den engen Fjord ein, welcher den Hafen bildet und nach einigen scharfen Wendungen erblickten wir die Stadt mit ihren freundlichen Häusern vor uns.

Wir hatten ohne Unterbrechung die Fahrt von der atlantischen zur pacifischen Küste vollendet und nun mutete uns unsre Umgebung gar seltsam an. Die geraden Straßen, welche sich unter rechtem Winkel kreuzen, sind uns von Osten her bekannt; ebenso kennen wir die schmucklosen Holzhäuser aus den Kleinstädten der östlichen Staaten. Fremdartig erscheinen uns aber die zahlreichen Chinesen und Indianer, welche der Stadt ein ganz eigentümliches Gepräge geben.

Sobald wir uns im Gasthause heimisch gemacht hatten, schlenderten wir durch die Straßen, um ein Bild vom Leben und Treiben daselbst zu gewinnen. Die Straßen sind breit und ungepflastert. Breite hölzerne Fußsteige führen an den Häusern entlang, welche meist vorspringende Dächer von der ganzen Breite des Fußsteiges haben. Schmale Gassen verbinden die Hauptstraßen. An den Kreuzungspunkten derselben sind hohe Masten errichtet, an welchen elektrische Bogenlampen angebracht sind.

Der Charakter der Läden zeigt, daß wir uns hier noch in einem jüngst besiedelten Gebiete befinden. Dieselben nehmen fast überall das ganze Erdgeschoß der Häuser ein, und es hat sich noch nicht eine Teilung des Geschäftes in kleine Einzelzweige ausgebildet. Jeder Kaufmann, mit den wenigen Ausnahmen derer, welche ausschließlich auf das reiche Publikum rechnen, führt Artikel für die verschiedenartigsten Bedürfnisse. Unter den wenigen Steinhäusern der eigentlichen Stadt fallen uns außer den Regierungsbauten eine Reihe Hotels, Banken und größere Lagerhäuser in die Augen. Unter diesen ist das Lager der Hudson Bay Company bemerkenswert. Hier wird eine große Auswahl aller der Gegenstände feil gehalten, welche für den Handel mit den Eingeborenen gebraucht werden: wollene Decken, Kattune, Hemden, wollene Unterzeuge, billige Kleidung, Gewehre und Munition, Eisenwaren, Mehl, Reis bilden die Hauptartikel, die in diesem Handel eine Rolle spielen und anderseits werden in diesen Lagerräumen die wertvollen Felle, welche von den Indianern eingehandelt sind, aufgespeichert. Im Laufe der letzten Jahrzehnte haben sich die meisten Händler von der Hudson Bay Gesellschaft unabhängig gemacht, und dadurch sind eine ganze Anzahl von selbständigen Geschäften entstanden, welche sich demselben Handel widmen. Die Händler schlagen ihren Wohnsitz entweder in Indianerdörfern oder an Plätzen, welche von den Indianern bei Reisen besucht werden, auf, und kommen nach Victoria, sobald ein genügender Vorrat von Fellen angesammelt ist. Eine andre Art von Geschäften, welche Victoria eigentümlich ist, sind Krämerläden, welche unmittelbar mit den nach Victoria kommenden Indianern Handel treiben. Auch diese haben sich erst entwickelt, seit das Wachstum Victorias die Indianer veranlaßt hat, häufig die Stadt zu besuchen. Diese Läden machen gleichzeitig ein besonderes Geschäft aus dem Erwerb indianischer Geräte, und man findet in ihnen ganze Ausstellungen von indianischen Schnitzereien, Webereien und Flecharbeiten, welche meist für Kleinigkeiten eingehandelt und für hohe Preise an Fremde verkauft werden.

Der Verkehr dieser Kaufleute mit den Indianern ist sehr einfach. Die Indianer kommen mit wohlgespicktem Beutel von der Arbeit und besuchen die Läden mit ihren Frauen, um die neuen Waren anzusehen. Der Händler hat all seine Waren h i n t e r dem Tresen oder unter Glas und Rahmen schön ausgestellt, um die Kauflust der Indianer zu reizen, ohne ihnen aber Gelegenheit zu geben, zu stehlen.

kommen zu viele in den Laden, so wird die größere Anzahl fortgejagt, bis die erste Abteilung abgefertigt ist. Obwohl die Käufer, durch Erfahrung gewitzigt, erst alle Läden besuchen, um den richtigen Preis kennen zu lernen, ist es doch dem Verkäufer ein leichtes, durch geschicktes Reden ihnen etwas aufzuschwatzen, das ihnen zufällig besonders in die Augen sticht. So lange der Indianer in Besitz von Geld ist, und müssig in der Stadt umherlungert, ist er leicht zu irgend welchen Einkäufen zu bereden.

Die Händler in Victoria sowohl, als auch an der Küste sind meist kanadische Franzosen, deutsche Juden oder Halbindianer, die Nachkommen eines früheren Geschlechts von Händlern.

Folgen wir der Hauptstraße Victorias nordwärts, so gelangen wir in das Chinesenquartier. Dasselbe hat eine beträchtliche Ausdehnung und beherbergt manch einen wohlhabenden Kaufmann. Ich kann keine genaue Ziffer für die Zahl der chinesischen Bevölkerung angeben, dieselbe muß aber sehr bedeutend sein. Man sieht wenig chinesische Frauen auf den Straßen und der größere Teil derselben dürfte aus Prostituierten bestehen, welche einen Teil des Chinesenviertels inne haben.

Übrigens erfreuen sich die Chinesen hier so wenig einer angenehmen Stellung, wie in den westlichen Teilen der Union. Von den Europäern werden sie als ein unentbehrliches Übel betrachtet, während die Indianer sie tödlich hassen. Die letzteren dünken sich unendlich über die Chinesen erhaben und verachten sie gründlich.

Wir folgen der Hauptstraße (Gouvernement-Street) nach Norden und nähern uns nun einem der armseligsten Teile der Stadt. Zur Linken erhebt sich der Schornstein einer Sägemühle und der einer Eisengießerei. Die Straßen sind mit armseligen kleinen Hütten besetzt, in welchen die Indianer hausen, welche sich vorübergehend in Victoria aufhalten. Die kleinsten dieser Hütten sind Bretterschuppen, welche durch Holzverschläge in Abteilungen geteilt sind. In denselben ist ein Bett roh zusammengezimmert, ein Herd aufgestellt, und der Raum ist bereit, für etwa zwei Dollars den Monat, vermietet zu werden. Ein solcher Bretterverschlag von 20 Fuß Breite und etwa 60 Fuß Länge bringt daher dem Besitzer annähernd 200 Dollars jährlich ein, und da dieses Einkommen fast ohne Anlagekapital erworben wird, so haben eine ganze Reihe von Grundeigentümern ihren Besitz auf solche Weise verwertet. In diesen Hütten wohnen Indianer, die sich vorübergehend als Arbeitsleute in Victoria aufhalten, manchmal mit Frau und Kindern; in andern leben Indianerfrauen, die sich als Wäscherinnen oder Prostituierte Geld erwerben, um nach einer Reihe von Jahren mit dem ersparten Gelde in ihre Heimat zurückzukehren. Dieser Gebrauch hat sich für viele der Küstenstämme verderblich erwiesen, indem dieselben fast alle jungen Frauen verloren. Die Stämme von Fort Rupert sind so dem Aussterben nahe gebracht worden. Alle Maßregeln, die bislang ergriffen wurden, dem verderblichen Treiben ein Ende zu machen, haben sich als fruchtlos erwiesen, und selbst die entlegensten Stämme schicken heute ihre Töchter nach Victoria, dem sicheren Untergange entgegen.

In Victoria befindet sich übrigens eine kleine hölzerne Kirche, in welcher Gottesdienst für die Indianer abgehalten wird. Da dieselben ungeheuer viele verschiedene Sprachen sprechen, wird in Tschinuk, der gewöhnlichen Umgangssprache zwischen Weißen und Indianern und zwischen Indianern verschiedener Stämme gepredigt. Dieser Jargon hat sich zur Zeit, als die Hudson Bay Company ihre Forts an der Küste anlegte, entwickelt. Der Wortschatz enthält viele Wörter aus dem eigentlichen Tschinuk, das von einem fast ausgestorbenen Stamme am unteren Kolumbia-Flusse gesprochen wird, auch aus der Sprache der Indianer der Westküste von Vancouver Island, aus dem Englischen und Französischen, stammen viele Wörter. Es wird von Oregon bis Alaska, von dem Kamm der Felsengebirge bis zur Küste gesprochen. Der Jargon ist so hoch entwickelt, daß die Indianer häufig Lieder in demselben komponieren, die dann eine weite Verbreitung erlangen. So singen sie vom *Kunspa, Ka tenas klotchman pe tenas whiskey mitlait*, d. h. in Queensborough (Kunspa), wo es hübsche Mädchen und ein wenig Whiskey giebt. Oder sie singen:

Okok naikas au
Mamuk sick naika tumtum.
Yeke iskum naikas sweatheart
Kakoa naika cly okok sun,

d. h. jener, mein Bruder, hat mein Herz betrübt gemacht, er nahm mir meine Liebste, darum weine ich heute.

Der Wortschatz des Tschinuk ist allerdings nicht reich, doch ausreichend, um dem Bedarfe des täglichen Lebens zu genügen. Man könnte sogar gewisse grammatische Regeln für diesen Jargon auffinden. So z. B. wird der Imperativ durch die Form umschrieben: Es wäre gut, wenn du dieses oder jenes thätest; das Präteritum wird ausgedrückt durch: als er fertig war mit . . . . u. s. w. Schwierig ist es dagegen, abstrakte Ideen durch den Jargon zum Ausdruck zu bringen, und daher tönen die Predigten in demselben ganz wunderlich.

Wir wenden uns nun dem Hafen zu. Derselbe sendet einen schmalen Arm mehrere Kilometer weit nordwestwärts. In der Nähe der Stadt ist dieser Arm sehr schmal, verbreitert sich aber nahe seinem Ende zu einem weiten Becken. Der enge Eingang zu demselben, durch welchen die Ebbe und Flut in heftiger Strömung schießt, ist ein beliebtes Ziel für Ausflüge von Victoria aus. Wenig westlich der Stadt ist der Meeresarm überbrückt. Der Weg führt durch schöne Fichtenwälder zur Eisenbahnstation, von der aus täglich Züge nach dem großen Kriegshafen Esquimalt und nach der Bergwerksstadt Nanaimo abgehen.

An der Südseite des Fjordes, der den Hafen der Stadt Victoria auf Vancouver bildet, führt ein Fahrweg zu der nahe gelegenen Reservation der Songisch-Indianer, denen ich gleich am Tage meiner Ankunft in Victoria einen Besuch abstattete. Das Indianerdorf besteht aus einigen großen, alten Häusern und einigen wenigen kleineren, im europäischen Stile erbauten. Die Häuser stehen 30 bis 40 Schritte vom Strande, welcher stellenweise ziemlich steil abfällt. Am Ufer liegen Kähne, die aus einem Baumstamme ausgehöhlt sind, und mannigfache Fischergeräte, Netze, Angeln, Angelschnüre, Harpunen und Fintkeulen. Die größten Häuser sind etwa 50 bis 60 Schritte lang und 15 Schritte breit. Die Wände derselben bestehen aus schweren Brettern, welche gewiß zum Teil noch vor der Einführung eiserner Werkzeuge gemacht sind. Dieselben sind mit Keilen aus Baumstämmen heraus gespalten und roh geglättet. Das Gerüst, an welchem diese Bretter befestigt sind, besteht aus schweren, geschnitzten Pfosten, die einen starken Querbalken tragen. Dünnere Pfähle sind an der Innen- und Außenseite der zu errichtenden Wand eingerammt und zwischen denselben werden die Bretter mit Seilen aus Zederbast befestigt. Die vom Meer abgewandte Wand des Hauses ist niedriger, so daß das Dach nach derselben abfällt. Das Dach besteht aus Brettern, welche lose auf Balken aufgelegt sind. Ein solches Haus wird von sechs oder mehr Familien bewohnt, die je einen Abschnitt desselben inne haben und ihr eigenes Holzfeuer unterhalten. Der Rauch steigt zwischen den Brettern des Daches auf, die gewöhnlich gerade über dem Feuer etwas geöffnet werden. Im Winter werden die Abteilungen

durch Matten voneinander getrennt. Ebenso werden die Wände mit Matten, aus Binsen gefertigt, behängt, um das Haus warm zu halten. Rings um das Haus läuft eine niedere Bank, auf welcher sich die Betten befinden. Eine lange Binsenmatte, deren oberer Theil aufgerollt bleibt und als Kopfkissen dient, ist die Unterlage des Bettes. Felle oder wollene Decken dienen als Bettdecke. An der höheren Wand läuft gewöhnlich eine Galerie entlang, auf welcher die Wintervorräte aufbewahrt werden. Die Hausthüren befinden sich an den Schmalseiten, doch ist mitunter ein dritter und vierter Eingang an der Vorderseite angebracht. Neuerdings sind in einige Häuser Fenster eingesetzt, doch ursprünglich fiel Licht nur durch das Dach ein, indem man Tags über einige Bretter zur Seite schob.

Einige wenige Indianer haben sich in europäischen Häusern von der Küste entfernt niedergelassen und treiben Ackerbau, die größere Zahl derselben lebt aber noch wie früher vom Fischfang. Sie verkaufen einen Teil ihrer Beute an die Fischhändler in Victoria.

Die Nähe der Stadt hat auf die Songisch einen höchst verderblichen Einfluß ausgeübt. Trotz der strengsten Strafen und Verbote wird heute noch ziemlich viel Branntwein von den Indianern verbraucht. Alle die schädlichen Einflüsse, welchen die Indianer der Küste nur vorübergehend ausgesetzt sind, alle Verlockungen der Stadt wirken beständig auf die Songisch und machen sie zu einem der armseligsten Stämme der ganzen Küste. Die Bemühungen der Missionare um diesen Stamm sind fast ohne jeden Erfolg gewesen, und eine Kirche nach der andern hat sich von ihnen abgewandt und dankbarere Arbeitsfelder aufgesucht.

Eine Fahrt zu dem dem Hafen gegenüberliegenden Ufer bringt uns in den schmuckesten Theil Victorias. Hier liegen die Villen der Reichen von hübschen Gärten umgeben. Ein kurzer Spaziergang bringt uns an das Ufer der offenen See, von der aus wir die herrlichste Aussicht auf die Olympian Range und den Mount Rainier genießen. Das Meeresufer besteht aus Gestein, das in steiler Böschung abfällt. Ein Weg zieht sich hier nahe dem Ufer entlang. Am Fuße der Böschung liegen gewaltige Stämme von Treibholz, das hier vom Meer angeschwemmt ist. Wenig weiter östlich erhebt sich das Ufer ein wenig und hier ist man im Begriffe einen Park anzulegen, der, wenn vollendet, seines Gleichen suchen dürfte. Von einem Hügel aus blickt man über die See und auf die bewaldeten Hügel der Insel. Hier und da erheben sich herrliche Fichten, die letzten Überreste des undurchdringlichen Urwaldes. Am Fuße des Hügels zieht sich eine schöne Allee hin, wo Sonntags nachmittags die Bewohner Victorias ihren Korso abhalten.

Der Charakter der Stadt ist grundverschieden von dem der amerikanischen Städte am Puget Sunde. Die Kaufleute sind bequemer und ruhiger als ihre amerikanischen Nachbarn. Die Kleingeschäfte werden erst spät morgens geöffnet und früh wieder geschlossen. Die politische Verbindung mit Kanada hat das Wesen der Stadt noch ausgesprochener englisch gemacht, als dasselbe früher gewesen zu sein scheint. Charakteristisch für die Anschauungen der Bewohner Britisch Kolumbiens ist der Ausspruch, welchen ein angesehener Kaufmann mir gegenüber machte. Er sagte: „Niemand kann besser gestellt sein, als wir Kanadier. Wir genießen den Schutz Englands, ohne irgend welche Verpflichtungen gegen dasselbe zu haben.“ Eigentümlicher Weise hat sich die aus den Vereinigten Staaten eingewanderte Bevölkerung, welche einen starken Bruchteil der Gesamtbevölkerung bildet, diesem Wesen rasch anbequemt, obwohl eine nicht unbedeutende Partei der Provinz in den letzten Jahrzehnten den Anschluß an die Vereinigten Staaten befürwortet hat. Es ist außerordentlich merkwürdig, den Unterschied zwischen dem rastlosen Treiben in Seattle oder Toscana und der Stille in Victoria zu vergleichen, obwohl die Städte so nahe bei einander gelegen sind.

Von großer Wichtigkeit für die Entwickelung Victorias und der ganzen Küstenprovinz ist der hohe Zoll, welcher auf amerikanischen Produkten ruht. Seit Vollendung der Pacific-Bahn begünstigt derselbe den Absatz von Ackerbauprodukten aus den Nordwestprovinzen an der Küste, doch ist die Fracht so hoch, daß trotz des Zolles Mehl und andre Produkte vom Puget Sunde aus eingeführt werden. Ackerbaufähige Gebiete von großer Ausdehnung sind auf Vancouver Island nicht vorhanden. Selbst wo der Boden sich für Ackerbau eignet, ist derselbe von so dichtem Urwalde bestanden, daß das Klären desselben höchst mühsam und kostspielig ist. Die Kolonisten schätzen die Kosten der Urbarmachung eines Acre auf 100 Dollars. Dann bleiben die Stümpfe der Bäume stehen und werden erst nach einer Reihe von Jahren, wenn die Wurzeln zu verfaulen beginnen, entfernt. Das Holz hat nur den Wert als Brennholz. Andre Teile der Insel könnten nur durch Entwässerung bebaubar gemacht werden. Die Sanitch Halbinsel, auf deren Südspitze Victoria liegt, und die größeren Flußthäler im südlichen Teile der Insel sind die wichtigsten Ackerbaugebiete. Im Norden von Victoria wird ziemlich viel Hopfen gezogen. Obst und Gemüse wächst in Hülle und Fülle, ebenso ist der Viehstand gut. Getreide wird dagegen in großen Mengen eingeführt. Auf der Küste des Festlandes ist nur das Delta des Fraser River anbaufähig. Von großer Bedeutung versprechen die Kohlenminen von Nanaimo zu werden, welche für die englischen Gebiete ebenso wichtig sind, wie die des Puget Sundes für die Vereinigten Staaten. Die Kohlenlager dehnen sich noch weiter nördlich aus, doch haben sie sich daselbst nicht ebenwürdig erwiesen.

Von großem Werte sind die Waldungen der Küste, doch werden dieselben leider rücksichtslos ausgebeutet. Das Holz dient vor allem als Bauholz und wird über den Kamm der Gebirge in die holzarmen Nordwest-Provinzen ausgeführt. Ebenso eignet dasselbe sich vorzüglich für den Schiffsbau, während zähes, elastisches Holz, das zu Werkzeugen geeignet ist, fast ganz fehlt. Das Holz wird die Flüsse hinabgeflößt und in großen Sägemühlen verarbeitet.

Die meisten Flüsse sind reich an Lachsen, die in großen Mengen gefangen und eingemacht werden. Die bedeutendsten Lachspackereien finden sich am Fraser River und an der ganzen Küste bis nach Alaska zerstreut. Der Fischreichtum der See wird noch nicht systematisch ausgenutzt, doch werden neuerdings Versuche zu diesem Zwecke gemacht. Steinbutten und verschiedene Arten Dorsche sind die wichtigsten dieser Fische, welche in besonders großen Mengen auf den Fischbänken nahe dem Nordende von Vancouver Island und westlich der Königin Charlotte-Inseln vorkommen. Neuerdings ist von einer Firma in Victoria, Deutschen, ein Versuch mit dem Walfischfang gemacht worden.

Seit Vollendung der Pacific-Bahn ist eine neue Stadt, Vancouver, am Endpunkte der Eisenbahn, am Burrad Inlet entstanden. Dieselbe wächst rasch heran, und droht seit Eröffnung der transpacifischen Dampferlinien eine gefährliche Nebenbuhlerin Victorias zu werden. Wenn dieselbe aber auch als Importhafen für Kanada von Bedeutung werden dürfte, so genießt doch Victoria den Vorzug einer leichteren Verbindung mit den Vereinigten Staaten, und ist in höherem Grade ein Mittelpunkt für die besiedelungsfähigen Teile der Küste, als Vancouver, so daß die Bedeutung Victorias als Provinzialhauptstadt kaum gefährdet erscheint.

Die Schiffbarkeit des Niger.

In Nr. 14 der Comptes rendus 1890 der Geographischen Gesellschaft in Paris finden wir eine interessante Studie des bekannten Lieutenants Caron über die Schiffbarkeit des Niger zwischen Sansandig, dem Stützpunkte der Franzosen am oberen Niger, und Say (Ssai) in Sokoto, der wir das Folgende entnehmen.

Dieser Teil des Flusses ist erst einmal in seiner ganzen Ausdehnung befahren worden, und zwar 1805 von Mungo Park mit einem großen Boote, welches er sich in Sansandig erbaut hatte und mit welchem er glücklich bis Bussa gelangte, wo er in den Stromschnellen verunglückte. Die Schiffbarkeit selbst für ein ziemlich großes Boot ist somit erwiesen, wenigstens für die Zeit des höchsten Wasserstandes, es gilt aber die günstige Zeit für die verschiedenen Teile des Flusses genauer festzustellen, denn der Niger ist in dieser Hinsicht ein äußerst launenhaftes Gewässer. Die letzten Hindernisse für die Schiffahrt im Oberlaufe liegen in nächster Nähe von Bammakn: die Schnellen von Sotuba und wenig weiter die von Tulimandio; beide sind nicht unbedingt unpassierbar, aber immerhin gefährlich; bei Sotuba ist erst kürzlich das Kanonenboot „Niger“ zu Grunde gegangen. Bei Bammakn fällt nach den seitherigen Beobachtungen die Zeit des niedersten Wasserstandes in die erste Maihälfte; Anfang Juni steigt der Fluß schon beträchtlich und wächst weiter, bis er im September seinen höchsten Stand erreicht. Im August und September sind die Schnellen von Sotuba passierbar, die von Tulimandio auch im Juli und Oktober. Vom September ab fällt der Fluß langsam; für flachgehende Kanonenboote bleibt er schiffbar bis Mitte Dezember.

Von Tulimandio ab bis Timbuktu liegen keine weiteren Stromschnellen, aber von Diafarabé ab ändert sich das Regime des Flusses sehr erheblich. Steigen und Fallen hängt am Niger, wie überall, ab von der Zeit und der Menge des Regenfalles innerhalb des Beckens und von dem von oben kommenden Hochwasser. Im allgemeinen verzögert sich am oberen Niger, da der Regenfall von Süden nach Norden abnimmt, das Eintreten des Hochwassers in dieser Richtung, denn die Flut wird hier wesentlich nur durch den Zufluß vom oberen Teil des Flusses her bedingt. Bei Timbuktu beginnt das Steigen erst Anfang Juli, der höchste Wasserstand wird aber erst Anfang Januar erreicht; die Verspätung beträgt also für jeden Breitegrad nordwärts einen vollen Monat. Die Höhe des Steigens hängt wesentlich von der Breite des Flutbettes ab; während bei Bammakn der Fluß 8 m steigt, dehnt er sich am See Dhéboé auf beinahe 100 km in der Breite aus, ohne wesentlich zu steigen; Fahrzeuge von über 2 m Tiefgang finden hier selbst bei Hochwasser Schwierigkeiten. Die französischen Kanonenboote können indes auf der ganzen Strecke zwischen Kulikoro und Korinmé, dem Hafen von Timbuktu, mit voller Sicherheit bei Tag und bei Nacht fahren, ohne einen Lotsen nötig zu haben, und finden bis Kura, 60 km vor Korinmé, auch stets genügendes Brennmaterial.

Den Niger unterhalb Timbuktu haben bis jetzt nur zwei Europäer kennen gelernt, Mungo Park und Barth. Letzterer ist dem Fluß im Juni oder Juli entlang gezogen, also zur Zeit seines niedersten Standes, wo alle Schranken sichtbar waren. Nach seinen Berichten beginnt erst bei der Insel Zamgoy unter 3° westlicher Länge ein felsiges Gebiet, welches der Schiffahrt Hindernisse bereitet. Bei Tinalchiden ist der Strom auf eine Breite von 230 m zusammengedrängt und schießt mit rasender Schnelligkeit dahin. Indes hat Mungo Park diese Stelle, allerdings im Dezember oder Januar, zur Zeit des höchsten Wasserstandes, ohne Unfall passiert. Ähnliche Engen sind bei Tinscherifen und bei Tosaye, wo der Niger nur 140 m breit ist; doch glaubte schon Barth, daß genügend stark gebaute Dampfer besonders mit Hilfe von Ketten und Tauen, diese Schnellen ganz gut würden überwinden können. An der Insel Adarnhaut scheint nach Barth bei niedrigem Wasserstande ein förmlicher Wasserfall vorhanden zu sein, indessen traf der Reisende dort ein mittelgroßes Boot, das auf der Reise von Goyo nach Bamba war, es muß also die Fahrt selbst im Juli möglich sein. Von hier ab ist der Fluß wieder für einen Breitegrad völlig offen und frei von Hindernissen, aber jenseits Goyo beginnt ein neuer gefährlicher Felsendistrikt. Bei Tazori erstreckt sich eine Reihe Felsen quer durch den Fluß, doch sah Barth hier am 13. Juli noch einen kleinen passierbaren Kanal; 1400 m weiter abwärts folgen die gefürchteten „Eisenthore“ von Akarambay, wo der westliche Arm des Flusses zwischen zwei steilen Felsen nur 36 m breit ist; bei Ikériziden war der Fluß am 16. Juli vollständig unfahrbar. Ein weiterer sehr gefährlicher Punkt ist am Kap Em'n-asshib, wo Barth im westlichen Arme einen Fall von 18 Fuß Höhe bemerkte; auch bei Ayorn und an der Insel Kendaji finden sich bedeutende Hindernisse. Von Garu oder Sinder bis Say ist dagegen der Fluß wieder frei.

Bei Hochwasser sind, wie Mungo Park erwiesen hat, alle diese Stromschnellen passirbar. Die Zeit der Hochflut ist für diese Gegenden nicht genau bekannt, aber da der Niger hier keinerlei Zuflüsse von Bedeutung erhält, steht anzunehmen, daß der höchste Stand bei Ikériziden Mitte Dezember erreicht wird, also zu einer Zeit, wo der obere Niger schon sehr rasch fällt. Der 15. Dezember ist für Yamina der äußerste Termin der Schiffahrt für Fahrzeuge von der Art der französischen Kanonenboote. So bleiben also höchstens vier Wochen, vielleicht nur 14 Tage, während deren die Schiffahrt auf der ganzen Strecke von Yamina bis Say und umgekehrt möglich ist; ein starkes flach gebautes Dampfschiff müßte also täglich mindestens eine Schnelligkeit von 10 Meilen entwickeln können, um die ganze Strecke innerhalb der günstigen Zeit zurücklegen zu können, dabei müßte es groß genug sein, um die ganze auf der Strecke von Tinscherifen bis Kuro nötige Holzmasse laden zu können, denn auf dieser ganzen Strecke (250 Miles) giebt es keinerlei Brennstoff. Nur mit einem solchen Fahrzeuge, ähnlich denen, wie sie auf dem Roten Flusse in Tonkin laufen, wäre es möglich, in demselben Jahre von Yamina nach Say und wieder zurück zu gelangen. Mit den heute auf dem Niger schwimmenden Kanonenbooten würde man im allergünstigsten Falle hoffen können, stromauf noch bis nach Macina, halbwegs zwischen Timbuktu und Bammakn zu gelangen und müßte dort das Steigen des Flusses abwarten. Da es aber für die Aufschließung des Sudan eine Lebensfrage ist, den Gulbi n'Sokoto zu erreichen und von da einen Weg nach dem Tsad zu finden — ehe die Engländer diesen vom Benue her erreichen —, hält es Caron für unbedingt nötig, zunächst mit Murinn, dem Scheikh von Macina, zu einer Verständigung zu gelangen, und sich diese wichtige Etappe zu sichern. Ko.

Die Bedeutung des Wortes „Tabak“.

Aus dem nachstehend Mitgeteilten wird man erkennen, wie eine oft seit langem angenommene Etymologie unrichtig sein kann. Daß der Name nicht von der Insel Tobago oder der mexikanischen Stadt Tabasco stamme, war längst bekannt. Dagegen galt als richtig die Erklärung Oviedos, der Name Tabak komme von dem Gerät, durch welches die Eingeborenen der Insel Haiti zur Zeit der Entdeckung den Rauch einschlürften. Die Stelle lautet: Usaban . . . tomar unas ahumadas, que llaman tabaco, para salir de sentiao. Also sie gebrauchten Räucherungen, um sich zu betäuben, welche

sie tabaco nannten. Er beschreibt auch das Gerät, dessen sie sich hierzu bedienten, und giebt in seinem 1535 zu Sevilla gedruckten Werke auch die hierbei stehende Abbildung desselben. Der Stamm des Instrumentes sollte in den Rauch gesteckt worden sein, der dann durch die beiden Zweige mit den Nasenlöchern eingeschlürft wurde. Dieses Gerät und nicht die Pflanze, sagt er ausdrücklich, heiße tabaco. Es sei ein schlimmes Laster (este vicio muy malo), fügt er hinzu, welches bereits von einigen Spaniern und Negersklaven angenommen worden sei.

Unser Landsmann Dr. A. Ernst in Caracas, welcher diese Stelle einer Kritik unterzieht (Am. Anthropologist II, 139), zeigt nun ganz richtig, daß das hier abgebildete Instrument durchaus nicht zum Rauchen dienen konnte, sondern daß es ein noch heute bei verschiedenen südamerikanischen Stämmen wohlbekanntes Gerät zum Schnupfen sei, durch welches ein Schnupfpulver (niopo, parica) in die Nasenlöcher eingeblasen wird. Oviedo hat daher wohl nur nach Hörensagen berichtet, wenn es auch stimmt, daß das Gerät tabaco oder taboca geheißen hat. Die Haitier, von denen die Rede ist, schnupften daher wohl mit der taboca. Das Wort aber stammt aus der Guaranisprache und bedeutet dort ein bambusartiges Gras, dessen Stengel zur Anfertigung des Gerätes dienten. Parica und Niapa, das eingeschlürfte Schnupfpulver, ist kein Tabak, sondern wird aus den Hülsenfrüchten eines Baumes (Piptadenia) bereitet. Die Muras und Mauhès am Amazonenstrome besorgen dieses Schnupfen auch durch einfache Röhren aus den Knochen des Tapirs, wie Martius angiebt.

Was nun die Haitier betrifft, bei denen Oviedo das Gerät schildert, so haben diese wohl Tabak geschnupft, doch kommt bei ihnen für das Pulver auch bei Las Casas (Historia de las Indias, Madrid 1876, V, 469) das Wort cohoba, cojoba, cojiba vor, dessen Guaraniursprung Ernst nachweist.

Wie kommen nun diese beiden Guaraniwörter taboca und cohoba nach den Antillen, denn die Guarani sind Stämme des südamerikanischen Festlandes, Brasiliens? Es entsteht hier eine ethnographische, mit dem Worte verknüpfte Frage, die Dr. Ernst zu lösen versucht. Nach Las Casas, so führt er aus, wohnten im nördlichen Haiti die Ciguayos und Mazoriges, welche eine von den übrigen Bewohnern der Insel verschiedene Sprache redeten. „Die Ciguayos, erzählt Las Casas, trugen ihr Haar lang, wie in Kastilien die Weiber.“ Cig bedeutet aber im Guarani abschneiden, stutzen und ly ist die Verneinung, so daß hiermit also, genau wie Las Casas erzählt, ein Stamm bezeichnet ist, der die Haare nicht abschneidet. Das Gold bezeichnete dieses Volk nicht mit caona, wie die Kariben, sondern mit tuob, dem Guarani itayub, d. h. gelber Stein. Und was die Mazoriges betrifft, so läßt sich ihr Stammesname gleichfalls aus dem Guarani als „Wasseräugige“ deuten.

Es wohnten also sicher Völkerschaften von Guarani, d. h. südamerikanischem, Ursprunge neben den Kariben auf der Insel Haiti. Diese Guarani waren mit dem Schnupfpulver bekannt und besaßen ihre tabocas oder Schnupfröhren; sie schnupften, aber rauchten nicht.

Indessen giebt es noch ein älteres Zeugnis für das Tabakrauchen, aus welchem ein andrer Ursprung für das Wort abgeleitet werden kann. Am 6. November 1492 bringt das Tagebuch des Kolumbus den ersten kurzen Bericht über das Zigarrenrauchen. Las Casas berichtet ausführlicher, daß zwei Männer damals vom Admiral ausgeschickt waren, um das Land (Cuba) auszukundschaften, und diese berichteten, „daß sie viele Indianer gesehen hätten, welche Feuerbrände in ihren Händen trügen und gewisse trockene Blätter eingewickelt in ein andres trockenes Blatt, wie die Papierflinten, welche die Kinder sich um Ostern machen. An einem Ende waren diese Rollen angezündet, am andern sogen die Indianer, um den Rauch mit der Luft einzuziehen, wodurch sie wie berauscht wurden; sie sagten, es nähme ihnen die Müdigkeit. Diese Flinten, oder wie sonst der Name sein mag, nannten sie tabacos“.

Hier ist also eine deutliche Schilderung des Zigarrenrauchens, wie es heute noch im Gebrauch ist. Aber das Wort tabaco bezeichnete keineswegs die heute allgemein so genannte Pflanze. Um es nun zu erklären, und zwar aus der Sprache der Arrawaken, welche die Antillen bewohnten, greift Dr. Ernst zu einer Hypothese. Er sagt: Nehmen wir an, die Boten des Kolumbus fragten die ihnen begegnenden rauchenden Indianer, auf die Zigarren deutend: Was ist das, wie nennt ihr das? wobei sie wohl die Geberdensprache gebrauchten. Dann war die Antwort: „Ich rauche.“ Diese Redensart lautet im modernen Arrawakisch dattukupa von attukun, saugend essen, das im Verein mit yuli, dem arrawakischen Worte für Tabak, für Rauchen gebraucht wird. Auch der gemeine Spanier sagt noch heute chupar tabaco, Tabak saugen. Durch Transposition, die bei der arrawakischen Sprache vorkommt, entstand aus dattukupa nun dattupaku, wobei die erste Silbe dat einen dumpfen Ton hat. Es bleibt tupaku übrig, woraus unser Tabak entstand.

Aus allen Erdteilen.

— Das Bad der Königin von Madagaskar am Neujahrstage, in der Howasprache Fandróana genannt, ist diesmal bereits in sehr zivilisierter Form vorgenommen worden. Die alte Volkssitte, welche vom König Ralambo eingeführt wurde, demselben, dem die Überlieferung nachsagt, er habe die Entdeckung gemacht, daß Rindfleisch gut schmecke, wurde im königlichen Palaste gefeiert. Einheimische Musikanten mit ihren altertümlichen Instrumenten spielten, die Vertreter der königlichen Familie und der Armee waren zugegen und inmitten der großen Halle brodelten zahlreiche Töpfe mit Reis. Dann erschien die Königin, um sich zu baden. Es geschah dieses in dem heiligen nordöstlichen Winkel ihres Palastes in einer silbernen Wanne, während ihre Dienerinnen Lambas (Tücher) rings um dieselbe hoch hielten, damit sie nicht sichtbar sei. Gleichzeitig feuerten die Kanonen den königlichen Salut ab. Dann erschien die Königin mit einem Horn, gefüllt mit dem Badewasser und besprengte unter Segenswünschen mit demselben alle Anwesenden; der Reis wurde verteilt, wieder ertönten Kanonenschüsse und das neue Jahr hatte begonnen.

So war es noch vor einigen Jahren, wie Sibree (Madagaskar 318) uns mitteilt. Diesmal aber ist, wie die „Débats“ berichten, wiederum ein Stück der alten Sitte gefallen. Die Königin hat sich gar nicht gebadet, sondern hat hinter einem Vorhange nur die Kleider gewechselt, auch die Anwesenden nicht mit Badewasser, sondern mit echtem kölnischen Wasser von Johann Maria Farina bespritzt. Es ist vom ethnographischen Gesichtspunkte aus notwendig, solche kleinen Züge aufzubewahren, da sie den Verfall alter Sitten kennzeichnen.

— Eine politische Bewegung hat die Indianer Kanadas ergriffen, welche zu Deseronto in Ontario am 24. November 1890 eine Versammlung abhielten, welche vier Tage dauerte und an welcher Abgeordnete von 21 „Nationen", darunter die Mohawks, Huronen, Algonquins und Abenakis, teilnahmen. Sie richteten eine Bittschrift an den Generalgouverneur von Kanada, Sir F. Stanley, in welcher dieser als „Bruder" angeredet und verlangt wird, daß ihnen ihre alten nationalen Rechte und Zeremonieen unverkümmert bleiben sollen. Heiden wollen sie nicht wieder werden, sie seien mit der jetzigen Regierungsform nicht einverstanden, außerdem seien sie nicht volle britische Untertanen, sondern nur Verbündete Englands. Das republikanische Wählen ihrer Vorgesetzten passe ihnen nicht, sie wollten ihre alten erblichen Häuptlinge als Regenten beibehalten. Sie selbst wollten ihre eigenen Angelegenheiten führen und nicht dabei von Regierungsagenten abhängig sein. Die Indianerakte sei niemals von ihrem großen Rate anerkannt worden. — Diese Indianer reden allerdings noch ihre Muttersprachen, die meisten aber auch schon englisch oder französisch. Eine sehr große Anzahl von ihnen besteht schon aus Mischlingen, die Kleidung ist auch größtenteils europäisch und das große Indianerdorf (der Irokesen) Caughnawaga bei Montreal unterscheidet sich kaum von einem armen kanadisch-französischen Dorfe. Trotz dieser „Fortschritte" in der Kultur wünschen die „Verbündeten" der Engländer wieder Rückkehr in alte indianische Formen.

— Eine geographische Ausstellung wird mit dem internationalen geographischen Kongreß vom 1. bis 15. August 1891 in Bern verknüpft sein. Dieselbe wird drei Abteilungen umfassen: 1. Schulgeographie (Vorstand Prof. Brückner in Bern); hier kommen Lehrbücher, Bilder, Globen, Wandkarten, Schulatlanten, Schulpläne, methodische Schriften geordnet nach den drei Graden: Volksschule, Mittelschule, Hochschule, zur Ausstellung. 2. Internationale Alpenkunde (Vorstand Dr. Dubi, Präsident des Berner Alpenklubs). Diese Abteilung wird Bilder, Photographieen und Panoramen aus den Alpen enthalten, Alpenkarten und Reliefs, die Alpen-Litteratur, namentlich Reisehandbücher, Reisebeschreibungen, Geographie und Wirtschaft der Alpen, die Veröffentlichungen der Vereine, das Führerwesen, die Ausrüstung bei Bergbesteigungen. 3. Geschichtliche Ausstellung der Schweizer Kartographie (Vorstand Oberst Lochmann, Direktor des eidgenössischen topographischen Büreaus). Dieser gewiß höchst interessante Teil wird zunächst die Schweizer Kartographie bis zum Jahre 1780 umfassen; dann die Übergangsperiode bis 1845 und endlich von da bis heute die moderne Kartographie, darunter die Originalaufnahmen und Kupferplatten der Dufourkarte.

— Französisch Guiana. H. Coudreau hat (Compt. rendus Soc. géographique 1890, 434) mit großem Erfolg den Quellfluß des Oyapok erforscht. Seine Führer verließen ihn in den Montagnes des Emerillons, doch gelang es ihm, mit zwei treu gebliebenen Indianern und seinem Gefährten Laveau ein Dorf der Oyambis am Katarakt Cumaraua zu erreichen. Mit großer Mühe wurden am Katarakt Mutuschi einige Ruderer angeworben, welche bereit waren, den Gefahren der Regenzeit zu trotzen, verrufene Burschen, die sich aber vorzüglich bewährten. Mit ihnen erforschte Coudreau die sechs Quellflüsse Camopi, Impi, Yarupi, Cureuponcigne, Yingarara, Motura und Yoné und nahm eine genaue Karte im Maßstabe von 1 : 100 000 auf; nur der Camopi war früher aufgenommen worden. Das Quellgebiet, noch im Anfange dieses Jahrhunderts wohl bevölkert, ist jetzt vollkommen menschenleer; mindestens noch 6000 Einwohner fanden Thiébaut und Leprieur, sie sind sämtlich den Blattern und der Dysenterie erlegen. Diese Krankheiten wüten heute noch; auf einer Fläche von etwa 30 000 Quadratkilometern leben höchstens noch einige Hundert Seelen und ihre Zahl nimmt von Jahr zu Jahr ab. Zu der großen Sterblichkeit kommt noch die Auswanderung nach den südwestlichen Gebieten zum Stamm der Caïconcianes. Das Gebiet des oberen Oyapok scheint übrigens reich an Gold und würde bald Einwanderer anziehen, wenn nicht das Befahren der Flüsse durch die vielen Katarakte, von denen der Reisende 40 verzeichnete, fast unmöglich gemacht würde. Die Rückfahrt nach Cayenne wurde von ihm in neun Tagen zurückgelegt. Er ist alsbald mit seinen Leuten wieder nach dem Innern aufgebrochen und beabsichtigt diesmal, die Tumuc-Humac-Kette bis zum Quellgebiet des Tapenahony zu verfolgen und dem Approuague entlang zurückzukehren.

— An der ersten transkontinentalen Eisenbahn Südamerikas sind nach langem Stocken die Arbeiten wieder aufgenommen worden und im Jahre 1892 dürften die Kordilleren des Aconcagua überschritten, Buenos Aires mit Valparaiso durch die Eisenbahn endgültig verbunden sein. Von der ganzen 1400 km betragenden Strecke sind heute 1025 km auf der Ostseite, 132 km auf der Westseite der Kordilleren, d. h. in Chile, hergestellt und es handelt sich nur um die Vollendung einer 242 km langen Strecke, auf welcher die Terrassierungsarbeiten auch schon gemacht sind. Auf circa 80 km sind sogar schon die Schienen gelegt, aber die schwierigste Aufgabe bleibt doch noch auszuführen: die Herstellung des Überganges über die Kordilleren und die Durchbohrung des Tunnels, vor allem des 5 km langen Tunnels unter dem „Paso de los Cumbres" auf einer Höhe von 3138 m, wohl die bedeutendste, welche bisher mittels Eisenbahnen erreicht wurde. Auf einem großen Teil der Strecke beträgt die Steigung 8 Proz. und kann nur durch Anwendung von Zahnrädern, ähnlich wie bei der Brünig- oder Rigibahn, überwunden werden.

— Ueber die Farbenabstufungen der Neger hat Dr. Junker in seinen Reisen in Afrika (II, 305) seine Beobachtungen zusammengefaßt. Er ist zu dem Schlusse gekommen, daß die Hautfarbe für die Unterscheidung der einzelnen Negervölker ein ganz unzuverlässiges Material ist. „Ich schließe, sagt er, hier natürlich die extremen Fälle der räumlich weit voneinander entfernten Völker aus, z. B. der Schilluk (von dunkelster Hautfarbe) im Vergleich mit den lichten Mangbattu oder Waganda, die eine Bestimmung nach der Farbe wohl zulassen. Dagegen sind mir unter den dunkel gefärbten A-Sandé sehr helle, mit fast ledergelber Haut aufgestoßen und anderseits wieder in Mangbattu auffallend dunkel gefärbte Leute. Erwägt man aber, daß die Völkermischung hier in weit ausgedehnterem Maße stattgefunden hat, als man gewöhnlich annimmt, und daß ihre ausgleichende Wirkung sich weit mehr an der Hautfarbe als an andern Körpermerkmalen bethätigt, so ergeben sich notwendigerweise zahlreiche Abstufungen der Hautfarbe. Die Farbenskala der Negerhaut ist unendlich mannigfaltig und spielt vom tiefen Schwarz, welches selten vorkommt, in mannigfachen Abstufungen hinüber zum dunkeln Eisengrau, zur Farbe der dunkeln Tafelschokolade und des gebrannten Kaffees, zum lichten Havannabraun, zum Braungelb des gegerbten Leders, des Milchkaffees, ja ausnahmsweise bis zur hellen Haut des Malaien. Die in der Mitte stehenden Schattierungen aber sind die häufigsten."

Herausgeber: Dr. R. Andree in Heidelberg, Leopoldstraße 27.

Druck von Friedrich Vieweg und Sohn in Braunschweig.

Bd. LIX. **Globus.** Nr. 6.

Illustrierte Zeitschrift für Länder- und Völkerkunde.

Begründet 1862 von **Karl Andree.**

Herausgegeben von **Richard Andree.**

Druck und Verlag von Friedrich Vieweg & Sohn.

Braunschweig. Jährlich 2 Bände in 24 Nummern. Durch alle Buchhandlungen und Postanstalten zum Preise von 12 Mark für den Band zu beziehen. 1891.

Totengebräuche der Jakuten.

Von Vasilij Priklonski.

Nach der russischen Originalhandschrift von Friedr. S. Krauß.

Die im nördlichen Teile des Gouvernements Jakutsk lebenden Jakuten teilen alle Krankheiten, von welchen ein Mensch heimgesucht werden kann, in zwei Kategorien ein: in solche, die man sich zufällig zuzieht und die bald vergehen, so z. B. Schnittwunden, Verrenkungen u. s. w., bei denen man eine Heilung durch äußerlich angewandte Mittel bewerkstelligen mag, sei es durch Anwendung von Kuhbutter, sei es von Exkrementen, Kräutern oder durch Einrenkung der Glieder u. s. w. Sonstige Erkrankungen innerer Körperorgane, chronische Leiden, hauptsächlich Nervenleiden oder geistige Störungen sind Wirkungen eines Dämons oder bösen Geistes. In solchen Fällen bleiben äußerlich gebrauchte Arzneimittel erfolglos, denn sie können der Krankheit nicht zu Leibe. Nur allein der Schamane — „Ojun" —, der den Vorteil hat, Beziehungen zur Geisterwelt zu unterhalten, ist in der Lage, durch Vermittelung der Geister entweder eine vollkommene Heilung oder wenigstens eine Erleichterung dem Kranken zu gewähren. Eigentlich leichtere Krankheiten letzterer Kategorie, z. B. Augenleiden (äußere Augenentzündung, Eiterung der Augenlider) können durch eine unmittelbare kurze Anrufung der Dämonen geheilt werden. Der Schamane sagt während zehn Minuten Beschwörungen her, starrt fest dabei den Kranken an und spuckt ihm unerwartet und plötzlich in die Augen. Der Kranke fährt erschreckt zusammen, der böse Geist (abagy oder abassy) gerät in Schrecken und entflieht aus dem Leibe des Kranken, worauf der letztere seine Genesung wieder findet. Der Mensch verfällt ja eben nur darum in eine Krankheit, weil sich ein böser Geist, ein Dämon bei ihm zu Gast eingefunden.

Dem zum Beistand herbeigerufenen Schamanen liegt es vor allem andern ob, den Namen des jeweiligen Geistes festzustellen, weil doch jeder Geist nur die seiner Sippschaft eigentümlichen Zustände verursacht und hervorruft; ferner hat der Schamane herauszuklügeln, was für ein Opfer dem Geiste dargebracht werden müsse, damit er, in gnädige Stimmung versetzt, mit seinen Quälereien den Kranken verschone und in Ruhe lasse. Zu diesem Behufe vollzieht der Beschwörer vor der Lagerstatt des Kranken ein Mysterium; nach Anlegung seines Funktionsanzuges (kumà) nimmt er seine Trommel (djungjur) in die Hand — das ist sein Wegegeleiter und Führer durch die Unterwelt und durch alle sieben Himmel — und ruft zur Hilfe auf die Geister seiner verstorbenen Vorväter und Verwandten, die Geister mächtiger Schamanen, und durch deren vermittelnde Beihilfe läßt er sich in die unterirdische Welt der Geister hinab und klimmt an stark gedrehten Seilen von einem Himmel in den andern, wovon er in seinen Mysterien oder Verzückungen singt, und richtet an jeden Begegnenden die Frage: „wer ist der Geist, der die Seele meines Schützlings in Gefangenschaft hält?" Nach einer langwierigen Wanderung verschafft er sich Auskunft über den ständigen Aufenthaltsort des Geistes; daraufhin werden weitere Mittel in Anwendung gebracht, um unter Beteiligung der Protektoren des Schamanen Unterhandlungen mit dem gefundenen Dämon anzuknüpfen.

Nachdem es dem Schamanen schließlich geglückt, mit dem Geist in Fühlung zu treten, so redet er sich ein, er stehe unmittelbar vor der Persönlichkeit des Geistes, ergeht sich in Lobeserhebungen über dessen Kraft, Macht und Bedeutung, spricht sich ehrfurchtsvoll über seinen eigenen Beruf aus, der darin gipfelt, der leidenden Menschheit zu helfen und der Geisterwelt Ergebenheit und unerschütterliche Hochachtung zu erweisen, und fleht den Geist um die Gnade an, seinen, des Schamanen Schützling zu berücksichtigen, Erbarmen über dessen Martyrium, über den trostlosen Zustand der Familie zu empfinden und dessen Seele freizugeben, welche er, der Dämon, in seiner Allgewalt habe. Die Unterhandlungen des Schamanen mit dem Dämon sind nicht immer vom erwünschten Erfolge begleitet; denn es hängt viel von der Stimmung des Geistes ab. Man hält die Fürsprache für erfolgreich, wenn der Dämon bestimmt angiebt, welcher Art Opfer man ihm darzubringen verpflichtet sei. Nicht selten kommt es vor, daß der Schamane dem Dämon zuredet, sich angesichts der in der Familie des Kranken herrschenden

Armut mit einer geringeren Gabe zufrieden zu geben und daß er das geheischte Opfer, ein Füllen oder einen Stier auf das Fell eines Polarhasen oder eines Polarfuchses herunterhandelt. Über den Ausgang des Handels mit dem Dämon verständigt dann der Schamane die ihn umgebenden Zuhörer, worauf sie ihm das Sühnungsopfer zum Vollzug ausliefern [1].

Nicht immer sind die Bemühungen des Schamanen von Erfolg gekrönt; zuweilen will es dem Schamanen nicht gelingen, den Krankheitsgeist sicher festzustellen, oder auch, wenn er dies schon herausgekriegt, vermag er dessen augenblicklichen Aufenthaltsort nicht in Erfahrung zu bringen, oder zum Schluß, die Unterhandlungen waren nicht imstande, den fürchterlichen und grausamen Geist zu überzeugen, ihn zur Milde zu bereden und seinen Zorn in Nachsicht umzuwandeln. Bedingungslos ohnmächtig erweist sich die Vermittelungskunst des Schamanen bei Pestilenzen und Epidemieen (dzan). Der Dämon hält unablässig die Seele (kut) des Kranken als Beute fest, nimmt von ihr endgültig vollständig Besitz, trennt sie von ihrem Leibe und entflieht mit ihr; der Leib des Kranken bleibt unbeweglich liegen und hört auf zu atmen, und falls in kurzer Frist der grausige Dämon nicht milde gestimmt wird, so kehrt die Seele nicht mehr in ihren früheren Lebensaufenthaltsort zurück, die leibliche Hülle kühlt ab und geht der Verwesung entgegen.

Das Urbild des Todes ist der Schlaf; wenn der leibliche Mensch im Schlafe liegt, so verläßt ihn die Seele, doch schweift sie in nicht zu weiter Ferne vom Körper herum. Derselbe Zustand kann sich auch einstellen in Fällen von Ohnmacht, Fieberhitze und in andern Krankheiten, wenn der Mensch das Bewußtsein verliert; mit dem Ableben des Menschen wird die Seele nicht sofort in das Machtgebiet des Dämons hinübergetragen, vielmehr irrt sie noch während voller drei Tage an jenen Orten herum, an welchen der Verstorbene bei Lebzeiten geweilt, namentlich dort, wo er sich hat Sünden zu Schulden kommen lassen. Der Leichnam, d. h. der von der Seele verlassene Leib, erweckt bei den Überlebenden Furcht und Entsetzen; denn im Verstorbenen hauste ein böser Geist, der durch diese Tatsache allein schon den Körper verunreinigt und desgleichen die Jurte, in welcher der Mensch verschieden. Die Spuren des Aufenthaltes des Abassy sind rund herum und an allen Gegenständen sichtbar; daher verläßt die Familie des Verstorbenen diese Jurte für immer und wandert an eine andre Örtlichkeit aus, oder im günstigsten Falle erbaut sie sich eine neue Jurte in der Nähe der im Stich gelassenen alten Behausung.

Den Verblichenen pflegt man gewöhnlich am andern Tag zu bestatten, d. h. nach der gegebenen Frist, wenn man mit den Vorbereitungen zur Bestattung fertig geworden. Der Leichnam wird gewaschen und mit den besten Kleidern angethan, mit einem Pelze, einer Pelzmütze, mit ausgefütterten Stiefeln und Handschuhen; in die Hand steckt man ihm eine Pfeife und legt daneben einen mit Tabak gefüllten Beutel hin. War der Verstorbene ein Weidmann, so legt man Bogen und Pfeile mit bei; war er geschickt im Ausweiden der Tiere und der Gerbung von Fellen, so bekommt er die Handwerkzeuge mit, deren er sich bei seinen Verrichtungen bediente; war er ein kundiger Bärenfänger, so versieht man ihn für seine Grabreise mit einer Palma, nämlich mit einem Stock, der in ein massives eisernes Endstück endet, mit einer Lanze oder einem Hirschfänger. Ein Schmied wird mit einem Werkzeug zum Ausbohren von Löchern — sugoltĕa — und mit einem Hammer — chtie — versorgt. Mit einem Taschenmesser (bygach; bys jakutisch = schneiden) versieht man jeden Verstorbenen; denn von diesem Gegenstande trennt sich auch bei Lebzeiten niemand.

Nur in äußerst seltenen Fällen schaffen die Verwandten den Verstorbenen zur letzten Ruhestätte; in der Regel halten sich unter den Eingeborenen eigene Leute auf, die man Kjuveß nennt, welche den Leichnam ankleiden, auf den Bestattungsplatz hinbefördern und bestatten. Diese bilden eine eigene Gilde von Handarbeitern, eine Art von Leichenbestattern, und pflegen jedesmal mit den Angehörigen des Verstorbenen über die Entlohnung für die Bestattung einen Preis zu vereinbaren; gewöhnlich bedingen sie sich eine Kuh, einen Stier oder das Pferd aus, dessen sich der Tote bei Lebzeiten zum Reiten bediente.

Die Jakuten und Tungusen hegen eine eigene Furcht vor Kranken, denen der Tod offenbar bevorsteht. Die Gesunden überlassen ihre Kranken ihrem Schicksal, ohne ihnen die geringste Hilfe zu gewähren. So haben, um nur ein Beispiel anzuführen, die Bewohner der Insel Sagastyr an der Lena-Mündung ihre Jurten samt den Kranken darin über den Haufen geworfen und sind über einen Flußarm auf die Insel Kytach übergesiedelt. Bei den Tschuktschen herrscht ein davon etwas abweichender Brauch, der sehr bezeichnend ist für deren im geringen Maße entwickelten Familiensinn. Wenn ein greiser Mann die Wahrnehmung macht, daß seine Kräfte zusehends verfallen und er den Leuten, in deren Mitte er lebt, zur Last zu fallen anfängt, so wünscht er sich seiner Qualen und der auf ihm wegen seiner Kraftlosigkeit lastenden Verachtung zu entledigen und richtet an seinen ältesten Sohn die Bitte, er möge ihn zu seinen Vorfahren entlassen; in Erfüllung einer heilig gehaltenen Pflicht und Schuldigkeit stellt der Sohn den Vater hinter einen Vorhang, um dessen Todesqualen nicht mit anschauen zu müssen, wenn er ihm mit fester Hand das Messer ins Herz stößt.

Den angekleideten Toten führt entweder ein Kjuveß allein oder in Gesellschaft einer seiner Gehilfen auf Schlitten fort. Diese Schlitten, hölzerne Syyrgà, wie sie jakutisch heißen, sind von alltäglicher Art, wie man sie in der Hauswirtschaft zur Holzfuhr und sonstigen Ladungen gebraucht. Neue Schlitten werden dazu nicht angefertigt. Es sind ja kaum dreißig oder vierzig Jahre her, daß im jakutischen Lande mit Rädern versehene Fuhrwerke in Gebrauch gekommen, und noch jüngeren Datums ist, daß man Pferde als Zugtiere vor die Wagen spannt. In früheren Zeiten war es Brauch, daß, wer sich auf dem Rücken eines Pferdes nicht sitzend erhalten konnte, z. B. Kinder und Kranke, Jahr aus Jahr ein auf Schlitten fuhren, die mit einem Ochsen bespannt waren. Wohl sind nicht mehr als fünfzehn Jahre verflossen, daß selbst vornehme Frauen der Jakuten in der Stadt Irkutsk zur Sommerszeit ihre gegenseitigen Besuche auf Bauernschlitten, die nur mit Teppichen bedeckt waren, zu machen aufgehört haben. Der Schlittenlenker sitzt auf dem Rücken des Ochsen und hält in der Linken den Zaum, der an einem hölzernen, dem Ochsen durch die Nüstern gezogenen Ringe befestigt ist.

Das Grab oder Grabgerüste oder den Grabhügel errichtet der Kjuveß. Es haben sich davon verschiedene Formen bis auf die Gegenwart behauptet.

a) Man sucht im Walde vier astreiche Bäume aus, die in kurzem Abstande untereinander ein Viereck bilden; zwei, drei Ellen über dem Erdboden vereinigt man die Bäume mit quer darüber gelegten Balken, und auf diese Balken legt man den ausgehöhlten Baumstamm mit dem Leichnam. So ein Grab wird Arangàs genannt. Im Notfalle, wenn man sich sonst nicht zu helfen weis, ersetzt man den ausgehöhlten Baumstamm durch eine Brettertruhe oder einen Kasten.

b) In jenen Regionen, wo der größte Waldmangel herrscht, bestattet man den Toten auf der Erde; man legt

[1] Über das Schamanentum der Jakuten vgl. Priklonskis Untersuchung in den Izvestija Vostoč. Sibirsk. Otdjela Imp. Russk. Geogr. Obš. Bd. 1, Nr. 1, u. 2, 1886. Deutsch von Krauß. Wien 1887.

den Leichnam in eine aus Birkenbast hergestellte Mulde oder in eine ausgehölte Lodje (vytka) und überdacht sie mit Brettern. Frühlingsregengüsse und der schmelzende Schnee setzen diese Bytken unter Wasser, wofern sie nicht schon früher im Laufe des Winters von gewöhnlichen und von Steinfüchsen und von anderen wilden Tieren, welche sich von Leichnamen nähren, zerstört worden sind.

c) Um diesem Übel vorzubeugen, stellt man in den nördlich gelegenen Teilen des Landes die Truhe mit dem Leichnam auf Holzblöcken auf, die etwas über dem Erdboden erhaben sind. Sonst werden auch noch an den Ecken der Grabstelle obenauf aus Holz geschnitzte Storchfiguren angebracht; denn dieser Vogel genießt bei den Schamanen eine hohe Verehrung. Der Vogel Storch ist der Seele des Verstorbenen behilflich in die Himmel, den Aufenthaltsort der guten Geister, sich zu erheben.

d) Die letzte Art der Bestattung ist die Bergung in der Erde; man gräbt mittels Grabscheit und Spitzhacke ein selten mehr als ein und eine halbe Elle tiefes Loch aus. Das Erdreich im jakutischen Gebiete taut nicht tiefer als eine halbe Elle hoch auf, an den Lena-Mündungen aber bloß das Moos, welches mit einer Anzahl kleiner Wassertümpel besäet ist, auf deren Grund ewiges Eis liegt. Der Brauch, den Toten in der Erde zu bestatten, ist zweifelsohne unter dem Einfluß des Christentums in Schwung gekommen; zum Beweis werden über solchen Gräbern Kreuze mit Verschnörkelungen in Schnitzarbeit und mit Ölfarben bestrichen aufgestellt und das Ganze ist mit einer Verschalung umgeben.

Die Furcht vor einem Verstorbenen erreicht zuweilen einen solchen Grad, daß alle Mitbewohner, ohne erst das Ableben ihres Genossen abzuwarten, aus der Jurte flüchten. So erzählte mir erst jüngsthin ein alter, ehrenwerter Mann, der bei Verstorbenen aus dem Psalter zu lesen pflegt, folgende Begebenheit, die er selber miterlebt hat. Es kamen zu ihm in die Stadt (nach Jakutsk nämlich) zwei Jakuten und vereinbarten mit ihm, daß er noch einem Verblichenen den Psalter lesen und den Leichnam bestatten solle. Sie führten ihn bis zur Jurte, wo der Verstorbene auf einem Oron (jakut.), d. h. einer Bettstatt oder einer Abteilung der Schlafpritsche lag, öffneten ihm die Thüre und stießen ihn in die Jurte hinein, sie selber aber versteckten sich. In der Jurte befand sich sonst keine lebende Seele, doch war es offenbar, daß sie kurz vorher von ihren Bewohnern verlassen wurde. Nach Verlauf einer kleinen Weile warfen sie ihm in die Jurte das Schenkelstück eines Rindes hinein. Es wurde Nacht, in der Jurte erschien aber sonst niemand. Holz und Wasser waren in Bereitschaft und der Psaltervorleser kochte sich ein Nachtessen. Am andern Tage öffnete sich die Thüre der Jurte, und man stieß einen Sarg in der Form einer rechtwinkligen Truhe hinein, durch die Fensteröffnung schrie man aber dem Alten zu, vor der Jurte stünde der Schlitten mit dem Ochsen. Als zuletzt die Zeit kam, den Verstorbenen in die Sargtruhe zu legen, ihn hinauszutragen, auf den Schlitten aufzuladen, an den bezeichneten Ort zu fahren, den Sarg in das vorbereitete Loch hinabzulassen und das Grab zuzuscharren, so mußte dies alles der alte Mann allein verrichten. Die Jurte befand sich in einer Wüstenei, wo weit und breit kein sonstiges bewohntes Objekt zu sehen und niemand aufzutreiben war, den der Alte um einen Helferdienst hätte angehen können. Der Alte kollerte den Verstorbenen vom Oron in den darunter aufgestellten Sarg hinab, zog den Sarg aus der Jurte hinaus, zerrte ihn auf den Schlitten hinauf und als er mit der Ladung am Bestattungsorte anlangte, ließ er, so gut er es vermochte, die Truhe in die Grube hinab. Zu diesem Begräbnis hatte sich kein einziger von den Verwandten oder Bekannten des Verstorbenen eingefunden. Wenn schon bei Bestattungen die Leute weinen, so geschieht dies aufrichtig ohne Heuchelei, ohne jede berechnende Absicht, z. B. so:

Wem hast du, o Vater und Ernährer, deine Waisen überlassen? u. s. w.

Im allgemeinen weint man für sich im Stillen, damit fremde Leute einen nicht beobachten. Man bemüht sich, über den Verstorbenen nichts zu reden, namentlich nicht in der Dämmerstunde, um nicht die Rückkehr des bösen Geistes, der die Seele des Verstorbenen geraubt, heraufzubeschwören.

Von Totengedächtnisfeiern wußten die Jakuten nichts bis zur Zeit ihres Übertritts zum Christentum, ja, auch gegenwärtig sind sie noch darauf bedacht, ein Grab oder Begräbnisstätten zu umgehen. In der Umgegend des Dorfes Kazačje, unweit der Mündung des Jana-Flusses, hatte ich eine Gelegenheit, zehn Werste von den Wohnstätten entfernt das auf Bäumen befindliche Grab eines Schamanen zu sehen. Der Ausflug zur Begräbnisstelle war mit bedeutenden Schwierigkeiten verbunden. Ich konnte nur mit Mühe die Leute dazu bereden, daß sie mir Renntiere und einen Wegweiser zur Verfügung stellten. Durch den Einfluß der Witterungswechsel war die Sargtruhe gänzlich zerfallen. Erhalten war noch darin der Kopf mit den Haaren. Die übrigen Gebeine waren höchstwahrscheinlich von vierfüßigen wilden Tieren und von Vögeln verschleppt worden. Die Metallplättchen und Schmuckgegenstände, welche als Verzierung des Gewandes gedient und die ich sowohl in der zerfallenen Sargtruhe als auf dem Boden herum zerstreut auffand, zeugten dafür, das der Verstorbene seinem Range nach ein Schamane, und eine Hutschnalle, wie solche nur von Frauen getragen werden, machte es wahrscheinlich, daß der Leichnam der einer Schamanin gewesen sei.

Im Orte erteilte man mir die Auskunft, daß in jüngster Zeit einzig und allein nur Schamanen auf Bäumen bestattet werden. Bei Lebzeiten waren ihre Bestrebungen nur auf geistige Angelegenheiten gerichtet, weshalb sie auch nach ihrem Ableben notwendigerweise näher gegen den Himmel liegen müssen. Diese Vorstellung der Jakuten machte die Schamanen noch immer nicht zu Himmelsbewohnern, sondern verfolgte nur das Ziel, denjenigen nicht der Erde zu übermitteln, der bei seinen Lebzeiten bloß mit losen Banden mit ihr verknüpft war. Man bestattete sie im Walde, an einem unzugänglichen Orte, damit man so selten als möglich durch Zufall an ein derartiges Grabmal ankomme. So gut der Schamane, ein zauberkundiger Mann, so lange er noch lebte, die Gabe besaß, aus persönlicher Rachsucht einem ihm mißliebigen Menschen Leid zuzufügen, ebensogut kann nach seinem Hinscheiden seine flügge gewordene Seele den Überlebenden Ungemach bereiten. Kein einziger von den Ureinwohnern, ja sogar nicht einmal einer von den eingeborenen Russen würde sich erkühnen, der Grabstätte eines Schamanen nahe zu kommen und noch viel weniger sie anzutasten.

Grabmäler in Holzkähnen (Lodjen), die auf Holzböcken aufgestellt waren, hatte ich Gelegenheit auf der Insel Sagstyr zu sehen. Die Leichname in allen den, beiläufig zwölf Grabstellen lagen mit dem Kopf gegen Nordwest und auf der linken Körperseite; angekleidet und ausgestattet wären sie so, wie ich dies früher oben geschildert; zu Füßen fast eines jeden stand ein hölzernes Schüsselchen mit Grützbrei und einem hölzernen Löffelchen. Die in den Lodjen Bestatteten hatten ein Ruder und eine Schöpfkelle bei sich, von jener Art, mit welcher Ruderer gewöhnlich das ins Schiffchen eingedrungene Wasser ausschöpfen.

Kinder werden ebenso wie Erwachsene bestattet, nur führt man sie auf kleinen Schlitten fort und läßt sie in dem Wieglein liegen, in welchem das Kind aufwuchs und verstarb. Bei Grabstellen der Kinder kann man obenauf auch deren Spielzeug liegen sehen.

Fig. 1.

Fig. 2.

Fig. 4.

Fig. 3.

Fig. 6.

Fig. 5.

Jakutische Grabstätten. Nach der Natur gezeichnet von Vasilij Priklonski.

Den Schlitten, auf welchem man den Verstorbenen befördert, die Schaufel, die Spitzhaue, mit der man das Erdreich aufgerissen, zuweilen auch das hölzerne Kummet des Ochsen, alles dies ließ man und läßt man noch bei der Grabstätte liegen, mitunter vorsichtshalber in zerbrochenem Zustande, und nichts von allem wird wieder zurück heimgebracht. Es geht die Sage, man habe bei der Bestattung eines reichen Mannes im Grabe dessen Pferd geschlachtet, das Fleisch aufgegessen, das Pferdegeschirre aber auf der Grabstatt liegen gelassen; doch die Ureinwohner stellen mit aller Entschiedenheit die Wahrheit der unter den Russen im Umlauf befindlichen Geschichten dieser Art in Abrede, so z. B. auch die bekannte Sage, man habe in alten Zeiten am Grabe des Verstorbenen dessen Lieblingsdiener getötet, damit ihm letzterer im jenseitigen Leben als Dienstbote Hilfe leisten soll.

Auf der Heimkehr vom Begräbnis zündete man auf dem Wege Holzhaufen an und die Verwandten des Verstorbenen springen, wie dies noch in der Gegenwart zu geschehen pflegt, durch die lodernden Flammen hindurch, um sich vom bösen Geist zu läutern und zu befreien, der sich in ihren Kleidern eingenistet haben konnte während der Zeit ihrer unausweichlichen Anwesenheit um ihren kranken Genossen. Das Feuer oder der Dämon des Feuers An-darchantoën oder Al-òt-iččitja ist der Schutz- und Schirmherr des Heimwesens und aller unter einem Dache lebenden Personen. Das Feuer läutert alles, es spendet Wärme, es hilft die Nahrung zubereiten, es verbreitet Licht; die Gottheit des Feuers hält sich auf der Wandbank oberhalb des Ofens auf und hat die Gestalt eines zwerghaften greisen Männchens mit weißem Barte. Bei der Herstellung einer jeden Speise ist es angezeigt, den ersten Bissen dieser Speise ins Ofenfeuer zu werfen. Der böse Geist fürchtet sich vor dem Feuer, und wenn daher die Verwandten des Verblichenen durchs Feuer springen, so lassen sie den bösen Geist hinter sich zurück. Wenn man wieder daheim ist, gedenkt man des Toten, oder richtiger gesagt, man bewirtet einander zu seinen Ehren mit Fleisch, Salomata[1]), mit Thee und Branntwein. In früheren Zeitläuften pflegte man auch zur Erinnerung an den Verstorbenen aus Holz eine menschliche Gestalt in der Höhe von zwei oder drei sechszehntel einer Elle zu schnitzen und sie mit Tierfellen und Glasperlen auszuschmücken. Indem diese Darstellung an den Verstorbenen erinnerte, stellte sie zu gleicher Zeit auch den Geist vor, welcher den Schutzherrn über die Seele des Verstorbenen macht oder den Verstorbenen selber in dessen jenseitigem Leben beschirmt. Diese Puppe wurde aber keineswegs in der Jurte, sondern im Choton (jakut. die Hürde fürs Vieh) oder gar in einem hohlen Baume aufbewahrt, wo man ihr in kleinen Gefäßen Brocken besserer Speisen hinstellte und ihr den Mund mit Kuhbutter oder Thran bestrich, damit der Verstorbene gesättigt werde, sein Schirmherr ihm aber den gewährten Schutz nicht versage. Doch die Zeit, welche in ihrem Laufe alles mit sich reißt, rückte auch diese Puppe von ihrer Stelle, um, nach einem weiteren Verstorbenen, Raum für die neue Gestalt zu schaffen, und die alte mußte sich mit einer zweiten Stelle begnügen. Das Leben behauptete sein Recht. Jeder Tag brachte seine neuen Eindrücke mit im Geleite von Leiden und Freuden, das Ältere geriet in Vergessenheit und wie alles in der Welt sind auch solche Erinnerungen mit dem Gedächtnis der Menschen ohne Spur und Laut im Dunkel der Vergangenheit verschwunden.[1])

[1]) Eine Mehlspeise, die aus Mehl, Käse und gebrannter (?) Frucht bereitet wird.

[1]) Nachwort des Übersetzers. Herr Vasilij Priklonski, der Verfasser dieser Studie zählt zu jener zwar noch kleinen, doch auserlesen tüchtigen Schar russischer Ethnographen oder richtiger gesagt Folkloristen, die durch ihre angeborene Beobachtungsgabe, ihre gründliche, sachgemäße Vorbildung, ihren unermüdlichen, selbst unter höchst ungünstigen Verhältnissen nie erlahmenden Eifer, der Wissenschaft vom Menschen ersprießliche Dienste erweisen. Seit neun Jahren wirkt Herr Priklonski in einer äußerst verantwortlichen hohen Stellung als russischer Beamter in Ostsibirien und ist alljährlich genötigt, viele Monate hindurch die endlosen Strecken und Gebiete dieses halböden Erdteiles amtlich zu bereisen. Er hat sich eine allseitige und umfassende Kenntnis der jakutischen Sprache erworben und hat dank seinem offenen, liebenswürdigen Auftreten im unmittelbaren Verkehre mit den Ureinwohnern tiefe Einblicke in deren Sitten, Gebräuche und Volksüberlieferungen gewonnen. Seine zuvor in der Anmerkung gedachte Schrift über das Schamanentum der Jakuten hat ihm auch in Europa und Amerika unter den Fachgelehrten einen rühmlichen Namen verschafft. Ich selber bin durch meine Übersetzung seiner Schrift mit ihm auch in persönliche Beziehungen getreten. Der oben mitgeteilte Aufsatz war eigentlich für meine Monatsschrift für Volkskunde „Am Ur-Quell“ berechnet. Im Interesse der Forschung hielt ich es für nützlicher, die Studie im „Globus“ allen Fachgenossen zur Kenntnis zu bringen.

Erklärung der Abbildungen. (Seite 84.)

Fig. 1. Auf Baumstämmen ruhender geschlossener Sarg (Arangás) aus zwei kahnförmig ausgehöhlten Stammhälften. Unten: Innere Ansicht (Bodenhälfte) des einbaumartigen Sarges. Vom Grabe eines heidnischen Jakuten aus dem Süden des Gouvern. Jakutsk. — Fig. 2. Schamanengrab beim Dorf Kasatschje unweit der Janamündung. — Fig. 3. Dachförmige Balkenverschalung eines modernen Erdgrabes eines christlichen Jakuten (Gouvern. Jakutsk). — Fig. 4. Heidnisches Jakutengrab im nördlichen Sumpfgebiet des Gouvern. Jakutsk. Der Sarg aus Balken zusammengesetzt. — Fig. 5. Schamanengrab im Walde aus jüngerer Zeit. Nördlicher Teil des Gouvern. Jakutsk. — Fig. 6. Erdgrab eines christlichen Jakuten von der Mündung der Lena.

Die Litteraturen des Orients.

Vom ethnographischen Gesichtspunkte betrachtet von Dr. M. Haberlandt in Wien.

Die allgemeine Litteraturgeschichte, welche, seit Goethe das Morgenland dichterisch entdeckte, die orientalischen Litteraturen mehr und mehr kennen gelernt und in voller Ausführlichkeit dargestellt hat, ist naturgemäß stets vom künstlerischen und dichterischen Standpunkt bei ihrer Beurteilung des Gehaltes und Wesens jener fremdländischen Erzeugnisse ausgegangen. Ihr war es um die Feststellung des poetischen Wertes, des geistigen Gehaltes, um die Bekanntmachung mit Form und Inhalt von dichterischen Leistungen zu thun, welche man im übrigen trotz ihrer exotischen Heimat unbesehen mit unsern einheimischen Werken völlig auf gleiche Linie stellte. Es ist nun eine Aufgabe, welche der Ethnographie obliegt, auf die Eigenart dieser Litteraturen aufmerksam zu machen und ihre ganz eigentümlichen Bedingungen und Grundlagen darzustellen. Sie hat diese Litteraturen mit ihren Einrichtungen und Lebensäußerungen sozusagen von außen anzusehen und ihre Besonderheit festzustellen, den äußern Apparat zu beschreiben, nicht den absoluten Wert und Gehalt abzuschätzen. In dieser Hinsicht ist bezüglich der orientalischen

Litteraturen, so bekannt sie geworden sind, noch manches nachzuholen, wozu im Nachfolgenden ein orientierender Anfang gemacht sein will.

Eine Litteratur ist wohl nicht bloß eine mehr oder minder zahlreiche Sammlung von toten Texten, sondern besteht eigentlich in dem geistigen Verkehr zwischen Autoren und ihrem Publikum vermittelst gewisser Veranstaltungen, welche von jenen zu diesem führen. Wollen wir nun nach diesen drei Hauptpunkten die Verhältnisse unsrer Litteraturen mit den orientalischen vergleichen, so springen uns überall die Unterschiede im großen wie im kleinen in die Augen.

Bei uns sind wir gewohnt, den Autor oder Dichter uns als einen von innen Getriebenen vorzustellen und wir finden in den dichterischen Werken von Herzen kommende und zum Herzen sprechende Ergüsse einer Natur, einer in Leiden und Freuden, in Schauen und Genießen tief ergriffenen Seele. Nicht so im Orient. Der Poet des Orients ist im allgemeinen mehr ein Arbeiter als eine Natur, mehr ein Berufskünstler als ein Talent. Poesie ist hier eine Kunst der Rede, die man durch Übung und Beispiel zu lernen vermag. Die poetischen Schöpfungen der meisten orientalischen Völker, z. B. der Chinesen, Inder, Perser sind dementsprechend — abgesehen von den wenigen Proben urwüchsigen Volksgesanges — keine Schöpfungen der freien Ergießung, sondern kühl und raffiniert ausgeklügelte Hervorbringungen, deren größtes Verdienst in geistreichen Einfällen und sinnigen Vergleichen besteht — häufig wahre Schmuckkästchen voll poetischen Zierats, vielfach gewürzt mit Wortspielen und Doppelsinnigkeiten. Ein zweiter Gegensatz beruht auf dem Mangel dichterischer Individualität im Orient. Der Orient ist das Land der Typen; die eigene Individualität wird dort ganz erdrückt und eingeschnürt in den spanischen Stiefel der poetischen Regel, des dichterischen Herkommens. Ein Poet übernimmt von dem andern dieselben poetischen Gestalten, dieselben Situationen und Effekte, dieselbe Schilderungsweise, die im Gegensatz zu unsrer psychologischen Art mehr an der Außenseite, am Kostüme im weitesten Sinne des Wortes haftet. Die Idee des geistigen Eigentums in unserm Sinne sucht man daher im poetischen Orient vergebens. Ein Dichter plündert den andern auf die unsagbarste Weise aus, benutzt seine Vergleiche und Einfälle, als wären es die seinen, und alle zehren sie gleichmäßig von den poetischen Vorräten der je vor ihnen liegenden Zeit. Sie geben sie freilich nur als „Anspielungen" und sind auch sehr — besonders die Araber — auf offenbaren Diebstahl aus, aber es ist doch nur im Namen der Unterschied. Freilich war es auch bei uns mit der strengeren Achtung geistigen Eigentums nicht immer so, wie gegenwärtig, und die mittelalterliche Poesie steht in dieser wie in mancher andern Hinsicht der orientalischen Poesie sehr nahe.

Ihrem verschiedenen Charakter entsprechen auch die äußere Stellung und die sozialen Verhältnisse, in welchen sich die Dichterwelt hüben und drüben befindet. Bei uns verschafft dem Dichter und Schriftsteller sein Talent selbst in unabhängiger Stellung sein Brot oder er lebt als freier Mann in den Stunden der Muße und Sammlung den Musen. Dem entgegen ist das Dichten und geistige Produzieren fast im ganzen Orient seit jeher Berufssache und Vorrecht gewißer Stände und Verbände gewesen, welche ihre dichterischen Leistungen zum Teil sehr geschickt zur Erlangung von Ehre, Reichtum und Einfluß auszunützen verstanden. So ist es in China allein der Stand der Litteraten, die durch eine Reihe von öffentlichen Examina gegangen sind, welcher als Pfleger der Litteratur seit ältester Zeit auftritt; und das Dichten wird dort, wenn auch nicht geradezu gelernt, so doch an eine im Prüfungswege zu erhärtende litterarische Ausbildung geknüpft, so daß z. B. schon bei den höheren Examen die Aufgabe gestellt werden kann, über irgend einen Gegenstand oder ein Ereignis ein Gedicht anzufertigen, das seinem Verfasser unter Umständen ein einträgliches Staatsamt einbringen kann. Nicht minder zeigt sich in Indien die litterarische Produktion an einen bestimmten, hier als Kaste auftretenden Stand als an seinen hauptsächlichen Träger geknüpft. Es sind in ältester Zeit die vedischen Sängerfamilien, in späterer Zeit die Brahmanen, die in ihren Schulen und auf ihren Tempelgütern alle die wichtigeren Zweige der reichentwickelten indischen Litteratur betrieben, oder als Hofpoeten und Hofhistoriographen den Glanz der indischen Rädschasitze zu erhöhen hatten. Es waren die Brahmanen, die bei öffentlichen Festen ihre Dichterwerke im Wettbewerb vortrugen. Und wo immer andre Elemente als brahmanische im Betriebe der Litteratur erscheinen, so sehen wir sie doch immer zunftmäßig, korporativ und mit der Routine der Korporation ausgerüstet ihrem Dichterhandwerk obliegen. So ist die indische Dramatik in den Händen einer Zunft, so sind die Märchenerzähler und -Sammler Berufsmenschen, die einander in die Hände arbeiten und ihr Werk aufeinander vererben und übertragen. Blicken wir weiter im Orient, so sehen wir in Persien die Klasse der Derwische, d. i. der Bettelmönche des Islâm als die wichtigsten Träger der Litteratur, die, ob nun in bettelhafter Unabhängigkeit, wie der Vogel in der Wüste umherstreichend, oder als reich mit Ehren und Gold überhäufte Hofzierden an dem Thronlager des Schah, oder der kleineren Vasallen und Veziere wohnend, die Poesie als ihr Standesgut in Anspruch nehmen, wovon sie leben und ihren Einfluß auf Hoch wie Niedrig nähren müssen. Überall aber korporativer Zusammenschluß: jene unabhängigen Sänger um ein Sektenhaupt, einen frommen Scheich als ihren Lehrer und Meister gruppiert, diese in zünftigem Verbande unter einem „Dichterkönig" stehend, den der Schah ernannte und zu ihrem Standesvertreter und Oberhaupt machte. Ähnliche Verhältnisse herrschen in der arabischen Litteratur. Nur in den volksmäßigen Anfängen der arabischen Dichtung ist der Dichter zugleich Bedwine und Krieger seines Stammes; mit dem Auftreten des Islam haben wir auch hier sofort eine zünftige Poesie der Islamdiener und eine weltliche der Khalifensitze und Emirenhöfe, zünftige, gelehrte und geschulte Poeten, wie Baukünstler, wie Astrologen und Ärzte zünftig an denselben Sitzen, in analogen Stellungen anzutreffen sind. Nirgends noch ist die Poesie aus einer dienenden oder doch abhängigen Stellung herausgetreten; die orientalischen Dichter sind gleichsam die maîtres de plaisir der orientalischen Gesellschaft, nicht aber die Bannerträger des freien Gedankens, wie wir sie besitzen und verehren.

Noch wurde einer Klasse namenloser Dichter nicht gedacht, welche, überall anzutreffen, besonders auch im Orient einen breiten Raum in der Litteratur einnehmen. Es sind dies die anonymen Schöpfer der Volksdichtung in allen ihren Zweigen als Lied, Fabel, Märchen, Spruch und Schwank, wie sie den Hauptunterhaltungsstoff der eigentlichen großen Volksschichten bildet. Viel häufiger als bei uns und eben aus jenem früher hervorgehobenen Mangel an Sinn für das litterarische Eigentum erklärbar ist im Orient der Fall, daß der Verfasser irgend einer Dichtung unbekannt ist, weil er sich entweder von Anfang an nicht genannt hat oder weil das Publikum im Orient überhaupt nicht viel nach dem Verfasser eines Werkes, das es liest oder hört, fragt. Wenn dies schon bei der Kunstdichtung so vielfach vorkommt, wie viel unklarer müssen die Verhältnisse bezüglich der geistigen Urheberschaft bei der ja überhaupt anonym auftretenden Volksdichtung sein! Bei unsrer Volksdichtung lassen sich wenigstens bestimmte Gesellschaftskreise und Volksklassen als diejenigen bezeichnen, aus

deren Reihen die Volksdichtung geflossen. Wir kennen die Handwerksburschen, die Soldaten, die Schenke und ihr Gesinde, den Tanzboden und den Hirtenplan und die schwatzende Gesellschaft der Spinnstuben als diejenigen, bei welchen wir den Ursprung der meisten unsrer Volkslieder, so manchen Scherzes und Schwankes, des verständigen Sprüchwortes und was sonst litterarisches Volksgut ist, zu suchen haben. Schwerer wird dies dagegen bei der orientalischen Volksdichtung, in welcher doch gerade so vieles Schöne und Treffende, in Witz und Geist hervorragende und an Gesinnung wie Gemüt den Orient am besten kennzeichnende, mehr als in seiner Kunstpoesie, anzutreffen ist. Wir haben da wohl die Gestalten der öffentlichen Erzähler, welche von Japan bis nach Ägypten mit ihrem lauschenden und oft wechselnden Zuhörerkreis eine so charakteristische Staffage der orientalischen Straßen bilden, als die Bewahrer und wohl auch Mehrer und Umgestalter der Märchenschätze des Orients, welche sie in lebhaftem Vortrage und singendem Ton unermüdlich aus ihrem treuen Gedächtnis hervorholen. Da sind weiters die Figuren der religiösen Bettler, die im ganzen Orient eine so zahlreiche Klasse bilden, Sprüche und Gebete, Legenden und Wundergeschichten von Ort zu Ort tragen, ausschmückend, verbindend, neu schöpfend, ohne recht darum zu wissen. Ferner die Haremkreise, welche sich die Öde ihrer Existenz durch Novellen und Liebesgeschichten zu würzen trachten, woraus jene Frauenlitteratur zum Teil hervorgegangen ist, die ohne berühmte Dichternamen, aber in allgemeiner Beliebtheit stehend im ganzen Orient bekannt ist, so in China und Japan, wo sie einen moralischen Anstrich erhält, so in Indien, woselbst sie als „strîveda“, was wir mit „Weiberbibel“ übersetzen können, bekannt ist, so endlich in den mohammedanischen Ländern Asiens, wo sie als Haremslitteratur ein ausgebreitetes Publikum besitzt. — Und wenn wir in die älteren Zeiten hinaufsteigen, aus welchen die Volksdichtung überall fast als die einzige, jedenfalls aber als der ausgedehntere Teil der Litteratur überliefert ist, so ist es vor Allem der Kriegerstand, der als Pfleger und Träger einer heroischen Dichtung, einer poetischen Welt des Helden- und Kämpfertums erscheint. Der japanische Samurai oder Ritter besingt da so gut oder schlecht seine Waffenthaten, sein kampfreiches Leben und den ruhmvollen Tod seiner Brüder, wie der indische Kschatriya oder der indische Wehrstand den Kern des großen indischen Epos, des Mahābhārata liefert, indem er von den Kämpfen der Edlen und Könige seiner Stämme singt. Ebenso erscheint der alte arabische Dichter zugleich als Bedwine und Krieger, der die Kämpfe seines Stammes, welche er selbst ausfechten half, hinterher in feurigen Gesängen feiert.

In ähnlicher Weise wie der Dichter ist auch das litterarische Publikum im Orient ganz anders gestellt als bei uns. Wir sind vorzugsweise ein lesendes Publikum, die Orientalen ein hörendes. Schon daraus ergeben sich gewisse Folgen für die Litteratur und ihre Entwickelung. Als lesende, mit sich und den Gedanken des Autors allein beschäftigte Geister sind wir in ganz anderm Grade fähig geworden, tiefere und umfangreichere Gedanken, schwierigere Probleme, innigere Empfindungen in uns aufzunehmen und zu würdigen, als der Hörer des gesprochenen Wortes, das rasch verfliegt, für welches also das Moment der Spannung auf das Kommende, der einschlagenden und zündenden Pointen, die Seite des sinnlichen Wohllauts und Wortgeklingels, des ebenmäßigen Rythmus der Gedanken und Worte mehr und mehr hervortreten mußte. In der That finden wir die erstangegebenen Eigenschaften in unsrer Litteratur der Lektüre, die letzterwähnten in der orientalischen Rezitationslitteratur vorzugsweise entwickelt. Die Gelegenheiten nun, bei welchen das orientalische Publikum Dichterwerke zu hören bekommt, sind eigentümlich und mannigfaltig genug. Wir wissen aus Indien, wie die Poeten an den Höfen des Rādschās in der Versammlung der Hofleute und ihrer eigens dazu berufenen und von überallher versammelten Kollegen ihre Verse vortragen, die dann von den rasch auffassenden und gedächtnisstarken Anwesenden wenigstens in Bruchstücken weithin verbreitet werden; wir wissen von großen indischen Volksfesten, wo die Brahmanen über religiöse und philosophische Fragen haarspalterisch disputieren und die Poeten ihre jüngsten Werke im Wettbewerbe um den Preis der Brahmanenkühe mit den vergoldeten Hörnern vor dem versammelten Volke rezitieren. Noch heute werden die alten epischen Gedichte, das Mahābhārata und Rāmāyana, wie in den alten Zeiten in den Tempeln zum Besten der Besucher vorgetragen, und noch immer strömen, wie einst in den Dörfern, große Menschenmassen um den Kāthaka, den Leser dieser alten Sanskritgedichte zusammen, die seine Rezitationen oft mit Thränen und Seufzern unterbrechen, wenn der Held des Gedichtes in die Verbannung geschickt wird, während, wenn er in sein Königreich zurückkehrt, die Häuser des Dorfes mit Lampen und Guirlanden geschmückt werden. Alltäglich finden sich die andächtigen Hörer bei solchen Rezitationen ein, die gewöhnlich durch neunzig Tage oder ein halbes Jahr andauern. Nicht minder sind die hohen Schulen der Gelehrsamkeit der Sitz eines Hörerkreises, der die jeweiligen Rezitationen mitgenießt und kritisch zergliedert. Was von Indien in diesen ganz bestimmten Beispielen, das gilt im ganzen und großen auch vom übrigen Orient. Nicht für sich allein, sondern in gedrängter Versammlung, sei es nun im Prunksaal oder auf freiem Plan, sei es des Volks oder der Höflinge, genießt man hier die Poesie — die Litteratur ist hier viel mehr eine öffentliche Sache, eine wirkliche Volks- und Gesellschaftsbelustigung, als bei uns. Andrerseits ist unser Interesse an der Litteratur ein weniger zufälliges und sprunghaftes als das der Orientalen, die eben von sich selber keine Mittel besitzen, wie wir — nämlich Bücher, die wohlfeil und leicht zu haben — sich dichterisch zu beschäftigen, sondern die auf die dargebotene Gelegenheit, etwas davon zu hören, warten müssen. Daher jener Mangel an Kritik, der im allgemeinen im orientalischen Publikum anzutreffen ist, daher auch das gänzliche Fehlen einer öffentlichen Kritik, anstatt welcher hier nur gegenseitige Schmeicheleien oder Beleidigungen in den poetischen Werken, und allenfalls in Lehrbüchern der Poetik schablonenhafte Einteilungen, sowie endlose Kommentare und Superkommentare anzutreffen sind.

Es erübrigt nun, nach dieser Skizze von Autoren und Publikum des litterarischen Orients die Mittel und Wege anzugeben, durch welche hier der Dichter an sein Publikum gelangt, und die Veranstaltungen zu schildern, welche im Interesse der litterarischen Wirksamkeit orientalischer Dichter in den östlichen Kulturen getroffen sind. Unsre Litteratur steht vollständig unter dem ungeheuren Einfluß des Buchdrucks. Dank diesem ungeheuren Vervielfältigungsapparat des menschlichen Gedankens ist jedes Wort des Dichters und Denkers unter uns sozusagen allgegenwärtig. Wie aber, wenn Litteraturen sich ohne diesen Talisman zu behaupten haben? In Ostasien zunächst treffen wir wohl noch unsre eigenen, fortgeschrittenen Verhältnisse, die sich auf den Buchdruck stützen, und zwar schon seit viel längerer Zeit als sie bei uns bestehen, an. Die Chinesen sind doch bekanntlich viel länger als wir im Besitze der „schwarzen Kunst“ — allerdings nicht mit beweglichen Lettern, wiewohl sie auch diese eine Zeitlang kannten, aber wieder aufgaben — sondern mit Stereotyptafeln, deren Gebrauch in China seit 593 n. Chr. historisch verbürgt ist. Indem dieser Erfindung die Kunst der Papierbereitung (aus der Rinde des Maulbeerbaumes oder aus Bambus), sowie die Anfertigung

der Tusche als Schreibmittel um einige Jahrhunderte vorangegangen waren, ist China seit dem 6. Jahrhundert n. Z. im Besitz einer Litteratur, die durch ihre große Billigkeit die weiteste Verbreitung im Volke genießt. Wohl giebt es in China oder Japan, nicht wie in Europa, Bibliotheken und Lesezimmer, dafür kann man in jeder Straße beim Buchhändler jede Art von Litteratur in den allerbilligsten Ausgaben nach dem Gewichte haben. Übrigens finden die Chinesen und Japaner auch so überall zu lesen. Man kann gewissermaßen sagen, China ist eine ungeheure Bibliothek. Inschriften, Sprüche, Grundsätze haben überall ihre Stelle gefunden. Die schönsten Zitate aus den besten Schriftstellern bedecken die Theetassen, die Teller, die Vasen und Fächer, — die Korridore, die Façaden der Häuser, die Pagoden und öffentlichen Denkmäler, die Aushängeschilder und Hausthüren. Wir finden also hier in China bezüglich der Litteraturverbreitung nichts andres als daheim, ja die Karricatur davon. Anders dagegen, wenn wir nach Indien oder Vorderasien blicken. Da finden wir bekanntlich für die alten Zeiten nicht nur keinen Druck, sondern überhaupt gar keine Schrift als die Dienerin der Poesie vor. Diese illitterate, d. h. schriftlose Periode der Poesie ist nun allerdings überall urspünglich als das erste Litteraturstadium anzutreffen — nur erstreckt sie sich im Orient, z. B. in Indien oder in Arabien mit einem schon äußerst umfangreich gewordenen Material in eine verhältnismäßig sehr späte Zeit. Die handschriftliche Fixierung und Überlieferung dieser alten Litteraturschätze vollzieht sich sodann an den Sitzen des Reichtums und der Macht, sowie an den Schulen und Gelehrtensitzen, wodurch die alten Dichterwerke des Orients überhaupt bis auf uns kommen konnten. Diese handschriftliche Überlieferung konnte aber wenig beitragen zur lebendigen Kenntnis und Verbreitung der Werke im Volke selbst, in den verschiedenen Kreisen des Publikums durch so weite Ländergebiete, wie die des Orients. Es mußte hier andre Veranstaltungen geben, um ein Dichterwerk im Volk herumzutragen und berühmt zu machen, was viele doch unzweifelhaft gewesen sind. Zwar wissen wir von der begeisterten Freigebigkeit einzelner, die auch auf dem schriftlichen Wege für die Verbreitung eines Werkes sorgten, indem sie durch bezahlte Abschreiber dasselbe in vielen Exemplaren herstellen und über das Land ausstreuen ließen — und namentlich ist die religiöse Poesie der Buddhisten auf diesem Wege viel herumgekommen — aber das meiste haben doch die folgenden dreierlei Mittel zur Popularisierung der orientalischen Litteratur beigetragen.

Es ist dies zunächst die öffentliche Rezitation des Werkes durch den Verfasser selbst und seine Freunde und Schüler bei verschiedenen festlichen Gelegenheiten, zunächst an den Höfen, bei Volksfesten, in den Tempeln, auf den Plätzen der Städte und Dörfer, ja selbst in eigenen Rezitationshallen, wodurch allemal einem großen Kreis von Zuhörern, welcher leicht die Höhe einer Buchauflage an Zahl erreichen konnte — die Bekanntschaft mit dem betreffenden Werk vermittelt wurde. Es kam dabei nur darauf an, sich möglichst lange dieser Mittel der Verbreitung für sein Werk versichert zu halten und nicht etwa durch ein andres in der Gunst der Einflußreichen und der Menge überhaupt ausgestochen zu werden. Daher nimmt die Rivalität der orientalischen Dichter gegeneinander einen viel heftigeren und zugespitzteren Charakter an, als dies bei uns möglich ist, wo die Dichter mit ihren gedruckten Werken sich ruhig in die Gunst des Publikums teilen können. Es ist dies dort ungefähr so, wie mit der Rivalität der Schauspieler: wie diese bemühen und streiten sie sich um die Bühne, von welcher sie dem Publikum ihre Kunst zu zeigen allein in die Lage gesetzt sind.

Ein zweites Mittel neben der öffentlichen Rezitation erkennen wir im Auswendiglernen der Texte, das im ganzen Orient ein allgemeiner, von den Schuleinrichtungen ausgehender Usus ist. Wie der Schulunterricht überall im Orient die Methode befolgt, den Kindern erst eine Anzahl von Texten mechanisch, Zeile für Zeile ins Gedächtnis zu überliefern, um dann hieran erst die Erlernung der Schrift, der Grammatik und des Sinnes zu knüpfen, so ist es auch die allgemein ins Leben hinübergenommene Gewohnheit der Erwachsenen, alles Schriftliche oder Gehörte sofort zu memorieren, um es nun künftig zu besitzen. Wir müssen uns dabei erinnern, wie viel stärker das Gedächtnis des wenig mit der Schrift Operierenden ist, als das Erinnerungsvermögen desjenigen, der, demselben mißtrauend, alles Merkenswerte sofort der schriftlichen Aufzeichnung überantwortet. Zudem ist die Form der orientalischen Poesie mit ihren ebenmäßigen Rythmen, mit dem eigentümlichen Singsang ihres Vortrages sehr geeignet, sich scharf ins Gedächtnis zu prägen, um gleichsam wie eine Melodie leicht behalten zu werden. So kommt es, daß derjenige, welcher sich überhaupt im Orient für Poesie interessiert, das meiste von dem, was gerade obenauf ist, mehr oder minder vollständig in seinem Gedächtnis besitzt, aus welchem er es bei allen möglichen Gelegenheiten zu holen liebt, seine Rede wie seinen Stil im Schreiben damit schmückend und erhöhend.

Eine dritte Art endlich, wodurch orientalische Dichtungen sich bekannt zu machen vermochten, war das öffentliche Aushängen der Texte an gefeierten Orten und vielbesuchten Denkmälern. Es ist in dieser Beziehung nur an den Namen der berühmtesten altarabischen Gesänge, nämlich Moallaqat, d. i. „die aufgehangenen Gedichte“ zu erinnern. Diese Gesänge sind die Resultate der poetischen Wettkämpfe, welche alljährlich auf der menschenwimmelnden Messe zu Okhaz abgehalten wurden und wobei das Gedicht, welches den Preis erhielt, mit goldenen Lettern auf persischer Seide geschrieben und zum ewigen Ruhm am Eingang des uralten Nationalheiligtums der Kaaba zu Mekka aufgehangen ward. Wenn noch erwähnt wird, wie gerne die orientalische Kunst und Industrie in allen ihren Zweigen die Schrift als Ornament für ihre Erzeugnisse benutzt, wie auf Waffen und Gewändern, auf Steinbildern und Gefäßen berühmte Verse und Dichterstellen sowohl im poetischen Sinne, als im künstlerischen als Schmuck und Zierat angebracht waren, so werden wir uns auch dieses, uns etwas fremde Mittel, die Litteratur zu fördern, in seiner Wirksamkeit für die Popularisierung ihrer Erzeugnisse einigermaßen vorstellen können.

Bei allen diesen Mitteln, die der Verbreitung des Dichterwortes im Orient zur Verfügung standen, ist das Resultat auch nicht annähernd nur den Verhältnissen gleich gekommen, welche durch die Kunst des Buchdrucks unter uns geschaffen worden sind. Sie haben genügt, eine öffentliche und, wie wir sagen, allgemeine Pflege der Poesie unter allen Kulturvölkern des Orients zu erhalten, aber wir dürfen uns über den Umfang dieser Pflege und ihre Bedeutung für das Gesamtleben der Nationen keiner Täuschung hingeben. Die Litteraturen des Orients nehmen eine ungleich bescheidenere Stelle unter den Kulturäußerungen der orientalischen Völker ein, als dies in unsrer Kultur der Fall, sie gehören dort sozusagen vielmehr zum äußern praktischen Leben, wie Spiele oder andre Lustbarkeiten, wofür in den oben beigebrachten Umständen wohl genügender Grund gefunden werden dürfte.

Kaiserliche Nordfahrten.

Erfreulicherweise haben sich die Beziehungen zwischen Deutschland und dem stammverwandten skandinavischen Norden immer enger gestaltet, seit die Mißstimmung wegen des Schleswig-Holsteinschen Streites gewichen und wenn auch ein solcher politischer Einfluß, wie wir ihn zur Zeit der Hansablüte im Norden ausübten, weder erstrebt noch nötig ist, so läßt sich doch innerhalb der Deutschen ein weit größerer Drang nach Norden wahrnehmen, als er bis vor wenigen Jahrzehnten noch vorhanden war. Die wissenschaftlichen Beziehungen zu dem Vaterlande von Linné und Berzelius sind ungemein rege, wir erkennen in den skandinavischen Gelehrten voll ebenbürtige Genossen, Familienbande zwischen den nordischen und deutschen Herrscherhäusern sind geknüpft worden und alljährlich ergießt sich ein Strom deutscher Sommerreisender nach Schwedens schöner Hauptstadt oder an der fjordreichen, malerischen Küste Norwegens hin bis zum Nordkap. Nicht wenig aber sind diese Reisen im größern Publikum dadurch belebt worden, daß unser Kaiser zweimal die norwegische Küstenfahrt ausführte.

Die Fälle am Gjegnalund.

Diese Reisen, die in ihren allgemeinen Zügen und manchen Einzelheiten schon durch die Tagespresse bekannt geworden sind, haben jetzt in Herrn Paul Güßfeldt einen geeigneten und erfahrenen Beschreiber gefunden[1]. Seine Leistungen in Ägypten, an der Loangoküste und in den Kordilleren sind bekannt; als erfahrener Alpensteiger und Gletscherkenner besitzt er Ruf und so eignete er sich vortrefflich als wissenschaftlicher Beirat, der die Erscheinungen der Gletscherwelt dem Kaiser erläutern konnte und überall mit reichen Erfahrungen eingriff. Eine leichte Aufgabe ist es sicher nicht gewesen, die der Verfasser beim Niederschreiben dieses Prachtwerkes zu lösen hatte, denn zwei ganz verschiedene Sachen mußten hier zu einem Ganzen verwebt werden: einmal die persönlichen Erlebnisse und Beziehungen Kaiser Wilhelms, die mit großer Gewissenhaftigkeit aufgezeichnet wurden, und dann die Schilderung des Landes, des Gesehenen, auf wissenschaftlicher Grundlage. Die Gelegenheit war zum Sehen, soweit dieses vom Bord eines Schiffes aus mit kurzen Ausflügen ans Land der Fall sein kann, eine überaus günstige und bequeme, wie bei einem Kaiserbesuche selbstverständlich, und wo die Anschauung nur flüchtig sein konnte, da ersetzten Güßfeldts reiche Erfahrungen und frühere Reisen in Norwegen vieles.

Briksdalbrae.

Aus den Beschreibungen geht hervor, welch lebhaftes Interesse und Verständnis bei dem Kaiser auch für geographische und naturwissenschaftliche Verhältnisse vorlag und wie er nicht müde wurde, sich die Erscheinungen der Gletscherwelt oder geologische Fragen erörtern zu lassen. Die Aufgabe dieser Zeitschrift ist es nicht, auf die persönlichen Verhältnisse und Erlebnisse des Kaisers während der zweimaligen Küstenfahrt einzugehen, aber hervorgehoben werden mag der Geist und die Stimmung, die unter der ganzen Reisegesellschaft herrschte. „Das schöne an dieser deutschen Tafelrunde in norwegischen Gewässern war das Ungekünstelte. Wenn die Rede frei sein durfte, wenn das Wort vornehmlich dem gestattet wurde, welcher das gerade vorgeschlagene Gesprächsthema am sichersten beherrschte, so konnte dies nur geschehen, weil es der Wunsch und Wille Seiner Majestät war. Aber auch

[1] Kaiser Wilhelms II. Reisen nach Norwegen in den Jahren 1889 und 1890 von Paul Güßfeldt. Mit 21 Heliogravüren und 124 Holzschnitten nach Zeichnungen von Karl Saltzmann, und einer Orientierungskarte. Berlin, Gebrüder Paetel, 1890.

die Harmonie, welche zwischen den Herren der kaiserlichen Begleitung bestand, hatte ihren Anteil daran. Der Kaiser hatte die Zusammensetzung ausschließlich nach eigenem Ermessen getroffen. Daß dieselbe sich so stichhaltig gegen die unzähligen kleinen Differenzen zeigen würde, zu denen jeder Tag auf engem Raum Gelegenheit giebt, das war in der That ein seltenes Glück!" So waren diese Kaiserfahrten durchaus harmonischer Natur; sie verdienen es, in dem vorliegenden schönen Werke geschildert zu werden, das auch äußerlich in dem Gewande auftritt, wie es sich für die Schilderung einer kaiserlichen Reise ziemt.

Um Wiederholungen zu vermeiden, hat der Verfasser beide Reisen in der Schilderung geschickt zu einer zusammengefaßt. Wir erhalten zunächst eine Übersicht des bereisten Landes nach seiner geographischen Natur, unter besonderer Hervorhebung der Schnee- und Gletscherverhältnisse, sowie der Föhrden. Das Volk in seiner Biederkeit und Gastfreundschaft wird gelegentlich der Stationen geschildert. In großen Zügen umfaßte die Reise zunächst den Hardangerfjord mit Ausflug nach Odde und dem Burbrae (Gletscher), dann folgte Besuch der alten Hansestadt Bergen; dann des Sognefjord mit seinen Verzweigungen. Hier wurde der Südfuß des großen Jostedalbrae besucht, der als bis 2000 m hohes „Tonnengewölbe" in orographischer Beziehung Beachtung verdient. Er ist ein echtes Fjeld, welches Kuppen trägt (Lodalskaupe 2070 m), aus dem aber Mangel an Kenntnis des Hochgebirges den größten Gletscher Europas machte. In Wirklichkeit stellt die Schneedecke von Jostedalbrae das größte Firnfeld Europas dar, man schätzt seine Ausdehnung auf 900 qkm, was etwa der doppelten Fläche des Bodensees gleichkommt. Die atlantische Nordwestabdachung dieses großartigen Firngebirges wird nach dem Nordfjord entwässert, der sich in ziemlich gerader Linie von West nach Ost unter 62° erstreckt. So zeigte er den Reisenden ein Nord- und ein Südufer. „Solche Südseiten spielen in Norwegen, wo die Wohlthaten der Sonnenbestrahlung besonders lebhaft zum Ausdruck kommen, eine bevorzugte Rolle; sie giebt sich zu erkennen in der größeren Anzahl der Höfe, Wiesen und Felder. Die Fruchtbarkeit steigert sich mit der Entfernung von der Küste, ebenso das malerische der Landschaft. Anfänglich sieht man wenig Höfe, die Felsmassen — Hornelen ausgenommen — bieten rundliche Formen dar; erst allmählich wird der Pflanzenwuchs kräftiger und den Gebüschformen folgen die Baumformen. Die Bedeckung der ferner liegenden Gebirge mit Zebraschnee wächst, bis dann auf halbem Wege die Szenerie des Südufers das Auge gefangen nimmt. Hier fließen in meistens steilen Kaskaden die Schmelzwasser des 1700 m hohen Gjegnalundmassivs unmittelbar in die See."

Im Hintergrunde des Nordfjord liegt Olden und von hier wurde ein Ausflug zu Lande nach dem Briksdalgletscher unternommen. Güßfeldt schildert uns die prachtvolle Üppigkeit des Krautwuchses auf dem Wege im Gegensatze zu den kümmerlichen Bäumen, die imposanten Trümmerfelder, Reste alter Bergstürze, die herrlichen Seitenthäler, die auf dem Wege liegen. Das untere Ende des Briksdalbrae liegt in 300 m Höhe, einen Theil des schönen Felsenzirkus einnehmend. Ein linker Seitengletscher endet in der Nähe des Hauptgletschers, etwa in 600 m Höhe, an einer schwarzgrauen Plattenwand, über welche das Wasser als Fall stürzt. „Die große Schönheit des Briksdalbrae ist in seinem blauen Farbenspiel zu suchen, das dem des Rosenlauigletschers nicht nachsteht; der dunkle, vom Regen benetzte Felsriegel, über welchen der Gletscher einst geflossen ist und der heute parallel vor seinem Fuße hinläuft, warf uns ein blaues Licht entgegen, als wir, mit dem Gesicht gegen die zerklüftete Masse, auf ihn niedersahen und das war nichts anders, als der Widerschein des Eises. Man muß dem Briksdalbrae und seiner Umgebung die volle Gleichberechtigung mit hervorragenden Alpenlandschaften zuerkennen. An dieser Stelle zeigt es sich recht deutlich, daß die Abstürze des Fjelds landschaftlich gleichwertig mit den Gehängen der Alpenkette sein können."

Rödö.

Wohnhaus auf Karlsö.

Mit dem Verlassen Trondhjems begann die eigentliche Nordfahrt, ein längerer Aufenthalt in Festlandsfjorden kam nicht mehr vor und der Charakter der Seereise überwog. Die Beschreibung der Küstenlandschaft ist immer wieder auf Felsküste, Wasser und Schärenflur angewiesen. „Der Autor", schreibt Güßfeldt, „wenn er etwas über die norwegische Küste sagen will, kann eigentlich nur versichern, daß

Meer, Inseln und Küstenabfall wechselnd gruppiert sind, daß bald das eine, bald das andre dieser Elemente überwiegt, daß der Landschaft stets ein gewisser Ernst, der sich zur Würde oder Größe steigern kann, innewohnt; daß die wechselnden Zustände von See und Witterung dem Landschaftsbilde den wechselnden Ausdruck ganz verschiedener Stimmungen verleiht." Es war noch eine ganz gewaltige Reise, die der Kaiser von Trondhjem bis zum Nordkap zurückzulegen hatte; die Entfernung von Stavanger, wo er zuerst die norwegische Westküste anlief bis Trondhjem war allein gleich einer Fahrt von Konstanz bis Kiel und nun erst sollte das Hauptstück folgen. Zur Veranschaulichung der auf der kaiserlichen Reise zurückgelegten Strecken diene folgendes: eine Kreislinie, welche Berlin zum Mittelpunkt hat und durch das Nordkap geht, schneidet den Kaukasus, Kleinasien, Tripolis, den Atlas, Südspanien, Portugal und geht mitten durch Island. Was Norwegen allein betrifft, so erhalten wir von seiner Ausdehnung dadurch ein Bild, daß die Entfernung von seiner nördlichsten Stadt, Hammerfest, bis zu seiner südlichsten, Christianssund, gleich jener von Berlin nach Barcelona ist.

Mit der Annäherung an den Polarkreis begann eine Region von Felsinseln, deren malerische Formen und klippenartige Gebilde die Aufmerksamkeit der Reisenden fesselten. Unter dem Polarkreise selbst lag zur Rechten das hohe Schneegewölbe des Svartisen, an dessen Fuß sich mehrere Fjorde hinziehen, von denen einer besucht wurde. Zur Linken blieb die Rotinsel, Rödö, von schöner Felsform, welche der Kaiser mit einer Sphinx verglich. Nach nur einstündigem Aufenthalt in Hammerfest wurde am 18. Juli das Nordkap erreicht und dann die Heimreise angetreten. Der Kaiser hat lange das Bild, das die Natur ihm darbot, betrachtet und dann plötzlich das Schweigen mit den Worten unterbrochen: „Heut ist der Tag der Kriegserklärung." —

Auf der Rückfahrt fesselte besonders noch die unter 70° nördl. Br. sich erstreckende Küstenlandschaft die Aufmerksamkeit: „Die Gebirgslandschaft, welche die Fjorde trennt, ist eine Alpenkette vom reinsten Typus, nichts erinnert mehr an norwegische Plateauabstürze." Besucht wurde hier Karlsö vor dem Lyngenfjord, das eine Kirche, einen Pfarrer und einen Landhändler besitzt. Im Gegensatz zu dem ernsten Nordkap und den Gletschern des Lyngenfjords fand man hier üppigen Graswuchs und bunte Blumen; der Kaiser bestieg einen Hügel und errichtete hier, unter 70° nördl. Br., einen Varden (Steinmann, Cairn), in welchem er, in eine Flasche verschlossen, seinen Namen, nebst dem des Gefolges, zur Erinnerung an seine Nordfahrt niederlegte.

Der Mono-See in Kalifornien.

Mitgeteilt von Dr. W. Kobelt.

Eine der Hauptaufgaben der U. S. Geological Survey ist in den beiden letzten Jahrzehnten die Erforschung des Great Basin gewesen, des Hochplateaus, welches den Raum zwischen der Sierra Nevada und den Rocky Mountains ausfüllt, mit seinen vulkanischen Erscheinungen, seinen Wüsten und ganz besonders seinen heute abflußlosen Seen, deren wohlerhaltene alte Uferterrassen in deutlichster Schrift dem Kundigen die klimatologische Geschichte des westlichen Nordamerika seit vielen Jahrtausenden erzählen. Der „Globus" hat seinen Lesern seinerzeit über die Resultate der Forschungen an den beiden größten der ehemaligen Binnenseen, Lake Bonneville und Lake Lahonten, berichtet. Der achte Band des Report der Geological Survey enthält nun eine dritte, sehr hübsche Monographie von J. C. Russel, welche sich auf den kleinen Monosee bezieht und einige recht interessante Beobachtungen bietet.

Der Monosee liegt am äußersten Westrande des großen Beckens in einer Meereshöhe von 1945 m. Er gehört zu Kalifornien, aber die Grenze von Nevada läuft in seiner Nähe vorüber und durchschneidet das Becken, das er ehemals erfüllte. Die niederste Einsenkung in den ihn nach Süden und Westen umgebenden Bergketten liegt 900 m über seinem Spiegel, die Bergspitzen ragen doppelt so hoch empor. Nach den neuesten trigonometrischen Messungen von W. D. Johnson ist der höchste der den See umgebenden Bergkegel der Mac Bride Peak, der Nordpfeiler der White Mountains, 4094 m hoch. Über 3900 m empor ragen noch zwei andre Gipfel, denen die Namen von Ritter und Lyell beigelegt wurden, vier (Mount Dana, Mount Conneß, Dunderberg Peak und Mount Warren) über 3600 m, Glaß Mountain 3391 m. Das hydrographische Gebiet des kleinen Sees, obwohl in wenigen kurzen Tagesritten zu durchmessen, gehört zwei ganz verschiedenen Regionen an, die Osthälfte der Wüste, die Westhälfte der Sierra Nevada. Während man im Osten nur die Charakterpflanze der amerikanischen Wüste antrifft, den Sage Brush, und dazwischen einzelne Grasbüschel, kaum genügend, um eine geringe Anzahl Rinder vor dem Verhungern zu schützen, erheben sich auf der Südwestseite prächtige, zum Teil dicht bewaldete Berge bis über die Waldgrenze, und durch ihre Schluchten rieseln, von Schneefeldern und Miniaturgletschern genährt, das ganze Jahr hindurch frische Bäche herab. Gleicht die eine Hälfte der Sahara, so hat die andre etwas von der Frische und erhabenen Größe der Pyrenäen.

Noch ist das Monogebiet vom durchgehenden Eisenbahnverkehr unberührt; seine Schluchten scheinen weniger erzreich, als die von Nevada, und haben noch keine Ansiedler angelockt. Die nächstgelegene Eisenbahnstation ist Hawthorne am Südende von Walker Lake. Von dort führt eine prächtige, von einer Diligence befahrene Bergstraße auf den Kamm der Wadbue Mountains zur Silbermine von Bodie und dann wieder hinab nach Aurora, wo vorläufig Straße und Wagenverkehr aufhören. Die „Stadt" Aurora ist eine jener Eintagsfliegen, wie sie sich in Nevada so oft in der Nähe neu entdeckter Silberminen bilden, ein paar Jahre lang blühen und dann mit der Erschöpfung der Adern wieder vom Erdboden verschwinden. Sie liegt fast am Rande des Monobeckens, noch in Nevada, aber die Gegend zeigt schon nicht mehr den Charakter der wüsten Plateauflächen dieses Landes; sie wird beherrscht von den scharfen Kämmen und den Spitzbergen der Sierra Nevada und der Sweetwater Mountains. In geringer Entfernung von der Stadt wird die Wasserscheide überschritten; wenig unter derselben entspringt eine Quelle, welche kaum ein Quart Wasser in der Minute liefert, das letzte Trinkwasser, ehe man die frischen Bäche jenseits des Sees erreicht; alle Wasserrinnen östlich vom See führen höchstens im Winter für kurze Zeit Wasser. Auf steilen Pfaden geht es über vulkanisches Gestein mühsam hinab ins Thal, dem der Name Aurora Valley beigelegt worden ist. Bald trifft man auf alte Uferlinien, 76 m über der Thalsohle; sie gehören noch nicht dem eigentlichen Monosee an, der durch eine hohe Bodenschwelle verdeckt ist, sondern einem andern See, der allerdings in früheren Zeiten das überschüssige Wasser des Mono aufnahm. Heute liegt er ganz trocken

und eine enge, stark ansteigende Schlucht führt zum gegenwärtigen Seebecken hinüber. In ihr sind die alten Uferlinien, durch Tuffablagerungen bezeichnet, besonders deutlich; sie liegen anfangs 60 m über der Thalsohle, aber allmählich verringert sich die Höhe und am Ausgange der Schlucht ist man der obersten Strandlinie auf circa 25 m nahe gekommen. Die Schlucht ist offenbar durch das aus dem Monosee ausströmende Wasser ausgewaschen worden.

Am Ausgange des Cañons sieht man sich am Rande eines steilen Abfalls; von einem sich hier gerade im alten Seebett erhebenden Hügel, Cedar Hill, hat man einen prächtigen und ganz eigentümlichen Ausblick. Gerade gegenüber erheben sich die kühnen Spitzberge der Sierra Nevada, überragt von dem Mount Dana, der in der klaren Bergluft nur wenige Kilometer entfernt erscheint. Zu den Füßen liegt die kahle, verbrannte Ebene, in ihr nur hier und da zerstreut einige Zedernforste, in der Mitte wie ein metallener Schild eine blaue Fläche, in der sich die Schneeberge spiegeln, während eine schwarz gezackte Insel aus ihr emporragt, der Monosee. Nach Süden aber steht in schweigender Majestät ein riesiger Spitzberg, Mac Bride Peak, das Nordende der weißen Berge, noch höher emporragend als die Gipfel der Sierra Nevada, bis tief in den Sommer hinein mit Schnee bedeckt, nur im Herbste nackt, aber dann, namentlich in der klaren Luft und prächtigen Beleuchtung des Indianersommers, noch wilder und großartiger erscheinend als selbst im Winter. Bei günstiger Beleuchtung ist das Bild von zauberhafter Schönheit, und wenn diese Gegenden einmal besser bekannt und besiedelt sein werden, wird Cedar Hill wohl ein von Touristen viel besuchter Aussichtspunkt werden.

Heute kann der See noch mit vollem Recht mit dem Toten Meer Palästinas auch in Hinsicht auf die Verlassenheit seiner Ufer in Parallele gestellt werden. Der Holzreichtum seiner Berge hat zwar schon zur Erbauung einer Eisenbahn von den Minen von Bodie aus Anlaß gegeben, und an vielen Stellen des jungfräulichen Waldes erklingt schon die verwüstende Axt des Holzfällers. Nur im Sommer entwickelt sich regeres Leben. Im sonst völlig leblosen Wasser des Sees lebt nämlich trotz seines hohen Gehaltes an Alkalien — 53 Gramm auf das Liter — in Myriaden die Larve einer Köcherfliege; ihr zu Liebe erscheinen im Sommer zahlreiche Familien der Piute-Indianer, sammeln sie ein und stampfen die enthülsten und getrockneten Larven in Säcke als Wintervorrat. Mit dem ersten Schnee ziehen sie ab. Eine Zeitlang haben unternehmende Yankees Versuche mit Viehzucht gemacht, aber die Weide war rasch ruiniert, das Gras wuchs zu langsam nach, und so ist jetzt im Winter Louis Sammon, der „Pionier“ des Monothals, fast der einzige Bewohner. Es wird wohl noch einige Zeit so bleiben, denn Ackerbau kann bei dem Mangel an zur Berieselung geeignetem Wasser auf der Ostseite nicht getrieben werden, und auf der Westseite erhebt sich der Boden zu rasch zur Sierra. Der See enthält ja riesige Mengen von Kochsalz, kohlensaurem Natron und schwefelsaurem Kali, aber an ähnlichen Seen ist in Nevada kein Mangel und der Monosee wird wahrscheinlich noch nicht sobald zur Ausbeutung an die Reihe kommen.

Die ganze Umgebung des Monosees ist vulkanischer Natur und an vielen Stellen sprudeln heiße Quellen. Dicht am See, von seinem Rande nach Süden streichend, erhebt sich eine Reihe vulkanischer Kegel, nur aus aufgeschüttetem Material bestehend, aber so vorzüglich erhalten, daß man sie für ganz neuen Ursprunges halten sollte. In der That ist hier eine der Stellen, an denen sich die vulkanische Thätigkeit im großen Becken noch zu allerletzt geäußert hat. Eruptionen haben jedenfalls noch nach dem Ende der Eiszeit stattgefunden, und viele Lavaströme sind jünger als die Uferlinien und die Endmoränen der Gletscher. Die Kette der Mono-Craters ist gegen zehn Miles lang, ihre Kegel erheben sich gegen 900 m über den Seespiegel und haben somit eine Höhe von erheblich über 2700 m. Einzelne Teile dieses Gebietes gleichen auf den der Abhandlung beigegebenen photographischen Nachbildungen ganz frappant den Ringwällen des Mondes. Eine vulkanische Thätigkeit ist indes jetzt nicht mehr erkennbar. Nur auf der Insel, welche sich aus dem See erhebt, arbeitet gegenwärtig noch eine Fumarole. Für gewöhnlich ist ihre Thätigkeit gering, die Temperatur an der Hauptmündung 52° R. (150° F.), der ausströmende Dampf vom Ufer aus nicht zu erkennen; mitunter sollen aber auch heftigere Ausbrüche vorkommen und Dampfsäulen mehrere hundert Fuß hoch emporgeschleudert werden. Die Geschichte des Monosees, wie sie sich in den alten Uferlinien erhalten hat, bietet einiges von der der andern Seen des großen Beckens Abweichende, denn der See hat auch zur Zeit seines höchsten Standes nie einen Abfluß gehabt und er hat infolge der Nähe des Kammes der Sierra Nevada auch in den trockensten Perioden den Zufluß niemals ganz entbehrt. Gegenwärtig beträgt sein größter Durchmesser 14 Miles, seine Oberfläche 84,5 square miles, die größte Tiefe 46, die Durchschnittstiefe nur 15 bis 18 m. Zur Quaternärzeit hatte er dagegen eine Oberfläche von 316 square miles und eine Tiefe von über 250 m. Die heutigen Inseln befanden sich damals tief unter dem Wasserspiegel; dafür ragte Cedar Hill als eine gewaltige Insel aus ihm empor. Seinen Zufluß erhielt er auch damals ausschließlich aus der Sierra, denn an allen andern Seiten reicht seine höchste Uferlinie bis dicht an den Rand des Seegebietes heran. Alle Schluchten waren damals von Eisströmen erfüllt, welche bis in das Wasser des Sees hineinreichten. Die ganze Nevada zeigt die unverkennbarsten Spuren einer ausgedehnten Vergletscherung. Es lassen sich auch zwei verschiedene Perioden größter Ausdehnung unterscheiden, aber daneben unzählige kleine Schwankungen, und eine eigentliche Interglacialepoche läßt sich nicht mit Sicherheit nachweisen. Aus dem Verhalten der Gletscherspuren zu sekundären Terrainverhältnissen können wir indes erkennen, daß auch zur Eiszeit das Klima hier kein extremes war, denn sie finden sich vorwiegend an der Schattenseite der Thäler. Eine geringe Erniedrigung der Jahrestemperatur würde ausreichen, um die kleinen Gletscher, die sich fast in allen Schluchten am oberen Ende erhalten haben, wieder zu einer ähnlichen Ausdehnung anwachsen zu lassen. Aus dem Umstande, daß der Monosee niemals einen Abfluß gehabt hat, können wir schließen, daß auch nach dem Aufhören der Eiszeit die Niederschläge nicht allzu reichlich waren, und daß der Temperaturumschlag nicht allzu plötzlich erfolgte. Vergleichen wir aber den Salzgehalt des Sees mit dem, den er haben müßte, wenn er wirklich seit dem Ende der Eiszeit immer als See bestanden hätte, so finden wir, daß er für diese Annahme viel zu gering ist. Schon wenige hundert Jahre würden genügen, um dem See soviel Salze zuzuführen, als er heute enthält. Ausscheidungen von Salzen hat man bis jetzt nicht gefunden. Von den Seen Lahontan und Bonneville gilt bekanntlich ein Gleiches, und es bleibt dafür keine andre Erklärung übrig, als daß vor gar nicht langer Zeit diese Seebecken völlig trocken gelegen haben. Möglicherweise haben Füllung und völlige Austrocknung mehrfach gewechselt; jedenfalls müssen wir annehmen, daß das Klima des großen Beckens seit einigen Jahrhunderten feuchter geworden ist, und können hoffen, daß Feuchtigkeit und Bewohnbarkeit noch zunehmen werden.

Das große Becken gehört bekanntlich zu denjenigen Gegenden der Erdoberfläche, in denen heftige Bodenbewegungen heute noch fortdauern. Auch am Monosee fehlen die Spuren rezenter Bodenbewegungen nicht, sie sind im

Gegenteil sogar besonders deutlich, weil dicht am See entlang die große Verwerfungsspalte läuft, längs deren das Plateau von Nevada an der Sierra Nevada abgesunken ist. Ein steiler Absturz von 15 m Höhe, welcher den Lundy Cañon kurz vor seiner Ausmündung schneidet und über den der Bach in Kaskaden herabstürzt, ist offenbar ganz neuer Entstehung, ebenso zahlreiche, noch unausgefüllte Spalten, von denen viele wahrscheinlich erst dem Erdbeben von 1872 ihr Dasein verdanken. Es kann also keinem Zweifel unterliegen, daß die Erdkruste hier noch nicht ganz zur Ruhe gekommen ist. Ein Teil der Bewegung ließe sich allerdings vielleicht durch andre als innere Kräfte erklären. Vom Kamm der Sierra wird immer eine mächtige Masse von Schutt und Verwitterungsmaterial herabgeschwemmt und jenseits der Verwerfungsspalte auf dem sinkenden Flügel abgelagert; sie ist wohl im stande, das Gleichgewicht zu stören und die Senkung zu befördern. Die erste Ursache kann hierin allerdings nicht liegen und ein Zusammenhang zwischen den Verwerfungen und den kolossalen Basalt- und Lavamassen, welche das große Becken erfüllen, kann nicht in Abrede gestellt werden. Es erscheint den amerikanischen Geologen auch durchaus nicht ausgeschlossen, daß zu jeder Zeit hier neue Konvulsionen eintreten können, welche den früheren Ausbrüchen an Heftigkeit durchaus nicht nachstehen.

Buddhistische Heilkunde und ihr Studium in Sibirien.

Auf der „Ausstellung des Wolga- und Kamagebietes“, welche 1890 zu Kasan stattfand, hatte man u. a. eine Abteilung eingerichtet, welche den Titel „Volksmedizin“ führte. Eine Unterabteilung von Arzneien und Büchern, welche das Heilwesen bei den buddhistischen Eingeborenen Südsibiriens, speziell Transbaikaliens, zu veranschaulichen bestimmt war, nahm besonders das Interesse in Anspruch.

Die ärztliche Wissenschaft der transbaikalischen Buddhisten (vorzugsweise Burjäten) tritt im tibetanischen Sprachgewande auf und wird von den Lamas, den Trägern geistlicher und weltlicher Wissenschaft, auf einer etwa 80 km von der Stadt Sselenginsk entfernt belegenen buddhistischen Hochschule erlernt. Der Gesamtkursus derselben umfaßt volle 10 Jahre, die über vier Lehrstufen oder Kurse verteilt sind. Von diesen währt der erste vorbereitende vier Jahre und ist der mongolischen und tibetanischen Sprache nebst ihrer Litteratur, sowie der Kenntnis des religiösen Ritus gewidmet; der zweite, dreijährige Kursus ist der medizinische; der dritte, nur einjährige gilt der Astronomie und Astrologie, der vierte und letzte von zweijähriger Dauer vermittelt die Erkenntnis buddhistischer Philosophie und Theologie, beides nach tibetanischer Fassung. Denken wir uns statt der tibetanischen die lateinische Form, so haben wir nach dem sachlichen und dem persönlichen Verhältnis (es handelt sich ja um Kleriker!) das christlich-europäische Mittelalter lebendig vor uns! Im ersten Jahre nun des zweiten, medizinischen Lehrganges haben die Studierenden fünf Bände tibetanischer medizinischer Lehrbücher und die tibetanischen Namen sämtlicher Arzneimitttel auswendig zu lernen, in den beiden folgenden Jahren werden sie mit der tibetanischen Therapie und Chirurgie vorzugsweise praktisch bekannt gemacht. Professoren der Medizin sind Lamas, die sich unter den Burjäten als erfahrene und geschickte Ärzte Ruf erworben haben und die noch ihrerseits, wenn nicht jährlich, so doch gewiß ein Jahr um das andre nach der mongolischen Hochschule zu Urga zu verreisen pflegen, um hier bei berühmten, aus Hlassa dahinkommenden tibetanischen Ärzten Repetitions- und Ergänzungskurse zu hören.

Die tibetanische Medizin kennt 101 Grundkrankheiten, unter denen sich außer den auch anderwärts bekannten, wie Husten, Schlucken, Podagra, Syphilis 2c., auch Benennungen dunkler Art finden, wie z. B. das feuchte Phlegma, die trübe Hitze, die feurige Geschwulst und ähnliche. Von Arzneimitteln kennt ein vorliegendes Verzeichnis 429 elementare, die teils aus den Wurzeln, Blüten und Früchten von Pflanzen bestehen, teils aus Mineralien (unter denen das Quecksilber die nämliche Verwendung wie bei uns findet). Die Apotheke ist in einer besonderen, kühlen und hölzernen Jurte (Zelt) untergebracht; hier sieht man an den Wänden derselben Kommoden aufgestellt; deren Schubkästen sind in Fächer abgeteilt, und in diesen liegen wohlgeordnet verschiedene Heilmittel; andre werden in Beuteln verwahrt, die teils an den Wänden hängen, teils auch am Boden nebeneinander in Reih und Glied stehen. Ein großer Teil dieser Apothekerwaren wird von Urga aus chinesischen Spezialgeschäften bezogen, Chinin und einige andre Arzneien stammen aus russischen Apotheken. In Ostsibirien und namentlich in Transbaikalien erfreuen sich die tibetanischen Lama-Ärzte nicht nur unter den Burjäten, sondern auch bei den Russen eines guten Rufes; man rühmt ihnen nach, daß sie Wunden und überhaupt äußere Verletzungen, ferner von innern Krankheiten Darmkatarrhe erfolgreich zu behandeln verstehen. Die Mittel werden fast ausschließlich in Form von Pülverchen gegeben, die meistens aus einer Menge von Elementen (30 bis 60) zusammengesetzt sind, nur selten aus einem einzigen bestehen. Indessen auch in den sehr zusammengesetzten Arzneien wird immer ein Element als das wichtigste, die Heilung bedingende angesehen, welchem die übrigen nur zur Verstärkung oder auch zur Abschwächung zugesetzt sind. Was die tibetanischen Lehrbücher der Medizin anlangt, so sind dieselben mit ziemlich richtigen Zeichnungen zur Anatomie des menschlichen Körpers, sowie mit solchen von chirurgischen Instrumenten versehen; unter den letzteren entsprechen manche den in Europa üblichen, andre sind eigenartig. Marthe.

Spanische Ansicht über die Zukunft der spanischen Sprache.

Gabriel Carrasco aus Rosario de Santa Fé (Argentina) veröffentlicht in der Zeitschrift der Geographischen Gesellschaft zu Madrid [1]) eine Arbeit über die Bedeutung und Zukunft der spanischen Sprache im Vergleiche zu den übrigen verbreitetsten Sprachen der Welt. Der Verfasser führt aus, daß die spanische Sprache in Europa (mit Ausnahme der Iberischen Halbinsel) fast unbekannt sei, und nur wenige Personen der Bedeutung derselben Gerechtigkeit widerfahren lassen. Ein solches Urteil des französischen Kontre-Admirals Reveillère wird angeführt. Reveillère erklärt, daß die Zukunft der wahrhaft phonetischen Orthographie angehöre, daß die spanische Sprache für den Marineoffizier die nützlichste sei, da sie leicht zu lesen und zu schreiben sei und sich dadurch vorteilhaft vor der englischen und französischen Sprache auszeichne. Er hält es für möglich, daß die spanische Sprache die englische mehr und mehr verdrängen werde. In ähnlicher Weise spricht sich auch El. Reclus (Nouv. Géogr. Univers. I, p. 910) aus.

Die Verbreitung einer Sprache hängt von drei Hauptsachen ab. Erstens von der Ausdehnung des nutzbaren Terrains, welches bereits der Herrschaft einer Sprache untersteht, und der wahrscheinlichen Zunahme der Bevölkerung dieser Gebiete; zweitens von der Leichtigkeit, welche die Erlernung, das Sprechen und Schreiben einer Sprache bietet,

[1]) Boletin de la Sociedad Geográfica de Madrid, Tomo XXIX, Num. 1 y 2, p. 120—147 (1890).

und endlich drittens von der geistigen Anlage der Rassen, welche die betreffende Sprache sprechen, der Bedeutung ihres Handels, ihrer Litteratur ꝛc.

Unter jedem dieser Gesichtspunkte wird nun die spanische Sprache geprüft. Es wird zunächst kurz und klar gezeigt, daß die russische und chinesische Sprache keine Aussicht haben, sich zu verbreiten. Das ganze asiatische Rußland wird stets dünn bevölkert sein. — Während die deutsche Sprache die Muttersprache von 71 Mill. Menschen ist und dieselbe ein Gebiet von 861 000 qkm beherrscht (bei allen diesen Zahlen sind die Angaben des Gothaischen Hofkalenders für 1890 zu Grunde gelegt), stellen sich diese Zahlen für die französische Sprache auf 53½ Millionen und 3 201 275 qkm. Daneben ist die französische Sprache als Gelehrten- und Diplomatensprache sehr verbreitet. Trotzdem hat dieselbe keine Aussicht, Weltsprache zu werden. In gewissen Teilen Nordamerikas wird sie durch die englische, in Südamerika durch die spanische Sprache verdrängt. Es ist ausgeschlossen, anzunehmen, daß die französische Sprache die herrschende in den Kolonieen dieses Landes werde. Der übrig bleibende Verbreitungsbezirk der Sprache ist beschränkt, zudem ist dieselbe schwer zu sprechen und zu schreiben.

Bezüglich der Zukunft der deutschen Sprache sagt der Autor: „Außerhalb dieser Territorien hat das Deutsche kein größeres Gebiet, über welches es sich ausdehnen kann; die Dichte seiner Bevölkerung, wenn sie nicht bereits den Höhepunkt erreicht hat, ist demselben sehr nahe; sie wird etwas zunehmen, wird 100 Mill. oder etwas darüber erreichen, aber man kann vorhersehen, daß die deutsche Sprache nie eine der verbreitetsten auf dem Erdballe werden wird." — Hier ist zu bemerken, daß der deutschen Sprache in Skandinavien, Holland und Österreich entschieden noch ein reiches Verbreitungsgebiet vorliegt und sie als Gelehrtensprache der französischen bereits starke Konkurrenz macht. Allerdings wird die Verbreitung unsrer Sprache nie die der englischen oder spanischen erreichen, da Erlernung und Aussprache derselben sehr schwierig sind.

Die englische Sprache wird von 110 735 483 Menschen gesprochen und beherrscht ein Gebiet von 29 338 665 qkm. Hierbei sind Ostindien und Ceylon nicht mit berücksichtigt, weil hier die englische Sprache nie die herrschende sein wird. Die Vorherrschaft (auf dem ganzen Erdballe) ist der englischen Sprache für die Gegenwart und für eine längere Zukunft gesichert, aber wird diese Suprematie eine endgültige sein, soweit sich heute voraussehen läßt?

Herr Carrasco verneint diese Frage. Die spanische und portugiesische Sprache — letztere erklärt er für eine Tochter der spanischen und nimmt an, daß dieselbe bald, zunächst in Brasilien, durch die Muttersprache verdrängt werde — werden heute von 83 303 279 Menschen gesprochen, welche ein Gebiet von 24 206 755 qkm beherrschen. Da diese Gebiete sämtlich in der gemäßigten und heißen Zone liegen, sind sie einer großen Bevölkerungszunahme fähig, werden sie für das nächste Jahrhundert in erster Linie zur Aufnahme der europäischen Auswanderung bestimmt sein. Die englische Sprache wird durch die dichtere Besiedelung Australiens und Ozeaniens, des Kaplandes und des südlichen Kanada noch bedeutend an Ausdehnung gewinnen. Dieselbe ist aber trotzdem eine verhältnismäßig beschränkte, da fast ⅞ des Gebietes von Kanada unbewohnbar oder nur für eine dünne Bevölkerung passend sind, und die englische Sprache in Ostindien nie nennenswerte Fortschritte machen wird. (Dasselbe würde von der deutschen Sprache bez. unsrer Kolonieen zu sagen sein.) Herr Carrasco nimmt auf Grund seiner Berechnungen — die wir im allgemeinen als logisch und richtig bezeichnen müssen — an, daß schon nach einem Jahrhundert je 500 Mill. Menschen englisch und 500 Mill. spanisch sprechen werden.

Sehr richtig sind die Ausführungen des zweiten Kapitels über die Vorteile, welche die spanische Sprache durch die Leichtigkeit bietet, mit der sie zu erlernen ist, und die Betrachtungen über die große Zukunft, welche dem Handel und der Industrie der erst wenig ausgebeuteten reichen Länder des spanischen Amerika und damit der Verbreitung der spanischen Sprache bevorsteht. Der Verfasser schließt seine sehr beachtenswerte Arbeit mit der Mahnung: Europa möge der reichen, wohlklingenden und leicht zu erlernenden spanischen Sprache eine größere Aufmerksamkeit als bisher schenken. Dieser Wunsch ist besonders im Interesse des deutschen Handels und der deutschen Auswanderung als ein berechtigter zu erklären. H. Polakowsky.

Das heutige Tarsus in Cilicien.

Für die Christenheit hat nächst Bethlehem Tarsus als Geburtsort des Apostels Paulus die größte Bedeutung. Einer der besten Kenner Kleinasiens, Theodor Bent, hat sie kürzlich besucht und ihre Altertümer geschildert (Blackwoods Magazine, Nov. 1890), wobei er einige Bemerkungen über das neue Tarsus macht. Als Kleopatra dorthin kam, um den Antonius zu besuchen, konnte sie in ihrem Schiffe den Kydnos aufwärts bis zur Stadt fahren und bei den Wasserfällen landen, die jetzt 1½ km östlich vom heutigen Tarsus liegen. Der Hafen der alten Stadt, Rhegma geheißen, ist heute ein fieberverbreitender, etwa 1½ m tiefer Binnensee ohne Verbindung mit dem Meere. Es ist hier derselbe Verfall, wie in andern türkischen Städten; die Bewässerung der brach liegenden Felder hat aufgehört und der klassische Kydnos heißt jetzt Mesarlik-Tschai, wörtlich = Friedhofsstrom. Man landet jetzt in Mersina und begiebt sich von da mit der Bahn nach Tarsus und von hier führt ein Stückchen Bahn weiter nach Osten, bis Adana; es soll dieses der Anfang der einstigen Bahn nach Bagdad werden.

Tarsus hat seine alte Bedeutung und Größe noch im Anfange der mohammedanischen Zeit gehabt. Es war arabische Grenzfeste mit 100 000 Mann Reiterei als Besatzung. Daß diese große, einst so volkreiche Stadt gleichsam wie weggefegt ist, erregt Verwunderung. Das Tarsus des Apostels Paulus ist so gut wie Pompeji eine begrabene Stadt, welche unter dem Schutt und der Erde ruhen, welche Fluten von den Bergen herabwuschen. Aus brunnenartigen Schächten windet man die alten Marmorblöcke, Teile von Statuen und Sarkophagen empor, um sie zum Bau der elenden modernen Häuser zu verwenden.

Das heutige Tarsus hat etwa 26 000 Einwohner, die von Leuten stammen, welche im Laufe der letzten hundert Jahre einwanderten. Vor einem Jahrhundert lag an der Stätte der alten Stadt nur ein kleines Dorf. Ringsum ziehen sich schöne Pflanzungen von Orangen, Zitronen und Granatbäumen hin, welche die Stadt mit einem grünen Gürtel umgeben. Wenig Altes zeigt die neue Stadt, wenn wir die in Moscheen verwandelten Kirchen aus der Zeit der einst hier herrschenden armenischen Könige abrechnen. Die Herrschaft der Türken beginnt mit Ende des 14. Jahrhunderts. Sehr zahlreich sind die jetzt hier vertretenen Völkerschaften, über deren erste Ankunft hier schon mancher sich den Kopf zerbrochen hat. Es sind nämlich vertreten: Indische Sipoys, Afghanen, Abessinier, Ansarier vom Libanon und dabei natürlich die Türken, Griechen und Armenier. Im Sommer ist das Klima fürchterlich heiß und wegen stehender Sümpfe höchst ungesund. Dann siedeln die wohlhabenderen Leute zur Sommerfrische nach Genzueh im Taurusgebirge über. Im Winter dagegen ist das Klima herrlich.

Die Ansarier leben in Rohrhütten im Umkreise der Stadt, sie sind fleißig und wohlhabend, und zählen mit ihren

Stammesgenossen in den benachbarten Orten zusammen 10 000 Köpfe. In der Stadt selbst bilden das wichtigste Element die Griechen, unter denen sich sehr reiche Leute finden; dann folgen die Armenier, die aber religiös in Protestanten, Katholiken und eigentliche Armenier gespalten sind. Die drei Konfessionen befehden sich so untereinander, daß die Armenier nicht zu der Geltung gelangen können, die ihnen der Zahl nach zukommt. In der Stadt des Apostels Paulus giebt es heute keinen einzigen Juden.

Die Kaninchenplage in Viktoria (Australien).

Zahme Kaninchen gab es in der australischen Kolonie Viktoria schon Ende der dreißiger und anfangs der vierziger Jahre. Die Tiere vermehrten sich rasch und viele Jahre hindurch war große Nachfrage nach Exemplaren zum Zwecke der Aufzucht. Niemand scheint damals eine Ahnung gehabt zu haben, wie schädlich diese Vierfüßer mit der Zeit noch werden konnten und welch hohe Kosten es verursachen würde, ihrem Überhandnehmen zu steuern. Man schätzt (nach dem Victorian Year-book 1888 — 1889, Vol. II) die von Kaninchen mehr oder weniger heimgesuchten Ländereien auf 70 Proz. der Gesamtgrundfläche der Kolonie. Für die Ausrottung wurde seit 1879 bis 1888 die Summe von 143 300 Pfd. Sterl. verausgabt! Der Verlust, den die Kolonie durch die Einführung dieses Nagetieres an ihren Grasländereien und Ernteerträgnissen seit den letzten 11 Jahren erlitten hat, wird auf ungefähr 3 Millionen Pfd. Sterl. geschätzt. Die Grundbesitzer sind zur Vertilgung der Kaninchen auf ihren Ländereien gesetzlich verpflichtet und wer ein lebendiges Kaninchen in seinem Besitz hat, kann bis zu 100 Pfd. Sterl. bestraft werden.

Zur Vertilgung des gefährlichen Nagetieres hat man sich mehrfach der Frettchen, Wiesel und des Ichneumons bedient, aber wo das versucht wurde, fand man, daß die eingeführten Tiere dem Geflügel so sehr zusetzten, daß die Kaninchen das geringere Übel waren, und überdies hat sich herausgestellt, daß diese Raubtiere die Kaninchen nur angreifen, so lange sie hungrig sind. Als das wirksamste Mittel hat sich das Vergiften erwiesen. Man gebraucht dazu phosphorisierten Weizen oder Hafer, mit Arsenik vermengte Kleie oder Spreu, Strychninwasser, gelbe Rüben mit Arsenik oder man tötet sie in ihren Höhlen, wenn alle Löcher verstopft werden können, durch Rauch von Schwefelkohlenstoff.

Der Vorschlag Pasteurs, die Kaninchen durch eingeimpfte Krankheit (Hühnercholera) zu vertilgen, muß als gescheitert betrachtet werden. Bei einer Reihe von Versuchen ergab sich nämlich, daß Kaninchen, welchen die Mikroben der Hühnercholera im Futter beigebracht waren, sehr leicht starben, aber eine Ansteckung der gesunden Tiere durch die kranken, wie sie bei den Hühnern verheerend auftritt, findet nicht statt.

Seit drei Jahren ist der Kaninchenschaden allerdings bedeutend verringert worden und augenblicklich ist er nicht groß; ein Nachlassen jedoch in der Verfolgung der Tiere würde in zwei bis drei Jahren eine gleich zahlreiche Vermehrung, wie je zuvor zur Folge haben. Ihre Fruchtbarkeit ist nämlich eine unglaubliche, und Mr. B. Brook, der die Vertilgungsakte handhabende Beamte der Kolonie, versichert, daß zwei Kaninchenpaare unter günstigen Umständen, wenn sie in jeder Beziehung ungestört und reichlich mit Futter versehen sind, in drei Jahren zur enormen Ziffer von 5 000 000 anwachsen. Grund genug, in der fortwährenden und energischen Thätigkeit der Vertilgung nicht zu erlahmen. E. M.

Aus allen Erdteilen.

— Die Salpeterlager Chiles sind neuerdings von W. H. Russell in seinem Werke A Visit to Chile and the Nitrate Fields of Tarapaca (London, Virtue, 1890) geschildert worden. Er besuchte sie im Gefolge des „Salpeterkönigs" Oberst North, eines der Hauptbesitzer, und erhielt dadurch klaren Einblick in alle Verhältnisse. Die Salpeterlager, welche als geologische Formation auftreten, liegen stets in 750 bis 1100 m Höhe über dem Meere, 15 bis 130 km von der Küste entfernt zwischen 19° und 27° südl. Br. Ihr Gehalt nimmt nach Norden hin zu; so steigt der Gehalt des Caliche, des Salpeterfelsens, von 33 Proz. in der Wüste Atacama bis auf 40 und 50 Proz. im Distrikte Tarapacá, der im letzten Kriege von Chile erobert wurde, die Salpeterfelder enthalten viele Millionen Tonnen des wertvollen Stoffes, dessen Ausfuhr so zugenommen hat, daß Oberst North allein jährlich 7 Millionen Mark für Bereitung und Ausfuhr der Nitrate seiner Werke in Tarapacá zahlt. Dr. Russell beschäftigt sich eingehend mit der öfter schon behandelten Frage nach der Entstehung der Nitrate, Sulfate und borsauren Salze, sowie der ihnen beigesellten Stoffe: Kochsalz, Chlorcalcium, Gips, Jod- und Bromverbindungen. Wiewohl er selbst keine bessere Theorie an die Stelle zu setzen vermag, kann auch er die „Lagunenhypothese" nicht annehmen, nach welcher die Lager in Einschnitten des Meeres entstanden sind, welche durch Erhebungen zu Landseen wurden. Hier verdunstete das Wasser allmählich und hinterließ eine Lage von reinem Seesalz, welche, bei Abwesenheit des Regens in jener Gegend, trocken und Jahrhunderte lang den verschiedensten chemischen Einwirkungen ausgesetzt blieb. Daß an der chilenischen und westamerikanischen Küste Hebungen bis zu 400 m Höhe stattfanden, dafür liegen Beweise vor. Andrerseits nimmt man aber auch wieder an, daß früher hier Regen gefallen sein muß, wofür die zahlreichen menschlichen Überreste (Grabfunde, Waffen, Webstoffe, Bronze- und Steingeräte) sprechen, die sich in heute ganz unbewohnten Gegenden finden. Fiel aber Regen, wie konnten jene Lager sich ungelöst in trockener Form erhalten? Heute ist dort weit und breit kein Tropfen Wasser zu finden.

Trotzdem kann man die Lagunentheorie aufrecht erhalten, wenn man die gesellschaftlichen Zustände des alten Reichs der Inkas im Auge behält, von dem die Salpeterdistrikte einen Teil bildeten. Es ist bekannt, daß im ganzen alten Peru die Kunst der Bewässerung zu einem hohen Grade vervollkommnet war, so daß manche jetzt aus Mangel an Wasser unbewohnte Gegenden in vorkolumbischer Zeit dicht bevölkert waren. So z. B. die Küste von Ancon am nördlichen Ende der regenlosen Zone, wo Reiß und Stübel ihre großartigen Ausgrabungen auf dem dortigen Totenfelde machten. Die Atacamawüste war, wenigstens teilweise, von Indianern bewohnt, die den bolivianischen Aymara nahe standen, und einige dieser Atacameños leben noch an der Punta Negra Salina am Westfuße des Vulkans Llullayaca. Die Kupfergeräte und Webstoffe, die in Tarapacá gefunden wurden, deuten auf eine vergleichsweise hohe Kultur und damit eher auf das Vorhandensein von Bewässerungswerken als auf einen Klimawechsel, für den sonst nichts spricht.

— Über große Heuschreckenschwärme, die Ende Mai 1890 im Roten Meere angetroffen wurden, berichtet der Reichspostdampfer „Bayern". Am Morgen des 27. Mai, als wir uns im Roten Meere auf ungefähr 18° nördl. Br. befanden, wurden wir auf einzelne fliegende Insekten aufmerksam, von denen bald einige auf Deck fielen, wo sie als Heuschrecken erkannt wurden. Im Laufe des Tages erschienen dieselben in immer größeren Mengen. Sie flogen in losen Schwärmen, im Durchschnitt nicht höher als 6 bis 12 m über der Meeresoberfläche, mit dem Winde, der zur Zeit mit der Stärke 3 bis 5 aus N.N.W. wehte. (Die Windstärken zählen von 1 bis 10, derartig, daß 1 die geringste, 10 die größte Stärke bedeutet.) So weit das Auge reichte, war die Meeresoberfläche mit breiten, dichten Streifen der Heuschrecken bedeckt. Diese Streifen begannen sich zu zeigen gegen Mittag des 27. Mai in 19° nördl. Br. und 39,5° östl. Länge, auf der Höhe von Suakim, und endigten erst am Morgen des 29. Mai in der Nähe der Jubalstraße, in 27° nördl. Br. und 34,7° östl. Länge, erstreckten sich also über einen Strich von 550 Seemeilen Breite, wobei der Dampfer der Flugrichtung der Insekten entgegen fuhr. Die Tiere hatten eine hellbraune Farbe und waren 4 bis 5 cm lang. (Annal. d. Hydrogr. 1890, 373.)

— Das Leichenverbrennungssystem in Japan ist jetzt so vorzüglich entwickelt, daß es in wirtschaftlicher wie gesundheitlicher Beziehung fast tadellos genannt werden kann. Nach Pastor Spinner besitzt die Hauptstadt Tokio gegenwärtig sechs Krematorien, in welchen etwa ein Drittel aller Verstorbenen verbrannt wird. 1888 wurden von 34437 Verstorbenen in Tokio 11023 verbrannt, die übrigen beerdigt, doch nimmt die Zahl der Verbrennungen zu, seit die Beerdigungen in der Stadt selbst verboten sind. Es giebt, je nach der Behandlung des Sarges bei der Verbrennung, drei Klassen derselben; die Preise sind erste Klasse 25 Mk., zweite 8 Mk., dritte 4 Mk. Die Verbrennungsöfen, ganz vorzüglich eingerichtet, sind meist im Besitze von Aktiengesellschaften und bedürfen zur Verbrennung nur sehr wenig Holz. Es genügen etwa 20 Scheite von Armdicke und $1\frac{1}{2}$ bis 2 Fuß Länge, zusammen 66 Pfund im Werte von einer Mark. Die Verbrennung nimmt kaum 3 Stunden in Anspruch und ist so vollständig, daß nur die Zähne unverbrannt übrig bleiben; die Urne mit der Asche wird am Tage nach der Verbrennung von den Verwandten abgeholt und in der Stadt bei einem Tempel beerdigt. (Mitteil. der deutschen Ges. für Natur- u. Völkerkunde Ostasiens 1890, Heft 44, 156.)

— Unsre Kenntnis von den seltsamen Cliff-dwellers, deren Wohnungen sich an vielen Steilhängen der südwestlichen Vereinigten Staaten und Nordmexikos erhalten haben, hat eine große Bereicherung erfahren durch Schwatkas Entdeckung, daß im südwestlichen Chihuahua heute noch Indianerstämme in echten Cliff-dwellings wohnen. Es ist Schwatka zwar nicht gelungen, in Verbindung mit diesen ängstlich jeden Verkehr mit andern meidenden Indianern zu kommen, aber er hat sie genau genug gesehen, um zu erkennen, daß sie groß und schlank und auffallend dunkelhäutig sind. Sie bedienen sich zum Klettern gekerbter Baumstämme; für das Niedersteigen haben sie in bestimmter Reihenfolge Löcher in die Felsen gemacht, die allerdings nur der genau damit Bekannte benutzen kann. Für Fremde sind die Dörfer unzugänglich. Schwatka glaubte zu erkennen, daß die Cliff-dwellers die Sonne anbeten; neugeborene Kinder werden eine Zeitlang den Sonnenstrahlen ausgesetzt. — Seine Entdeckung hat in Amerika gebührendes Aufsehen erregt; eine neue Forschungsexpedition ist aber erst kürzlich zu stande gekommen; sie steht unter der Leitung des norwegischen Gelehrten Lumholtz. — Übrigens hat A. Pinart schon 1879 am Rio Cucurpe in Sonora am andern Abhang der Sierra Madre ähnliche Beobachtungen gemacht; die Bewohner dieser Thäler gehören wie die in Chihuahua zu der großen Familie der Tehues. Die Cliff-dwellings sind übrigens wahrscheinlich weniger eine ethnographische Eigentümlichkeit, als bedingt durch geologische Verhältnisse, das Auftreten einer Bank zerreiblichen Gesteines zwischen zwei dicken widerstandsfähigen Felsschichten und deren Aufschluß durch tiefe Barancas. (Compte rendu Soc. Geograph. 1890, 453.)

— Prähistorisches vom Ussuri. Je geringer noch unsre Kenntnisse von den prähistorischen Verhältnissen Ostasiens — Japan ausgenommen — sind, desto willkommener ist jede Kunde nach dieser Richtung. Wie wir durch einen Vortrag von A. W. Jelissejew auf der Petersburger Versammlung der russischen Naturforscher und Ärzte 1890 erfahren, sind im Gebiete des südlichen Ussuri, eines großen rechten Nebenflusses des Amur, zahlreiche prähistorische Artefakte gefunden worden, die nach ihm auf die „Steinzeit" schließen lassen, welche allerdings in jenem Gebiete neben der hohen chinesischen Kultur bis spät in die geschichtliche Zeit reichte. Jelissejew entdeckte Küchenabfälle, Geräte und Werkzeuge aus Stein und Knochen, ähnlich denen, wie sie im nördlichen Europa vorkommen. Die aufgefundenen Schädel zeigen den Typus der Orotschonen, eines renntierzüchtenden Volkes, das noch jetzt am Amur lebt.

— In Manitoba (Dominion of Canada) leben jetzt gegen 10000 dorthin ausgewanderte Isländer, von denen etwa ein Drittel in Winnipeg ansässig ist. Kanadische Blätter preisen sie als die besten Ansiedler des Landes, deren Landwirtschaft in der höchsten Blüte steht. Die meisten sind mittellos in Manitoba angelangt, befinden sich aber jetzt durchweg in günstiger Lage. Auch in den Städten sind die Isländer wegen ihres ruhigen, fleißigen und nüchternen Lebenswandels gern gesehene Bürger. Der Zug der isländischen Auswanderung nach Kanada hält an.

— Alte Goldbergwerke in Maisur (Südindien). Indien gehört nicht unter die goldreichen Länder, aber ganz ohne Gold ist es auch heute nicht und in alter Zeit scheint der Bergbau auf Gold ausgedehnter als jetzt betrieben worden zu sein. Dafür zeugen die sehr kunstgerecht angelegten alten Goldbergwerke, die man jetzt in Maisur aufgefunden hat. Sie liegen an den Bergabhängen, wo man mit der Wasserlosung nicht viel zu schaffen hatte und bestehen aus Schächten und Gallerieen. In Kolar, wo man jetzt moderne Bohrmaschinen zur Bewältigung des Urschiefers eingeführt hat, fanden die englischen Bergleute zu ihrem Erstaunen in 100 m Tiefe bereits alte Schächte vor. Daß die alten indischen Bergleute auch chemische Kenntnisse besaßen und sich auf das Raffinieren der Metalle verstanden, schließt man aus den Kenntnissen, welche die indischen Goldwäscher in jenen Gegenden heute noch entwickeln. Sie haben ihre Probiersteine und führen kleine Holzflaschen mit Quecksilber bei sich. Das letztere gebrauchen sie, um die kleinen Goldteilchen, die sich in einem schwarzen Sande befinden und durch Waschen allein aus diesem nicht entfernt werden können, durch Amalgamierung zu gewinnen. Das Quecksilber wird durch Erhitzung aus dem Amalgam entfernt, es bleibt dann schwammiges Gold zurück, das auf dem Probiersteine auf Silber- und Kupfergehalt untersucht wird. Ist viel Kupfer vorhanden, so wird dieses durch Schmelzen mit Salpeter entfernt (Madras Mail).

Herausgeber: Dr. R. Andree in Heidelberg, Leopoldstraße 27.

Druck von Friedrich Vieweg und Sohn in Braunschweig.

Bd. LIX. **Globus.** Nr. 7.

Illustrierte Zeitschrift für Länder- und Völkerkunde.

Begründet 1862 von **Karl Andree.**

Herausgegeben von **Richard Andree.**

Druck und Verlag von Friedrich Vieweg & Sohn.

Braunschweig. Jährlich 2 Bände in 24 Nummern. Durch alle Buchhandlungen und Postanstalten zum Preise von 12 Mark für den Band zu beziehen. 1891.

Das Heidentum im christlichen Yukatan.

Von Daniel G. Brinton. Philadelphia.

Yukatan bietet dem Ethnologen ein eigentümliches Schauspiel dar; während fast überall auf dem amerikanischen Kontinente die eingeborene Rasse vor den weißen Eindringlingen verschwindet oder diesen untergeordnet ist, hat sie hier die Oberhand erlangt. Die eingeborene Sprache hat das Spanische verdrängt, und zwar so, daß ganze Ortschaften mit weißer Bevölkerung nur Maya reden und das Kriegsglück ist in der letzten Generation so sehr auf Seite der eingeborenen Tapferen gewesen, daß diese sich in unbestrittenem Besitze des größeren Teils der Halbinsel befinden.

Ist hierin vielleicht ein Wiederaufleben jener angeborenen Energie zu erkennen, welche ihre Vorfahren zum Bau der bemerkenswertesten Architekturschöpfungen auf dem Kontinent, und zur Entwickelung eines reifen sozialen und politischen Gemeinwesens befähigte? Es kann dieses kaum bezweifelt werden; doch, wie dem auch sein möge, solche Betrachtungen müssen an allem, was sich auf eine so zähe Rasse bezieht, unser Interesse erwecken.

Da wir über ihre Geistesanlagen Licht empfangen, wenn wir ihren Aberglauben und ihren Folklore untersuchen, so verdienen diese Beachtung. Ich bin glücklicherweise im Besitz von hierauf bezüglichem Stoff, der noch nicht veröffentlicht wurde, sowie von Materialien, die selbst sehr fleißigen Gelehrten nicht leicht zugängig sein dürften. Zu dem ersteren gehört eine Handschrift des Lizentiaten Zetina von Tabasco, eines Eingeborenen von Tihosuco, einige Nachrichten des Don José Maria Lopez von Merida und des verstorbenen Dr. Berendt. Unter die letzteren rechne ich einen Bericht des Don Bartholomé Granado de Baeza, Geistlicher von Yaxcabà, geschrieben im Jahre 1813 und einen jüngeren Bericht des gelehrten Geistlichen Estanislao Carrillo [1]. Aus diesen Quellen und mit Hilfe der Wörterbücher habe ich entnommen, was ich geordnet hier darbiete.

Diese Mayas, wie die Eingeborenen sich selbst nennen, wurden zur Zeit der Eroberung (um 1550) in der bekannten summarischen Weise der Spanier bekehrt. Wollten sie sich nicht taufen lassen, so hing man sie auf oder ersäufte sie. Einmal getauft, prügelte man sie, wenn sie nicht zur Messe gingen und man verbrannte sie, wenn sie in ihr Heidentum zurückfielen. Man erhielt sie dabei in der dunkelsten Unwissenheit aus Furcht, daß sie zuviel lernen und dann zweifeln möchten. Ihr sogenanntes Christentum war daher nur der alte Heidenglaube unter neuem Namen; er brachte ihnen weder geistige Erleuchtung noch Fortschritt. Der einheimische Geschichtsschreiber Apolinar Garcia y Garcia sagt daher von ihnen mit Recht: „Der einzige Unterschied war der, daß sie aus heidnischen Götzendienern zu christlichen Götzendienern umgewandelt wurden.“ Bis zum heutigen Tage ist daher auch der Glaube an Zauberer, Hexen, Magie so stark, wie er nur je war, und in verschiedenen Fällen werden noch jetzt dieselben Gebräuche beobachtet, wie zur Zeit vor der Eroberung.

Der Zauberer heißt h'men (männliche Personalform vom Verbum men, verstehen, thun). Er ist also einer, der etwas weis, ausführt. Sein Hauptgerät ist der zaztun, der helle Stein, ein Quarzkristall, der vorher mit Gummi, Copal und Weihrauch eingeräuchert wurde, wobei man feierlich alte magische Formeln in einem altertümlichen Dialekte spricht. So ist er fähig geworden, daß man Vergangenheit und Zukunft in ihm erblicken kann; der Wahrsager sieht in ihm, wie man verlorene Dinge wieder erhält, wie es dem Abwesenden ergeht, wessen Zauberei Krankheit oder Unglück über einen Menschen gebracht hat. Es giebt kaum ein Dorf in Yukatan, in dem nicht so ein Zauberstein vorhanden ist. Diese wissenden Männer haben auch großen Einfluß auf das Gedeihen der Herden und in dieser Beziehung werden sie viel in Anspruch genommen. Man ruft sie, christlichen und heidnischen Aberglauben mischend, zur Ausführung einer misa milpera (misa spanisch = Messe; milpera = Kornfeld). Dieser Brauch wurde schon von Diego de Landa, einem der ersten Bischöfe der Diözese Yukatan, erwähnt. Die Zeremonie wird folgendermaßen abgehalten.

[1] Informe del Señor Cura de Yaxcabà, Don Bartolomé del Granado Baeza im Registro Yucateco I, 165. — Abbé Estanislao Carrillo war Cura von Ticul, wo er 1846 starb. Er war ein eifriger Altertumsforscher, der von Stephens in seinen Reisen in Yukatan oft erwähnt wird. Sein Aufsatz erschien im Registro Yucateco IV, 103.

Auf einem aus gleichlangen Holzscheiten errichteten Altar legt der heimische Priester ein Huhn, das er, nachdem er ihm etwas Pitarrilla (das einheimische Getränk) in den Schnabel gegossen, tötet. Die Diener kochen das Huhn und richten es mit großen Maiskuchen von besonderer Art zu. Ist alles bereit, so naht sich der Priester der Tafel, taucht ein Bündel grüner Blätter in einen Krug voll Pitarrilla und besprengt damit die vier Himmelsgegenden, wobei er die christliche Dreieinigkeit und zugleich die Pah ah tun, die heimischen vier Hauptgötter, anruft. Diese letzteren waren schon vor der Eroberung und sind noch heute die Götter des Regens, also der Fruchtbarkeit, identisch mit den aus den vier Himmelsrichtungen blasenden vier Hauptwinden. Jedem ist eine besondre Farbe heilig und in neuer Zeit ist jeder einem katholischen Kalenderheiligen gleich gesetzt worden. So der rote Pahahtun = Osten und St. Dominikus; der weiße = Norden und St. Gabriel; der schwarze = Westen und St. Johannes; der gelbe = Süden und weil weiblich St. Maria. Dieses berichtet Pater Baeza.

Der Name Pahahtun ist schwer zu enträtseln, bedeutet aber vielleicht „Pfeiler“ oder „errichtet“, was gut zu der alten Beschreibung der mit der Verehrung jener Gottheiten verknüpften Zeremonieen stimmt. Die die vier Himmelsrichtungen bezeichnenden Farben sind bei den verschiedenen mittelamerikanischen Völkern verschieden, worüber Graf de Charencey eine Abhandlung geschrieben hat [1]). Als der unermüdliche Abbé Brasseur aus Burburg die Pflanzung Xcanchakan im Inneren Yukatans besuchte, hörte er die Anrufung der vier Himmelsgegenden, welche er mitteilt. Sie lautet in der Übersetzung [2]): „Beim Aufgange der Sonne, Herr des Ostens, geht mein Wort nach den vier Himmelsrichtungen, nach den vier Erdwinkeln im Namen Gottes des Vaters, des Sohnes und des heiligen Geistes. Wenn sich im Osten Wolken erheben, wenn Der kommt, welcher die 13 Wolkenformen ordnet, der gelbe Herr der Stürme, der, welcher die Herstellung des Göttertranks beherrscht, der, welcher die Schutzgeister der Felder liebt, dann bitte ich um seine kostbare Gunst. Denn ich befehle alles in die Hände Gottes des Vaters, des Sohnes und des heiligen Geistes.“

Das ist ein Beispiel der Mischung von heidnischem und christlichem Aberglauben, ein Ergebnis dreihundertjähriger christlicher Erziehung!

Von dem einst auf der ganzen Halbinsel herrschenden Feuerdienst haben sich auch Reste erhalten. Die Missionare erzählen davon als der fiesta de fuego, Feuerfest, doch sind keine zuverlässigen Schilderungen der geheim gehaltenen Zeremonie vorhanden. Daß aber noch nicht alles davon verschwunden, geht aus einem Kalender für 1841—42 hervor, den Stephens während seiner Reise in Yukatan erhielt. In diesem sind Glücks- und Unglückstage angemerkt und dann Bemerkungen wie: „Jetzt zündet der Brenner das Feuer an“, „der Brenner giebt seinem Feuer Platz“, „der Brenner ergreift sein Feuer“, „der Brenner löscht sein Feuer“. Der Brenner, ah toc, ist der heutige Vertreter des alten Feuerpriesters. Wir besitzen noch einige dunkle Andeutungen von der wichtigen Zeremonie tupp kak, Auslöschen des Feuers, die noch lange nach der Eroberung fortbestand und vielleicht heute noch in fernen Dörfern ausgeübt wird. Das heilige Feuer im alten Mayalande wurde von erwählten Jungfrauen gehütet; es scheint einigermaßen mit der lebenspendenden Kraft im Tier- und Pflanzenreiche gleichgestellt zu sein.

Das „Fest der Seelenfütterung“ ist gleichfalls eine moderne Zeremonie, die auf alten Glauben zurückgeht, wie bei allen Urvölkern, die da wähnen, die Seele bedürfe stofflicher Nahrung. Aus Mais und Hühnerfleisch werden kleine Kuchen bereitet, die man in unterirdischen Öfen bäckt. Personen, die ihren verstorbenen Verwandten damit etwas zu gute thun wollen, legen sie auf den Altar der Kirche nieder. Diese Kuchen heißen hanal pixan, Seelennahrung. Sie dienen offenbar dazu, die Seele auf ihrer Reise ins Schattenland zu ernähren.

Mit dem Gedeihen der Ernten und Früchte ist mancherlei kleinerer Aberglaube verknüpft. So glaubt man, daß die weiße Zapote (Sapota achras) nicht von selbst reife. Wenn sie sich der Reife nähert, muß man sie leicht einige Male anzapfen und dabei sprechen:

hoken cheche; ocen takan!
Unreife vergehe; Reife komme!

Die Eule gilt als Unglücksvogel, deren Flug über das Haus Krankheit oder Tod andeutet. Ein andrer Vogel, der Cox, eine Art Fasan, soll durch seinen lauten Ruf das Herannahen des Nordwindes andeuten.

Zuweilen wird eine sehr eigentümliche Zeremonie angewendet, um das Sterben Kranker zu verhindern. Der Herr des Todes bei den Mayas war Yum Cimil, welcher in Gestalt eines Gerippes dargestellt wurde, und der um die Häuser der Kranken sich herumtrieb in der Absicht, bei passender Gelegenheit einen solchen mit sich fortzuführen. Indessen läßt er sich auch mit irgend einem stellvertretenden Gegenstande abfinden und zu diesem Zweck lassen sich die Eingeborenen auf den „Tausch“, kex, ein. In die Bäume rings um das Haus hängen sie Krüge und Netze mit Getränk und Nahrung, wobei sie einige Sprüche sagen; so wird nach ihrer Meinung der Herr des Todes abgefunden und der Kranke genest.

Diese Zauberer, die hier erwähnt sind, werden familiär Tat Ich = Papagesicht und Tata Polin = Papakopf genannt, vielleicht mit Bezug auf den ehemaligen familiären Namen einer Hauptgottheit, kin ich = das Gesicht (Auge) des Tages, das ist die Sonne.

Allgemein schreibt man den Zauberern die Kraft zu, sich in Tiere verwandeln zu können. Hätte man nicht denselben Glauben in Kulturländern, so wäre es schwer, die feste Überzeugung, die in dieser Beziehung in Mittelamerika herrscht, zu verstehen. Pater Baeza erzählt, daß einer dieser alten Zauberer auf dem Totenbette gebeichtet habe, daß er sich öfter in wilde Tiere verwandelt hätte. Im vollen Ernste berichtet der englische Priester Thomas Gage, der 1630 in Guatemala Geistlicher war, eine Anzahl solcher Geschichten. Selbst in unsern Tagen war der Gelehrte Abbé Brasseur aus Burburg nicht zufrieden mit natürlichen Erklärungen der Taschenspielerei des Nagualismus, wie das System schwarzer Kunst bei den Mittelamerikanern heißt, und war unsicher, ob nicht teuflische, unsichtbare Kräfte dabei mitwirken [1]).

Die heiligen Bücher der Quiches (eines in Guatemala lebenden, den Mayas verwandten Stammes) schreiben diese Kraft einem ihrer berühmtesten Könige zu. Es heißt da: „Gewiß, dieser Gucumatz wurde ein wunderbarer König. Alle sieben Tage stieg er in den Himmel und alle sieben Tage folgte er dem Pfade, der nach dem Aufenthalte der Toten führte; alle sieben Tage verwandelte er sich in eine Schlange und wurde sicherlich eine solche; alle sieben Tage nahm er Adlergestalt an und dann wieder Tigergestalt und er wurde sicherlich ein Adler und ein Tiger. Alle sieben Tage

[1]) Des couleurs considérées comme symbols des points de l'horizon chez les peuples du nouveau Monde. Actes de la société philologique, tome VI (Octobre 1876).

[2]) Chrestomathie de litérature Maya 101 (Paris 1870).

[1]) Th. Gage, A new survey of the West Indies, London 1699, 377. — Brasseur de Bourbourg, Voyage sur l'isthme de Tehuantepec, Paris 1862, 175.

verwandelte er sich wieder in geronnenes Blut und er war dann nichts als geronnenes Blut.“ [1])

Diese Zauberkraft besaßen Männer wie Frauen gleichmäßig. Dieses geht aus einer bisher unveröffentlichten Geschichte hervor, welche ein Mayaweib dem Dr. Berendt in den Wildnissen Yukatans erzählte und in der es sich um das Salz als Gegenmittel gegen Zauberei handelt. „Ein Mann heiratete ein Weib, wußte aber nicht, daß sie eine Hexe war. Eines Tages sagte er ihr: Mische zwei Maß Salz. Sie mischte sie und fragte dann: Warum willst du dieses? Eines Nachts erwachte der Mann und sah sein Weib hinausgehen. Dann nahm er seine Axt und folgte ihr heimlich in den Wald. Als sie an einer kleinen Wiese anlangten, schien der Mond helle und der Mann verbarg sich im Schatten eines großen Saibabaumes. Das Weib warf nun seine Kleider ab und stand nackt im Mondenschein; dann streifte es die Haut ab und stand nun als ein Gerippe da. Darauf flog es gen Himmel. Als sie wieder herabkam, sagte sie zu ihm: Möchtest du den Himmel erreichen. Doch sie konnte nicht wieder zum Himmel fliegen, wegen des Salzwurfs.“

Dem Maya sind Wälder, Luft und die Finsternis mit mysteriösen Wesen erfüllt, die ihm schaden oder Dienste leisten, doch meistens ersteres, da die Mehrzahl der Phantasiegebilde zu den bösen Geistern gehört. Zu den guten gehören die Balams (Im Mayaplural Hbalamob). Mit diesem Worte bezeichnet man auch den amerikanischen Tiger; als Auszeichnung legt man es einer Klasse von Priestern und den Königen bei. Die heutige Bedeutung der Balams schildert uns der erwähnte Lizentiat Zetina von Tihosuco in seiner Handschrift. Nach ihm sind diese Wesen sehr alte Männer, welche die Städte behüten und an den vier Himmelsgegenden stehen. Am Tage kann man sie gewöhnlich nicht sehen, sieht man sie aber, so ist dieses ein Zeichen von herannahender Krankheit. Nachts sind die Balams wachsam und verhüten Unheil, das der Stadt droht, wie Regenschauer, Stürme, Pest. Mit lautem, schrillem Pfeifen rufen sie einander an und obgleich sie keine Flügel haben, fliegen sie schnell wie ein Vogel durch die Luft. Gelegentlich haben sie mit den bösen Mächten, die der Stadt schaden wollen, verzweifelte Kämpfe. Aus Zeichen dieser nächtlichen Kämpfe erblickt man am nächsten Morgen zerbrochene Bäume, aufgerissenen Boden, umhergeworfene zerborstene Steine.

Eine andre ihrer Pflichten ist die des Hütens der Kornfelder oder Milpas. Es ist nicht unmöglich, daß die Balams in dieser Eigenschaft mit den oben erwähnten Pa ahtuns identisch sind, und daß beide direkte Abkömmlinge der alten Ackerbaugötter der Mayas, der Chac oder Bacab, sind, welche Bischof Landa u. a. beschreiben. Kein Indianer der Halbinsel unterläßt zur Zeit des Kornpflanzens, die Balam durch passende Opfer zu versöhnen; thut er das nicht, so geht die Ernte durch Regen oder auf andre Weise zu Grunde. Señor Zetina erzählt eine hierauf bezügliche Geschichte. Ein Indianer aus der Gegend von Tihosuco hatte, angesteckt von moderner Zweifelsucht, die üblichen Opfergaben nicht dargebracht. Die Ernte wuchs prächtig hervor und er begab sich aufs Feld, um die reifenden Ähren zu betrachten. Beim Näherkommen sah er zu seinem Erstaunen einen großen Mann zwischen den Maisstengeln, welcher die Ähren in einen Korb auf seiner Schulter sammelte. Zögernd grüßte ihn der Indianer. Der Fremdling erwiderte: Ich sammle hier nur, was ich säte. Dann zog er aus seiner Tasche eine ungeheure Zigarre, nahm Stein und Stahl und begann Feuer zu schlagen. Die Funken, die er schlug, waren aber gleich Blitzen und der Schlag erklang wie fürchterlicher Donner, von dem die Erde erzitterte. Sinnlos vor Furcht stürzt der arme Indianer zu Boden; als er wieder zu sich kam, hatte ein Hagelsturm die Ernte vernichtet und er selbst verfiel einem Fieber, das ihn beinahe das Leben kostete.

Die Balams sind starke Raucher und die Indianer glauben, daß die Sternschnuppen nichts andres seien, als die von ihnen vom Himmel herabgeworfenen Zigarrenstummel. Zuweilen entführen sie zu ihren Zwecken Kinder. Solch einen Fall hörte Dr. Berendt von der Insel San Pedro, nördlich von Belize. Dort verschwand ein kleiner Knabe in einer Kakaopflanzung spurlos — natürlich hatte ihn ein Balam geraubt.

Was zur guten Lebensart gehört, versteht der Balam den Menschen einzuschärfen. Darüber berichtet Zetina eine Geschichte, die ihm seine einheimischen Freunde mitteilten. Ein Indianer und sein Weib gingen ins Feld, um Maisähren zu ernten; als nun der Mann einmal fortging, um Wasser zu holen, warf das Weib die Kleider ab, damit sie nicht beschädigt würden, und stand nackt da. Da rief eine laute Stimme pixe avito, xnoh cizin, was Zetina wörtlich ins Spanische übersetzt: tapa ta culo, gran diablo! Gleichzeitig erhielt die Frau zwei Hiebe mit einem Rohr — als sie um sich blickte, stand ein schlanker weißbärtiger Mann in langem Gewande vor ihr. Das war der Balam. Er gab ihr noch zwei Hiebe auf den von ihm bezeichneten Körperteil und verschwand. Die Narben der vier Hiebe, welche das Weib empfangen, blieben zeitlebens sichtbar.

Vergebens sucht man den Indianern das Thörichte solcher Geschichten auszureden; sie versuchen es nicht einmal, darüber zu streiten, sondern sagen einfach: Wie kann das anders als wahr sein?

Die Balams sind in der That die Götter der vier Himmelsrichtungen und der aus denselben kommenden Winde und Regen, somit ein Überbleibsel der alten Hauptgötter. Dem Eingeborenen ist der Wind immer noch etwas Übernatürliches. Als Dr. Berendt mit Indianern durch die Wälder zog und ein tropischer Tornado heulend durch die Bäume blies, rief einer seiner erschreckten Führer: He catal nohoch yikal nohoch tat: Hier kommt der gewaltige Wind des großen Vaters. Doch nur in unbewachten Augenblicken äußert sich der Indianer so; fernere Ausforschungen bleiben fruchtlos. Einen Wink giebt uns Zetina, welcher sagt, daß das Pfeifen des Windes dem tat acmo, dem Vater Starkvogel zugeschrieben wird. Ein Urvogel, der zugleich Herr der Winde und Vater des Stammes ist, findet sich bei vielen Amerikanern.

Der Balam, ein gütiges Schutzwesen, wird zärtlich yum balam, Vater Balam, genannt. Er besitzt Menschengestalt, langen weißen Bart und ein wehendes Gewand. Neben ihm giebt es aber andre Gespenster von Riesengröße, schauerlich anzusehen und von roher Art. Eines derselben ist so groß, daß ein Mann ihm nicht an die Kniee reicht. Mitternachts geht es durch die Straßen, stellt sich wie ein Koloß quer über dieselben hin, ergreift die achtlos Dahingehenden und zerknackt ihnen mit den Zähnen die Beine oder schlägt sie mit plötzlicher Ohnmacht. Der Name dieses Wesens ist Riesengreifer, ua na pach.

Ein andrer ist der Holzmann, che vinic der Maya, der Salonge der Spanier, ein riesiger Kerl ohne Knochen und Gelenke. Darum liegt er auf dem Boden, von dem er sich nur sehr schwer zu erheben vermag, und schläft an Bäume gelehnt. Seine Füße stehen umgekehrt mit den Hacken nach vorn und den Zehen nach hinten, dabei ist er rot von Farbe und stärker als ein Ochse und führt einen Stock von der Dicke eines Baumstammes. Seine Beschäftigung ist, die im Walde Gehenden zu packen und zu verschlingen, doch wer das

[1]) Popol Vuh, Le livre sacré des Quiches. Paris 1864, 315.

Geheimnis kennt, entgeht ihm leicht: er braucht nur einen grünen Zweig abzubrechen, diesen vor sich her zu schwenken und dabei lustig zu tanzen, worauf der Holzmann in unbändige Heiterkeit gerät und so lacht, daß er vor Verzückungen zu Boden fällt. Da er keine Gelenke hat, kann er sich nicht wieder erheben und der Wandersmann setzt ruhig seinen Weg fort. Den Glauben an dieses Wesen fand Dr. Berendt in derselben Form sehr weit verbreitet, in Yukatan, in Peten, in Tabasco, bei Palenque.

Der Culcalkin ist ein andrer häßlicher Geselle. Dieses Wort bedeutet den „Priester ohne Nacken"; es ist ein Geist, dem das Haupt samt den Schultern abgehauen ist und der nachts durch die Dörfer wandert, um die Leute zu erschrecken.

Im Gegensatze zu diesen riesigen Wesen stehen die Zwerge und Kobolde, die, bösartig gesinnt, den Menschen die Freude am Leben verderben. Am häufigsten sind die h'lox, oder richtiger h'loxkatob, die „starken Thonbilder". In der Vorstellung der Indianer sind es die thönernen Götzenbilder, die man in alten Tempeln und Gräbern findet und die daher, wo man sie entdeckt, zerschlagen werden zum großen Schaden der archäologischen Forschung. Der h'lox erscheint nach Sonnenuntergang in der Gestalt eines dreijährigen Kindes, zuweilen auch nur eine Spanne hoch und völlig nackt bis auf einen großen Hut. Diese Wesen sind flink, können vor- und rückwärts laufen, sie werfen Steine nach den Hunden und ihre Berührung erzeugt Krankheit, namentlich Fieber; daher unterläßt man es, sie zu fangen.

Auch der Chan Pal oder kleine Bursche, der in den Wäldern sich herumtreibt, ist ein böser Geist, welcher die Pocken in die Dörfer bringt. Andre sind nicht unmittelbar schädlich, aber von quälerischer Art. So die X bolon thoroch, die bei der Familie im Hause lebt und nächtlicher Weile all den verschiedenen Lärm und Klang nachahmt, der tagsüber bei den häuslichen Geschäften gemacht wurde. Thoroch bedeutet das Summen der Spindel; bolon ist „neun", womit ein Superlativ ausgedrückt wird, und der Buchstabe X bedeutet das weibliche Geschlecht des Kobolds. Der Name bedeutet also: „der weibliche Kobold, welcher das Summen der Spindel vergrößert". Andre Hausgeister sind der bokol h'otoch, Stör-das-Haus, welcher unter der Flur Lärm wie beim Kuchenschlagen macht; der Yankopek, Krugkobold, der sich in Krügen und Töpfen umhertreibt; und der Way-cot, Zaubervogel, der auf Mauern sitzt und Steine auf die Vorübergehenden wirft. Den Sirenen, Meerweibern, der Lorelei und andern Sagenfrauen der alten Welt gleicht ein weibliches Wesen der Maya Folklore. Sie heißt X tabai, die Verführerin. Sie haust im Dickicht des Waldes, wo der Jäger plötzlich sie erblickt, wie sie ihr langes schönes Haar mit einem großen Kamme (X ache) kämmt. Bei seiner Annäherung entflieht sie ihm, jedoch indem sie auffordernde und verlockende Blicke zurückwirft; er folgt ihr und wenn er ihren schönen Leib erfaßt zu haben glaubt, verwandelt sie sich in einen Dornenbusch und ihre Füße werden zu Krallen. Zerkratzt und zerstochen zieht er traurig heim, wo ihn ein Fieber mit Delirium ergreift.

Die X Thoh Chaltun, Fräulein Stoß-den-Stein, ist ein ähnliches Wesen, das bei den Dörfern lauert und auf die Steine oder einen leeren Krug, den sie bei sich führt, schlägt, um die Aufmerksamkeit eines Jünglings zu erregen. Folgt er der verführerischen Einladung, dann läuft sie spröde in den Wald, wo dem verliebten Verfolger ein ähnliches Schicksal wie dem Opfer der X tabai bereitet wird.

Wie man sich denken kann, knüpfen sich viele abergläubige Vorstellungen an die Tierwelt. Jede Tierart hat ihren König, der sie beherrscht und beschützt, selbst der furchtsame Hase. Dem Dr. Berendt erzählte ein Indianer, daß einst ein Jäger mit zwei Hunden einen Hasen in eine Höhle verfolgte, die weit unter die Erde führte. Er stieg hinab und kam zur Stadt des Hasen. Diese ergriffen ihn und seine Hunde und brachten ihn vor den König, der sie nur schwierig gegen allerlei Versprechungen entließ. Vom Strohvogel oder Geistervogel giebt es auch verschiedene Erzählungen. Der Jäger glaubt auf einen schönen Vogel zu zielen, den er fehlt; vergebens wiederholt er den Schuß, bis der Vogel von selbst herabfällt und weiter nichts als eine bunte Feder ist. Er weiß nun, daß der Zohol chich ihn genarrt hat. Sehr gefürchtet ist der Ekoneil, der Schwarzschwanz, eine eingebildete Schlange mit schwarzem, breitem und gespaltenem Schwanz. Nachts gleitet sie in die Häuser, wo eine stillende Mutter schläft, der sie mit dem Doppelschwanz die Nasenlöcher zuhält und die Milch aus den Brüsten saugt.

Was hier mitgeteilt wurde, ist wahrscheinlich nur ein kleiner Teil des Aberglaubens der Maya. Sie sind zu zurückhaltend, um anders als zufällig gegen den weißen Mann über diese Dinge zu sprechen. Er glaubt, daß er entweder ausgelacht oder getadelt wird, wenn er derlei Bekenntnisse macht. Allein das oben Gesammelte ist eine annähernd vollständige und sichere Darstellung des bekannten Folklore.

Der Tanz im Lichte der Völkerkunde.

Von Friedrich v. Hellwald.

I.

Das Tanzen mag uns heute, trotz der allgemeinen Beliebtheit, deren es sich bei allen modernen Kulturvölkern erfreut, als eine ziemlich bedeutungslose Belustigung erscheinen. Und wohl nicht ganz mit Unrecht! Denn wenn zweifelsohne eine Kunst um so höher steht, je mehr der Verstand daran beteiligt ist, so ist ebenso gewiß der Tanz die niedrigste und wildeste der Künste. Ihn aus der Reihe der Künste völlig zu streichen, wäre aber doch auch wieder ganz ungerechtfertigt, so wenig die Menge heutzutage geneigt sein mag, das Tanzen als Kunst anzuerkennen. Leider ist der Begriff des Wortes „Tanzkunst" so wenig scharf gekennzeichnet, wie derjenige des Wortes „Redekunst". Die Tanzkunst im weitern Sinne vereinigt Mimik, nämlich das Geberdenspiel, und Tanzen im engern Sinne. Ein Teil der Tanzkunst, eben die Mimik, ist auch dem Schauspieler eigen, während der Tanzkünstler die Kunst der Geberden und diejenige der Bewegungen, nicht aber jene der Rede besitzt. In der eigentlichen Tanzkunst beruht der Genuß des Zuschauers hauptsächlich auf der regelmäßigen Wiederkehr übereinstimmender Bewegungen. Mit andern Worten: die Tanzkunst unterliegt den Gesetzen des Rhythmus. Deshalb ist sie im Range der Musik gleichzustellen, welche denselben Gesetzen unterworfen ist. Da aber die rhythmische Bewegung von Naturerscheinungen abzuleiten ist, müssen auch beide Künste als nachahmende, somit als Künste des Scheins bezeichnet werden, im Gegensatze zur einzigen zweckdienlichen Kunst, der Architektur. Die Verwandtschaft von Tanz und Musik ist eine so nahe, daß die Zeitmaße im Rhythmus der Musik mit denjenigen im Rhythmus des Tanzes zusammenfallen können, wie es in der Tanzmusik thatsächlich eintritt.

Das Tanzen gehört also — dies sei hiermit festgestellt — unstreitig zu den Künsten, und zwar hat dasselbe zu allen Zeiten und bei allen Völkern eine sehr bedeutsame Rolle gespielt. Man kann nun allen Tanz in die zwei großen Gruppen des gesellschaftlichen und des theatralischen oder szenischen Tanzes teilen, wenngleich eine scharfe Scheidung zwischen beiden nicht immer möglich ist, weil sie oft beide ineinander fließen. Vom szenischen Tanze wird im folgenden nur gelegentliche Erwähnung geschehen. Unvergleichlich wichtiger vom Standpunkte der Völkerkunde wie der Völkerpsychologie ist der gesellschaftliche Tanz, welcher das gemeinschaftliche Vergnügen, die Unterhaltung zum Zwecke hat, und auch die sogenannten Nationaltänze in sich schließt, die als Ausdruck der Volkseigentümlichkeiten ein besonderes Interesse gewähren. Endlich ist auch nicht zu läugnen, daß die Art und Weise des Gesellschaftstanzes im Kreise der gesitteten Nationen ein kennzeichnendes Bild des Zeitcharakters bietet.

Da nun, wie ich sagte, der Tanz eine Kunst ist, so hat er wie jede Kunst auch eine Geschichte, hat er Anfänge, aus welchen er sich allmählich zu seiner späteren Höhe entwickelt hat, und diesen nachzuspüren, ist ganz unerläßlich, will man in das Wesen des Tanzes einigen Einblick gewinnen. Wenn wir nun dabei dem Tanze, d. h. der rhythmischen Bewegung des Körpers nach bestimmten Regeln, sowohl bei den ältesten als auch heute noch bei den wildesten Völkern begegnen, wenn wir darin so wenige Ausnahmen kennen, daß man das Tanzen nachgerade als eine allgemeine Menschensitte bezeichnen kann, so wird man wohl zu dem Schlusse gelangen, daß dasselbe in der menschlichen Natur selbst begründet sein müsse. Und dies wird uns nicht allzu sehr wunder nehmen können, wenn wir bedenken, daß die ersten Spuren des Tanzens unverkennbar schon in der Tierwelt zu finden sind. Denn es sind wahre Tänze, was die Männchen gewisser Vogelarten zur Paarungszeit vor den Weibchen aufführen, um deren Gefallen zu erregen und deren Gunst zu gewinnen. Dahin gehört z. B. das Balzen des Auerhahns und seiner Verwandten, in deren erotischer Verzückung Tanz und Gesang sich vereinigen. Der Birkhahn (Tetrao tetrix L.) stößt in der Balze die sonderbarsten Töne aus, macht die merkwürdigsten Geberden, Sprünge und Bewegungen bei gesträubten Federn und erhitzt sich immer mehr, bis er wie toll erscheint. Das Männchen des nordamerikanischen Tetrao urophasianus schleift unter anderm die Flügel auf dem Boden und nimmt ebenfalls die sonderbarsten Stellungen ein. Der Felshahn (Rupicola aurantia L.), ein prachtvoller Schmuckvogel Südamerikas, errichtet gar an abgelegenen Orten förmliche Tanzplätze von 1¼ bis 1½ m Durchmesser, auf welchen der Boden so glatt ist, als hätten ihn menschliche Hände geebnet. Auf dieser Schaubühne, um welche die übrigen Vögel still und bewundernd umherstehen oder auf niedrigen Büschen sitzen, tritt nun ein Männchen nach dem andern auf, um seine Künste zu zeigen, welche in verschiedenen Geberden und dem Ausstoßen eigentümlicher Töne bestehen. Sind die Tiere einmal mit ihrem Tanzvergnügen beschäftigt, so werden sie davon derart eingenommen, daß die Jäger mehrere hintereinander erlegen können, ehe es die übrigen merken und davonfliegen. Auch der gewöhnliche stelzbeinige Kranich (Grus cinerea Bech.) übt, von dem allmächtigen Triebe angefeuert, die edle Tanzkunst mit Leidenschaft, obwohl vielleicht mit weniger Geschicklichkeit aus. Die Palme aber gebührt in jeder Hinsicht sicherlich den australischen Paradiesvögeln, wie Amblyornis ornata und ihren Verwandten. Diese bauen nämlich gar Versammlungshäuser, die nicht etwa als Niststätten, als Nester dienen, sondern lediglich als Ballsaal, worin Herren und Damen Bekanntschaft machen und in minnigen Pantomimen sich ergehen.

Diese Beispiele sind gewiß ungemein lehrreich, denn sie leiten zur Überzeugung, daß der Tanz durch die künstlichen, mehr oder weniger rhythmischen Bewegungen des Körpers irgend ein Gefühl oder einen Vorgang ausdrücken soll. Und so ist es auch in der That. Bei Völkern niederer Gesittungsstufe bildet er den Ausdruck größter Leidenschaftlichkeit und Feierlichkeit. Bei Wilden und Barbaren äußern sich Freude und Trauer, Liebe und Zorn, selbst Zauberei und Religion im Tanze. Welche dieser Regungen als die erste und älteste Urheberin des Tanzes zu gelten habe, dafür gewähren die erwähnten Vorgänge deutliche, wohl kaum mißzuverstehende Fingerzeige. Professor Dr. W. Jerusalem hat mit viel Scharfsinn zu begründen versucht, daß jeder Schmuck ursprünglich eine Liebeswerbung sei. Nun, mit noch viel größerer Bestimmtheit läßt Ähnliches sich vom Tanz behaupten, wenngleich die Liebe, um welche es sich handelt, zunächst allerdings nur der Sinnentrieb, die noch tierische Anziehungskraft beider Geschlechter zu einander ist.

An dieser Erkenntnis darf auch nicht beirren weder die große Mannigfaltigkeit der Gefühle, welchen der Tanz Ausdruck verleiht, und deren wichtigste noch zur Sprache kommen werden, noch endlich der für uns Kulturmenschen auf den ersten Anschein sehr befremdliche Umstand, daß bei den Tänzen der Wilden und Barbaren die Hauptrolle, ja nicht selten die ausschließliche, den Männern zufällt, während das weibliche Geschlecht in den Hintergrund gedrängt, wenn nicht völlig davon verbannt ist. Bei Lichte besehen, entspricht indes diese Erscheinung ganz auffällig den Vorgängen in der Tierwelt, wo wir den Tanz ebenfalls bloß auf das werbende Männchen beschränkt sehen. Und es ist gewiß auch kennzeichnend, daß dieser ausschließliche Männertanz nur Völkern eigen ist, die wir zu den zurückgebliebensten rechnen. Wir treffen ihn unter andern bei den heute noch in der Steinzeit lebenden Bakaïri und Yuruna-Indianern Zentralbrasiliens, bei den Eingeborenen Australiens, besonders in Queensland, sowie bei den Papua auf Neuguinea und den Nachbarinseln. Letztere üben den Tanz teils um seiner selbst willen, hauptsächlich aber in dem Wunsche, den Frauen zu gefallen. Denn diese sehen mit sichtlichem Interesse den gewandten Tanzbewegungen der Männer zu, und das Gleiche läßt sich von einer ganzen Reihe niedriger Menschenstämme berichten.

Auf diesen tiefsten Stufen der Gesittung verdient der Tanz natürlich noch kaum diesen Namen; er gleicht vielmehr oft, wie H. von Rosenberg z. B. vom Tanze der Arfak auf Neuguinea meldet, den Sprüngen von Böcken, wobei vor- und rückwärts gehüpft wird. Aber auch dieses anscheinend regellose Springen, bei dem von Rhythmus noch wenig zu merken ist, verfolgt keinen andern als den einfachen Zweck erotischer Erregung. Beweis dafür unter anderm der Tanz der Watschandi am Murchisonstrome in Westaustralien. Bei ihrem großen Feste „Kaoro“ umtanzen die Männer eine von Gebüsch umstandene Grube, springen mit geschwungenen Speeren und wilden, leidenschaftlichen Geberden umher und stoßen die Speere in die Grube unter Absingung eines Liedes, dessen Worte den Sinn ihres Handelns jedem Zweifel entrücken. Denn der Urtanz, wenn ich so sagen darf, ist noch nicht, wie der Tanz späterer Zeiten und höherer Stufen, losgelöst von der menschlichen Stimme, welche die noch fehlende Musik zu ersetzen hat. Wie wir diese Vokalbegleitung als „Gesang“ ansprechen, so dürfen wir freilich noch an keinen Gesang in unserm Sinne denken. Der Gesang, womit die Maori auf Neuseeland ihren „Hakatanz“ begleiten, läßt, nach Dr. Max Buchners Schilderung, keine Melodie in unserm Sinne erkennen und besteht nur aus

zwei oder drei Noten; zuweilen versteigt er sich in heulende und bellende Töne und endet gewöhnlich in einem gellenden, kurz und scharf ausgestoßenen Tone. Dabei kann man beobachten, wie die fortschreitende Entwickelung von Tanz und Gesang innig miteinander Hand in Hand gehen. Wo der Gesang zur Ausbildung von Melodien emporsteigt, stellt sich im Tanze der Rhythmus ein; und dies geschieht schon vergleichsweise ziemlich frühzeitig. So sind z. B. bei den Papua der Finschhafener Gegend an Stelle reiner Naturgesänge bereits Melodieen getreten, und ihre Tänze, in welchen Solotänzer schon eine Rolle spielen, würden überall Erstaunen erregen; bei vielen dieser Tänze scheint gewissermaßen nur der Rhythmus der Bewegungen ein vorgeschriebener zu sein, während die jedesmalige weitere Ausführung dem Geschmacke und der Gewandtheit der einzelnen Tänzer überlassen bleibt. Gesang als Tanzbegleitung erhält sich übrigens lange fort, selbst dort noch, wo schon musikalische Instrumente in Gebrauch sind, und entwickelt eine sehr ursprüngliche Art der Volksdichtung, das Tanzlied, dessen Text über Sinn und Bedeutung des Tanzes selbst zumeist wichtigen Aufschluß giebt.

Bei abnehmender Wildheit bricht natürlich einmal der Tag an, da die Alleinherrschaft des Mannes als Tänzer zu Ende geht. Auch das weibliche Geschlecht tritt auf den Plan. Seine ersten Schritte auf dem Felde, das es später so siegreich zu behaupten berufen ist, sind freilich ungemein schüchtern, seine Beteiligung an dem Vergnügen vorerst eine sehr untergeordnete. Bisweilen wird den Frauen gestattet, im äußern Kreise um die stets festlich aufgeputzten Männer herumzutanzen. In der Umgegend von Finschhafen auf Neu-Guinea bilden sie eigentlich nur eine Art beweglicher Staffage, indem sie zu je zweien mit kleinen, sehr zierlichen, hüpfenden Bewegungen die Gruppe der Männer umkreisen und bei jeder Beugung des Kniees den Leib ein wenig nach vorn neigen. In weiterer Folge der Entwickelung sehen wir neben den älteren Männertänzen eigene Weibertänze entstehen, die meist von diesen unter sich und abgesondert aufgeführt werden; ganz zuletzt kommt es erst zur gemeinschaftlichen Beteiligung beider Geschlechter am Tanze. Von da bis zum modernen Tanze, der sich nach Paaren ordnet, ist aber noch ein himmelweiter Schritt mit vielen Zwischenstufen. Und haben die Paare sich endlich aufgefunden, so tritt das Verhältnis noch lange nicht deutlich, sondern nur allmählich an den Tag. Bei jenen Tänzen der Indianer Mittelamerikas, wo ein Mann und eine Frau zusammen tanzen, geschieht dies nicht nach unsrer Weise durch gegenseitiges Anfassen, sondern jedes der beiden tanzt für sich, und nur aus der Art der getanzten Figuren, den Verbeugungen, dem Umkreisen merkt man, daß das Paar zusammengehört. Auf dieser Stufe stehen die Nationaltänze der Tschuwaschen, sowie der Kundrower Tataren und zum großen Teile noch der elegante Mazur der Polen und der feurige Csárdás der Magyaren.

In allen diesen mannigfachen Phasen ihrer Entwickelung bleibt der Urgrundzug der Kunst Terpsichorens, das erotische Moment, deutlich erkennbar. Der gewiegte französische Soziologe Dr. Charles Letourneau meint, sowie die Weiber zu tanzen beginnen, sei es vor, sei es mit den Männern, nehme der Tanz einen andern Charakter an, beziehe sich dann mehr oder weniger auf den Gattungstrieb und werde nicht selten ausgelassen und unzüchtig. Nun, das angeführte Beispiel der Watschandi beweist, daß es dazu nicht erst des Eingreifens der Weiber bedarf. Schon zuvor hat der Tanz die Sinnlichkeit erregt, ist er nichts anderes als der mimische Ausdruck erotischer Begierden. Ganz außerordentlich ist die Leidenschaftlichkeit, womit die Wilden dem Tanzvergnügen sich hingeben; selbst wo Männer allein tanzen, liegen sie demselben nächte- und tagelang ob, meist durch ausgiebige Trinkgelage unterstützt, bis sie vor Ermattung zusammenbrechen. Wahr ist aber und auch psychologisch bemerkenswert, daß die weibliche Hälfte jener Naturmenschen dem Tanze, wenn auch nur unter sich, mit gleicher Leidenschaft frönt und darin das erotische Verlangen oft ungescheut zum Ausdrucke bringt. So führen z. B. die Weiber der Pebasindianer in Südamerika abgesondert einen Tanz auf, in welchem sie eine Gewaltsamkeit der niedrigsten tierischen Triebe und eine Zügellosigkeit an den Tag legen, wie man sie sonst kaum am Neger, der darin Erstaunliches leistet, zu beobachten gewohnt ist. Auf Tahiti, erzählt Cook, ward von jungen Mädchen ein Tanz aufgeführt, „Timorodi“ genannt; er besteht in Bewegungen des Leibes und Geberden, die unbeschreiblich mutwillig sind. Während des Tanzens stoßen sie Reden aus, die den Hauptbegriff dieser Zeremonie noch deutlicher ausdrücken würden, wenn die Geberden nicht sprechend genug wären. Auf den Viti-Inseln nehmen die jungen Mädchen schon Teil an den höchst zügellosen Tänzen der Männer und die Worte des Frauengesanges lassen sich gar nicht übersetzen. Auf der Viti-Insel Kandavu beobachtete Dr. Buchner zwar bessere Verhältnisse, ist aber doch nicht im Zweifel darüber, daß alle polynesischen Tänze ursprünglich einen geschlechtlich-lasciven Sinn hatten, der bei einigen immer noch deutlich genug hervortritt. Im allallgemeinen kann man sagen, der ganze Unterschied zwischen Männer- und Frauentänzen liege bloß darin, daß letztere meist bloß symbolische Darstellungen des Aktes der Paarung selbst sind, während die Männertänze außerdem auch verschiedene Bewerbungsmittel darstellen.

Es unterliegt keinem Zweifel, daß mit wachsender Gesittung, mit dem Abstreifen der Roheit und der Verfeinerung des Lebens auch der Tanz immer wohlanständigere Formen gewinnt und sein ursprünglicher Grundzug immer mehr in den Hintergrund tritt. Gänzlich wird derselbe freilich niemals unterdrückt. Dies war auch wohl die Ursache, weshalb sich bei den alten Griechen und Römern gegen dieses gesellige Vergnügen starke Vorurteile gebildet hatten. Manche liebten es zwar leidenschaftlich, und der Athener Hippokleides verscherzte sich durch seine kunstreichen Tänze vor seinem ernsten Schwiegervater Kleisthenes von Sikyon die schöne Braut; allein das Tanzen galt immer als ein Beweis mangelnder Nüchternheit und fand bloß gegen Ende des Gastmahles statt. Dann erschienen Sklaven oder noch öfter Sklavinnen, von welchen man sich Tänze vorwiegend erotischen Charakters vorgaukeln ließ. Sich selbst an solchen Tänzen zu beteiligen, galt indes bis in die römische Kaiserzeit hinein als eines freien Mannes unwürdig. Der Kunstfreund Mäcenas war allerdings dem Tanzspiele sehr gewogen, am meisten aber wurde die Tanzkunst wohl bei den Griechen ausgebildet; doch umfaßte sie, wie auch in Rom, das ganze Geberdenspiel und stand in der innigsten Vereinigung mit Gesang, Dichtung und Schauspielkunst, eine Entwickelungsphase, die wir sogleich als eine ziemlich niedrige kennen lernen werden. Im ganzen handelte es sich weit mehr um szenischen als um gesellschaftlichen Tanz; ja das Zusammentanzen beider Geschlechter war gar nicht Sitte und bei der halborientalischen Abgeschlossenheit der Mädchen und Frauen auch fast undenkbar.

Kropf und Cretinismus im Indischen Archipel.

Der Kropf (Struma, in geringerem Grade „voller Hals“, „Gebirgshals“ genannt) ist eine sich allmählich entwickelnde Anschwellung der an der Vorderseite des Halses zu beiden Seiten des Kehlkopfes gelegenen Schilddrüse, welche im normalen Zustande beim Erwachsenen nur 30 bis 60 g wiegt, aber durch die krankhafte Vergrößerung ein Gewicht von mehreren Pfunden erreichen kann. Die Geschwulst ist nicht schmerzhaft und verursacht nur in höheren Graden Beschwerden durch Druck auf die von ihr umlagerten Organe des Halses, besonders die Luftwege. Außerdem ist sie störend durch eine eigentümliche, jedenfalls unschöne Veränderung des Gesichtsausdrucks.

Wenn auch der Kropf wohl bei allen Völkern und in allen Ländern der Erde vereinzelt gefunden wird, so giebt es doch Bezirke, wo er gleichsam endemisch herrscht, wo eine größere Anzahl Bewohner, wohl die Hälfte derselben, an Kropf leidet. In Europa sind in dieser Hinsicht besonders die Gebirgsthäler der Schweiz bekannt. Gleichzeitig mit diesem vermehrten Vorkommen von Kropf wurde sehr häufig in denselben Bezirken auch mehr Cretinismus als anderswo beobachtet, so daß man beide Leiden in Zusammenhang brachte und annahm, daß Kropf die leichtere Form, Cretinismus der ausgebildetere Grad einer und derselben Krankheit sei. Man hat ferner zu beobachten geglaubt, daß verhältnismäßig häufig Cretins von kropfkranken Eltern abstammten, so daß Fabre den Ausspruch that: „Le goître est le père du cretinisme.“ Eine weitere auffallende Erscheinung ist, daß mitten in stark heimgesuchten Gebieten inselförmige, scharf abgegrenzte Bezirke ganz frei von Kropf sind, so daß das Entstehen des Leidens an ganz gewisse bestimmte örtliche Verhälnisse gebunden und ohne dieselben nicht möglich zu sein scheint. Diese Eigentümlichkeit des endemischen Kropfes ist außerordentlich selten bei anderen Krankheiten, allenfalls zeigt sich ähnliches bei Malaria (Sumpf-, Wechselfieber).

Es ist erklärlich, daß dieser eigenartige Krankheitsprozeß schon vielfach Gegenstand eingehender Forschungen gewesen ist, ohne daß es bisher gelang, das Wesen und die Entstehungsbedingungen des Kropfes bestimmt zu deuten. Einen wertvollen Beitrag in dieser Hinsicht bietet die neuerdings erschienene Schrift von Dr. Wilken: „Struma en Cretinisme in den Indischen Archipel“ (Haag, 1890), welche durch gründliche Darlegung der Beobachtungen anderer Forscher, sowie der eigenen, einen interessanten Einblick in diese Verhältnisse in der niederländisch-ostindischen Inselwelt gewährt.

Daß auf Sumatra, Java, Borneo und anderen ostasiatischen Inseln Kropf überhaupt ungemein häufig ist, ja in manchen Gegenden bis zu 80 Proc. der Bewohner befällt, ist schon länger bekannt gewesen; man sieht dort massenhaft Männer und Frauen, besonders letztere, mit ringförmig dem Halse aufsitzenden, oder sogar beutelartig vorn herunterhängenden Kröpfen, in ihrem Wohlbefinden anscheinend gar nicht dadurch beeinträchtigt. Von einzelnen Forschern sind Kropfgeschwülste beobachtet worden von der Größe des Kopfes ihres Trägers, so daß letzterer bei Körperbewegungen die Geschwulst ihrer Schwere halber mit den Händen stützen mußte; es wurde sogar ein bis an die Brustwarzen herabhängender Kropf gesehen. Das endemische, also massenhafte Vorkommen der Krankheit ist festgestellt auf Sumatra, Borneo, in geringerem Grade auf Java und zwar mehr in dessen Ost- als Westhälfte, auf Zentral-Celebes, Bali, Portugiesisch Timor und dem nordwestlichen Neu-Guinea; auf den übrigen Inseln wird Kropf nur vereinzelt gefunden. Die Krankheitsgebiete sind von zum Teil sehr großer räumlicher Ausdehnung, besonders in Süd-Sumatra und Borneo, während es sich auf den übrigen Inseln um kleinere Bezirke handelt; fast überall aber giebt es in ihnen wieder einzelne Bezirke und Ortschaften, die völlig frei von der Krankheit sind, so z. B. in Sumatra ein Ort am Flusse Djudjuan, dessen an demselben Flusse gelegenen Nachbarorte Herde der Endemie sind.

Eine erbliche Disposition scheint nach den vorliegenden Beobachtungen nicht annehmbar, da vielfach die Kinder von hochgradig befallenen Müttern ganz frei von Kropf geblieben sind. Daß die **Höhe und Gestaltung des Bodens** für die Entstehung der Krankheit einflußlos ist, ergiebt sich daraus, daß sie beobachtet wird in Bergländern bis zu 1800 m Höhe, wie im Tieflande von kaum 100 m Erhebung über dem Meeresspiegel; nur in Küstengegenden scheint Kropf endemisch nicht vorzukommen. Auch **atmosphärische Einflüsse** können keine Rolle dabei spielen, da in den verschiedenen Krankheitsherden völlig auseinander gehende klimatische Verhältnisse bestehen. Besonders ausgesprochen ist das in Süd-Sumatra der Fall. Hier findet sich Kropf auf den freigelegenen wenig bewachsenen Berghöhen und in der mit dichtem Pflanzenwuchs bedeckten Tiefebene, hier ist es feucht und heiß durch die fehlende Luftströmung, dort trocken und selbst rauh und kalt. Die frühere Annahme, daß starke Luftfeuchtigkeit gepaart mit hoher Temperatur und ungenügender Luftwechsel der Entwickelung der Krankheit besonders günstig sei, wird auch durch die Beobachtung derselben auf Java widerlegt, wo Kropf gerade in dem trockenen Klima des östlichen, weniger dicht bewachsenen, und dadurch den Luftströmungen mehr zugänglichen Teiles der Insel vorkommt.

Nicht besser läßt sich die Entstehung des endemischen Kropfes durch die **geologischen Verhältnisse** erklären, denn im Indischen Archipel kommt derselbe auf allen Bodenarten vor. Auch die frühere Annahme, daß die Krankheit durch den größeren Kalkgehalt des Bodens entstehe, wird hinfällig bei Berücksichtigung der Verhältnisse daselbst: z. B. ist Kropf in Mittel-Sumatra, wo Kalkstein den Hauptbodenbestandteil ausmacht, weit weniger vorhanden als in Süd-Sumatra, wo er nur sporadisch und in kleinen Mengen zu finden ist. Auch auf Borneo kommt die Krankheit vor in Gegenden, wo Kalkstein völlig fehlt oder sehr selten ist. Ebensowenig gelingt es, aus dem Mangel oder dem nur spärlichen Vorkommen von Magnesia in dem jüngeren jurassischen Gestein, der Kreide und der Tertiärformation, das Nichtentstehen von Kropf in einzelnen Gegenden zu erklären, in welchen diese Bodenverhältnisse vorherrschen (Hirsch, Handbuch der historisch-geographischen Pathologie); denn im Indischen Archipel kommt Struma am meisten vor auf jüngeren, tertiären und quartären Bildungen, also auf Gesteinen, die nach allgemeiner Annahme wenig oder keine Magnesia enthalten. Sicher ist ferner, daß dolomitische, Magnesiumsalze in einiger Menge enthaltende Gesteine in den Gegenden mit endemischem Kropf nirgend auffällig vertreten sind. Auch der Metallgehalt des Bodens spielt keine Rolle, denn z. B. in Süd-Sumatra, wo die Krankheit besonders stark verbreitet ist, kommen Erze so gut wie gar nicht vor und wird speziell Kupfer und Eisen, die man besonders als schädlich betrachtete, nicht gefunden.

Eine andre sehr verbreitete Ansicht ist, daß die Ursache des Kropfes in schlechtem Trinkwasser liege, wie solches auf den Indischen Inseln vielfach genossen wird; u. a. erzählt von Rosenberg von einem in den Bergen wohnenden Papuastamm auf Neu-Guinea, daß diese Leute in Ermangelung fließenden Wassers große Bündel einer auf Bäumen und Sträuchern wachsenden Moosart, welche die Luftfeuchtigkeit begierig auffangt, in den Morgenstunden sammeln, auspressen und so Trinkwasser gewinnen. Sie leiden massenhaft an Kropf. Baugert führt dasselbe Leiden in einer andren Ortschaft darauf zurück, daß dort das Wasser eines von Sümpfen gespeisten Baches und bei Trockenheit in Gruben aufgefangenes Regenwasser getrunken wird. Aber alle diese Beobachtungen können nicht als beweisend gelten, so lange man die wirkenden schädlichen Bestandteile des Wassers nicht erkannt hat, zumal die Krankheit auch in mit gutem Trinkwasser versorgten Gegenden gefunden wird. Von mehreren Reisenden wird der starke Kalkgehalt des Trinkwassers als Ursache des Kropfes betont: aber in Indien erweisen sich viele Gegenden mit stark kalkhaltigem Wasser als ganz kropffrei, während in Orten mit allgemein verbreitetem Kropf kein oder ein ganz geringer Kalkgehalt im Wasser gefunden wurde.

Etwas mehr Wahrscheinlichkeit, aber auch keineswegs volle Geltung darf die schon früher aufgestellte Ansicht beanspruchen, daß durch das gewohnheitsmäßige Tragen von Lasten auf dem Kopfe und noch mehr auf dem Rücken mit Hilfe eines um die Stirn gelegten Bandes und zweier Schulterriemen, die Halsmuskulatur in anhaltender starker Spannung gehalten wird, dadurch auf die tiefergelegenen Halsorgane einen Druck ausübt und so Blutstauung in der Schilddrüse und Vergrößerung derselben bewirken kann. Die erwähnte Tragweise ist aber in den gebirgigen Gegenden fast allgemein, ohne daß überall Kropf gefunden wird, während andrerseits auf Java gerade in der Ebene von Kediri, dem Haupsitz des Leidens auf dieser Insel, die Lasten von Männern nicht mit Hilfe des Kopfes, sondern auf der Schulter an einem Tragstock, von Frauen auf der rechten Hüfte mittels eines über die linke Schulter geschlungenen schmalen Tuches (slendang) getragen wird.

Wenn nun sogar wissenschaftliche Erörterungen das Dunkel der Entstehung des endemischen Kropfes bisher nicht zu durchdringen vermochten, so ist es wohl erklärlich, daß sich die Eingeborenen selbst die verschiedenartigsten abergläubigsten Ideen darüber bilden. Eine Hauptrolle in dieser Hinsicht spielt gleichfalls das Wasser, welches ein schädliches Insekt enthalten, mit schädlichen Pflanzen (z. B. einer wilden Melonenart) in Berührung gewesen oder an gewissen Tagen genossen worden sein soll. Auch das Baden in gewissen mit übernatürlicher Kraft versehenen Gewässern soll in manchen Gegenden Ursache des Kropfes sein. Andere beschuldigen den Boden, wieder andere eine in den Bergen beim Dorfe Bangkala hausende Gottheit. Aus letzterer Anschauung hat sich auf Bali die Sitte gebildet, die Krankheit durch Beschwörungen und Anrufen anderer Geister zur Vertreibung der bösen Gottheit heilen zu wollen; im übrigen gebraucht man dagegen vielfach als heilkräftig geltende Mineralwässer, zum Teil jodhaltige, oder wendet äußerlich Kalkwasser oder Wasser mit Reispulver vermengt zur Linderung der Beschwerden an.

Auch der bisher als feststehend betrachtete Zusammenhang zwischen endemischem Kropf und Cretinismus wird durch die Verhältnisse im Indischen Archipel nicht bestätigt: die letztere Krankeit scheint hier fast gar nicht vorzukommen. Die meisten Berichterstatter erwähnen bei der Besprechung des Kropfes den Cretinismus gar nicht, andere betonen ausdrücklich, daß letzterer in Kropfgegenden fehlt, und nur zwei Forscher (Hagen und van Hasselt) beschreiben einzelne von ihnen wahrgenommene cretinartige Erscheinungen. Jedenfalls scheint hiernach für den Indischen Archipel die bisherige wissenschaftliche Anschauung keine Geltung zu haben, daß Kropf und Cretinismus verschiedene Grade eines und desselben Leidens seien, und der Cretinismus der Nachkommenschaft mit dem Kropf der Eltern in ursächlichen Beziehungen steht.

Dr. D—r.

El Morro, ein Inschriftfelsen in Neu-Mexiko.

Im westlichen Teile von Neu-Mexiko ungefähr unter 35° nördl. Breite liegt am westlichen Abhange der Sierra Madre oder Zuñi-Mountains, am Wege, der nach dem großen Indianerdorfe Zuñi führt, ein vereinsamter Felsen, der den Namen El Morro führt, aber auch als Inskription Rock bekannt geworden ist. Eine kurze Schilderung desselben finden wir zuerst vor 40 Jahren in den Reports of the Secretary of War, die dem 31. Kongresse 1. Session vorgelegt wurden (Washington, 1850). Dort erzählt der Ingenieurleutenant James H. Simpson (S. 119), daß er den Inschriftfelsen am 17. September 1849 erreicht habe und daß der deutsche, ihn begleitende Maler R. H. Kern denselben zeichnete und die Inschriften kopierte. Aber Simpsons Schilderung ist nur kurz und geht nicht auf die Bedeutung der Inschriften ein; das beste sind die Zeichnungen Kerns, von denen wir einige hier aus dem jetzt selten gewordenen Berichte Simpsons wiedergeben. Simpson fand damals noch bei dem Felsen eine Quelle, die jetzt verschwunden ist. Auch hat er die Puebloruinen auf dem Gipfel des Morro besucht und aufgenommen. Die Inschriften, sagt er, seien zum Teil sehr schön in den Felsen eingehauen, meistens in spanischer Sprache, weniges lateinisch; dazu gesellt sich indianische Bilderschrift.

Kürzlich nun ist der merkwürdige Inschriftfelsen wieder von dem verdienten amerikanischen Ethnographen Cushing und dem deutschen Forscher Ad. F. Bandelier besucht worden und letzterer hat im New Yorker Belletristischen Journal vom 13. August 1890 eine längere Schilderung seiner Reise gegeben, der wir die nachstehende Beschreibung des Inschriftfelsens entnehmen.

In der öden Region, in welcher sich der Morro befindet, steht seine Felsenpartie gleich einer Oase — aber diese Oase ist wasserleer! Wahrscheinlich ist, daß in früheren Zeiten ein bescheidener Quell dort hervorsprudelte, allein heute ist er versiegt oder von Indianern auf die ihnen eigene künstliche Weise verschlossen worden. Der Morro ist ein bloßer Sporn, der von einer ausgedehnten Mesa wenige hundert Fuß nach Osten hin sich erstreckt. Er bildet also eine scharfe Felsenkante, über 200 Fuß hoch, mauerglatt sowohl nach Süden als nach Norden, und in Wirklichkeit kaum fünfzig Fuß breit. Auf der Nordseite überragt er die Ebene, auf der Südseite ein malerisches Thälchen, vielmehr einen Thalwinkel, in dem hohe Tannen bis hart an große Felsen heran gewachsen sind. Oben auf der Mesa befindet sich ein alter Pueblo, für den die Zuñi einen Namen in ihrer Sprache haben: Heshota Yashtoe. Das Vorhanden-

sein dieser Ruinen läßt mit ziemlicher Sicherheit vermuten, daß eine Quelle in der Nähe gewesen war.

Das Hauptinteresse, welches sich an den Morro knüpft, rührt von der großen Zahl der Inschriften her, welche die glatte Fläche der Felsen nahe ihrer Basis bedecken. Ihre Zahl beträgt hundert. Die meisten derselben sind neueren Ursprungs. Obschon viele älteren Datums vorhanden waren, sieht man doch deutlich, daß hier und da moderne

El Morro, der Inschriftfelsen. Nordansicht. Zeichnung von R. H. Kern.

Vandalen eine uralte Inschrift weggekratzt haben, um „George William Smith" oder „Henry M. Brown" u. s. w. an deren Stelle zu setzen. Das Publikum, welches in neuerer Zeit den Morro besucht, scheint nicht immer der

Inschrift an der Südseite. Kopiert von R. H. Kern.

besten Klasse angehört zu haben. Allerdings finden sich auch unter diesen neueren Inschriften höchst achtbare Namen, so z. B. „Lieutenant J. H. Simpson" neben „R. H. Kern" und „Lieutenant J. H. Sitgreaves". Kern gehörte zu jener Klasse hochverdienter Deutscher, deren gewissenhafte Arbeiten der Amerikaner zu benutzen versteht. Seine Arbeit über die Pueblos, in Schoolcrafts großem Werke veröffentlicht, ist viel zu wenig bekannt. Sie hat Simpson zu einem

großen Teil seines Ruhmes verholfen, obschon Kern selbst wenig Anerkennung gefunden hat.

Den größten Werth besitzen die alten spanischen Namen und Daten. In bezug auf diese ist das barockste Zeug gesagt und auch geschrieben worden. Eine Inschrift vom Jahre 1725 hat für das Jahr 1525 gegolten, 1581 für 1561 u. s. w. Die Unwissenheit, in der sich die meisten derjenigen, welche über Neu-Mexiko schrieben, in bezug auf die spanische Periode befanden und befinden, hat der Phantasie vollen Spielraum gelassen, die Jahreszahlen zu deuten, wie es jedem beliebte. Von Paläographie hatten die Geschichtschreiber Neu-Mexikos keinen Begriff; sie wußten nicht einmal, daß eine solche Wissenschaft existierte. Alles, was nicht englisch war oder nach den Regeln der hiesigen „Handelsschulen" geschrieben stand, war ihnen unverständlich und unleserlich. Daher die unsinnigen Auslegungen.

Die älteste Inschrift am Morro lautet: „Pedro Romero, 1581." — Romero war einer der acht Soldaten, die im besagten Jahre die drei Franziskaner-Mönche begleiteten, welche zu Fuß vom südlichen Chihuahua nach Zentral Neu-Mexiko gelangten. Während die Missionare am Rio Grande (beim heutigen Bernalillo) verblieben, besuchten die Soldaten sogar Zuñi, ohne jedoch Acoma zu berühren. Sie gingen direkt von Bernalillo nach Zuñi. Auf diesem Wege mußten sie direkt am Morro vorbeikommen, und die glatte Felswand weckte in ihnen die Idee, ihre Namen auf derselben einzugraben. Im Jahre 1540 war Coronado von Zuñi nach Acoma und zurück gezogen, hatte aber, wie ich zur Zeit in Zuñi ermittelte, den Morro nicht berührt. Ebensowenig berührten ihn Espejo im Jahre 1583, Oñate anno 1598. Der gewöhnliche Weg, den diese spanischen Offiziere mit ihren Leuten einschlugen, führte sie mindestens dreißig Meilen südlich davon vorbei. Als aber Oñate im Jahre 1605 von seiner denkwürdigen Reise nach dem Kalifornischen Golf heimkehrte, schlug er von Zuñi die kürzeste Route nach dem Rio Grande ein und diese führte ihn am Morro vorbei. Er fand dort die Inschrift aus dem Jahre 1581 und fügte die seinige hinzu: „Hier ging vorbei der Adelantado Don Juan de Oñate auf der Rückkehr von der Entdeckung des Südmeeres, am 16. April a. D. 1605." Beide Inschriften stehen auf der südlichen Felswand. Der Weg über den Morro ward nachgerade der übliche Weg nach Zuñi, und die meisten verzierten sowohl die südliche als die nördliche Fläche des sonderbaren Felsens mit ihren Namenszügen und oft mit erläuternden Bemerkungen. Der Morro ward eine Art steinernen Archivs für die ältere Geschichte Neu-Mexikos. Bei dem Mangel an Dokumenten aus dem siebzehnten Jahrhundert ist dasselbe doppelt wertvoll. So ersehen wir dort das Datum, wann die ersten permanenten Missionen in Zuñi gegründet wurden: Anno 1629, unter und durch den Gouverneur Francisco Manuel de Silva Nieto. Wir finden Namen aus dem Jahre 1636. Viele aber sind wohl zerstört worden durch spätere Besucher, welche sich Unsterblichkeit sicherten auf Kosten der Geschichte.

Einige der Inschriften sind kalligraphisch schön, so z. B. diejenige, welche den Durchzug des Gouverneurs Silva Anno 1629, und besonders diejenige, welche die einstige Anwesenheit des Wiedereroberers von Neu-Mexiko, Don Diego de Vargas (1692), bekundet (siehe Abbild.). Viele Namen zeigen alte Orthographie, und wenn auch das Datum fehlt, so läßt sich daraus doch ihr Alter bestimmen.

Nicht nur an den hohen und glatten Felswänden finden sich die Namenszüge, auch in den Nischen und Klüften der Ostseite der Mesa selbst, die allerdings hoch und felsig, aber weniger schroff ist, als der Sporn, den sie von der Nordostecke aussendet. An vielen schwer zugänglichen oder verborgenen Stellen finden sich Namen und Jahrzahlen eingehauen. Es würde eine Woche erfordern, um eine vollständige Liste derselben anzufertigen.

Dazu mangelte mir die Zeit. Die Mehrzahl übrigens hätte nur wenig historischen Wert geboten. Ich kopierte daher nur solche Inschriften, die für die ältere Geschichte Neu-Mexikos von Bedeutung waren, und dies nahm den ganzen Tag in Anspruch. Viele sind des Alters wegen schwer leserlich, andre können nur bei einer gewissen Beleuchtung entziffert werden.

Eine Übersicht der nordamerikanischen Indianerkriege.

Von Dr. C. Steffens. New-York.

Seit dem 4. Juli 1776, wo die Unabhängigkeitserklärung der Vereinigten Staaten erfolgte, kosteten die Indianer „Onkel Sam" in runder Summe tausend Millionen Dollars. Angesichts des neuen, gegenwärtigen Indianerkrieges tritt die Möglichkeit in den Vordergrund, daß noch weitere Millionen notwendig sind, bis es gelingt, den Ureingeborenen dieses Landes den Todesstoß zu versetzen. Als der alte Pequot-Häuptling die puritanischen Pilgrimväter am „Plymouth Rock" als englische Freunde bewillkommnete, sprach er im Namen von 1 000 000 Indianern, die damals das Territorium bewohnten, welches heute die Vereinigten Staaten umfassen. Dieser Aufstellung zufolge kostete die Entrechtung des „roten Mannes" pro Kopf unsrer Republik 1000 Dollars, wenn man die beiden genannten Zahlen in Betracht zieht.

Diese Zahlen sind ziemlich genau; denn Tom Donaldson, der den Indianerzensus vor drei Jahren aufstellte, berechnete damals nach guten Quellen, daß die Indianer vom 4. Juli 1776 bis zum 30. Juni 1886 der Regierung 929 239 284 02 Dollars Kosten verursachten. Mit den Ausgaben der letzten vier Jahre steigt diese Summe wohl auf tausend Millionen Dollars. Ein Drittel davon wurde dazu verwendet, die Indianer bei Landankäufen u. dgl. abzufinden und sie zu zivilisieren, die zwei andern Drittel wurden von den Kriegen, die mit ihnen geführt wurden, verschlungen.

Senator Doolittle von Wisconsin rechnete seiner Zeit seinen Kollegen, als Friedensverträge mit den Navajoes abgeschlossen wurden und verschiedene Senatoren gegen die bedeutende Abfindungssumme protestierten, vor, was verschiedene Indianerkriege kosteten, und gab gleichzeitig eine kurze Schilderung, wie dieselben verursacht wurden. Nur einige wenige seien hier erwähnt.

Im Jahre 1852, zu einer Zeit, wo die friedlichste Stimmung herrschte, brach der große Krieg mit den Sioux aus. In der Nähe von Fort Laramie befand sich ein Indianerlager, und eines Morgens trieben mehrere Mormonen Kühe vorüber, die nach Salt Lake City bestimmt waren. Ein Indianer tötete eine Kuh, was zur Folge hatte, daß die Mormonen sich an den Kommandanten des Forts wandten. Dieser sandte eine Abteilung Militär von 20 Soldaten in das Indianerlager, um die Sache zu untersuchen. Der befehlende Offizier verlangte die Auslieferung des Schuldigen

und drohte im Weigerungsfalle mit der Beschießung des Lagers. Den Indianern war es offenbar um Vermeidung des Kampfes zu thun und sie erboten sich, den Wert der Kuh zu ersetzen, was abgelehnt wurde. Der Offizier wiederholte seine Forderung, die nicht erfüllt wurde, und auf sein Kommando wurden 20 Schüsse auf die Rothäute abgegeben. 20 Minuten später lag die Abteilung Soldaten und ihr Führer getötet und skalpiert am Boden. Dies war der Beginn des Siouxkrieges, der vier Jahre dauerte, viele Menschenleben auf beiden Seiten kostete und den Vereinigten Staaten nahezu 18 000 000 Dollars Kriegskosten verursachte.

Der Krieg mit den Navajoes entstand gleichfalls einer Kleinigkeit halber. Drei Feldzüge wurden gegen den tapferen Stamm unternommen, in sämtlichen unterlagen die Bundestruppen, und der Regierung kostete der Krieg 20 000 000 Dollars. Ein Navajoe kam eines Tages nach dem Fort, wurde von einem Negerjungen, der der Bediente eines Offiziers war, beleidigt und streckte denselben mit einem Pfeilschuß nieder. Da seine Auslieferung nicht erfolgte, rückte eine Truppenabteilung zu seiner Bestrafung aus, und der Krieg war vom Zaune gebrochen.

Der bedeutendste Indianerkrieg, über den am wenigsten bekannt wurde, war der im Jahre 1862 ausbrechende zweite gegen die Sioux. Ein Indianeragent, der nach den verschiedenen Agenturen gutes Schweinefleisch senden sollte, lieferte statt dessen Schweineköpfe und andre Abfälle, womit sich die Indianer nicht zufrieden erklärten. Da man auf ihre Beschwerden nicht achtete, begaben sie sich auf den Kriegspfad. Der Aufstand wurde durch die Generäle Sibley und Sully, denen 15 000 Mann reguläre Truppen und mehrere Regimenter konföderierter Gefangener zur Verfügung standen, nach hartem Kampf niedergeworfen. Diese Kriegsgefangenen zogen den Indianerkrieg der Gefangenschaft vor, wurden als Soldaten eingeschworen und kämpften sehr wacker. General Sibley, dem philantropische Bestrebungen gänzlich fremd waren, führte damals eine neue Methode in der Kriegsführung ein. Unter seinen Gefangenen suchte er die kräftigsten und verschlagensten heraus und ließ sie ohne weitere Gerichtsverhandlung aufhängen.

In den Indianerkämpfen am Missouri, die sich mit häufigen Unterbrechungen von 1868 bis 1882 abspielten, wurden 400 kleinere und größere Gefechte mit den Indianern ausgefochten, die manchem Soldaten das Leben kosteten. Auf eine Entschließung des Senats hin fertigte der Kriegsminister im Jahre 1886 einen Bericht aus, demzufolge die regulären Truppen im Westen von 1876 bis 1886 der Regierung 223 891 264 50 Dollars kosteten.

In dem Zeitraume vom 1862 bis 1868 wurden im Indianer-Territorium und Oklahoma 800 Ansiedler von Indianern ermordet. Am 2. März 1868 begann daher ein Krieg gegen die Cheyennes, Arapahoes und Komanchen, um diese Stämme zu züchtigen. Am 9. Februar 1869 endete dieser Krieg, in dem 350 Offiziere und Soldaten getötet wurden. Von den Indianern wurden 319 getötet, 289 verwundet und 53 gefangen genommen. Die Kosten dieses Feldzuges beliefen sich auf 1 056 515 57 Dollars.

Im Modoc-Kriege, bei welchem General Canby das Kommando führte, wurden 111 Soldaten und 17 Bürger getötet. In dem Bericht des Kriegsministers an den Senat stand zu lesen: „Soviel bekannt, wurde kein Indianer getötet.“

Der dritte Sioux-Krieg im Jahre 1876 erleichterte den Regierungssäckel um 2 312 531 Dollars, der gegen die Nez Percés im Jahre 1877, der drei Monate dauerte, um 931 329 52 Dollars. Die Nez Percés bewohnten einen Teil des östlichen Oregon und waren ziemlich friedliebend. In dem später an den Senat gelangten Bericht hieß es: „Zwei schlechte Indianer töteten einen braven Weißen, weil zwei brave Weiße einen schlechten Indianer getötet hatten.“ Eine Truppenabteilung wurde nach dem Lager der Nez Percés geschickt, von diesen aber völlig geschlagen. General Howard verfolgte dann den kampflustigen Stamm 1400 Meilen weit und traf rechtzeitig ein, nachdem General Miles, der in den jetzt schwebenden Indianerwirren eine Rolle spielt, den Indianern ein siegreiches Gefecht geliefert hatte.

Seit 1882 fand nur ein Kampf, nämlich mit den Apachen in Arizona und New Mexiko statt. Derselbe verlief so glänzend, daß die Regierung angeblich für jeden getöteten oder gefangenen Apachen etwa 100 000 Dollars zahlen mußte. Für die Finanzen der Vereinigten Staaten ist es daher eine wahre Wohlthat, daß die zur Zeit schwebenden Indianerwirren, noch ehe es zum eigentlichen Kriege kam, auf gütlichem Wege beigelegt wurden.

Der Übergang Birmas vom Barrenverkehr zum Münzwesen.

Der Barrenverkehr, wie ihn bereits das alte Babylonien kannte, bildet eine Zwischenstufe zwischen dem Tauschhandel und dem Geldverkehr. Ungeprägtes Metall wird nach dem Gewichte für die Ware gegeben; seine Güte wird durch Stempel gewährleistet. In den östlichen Himalayaländern, in Zentralasien, teilweise in China und bis vor kurzem in Hinterindien ist dieser Verkehr im Gange. Da er im Aussterben begriffen ist und binnen kurzem überall durch geprägte Münzen verdrängt sein wird, so ist es von Belang, noch Genaues über denselben zu vernehmen, und aus diesem Grunde geben wir eine längere Abhandlung im Auszuge über Burmese Coinage und Currency, die ein gründlicher Kenner Indiens, R. C. Temple, in der „Academy“ (11. und 18. Oktober 1890) veröffentlicht.

Bis zum Jahre 1861 lebten die Birmanen noch ganz im Barrenverkehr. Damals ließ König Mindôn, der Vater des von den Engländern abgesetzten Thibo, die ersten Münzen prägen, welche teilweise die Jahreszahl 1852 tragen, das Jahr seiner Thronbesteigung. Die bis dahin gültigen Umlaufsmittel waren folgende: 1) Metallklumpen, deren Güte nur durch Prüfung oder nach dem Aussehen beurteilt wurde. 2) Metallklumpen, deren Gehalt, aber nicht deren Gewicht durch einen Stempel bezeichnet war. 3) Unregelmäßige Münzzeichen. Die Prüfung wird wie in Indien von Goldschmieden mit einem Probiersteine und Wachs und Vergleichen des erhaltenen Striches ausgeführt. Der Wert wird nach dem Silberstandard beurteilt; Gold ward im Jahre 1889 in Mandalay 29- oder 32 mal so hoch als Silber bezahlt.

Im gewöhnlichen Verkehr genügte aber das äußere Ansehen, um die Feinheit des Silbers zu beurteilen, was nicht so schwer ist, wie es scheinen mag. Silber wird auf verschiedene Art aus den Erzen gewonnen und jeder Prozeß ist, wie Temple durch die Erfahrung kennen lernte, an dem gewonnenen Produkte kenntlich. Ohne Probieren wußte er schließlich, bloß nach dem Aussehen, den Feingehalt des Silbers anzugeben, was auch die alten Handelsweiber im Bazar verstanden; das Gewicht wird, jetzt auch bei Münzen, durch Wägen in der Hand bestimmt.

Die mit dem Feingehaltsstempel versehenen Metallklumpen stammten aus China, Siam oder Ceylon. Die erwähnten unregelmäßigen Münzzeichen besaßen besondere Form ohne Prägung, dienten als Kleingeld; statt eines solchen erhielt Temple einmal auf dem Bazar einen kupfernen Knopf. Um von den größeren Metallklumpen Kleingeld herzustellen, schlug

man mit Meißel und Hammer ein Stück ab und bot dieses in Austausch gegen die einzuhandelnde Ware. Die Metallstücke in Birma bestehen aus Gold, Silber und Blei, doch nicht aus Kupfer, da dieses Metall im Lande nicht vorkommt.

Wie genau man die Güte der umlaufenden Silberklumpen beurteilte, erkennt man daran, daß vier bis fünf Arten derselben bloß nach dem Aussehen unterschieden wurden.

Shan baw, Shansilber aus den Schanstaaten, galt als das feinste; ihm kommt dasjenige aus Birma etwa gleich; Dain, die zweite Güte, hat nur 89 bis 93 Prozent reines Metall und ist durch gestrichelte Marken kenntlich. Ywenti, die dritte Sorte, hat 85 Prozent Feingehalt; ihm gleicht Thakhwa, das im Handel von Bhamo gebräuchlich und ein schwammiges Aussehen hat. Die Legierungen des Silbers werden mit besonderen Namen bezeichnet, deren ein Minister etwa zwanzig Arten gegenüber Temple nennen konnte. Die Goldklumpen heißen, wenn rein, Khaynbatke und Mojo, wenn sie 50 Prozent Zusatz von anderm Metall haben. Der Prozentsatz wird ganz genau mit Probiernadeln bestimmt. Die umlaufenden Bleiklumpen heißen Khege. Auch diese werden, um „Kleingeld" zu erhalten, mit Hammer und Meißel bearbeitet.

Von gestempeltem Silber, dessen Stempel nicht das Gewicht, sondern nur den Feingehalt bezeichnete, war das chinesische Sycee (saiseh-) Silber im Umlauf, mit dem Stempel der ausgebenden chinesischen Bank als Gewähr. Was die unregelmäßigen Münzzeichen betrifft, die den letzten Übergang zu den geprägten Münzen machen, so waren sehr verschiedene im Umlauf. Die Tschulon sind schalenförmige Silberstückchen, die als Effloreszenzen bei der Silberausschmelzung sich bilden, aus den Schanstaaten stammen und 6 Prozent Gold enthalten. Die Majizis sind goldene und silberne „Tamarindenkörner", die gestempelt waren.

Das waren die umlaufenden Wertmesser Birmas, bis 1861 König Mindon die ersten Münzen prägen ließ; denn ein 1781 gemachter Versuch mit einer Münze, welcher zwei Fische aufgeprägt waren, blieb ohne weitere Folgen. Sie sind noch selten im Verkehr und gelten hier gleich den erwähnten Münzzeichen. Das Volk schreibt sie dem Könige Schwebo zu, allein sie rühren vom Könige Bodawphaya her, der damals zu Amarapura residierte. Die Münzen, welche Mindon schlagen ließ, und die jetzt den alten Barrenverkehr verdrängt haben, bestehen aus Gold, Silber, Kupfer, Bronze und Eisen und sind von Temple genau geschildert. Das Kupfer wurde zu diesen Münzen in dünnen Platten eingeführt; als dasselbe jedoch einmal in Blöcken kam, verstand man diese nicht auszuwalzen; man legierte es daher mit Zink und schlug aus dieser Legierung die Bronzemünzen.

Die Tuschiner in Kaukasien.

Von P. v. Stenin.

In der von der kaiserlichen Gesellschaft der Freunde der Naturwissenschaften und Völkerkunde in Moskau herausgegebenen „Etnografitscheskoje Obosrenje" (Ethnographische Rundschau) veröffentlicht A. S. Chachanow eine ethnographische Skizze über die Tuschiner, ein kartwelisches Bergvolk an der oberen Alasan im Kreise Duschet, der wir nachstehendes entnehmen. Schon im 7. Jahrhundert thut Moses von Chorene der Tuschiner oder Tuschen Erwähnung, und ebenso erwähnt ihrer als tapferer Krieger die grusinische Chronik „Kartlis = Zchowberi".

Heutzutage zerfallen die Tuschiner in vier Stämme: Zowen, Tschagliner, Porikiteler und Gomezteler, von denen der erste Stamm (die Zowen) nach Chachanow ein Mischvolk von Grusinern und Tschetschenzen (Khisten) ist. Die Ursache der Auswanderung dieses kartwelischen Volkes aus den gesegneten Thälern von Imerethien und Karthalinien in die rauhen Gebirgseinöden des heutigen Tuschetien schreibt der Verf. der drückenden mohammedanischen Herrschaft in Kaukasien und namentlich den Eroberungs- und Raubzügen des Aga Mohamed Schah von Persien zu Ende des 18. Jahrhunderts zu. Die Zowen sind Halbnomaden und treiben nur Viehzucht, die übrigen Tuschiner sind Ackerbauer. Neben dem griechisch-katholischen Klerus spielen eine wichtige Rolle heidnische Priester, und zwar in erster Linie die hochangesehenen Oberpriester (Chewis-beri und Dekanosi), welchen das Schlachten der Opfertiere obliegt; ihnen folgt der Chuzi, welcher den „Chata", die Stätte, wo die heilige Fahne (Droscha) aufbewahrt wird, zu beaufsichtigen hat; außerdem kann er Ehen schließen, Neugeborene taufen, das Haus nach der Geburt eines Kindes einweihen (da nach der Anschauung der Tuschiner nach der Niederkunft eines Weibes die Wohnung unrein wird), Beerdigungen vornehmen &c. Auf der niedrigsten Stufe der hierarchischen Leiter steht der Mnate, der das Kirchengut zu verwalten hat.

Am 17. bis 18 Juli (alten Stils) wird beim Zusammenströmen zahlreicher Vertreter verschiedener Bergvölker das Fest Laschcharoba (des Kreuzes des heiligen Königs Georg Lascha, eines Nationalhelden der Tuschiner) gefeiert, wobei die Andächtigen mit dem Blute der geschlachteten Opfertiere besprengt werden. Als Ursache der traurigen Zustände, welche im Beginne unsres Jahrhunderts in Grusien herrschten, betrachten die Tuschiner die Vernichtung der heiligen Eiche von Laschariś = Dschwari, welche von Engeln bewacht wurde und mit dem Himmel durch eine goldene Kette verbunden war. Diesen heiligen Baum nämlich fällte der gottlose Fürst Eristow durch List, indem er den Stamm mit Katzenblut besprengte, wodurch die Engel zum Weichen gezwungen wurden und die goldene Kette im Himmel verschwand. Noch heute beweinen die Tuschiner diese ruchlose That in ihren Liedern.

Als eine Überlieferung vom früheren Mädchenraub besteht noch die Sitte, daß die Braut erst nach langem Suchen vom Bräutigam aus ihrem Versteck zur Kirche hervorgeholt wird, und daß, bevor die Neuvermählten ihre Wohnung betreten, die Hochzeitsgäste mit Flintenschüssen die im Hofe angezündeten Fackeln auslöschen. Bei einem Begräbnis erheben die Weiber Klagegeheul und raufen sich die Haare aus, die Männer aber schneiden sich das Haar im Laufe eines Jahres nicht. Ist ein Mann gestorben, so wird er mit seiner Burka (Pelzmantel) bedeckt, man legt ihm auf die Brust ein Hufeisen und neben ihn seinen Kinshal (Dolch). Sein Roß begleitet die Leiche bis zum Grabe, wird auch am 7. und 40. Tage zum Grabhügel geführt und später einem der Verwandten des Verblichenen je nach der Anweisung des Kadagi (Orakels) geschenkt. Früher wurde die Witwe auf dem Grabe ihres Gemahls erdolcht, jetzt muß sie sich nur den Zopf abschneiden lassen. Zur Beruhigung der Seele des Verstorbenen wird zu Ende des Jahres das sogenannte Dogi, d. i. Preisschießen und Wettrennen veranstaltet. Im Jenseits (Suleti) erwarten die Seele strenge Richter, welche dem Neueintretenden mit einer scharfen Schere einige Haare abschneiden. Zwischen dem Paradies und der Hölle fließt ein tobender Theerstrom, über welchen ein Haar als Brücke gespannt ist, aber nur den Frommen glückt es, diese improvisierte Brücke zu überschreiten.

Das Weib nimmt bei den Tuschinern eine bevorzugte Stellung ein im Gegensatz zu der Lage der Weiber bei andern Völkern des Orients. Dennoch wurde früher in Tuschetien der Mord eines Mannes mit 60, dagegen der eines Weibes nur mit 30 Kühen bestraft!! Vergewaltigung eines Mädchens ist nicht selten Ursache einer blutigen Fehde zwischen zwei Dörfern gewesen, und es ereignet sich nicht selten, daß ein

entschlossenes Mädchen mit einem wohlgezielten Pistolenschuß einen besonders aufdringlichen Don Juan ins Jenseits befördert. Die Tuschiner dürfen natürlich jetzt unter der russischen Herrschaft keine eigene Justiz ausüben, es besteht aber als ein Überbleibsel früherer barbarischer Strafen noch die Strafe der Steinigung, und zwar nicht mehr des Verbrechers selbst, sondern nur seines Namens, indem jeder Tuschiner unter Ausstoßen von Verwünschungen gegen den Übelthäter an einem Kreuzwege Steine aufhäuft. Man sieht in Tuschetien solche Steinhaufen recht oft. Auch Gottesgerichte (Ordalien) sind unter den Tuschinern an der Tagesordnung. Herrn Chachanow erzählte ein alter Tuschiner, namens Utschkuo Achabeli, daß zur Ermittelung eines Diebes man sich eines Gefäßes mit siedendem Wasser bediente, aus welchem die im Verdacht stehende Person ein Hufeisen herausholen mußte.

Das Tschernosem Rußlands,

die berühmte „Schwarzerde", ist in der Dezembersitzung des Leipziger Vereins für Erdkunde von Herrn Lehrer Hoffmann zum Gegenstande einer eingehenden Betrachtung gemacht worden, der wir nach einem Berichte des Herrn Dr. Fitzau das Nachstehende entnehmen.

Infolge des bis in die letzte Zeit fehlenden bestimmten Begriffs des Tschernosem und seiner daher sehr willkürlichen Abgrenzung von ihm verwandten Bodenarten herrschte bis in die Gegenwart eine große Unsicherheit über die Verbreitung des Tschernosems. Rechnet man zum Tschernosem alle Bodenarten, die über 2 Proz. organische Stoffe enthalten, so findet sich derselbe im südlichen europäischen Rußland in einem 350 bis 700 Werst breiten, von W. nach O. an Breite allmählich zunehmenden Gürtel, dessen nördliche Grenze an vielen Stellen mit dem breiten sandigen Streifen zusammenfällt, der, am Pripet beginnend, von S.-W. nach N.-O. über Tula bis Kasan an der Wolga sich hinzieht und ungefähr auch mit der Juli-Isotherme von + 20° C. zusammenfällt. Das Tschernosemgebiet umfaßt das ganze europäische Rußland südlich von dieser Grenzlinie mit Ausnahme von Taurien, der Krim und der Gouvernements im N. und N.-W. des Kaspischen Meeres. Im allgemeinen wächst der Humusgehalt im Boden von W. nach O.; am höchsten ist er an den Ufern der Wolga, wo er in den Gouvernements Saratow, Pensa, Simbirsk, Orenburg, Ufa und Samara 13 bis 16 Proz. beträgt; hieran schließt sich nach W. zu fast konzentrisch ein Ring mit 10 bis 13 Proz. Humusgehalt und weiter einer von 7 bis 10 Proz. Gehalt. Die Zone mit 4 bis 7 Proz. Humusgehalt ist die größte und umfaßt fast $^2/_3$ des transdnjeprischen Gebietes, den ganzen Küstenstrich des Asowschen Meeres und die zentralen Teile des Tschernosemgebiets. Die sich westlich und nordwestlich hieran schließende Zone mit 2 bis 4 Proz. Humusgehalt bildet den Übergang zu dem nördlichen Rasenboden einerseits und den südlichen Salzsteppen andrerseits, die beide einen Humusgehalt von 0,5 bis 2 Proz. haben. In allen Zonen übersteigt die Mächtigkeit der Schwarzerde nicht $1^1/_2$ m. Die Hauptursache der Verschiedenheit des Humusgehaltes liegt in dem chemischen Charakter des Muttergesteins, aus dem der Tschernosem entstanden ist; je thonreicher das Muttergestein, um so humusreicher ist auch der daraus gebildete Tschernosem. Im südwestlichen Teile des Schwarzerdegebiets ist das Muttergestein vorwiegend sandiger und kalkiger Natur; im zentralen Teile ruht das Tschernosem auf fünf verschiedenen Gesteinsarten: jurassischem Mergelthon, tertiären und andren Sanden, Kreide und Kreidemergeln, devonischen Kalken und auf Geschiebelöß; und in den östlichen Gebieten sind es vorwiegend Mergelthone permischer und triassischer Formation, die an der Bildung des Tschernosem beteiligt sind. Entgegen den früheren Hypothesen, nach denen Tschernosem entweder durch das Meer oder durch Sümpfe gebildet sein sollte, nimmt man heute allgemein als feststehend an, daß Tschernosem eine lokale, oberirdische Bildung ist, entstanden durch Einwirkung einer Reihe von Faktoren auf jene Muttergesteinsarten, die noch heute das Liegende des Tschernosems bilden. Diese Faktoren sind entweder organischer, klimatologischer oder mechanischer Natur, je nachdem die Flora und die niedere Fauna bei der Zersetzung des Gesteins und der Humusbildung beteiligt sind, das Klima das Wachsthum einer Steppenflora begünstigt und die im Boden thätigen kapillaren Kräfte das Eindringen und Festhalten der Humussäuren ermöglichen. Wälder haben die Bildung von Tschernosem verhindert, an seiner Bildung ist ausschließlich die Steppenflora beteiligt. Die von Würmern, Käfern, Larven, Wühlern und Nagern bei der Humusbildung und Aufspeicherung geleistete Arbeit ist beträchtlicher, als eine oberflächliche Betrachtung vermuten läßt. Im Steppenboden geht die Bildung des Humus derart vor sich, daß die krautartigen Teile der Gewächse absterben, an der Luft vermodern und sich teilweise in Humus verwandeln, der mit dem Regen- oder Schneewasser in den Boden eindringt und hier aufgespeichert wird. Diese Humussäuren wirken lösend auf das Muttergestein und gehen mit den Elementen desselben Verbindungen ein, auf deren Anwesenheit die Fruchtbarkeit des Tschernosem beruhte.

Pflanzen- und Tierwelt auf der Ostküste Sumatras[1]).

Während im Westen der Insel sich die Fluten der See bis dicht an die Gebirgsflanken herangenagt haben, sind auf der Ostküste große alluviale Ebenen entstanden, auf deren nördlichem, schmäleren Teile das Sultanat Deli, wie die angrenzenden Reiche Langkat und Serdang liegen, denen die nachfolgende Schilderung ihr Entstehen verdankt.

Der im ganzen aber wenig geneigte Boden ruht auf einer Thonschicht, wodurch die überliegende Sand- und Humusschicht wie ein Schwamm durchtränkt ist und zahllose Tümpel, Weiher wie Sümpfe bildet, ein Vorgang, welcher zum Verständnis der Tier- und Pflanzenwelt von Nöten ist, weshalb auch der Umstand Beachtung verdient, daß die Luft in Deli im Mittel stets 80 Proz. derjenigen Feuchtigkeitsmenge enthält, welche sie überhaupt zu absorbieren im stande ist. Für die trockene Zeit, vom Februar bis Juli, beträgt die Anzahl der Regentage 11, für die folgenden Monate der Regenzeit 18 Tage auf den Monat. In dem ersteren Abschnitt ist die mittlere Regenmenge 127 mm, im zweiten Halbjahr dagegen 227 mm. Auch Hagelschlag kommt alle paar Jahre in Deli vor; die Taubildung ist selbstverständlich sehr groß. Die mittlere Jahrestemperatur glaubt Hagen auf 26,7° C. angeben zu können; die Monats-Schwankungen bewegen sich zwischen 26,1 und 27,5° C., während sie für die kältesten Tage einen Unterschied von 5°, der Julimonat einen von fast 9° aufweisen.

Die angebliche Armut der Tropenwelt an schönen Blumen, welche von so vielen Reisenden berichtet wird, erkennt Hagen nicht an und führt drei Ursachen an, welche den Reichtum an Blüten minder hervortreten lassen: die übergroße Tendenz zur Blattbildung, die oft ungeheure Höhe der blühenden Bäume, den Umstand, daß die Blütezeit sich nicht wie in Europa auf eine kurze Zeit zusammendrängt, sondern das ganze Jahr über währt. Die Vegetation entfaltet sich in

[1]) B. Hagen. Die Pflanzen- und Tierwelt von Deli auf der Ostküste Sumatras. Naturwissenschaftliche Skizzen und Beiträge. Tijdschrift van het kon. Nederlandsch Aardrijkskundig Genootschap. Tweede Serie, Deel VIII, Nr. 1. Leiden 1890, S. 1 bis 240.

vier verschiedenen Zonen, der Strand- oder Küstenvegetation, der Zone des heißen Tieflandes, welche fast unmerklich in die halbkühle oder Bergregion übergeht; letztere dagegen hebt sich scharf ab von der vierten, kühlen oder Hochlandvegetation, welche sich in der Höhe von 1300 m auf dem Plateau von Tobah vorfindet.

Im Vergleich zu Java sind sämtliche Vegetationsgrenzen auf Sumatra niedriger. Als Beispiel sei angeführt, daß die Eichen, welche auf Java erst bei 1400 m häufiger werden, in West-Sumatra bis zu 160 und in Deli bis zu 30 m herab vorkommen, während die Rhododendren bis zu 1000 m hinab steigen und Baumfarne bei 200 m sich finden. Botanisch ist die Ostküste von Sumatra noch eine terra incognita, da kein Fachmann dort jemals Sammlungen angelegt hat.

Was die Säugetierfauna Sumatras anlangt, so kennt man augenblicklich von dieser Insel 112 Arten, von Borneo 93 und von Java 97, was die Richtigkeit des Wallaceschen Satzes von der großen Übereinstimmung der Formen von Borneo, Sumatra u. s. w. von neuem bestätigt. Speziell auf der Ostküste fand Hagen 64 Arten, darunter, mit Ausnahme von zwei ganz neuen Flugeichhörnchen, 6 Spezies, welche bisher nur von Malakka zum Teil und Borneo bekannt waren, auch meist als dort endemisch angesehen werden. Rechnet man die am wenigsten bekannten Fledermäuse ab, so ergiebt sich ein Bestand von

45 Säugetieren für Sumatra und Borneo,
30 " " Sumatra " Java,
23 " " Borneo " Java.

Bezüglich der Vögel stimmen Sumatra und Borneo sehr überein. Die Ostküste der erst genannten Insel lieferte 142 Arten Vögel, darunter 11 für Sumatra neue Spezies, welche von Malakka, Borneo und Java bekannt waren. Malakka und die Ostseite Sumatras zeigen sehr große Gleichheit der Vögel, von denen West-Sumatra erheblich abweicht.

Unter 44 Schlangen aus dem Delischen Gebiete fand sich nur eine neue Art, aber sonst ein Anklang an Borneo, wie dieser Fall sich auch bei den Schmetterlingen wiederholte. Die Zahl der Tagfalter, welche Hagen bekannt geworden sind, beläuft sich auf 315 (darunter 6 neue Spezies); an Nachtfaltern traf Hagen etwa 180.

In Ansehung der Fauna der Ost- und Westküste Sumatras bekommt man den Eindruck, als wenn die Fauna der alluvialen Küstenebene ebenfalls eine alluviale, von den gegenüberliegenden Küsten Malakkas und Borneos angeschwemmte sei, welche nicht recht in die Lage und in die Zeit gekommen wäre, sich über die ganze Insel, namentlich die älteren Partien auszudehnen und die dortige Tierwelt zurückzudrängen. Dr. E. Roth.

Die Germanisierung der Litauer in Ostpreußen.

Neben den Wenden, die in der Stärke von 115 000 Köpfen ein Gebiet von ungefähr 50 Geviertmeilen in der Ober- und Niederlausitz (von Rodewitz südlich von Bautzen bis Schönhöhe nördlich von Kottbus und von Senftenberg bis Muskau) bewohnen, sind es besonders die Litauer im äußersten Nordosten der Provinz Ostpreußen, welche von Jahr zu Jahr an Zahl abnehmen und langsam im Deutschtum aufgehen. Im Jahre 1861 gab es in den Kreisen Gumbinnen und Darkehmen noch spärliche Reste des litauischen Stammes, heute sind sie vollständig verschwunden; im Kreise Goldapp zählte man damals noch 1700 und im Kreise Stallupönen noch 3631 Litauer; im Jahre 1886 aber ermittelte man in beiden Kreisen nur noch 241 Schulkinder, welche neben dem Deutschen auch litauisch, und nur 27 Schulkinder, welche bloß litauisch verstanden und sprachen. Es war also hier im Verlaufe von 25 Jahren die Zahl der Litauer auf ungefähr 1500 Köpfe zurückgegangen. Weit mehr noch schmolz der litauische Stamm im Kreise Insterburg zusammen. Hier wohnten 1861 noch 3329 Litauer; 1886 gab es aber nur noch 68 Schulkinder, welche litauisch verstanden, so daß gegenwärtig die Zahl der Litauer in diesem Kreise auf etwa 400 Köpfe berechnet werden kann. Auch in den Kreisen Pillkallen und Ragnit ist ein Rückgang der Litauer zu verzeichnen; in Pillkallen verminderte sich ihre Zahl in der Zeit von 1861 bis 1886 von 11 611 auf etwa 8000 und in Ragnit von 18 982 auf etwa 16 000; man ermittelte nämlich 1886 in Pillkallen 784 Schulkinder, welche im elterlichen Hause nur litauisch, und 532 Schulkinder, welche litauisch und deutsch sprachen, in Ragnit aber 1229 Schulkinder, welche in der Familie nur litauisch, und 1405 Schulkinder, welche neben dem Litauischen auch deutsch redeten.

Nur in den Kreisen Tilsit, Niederung, Heidekrug, Memel und Labiau, die zum Teil dem Verkehr noch entrückt sind, hat das litauische Volk seine frühere Stärke fast beibehalten. Daß aber auch hier die deutsche Sprache siegreich vorwärts dringt, geht aus folgenden Angaben hervor: Im Kreise Tilsit gab es 1886 3497 Schulkinder, welche im Elternhause nur litauisch, und 1090, welche neben ihrer Muttersprache auch deutsch redeten; im Kreise Niederung sprachen 794 Schulkinder nur litauisch und 1036 litauisch und deutsch, im Kreise Heidekrug 2717 nur litauisch und 1786 litauisch und deutsch, im Kreise Memel 2834 nur litauisch und 1055 litauisch und deutsch, und im Kreise Labiau 868 nur litauisch und 1137 litauisch und deutsch, nicht etwa bloß in der Schule, sondern auch in der Familie.

Im ganzen gab es 1886 12 750 nur litauisch und 8364 deutsch und litauisch sprechende Schulkinder. Da auf 100 Bewohner Ostpreußens etwa 17 bis 18 Schulkinder kommen, so ist die gegenwärtige Zahl der Litauer auf rund 120 000 zu berechnen gegen 137 404 im Jahre 1861.

In Zukunft werden sich die Litauer noch rascher vermindern, da seit 1873 der Unterricht in der Schule nur in deutscher Sprache erteilt wird; selbst beim Religionsunterricht bedienen sich die Lehrer mehr und mehr der deutschen Sprache, auch findet die Konfirmation schon zum Teil in deutscher statt. Der Gottesdienst in den durchwegs evangelischen Kirchen ist litauisch und deutsch. Alle Gesetze, alle Verordnungen werden den Litauern nur in deutscher Sprache vermittelt; die Verkehrssprache auf der Post und der Eisenbahn ist ausschließlich deutsch. Sodann bewohnen die Litauer in Ostpreußen kein geschlossenes Sprachgebiet mehr; vielmehr ist dasselbe, wie man auf der Böckhschen Sprachenkarte des preußischen Staates klar erkennen kann, in viele kleine Sprachinseln zersplittert, die rasch von dem vordringenden deutschen Elemente aufgesogen werden. Mit jeder neuen Eisenbahn geht ein Stück litauischen Volkstums verloren. Ein nicht unbeträchtlicher Teil des kleinen Völkchens sucht in der Fremde, meist in Königsberg, ein besseres Fortkommen. Jederzeit sind die Litauer die besten Patrioten gewesen; sie sind ausgezeichnete Soldaten und stolz auf ihre preußische Staatszugehörigkeit. Die Versuche der Polen, die Litauer zu einer feindlichen Stellung gegen die Regierung zu bewegen, sind durchwegs fehlgeschlagen und werden auch in Zukunft keinen Erfolg haben. Daß die Litauer neuerdings bemüht sind, ihre Muttersprache und Nationalität innerhalb des deutschen Reichsgebiets aufrecht zu erhalten, daß sie eine Anzahl litauischer Zeitungen und Zeitschriften (z. B. die in Memel erscheinende „Lietuwiszka Ceitunga", ferner die in Tilsit erscheinenden Organe „Auszra" und „Tilzes Keleiwis") ins Leben gerufen haben, wird ihnen niemand zum Vorwurf machen. Höchst wahrscheinlich ist aber die auf Erhaltung

des litauischen Volkstums gerichtete Arbeit und Agitation vergeblich; sie wird nur bewirken, daß das durchaus friedliche Aufgehen der ostpreußischen Litauer im deutschen Volke um einige Jahrzehnte hinausgeschoben wird. Dr. Gehre.

Der Selbstmord bei den Tschuktschen[1].

Das Ritual, das mit diesem schrecklichen Brauche verknüpft ist, erweist sich bei allen Tschuktschen als ein gleiches, mögen dieselben am Schelagschen-Kap, am Flusse Tschaûn hausen oder Nossowyje (vom Ostkap oder Noss) oder Tabunyje („Heerden"-) Tschuktschen heißen. Als Veranlassung zum Selbstmord dient der Glaube ans jenseitige Leben, der, bis zum Fanatismus gesteigert, im Wunsche, schneller die verstorbenen Verwandten wiederzusehen, gipfelt. Die Seelen der verblichenen Tschuktschen werden als Beschützer der Familie verehrt. Verschiedene Mühsale, Unglücksfälle und Unpäßlichkeiten werden dem Einflusse der Verstorbenen, zusammen mit den bösen Geistern, zugeschrieben. Den verstorbenen Verwandten und bösen Geistern zu Gefallen opfern die Tschuktschen ihr eigenes Leben, zumal zur Zeit von Epidemieen und schweren Drangsalen. Der Tschuktsche, der entschlossen ist alle irdischen Bande und Rechnungen zu zerreißen, eröffnet solches seinen nächsten Verwandten, und diese Nachricht wird bald den benachbarten Tschuktschen, Jukagiren, Lamuten und Russen mitgeteilt. Die Nachbarn und besonders die Verwandten beginnen den Fanatiker, der beschlossen hat, sein Leben vorzeitig zu beschließen, zu bereden, seinen Vorsatz hinauszuschieben, sie nicht zu kränken. Doch alles derartige Bereden fruchtet nicht, — der Fanatiker besitzt, seiner Überzeugung nach, wichtige Gründe zur Vollführung seines Vorsatzes: er bezieht sich auf Traumgeschichten, auf Tote, die ihn quälen, auf Teufel und Verwandte, die ihm im Traume erscheinen und zu sich rufen. So beginnt denn die Vorbereitung des Fanatikers auf den Tod. Dazu wird eine neue Kleidung aus weißen Renntierfellen (pyshik) für ihn hergestellt, ein neuer Schlitten und Geschirr für die Renntiere, auf denen die weite Reise ins Jenseits angetreten wird. Alles dieses geschieht langsam, wenigstens im Laufe von 10 bis 15 Tagen. Endlich kommt der Tag, der zu seinem Tode bestimmt ist. Es versammeln sich die Verwandten und Nachbarn. In deren Gegenwart zieht der sich dem Tode Widmende die neue Kleidung an und setzt sich in die Ecke der Jurte (Hütte). Das Werkzeug zu seiner Tötung befindet sich in den Händen seines nächsten Verwandten. Das Werkzeug pflegt in diesem Falle dreierlei Art zu sein: ein Speer, Messer und Riemen. Wenn er mit dem Messer getötet zu werden wünscht, halten zwei seiner Verwandten ihn an den Händen, während der dritte, ein scharfes Messer an die Gurgel haltend, dasselbe in der Richtung zum Herzen einführt. Wenn er erstochen zu werden wünscht, wird ihm durch eine Öffnung in der Wand ein Speer gereicht; denselben ins Herz richtend, giebt er ein Zeichen, daß man ihn ersteche. Wenn aber der Fanatiker erdrosselt zu werden wünscht, ziehen zwei Verwandte, nachdem sie um den Hals einen Lasso-Riemen gewickelt haben, solchen nach entgegengesetzten Seiten, bis sie ihr Opfer erdrosselt haben. Des Tschuktschen Wille ist erfüllt. Den Getöteten thut man auf den vorbereiteten Schlitten in halbliegender Stellung, und führt ihn an den bestimmten Ort weg. Hier müssen die den Toten Begleitenden von ihm scheiden. Die Renntiere, die ihn hergebracht haben, werden erstochen. Dem Toten nimmt man die Kleidung ab, zerschneidet sie in kleine Stücke und läßt sie liegen, während man ihn selbst, an Händen und Füßen gefesselt, auf einen Scheiterhaufen bringt und verbrennt. Die Teilnehmer der Leichenfeier wenden sich, nachdem sie ihr Antlitz und Hände mit dem Blute des Verstorbenen beschmiert, an ihn während des Verbrennens mit der Bitte, sie nicht zu vergessen. Hierauf, nach vollendeter Verbrennung der Leiche, nachdem bloß die Asche von ihm übriggeblieben ist, begeben sich alle nach Hause.... Dieser schreckliche von altersher erhaltene Brauch wird bis auf den heutigen Tag mit derselben Genauigkeit befolgt, wie solches vor der Einführung des Christentums im Lande geschah. N. v. Seidlitz.

[1] Die fast in jedem Gouvernement oder Landstriche (Oblast) Rußlands erscheinenden, vornehmlich gerichtlichen Anzeigen oder Aufrufen gewidmeten amtlichen Zeitungen enthalten außer Steckbriefen, Suchen von Militärpflichtigen, verlorenem oder gestohlenem Vieh und dergleichen, von niemandem ohne Zwang gelesenen Nachrichten, mitunter wahre Perlen ethnographischer Spezialstudien. Eine solche entnahm die seit Kurzem in Moskau erscheinende „Ethnographische Revue" den „Nachrichten" der Jakutischen Eparchie.

Aus allen Erdteilen.

— Die Datumsgrenze in der Südsee. Infolge der Entdeckung und der Besiedelung der Philippinen durch die Spanier von Amerika (von Osten) her, bestand dort bis zum Jahre 1844 die amerikanische Datumführung. Wie Freiherr von Bauko zeigte, erließ in jenem Jahre der Erzbischof von Manila eine Verordnung, der zufolge auf den 30. Dezember 1844 unmittelbar der 1. Januar 1845 folgen sollte, mithin ein Tag ausfiel und damit die Übereinstimmung der Datumführung mit dem asiatischen Festlande erreicht wurde. Wie Dr. von Danckelman zeigt, ist in der Südsee die Praxis des Weltverkehrs für die Datumführung maßgebend. Auf den Karolinen-, den Marschall- und Kingsmillinseln ist das Datum mit jenem von Australien, Indonesien, China u. s. w. übereinstimmend, ja selbst auf den Samoainseln, wiewohl dieselben jenseits des 180. Meridians liegen (zwischen 172° und 169° westl. L. v. Gr.), wird das gleiche Datum wie in Australien angewendet. Und so wird es wohl auch auf den Tonga- und andern Inselgruppen sein, die alle im regen Verkehr mit Australien stehen, von Amerika aber durch weite Meeresflächen getrennt sind.

— In einem Kalksteingebirge, welches sich dem bei Tanga (Deutsch-Ostafrika) mündenden Mkulumuri entlang zieht, hat Dr. Kaerger im November 1890 sehr zahlreiche und mannigfach gestaltete Tropfsteinhöhlen entdeckt, die teilweise eine Höhe von 30 bis 40 m erreichen und eine große Ausdehnung besitzen. Die Tropfsteinbildungen in denselben beschreibt er als sehr schön. Bewohner der Höhlen sind Stachelschweine, zahllose Fledermäuse und vielerlei „eigentümlich geformte" Insekten.

— Im Petschoralande hat der russische Geologe Tschernyschow im Laufe des Jahres 1890 Untersuchungen ausgeführt, welche die Geologie des Landes als sehr kompliziert darstellen. Er hat eine Karte des Landes angefertigt, welche beiläufig 50 000 Quadratwerst umfaßt und deren wichtigste orographische Angaben sich auf eine Reihe astronomisch neu bestimmter Punkte stützen. Es ist der Bau einer Reihe von Gebirgen erforscht worden, deren Dasein bisher kein Geograph geahnt hat, die aber den Samojeden unter streng feststehenden Namen wohl bekannt waren. Die

Reisenden hatten mit großen Schwierigkeiten zu kämpfen; namentlich war ihnen der späte Beginn des Frühjahrs hinderlich; auf dem ganzen Wege von Ust-Pinega nach Mesen und weiter bis zur Zylma und Kosma hielten sie mit dem Eisgange Schritt. Als sie, der Kosma folgend, der Tundra zuwanderten, wußten sie nicht einmal, ob sie Führer antreffen würden, da die Bevölkerung dieses ausgedehnten Gebietes sich auf 360 Samojeden beschränkt, die sechs verschiedenen Stämmen angehören. Nachdem die Gegend der Zylma und Jschma untersucht war, wurde im September der Pysdnna entlang der Rückweg über Mesen angetreten. (Nach Verhandl. d. Ges. für Erdk. zu Berlin 1890, 460.)

— Deutsche Expedition nach Westgrönland. Der Vorstand der Berliner Karl Ritter-Stiftung hat beschlossen, aus den Mitteln derselben eine Expedition nach der Westküste Grönlands auszurüsten. Führer derselben soll Dr. E. v. Drygalski sein, welchem sich Herr O. Baschin, Mitglied der Gesellschaft für Erdkunde, auf eigene Kosten anzuschließen gedenkt. Zweck der Expedition ist das Studium der Eisverhältnisse von Grönland, insbesondere der Bewegungserscheinungen auf dem Inlandeis und den Gletschern. Dr. v. Drygalski beabsichtigt, im Hintergrunde des Umanakfjordes, ungefähr in 70½ Grad nördl. Br., eine Station anzulegen, auf welcher Herr Baschin fortlaufende meteorologische Beobachtungen gewinnen will, und von hieraus auf längeren und kürzeren Ausflügen das Studium der Eisverhältnisse vorzunehmen. Außer den beiden genannten ist noch ein dritter wissenschaftlicher Beobachter in Aussicht genommen. Die Dauer des Aufenthaltes am Eisrande ist auf ein Jahr bemessen.

— Der Handel des Congostaates hat sich, entgegen den anfänglichen üblen Voraussagen, stätig und immer fortschreitend entwickelt. Den größten Nutzen aus demselben haben, seit der Eröffnung des oberen Congo, die niederländischen Handelshäuser gezogen, welche ihre Stationen immer weiter in das Innere vorgeschoben haben. Im Jahre 1886 wurden im ganzen 5000 Lasten von Matadi bis zum Stanleypool gebracht; im Jahre 1889 transportierte der Congostaat allein 23000 Lasten dorthin und entsprechend hob sich der Privathandel. Damals war jenseits Matadi kein einziges Warenhaus, jetzt sind dort allein deren 14 errichtet, und zehn Dampfer befahren nur für Handelszwecke diese Strecke. Im Jahre 1885 waren nur 13 Missionsstationen am Congo, jetzt liegen deren schon 15 entlang dem Strome. Der Wert der Ausfuhr des Congo, welcher im Jahre 1886 nur 1633440 Franken betrug, ist 1889 auf 6184531 Franken gestiegen, und die Einfuhr hat sich in ähnlicher Art gehoben. Die Einnahmen des Staates weisen noch ein Defizit auf, welches jetzt durch Einfuhrzölle aufgebracht werden soll.

— Tauben als Pflanzenverbreiter in der Südsee. Nach den Beobachtungen, welche C. M. Woodford bei seiner dritten Reise nach den Salomoinseln (Proc. Geogr. Soc. 1890, 395) machte, sind es gerade Tauben, welche Pflanzensamen von einer zur andren Insel verschleppen. Kleine Koralleninseln, die sehr weit von größeren bereits bewaldeten entfernt liegen, erhalten ihre erste Vegetation meist durch solche angeschwemmte Sämereien, die längeren Aufenthalt im Seewasser vertragen, so die Kasuarinaarten, Tournefortia argentifolia, Scaevola Koenigii, Guettarda speciosa, Calophyllum inophyllum, Pandanus. Die Flora bleibt auf diese Pflanzen beschränkt, wenn die Insel so fern von andern liegt, daß Landvögel sie nicht erreichen können. Ist letzteres aber der Fall, so tragen namentlich Tauben, neben andern Landvögeln, Sämereien zu, welche der Flora ein andres Gepräge verleihen. Wie dieses geschieht, beobachtete Woodford an der großen früchtefressenden Taube der Salomonen, die regelmäßig (vielleicht um den nächtlich jagenden Leguanen zu entgehen) von den Hauptinseln auf die kleinen Nebeninseln um die Abendzeit hinüberfliegt. Sie füllen dann die Bäume und sind vollgestopft mit Feigen und besonders den walnußgroßen Kanariennüssen, deren weiche Hülle sie verdauen, worauf sie die große harte Nuß selbst von sich geben. Dieses benutzen die Eingeborenen, welche auf den kleinen Inseln unter den Rastbäumen der Tauben ihre Nußernte abhalten. Besonders weite Ausflüge über See macht die weit verbreitete Nicobartaube (Calaenas nicobarica), welche Woodford einmal 40 Miles von den Salomonen auf See antraf.

— Über Brustmessungen und Körpergewichtsbestimmungen, die er an Soldaten des 3. bayerischen Feldartillerieregiments in den Jahren 1887 bis 1889 vorgenommen hat, sprach am 9. Januar 1891 der Oberstabsarzt Dr. Seggel in der Münchener anthropologischen Gesellschaft. Vorgenommen wurden dieselben zum Zwecke einer genauen Bestimmung der Brustweite und der Erweiterungsfähigkeit der Brust, sowie zur genügenden Kontrolle über die Ernährung der Leute. Aus dem reichen Inhalte des auf umfangreiches Zahlenmaterial und die Vorstellung mehrerer Leute gestützten Vortrages können wir nur erwähnen, daß sowohl bei der Zivilbevölkerung eine von Jahr zu Jahr sich bessernde Körperernährung, als bei der älteren Mannschaft eine proportionale Zunahme des Körpergewichtes trotz der Anstrengungen des Dienstes festgestellt ist. Für die Größe des Brustumfanges ist nicht die Ernährung, sondern die Beschäftigung von maßgebendem Einflusse. Die durch die Umstände erschwerte Messung des Brustumfanges bei der Aushebung gewinnt der Redner in besserer Weise als bisher durch die Messung der Schulterbreite und des geraden oder Tiefendurchmessers der Brust von vorn nach hinten mit dem von den Förstern zur Durchmesserbestimmung von Bäumen gebrauchten Maßstabe. Dabei ergab sich, daß die Schulterbreite viel genauer mit dem Körpergewicht in Übereinstimmung ist als der Brustumfang; doch bedarf die Messung der Schulterbreite noch einer Ergänzung durch den Tiefendurchmesser der Brust von vorn nach hinten.

— Das Wort „Irokese". Man liest in den Lehrbüchern der Völkerkunde eine Erklärung des Wortes Irokese (Iroquois), die auf den alten Charlevoix zurückgeht, der in seiner Geschichte Neufrankreichs berichtet: „Der Name Iroquois ist französisch und ist gebildet aus dem (indianischen) Worte hiro, ich habe gesprochen (denn mit diesem Worte schließen die Indianer ihre Reden) und aus koue, welches langgezogen einen Ausdruck der Trauer, aber kurz ausgestoßen Freude bedeutet." Dagegen meinte der amerikanische Sprachforscher Horatio Hale, die Volksbenennung stamme von dem Worte garokwa oder ierokwa = diejenigen, welche rauchen, oder kurzweg „Tabaksvolk", denn die Irokesen bauten einst Tabak. Indessen ein guter Kenner der irokesischen Sprache, J. N. B. Hewitt, bestreitet, daß dieses Verbum in den irokesischen Sprachen vorkomme und stellt seinerseits (American Anthropologist I, 188) eine andre Etymologie auf: irinako im Montagnaisdialekt und ininako im Mohegandialekt jener Sprache bedeutet nämlich „echte Schlange". Mit der französischen Endung ois entstehen dadurch irinakois und ininakois, das Wort, woraus dann weiter Iroquois und unser Irokese wurde.

Herausgeber: Dr. R. Andree in Heidelberg, Leopoldstraße 27. Druck von Friedrich Vieweg und Sohn in Braunschweig.

Bd. LIX.

Globus.

Nr. 8.

Illustrierte Zeitschrift für Länder- und Völkerkunde.

Begründet 1862 von Karl Andree.

Herausgegeben von Richard Andree.

Druck und Verlag von Friedrich Vieweg & Sohn.

Braunschweig. Jährlich 2 Bände in 24 Nummern. Durch alle Buchhandlungen und Postanstalten zum Preise von 12 Mark für den Band zu beziehen. 1891.

Ameghinos Forschungen in den argentinischen Pampas.

Von Dr. W. Kobelt.

I.

Der „Globus" hat zwar bereits in Nr. 23 des vorigen Bandes von mir eine kurze Zusammenstellung der von Ameghino in seinem großen Werke über die fossilen Säugetierreste Argentiniens veröffentlichten Funde von Menschenresten und Menschenspuren gebracht. Da die Fundberichte aber in einem sehr umfangreichen und kostspieligen Werke enthalten und obendrein in einer Sprache geschrieben sind, welche nur verhältnismäßig wenigen deutschen Naturforschern geläufig ist, bin ich von verschiedenen Seiten aufgefordert worden, einen ausführlicheren Auszug aus dem Ameghinoschen Werk zu geben und der „Globus" hat in dankenswerter Weise seine Spalten dafür zur Verfügung gestellt.

Der Boden der großen Ebene, welche sich von Patagonien dem Fuße der Anden entlang bis nach Bolivia hinein erstreckt und dort mit dem Tieflande des Amazonas verschmilzt, ist von relativ neuer Bildung. Noch zur Kreidezeit bestand Südamerika aus mindestens drei Inseln, welche durch Meere, deren Stelle jetzt die Tiefebenen von Orinoko, Amazonas und La Plata einnehmen, getrennt wurden. Aus der heutigen Verbreitung der Landschnecken kann man das unwiderleglich nachweisen und läßt sich auch die Vermutung rechtfertigen, daß der langgestreckte Zug der heutigen Kordilleren bis zur Erhebung dieser Kette, die ja in eine verhältnismäßig sehr junge Zeit fällt und anscheinend noch fortdauert, auch noch einmal querüber durch einen Meeresarm geteilt war. Die Auftürmung der Kordilleren war jedenfalls auch von einer Hebung des Meeresgrundes begleitet, doch genügte dieselbe nur an wenigen Stellen, um die Kreideschichten an die Oberfläche zu bringen. Nur in Paraguay und dann wieder am Oberlauf des Rio Negro di Patagonia finden sich rötliche Sandsteine, die Adolf Döring als Piso Pehuenche zum Eocän rechnet, in denen sich aber in neuerer Zeit massenhaft Knochen von riesigen Reptilien der Kreide, besonders Dinosauriern und Krokodilen, gefunden haben, gemischt mit denen von Edentaten und andren Kryptodonten, Säugetieren des Eocän. Diese Schichten nehmen also gewissermaßen eine Mittelstellung zwischen Kreide und Tertiär ein, entsprechend der nordamerikanischen Laramieformation. An sie schließen sich ältere Tertiärschichten, von Süden nach Norden an Alter abnehmend, viele davon reich an Säugetierresten, auf eine ungeheure Strecke überdeckt von einer Basaltkappe von 100 bis 150 m Dicke, welche gegen das Ende der Eocänperiode ergossen wurde, und zwar über ein Gebiet, das damals schon Festland war und sich in seiner Ausdehnung wenig von der des heutigen Patagonien unterschied. Nordwärts an die Basaltdecke schließt sich die von d'Orbigny als Patagonico unterschiedene Formation, teils subaerischen Ursprungs, teils Süßwasserbildung, aber bei weitem nicht so ausgedehnt, wie d'Orbigny annahm, vielmehr nach Norden bald zu einem schmalen Bande zusammenschrumpfend. Ein weiteres Vordringen des Meeres und die Ablagerung mariner Schichten, charakterisiert durch Unmassen von Ostrea patagonica, bezeichnen das Ende der Eocänperiode. Hier schien für geraume Zeit eine Unterbrechung der Ablagerungen stattgefunden zu haben, denn man fand in den tief eingeschnittenen Barancas des Parana unmittelbar auf dem Patagonico die untersten Schichten des Pampeano aufgelagert, das Miocän schien vollständig zu fehlen. Erst in den letzten Jahren hat Dr. Adolf Döring im südwestlichen Teile der Pampas Schichten entdeckt, welche sich zwischen Eocän und Pliocän einschieben und somit dem europäischen Miocän entsprechen; sie werden unter dem Namen Araucano zusammengefaßt und sind für uns besonders wichtig, weil in ihnen Ameghino die ältesten Menschenspuren gefunden hat.

Alle diese Schichten sind wesentlich nur in Patagonien und im südwestlichen Teile von Argentinien entwickelt. Den bei weitem größten Teil der argentinischen Pampas nehmen die Schichten ein, welche d'Orbigny und Darwin fast gleichzeitig als Pampasschichten (Pampeano) bezeichnet haben. Es ist bald sandiger Thon, bald thoniger Sand, ohne irgend welches anstehendes Gestein, mit eingebetteten härteren Schichten und Blöcken in allen Dimensionen bis zu

der unserer Lößmännchen herab, den sogenannten Toscas. In den rötlichen Thon sind hier und da inselförmig weißliche Lager eingebettet, reich an Süßwasserkonchylien und Fischresten, die Spuren ehemaliger Seen in der Pampasebene. Das Pampeano ist fast in seiner ganzen Ausdehnung eine subaerische Bildung, analog unserm Löß, es enthält fast überall eine Menge Wirbeltierknochen, die Reste der auf der ebenen Fläche gestorbenen Tiere, welche nach und nach von dem Staube der Steppenstürme begraben worden sind. Marine Reste fehlen fast ganz, das mittlere Pampeano ausgenommen, in dem ein Einbruch des Meeres stattgefunden hat. Im Pampeano liegen die Reste der riesigen Faultiere und Gürteltiere, großer Katzen, zahlreicher Lama- und Hirscharten und auch fossiler Pferde, unbestreitbar die Vorfahren der heutigen Säugetierfauna Südamerikas, wenn auch keine Art mit einer heutigen identisch ist. Der größere Teil der 97 Tafeln, welche Ameghino seinem Werke beigegeben hat, ist den Resten aus dem Pampeano gewidmet. Die Schichten sind fast durch ihre ganze Dicke gleichmäßig, nur daß die unteren fester und mehr geschichtet sind und ihre Toscas mehr kieselig und weniger kalkhaltig als die der oberen sind. Nach den Säugetierresten lassen sich dagegen sehr bequem eine obere, eine mittlere und eine untere Abteilung unterscheiden. Die Charaktertiere für die untere Abteilung (Piso ensenadense) sind nach Ameghino: Dicoelophorus latidens, Canis bonaeriensis, Canis ensenadensis, Typotherium cristatum, Pachyrucos bonaeriensis, Hippidion compressidens, Macrauchenia ensenadensis, Scelidotherium Capellinii, Mastodon platensis, Hoplophorus imperfectus, Glyptodon Muñizii, Propraopus grandis. — Eine marine Schicht, einem Einbruch des Meeres entsprechend, scheidet das untere Pliocän vom oberen; dieses sogenannte Piso Belgranense ist aber nach dem Wiederauftauchen des Landes zum größten Teile zerstört worden und nur an wenigen Stellen erhalten. Über diesen liegt wieder die Thonschicht des oberen Pampeano (Piso bonaerense); die Hebung war von starken Faltungen und Verwerfungen begleitet; eine Verwerfungslinie, dem Parana folgend, dringt bis tief in das Innere des Kontinentes ein und wird bei Erdbeben (z. B. am 4. Juni 1888) oft sehr bemerklich. In das obere Pampeano sind die Betten der heutigen kleineren Flüsse und die Regenschluchten eingeschnitten. Aus der Fauna sind die meisten der oben genannten Arten verschwunden; die Charaktertiere sind: Smilodon populator, Arctotherium angustidens, Lagostomus angustidens, Mastodon Humboldti, Toxodon Burmeisteri, Dilobodon lujanensis, Eulamaops parallelus, Hippidion principalis, Macrauchenia patagonica, Ctenomys magellanicus, Glyptodon typus, Panochtus tuberculatus, Doedicurus Poncheti, Hoplophorus ornatus, Eutatus brevis etc.

Mit dem oberen Pampeano schließt die Epoche der Ablagerungen in den Pampas und beginnt die der Denudation, die heute noch fortdauert. Ameghino nimmt an, daß die Durchschnittserhebung der Pampas damals circa 30 m höher war als heute. Ein großer Teil der abgeschwemmten Massen wurde in sekundären Depressionen, in Seebecken und Flußthälern abgelagert, und bildet hier Schichten, die als Piso lujanense bezeichnet werden. Sie sind nicht sehr ausgedehnt, aber für den Paläontologen äußerst wichtig als Lagerstätten von ungezählten Massen von Knochen und Panzern von Mastodon, Megatherium, Glyptodon, Panochtus, Mylodon, Lestodon, Pseudolestodon und Scelidotherium; das eigentliche Leitfossil für sie ist aber eine winzige Brackwasserschnecke, Hydrobia Ameghinii Doering, welche diese Lager zu Millionen erfüllt, aber in allen jüngeren Ablagerungen fehlt.

Im Süden legt sich über das Pampeano eine ausgedehnte Schicht von mehr oder minder verkitteten Rollsteinen, die Formation tehuelche. Sie hat häufig als Beweis für die Existenz einer Eiszeit in Südamerika dienen müssen, da sie als eine erratische Formation angesprochen wurde, aber Carlos Ameghino, der Bruder des Paläontologen, welcher diese Gegend sehr sorgfältig untersuchte, fand niemals die charakteristischen Gletschergeschiebe, niemals Kritzen, immer nur echte Rollsteine, wie sie die Flüsse heute noch aus den Kordilleren bringen. Die Bildung der Geröllschicht hat, da Patagonien seit der Eocänperiode nicht mehr vom Meere bedeckt wurde, schon unmittelbar nach dem Erguß der oben erwähnten Basaltdecke begonnen und bis in die Neuzeit hinein fortgedauert. (Den feineren Detritus haben wahrscheinlich die Pampasstürme zwischen den Steinen herausgeblasen und nach Norden geführt, wie man es heute noch an dem Südabhange des Atlas in der Vorwüste beobachten kann.) Eine Eiszeit für Südamerika leugnet Ameghino, wie schon früher im Globus erwähnt wurde, gänzlich.

Diluvialschichten sind im Inneren der Pampas bis jetzt noch nicht aufgefunden worden, obschon ihre Existenz in abflußlosen Senkungen durchaus nicht unmöglich ist. Wohl aber liegen sie, durch kleinere Hebungen aufs Trockne gebracht, der Küste entlang und finden sich auch in der Provinz Buenos Aires einige Seeausfüllungen, welche eine von der tertiären ganz verschiedene, zur rezenten hinüberführende Fauna enthalten. Hydrobia Ameghinii wird in ihnen durch eine andre Art, Hydrobia Parchappi, ersetzt. In den Küstenschichten, dem Piso querandino, finden sich neben Seemuscheln, die heute noch an den südamerikanischen Küsten wohnen, die Knochen von Canis cultridens, Auchenia mesolithica, Palaeolama mesolithica, Cervus mesolithicus, Euphractus platensis. In den jüngeren Süßwasserschichten des Piso platense treten schon die Unze, das Guanaco, Canis Azarae und zahlreiche andre, heute noch lebende Säugetiere hinzu, von ausgestorbenen Arten unter andern auch ein echtes Pferd (Equus rectidens). Das noch jüngere Piso aymarà enthält nur die Reste heute noch lebender Tiere und muß als alluvial bezeichnet werden. Ameghino trennt von ihm noch die allermodernsten, seit der Einwanderung der Europäer abgelagerten Anschwemmungen als Piso ceriano ab.

Zur Quaternärzeit waren die physikalischen Verhältnisse der Provinz Buenos Aires wesentlich von den heutigen verschieden; die Bäche und Flüsse strömten in einem erheblich höheren Niveau, die Ebene war mit zahlreichen stehenden Gewässern bedeckt, das Klima war offenbar feuchter als heute, und wahrscheinlich auch etwas wärmer, denn einige subtropische Landschnecken sind seitdem nach Norden zurückgewichen. Der Ozean reichte ein klein wenig weiter in das Land hinein als heute, an die Küste schloß sich eine Reihe von untereinander zusammenhängenden Lagunen. Die Fauna war in ihren Grundzügen der heutigen ähnlich, aber sie enthielt noch einige jetzt ausgestorbene Formen; gerade die Riesentiere, Mylodon, Megatherium und Mastodon, haben im Anfang der Diluvialperiode sicher noch in den Pampas gelebt.

Wie oben bemerkt, sind weder die marinen noch die lacustren Diluvialablagerungen in den Pampas besonders ausgedehnt. Menschenreste und Menschenspuren finden sich im Süßwasseralluvium, dem Piso platense, relativ sehr zahlreich. Leider sind sie vielfach mit rezenten Resten vermengt worden, aber die genaueren Untersuchungen und Ausgrabungen der letzten Jahre haben doch eine ganze Anzahl sicher diluvialer Funde geliefert. Sie lassen unschwer zwei verschiedene Epochen erkennen, eine jüngere mit regelmäßig geschlagenen Werkzeugen, welche teilweise schon Anfänge von

Politur zeigen, und Spuren von Töpfergeschirr [1]), der **mesolithischen Periode** entsprechend, und eine ältere mit roheren Werkzeugen und ohne Topfscherben, der **paläolithischen Periode** angehörend. Neolithische geschliffene Werkzeuge sind im echten Diluvium noch nirgends gefunden worden und gehören überall der jüngeren, oberflächlichsten Bodenschicht an. Ameghino giebt für beide Perioden zahlreiche detaillierte Fundberichte. Die Fundstätten sind fast immer die Stellen alter Lagunen und deshalb inselartig über die Provinz zerstreut. Eine sehr interessante Lagerstätte befindet sich bei Cañada de Rocha in der Nähe von Lujan. Ameghino hat mehrere Monate dort gegraben, aber nur einen kleinen Teil der Schicht damit ausgebeutet. Unter einer 80 cm dicken Schicht Dammerde, welche einige geschliffene Steinwerkzeuge lieferte, liegt eine 2 bis 3 m dicke Schicht schwärzlicher, eisenhaltiger Erde, durchsetzt mit Konkretionen von Eisenoxydhydrat bis zur Dicke eines Hühnereies, und Ampullarien, Planorben und andre Süßwasserkonchylien enthaltend. Sie liegt direkt auf dem roten Pampasthon auf und ist offenbar die Ausfüllung eines Teiches aus der jüngeren Diluvialzeit. Die Schicht ist in ihrer ganzen Ausdehnung mit Wirbeltierknochen gespickt und jeder Schlag mit der Hacke brachte nicht nur eine Anzahl Knochen, sondern auch einzelne Werkzeuge aus Stein und Knochen oder Topfscherben zum Vorschein. Außer einer Anzahl unbearbeiteter Knochen sammelte Ameghino an dieser Stelle etwa 500 Steinwerkzeuge, 800 Scherben und etwa 50 Werkzeuge aus Knochen. Die Steinwerkzeuge bestanden aus Pfeilspitzen und Lanzenspitzen des Type Moustierien, aus kleinen halbrunden Schabern (raspadores) mit sorgfältig bearbeiteten Schneiden, feinen, an der Schneide nicht weiter bearbeiteten Kieselsplittern, völlig runden Steinkugeln und flachen Mörsern. Aus Knochen gearbeitet fanden sich zweischneidige und dreischneidige Pfeilspitzen ohne Stiel, Ahlen und Glättwerkzeuge (alisadores s. pulidores). Die Scherben sind aus grobem Thon und schlecht gebrannt, anscheinend alle von einer Topfform herrührend, die einer halben Melone glich, ohne Verzierungen, gelegentliche Eindrücke mit dem Fingernagel ausgenommen. Die gefundenen Röhrenknochen sind mit verschwindend geringen Ausnahmen der Länge nach gespalten, die Schädel zerschlagen, um das Gehirn zu gewinnen, die übrigen Knochen zerbrochen, angebrannt und mit von Feuersteinmessern herrührenden Einschnitten bedeckt. Sie gehören allen Wirbeltierklassen an, auch einige Reptilienknochen finden sich; von den Arten leben die meisten noch heute in Argentinien, einige sind ausgewandert (Tolypeutes conurus, Dolichotis patagonica); ausgestorben sind Palaeolama mesolithica, Cervus mesolithicus, Equus rectidens; Canis Azarae und die Unze sind durch etwas von den rezenten abweichende Formen repräsentiert.

In dem Pampasthon unterhalb der Fundschicht finden sich eigentümliche runde Löcher von 20 bis 80 cm Durchmesser und bis 2 m tief, 20 cm bis zu 1 m voneinander entfernt; zwischen ihnen ist die Erde etwas aufgehäuft und viele von ihnen verzweigen sich in einiger Tiefe in mehrere Gänge von geringerem Durchmesser, gerade als seien hier starke Äste verkehrt in die Erde eingegraben worden; Ameghino nimmt deshalb auch an, daß die Menschen der mesolithischen Periode hier im Gebiet einer ausgedehnten schlammigen Lagune auf einer Art Pfahlbauten wohnten. Die Ansiedelung muß, nach der Masse der aufgehäuften Knochen zu schließen, eine geraume Zeit hindurch bestanden haben, aber sie ist nicht immer bewohnt gewesen, denn zwischen den knochenreichen Schichten finden sich einzelne nur aus Seeschlamm bestehende Zwischenschichten. Menschenreste, aus denen man einen Schluß auf die Körperbeschaffenheit der mesolithischen Menschen ziehen könnte, haben sich in dieser Station leider noch nicht gefunden. Einige Knochen, die bei Partido de Juarez gefunden wurden, scheinen, da mit ihnen zusammen nur Steinwaffen, aber keine Scherben gefunden wurden, älter zu sein, aber der Schädel vom Rio Negro de Patagonia, den Moreno im Bulletin de la Société d'Anthropologie de Paris als mit Glyptodonresten zusammen gefunden beschrieb, ist vermutlich mesolithisch.

Eine sehr wichtige mesolithische Fundstätte liegt in Cordoba, in der nächsten Umgebung des dortigen Observatoriums. Die überliegende Dammerde ist vom Regenwasser weggespült; in der entblößten und von Wasserrinnen zerfressenen Fundschicht liegen massenhaft Artefakte roher Art zusammen mit den Resten einer dolichokephalen Menschenrasse, deren Schädel durch ihre auffallende Dicke einigermaßen an den Neanderthaler erinnert. Es haben sich bis jetzt nur Bruchstücke gefunden, die keinen vollständigen Schluß auf die Schädelform zulassen, aber einige zeigen unverkennbare Spuren einer künstlichen Deformation, wie bei den Aymaras. Unter den Steinwaffen finden sich Pfeilspitzen, zugeschlagene Schleudersteine, Hämmer und einige große „racloirs" vom Type Moustierien. Scherben fehlen, die Station scheint also älter zu sein, als die von Canada de Rocha. Ameghino möchte sie mit den Stationen von Solutré und Madelaine parallelisieren.

Das ältere Diluvium ist überall in Argentinien arm an Wirbeltierresten und auch Menschenspuren sind darin so selten, daß Ameghino anfangs geneigt war, einen großen Hiatus zwischen den Pampasschichten und dem jüngeren Diluvium anzunehmen. Neuere Nachforschungen haben aber doch nicht nur eine ganze Anzahl Säugetierarten ergeben, sondern auch unverkennbare Menschenspuren, gespaltene und roh bearbeitete Knochen, gebrannte Erde und grob zurechtgeschlagene Steinwaffen, dem europäischen Typus von Chelles und Saint-Acheul entsprechend. Den ersten Fund eines echten Beiles von diesem Typus machte der bekannte Naturforscher Pellegrino Strobel schon 1867 bei Tandil. An derselben Stelle sind seitdem noch eine Anzahl ähnlicher Steinbeile gefunden worden, außerdem große Nuclei aus weißem Quarzit, mit einer dunkeln Patina überzogen, und mit ihnen zusammen Knochen eines Palaeolama und des ausgestorbenen Pferdes (Equus rectidens). Auch in den reichen Fundstätten am Abhange des Cerro de Montevideo in der Banda oriental haben sich immer einzelne Instrumente vom type chelléen gefunden, gemischt mit zahlreichen jüngeren Fundstücken. Ameghino war so glücklich, am Meeresstrand in geschichtetem Diluvium, welches dem Piso querandino angehört, typische Chelles-Beile zu finden und somit ihr Alter festzustellen.

Zahlreicher sind die Funde bei Cordoba; der Mensch scheint im älteren Diluvium den Bergabhang der Ebene als Wohnplatz vorgezogen zu haben. Hier finden sich zwei Meter unter der Oberfläche grob bearbeitete Steingeräte aus Quarz, Quarzit und einem dunklen basaltartigen Gestein, meist mandelförmig, an einer oder an beiden Schneiden zugeschärft, bald an einer Seite zugespitzt, bald an beiden gerundet, 6 bis 14 cm breit; ferner auf einer Seite zugeschärfte Rollsteine und geschärfte Splitter vom Typus der „racloirs moustieriens", sowie Schlagsteine mit zahlreichen Facetten. Die wenigen Säugetierknochen gehören der Fauna des älteren Diluviums an. Auch an der Laguna di Lobo und bei Villa de Lujan, der einzigen an Säugetierknochen reichen Lokalität des älteren Diluviums, haben sich Beile gefunden, welche ganz den Typus von Saint-Acheul tragen. Von den 36 dort gefundenen Säugetier-

[1]) Anmerkung des Herausgebers. Ob „Töpfergeschirr" zu den diluvialen Funden zu rechnen ist, möchte doch zweifelhaft erscheinen.

arten sind 14 heute ausgestorben, unter ihnen Megatherium und Mylodon.

Von großem Interesse sind die Funde, welche bei Gelegenheit der großen Ausgrabungen in der neu erbauten Hauptstadt La Plata gemacht wurden. Hier nimmt das untere Diluvium eine bedeutende Fläche ein; es besteht aus marinen Sanden, die von einer dünnen Süßwasserschicht überlagert werden. In ihnen finden sich massenhaft die Knochen großer Seesäugetiere, ganze Skelette von Balaenopterus, Delphine aus den Gattungen Delphinus, Pontoporca, Orca, Tursio, auch zahlreiche Robben; sie harren noch des eingehenden Studiums und es ist noch nicht festgestellt, ob sie lebenden oder ausgestorbenen Arten angehören. Mit ihnen vermischt finden sich plump zurecht geschlagene Quarze, messerartig zugeschärfte Schiefer, Schleudersteine und die charakteristischen Beile von Chelles oder Saint-Acheul. Die Geräte, welche sich in den überliegenden Süßwasserschichten finden, gehören dem Typus von Moustier an. Von zerstreuten, anscheinend teilweise absichtlich zerschlagenen Menschenknochen hat sich noch nicht mit Sicherheit feststellen lassen, welchem Horizont sie angehören.

Ein weiteres interessantes Lager des älteren Diluviums findet sich südlich von Buenos Aires an der Küste von Bahia blanca, in dem Thal des Baches Naposta. Auch hier liegen marine Schichten, überlagert von fluviatilen; die zahlreichen Wirbeltierknochen gehören denselben Arten an, wie im älteren Diluvium des Nordens. Neben vielen gespaltenen Knochen großer Wiederkäuer finden sich hier zahlreiche zerbrochene Eier des amerikanischen Straußes, meistens Spuren von Feuereinwirkung zeigend, und häufiger als sonst Steinwaffen von altdiluvialem Typus, darunter besonders ein schönes Quarzitbeil von der klassischen Form von Saint-Acheul. Darüber liegen in den Süßwasserschichten die dem Typus von Moustier entsprechenden, besser bearbeiteten Geräte und ganz oben in der Dammerde die fein bearbeiteten Pfeilspitzen aus der Indianerzeit; die Werkzeuge jeder Epoche sind am Habitus sofort zu erkennen.

Will man diese altdiluvialen Schichten mit europäischen vergleichen, so können es nur die altquaternären von Abbeville an der Somme sein, in denen Boucher de Perthes seine Funde machte.

Die beabsichtigte Südpolar-Expedition.

Nachdem der Vorschlag zu einer australischen Südpolar-Expedition, welcher Ende 1887 in Victoria auftauchte, durch die Weigerung des englischen Schatzamts, den von den Kolonieen verlangten Beitrag von 5000 Pfd. Sterl. zu leisten, scheiterte, scheint das Gelingen der neuerdings geplanten schwedisch-australischen Südpolar-Expedition bessere Aussichten auf Erfolg zu haben. Baron von Mueller schlug im Anfang 1890 Nordenskiöld eine gemeinschaftliche australisch-schwedische Expedition vor und stellte im Falle des Zustandekommens einen Beitrag der australischen geographischen Gesellschaft von 5000 Pfd. Sterl. in Aussicht. Nordenskiöld seinerseits unterbreitete diesen Vorschlag Oskar von Dickson und dieser stellte in seiner großmütigen Freigiebigkeit weitere 5000 Pfd. Sterl. zur Verfügung. Mit dieser geringen Summe von 10 000 Pfd. Sterl. (200 000 Mark) glaubt Nordenskiöld das Unternehmen verwirklichen zu können, und man rechnet, daß die Expedition 1892, vielleicht auch erst 1893 Schweden wird verlassen können.

Unter dem Vorsitz des Gouverneurs von Victoria, Earl of Hopetoun, fand am 27. August zu Melbourne eine Versammlung statt, welche die wissenschaftliche Erforschung der Südpolarzone als eine nationale Pflicht erklärte und bei der allgemeinen Begeisterung, die nun in Australien für die Sache herrscht, wird die Summe von 5000 Pfd. Sterl. aufgebracht werden. Herr G. S. Griffith (vergl. Nature vom 26. Oktober 1890) hielt einen Vortrag über Südpolarforschung und reihte sich mit seinen Ausführungen jenen verdienten Männern an, welche, allen voran, unser Landsmann Dr. G. Neumayer, seit Jahren die Notwendigkeit der antarktischen Forschung im Interesse der Wissenschaft, besonders der Geophysik, aufs nachdrücklichste vertreten.

Nach Griffith hat die Geographie bei einer Südpolar-Expedition den geringsten Gewinn zu erwarten. Wo Berge, Thäler und Wasserläufe unter ewigem Schnee begraben sind, können höchstens bloße Umrisse, das Gerippe einer Karte, gezeichnet werden. Aber das soll dennoch keinen Einwand bieten gegen ein Unternehmen, das andre große Aufgaben hat. Unsre gegenwärtige geographische Kenntnis dieses Gebietes ist eine außerordentlich beschränkte, wie der Blick auf eine Südpolarkarte ergiebt. Wenige unzusammenhängende Küstenlinien sind der Inbegriff unsrer gesamten Kenntnis des Südpolarlandes. Das Hauptproblem, das also in dieser Hinsicht seiner Lösung harrt, ist die Frage nach dem Zusammenhange dieser zerstreuten Küsten; bilden sie Teile eines Kontinents oder sind sie gleich Grönland Stücke eines Archipels?

In der Geologie interessieren uns andre Dinge. In der Polargegend muß bei Bildung der Vulkane der Schneefall ebensogut in Rechnung gezogen werden, wie der Aschenauswurf und der Lavastrom. Man könnte denken, daß jeglicher vulkanische Auswurf sofort den Schnee schmilzt, auf den er fällt; aber das folgt durchaus nicht notwendig. Vulkanische Asche fällt verhältnismäßig kalt nieder, bildet eine Kruste und ist dann einer der schlechtesten Wärmeleiter, die wir kennen. Wenn eine solche Lage einige Zoll dick über dem Schnee liegt, so kann glühende Lava darüber wegfließen, ohne daß der Schnee darunter schmilzt, wie Lyell schon 1828 an den Abhängen des Ätna beobachtet hat. Was ist nun die Folge? Ist das Eis durch die Zwischenfügung starrer Lavabetten und verhärteter Asche verändert worden? Wird das Eis durch Verdampfung zerstört oder verhindert die Aschenschicht diese Art der Auflösung? Eine weitere interessante Frage ist die, welcher Natur sind die Felsen, auf welchen die untersten Lavaschichten ruhen, in ihrem Verhältnisse zu dem antarktischen Kontinent, welcher nach Annahme der Geologen in der Sekundärperiode dort existierte. Findet man sedimentäre Gesteine, so deutet das auf die einstmalige Nähe eines Kontinents, von dessen Oberfläche allein diese Sedimente herrühren können; trifft man dagegen plutonische Gesteine, so erkennen wir darin einen Teil des kontinentalen Landes selbst. Ferner sollten, wo immer die Schneeverhältnisse es gestatten, die Polargebirge nach Basaltlagern durchsucht werden, um Spiegeleisen und Nickel zu finden, wie sie Nordenskiöld in Ovifak in Nordgrönland entdeckte. Denn nur allein diese metallischen Massen auf der Erde gleichen den außerirdischen Meteoriten; ihr Vorkommen am Südpol würde der geologischen Forschung neue Anregung geben.

Eine Reihe von Pendelbeobachtungen, möglichst nahe am Pole ausgeführt, müßte ferner unsre Kenntnis

über Gestalt und Beschaffenheit der Erdoberfläche nicht unwesentlich vergrößern, da die Zunahme der Pendelschwingungen gegen den Pol zu nicht allein auf die Abplattung jenes Teiles des Erdkörpers zurückgeführt wird, sondern ebenso auf das Hervortreten von Massen ultrabasischer Gesteine an die Oberfläche hinweist.

Von den Nordpolregionen wissen wir, daß sie in vergangener Zeit ein gemäßigteres Klima hatten. Zahlreiche Flötze paläozoischer Kohle, Lager jurassischer Versteinerungen und ausgedehnte eozäne Schichten mit den Resten immergrüner und laubwechselnder Bäume und blühender Pflanzen treten weithin innerhalb des nördlichen Polarkreises auf. Dieser Umstand erregt in uns das Verlangen, zu wissen, ob die entsprechenden südlichen Breiten ebenfalls solchem klimatischen Wechsel unterworfen waren. Biologen, welche Flora und Fauna von Süd-Afrika, Australien, Neu-Seeland, Süd-Amerika und den vereinzelten Inseln des südlichen Ozeans untersucht haben, haben Formen nachgewiesen, welche das Vorhandensein eines antarktischen Landes entschieden bedingen, eines Landes, das mit mannigfacher Vegetation bekleidet, von Tieren, Vögeln und Insekten belebt war und in seinen laufenden Gewässern Süßwasserfische beherbergte; auch hierin erblicken wir die Anzeichen eines veränderten antarktischen Klimas.

Betrachten wir nun kurz einige Beweise für das ehemalige Dasein dieses Festlandes. Professor Hutton in Christchurch erklärte, daß 44 Proz. der Neuseeland-Flora antarktischen Ursprungs sei. Auf den Auckland-, Campbell- und Macquarie-Inseln giebt es antarktische Pflanzen, die niemals Neu-Seeland erreicht zu haben scheinen. Neuseeland hat mit Süd-Amerika und Afrika gewisse Formen gemein und Flora und Fauna der Kerguelen-, Crozet- und Marion-Inseln sind beinahe identisch, obwohl die Inseln sehr klein und sehr weit von einander und von der übrigen Welt ablegen sind. Tristan d'Acunha hat 58 Spezies von Seemollusken, von welchen sich 13 auch in Süd-Amerika, 6 oder 7 in Neu-Seeland und 4 in Süd-Afrika vorfinden (Hutton's Origin of N. Zealand Flora and Fauna). Das gemäßigte Süd-Amerika hat 74 Geschlechter Pflanzen mit Neu-Seeland gemein und 11 ihrer Arten sind identisch (nach Wallace, Island life). Pinguine (Eudiptes) haben Süd-Amerika und Australien gemeinsam; drei Gruppen Süßwasserfische sind nur auf diese beiden Gegenden beschränkt. Von Aptitis, einem Süßwassergeschlecht, giebt es eine Art in Tasmanien und zwei in Patagonien. Eine andre kleine Fischgruppe (Haplochitonidae) bewohnt nur Feuerland, die Falklands-Inseln und Süd-Australien, während die Gattung Galaxias nur im gemäßigten Süd-Amerika, Neu-Seeland und Australien vorkommt. Und doch sind diese Länder soweit voneinander entlegen, daß heutzutage unmöglich ein gegenseitiger Austausch ihrer Bewohner stattfinden könnte. Es muß also in der Vergangenheit eine Verbindung bestanden haben, ein gemeinsames Vaterland für die gemeinsamen Formen, das von all diesen Ländern aus zugänglich war und den Wanderern als Brücke diente, somit entweder ein Festland oder ein Archipel.

Aber noch ein besonderes Interesse ist mit diesem verlorenen Kontinent verknüpft. Wer irgend mit Geologie vertraut ist, weiß, daß plötzlich mit dem Eintreten der Tertiärperiode Säugetiere, wie Affen, Katzen, Hunde, Bären, Pferde und Rinder, erscheinen. Nun ist aber nicht anzunehmen, daß diese Geschöpfe sich mit solcher Plötzlichkeit aus mesozoischen Formen entwickelt haben können. Zu diesen Umwandlungen hatten sie lange Zeit und einen großen Erdenraum gebraucht und wahrscheinlich hatte jedes von ihnen eine lange Reihe von Vorfahren. Wo bleiben nun die fehlenden Glieder? Huxley nimmt an, daß sie sich auf irgend einem verlorenen Festlande entwickelt haben, dessen Grenzen allmählich verschoben wurden, indem sich der Seerand auf der einen Seite langsam hob, während er sich auf der andern langsam senkte. So blieb stets ein großer trockener Fleck bestehen, der wie ein großes Floß mit seiner Fauna und Flora langsam mit der Erdundulation sich fortbewegte. Aber heute ist dieser Raum mit seinen fossilen Erscheinungen Meeresboden, und Huxley vermutet, daß Asien jenes Festland vertritt, das einst einen Teil des Stillen Ozeans einnahm. Wo aber die placentalen Säugetiere und andere höhere Lebensformen während der mesozoischen Periode entstanden sind, folgert Blanford, muß auch der Mensch seine Geburtsstätte gehabt haben, und somit müßten wir „das Paradies" von der nördlichen nach der südlichen Halbkugel verlegen.

Solche Möglichkeiten müssen unser Interesse an der Wiederauffindung von Spuren dieser geheimnisvollen Gegend mächtig vermehren. Dieses Land scheint nach Schluß der mesozoischen Zeit ins Meer versunken zu sein. Versinkt aber eine Landmasse, so wird dadurch eine Störung des klimatischen Gleichgewichts jener Region hervorgerufen und das Verschwinden eines antarktischen Kontinents mußte das Klima dieser Halbkugel bedeutend verändern. Würde ausgedehntes Land dieselben Sonnenstrahlen empfangen, die heute die unstäte See empfängt und als verhältnismäßig warme Strömungen nordwärts führt, so könnte die Wärme auf deren unbeweglichen Oberfläche sich ansammeln und das Klima abändern. Trugen die jetzt eisbedeckten Südpolarländer einst ebensolche Lebensformen, wie sie auf Disco und Spitzbergen vorkamen, so müssen Überbleibsel im fossilen Zustande noch anzutreffen sein und ihr Auffinden müßte derartige Spekulationen bekräftigen oder widerlegen. Dr. M'Cormac berichtet in seiner Beschreibung von Roß' Reise, daß Teile von Victorialand schneefrei und somit solchen Untersuchungen zugänglich waren und überdies mögen auch noch lebende Formen dort anzutreffen sein, wo es nicht kälter und rauher sein kann, als es die grönländischen Bergspitzen sind, die lange für steril gehalten, neuerlich eine reiche, wenn auch niedrige Flora lieferten.

In meteorologischer Beziehung ist zu untersuchen, welche Wirkungen der tiefere Barometerstand, die vorherrschende Windrichtung nach dem Südpol und der größere Feuchtigkeitsgehalt der Luft hervorbringen. Maury behauptet, daß das Klima um den Südpol herum milder sein muß, als um den Nordpol. Nach seiner Theorie steigen die feuchten Winde im Südpolargebiet zu großer Höhe auf, verlieren dort ihre Feuchtigkeit und entwickeln zugleich große Mengen latenter Wärme. Er schätzt den Unterschied in der Temperatur zwischen Nord- und Südpol größer, als zwischen einem kanadischen und englischen Winter. Wie immer aber das Klima am Südpol sein mag, die klimatischen Verhältnisse Australiens müssen durch dasselbe beherrscht werden und schon deshalb ist es von Wert, es kennen zu lernen.

Ferner harren verschiedene Fragen des Erdmagnetismus ihrer Lösung, wozu lange fortgesetzte Beobachtungen über die Wirkungen von Vorgängen im Erdinnern, der Oberflächenströmung und der atmosphärischen Elektrizität auf die Magnetnadel gehören. Es müßte mindestens ein Landobservatorium errichtet und dessen Aufzeichnungen gleichzeitig in Australien, am Kap, in Amerika und in Europa kontrolliert werden, um festzustellen, welche Schwankungen örtlich, welche allgemein sind. Die genaue Lage des magnetischen Hauptsüdpols, sowie die Brennpunkte magnetischer Intensität und ihre Bewegung müßten bestimmt werden, überhaupt müßte eine magnetische Aufnahme der südlichen Hemisphäre südlich vom 40. Breitengrade stattfinden, wie jüngst Kapitän Creak in der British Association verlangte.

Eng verknüpft mit Erdmagnetismus sind die Erscheinungen des Nordlichts, über dessen Natur und gewisse Gesetzmäßigkeit wir erst in neuester Zeit durch die Forschungen von Dr. Sophus Tromholt einen Einblick bekommen haben. Wie weit die Daten für den Nordpol auch für den Südpol zutreffend sind und in welcher Weise größere Feuchtigkeit und milderes Klima die Erscheinung beeinflussen, das müßte durch eine Reihe von Beobachtungen in hohen Breiten festgestellt werden. Von höchstem Interesse müßten Aufschlüsse über den Zusammenhang von Polarlichterscheinungen und Wetter und über die Periodizität dieser Erscheinungen sein, und wenn wir daraus irgend welche Anhaltspunkte für den voraussichtlichen Witterungscharakter in Australien gewinnen könnten, so würde ein solcher Erfolg alle Expeditionskosten weit aufwiegen.

Schließlich sei noch erwähnt, wie die Südpolarforschung auch Handelsvorteile bringen kann, nämlich durch die Belebung des Walfischfanges in diesen Regionen. Das Fischbein hat einen Preis von 2000 Pfd. Sterl. per Tonne erreicht und sichert daher dem Walfischfänger reichlichen Lohn. Da der nordische Wal aber immer seltener wird, so haben sich die hervorragendsten Walfischjäger der Gegenwart, Kapitän David und John Gray von Peterhead in Schottland, der Mühe unterzogen und bei allen noch lebenden Teilnehmern der Roßschen Expedition Umfrage gehalten und kommen zu folgendem Schluß: „Wir halten es für zweifellos, daß Wale von der Art des echten Grönland-Wales in großer Anzahl in der Südpolarsee vorkommen und daß die Ausübung des Fanges dort erfolgreich und nutzbringend sein müßte."

Griffith schließt, indem er die Überzeugung ausspricht, daß das Ansehen Australiens in der ganzen zivilisierten Welt durch nichts mehr gehoben werden könnte, als durch eine reiflich erwogene und geschickt geführte Südpolar-Expedition.

Die künstliche Verunstaltung der Köpfe in Europa.

Der merkwürdige Brauch, die Form des Kopfes künstlich umzugestalten, ist unsrer Zeit zunächst aus Amerika bekannt geworden. Missionsberichte erzählten, daß die Flatheads- und Creeks-Indianer u. a. m. die Köpfe ihrer Kinder durch fortgesetzten Druck in eine nach ihren Begriffen schönere Form dauernd umwandeln. Die von Alcide d'Orbigny im Tafellande der Andes aufgefundenen Gräber von Peru, also weit von den Indianern Nord-Amerikas entfernt, enthielten ebenfalls Schädel mit abenteuerlichen Formen, welche die Spuren gewaltsam erzwungenen Ursprunges unverkennbar an sich tragen[1]).

Fig. 1.

Schädelprofil einer Toulouserin. Nach Broca.

Diese Nachrichten setzten die Ethnologen Europas, wie nicht anders zu erwarten war, in die größte Verwunderung. Die Kühnheit, selbst die Hülle des Gehirns der Mode dienstbar zu machen, konnte nur Indianern in den Sinn kommen, so dachte man sich. Als daher auf europäischem Boden, und zwar zuerst in Unterösterreich bei Grafenegg, ein Schädel gefunden wurde, dessen Gestalt auffallende Übereinstimmung mit den Turmköpfen Amerikas besaß, erklärte man ihn für einen Peruanerschädel, der seinen Weg an die friedlichen Ufer des Ister durch irgend einen Sammler peruanischer Altertümer gefunden haben sollte. Bald darauf wurde aber bei Wien ein ganz ähnlicher Schädel aus dem Lehmboden ausgegraben. Er konnte doch unmöglich auch ein Peruaner sein. Bald war man denn darüber einig, daß die oben erwähnte, durch Pressung und Schnüren erzwungene Kopfform in der Alten Welt auch vorkam, und zwar bei den Avaren, bei den Nachkömmlingen der einst am Pontus euxinus und am Tanais seßhaften Makrokephalen, von denen schon Hippokrates spricht, deren Verfahren der Schädelumgestaltung er beschreibt. Um das Jahr 1851 wurde diese Einsicht errungen und einige Jahre später wußte schon Retzius über die künstlich geformten Schädel der Alten Welt in Müllers Archiv in anziehender Weise vieles zu erzählen (1854 bis 1858). Immer zahlreicher wurden seit jenen Tagen die Funde solcher Schädel in den Gräbern, und zwar in ganz Zentraleuropa; es ergab sich also, daß nicht nur in Amerika und Ozeanien vor der Ankunft der Europäer diese Sitte sehr verbreitet war und nicht bloß bei den berühmten Makrokephalen der Krim, sondern auch bei verschiedenen germanischen Völkern bis hinauf zu den Belgiern.

So hat sich denn herausgestellt, daß wir in der Alten Welt, was diesen barbarischen Brauch betrifft, nichts voraus haben vor den Völkern der Neuen Welt, ja noch mehr, dieser Brauch dauert hüben wie drüben noch beständig fort. In Europa ist freilich die Absicht nicht mehr vorhanden, wissentlich den Schädel nach einer bestimmten Mode umzuformen, allein die Gewohnheit ist geblieben, obwohl der eigentliche Zweck vergessen wurde. Die Frauen gebrauchen noch für die Kinder die alten Vorrichtungen, die früher zur Modelung dienten, und jetzt in Mützen und in Bänder umgewandelt sind. Im mittägigen Frankreich ist es noch 1871 so gewesen, wie Broca (Bulletin de la Société d'Anthropologie de Paris, T. VI, 1871) berichtete, besonders im Departement Aude und oberen Garonne. In andern Departements (Deux Sèvres und Seine Inferieure) besteht sie ebenfalls noch, nur ist die Mode der Schädelumformung wieder etwas verschieden, ohne daß man im stande wäre, den Ursprung dieses Brauches auf eine alte nationale Gewohnheit zurückzuführen. Broca bildet den Schädel einer Toulouserin ab (Fig. 1) und spricht von einer toulousischen Art der Verunstaltung, die, wie man sich dort erzählt, vor unsrer Zeitrechnung und zwar durch Belgier eingeführt worden sein soll. Wie die Figur 1 erkennen läßt, handelt es sich in diesem Falle um eine beträchtliche Zusammendrückung des Schädeldaches, und zwar in dem

[1]) Erst neuerdings sind wieder solche Schädel durch Virchow aus dem Totenfelde von Ancon mit allen Einzelheiten beschrieben und abgebildet worden in dem bekannten Werke von Reiß und Stübel.

Gebiet der Kreuznaht. Von den Stirnhöckern angefangen, biegt sich die Scheitellinie beträchtlich ein, statt wie im normalen Zustande in allmählicher Steigung sich zu erheben. Das Hinterhaupt ist stark gerundet, offenbar infolge des Druckes, der von der Stelle der tiefsten Einsenkung ausging.

Fig. 2.

Profil einer Frau aus dem Dep. Haute-Garonne mit der Mütze und dem Band. Nach F. Delisle.

Fast 20 Jahre später, im Dezemberheft derselben Bulletins, welche einst die Arbeit Brocas brachten, erscheint eine willkommene Ergänzung zu dem Verständnis dieser seltsamen Sitte [1]). Es sind dies Phototypieen von Toulouserinnen, welche das Aussehen der Lebenden vergegenwärtigen mit und ohne den unscheinbaren Apparat, der die Form einer Mütze und eines gestickten Bandes hat. Die Fig. 2 erklärt mit einem Blick alles. Die eng anliegende schwarze Mütze bildet eine feste Umhüllung, welche früher bis zur Stirn reichte und die Haare vollkommen bedeckte. Jetzt reicht sie nur bis zum Mittelkopf. Ein mit vergoldeter Stickerei versehenes Band ist darüber gebunden, aber, was höchst beachtenswert, unter diesem gestickten sitzt noch ein weiteres schwarzes Band, das mit einer Schleife festgebunden wird. Fig. 3, 4 und 5 sind gute Beispiele der Toulouser Mode, um die schließliche Wirkung auf den Kopf wahrzunehmen. Sie stimmt mit der Verunstaltung des Schädels in Fig. 1 überein.

Fig. 3.

Profil einer Frau aus dem Dep. Haute-Garonne. Nach F. Delisle.

Fig. 4.

Profil einer Frau aus dem Dep. Deux-Sèvres. Nach F. Delisle.

Fig. 5.

Profil eines Mannes mit der Toulouser Form der Umgestaltung. Nach F. Delisle.

Bei dem Anblick der ausgebildeten Schädel ist nun zu berücksichtigen, daß Band und Mütze ihre Wirkung bei den ganz kleinen Kindern beginnen müssen, um ein solches Ergebnis zu erzielen. Nur der Kopf des Kindes ist für Druck dieser Art empfänglich, weil die Knochen noch dünn

[1]) Delisle F., Sur les deformations artificielles du crâne dans les Deux-Sèvres et la Haute-Garonne. Bull. Soc. Anthr. Paris, Tom. XII, p. 649 (1889). Mit sechs Phototypieen.

und die Nähte nachgiebig sind. Bei den Erwachsenen würden weder Hut noch Band jemals den Schädel so beeinflussen.

Man hat sich nun erkundigt, ob nicht doch noch, ganz im stillen, eine Freude an der künstlich erzeugten Schädelform bei den Frauen bestehe, allein sie erklärten durchaus keinen Gefallen an diesem platten und langgestreckten Schädel zu haben, sie würden im Gegenteil runde Köpfe vorziehen. Der platte Schädel entsteht also gegen ihren Wunsch unter dem Einfluß dieser Mütze, mit der man den Kopf des jungen Weltbürgers sofort umgiebt. Frauenschädel und Frauenbildnisse zeigen die Umformung stärker als Männer. Bei letzteren ist der Erfolg weniger auffallend, wahrscheinlich deshalb, weil den Knaben das Schnürband früher abgenommen wird.

Zwei Fragen drängen sich nun bei der Betrachtung solcher Köpfe auf. Sind diese künstlich erzeugten Umformungen erblich? Hierüber ist noch nicht endgültig zu entscheiden. Wenn man berücksichtigt, wie selten Verstümmelungen vererbt werden, so ist jedenfalls die größte Vorsicht geboten, ehe man sich zu irgend einer Meinung bekennt. Die Vererbung erworbener Eigenschaften ist eines der schwierigsten Probleme, mit denen sich im Augenblick die Biologie wieder lebhafter als je beschäftigt. Die Erblichkeit solcher Eigenschaften wird von den einen ebenso entschieden angenommen als von den andern bestritten. Hier muß also die Lösung erst abgewartet werden, denn von vornherein ist eine Übertragung nicht ausgeschlossen. Wenn sich Kurzsichtigkeit und die Folgen der Trunksucht vererben, warum sollte dies nicht auch mit dem deformierten Schädel der Fall sein?

Eine zweite ebenso schwierig zu entscheidende Frage ist die, ob denn solcher dauernder Druck auf das Gehirn nicht traurige Folgen für die geistige Fähigkeit des Individiums bedinge. Man hat in Frankreich viel über diesen Punkt verhandelt, denn man ist auf die Erscheinung selbst vorzugsweise in den Irrenanstalten aufmerksam geworden. Fig. 3 stellt auch eine Bewohnerin des Irrenasyls von Niort dar. Sicher ist, daß unter den Geisteskranken der Anstalt solche mit künstlich deformierten Köpfen sehr zahlreich sind, aber das will nicht viel sagen, denn dort werden eben die Kranken aus dem umgebenden Bezirke untergebracht; nachdem aber dort die Verunstaltung noch fast allgemein im Schwunge ist, werden auch unter den Geisteskranken solche platte und eingebogene Schädel vorkommen müssen. Jedenfalls tritt der Nachteil auf die Geistesfähigkeiten nicht regelmäßig auf, sonst wäre diese Angelegenheit längst entschieden. Wenn ein solcher Einfluß vorhanden ist, so scheint er sogar sehr selten aufzutreten, wenigstens in der Form einer Geisteskrankheit. Die Flatheads- und Creeks-Indianer erzeugen Turmköpfe bei Knaben, um den Ausdruck der ganzen Erscheinung des Mannes bis zur Wildheit zu steigern. Man berichtete einst, daß keiner zur Häuptlingswürde und zu Rang und Ansehen emporstiege, an dem das Experiment nicht vollständig geglückt war. Mut, Tapferkeit, Klugheit und Scharfsinn wurden also durch die grausame Prozedur, auch wenn sie den höchsten Erfolg hatte, keineswegs beeinträchtigt bei den Indianern. Freilich wird mitgeteilt, daß die Kinder nicht immer die Marter aushielten und dann aus dem Druckapparat herausgenommen werden mußten, noch ehe der Erfolg (erst mit dem vollendeten zweiten Jahre) eingetreten war. Allein in solchen Fällen reagierte das beleidigte Organ eben sofort. Hatte es sich dann später innerhalb der fremdartigen Form richtig weiter entwickelt, so arbeitete es so gut wie in normalen Menschenköpfen. Daraus geht hervor, daß die Verschiebung an sich nichts Bedenkliches ist, wohl aber die Entzündung, welche bisweilen infolge allzu raschen Vorgehens bei der Umgestaltung entsteht. Dann können Veränderungen hervorgerufen werden, welche sich später rächen. Das mag bisweilen noch in Frankreich, aber doch im ganzen selten vorkommen. Der Beweis ist in jedem einzelnen Fall schwer zu führen. Nur große statistische Reihen vermöchten eine annähernde Sicherheit zu geben. Allein, bis solche Untersuchungen eingeleitet werden, ist wohl die Sitte in Frankreich verschwunden. Sie nimmt stetig ab.

— o —

Der Tanz im Lichte der Völkerkunde.

Von Friedrich v. Hellwald.

II.

Wie bei den alten Griechen, so giebt es auf niedrigen Stufen der Gesittung noch keine Grenzen zwischen der Tanzkunst und der Schauspielkunst. Was uns von vielen Tänzen der Wilden berichtet wird, zeigt uns dieselben sehr häufig im Lichte wahrer mimischer Darstellungen, worauf schon der in der Südsee, wie in Nordostasien, Nordwest- und Südamerika weit verbreitete Gebrauch eigener, oft sehr kunstvoll gearbeiteter Tanzmasken hindeutet. Der nordamerikanische Hundetanz und Bärentanz sind wirklich mimische Darstellungen, bei denen in höchst naturgetreuer und drolliger Weise nachgeahmt wird, wie sich die Tiere auf der Erde wälzen, wie sie sich kratzen und beißen. Solcher Tiertänze kennt man eine große Menge, und dabei herrscht eine merkwürdige Übereinstimmung sowohl in ihnen als in den dazu benutzten Masken bei den sibirischen Völkerschaften mit den Tänzen und Mummereien der Eskimo und Indianer Nordamerikas. Den Bärentanz treffen wir sowohl bei den Dakota wie bei den Ostjaken und ihren Verwandten. Neben dem Bären dienen noch Elen, Bison, Kranich und viele andre Tiere als Tanzvorbilder, deren Bewegungen man nachzuahmen sucht. In Amerika sind diese Tiertänze besonders beliebt und lassen sich vom Norden südwärts bis nach Mittelamerika verfolgen. In Neumexiko arten diese Maskentänze bei den alljährlich wiederkehrenden Festen der Pueblosindianer zu wahren Orgien aus. Noch in Guatemala kennt man einen Hennen-, Reh-, Truthahn-, Affentanz u. dergl.

Außer der Jagd bilden Kriegsszenen für die Barbaren Vorgänge, welche in Tänzen nachgeahmt werden. Man kann daher neben dem erotischen Tanze noch die Gruppen des Jagd- oder Tiertanzes und des Kriegstanzes unterscheiden. In letzterem soll Begeisterung für den bevorstehenden Kampf oder Freude über den errungenen Sieg ausgedrückt werden. In beiden Fällen handelt es sich wieder darum, starke Erregungen zu bewirken, und dadurch sind sie mit dem erotischen Tanze aufs innigste verknüpft. Ohne Frage ist auch der kriegerische Tanz, selbst dort, wo das Bewußtsein davon längst erloschen ist, erotischen Ursprungs, und nicht anders verhält es sich sogar mit einer vierten Gruppe, jener der religiösen oder Kulttänze. Erwägt man, wie sehr und tief die Erotik in das Religionswesen der alten Völker wie auch der heutigen Naturmenschen hineinspielt, so kann dies kaum befremden. Jedenfalls ist der religiöse Tanz eine der interessantesten Erscheinungen

in der Völkerpsychologie, denn er bildet durchaus nicht etwa eine in sich abgeschlossene Gruppe, wie der Kriegs-, der Tier- oder der Liebestanz, sondern jeder Tanz aller dieser Gruppen kann unter Umständen Kulthandlung sein oder werden. So scheint es zum Beispiel, als ob fast alle die zahlreichen Masken- und Tiertänze der nordamerikanischen Indianer einen religiösen Hintergrund hätten. Die Meidustämme am Sakramentoflusse in Kalifornien führen eine beträchtliche Anzahl verschiedener Tänze auf, die man als Jahreszeitentänze bezeichnen kann. Einer der wichtigsten ist der Eichelntanz im Herbst, wenn der Winterregen einsetzt. Sie führen ihn auf, damit im nächsten Jahre eine ergiebige Ernte der Eicheln nicht ausbleiben möge. Zweck ihres großen Geistertanzes ist es, den höchsten der Dämonen günstig zu stimmen. Ebenso tanzen die Dakota den Bärentanz in der Maske eines Bären, um die Gunst des Bärengeistes zu gewinnen und zu bewirken, daß dieser die Tiere dem Jäger entgegenführe. Bei den Mandanindianern am Missouri, die von der Büffeljagd lebten, wurde in der gleichen Absicht ein eigentümlicher Tanz aufgeführt, wenn sie auf ihren Jagdzügen keine Büffel angetroffen hatten. Die Pawneeindianer, obwohl sie jeden Tag mehr die Gewohnheiten des weißen Mannes annehmen, beharren bis zur Stunde in der Ausübung solcher heiligen Tänze, deren unheimlichster und wichtigster, der Skalptanz, allerdings im Herbst 1879 zum letztenmal stattgefunden haben soll.

Aus diesen Beispielen ersieht man, wie auf niederer Kulturstufe der Tanz den Ausdruck für Gefühle und Wünsche bildet, und dies hilft uns auch verstehen, wie in den alten Religionen der Tanz eine der wichtigsten gottesdienstlichen Handlungen werden konnte. In Ägypten, wo die berufsmäßige Tanzkunst bereits sehr entwickelt war, bewegten sich religiöse Prozessionen singend und tanzend nach den Tempeln, und Plato erklärte alles Tanzen für eine religiöse Handlung. Allerdings fand der Tanz eine ausgedehnte Anwendung bei religiösen Feierlichkeiten, sowohl in Hellas als in Rom, wo alljährlich am Feste des Mars die salischen Priester singend und tanzend durch die Straßen zogen. Kann nun zweifelsohne der Tanz einen Wunsch ausdrücken, so möchte ich doch in diesem Umstande nicht die alleinige Ursache für sein Auftreten als Kulthandlung suchen. Dieses erscheint mir vielmehr weit tiefer in der aufregenden sinnlichen Wirkung des Tanzes begründet, die in mancher Hinsicht einer Berauschung nicht unähnlich ist. So oft nämlich es noch galt, im weissagenden Medium die eigenen Gedanken, den eigenen Geist zum Schweigen zu bringen, oder nach naiverer Auffassung aus dem Leibe zu locken, wenn es galt, eine „Verzückung“ herbeizuführen, griff der Kult abwechselnd stets zu dem einen oder dem andern Mittel: Betäubung durch Trank oder Rauch, oder Musik, stehen ihm gleich. Nur eine Äußerung des Mitempfindens der Musik ist aber unter naiven Verhältnissen der Tanz; ja er ist es unter Umständen selbst, der durch den Taktschall die Musik bildet. Dieser Taktschall aber, das ursprünglichste an der Musik, übt, indem er den Geist gefangen nimmt, dieselbe erlösende Wirkung wie jede andre Berauschung. Ungemein bezeichnend ist in dieser Hinsicht die Beobachtung eines weltlichen Indianertanzes in Guatemala durch den schweizer Arzt Dr. Otto Stoll. Die Mehrzahl der Tanzenden, sagt er, waren Weiber. Einige von ihnen konnten gar nicht satt werden. Kaum trat eine Pause in der eintönigen Musik ein, so warfen sie ein zweites Geldstück hin und begannen von neuem, in höchster Aufregung sich taumelnd im Kreise zu drehen. Sie waren betrunken. Mit der Selbstvergessenheit des akuten Alkoholismus warfen sie sich mitten im Tanze manchmal kreischend irgend einem der umstehenden Männer an den Hals, wobei sie es nicht besonders auf ihre Ehegatten abzusehen schienen, und küßten ihn in der höchsten Leidenschaft. Während Dr. Stoll das seltsame Schauspiel staunend betrachtete, mußte er sich sagen, daß von der Leidenschaft solcher Tänze nur ein Schritt sei zum Menschenopfer, wie es wohl in alten Zeiten bei solchen Gelegenheiten in jener Gegend dargebracht wurde.

Als weiterer Beweis zu Gunsten der vorgebrachten Ansicht mag das Gebahren mancher Derwischorden dienen, dieser „Mönche des Islâms“, welche im „Zikr“ oder heiligen Tanz, auch durch Gesang, in Extase versetzen. Bekannt sind die Rifai oder heulenden Derwische, die in ihren Übungen den Namen Gottes bis zur Erschöpfung rufen und auf diese Art keuchend und mit schäumenden Lippen in „Halet“, Verzückung, geraten. Die Mewlewi oder Derwischi hukeschan, die drehenden oder tanzenden Derwische, gelangen zur Extase, indem sie sich kreiselförmig um sich drehen, und durch die nämlichen Mittel des Tanzes und Gesanges versetzt sich auch der in Nordafrika weit verbreitete Orden der Issaûa oder Aissawa in einen schwer zu beschreibenden Zustand der Erregung. In demselben sind die Derwische im stande, glühende Eisen abzulecken oder sich mit spitzen Eisen und scharfen Schwertern schwere Wunden beizubringen, ohne doch dabei ein Leid zu nehmen. Ähnliches verrichten auch die indischen Fakire.

Unwillkürlich bringt man mit solchen Erscheinungen auch die merkwürdigen Tanzepidemieen des Mittelalters und besonders Deutschlands in Zusammenhang, wenngleich diesen ein pathologischer Charakter nicht abzusprechen ist. Die im 14. Jahrhundert in Deutschland und den Niederlanden von der Tanzwut Ergriffenen bekamen Zuckungen, sobald sie etwas Rotes sahen, während diese Farbe bei den von Taranteltanz befallenen Italienern so beliebt war, daß sie am liebsten rote Kleider trugen oder während des Tanzes wenigstens ein Stück roten Tuches zwischen den Zähnen hielten. Andre hatten Vorliebe für Grün, Schwarz oder Gelb. Der Taranteltanz trat in Italien im 15. Jahrhundert auf und erreichte seinen Höhepunkt im 17. Jahrhundert. Die Taranteltänzer waren gleichsam auf das blaue Meer versessen, und viele stürzten sich mit blinder Furie in die Wogen, wobei sie wollüstige Empfindungen hatten. Es unterliegt keinem Zweifel, daß diese psychischen oder geistigen Seuchen, wie man sie mit Fug und Recht nennen kann, einen religiösen Hintergrund hatten. Von den St. Johannistänzern des 15. Jahrhunderts wissen wir, daß sie in ihrer Verzückung den ganzen Himmel offen und darin die Prozessionen aller Heiligen erblickten. Die Johannistänze selbst waren aber heidnischen Ursprungs und sehr weltlicher Art. Bei den Esthen auf der Insel Moon wird jetzt noch am 23. Juni oder 1. Juli das „Beilager der Johannispaare“ begangen, wobei Weiber und Mädchen einen Rundtanz um das Johannisfeuer ausführen.

Bei den modernen Kulturnationen hat die Kirchenmusik einen hohen Grad von Ausbildung erlangt und damit ist der religiöse Tanz fast ganz außer Gebrauch gekommen und nur noch in einzelnen Spuren vorhanden. Das Christentum hat sich indes nur allmählich davon losgemacht. Auf einem Konzilienbeschluß vom Jahre 692 wurde den Christen die Feier der Kalenden am Neujahr und des Festes, das am 1. März endet, verboten, welche beide mit üppigen Tänzen, in der Kirche aufgeführt, verbunden waren. Auf den Antillen und in Westindien zeigten sich aber noch tausend Jahre später die Nonnen am Weihnachtsabend dem Publikum hinter den Gittern ihrer Klöster und drückten in den wollüstigen Bewegungen des Chicatanzes ihre Freude über die Geburt des Gottessohnes aus. Endlich sah noch in unsern Tagen der Reisende Tylor einen Kirchentanz in der großen Klosterkirche zu Chalma in Mexiko, und noch

jetzt werden, als Überrest des alten Brauches, von Choristen in der Tracht der Pagen Philipps III. vor dem Hochaltare der Kathedrale zu Sevilla Tänze aufgeführt. In seinem ursprünglichen Zustande findet sich der religiöse Tanz dagegen noch in Indien sowie in Tibet, wo die Priester mit Tiermasken bekleidet unter den wilden Tönen von Trommeln und Muscheltrompeten ihre Tänze aufführen.

Diese Betrachtungen über den Tanz wären nicht vollständig, wollte ich nicht noch eines sehr auffälligen Umstandes gedenken. Die Absonderung des weiblichen Geschlechts vom Verkehr mit der Außenwelt scheint nämlich eine große Menge von Völkern aus der Reihe der Tanzenden völlig zu streichen, und bis zu einem gewissen Grade ist dem auch so. China und Japan kennen den Tanz nur als gottesdienstliche Handlung, als eine Verrichtung der Priester. Ganz das nämliche Schauspiel gewährt das weite Bereich des Islam, der die Frau noch eifersüchtiger der Außenwelt entzieht. Alle diese Völker, wie auch die Chinesen und Japaner, tanzen nicht, besitzen demnach auch keinen Nationaltanz. Und doch lassen sich selbst unter den Moslemin Ausnahmen finden. Die mohammedanischen Tataren der Krim z. B. besitzen einen Tanz, der mit dem ungarischen Csárdás die größte Ähnlichkeit aufweist und nur insofern ein wesentlich beeinträchtigtes Bild gewährt, als es dabei keine Tänzerin giebt. Wenn aber auch im Orient und in Ostasien der Mann nicht tanzt, weder für sich noch mit dem andern Geschlecht, gänzlich verzichtet er auf den Tanz doch nicht, dieser herrscht vielmehr überall, wenn ich so sagen darf, gewissermaßen latent. Alle diese Völker, die insgesamt einer schon vorgerückteren Kultur angehören, haben nämlich als Gegenstück zum ursprünglichen Männertanze die Sitte ausgebildet, daß nur Frauen oder Mädchen allein und zwar den Männern zur Schau tanzen, womit der eigentliche Zweck dieser choreographischen Leistungen genügend aufgedeckt ist.

Die Besucher der jüngsten Pariser Weltausstellung haben wohl fast alle in der Rue du Caire den Typus dieser Tänze kennen gelernt, der eine ganz erstaunliche Verbreitung besitzt, mit seinen wollüstigen Körperbewegungen aber das ausdrucksvollste Sinnbild grobsinnlicher Liebe ist und darum auch von den Franzosen ganz zutreffend danse du ventre genannt wurde. Ich will alle die in diese Klasse fallenden Tänze indes unter der Bezeichnung Bajaderentänze zusammenfassen, welche freilich in ihrer indischen Heimat religiöse Weihe besitzen. Das Hervorstechendste daran ist bei verhältnismäßig geringer Bewegung der Beine und Arme ein taktmäßiges Bewegen der Hüften, des Bauches und Beckens, welches diesem Tanze seinen erotischen Charakter verleiht. In der Südsee, auf Tongatabu, Tahiti, Hawaii — auf letzterer Inselgruppe der „Hulahula“, der ausgelassenste von allen, waren diese stets nur von Weibern aufgeführten Tänze ein hochgeschätztes Vergnügen. Dem erwähnten Hulahula giebt der japanische „Odori“, welcher Fremden oft zu Nagasaki vorgetanzt wurde, wenig nach. Um vieles höher, allerdings nicht in Anmut, aber in Anstand, stehen die Tänze, welche die berufsmäßigen „Geisha“ (Künstlerinnen) in den Theehäusern Japans aufzuführen pflegen. Tänzerinnen im Stile der Bajaderen Indiens, deren eigentlicher Name Dewadaschi und für die unteren Grade Nautsch ist, finden sich auch auf Java und in Hinterindien, dann bei den Beduinenstämmen Syriens und in ganz Nordafrika. John Petherick traf sie bei den Hassanieh-Arabern am oberen Nil, und von den „Almeen“ (Hawalim) oder „Ghawazi“ (Einzahl, „Ghazije“) Ägyptens hat wohl schon jedermann gehört. Dahin gehören auch die Mädchen vom Stamme der Uled Nail, welche in Biskra, dem „Paris“ der algerischen Sahara, sich bewundern lassen; sich wiegend, schreiten sie vor- und rückwärts, nach rechts und links, blinzeln dazu mit den Augen und nehmen plastische Stellungen ein, die oft höchst unschicklich sind. Ein ununterbrochenes Zittern der Hüften und des Vorderleibes ist auch beim Tanze der Ghawazi die Hauptsache, und in je gleichförmigerem Rhythmus dies geschieht, desto größer ist die Kunst. So wie Dr. Buchner auf Hawaii beim Hulahula und auf Neuseeland beim Haka wurde auch Dr. Wilhelm Junker im Nilgebiete durch die außerordentliche Beweglichkeit der Bauchmuskeln in Erstaunen gesetzt. Unabhängig von der in kurzen Intervallen erzitternden Brust verschob die Ghazije das Becken in gewaltsamen Stellungen bald nach rechts, bald nach links oder nach vorn und rückwärts und dem Rhythmus einer Trommel folgend. Es war die Verkörperung der Sinnlichkeit, die wilde Leidenschaftlichkeit einer Tribade, einer von Liebeslust überschäumenden Bacchantin. In Chartum sah der genannte Reisende einheimische Tänzerinnen, deren ganzes Kostüm sich auf den „Rahat“, den landesüblichen Fransengürtel beschränkte. Der stramm herausgereckte Busen wird in eine zitternde Bewegung gesetzt, welche nur durch eine besondere Muskelübung zu erreichen ist. Dieses ist ihr Tanz, welcher alles in allem nur auf eine Schaustellung der Körperschönheiten der tanzenden Mädchen hinausläuft.

So wären wir denn abermals an dem Punkte angelangt, den ich als den psychologischen Urgrund des Tanzes bezeichnete: Die Erregung der Sinnlichkeit; daß es in erster Reihe sich darum handelt, läßt sich bis in die Entartungen dieses Naturtriebes deutlich verfolgen. In den meisten orientalischen Ländern ist bekanntlich das Laster der Knabenliebe allgemein verbreitet. Und richtig treten da auch Knaben und Männer in Tänzen ganz gleichen Charakters wie jene der Bajaderen auf. In Bochara beleidigen solche Knaben teils in Weibertracht, teils in bunten, seidenen Männerschlafröcken unser ästhetisches wie natürliches Gefühl. Auch in Ägypten werden außer den Ghawazi Knaben und selbst Männer als Tänzer gedungen und sind dann in ähnlicher Weise gekleidet wie die Ghawazi, lassen das Haar lang wachsen und in Zöpfe flechten, tanzen wie die Mädchen und gehen selbst verschleiert auf der Straße umher. Tänzer dieser Art werden in Ägypten „Chôwal“ oder „Ghâiseh“ genannt. Auch in Marokko sah Oskar Lenz die Menge mit viel Vergnügen die wenig harmlosen Tänze junger, hübsch gekleideter Burschen verfolgen.

Es ließe sich über dieses Kapitel noch unendlich viel sagen, doch will ich mich nur noch auf ein paar Bemerkungen und Beobachtungen beschränken. Emile Guimet schildert den Tempeltanz in Indien, mehr Pantomime als Tanz. Mit der Geberde glühender Liebe eilt die Tänzerin vor, weicht aber dann wie beschämt ob ihres Geständnisses zurück; nach und nach entwickelt sie, dem Rhythmus der Musik folgend, mit hoher Grazie und vollendetem Ausdruck durch Miene und Geberde die ganzen, verschiedenen Phasen eines Liebesdramas. Das ist, wie gesagt, ein religiöser Tanz. Aber auch sehr viele weltliche Tänze, besonders solche, woran beide Geschlechter teilnehmen, verraten das nämliche Motiv. Der in Westindien und Südamerika so beliebte „Bambuco“ ist nichts weiter als eine beständige Verfolgung der Tänzerin durch ihren Gegenpart; sie weicht zurück, dreht sich um sich selbst, schlägt dabei die Augen bescheiden nieder, läßt die Arme schlaff herabhängen, hebt die Füße kaum vom Boden, entweicht beständig dem Anstürmen ihres Tänzers und widersteht all seinen Verlockungen. So geht es stundenlang fort, bis sie erschöpft und zitternd sich ergiebt. Nahe stimmt mit dem Bambuco die „Chica“ überein, die man noch jetzt in Spanien tanzen sehen kann: Die Tänzerin hält das Ende eines Taschentuches oder die beiden Seiten ihrer Schürze,

während bei dem stark ausgeprägten Takte Hüften und Lenden künstlich gedreht werden, und eine besondere Kunstfertigkeit ist es, wenn sie ihre Hüften und Schenkel in einem wellenförmigen Schwanken zu erhalten vermag, während der übrige Körper unbeweglich bleibt. Nun nähert sich ihr ein Tänzer mit einem Sprung, fliegt auf sie zu, zieht sich zurück, kommt wieder und fordert sie zu einem verführerischen Kampfe heraus; beide werden lebhafter und stellen dann Gruppen dar, die erst wollüstig erregt und endlich unzüchtig sind.

Auch hier ist also der Tanz nichts andres als der mimische Ausdruck des Werbens und Paarens, und als Mittel der Bewerbung, indem er symbolisch das Paaren darstellte, diente er auch bei uns bis in die späteste Zeit. Obwohl an den Höfen im Mittelalter die Tänze mit sogenanntem Anstand aufgeführt wurden, und so „ernst und feierlich, daß man sie z. B. am Hofe Karls IX. von Frankreich nach der Melodie der Psalmen tanzte“, so zeigten die Worte der Psalmen, die dabei gesungen wurden, doch den ursprünglichen Sinn der Tänze. Bei den Deutschen aber bestanden, wie bei den Völkern auf primitiver Stufe, die Tänze aus zwei Abteilungen, dem Vortanz und Nachtanz. Der Vortanz „geht etwan mit Gravität ab“. Im Nachtanz aber „gehet es was unordentlicher zu..... denn allhier des Lauffens, Tummelns, Handdrückens, heimlichen Anstossens, Springens..... und anderer ungebührlicher Dinge, die ich Ehren wegen verschweige, nicht verschonet wird“. Die weitere Entwickelung und Ausbildung des Tanzes bei den Kulturnationen stellt nur noch symbolisch und in immer fortschreitender Abschwächung dar, was ursprünglich in der Wirklichkeit und mit bewußtem ernstem Zwecke im Leben in einer früheren Zeit geschehen ist. So weisen denn die Tänze in unsern europäischen Ballsälen, so verfeinert und zeremoniell sie auch sein mögen, dem scharf beobachtenden Blicke immer noch in Form und Zweck Spuren ihres Ursprungs auf, und nicht mit Unrecht nennt der geistvolle Henry Rabusson den Tanz nur eine poetisch verklärte, verhüllte, gesellschaftlich gut geheißene und in homöopathischer Verdünnung genossene Sinnlichkeit.

Catats und Maistres Reisen auf Madagaskar 1889—90.

(Hierzu eine Karte.)

Eine für die Geographie Madagaskars außerordentlich belangreiche Reise, die über den Süden der Insel ganz neues Licht verbreitet, ist von den Franzosen Catat und Maistre in den Jahren 1889 und 1890 ausgeführt worden. Die Mittel zu derselben waren von der französischen Regierung bewilligt worden und die ersten vorläufigen Berichte sind von einem der besten Kenner Madagaskars, Alfred Grandidier, in der Sitzung der Pariser Geographischen Gesellschaft vom 5. Dezember 1890 vorgetragen worden. Trotz seiner eigenen epochemachenden Forschungen bemerkte Grandidier, Madagaskar sei noch „wenig bekannt“, noch sei sehr viel aufzuklären, ehe man eine ordentliche Karte der Insel, selbst in einem kleinen Maßstabe zeichnen könne. Man weiß, daß in ihrer Mitte sich ein großes Granitmassiv erhebt, an dessen Ostseite sich eine Küstenkette aus primitiven Gesteinen anlehnt und die an allen andern Seiten von Plateaus aus sekundären Formationen umgeben wird; man wußte ungefähr, wie weit das Granitmassiv sich nach Süden zu erstreckte, aber seine Ausdehnung nach Norden hin war nicht genau bestimmt. Völlig unbekannt war die Wasserscheide im Norden wie im Süden; auch die eigentümliche, in Randbändern die Insel umziehende Verteilung der Wälder war nicht vollständig erforscht. Vieles zur Aufklärung dieser Fragen haben nun die französischen Forscher beigetragen.

Catat, Maistre und als dritter Foucart begannen ihre Reisen im Beginne des Jahres 1889. Nachdem sie mit den allgemeinen Verhältnissen und der Howasprache sich in der Zentralprovinz Imerina vertraut gemacht, nahm Foucart den Fluß Mangoro auf, den wichtigsten der an der Ostküste mündenden Ströme. Er erkrankte hierbei jedoch so, daß er bald nach Europa zurückkehren mußte. Catat und Maistre begaben sich nun allein von der Hauptstadt Antanarivo nach der Küstenstadt Tamatave, wobei sie jedoch nicht den gewöhnlichen Weg einschlugen, sondern die sogenannte Straße Radamas I. verfolgten. Sie wird so genannt, weil dieser Howaherrscher sie bei seinen gegen die östlichen Völkerschaften gerichteten Kriegszügen benutzte. Seitdem war sie nicht mehr im Gebrauche, wenn auch die an der Ostküste angesiedelten Europäer glaubten, sie sei kürzer als die gewöhnliche Straße von Tamatave nach Antanarivo. Dieses ist aber durchaus nicht der Fall, infolge der Lage der Gebirge, wie die Reise der beiden Franzosen zeigte. Die größeren Mühen des Weges wurden aber reichlich durch geographische Entdeckungen gelohnt; Catat und Maistre entdeckten eine Sumpfgegend, Didy genannt, das Gegenstück zur Sumpfebene von Antsihanaka; wie diese und wie jene von Ankay liegt sie zwischen dem Zentralmassiv und dem Küstengebirge. Die Reisenden gebrauchten zwei Tage, um die Sümpfe von Didy, die bisher selbst dem Namen nach unbekannt waren, zu durchqueren. In ihnen hat der Ivondrona, einer der hauptsächlichsten an der Ostküste mündenden Flüsse, seinen Ursprung. Dem Laufe dieses Stromes folgend, erreichten sie nicht ohne große Beschwerden die Ostküste.

Von hier aus zogen sie dem Meere entlang nach Norden, in der Absicht, in der Breite der Bucht von Antongil (16° südl. Br.) den nördlichen Teil Madagaskars bis zu dessen Westküste zu durchqueren. Maistre jedoch, der ungemein am Fieber litt, mußte diese beschwerliche und lange Reise aufgeben, um sich in Antanarivo zu erholen. Indessen trotz seines Zustandes schlug er nicht den bequemeren, gewöhnlichen Weg ein, sondern wandte sich von der Küstenstadt Fenoarivo direkt nach Westen und erreichte die Provinz Antsihanaka auf einem Wege, der allerdings am Ende des vorigen und im Beginn unsres Jahrhunderts schon von Europäern begangen worden war, dessen erste Aufnahme aber wir ihm verdanken. Er fand, daß Antsihanaka auf den englischen Karten viel zu weit nach Osten verlegt war. Maistre untersuchte den hier gelegenen See Alaotra und begab sich von hier auf südlichem Wege nach der Hauptstadt Antanarivo, um seine arg mitgenommene Gesundheit wieder herzustellen.

Dr. Catat war unterdessen bis Mananara an der Bucht von Antongil (Nordostküste) vorgedrungen, um von hier aus die beabsichtigte Durchquerung allein zu vollbringen. Seine Absicht war, über Mandritsara nach Mojanga an der Westküste zu reisen, und dieser Plan wurde mit einem glänzenden Erfolge gekrönt. Er hatte in jener nördlichen Region allerdings Vorgänger, den englischen Missionar Houlder, welcher 1876 von der Antongilbai nach Mandritsara gelangte und den unglücklichen Deutschen Rutenberg, der von der Westküste, von der Narindabai bis dorthin kam, indessen wissenschaftliche Aufzeichnungen über diese Reisen besaß man nicht,

da diejenigen Rutenbergs bei seiner Ermordung verloren gingen.

Um so wichtiger ist dasjenige, was wir jetzt durch Dr. Catat erfahren. Er hat festgestellt, daß das große granitische Zentralmassiv sich nicht bis zum 16. Grade südl. Br. erstreckt, während man bisher annahm, daß dasselbe noch viel weiter nördlich reiche. Dagegen bedecken die großen wellenförmigen Ebenen der sekundären Formationen mit ihren verbogenen und verkrüppelten Latanpalmen und andern charakteristischen Bäumen mehr als Zweidrittel der Insel in jener Breite. Die hohen Gebiete des Ostabhanges des Küstengebirges sind mit Wäldern bedeckt, die zum ersten Gürtel des an der Ostküste hinziehenden Waldes gehören; von dem weiter südlich vorkommenden, zweiten parallelen Waldgürtel hat Dr. Catat unter 16° südl. Br. jedoch keine Spur mehr gefunden.

Nachdem Catat Mojanga an der Westküste erreicht hatte, begab er sich, im Thale des hier mündenden großen Stromes Ikopa aufwärts reisend, nach der Hauptstadt Antanarivo, wo seine Vereinigung mit seinem Gefährten Maistre stattfand. Nachdem sie hier sich von ihren Mühen und Reisen im Norden erholt, traten sie die Erforschung des Südens an, welche ihnen als Hauptaufgabe gestellt worden war.

Auf dem Südabhange des großen Zentralmassivs von Madagaskar entspringen alle jene großen Flüsse, die im Südosten, Süden und Südwesten der Insel münden. Es ist daher von der größten Wichtigkeit, die Orographie dieses Teiles von Madagaskar festzustellen und die annähernde Ausdehnung der Flußgebiete zu fixieren. Auch die Ausdehnung der Wälder zu begrenzen, erschien hier als eine denkbare Aufgabe; wie weit erstreckte sich hier der erste und zweite Waldgürtel nach Süden und nach Westen, jene beiden Waldgürtel, die, getrennt durch eine waldlose Region, in der Mitte der Ostküste parallel nebeneinander verlaufen?

Diese Frage ist von den beiden französischen Reisenden gelöst worden. Auch die Geographie des Landes zwischen dem Betsileo und Anosy ist von ihnen auf ihrer Südreise bereichert worden; sie haben auf derselben unter großen Gefahren das Land der wilden, grausamen und abergläubischen Bara sowie andrer wilder Stämme durchzogen und glücklich ihre große Aufgabe gelöst.

Catats und Maistres Reisen auf Madagaskar.

Maſsstab: 1 : 10 620 000.

Die am weitesten nach Süden vorgeschobene Feste der Howas ist Ihosy; von hier brachen Catat und Maistre am 8. Juni 1890 auf und am 5. Juli war Fort Dauphin im Südosten der Insel erreicht. Auf dieser Reise entdeckten sie die Quellen des Onilahy, der in der Bucht St. Augustin (Westküste) mündet, zwei große Flüsse von Androy, den Manambovo und den Mandrary, sowie einen Quellfluß des Mananara (mündet an der Südostküste). Hierdurch haben sie die Wasserscheide von Madagaskar festgestellt.

Zu diesen wichtigen geographischen Entdeckungen gesellen sich zahlreiche astronomische Ortsbestimmungen, anthropologische und ethnographische Studien, die für die dunkle Völkergeschichte der Malgaschen vom höchsten Werte sind, große naturwissenschaftliche Sammlungen, die für Fauna und Flora der merkwürdigen Insel viel Neues bieten.

Catat und Maistre verfolgten von Fort Dauphin die Südostküste nach Norden zur Mündung des Mananara bei Vangaindrano und wandten sich dann westlich den Fluß aufwärts bis nach Ivohibe, wobei dieser größte Fluß des Südostens aufgenommen wurde. Dabei durchzogen sie das merkwürdige Land Antaisaka und gelangten am 25. August gesund und sicher nach Ambohimandroso im Lande der Betsileo, von wo sie sich nach Antanarivo begaben.

Nach dem Urteile A. Grandidiers, des ersten Kenners von Madagaskar, zählt die Reise von Catat und Maistre „zu den wichtigsten, nützlichsten und fruchtbarsten, die jemals auf der großen Insel gemacht wurden“.

Die Entstehung der Koralleninseln.

Von Dr. W. Sievers.

Nachdem infolge der erneuten eingehenden Beschäftigung der Geographen und Geologen mit der Frage der Hebungen und Senkungen auf der Erdoberfläche auch die damit in engerem Zusammenhange stehende Untersuchung der Koralleninseln — und Riffe — besonders durch Guppy auf den Salomons-Inseln und J. Walther an der Sinaihalbinsel hervorragende Förderung erhalten hat, wurde es um so mehr Bedürfnis, eine nach kritischen Gesichtspunkten gearbeitete, möglichst objektive Übersicht über den gegenwärtigen Stand der Frage nach der Entstehung der Korallenbauten zu besitzen. Eine solche liegt jetzt in einer Schrift Langenbecks vor [1].

Dieselbe zeichnet sich durch große Genauigkeit und Sorgfalt aus. Auf Grund der Abwägung der Stützpunkte der einzelnen Theorieen gegeneinander, ferner durch genaues eigenes Studium auch der schwerer zugänglichen verstreuten Litteratur, endlich durch Bearbeitung der in größtem Maßstabe erschienenen Seekarten erreicht der Herr Verfasser eine sehr eingehende Kenntnis aller auf die Korallenbauten sich beziehenden Fragen. Die ganze Anlage des Buches, der konsequente Aufbau desselben, die Art der Beurteilung bestätigt das von Langenbeck in dem Vorwort über seine eigene Arbeit gefällte Urteil, daß er sich „stets bemüht habe, die größte Objektivität zu wahren".

Die Arbeit zerfällt in sechs Abschnitte. Nach einer Einleitung (S. 1 bis 13), welche als historische Übersicht der über die Korallenbauten hervorgetretenen Theorieen gelten kann, behandelt der Verf. im ersten Abschnitt (S. 14 bis 29) die Korallenriffe in stationären Gebieten und solchen mit negativen Bewegungen (also Rückzug des Wassers oder Hebung). Er bespricht hier zunächst drei Gebiete, in welchen seiner Auffassung nach andre Verhältnisse herrschen, als bei den übrigen Korallenbauten. Diese sind Westindien, die Philippinen und die Salomons-Inseln. Der Verfasser ist der Ansicht, daß man bei den daselbst befindlichen Bauten der Annahme einer Senkung oder positiven Bewegung entbehren kann. In der Floridastraße und an den Bahamas entstehen die Korallenbauten auf den unterseeischen alten Falten der Erdrinde, besonders begünstigt durch den Golfstrom, welcher die nötige Nahrung in reichem Maße zuführt (Theorie von Agassiz). Bei den Philippinen sehen wir Korallenriffe auf einem in entschiedener Hebung begriffenen Gebiete, und dasselbe ist nach Guppy auch auf den Salomonen größtenteils der Fall, wo die Korallenriffe sich um einen erloschenen unterseeischen Vulkankegel zu bilden pflegen. Alle drei Erdräume unterscheiden sich von den übrigen Korallengebieten durch ihre große Festlandsnähe und ihr Auftreten am Rande von Mittelmeeren, während die übrigen Korallenbauten sich aus ozeanischen Tiefen, fern von Kontinenten erheben. Hiergegen dürfte sich freilich einwenden lassen, daß auch die Lakkadiven nicht weiter vom Festlande entfernt liegen, als die Bahamas von Cuba, freilich sind sie durch ein tieferes Meer von Indien getrennt. Und das große australische Riff vor der Ostküste liegt dem Festlande ebenso nahe wie die Bahamas der Halbinsel Florida. Hier wird man auch nicht davon sprechen können, daß sich dasselbe aus großen ozeanischen Tiefen erhebe. Die Tiefe zwischen ihm und dem Festlande beträgt noch nicht 200 m. Wohl aber ist es wichtig, daß die Begriffe: Strandriff, Barriereriff und Atoll auf die westindischen Riffe nicht angewendet werden können. Diese sind ganz anders gebaut. Es bestehen also zwei Gruppen von Korallenriffen; bei der einen (Westindien) sind durch positive Bewegungen die Gestalten der Riffe nicht stark beeinflußt worden, während die andre (Südsee) diesem Einfluß stark Rechnung getragen hat.

In dem zweiten Abschnitte (S. 30 bis 62) sucht der Herr Verfasser diese letztere Ansicht zu stützen. Er will zeigen, daß „wir auf die Darwinsche Senkungstheorie wieder zurückzugreifen gezwungen sind". Dazu bedarf er der Entkräftung der entgegenstehenden Theorieen von Murray und Guppy, welche gerade die sich hebenden Gebiete als geeignet für Korallenansiedelungen bezeichnet hatten. Die Haupteinwände des Herrn Verf. gegen Murray bestehen darin, daß letzterer nicht im stande sei, die Austiefung der inneren Lagunen der Atolle, die steilen Böschungen der Außenseiten der Riffe zu erklären, was allein durch die Senkungstheorie Darwins und Danas möglich sei. Außerdem soll nur die letztere geeignet sein, die Erklärung zu bieten, weshalb so viele Atolle derselben Gruppen gleichartig gebaut seien, Murrays Theorie lasse dafür keine Erklärung zu. Von Guppys Ansichten über die Bildung der Koralleninseln bezweifelt der Herr Verfasser besonders, daß Atolle nur in Hebungsgebieten entstehen könnten. Ferner wirft er Guppy Widersprüche in seiner Theorie vor, z. B. in bezug auf die Zeit, wann die Atolle ihre Gestalt erhalten; die Unterscheidung der verschiedenen Bildungszeit großer und kleiner Atolle hält er mit Recht für unzulässig. Sodann führt er gegen Guppy an, daß „in vielen Gebieten des Stillen wie Indischen Ozeans nicht eine einzige Insel über dem Meeresspiegel erhoben" sei, was mit der Hebungstheorie nicht übereinstimme. Die Guppysche Theorie scheint dem Herrn Verf. weit weniger fest begründet, als die Murraysche, welche ihm besonders deshalb verwerflich scheint, weil sie nicht im stande sei, „die Eigentümlichkeiten im Bau der Atolle zu erklären", und auch die Übereinstimmung des Baues dieser und der Barriereriffe sich nicht durch sie, sondern nur durch Darwin-Danas Senkungstheorie erklären lasse. Diese Senkungstheorie dient dem Herrn Verf. auch zur Aufstellung der bisher rätselhaften geographischen Anordnung der Korallenbauten. Das Fehlen derselben in dem größten Teile des Atlantischen Ozeans wird nach Langenbeck dem Mangel an Senkungen daselbst in jüngster Zeit zuzuschreiben sein. Wir können darin dem Herrn Verf. nicht folgen, sondern glauben, daß wesentlich die Wasser- und Nahrungsverhältnisse für die Verbreitung der Korallentheorie maßgebend sind.

Der umfangreichste Abschnitt des Buches ist der fünfte (S. 115 bis 162), in welchem die jetzige Verbreitung der Korallenriffe besprochen wird. Der Herr Verf. ist vielfach bemüht, Beweise für positive Verschiebung der Standlinie (Senkung) an den einzelnen Inselgruppen beizubringen und polemisiert bei Gelegenheit der Bermudasinseln gegen Reins dort gewonnene Ansicht von der Hebung dieser Gruppe. Abschnitt vier ist den Korallenriffen früherer geologischer Perioden gewidmet. Auch hier ist der Herr Verfasser bemüht, das Zusammenfallen von Korallenbauten und Überflutung durch das Meer, also Senkung des Landes, zu erweisen. Gerade der durch starke marine Transgressionen besonders ausgezeichneten Kreideperiode fehlt es an Riffen von größerer Ausdehnung und Mächtigkeit. Auch einen der wichtigsten Einwände gegen die Darwinsche Theorie, daß nämlich die Korallenbauten der früheren geologischen Perioden

---

[1] R. Langenbeck, Die Theorieen über die Entstehung der Koralleninseln und Korallenriffe, und ihre Bedeutung für geophysische Fragen. Leipzig, Wilhelm Engelmann, 1890. 190 Seiten, fünf Figuren im Text.

viel mächtiger gewesen seien als jetzt, sucht der Verfasser zu entkräften und zwar mit dem Hinweis darauf, daß auch Darwin und Dana für ihre Theorieen eine Mächtigkeit der Korallenriffe bis zu 700 m hätten annehmen müssen. Dies ist aber gerade eine der Schwächen der Darwinschen Ansicht, zumal da diese Mächtigkeit von 700 m bei modernen Korallenriffen keineswegs nachgewiesen ist. Übrigens erreichen die triassischen Korallenriffe der Dolomiten Südtirols 1500 m Mächtigkeit, wie der Herr Verfasser auch selbst zugiebt.

Die eben erwähnten Abschnitte erscheinen dem Referenten als die schwächsten des Buches, zumal da kein Versuch gemacht ist, die geographische Verbreitung der Korallenbauten anders als durch Senkungsfelder zu erklären. Von besonderem Interesse sind aber noch die bisher unbesprochenen Abschnitte drei und sechs. In ersterem betrachtet Langenbeck in abgesonderter Darstellung, also wohl der Wichtigkeit dieses Einwurfs bewußt, die schwierige, gegen alle einseitig nur Hebung oder Senkung gelten lassenden Theorieen ins Gefecht geführte Frage nach dem Zusammenvorkommen der drei Riffformen nahe bei einander und der Übergänge von positiver zu negativer Bewegung. Der Herr Verf. findet sich mit diesen Erscheinungen z. B. auf der Pelau-, Samoa-, Sandwichgruppe in der Weise ab, daß er von einem „stufenweisen Übergange von Gebieten, in denen neuere negative Bewegungen zu konstatieren sind, durch stationäre Gebiete in solche mit entschieden positiver Bewegung“ (S. 67) spricht. Diese Thatsache leuchtet auch uns ein, nicht aber, wie dieser stufenweise Übergang als „ein sehr gewichtiges Argument zu Gunsten der Darwinschen Theorie“ anwendbar ist (S. 67).

Der sechste und letzte Abschnitt ist überschrieben: „Geophysische Betrachtungen“. In den ersten Sätzen dieses Kapitels macht der Herr Verfasser stärkere Zugeständnisse an die Verfechter der Hebung oder der negativen Bewegungen, als in allen vorigen Kapiteln. Er spricht sogar „von vielleicht noch weit allgemeiner (als die positiven) verbreiteten negativen Bewegungen“. Hieran schließt sich nun eine Prüfung, ob diese Bewegungen vom festen oder vom flüssigen Element ausgehen. Zumeist bekämpft er die Ansicht von Süß über die gegenwärtige Ansammlung des Wassers in den Äquatorialgegenden. Für den Atlantischen und Indischen Ozean trifft dies wenigstens nicht zu. Ansteigen des Meeresspiegels sehen wir im Atlantischen Ozean nur an der Küste von Guayana und an den Bermudas. In ersterem Meeresteile existieren aber keine Korallenriffe, und letzteres Gebiet gehört kaum mehr zu den Äquatorialgegenden. Zwischen den Bermudas und dem Orinoco sind keine Spuren positiver Bewegung vorhanden. Auch für den Indischen Ozean leugnet Langenbeck das Ansteigen des Meeresspiegels, wenigstens ein gleiches Maß desselben. Und ebenso glaubt für den Stillen Ozean Langenbeck nicht an ein derartiges periodisches Anschwellen und Abschwellen, sondern er hält die Erdrinde selbst für das sich Bewegende (S. 170) und kehrt somit zu der alten Theorie Darwins zurück. Gleichzeitig aber giebt er auch zu, daß Korallenbildungen auf sich hebenden Gebieten vorkommen können, und bezeichnet als solche hauptsächlich die Vulkanregionen am Rande der Senkungsfelder. Ferner giebt er zu, daß in früheren geologischen Perioden, z. B. der Jurazeit, sich wenig mächtige Korallenbauten ohne Senkung der Erdrinde, sondern bei langsam vorschreitendem Ansteigen des Meeresspiegels bilden konnten (S. 172). Auch Schwankungen, Oszillationen, also bald Senkung, bald wieder Hebung, läßt er endlich gelten, z. B. bei Sombrero in den Kleinen Antillen, und auch bei diesen erklärt er das Meer für das sich bewegende Element. Im großen und ganzen aber steht er auf dem Standpunkte, daß die Koralleninseln sich vorwiegend auf sinkenden Schollen der Erdrinde, über welche das Meer hinübertritt, bilden.

Wenngleich Referent zu denjenigen gehört, welche sich durch die Beweisführung des Verfassers nicht für überzeugt halten, steht derselbe doch nicht an, diese Abhandlung für einen ausgezeichneten, sehr fleißigen, klärend wirkenden und sehr lesenswerten Beitrag zur Litteratur über die Koralleninseln und ihre Entstehung zu erklären.

Neue Fahrten zur See nach Sibirien.

Im Verlaufe des Jahres 1890 ist es wiederholt englischen Fahrzeugen gelungen, zur See nach Sibirien zu gelangen und dort Absatz für die mitgebrachten Waren zu finden.

Der Seeweg dorthin durch das Karische Meer nach den Mündungen der sibirischen Riesenströme Ob und Jenissei ist wiederholt gemacht worden, aber auch oft infolge der Eisverhältnisse gescheitert, so daß schließlich die vorherrschende Ansicht dahin ging: eine regelmäßige Benutzung dieses Seeweges zu Handelszwecken sei ausgeschlossen.

Die Küstenbevölkerung des nördlichen Rußland hatte schon frühzeitig eine lebhafte Schiffahrt im Polarmeere betrieben und oft Handelsreisen vom Weißen Meere und der Petschora nach dem Ob und Jenissei unternommen und das Interesse der wissenschaftlichen, sowie der Handelswelt würde auf dieser Grundlage wohl den Seeweg nach Sibirien im Auge behalten haben, wenn nicht der berühmte Naturforscher Karl Ernst v. Baer 1837 gelegentlich seiner Reise nach Nowaja Semlja das Karische Meer für einen unwegsamen Eiskeller erklärt hätte.

Im Jahre 1862 trat der als rastloser Eiferer für die Seeverbindung Sibiriens mit Europa bekannt gewordene Michael Sidorow für die Wiederaufnahme der Fahrten ein; der von ihm ausgerüstete Schoner „Jermak“ unter Lieutenant Krusenstern ging indessen bei dem Versuche, die sibirischen Flußmündungen zu erreichen, im Eise zu Grunde. Dann nahmen aber norwegische Seehunds- und Walroßjäger die Fahrten im Karischen Meere wieder auf; sie fanden in den sechziger Jahren dieses Meer eisfrei und warfen alle Theorieen um, welche auf Grund früherer mißglückter Fahrten über dessen Unschiffbarkeit aufgestellt waren.

Im Jahre 1875 endlich machten die Nordostfahrten einen, sowohl in geographischer als auch in kommerzieller Beziehung wichtigen Schritt vorwärts, als es dem berühmten Nordenskiöld glückte, mit der Fischerjacht „Pröven“ durch den Jugorsund und durch das fast eisfreie Karische Meer bis nach der Mündung des Jenissei zu fahren. Er segelte den Fluß aufwärts bis Saostrowskoj und gelangte von da mit einem Dampfboote bis Jenisseisk. Somit war eines der Ziele erreicht worden, welches die alten Nordostfahrer sich gestellt hatten und dem Handel Sibiriens zur See schienen glänzende Aussichten eröffnet.

Gleichzeitig aber erhoben sich Stimmen, daß nur eine zufällige Vereinigung glücklicher Umstände diesen Erfolg herbeigeführt hätte. Um zu beweisen, daß dieses nicht der Fall war, und um selbst die ersten Waren zur See nach Sibirien zu bringen, unternahm Nordenskiöld 1876 eine zweite Fahrt nach Sibirien auf dem Dampfer „Ymer“, der nicht nur bis zur Mündung des Jenissei, sondern diesen aufwärts bis 71° nördl. Br. gelangte. Diese beiden Reisen Nordenskiölds leiteten wirkliche Handelsfahrten nach dem Ob und Jenissei ein, die allerdings nicht alle von Erfolg gekrönt waren. Diese Mißerfolge waren Ursache, daß man den Seeweg nach Sibirien wieder in Vergessenheit geraten ließ.

Indessen in England behielt man die Sache im Auge und die Aussicht, mit Hilfe der sibirischen Riesenströme landeinwärts bis an die Grenzen Chinas Handel treiben zu können. Es wurde eine Gesellschaft gebildet, an deren Spitze die Herren Albert Gray und John Milburn stehen, und diese

entsandten bereits 1889 das Schiff „Labrador" unter dem in der Eisschiffahrt erprobten Kapitän Wiggins nach der Jenisseimündung. Im Sommer 1890 war ein neuer Erfolg zu verzeichnen. Zwei Schiffe und ein kräftiger Schlepper (für die Flußschiffahrt) wurden Ende Juli und Anfang August von London abgeschickt und erreichten, trotzdem sie in der Karasee stark mit dem Eise zu kämpfen hatten, in 39 Tagen Karaul, welches 250 km am Jenissei aufwärts gelegen ist. Nach einem Aufenthalt daselbst von 19 Tagen kehrten sie in 26 Tagen nach London zurück, so daß zu der Hin- und Herreise im ganzen 84 Tage gebraucht wurden. Die Schiffe waren das gecharterte norwegische Schiff „Biscaya", Kapitän Petersen, der Dampfer „Thule", Kapitän Cordiner und der Schlepper „Bard", Kapitän Robert Wiggins. Karaul, der Ausschiffungsplatz, ist nur ein einzelnes Stationshaus, in dem der russische Kaufmann Kitmanow lebt, der hier mit den Samojeden Handel treibt. Den Jenissei abwärts kam den Engländern hier der Flußdampfer „Phönix", mit dem russischen Zollbeamten an Bord, entgegen, um die für Sibirien bestimmten Waren aufzunehmen.

Ein Erfolg muß diese Expedition jedenfalls genannt werden; ob derselbe aber ein dauernder sein wird, ist abzuwarten.

Britisch Neu-Guinea 1889—90.

Die britische Kronkolonie Neu-Guinea mit einem Flächeninhalt von 220 919 qkm steht seit dem 4. September 1888 unter der Administration von Sir William Mac Gregor, des früheren Vizegouverneurs der Fidschis. Daß Australien großes Interesse an der Kulturentwickelung der Insel hat, beweist schon der Umstand, daß seine drei östlichen Kolonieen Queensland, Neu-Süd-Wales und Viktoria sich zu einem Jahresbeitrage von zusammen 10 000 Pfd. Sterl. zu den Verwaltungskosten verpflichtet haben. Man ist aber in Australien, von wo aus man die Insel zu kolonisieren hoffte, mit der Verwaltung höchst unzufrieden. Sir William Mac Gregor hat im Einverständnis mit den von der englischen Regierung beschützten Missionaren erklärt, daß das Land den Eingeborenen verbleiben und eine Ansiedelung der Weißen ausgeschlossen sein solle. Er beruft sich dabei auf die alte Erfahrung, daß mit dem Einzuge der Weißen der Untergang der Eingeborenen besiegelt ist. Man weist dagegen in Australien auf die fortschreitende günstige Entwickelung der deutschen Ansiedelung in Kaiser-Wilhelmsland im nördlichen Neu-Guinea und und deren meist gutes Einvernehmen mit den Eingeborenen hin, und verlangt eine Änderung im Verwaltungssysteme.

Sir William Mac Gregor hat kürzlich seinen amtlichen Jahresbericht, betreffend die 12 Monate von Juli 1889 bis dahin 1890, über das unter seiner Verwaltung stehende englische Neu-Guinea, mit Einschluß der dazu gehörigen östlichen Louisiaden- und D'Entrecasteaux-Gruppen, veröffentlicht. Es wurden während des Jahres im ganzen zwölf Eingeborene wegen Mordes zum Tode verurteilt, aber da er an ihren Genossen begangen worden, zu Gefängnisstrafe begnadigt. Der Landbesitz der Regierung erhielt durch die Erwerbung von Tanko Island eine Erweiterung; die dort angepflanzten 1500 Kokosbäume gedeihen vortrefflich. Unter den Weißen, d. i. den Beamten und sonstigen Angestellten, herrschte viel Fieber, hauptsächlich durch Nässe, kalte Winde und die direkten Strahlen der Sonne veranlaßt. Die Einfuhr in den beiden Haupthäfen Samarai und Port Moresby bewertete 16 104 (+ 4996), die Ausfuhr 6485 (+ 540) Pfd. Sterl. An Gold, auf den zu den vorerwähnten beiden Gruppen gehörigen Inseln Sudest und St. Aignan gefunden, wurden 3470 (— 380) Unzen, an Trepang oder bêche de mer zu 4682 (+ 2504), an Perlmutterschale zu 1050 (— 760) und an Copra zu 250 (— 300 gegen das Vorjahr) Pfd. Sterl. ausgeführt. Die Einnahmen ergaben nur 3015 Pfd. Sterl. 13 Schill., während die Ausgaben sich auf 14 975 Pfd. Sterl. belaufen. Mit großem Lobe gedenkt Sir W. Mac Gregor der segensreichen Wirkung der protestantischen Mission an der Südost- und der katholischen an der Südwestküste. Er selber unternahm mehrere Forschungsreisen ins Innere der Insel.

H. Greffrath.

Aus allen Erdteilen.

— Brichettis Reise im afrikanischen Osthorn. Der italienische Ingenieur Luigi Brichetti-Robecchi hat in der äußersten Ostspitze Afrikas, in dem Lande der übel berüchtigten Medschertin-Somal eine Reise unternommen, welche ihn von Obbia am Indischen Ozean bis nach Halule (Alula) westlich vom Kap Guardafui führte. Sein langer Bericht steht im Bollettino della Società Africana d'Italia, Dezemberheft 1890. Die Reise dauerte vom 28. Mai bis 11. August 1890. Brichetti schildert das Land als eine mannigfaltige Reihenfolge wüster Thäler und Ebenen, in denen Kalksteine vorherrschen und in der die Vegetation oft ganz fehlt, dann aber wieder sehr üppig auftritt. In solchen Strichen ist dann auch die Tierwelt reich vertreten; Affen sind häufig, auch Strauße. Nachdem der Reisende den Torrent Kolula gekreuzt hatte, erreichte er in 360 km Entfernung das Wadi Nogal. Dieser Torrent, welcher unter verschiedenen Namen vorkommt, und in seinem unteren, etwa 20 km langen Laufe El heißt, führt reichlich Wasser. Eingefaßt wird derselbe von 40 bis 50 m hohen, zerklüfteten, wie Bastionen erscheinenden Felsen. Stromaufwärts wird der Pflanzenwuchs immer üppiger, zahlreiches Vieh weidet auf den ausgedehnten Grasstrecken und die großen Säugetiere, Elefanten, Löwen, Leoparden, treten auf. In den Wadis stehen Palmen, Akazien und Sykomoren.

Der nächste periodische Wasserlauf, den Brichetti kreuzte, war das Wadi Dhalo oder Dra Sala; damit hörte aber auch die fruchtbare Beschaffenheit des Bodens auf, das Wasser wurde selten, das Land wüster und steiniger. Im Becken des Amudah fand der italienische Reisende zum ersten Male die Dumpalme (Hyphaene) in dichten Beständen, und nachdem er das Wadi Dhudo gekreuzt, sah er auch Dattelpalmen in großer Menge, vermischt mit wildem Wein und Fruchtbäumen. Der bei weitem größte Teil des Landes zeigte dasselbe Aussehen: Dürre, steinige Ebenen wechselten mit Wadis, in denen die erwähnten Pflanzen und namentlich auch die Salvadora gediehen. Mit seiner kleinen Karawane konnte Brichetti nicht tief ins Innere eindringen, da ihm sonst die Vorräte und Wasser gemangelt hätten. Daß das Reisen im Lande der Somal ein gefahrvolles sei, sollte auch er erfahren, denn schon zwei Tage nach seiner Abreise von Obbia wurde er von wandernden Medschertin angegriffen, wobei er einen Diener und sein Pferd verlor.

— Kamerun. Die neue Expedition des Dr. Eugen Zintgraff zur Erforschung des Hinterlandes von Kamerun in geographischer und kommerzieller Beziehung ist im November 1890 in das Innere aufgebrochen. Ausgangspunkt ist die Station Barombi (5° nördl. Br.). Die Vorhut unter Expe-

ditionsmeister Hume verließ diesen Ort am 20. November. Am nächsten Tage folgte ihm Dr. Zintgraff mit dem Hauptteile der Forschungsexpedition, sowie mit drei Sektionen der Handelsexpedition der Firma Jantzen und Thormählen: jede Sektion besteht aus 30 Mann und einem Vormann. Fernere 3½ Sektionen gingen am 22. November unter der Führung der Herren Nehber, Cantwell und Tiedt ab. Als Nachhut sollten Lieutenant v. Spangenberg und Expeditionsmeister Carstensen mit dem Rest der Truppe der Forschungsexpedition folgen. Beide Expeditionen hofften, ohne durch Hindernisse und Feindseligkeiten seitens der Banyangs unterwegs aufgehalten zu werden, zwischen dem 10. und 15. Dezember in Baliburg einzutreffen. Die Balistation ist bereits 1889 von Dr. Zintgraff als Hauptposten im Innern ausersehen worden. Die Banyangs sind ein südlich von derselben (unter 6° nördl. Br.) lebender Stamm, mit denen Dr. Zintgraff früher in feindliche Berührung geraten war, dann aber Frieden geschlossen hatte. Einer der Expeditionszwecke ist auch die Anwerbung von Arbeitern im Innern für die Pflanzungen am Kamerun.

— Todesfälle durch Schlangenbiß und wilde Tiere in Indien ist in den indischen Blättern eine stehende Rubrik geworden und danach im Globus öfter schon berichtet worden. Es liegen jetzt amtliche Berichte für 1888 vor, nach denen in diesem Jahre in Ostindien nicht weniger als 22970 Menschen durch Bisse giftiger Schlangen oder wilder Tiere zu Grunde gingen, eine sehr große Anzahl bei 208000000 Einwohnern! Außerdem wurden durch dieselben Tiere noch 76271 Stück Vieh getötet. Am meisten Menschen (20571) fielen den Schlangen zum Opfer, 975 wurden durch Tiger, 184 durch Leoparden, 139 durch Wölfe, 110 durch Löwen zerrissen, 57 durch Elefanten getötet und der Rest fiel Skorpionen, Krokodilen, Wildschweinen u. s. w. zum Opfer. Trotz des Vernichtungskrieges gegen die schädlichen Tiere und der großen Summen, die für deren Ausrottung gezahlt werden, nimmt die Zahl der Todesfälle durch dieselben zu. Im Jahre 1881 wurden von den Bestien nur 43669 Stück Vieh getötet, wenig mehr als die Hälfte der im Jahre 1888 getöteten. Die Zahl der ihnen zum Opfer gefallenen Menschen betrug 1880 auch nur 21000. Im Jahre 1888 wurden 20709 wilde Tiere und 511948 giftige Schlangen vernichtet und dafür die hohe Summe von 159253 Rupies bezahlt. 1884 und 1885 überstieg die gezahlte Summe 2 Lakh Rupies. Die am meisten heimgesuchten Provinzen sind Bengalen, Oudh und die Nordwestprovinzen.

— Eine einstige, bei weitem nördlichere Ausdehnung des Kaspischen Sees, bis in das untere Kamagebiet (55° 23′ nördl. Br.), wird in hohem Grade wahrscheinlich gemacht durch die Auffindung mächtiger postpliozäner Ablagerungen mit zahlreichen organischen Überresten wie Adacna plicata, Cardium edule, Dreissena polymorpha, Didacna und Hydrobia, welche identisch sind mit den betreffenden, noch jetzt in der Kaspischen See lebenden Arten. Das Niveau dieser Ablagerungen liegt 160 m über dem der See.

— Entgegen der allgemeinen Annahme von dem Alter des Uralgebirges sucht Henry H. Howorth den Nachweis zu führen, daß dieses Gebirge erst zu Ende der Mammutperiode, und zwar schnell emporgehoben worden. Vorher und noch bis zur Zeit, als das Mammut ausstarb, bildete Sibirien mit dem europäischen Rußland eine zusammenhängende Ebene, deren Flüsse im Osten, wie noch jetzt im Westen das Land von Norden nach Süden durchzogen und dort in ein großes mittelländisches Meer mündeten, dessen Reste den Kaspi-, Aral- und Baikalsee bilden. Als Beweise für diese übrigens schon von Murchison behauptete junge Hebung des Ural führt Howorth an: erstens, daß dieses Gebirge keine Tier- und Pflanzenscheide bildet, vielmehr die jetzige russische und asiatische Fauna und Flora miteinander übereinstimmen; zweitens, daß auch die oberflächlichen Erdschichten zu beiden Seiten des Ural einander ähnlich und durch die interessante Schwarzerde charakterisiert sind; und drittens, daß der Ural eines jeden Zeichens der Wirkungen der Eiszeit entbehrt; sowohl im Gebirge selbst sucht man vergebens nach Gletscherspuren, Moränen, Schrammen u. s. w., als auch in der Umgegend, welche keine Findlinge aus dem Ural, sondern nur aus Skandinavien aufweist. Erst nach der Eiszeit, zur Zeit des Mammut, sei der Ural schnell emporgehoben und habe das Gefälle Sibiriens derart geändert, daß nun seine Flüsse dem Eismeere zufließen, daß das Mittelmeer austrocknete und sich auf seine kleinen Reste zurückzog, während das Mammut ausgestorben ist. (Geological Magazine 1890, Oktober.)

— Die Entstehung der großen Seen Nordamerikas wurde bisher mit Wirkungen von Gletscherthätigkeit in der Diluvialzeit in engste Verbindung gebracht. Neueste Untersuchungen, welche sich zum Teil schon in G. F. Wrights: The Ice Age in North America; New York 1889 verwertet finden, vollständiger aber kürzlich von J. W. Spencer im Quarterly Journ. of Geol. Soc. Lond. 46, 523 (16. April 1890) mitgeteilt wurden, haben jedoch ergeben, daß eine derartige Auffassung unhaltbar ist. Von Seiten der Vereinigten Staaten wie auch Kanadas wurden zahlreiche Lotungen in den Seen wie auch Tiefbohrungen in der Drift, welche in der Nähe der Seen zuweilen in ansehnlicher Mächtigkeit sich abgelagert findet, ausgeführt. Diese Erhebungen führten aber zu dem Resultat, daß die Seen keinesfalls ihre Entstehung der Gletscheraushobelung verdanken können, da dem die Beschaffenheit ihres Untergrundes widerspricht, vielmehr einem präexistierenden, mehrfach sich verzweigenden Thalsysteme angehören, welches allerdings in der Diluvialzeit durch beträchtliche Senkungen (bis zu 200 m) und lokale Aufschüttung von glacialem Materiale in ein Seengebiet umgewandelt wurde. — Das alte Thalsystem hatte etwa folgenden Verlauf. Vom Oberen See her bestand eine allerdings jetzt mit Drift erfüllte Verbindung nach dem Mississippi hin. Der Michigansee besteht aus zwei durch ein unterirdisches Plateau von 97 m Tiefe getrennten Bassins, von denen das nördliche 262 m, das südliche 165 m tief ist. Am nördlichen Ende des nördlichen Bassins wurde eine schmale, tiefe Verbindung mit dem Huronsee nachgewiesen, für das südliche Bassin bestand eine Verbindung längs des Grand River nach der Saginawbai des Huronsees. Im Huronsee wurden durch Lotungen folgende Thalrinnen nachgewiesen: eine nordöstlich in der Fortsetzung der Saginawbai verlaufende, eine zweite von annähernd südnördlicher Richtung und eine dritte, die Fortsetzung des Michigankanales bildende. Alle drei vereinigen sich vor Cabots Head, um hier umbiegend nach dem Südende der Georgiabai sich zu erstrecken. Von hier ist weiter durch flache Terrainbeschaffenheit und Ablagerung bis 84 m mächtiger Driftmassen eine Verbindung mit dem Ontariosee angezeigt. Mit letzterem stand der Eriesee durch einen einige Meilen westwärts von den heutigen Fällen verlaufenden Thalweg in Verbindung. Im Ontariosee endlich wurde ein in der Nähe und längs des Süduferѕ verlaufender Kanal aufgefunden.

Herausgeber: Dr. R. Andree in Heidelberg, Leopoldstraße 27. Druck von Friedrich Vieweg und Sohn in Braunschweig.

Bd. LIX. Globus. Nr. 9.

Illustrierte Zeitschrift für Länder- und Völkerkunde.

Begründet 1862 von Karl Andree.

Herausgegeben von Richard Andree.

Druck und Verlag von Friedrich Vieweg & Sohn.

Braunschweig. Jährlich 2 Bände in 24 Nummern. Durch alle Buchhandlungen und Postanstalten zum Preise von 12 Mark für den Band zu beziehen. 1891.

Ludwig Wolfs letzte Reise im Norden von Dahomé.

(Mit Karte.)

Am 26. Juni 1889 ist Stabsarzt Dr. Ludwig Wolf zu Dabari im Norden von Dahomé dem afrikanischen Fieber erlegen; aber erst jetzt ist näheres über seine letzte Reise bekannt geworden, die in bisher von Weißen unbetretene Gebiete des südlichen Nigerbeckens führend, für die geographische Wissenschaft noch äußerst fruchtbar geworden ist.

In dem liebenswürdigen, bescheidenen und tüchtigen, aus dem Hannöverschen gebürtigen kgl. sächsischen Stabsarzte hat die deutsche Afrikaforschung einen ihrer tüchtigsten Vertreter, das Deutsche Reich einen vorzüglichen Kolonialpionier verloren. Schon als Mitglied der großen Expedition Wißmanns an den Kassai (1883—85), sowie bei den folgenden Erforschungen der Congozuflüsse Lomami und Sankurru zeichnete Wolf sich aus. Das 1888 erschienene Werk „Im Innern Afrikas, die Erforschung des Kassai“, auf dessen Titelblatt wir sein sehr ähnliches Bildnis sehen, ist zum großen Teil aus seiner Feder geflossen. Wolf wurde von der Reichsregierung ausersehen, das Hinterland des Togogebietes zu erforschen. Er gründete dort 1887 im Lande der Adeli unter 8° nördl. Br. die Station Bismarckburg, von der aus er verschiedene Forschungsreisen unternahm und unter schwierigen Verhältnissen, unterstützt von seinem Gefährten, Lieutenant Kling, den deutschen Einfluß befestigte. Wolfs Reisen, darunter jene nach der wichtigen Stadt Salaga im November 1888, sind beschrieben und mit Karten versehen im zweiten Bande der Mitteilungen aus dem deutschen Schutzgebiete erschienen.

Der vierte Band dieser Zeitschrift bringt uns jetzt (1891, Heft 1, S. 1 bis 24) die Beschreibung seiner letzten Reise nach den hinterlassenen Tagebüchern. Dieselbe führte ihn über das deutsche Schutzgebiet hinaus, von Bismarckburg nach Nordosten in den Norden des Königreichs Dahomé, dessen Hauptstadt Abomé er auf diesem weiten Umwege von Osten her zu erreichen strebte, dabei unbekannte Gebiete erschließend. Wolf hatte nämlich auf einem direkten Vorstoße von Bismarckburg nach Osten, bis nach Pessi in der Nähe der Grenze Dahomés im März 1889 gefunden, daß es aus politischen Gründen angebracht sei, nicht von dieser Seite aus in Dahomé einzudringen. Er entschloß sich daher, im weiten Bogen von Norden und Nordosten her in dieses Land zu reisen und brach daher am 22. April 1889 an der Spitze einer Karawane von 32 Mann, begleitet von den Segenswünschen der in Bismarckburg wohnenden Adeli, auf. Durch eine Baumsavanne gelangte er nach Blitta, seinem nächsten Ziele, wo die Bewohner teilweise Mohammedaner sind, aber trotzdem Schweine halten; der Einfluß der mohammedanischen Haussahändler, die von Norden kommen, macht sich hier sehr fühlbar.

Durch abwechselnde Landschaft, bald Savannen, bald steiniger Boden, bald Pflanzungen von Mais, Yams, Hirse, Bohnen, drang er nach der Landschaft Tschaudjo vor, dessen Hauptstadt Paratau ist. Der größte überschrittene Wasserlauf ist der 15 bis 18 m breite, $^1/_2$ m tiefe Akamma- oder A-uni-Fluß. Hier treten Ölpalmen neben andern Palmenarten auf. Der Jabo (Herrscher) mit Namen Bukari empfing den deutschen Reisenden freundlich. „Das 15 m hohe Wohnhaus des Herrschers besteht aus einem mächtigen runden Bau, dessen Mauerwerk aus Lehmquadern zusammengesetzt ist und 6 bis 8 m hoch sein mochte. Die Spitze des Strohdaches ziert ein Straußenei, ein Ornament, das in diesen Gegenden nur auf Moscheen und Häuptlingshäusern zu finden ist. Jabo Bukari ruhte auf drei Leopardenfellen zwischen zwei bunten Lederkissen. Vor ihm stand ein mit Holzasche halb gefüllter Spucknapf. Rings herum im Kreise saßen seine Ratgeber und das Gefolge. Nahe der Wand standen seine zwei Leibpferde, schöne Hengste, mit einem Strick am Fuße gefesselt, an dem kurze Pflöcke angebunden waren.“ Es gab viel Vieh in dem Orte und die Pferde werden hier in den Häusern bei Stallfütterung gehalten.

Nachdem Wolf von dem Herrscher die Versicherung erhalten, daß er gern mit der Küste in Verbindung treten wolle, machte er einen Ausflug nach dem 1000 Hütten zählenden, nahe gelegenen Orte Dadaura, wo der mohammedanische Oberpriester oder Limonm wohnte. Auch hier wurde Wolf freundlich begrüßt. Über die dort betriebene

Viehzucht spricht er sich lobend aus; er sah weidende Herden von mehr als 100 Stück Rindvieh, viele Esel und Stuten mit Füllen. Tschautjo, das noch im deutschen Gebiete liegt, hat eine besondere Sprache, die Wolf die Dindisprache nennt und von der er einige Wortverzeichnisse aufschrieb.

Am 7. Mai brach Wolf von Paratau auf, nachdem ihm der Herrscher noch einen prächtigen Schimmelhengst im Werte von 12 Sack (240 000 Stück) Kauris oder 170 Mark geschenkt hatte. Durch schöne, reich bewässerte Gegenden mit vielen Ölpalmen und Schibutterbäumen, mächtigen Baobabs, Akazien, Baumwollbäumen und Weinpalmen führte der Weg in nordöstlicher Richtung weiter, wobei zahlreiche große Dörfer passiert wurden. Unterwegs traf Wolf Händler aus der großen Stadt Ilorin (nördliches Joruba), so daß hier die Beziehungen zum Niger schon immer deutlicher wurden. Über Keramuna, das 400 Hütten zählte, wurde am 10. Mai das mit einer weiten Ringmauer umgebene Aledjo erreicht; es besteht aus 800 Hütten, zeigt viele Ruinen und ist meist von Heiden bewohnt, unter denen nur wenige Mohammedaner leben. Politisch gehört es zum Reiche des Jabo Bukari, der hier einen Statthalter unterhält. Neben dem Dindi, der Sprache Tschautjos, macht

Dr. Ludwig Wolfs Reise im Hinterland des Togogebietes 1889.

sich hier schon die Anagosprache geltend. Die Sklaven, Männer, Frauen und Mädchen, gehen hier vollständig nackt, die Freien, etwa die Hälfte der kräftigen Bewohner, tragen Turban und Hemden aus heimischer Baumwolle.

Nördlich von Aledjo folgt wieder Buschsavanne mit Sand- und rotem Kiesboden und häufigen mächtigen Felsblöcken. Später treten wieder in der Savanne die schon erwähnten Baumarten auf. Semere, der am folgenden Tage erreichte Ort, zählt 4000 Hütten, die von Feldern und schattigen Hainen umgeben sind. Jetzt war die Landschaft Sugu betreten, deren Herrscher mit den Nachbarn von Schebereku und Jaggo im Kriege lag und von Wolf Beistand gegen diese verlangte, was natürlich abgelehnt wurde. Die Bewaffnung der Krieger bestand aus Bogen und Pfeilen, sowie einem Dolchmesser. Die Reiter haben je zwei lange Speere mit Widerhaken an den Spitzen, ein langes Haussaschwert und einen mächtigen runden Schild aus Tierhaut, der das ganze Pferd bis auf Kopf und Hals sowie den halben Reiter zugleich bedeckt.

Der Häuptling von Sugu weigerte sich anfangs, Wolf zu empfangen, gab aber auf Zureden des mohammedanischen Oberpriesters nach. Am 16. Mai war Wolf in dem 1800 Hütten zählenden Barëi, dessen Bewohner sämtlich Heiden sind und ganz nackt gehen. Hier kommen Kröpfe vor. „Der Islam ist im allgemeinen in diesen Gebieten noch nicht die verbreitetste, aber wohl die herrschende Religion,

da gewöhnlich die vornehme, handeltreibende Klasse sich zu derselben bekennt. Die Mohammedaner halten ziemlich fest zusammen. Neben den oft noch heidnischen oder nur halb mohammedanischen Häuptlingen sind überall mohammedanische Priester, Limonn genannt, vorhanden, die einen mächtigen Einfluß ausüben.“ Am folgenden Tage wurde das 1500 Hütten zählende Wangara erreicht, wo der Bruder des Herrschers von Sugu residiert, dem Wolf vortrug, er wolle in das Land der wilden und räuberischen Barbar vordringen, um deren Häuptling Koto zu besuchen; eine Schwester des letzteren, die sich in Wangara aufhielt, sagte ihre Unterstützung zu. Die Reise erschien als ein Wagnis, denn erst vor kurzem hatte eine Bande von 500 Barbarräubern eine Karawane von 300 Personen, die von Kano nach Salaga unterwegs, ausgeplündert. Ein Barbar soll seine eigene Mutter, welche mit Handelsgütern vom Niger kam, ausgeplündert und dazu bemerkt haben, daß seine Mutter seit seiner Geburt ihn nichts mehr anginge.

Dicht bei Wangara liegt in einem herrlichen Hochwalde Sugukuna, die aus elenden Lehmhütten erbaute Residenz des Herrschers von Sugu, Peutoni mit Namen, welcher am 19. Mai Wolf mit allem heidnischen Prunk empfing. Er ruhte auf Löwen- und Leopardenfellen, war in Baumwollgewänder gehüllt und erschien als ein mittelgroßer, tief dunkler Mann von 60 Jahren. „Er betrachtete mich unverwandt mit einem furchtsamen Gesichtsausdruck. Als ich direkt auf ihn zuging und ihm meine Hand entgegen hielt, neigte er sein Haupt, klatschte in die Hände und murmelte Begrüßungsworte. Seine Hautfarbe war grau vor Furcht geworden und er faßte meine Hand erst, als seine Umgebung ihm Mut zugesprochen hatte. Allmählich erholte er sich von seinem Schrecken und zeigte dieses dadurch an, daß er sich auf den Rücken legte und die Beine in die Luft schlug, wobei er lachte und der Versammlung laut erzählte, wie sehr er sich bei meinem ersten Anblick gefürchtet habe.“ Dabei ist dieser ängstliche Herrscher ein grausamer Despot, der gelegentlich gern köpfen läßt.

Auf dem alle vier Tage stattfindenden großen Markte in Wangara sah Wolf viel Baumwolle und Indigo. Rotgarn war sehr gesucht. Schön gefärbte Matten, Schmiedearbeiten, Finger- und Armringe aus Silber, Sklaven (von den Barbar zu 9 Sack = 180000 Kauris gekauft), Kolanüsse, Baumwollgewebe, Tabak, Butter, aus Palmöl bereitete Seife, Gemüse, Bohnen, Salz, Fleisch, Hirse, Zwirn, Schafe, Rinder, Hühner, Antimon, Bleiglanz u. s. w. wurden feilgehalten.

Sugu ist nicht so fruchtbar wie das Adeliland bei Bismarckburg; der eisenhaltige Boden wird aber sorgfältig, hauptsächlich von Männern bebaut, namentlich mit Yams und Hirse. In ethnographischer Beziehung ist von Interesse, daß Wolf ein Kind sofort nach der Geburt besichtigen konnte. Die Hautfarbe war wie bei einem europäischen Kinde, die Iris braun, das Haar glatt, fast blond. Erst nach einem Monat fangen letztere an, sich zu kräuseln und dunkel zu werden. Die Nabelschnur wurde etwa 20 Minuten nach der Geburt abgebunden und abgeschnitten, und zwar Stück für Stück, so daß noch ein bis zum Knie des Kindes reichendes Ende übrig blieb, das nach sieben Tagen abfällt. Der Rest der Nabelschnur mit der Placenta wird in einen Topf gelegt, einem lebenden Hühnchen einige Zehen abgeschnitten und das ausquellende Blut in den Topf geträufelt. Von dieser Mischung wird etwas auf die Wundfläche der noch am Kinde befindlichen Nabelschnur gelegt. Dann werden in den Topf etwa 10 Kauris und ein Stückchen Kolanuß geworfen und alles zusammen außerhalb des Gehöftes vergraben. (Über den weit verbreiteten Nabelschnuraberglauben, der in Tahiti z. B. ähnlich, wie hier von Wolf mitgeteilt, ist, vergleiche H. H. Ploß, Das Kind I, 40.)

Der Aufbruch Dr. Wolfs zu seiner letzten Reise von Wangara nach Osten fand am 5. Juni statt. Er war jetzt an der Grenze der deutsch-französischen Scheidelinie angelangt und jeder Schritt weiter nach Osten führte ihn der französischen Sphäre zu. Damit näherte er sich aber auch dem Gebiete des Niger; die Flüsse, die er bisher überschritten hatte, mündeten alle noch unmittelbar in den Guineabusen; jetzt aber begegnete er schon Nebenflüssen des Niger, unter denen der 20 m breite und 1 m tiefe Ofo besonders hervorzuheben ist. Ohne Gefahren war die Reise nicht, denn in den Wäldern lauerten Räuber. „Es besteht in diesem Teil des Nigerbeckens ein vollständiges Raubritterwesen, das an unsre mittelalterlichen Verhältnisse erinnert. Die Anführer sind stets Angehörige der Herrscherfamilien des betreffendun Landes.“

Schon am 31. Mai hatte Dr. Wolf in Sugu einen Fieberanfall mit Erbrechen gehabt, der aber vorüber ging. Am 5. Juni schließt sein in Reinschrift mit Tinte geführtes Tagebuch und ein kleines Notizheft tritt an seine Stelle, in welches der Reisende in immer geringerem Umfange und mit von Tage zu Tage undeutlicher werdender Bleistiftschrift bis zu seinem Todestage Notizen, schließlich nur noch über seine Körpertemperatur, eingetragen hat. Am 9. Juni überfiel ihn in dem Dörfchen Dodua ein perniciöses Fieber. In sehr elendem Zustande verbrachte er hier fünf Tage; am 15. war er soweit besser, daß er abermals aufbrechen konnte. Es folgen nun Marschtage von 2 und $3\frac{1}{2}$ Stunden, abermals Unterbrechung. Am 18. Juni trat noch starke Diarrhöe zu dem zwischen 38 und 40° schwankenden Fieber. Am 25. Juni raffte der schwächer und schwächer werdende Forscher noch einmal die letzte Kraft zusammen, um in einem $1\frac{1}{2}$ stündigen Marsche Dabari zu erreichen. Noch hatte er soviel Kraft, um, freilich mit ganz zitternder Schrift, kurze Itineraraufzeichnungen, Kompaß- und Uhrablesungen niederzuschreiben. Am 26. Juni schreibt der sterbende Forscher noch „Ruhetag in Dabari“. Um 11 Uhr morgens ist die letzte Körpertemperatur mit 38,1° verzeichnet. Am Abend konnte sein Dolmetscher Hardesty nur noch die Bemerkung hinzufügen: Doctor died 20 minutes to 8 o'clock. —

In den „Mitteilungen aus den deutschen Schutzgebieten“, welchen auszugsweise diese letzte Reise Ludwig Wolfs entnommen ist, findet sich auch noch eine Erörterung über die von Heinrich Barth angezweifelte Reise des Schotten Duncan im Jahre 1845 nach Adafudia und es wird hier mit Erfolg an der Hand der Wolfschen Reisen und Erkundigungen festgestellt, daß die Duncansche Reise auf Thatsachen beruht, wenn auch einzelnes von dem ungebildeten Verfasser erdichtet wurde. Für Duncan spricht, daß auf seiner Karte ein Fluß Offo vorkommt, der sich bei Dr. Wolf als Ofo wiederfindet. Fluß- und Bergnamen haben bekanntlich eine viel größere Beständigkeit, als Dorf- und Landschaftsnamen. Auch manche der von Dr. Wolf erkundigten Ortsnamen stimmen mit jenen Duncans überein, und ebenso ergiebt sich zwischen beiden kein Unterschied in den Schilderungen der Landschaft, die Duncan ausdrücklich, wie Wolf, als obere bezeichnet. Duncans Werk ist sonst sehr dürftig in bezug auf wissenschaftliche Angaben; aber völlig aus der Luft gegriffen ist seine Route auch nicht, wenn er, der von „gezähmten Elefanten“ redet, auch von Übertreibungen nicht reingewaschen werden kann. Erst wenn die Route, die Duncan bereiste, von einem zuverlässigen Forscher wieder begangen wird, kann man völlig über seine Glaubwürdigkeit ins Reine gelangen.

Ameghinos Forschungen in den argentinischen Pampas.

Von Dr. W. Kobelt.

II.

Während in der alten Welt die Annahme der Existenz des Menschen in der Tertiärzeit immer noch auf erbitterten Widerspruch stößt, kann für Südamerika von Zweifel keine Rede mehr sein. Die Funde sind zu zahlreich und von zu verschiedenen kompetenten Forschern gemacht worden und sie sind vor allen Dingen vielfach schon auch von Gegnern des Tertiärmenschen anerkannt worden zu einer Zeit, wo man das Pampeano noch dem Diluvium zurechnen zu können glaubte[1]). Nachdem jetzt durch die gründliche Erforschung der Wirbeltierfauna des Pampeano unwiderruflich dem Pliocän zugewiesen worden ist, erheben sich freilich allerhand Widersprüche, aber sie können an den erhaltenen Resultaten nicht mehr rütteln. Charakteristisch für die Funde aus dem Pampeano ist, daß in der eigentlichen Ebene um Buenos Aires die Werkzeuge fast ausschließlich aus Knochen hergestellt sind und man nur ausnahmsweise kleinere Steine findet, die zum Zurechtschlagen der Knochen gedient haben. Die Steinarmut des Schwemmlandes erklärt das zur Genüge. Näher am Gebirge, in der Gegend von Cordoba, wo es an Steinen nicht fehlte, treten die knöchernen Instrumente ganz zurück; hier hat der Mensch offenbar sich vorwiegend mit zurechtgeschlagenen Steinen beholfen. — Betrachten wir an der Hand Ameghinos die in den einzelnen Horizonten gemachten Funde näher.

Im Piso lujanense, dem oben erwähnten Zwischenhorizont zwischen Pliocän und Diluvium, sind die Funde sehr zahlreich. Bei Mercedes, am linken Ufer des Rio Lujan, nahe der Mündung des Arroyo de Frias, fanden sich in einiger Entfernung voneinander Stücke des Panzers von Glyptodon, zu zwei Häufchen übereinander geschichtet, zusammen mit bearbeiteten Zähnen verschiedener Tiere, angebrannten Knochen und zusammengebackener Erde; ferner zugeschliffene Knochensplitter, oft am einen Ende mit eingeschnittenen Kerben, Knochen von Mastodon, die am einen Ende ganz glatt gerieben waren, und gespaltene Röhrenknochen von Wiederkäuern. Mit ihnen gemischt waren Knochen von Mastodon Humboldtii, Glyptodon typus, Mylodon sp., Cervus sp. und Lagostomus tricodactylus; von heute noch lebenden Arten fand sich keine Spur. Nicht weit davon in demselben Thale fanden sich Mastodonknochen mit eingeschnittenen Kerben und bearbeitete Stücke Quarzit, der in diesem Schwemmland sonst völlig fehlt. Eine andre Lagerstätte mehr flußabwärts, etwa 40 m im Durchmesser und 2 m mächtig, lieferte ebenfalls eine Masse bearbeiteter Knochen, große Stücke mit zugeschärften Rändern und gespaltene und am Rande geschliffene Lamellen aus den Eckzähnen von Mylodon und Toxodon, die offenbar als Messer gedient hatten. An einer andern Stelle in der Nähe fanden sich zwei Panzer, einer von Glyptodon, der andre von Panochtus, welche statt der Wirbel und Rippen dieser Tiere Stücke fremder Röhrenknochen und Fragmente der Eckzähne von Mylodon und Toxodon, wie sie wohl bei der Herstellung der oben erwähnten Lamellen entstehen konnten, enthielten. Die Säugetierfauna an allen diesen Fundstellen bestand ausschließlich aus ausgestorbenen Arten.

Ähnliche Funde von Knochenwerkzeugen wurden an zahlreichen andern Punkten gemacht. Besonders wichtig sind die von Villa de Lujan, wo sich Schichten des Piso lujanense über zwei Leguas erstrecken. Sie wurden 1869 von Prof. Ramorino entdeckt und seitdem vielfach untersucht. Hier sind gerade die unteren Schichten besonders reich an Menschenspuren. Es fanden sich hier zahlreiche Knochen mit Einschnitten und Kerben, auch mit Längsschnitten, die offenbar das Spalten erleichtern sollten, die gewöhnlichen gespaltenen Röhrenknochen der Wiederkäuer, zerschlagene Schädel, angebrannte Knochen und Kohlenstückchen, gespaltene und geschärfte Zähne, überhaupt alle möglichen Formen von Instrumenten aus Knochen, aber nur ganz wenige Steinwerkzeuge, teils kleine meißelartige oder keilförmige Stücke, teils größere, kaum bearbeitete Schlag- oder Wurfsteine. Viele Fundstücke scheinen gerollt und sind wahrscheinlich aus der Nachbarschaft durch die Regenfluten in die Lagune geschwemmt worden. Im Winter 1883 bis 1884 wurden auf einer erhöhten Stelle, die bei Hochwasser heute noch zur Insel wird und gewiß schon damals in solchen Fällen dem Menschen als Zufluchtsort diente, im Auftrage der Akademie der Wissenschaften ausgedehnte Nachgrabungen vorgenommen, welche genau dieselben Gegenstände ohne eine Spur von Rollung ergaben.

Weitere Funde aus dem obersten Pampeano wurden bei Azul, bei Bahia blanca und am Arroyo de Marcos Diaz gemacht; sie stimmen mit den oben beschriebenen ganz überein.

Der nächstfolgende Horizont, das Piso bonaerense, welches dem oberen Pliocän Europas entspricht, enthält Menschenspuren nicht allzu sparsam, aber, seiner subaerischen Entstehung entsprechend, nicht an einzelnen Punkten zusammengehäuft, wie in den Seeablagerungen des Piso lujanense, sondern einzeln hier und da zerstreut. Ameghino führt deshalb zahlreiche Funde auf. Sein Bruder Carlos Ameghino entdeckte im Mai 1884 bei Villa de Lujan eine vom Hochwasser bloßgelegte Feuerstätte in einer Schicht, welche die Knochen von Hoplophorus ornatus und Glyptodon typus enthält. Eine reichere Fundstätte fand Ameghino selbst bei Mercedes, an dem Arroyo de Frias. Der Bach hat hier das echte rote Pampeano in einer Tiefe von reichlich 2 m aufgeschlossen. Unter der Dammerde liegt eine 20 cm dicke Thonschicht mit zersetzten Knochen großer Tiere, dann eine Mergelschicht von etwa 50 cm mit gut erhaltenen Knochen großer Edentaten, ein roter thoniger Sand mit Kalkmännchen und Knochen von 60 cm Mächtigkeit, dann ein sandiger Thon von etwa 55 cm; darunter haben Ausgrabungen eine etwas festere Thonschicht von $1\frac{1}{2}$ m Mächtigkeit nachgewiesen. Die Schichten sind nicht scharf ge-

[1]) Anmerkung des Herausgebers. Der Wert der Entdeckungen Ameghinos über die Verbreitung der Menschenspuren in den lößartigen Ablagerungen Argentiniens dürfte kaum geschmälert werden, wenn wir darauf hinweisen, daß man über die Altersstellung der Schichten der Pampasformation durchaus nicht einig ist. Darwin hielt sie für verhältnismäßig jung; Burmeister rechnete sie dem Diluvium zu, Roth deutete sie als bis zum Eocän reichend, Branco sprach endlich die uns am meisten einleuchtende Ansicht aus, daß die Fauna der unteren Hälfte dieser Lößformation ein Entwickelungsstadium darstelle, das zoologisch demjenigen des europäischen jüngsten Pliocäns gleichstehe, dem Alter nach aber nicht gleichwertig sei. Die charakteristischen Säugetierformen, welche in Europa mit Schluß der Tertiärzeit erloschen, treten dann erst in Südamerika auf. Übrigens hält auch Branco den oberen Teil der Pampasformation für relativ jung. Daß Ameghinos Methode der Altersbestimmung dazu führen kann, Steinwerkzeuge lebender Wilden für diluvial zu erklären, möchten wir nur andeuten.

schieden, sondern gehen allmählich ineinander über. Gerade in den unteren Schichten hat Ameghino selbst 1870 einen Schädel und den größeren Teil der Knochen eines Menschenskelettes gefunden, welche er dem Museum in Mailand übersandte, wo sie bis heute noch unbeschrieben lagern. Bei einer drei Jahre später von Prof. Ramorino an derselben Stelle vorgenommenen Ausgrabung wurden weitere Menschenreste gefunden, zusammen mit den gewöhnlichen Artefakten und den Resten einer Anzahl zweifellos pliocäner Säugetiere (Canis protojubatus, Macrocyon robustus, Conepatus mercedensis, Lagostomus debilis, Reithrodon fossilis, Hoplophorus ornatus, Equus sp. etc.).

An dem Arroyo Samborombon fand der Sammler des Nationalmuseums, E. de Carles, ein beinahe vollständiges Menschenskelett in seiner natürlichen Lage, leider gerade am Schädel, den die Strömung bloßgelegt hatte, beschädigt; über ihm lagen ein großes Hirschgeweih, welches das Museum noch besitzt, und ein Kiefer von Scelidotherium.

Ein weiteres Menschenskelett fand ein sehr eifriger Sammler, Santiago Roth, bei Pontimelo am Rio de Arrecife im nördlichen Teil der Provinz Buenos Aires, und zwar in einem Panzer von Glyptodon, zusammen mit einem bearbeiteten Hirschhorn und einer Schale einer Süßwassermuschel (Unio?). Nach dem genauen Fundbericht des Fundes, den Ameghino abdruckt, kann kein Zweifel daran sein, daß auch dieses Skelett dem oberen Pampeano angehört; zum Überfluß wurde in der allerletzten Zeit noch ein Menschenschädel ganz in der Nähe ebenfalls im roten Pampasthon gefunden.

Einen ähnlichen Fund von Menschenknochen hatte schon 1864 der französische Sammler Francois Seguin gemacht. Es waren Zähne, Phalangen und andre feste Knochen von anscheinend vier Individuen, welche mit den Resten von Equus curvidens und Arctotheriun bonaerense zusammen gefunden wurden und sich im Erhaltungszustand durchaus nicht von diesen Knochen unterschieden. Mastodon, Megatherium, Lestodon trigonidens, Hydrochoerus magnus, Neocuryurus rudas, fanden sich in nächster Nähe in derselben Schicht.

Im Oberpliocän der Provinz Cordoba scheinen Menschenspuren noch häufiger zu sein, als in dem von Buenos Aires und Santa Fé, aber menschliche Knochen haben sich bis jetzt dort noch nicht gefunden. Ameghino selbst hat die Barrancas und Wasserrisse dieses Gebietes fünf Monate lang durchforscht und zahlreiche Menschenspuren gefunden, besonders verschiedene Feuerstellen, und diese Funde sind, was vielleicht manches Mißtrauen beseitigen wird, von den deutschen Gelehrten an der Universität von Cordoba, O. und A. Doering, Brackebusch, Kurz und Bodenbender, geprüft und verifiziert worden. Eine der Feuerstellen wurde beim Bau der Eisenbahn von Cordoba nach Malagueño bloßgelegt; sie befindet sich in einem Einschnitt, der etwa 20 m tief das obere Pampeano bis zum mittleren aufschließt und zwar im unteren Drittel. Mit den Kohlen und der hartgebrannten Erde zusammen liegen hier unzählige kleine angebrannte Knochenstücke von Toxodon, Mylodon und Glyptodon und zerbrochene und angebrannte Schalen von Straußeneiern, sowie einige gespaltene Röhrenknochen, welche wohl zufällig dem Kleinschlagen entgingen. Eine andre Feuerstelle am Fuß einer Barranca in Cordoba selbst lieferte einen ganz ähnlichen Befund. Was sich von Knochen noch bestimmen ließ, gehörte alles ausgestorbenen tertiären Säugetierarten an. An Artefakten wurden nur zwei bearbeitete Quarzitstücke etwas von der Feuerstelle entfernt gefunden. Das mittlere Pliocän ist, wie eingangs erwähnt, marinen Ursprungs und deshalb natürlich arm an Menschenspuren. Bei Lujar haben sich gespaltene Knochen zusammen mit vom Feuer gehärteten Erdbrocken tief in dem eingeschnittenen Flußufer gefunden. Auch bei La Plata traf Ameghino in einer tiefen Schlucht auf der marinen Schicht ein Lager von Fischknochen, gemischt mit Kohlen und gebranntem Thon, in demselben Horizont mit Neoracanthus Burmeisteri, Scelidotherium Capellini und Eutatus Seguini.

Das untere Pliocän (Piso ensenadense) hatte in 1881 noch keine sicheren Menschenreste geliefert und Ameghino verhielt sich, als er die ersten Berichte über seine Funde veröffentlichte, gegen den Menschen des unteren Pliocän noch sehr vorsichtig. Trotzdem hatte er damals schon einen unzweifelhaften Menschenrest aus jener Zeit in Händen, eine Anzahl Schneidezähne, welche er 1877 bei Ausgrabungen neben der Gasfabrik von Buenos Aires mit andern Tierresten zusammen gefunden hatte; aber da er damals das Vorkommen des Menschen in diesen alten Schichten noch nicht ahnte, schrieb er sie einer Art der von Lund aufgestellten Affengattung Protopithecus zu, und Protopithecus bonaerensis figuriert daraufhin in dem mit Gervais gemeinschaftlich herausgegebenen Katalog der fossilen Säugetiere des Pampeano. Durch andre Funde aufmerksam gemacht, unterwarf Ameghino die Zähne neuerdings noch einmal einer genaueren Prüfung und erkannte sie als unzweifelhafte Menschenzähne. 1883 fand Carlo Ameghino in unzweifelhaftem unteren Pampeano bei Buenos Aires einen gespaltenen Röhrenknochen, bald auch andre mit Spuren von Schnitten und Schlägen, und schließlich wurden mit den Knochen zusammen Stücke gebrannten Thons gefunden, die jeden Zweifel beseitigten.

Noch viel wichtiger sind die Funde, welche bei der Ausgrabung des neuen Hafens von La Plata gemacht wurden. In 1884 fanden die Arbeiter bei der Aushebung des Verbindungskanals zum Meere eine große Masse Knochen; der beaufsichtigende Beamte ließ sie auf einen Karren laden und ins Museum schaffen. Man denke sich die Überraschung der Kustoden, als sich fast alle Knochen angebrannt, zerschlagen oder sonstwie von Menschenhand bearbeitet erwiesen. Die sofortige Untersuchung der Lokalität ergab, daß es sich um eine tiefe brunnenartige Einsenkung handelte, deren Inhalt unzweifelhaft dem unteren Pampeano angehörte; der untere Teil war noch unberührt. Bestimmt werden konnten folgende Arten: Felis, eine größere und eine kleinere Art Arctotherium bonaërense, Dicoelophorus latidens, Typotherium cristatum, Toxodon ensenadensis, Macrauchenia ensenadensis, Hippidion compressidens, Cervus ensenadensis, Palaeolama sp., Mastodon platensis, Megatherium sp., Lestodon sp., Scelidotherium leptocephalum, Sc. Capellini, Neoracanthus platensis, Grypotherium sp., Glyptodon Muñizi, Panochthus sp., Doedicurus clavicaudatus, Propraopus grandis. Natürlich wurde sofort ein Museumsbeamter als Wachtposten an die Ausgrabungen beordert. Es wurden eine Anzahl Skelette von Scelidotherium gefunden, ausnahmslos von jungen Tieren. Später fand Ameghino selbst einen allerdings unbearbeiteten Stein, der aber in diese steinfreie Schichten nicht gut ohne Hilfe von Menschenhand gekommen sein konnte, dann auch einen backsteinartig hart gebrannten Thonklumpen, und schließlich entdeckte Dr. Christofaletti eine Hälfte eines Reißzahnes von Smilodon populator, die unzweifelhaft von Menschenhand gespalten, am Rande geschärft und so zur Waffe zurecht gemacht worden war. Die Existenz des Menschen im unteren Pliocän war damit unwiderleglich dargethan.

Aber das Pliocän ist noch nicht die unterste Grenze für das Auftreten des Menschen. Im Februar 1887 machte Ameghino eine Reise nach dem südlichen Teile der

Provinz Buenos Aires, um die Umgebung von Bahia blanca zu erforschen. Bei dieser Gelegenheit besuchte er den etwa 60 km von dort entfernt liegenden Monte Hermoso, von welchem ihm Reste einer Fauna zugekommen waren, welche von der des Pampeano total verschieden erschien. Er fand dort eine ungemein reiche Säugetierfauna, welche sich offenbar zwischen die des unteren Pampeano und die des am Parana anstehenden Oligocän einschiebt und dieser ähnlicher ist als der pliocänen. Beschäftigt, das Skelett einer Macrauchenia antiqua bloßzulegen, stieß er auf einmal auf ein Stück rötlichen Quarzits, das die unzweifelhaften Spuren der Bearbeitung durch ein vernunftbegabtes Wesen trug. Bald fanden sich noch einige andre, und auch der später von der Akademie zur Ausbeutung dieser Miocänschichten abgesandte Präparator Santiago Pozzi fand bearbeitete Steine zusammen mit den Knochen von Doedicurus antiquus. Daß sich auch gespaltene Röhrenknochen und Spuren von Feuerstätten gefunden, sagt Ameghino in diesem Fundbericht nicht. Aber wenige Zeilen später, nachdem er die Funde von Aurillac und am Tajo erwähnt hat, sagt er: „Aber im Monte Hermoso giebt es noch etwas Weiteres, was sich bis jetzt in den europäischen Miocänschichten noch nicht gefunden hat; das gleichzeitige Vorkommen dieser Gegenstände (d. h. der bearbeiteten Steine) und längsgespaltener großer Röhrenknochen, sowie angebrannter andrer Knochen, und die Existenz von Feuerstätten in verschiedenen Horizonten dieser Schichten, in welchen die Erde durch die Einwirkung des Feuers zu Backstein gebrannt und fast verglast worden ist, während in der ganzen Formation weder Torf noch Lignit noch sonst ein brennbarer Stoff vorhanden ist, der zufällig hätte in Brand geraten können, Feuersbrünste, welche sich mit der fortschreitenden Ablagerung mehrmals hätten wiederholen müssen. Und dann diese Feuerstätten, ein sehr seltener Zufall, sind vergesellschaftet mit angebrannten Knochen, die eine so hohe Temperatur ausgehalten haben, daß nur in den gebackenen Erdklumpen sich im Innern kugelige Hohlräume bildeten, bedingt durch die Ausdehnung der eingeschlossenen Luft oder die Entwickelung von Gasen durch die Einwirkung der Verbrennung." — Gerade hier wäre die allerschärffste und klarste Ausdrucksweise unbedingt nötig gewesen, denn gerade dieser Fund wird am schärffsten bestritten werden.

„Wie hat der Mensch in der Tertiärzeit, wo er noch beinahe aller Verteidigungsmittel bar war, sich überhaupt erhalten können? Im Walde konnte er sich auf die Bäume flüchten und sich in deren Wipfeln Hütten bauen, in steinigen Gegenden konnte er sich Zufluchtsstätten aus zusammengetragenen Steinen schaffen, in den Gebirgen fand er Schutz in Höhlen. Aber in den Ebenen der Pampas, wo es weder Höhlen, noch Steine, noch Bäume gab? wie schützte sich der Mensch vor den Angriffen der wilden Tiere und wo ruhte er nachts von den Anstrengungen des Tages aus?"

Das sind gewiß berechtigte Fragen. Eine Reihe glücklicher Funde und Beobachtungen hat darauf eine sehr unerwartete Antwort gegeben. Schon 1869 hatte Ameghino bei Lujan mehrfach den Panzer des riesigen Glyptodon gefunden, bald auf der Bauchseite, bald auch auf dem Rücken oder auf einer Seite liegend, in Positionen, die an sich schon auffallend waren. Noch sonderbarer aber war, daß diese Panzer im Innern nicht etwa die zugehörigen Skeletteile von Glyptodon enthielten, obwohl diese von selbst gar nicht herausfallen können, sondern Knochen andrer Tiere, gespaltene Röhrenknochen von Wiederkäuern, während in der Umgebung eben solche Knochen, mit Kohlenstücken und Steinsplittern vermischt, lagen. Ähnliche Beobachtungen sind mehrfach auch bei Mercedes und an andern Stellen der Provinz Buenos Aires gemacht worden. Im Jahre 1876 fand Ameghino selbst bei Mercedes den Panzer eines Panochtus aufrecht gestellt, mit der vorderen Öffnung nach unten, mit der hinteren nach oben, so daß der Bauchspalt eine Art Thür bildete; Schädel, Unterkiefer und Atlas lagen in der Nähe, der Panzer selbst enthielt keine Knochen, aber in ihm lag auf der Erde ein Stück Hirschgeweih. — Kurze Zeit darauf grub er bei Olivera mitten in der Ebene einen ebenso gestellten Panochtus-Panzer auf, in dem sich Feuerspuren und einzelne Stücke eines andern Panzers fanden. Der wichtigste Fund aber wurde bei Paso del Cañon, eine Stunde östlich von Mercedes, gemacht, in der Nähe eines der früher erwähnten Fundstätte von Menschenresten. Hier grub Ameghino selbst einen Panochtus-Panzer auf, der mit der Bauchöffnung nach unten, dem Rücken nach oben in der Erde lag; er ruhte auf einer deutlich erkennbaren härteren Fläche, offenbar der alten Bodenoberfläche, die in seinem Schutz erhalten geblieben war. Um ihn herum lagen Kohlen, Asche, angebrannte und zerschlagene Knochen und ein paar Kieselsteine. Bei der Untersuchung erwies sich der Panzer leer, aber er bedeckte eine Höhlung im Boden, in welcher sich ein Gerät aus Quarzit, gespaltene Knochen von Hirsch und Guanaco, Stücke von Hirschhorn und gespaltene und am Rande geschärfte Eckzähne von Toxodon und Mylodon befanden. Dieser Fund — wir erinnern nochmals daran, daß die Pampasformation kein Schwemmgebilde, sondern eine subaerische Formation ist — ließ nur eine Deutung zu: Der Mensch der Pliocänzeit hatte sich den Panzer des toten Riesengürteltieres ausgeleert und zur Wohnung eingerichtet, und um etwas mehr Raum zu gewinnen, hatte er die Erde unter demselben ausgehöhlt. Solche Panzer haben nach Burmeister eine Länge von 1,54 m, eine Breite von 1,32 m und eine Höhe von 1,05 m; wurde der Boden darunter noch etwas herausgekratzt, so gab das einen Raum von $1^1/_2$ m Höhe, der gegen die Elemente wie gegen die Angriffe wilder Tiere völligen Schutz gewährte. Die Hütten vieler heute lebenden Wilden und — fügen wir hinzu — die Kabinen vieler Matrosen sind nicht so geräumig.

Ähnliche Beobachtungen hat auch Roth gemacht; er glaubte zu bemerken, daß die aufrecht gestellten Panzer immer so gerichtet waren, daß der Rückenschild dem gefürchteten Pampassturm entgegengedreht war. — Die Gürteltiere lieferten dem Menschen aber nicht nur Zufluchtsstätten, sondern offenbar auch Nahrung. Panzer, die von Menschenhand zerschlagen sind, sind gar nicht selten. Carlos Ameghino fand bei Jauregui eine Schale, welche genau in der Rückenlinie halbiert war; sie enthielt noch einige Rippenreste und war außen vom Feuer geschwärzt und angebrannt. Der Tertiärmensch hatte das Fleisch des Tieres offenbar in dem Panzer gebraten. Es ist von sehr großem Interesse, daß der Gaucho, der heutige Bewohner der Pampas, die kleinen Nachkommen der riesigen Gürteltiere, die Armadillos, genau in derselben Weise zubereitet und daß ihm und auch andern Weißen ein solcher „asado con cuero" als größter Leckerbissen gilt.

Ein äußerst interessanter Fund wurde im Juli 1885 bei Villa de Lujan gemacht. Das Hochwasser eines Baches hatte Teile eines Skelettes von Megatherium bloßgelegt. Kopf und Vorderhälfte waren vom Wasser fortgeführt, der Rest lag noch im Boden eingebettet und wurde sorgsam ausgegraben. Die oberen Rückenteile, die Wirbelsäule und die Rippen waren zerstört und die Knochen lagen zerbrochen mit Einschnitten und Ritzen bedeckt, unregelmäßig durcheinander gemengt und in einer Gesamtmächtigkeit von 60 cm mit Asche- und Kohlenschichten gemischt. Tiefer unten waren die Knochen wohl erhalten und namentlich die der einen Extremität noch in ihrer natürlichen Lage und Verbindung. Die Beschaffenheit der Umgebung

bewies, daß es sich hier um ein tiefes Sumpfloch handelte; das riesige Faultier war offenbar auf der Flucht oder durch irgend einen Zufall hineingeraten und stecken geblieben, und der Mensch hatte sich das zu Nutze gemacht, Feuer auf der ungeheuren Fleischmasse angezündet und so viel als ihm erreichbar war, geröstet und verspeist.

Die Pampas von Buenos Aires waren zur Pliocänzeit flache, sumpfige Ebenen, einen Teil des Jahres hindurch überschwemmt; der Mensch hauste in ihnen jedenfalls in kleinen Trupps und jagte die Wiederkäuer, Lamas, Guanacos, Hirsche, die Pferde und die kleinen Nagetiere, aber er wagte sich auch gelegentlich an die Riesentiere der damaligen Zeit, an die Glyptodonten, das Megatherium, das Mastodon. Ob er Kannibale gewesen, steht dahin; jedenfalls widmete er den Leichen keine besondere Sorgfalt, denn man findet die Menschenknochen meistens unordentlich mit denen andrer Tiere gemischt.

Die Untersuchung der erhaltenen menschlichen Skelettreste erfordert große Vorsicht, denn während im Anfang die meisten Sammler die Existenz des Tertiärmenschen leugneten, will jetzt jeder Reste von ihm besitzen und hat sich, wie immer, in dieser Hinsicht eine förmliche Fälscherindustrie entwickelt. Es bedarf deshalb in jedem einzelnen Falle einer sehr genauen Untersuchung der betreffenden Schädel und besonders der chemischen Zusammensetzung ihrer Knochen.

Von großem Interesse ist, was Ameghino über den berühmten Schädel sagt, den Lund mit den Resten ausgestorbener, aber auch lebender Tiere zusammen in der Höhle da lagoa do Soumidouro an der Lagoa Santa in Süd-Brasilien fand. Derselbe wird im Museum von Rio do Janeiro aufbewahrt und ist neuerdings von den Herren Lacerda und Peixoto genauer untersucht und beschrieben worden. Er ist auffallend dolichokephal mit einem Index von nur 69,72, stark akrocephal, wie die meisten amerikanischen Schädel, aber platyrhin mit einem Nasalindex von 53,33. Die Schädelwände sind auffallend steil, die Stirne schmal und sehr flach, die Jochbeine vorspringend, das Hinterhaupt fast senkrecht abgeflacht. Der Kubikinhalt beträgt 1388 ccm. Der Schädel hat alle Kennzeichen der amerikanischen Rasse, er gleicht denen der Eskimos, aber noch mehr denen der heutigen Botokuden. Über sein Alter läßt sich aus Lunds Fundbericht nichts Sicheres entnehmen; derselbe sagt nur, daß er in seiner Beschaffenheit ganz den mit ihm zusammen gefundenen Tierknochen gleich gewesen sei. Nun liegen aber in den Knochenhöhlen der Lagoa Santa die Reste zweier Faunen von sehr verschiedenem Alter übereinander, und da dieselben zeitweisen Überflutungen ausgesetzt sind, stellenweise auch durcheinander: Smilodon, Platyonyx, Megatherium, Hoplophorus einerseits, Hydrochoerus, Guanaco, Equus rectidens und andre Tiere des jüngsten Diluviums andrerseits. Zu welcher der beiden Faunen der Menschenschädel gehörte, ließ sich seither nicht bestimmen. Ameghino ist in der glücklichen Lage, eine Entscheidung zu geben. Bei der genaueren Untersuchung des Schädels bemerkte er an demselben eine große Wunde, welche wahrscheinlich den Tod des Individuums herbeigeführt hat. Die Wunde ist so scharfkantig und so regelmäßig geformt, daß sie nur mit einem regelmäßig gestalteten und sehr scharfen, polierten Werkzeug geschlagen worden sein kann, z. B. mit einem Steinbeil, wie es sich in den Sambaquis, den Küchenabfällen an der Küste, nicht selten findet. Die Menschenreste aus den Höhlen können also frühestens aus der späteren Diluvialzeit stammen.

Die in Argentinien gefundenen Schädel aus der mesolithischen Periode harren im Museum von Buenos Aires noch der gründlichen Durcharbeitung, doch hat sie Ameghino prüfen und messen können. Die Reste von Cordoba sind dolichokephal, wie die vom Rio Negro, welche Moreno gefunden und Topinard untersucht hat; ihre auffallende Dickschaligkeit erinnert an den Neanderthaler. Die vom Rio negro fand Topinard den Eskimoschädeln sehr ähnlich; viele zeigen Spuren einer beginnenden Deformation, wie die der Aimaràs; sie sind dünnwandiger und gehören allem Anschein nach doch einer andern Rasse an, an welche sich der Lundsche Schädel unmittelbar anschließt.

Die Pliocänskelette harren leider auch immer noch genauerer Untersuchung; das eine, von Ameghino selbst im Anfang seiner Forscherthätigkeit gefundene, liegt anscheinend unbeachtet im Museo civico in Mailand; aus seinen Notizen kann der Finder nur entnehmen, daß das Skelett klein, der Schädel sehr dolichokephal, die Stirn niedrig waren und die Zähne fast horizontal abstanden. Später an derselben Stelle gefundene und vielleicht noch zu demselben Skelett gehörende Knochen wurden von Broca untersucht; es waren ein Stück des linken os iliacum, anscheinend einem alten Weibe angehörend, in der Gelenkpfanne mit Spuren von Arthritis sicca; vier ganze und mehrere zerbrochene Wirbel, zwölf teils ganze, teils zerbrochene Rippen, eine Anzahl Hand- und Fußknochen und ein Schneidezahn; alle sind auffallend klein und haben anscheinend derselben alten Frau angehört, deren Größe sicher unter $1^1/_2$ m betragen hat. Von dem zweiten, von Roth gefundenen Skelett sind bis jetzt nur Photographieen des Schädels bekannt geworden, nach welchen Virchow denselben mit den Calchaquis und den brachykephalen Schädeln aus den brasilianischen Sambaquis in Parallele stellt. — Auch das dritte Skelett befindet sich noch unbeschrieben in den Händen seines, wie es scheint etwas spekulativ veranlagten Entdeckers. Ameghino hat es wenigstens flüchtig untersuchen können. Auch dieses Individuum war klein, es hatte 18 Rücken-Lendenwirbel, also einen mehr als die heutigen Menschen, und im Sternum eine Perforation, zwei Erscheinungen, die heute beim Menschen nur sehr selten und wohl niemals zusammen zur Beobachtung kommen. Der völlig erhaltene Unterkiefer ist stark und massiv, und gehört offenbar zu einem brachykephalen Schädel.

Dagegen ist ein andrer Schädel aus derselben Gegend, von dem Ameghino eine Abbildung giebt, ausgesprochen dolichokephal mit einem Index von etwa 75, hypsostenokephal, wie die meisten amerikanischen Schädel, mit schmaler, niedriger Stirn, vorspringenden Brauenbogen und starken Schläfenleisten. Er gehört offenbar einer andern Rasse an und es ist eine sehr interessante Thatsache, daß wir schon im mittleren Pliocän in einer und derselben Gegend und in derselben Epoche die beiden Hauptschädeltypen nebeneinander finden. Die Hoffnung, durch Schädelmessungen die einzelnen Menschenrassen zu umgrenzen und ihre Verwandtschaft untereinander festzustellen, wird dadurch nicht gerade gestärkt.

Jedenfalls geht aus Ameghinos Funden unzweifelhaft hervor, daß schon in der frühen Tertiärzeit in den Pampas des heutigen Argentiniens Wesen lebten, welche dem Menschen in allen Hauptpunkten glichen, das Feuer kannten und zu benutzen wußten und sich Werkzeuge bereiteten. Ob man sie zu derselben Spezies Homo sapiens rechnen soll, wie uns, oder ob man, weil alle pliocänen Tiere andern Arten angehören, wie die heutigen — was aber z. B. für die Süßwassermollusken nicht durchaus gilt —, für sie eine neue Spezies Homo pliocenicus errichten soll, gekennzeichnet durch kleine Statur, dreizehn Rückenwirbel und perforiertes Sternum, ist am Ende gleichgültig. Ebenso hat es keine weitere Bedeutung, ob wir, auf die Analogie der Säugetierfauna gestützt, das Geschöpf, welches die Kieselsteine im Araucano des Monte hermoso zurechtschlug, einer eigenen

Gattung zurechnen wollen, ob dem Anthropopithecus Mortillet oder, weil alle Miocängattungen Südamerikas von den europäischen verschieden sind, einem Anthropomorphus Ameghino. Die Hauptsache ist, daß Ameghinos Funde festgestellt haben, daß die Wurzeln der Gattung Homo tief ins Miocän zurückreichen und daß unsre Vorfahren dort schon als vernunftbegabte Wesen, als Menschen, erscheinen.

Die Basaltinsel Staffa.

Von Dr. H. Repsold. London.

Das Städtchen Stolpen bei Pirna in Sachsen verdankt seinen Namen dem slavischen Worte sloup oder slup, was Säule oder Pfeiler bedeutet. Als Ursache für diese unzweifelhaft richtige Etymologie müssen die schönen Basaltsäulen betrachtet werden, die in der Nähe Stolpens vorkommen. Ganz derselben Ursache verdankt auch die schottische Insel Staffa ihren Namen, ihren wunderbar schön und regelmäßig entwickelten Basaltsäulen. Nur stammt derselbe hier aus der skandinavischen Sprache, hängt mit unserm „Stab“ zusammen und bedeutet Stabinsel. Der Name ist, wie noch mancher andre skandinavische dort im Norden, ein Zeugnis von der Herrschaft Harald Harfagars (9. Jahr.), der von Norwegen aus die Häuptlinge der Hebriden einsetzte.

Wenn ich hier die hundertmal beschriebene Insel abermals kurz zur Darstellung bringe, so möge dieses mit den mangelhaften Abbildungen entschuldigt werden, die bis heute sich in Lehrbüchern und andern volkstümlichen Schriften finden; eine von der andern kopiert, verschlechtert und oft bis zur

Staffa von Süden, rechts Buachaille.

Undeutlichkeit entstellt. Neuerdings sind gute Photographieen der Insel in Schottland zu haben; allein so scharf sie auch für einzelne Partieen ausgefallen sind, genügen sie doch häufig nicht, wenn es sich darum handelt, den geologischen Bau der Insel zur Anschauung zu bringen. Die hier mitgeteilten Aufnahmen, an Ort und Stelle nach der Natur gezeichnet, geben uns ein durchaus getreues Bild und lassen die geologische Bildung der Stabinsel deutlich erkennen.

Staffa ist leicht zu erreichen, wenn auch nicht immer leicht zu betreten, da die gewaltige Brandung des Atlantischen Ozeans häufig das Landen verhindert. Ist das Wetter gut, so ist von Oban an der schottischen Westküste die Reise eine bequeme Tagesfahrt auf trefflich eingerichtetem Dampfer, wobei man noch das benachbarte Iona, einen alten Kultursitz, von dem das Christentum nach Schottland eingeführt wurde, zu sehen bekommt. Ich habe bei zweimaligem Besuche stets gutes Wetter getroffen.

Ich lasse die touristische Schilderung der Insel hier ganz beiseite, da diese zu oft schon geboten wurde und neues sich hier schwerlich sagen läßt. Dagegen möchte ich die naturwissenschaftliche Beschreibung in den Vordergrund stellen. Bekannt für die Welt ist Staffa erst wenig länger als hundert Jahre, denn erst im Jahre 1772 entdeckte sie, welche bis dahin nur den gaelischen Bewohnern der Hebriden bekannt war, der englische Naturforscher Sir Joseph Banks, derselbe, dessen Name in der Geschichte der Erdkunde als Reisebegleiter Cooks und Gründer der African Society von bleibender Geltung sein wird. Staffa ist von unregelmäßig eiförmiger Gestalt und hat eine Längenausdehnung von 2 km; ihr höchster Punkt liegt im Südwesten 47 m über dem Meeresspiegel. Sie ist völlig unbewohnt und hat nur gelegentlich als Weide gedient; doch war es stets mit Schwierigkeiten verknüpft, das Rindvieh oder die Schafe auf den Gipfel der Insel zu bringen. So ist sie jetzt nur von Seevögeln bevölkert, unter denen die Scharbe (Kormoran, Phalacrocorax) der hervorragendste ist. Wie auf den übrigen schottischen Westeilanden fehlt auch auf Staffa Baumwuchs; der Gipfel, oder sagen wir besser die Decke der Insel ist mit Grasnarbe bedeckt, zwischen der Heidekraut, Sumpfweide (Salix Lapponum) und Rosenwurz (Rodiola rosea) ihren Platz gefunden haben, alles Pflanzen, die auch auf den Nachbarinseln vorkommen.

Die geologischen Verhältnisse Staffas liegen klar zu Tage und lassen sich ablesen wie aus einem Buche; auch sie sind, als klassisches Vorkommen des Basaltes, wiederholt beschrieben worden, am eingehendsten wohl von F. Zirkel im 23. Bande der „Zeitschrift der deutschen geologischen Gesellschaft“ und an ihn schließe ich mich vielfach in nachstehendem an, da ich selbst Besseres nicht zu bieten vermag:

Am besten erkennt man die Architektur Staffas von der Südseite her, die auch in der kleinen Abbildung hier wiedergegeben ist. Deutlich sind zwei Abteilungen des Basaltes zu erkennen, während eine dritte, die Grundlage der Insel, hier noch verborgen bleibt. Die mittlere Abteilung (auf dem kleinen Bilde die untere) besteht aus den herrlichen senkrechten Säulen, die der Insel den Namen gaben, und in denen der Eingang zur Fingalshöhle zu bemerken ist. Über diesen Säulen liegt gleichsam als Dach eine schwere, unförmliche und mächtige, durchschnittlich 10 m hohe Lage von massigem Basalt, ein ungestalter Gegensatz zu den zierlichen Säulen.

Die untere, hier nicht sichtbare Abteilung des Bauwerks von Staffa kommt erst im Westen der Insel zur Erscheinung. Hier können wir den wohlgeschichteten Tuff und das Konglomerat deutlich unterscheiden, auf dem das ganze ruht. Mit einer geringen Steigung von ungefähr 9° nach Osten einfallend taucht sie allmählich nach dieser Richtung in das Wasser ein und verschwindet unter den Säulen. Da wo das Konglomerat im Westen am höchsten hervorragt, liegt seine oberste Grenzfläche, die mehr oder weniger eben verläuft, etwa 17 m über dem mittleren Meeresspiegel. Die Grenze zwischen den beiden oberen Ablagerungen, also zwischen den Säulen und dem massigen Basalt der Decke, ist nicht gleichmäßig; sie buchtet bald nach oben, bald nach unten aus, so daß naturgemäß die Säulen ungleich lang sind. Im großen und ganzen folgt sie aber doch der nach Osten

Staffa vom Gipfel aus, Blick nach Norden.

gerichteten Neigung der unteren Tuffschichten, und so kommt es dann, daß nach dieser Gegend zu die Säulen gleichfalls immer niedriger werden und die obere Basaltdecke sich schief zum Wasserspiegel herabsenkt. An der Südostspitze kommt letztere in dem Maße zum Vorwiegen, daß nur sehr niedrige Säulen noch unter ihr stehen.

So der allgemeine Bau der Insel. Betreten wir dieselbe nun an ihrem südlichen Rande, wo die abgesonderten Basaltsäulen uns am schönsten entgegentreten, in der That klassische Exemplare ihrer Art, außer an der Façade noch in verschiedenen Höhlen leicht zugängig, unter denen die vielgenannte Fingalshöhle nur die bedeutendste ist. Im Südosten treffen wir zuerst auf Clamshell-Cove. Mit Clamshell bezeichnet man hier eine mit starken Rippen versehene Muschel, daher der Name, denn diese „Höhle“ ist eigentlich nur ein tiefer Riß in das Fleisch der Insel, an den Seiten mit mächtigen Basaltrippen, die hier nicht senkrecht stehen, sondern gekrümmt sind wie das Gezimmer eines ungeheuren Schiffsbauches. Zu diesen „Rippen“ gesellen sich an andern Stellen des Risses noch Säulen in andern Stellungen und Lagen. Nach dem Meere zu erscheint eine Gruppe, deren Säulen von der Achse aus nach entgegengesetzten Richtungen auseinander gehen, wie die Fahne einer Feder. Und um das mannichfaltige Bild noch zu vervollständigen, gewahrt man die gegenüberliegende, etwa 10 m hohe Wand des weit aufgesperrten Schlundes, gleichsam gepflastert mit regelmäßigen sechseckigen Platten, den abgebrochenen Enden mehr oder minder wagerecht gelagerten Säulen. „Kein Bienenschwarm kann mit größerer Regelmäßigkeit seine Honigwaben bauen, als sie hier der sich zerklüftende Basalt eingehalten hat,“ sagt Zirkel mit Recht. Alle diese verschiedenen Richtungen der Basaltsäulen sind auf engem Raum hart aneinander gedrängt, ohne daß sich eine gesetzmäßige Anordnung ermitteln ließe, welche sie gemeinsam beherrscht. Dieses regellose Durcheinander der einzelnen Säulengruppen macht sich noch auch an andern Stellen Staffas bemerklich. Der Riß der Clamshell-Cove zieht sich, allmählich schmaler werdend, im ganzen 40 m landeinwärts; die hintersten

Kluftwände, größtenteils mit Schutt bedeckt, weisen aber nichts bemerkenswertes mehr auf.

Bezeichnet Clamshell-Cove den interessantesten Punkt des Südostens, so ist der Südabfall der Insel mit seiner überwältigenden Säulenfront die hervorragendste Erscheinung ganz Staffas zu nennen; in ihm breitet sich auch die Fingalshöhle aus. Diese herrliche Säulenfront ist mit der erwähnten Lage ungestalten Basaltes überdeckt, die durch ihre drückende Schwerfälligkeit und Unförmlichkeit die Einheit der schlank aufschießenden Säulen noch mehr hervortreten läßt. Diese Säulen sind meistens fünfflächig und sechsflächig, seltener dreiflächig; die stärksten haben einen Durchmesser von etwa 60 cm. Neben der säulenförmigen Absonderung zeigen diese schwarzen Basaltsäulen aber häufig noch ein andres Strukturverhältnis, nämlich eine Quergliederung, derzufolge die Säulen in lauter einzeln aufeinander stehende Stücke zerfallen, wie die sogenannten „Trommeln" der architektonischen Säulen. Die Trennungsflächen der einzelnen Glieder sind meist eben, rechtwinklig, die Säulen durchsetzend, seltener einerseits konkav, andrerseits, genau hineinpassend, konvex. Zwischen der brandenden, hoch an den Säulen aufschäumenden See und der herrlichen Front zieht sich eine geneigte schmale Küste hin, gebildet durch die Enden abgebrochener und abgewaschener Säulen, die einer kunstvollen Pflasterung gleichen.

An der Südseite der Insel ist, wie bemerkt, die Grundlage derselben, auf der die Säulen stehen, nicht zu bemerken. Diese liegt hier unter dem Meeresspiegel und tritt erst weiter im Westen hervor; die Säulen bauen sich also, abgesehen von dem schmalen Küstensaume, unmittelbar aus dem Meere auf. Im allgemeinen stehen sie senkrecht, wenigstens für den oberflächlichen Blick; da aber die Tuffablagerung, die ihnen zur Grundlage dient, etwas geneigt ist, so folgen die Säulen dieser Neigung in der Richtung nach Osten. Diese geringe Neigung stört aber keineswegs die regelmäßige Harmonie des Bildes; sie ist, wenn man vor den Säulen steht, auch nicht bemerkbar und wird erst in der Entfernung vom Meere aus schwach sichtbar.

In diesem majestätischen Säulenwalde der Südseite nun öffnet sich die großartige Pforte der Fingalshöhle, „der Tempel, der nicht von Menschenhand erbaut wurde". Der Name ist modern und erst seit den Macphersonschen Ossiandichtungen aufgekommen, indem man den Helden Fingal hier seinen Aufenthalt nehmen ließ. Durch den weitgeöffneten Thorbogen des Naturwunders blicken wir in die aus schwarzen Säulen gebildete, luftig gewölbte Höhle, deren Flur der Ozean Jahr aus Jahr ein flutend und ebbend durchbrandet, um grollend mit eigentümlichem Widerhall an die Pfeiler zu schlagen — ein sonderbarer Ton, welcher der Höhle bei den gaelischen Hebridenbewohnern den Namen der musikalischen (Uaimb Bhinn) eingetragen hat. An der einen Seite ist ein Seil bis zum tiefsten Punkt hingezogen und mit Hilfe desselben kann man bis auf den Grund der Höhle gelangen. An sehr ruhigen Tagen ist es auch möglich, dieselbe mit einem Bote zu beschiffen.

Fingalshöhle. Ansicht von Innen.

Wenn auch die Basaltsäulen nicht alle gleich geformt sind und oft die eine vor der andern hervortritt, so ist doch der Gesamteindruck der beiden Wände vom Hintergrunde aus ein ziemlich gleichmäßiger, wiewohl nach hinten zu die Höhle schmaler wird. Stolz steigen die Säulen etwa 20 m senkrecht in die Höhe. Das Licht, das von vorn eindringt, wird an den Kanten der Säulen vielfach gebrochen und die Schatten, welche durch einzelne Vorsprünge entstehen, bringen eine magische Wirkung hervor. Die Decke scheint im Spitzbogenstile gewölbt zu sein und doch besteht sie nur aus den

herabragenden, abgebrochenen Enden der sechseckigen, in der massigen Decke festsitzenden Säulen. Die Maßverhältnisse der Höhle, die in einem harmonischen Zusammenhange stehen, bewirken die täuschende Ähnlichkeit mit einem Dome. Nach einer älteren, aber sorgfältigen Messung aus dem Jahre 1819 von Dr. Mc Culloch sind die Verhältnisse folgende: Höhe vom Wasserspiegel bei mittlerer Flut bis zur Wölbung 20 m; Breite der Höhle am Eingang 12,5 m; Breite derselben im Hintergrunde 6,4 m; Gesamtlänge 69 m. Die große Regelmäßigkeit des ganzen, die Harmonie der Verhältnisse und die Ähnlichkeit mit einem Bauwerke, diese sind es, welche vor andren Höhlen die Fingalshöhle auszeichnen. Und unten in ihr braust mit eigentümlichem Widerhall das flüssige Weltmeer als seltsamer Gegensatz zu den starren, schwarzen Säulen.

Was die übrigen durch die Gewalt des Meeres in der Insel ausgewaschenen Höhlen betrifft, so mag sich keine mit der Fingalshöhle zu messen. Die Bootshöhle im Westen der Fingalshöhle ist ein niedriger Tunnel von 5 m Höhe bei nur 4 m Breite, aber 45 m lang. Sie ist nur mit einem Boote zugängig, daher der Name. Liegt die Bootshöhle noch innerhalb des abgesonderten Basalts, innerhalb der Säulen, so dehnt sich die große, der Fingalshöhle, was die Verhältnisse betrifft, am nächsten stehende Mac Kinnon-Höhle in der untersten Lage der Insel aus, in den Basalttuffen und Conglomeraten. Sie wird auch nach den hier hausenden Kormoranen benannt, ist 16 m hoch, fast ebenso breit und 70 m lang, da ihr aber jede Säulenabsonderung fehlt, so ist sie von geringem Interesse.

Noch ist wegen seiner schönen Säulen das zu Staffa gehörige, nahe dem Eingang der Fingalshöhle gelegene Inselchen zu erwähnen, welches den Namen Buachaille führt, ein gaelisches Wort, welches „Hirt" bedeutet, denn dieses winzige Eiland hütet gleichsam den Eingang zur Fingalshöhle. Das Inselchen ist nur ungefähr 10 m hoch und gewöhnlich von der tosenden Brandung überschäumt, die ungebrochen in voller Kraft über den Atlantischen Ozean daherbricht. Das Bemerkenswerte am „Hirt" sind seine überaus zierlichen und feinen Basaltsäulen, aus denen er besteht und die sich nicht, wie an der Südseite Staffas, senkrecht erheben, sondern einen Kegel bilden, wie die Holzscheite, die um den Quendelpfahl eines Kohlenmeilers herum kunstvoll aufgeschichtet sind.

Bei dem großen Unterschiede, welchen die beiden oberen Abteilungen der Insel, die massige Basaltdecke und die abgesonderten Säulen, zeigen, hat man wohl die Ansicht ausgesprochen, daß es sich hier um zwei verschiedenalterige, unabhängige, übereinander hergeflossene Basaltströme handle. Allein diese Ansicht ist, wie Zirkel gezeigt hat, eine irrige. Ist auch an einigen Punkten die massige Decke ziemlich scharf von dem Säulenbasalt getrennt, so giebt es doch zahlreiche andre, wo ein ganz allmählicher Übergang zwischen beiden stattfindet. Überdies entbehrt der hangende Teil keineswegs völlig der Absonderung, nur geht diese nicht durch und durch, tritt bloß stellenweise auf und ist dann unvergleichlich regelloser. Der höchste Teil der Decke, also die Oberfläche des Eilands, ist jedenfalls noch am besten abgesondert. Der ganze, den fundamentalen Tuffschichten aufgelagerte Basaltkörper Staffas bildet daher nach Zirkel eine einheitliche Masse, welche in ihrer unteren Abteilung in jene regelmäßigen Säulen zerspaltet und in ihrem ehemaligen obersten Teile auch vermutlich früher mit Säulen ausgestattet war, während jetzt durch Denudation die ursprüngliche Oberfläche bis zur mittleren, nur wenig oder gar nicht abgesonderten Partie erniedrigt ist.

Die mineralogische Untersuchung unterstützt diese Ansicht. Wenn schon die ganz homogen erscheinenden, tief grauschwarzen Handstücke der Säulen und der oberen Masse sich völlig gleichen, so erweisen die Dünnschliffe Zirkels, daß auch in der mikroskopischen Zusammensetzung ein Unterschied durchaus nicht vorhanden ist. Alle bestehen aus hübsch gestreiftem Feldspat, blaßgrünlichgelben oder etwas dunklen Augiten in kurzen Säulen und unregelmäßigen Körnern, opakem Magnet- und Titaneisen, sowie recht reichlichem, auf Klüftchen und am Saume schwärzlichgrün serpentinisiertem Olivin. Sie zeichnen sich durch das Fehlen einer amorphen Grundmasse aus, scheinen auch keine Spur von Glas zu enthalten. Indem dabei die Gemengteile von eigentümlicher gleichmäßiger Größe sind, wird eine fast granitähnliche Mikrostruktur erzeugt.

Spanisch-Guinea.

Von Prof. F. Blumentritt.

Spanisch-Guinea setzt sich aus folgenden Bestandteilen zusammen: den Inseln Fernando Póo, Annobón, Corisco, Elobey Grande, Elobey Chico und den Besitzungen auf dem Festlande. Es sei gestattet, hier einige Bemerkungen, entnommen der Revue der spanischen Gesellschaft für Handelsgeographie und den Berichten der spanischen Missionare, über jenen wenig bekannten spanischen Länderbesitz mitzuteilen.

Über die Insel Fernando Póo (in deutschen Werken gewöhnlich Fernando Po genannt) läßt sich nach der klassischen Monographie von Dr. Baumann wenig Neues sagen. Aus den Berichten der Missionare geht hervor, daß die spanische Sprache und der Katholizismus Fortschritte machen. Die Bubis, welche man früher für ein hinterlistiges und blutdürstiges Volk ansah, werden von den spanischen Missionaren als gutherzige, den zivilisatorischen Bestrebungen nicht abgeneigte Leute hingestellt. Sie sind nach denselben Gewährsmännern auch zur Arbeit geneigt. Eines der Idole der Bubis führt den Namen Morimó.

Die Insel Annobón ist seit 1777 in spanischem Besitze, aber die Spanier haben es unterlassen, Behörden dort einzusetzen, die portugiesischen Beamten, Geistlichen und Soldaten zogen ab und die Bevölkerung blieb sich selbst überlassen. Erst als der Karolinenstreit den Spaniern die Einsicht brachte, daß Besitzungen, die nur auf dem Papier als spanische daständen, von den andern Mächten nicht geachtet würden, erinnerten sich die Spanier der Insel Annobón wieder und sandten Missionare dahin. Diese fanden die vom Weltverkehr ganz abgeschnittene Bevölkerung in einem eigentümlichen Zustande: ohne Priester war sie doch dem katholischen Glauben treu geblieben, ein alter Mann, den sie Cura (Pfarrer) nannten, verrichtete das Amt eines Seelsorgers, dessen Hauptbeschäftigung in dem Spenden der Taufe und in dem Vorsagen von Gebeten bestand. An einem Holzstabe bezeichnete er durch verschiedene Kerbschnitte und Kreuze die verschiedenen Festtage des römischen Kalenders. Dieses Kalendarium befindet sich jetzt in dem Kolonialmuseum (Museo de Ultramar) in Madrid. Die Bevölkerung zählt 2000 Seelen, welche ein verdorbenes Portugiesisch reden. Die Insel selbst erhebt sich kegelförmig aus den Fluten, auf dem Gipfel (dem nördlichen, denn es giebt deren zwei) ist ein See mit trinkbarem Wasser. Der

See ist 600 m lang und 400 m breit. Nur der südliche Teil ist mit Wald bedeckt, der nördliche besteht aus nackten Lavamassen.

Die Insel Corisco, deren Umfang etwa 20 km beträgt, ist seit 1843 spanisches Eigentum. Das Eiland ist zum Teil sandig, zum Teil sumpfig. Die Hauptprodukte der Insel bilden Kokosnüsse und Baumwolle. Die Bevölkerung der Insel gehört zum Stamme der Bengas und zählt nach der Zählung von 1889 934 Seelen, davon 266 Katholiken. Die Knabenschule wird von 48 Jungen besucht.

Die beiden Inseln Elobey sind durch eine so seichte Straße voneinander geschieden, daß bei sehr niedriger Ebbe die Eingebornen von einem Eilande zum andern hinüber waten. Ihre Bevölkerung gehört ebenfalls zum Benga- (Venga-)Stamme.

Elobey Grande zählt etwa 100 Einwohner, welche meist europäisch gekleidet einhergehen. Auf Elobey Chico wohnt der spanische Untergouverneur mit seinen Beamten, ferner sind daselbst vier europäische Handelsfaktoreien, denn Elobey Chico ist ein wichtiger Handelsplatz, auf dem auch deutsche Faktoreien bestehen. Das Diener- und Arbeiterpersonal wird von Krumännern gebildet. Die Missionare haben dort ein Schulinternat gegründet, das 57 vom Festlande stammende Negerjungen enthält.

Wir kommen nun zu dem Schmerzenskinde Spaniens, es sind dies seine Besitzungen auf dem Festlande. Im Jahre 1777 erhielt Spanien von Portugal die ganze Küstenstrecke zwischen dem Kap Formoso und dem Kap Lopez abgetreten, eigentlich erhielt es nur das Recht dort Handel zu treiben, was aber für jene Zeiten gleichbedeutend war mit der heutigen Festlegung der „Interessensphären". Die Spanier nahmen aber thatsächlichen Besitz nur von dem Kap S. Juan in den Jahren 1856 bis 1859, teilten aber offiziell den Franzosen mit, daß sie den zwischen dem Kap Santa Clara und dem Rio del Campo gelegenen Landstrich als spanischen Besitz betrachten. Die Franzosen protestierten gegen die spanischen Ansprüche bereits 1860, als aber Deutschland das Kamerungebiet erwarb, da begannen die Franzosen in das von den Spaniern beanspruchte Gebiet einzudringen, Flaggen zu verteilen, Verträge mit den Häuptlingen abzuschließen, in welchen Unternehmungen sie freilich durch gleichartige, aber minder energische Konkurrenzversuche spanischer Reisenden und Emissäre gestört wurden.

Um diesen Übelständen und Streitigkeiten ein Ende zu bereiten, trat in Paris eine spanisch-französische Kommission zusammen, die schon seit einigen Jahren tagt, aber bei der Hartnäckigkeit, mit welcher beide Parteien auf ihren Ansprüchen bestehen, noch immer nicht zu einer Entscheidung gekommen ist. Die Franzosen wollen den Spaniern nur die Insel Corisco und ein kleines Gebiet am Kap San Juan, also nicht einmal die von den Spaniern faktisch in Besitz genommenen Inseln Elobey zugestehen.

Die Spanier verlangen hingegen ein Territorium von 190000 qkm, eingeschlossen von der Küste zwischen dem Kap Santa Clara und dem Rio del Campo einerseits und dem Ubangi andrerseits, wobei sie als ihre Grenznachbaren im Norden das deutsche, im Süden das französische Gebiet und im Osten den Congostaat betrachten, während auf deutschen Karten das Kamerungebiet im Süden an den französischen Besitz grenzt. Die Spanier verlangen also ein Gebiet von 190000 qkm, während die Franzosen ihnen nur 500 qkm zugestehen, ein gewaltiger Unterschied, der den Spaniern, welche in Kochinchina den Franzosen die Kastanien aus dem Feuer geholt haben, einen glänzenden Beweis von der Dankbarkeit des „lateinischen Brudervolkes" liefert.

Thatsächlich besitzen die Spanier am Cabo San Juan eine kleine Niederlassung, welche 117 Seelen zählt, außerdem erkennen durch Zahlung von Abgaben dreißig europäische Handelsagenturen im Munigebiet die territoriale Hoheit Spaniens an, von den Negerkönigen zu schweigen, welche sich Spanien unterworfen haben.

Slavische Feuerbohrer.

Zu C. M. Pleytes Aufsatz über Indonesisches Feuerzeug im Globus Nr. 4 und der Notiz auf S. 62 erlaube ich mir eine Erinnerung meines verewigten Vaters mitzuteilen, die auf Feuerbohrung Bezug hat. Mein Vater erzählte mir öfters folgendes Erlebnis: „Im Jahre 1833 kam ich als junger Kaufmann zum erstenmal nach Slavonien, und zwar nach Gaj im Požegaer Komitate. Es war im Herbste und zufällig herrschte damals in der Gegend eine Viehseuche, die dem Volke vielen Schaden brachte. Die Bauern glaubten, die Seuche sei eine Frau, ein böser Geist (Kuga), der das Vieh umbringe, und suchten die Kuga zu bannen. Ich hatte damals Gelegenheit, den Vorgang in den Dörfern Gaj, Kukunjevac, Brezina und Brekinjska zu beobachten. Gegen Abend war die ganze Dorfbevölkerung beschäftigt, um die Dorfgemarkung einen Kranz von dürrem Reisig zu legen. Im ganzen Dorfe wurde alles Feuer ausgelöscht. Dann nahmen je zwei Männer an mehreren Stellen eigens dazu vorbereitete Holzstücke und rieben sie so lange aneinander, bis sich Funken fingen. Die Funken ließ man auf Zündschwamm fallen und fachte damit ein Feuer an, womit man das dürre Reisig in Brand steckte. Das Feuer brannte also um das ganze Dorf herum. Die Bauern redeten sich ein, daß darauf die Kuga weichen müsse."

In der Schule pflegten wir Knaben die Bänke durch Reibung mit Holzstücken schlecht zu machen. Ich erinnere mich nicht, daß es einem von uns gelungen wäre, wirklich einen Funken herauszubekommen. Die geriebene Stelle wurde nur sehr warm und bröckelte sich später los. Einmal erzählte ich davon einem Müllerburschen in der Schmiedhuschen Mühle an der Orljava in Požega, und der Bursche sagte, er werde mir zeigen, wie man durch Reibung Feuer erzeuge. Er holte aus einem Winkel einen Feuerbohrer, welcher ganz dem auf S. 54 unter Nr. 5 abgebildeten gleichsah, nur daß die Scheibe unten fehlte, und fing damit ein Brett zu bohren an. Im Nu stieg ein leichtes Rauchwölkchen auf. Er fing die Funken mit Zunderschwamm auf und zündete sich damit die Pfeife an. So ein Feuer heißt man samorodna vatra (selbsterzeugtes Feuer). Es ist auch den Bulgaren bekannt.

Erwähnen muß ich, daß Herr Joh. Karlowicz in seiner polnischen ethnographischen Vierteljahrsschrift „Wisła" eine Enquete über die Erzeugung von Feuer durch Reibung eröffnet hat, über die ich in diesen Blättern Bericht erstatten werde.

Dr. Friedr. S. Krauß.

Tiefseeforschungen im östlichen Mittelmeer.

In der Sitzung der Wiener Akademie der Wissenschaften vom 9. Oktober 1890 wurde ein vorläufiger Bericht erstattet über die Expedition der „Pola" zur Untersuchung der Tiefen des östlichen Mittelmeeres. Dieselbe war unter Leitung des Korvettenkapitäns W. Märth am 10. August von Pola in See gegangen, richtete zunächst ihren Kurs nach Korfu, von da bis Zante wurden Vorstöße gegen die hohe See gemacht, dann näher am Festlande. Stamphani, Sapienza, endlich Kapsala auf der Insel Cerigo wurde erreicht. Von hier kreuzte die „Pola" das Mittelmeer bis auf 15 Meilen von Ras Hilil und fuhr dann längs der afrikanischen Küste in Entfernungen von 15 bis 40 Seemeilen gegen Ben-Ghâzi. Hierauf wurde

der Kurs gegen Kap S. M. di Leuca genommen und am 19. September langte die Expedition in Pola an, nachdem sie einen Weg von 2616 Meilen zurückgelegt und an 48 Haupt- und 25 Nebenstationen Beobachtungen über die Tiefe und Beschaffenheit des Meeres, sowie über das Leben in demselben angestellt hatte.

Über die ozeanographischen und physikalischen Arbeiten theilte J. Luksch einige vorläufige Ergebnisse mit, von denen nachstehende hier angeführt seien: Unter den zahlreichen Lotungen erreichten 10 Tiefen über 3000 m, 2 zwischen 3000 und 2000 m, 15 zwischen 2000 und 1000 m, 15 zwischen 1000 und 400 m, während die übrigen geringere Tiefen aufweisen. Die größte gelotete Tiefe war 3700 m, sie bildet die östliche Begrenzung der 4000 Meter-Mulde, welche sich von Malta nach Cerigo erstreckt. Eine Tiefe von 3150 m wurde dicht unter Land, etwa 10 Seemeilen westlich von Sapienza gefunden. Über das Eindringen des Lichtes in das Meerwasser ergaben Versuche über die Sichtbarkeit weißer, blanker Metallscheiben als größte Tiefe 43 m, etwa in 15 Meilen Entfernung von der afrikanischen Küste; photographische Platten hingegen reagierten noch in 500 m Tiefe, etwa 200 Meilen nördlich von Ben-Ghâzi. — Wellenbeobachtungen wurden bei der günstigen Witterung nur wenig gemacht; die Höhe der größten Wellen betrug etwa 4,5 m, ihre Periode 7 Sekunden. Die jetzt gewonnenen neuen Daten werden im Verein mit einigen schon früher ermittelten Thatsachen hinreichen zu einem befriedigenden Bilde von dem Seebodenrelief, den Temperatur- und Dichteverhältnissen und der chemischen Zusammensetzung des Wassers in dem Meeresraume zwischen Süd-Italien, Sizilien, Griechenland und Nordafrika. Schon jetzt zeigt ein flüchtiger Blick über die Lotzahlen, daß das Gebiet größter Depression (von 3500 bis 4000 m) sich der größeren Ausdehnung nach in nordsüdlicher Richtung befindet, während eine kürzere Rinne nach Westen abzweigend verläuft, daß ferner die tiefste Senkung (4000 m) etwa zwischen Cerigo und Malta am 19. Grade östl. L. ihre Begrenzung findet, und das endlich die Abfälle an der griechischen Küste zum Teil noch größere Steilheit aufweisen, als dies an den sizilischen und italischen Gestaden der Fall ist. Die thermischen und die Dichteverhältnisse werden erst nach Bearbeitung des gesamten Materials sichere Resultate ergeben, das Gleiche gilt selbstverständlich von den übrigen physikalischen und meteorologischen Beobachtungen. Vorläufig scheint es wahrscheinlich, daß die Temperatur des östlichen Mittelmeeres sich höher stellt, als die des westlichen; ebenso dürfte Dichte und Salzgehalt nach Osten und Süden hin nicht unwesentlich zunehmen. In betreff der benutzten Apparate sind gleichfalls sehr wertvolle Erfahrungen gesammelt worden.

Bücherschau.

Christian Hostmann, Studien zur vorgeschichtlichen Archäologie. Gesammelte Abhandlungen. Mit einem Vorwort von Dr. L. Lindenschmit. Braunschweig, Friedrich Vieweg und Sohn, 1890. — 221 S. 7 *M*.

Diese sehr geschickt getroffene Auswahl aus den zahlreichen Arbeiten des gelehrten, leider so früh verstorbenen Verfassers, die teilweise in Monographieen, teilweise im Archiv für Anthropologie und andern Zeitschriften erschienen sind, umfaßt sieben Abhandlungen nebst einer Einleitung: Nr. 1) bis 3) Die drei Kulturperioden; 4) das Skelettieren der Leichen und die teilweise Verbrennung; 5) über die Bedeutung des homerischen Chalkos; 6) über die Bedeutung des Sanskrit ayas, und 7) die Metallarbeiten von Mykenä und ihre Bedeutung für die allgemeine Geschichte der Metallindustrie.

Die einzelnen Aufsätze sind zum Teil völlig umgearbeitet und erweitert, es ist viel neues Beweismaterial, manche neue Idee hinzugekommen, aber der Verf. hält doch durchweg seine alten Thesen aufrecht, mit denen er bereits vor Jahren soviel Aufsehen unter den Prähistorikern erregte. Die deutsche Prähistorie begann damals eigentlich erst eine Wissenschaft im wahren Sinne des Wortes zu werden, und Hostmann gehörte zu den wenigen, die, gestützt auf eingehende wissenschaftliche und technische Studien, den Mut hatten, auf eigenen Bahnen zu wandeln und mit dem ernsten Streben nach Objektivität alle die veralteten Theorieen und Hypothesen über Bord zu werfen, welche jede freie Entwickelung und ein Fortschreiten dieser jungen Wissenschaft unmöglich machten. Sein Hauptkampf galt daher dem trockenen Schematismus des Dreiteilungssystems, den namentlich die dänischen und schwedischen Gelehrten kultivierten; und bei seinem außerordentlich umfangreichen und vielseitigen Wissen, mit dem er sowohl die alte klassische, wie die moderne prähistorische und ethnologische Litteratur umfaßte, gelang es ihm allmählich, soviel schlagendes Beweismaterial zusammenzubringen, daß jetzt, wenn auch nicht in allen Einzelheiten, so doch im allgemeinen seine Ideen von den meisten deutschen Forschern als die richtigen und maßgebenden angesehen werden. Allerdings geht Hostmann in mancher Richtung wohl etwas zu weit, so z. B., wenn er (S. 32) für den deutschen Norden eine eigentliche Steinzeit so gut wie vollständig leugnet und allein eine symbolische Bestimmung der Steingeräte anerkennen will, und dann, wenn er auf einzelne ganz gelegentliche und zufällige Ausdrücke bei den alten Klassikern, wie Homer, Hesiod, Lucrez, Ovid ꝛc., ein so großes Gewicht legt, um darauf archäologische Argumente aufzubauen; aber er hat sehr recht, wenn er das primitive Schmiedehandwerk und mit ihm das Eisen in eine viel ältere Zeit hinaufrückt, als man bisher nach einzelnen zufälligen Funden annehmen zu müssen glaubte, und wenn er immer wieder auf die natürliche und ganz allmähliche Entwickelung der menschlichen Kultur hinweist, die gerade in der Vorzeit so unendlich langsam und stetig vorschritt, und sich nie so plötzlich und gewaltsam verändern konnte, daß man zu einer so abrupten Periodeneinteilung berechtigt wäre, wie sie die nordischen Gelehrten gewissermaßen als allgemein gültiges, selbstverständliches Naturgesetz aufgestellt hatten. Sehr wichtig für die prähistorischen Studien im allgemeinen ist auch, daß er mit Nachdruck auf den großen Unterschied hinweist, der zwischen der gleichzeitigen hochentwickelten Bronze- und Metalltechnik und der höchst primitiven Keramik nicht nur bei den alten Germanen, sondern auch bei andern Völkern besteht. Die Thongefäße erscheinen immer als die Erzeugnisse einer ganz lokalen Industrie, während die Bronzen — auch, wie es scheint, selbst im homerischen Troja — als eingeführte Waren aus höher entwickelten Kulturländern des Orients zu betrachten sind. Und wenn Bronze und Gold nachweislich aus dem Orient nach dem Norden ausgeführt sind, warum soll nicht, ganz abgesehen von der Wahrscheinlichkeit einer einheimischen einfachen Eisenschmiedekunst und dem häufigen Vorkommen dieses Materials im Norden, ebenso auch Eisen und Silber hier bekannt gewesen sein können, da beide Metalle schon über 1000 Jahre vor unsrer Zeitrechnung nachweislich im Orient vorkamen? Höchst interessant sind in dieser Beziehung auch die Argumente, die in technischer Beziehung für das frühe Vorkommen von Stahl und Eisen in der Zeit der alten Bronzen geliefert werden, und dann namentlich auch die Betrachtungen über das immerhin etwas heikle Thema der Skelettierung und der partiellen Bestattung. Hostmann sucht dabei hauptsächlich, nicht ohne Glück, darzuthun, daß absolut kein so schroffer Gegensatz zwischen der alten Leichenbestattung und dem darauf üblich werdenden Leichenbrand vorhanden sei, und daß sich sehr gut ein allmählicher Übergang zwischen den beiden Bestattungsarten in den verschiedenen Formen des teilweisen Leichenbrandes finden lasse.

Über die soviel umstrittene Bedeutung des Wortes Chalkos, das er für semitischen Ursprungs hält, hat Hostmann im Laufe der Zeit seine Meinung etwas geändert. Er dürfte aber mehr Anhänger mit seiner alten Hypothese, daß das Wort außer Bronze und Kupfer auch „Metall im allgemeinen" bedeute, finden, als jetzt, wo er Chalkos nur als Stahl oder Kupfer gelten lassen will.

Die Auslassungen über die großartigen Gräberfunde von Mykenä sind äußerst interessant und bekunden besonders eine eingehende Kenntnis in technischer Beziehung. — Wenn Hostmann vielleicht hier und da zu scharf argumentiert und in mancher Richtung ein wenig zu weit geht, so liegt das daran, daß er, wie in mancher Beziehung auch seine Gegner, zu sehr

verallgemeinert, ohne sich immer daran zu erinnern, daß die Kulturentwickelung der einzelnen Völker nicht durch allgemein gültige Gesetze geregelt wird und nicht überall in derselben Weise vor sich geht, sondern doch überall hauptsächlich von der Natur des betreffenden Landes abhängig ist. —

Das ganze Werk bietet aber eine solche Fülle von archäologischem Material, eine solche Menge schlagender Beweisgründe, so viele geistvolle Ideen, daß es jedem, der sich mit archäologischen und prähistorischen Studien beschäftigt, nicht warm genug empfohlen werden kann. Dr. M. Weigel.

Ernst Haeckel, Plankton-Studien. Vergleichende Untersuchungen über die Bedeutung und Zusammensetzung der pelagischen Fauna und Flora. Jena, G. Fischer, 1890. 8⁰. 105 S.

In dieser, dem Herausgeber des Challenger Werkes, John Murray gewidmeten Schrift, werden die von V. Hensen aufgestellten Gesichtspunkte der Planktonforschung einer scharfen Kritik unterzogen und die Grundlage von Hensens Methode als eine völlig verfehlte gekennzeichnet. Zunächst giebt Haeckel einen Überblick der pelagischen Forschung und ihrer Hilfsmittel: Johannes Müller betrieb zuerst in systematischer Weise die pelagische Fischerei mittels des „feinen Netzes“ (Müllernetz) und nannte die erbeuteten Organismen den „pelagischen Auftrieb“ wofür jetzt durch Hensen die Bezeichnung Plankton üblich geworden ist. Wesentlich neue Gesichtspunkte ergaben die Tiefseeforschungen, besonders die große Challengerexpedition, welche mit ganz ähnlichen Hülfsmitteln, wie J. Müller mit den sogenannten „Taunetzen“ nicht nur die an der Oberfläche lebenden „pelagischen“ Formen, sondern auch die Lebewesen der tieferen Schichten bis zum Meeresboden hinab, die „zonarische“ und „abyssale“ Fauna, zu erforschen strebte. Durch den Kommandant der italienischen Korvette Vettor Pisani, G. Palumbo, wurde sodann ein Schließnetz für bestimmte Tiefenzonen ersonnen, an welchem Professor Chun weitere Verbesserungen anbrachte. In den letzten Jahren (seit 1887) trat nun Hensen mit seiner quantitativen Analyse des Plankton hervor in der Schrift: „Über die Bestimmung des Plankton“, wodurch die Ausrüstung der Plankton-Expedition vom Jahre 1889 mit für deutsche Verhältnisse ungewöhnlichen Mitteln auf dem Schiff „National“ veranlaßt wurde. Hensens Forschungen beruhen auf der Annahme, „daß in dem Ozean das Plankton gleichmäßig genug verteilt sein müsse, um aus wenigen Fängen über die Verhältnisse sehr großer Meeresstrecken sicher unterrichtet zu werden.“ Nun ist aber die Masse des Plankton im Ozean gerade keine irgendwie perennierende und konstante, sondern eine höchst variable, abhängig von temporalen Schwankungen, wie Jahrgang, Jahreszeit, Wetter, Tageszeit, von klimatischen Verhältnissen und vor allem von den verwickelten Verhältnissen der Meeresströmungen und der in ihren Ursachen noch nicht aufgeklärten „Zoo-korrenten“, kolossalen Anhäufungen von Organismen, welche an vielen Stellen, wie in der Straße von Messina, bei den Kanaren u. s. w., in Form von Strömungen beobachtet wurden. Die Fahrt des „National“ war außerdem nur eine dreimonatliche, berührte nur einen kleinen Teil der Ozeane, hatte mit ungünstigen Verhältnissen zu kämpfen und konnte daher nur ganz unvollständige und viel zu dürftige empirische Grundlagen liefern im Vergleich zu den Ergebnissen des Challenger und des Vettor Pisani. Die letzteren, wie die ungewöhnlich reichen Erfahrungen, welche Haeckel selbst seit Beginn seiner wissenschaftlichen Thätigkeit in den verschiedensten Meeren, vor allem in dem von ihm seit einem Menschenalter systematisch durchforschten Mittelmeer gesammelt hat, widersprechen auf das Unzweideutigste und auf Grund eines erdrückenden empirischen Materials der „theoretischen Voraussetzung“ Hensens von einer gleichmäßigen Verteilung des Plankton, auf welcher seine ganze, überaus mühevolle quantitative Planktonbestimmung durch Zählung der Individuen eines Fanges sich aufbaut. Abgesehen von den riesigen Mengen der Individuen, um welche es sich dabei handelt [1]), ist auch noch die große innere Schwierigkeit zu überwinden, was man in jedem einzelnen Falle unter einem Individuum zu verstehen hat. Jedenfalls könnte der ökonomische Ertrag der Ozeane nur nach Volumen und Gewicht des Plankton und die nachfolgende chemische Analyse desselben ermittelt werden, nicht durch die Zahl, so wenig wie der Ertrag einer Wiese durch Auszählen der einzelnen Grashalme des Heues zu erlangen ist; von einer quantitativen Bestimmung der „Urnahrung“, wie sie Hensen finden will, kann auf diesem Wege keine Rede sein.

Jedoch beschränkt sich die vorliegende Schrift Haeckels keineswegs darauf, den Grundfehler der Planktontheorie von Hensen nachzuweisen, vielmehr liegt der Schwerpunkt derselben in dem Versuch, die verwickelten chorologischen Verhältnisse der Meeresräume durch Begründung einer brauchbaren Nomenklatur, welche auf klaren Definitionen beruht, in positiver Weise zu fördern; die hier niedergelegten Vorschläge Häckels dürften sich für diesen so rasch anwachsenden Zweig biologischer Forschung sehr bald gerade so fördernd und bahnbrechend erweisen, wie viele Namen seiner grundlegenden „generellen Morphologie“ bei allen Zoologen und Botanikern sich ganz allgemein eingebürgert haben. So bieten namentlich die beiden Abschnitte „Chorologische Begriffe“ (III) und „Komposition des Plankton“ (V) eine Fülle von Anregungen, welche nach den verschiedensten Seiten hin zum weiteren Ausbau und zur kausalen Begründung der Planktonforschung anregen werden. Doch muß hier auf die Schrift selbst verwiesen werden. Fr. Regel.

Robert Munro, The Lake Dwellings of Europe. London, Cassel und Co. 1890. Mit 212 Abbildungen. XL und 600 S.

So viel Einzelschriften wir auch über Pfahlbauten schon besitzen, an einer Zusammenfassung über dieselben fehlte es doch bisher. Dieselbe ist von einem irischen Gelehrten jetzt ausgeführt worden, von Dr. Robert Munro, in seinem vorliegenden Werke. Von dem ältesten Berichte über Pfahlbauten, den wir bei Herodot finden, führt er uns bis zu den Pfahlbauten der Gegenwart in Neu-Guinea, wobei wir allerdings den einen gemeinsamen Gesichtspunkt: den Bau der Wohnstätten auf Pfählen im Wasser und die dadurch bedingten Lebensgewohnheiten finden, sonst aber auf die größten Verschiedenheiten stoßen. Ein „Zeitalter“ der Pfahlbauten läßt sich nicht feststellen, denn es reicht von der neolithischen Periode bis zur Gegenwart; diese Bauten sind in der Steinzeit, in der Kupfer- und Bronzezeit vorhanden, reichten in Irland bis in das Mittelalter und bestehen in der Gegenwart bei amerikanischen, afrikanischen, malaiischen und melanesischen Völkern noch fort.

Munro geht der Reihe nach die europäischen Pfahlbauten durch und beginnt mit jenen der Schweiz, deren Entdeckung im Jahre 1853 durch den niedrigen Wasserstand der Seen bedingt wurde. Die ausführliche Bibliographie zeigt uns, was seitdem entdeckt, wieviel auf diesem Gebiete seither gearbeitet wurde. Es folgen die Schilderungen der italienischen Palaffiti und Terramaren, wobei eine uns nicht weiter führende Besprechung der Nephritfrage einfließt.

Für uns Deutsche sind die Schilderungen der irischen und schottischen Pfahlbauten am belangreichsten, weil am wenigsten bei uns bekannt. Die irischen Crannogs wurden bereits 1839 von Petrie und Wilde untersucht, also lange vordem Dr. Keller seine epochemachenden Arbeiten über die Schweizer Pfahlbauten veröffentlichte. Der von Wilde beschriebene Crannog von Dunshaughlin gehört der Eisenzeit an; there were no brazen weapons. Man fand schöne, eigentümlich stylisierte Einritzungen in Knochen, die ganz den Ornamenten der alten irischen Handschriften glichen und andeuteten, daß diese Crannogs einer verhältnismäßig jungen Zeit angehörten. Eine Belagerung dieses Crannogs im Jahre 848 wurde denn auch von Wilde in den „Annalen der vier Meister“ nachgewiesen. Die Bronzeschüsseln, Broschen (spät keltisch), die Töpferwaren zeigen feinen Geschmack; von Schmelzarbeit zeigten sich Spuren. Das Ganze vertritt eine weit höhere und spätere Kultur, als sie uns in den Schweizer Pfahlbauten entgegentritt — nur die Bauart in einem See zu Zwecken der Verteidigung ist übereinstimmend. Es liegen Berichte aus dem 16. Jahrhundert vor, daß damals noch kleine irische Häuptlinge auf solchen Crannogs in den Seen hausten und hier von den Truppen der Regierung belagert wurden.

In Schottland wurde 1857 durch Joseph Robertson das wissenschaftliche Studium der dortigen Seewohnungen eingeführt. Er untersuchte die Pfahlbauten im Loch Bachory und im Loch Canmor. Ihm folgte 1863 der Herzog von Northumberland mit der Beschreibung der Pfahlbauten im Loch Dowalton. In Ayrshire und Dumfriesshiere wurden solche entdeckt. Das Pfeilerwerk im Pfahlbau von Dowalton zeigt eine sehr künstliche Zusammenstellung der Eichenstämme, welche auf späte Zeit deutet, was durch die Auffindung eines Bronzetopfes mit der Inschrift P. Cipi polibi bestätigt wird. Im Pfahlbau des Loch Rushton

[1]) In einem kleinen Fang, welcher kaum 2 cbm Ostseewasser filtriert hatte, fanden sich 5 700 000 Organismen, darunter 5 000 000 mikroskopische, 630 000 Stück Diatomeen, 80 000 Copepoden, 70 000 andre Tiere. Ein Fang erfordert für die Ostsee durchschnittlich acht Tage Arbeitszeit à acht Stunden; zu jedem Fang von Hensens Planktonexpedition würden aber 14 Tage gehören, mithin erfordert das Auszählen der mitgebrachten 120 Fänge allein sechs Jahre Arbeit oder 17 000 Arbeitsstunden!

fand man eine gefälschte Goldmünze, wahrscheinlich aus sächsischer Zeit, daneben Fingerringe aus Gold und polierten Bergkrystall. Also alles sehr spät. Dr. Munro faßt daher die schottischen Pfahlbauten als Befestigungen der Kelten auf, die hier, nach dem Abzuge der Römer, mit Angeln, Pickten und Scoten im Streit lagen. Es ist nicht nötig, mit Dr. Munro anzunehmen, daß die alten Iren und Schotten „die Kunst des Pfahlbauens“ auf dem europäischen Kontinente, von wo sie kamen, erlernten und in ihrem Lande bis in späte Zeiten bewahrten, während sie auf dem Kontinente schon vergessen war. Aber alte Crannogs fehlen in Irland und Schottland, und die heute auf Pfahlresten hausenden Naturvölker verfielen ursprünglich auf diese Art Bauten. Die Entlehnungstheorie ist hier wenig am Platze. H. v. H

Aus allen Erdteilen.

— Die Entwickelung Dar-es-Salams. Dar-es-Salam, die Stadt des Friedens, die Hauptstadt von Deutsch-Ostafrika, mit einem schönen, einem Binnensee gleichenden Hafen, litt am Schlusse des Jahres 1890 noch sehr unter den Folgen des Araberaufstandes. Das deutsche Stationshaus besteht aus zwei hohen Gebäuden mit drei geräumigen Höfen und ist mit einer hohen bastionierten, mit Geschützen bewehrten Umfassungsmauer umgeben. Es besteht ein deutsches Post- und Telegraphenamt, ein neues Hotel mit sieben Fenstern Front, ein Pulvermagazin, eine Stunde von der Stadt. Die evangelische Mission mit zehn Zimmern und Betsaal besaß am Schlusse 1890 erst neun Zöglinge. Sie unterhält auch einen Tischler und einen Schmied. Bei derselben wird das von Sansibar hierher verlegte deutsche Hospital errichtet. In der katholischen Mission (aus Bayern) wirken Laienbrüder als Ziegler, Tischler, Schmiede, Gerber, Bäcker, Klempner, Glaser und Schuster. Sie besitzt zwei Gebäude, eines für Männer, das andre für Frauen. Besonders gut im stande sind die Reparaturwerkstätten der Schiffsabteilung, in denen alle Ausbesserungen vom Dampfkessel bis zur Büchse ausgeführt werden. Der Handel Dar-es-Salams ist nicht mit demjenigen von Bagamoyo zu vergleichen, bei dem die alten Karawanenstraßen münden. Von Wichtigkeit ist die Gewinnung des fossilen Kopalharzes im Hinterlande, das mit 50 Rupien das Frasilah verkauft wird. Dar-es-Salam gilt als die verhältnismäßig gesundeste Station an der deutsch-ostafrikanischen Küste.

— Die Entwickelung Bagamoyos. Bagamoyo war vor dem Aufstande der Araber gegen die Deutschen die verkehrs- und volkreichste Stadt der ganzen Suahelíküste gewesen. Nach der Niederwerfung des Aufstandes war es ein zerschossenes Nest, in dem nur wenige indische Kramläden sich befanden, und die heimische Negerbevölkerung fehlte. Im Hafen lag kaum ein Schiff. Seit der Frieden wieder an der Küste herrscht, zeigt der Ort ein ganz andres, zukunftsreiches Bild: Am Schlusse des Jahres 1890 besaß es bereits wieder über 20000 Einwohner, breite Straßen, Hunderte von kleinen Verkaufsläden. Die deutsch-ostafrikanische Gesellschaft besitzt hier ein für afrikanische Verhältnisse elegantes Gebäude mit acht Wohnräumen, dabei große Lager- und Wirtschaftsgebäude; ferner ein Offizierskasino, ein deutsches Hospital und die französische Mission mit drei Vätern und acht Brüdern, welche 172 Knaben und 150 Mädchen unterrichten. Mit Erfolg haben die Patres die Vanille angepflanzt. Dicht bei Bagamoyo ist der Bau einer Anstalt für Aussätzige in Angriff genommen worden, zu der ein reicher Inder das nötige Geld hergab. Es ist nach einer Art Barackensystem angelegt; die Pflege der Kranken wird von der französischen Mission, die ärztliche Aufsicht von den Ärzten der deutschen Schutztruppe übernommen. Das Warenhaus der deutsch-ostafrikanischen Gesellschaft ist mit allen europäischen Erzeugnissen wohl versehen und zur Aufnahme der Karawanen ist ein Karawanserai im Bau begriffen, in welchem 10000 Träger Unterkunft finden können. Als Endpunkt der Karawanen ist Bagamoyo noch immer von hoher Bedeutung; zeitweise (April bis Juli) kommen dort über 35000 Menschen aus dem Innern an. Mit dem zum Hauptorte von Deutsch-Ostafrika erklärten Dar-es-Salam wird Bagamoyo durch eine Eisenbahn verbunden. Bagamoyo gilt als die ungesundeste der Stationen an der deutsch-ostafrikanischen Küste; es wird angenommen, daß die große Kingani-Ebene, welche sich im Innern im Halbkreise um den Ort ausdehnt, mit ihrem sumpfigen Untergrunde einen Fieberherd bildet.

— Das spanische Saharagebiet. Eine spanische Besatzung besitzt nur das am Rio Oro angelegte Blockhaus. Eine Zeitlang trug sich die spanische Regierung mit dem Gedanken, diese Garnison wieder aufzuheben, über die Vorstellung der geographischen Gesellschaften aber gab die Regierung diese Idee wieder auf und seitdem hat die Ausdehnung der spanischen Herrschaft gegen das Innere zu bedeutend zugenommen. Durch Verträge wurden der Sultan von Adrar, sowie die Scheichs der zwischen Adrar und Rio Oro und jener zwischen dem Kap Bajador und dem Wadi Draa wohnenden Stämme zur Anerkennung der spanischen Oberhoheit verpflichtet. Die beiden geographischen Gesellschaften Madrids, sowie die Presse Spaniens machen eine lebhafte Propaganda dafür, es möchte als Ostgrenze der spanischen Interessensphäre im Saharagebiete der Meridian von Timbuktu angenommen und dessen Anerkennung von Frankreich erwirkt werden.

— Der St. Josephs Distrikt des britischen Neu-Guinea. Der Administrator des britischen Neu-Guinea, Sir William Macgregor, bereiste den dortigen St. Joseph-Distrikt, welcher der Yule-Insel, in 8° 4′ südl. Br. u. 146° 28′ östl. von Gr. im Osten des Papua-Golfes, gegenüberliegt. Derselbe erstreckt sich von der Meeresküste aus nordwärts bis zu dem 50 bis 65 km entfernten Hochgebirge, ist gänzlich unbewaldet und auch nur an wenigen Stellen einer gelegentlichen Überschwemmung durch den St. Joseph-Fluß ausgesetzt. Wenn man den 4 bis 5 km breiten sandigen Meeresstrand außer Acht läßt, umfaßt der Distrikt ein Areal von ungefähr 500 qkm des vorzüglichsten Alluviums, auf welchem Zuckerrohr (von den Eingeborenen in verschiedenen Sorten angebaut), Mais, Thee, Kaffee, Vanille und selbst Kakao herrlich gedeihen, resp. gedeihen würden. Auch auf den dem Hochgebirge vorliegenden niedrigen Hügeln, mit mächtigen, zum großen Teile abgestorbenen Bäumen bestanden, setzt sich derselbe fruchtbare Boden für derartige Kulturen fort. Die gegen 10000 Köpfe starke Bevölkerung ist intelligent und in der Zivilisation weiter vorgeschritten, als bei andern Stämmen auf Neu-Guinea gewöhnlich der Fall ist. Die auf der Yule-Insel angesiedelte katholische Mission, mit einer Zweigniederlassung am St. Joseph-Flusse, hat dazu wesentlich beigetragen. Sie haben so ziemlich das ganze für ihre Ernährung nötige Areal unter Kultur gebracht, so daß für eine etwaige europäische Ansiedlung kein Raum ist. Jede Familie hat ihr Oberhaupt, dessen Anordnungen strenge Folge zu leisten ist, und ihre besondere Wohnung. Nur die zwar heiratsfähigen, aber noch nicht verheirateten jungen Leute des Dorfes wohnen in gemeinschaftlichen Räumen beisammen und stehen unter der Aufsicht eines älteren Mannes. Am Morgen wird zunächst in den Gärten fleißig gearbeitet. Dann begiebt sich

der Mann, mit Keule und Speer bewaffnet und von seiner Frau begleitet, auf die Suche nach den für die nächsten 24 Stunden nötigen tierischen Lebensmitteln und nach Brennholz. Gegen 3 Uhr nachmittags kehren sie zurück, die Frau als Lastträgerin. Wenn im letzten Monate kein Todesfall vorgekommen, versammelt sich die Gemeinde des Dorfes am Abende auf einem offenen Platze und vergnügt sich mit Tanz. Gold existiert im Distrikte nicht, es könnte nur in Quarzfelsen oder in den Thälern des Hochgebirges gefunden worden.

Greffrath.

— Die Einwanderung auf dem Seewege in die sieben australischen Kolonieen im Jahre 1889 belief sich insgesamt auf 285300, die Auswanderung auf 183612, so daß den Kolonieen ein Zuwachs in ihrer Bevölkerung von 81688 verblieb. Der größte Zuwachs fiel auf Neu-Süd-Wales mit 20640, auf Queensland mit 10926, auf Viktoria mit 10164 und auf Tasmanien mit 2672, während die Zunahme für Westaustralien nur 578, für Südaustralien 494 für Neu-Seeland 214 Personen betrug. —th.

— Schädliche Winde auf Sardinien. Auf meiner Reise von Sassari nach Alghero habe ich mich von den schädlichen Einflüssen überzeugen können, welche hier die Nordwinde auf die Pflanzenwelt ausüben. Sie wehen ungemein stark und andauernd. Auf jenem Teile des Weges, der sich dem Meere nähert, sah ich in höheren Lagen vereinzelte Bäume, deren Zweige infolge der Winde alle wagerecht nach Süden zu gebogen waren und, wie der Schweif eines Kometen, vom Stamme abstanden; das Wachstum der Bäume ist gehindert, ihr ganzes Aussehen ein kümmerliches. Demselben Einflusse dieser Winde ist es zuzuschreiben, daß hier andre Bäume, wie die Orangen und Zitronen, nicht gedeihen und da, wo sie unmittelbar dem Einflusse der Nordwinde ausgesetzt sind, zu Grunde gehen. Wo aber diese Bäume durch Mauern geschützt werden oder an Südabhängen von Bergen wachsen, wie z. B. in Sarrabus und in Milis, da gedeihen sie prächtig und geben Früchte, welche süßer als die Orangen von Mentone oder Sorrent sind. Diese Nordwinde bewirken eine derartige Abkühlung der Atmosphäre Sardiniens, daß die Vegetation hier ungefähr vierzehn Tage gegenüber andern Gegenden derselben Breite zurück ist. Trotzdem habe ich Ende Januar in Sassari, also im Norden der Insel, die Mandelbäume in voller Blüte gefunden. Wenn der Rückstand der Pflanzenentwickelung hier nicht größer ist, so muß dieses der Heiterkeit und Klarheit des Himmels zugeschrieben werden, welche die erkältenden Wirkungen der Nordwinde abschwächen. De la Marmora hat daher aus diesen Gründen auch Sardinien unter die Länder mit gemäßigtem Klima gerechnet. Er sagt, daß im Dezember und Januar die Temperatur sehr milde, der Himmel heiter, die Atmosphäre trocken ist, da es selten regnet. Der Februar ist unbeständig und es regnet viel; nach ihm ist dieses die unangenehmste Zeit des Jahres. Der März ist verhältnismäßig kälter als die vorhergehenden Monate. Im April herrschen die Nordwinde, welche stets den Fortschritt der Vegetation hindern. Es folgt nun die heiße Zeit. Von Mitte Juli bis Ende August brennt eine heiße Sonne, welche die Ebene verdorrt und im Süden der Insel die Campidani mit dichten Dünsten erfüllt. Im Oktober bringen häufige Südwestwinde Regen und Frische.

Ich habe während zweier Wintermonate in Sardinien fortdauernd heiteres Wetter und milde Temperatur gefunden. Leider kann ich mich über die meteorologischen Verhältnisse der Insel nicht näher verbreiten, da, so viel ich weis, regelmäßige Beobachtungen aus verschiedenen Teilen derselben fehlen. Drei Viertel der Insel zeigen eine wunderbare, nur wenig ausgenutzte Fruchtbarkeit. Die Dattelpalme, die Zwergpalme, die Opuntia, die amerikanische Agave, der Johannisbrotbaum, die Jujuba, die Kapper, Myrte, der Granatapfel, die Feige gedeihen prachtvoll. Viele mitteleuropäische Gewächse entwickeln sich hier in einer staunenerregenden Weise, so daß man sie kaum wieder erkennt. Ich erwähne statt vieler nur eine Pflanze, die hier ein ganz anderes Ansehen gewinnt, es ist dieses der Schierling. In Asinara treibt derselbe bis 3 m hohe Stengel; ich habe einen gemessen, der am Boden 40 cm Umfang hatte. Man bereitet dort sehr feste und leichte Stühle aus diesen Stengeln.

Dr. Ermeling.

— Die Regierung in Tibet. Ganz allgemein ist bei uns der Irrtum verbreitet, die Regierung Tibets sei eine theokratische. Das ist jedoch, wie einer der besten Kenner des Landes, Abbé Desgodins zeigt (Bull. soc. de géogr. 1890, 266), durchaus falsch. Abgesehen vom Dalaï-Lama, der durch Schenkung des ersten Mandschukaisers von China der einzige „Eigentümer“ des Landes ist und abgesehen vom Könige oder Regenten, der erst seit etwa 60 Jahren auch ein Lama ist, besteht die ganze Regierung Tibets aus Laien, Zivilisten, von den vier Kalums oder Staatsministern angefangen. Jedes Mitglied der Zentralregierung muß ein Diplom vom chinesischen Kaiser haben, ehe es seine Thätigkeit ausüben darf. Die ganze Verwaltung der Provinzen ist in den Händen von Laien. — In der Hauptstadt Lhassa besteht sogar noch eine chinesische Nebenregierung, vertreten durch drei Mandschugesandte, die von Peking ausgesendet sind, um die tibetanische Regierung namentlich in ihren auswärtigen Beziehungen zu überwachen. Der Dalaï-Lama, der König, die Minister, sie alle dürfen nicht unmittelbar an den chinesischen Kaiser schreiben, sondern müssen ihre Schriften durch die chinesische Gesandtschaft gehen lassen. Letztere hat zu ihrer Verfügung 4000 Soldaten, die durch ganz Tibet verteilt sind; in Lhassa stehen nur 500 Mann.

— Der Haushund im Königreich Assinie an der Goldküste gleicht nach Reichenbach am meisten dem englischen Foxterrier, nur sind seine Gliedmaßen feiner und er trägt die Ohren aufrecht. Reichenbach hat mehrere dieser Hunde, die er völlig übereinstimmend mit jenen am Gabon fand, für die Jagd abgerichtet und war sehr zufrieden mit denselben. Namentlich war ihr Geruchsinn außerordentlich scharf entwickelt. Weder Thau noch Hitze hinderten sie daran, stundenlang die Spur von Antilopen, Gazellen oder Stachelschweinen zu verfolgen. Dabei sind sie von unvergleichlichem Mute; die Übereinstimmung mit dem Hunde der Pahouins am Gabon ist eine vollständige und dieses Volk richtet ihn zur Jagd ab. Der Hund greift Stachelschweine und Leoparden an und beißt sich fest, bei letzterem Wilde jedoch oft mit schlechtem Erfolge. (Bull. soc. geogr. 1890, 338.)

— Ein Denkmal für den hervorragenden englischen Entdeckungsreisenden und Orientalisten Sir Richard Burton, welcher als britischer Generalkonsul zu Triest 1890 starb, soll auf dem Mortlake-Friedhofe in London, wo er begraben liegt, errichtet werden.

— Der Theebau auf Ceylon verdrängt dort mehr und mehr den Anbau des Kaffees und nimmt in einem großartigen Maßstabe von Jahr zu Jahr wachsend zu. Der erste Thee, nur 282 Pfund, wurde im Jahre 1875 nach England verschifft. Im Jahre 1889 betrug die Theeausfuhr bereits 34346432 Pfund.

Herausgeber: Dr. R. Andree in Heidelberg, Leopoldstraße 27. Druck von Friedrich Vieweg und Sohn in Braunschweig.

Bd. LIX.

Globus.

Nr. 10.

Illustrierte Zeitschrift für Länder- und Völkerkunde.

Begründet 1862
von
Karl Andree.

Herausgegeben
von
Richard Andree.

Druck und Verlag von Friedrich Vieweg & Sohn.

Braunschweig. Jährlich 2 Bände in 24 Nummern. Durch alle Buchhandlungen und Postanstalten zum Preise von 12 Mark für den Band zu beziehen. **1891.**

Bonvalots Reise nach Tibet und quer durch Asien 1889—90.

Entdeckung innerasiatischer Vulkane.

Unter den Reisen, welche in der Neuzeit in Asien ausgeführt worden sind, nimmt einen der hervorragendsten Plätze diejenige Gabriel Bonvalots und des Prinzen Heinrich von Orléans (geboren 1867) ein. Ihr Ziel war die von vielen Reisenden umworbene, aber seit langem unzugängige Hauptstadt des verschlossenen Reichs Tibet, Lhassa, die sie allerdings nicht erreichten, der sie aber ganz nahe kamen. Indessen war ihre Reise, die von Nordost nach

Prinz Heinrich von Orléans.

Gabriel Bauvalot.

Südost quer durch ganz Asien führte, für die Wissenschaft von der höchsten Bedeutung, da sie teilweise durch neue, noch nie von Europäern besuchte Strecken führte. Namentlich ist jener Teil derselben von Belang, welcher vom Lobnor, dem asiatischen Zentralbecken, mitten im härtesten Winter von 1889—90 durch eine völlig menschenleere entsetzliche Wüstenei nach dem Tengri-See führte, der nur bisher durch den indischen Panditen Nain-Singh uns bekannt war und von da bis fast vor die Thore Lhassas. Auch die Reise von hier bis zu der chinesischen Stadt Batang führte noch über jungfräulichen Boden.

Mit Recht sind die gegen Ende des Jahres 1890 zurück-

gekehrten kühnen Reisenden in Paris glänzend empfangen worden; sie verdienen unser Mitgefühl wegen der ausgestandenen Gefahren und Leiden, aber ebenso unsere Anerkennung bezüglich des für die Wissenschaft geleisteten. Ein vorläufiger, aber sehr belangreicher Bericht Bonvalots, erschienen mit (provisorischer) Karte und Abbildungen in einer Beilage zu der Zeitschrift Le Temps (Januar 1891) setzt uns in den Stand, schon jetzt die wichtigsten Ergebnisse und den Verlauf der Reise unsern Lesern mitzuteilen.

Die Kosten der Reise trug der Herzog von Chartres, der Vater des jungen Prinzen Heinrich von Orléans; die Führung hatte der erfahrene Gabriel Bonvalot, dessen Reisen in Afghanistan und Mittelasien ihn bereits bekannt gemacht hatten. Am 6. Juli 1889 wurde Paris verlassen, in Moskau ein großer Teil der Ausrüstung besorgt und dann ging es über den Ural nach Omsk und weiter nach dem russischen Grenzorte Tscharkent an der chinesischen Grenze, wo die Karawane organisiert wurde. Es verursachte dieses große Schwierigkeiten, allein hier schloß sich ein früherer Reisegefährte Bonvalots, der Ösbege Rachmed, ihnen an, ein Mann, der später von großem Nutzen wurde. In Kuldscha, dem ersten chinesischen Orte, trat noch der belgische Missionar de Deken zu ihnen, ein lange dort ansässiger, das Chinesische vollkommen sprechender Mann; auch dessen christianisierter chinesischer Diener Bartholomäus zog mit. Dazu kam ein ehemaliger Genosse Prschewalskis, Abdullah, der chinesisch und mongolisch redete und als Dolmetsch angeworben wurde. Das war, außer Dienern und Trägern, der Hauptstock der Karawane. Einen chinesischen Paß hatten sich die Reisenden absichtlich nicht verschafft; denn, sagt Bonvalot mit Recht, wußte man in Peking um unsere Reise, so fand man auch Mittel sie zu vereiteln und uns von dem unmittelbaren Vordringen auf dem südlichen Wege nach Tibet abzuhalten und auf die östlichen Wege nach Tsaidam zu drängen, wo wir auf bekannte Gegenden gestoßen wären, auf die von Prschewalski, Richthofen, Szechenyi erforschten Teile Chinas.

Auf gewöhnlichem Wege wurde der Tian-Schan überstiegen; es war diese immerhin schwierige Aufgabe, die unter strömendem Regen und bei heulendem Sturme vor sich ging, eine Vorbereitung für das folgende, weit schlimmere und gefährlichere Reisen. Es begann das Zeltleben, das Trinken von zahllosen Tassen Thee, der Genuß von oft ranzigem Hammelfleisch. Dazu der gewaltige Temperaturwechsel, denn im Thale des Kunges hatte man Temperaturen von + 40° C. im Schatten und im Hochthale des Juldus solche von — 20° C. während der Nacht.

In Korla, jenseit des Tian-Schan unter dem 42. Breitengrade gelegen, versuchten die Chinesen die Karawane aufzuhalten und zurückzuschicken. Die Franzosen kümmerten sich aber nicht darum und besorgten hier ihre letzte Reiseausrüstung, namentlich die Anschaffung von reichlichen, aber sehr einfachen Lebensmitteln, denn sie wußten, daß sie Einöden zu durchkreuzen hatten — und das zur Winterszeit! — in denen durchaus nichts zu erhalten war. Reis, Brot, Mehl, Salz, 6000 Pfund Gerste, lebende Schafe, das waren die hauptsächlichen Lebensmittel.

Am 10. Oktober 1889 konnte Bonvalot Korla verlassen und nun verfolgte er einen fast stets südlich gehaltenen Weg, der ihn direkt auf Lhassa zuführte. Um den Kontsché-Darja zu überschreiten, wurden von den Eingeborenen aus Pappelstämmen schnell zwei Flöße gebaut, auf denen alles glücklich ans jenseitige Ufer gelangte. Entlang dem Tarimflusse, der in den Lobsee mündet und der gerade große Überschwemmungen verursacht hatte, ging es weiter durch eine Landschaft mit hungerleidenden Bewohnern. Tscharkalyk im Westen des Lobsees war das letzte Dorf, das die Franzosen auf ihrem Wege nach Süden berührten. Hier wurden noch Briefe nach der Heimat gesandt und desgleichen die bislang gemachten Sammlungen; darauf ging es in die große unbekannte Wüste, denn nur noch ein verhältnismäßig kurzes Stück vermochten die Reisenden Wegen zu folgen, die vor ihnen Prschewalski und der Engländer A. D. Carey (vergl. Proceedings Roy. Geogr. Soc. 1887) gewandelt waren. Einige Eingeborene vom Lob-Nor, die als Jäger und Goldsucher mit dem Lande vertraut waren und später sich sehr nützlich erwiesen, wurden angeworben, und nun zog man weiter, trotzdem die Leute erklärten, nicht ins Unbekannte mit folgen zu wollen und ungeheuerliche Schilderungen von den bevorstehenden Gefahren entwarfen.

Am 17. November brach die Karawane von Tscharkalyk auf. Es begann sehr kalt zu werden und alle hatten ihre Pelze angelegt, dabei kamen Temperaturunterschiede von 50° C. vor; — 16° C. in der Nacht, dagegen Mittags + 34° C. in der Sonne. Am folgenden Tage erblickten sie die hohen Berge des Altyn-Dagh. Jenseits, so sagte einer der landeskundigen Begleiter, beginnt das „Land der Eiswinde“. Damit waren die tibetanischen Hochebenen gut gekennzeichnet. Unter großen Schwierigkeiten wurde am 23. November der „Sandpaß“ überschritten, wobei bereits die Bergkrankheit sich mit Kopfschmerz, Erbrechen und Ohrensausen bemerkbar machte. Am 27. November wurde die Sache noch schlimmer, denn nun gelangte man an den „Steinpaß“, der bereits 5000 m hoch liegt, wo man die Kamele wegen der großen Steilheit abladen und das Gepäck streckenweise tragen mußte. Nasenbluten trat ein, die Leute warfen sich nieder und wollten nicht weiter, dazu kein Tropfen Wasser, kein Strauch. Und weiterhin sahen die Begleiter nichts als hohes schneebedecktes Gebirge. Alles fluchte in türkischer oder chinesischer Sprache und war nahe daran, weitere Dienste zu versagen.

Ein Thal folgte dem andern, eine Höhe, ein Paß dem andern. Alles kahl, eisig, ohne Menschen und Pflanzenwuchs, nur einige Bergschafe (Ovis spec.), ein paar Kulans (wilde Pferde), Raben und ein Flug langschwänziger Rebhühner wurden beobachtet. Am 4. Dezember 1889 lagerte man an dem kleinen Salzsee Usun-Tschur, wo die Franzosen zu ihrem Erstaunen Menschen bemerkten, die bei einem Gestrüpp Feuer anmachten; es waren traurig aussehende zerrissene Gesellen, die sich seit zwei Wochen von Fleisch nährten, das sie vor dem Genusse auftauen mußten, Jäger, die vom Lob-Nor in diese Einöden gekommen waren.

Aber noch eine andre, wichtigere Begegnung machten hier die Reisenden, die ihnen den Beweis lieferte, daß sie sich auf dem richtigen Wege befanden. Sie kamen an einer Kalmückenkarawane vorüber, bei der sich in einem Tragsessel ein verschleiertes Lama befand — es waren Pilger, die von Lhassa zurückkehrten, und der Zustand der Füße ihrer Kamele bewies, daß der Weg dahin nicht ganz schlecht sein konnte. Es galt nun, den Spuren derselben in entgegengesetzter Richtung zu folgen, jede Fußtapfe, jedes Häuflein Mist mußte nun beachtet werden, der Blick war weitmehr auf dem Boden, als geradeaus gerichtet. Die südliche Route war nun betreten und sie führte auch die Franzosen bis dicht vor Lhassa hin.

Freilich, ein Teil der Begleiter, denen die Sache zu gefährlich erschien, machte noch hier kehrt, mit dem Reste aber begann frohen Mutes, wiewohl der bevorstehenden Gefahren sich wohl bewußt, Bonvalot den Eintritt in die eisigen Hochebenen Tibets. Das nächste Ziel war der von Prschewalski und Carey erwähnte „See, der nie zufriert“. Eine vollständige Wüstenei ohne Wasser und Pflanzenwuchs nahm die Reisenden auf, die bei heftigem Winde und — 20° C. viel zu leiden hatten. Indessen, die

Lasttiere und Begleiter waren in gutem Zustande und Lebensmittel für 5 bis 6 Monate vorhanden, so daß man sich wohl in die Wüste wagen konnte.

Beim Eintritt in diese Wüstenei am 12. Dezember hatten die Reisenden einen wenig ermutigenden Anblick. Beim Überschreiten eines Eisbandes, das ihnen den Weg sperrte, sahen sie die Kadaver von Kamelen und aus dem Eise selbst herausragend die Rücken von Kamelen, die hier mit ihren Führern ertrunken waren. Der Arm eines Kalmücken ragte gefroren heraus, als wollte er damit gegen den Himmel drohen!

Nur mühsam konnte man bis zum 31. Dezember die Spuren der Karawanenstraße verfolgen, da sie oft auf Kilometer hin verschwanden; doch an Stellen, die vor dem Winde geschützt waren, entdeckte man sie wieder. Wo früher Karawanen gelagert hatten, da schlugen auch die Franzosen ihr Lager auf und machten, nach Landessitte, Gebrauch von dem Argol, d. h. dem trocknen Miste der Karawanentiere, der in diesen holzleeren Einöden als Brennstoff dient. Namentlich der Mist der Yakrinder ist hierzu geeignet. Abwechselung gewährte hier und da das Auftreten von Rudeln der Orongoantilope, von anderen Tieren bemerkte man Kulane (Wildpferde), einige Ratten, selten einen Wolf oder Fuchs. Raben nährten sich von den Eingeweiden der von den Reisenden geschlachteten Schafe.

Mit 36 Kamelen, 20 Pferden und 14 Menschen trat am 10. Dezember 1889 die Karawane in die „große Einöde“ ein. Ihre Lagerstätten befanden sich nun meist in 4000 und 4500 m Höhe, einmal auch in 5000 m — also höher als der Montblanc. Daß dabei die Bergkrankheit herrschte, ist natürlich. Wie mit gebrochenen Knieen, sich übergebend, mit Nasenbluten, Ohrensausen, Kopfschmerzen schwankten die Reisenden durch die Gebirgswelt dahin und gegen Ende des Monats waren die Kamele und Pferde kaum noch brauchbar. Ohne Unterlaß blies mit furchtbarer Gewalt von früh bis abends der eisige Nordwest. Nachts hatte man Minima von — 25° bis — 33° C.; tagsüber hob sich das Thermometer bis — 13° C. „Während eines Sturmes, der 48 Stunden andauerte, schreibt Bonvalot, hatte wir ein Minimum von — 29° C. und das in einer Höhe von 5000 m, c'est du quoi tuer hommes et bêtes.“

Am 22. Dezember fiel das erste Pferd; ein Kameltreiber fiel besinnungslos hin, die Pferde hatten sieben Tage lang nicht getrunken und nur Eis gekaut oder Schnee geleckt. Man schickte sie nach einer entfernten Quelle und dabei verirrte sich der Ösbege Rachmed, der 30 Stunden ohne Nahrung in der Wüstenei umherlief. Am 23. Dezember starb der Kameltreiber Niaz, welcher der Bergkrankheit erlag; in einer Höhe von 5000 m wurde er unter Steinen begraben. Der Weihnachtstag wurde bei — 33° C. Kälte und einem Stückchen trocknen holländischen Käses gefeiert.

Das neue Jahr 1891 brach heran; man hatte bei fürchterlichen Sandstürmen in den letzten Tagen keinerlei Spuren der „Straße“ mehr gesehen und Bonvalot entschloß sich nun, nur nach dem Kompasse zu reisen; man suchte nicht mehr nach Spuren und nach Mist, sondern verließ sich im ganzen Verlauf des Januar auf den Kompaß, einfach der südlichen Richtung folgend. Eine Bergkette folgte der andern, ein Querthal auf das andere wurde durchschritten, umgangen, auf- und abwärts, oft mit Enttäuschungen, in wüster, menschenleerer, vorher niemals von Europäern begangener Gegend, deren geographische Aufnahme dabei erfolgte und deren Niederlegung in den Karten von hoher Bedeutung ist.

Es nahte jetzt eine sehr wichtige, für die Geologie und Geographie höchst schätzbare Entdeckung. Die Franzosen bemerkten Laven auf der Steppe. Die erloschenen innerasiatischen Vulkane, von denen (seit Humboldt) oft die Rede war, in Entfernungen vom Meere, wie kein andrer Vulkan der Erde, lagen vor den Reisenden. Sie nannten den einen Vulkan Reclus, den andren Vulkan Ruysbroek, nach dem berühmten mittelalterlichen vlämischen Reisenden. Im Angesicht der Vulkane gefror am 6. Januar das Quecksilber.

Etwas mehr als durch Bonvalot erfahren wir aus einer Mitteilung des Prinzen Heinrich (La Nature, 7. Februar 1891) über diese Vulkane. Die Laven hatte man bereits am 22. Dezember mit Erstaunen wahrgenommen und dann den vereinzelt dastehenden Vulkan Reclus entdeckt. „Weiterhin, heißt es dann, sahen wir bis zum 20. Januar Vulkane. Die Laven sind sehr häufig. Einzelne Blöcke haben einen Gehalt von 2 cbm. Besonders ist mir eine kleine Vulkangruppe aufgefallen, welche jenen der Auvergne gleicht; sie sind trichterförmig und haben einen kleinen Kegel in der Mitte. Am 18. Januar fand ich in dem hohen Dupleixgebirge fossile Muscheln (appartenant à des terrains fort anciens, tertiaires setzt Prinz Heinrich hinzu) in 5800 m Höhe. In dieser Gegend sind die heißen, oft schwefligen Quellen, die gefrorenen Geysir zahlreich.“ Erst wenn die volle Beschreibung dieser meerfernen Vulkane vorliegt, werden wir die ganze Wichtigkeit der Entdeckung ermessen können, die mit der Theorie, daß die Eruptionen an die Nähe des Meeres geknüpft seien, im Widerspruch steht. Die meisten der bisher bekannten Vulkane liegen auf Inseln oder an Festlandsrändern; nirgends aber auch nur annähernd so weit vom Meere entfernt wie die neuen innerasiatischen Vulkane.

Allmählich verloren die Pferde ihre Kraft; man mußte absteigen und zu Fuße gehen. Am 8. Januar erreichte man einen großen, mindestens 70 bis 80 km langen und 20 km breiten See, der See Montcalm benannt wurde.

Am 13. und 14. Januar 1890 lagerten die Reisenden in 5500 m Höhe. Ringsum war die Gegend vulkanisch, mit Lava bedeckt. Das Lager befand sich am Fuße eines 8000 m hohen Berges. Am folgenden Tage wurde ein 6000 m hoher Paß überschritten, in dessen Westen sich ein ungeheurer Gletscher ausdehnt und hinter dem ungeheure Bergriesen sich erhoben. „Wir sind inmitten des höchsten Gebirges, das wir gesehen haben; es ist weiß von Schnee und Eis und wir nennen es Dupleix-Gebirge.“ Am Fuße dieses Gebirges und in dessen Felsen, in ganz bedeutender, aber nicht angegebener Höhe, wurden Affen entdeckt, die Prinz Heinrich (La Nature, 7. Februar 1891) als grau, langhaarig und mit kurzem Schwanze beschreibt. Nur an dieser einen Stelle wurde dieser Affe gefunden.

Auf gefrorenen Flußläufen oder „wachsartigem“ Eis vorschreitend, stets möglichst nach Süden zu, glaubt Bonvalot sich im Gebiete der Quellflüsse des Jang-tse-Kiang befunden zu haben. Am 18. Januar bemerkte man Wölfe, Füchse und, in 5500 m Höhe, Spuren eines Sommerlagers. Das hob sofort den Mut, denn man wußte nun, daß man sich wieder bewohnten Gegenden näherte. Am folgenden Tage kam man an heißen, wenig salzigen Quellen vorbei und sah gefrorene Geysir; wilde Yaks kreuzten den Pfad; es schneite und die Temperatur wies noch immer Minima von — 30° C. auf.

Um diese Zeit waren die Begleiter der Franzosen rein „menschentoll“ geworden. Alles sehnte sich nach dem langen Zuge durch die Einöde danach, wieder einen Menschen zu erblicken, gleichviel ob Feind oder Freund. Man spähte fortwährend danach aus und als eines Tages ein Kameltreiber ein Seil fand, das anders gedreht war als die seinigen, da war die Freude groß und man sah die „Südmenschen“ bereits im Geiste. Die Menschentollheit wuchs. Endlich,

gegen Ende des Januar, wurden die Spuren von Lagern und Herden immer häufiger. Die Tibetaner mußten bald erscheinen. Unterdessen marschierte man über Berg und Thal weiter; einem alten Kirgisen erfroren die Füße. Am 27. Januar entdeckte man einen fließenden Bach, an dessen Ufern vom Vieh ausgetretene Pfade hinliefen und mageres Kraut zeigte sich am Abhange der Berge. Das alles machte den Eindruck des Paradieses auf die aus der menschenleeren Wüstenei kommenden Reisenden. Im Bache schwammen sogar Fische!

Die Lagerstätten mehrten sich, man war auf dem richtigen Wege nach Lhassa und am 30. Januar erscholl plötzlich aus allen Kehlen der Ruf: Ein Mensch! Ein Mensch! Liebenswürdige Aufnahme, Thee, Zucker, Brot — alles stand für ihn in Bereitschaft. Aber was für ein Mensch war dieses erste Exemplar eines Tibetaners, der den Reisenden entgegentrat! Klein, mager, häßlich, bartlos, mit langen, in Strähnen herabfallenden Haaren, mit winzigen Augen, bewaffnet mit einer Luntenflinte — so wird er geschildert. Er war über die bärtigen fremden Leute nicht

Bonvalots Reise vom Lob-Nor bis Lhassa.
Nach einer vorläufigen Karte des Prinzen Heinrich von Orléans.

minder erstaunt, als diese über ihn. Revolver, Flinten, der weiße Zucker, den man ihm darbot, alles war ihm fremd. Gewaschen hatte sich dieser Tibetaner seit seiner Geburt nicht und seine Achtung vor den Fremdlingen bewies er durch das Herausstrecken seiner gewaltig großen Zunge. Der brave Mann verstand weder chinesisch noch mongolisch und da die Kenntnis des tibetanischen bei dem Franzosen gering war, so beschränkte sich die Unterhaltung meistens auf die Zeichensprache. Aber man hatte doch einen lebendigen Tibetaner in Händen: Und bald zeigten sich davon noch mehr, die im Besitze von Schafen waren. So eröffnete sich denn auch die Aussicht auf Fleischgenuß und da in jener Gegend noch der Barrenverkehr herrscht, so konnte man gegen ein Stück Silber Fleisch erhalten.

Die neuen Ankömmlinge versuchten die Reisenden von der bisher verfolgten Straße nach Südwest abzulenken unter dem Vorgeben, daß dort bessere Weide zu finden sei; jene aber beharrten auf der Fortsetzung der mit Glück betretenen südlichen Straße und schritten damit immer mehr in bewohnte Gegenden vor. Reiter auf kleinen Ponies erschienen

und am 2. Februar sah sich die Karawane von beobachtenden Reitern umschwärmt, die gelegentlich ihre Flinten abschossen. Am 5. Februar endlich zeigte sich ein Häuptling, der in der liebenswürdigsten Weise die Reisenden aufforderte, nicht weiter vorzugehen; man verhandelte in mongolischer Sprache. Natürlich kümmerten sich die Franzosen um den Wunsch des Häuptlings nicht und als man ihnen den Ankauf von Pferden verweigerte, die sie zum Ersatze ihrer abgetriebenen Tiere dringend gebrauchten, nahmen sie dieselben mit Gewalt.

Der 13. Februar wurde wieder durch den Tod eines der Kameltreiber bezeichnet, dann aber durch die Entdeckung des großen Sees Namtso; dieser große See ist im Osten von Gebirgen umgeben; im Süden erheben sich die schneebedeckten Häupter des Nindjni-Tangla. Es ist dieses derselbe See, der auf unsern Karten als Tengri-Nor verzeichnet steht und von dem berühmten indischen Panditen Nain-Singh erforscht wurde. Von hier aus drangen die Franzosen noch zwei Tagemärsche weiter nach Süden vor, stets bedroht von den Tibetanern, die sie vom Vordringen auf das nahe Lhassa abhalten wollten. Drei- bis vierhundert mit Lanzen, Säbeln und Luntenflinten bewaffnete Reiter umschwärmten sie drohend und am 17. Februar 1890 waren sie endlich genötigt Halt zu machen und Unterhandlungen zu beginnen. Am 17. November 1889 waren sie in die große Wüstenei eingetreten und bis zu dieser Haltestelle hatten sie etwa 1400 km im Winter durchreist; jetzt waren sämtliche Pferde gefallen, die Kamele ganz unbrauchbar, um Lasten zu tragen; unter den Leuten konnten höchstens sieben oder acht noch gehen. Man begreift es, daß die Reisenden den Tibetanern nicht länger widerstehen konnten und sich auf Unterhandlungen einlassen mußten. Diese dauerten vom 17. Februar bis zum 5. April und endigten damit, daß die Franzosen Lhassa nicht betreten, sondern nach Osten abschwenken mußten; man hatte sie für Russen gehalten und es gelang nur schwer, die Tibetaner von dem Dasein eines französischen Volkes zu überzeugen.

Der letzte große Abschnitt der wichtigen Reise begann nun, jener von Lhassa nach Batang im westlichen China. Nicht auf der durch Missionare (Huc und Gabet) bekannten Straße, sondern auf einem ganz neuen Wege, der durch viele feindselige wilde Völkerschaften führte, bahnten sich die Franzosen ihren Weg, der abermals 1500 km lang durch bisher nicht von Europäern beschrittenes durchweg gebirgiges Land führte.

Was die Bewohner in diesen tibetanisch-chinesischen Grenzgebirgen betrifft, die ethnographisch zu den unbekanntesten, aber auch belangreichsten Stämmen Innerasiens gehören, so erfahren wir einiges über dieselben aus den Schilderungen, die Prinz Heinrich von Orléans in der Revue des Deux Mondes (1. Februar 1891) veröffentlicht hat. Alle die verschiedenen Stämme gleichen sich in bezug auf das Äußere und die Kleidung. Alle tragen Schuhe von farbiger Wolle mit Ledersohlen und einen großen Mantel aus Schaf-Fell oder grober Wolle als einziges Kleidungsstück. Sie schnüren ihn über den Hüften ein und gebrauchen den obern Teil als eine Art Vorratssack für Nahrungsmittel. Oft entblößen sie den rechten Arm und die Schulter; in ihren Bewegungen zeigen sie eine große Zierlichkeit. Unter den Männern sieht man sehr schöne Gestalten mit feinen Zügen, mit echt griechischem Profil, so daß sie einem Bildhauer als Modell dienen könnten. Die Weiber sind häßlicher; ihr breites rundes Gesicht und ihre Brust scheinen nur ein grober Entwurf zu sein; man glaubt, diese seien nur mit ein paar Messerschnitten, ohne jede feinere Verarbeitung, aus dem vollen Fleische geschnitzt. Dieser Unterschied zwischen Männern und Frauen erklärt sich dadurch, daß die letzteren alle groben Arbeiten verrichten müssen, die Männer aber nichts thun.

In Tatsien Lu trafen die Reisenden wieder (24. Juni) die ersten Europäer, hier ansässige französische Missionare, bei denen sie vortrefflich aufgenommen wurden, und von wo sie am 28. Juni wieder nach der Provinz Setschuen aufbrachen. Hier und in Yünnan befanden sie sich auf bekanntem Boden. Den Roten Fluß abwärts fahrend, wurde am 28. September 1890 Hanoi, die Hauptstadt der französischen Kolonie Tongking, erreicht und von hier auf dem Seewege über Suez die Heimreise angetreten. Die äußerst fruchtbare und schneidig durchgeführte Reise hat im ganzen 15 Monate gedauert und dem Führer derselben, G. Bonvalot, die wohlverdiente große goldene Denkmünze der geographischen Gesellschaft in Paris eingetragen.

Hier hat nur eine vorläufige Übersicht derselben gegeben werden können — die näheren geographischen Ergebnisse stehen noch aus.

Nachträge zur Karte der niederdeutschen Sprache.

Infolge der Veröffentlichung der Karte in Nr. 2 des „Globus“, welche die Südgrenze der niederdeutschen Sprache darstellt, hat der Herausgeber verschiedene Zuschriften erhalten. Namentlich ist auch die nach Haushalters Erkundigungen in der Mark Brandenburg eingezeichnete Grenze, welche das Gebiet im weiten Umkreise von Berlin vom Niederdeutschen ausschließt, angegriffen und dieses dem Hochdeutschen zugewiesene Gebiet als noch vorherrschend niederdeutsch beansprucht worden; allein ohne daß von Seiten des kompetenten Kritikers etwas positives an die Stelle gesetzt werden konnte. Es ist daher die Aufklärung über die Sprachgrenze in der Mark Brandenburg dringend zu wünschen; der Herausgeber würde sich freuen, wenn er von dort aus Zuschriften erhielte, welche auf Grundlage der Sprachkenntnis uns über die Sprachgrenze aufklärten.

Thatsächliche wertvolle Berichtigungen erhielt der Herausgeber von zwei Seiten und diese gelangen hiermit zum Abdruck.

1. Die niederdeutsche Sprache in Französisch-Flandern und die Sprachgrenze in Belgien.

Von Johan Winkler. Haarlem.

Ungefähr seit dem Jahre 1870, als ich mein Werk „Algemeen Nederduitsch en Friesch Dialecticon“ schrieb, und seit 1874, als dasselbe erschien, hat sich in Französisch-Flandern bezüglich der vlamischen Sprache sehr viel verändert und verbessert. Die vlamische Sprache ist da wieder vorwärts gegangen und mehr zu Ehren gelangt. Dieselbe hat sich mehr ausgebreitet, auch in Strichen, wo sie um die Mitte unsres Jahrhunderts schon ganz vertrieben schien, obgleich sie daselbst die eigentliche Volkssprache gewesen war. So ist es gekommen, daß man jetzt wieder vor den Thoren der Stadt Kales (Calais) vlamisch kann sprechen hören (wo ja auch die Fischerbevölkerung vor Alters ausschließlich vlamisch war), und daß seit 1881 in der katholischen Kirche daselbst zeitweilig wieder in vlamischer Sprache gepredigt

wird. Sie können ruhig die gestrichelte Grenzlinie in Ihrer Karte als die feste, abschattierte Hauptlinie ziehen. Die gestrichelte Linie können Sie weiter westlich verlegen von Kales (Calais) auf St. Omaars (St. Omer). Weiter östlich fallen Waasten (Warneton) und Komen (Comines) noch ganz ins niederdeutsche Sprachgebiet und kann die gestrichelte Linie bis Armentiers (Armentières), ja fast bis Rijssel (Lille) laufen.

Meine Kenntnis von den Sprachzuständen in Französisch-Flandern hat sich sehr vermehrt, seit ich dasselbe bereist und aufmerksame Umschau hielt, wie Sie (der Herausgeber des Globus) dieses auch gethan haben, nach Ihrer Mitteilung „Die Völkergrenzen in Frankreich“ („Globus“ XXXVI, 26) zu schließen. Doch das Ergebnis meiner Untersuchung war ein ganz andres als das Ihrige. Sie haben dort nicht viel vlamisch mehr gehört, u. a. zu Hazebroek nicht. Doch spricht dort noch jedermann vlamisch, ebenso in Dünkirchen, Bergen, Kassel, Belle u. s. w. Ach! Man hat mit Ihnen, als einem Deutschen, mit dem man glaubte kein Vlamisch sprechen zu können, einfach französisch geredet und so haben Sie dort einen falschen Eindruck empfangen.

Alles, was in Französisch-Flandern — auch im Arrondissement Rijssel, d. i. Lille, in Halewijn (Haluin) u. s. w. — seit 1870 auf sprachlichem Gebiete sich verändert hat, und alles, was ich selbst dort beobachtet, gefunden und gehört habe, finden Sie ausführlich beschrieben in meinem Werke „Oud Nederland“, Haag, Ch. Ewings 1888, namentlich in dem Hauptstück „Nederland in Frankrijk en Duitschland“ S. 167 ff. Dasselbe bietet auch anderweitige Kunde auf ethnographischem Gebiete für Niederland, Belgien und Frankreich, ebenso über die Ausbreitung des friesischen Volksstammes in alter und neuer Zeit.

Es ist mir unklar, weshalb Sie die beiden Limburg (holländisch und belgisch) größtenteils außerhalb der Sprachgrenze legen. Diese beiden sind vollständig niederdeutsch. Wollen Sie sich überzeugen? Lesen Sie in meinem Dialektikon das Gleichnis vom verlorenen Sohn in der Sprache der Städte Venloo, Roermonde, Maastricht, Hasselt und St. Truiden einmal nach. Dann können Sie auch die amtliche von der Regierung dort gebrauchte Sprache heranziehen: Diese ist in Belgisch-Limburg die vlamische und in Niederländisch-Limburg die holländische Sprache. Zwischen Vlamisch und Nordniederländisch (Holländisch) ist aber kein größerer Unterschied als zwischen der Schriftsprache eines Berliners und Wieners. Wie kann man nun dieses von dem niederländischen Sprachgebiete ausschließen [1])?

Aber ich begreife wohl, woher dieses kommt. Die Schuld von dieser falschen Auffassung wird wohl bei den hochdeutschen Sprachgelehrten zu finden sein, die einen andern Maßstab gebrauchen für das, was zum Niederdeutschen gehört und was nicht, als wir hier in Niederland. Aber nicht alle Hochdeutschen thun dieses. Es sind nur diejenigen, die allein mit deutschen Verhältnissen rechnen, und auf das Germanische außerhalb Deutschlands nicht Acht haben, die nur in Deutschland Germanien finden. Diese beschränkte Auffassung führt dann zu allerhand Mißbegriffen. — Die hochdeutschen Gelehrten nennen nur Niederdeutsch, was Friesisch und Sächsisch ist. Jedoch andre, zu denen auch alle niederländischen und belgischen Sprachforscher gehören, wissen sehr gut, daß Nieder-Fränkisch (in Deutschland auch Nieder-Rheinisch genannt) nur Niederdeutsch ist. Ginge es nach jenen Hochdeutschen, dann müßte der größere Teil des eigentlichen Holland mit einem großen Teil von Utrecht und Gelderland, Flandern, ganz Nord- und Südbrabant mit Antwerpen außerhalb des niederdeutschen Sprachgebietes liegen, denn dieses ist alles niederfränkisches Sprachgebiet.

Ich erlaube mir noch eine Bemerkung zu Ihrer Sprachkarte zu machen. Gesetzt den Fall, Sie fänden in einer holländischen Schrift die Namen der deutschen Städte Köln, Aachen, Eupen, Mainz auf französische Art als Cologne, Aix-la-Chapelle, Neau, Mayence geschrieben, so würden Sie ohne Zweifel und mit Recht sich darüber sehr verwundern. Nun, ebenso ärgerlich ist es für uns Niederländer, die Namen unsrer Orte — gut niederdeutsche Ortsnamen und lägen sie selbst in Frankreich — durch Sie und andre Deutsche — Germanen wie wir — nach französischer Form geschrieben zu sehen. Gravelines, St. Omer, Steenbecque, Morbecque, St. Pierre-Brouck, Hazebrouck, Bailleul, Warneton, Comines, l'Ecluse, Otrange, Bassange, Fouron-le-Comte. — Brrr! Das ist für einen Germanen, für einen Niederländer, um eine Gänsehaut zu bekommen! Das muß Gravelingen, St. Omaars, Steenbeke, Moerbeke, St. Pieters-Broek, Hazebroek, Belle, Waasten, Komen, Sluize, Wonteringen, Bitsingen, 's Gravenvoeren heißen. Um nicht zu sprechen von Calais = Kales, Boulogne = Boonen, Roubaix = Robeke, Lille = Rijssel, Espierres = Spiers, Russeignies = Roosnaken, Braine-l'-Alleud = Eigenbrakel, da dieses Orte sind, die heute außerhalb der Grenzen des niederdeutschen Sprachgebietes liegen und von denen es also zweifelhaft ist, ob man sie mit ihrer französischen oder germanischen (niederländischen) Bezeichnung benennen soll, geradeso, wie es für einen Niederländer zweifelhaft ist, ob man die Hauptstadt von Französisch-Lothringen mit den Deutschen Nanzig oder mit den Franzosen Nancy oder ob man Pruntrut oder Porrentruy (in der Schweiz) sagen soll. Für meine Person ist mir das nicht zweifelhaft, denn als Germane halte ich es in solchen zweifelhaften Fällen mit den Deutschen.

Ihre Sprachkarte bringt ferner noch zwischen Brüssel und Bergen (Mons steht auf derselben) einen Ortsnamen Comte. Das muß Braine-le-Comte sein, niederländisch s'Gravenbrakel, im Gegensatz zu dem benachbarten Braine-l'-Alleud, Eigenbrakel. Zu meiner Freude lese ich aber auf Ihrer Karte Doornik und nicht Tournai, obschon der Konsequenz wegen — da Sie Lille und Mons schreiben — hier Tournai hätte stehen müssen. Übrigens hat auch Doornik so gut wie Luik, Lüttich, eine hochdeutsche Namensform, nämlich Thorneck. Dieser Name hatte im 16. Jahrhundert in Deutschland Gültigkeit, so gut wie damals Antwerpen Antorf genannt wurde. Die Namensformen Thorneck und Antorf sind wohl gegenwärtig in Deutschland gänzlich außer Gebrauch? (Ja!) Zum Schlusse noch die Bemerkung, daß Beauvechain zwischen Löwen und Tienen im Niederländischen nicht, wie auf der Karte steht, Bevekon heißt, sondern Bevecum (Varianten: Bevecom, Bevekum); es ist ein ursprünglich niederdeutscher Ort, der hochdeutsch Bevinckheim lauten sollte.

[1]) Es handelt sich hier um den niederrheinischen (ripuarischen) Mischdialekt, den ich auf Prof. Weinholds Autorität zu dem mitteldeutschen stellte. Die Schwierigkeiten, die derselbe für die Abgrenzung bereitet, und daß dessen Stellung eine fragliche sei, habe ich im Texte zur Karte hervorgehoben. A.

2. Die unterste Saale keine Grenze zwischen Mittel- und Niederdeutsch.

Von A. Kirchhoff.

Seit Jahrzehnten kehrt auf Karten, in Büchern und Abhandlungen die Angabe immer wieder, die thüringische Saale bilde von dem letzten an ihrem linken Ufer (oder vielmehr an dem der Bode dicht vor ihrer Einmündung in die Saale) gelegenen anhaltischen Orte Nienburg ab eine Sprachgrenze, abgesehen von den Städten Kalbe und Barby, in welchen sich während unsres Jahrhunderts die hochdeutsche

Sprachform festgesetzt hat, rede man abwärts von Nienburg links von der Saale niederdeutsch, rechts von ihr mitteldeutsch bis an die Elbe, jenseit deren erst wieder allgemein platt gesprochen werde.

Da diesem Irrtum auch in der verdienstlichen Arbeit Richard Andrees („Grenzen der niederdeutschen Sprache") sowie auf der ihr beigefügten Karte jüngst in dieser Zeitschrift Ausdruck verliehen worden ist, so möge die Kleinigkeit an dieser Stelle nachfolgend berichtigt werden.

Allerdings ließ noch 1874 ein ausgezeichneter Forscher auf dem Gebiete geschichtlicher Volkskunde dieser mittleren Elbgegend, Pastor F. Winter, den Satz drucken: „Unterhalb Nienburg bildet die Saale die Grenze zwischen Mitteldeutsch und Niederdeutsch bis zu ihrem Ausfluß."

Indessen stützte sich Pastor Winter bei seinen Belegen für diesen Satz allzu sehr auf schriftliche Mitteilungen über einzelne Wortformen, und das führt in Grenzgegenden von dat- und das-Sprache leicht in die Irre. So hört man z. B. in Brumby, einem Dorfe westwärts von Kalbe, Wasser für water, in der jüngeren Generation setzt sich Zeit oder Zît für tid fest, im übrigen gehört Brumby noch wesentlich dem niederdeutschen Sprachgebiet an; man sagt dort ik ôke (ich auch), jrot (groß), tun (Zaun), perd (Pferd), tam (zahm), kintdepe (Kindtaufe) u. s. f.

Man muß eben den Wanderstab zur Hand nehmen und die Leute an Ort und Stelle selbst sprechen hören, dann erst darf man sich ein etwas besser begründetes Urteil über die keineswegs so ganz einfache Grenzlegung zutrauen. Und das eben hatte Winter, auf dessen Autorität sich alle Neueren berufen, an der in Rede stehenden Örtlichkeit unterlassen.

Durchwandert man nun dieses flache Schwemmland am rechten Ufer der unteren Saale, das mit seinen Deichbauten, seinem saftigen Wiesengrün, seinen Windmühlen vielfach an Holland erinnert, so hört man überall abwärts von Nienburg den Bauer platt reden, wie es bei dem (zwar nicht durch Brücken, aber durch Fähren vermittelten) regen Verkehr zwischen beiden Flußufern auch ganz natürlich ist. In den Dörfern nahe oder dicht am rechten Saalufer (Wedlitz, Wispitz, Schwartz, Trabitz, Groß- und Klein-Rosenberg) erklingt niederdeutsche Zunge. Sätze, wie dat will ik de seihen (das will ich dir sagen), kann man dort überall hören. Daß schon bis hinab nach Klein-Rosenberg Zît und Wasser an Stelle von tid und water eingedrungen ist, bringt, wie die obigen Angaben aus der Brumbyer Mundart beweisen, das Rechtssaalische keineswegs in Gegensatz zum Linkssaalischen, ebensowenig der Umstand, daß auch hier Jüngere mehr der mitteldeutschen Sprachweise zuneigen. Dabei vernimmt man daselbst, übrigens wie anderwärts im Saalgebiet, gleichfalls recht thüringische Anklänge wie fingen (finden), hingene (hinten), hitsche (Fußbank), wân (Wagen), marcht (Markt). Auch in Breitenhagen, östlich der beiden Dorfschaften Rosenberg, am linken Elbufer wird wat, dat, ik gesprochen, neben jrôt (groß), op (auf), kîken (sehen), sêpe (Seife), allerdings zûn (Zaun), fêrd (Pferd) u. a. Erst zwischen Breitenhagen und dem viel südlicheren Löderitz ist die Grenzlinie gegen das Mitteldeutsche zu ziehen. Der Zwickel zwischen unterster Saale und Elbe gehört mithin ebenso wie der zwischen unterster Werra und Fulda dem niederdeutschen Sprachgebiet.

Die deutsche Emin Pascha-Expedition unter Karl Peters[1]).

Ist das große, fast eine Million Quadratkilometer umfassende, mit der Farbe Deutschlands bedeckte Gebiet in Ostafrika einer Lawine zu vergleichen, so ist sicher Karl Peters der Stein gewesen, der sie ins Rollen brachte. Es ist bekannt, wie er als junger Mann, der noch im dritten Jahrzehnt seines Lebens stand, auf gut Glück sich dorthin begab und die ersten „Verträge" abschloß, die den Kern unserer ostafrikanischen Besitzungen bargen. Im Erfolge läßt sich seine zweite afrikanische Reise, die er als Führer der deutschen Expedition zum Entsatze Emin Paschas unternahm, mit der ersten nicht vergleichen; denn seine „Verträge" waren durch das höher stehende deutsch-englische Abkommen hinfällig geworden und Emin Pascha ist auch nicht durch Peters entsetzt worden. Aber trotzdem ist diese Expedition ein Wagstück besonderer Art, ein Akt kühner Thatkraft und Entschlossenheit gewesen und auch die Wissenschaft hat dabei mancherlei gewonnen.

Das Buch, das diese Expedition in überaus fesselnder Weise schildert, zeichnet sich äußerlich vorteilhaft aus, übertrifft hierin die neuesten englischen Afrikawerke, jene Stanleys, Jephsons, die daneben gewaltig abfallen. An interessanten Abenteuern, spannenden Kriegsgeschichten, Leiden, Gefahren, Kraftentschlüssen steht es auf der Höhe, und wer daran Gefallen findet, wird es befriedigt aus der Hand legen.

Trotz vielen Widerstandes wurde am 31. Januar 1889 die Expedition von dem Emin-Pascha-Komite beschlossen und schon am 1. Februar ließ Dr. Peters den Telegraph nach Aden zur Anwerbung von Somalisoldaten spielen. Am 25. reiste er nach Ostafrika ab, am 31. März war er in Sansibar, wo er durch einen Rattenkönig von Zettelungen und Widerwärtigkeiten sich durcharbeiten mußte. Es schien nicht weniger als alles schief zu gehen. Die Engländer, an der Spitze der Admiral Fremantle, der die Küste blockirte, versuchten alles, um den Zug zu hintertreiben; die eigene deutsche Regierung that auch nichts für Peters, war seinem Unternehmen durchaus abhold. Die Waffen wurden von den Engländern beschlagnahmt; der Sultan von Sansibar erklärte, jedem Schwarzen, der mit Peters ginge, den Kopf abschlagen zu lassen — und doch landete Peters, täuschte die ganze britische Flotte und lachte den Admiral aus. Seine Landung in Kwaihu bei Lamu (2° südl. Br.) ist ein Meisterstück kühner Entschlossenheit. Der britische Admiral aber, der fünf Tage mit seinen Kriegsschiffen Peters aufgelauert hatte, lief wutschnaubend und mit den Füßen stampfend umher, er verhinderte nur noch, daß Peters seine Waren zugingen und ließ an diesen seinen Ärger aus. Das ist alles sehr lesenswert und hat politischen Beigeschmack.

Mit mühselig zusammengerafften Waren und Waffen rüstete Peters im kleinen, damals unabhängigen Sultanat Witu seine Karawane aus und mit dem Leutnant von Tiedemann als einzigem weißen Gefährten hat er schließlich seinen Zug ausgeführt, der ihn den Tanafluß aufwärts, am schneebedeckten Kenia vorüber, zum Baringosee, um den

---

[1]) Die deutsche Emin-Pascha-Expedition von Dr. Karl Peters. Mit dem Bildnis des Verfassers nach Franz v. Lenbach, 32 Vollbildern in Tondruck und 66 Textabbildungen von R. Hellgrewe, sowie einer Karte. München, R. Oldenbourg. 1891.

Viktoriasee herum und wieder zur Ostküste zurückführte. Wir wollen hier zuerst eine allgemeine Übersicht der Reise, unter Hervorhebung verschiedener Einzelheiten, geben, und dann das geographisch wichtige aus derselben besprechen.

Auch bei Peters wird uns die Geschichte des afrikanischen Trägerelends, das Davonlaufen der Angeworbenen, das Stehlen der Güter u. s. w. nicht erspart. Man kann davon nur sagen toujours perdix und es geht da den Menschen wie den Leuten. Der endgiltige Abmarsch von Witu fand am 26. Juli statt. Die ganze Expedition bestand aus den beiden Weißen, durchschnittlich 60 bis 80 Trägern, 16 Kamelen und 6 Eseln, einem Dutzend Somal als Soldaten; auch ein kleines Geschütz wurde mitgeführt.

Man zog den Tana aufwärts durch das Gebiet der Wapokomo, eines Negerstammes, und gelangte dann bei Oda-Boru-Ruwa zu den Gallas, wo ein längerer Aufenthalt (24. Sept. bis 21. Oktober) gemacht wurde. Vom Sultan Hujo wurde Peters gut aufgenommen.

„Diese Gallas sind im allgemeinen von imposanter Erscheinung. Hoch und schlank gebaut, tragen sie denselben Typus, welchen ich in Witu an den Somalis bewundert hatte. Der Gesichtsschnitt weicht von dem der Neger vollständig ab und erinnert in seinen schmalen feingeschnittenen Zügen durchaus an den der Kaukasier. Schwermütig schauen dunkle Augen aus denselben heraus, welche nur zu funkeln beginnen, wenn die Leidenschaft die Herzen bewegt. So gehören die Gallas zu den schönen Völkern der Erde, und sie haben auch in ihrem Auftreten etwas Adeliges.“ Sie unterhielten in Oda-Boru Wapokomosklaven, welche für sie Ackerbau treiben. Nach Peters Schätzung verfügte der Sultan über 1200 Krieger, es war aber der Rest eines einst größeren Heeres und die Macht dieser nach allen Seiten hin im Kriege befindlichen Gallas schmilzt mehr und mehr zusammen. Peters schreibt: „So gleichen diese Gallas von Oda-Boru-Ruwa den trotzigen, aber zum Untergange bestimmten Indianerstämmen Nordamerikas, und es liegt ein Hauch von Wehmut über ihrem Geschick. Ich faßte von vornherein eine starke Sympathie für diesen kriegerischen, aber so sehr bedrängten Stamm, zu diesen stolzen Männern mit dem schwermütigen Blick und diesen in sich gekehrten Mädchen, welche in ihrem Äußern durchaus an den Typus der Zigeunerinnen erinnerten. Dies Interesse ist bei mir nicht erloschen, als ich hernach im Fortgang der Entwickelung durch die harte Notwendigkeit der Selbsterhaltung gezwungen wurde, den Gallas mit Gewalt entgegenzutreten, und hat meine Haltung gegenüber dem Stamme nach dem Gefecht, welches ich in der Nacht vom 6. Oktober mit ihnen zu bestehen hatte, wesentlich bestimmt.“ Das kam aber folgendermaßen. Peters, dem die herrliche fruchtbare Gegend gefiel, hielt es für an der Zeit, den ersten Vertrag abzuschließen und die deutsche Flagge zu hissen. Der Sultan wurde auch dazu bereit gefunden. Um zu sehen, wie ein solcher Vertrag ausschaut, setzen wir denselben im Wortlaut hierher, wobei man beachten will, daß — bei unklaren politischen Verhältnissen — Dr. Peters sich persönlich das Eigentum zusprechen ließ.

Expedition des Dr. Peters. Landschaft am Tana.

„Dr. Peters erkennt als Sultansgebiet das Land am Tana von Massa bis zum Kenia an. Sultan Hujo tritt mit diesem gesamten Gebiet unter den Schutz von Dr. Peters. Dr. Karl Peters wird versuchen, für das Galla-Sultanat die Freundschaft Sr. Majestät des deutschen Kaisers zu erwirken. Indessen ist dieser Vertrag nicht abhängig von der Erteilung des deutschen Reichsschutzes noch von der Ratifikation irgend einer europäischen Macht. Sultan Hujo tritt an Dr. Karl Peters das Recht der Ausbeutung des Landes über und unter der Erde nach jeder Richtung ab.

Dies Recht schließt insbesondere das ausschließliche Handelsmonopol, das Recht, Plantagen anzulegen und das ausschließliche Bergwerksmonopol ein. Wird Gold gefunden, soll Sultan Hujo ein Viertel vom Reingewinn aus der Produktion desselben haben. Dr. Karl Peters soll höchster Herr im Gallalande sein, über die bewaffnete Streitmacht befehlen und die Leute richten. Dies geschieht zum Segen und Wohle des Gallalandes. Dieser Vertrag ist nach mehreren langen Konferenzen und nachdem sein Inhalt in einer großen öffentlichen Volksversammlung von den gesamten Gallas beraten und einstimmig beschlossen worden war, am heutigen Tage vom Sultan Hujo und Dr. Peters rechtsgültig abgeschlossen.

Dr. Peters. Handzeichen von Hujo.

Zeugen: v. Tiedemann, Handzeichen des Hujo Balogalgal, Bruders und Premierministers des Sultans, und Handzeichen des Galgalla, Dolmetschers."

Auch eine hübsche Station, „von der Heydt-Haus" genannt, wurde erbaut. „Aber, sagt Dr. Peters, das Schicksal wollte unserm Aufenthalt doch nicht nur die reinen Eindrücke friedlicher Arbeit aufstempeln." Es entstanden Mißhelligkeiten und schließlich ein Kampf, in welchem anfangs Peters zu unterliegen schien. „Die Sache war einen Augenblick kritisch; aber nachdem wir etwa im ganzen sechs Salven abgefeuert hatten, durch welche der Sultan und sieben seiner Großen niedergestreckt wurden, war die Sache in drei Minuten entschieden und der ganze Stamm auseinandergesprengt. Die Gallas waren so sehr erschreckt, daß einzelne von ihnen bis an die Küste flohen und hier das Gerücht aussprengten, daß ich meinerseits gefallen sei, wodurch dann Europa mehrere Monate unter dem Eindrucke stand, daß unsre Expedition am Tana gescheitert und ich selbst tot sei."

Expedition des Dr. Peters. Der Kenia.

Die Sache schadete indessen nicht viel, denn mit dem schnell neugewählten Sultan schloß Peters wieder Frieden und der neue Sultan erkannte den Vertrag an.

Der Weitermarsch begann nicht, ohne daß Peters das Schicksal befragt hatte. Sein Leierkasten spielte den Marsch aus Carmen: Siegesbewußt, Mut in der Brust! Das schlug durch und nun ging es in die Steppen, immer am rechten Tanaufer hin. Mit dem Stamme der Wandorobbo, die mit giftigen Pfeilen die Expedition beschossen, gab es bereits am 31. Oktober einen neuen Zusammenstoß. „Schnell ließ ich den Sultan niederschlagen und in Ketten legen, ergriff ihn sodann bei den Ohren und schob ihn als eine Art Schild vor mir her auf die schießenden Wandorobbo zu. Meinen Leuten verbot ich, auf dieselben zu feuern, da ich Frieden mit ihnen zu haben wünschte."

Weiter aufwärts, wo Bantustämme am Tana wohnen, traf man die Wadsagga, von denen Peters folgendes Bild entwirft: „Die Wadsagga haben etwas Sanguinisches in ihrem Auftreten. Sie lieben es, sich ritterlich herauszuputzen, mit mächtigen Federn sich zu schmücken und Eisenstücke an den Füßen zu tragen, welche beim Schritt gleich Sporen klirren. Ihre Frauen sind üppige und lebenslustige Erscheinungen, reich geschmückt mit Perlen und Ringen. Sie liebten es, kokett mit ihren Anbetern vor unserm Lager zu lustwandeln, um sich in ihrer Schönheit bewundern zu lassen."

„Auch in dieses Land war noch keine Kunde von weißen Leuten gedrungen. Ich glaube, man kannte hier auch nicht einmal Araber oder Wangwana. Unsre Flinten hielten sie für Knüppel, und als sie unsre Füße mit hohen Stiefeln bekleidet erblickten, fingen sie an, laut zu lachen, weil sie der Meinung waren, wir hätten unsre Füße in Eselsbeine gesteckt, um besser marschieren zu können, oder wir besäßen wohl gar selbst Eselsbeine." Auch mit diesen gab es blutigen

Kampf; etwa 1000 Mann stark griffen sie die Expedition an, wurden aber bei dieser Gelegenheit gewahr, wie es sich mit den „Knüppeln“ verhielt und stürmten in wilder Flucht davon.

Auf dem nun folgenden Abschnitte des Marsches, der über die Hochebene von Leikipia führte, im Osten der Gebirge, die am Naiwaschasee sich hinziehen, traf Peters mit den übelberüchtigten Massais zusammen. Der Engländer Thomson, so zeigt Peters an der Hand des Werkes desselben, habe sich feige gegen sie benommen und sei schlecht von ihnen behandelt worden. Peters giebt eine sehr dramatische Schilderung des Volkes, das er mit Attilas Hunnen vergleicht. Eine Hirtenbevölkerung, die ihr Vieh nicht zugleich schlachtet, sagt er, sei sanft. Wo aber seit hunderten von Geschlechtern der Hirte zugleich der Schlächter seines Viehs ist, wie das bei den Mongolen auf den Hochplateaus von Zentralasien und bei den Massais auf den zentralafrikanischen Plateaus der Fall ist, da muß durch Vererbung ein fast absoluter Grad von Herzensverrohung eintreten. Dieses Gesetz hat zu allen Zeiten die Hirten der Nomadenstämme zu den wildesten Erscheinungen der menschlichen Geschichte gemacht, wie wir sie in Europa durch Gestalten wie Attila und Dschingis Chan verkörpert gesehen haben. Es kommt nämlich zu diesem psychologischen Gesetz hinzu, daß solche Rassen durch die Eigenart ihrer Beschäftigung an jeder dauernden Seßhaftigkeit verhindert werden. Die großen Herden, welche sie besitzen, erheischen eine fortwährende Veränderung des Wohnplatzes. Während der Ackerbauer gezwungen ist, auf seiner Scholle fest zu sitzen, an welche sein Herz sich hängt, ist der Nomade gleichgültig gegen die Reize des eigenen Heims. Dort, wo Weide für sein Vieh ist, wo Wasser zur Tränke vorhanden, dorthin zieht er sich mit seinen Herden, und diese Übung von Jugend auf macht ihn dann anderseits wieder befähigt zum Kriegszuge über weite Räume hin. So sind die Massais der Schrecken des gesamten Ostafrika geworden. Es ist dann bald mit diesen Massais zu einer förmlichen Schlacht gekommen mit vielen Toten auf beiden Seiten. Man möge bei Peters die Schilderung nachlesen, wie er schließlich den Massaiort Elbejet — wo Thomson etliche Jahre früher so schnöde behandelt war, einnahm, ausplünderte und an acht Ecken in Brand steckte. „Als die Adventglocken in Deutschland zur Kirche riefen, prasselten die Flammen über das große Kral an allen Seiten gen Himmel.“ Peters fand 43 Massaileichen, sämtlich die Kugeln von vorn. Die tausende von kriegerischen, mit fürchterlichen Lanzen bewaffneten Massais nahmen aber keine Rache an Peters, denn eine Himmelserscheinung kam ihm zu Hilfe, eine gänzliche Sonnenfinsternis, die von den Massai für einen großen Zauber des Fremdlings angesehen wurde. Das war der Weihnachtstag 1889. Es ist dann Frieden geschlossen worden, der von den Massai gebrochen wurde und zu wiederholten neuen Kämpfen führte.

Unter schwierigen Märschen, stets bedroht, ging auf wasserarmen Hochebenen der Marsch weiter, meist in nördlicher Richtung; der Boden war vollständig schwarz, vulkanisch und der Name des Guaso Narok, der hier fließt, bedeutet „schwarzer Fluß“ und eine düstere, hoch emporragende vulkanische Felspartie, zwischen der Einmündung des Guaso Narok und des Guaso Nyiro, benannte Peters nach seinem Vorgänger in diesen Gebieten „Teleki-Fels“. In dieser Region, östlich vom Baringosee, hatte die Expedition viel von Wassermangel zu leiden und war nahe daran zu verdursten.

Am 5. Januar 1890 war das liebliche blaue Becken des Baringosees erreicht, in dessen poesievollem Bilde die Reisenden gleich ihren Vorgängern schwelgten und da, wo Thomson und Dr. Fischer gelagert, ließ auch Peters unter friedlichen Menschen sich nieder. Das erste Hauptziel war erreicht. Schon am 8. Januar schloß hier Peters mit den Wakuafi einen Vertrag, welcher ihr Gebiet unter seinen Schutz stellte, dann ging es in geradem Zuge in westlicher Richtung auf den Viktoriasee und das Reich Uganda zu.

Daß in Uganda zerfahrene politische Verhältnisse herrschten und die Araber die Christen zu verdrängen bestrebt waren, erfuhr Dr. Peters schon unterwegs, als er von den dürftigen Hochebenen in das feste, herden- und wildreiche Kawirondo im Nordost des Viktoriasees hinabstieg; der ihm vorangehende Ruf als Besieger der Massai ebnete ihm hier die Wege und verschaffte ihm beim Sultan Sakwa freundliche Aufnahme, was er am 1. Febr. 1890 sofort zum Abschlusse eines Vertrags benutzte, in dem der Sultan Dr. Peters „unbedingt als seinen Herrn“ anerkennt. Hier hatte auch die englische Expedition unter Jackson gelagert und traten bereits viele Spuren europäischen Einflusses auf.

Es begann nun abermals eine politische Aktion. Mit einer handvoll treu gebliebener Soldaten standen Peters und Tiedemann an den Grenzen des Ugandareiches, das in der innerafrikanischen Geschichte eine so hervorragende Rolle spielt, wo Speke, Grant, Stanley und zahlreiche Missionare weilten und Protestanten wie Katholiken und Mohamedaner um die Herrschaft sich rissen. Die Geschichte, wie Peters in Uganda einzog und dort dem zum Christentum bekehrten Könige Muanga gegen die mächtig gewordenen Araber beistand und ihm zur Wiederaufrichtung seiner Macht verhalf, ist in der letzten Zeit oft, wenn auch nicht so genau und dramatisch, wie in dem Reisewerke, erzählt worden und darf füglich übergangen werden. Was Jackson, den der König dringend um Hilfe gegen die Araber gebeten, nicht gewagt, vollführte Peters.

Beim Vorschreiten nach Westen im Norden des Viktoriasees, wo Peters in sehr wenig bekannte Landschaften kam, überschritt er auch eine afrikanische Kulturgrenze. Als der Ort Kwa-Tunga „von stolzen Mauern und hochgeschwungenen Thoren umgeben“ erreicht war, riefen seine Somalsoldaten aus: „Habesch“ und erläuterten dieses dahin, daß genau wie hier die Dörfer in Abessinien gebaut seien. Auch die Kleidung aus Rinderstoffen, von der Schweinfurth, Junker und Emin soviel erzählen, trat hier schon auf. Das Land Usoga, in dem man sich befand, war kaum bekannt und wurde von Peters zuerst erforscht, bevor er nach dem wohlbekannten Uganda übertrat. Insofern war für Peters das Land Usoga auch ein Wendepunkt in seiner Expedition, als er hier die Gewißheit erhielt, Emin Pascha sei mit Stanley abgezogen, nach der Ostküste hin. Der Zweck der deutschen Emin-Pascha-Expedition war damit hinfällig geworden.

Das war ein Schlag, der aber den thatkräftigen Reisenden nicht niederwarf und zur Umkehr bewog, sondern ihn vielmehr zu neuen Thaten anspornte, für die in Uganda ein ergiebiges Feld vor ihm lag. Zu Mbengo an der Murchisonbucht des Viktoriasees traf Peters am 26. Februar 1890 den König Ugandas, den er folgendermaßen schildert:

„Sowie wir in die Halle eingetreten waren, erhob sich am äußersten Ende ein noch junger Mann von einem Sessel in vollständig europäischer Tracht. Seine dunklen Augen blickten wohlwollend zu uns herüber. Ein dunkler Bart umrahmte ein Gesicht, welches einen fast europäischen Schnitt besaß. Die Nase und der Mund waren regelmäßig geformt, letzterer zwar ein wenig groß, aber ausgezeichnet durch tadellos weiße und schöne Zähne. Die ganze Erscheinung hatte auf den ersten Blick etwas Angenehmes und Sympathisches. Das war Muanga, Ugandas König, lange Zeit in der europäischen Presse bekannt als der „Bluthund“ Muanga. Er trug einen schwarz und weiß karierten Anzug, Hose

und Jackett, welcher seiner Erscheinung den Eindruck eines wohlsituierten europäischen Herrn in der Sommerfrische verlieh."

Wir können hier die Haupt- und Staatsaktion des Dr. Peters in Uganda nicht weiter verfolgen und erwähnen nur, daß derselbe bereits am 28. Februar mit dem Könige einen Vertrag schloß, wonach dieser die Kongoakte anerkannte, und in „Freundschaft" mit dem deutschen Kaiser tritt. Der Sklavenhandel wurde verboten, Frieden zwischen den verschiedenen Parteien gestiftet, das Land blühte schnell wieder auf.

Ende März hieß es, „denn dem väterlichen Herd sind die Schiffe zugekehrt und zur Heimat geht es wieder". In den hochgeschnäbelten Ugandaboten wurde die Seefahrt an der Westküste des Victoriasees ausgeführt, dann dessen Südwestecke abgeschnitten und bei Niagesi in Usukuma am 13. April gelandet. Auf der Fahrt hat Peters mehrere bisher unbekannte Inseln des Sees besucht und Spuren gefunden, die auf dessen periodisches Fallen und Sinken hindeuten, was er vulkanischen Ursachen zuschreibt.

In Nyangesi wurde Peters von einem elsässischen katholischen Missionar deutsch begrüßt. Ein Missionsgebäude, Glockengeläute, Studierzimmer vervollständigten die günstigen Eindrücke, die Peters hier empfangen, und unter solchen konnte er nun den letzten Abschnitt seiner Reise durch bekannte Länder nach Sansibar antreten. Freilich an harten Kämpfen, niedergebrannten Dörfern und weggetriebenen Herden hat es auch auf diesem Marsche, in Ugogo, nicht gefehlt. „Von vielem Schießen war meine Büchse so heiß geworden, daß ich sie kaum noch zu halten vermochte." Im Juni erfolgte in Mpuapua das Zusammentreffen mit Emin Pascha, der jetzt in deutschen Diensten stand. Am 16. Juli war Bagamoyo erreicht, am 25. August Berlin.

Es sind wenig Reisen in Afrika mit größerer Thatkraft und Entschlossenheit durchgeführt worden, als jene des Dr. Peters. Das Buch wird in mehr als einer Beziehung die Kritik herausfordern und großes Aufsehen erregen. Schwer ist es, von wohlgeborgenem Sitze in der Heimat ein Urteil über das viele Blutvergießen zu fällen, zu denen die harte Notwendigkeit getrieben haben mag. Die Liebe zum Vaterlande und das strenge Arbeiten im Dienste desselben ist einer der hervorstechendsten Züge bei Dr. Peters und dieses soll ihm an erster Stelle angerechnet werden. Er ist Historiker von Fach, in den Naturwissenschaften nicht bewandert; er zog aus zu einer mehr politischen Expedition und aus diesem Gesichtspunkte darf unsere Kritik an seinen geographischen Forschungen nicht scharf ausfallen. Wir müssen dankend dasjenige annehmen, was er uns bietet.

Wenden wir uns nun zu diesen geographischen Ergebnissen der Expedition Peters, so fällt sofort auf, daß der Tana auf seiner Karte einen durchaus andern Verlauf, von S förmiger Art, hat als auf allen bisherigen Darstellungen. Im Oberlauf, am Kenia, stimmt Peters nicht mit den Aufnahmen des Grafen Teleki und Herrn v. Höhnel überein. Der Mittellauf — jenseit der Endpunkte von Denhardt und Pigott — ist durch Peters uns zum erstenmale erschlossen worden und hier hat er die Karte auch mit neuen Gebirgszügen bereichert und zahlreiche deutsche Namen in dieselbe eingetragen.

Was zunächst den Unterlauf betrifft, so schildert Peters ihn als äußerst malerisch. „Vom Fluß aus angesehen, machen die Tanaufer durchweg einen landschaftlich sehr lieblichen Eindruck, gleichviel, ob sie von Buschwald oder von Anpflanzungen eingerahmt sind. Ist man außerhalb dieser Umrahmung, so befindet man sich in der trockenen Steppe, einem Terrain, welches für den Marsch außerordentlich bequem ist, mit Mimosen verschiedener Art bestanden, deren Dornen freilich, wenn man zu Pferde sitzt, einem oft unbarmherzig Kleider und Haut zerreißen. Oft marschiert man auch stundenlang durch Kakteenbildungen (?) hindurch, deren harte Stacheln den Füßen der Träger und Lasttiere gefährlich werden. Diese Steppe, durch welche der Tana seine Fluten ergießt, ist ein Teil der großen nordostafrikanischen Randsteppen, in welchen die Somali und Gallas hausen. So unfruchtbar sie auch wegen ihrer Trockenheit für Anpflanzungen aller Art ist, so stellt sie sich doch für das Auge des Durchreisenden als im hohen Maße malerisch und lieblich dar, zumal nach der Regenzeit, und bietet wegen ihres außerordentlichen Wildreichtums auch ein belebtes und frisches Bild. Da ist die Antilope in mächtigen Rudeln, da sieht man allmorgendlich die Losung des Elefanten und die plumpen Spuren des Rhinoceros, da ergötzen sich die Herden von Pavianen und andern Affen, und Böcke aller Art sind ein willkommenes Ziel für die Büchse. In der Luft aber tummeln sich Perl- und andere Hühner, oder es streicht die Wildente, die Gans oder man sieht den großen Pelikan, Geier und Adler."

Etwas oberhalb Massa hört der eigentliche Unterlauf des Tana auf, da, wo der Strom ein fruchtbares Alluvium in der trockenen Steppe gebildet hat, und es beginnt dessen Mittellauf, an welchem der Steppencharakter rein erhalten ist. Der Mittellauf wird gekennzeichnet durch das Fehlen des Alluviums und durch das unmittelbare Herantreten von hohen Steppenufern an den Strom.

Der Tana, von Galamba aufwärts, stellt eine ununterbrochene Reihe von Inselbildungen dar. Zehn Meilen oberhalb Oda-Boru-Ruwa fällt derselbe aus seinem Oberlauf in den Mittellauf hinunter. Während er bis dahin in Felsbetten sich fortbewegt, tritt er bei Hargazo in die sandige Steppe ein, und dies führt bei dem schwankenden Wasserstande zu fortwährenden Neubildungen von Stromläufen und dementsprechenden Inselbildungen. Dazwischen finden seenartige Erweiterungen statt, so daß der Fluß sehr lebhaft an die Havel zwischen Potsdam und Spandau erinnert. Diese sämtlichen Inseln, deren einheitlicher Charakter von Peters zuerst festgestellt wurde, ist mit einem Gesamtnamen als Von der Heydt-Inseln auf der Karte eingetragen.

Am linken Ufer traten nun (unter 38° östl. L. und fast unter dem Äquator) gewaltige Bergmassen im Norden hervor, die Peters „Kaiser Wilhelms II. Berge" benannte. „Besonders großartig hob sich nordwestlich von uns eine Bergspitze hervor, welche in ihrer Gipfelung etwa die Form eines halb umgekippten runden Gartentisches hatte. Hinter den ersten Ketten ragte Bergeshaupt über Bergeshaupt empor. Wir standen tief ergriffen augenscheinlich einem ganzen Gebirgslande gegenüber, welches noch keines Weißen Auge erschaut haben konnte. Von dem glühenden Abendhimmel hoben sich die Umrisse der Berge besonders scharf und malerisch empor." Die südliche Abdachung, die bis an den Tana herantritt, nannte Peters „Bennigsen Kette"; an dieselbe lehnt sich nach Westen zu der „Kruppberg".

Am rechten Ufer dagegen, weiter aufwärts, hatten die Reisenden auf beschwerlichen Wegen das Mumonigebirge zu durchziehen. Höhenangaben fehlen hier, wie bei den übrigen Gebirgen. Noch weiter aufwärts, wo nach Peters' Karte unter 37° östl. L. der Tana ein Knie macht, bildet derselbe eine Anzahl mächtiger und höchst malerischer Wasserfälle, unter denen der 100 m hoch herabstürzende Karl-Alexander-Fall der bedeutendste ist, so daß er zu den bedeutendsten Wasserfällen gerechnet werden muß. Jenseit, d. h. westlich der Fälle, beginnt wieder rote Steppe, also Lateritboden, und verschiedene Ströme, die Peters überschreiten mußte, eilen von Westen her dem Tana zu, darunter

der 30 m breite Dika. Hier in einer Höhe von etwa 1000 m sank das Thermometer bereits in der Nacht bedeutend. Es war das schöne, fruchtbare Land Kikuju, die Perle des englischen Besitzes in Ostafrika, geeignet zur Ansiedelung für europäische Bauern, die „Hochplateaumulde“ zwischen dem Kenia und den Bergen am Naiwaschasee. Am 9. Dezember erblickte Peters zum erstenmale den stolzen und vornehmen Kenia (5700 m), den nördlichen Genossen des Kilimandscharo, dessen Schneekoppe deutlich zu unterscheiden war. Die Flora zeigte hier in Kikuju Formen, welche an die gemäßigte Zone erinnern, Eichen, frischen grünen Klee. Die Nächte wurden bitter kalt, das Thermometer stand abends auf + 8° C., des morgens lag Reif über der Landschaft. Am 17. Dezember 1889 sank das Thermometer nachts auf — 2° C. und die leicht bekleideten Leute schrieen vor Kälte. „Wenn die Sonne stieg, schreibt Peters, hatten wir das herrlichste deutsche August- und Septemberwetter. Die Luft war oben so dünn, daß das Auge in unermeßliche Fernen zu schweifen schien. Greifbar hebt sich ein Hügel, ein Baum, ja ein Blatt am Baume in der kristallnen Luft ab. Das Wild, welches in dichten besonnten Gruppen äst, scheint so greifbar nahe zu sein, daß man unwillkürlich immer wieder die Büchse anlegt, um es niederzustrecken. Aber siehe da! Die Kugel schlägt in der Mitte zwischen uns und ihrem Ziel ein! Zur Rechten aber den ganzen hellen Morgen hindurch immer der Kenia, mit seiner siebenzackigen — so erscheint es uns — in den blauen Himmel emporragenden Eiskrone sich stolz und vornehm emporhebend über die mitstrebenden Erhöhungen ringsum. Steigt die Sonne um die Mittagszeit ins Zenith, so erhebt sich auch die Temperatur bis auf 30° über Null. Aber nun beginnt der Kenia, sein Eishaupt in den Wolken zu verhüllen, und bald am Nachmittag fällt ein Hagelschauer oder ein Platzregen über unser Lager nieder, wodurch die Temperatur alsbald wieder auf 17° bis 13° C. abgekühlt wird, so daß wir von 5 Uhr ab unfreundliches und kühles Novemberwetter haben.“

Expedition des Dr. Peters. Teleki-Felsen.

Die Gewässer von Kikuju ergießen sich sämtlich in den Tana. Nach Norden zu beginnt aber ein anderes Flußgebiet, das des Guado Nyiro, welcher von den Bergen des Naiwaschasees kommt. Der Tana trägt in Kikuju den Namen Sagana; seine Quellen liegen am Kenia. Letzterer Berg heißt dort Kilenia.

Über das im Westen des Kenia bis zum Baringosee sich erstreckende Leikipia-Plateau waren wir bereits durch Thomson u. a. vor Peters unterrichtet. Erst wieder im Nordosten des Viktoriasees, nachdem er Kawirondo verlassen, traf der Reisende wiederum auf Landschaften, die ziemlich unbekannt waren. Beim Überschreiten des Sio, der sich von Norden her in den Viktoria gegenüber der Insel Usuguru ergießt, stand Peters vor zwei hohen Gebirgszügen. „Zwischen beiden befindet sich eine Lücke von 3 bis 4 Meilen Breite, welche ein gut angebautes, noch immer 1200 m hohes Hochplateau darstellen. Ich habe als erster Weißer, welcher durch diese Lücke hindurchmarschiert ist und die Bildung dieser Berge erforscht hat, die Gebirgsmasse im Süden nach unserm Landsmanne, zu dem wir jetzt hinstrebten, „Emin Pascha-Berge“ benannt, während ich die Kette im Norden nach dessen Freund und Genossen „Junkerkette“ getauft habe. Beide haben in ihrer Bildung gar nichts miteinander gemeinsam. Die Emin Pascha-Berge erstrecken sich in westöstlicher Richtung, kehren sich nur mit ihrer schmäleren Seite nach Kawirondo zu und gehören voll und ganz der vulkanischen Umrahmung des Viktoriasees an, während die Junkerkette nichts ist als ein südwestlicher Ausläufer des Elgon. Natürlich gehören sie beide zu dem

großartigen vulkanischen System, welchem die gesamte Hochplateaubildung, über die wir gezogen waren, ihre Entstehung verdankt. Als ich am Morgen des 5. Februar diese Bezeichnungen vornahm, hatte ich das Gefühl, daß wir in der That nunmehr in die Regionen hineinzogen, in welchen die Wirksamkeit dieser beiden Männer sich abspielte."

Ein weiter westlich liegender Hügelzug, der unter dem 34. Grad östl. L. von Nord nach Süd verläuft, wurde Wißmannhügel genannt. Höhenangaben fehlen hier, wie auch sonst meistens, bei Peters im Texte und der Karte. Im Westen derselben dehnt sich, bis zum jungen Nil, das hochkultivierte Land Usoga aus, bisher ein weißer Fleck auf der Karte. Peters sagt über dasselbe: „Akola ist ein Teil des gesamten Usoga, in dem es durch die Macht und Intelligenz seines Sultans Wachore die leitende Stelle einnimmt. Usoga scheint sich vom See bis $1^{1}/_{2}{}^{0}$ nördl. Br. hinzuziehen. Seine westliche Grenze bildet der Nil, welcher hier Kiyira oder auch Nyiro genannt wird. Im Osten grenzen die Wißmannhügel das Land gegen die Walukuma und gegen die Walundu nordwestlich davon ab. Dieses ganze Ländchen gleicht, von einer Bergspitze aus gesehen, einer gewellten See, deren Wellenkämme im Winde zerstäubt sind. Die Hügelkämme sind meist mit Felsen oder Steinen gekrönt. Der Übergang über die Erhebungen vollzieht sich ohne Schwierigkeiten, in der Regel in Bananenhainen. Das ganze Hügelland wird in Usoga Namakoko wa Wachore genannt. Der Höhenunterschied zwischen Berg und Thal, welche lang gestreckt und in unregelmäßiger Richtung sind, mag von 50 bis zu 100 m betragen. Erst wenn man sich dem Westen Usogas nähert, treten energische Bergketten, die von Südsüdwest nach Nordnordost streichen, auf. Sie scheiden das Nilthal gegen Osten ab. Sie haben eine Breite von etwa

Expedition des Dr. Peters auf dem Victoria-See.

drei Meilen und mögen Erhebungen bis zu 1800 m aufweisen. Nach Norden hin verloren sie sich in unabsehbare Ferne. Der südlichste und, wie mir schien, auch bedeutendste Berg in diesen Ketten, welcher sich bereits über den Nil erhebt, heißt Ndira Wera. (Wera heißt weiß. Ob Ndira wiederum mit Kyira oder Nyiro zusammenhängt, oder ob es vielmehr einfach „Weg" bedeutet, vermochte ich nicht zu ermitteln.) Ich habe diese Randketten „Reichardketten" benannt."

In dem Lande wird besonders Bananenkultur getrieben. Man brennt Pombe und Mrissa, Wein und Bier, aus denselben, zecht stark und befindet sich oft schon früh im angeheiterten Zustand. Die Viehzucht (Rinder, Schafe, Ziegen, Geflügel) wird stark betrieben. Über die Bewohner äußert sich Peters folgendermaßen:

„Überall sind die Wasoga ein liebenswürdiges, lebenslustiges Völkchen, bei dem der Biertopf nicht leer wird, und Trommel mit Flöte Tag und Nacht in Bewegung ist. Der Rasse nach gehören sie ganz und gar den Waganda an, Bantugrundlage mit einem starken Zusatz nordöstlicher Einwanderung. Aber sie sind sanfter von Gesichtsbildung und gehören unstreitig zu den hübschesten Rassen des östlichen Zentralafrika. Sie haben im Ausdruck ihrer Augen und der Weichheit ihrer Gesichtszüge etwas entschieden Weibliches, und demgemäß ist auch besonders der weibliche Teil der Bevölkerung hervorragend. Ihre Kleidung besteht vornehmlich, wie bei den Waganda, in rötlichem Baumrindengewebe, welches um die Taille mit einem Gürtel zugeschnürt wird und den ganzen Körper bedeckt. Daneben sind aber auch bereits viele Baumwollstoffe eingedrungen, so daß eine Mannigfaltigkeit der Trachten zu bemerken ist. Als Schmuck lieben sie Perlen und Ringe, von denen sie sehr geschmackvolle Eisenarbeiten selbst verfertigen. Außerdem sind sie sehr geschickt in Holzflechtwerk und Matten. In der That zeigt sich in der ganzen Art ein bemerkenswerter

Grad von Gefälligkeit und Geschmack. Auch in ihrer Bewaffnung stellt sich der Übergang dieser Art aus einer primitiven in eine höhere Kulturstufe dar. Speer und Bogen scheint die ursprüngliche Volksbewaffnung gewesen zu sein, neben dem Schild aus Holzgeflecht, phantastisch mit Fellen geschmückt. Heute aber strebt jeder, der irgendwie mitzählen will, nach der Büchse, und zwar gilt bei den Vornehmeren der ursprüngliche Vorderlader schon keineswegs mehr für voll. In Usoga wie in Uganda kann man fast jede Art unserer Gewehrmodelle vertreten finden bis auf das neueste hin."

Die Farbigen auf Haiti und Jamaika.

Dem siebzehnten Bande der großen Geographie von Elisée Reclus entnehmen wir folgende Bemerkungen über die gegenwärtige Lage der farbigen Bevölkerung auf den großen Antillen.

Wenn man nur die Lage auf Haiti betrachtet, kann man in der That daran zweifeln, ob der Neger im stande ist, eine zivilisierte Gesellschaft zu bilden, und sich selbst zu regieren. Ganz anders, wenn man Jamaika vergleicht, wo heute 625000 Farbige nur noch 15000 Weißen gegenüberstehen und ihnen völlig gleichberechtigt sind. Trotz des Überwiegens der Schwarzen gedeiht die Insel und ist zu einem wahren Zivilisationszentrum geworden, das seine Einwirkungen besonders auf Zentral-Amerika, Yukatan und Darien erstreckt. Dieser Unterschied wird nicht durch die englische Regierung bedingt, denn England kümmert sich sehr wenig um Jamaika, sondern einzig und allein durch die andre Verteilung von Grund und Boden. Auf Jamaika ist seit 1805 die Zahl der großen Zuckerplantagen von 859 auf 300 (in 1865) zurückgegangen; in ähnlicher Weise haben die Kaffeeplantagen abgenommen; die Zuckerausfuhr ist gesunken von 137000 Boucauts auf 23750, die des Kaffees von 10000 auf 1350. Aber die Insel ist darum nicht zurückgegangen. An die Stelle der großen Pflanzer sind sofort die befreiten Sklaven getreten und besitzen jetzt kleine Stücke derselben Plantagen, welche ihre Väter unter der Geißel der Aufseher bearbeiten mußten. Nur die wenigsten geben sich dazu her, gegen Taglohn auf den Pflanzungen der Weißen zu arbeiten. Die meisten siedeln sich auf einem kleinen Landstück an und bebauen nur soviel Land, als sie für sich selbst nötig haben. Innerhalb der ersten acht Jahre nach der Emanzipation gingen 40000 ha Land in das Eigentum ehemaliger Sklaven über und wurden gegen 200 Dörfer gegründet. Anfangs wurden allerdings nur die nötigsten Lebensbedürfnisse gebaut, Mais, Yams, Bananen, Orangen, aber jetzt fangen die Neger auch wieder an, Zuckerrohr im kleinen zu bauen, und hier und da bilden sich bereits Genossenschaften, welche auf gemeinsame Rechnung größere Fabriken mit modernen Maschinen anlegen. Die Schwarzen sind im allgemeinen wohlhabend; ihre Zahl steigt jährlich um etwa 8000, in 1888 sogar um 10000.

Auf Haiti hat man auch nach der Revolution (wie übrigens unter der Herrschaft des Code Napoleon gar nicht anders möglich) den Großgrundbesitz beibehalten; die einflußreicheren Farbigen nahmen die verlassenen Plantagen in Besitz und versuchten sie in der alten Weise zu bewirtschaften, natürlich mit sehr schlechtem Erfolg, die große Masse der Bevölkerung blieb ohne Grundbesitz. Erst 1883, 80 Jahre nach der Erklärung der Unabhängigkeit, ist ein Gesetz erlassen worden, welches die Staatsdomänen in kleine Besitze von $1^1/_2$ bis $2^1/_2$ ha zerschlägt und diese den Bürgern überläßt unter der Bedingung, daß sie dieselben mit Zucker, Kaffee oder andern Exportartikeln bebauen. Man hofft davon einen ähnlichen Aufschwung wie auf Jamaika. Er wäre sehr nötig, denn Haiti befindet sich in einem überaus kläglichen Zustand. Die große Masse der Bevölkerung ist völlig ungebildet und abergläubisch bis zum Exceß; die Straßen sind im traurigsten Zustand, die öffentlichen Gebäude bei den ewigen Bürgerkriegen mehr oder minder zu Ruinen geworden, die Dörfer sind jammervolle Haufen von Strohhütten. „Aber — und hier kommt der Franzose zum Durchbruch — wie gering die Bildung der Schwarzen von Haiti auch sein möge, sie sind trotzdem ein sehr interessantes Volk durch ihren offenen Geist, ihr verständiges Urteil und die Feinheit ihrer Beobachtung. Sie haben einen großen Respekt vor Kenntnissen, und selbst in den abgelegensten Gebieten erhalten die Kinder von den Alten wenigstens einigen rudimentären Unterricht (?). Im Verhältnis zur Bevölkerungsziffer ist die Zahl der nach Frankreich zur Erziehung gesandten Kinder eine sehr beträchtliche und der Anteil, welchen Haiti an der Zunahme der Litteratur hat, ist größer als der manches französischen Distriktes. In bezug auf die Sprache ist Haiti Frankreich; es hat Geschichtschreiber, Publizisten und besonders Dichter, und manche Ode oder Elegie gehört zu dem klassischen Hauptschatz der französischen Litteratur. Die Poesien in ihrem köstlichen Kreolenpatois sind in naivem Reiz und zarter Empfindung unübertroffen und kein Volk besitzt Sprichwörter von feinerer Beobachtung und schlagenderer Form. (!) Der Haitenser ist sich vollkommen der Solidarität mit Frankreich bewußt, welche die Sprache ihm giebt, und so eifersüchtig er auf seine politische Unabhängigkeit ist, so ist er darum nicht minder stolz auf das Band, welches ihn mit seinem alten Mutterlande verbindet, und er sucht es zu verstärken, indem er alles nachahmt, was ihm von dort zukommt, Lieder, Feste, Moden, politische Einrichtungen und Sitten." — Nur Schade, daß diese Nachahmung bis jetzt keine besseren Früchte getragen hat. Es lautet dieses alles sehr optimistisch und steht im geraden Gegensatze zu den thatsächlichen Mitteilungen des Engländers Spenser St. John in seinem vor einigen Jahren über Haiti erschienenen Werke.

Die weiße Bevölkerung von Jamaika hat übrigens nach den von Reclus mitgeteilten Ziffern des Zensus von 1890 gegen 1870 nicht abgenommen, sondern ist von 13000 auf 15000 gestiegen. Die verhältnismäßig viel stärkere Zunahme der Farbigen entfällt nicht auf die Neger allein, sondern umschließt auch die zahlreich eingeführten indischen Kulis und Chinesen.

Eine elektrische Alpenbahn.

In verschiedenen Blättern wird für eine höchst merkwürdige Bergbahn eifrig gewirkt, welche das höchste Ziel erreichen will, und zwar die Spitze des Großglockners. Als System soll das vereinigte Adhäsions- und Zahnradsystem gewählt werden, nur soll der Antrieb auf elektrischem Wege geschehen, nachdem großartige Wasserkräfte zur Verfügung stehen, für welche keine andere Verwertung möglich wäre. Angeblich soll die Bahnlinie keinen besonderen Schwierigkeiten begegnen, und dies mag bis zur geplanten Station „Hofmannshütte" wohl der Fall sein, aber die Überschreitung des Pasterzengletschers dürfte doch eine schwer zu lösende Aufgabe sein. Einen Kuriositätswert wird diese Bahn wohl besitzen, einen volkswirtschaftlichen aber nicht, ja selbst die Bergsteiger werden kaum über den Plan entzückt sein, welcher ihnen wieder einen Hochgipfel „verschandeln" soll, denn im Interesse der Nichtbergsteiger, welche dann die Hauptmenge der Besucher bilden würden, müßte auch die Besteigung des mittelst der Bahn nicht erreichbaren Gipfels so erleichtert werden, daß jedes Kind hinaufzugelangen vermag. Es eröffnet sich da eine unerwartete Aussicht für die armen Schneeschaufler, welche im Sommer eine lohnende

Beschäftigung finden würden. Was doch die moderne Technik für absonderliche Pläne zu ersinnen vermag, während viel näher liegendes ihrer Beachtung entgeht! Der dem Glocknerprojekte zu Grunde liegende Grundsatz, Eisenbahnen in die entlegeneren Gebirgsthäler zu bauen, um ihnen einen Anschluß an die großen Verkehrsadern zu schaffen, und zum Betriebe dieser Sekundärbahnen die Wasserkräfte der Alpen heranzuziehen, ist sowohl technisch als volkswirtschaftlich begründet. Der Bau von solchen Bahnen könnte belebend auf den Verkehr der betreffenden Thäler wirken, und die Ausfuhr von Holz, Erzen und edlem Steinmateriale möglich machen, die jetzt kaum gewinnbringend wäre. Aber nein, nicht die Thäler werden ins Auge gefaßt, wo derartige Bahnen großen Nutzen stiften würden, sondern die Hochgipfel, wo schon jeder Pflanzenwuchs aufhört, und wohin ein Verkehr nur während einiger Wochen im Sommer wahrscheinlich ist, wenn die Witterung günstig bleibt. Weit nützlicher wäre eine elektrische Verbindungsbahn von Bruck-Fusch über Fehrleiten, und die Pfandelscharte nach Heiligenblut, und durch das Müllthal hinaus, wobei der Besuch des Großglockners wohl erleichtert, der Berg selbst aber unberührt bliebe. Am Nützlichsten aber wäre es, diesen Grundsatz in einem minder schwierigen Gelände zu erproben, und dazu empfiehlt sich die Strecke Saalfelden-Reichenhall wohl am besten. Von Saalfelden bis Lofer ist das Gelände bekanntlich sehr günstig. Diese Strecke könnte als erste Versuchsstrecke gebaut werden. Eine Verlängerung bis zur österreichischen Grenze, und von da bis Reichenhall könnte einer späteren Zeit vorbehalten bleiben. Eines muß betont werden: der Grundsatz elektrischer Sekundärbahnen mit Wasserantrieb ist das einzig richtige für die Alpenthäler. Der leichtere Unterbau, und der billigere Betrieb sichert ihnen einen Gewinn auch dort, wo derselbe für Lokomotivbahnen nicht vorhanden ist. Dies ist längst erkannt; hat sich ja doch schon der Kaiser von Österreich gelegentlich der elektrischen Ausstellungen in Wien und Steyr geäußert, daß in der Elektrizität das Mittel für die Verwertung der Wasserkräfte in den Alpen liege.

Franz Kraus.

Aus allen Erdteilen.

— Lugards Reise im Hinterland von Mombas. Der in Diensten der englischen ostafrikanischen Gesellschaft stehende Kapitän Lugard hat im verflossenen Jahre das Hinterland von Mombas und den bei Malindi (3° 10′ südl. Br.) mündenden Sabaki erforscht. Sein Ziel war Maschako, etwa 400 km in direkter nordwestlicher Richtung von Mombas. In seiner Karawane befanden sich außer den Trägern eingeführte Perser und Indier, er hatte Maultiere, Esel und Kamele, die sich nur auf offenem Boden, aber nicht im Busche bewährten. Der Sabaki, auf den Lugard 120 km nordwestlich von Mombas traf, ist für Kähne im untern Laufe schiffbar. Das Land hob sich bald von 2000 auf 3000 m; es ist überall mit tiefen Einschnitten und meist wasserlosen Flußläufen durchfurcht. Mit durchaus wüsten Strichen wechseln reichere Landschaften und fruchtbare Thäler ab, die „für die Ansiedelung von Persern und Indiern“ geeignet erscheinen. Schwierigkeiten bereiten die Einfälle der räuberischen Massai, vor denen die Eingeborenen, friedliche Neger, große Angst zeigen. Lugard erbaute sechs Verschanzungen auf seiner Straße und nahm eine Karte auf, die manches Neue bietet. Er fand viel Eisen, Graphit und Schwefelkupfer und deutet auch goldhaltige Quarzriffe an.

— Jacksons und Gedges Reise nach Usoga. Zwei andre Angestellte der englischen ostafrikanischen Gesellschaft, beide schon durch frühere Reisen bekannt, sind im verflossenen Jahre bis nach dem durch Dr. Peters Reisen (oben S. 157) bekannt gewordenen Usoga im Norden des Viktoriasees vorgedrungen und haben auch Uganda besucht. Mit einer Trägerkarawane von 500 bis 600 Mann verfolgten sie von Mombas aus denselben Weg wie den oben erwähnten Lugards bis Maschako und zogen von hier über Mount Elgon nach Uganda, durch Gebiete, die durch Thomson, Teleki, Peters bekannt geworden sind. Gelegentlich erfolgten Kämpfe mit den Eingeborenen, „weil das Benehmen des Grafen Teleki die Eingeborenen gegen die Weißen aufgebracht hatte“. Die Flagge der britischen Gesellschaft wurde fleißig gehißt.

Der Weg von Maschako zum Viktoriasee wird als schwierig geschildert. Der Mau-Abfall wird zu 3000 m angegeben, nach dessen Erklimmung ein schönes Tafelland vor den Reisenden lag. Die Schilderungen des Landes gleichen denen des Dr. Peters, „welcher die deutsche Flagge in einem oder zwei Dörfern gehißt hatte; doch als man deren Bedeutung erklärte, wurde sie schnell herabgeholt“. Der Mount Elgon wurde nördlich umgangen; die Leute wohnen hier in natürlichen Höhlen, nicht in künstlichen, wie Thomson annahm. Nördlich vom Berge dehnt sich trostlose Wüste aus. Die Expedition lagerte in dem alten Krater des 4300 m hohen Mount Elgon; der Krater ist nach Jackson etwa 13 km weit.

Usoga (Jackson schreibt Usogo) wird, ebenso wie von Dr. Peters, von Jackson als äußerst fruchtbar, lieblich und schön geschildert; es übertreffe das gelobte Uganda bei weitem. Hier soll die Hauptstation der britischen Gesellschaft errichtet werden.

Uganda, das nun betreten wurde, ist eine traurige Wüstenei geworden; wildes Gestrüpp wächst auf den einst üppigen Feldern — eine traurige Folge der inneren Kriege und Revolutionen. Überall fand man Leichen; das Volk hungerte. Katholiken und Protestanten stehen auf dem schlimmsten Kriegsfuße. „Mwanga, der König, giebt sich für einen Katholiken aus, doch sein Christentum reicht nicht bis unter die Haut und nur aus Furcht verfällt er nicht wieder in sein heimisches Heidentum.“ Die Mohamedaner stehen an der Grenze und warten, bis sie wieder eindringen können. Jackson konnte kaum Lebensmittel erhalten und hatte Schwierigkeiten, einen Vertrag abzuschließen, da der König ein Spielball in den Händen der Missionare. Die Protestanten, Missionar Gordon an der Spitze, waren für den Vertrag; die Katholiken unter Pater Lourdel (der indessen starb) dagegen. Jackson ließ, da sonst seine Träger verhungert wären, Gedge im Lande und ging zur Küste zurück. Gedge selbst aber mußte sich nach dem Südufer des Viktoriasees flüchten. In Uganda sei nichts mehr zu machen, meint er; man müsse es aufgeben und Usoga statt dessen als vielversprechendes Hauptquartier wählen. (Times.)

Was ist aus Uganda, dem einst blühenden, die Hoffnung Innerafrikas genannten Lande mit seiner tüchtig veranlagten Bevölkerung geworden! Der Übergang wird unendlich schwer und fast scheint es uns, als ob die alten Zustände, wie Speke und Grant sie vor bald dreißig Jahren fanden, denn doch den heutigen vorzuziehen seien, die sich dort seit dem Eingreifen der Europäer und Araber entwickelt haben.

— Spanier in Oran. Die Spanier in der Kulturzone des Departements Oran bilden 33 Proz. der Landeigentümer, 25 Proz. der Pächter und 75 Proz. der Tagelöhner, wobei bemerkt werden muß, daß unter diesen Spaniern nur solche zu verstehen sind, welche spanische Untertanen verblieben; wollte man jene dazu zählen, welche sich naturalisieren ließen und dann als Franzosen geführt werden, so würde das Verhältnis des spanischen zum französischen Element sich noch um ein erhebliches zu Gunsten des ersteren wenden. Von den Tabakpflanzern sind 40 Proz. Spanier. Im französischen Heere (in Algerien) dienen 2643 Spanier. (Berichte der spanischen Handelskammer von Oran.)

— Die heidnischen Stämme der Insel Pánay und Sámar (Philippinen). Über die heidnischen Stämme der genannten Inseln ist so gut wie gar nichts bekannt. Dies gilt besonders von den „Wilden" des Binnenlandes von Sámar. Der spanische Arzt Dr. Lacalle Sanchez schreibt ihnen chinesische Abstammung zu, zu welcher Annahme ihn die hellgelbe Hautfarbe, die Form der Nase und die Schädelbildung verleitet. Es wäre gewagt, dieser Hypothese ohne weiters zu glauben, denn die Spanier sind schnell bei der Hand, philippinische Stämme wegen schiefgestellter Augen und heller Hautfarbe von den Chinesen abstammen zu lassen. Wenn es gestattet ist, in Vermutungen sich zu ergehen, so ist eher anzunehmen, daß die „Wilden" von Sámar entweder einem den Bukitnon der Insel Negros verwandten Stamme angehören oder Abkömmlinge von Remontados sind. Unter letzteren versteht man auf den Philippinen jene zivilisierten Malayen, welche, um dem Steuerdrucke oder der strafenden Hand der Gerechtigkeit zu entgehen, sich in die Bergwildnisse flüchten und dort nun ein unabhängiges Leben führen, welches allmählich zur vollständigen Abstreifung ihrer spanisch-katholischen Zivilisation führt. — Über die „Wilden", welche die Cordillera Central der Insel Pánay bewohnen, berichtet derselbe spanische Arzt: Sie sind von kleiner Gestalt, die Nase ist weniger plattgedrückt wie bei den Stämmen Luzons, der Mund ist groß, der Prognathismus ist gering. Das reichliche Kopfhaar ist „rauh" (also wohl = „straff") und lang. Die Haut ist schwärzlich und von Hautkrankheiten entstellt. Einige Familien erinnerten den Gewährsmann an Stämme von Ost-Mindanao. Dr. Lacalle Sanchez sagt, sie würden in Jlo-ilo Monteses genannt, das ist aber eine ganz allgemeine Bezeichnung, die auf den Philippinen etwa der Bedeutung des deutschen „Wilde" entspricht. Wahrscheinlich sind sie mit den Mundos identisch. Der Padre Reúz erwähnt auch, daß Catatangis auf der Insel Pánay wohnten, bemerkt aber zugleich, daß er von diesem Stamme (?) nichts andres als den Namen kenne.

— Reisen des Don José Valero im spanischen Guinea-Gebiet. D. José Valero gründete im Sommer 1890 eine spanische Faktorei der (spanischen) Dampfschiffahrtsgesellschaft La Compañía Transatlántica in Elobey Chico und ging hierauf auf das Festland hinüber. Die Eingeborenen am Rio Munda und Rio Noya baten ihn um spanische Flaggen. Noya ist von Valangues und Pamúes (Fan?) bewohnt. Valero befuhr den Rio Benito, bis die Katarakte seiner Fahrt ein Ende bereiteten, in seinem Oberlaufe heißt dieser Fluß Volo oder Eyn. Valero gründete während dieser Reisen spanische Faktoreien: zwei am Rio San Beristo, die eine am rechten Ufer in Bolondo, die zweite am linken Ufer in Membale, mit den drei Filialen in Jbots, Nunno und Jtale, eine am Congüe und war (Mitte September) im Begriffe, eine weitere am Muni zu begründen. Die Landschaft zwischen dem Benito und Bata fand Valero bereits von den Franzosen militärisch besetzt. Valero bewundert den Wildreichtum des Landes, besonders zahlreich sind die Elefanten, welche bis an die Küste kommen. (Revista de Geografía comercial.)

— Die kaukasischen Volkssagen von den Cyklopen wurden zuerst von Prof. Anntschin in Daghestan aufgefunden, später auch bei den Osseten und andern Völkern. Anntschin nahm an, daß dieselben zu den Avaren auf litterarischem Wege gekommen seien, vielleicht in einer orientalischen Bearbeitung. Prof. W. F. Müller, der über diesen Gegenstand auf der russischen Archäologenversammlung zu Moskau 1890 sprach, ist jedoch andrer Ansicht. Er kennt fünf Formen der Cyklopensage im Kaukasus: eine mingrelische, eine daghestanische, eine tschetschenzische und zwei ossetische. Dieselben stimmen mit der gleichartigen griechischen Sage ziemlich überein, namentlich hat die mingrelische Form der Sage eine große Ähnlichkeit mit der letzteren. Müller ist der Ansicht, daß die mingrelische Sage nicht aus der Odyssee geschöpft habe, sondern vielmehr umgekehrt haben sich die Griechen das orientalische Märchen angeeignet und dann ihrem Nationalheros angepaßt, sowie sie es mit mehreren andren Sagen in der Odyssee gemacht haben, die auch östlichen Ursprungs sind. Diese Ansicht hat schon Gerland ausgesprochen und Müller stimmt derselben bei.

— Spuren des Kannibalismus hat in der Volkspoesie der Wotjaken Prof. J. N. Smirnow auf dem russischen Archäologenkongresse zu Moskau 1890 nachgewiesen. Namentlich in den Märchen sind dieselben vorhanden, wo, wie bei manchen Naturvölkern, das Verzehren des Herzens des Feindes vorkommt; auch Menschenopfer kommen in den Märchen vor. Gott selbst wird für einen Kannibalen gehalten, der am Genusse von Menschenfleisch Gefallen findet. Der auch in Deutschland noch nicht ganz verschwundene Glaube, daß man die Eigenschaften von Leuten erwerben könne, von denen man Teile verzehre, ist auch vorhanden. Vampyrglaube fehlt gleichfalls nicht. Entweder fordern die Vampyre menschliche Opfer für dargebotene Schätze oder sie nehmen an den Eltern, die ihre Erziehung vernachlässigten, Rache. Smirnow deutet die von Herodot erwähnten, nördlich von den Skythen wohnenden Menschenfresser auf die Vorfahren der Wotjaken.

— Das Dorf Luserna an der tirolisch-italienischen Grenze östlich von Salurn auf den Höhen über dem Thale des Astico war bekanntlich in Gefahr, dem Welschtum zu verfallen. Indessen die vom Schulverein dort errichtete deutsche Schule hat diese Gefahr gänzlich beseitigt, denn bei der Volkszählung im Dezember 1890 bekannten sich von den 797 Bewohnern des Ortes 775 als Deutsche und nur 22 als Italiener.

— Madagaskar. Die Ersteigung des Berges Ambondrombo ist zum erstenmale von zwei Franzosen, Dr. Besson und dem Pater Tulazac, ausgeführt worden. Bei den Betsileo, in deren Gebiet der Berg liegt, gilt derselbe als heilig, trotzdem gingen fünf Betsileo als Führer und Träger mit. Der Anstieg, welcher von Amboasary aus unternommen wurde, dauerte sieben Stunden. Die Höhe des Ambrondrombo beträgt 1870 m.

— Auf der Insel Formosa, die von den Chinesen als Versuchsfeld für abendländische Einrichtungen betrachtet wird, ist im Februar 1891 die Eisenbahn zwischen den beiden im Norden gelegenen Städten Ki-lung und Tai-pei-fu eröffnet worden.

Herausgeber: Dr. R. Andree in Heidelberg, Leopoldstraße 27. Druck von Friedrich Vieweg und Sohn in Braunschweig.

Bd. LIX. **Globus.** Nr. 11.

Illustrierte Zeitschrift für Länder- und Völkerkunde.

Begründet 1862 von **Karl Andree.**

Herausgegeben von **Richard Andree.**

Druck und Verlag von Friedrich Vieweg & Sohn.

Braunschweig. Jährlich 2 Bände in 24 Nummern. Durch alle Buchhandlungen und Postanstalten zum Preise von 12 Mark für den Band zu beziehen. **1891.**

Nordwestamerikanisch-polynesische Analogien.

Von Adrian Jacobsen.

Bei aufmerksamer Betrachtung der Geräte und Erzeugnisse räumlich weit voneinander getrennter Völker, welche unsre ethnographischen Museen uns jetzt gestatten, erstaunt man oft über die großen hier vorhandenen Ähnlichkeiten.

Eine solche merkwürdige Übereinstimmung oder wenigstens Ähnlichkeit in der Kultur läßt sich in vielen Beziehungen bei den Bewohnern der Südsee-Inseln einer- und denen der Nordwestküste Amerikas andrerseits feststellen, obschon das Klima bei den ersteren ein tropisches, bei den letzteren ein mäßiges und kaltes ist. Lassen diese klimatischen Unterschiede auch bedeutende Verschiedenheiten in Kleidern und Gerätschaften erwarten, so findet man doch wiederum oft eine geradezu auffallende Ähnlichkeit zwischen beiden sprachlich durchaus verschiedenen Volksstämmen, die wohl kaum als bloßer Zufall zu betrachten ist. Selbst wenn man einen Blick auf die religiösen Anschauungen und die Lebensweise dieser beiden Völker wirft, so sind auch hier die Ähnlichkeiten viel größer, als man bis in die Neuzeit hinein angenommen hat.

Wir wollen zuerst unsre Aufmerksamkeit den Verzierungen der Häuser sowie dem allgemeinen Gebrauche von Tanzmasken zuwenden.

Bekanntlich verzierten die alten Maoris auf Neuseeland den Eingang zu ihren Häusern mit äußerst kunstvoll geschnitzten Pfählen, die eine gewisse Verwandtschaft mit den Stammbäumen der Eingeborenen Nordwest-Amerikas haben. Auch die Melanesier (besonders die auf Neu-Britannien und Neu-Irland), sowie die Mikronesier zeigen in den Schnitzereien ihrer Totem- oder Wappenpfeiler denselben Ideengang, wie die Amerikaner. Sie reihen nämlich ihre Wappentiere, Vögel, Fische, Ungeheuer und dergl., in der Weise übereinander, daß ein Tier das andre zu verschlingen scheint, um dadurch die enge Zusammengehörigkeit beider auszudrücken. Leider kennt man hier die Bedeutung vieler Einzelheiten noch nicht genau; wahrscheinlich wird aber der Ideengang und die Bedeutung solcher Pfähle ganz derselbe sein, wie bei den Nordwest-Amerikanern.

Die drei Hauptstämme Nordwest-Amerikas, die noch heute schöne Stammbäume besitzen, sind die Haida, Tschimpsian und Tlinkiten.

Mit wenigen Worten möchte ich wenigstens die Hauptstammtiere nebst ihren Begleitern nennen. Der Küstenbewohner Nordwest-Amerikas glaubt, daß in der Vorzeit verschiedene Gottheiten in der Gestalt eines Raben, eines Adlers, Wolfs und Bären auf der Erde wohnten. Sie verwandelten sich häufig in Menschen, schlossen Heiraten mit diesen und wurden Stammväter der jetzigen, dort lebenden Geschlechter. Jedes von den vier erwähnten Tieren besaß nun noch eine Reihe von ihnen untergebenen Tieren, so z. B. den Grislybären, den schwarzen Bären, den Finwal, das Birkhuhn, die Eule, den Zander, die Sonne und den Regenbogen. Dem Wolf diente ebenfalls teilweise der schwarze Bär und außerdem der Kranich; dem Adler der Biber, die Heilbut, der Katzenhai und der große Walfisch; dem Raben der Killer (Delphinus orca), der Seelöwe, der Frosch und der Teufelsfisch. Da nun in Nordwest-Amerika niemandem erlaubt ist, ein Mädchen zu heiraten, das ihren Stammbaum von derselben Gottheit ableitet, wie er selbst, so ist stets, um derartige Mischheiraten zu verhüten, das Stammtier von Vater und Mutter auf dem Stammbaume eingeschnitzt. Diesen eigentlichen Stammtieren folgen meist ein oder mehrere untergeordnete, und da häufig das Geschlecht noch außerdem einen berühmten Vorfahren, sei es als Krieger oder als Medizinmann, aufzuweisen hat, so bildet ein solcher bunt bemalter Totempfeiler oft ein überaus reiches und vielgestaltiges Bild. Ehe die Indianer europäische Farben kannten, war der Farbenschmuck ihrer Stammbäume denen der Südsee-Insulaner fast gleich.

Die Masken zeigen teilweise auch eine Verwandtschaft, doch repräsentieren die der Nordwestindianer meist nur sagenhafte Helden oder Dämonen und werden eigentlich nur für religiöse Feste dramatischen Charakters gebraucht, während die Mikronesier und Melanesier die Masken auch im Kriege gebrauchen sollen. Beide Völker schnitzen und bemalen ihre Masken äußerst kunstvoll.

Unter den Waffen finden wir bei den Maoris früher allgemein im Gebrauch eine Kriegskeule, meist aus Walfischknochen oder Nephrit- und andern Steinen verfertigt; genau dieselben Waffen brauchten die Bewohner von Vancouver und den Königin Charlotte-Inseln; die Ähnlichkeit ist eine so merkwürdige, daß sie selbst in Form und Größe dem großen Entdecker Kapitän Cook auffiel, als er sie bei den Maoris und darauf in Amerika sah. Nur bei solchen Exemplaren, an denen Ornamente oder bildliche Darstellungen vorhanden sind, ist ein Unterschied zu erkennen, da die Nord-west-Amerikaner mit Vorliebe an beiden Seiten der Keule ein Ungeheuer in Form einer Riesenschlange einschnitzen, die, wie einige Stämme behaupten, in Flüssen, wie andre meinen, im Walde und im Gebirge lebt.

Betrachtet man die Bekleidung, so fällt es sofort auf, daß die an der Küste lebenden Völker, obschon sie in einem ziemlich kalten Klima wohnen, den Gebrauch von Beinkleidern nicht kennen, während alle Indianerstämme, die im Binnenlande unter demselben Breitengrade wohnen, stets Beinkleider tragen. Es kommt vor, daß Indianer an der Küste auf Schneeschuhen mit bloßen Füßen gehen; ihre Kleidungsstücke sehen fast ebenso aus wie die der Maoris auf Neuseeland, sowohl hinsichtlich der Form wie auch des Stoffes und der Herstellungsart; die Ähnlichkeit ist so groß, daß einige Decken, von jeder Gegend nebeneinander aufgehängt, kaum zu unterscheiden sind. Ferner tragen die Indianer pellerinenartige Umhänge, die in Form den Federkragen der Hawaii-Insulaner vollständig gleichen. In West-Vancouver tragen die Frauen Schürzen aus Baumbast als Bekleidung; es ist sehr wahrscheinlich, daß dieselben, ehe europäische Waren dorthin kamen, an der ganzen Küste getragen worden sind. Diese Schürzen gleichen denen der Polynesier und Melanesier vollständig. Ebenso lieben es beide Völker, ihre Köpfe mit Ringen und Federn zu schmücken.

Die Indianer Nordwest-Amerikas sind, wie es die Wohnplätze an der Küste mit sich bringen, weit eher ein Fischer- als ein Jägervolk. Deshalb sind sie auch vorzügliche Seefahrer, welche Reisen bis gegen 1000 englische Meilen an der Küste entlang mit ihren großen Kanoes unternehmen.

Unter den Hausgeräten findet man besonders zwei Arten von Steinhämmern, die beide dieselbe Form in Nordwest-Amerika wie in Polynesien (so z. B. auf Hawaii, Tonga, Marquesas und den Ellice-Inseln) und in Melanesien zeigen. Die eine Art ähnelt dem Kopfe des Hammerfisches, die andre ist cylinderförmig und endigt auf der einen Seite in eine Glocke. Diese beiden Formen sind für die genannten Gebiete typisch und man findet sie sonst nirgends in der ganzen Welt. Sie werden gewöhnlich beim Holzspalten zum Hineintreiben der großen, aus Knochen gefertigten Keile benutzt. Auch schlägt man mit ihnen beim Zimmern der Häuser und Kanoes das Stemmeisen. Auch die Axtgriffe und die Art der Befestigung an den Holzschaft sind bei den polynesischen Völkern genau dieselben wie bei den nordwest-amerikanischen; dasselbe könnte man auch von den Kawaschüsseln der Melanesier (Admiralitäts-Inseln) und der Hawaiier sagen, die meist schön verziert und in Form von Vögeln oder Fischen geschnitzt sind; denn diese Art der Verzierung bei derartigen Schüsseln ist auch eine Besonderheit der nordwestamerikanischen Völker. Eine weitere Analogie bilden die Schlägel für die Tapa, jene berühmten, bunt gedruckten, aus Baumbast hergestellten Kleiderstoffe der Südsee-Insulaner, da wir in Form und Größe genaue Gegenstücke dazu aus Nordwest-Amerika besitzen.

Auch die Fischangeln der Indianer und die der Polynesier sind in der Form vollständig gleich und von einem so eigenartigen Typus, wie er, soweit mir bekannt, in der ganzen Welt nicht wieder vorkommt. Der Haken, welcher aus Holz besteht, ist eiförmig gebogen, derart, daß die beiden Enden sich fast berühren. Der Widerhaken wird durch einen Knochen hergestellt, der mit Bast am Holz befestigt ist.

Der Küstenbewohner Nordwest-Amerikas nimmt im Kriege nie den Skalp seines erschlagenen Feindes, wie die Indianer der südlichen und östlichen Gebiete, sondern den ganzen Kopf und befestigt denselben auf einer Stange außerhalb des Dorfes. Diese Sitte ist mehr oder weniger auch in der Südsee verbreitet. Die Maoris begraben ihre Toten auf schön geschnitzten Pfahlgestellen; ebenso setzen die nordwestamerikanischen Indianer ihre Toten auf derartigen Gerüsten bei oder hängen sie in bemalten Kisten an den Bäumen auf. Ferner zeichnen sich beide Völker durch große Gastfreiheit, zahlreiche Feste sowie durch große Tanzlust aus.

Die Haidaindianer tättowieren sich Brust, Arme und Schenkel mit ihrem Stammbaumtier, während die Neuseeländer gewöhnlich Kreise und Linien als Ornamente verwenden.

Bemerkenswert ist vielleicht auch das Wort „tahi“, das in Amerika soviel wie „heilig“, „groß“, „etwas Verbotenes“ bedeutet, während man in der Südsee denselben Sinn mit dem Worte „tabu“ verbindet. Ich will mich weder für noch gegen die Möglichkeit aussprechen, daß Einflüsse von der Südsee nach der Nordwestküste Amerikas stattgefunden haben könnten, doch ist es immerhin sehr auffallend, daß die so häufig wiederkehrenden Ähnlichkeiten in der Kultur mit den australischen Inseln nur an dem Teile von der nordwestamerikanischen Küste zu finden sind, wo die von Westen herkommende Kuro-Siwo- oder schwarze Strömung die Küste trifft, und wo die starken Westwinde herrschen, welche in dem nördlichen Teile des Stillen Ozeans genau dieselbe Rolle spielen wie im Nordatlantischen. So strandet z. B. alles, was etwa von den Sandwichs-Inseln her ins Meer gerät und sich einige Zeit über Wasser zu halten vermag, an der Küste von Nordwestamerika, und zwar nur an dem Gebiete zwischen der Mündung des Kolumbiaflusses und der Cooks-Insel, also gerade da, wo die oben erwähnten Indianer wohnen, während die südlicheren am Oregon und in Kalifornien wohnenden Völker kaum eine Spur von einer Ähnlichkeit mit der Kultur der australischen Eilande aufzuweisen haben.

Wirft man schließlich noch einen Blick auf das Äußere der beiderseitigen Völker, so ist doch auch hier der Unterschied nicht so gewaltig, wie man gewöhnlich glauben möchte, und ganz besonders will ich bei dieser Gelegenheit auf die merkwürdige Ähnlichkeit hinweisen, die zwischen den Haida-Indianern und einigen Stämmen der Vancouver-Inseln herrscht.

Ein Teil der Bevölkerung Nordwest-Amerikas trägt allerdings einen etwas mongolischen Typus, der sich auch bei einzelnen Individuen außerordentlich scharf ausprägt; daneben finden wir aber auch, und besonders bei den Küstenbewohnern, eine auffallend helle Hautfarbe, wie sie bei den meisten Südsee-Insulanern vorkommt. Der Körperbau ist bei beiden Völkern gleich gedrungen und kräftig.

So traf ich einmal auf einer kleinen Insel bei Vancouver einen Sandwichinsulaner, der dort verheiratet war und Familie besaß. Ich konnte zwischen ihm, seinen Kindern und seinen Nachbarn keinen merklichen Unterschied weder in der Statur noch in der Hautfarbe auffinden; nur die Haut war ein wenig dunkler, so daß ich dem Gerede über die Herkunft des Mannes kaum Glauben geschenkt haben würde, wenn mir derselbe, da er sehr gut englisch sprach, es nicht selbst bestätigt hätte. Er war vor vielen Jahren mit einem englischen Schiff nach London gekommen und von da mit

einem der Hudsonbai-Compagnie gehörenden Fahrzeuge nach Viktoria gelangt, wo er, da es ihm dort gefiel, seinen Wohnsitz nahm.

Wie bereits gesagt, liegt es mir vollständig fern, weder in anthropologischer, noch in ethnologischer Beziehung einer direkten Verwandtschaft zwischen Alaska, Britisch-Kolumbien und den Südsee-Inseln das Wort zu reden, aber trotzdem möchte ich darauf hinweisen, eine wie große Ähnlichkeit in den Kulturerzeugnissen und in dem körperlichen Habitus der Leute in beiden Ländergebieten besteht, so daß es wohl wert erscheint, diese Verhältnisse noch genauer als bisher zu studieren.

Die Dolinen des Karstes.

Von Franz Kraus.

Das interessante Karstphänomen hat in dieser Zeitschrift wiederholt Berücksichtigung gefunden, und es ist nicht zu wundern, daß sich zumeist österreichische Forscher damit beschäftigt haben die Ursachen zu ergründen, welche die Bildung des merkwürdigen Karstgeländes zur Folge haben, weil auf Österreich und seine südlichen Nachbarländer der wesentlichste Teil des Karstbodens entfällt. Schon im 17. Jahrhunderte beginnt die Litteratur über den Karst mit Dalvasor (1689), Steinberg, Schönleben u. a. Dann folgen Gruber (1781) und Hacquet (1778). In unserm Jahrhunderte nahm Schmidl es auf sich, die öffentliche Aufmerksamkeit wieder auf den Karst zu lenken, und widmete insbesondere der Erforschung der Grottenwelt ein eingehendes Studium. Sein Buch: Die Grotten und Höhlen von Adelsberg, Lueg, Planina und Laas (Wien 1854), welches auf Kosten der kaiserlichen Akademie der Wissenschaften erschien, ist heute noch eines der besten Nachschlagbücher, obwohl es insbesondere in bezug auf die Adelsberger Grotte weit überholt ist. Vor Schmidl hatte schon Ami Boué im Memorial de la société géologique de France (Paris 1835) über die geologischen Verhältnisse der illyrischen Provinzen eine Abhandlung veröffentlicht. Stolitzkas geologische Karte des kroatischen Grenzbezirkes stammt aus dem Jahre 1862. Mit den Fortschritten der geologischen Wissenschaft mehren sich auch die Beobachter, unter denen Hauer, Fötterle, Lorenz, Stache, Neyer, Wolf, Mojssisovics, Stur, Teller, Bittner und Tietze besonders hervorzuheben sind. Die meisten unter diesen Männern der Wissenschaft stimmen damit überein, daß die Dolinen Einsturzerscheinungen sind, nur Mojssisovics erklärte sie als Resultate oberirdischer Erosion. Die Polemik, welche sich hierüber zwischen dem Genannten und seinem Kollegen Dr. Emil Tietze entspann, brachte alles pro und contra zur Sprache, und war für alle jene höchst lehrreich, die sich noch keine endgiltige Ansicht gebildet hatten. Bezüglich der Dolinenbildung muß auch auf den Aufsatz „Über Dolinen" in den Verhandlungen der k. k. geolog. Reichsanstalt (Nr. 2 vom Jahre 1887) und auf jenen im Globus, Bd. LIII, 145 (beide vom Schreiber dieses) hingewiesen werden, in denen das Wesentlichste erörtert ist. Die Sache hat aber nicht nur eine theoretische, sondern auch eine hervorragend praktische Seite, welche letztere in den Aufsätzen: „Die Entwässerungsarbeiten in den Kesselthälern von Krain", von Franz Kraus (Wien 1888, mit Plänen), „die Ursachen der Überschwemmungen in den Kesselthälern von Innerkrain" von Wilhelm Putick (Wien 1888), über „landwirtschaftliche Ameliorationen in der Herzegovina" von Josef Riedel (Wien 1889, mit Illustrationen), „die Wasserversorgung von Pola" von Franz Kraus (Wien 1890), — sämtlich in der Wochenschrift des österreichischen Ingenieur- und Architekten-Vereines veröffentlicht, — eingehend erörtert ist. Ferner muß noch erwähnt werden die ausgezeichnete Studie von Dr. Guido Stache: „Die Wasserversorgung von Pola" (Wien 1889, mit vier Kartenbeilagen) und eine Menge von zerstreuten Aufsätzen in deutschen Fachblättern und Tagesblättern, sowie das Werk von E. A. Martel „Les Cevennes et la région des Causses (Paris 1890).

An Litteratur liegt also ein reiches Material vor, allein die praktischen Erforschungsarbeiten ruhen doch nur in wenigen Händen. So viel auch bereits geschrieben und geforscht wurde, so ist das Beweismaterial noch immer nicht so vollständig, daß man die Erforschung als abgeschlossen betrachten dürfte. Insbesondere die Dolinenfrage bedarf noch mehrerer beweiskräftiger Thatsachen, um darauf eine unumstößliche Theorie begründen zu können. Diese kann nur eine genaue Kontrollmessung über der Erde, und in den korrespondierenden Höhlen unter derselben liefern. Wohl hat man derlei Messungen bereits mehrfach vorgenommen und gefunden, daß die Trümmerberge, welche gewisse Höhlengänge abschlossen, genau mit Dolinen korrespondierten, welche über dem Zentrum der Schuttkegel lagen; die bevorstehende markscheiderische Aufnahme des ganzen Grottenreviers von Adelsberg, mit welcher eine oberirdische Kontrollmessung verbunden werden soll, wird aber erst ein so umfassendes Beobachtungsmaterial liefern, daß die darauf begründete Theorie unumstößlich werden muß.

Auffallend ist es, daß die landschaftlichen Eigentümlichkeiten der Karststrecken von künstlerischer Seite so wenig Aufmerksamkeit fanden. Abgesehen von den Ölgemälden Riegers, welche Teile der Grotten von St. Canzian darstellten, begegnet man in Kunstausstellungen nie einer eigentlichen Karstlandschaft, deren es doch auf den Hochplateaus der Kalkalpen und auf dem Krainer Karste viele giebt, die nicht nur typisch, sondern auch malerisch wirksam sind. Die Illustrationen im Werke Österreich-Ungarn in Wort und Bild, welche dem Aufsatze „Der Karst" beigegeben sind, geben eine Idee davon, daß der Karst nicht nur Felswüsten, sondern auch großartige, ja selbst liebliche Seiten hat. Die große Naturbrücke in den Haasberger Forsten bei Planina (der Rest einer eingebrochenen Höhle), der Eingang der Pinka jama, und noch viele andre Partieen müßten in Farben ausgeführt prächtig wirken. Insbesondere die Pinka jama mit ihren Lichteffekten, die Friedrichsteiner Eishöhle mit dem Regenbogen zur Mittagszeit und dergleichen, könnte einmal eine Abwechselung in die schon monoton werdenden alpinen Landschaftsbilder der Kunstausstellungen bringen. Zu dieser Exkursion in das Gebiet der Kunst liegt der Anlaß in den ebenso künstlerisch aufgefaßten als naturgetreu dargestellten drei Originalaquarellen, welche hier in schwarzer Strichmanier wiedergegeben sind und vom Maler W. Beurlin stammen. Es sind dieses Abbildungen, aus welchen auch derjenige zu erkennen vermag, wie eine Doline aussieht, der keine Gelegenheit hat, diese eigentümlichen Bodensenkungen an Ort und Stelle kennen zu lernen.

Die Figur 1 stellt eine Karstlandschaft ohne Dolinen vor. Der durch die Abschwemmung der vordem aufgelagerten jüngeren Schichten bloßgelegte Kreidefelsboden hat eine Art Planierung durch Sedimente erfahren, die aber nicht mächtig

Fig. 1. Karstpartie mit dem Nanos. Nach einem Originalaquarell von W. Beurlin.

Fig. 2. Dolinen auf dem Karst, von oben gesehen. Nach einem Originalaquarell von W Beurlin.

genug war, um alle Unebenheiten zu bedecken und einen kulturfähigen Boden zu schaffen. In den Muldenthälern ist dies nicht der Fall. Dort liegen die unlöslichen Zersetzungsprodukte der zerstörten Gesteine hoch aufgeschüttet, und aus der Thalsohle ragt nicht ein einziger Stein hervor. Man sieht also aus dem Bilde, daß die Landschaft eine Plateaulandschaft ist.

Figur 2 ist ebenfalls dem Plateau entnommen. Gleich dem Krater eines Vulkans trenft sich eine trichterförmige Bodensenkung ab. Im Hintergrunde erblickt man eine zweite Doline, und weiterhin mag sich die Reihe noch weiter fortsetzen. Dieses Bild ist ungemein lehrreich, denn es zeigt im Zusammenhange mit Figur 3, welche das Innere einer Doline im Durchschnitte vorstellt, den ganzen Vorgang des Thalbodenbildungsprozesses in den großen Muldenthälern an einem Beispiele im kleinen, denn im Grunde der Doline hat sich nach den gleichen Gesetzen bereits eine Schichte abgelagert, welche einer reichen Vegetation Nahrung giebt, während das Plateau selbst sehr vegetationsarm ist. Es muß aber betont werden, daß nicht auf alle Dolinen der Name „Karsttrichter“ paßt, den man in die Fachlitteratur einführen wollte, denn nicht alle sind abgeböscht, sondern es giebt deren auch mit senkrechten Wänden. Die Trichterform erhalten sie erst durch nachträgliche Verwitterung, aber auch die Kreisform ist nicht immer vorhanden, die Ruglutza bei Adelsberg ist z. B. viereckig, die Ryba ist langgestreckt u. dergl. m. Auch die Dimensionen wechseln von einigen Metern bis zu hunderten von Metern, und die Tiefen sind ebenso mannigfaltig. Eine genaue Grenze läßt sich nicht ziehen wo der Schlund aufhört und die Doline beginnt, und ebenso zwischen jener und dem Kesselthale. Nur bei den engeren Schlünden giebt es durch oberirdische Erosion erweiterte Spalten, die der Kundige nicht leicht mit den durch Einsturz entstandenen verwechselt.

Deutlicher als die langatmigste Beschreibung sprechen diese Bilder, und es wäre nur zu wünschen, daß alle die absonderlichen Eigentümlichkeiten des Karstreliefs in ebenso gelungener Weise den weitesten Kreisen zugänglich gemacht würden. Die Behauptung, daß der Karst ein Land der Wunder sei, welches sich nicht leicht mit einem andern Lande vergleichen läßt, und welches die Auf-

Fig. 3. Durchschnitt einer Karstdoline. Nach einem Originalaquarell von W. Beurlin.

merksamkeit jedes Naturfreundes verdient, würde viel glaubwürdiger klingen, wenn viele solche Abbildungen veröffentlicht würden. Insbesondere Naturforscher fänden ihre Rechnung in der eigenartigen Flora und Fauna, und die wissenschaftliche Erforschung dieses merkwürdigen Landes gewänne ein rascheres Tempo, wenn sich nicht nur Fachleute, sondern auch Neulinge im Höhlensport daran beteiligten; sie finden in dem Vereine „Anthron", dessen ausübende Mitglieder im Höhlensporte wohl erfahren sind, die beste Stütze.

Ueber die Eingeborenen der Insel Palawan und der Inselgruppe der Calamianen.

Von Prof. Ferdinand Blumentritt.

I.

Während auf der Insel Mindanao durch die Forschungen der spanischen Jesuitenmissionäre und deutscher wie französischer Forscher (Prof. Semper, Dr. Schadenberg, Dr. Montano und Dr. Marche) Licht in das Dunkel der Völkerkunde jenes großen Eilandes gebracht wurde, herrscht in bezug auf die Insel Palawan und den benachbarten Archipel der Calamianen in diesem Punkte eine derartige Unklarheit, daß, wer nicht die über diesen Teil des Archipels veröffentlichte Litteratur gründlich beherrscht, ratlos vor der Völkerliste steht, die ihm von seiten spanischer und französischer Autoren entgegengehalten wird. Ein kleines Wörterbuch scheint das Verzeichnis der Völker, welche jenen Teil der Philippinen bewohnen, zu sein, denn nicht weniger als dreizehn Namen werden uns aufgezählt, die ich hier in alphabetischer Reihenfolge mitteile: 1. Agutainos. 2. Ate. 3. Batak. 4. Bulalakaunos. 5. Bonayanans. 6. Calamianos. 7. Igorroten. 8. Manguianen. 9. Moros. 10. Palananes (Paláwanes). 11. Tagbanúas (Tacbanúas, Tabanuas). 12. Tandolanos. 13. Tinitianos.

Aus dieser Liste können wir sofort die Igorroten und Manguianen ausscheiden. Igorrote ist ein Name, der nur einem im nordwestlichen Teile der Insel Luzon wohnenden Kopfjägerstamme zukommt. Die Leichtfertigkeit, mit welcher in der spanischen Litteratur mit Völkernamen umgegangen wird, hat es dahin gebracht, daß man diesen Namen nicht nur auf andre Kopfjägerstämme, sondern überhaupt auf „wilde" Stämme übertrug, man sah „Wilde", d. h. unabhängige Heiden auf der Insel und gab ihnen sofort den Namen Igorrote und wenn dann ein Spanier nach Palawan kam und hier die Tagbanúas und andre wirklich existierende Völkerstämme kennen lernte, so blieb es bei Abfassung eines Berichtes aus Pietät gegen seine Vorläufer bei dem Namen Igorrote und man schuf damit einen neuen auf der Insel gar nicht existierenden Völkerstamm. Das hat selbst ein José Baamonde, dem wir sonst ganz anerkennenswerte Notizen über diese Insel verdanken, verbrochen, und alle andern haben diesen Irrtum gläubig nachgeschrieben.

Den Namen Manguianes danken wir Baamonde-Ortega und Don Felipe Canga-Argüelles Villalba, der als Gouverneur von Süd- und Mittelpalawan sich ausgezeichnete Verdienste um das Wohl der Insel erworben hat. Manguian (sprich: Mangian) ist ein Sammelname (von Giauga oder Gulanga = Wald) und heißt soviel als „Waldbewohner", damit werden speziell die heidnischen Stämme des Binnenlandes von Romblon, Mindoro, Masbete und Ticao, ohne Rücksicht darauf, ob sie der malaiischen oder der Negrito-Rasse angehören, bezeichnet. Da auf Palawan viele Deportierte von jenen Inseln weilen, wo der Name für „Wilde" Manguianen lautet, so wurde dieser Name auch nach der Insel Palawan übertragen und, wie ich aus einigen Notizen sowohl Canga-Argüelles als Baamondes entnehme, wohl zumeist den weiter unten zu besprechenden Bulalakaunos gegeben, während Igorrote, wenn damit ein spezieller Stamm gemeint ist, zur Bezeichnung für Tagbanúas (Bataks) und andre Stämme angewendet wurde. Beide Namen (Igorrote und Manguian) dürften bald aus der ethnographischen Nomenklatur der Insel Palawan vollständig verschwunden sein. Dasselbe gilt von dem nichtssagenden Namen Palananes (Palawanes), welches soviel als Palawaner bedeutet, jedoch nur auf die heidnischen Bewohner der Insel, vorzugsweise auf die Tagbanúas gedeutet und angewandt wurde.

Nun wollen wir uns erst mit den übrigen Namen beschäftigen, zuvor aber einige Bemerkungen über die Bevölkerung der Insel Palawan im allgemeinen machen. Nach Canga-Argüelles zählt die Insel im ganzen gegen 28 000 Bewohner, davon sind 100 Spanier und deren Mestizen, 100 Chinesen, etwa 1300 christliche Malaien (aus allen Teilen des Archipels zusammengewürfelt, weil diese Insel als Deportations- und Verbannungsgebiet für gemeine und politische Verbrecher benutzt wird), 2000 Mohammedaner, der Rest sind freie, unabhängige Heiden.

Die Mohammedaner, von den Spaniern Moros genannt, gehören nicht einem einzigen Stamme an, sondern gehören zu den Sulus und Küstenstämmen von Borneo (Saba, Tidong und Brunai) (das ist der Adel), oder es sind zum Islam bekehrte Tagbanúas (diese bilden die Plebs der mohammedanischen Niederlassungen). Die Moros haben die Südküste der Insel inne und verlieren mit der zunehmenden Ausbreitung der spanischen Herrschaft an Ansehen und Kopfzahl (letzteres durch Auswanderung, vorzüglich nach Britisch-Borneo).

Von all den weiter anzuführenden Stämmen verdient vor allen andern jener der Tagbanúas unsre Beachtung und zwar, weil er die Hauptmasse der eingeborenen Bevölkerung bildet und weil seine Existenz nicht bezweifelt werden kann, wie dies bei einigen andern der noch zu nennenden Stämme der Fall ist. Die wissenschaftlich zuverlässigsten Nachrichten über die Tabanúas oder Tagbanúas [1]) danken wir dem Franzosen A. Marche, dann den Spaniern Canga-Argüelles, Baamonde-Ortega, Jordana, Lacalle-Sanchez und Fray Cipriano Navarro. Aus den Nachrichten Marches geht unstreitig hervor, daß die Tagbanúas ehedem auf einer höheren Kulturstufe sich befunden hätten, wie heutzutage, denn sie befinden sich noch im Besitze eines Alphabets ähnlich jenen, wie solche die Spanier bei der Entdeckung und Besitznahme der Philippinen bei den Bisayas, Tagalen, Ilokanen ꝛc. gefunden haben. Die Degenerierung der Tagbanúas scheint ein Werk der beständigen Überfälle von seiten der Sulu- und Borneopiraten gewesen zu sein, gegen welche sie von seiten der Spanier nur ungenügenden Schutz

---

[1]) Der Name scheint mir soviel als „die vom Lande her" zu bedeuten (Taga = von — her, banua = Land).

fanden. Bis vor 20 Jahren beschränkte sich der spanische Besitz nur auf den nördlichsten Teil der Insel, auf die Umgebung des nun ganz verfallenden Tay-tay und auch da herrschten die Spanier nur so weit, als die Geschütze und Gewehre der Besatzungen trugen. Wenn A. Marche sich nicht irrt, so sind die heutigen Calamianos (Bewohner des Archipels der Calamianen), Agutainos (Bewohner der Insel Agutaya) und Coyuvos (Bewohner des Cuyo-Archipels) nichts andres als Tagbanúas, wie aus ihrer Sprache hervorgeht. Dieses Resultat der Forschungen Marches wirkt insofern verblüffend, als die Spanier und zwar die (freilich nur praktisch) sprachkundigen Mönche jene obgenannten Sprachen als selbständige Idiome behandelten, während aus den Berichten des französischen Forschers hervorgeht, daß die Calamiano, Agutaino und Coyuvo genannten „Sprachen“ nichts andres als Dialekte (und nicht einmal stark abweichende!) des Tagbanúa-Idioms wären.

Wir wollen uns nun mit den Tagbanúas der Insel Palawan beschäftigen. Marche reiht sie unter die Indonesier ein; nach ihm sind sie von kleiner Statur und präsentieren auf den ersten Blick den rein malaiischen Typus, erst bei näherer Betrachtung erkenne man in ihnen Mischlinge von Malaien und Negritos. Ihre Hautfarbe ist nicht zu dunkel, ihre tiefschwarzen und üppigen Haare sind schlicht (das weist nach meiner Ansicht nicht auf Abstammung von Negritos hin), der Bartwuchs an Kinn und Lippen ist schütter. Die reinblütigen Tagbanúas haben stark vorspringende Kinnladen. Die Nase ist oft nur durch die Nasenflügel angedeutet. Sie sind unreinlich und haben demgemäß viel von Hautkrankheiten zu leiden.

Ihre Hütten stehen auf Pfählen. Die Bauart ist eine nachlässige, da die Tagbanúas eine unstäte Lebensweise lieben und häufig wandern (wohl eine Nachwirkung der beständigen Überfälle von seiten der Moro-Piraten). Häufig hat die Hütte gar keine Seitenwände, sondern nur Boden und Dach, giebt es Seitenwände, so sind sie sehr einfach aus Blättern zusammengeflochten. Ihre Niederlassungen legen sie am liebsten in der Nähe des Meeres und an den Ufern der Flüsse an, am dichtesten wohnen sie an der Westküste der Insel. Wenn sie die Nacht beim Marsche überfällt, so errichten sie sich einfache Schutzdächer aus Gras, Marche teilt uns zwei solcher Campements in seinem Reisewerke durch Abbildungen mit (p. 343).

Die Tracht der Männer beschränkt sich meist auf eine zwischen den Beinen durchgeschlungene Schambinde, bei den Frauen auf einen dem malaiischen Sarong ähnlichen Rock. Doch tragen beide Geschlechter auch Jäckchen nach dem bei den Moros der Philippinen üblichen Zuschnitt. Die Weiber tragen um das Handgelenk Ringe aus Kupfer, Messing und Rotang. Die Männer scheren sich das Haar kurz ab, manche lassen es sich nach Frauenart lang wachsen, in diesem Falle binden sie dasselbe, wie die Frauen, zu einem Knoten am Hinterhaupte zusammen. Beide Geschlechter kauen Betel.

Ihre Waffen bestehen aus Lanzen, Bogen und Pfeilen und einem Waldmesser, dem Bolo der Tagalen. Einige benutzen auch das Blaserohr zur Jagd auf kleine Vögel. Die im südlichen Teile der Insel wohnenden Tagbanúas handeln von den Moros auch malaiische Krise ein.

Über ihren Ackerbau liegen keine verläßlichen Daten vor. Sie scheinen, wie aus den auf die Religion bezüglichen Nachrichten hervorgeht, vorzugsweise Reis und Bananen zu pflanzen, doch ist es nicht unwahrscheinlich, daß sie auch Mais und Kamote anbauen.

Über ihre Religion sind nur unzusammenhängende Darstellungen bekannt, doch deutet alles darauf hin, daß ihre religiösen Anschauungen auf derselben Idee, dem Animismus, basieren. Nach Marche sind ihre Hauptgötter: der Magnisda oder Nagabkaban, der Gott der Höhe, des Himmels; Poko, der Gott des Meeres, ein guter Gott, den man auch bei Krankheiten anruft; der Sedumunadok, der Gott der Erde, der bei Ernten angerufen wird, und Tabiakond, der Gott des Erdinnern. Canga-Argüelles hingegen spricht nur von einem einzigen Hauptgott namens Maguindose (besser: Magîndok?), der den Ursprung der Flüsse bewohne und bei allen wichtigen Vorfällen des Lebens seine Hände im Spiele hätte und dem man Reis und getrocknete Fische als Opfer spende. Da aber auch von andern Geistern, Diwatas, die Rede ist, ein Name, der in der Götterlehre der Bisayas und der Mindanao-Heiden ebenfalls zur Bezeichnung der zu Dämonen und Göttern gewordenen Ahnenseelen gebraucht wird, so erscheint es mir nur zu sehr wahrscheinlich, daß die oben angeführten Götter auch nichts andres als Diwatas sind, wie denn Marche auf S. 326 angiebt, daß bei Krankheitsfällen der Diwata angerufen wird, was einen Widerspruch mit seiner früheren Behauptung, daß der Gott des Meeres, Poko, bei solchen Fällen in Anspruch genommen würde, in sich schlösse, wenn nicht, wie ich glaube, Poko ebenfalls ein Diwata wäre. Marche erwähnt übrigens, daß die Tagbanúas der Insel Busuanga einen Gott oder Dämon Namens Manalok verehrten. Canga-Argüelles bemerkt, daß sie Kenntnis von Strafen und Belohnungen in einem jenseitigen Leben besäßen; nach Baamonde-Ortega glauben sie, daß die Seele eines bösen Menschen ruhelos herumschweife. Wie Canga-Argüelles uns mitteilt, nennen sie die Hölle: Basaud.

Wenn die Reisernte vorüber ist, so feiern die Tagbanúas ein großes Fest. Auf den Ruf des Opferpriesters versammeln sich die Tagbanúas an den Gestaden des Meeres, allerlei Lebensmittel herbeischleppend. Der Priester nimmt Hühner und Hähne und hängt sie mit den Beinen an den Zweigen eines Baumes auf. Er schlägt hierauf mit einem Stocke mit einem Schlage nach dem Tiere, trifft er es und schlägt er es tot, so wird es gebraten und verzehrt. Er darf eben nur einmal nach dem Tiere schlagen, geht sein Hieb fehl, so wird das Tier losgebunden und freigelassen, es steht jetzt fortan unter dem Schutze des Gottes Poko (man sollte meinen, des Gottes Sedumunadok) und niemand darf es wagen, es zu töten. Hat man die Opfertiere verzehrt, wozu aus Reis hergestellter Branntwein getrunken wird, so wird dann getanzt. Um Mitternacht, wenn der Stern Buntala[1] den Meridian passiert hat, schreitet der Priester tänzelnd in das Meer und stößt ein kleines Floß mit den Opfergaben für den Gott Poko in dasselbe heraus. Das Floß ist aus Bambus hergestellt, etwa 1,50 m lang und ungefähr ebenso weit. Auf demselben befinden sich auf Bananenblättern Reis, Fische, gekochte Hühner, süße Gerichte aus Honig, Kokos und Reis und außerdem vier lebendige Küchlein von vier bis fünf Tagen Alter. Wird das Floß an den Strand zurückgetrieben, so ist dies ein böses Zeichen, denn Poko weist dann das Opfer zurück; wird es ins Meer hinausgetragen, so herrscht dann allgemeiner Jubel, denn es steht ein gutes Jahr bevor. Nach dem Padre Navarro kommt dieses Floßopfer in veränderter Form auch unter den christlichen Tagbanúas vor: Am Festtage des Kirchenheiligen bringen sie als Geschenk ein kleines Schiffsmodell dar. Es ist roh aus Holz gezimmert und mit hölzernen Nägeln zusammengefügt, das Steuerruder ist mit Bejuco (Rotang) angefügt. Der Padre schätzt den Wert eines solchen Fahrzeuges auf 20 bis 25 Pesos.

Es giebt noch andre Feste, welche von reichen Tagbanúas gegeben wurden; auch bei diesen interveniert der Priester mit

[1]) Nach Marche, dem ich diese Schilderung entnehme, dürfte dieser Stern mit dem Jupiter identisch sein. Der Name Buntala klingt verführerisch an den Götternamen Bathala an, der in der Mythologie verschiedener Völker von Holländisch-Indien und den Philippinen vorkommt.

Gesang und Tanz. Diese Feste finden stets bei Nachtzeit statt, beginnen am Neumonde und dauern bis zur Beendigung der Mondphase.

Bei andauernden Krankheiten wird die Hilfe von Priestern in Anspruch genommen, und zwar bei männlichen Patienten von männlichen Priestern, bei weiblichen von Priesterinnen. Der Priester tanzt um den Kranken herum und ruft hierbei den Diwata an, damit dieser in seinen — des Priesters — Leib fahre und ihm so die Kraft verleihe, den Patienten zu heilen. Dann wirft er den Geistern eine Hand voll Reis und eine andre gefüllt mit Glasperlen zur Hütte hinaus. Hierauf nimmt er ein Huhn bei den Füßen und schlägt mit einem einzigen Schlage nach demselben. Tötet er das Huhn mit dem Schlage, so ist der Kranke gerettet, wenn nicht, so hat der Diwata das Opfer nicht angenommen und der Kranke muß sterben.

Die Tagbanúas heiraten sehr jung, oft schon mit 8 bis 9 Jahren (Marche, S. 325). Der Bräutigam kauft die Braut von deren Vater für Geschenke, welche einer Geldsumme von 10 bis 50, mitunter bis 100 Franks entspricht. Nur die Reichen üben die Polygamie aus. In einer solchen Ehe hat jede Frau ihre eigene kleine Hütte oder zum mindesten ein besonderes Zimmer im Hause ihres Gatten, gleichwohl sind Streitigkeiten unter diesen Damen häufig. Der Mann lebt eine bestimmte Reihe von Tagen bei jeder Frau in regelmäßigem Turnus; die Frau, bei welcher er wohnt, muß ihn während dieser Zeit ernähren.

Die Heiratszeremonien sind in verschiedenen Gegenden verschiedene. Marche erzählt von einer solchen, der er in Burlan beiwohnte: Die Brautleute setzen sich in der Nähe der Hütte nieder, der Priester nähert sich mit einer Hand voll Kokosöl und während er unverständliche Worte murmelt, taucht er einen Finger in das Öl und zieht damit eine Linie über den Arm des Bräutigams vom Zeigefinger bis zur Schulter; dasselbe thut er bei der Braut, nur verlängert er die Linie bis zum Busen.

Baamonde-Ortega schildert dies anders: Wenn dem Tagbanúa ein Mädchen gefällt, so erscheint er eines Tages in ihrem Hause und macht ihr ein Geschenk von grobem Geschirre aus glasiertem Thon. Nimmt sie das Geschenk an, so kann sofort zur Hochzeit geschritten werden, weist sie es zurück, so hat der Freier auf gut deutsch gesagt, einen Korb bekommen. Bei der Hochzeit begleitet der Babaylan (Priester) den Bräutigam mit der Schar der Festgäste unter Höllenspektakel in die Hütte der Braut, um selbe in das Haus des Bräutigams zu führen. Hier hocken sich Braut und Bräutigam auf einer Matte nieder, vor ihnen steht eines der Thongefäße, die der Bräutigam der Braut gegeben; es ist mit gekochtem Reis gefüllt. Eine Weile sehen sich Braut und Bräutigam stumm an, dann greift der letztere in den Reis, nimmt ein Häufchen davon und formt daraus eine Kugel, die er der Braut in den Mund stopft, diese macht ihm dasselbe. Dies ist die ganze Trauungszeremonie (die auch bei andern heidnischen Stämmen der Philippinen üblich ist), während welcher von den Zuschauern ein großer Lärm geschlagen wird, damit die bösen Geister verscheucht würden.

Wenn eine schwangere Frau fühlt, daß ihre Stunde nahe ist, so steigt sie von der Hütte zur Erde nieder und ihr Mann muß dann Hebammendienste verrichten. Geht die Geburt schwer von statten, so wird der Nachbar zu Hilfe gerufen oder sonst ein andrer Mann. Frauen nur in den allerseltensten Fällen und dann nur Priesterinnen. Nach Marche geht die Frau nach der Geburt zum nächsten Bache oder Flusse und wäscht das Neugeborene, nach Canga-Argüelles thut dies jedoch der Mann. Wird das Kind ein bis zwei Jahre alt und ist genügend kräftig, daß man glaubt, es würde „groß“ werden, so erhält es einen Namen; ist es kränklich und glaubt man, daß es bald sterben würde, so giebt man ihm keinen Namen, „denn es steht nicht dafür“.

Der Witwer- oder Witwenstand dauert nach A. Marche drei Jahre, erst dann kann man wieder heiraten, doch kann man durch ein Geldgeschenk an die Priester oder an die Familie der verstorbenen Ehehälfte einen Dispens erwirken. Stirbt eine Frau eines „polygamen“ Tagbanúa, so zahlt er den Dispens den Greisen seines Tribus.

Über die Begräbnisplätze und Leichenbestattungsarten weichen die Autoren in ihren diesbezüglichen Mitteilungen sehr voneinander ab, wohl aus dem Grunde, weil an verschiedenen Orten auch verschiedene Bräuche herrschen, wie sich dies auch aus den Mitteilungen von A. Marche ergiebt.

Am verbreitetsten scheint folgende Sitte zu sein: Die Leiche wird in einen ausgehöhlten Baumstamm gelegt und dieser hermetisch verschlossen. Der Sarg wird dann tief im Walddickicht unter dem Gezweige eines Baumes versteckt. Mitunter wird ein Strohdach über demselben errichtet. Mit dem Toten werden seine Waffen und seine wertvollsten Gerätschaften und Schmucksachen begraben (Marche). Nach Canga-Argüelles wird die Hütte und das Feld des Verstorbenen für immer gemieden; nach diesem Autor wird die Leiche eben in dem (Reis-) Felde begraben. Derselbe Canga-Argüelles sagt, daß kleine Kinder in Urnen (tibores) bestattet würden, welche Basinganis genannt werden.

Die Friedhöfe der Tagbanúas der Insel Dibatac[1]) sehen ganz anders aus. Die Leichen liegen in einer seitlich offenen Tragbahre, welche in das Geäste der Bäume eingefügt ist. Das Dach besteht aus Blättern. Seitwärts oder unterhalb sind die Utensilien des Toten untergebracht. Mit der Zeit faulen die Rotangs der Tragbahre und diese stürzt ein und die Gebeine fallen zu Boden. Diese werden dann gesammelt und in mehr oder minder ornamentierte Holzsärge oder große Urnen gesteckt und diese endgültig beigesetzt. Wie die Sámales der Insel Sámal des Golfs von Dávao ein Inselchen — Malipano — zu ihrer Nekropolis sich ausersehen haben, so begraben auch die Tagbanúas ihre Toten gerne auf der Insel Mayo-Payao. Baamonde-Ortega sagt daß sie nur jene Toten in freier Luft verwesen lassen, welche durch einen guten Lebenswandel sich ausgezeichnet hätten. Derselbe Autor erwähnt noch folgende merkwürdige Zeremonie: Stirbt ein Ortsfremder oder Reisender in einer Tagbanúaniederlassung, so rammen sie in die Erde einen festen Pfahl, auf welchem sie einen Querbalken derart befestigen, daß er wie eine Magnetnadel frei nach rechts und links oszillieren kann. Hierauf wird der Tote an einen Pfahl gebunden und an dem einen Ende des beweglichen Balkens aufgehängt, als Gegengewicht ein der Leiche gleichschwerer Klotz an dem andern Ende befestigt. Nun fragt man den Toten: „Willst du hier oder in deiner Heimat begraben sein?“ und bringt den Balken in drehende Schwingung. Wenn die Schwingungen der „Totenwage“ zu Ende sind, so ist das Gewicht der Leiche entweder gegen die Richtung seiner Heimat hin gewendet oder nicht, im ersteren Falle wird die Leiche nach Hause geschafft, im letzteren Falle aber an Ort und Stelle bestattet.

Eine eigenartige Todesstrafe müssen Ehebrecher und Blutschänder erdulden; sie werden in das Meer versenkt, beide Teile aneinander gefesselt. Die Tagbanúas sind überhaupt ein gesittetes Volk. Raub und Mord sind ihnen unbekannte Dinge und dies ist um so glaubhafter, als diese Nachricht uns ein Missionär, der Padre Navarro, bringt.

---

[1]) Offenbar hängt der Name dieser Insel mit Diwata zusammen.

Der Hof von Siam und seine Kulturbestrebungen.

Man muß den Bericht des Chevalier de Chaumont über seinen Empfang beim Könige von Siam im Jahre 1685 gelesen haben, als er demselben ein Schreiben Ludwigs XIV. überbrachte[1]), um zu verstehen, welche großartige Wandelung mit dem Hofe von Siam vor sich gegangen ist. Morgenländischer Prunk und Pracht auf der höchsten Stufe umgab den hinterindischen Herrscher und alles in seiner Umgebung lag ohne Schuhe und Strümpfe auf dem Boden. Unter dem 1866 verstorbenen Vater des gegenwärtigen Königs, dem weisen Mongkut, begann aber der europäische Einfluß zu erstarken und europäische Sitten hielten ihren Einzug am Hofe von Bangkok, der nun neben jenem Japans der am meisten europäisch zugeschnittene Asiens ist und an dem europäische Prinzen mit einer Etikette empfangen werden, die nichts zu wünschen übrig läßt.

Somdet Pra Paramindr Maha Tschulalonkorn, König von Siam.

Ein solcher Empfang ist vor kurzem dem Erzherzog Leopold Ferdinand von Österreich zu teil geworden, der als Kadett an Bord des Kriegsschiffes „Fasana“ die süd- und ostasiatischen Küsten besuchte. Diese Reise hat in dem K. K. Linienschiffsleutnant Leopold v. Jedina einen ganz vortrefflichen Beschreiber gefunden[2]). Es ist derselbe Offizier, der sich durch sein gehaltvolles Werk „Um Afrika“ bereits vorteilhaft bekannt gemacht hat. Die besondere Gelegenheit, daß ein österreichischer Erzherzog sich an Bord befand, verschaffte ihm, seinem eigenen Begleiter, überall den Zutritt, wo andere nicht so leicht hingelangen. Und so sind es denn verschiedene asiatische Fürstenhöfe, die in ihrer ganzen Pracht, aber auch in ihren ethnographischen Eigentümlichkeiten zur Anschauung kommen. Die Reise führte nach Makalla und Maskat in Südarabien und die Schilderung dieser beiden sehr selten von Europäern besuchten Sultanate gehört mit zu den wichtigsten des Buches. Es folgen Schilderungen des Persischen Golfes, Vorder- und Hinterindiens, Chinas, Japans, der Liukin-Inseln, Ceylons. Neben vielem Bekannten, das aber in fesselnder Weise vorgetragen wird, kommen auch neue Mitteilungen zur Darstellung; so wollen wir auf die besondere Berücksichtigung der Musik (mit Noten) bei verschiedenen der besuchten Völker hinweisen.

Unter den Schilderungen der Höfe ist namentlich jener des Königs von Siam von Bedeutung, denn aus derselben ergiebt sich der großartige Umschwung, der in europäischem Sinne hier stattgefunden hat. Hervorzuheben ist dabei aber, wie die Reformen, die in Siam Platz greifen, einzig und allein von oben her, durch den Hof anbefohlen und durchgeführt werden, während das Volk — anders wie in Japan — dabei sich wenig beteiligt und nicht jenen Drang zur Europäisierung zeigt, wie er schon bei dem japanischen Mittelstande vorhanden ist. Über die feierliche Audienz erhalten wir folgenden Bericht.

Eine entsprechende Anzahl Galawagen, sowie eine Abteilung Gardereiter, recht schmuck in ihren scharlachroten verschnürten Röcken, blauen Beinkleidern und weißen Helmen, auf ihren Lanzen weißrote Fähnlein führend, harrten vor dem Palais und hatten nicht wenig neugieriges Volk angezogen. Der Weg nach der königlichen Residenz, längs der weißen krenelierten Mauern derselben, über die breite Kasernenstraße und über den Platz vor dem gegen Norden gelegenen Hauptportale war bald zurückgelegt. Wir gelangten in den ersten Schloßhof, eigentlich eine breite Straße, die von verschiedenen größeren Gebäuden gebildet wird. Hier war eine Kompagnie Gardesoldaten aufgestellt. Beim Vorbeifahren Sr. k. u. k. Hoheit senkten sich die Fahnen mit dem weißen Elefanten auf dem roten Grunde und ertönte die österreichisch-ungarische Volkshymne, von einer jugendlichen Musikbande sehr gut ausgeführt. Im zweiten Schloßhofe leisteten weitere Abteilungen der Leibgarde die gleichen Ehrenbezeigungen. Auf der Freitreppe wurde Se. k. u. k. Hoheit vom Oberzeremonienmeister Prinz Praschak Silpakom, einem Stiefbruder des Königs, empfangen und in die Vorhalle und zum Audienzsaale geleitet. Bis auf die Treppe vor dem Saale ihrem erlauchten Gaste entgegeneilend, begrüßten der König und der Kronprinz den Herrn Erzherzog, worauf sich die höchsten Herrschaften in den kleinen Audienzsaal begaben. Nach einiger Zeit, während welcher man uns den in Siam ebenso wie in Japan unvermeidlichen Thee und Zigaretten vorsetzte, wurde das Gefolge zur Audienz befohlen. Wir gelangten vorerst in einen großen Saal, der mit ausgesuchter Feinheit europäisch eingerichtet ist. Hier bildeten die Großwürdenträger des Reiches Spalier. Die höchst kleidsamen und geschmackvollen weißen Galauniformen der mit Orden bedeckten Militärs und Beamten fanden ein würdiges Gegenstück in den reichen Goldbrokatgewändern der Edelleute und den indisch gekleideten kleinen Pagen.

Im ebenfalls ganz europäisch eingerichteten kleinen Audienzsaale befanden sich der König, der Kronprinz, die Königin, sowie die Prinzen ersten Ranges. König Tschulalonkorn, oder wie der amtliche Titel lautet: Somdet Pra Paramindr Maha Tschulalonkorn, ist ein hübscher Mann von mittlerer Größe, den man weit eher für einen Süditaliener als einen Siamesen halten würde. In seinem ganzen Auftreten vereinigt er große Zierlichkeit mit wahrhaft königlicher Würde, was durch die überaus kleidsame

[1]) Sir John Bowring, The Kingdom and people of Siam. London 1857. II, 72.

[2]) „An Asiens Küsten und Fürstenhöfen.“ Tagebuchblätter von der Reise S. M. Schiff „Fasana“ 1887—89. Mit einer Karte, 70 Voll- und 470 Textbildern. Wien, Ed. Hölzel. 1891.

Uniform in erhöhtem Maße zur Geltung kommt. Nach den Regeln der siamesischen Hofsitte redete Se. Majestät bei der Vorstellung nur siamesisch, doch versteht derselbe sehr gut englisch und wendet auch diese Sprache im Verkehr mit fremden Prinzen an. Der Kronprinz Mahawadji Runit, welcher noch nicht das elfte Lebensjahr erreicht hat, ist eine allerliebste Erscheinung mit sehr lebhaften klugen Augen. Die kleine, schlanke Gestalt mit dem durch einen Blumenkranz gezierten Scheitelknoten, nahm sich in dem weißen Waffenrock, über welchem er gleich dem Könige das Band seines österreichischen Ordens trug, besonders vornehm aus. Funkelnde Brillantnadeln im Haare und mit gleichen Edelsteinen besetzte Fußspangen über den Kniestrümpfen verliehen ihm zugleich auch ein ganz eigenartiges Aussehen.

Ihre Majestät die Königin Sawang Waddhana ist eine höchst anziehende Dame von ungefähr 26 Jahren. Gleich den meisten Mitgliedern des königlichen Hauses von ziemlich lichter Hautfarbe und schlankem Wuchse, mit rabenschwarzem kurzen Haare und ausdrucksvollen Augen von gleicher Farbe, verbindet sie mit mädchenhafter Zurückhaltung ein königliches Selbstbewußtsein. Die eigentümliche Kleidung, ein durch einen Gürtel zusammengehaltenes Leibchen mit engen Ärmeln, sowie ein Panung, beides aus feinstem Goldbrokat, weiße Kniestrümpfe und Schnallenschuhe, dabei Ordenssterne auf der Brust und der ganze Anzug mit Brillanten übersäet, erhöhten das Ungewöhnliche der äußerst gewinnenden Erscheinung.

Mit einigen huldvollen Worten an jeden einzelnen der Vorgestellten war die Audienz beendet, und unter den gleichen

Sawang Waddhana, Königin von Siam.

Mahawadji Runit, Kronprinz von Siam.

Ehrenbezeigungen, wie bei der Ankunft, fand die Rückfahrt statt.

Das Einlenken in europäische Bahnen in Siam ist das Verdienst des Vaters des gegenwärtigen Königs, des „weisen“ Mongut. Überzeugt, daß nur eine heilsame Reform der Verwaltung und geordnete Rechtszustände Siam die Selbständigkeit retten können, hob er all die drückenden Monopole auf, durch welche bisher die Regierung den Außenhandel erschwerte, eröffnete das Land den Fremden, schloß Handelsverträge mit den europäischen Mächten ab und begünstigte alle industriellen und Handelsunternehmungen. Unter ihm entstand eigentlich erst die siamesische Handelsflotte für die weite Seeschiffahrt, welche nun schon eine beträchtliche Anzahl von Dampfern und Querseglerschiffen zählt. Er legte auch den Grund zur modernen siamesischen Kriegsflotte und bildete das Heer nach europäischem Muster aus. Die natürlichen Reichtümer des Landes kamen jetzt erst zur Geltung. Die Ausfuhr von Reis und Teakholz, die Hauptprodukte des Landes, steigerte sich stetig und damit nahm der Wohlstand zu.

König Tschulalonkorn, welcher im Jahre 1866 seinem Vater auf dem Throne folgte, erbte von diesem den fortschrittlichen Geist und setzte die angebahnten Reformen mit Thatkraft fort. Er führte eine moderne Rechtspflege ein, hob die erbliche Sklaverei gänzlich auf und beschränkte das bestehende Sklavereiverhältnis. Wenn man bedenkt, wie die Sklaverei bei allen Völkern Hinterindiens eingelebt ist, und daß z. B. die Franzosen in Kambodja es noch nicht für zeitgemäß halten, sie gänzlich zu beseitigen, muß man der Willenskraft des Königs alle Achtung zollen.

Unter König Tschulalonkorn trat Siam dem Weltpostverein bei, die Hauptorte des Landes wurden telegraphisch verbunden und der Anschluß des so entstandenen Netzes an die Weltlinien über Moulmein und Saigon hergestellt. Die

Einrichtung eines zweiten Königs, welche bei dem Umstande, daß König Tschulalonkorn die Regierung ganz in seinen Händen vereinigte, überflüssig geworden ist, wurde abgeschafft. Der König unternahm ferner — ein in der Geschichte Siams unerhörter Fall — eine Reise ins Ausland nach Britisch- und Niederländisch-Indien, um die dortigen Verhältnisse durch eigene Anschauung kennen zu lernen. Die Errichtung von Schulen und Krankenhäusern, mannigfache Einführungen zur Hebung der gesundheitlichen Verhältnisse und zur Verschönerung Bangkoks, die Einrichtung einer modernen Sicherheitswache, sowie die Entsendung einiger Siamesen zur Ausbildung in das Ausland waren die Folge davon.

Durch häufige Rundreisen im eigenen Lande überzeugte er sich von der regelmäßigen Verwaltung desselben, und wurde seine Aufmerksamkeit auf die Hebung des Verkehrswesens gelenkt, welche durch Anlage einer Eisenbahn nach den nördlichen Provinzen demnächst Ausdruck finden wird. Mit der Einführung der Zeitrechnung nach Sonnenjahren ist gleichfalls ein den Handel und Verkehr mit dem Auslande erleichternder Fortschritt gemacht worden.

Aber auch in gesellschaftlicher Beziehung bethätigte sich die fortschrittliche Denkungsweise des Königs. Die sklavischen Unterwürfigkeitsbezeignungen der Niedern gegenüber den Höheren wurden aufgehoben; auch das früher übliche Niederwerfen beim Erscheinen des Königs ist abgestellt. Ferner hat die gesetzlich gestattete Vielweiberei in der Praxis schon eine bedeutende Einschränkung erfahren. Auch bezüglich Titel und Stellung der aus derselben hervorgehenden großen Anzahl von Prinzen werden gewisse Beschränkungen gemacht, um die Bedeutung dieses Titels aufrecht zu erhalten. Von den eigentlichen Frauen des Königs, welche Prinzessinnen von Geblüt sein müssen, wird nur eine zur Königin erhoben, aber erst dann, wenn einer der aus dieser Ehe hervorgegangenen Söhne zum Kronprinzen erklärt wurde. Nur die Söhne des Königs, welche eine Prinzessin von Geblüte zur Mutter haben, erhalten den Titel königliche Hoheit, die Enkel sind nur mehr Hoheit, und im vierten Geschlecht erlischt der Titel gänzlich. Die meisten hervorragenden Stellen im Staate sind durch Prinzen besetzt, und das ganze Reich macht den Eindruck einer großen Familiendomäne. Das ganze geistige und politische Leben Siams vereinigt sich in Bangkok, und hier laufen wieder alle Fäden im königlichen Schlosse zusammen. Tagtäglich findet des Abends die Berichterstattung beim König statt und kein Vorkommnis in Bangkok bleibt demselben unbekannt. Bei den außerordentlichen Geistes- und Herzensgaben, welche die Mitglieder der gegenwärtigen Dynastie auszeichnen, erweist sich dieses Regierungssystem für die Siamesen sehr vorteilhaft. Sie bilden eine einzige große Familie, die im Könige nicht bloß den legitimen Herrscher verehrt, sondern auch den Familienvater liebt, soweit solche Gefühle bei dem zwar gutmütigen, aber teilnamlosen Charakter der Siamesen überhaupt möglich sind.

Die Tiber oder der Tiber?

Die Beantwortung der Frage, ob das deutsche Lehnwort Tiber weiblich oder männlich zu behandeln sei, ist in neuerer Zeit mehr und mehr schwankend geworden. Noch vor 3 bis 4 Jahrzehnten hörte und las man allgemein die Tiber, und als solche wird der römische Fluß den Älteren von uns Lebenden in der Schule wohl fast ausnahmslos beigebracht worden sein. Aus Flotows bekannter Oper „Stradella", die aus dem Anfange der vierziger Jahre stammt, kennen wir den Gesang der beiden Banditen: „An dem linken Strand der Tiber, bei dem Hügel rechts vorüber, liegt ein Flecken . . ." — und so singt das Räuberpaar noch heute. Dieser althergebrachte Gebrauch des weiblichen Geschlechtswortes begann in weiteren Kreisen erst in den fünfziger oder sechziger Jahren unseres Jahrhunderts unsicher zu werden, und zwar waren es zunächst deutsche Gelehrte, die uns unterwiesen, der Tiber sei richtiger als die Tiber, weil das Wort in der Ursprache, der lateinische Tiberis nämlich und ebenso der italienische Tevere, männlichen Geschlechts sei. Dieser Weisheit ist dann im Laufe der Jahre eine größere Menge urteilslos gefolgt, als es „gebildet" wurde, die Kenntnis lateinischer Gelehrsamkeit auszuhängen.

Als unsre deutschen Vorfahren vor Jahrhunderten das Lehnwort „Tiber" bildeten, da haben sie sich um das Geschlecht des lateinischen oder italienischen Stammwortes nicht gekümmert, trotzdem es auch zu jener Zeit an Gelehrten aller Art nicht gefehlt hat, sondern sie legten dem ungedeutschten Worte dasjenige Geschlecht bei, welches nach dem Brauche ihrer deutschen Muttersprache den Flußnamen mit der Endung . . er zukam. Sie kannten je nach der Gegend, in der ihre Wiege gestanden hatte, die heimatliche Weser und ihre Nebenflüsse, die Emmer und die Aller, weiterhin den Nebenfluß der letzteren, die Oker und deren Nebenflüsse, die Ecker und die Schunter; oder sie kannten die Eider, die Alster, die Emscher, die Pader, die Wupper, die weiße Elster und die schwarze Elster, die Oder, Eger, Ucker, Iser, Ziller, Lieser, Iller u. s. w. Und nach dieser Regel ihrer Sprache, an der vereinzelte Ausnahmen (der Bober, der Kocher, der Stober) nichts ändern, schufen sie „die Tiber" und haben es damit gehalten die Jahrhunderte hindurch, trotz den männlichen Tiberis und Tevere, bis auf unsre Zeit. Sogar am Tiberstrande selbst, in Rom, haben die Deutschen früher nur die Tiber gekannt, trotzdem gerade für den dort lebenden Deutschen, der den männlichen Tevere tagtäglich vor Augen und Ohren hat, die Versuchung sehr nahe liegt, auch das deutsche Wort Tiber männlich zu behandeln. Goethe kennt in seinen Briefen aus Rom nur die Tiber. „So sind die sieben Hügel Roms — heißt es in der italienischen Reise unter dem 25. Januar 1787 — nicht Erhöhungen gegen das Land, das hinter ihnen liegt, sie sind es gegen die Tiber und gegen das uralte Bette der Tiber." Und Goethe war der „flavus Tiberis" und „il Tevere" ebenso geläufig, wie irgend einem unsrer neueren Übergelehrten; aber er folgte, wenn er deutsch sprach, dem Geiste seiner Muttersprache und nicht Livius und Cicero. (Zeitschrift des deutschen Sprachvereins.)

Vorgeschichtliches aus Reichenhall.

Unter obigem Titel veröffentlichte Herr v. Chlingensberg-Berg in der „Beil. z. Allgem. Zeitung" 1891, Nr. 38, einen größeren Artikel. In einer Thalschlucht am Fuße des Zwieselberges liegt dort ein 4 m hoher Hügel von 24 m Durchmesser. Grabungen ergaben zwei Schichten. Zwischen zahlreichen Tierknochen [Pferd, Rind, Schwein, Schaf, Ziege, Hund (zweimal)] standen etwa 700 Gefäße. Es sind rote und hellgraue, mit Zapfen, Buckeln, Einkerbungen versehene, meist bauchige Geschirre. Bei mehreren findet sich Bemalung mit brauner oder gelbroter Farbe. Aus dem Berichte geht nicht mit Klarheit hervor, ob auch diese Gefäße Knochenteile enthielten. Wenn jedoch die weißgebrannten Knochenteile, zwischen denen die Gefäße lagen, nicht Tierknochen waren — und in solchem kalzinierten Zustande werden sie schwer von Menschenknochen zu unterscheiden sein! —, dann hätten wir in diesem Befunde einfach ein Urnenfeld vor uns, das, wie so häufig in den Ostalpen, in der Form eines größeren Tumulus erscheint. Zur Erkenntnis dieses Verhältnisses gehört eben Blick und Übung! — Ob die Brand- und Opferplätze, welche Herr v. Chlingensberg im westlichen Teile dieses

Lagers und in dessen Mitte entdeckt hat, zu diesem Urnenfelde als Ustrinen gehören, läßt sich nur aus etwaigen analogen Gefäßresten bestimmen! —

In der Mitte des Hügels „ziemlich tief in der Holzkohle" stießen die Arbeiter auf zwei an den Enden sich verjüngende Armringe von Bronze (der eine schnurartig gewunden, der andre mit Wolfszahnornamenten und Querstrichen geziert) und eine abgebrochene Bronzenadel mit Einschnürungen am Kopfe. Darunter fand sich innerhalb eines regelmäßigen Steinkranzes in einer Lehmdecke ein — Menschenopfer nach dem Berichterstatter. An Stelle der dem Kannibalismus der Vorzeit zum Opfer gefallenen Leichenteile setzt eine besonnene Forschung, welche sich nach gegebenen Mustern umsieht, eine ganz einfache Bestattung der Hallstattperiode, wobei vielleicht an Stelle der vollständigen Leichenbeisetzung teilweise Leichenbrand trat. Es fanden sich von Körperteilen nur Schädeldach, Occiputteile, grüngefärbt von den Bronzebeigaben, vor.

Als Beigaben dieser Leichen konstatiert der Verfasser zwei Bronzefibeln (Kahnfibeln?), Pfeilspitzen, Zängchen, Beschläge, Knöpfe und mehrere andre mit Feuer veränderte Bronzegegenstände. Wie so häufig bei Hallstattgräbern der Oberbayern (vergl. Dr. J. Naue: „Die Hügelgräber zwischen Ammer- und Staffelsee", S. 176 bis 177) fanden sich auch hier Teile eines Ebers vor. — Der bekannte Erforscher der Grabhügel Südbayerns, Dr. J. Naue, hat einen dem obigen ganz entsprechenden Grabfund bei Huglfing gemacht. Auch hier stieß man auf eine unter einer Lehmdecke halb bestattete, halb verbrannte Leiche, bei welcher Kahnfibel, Knöpfe, Gürtelblech, Bronzekreuz und Armreifen als Beigaben lagen. Die Verzierung und die Gestalt dieser letzteren (Taf. XXVI, Fig. 6) entspricht dem einen der von Herrn v. Chlingensberg erwähnten Armreifen.

Über den Fund von Huglfing, vergl. Dr. J. Naue a. a. O., S. 42 u. 43. Was den schnurartig gewundenen Bronzearmring betrifft, so sind sie in Hallstattgräbern von Mittelfranken und Oberfranken (Beckerlohe und Igensdorf) von dem Referenten selbst konstatiert worden; auch in dem berühmten Tumulus von Rodenbach in der Pfalz kommen solche vor (vergl. von Tröltsch: „Fundstatistik der vorröm. Metallzeit im Rheingebiet", S. 22, Nr. 47 und 48). Auch in Oberbayern (Eching), Niederbayern (Hienheim), sowie in der Oberpfalz (Tungling) hat man ihr Vorkommen konstatiert. Sie fallen in den Übergang von der jüngeren Bronzezeit in die ältere Hallstattperiode. — Hier sind diese zwei Armreifen — wenn die Grabschicht ungestört war — als Totengeschenke von Seiten Anverwandter zu betrachten. — Wie aus unserm Referate ersichtlich, beruht das Ungewöhnliche nicht in den einzelnen Fundreihen, sondern in dem örtlichen Zusammentreffen eines größeren Urnenfeldes mit einem sorgfältig bereiteten Einzelgrabe der Hallstattzeit. — Von Opfern, Kannibalismus, Kulturstätten kann ein kritischer Archäologe nichts erblicken in dem „Vorgeschichtlichen aus Reichenhall".

Dürkheim, den 14. Febr. 1891. Dr. C. Mehlis.

Die Feier des Neujahrs bei den Grusinern [1].

Die Schilderung der mit der Neujahrsfeier bei den Grusinern verknüpften Gebräuche zeigt uns eine interessante Vereinigung christlicher Begriffe mit wenigstens zwei Jahrtausende (denn so alt ist bald das Christentum in Grusien) zurückreichenden heidnischen Aufzeichnungen. Die Feier des ersten Januars begann in den ältesten Zeiten am Hofe der grusinischen Könige, laut dem Historiker Wachuscht, lange vor Sonnenaufgang. Nach dreimaligem Krähen der Hähne versammelten sich alle Zivil- und Militär-Befehlshaber im Palaste des Königs nach ihrer Rangordnung, mit gebührenden Geschenken: der Amilachor, d. h. Konnetable, mit dem schönsten goldgezäumten Rosse, der Basiert-rechuzeß, Jägermeister, brachte einen vergoldeten Eberkopf und in einem Käfige einen flinken Falken dar. Nachdem alle Offiziere, sich stumm verbeugend, abgetreten waren, brachten die Eristawi, Gebietsverwalter, dem Könige gespannte Bogen mit Pfeilen mit den Worten dar: „Möge dieser Pfeil erbarmungslos das Herz des Verräters an dir, mächtigster Fürst, durchbohren!" Die Glückwünsche eröffnete der Tschkondibeli, Erzbischof von Martwili in Mingrelien, dem Könige Kreuz und Heiligenbild, der Königin Süßigkeiten darbringend. Nach der Kur ritt der König zur Jagd, zu der Tages zuvor die Vorbereitungen getroffen waren: dargebrachte elende Klepper in einer Verzäunung im Felde geschlachtet worden, um Wölfe, Füchse, Schakale dahin zu locken und sie beim Erscheinen der königlichen Jagd herauszulassen und zu erlegen. Ein homerisches Mahl, Pferderennen, Faustkämpfe und Ringspiele schlossen das Fest, wobei die Sieger vom Könige ein Ehrenkleid (Chalat) erhielten.

Die heutigen Ingeloi, die im Kachschen Bezirke des ehemaligen Ssultanats Jelissen und heutigen Sakataler Kreises, im Thale des Alasan-Flusses lebten, und die im 15. Jahrhunderte, nach der Teilung Grusiens unter die Söhne Georgs VIII. vom Volke der Zachwier (Lesghier) aus dem Daghestan unterworfen worden waren, hat die 400jährige Trennung von den übrigen Grusinern ihrer alten Volksbräuche noch nicht entfremdet. Bei ihnen beginnt heutzutage die Neujahrsfeier bei Sonnenuntergang mit Flintenschüssen, Lärm und Geschrei, die um Mitternacht einer Totenstille Platz machen. Alles im Hause geht schlafen, nur die Hausfrau spinnt eifrig ihre Wolle, während sie der Hausherr mit angenehmem Gespräche zerstreut. Nach vollendeter Arbeit schleichen sie beide lautlos an die schlafenden Kinder heran, thun deren Hände auf die Decken herauf und umwinden solche mit Gespinst, umwickeln damit alles Geschirr und den die Hütte stützenden Deda-bodsi (Mutterpfosten oder Hauptpfosten), auf daß alle Familienglieder und ihr Hab und Gut heil und unberührt bleiben mögen. Von der Hand wird der Faden nicht vor drei Tagen entfernt. Sobald die Hähne dreimal gekräht haben und die Morgenröte sich gezeigt, wecken die ältesten alle übrigen Familienglieder, die aufstehen und ihr neues Kleid und Schuhwerk anthun, um sich darauf alle fröhlich um den Herd zu scharen, der inmitten des Hauses die ganze Nacht über gelodert hat. Auf ein plötzlich ertönendes Klopfen unterbrechen alle ihr Gespräch, um zusammen dreimal zu fragen: „Wer da und was trägt er?" worauf die Antwort erfolgt: „Glück und Wohlergehen bringe ich meiner Familie" — wobei der vorher im Lärme unversehens aus der Hütte entschwundene Familienvater mit dem Wunsche, seine Fußstapfen möchten die des Engels im Hause sein, hereintritt. Damals hatte er einen Krug und Zwergsäcke mit Vogelfutter mitgenommen, sich am Flusse gewaschen, gebetet, den Krug mit Wasser gefüllt, den Sack mit Vogelfutter im Wasser genetzt, einige Nußbaumzweige in den andern Sack gethan und war darauf heimgekehrt. In die Hütte tretend, stellt er den Krug in den Schrank zum Geschirr oder auf das Brett (Korté), thut die Nußzweige in die Ssakane oder Begeli, worin das Mehl und die Körnerfrucht aufbewahrt worden und bestreut alle Ecken des Hauses mit Futter, dazu beständig den Haussegen betend: „Gott, o Kurmucher Kirche, gieb uns Brot und Wohlergehen." Nachdem die Hütte zur Erlangung reichlicher Ernte bestreut

[1] Nach Herrn A. S. Chachanows Abhandlung in der „Ethnographischen Rundschau", herausg. v. d. Ethnogr. Sektion der Kaiserl. Gesellschaft der Freunde der Naturkunde, Anthropologie und Ethnographie an der Moskauer Universität 1889, Heft 3.

worden, nimmt der Älteste ein Tages zuvor hergerichtetes und hinter dem Deckbalken verstecktes Bündel Nußzweige und giebt jedem Familiengliede einen Zweig, worauf er den ersten selber ins Feuer thut, wo die frische Rinde in der Hitze schnell zerplatzt und prasselt, was eine besondere Bedeutung hat und vom Familienhaupte jedesmal von den andächtigen Ausrufungen: „Herr, mehre uns und sende Fülle in unser Haus, sei uns gnädig!" begleitet wird. Alle Zweige werden einer nach dem andern Opfer der Flamme, außer zweien, die aufs neue aufbewahrt werden. Danach beginnt man schon um die Morgendämmerung die Tabla, das Opfer, zuzurichten. Auf den Präsentierteller (Chontsdü) thut man das Brot (Nasuki), Fladen, einen Teller mit Honig, Butter, einen Krug Wein, weißen und roten Zwirn und Alle gehen zusammen, den Garten mit dem neuen Jahre zu beglückwünschen. Hier bleiben sie vor einer üppig tragenden Weinrebe stehen, beschneiden solche, begießen um sie herum die Erde mit Wein und schlachten an deren Wurzel einen Hahn mit roten Federn, die dann an die Rebe gebunden werden. Bei dieser Handlung wird das gebräuchliche Gebet gesprochen: „Herr, heiliger Georg von Kurmuch, laß unsere Krüge nicht ohne Wein!" Zum Schlusse des ersten Aktes dieses Gratulationsganges bietet der Familienvater jedem ein Stück Brot mit Honig und Butter an, giebt etwas Wein abzutrinken — und nach Beendigung dieser eigenartigen heiligen Handlung begeben sich alle in die Hütte. So wird der Anfang des Festes begangen.

Nach der Heimkehr aus dem Garten zerbricht ein jeder schon selber sein Brot und ißt ein kleines Stück desselben. Tages zuvor war nämlich für jedes Familienglied ein besonderes Brot gebacken worden, dessen Form die Bestimmung und Verpflichtung jedes Familiengliedes bezeichnet: für die ältesten backt man ein Beil, für die Söhne — Sicheln, für die Weiber — Spinnrocken, einen Kringel — für die Kuh und einen andern Kringel — für die Vögel des Himmels; den letzteren thut man auf das Dach, während man den andern der Kuh giebt, nachdem man ihn zuvor an ihrem Horne aufgehangen. Dabei spricht man: „Lebe lange unversehrt, bewahren möge dich der heilige Georg von Kurmuch!"

Am Neujahrstage pflegt bei den Ingeloi das Mittagsmahl früh stattzufinden, wobei durch den Brauch geheiligte Speisen bereitet werden: eine Hühnersuppe und Plow (Reisbrei). Zum Mittage erwartet man den Mekwle (d. h. den die Feldfurche, den Glückspfad Ziehenden), der in den Augen des Volkes besonders vom Glück begünstigt sein muß. Es ist dieses gewöhnlich ein Verwandter der Familie. Vor seiner Ankunft nimmt man keinerlei Besuch an. Der Mekwle nimmt, zum Neujahre Glück wünschend, die hinter dem Deckbalken versteckten Zweige hervor, thut sie ins Feuer und ruft bei ihrem Knistern, daß Gott den Hausgenossen Gesundheit und Erntesegen schenken möge. An diesem Tage verleiht man nichts, auf daß der heilige Georg sich nicht erzürne und aller Fülle beraube. Dann beginnt das heitere Mittagsmahl mit Essen, Trinken und Singen, vornehmlich patarischer Lieder zu den Lauten der Tschungura, einer vier- bis fünfsaitigen Zither.

Der vielberühmte heilige Georg von Kurmuch genießt von altersher der besondern Verehrung der Ingeloi. Seine jetzt bis auf den Grundriß zerstörte Kirche steht auf einem Hügel beim großen Dorfe Kach, $1^1/_2$ Meilen von der Grenze des Nuchaschen-Kreises, durch den Kurmuchfluß von jenem reichen Wohnorte getrennt. Die Ingiloi[1]), seien sie schon zum Christentume ihrer griechischen Voreltern zurückgekehrt oder noch Mohammedaner, bringen dem heiligen Georg von Kurmuch in den ersten Tagen des November Brot, Seide und Früchte, sowie Tiere, die sie schlachteten, selber aber an Ort und Stelle oder später gesalzen verzehren.

Ähnlich feiern die Kartalinier (die Grusiner im Kreise von Gorids, Gouvernement Tiflis) ihr Neujahr. Sie backen Glückskringel (Bediß-Kweri) für das Vieh, für das ganze Haus aber das Brot Bassila, mit einem Kreuze in der Mitte, so genannt nach dem heiligen Basilius: für den Ackersmann wird ein Pflug, für den Ochsen — ein Joch, für die Kuh — ein Euter gebacken. Alles dieses thut man auf einen Präsentierteller um einen Schweinskopf herum, der eine notwendige Zuthat der Neujahrsfeier bildet, die bloß in einigen grusinischen Provinzen durch die lange währende mohammedanische Zwingherrschaft ausgemerzt worden ist. Der Präsentierteller mit allem Eßwerk und angezündeten Lichtern heißt Abramiani, d. h. Opfer zu Ehren Abrahams. Eine Pflicht des Hausältesten ist es, die Präsentierteller auf den Hof hinauszutragen, damit in den Viehstall zu gehen und die Kühe und Ochsen zu beglückwünschen. Mit einem Ei berührt er das Vieh, dazu sprechend: „Seid so rund und voll, wie dieses Ei!"

Wieder ins Haus zurückgekehrt, tritt er vor allem an den Herd und wenn die Funken sprühen, flüstert er: „Soviel Kühe, Ochsen, Schweine, soviel Jahre Lebens, soviel Geld" u. s. w. Darauf bewirtet er alle mit Honig, einem jeden wünschend: „So süß mögest du altern, wie dieser Honig süß ist!" Die Abramiani wird drei Tage lang dem ältesten zum Mittage und Abendessen aufgetragen, nach Verlauf dreier Tage aber schneidet man aus dem Brote Bassila das Kreuz heraus und wirft es in den Speicher, wobei das Gebet gesprochen wird: „Möge das Brot in diesem Speicher reichlich und unerschöpflich sein!"

Am Neujahrstage vermeidet der Kartalinier Streit und Unannehmlichkeiten, da er diesen Tag für das ganze Jahr als maßgebend erachtet. Die Nägel zu schneiden ist verboten, damit der Teufel sich derselben nicht bemächtige. Jemanden vor dem Mekwle, dem bewährten Glückwünscher, zu empfangen, wird vermieden. Der Mekwle bringt der ältesten im Hause einen roten verzuckerten Apfel, ihn selber aber bewirtet man mit Gosinaki — in Honig eingekochten Nüssen.

Ähnlich wird in Gurien (an der Küste des Schwarzen Meeres) der Neujahrstag von den Grusinern gefeiert, nur daß er dort vom griechischen Kalandai — Kalandoba genannt wird. Der älteste im Hause mit dem jüngsten Familiengliede tragen den gebräuchlichen Schweinskopf mit einem Weinkruge mit angezündeten Kerzen aus dem Speicher, wo diese Tabla (Opferspende) die Nacht über gestanden hatte, in den Weinkeller. Hier wendet sich der älteste an einen Gott des Weines, Aguna, ihn anflehend, die Dörfer Bachwi und Askani, die ihrer Weine wegen in ganz Gurien berühmt sind, zu besuchen und dann in seinen Keller zu kommen.

R. v. Seidlitz.

Sharps Besteigung des Vulkans von St. Vincent (Westindien).

In No. 2 der Proceedings der Akademie von Philadelphia 1890 giebt Dr. B. Sharp einen eingehenden Bericht über den gegenwärtigen Zustand des Vulkans von St. Vincent in Westindien, welcher seit dem berühmten Ausbruch von 1812 im Solfatarenzustande zu verharren scheint.

Um den Krater zu besuchen, fährt man in einem Boot von Kingstown, der Hauptstadt der Insel aus, nach Chateau Belair. Die Küste bietet für den Geologen einen äußerst interessanten Anblick, da sie aus lauter Lavaströmen mit zwischenliegenden kleinen Thälchen besteht und die Ströme

[1]) Ingiloi oder Jengiloi vom türkischen Worte jengi, neu, hießen einst und noch jetzt die neubekehrten Grusiner, als sie den mohammedanischen Glauben annahmen.

R. v. Seidlitz.

an ihren Stirnenden sämtlich, von den Meereswogen angeschnitten, ihr Querprofil zeigen. Sie bestehen sämtlich zu unterst aus einer Lage Steinen von verschiedener Größe, vulkanischen Bomben, mit deren Auswurf der Vulkan regelmäßig seine Thätigkeit eröffnet zu haben scheint; darüber liegt die Asche, durch die mit ihr gleichzeitig herabstürzenden Regenfluten zwischen die Blöcke hineingeschwemmt und in einen festen Tuff verwandelt, und darüber die feste Lava, bewachsen mit Grasbüschen, riesenhaften Kandelaberkaktus (Cereus) und dem „Floridamoos", der bekannten grauen Bartflechte. Hier und da zeigen sich prächtige Säulenbasalte, besonders im Cumberlandthal, wo Säulen von 50 m Höhe bei Meterstärke vorkommen.

Chateau Belair ist eine reizende kleine Ansiedlung, welche ganz einem Schweizerdorf gleicht; sie liegt am Eingang des Wallabu-Thales, dessen Nordwand der Vulkan, die Soufrière, bildet. Die beiden Thalhänge sind mit dunkelgrünem Urwald bedeckt, aus dem sich die Kronen hoher Baumfarne wie hellgrüne Schirme abheben; über die Felsen hängen Lianen und Schlingpflanzen herab. Der Pfad folgt dem Kamm eines Lavastroms, von dem man nach beiden Seiten in mit Grün erfüllte Thalschluchten hinabblickt. Wilde Bananen (belisiers), von Feuchtigkeit triefend, bedecken den Lavastrom, hier und da muß man sich mit dem Jagdmesser den Weg durch wahre Dickichte von Begonien bahnen. In einer Höhe von 600 m trifft man auf ein kleines Plateau, das von zwei riesigen, mehrstämmigen Feigenbäumen, den „Maroon-trees", beschattet wird und den gewöhnlichen Rastpunkt vor der Besteigung des Gipfels bildet. Dann wird der Anstieg steiler, die Üppigkeit der Vegetation nimmt ab, an die Stelle des Urwaldes tritt niederes Gebüsch, dann Farne und Gräser mit einzelnen vom Schwefeldampf getöteten Bäumen; Schlacken und lose Steine bedecken den Boden und machen den Tritt unsicher. Kurz unter dem Kraterrand bietet eine künstliche Höhle, von Lianen und Farnen überschattet, Schutz vor der Witterung.

Der Kraterrand ist gegenwärtig etwa 1100 m hoch. 150 m unter ihm liegt ein blauer kreisrunder See, umgeben von einem mit Weiden und Schlinggras bewachsenen Steilhang; der Durchmesser am oberen Rande beträgt etwa $1\frac{1}{2}$ km, die Tiefe des Wassers gegen 180 m. Die Schwefelausdunstungen sind sehr bemerklich. Dieser Krater ist der alte. Dicht an seinem Nordrande, durch einen schmalen, oben messerscharfen, senkrecht abfallenden Grat geschieden liegt der neue Krater von 1812. Dieser ist gegen 300 m tief und nicht von Wasser erfüllt; nur ein flacher Teich findet sich auf seinem Grunde; sein Nordrand erhebt sich zu etwa 1200 m und bildet wahrscheinlich den Kulminationspunkt der Insel. Sie ist früher höher gewesen; Scrope giebt vor dem ersten bekannt gewordenen großen Ausbruch von 1718 die Höhe der Insel auf 1505 m an. Nach dem Bericht von Moreau de Jonnès wäre der Ausbruch von 1718 allerdings nicht an der Stelle der heutigen Souffrière erfolgt, sondern am Ostende der Insel, aber das muß ein Irrtum sein, denn die Insel hat kein eigentliches Ostende und besteht überhaupt nur aus einem von Nord nach Süd laufenden Bergrücken, dessen Nordende der Vulkan einnimmt. (Nach der gewöhnlichen Annahme ist nicht der Vulkan, sondern der Bonhomme der höchste Punkt der Insel.) Seit 1812 hat der Vulkan sich ganz ruhig verhalten; sein damaliger Ausbruch bezeichnet bekanntlich das Ende der großen Erdbebenperiode von 1811 bis 1812. Dr. W. Kobelt.

Aus allen Erdteilen.

— Der neunte deutsche Geographentag wird in den Tagen vom 1. bis 3. April 1891 in Wien abgehalten. Ortsgeschäftsführer sind: Hofrat F. von Hauer und Prof. A. Penck in Wien; Hauptgegenstände der Verhandlung: der gegenwärtige Stand der geographischen Kenntnis der Balkanhalbinsel und die Erforschung der Binnenseeen. Verbunden damit wird eine geographische Ausstellung sein, die namentlich die Entwickelung der Kartographie von Österreich-Ungarn und der südöstlich angrenzenden Länder zur Anschauung bringen soll. Ausflüge sollen nach Budapest, Fiume und dem Karstgebiete unternommen werden. Anmeldungen bei Dr. Diener, Wien, Universitätsplatz 2.

— „Der große Geist" der nordamerikanischen Indianer hat nie existiert. Da derselbe aber selbst in wissenschaftlichen Werken, namentlich in theologischen und religionsphilosophischen bis zum heutigen Tage eine Rolle spielt, so wollen wir hier daran erinnern, daß bereits vor 14 Jahren der ausgezeichnete amerikanische Gelehrte Garrick Mallery in einer sorgfältigen Untersuchung, in der ihn verschiedene Sprachforscher und Ethnographen unterstützten, nachwies, daß kein einziger Indianerstamm vor seiner Beeinflussung durch Missionare einen ausgeprägten Glauben an einen allmächtigen „großen Geist" oder etwas besaß, was der jüdischen oder christlichen Vorstellung von „Gott" gleich kam. Alle Angaben der Missionare und frühesten Reisenden, die dieses behaupten, sind irrtümliche; es ist aber bekannt, daß auch einige der frühesten Schriftsteller über die Indianer schon das Richtige aussprachen. So sagte Lafiteau, daß die Namen „Oki" und „Manito" verschiedene Geister und Genien bezeichneten. Champlain berichtete, daß „Oki" die Bezeichnung eines Mannes sei, der durch Tapferkeit und Geschicklichkeit vor den übrigen hervorrage. Manito bedeutet „etwas, was über die Fassungskraft hinausgeht". Eine Schlange war oft ein Manito, und selten that man einer Schlange ein Leid an. „Hawanen", wenn richtig geschrieben, heißt nur „lautstimmig", nämlich der Donner. „Kitschi Manito" ist kein Eigenname Gottes, sondern ein Sammelname für eine ganze Klasse großer Geister. Die Dakota-Bezeichnung „Wakan" bedeutet das geheimnisvolle Unbekannte. Eine Uhr ist ein Wakan. Was man vor 200 Jahren bei den Tschokta als Wort für Gott ausgab, entpuppt sich jetzt als die Vokabel für „hoher Berg".

Es scheint, als ob einige Indianer eine unbestimmte Vorstellung von irgend einem guten Geiste oder Wesen hatten, das sie aber nicht verehrten und zu dem sie nicht beteten. Sie beteten und opferten nur den thätigen Geistern, über die sie viele Mythen besaßen. In ihren verschiedenen Schöpfungsgeschichten kommt zuweilen ein nebelhaftes Wesen vor, welches die Dinge in Gang brachte; wenn aber die Sache einmal ihren Lauf hatte, so ist von dieser causa movens keine Rede mehr; ungefähr so, wie heute auch fortgeschrittene Philosophen vom Uranfange reden.

Man hat die Indianer darüber belobt, daß sie den Namen Gottes nicht unnütz gebrauchten. Das ist allerdings richtig, hat aber einen ganz andern Grund, als den in der Bibel betonten. Sie hatten nämlich, nach den besten Kennern der amerikanischen Sprachen, überhaupt kein Wort für unser „Gott", das sie brauchen oder mißbrauchen konnten. Sie verdienten also dafür ebensowenig Lob, als wenn man sie dafür lobte, daß sie vor der Ankunft der Europäer keinen Branntwein tranken.

Die Missionare, welche Dinge gefunden haben, die nicht vorhanden waren, sind jedoch nicht ohne Entschuldigung. Der Indianer hat nämlich die Gewohnheit, einem Fragenden die Antwort zu erteilen, die er wünscht. Nur wenn man ihn in seiner eigenen Sprache seine Mythen erzählen und erklären läßt, kann man darauf rechnen, die Wahrheit zu erfahren. Solche Berichte sind die einzig wertvollen und erst seit kurzem hat man begonnen, die Rothäute in dieser Weise auszuforschen, und ist dahin gelangt, zahlreiche landläufige Irrtümer auszumerzen.

Bei der Übersetzung der genannten Bezeichnungen übersetzten Missionare und Reisende nach bestem Wissen und gebrauchten dabei das, wie es ihnen schien, am besten passende Wort. Ein lehrreiches Beispiel dafür bietet uns Boscana, welcher von einem „Tempel“ bei den südlichen Kaliforniern berichtet. Es war aber nur ein runder, sechs Fuß hoher Zaun, ungedeckt — ein Tanzplatz. Doch die darin aufgeführten Tänze waren religiöser Art und daher war seine Übersetzung mit „Tempel“ nicht ganz unberechtigt, wenn sie auch spätere Forscher veranlaßte, nach den Ruinen dieses Tempels zu suchen.

Zu wenig Beachtung hat man auch dem Umstande geschenkt, daß es gerade die intelligentesten Indianer waren, die über ihre religiösen Anschauungen berichteten, solche, die bereits an der Wahrheit der alten Geschichten zweifelten. Unter ihnen waren solche, die nach der Wahrheit suchten und die ihre Sehnsucht nach derselben in vagen Vorstellungen von einer allmächtigen Vorsehung kundgaben. Das gemeine Volk war aber davon weit entfernt. Die Missionare, welche berichtet hatten, daß bei den Indianern der Glaube an einen Gott bestehe, waren aufs höchste überrascht, als der bekehrte Hiaccomes von Marthas Vineyard auf einmal seine 37 nacheinander aufgezählten Götter abschwor. Dieses ist aber nur ein die Wahrheit bezeichnendes Beispiel. Die Indianer hatten eine große Anzahl Götter. (Nach Garrick Mallery, Israelite and Indian. A Parallel in Planes of Culture, New York 1889.)

— Kindbettaberglauben der Chinesen. Zu Hongkong erscheint eine chinesische Zeitung, „Tschang Ngoi San Po“, welche es sich zur Aufgabe macht, chinesischen Volksglauben und Volksüberlieferungen zu sammeln. J. H. S. Lockhart hat daraus Verschiedenes übersetzt und im „Folk-Lore“ (September 1890) mitgeteilt. Auf den Kindbettaberglauben der Chinesen bezieht sich das Folgende. Wenn in King-sai eine Frau vor ihrer Niederkunft stirbt, so glaubt man, daß der Geist des ungeborenen Kindes auf die Erde zurückkehrt und das Leben irgend eines neugeborenen Kindes verlangt. Aus diesem Grunde wird eine Frau bei der Geburt eines Kindes im Innern des Hauses sorgfältig von Frauen bewacht, während außerhalb Männer Wache halten. Gleichzeitig muß ein junger Mensch mit unverwandtem Blicke auf die Stelle schauen, von der man glaubt, daß der Geist dort erscheinen könnte, während andre ihn dann vertreiben. Werden diese Vorkehrungen nicht getroffen, so glaubt man, daß Mutter und Kind dem Geiste zum Opfer fallen.

Stirbt aber eine Mutter im Kindbette und das Kind bleibt am Leben, dann glaubt man, daß der Geist der Mutter ins Haus zurückkehre, ihr Kind in die Arme nimmt und so dessen Tod verursacht. Um dieses zu vermeiden, wird ein weißes Huhn im Hause gehalten, während gleichzeitig das Kind Tag und Nacht von Familiengliedern bewacht wird. Kommt der Geist, so übergiebt man ihm das weiße Huhn und er entfernt sich. Am nächsten Tage wird alsdann das Grab der Mutter besucht. Findet man darin ein Loch, so kehrt der Geist niemals wieder. Ist aber kein solches vorhanden, so muß ein andres weißes Huhn angeschafft werden, um dieses dem Geiste zu reichen, falls er in das Haus zurückkehrt. Das muß man so lange wiederholen, bis man ein Loch im Grabe findet.

— Die Zahl der Indianer in den Vereinigten Staaten ergiebt sich aus einer Veröffentlichung des Zensusamtes in Washington im Dezember 1890. Die Indianer Alaskas sind dabei aber außer Acht gelassen. Es geht daraus hervor, daß die Gesamtzahl der Indianer in den Vereinigten Staaten sich auf 244704 beläuft, welche sich aus folgender Zusammenstellung ergiebt:

In Reservationen und den unter der Aufsicht des Indianeramtes stehenden Schulen leben, nicht steuerpflichtig, 130254.

Von solchen Indianern, welche nur mittelbar unter dem Indianeramte stehen und selbst für ihren Unterhalt sorgen, befinden sich in dem Indianergebiete 25357 Cherokees, 3464 Chickasaws, 9996 Choctaws, 9291 Creeks und 2529 Seminolen. Außerdem gehören den genannten Stämmen 15247 Negermischlinge an. Danach beläuft sich die Gesamtbevölkerung des Gebiets der fünf „zivilisierten“ Stämme auf 64871 Seelen.

Ferner zählen die Pueblos in Neu-Mexiko 8278, die Sechs Nationen und St. Bagos Bande im Staate New York 5304, die „Eastern Amrokees“ in Nord Karolina 2885 Seelen. Sich selbst unterhaltende und der Besteuerung unterliegende Indianer, von denen sich 96 Proz. nicht in Reservationen befinden, sind mit 32567 Köpfen in der allgemeinen Bevölkerungszahl nachgewiesen. Ferner befinden sich in den „Mount Vernon Barracks“ 384 gefangene Apaches und in Staats- oder Territorialgefängnissen 184, was eine Gesamtzahl von 114473 ergiebt.

Ferner weist der Bericht 80715 steuerpflichtige und nicht steuerpflichtige männliche Indianer und 63770 nicht steuerpflichtige männliche Indianer auf Reservationen, 82106 steuerpflichtige und nicht steuerpflichtige Indianerinnen, 66484 nicht steuerpflichtige Reservations-Indianerinnen, 32210 von den Vereinigten Staaten Rationen erhaltende und 96044 sich selbst durch Landwirtschaft, Viehzucht, Pferdezucht, Fischerei und Jagd unterhaltende Indianer nach.

Die Zahl der Weißen in den verschiedenen Reservationen im Indianergebiete beträgt 107987, nämlich in dem Gebiete der Cherokee-Nation 27166, der Chickasaw-Nation 49444, der Choctaw-Nation 27991, der Seminolen 96 und der Creek-Nation 3280.

— Chilenische Kolonieen im Araukanerlande. Die seit 1883 von der Regierung der Republik Chile im früheren Araukanenlande begründeten Ackerbau-Kolonieen für europäische Einwanderer sind in erfreulichem Aufschwunge begriffen. Da auch zahlreiche Deutsche dort angesiedelt sind, dürften einige Angaben über den heutigen Stand dieser Kolonieen von Interesse sein. Das Land ist meist fruchtbar, für den Anbau von Weizen, Kartoffeln und Gemüsen und zur Viehzucht passend. An Wasser und Holz ist kein Mangel, das Klima ist gesund und angenehm. Die zwischen den Kolonisten und Chilenen wohnenden Eingeborenen sind friedfertig und ehrlich und arbeiten zum größten Teile gern und für einen bescheidenen Lohn bei den Fremden. Die Regierung läßt diesen Resten der alten Herren des Landes jetzt in den fruchtbarsten Landstrichen kleine Landgüter (etwa 4 ha pro Person) anweisen und stellt denselben unentgeltlich Besitztitel aus. Die Indianer dürfen diese Landgüter nicht verpachten oder verkaufen. Für Verkehrswege ist gut gesorgt; die neue Eisenbahn nach Traiguen verläuft in der Nähe der Kolonieen. Auch für Schulen ist in den letzten Jahren viel gethan, es fehlt nur noch an Lehrern, Ärzten, Hospitälern und Kirchen.

Besonders macht sich der Mangel eines evangelischen Geistlichen für die zahlreichen deutschen, englischen und schweizer Kolonisten fühlbar. Durch Anstellung eines Wanderpredigers soll dem wenigstens teilweise abgeholfen werden.

Unter den 331 Familien (aus 1589 Personen bestehend), welche vom April 1888 bis April 1889 nach diesen Kolonieen befördert wurden, befanden sich 159 englische, 6 deutsche, 100 französische und 39 spanische. Zwei neue Kolonieen, Lautaro und Nueva Imperial, sind angelegt worden. In den 12 Kolonieen lebten im Mai 1889 in Summa 1037 Familien aus 4967 Personen bestehend. Die bedeutendsten dieser Kolonieen waren Victoria (1488 Einwohner), Ercilla (618 Einwohner), Quino (728 Einwohner) und Quechereguas (588 Einwohner). Ausgesät wurden Weizen und Kartoffeln. Die Kolonisten besaßen 1354 Pferde, 3066 Ochsen, 2213 Kühe ꝛc. — Die Sicherheit für Person und Eigentum der Kolonisten hat sich im letzten Jahre gebessert, läßt aber noch immer viel zu wünschen übrig. Die Wirksamkeit der Behörden wird durch den Fremdenhaß der Chilenen, welche vor Gericht stets zusammenhalten und oft falsches Zeugnis gegen die Kolonisten ablegen, sehr erschwert.

H. Polakowsky.

— Die Steinböcke in Graubünden. In den Jahren 1878 und 1879 beschäftigten sich die Sektionen Oberland und Rhätia des Schweizer Alpenklubs mit der Frage der Anlegung von Steinbockkolonieen in den Schweizer, zunächst Bündner Alpen. Die Aufhebung der Steinbockzüchterei des Königs von Italien bei Turin gab dem Zentralkomitee des Schweizer Alpenklubs Veranlassung, die Bundesbehörden auf die sich bietende günstige Gelegenheit zur Wiedereinführung dieses seltenen Wildes in die Alpen aufmerksam zu machen. Da jedoch von dieser Behörde nichts gethan wurde, erwarb die Sektion Rhätia ein Rudel von zwölf Stücken, zu denen später noch weitere kamen und wagte damit den Versuch einer Wiederbelebung des Gebirges mit dem Wappentier des Bündnerlandes. Die im Bannbezirke der Errgruppe ausgesetzten Steinbockkolonieen hatten indessen Mühe, sich zu halten, da die erhoffte Vermehrung nicht in erwünschtem Maße eintrat; dagegen wurden die wilden Tiere zu einer neuen Gefahr, indem Reisende von ihnen angefallen wurden. So entsprach der Erfolg nur teilweise den gehegten Erwartungen.

— Jedes zehnte Kind, das dieselbe Mutter gebiert, wird umgebracht im Königreiche Assinie an der Goldküste. Diese Beobachtung machte der dortige französische Resident J. C. Reichenbach bei folgender Gelegenheit: „Die Mutter eines meiner Soldaten, erzählt er, mit Namen Anno, stand davor, ihr zehntes Kind zur Welt zu bringen. Da ich die Gebräuche des Landes kannte, so hatte ich Anno befohlen, mich sofort davon in Kenntnis zu setzen, wenn die Niederkunft einträte. Er selbst verwarf auch den Gebrauch. Eines Nachts gegen 3 Uhr erschien er zitternd und schweißbedeckt auf der Pflanzung Elima, wo ich wohnte, und sagte mir, daß die in der Behausung seines Vaters versammelten Verwandten die Auslieferung des Neugeborenen verlangten, daß aber auf seine Dazwischenkunft hin ein Aufschub bis zu meiner Ankunft erfolgt sei. Schleunigst begab ich mich in das Dorf. Beim Eintritt in die Wohnung vernahm ich eine heftige Unterredung zwischen dem Oheim und der Mutter Annos, worauf ich mir auseinandersetzen ließ, um was es sich hier handle. Der Mann verlangte, daß man ihm das Kind ausliefere, ehe noch die 24 Stunden vergangen wären. Ich ließ den Oheim verhaften und unter guter Bedeckung nach Elima bringen: dort blieb er drei Tage eingesperrt, um die Zeit verstreichen zu lassen, während der ihm der Brauch das Recht gab, von dem Kinde seiner Schwester Besitz zu ergreifen. Das letztere wurde so gerettet und damit ein Fall geschaffen, auf den man sich in der Folge berufen konnte. — Auch ein Kind, das mit sechs Fingern an einer oder an beiden Händen geboren wird, ist dem Tode geweiht. Ich habe auch ein solches gerettet, dessen Vater Arbeiter auf der Pflanzung bei Elima war. Sonst werden die Kinder der Mutter weggenommen, mit roter Farbe bestrichen und von den Verwandten der Mutter im Walde lebendig begraben.“ (Étude sur le royaume d'Assinie. Bull. soc. géogr. 1890, 316.)

— Prechts Synchronoskop. Wie die Generalversammlung des Vereins deutscher Eisenbahnverwaltungen beschlossen hat, wird mit dem Inkrafttreten des Sommerfahrplans 1891 zunächst für den inneren Eisenbahndienst Mitteleuropas die Zeit des Meridians 15 östlicher Länge von Greenwich in Geltung kommen, während die Annahme dieser Zonenzeit fürs bürgerliche Leben und die hiervon abhängige Einführung in die öffentlichen Fahrpläne vorläufig nur als empfehlenswert erklärt werden. Es hängt dieses mit einem weiter gehenden Vorschlage zusammen, der von Amerika ausgegangen ist. Derselbe geht dahin, für die ganze Erde eine Zonenzeit einzuführen, wie in den Vereinigten Staaten schon geschehen, derart, daß von Greenwich aus jeder 15. Grad als Hauptmeridian für die Zeitrechnung gewählt werde, wodurch man 24 solcher Hauptmeridiane erhalten würde, deren Zeitunterschiede immer in ganzen Stunden beständen. Jeder Ort würde sich dabei in seiner Zeit nach demjenigen Hauptmeridiane richten, der ihm am nächsten liegt. Hierdurch würde man erreichen, daß die Uhren an den verschiedensten Orten der Erde stets dieselben Minuten zeigen und sich nur in ihren Stundenangaben unterscheiden.

Herr Dr. W. Precht hat nun zusammen mit Herrn Schlöbcke, Assistenten an der technischen Hochschule in Hannover, Apparate hergestellt, die er Synchronoskope nennt und dieselben der Hamburger Geographischen Gesellschaft vorgelegt. Diese aus drehbaren Pappscheiben angefertigten Apparate lösen auf verschiedene Art die Aufgabe, die aus einer beliebigen Stundenzone stammende Zeitangabe nach Uhrzeit und Datum in die Zeit einer andern Zone umzurechnen, aber auch zugleich zur Veranschaulichung des Wechsels der Stunden und des Datums auf der ganzen Erde dienen. Wird das eine der Synchronoskope an einer Uhr angebracht, so erhält man eine Weltuhr, welche für die ganze Erde die jedesmalige Zonenzeit anzeigt, ohne daß eine Umrechnung oder Umstellung nötig wäre.

— Der südindische Staat Maisur (Mysore) erfreut sich, wie wir aus einem Berichte des Premierministers ersehen, einer sehr gedeihlichen Entwickelung. Es ist dieses eine Art Budget, welches derselbe der Notabelnversammlung des Landes vorlegte, die in Verwaltungs- und Gesetzgebungsangelegenheiten eine beratende Stimme hat. Maisur wurde von 1830 bis 1880 von den Engländern verwaltet, in letzterem Jahre aber wieder dem Maharadschah selbständig, wiewohl unter britischer Oberaufsicht, überlassen. Nach dem Berichte des Ministers haben sich die Einkünfte, die 1882 erst 20 Mill. Mark betrugen, auf 27½ Mill. Mark gehoben; die Steuern gehen regelmäßig ein, die Fläche des bebauten Landes hat sich seitdem verdoppelt. Es bestehen innerhalb der Grenzen Maisurs schon gegen 500 km Eisenbahnen. Die Gerichtsverwaltung hat wesentliche Verbesserungen erfahren und das englisch-indische bürgerliche Gesetzbuch ist mit geringen Abänderungen eingeführt worden. Die Goldausbeute betrug im Jahre 1889 gegen 80000 Unzen, wofür der Staat 440000 Mark an Abgaben empfing.

Herausgeber: Dr. R. Andree in Heidelberg, Leopoldstraße 27. Druck von Friedrich Vieweg und Sohn in Braunschweig.

Bd. LIX. **Globus.** Nr. 12.

Illustrierte Zeitschrift für Länder- und Völkerkunde.

Begründet 1862 von **Karl Andree.**

Herausgegeben von **Richard Andree.**

Druck und Verlag von Friedrich Vieweg & Sohn.

Braunschweig. Jährlich 2 Bände in 24 Nummern. Durch alle Buchhandlungen und Postanstalten zum Preise von 12 Mark für den Band zu beziehen. **1891.**

Der vlamische Sprachstreit.

Von Dr. jur. Adolf Pauwels. Antwerpen.

Es ist mir sehr erwünscht, daß ich, auf Ersuchen des Herrn Herausgebers des „Globus“ hin, den deutschen Stammesbrüdern eine Übersicht von dem gegenwärtigen Zustande des vlamischen [1]) Sprachstreites geben kann. Es hebt mir das Herz, wenn ich sehe, wie das große mächtige Deutschland mehr und mehr Anteil nimmt an dem eigenen Geistesleben der verwandten Vlamingen und an ihrem hartnäckigen und unversöhnlichen Kampfe gegen das Romanentum. Flandern ist stets eine Vorhut des großen Germanien und wiederum rechnet Flandern auf die sittliche Unterstützung aller derjenigen, in deren Adern germanisches Blut fließt.

Die Vlamingen oder Süd-Niederländer sind desselben Ursprungs wie die Brüder jenseit des Rheins, sie sind Germanen wie diese. Und was mehr ist: die Vlamingen bilden auf sprachlichem Gebiete eigentlich nur ein Volk mit den Holländern und Norddeutschen. Vlamisch, Holländisch, Plattdeutsch sind nur eine Sprache: das schöne, süße und doch so kräftige Niederdeutsch, das — ach! — im Verlauf der Jahrhunderte durch politische Verhältnisse sich in verschiedene Zweige verteilte. Doch, Gott sei Dank, in Nord- und Südniederland (Holland und Flandern), ebenso im Deutschen Reiche ist bei den Sprach- und Schriftkundigen das Bewußtsein der innigen Sprachverwandtschaft, ja der ursprünglichen Spracheinheit erwacht. Dieses Gefühl der Sprach- und Stammverwandtschaft wird dem Deutschen sicher noch besser zum Bewußtsein kommen durch die kurze Studie, die ich hier mitteilen kann.

Es ist unnötig zu erwähnen, daß der Streit der Vlamingen [2]) gegen Frankreich nicht erst von heute ist, sondern schon im frühen Mittelalter begann. Jedoch in dieser Zeit — der Heroenzeit Flanderns —, als das kleine aber mutige Flandern gegen das herrschsüchtige und übermütige Frankreich einen Riesenstreit führte und seine Gemeindefreiheit in eigener Sprache verwaltete, war es hauptsächlich ein Kampf mit den Waffen in der Faust; der edlere Gedanke einer Stammes- und Sprachbeschützung lag damals nur erst als Keim im Gehirne der Vorfechter und Führer Flanderns. Nach langem Ringen fiel Flandern nacheinander unter spanische, österreichische und französische Herrschaft.

Im Jahre 1815 schlug die Stunde der Erlösung zu Waterloo — wo wir noch unlängst zusammen mit holländischen und deutschen Stammesgenossen eine einmütige Feier begangen haben — und Flandern wurde mit seinem natürlichen Bundesgenossen, mit Holland, zum Königreich der Niederlande vereinigt, wie in früheren Jahrhunderten. Das unglückliche Jahr 1830 zerriß das Band zwischen den beiden Schwesterlanden. Die Umwälzung, die namentlich von den Wallonen ausging, durch die meisten Vlamingen und namentlich durch die in diesem Punkte mit den Liberalen einmütige Geistlichkeit befördert, durch Frankreich geschürt — triumphierte. Jetzt betrauern alle aufgeklärten und echten Vlamingen ohne Unterschied der politischen Gesinnung die unheilvolle Erhebung des Jahres 1830. Und dazu haben sie auch vollen Grund, denn die Umwälzung von 1830 bedeutet nichts anderes als den Triumph der Wallonen über die Vlamingen.

Mit dem Jahre 1830 beginnt für Flandern eine Zeit der Stammes- und Sprachunterdrückung. Rogier, ein eingewanderter Franzose, der sich mit an die Spitze der Umwälzung gestellt hatte und der in Belgien Minister wurde, war der eigentliche Anstifter der amtlichen Unterdrückung der Vlamingen zum Vorteile der Wallonen. Als Herr Raikem, ein wallonischer Abgeordneter im sogenannten Nationalkongreß von 1831, die Gleichheit der Landessprachen auf rechtlichem Gebiete durch ein besonderes Gesetz bekräftigt wissen wollte, schrieb ihm Rogier: „daß die vlamische Sprache und der germanische Bestandteil des Volkes mit

[1]) Die Wörter Vlamisch, Holländisch, Niederländisch, Niederdeutsch, Dietsch werden für eine und dieselbe Sprache gebraucht.

[2]) Unter den Wörtern Flandern und Vlamingen versteht man nicht allein die alte Grafschaft Flandern und ihre Bewohner, sondern ganz Nordbelgien mit seinen Bewohnern, also die Landstriche, wo die vlamische oder niederdeutsche Sprache geredet wird.

Rücksicht auf die Einheit in der Staatsregierung unterdrückt werden müßten. Eines des passendsten Mittel hierzu, sagte er, sei soviel als möglich alle Ämter und Stellen an die Wallonen zu vergeben". Von da ab konnte kein Vlaming mehr ohne Kenntnis der französischen Sprache ein Staatsamt erhalten, während im Gegenteil die Wallonen alle Stellen und Ämter nicht nur im wallonischen Landesteil, sondern auch in den vlamischen Gegenden und zwar ohne die geringste Kenntnis der niederdeutschen Sprache erhielten.

Unterricht, Justiz, Regierung, Heer — alles wurde auf französische Art eingerichtet. Bald war der Unterricht nur noch in den niederen Schulen vlamisch, während in den Mittelschulen (Kollegia, Athenäa = den deutschen Gymnasien) sämtliche Fächer in der fremden französischen Sprache vorgetragen wurden. Dieses galt nicht nur für die Staatsschulen, sondern auch für die frei gestifteten, meist von Geistlichen geleiteten Schulen, die dem verderblichen amtlichen Vorbilde folgten. Auf den vier Hochschulen Gent, Lüttich (Staat), Löwen (katholisch) und Brüssel (liberal) lagen die Dinge ebenso schlecht. Niemand konnte — und kann es auch heute noch nicht — Rechtsanwalt, Arzt, Notar, Richter u. s. w. werden, ohne Französisch zu können — für die Wallonen aber war es nicht nötig, niederdeutsch zu verstehen.

Mit dem Gerichte war es noch schlimmer bestellt; nicht allein in bürgerlichen, ja sogar in Strafsachen war die ganze Rechtspflege fast ausschließlich französisch. Man verurteilte die Vlaminger in ihrem eigenen vlamischen Lande vor einer vlamischen Richterbank zum Tode in französischer Sprache, ohne daß der Beschuldigte nur ein einziges Wort von dem ganzen Prozeß verstand! Alles, was vom Staate abhing, die Ministerien, die Post, die Telegraphen, die Eisenbahnen u. s. w., alles war bis auf den Grund verwälscht.

Im Heere wurden — und das geschieht heute noch — die Befehle ausschließlich französisch erteilt; die meisten Offiziere waren — und sind es noch jetzt — Wallonen, die weder Niederdeutsch sprechen noch verstehen. Wieviel vlamische Rekruten erhielten von rohen Korporalen nicht Kolbenstöße und wurden ausgeschimpft von jenen, die die Volkssprache nicht verstanden!

Ich habe etwas länger bei den Zuständen, wie sie sich nach 1830 entwickelten, verweilt, weil sie heute noch beinahe ganz die nämlichen sind.

Im Gefolge der Fremdherrschaft vor 1814 war fast alles geistige Leben in Vlamisch-Belgien vermodert. Bereits unter Spanien und Österreich nahm die Verwahrlosung der Muttersprache ihren Anfang. Die Schuld lag wohl an den andauernden Religionsstreitigkeiten, den unaufhörlichen Kriegen und Verwüstungen, an der Fremdherrschaft, die Nationalgefühl und Muttersprache nicht aufkommen ließ. Unter Napoleon wurde sogar die Herausgabe vlamischer Zeitungen ohne französische Übersetzung verboten. Daraus erklärt sich, daß in der kurzen niederländischen Zeit von 1814—1830 das litterarische Leben sich nicht wieder entwickeln konnte. Dieses war denn auch, meiner Ansicht nach, der Hauptgrund, weshalb die meisten Vlaminger im Jahre 1830 ohne Stammesbewußtsein und Rassegefühl, durch allerlei begründete und unbegründete Reden aufgehetzt, sich den Wallonen anschlossen und das schöne Reich der Niederlande, das für Flandern noch jetzt ein Ideal sein muß, vernichten halfen.

Bald aber sahen die Vlaminger ein, daß sie durch die listigen und selbstsüchtigen Wallonen betrogen worden waren, wie diese alle Staatsvorteile für sich selbst behielten und die Vlamingen wie Hunde behandelten, denen sie von Zeit zu Zeit einen Knochen zum Abnagen hinwarfen!

Und doch bildeten die Vlamingen die Mehrzahl im Lande. Noch sind sie beinahe $3^1/_2$ Millionen gegenüber $2^1/_2$ Millionen Wallonen. Warum dauert denn die Sprachunterdrückung immer fort? Einfach deshalb, weil Flandern durch die politischen Parteien zu sehr zerrissen ist und namentlich dadurch, daß in den Schulen tausende von Kindern ohne Wissen und Wollen zu Feinden des vlamischen Vaterlandes wurden und in Mark und Bein verbastert sind durch das langsame Einschlürfen des französischen Giftes, das im Unterricht ihnen langsam in alle Poren des Geistes und Herzens eingepumpt wird. Doch neben diesen verwälschten Zweigen des germanischen Volksstammes fanden sich, von 1830 an und etwas später, mutige und gelehrte Vaterlandsfreunde, die die Gefahr des Untergangs der Vlamingen einsahen und mit zäher Geduld das Werk begannen, feste Deiche gegen die alles überwältigende französische Flut zu errichten. Zu diesen Männern gehören: Jan Frans Willems, Hendrik Conscience, Jan de Laet, J. B. David, Snellaert, Serrure, Bormans, Blomaert, Jan und Theodor van Rijswijk und eine große Anzahl anderer begabter Vaterlandsfreunde.

Als Sprach- und Geschichtsforscher, als Romanschreiber und Dichter suchten sie die Werke der alten vlamischen Meister hervor, durchstöberten sie alte Chroniken, stellten sie die Heldenthaten der Väter dem verfallenen, doch lauschenden, lernbegierigen und bewundernden Geschlechte der Nachkommen vor Augen. Namentlich lehrte Hendrik Conscience mit seinen geistreichen vaterländischen Romanen das Volk lesen. Dieses war die Zeit der litterarischen vlamischen Bewegung.

Und aus dieser litterarischen Bewegung heraus wurde der echte politische vlamische Sprachenstreit geboren. Die wahre Grundlage zu demselben ist aber erst im Jahre 1870 gelegt worden. Bis dahin hatte die studierende Jugend noch nicht an dem Streite teilgenommen. Freilich hatten sich schon früher einige Studenten an den Hochschulen von Gent und Löwen mit vlamischer Litteratur beschäftigt; doch das waren Ausnahmen. Allmählich aber hatte sich um jene Zeit in allen Teilen Flanderns durch das Lesen vaterländischer Schriften bei den Studierenden der Gymnasien ein allgemeiner Geisteszug eingestellt, der auf die Hebung der unterdrückten Muttersprache hinging. Namentlich in Westflandern nahm der Studentenkampf von Anfang an einen großen Aufschwung, angeregt durch die glühenden Gedichte des leider zu früh verstorbenen Albrecht Rodenbach. Auf fast allen Kollegien im vlamischen Lande wurden von den Gymnasiasten Verbindungen zur Hebung und Verteidigung der Muttersprache gegründet. Die Studierenden verlangten im Gegensatze zu den verstockten wälschgesinnten Lehrern die Vlamisierung des Unterrichts. An den freien Tagen hielten sie Versammlungen, an denen die Heldenthaten der Vorväter besprochen und bewundert wurden, sie eiferten sich an einzutreten für die Wiedergewinnung der verlorenen Sprachrechte und für Verbesserung des verbasterten Volksgeistes. Bald kamen die vlamisch gesinnten Studenten der verschiedenen Provinzen zu einander in Beziehung und errichteten allgemeine Versammlungen, die Gau- und Landtage.

Das waren schöne Tage vaterländischen Geisteslebens und vaterländischer Freude, von hartnäckigem Streit, an denen selbst als ein thätiges Mitglied teilgenommen zu haben ich mich rühmen darf. Dieses vaterländische Streben der vlamischen Studenten kann ich nur mit der Wirksamkeit der deutschen Burschenschaft für die Einheit Deutschlands vergleichen. Ich glaube nicht, daß es außer Deutschland und Flandern in einem andern Lande der Welt solche Vorbilder der Vaterlandsliebe zu finden sind. Es spricht für sich selbst, daß durch die lernende Jugend verschiedene Zeit-

schriften herausgegeben wurden, um die Begeisterung warm zu erhalten und um die Forderungen des vlamischen Studentenkampfes bekannt zu machen. Noch jetzt wird dieser mannhafte Kampf durch die Jünglinge fortgeführt und die Anzahl der jugendlichen Anhänger der vlamischen Grundrechte wächst fortdauernd, so daß nach wenigen Jahren das ganze gelehrte und litterarische Geschlecht ein durch und durch vlamisch gesinntes sein wird. Und von dem Augenblicke an gehört der Sieg uns!

Dieses ist um so sicherer, da bereits seit sieben oder acht Jahren der Studentenkampf sich mit dem großen politischen Sprachstreit verschmolz, aus welcher Verschmelzung die mächtigen vlamischen Landtage entstanden, auf denen Bürger und Studenten als Redner und Zuhörer erschienen. Aus diesen Landtagen, an denen 2000 bis 3000 Vlamingen teilnahmen, gingen verschiedene Gesetzentwürfe hervor, die in dem einen oder andern Fach die vlamische Sprache zu Ehren bringen wollen. Das Gesetz vom 1. August 1873 schreibt im ersten Paragraphen vor: „In den Gauen Ost- und Westflandern, Antwerpen, Limburg und im Justizbereich von Löwen (Brabant) soll die Rechtspflege in Strafsachen vom ersten Vernehmen des Beschuldigten an vor dem Richter in vlamischer Sprache geschehen und das Erkenntnis in dieser ausgesprochen werden" — abgesehen von gewissen Beschränkungen. Dieses war das Coremansgesetz, so benannt nach seinem Urheber, dem Antwerpener Volksvertreter Edward Coremans.

Dieses Gesetz würde, wenn es ehrlich gehandhabt würde, auf strafrechtlichem Gebiete den Vlamingen gegeben haben, was ihnen gebührte. Doch infolge der Bequemlichkeit und Feindschaft verwälschter Richter und Rechtsanwälte wird dieses Gesetz schlecht oder gar nicht durchgeführt. Sie stützten sich auf einige andre Artikel des Gesetzes, deren Sinn sie entstellten, um den ersten Artikel zu umgehen und die ganze Rechtspflege französisch durchzuführen. Es ist nun namentlich den vlamischen Studenten zu danken, daß im ganzen Lande das vlamische Volk in den Zeitungen zu klagen begann und auf Versammlungen sich beschwerte, bis endlich das Gesetz vom 3. Mai 1889 errungen wurde. Nach diesem neuen Coremansgesetz können jetzt die vlamischen Angeklagten verstehen, was vor Gericht für oder gegen sie gesprochen wird.

Das Gesetz vom 22. Mai 1878 regelt den Gebrauch der vlamischen Sprache in Regierungssachen; doch ist dasselbe, wie das vorhin genannte, noch sehr unvollständig. Es verlangt, daß in den vlamischen Landstrichen die Mitteilungen der Staatsbeamten an das Volk in niederdeutscher Sprache, oder niederdeutsch und französisch verfaßt sein müssen. Verboten ist, diese Berichte nur in französischer Sprache zu schreiben. Auch muß der Briefwechsel zwischen Beamten und vlamischen Gemeinden oder Personen niederdeutsch geführt werden, es sei denn, daß diese die französische Sprache verlangen.

Das Gesetz vom 15. Juni 1883 stellt den Gebrauch der niederdeutschen Sprache in den mittleren Staatsschulen (Athenäa u. s. w.) des vlamischen Gebietes fest. Es bestimmt hauptsächlich, daß der gesamte Unterricht in den vorbereitenden Abteilungen derselben in vlamischer Sprache gegeben werden muß. In den andern Abteilungen müssen Niederländisch, Deutsch und Englisch und wenigstens zwei andre Unterrichtsgegenstände in vlamischer Sprache gelehrt werden.

Wiederum ein Gesetz schreibt den Offizieren des Heeres die Kenntnis der vlamischen Sprache vor; und ein unlängst erlassenes verlangt dasselbe von Richtern, Notaren, Lehrern u. s. w. Neben dem schon früher eingerichteten Lehrstuhl für niederländische Litteratur wurde nun auch ein solcher für das Strafrecht in vlamischen Sprache auf den Hochschulen errichtet. Unter dem jetzigen Ministerium erhielten wir vlamische Aufschriften auf Münzen und Pfandscheinen und man hat uns auch vlamische Postmarken und Poststempel zugesagt.

Immer aber noch werden wallonische Staatsbeamte, die der niederländischen Sprache nicht mächtig sind, in die vlamischen Gebiete gesendet. Dieses bezieht sich sowohl auf den Zolldienst — selbst an der vlamisch-belgischen Grenze, wo kein Mensch französisch spricht — als auf den Eisenbahn-, Post- und Telegraphendienst u. s. w. Auch die Sprachgesetze werden schlecht durchgeführt oder durch wallonische und französischgesinnte Beamte verkümmert. Es ist dieses auch unvermeidlich, da in den Abteilungen der Ministerien noch immer von 100 Angestellten 90 Wallonen und nur 10 Vlamingen sind. Sie bilden die allmächtige wallonische Büreaukratie, die dem Volke noch immer sein Recht verdirbt.

Gegen diese Büreaukratie und ihre unehrliche Handlungsweise sind in den vlamischen Städten Beschwerdeausschüsse eingerichtet, zu dem Zwecke, den fortwährenden Gesetzübertretungen der wallonischen Beamten auf vlamischem Gebiete nachzugehen, sie bei den Ministern und der Volkskammer anzuklagen und das Recht herzustellen. Doch dieser traurige und erniedrigende Zustand wird nicht eher ein Ende haben, als bis der letzte wallonische Beamte aus Flandern verjagt ist, denn der alte Spruch „Wat Walsch is, valsch is!" bleibt stets wahr. Außerdem sind die wälschen Zeitungen, besonders die französisch geschriebenen Blätter von Brüssel — größtenteils von Wallonen und eingewanderten Franzosen herausgegeben — gegen uns von Haß erfüllt, der über alle Maßen geht. In diesen Blättern werden Tag für Tag Vlamingen wie Deutsche verlästert und mit Lügen überschüttet. Alles, was den vlamischen Sprachstreit betrifft, wird absichtlich in diesen Blättern verkleinert, verschwiegen, verdreht und verfälscht. Alles, was deutsch oder germanisch ist, wird in diesen französischen Blättern Belgiens übergangen, alles, was französisch ist, in den Himmel gehoben. Diesen gegenüber stehen die vlamischen Tages- und Wochenblätter, die vor zehn Jahren noch schwach und gering, jetzt tagtäglich an Macht und Ansehen gewinnen. Die vlamischen Blätter, wiewohl sie sich nicht allein mit dem Sprachenstreit beschäftigen, stellen die Dinge in wahrem Lichte dar, und sind unter diesen auch einige keine warme Freunde Deutschlands — woran frühere Vorurteile und die französische Erziehung schuld —, so haben doch alle große Achtung vor dem prächtigen Deutschen Reiche, vor dem Kunstsinn, der ernsten Wissenschaft und dem männlichen Charakter der deutschen Stammesgenossen.

Wie man sieht, ist der Kampf, den die Vlamingen in ihrem eigenen Lande zu führen haben, teils gegen verbasterte Stammesgenossen, teils gegen wälsche Herrscher gewichtiger und belangreicher, als ein fern stehender Zuschauer erkennen kann. Vor kurzem erlitten die Vlamingen einen großen Verlust durch den Tod des Prinzen Balduin, auf den sie ihre Hoffnung bezüglich der Vlamisierung der hohen Kreise gesetzt hatten und der ihr erster vlamisch sprechender König geworden wäre. Hoffen wir, daß sein Bruder, Prinz Albrecht von Flandern, die niederdeutsche Sprache gründlich erlernen und dieselbe Zuneigung für das vlamische Volk hege, wie sein leider so früh verstorbener Bruder. Solche Schläge aber können das vlamische Volk nicht abhalten, auf seinem Wege fortzuschreiten. Der Geist des Volkes lebt kräftig fort und schwebt über den vaterländischen Streitern! Die Losung lautet jetzt, daß bei allen Wahlen für Gemeinde, Gau und Land den Kandidaten das vlamische Streitprogramm vorgelegt werde, und daß nur solche gewählt werden sollen, die sich darauf verpflichten.

An dem Tage, wo unsre vlamisch gesinnten Volksvertreter in der Volkskammer mit Beharrlichkeit die niederdeutsche Sprache reden werden, und den Gebrauch des Französischen in der gesetzgebenden Versammlung für ewig abschwören, dann wird der Wallone an seinen richtigen Platz gestellt sein und die Notwendigkeit fühlen, dem heiligen Sprachrecht Flanderns zu huldigen. An jenem Tage werden die Vlamingen Herren der Ministerien und des Unterrichts und damit der Zukunft des Landes sein.

Der Tag naht mit Riesenschritten!

Die Etschquelle.

Von Sophus Ruge.

Wenn man von Finstermünz her nach Nauders hinaufgestiegen ist, befindet man sich bei etwa 1400 m Seehöhe in einem langsam nach Süden ansteigenden offenen Hochthal mit Wiesengrund, das uns nach der Wasserscheide zwischen Inn und Etsch führt. Dort steht auf Reschenscheideck an der Straße oberhalb des Dörfchens Reschen eine vom österreichischen Touristen-Klub (Ö. T. C.) angebrachte Tafel mit der belehrenden Inschrift: Wasserscheide. Etsch-Ursprung.

Die Wasserscheide wird man mühelos gewahr; aber mit dem Etsch-Ursprung kommt man in Verlegenheit, namentlich wenn im Hochsommer die Wiesenkräuter üppig aufgeschossen sind. Wo ist denn die Etsch? Rechts und links grüne Gehänge, aber von einem Bache keine Spur. Leider trieb uns der Ausbruch eines gewaltigen Wetters, in dem ersten Hause von Reschen Schutz zu suchen. Aber die einmal aufgetauchte Quellenfrage interessierte uns doch so, daß ich beschloß, im nahen Kirchdorfe Graun, wo man in der „Post“ ein recht gutes Unterkommen findet, zu bleiben, um so mehr, als sich der Ort recht wohl zum Standquartier eignet, um von da Ausflüge zu machen. Am Sonntag früh,

DIE ETSCHQUELLE.

Mafsstab 1 : 150,000.

4. August 1889, machte ich mich mit meinem Sohne auf zur Aufsuchung der angezeigten Etschquelle. Wir stiegen wieder die mäßige Höhe hinter Reschen hinauf und standen bald, fast möchte ich sagen ratlos neben der Tafel und suchten nach einem Bache. Nach der Generalstabskarte (1 : 75 000), Sektion Nauders, sollte sich die Quelle rechts von der Straße ganz in der Nähe unterhalb der Waldgrenze finden und dann unter der Chaussee hindurch mit einer Wendung nach Süden sich in den Reschensee ergießen. Der Bach lief unter der Straße ohne das kartographische Brückenzeichen hinweg. Es war auch in der That nicht die geringste Spur von einer Art Überbrückung auf der Straße selbst zu bemerken. Ein ganz leises Rieseln unter den Wiesenkräutern machte uns aufmerksam. Ein dünner Wasserfaden, kaum einen Fuß breit, sickerte, von Grün überwachsen, ungesehen durch die Wiesen herab und ging in einer sehr bescheidenen Leitung unter der Straße durch. Das sollte also die berühmte Etschquelle sein?! Schon in dem Atlas der Alpenländer von Mayr (Gotha 1859) ist hier der Ursprung der Etsch angegeben und dieser Angabe folgt auch noch mit der Inschrift „Ursprung der Etsch“ die oben genannte Sektion der Generalstabskarte. Übrigens ist diese Ansicht über die Etschquelle schon älter, wie man z. B. bereits in A. Schaubachs Deutschen Alpen (IV, 5, Jena 1846) lesen kann. Da heißt es: „Hier liegt das Dorf Reschen . . . am Reschensee, dem Ursprung der Etsch, obgleich dem Reisenden gewöhnlich eine Quelle links neben der Straße als Etschquelle bezeichnet wird.“ Das hätte allerdings schon mehr Sinn, den Reschensee als Quellsee aufzufassen; doch muß gleich dazu bemerkt werden, daß die sogenannte Etschquelle nicht im stande ist, diesen See zu ernähren. Wir umwanderten nun unter solchen Betrachtungen den ganzen See und überschritten am westlichen Gehänge bei Pitz bald einen ansehnlichen Bach, der von der Reschener Alp herabkommt und sich als Rojenbach in den See ergießt. Es ist ein helles Bergwasser, das allerdings in einem südnördlichen Laufe zum See eilt, Mühlen treibt und, auf dem Thalboden angelangt, durch steinerne Schutzwehren in Schranken gehalten werden muß. Das ist zweifellos der Ernährer des Sees, und sein Abfluß könnte

als Etsch gelten; allein auch dagegen muß ich gewichtige Gründe vorbringen.

Zunächst ist aber die Vorfrage zu erledigen: „Wie sollen wir Haupt- und Nebenfluß unterscheiden?“ und im Quellgebiet: „Welchem Quellbache gebührt der für den Fluß oder Strom gültige Name?“ Chr. Gruber hat in seiner sorgfältigen Studie über das Quellgebiet der Isar (Jahresber. d. geogr. Ges. in München für 1886, S. 60) darauf hingewiesen, daß es vier Momente seien, die bei Bestimmung des Hauptquellarmes eines Flusses vor allem in Frage kommen könnten: Länge des Laufes, Thalrichtung mit Hinsicht auf den tektonischen Aufbau des Gebirges, Wassermenge und ununterbrochenes Fließen.

Noch allgemeiner hat Dr. Wisotzki die Untersuchung über Haupt- und Nebenfluß (Verh. d. Vereins f. Erdkunde zu Stettin, 1888—89) geführt und kommt im Laufe seiner Darlegungen (S. 54) zu folgendem Ergebnis: Wenn man seinen Standpunkt an der Vereinigung zweier Flüsse nimmt und hier entscheiden soll, welcher von beiden der Hauptfluß ist, so gilt folgendes:

A. Oberhalb der Vereinigung:
Hauptfluß ist derjenige, welcher sich 1) durch Länge, 2) Breite, 3) Tiefe, 4) Quellhöhe, 5) Zahl der Nebenflüsse, 6) Größe des Flußgebietes (Niederschlagsgebiet), 7) Wassermasse auszeichnet.

B. Unterhalb der Vereinigung:
Hauptfluß ist derjenige, welcher mit dem unterhalb der Vereinigung gelegenen Flußlaufe in gewissen Erscheinungen und Eigenschaften übereinstimmt und zwar in 1) Richtung, 2) Charakter des Flußbettes, 3) Uferbeschaffenheit, 4) Schwellzeiten, 5) ununterbrochenem Fließen, 6) Geschwindigkeit des Fließens, 7) Farbe des Wassers u. s. w.

Um nun das Endurteil fällen zu können, will ich vor allem erst meinen Etsch-Prätendenten vorführen. Es ist der Carlinbach, der von den Ötzthaler Alpen herabkommt, das Langtauferer Thal durcheilt und sich im Mittersee mit dem Abflusse des Reschensees vereinigt. Das ist ein echter Sohn der Hochalpen, hinter dem auch der Rojen weit zurückstehen muß. Vor seinem Ausfluß aus dem Gletscherthor des Langtaufer, ferner oberhalb der Malager Alp ist er bis zum Mittersee 15 km lang; dagegen mißt der Etschbach bis zu demselben Ziel nur 5 km. Der Carlin ist bei seinem Eintritt auf den Thalboden von den Bewohnern von Graun abgelenkt, weil er das Dorf zu vernichten drohte. Es müssen jährlich mehrere 1000 Gulden für Uferbauten aufgewendet werden, und auch unterhalb Graun läuft der wilde Bergstrom noch lange in einem künstlichen, von schweren Blöcken ummauerten Bette an der Chaussee entlang. Auch hier wälzt er noch, obwohl er bereits ein geringeres Gefälle hat, um die Wiesen bewässern zu können, Rollsteine von $^1/_2$ m Durchmesser mit sich fort. Dieselben müssen, um das Bachbett nicht zu sehr auszufüllen, von Zeit zu Zeit herausgeholt werden und lagern in großen Massen auf den künstlichen Ufern. Das giebt die beste Vorstellung von der Gewalt des wilden Bergstromes. Nun liegen auf dem oberen Thalboden der sogenannten Malser Heide drei Seen: Reschensee, Mittersee und Haidersee. Der Abfluß des Reschensees, in den die „Etschquelle“ und der Rojen gehen, ist ganz klar, der Bach geht ruhig und sanft durch die Wiesen. Der See selbst hat eine tiefgrüne Farbe, die nach der Ferne zu in tiefes Blau übergeht. Dagegen hat der Carlinbach trübes Gletscherwasser, lehmiggelb undurchsichtig; er klärt sich im Mittersee zwar ein wenig, giebt aber dem ganzen Fluß von nun an seinen spezifischen Ton und kommt auch aus dem dritten, dem Haidersee, nur als ein durchscheinendes Wasser heraus, das man am besten mit gelblichem Seifenwasser vergleichen könnte. So also färbt der Carlin die Seen und färbt auch weiterhin die Etsch.

Es liegt der Charakter der Etsch im Carlinbache. Er ist der längste, der wasserreichste, der dem Hauptfluß sein Gepräge giebt. Was kann dagegen die sogenannte Etschquelle in die Wagschale werfen? Nur die tektonische Richtung des Thales. Aber das muß nur ein nebensächliches Moment sein, wo es sich nicht um starre Formen, sondern um die Macht und Menge des fließenden handelt. Dasselbe unwichtige Moment könnte auch die Saone für sich der Rhone gegenüber geltend machen, und doch hat auch hier der Alpensohn längst gesiegt. Auf der andern Seite mag die Etsch sich mit der Donau trösten, daß ihr von der Quelle an ihr berühmter Name noch versagt ist. Mit demselben Rechte, wie wir schreiben: Brege und Brigach sind die Quellbäche der Donau, mit gleichem Rechte müssen wir den Carlin als Quellbach der Etsch anerkennen. Soll ich nach ihrem hydrographischen Werte die sogenannte Etschquelle mit dem Carlin in einem Dichterworte vergleichen, so gebe ich dem Etschquell das Höltysche Motto:

„Und die rieselnde Quelle weint“,

dem Carlin aber den Goetheschen Vers:

„Es stürzt der Fels und über ihn die Flut“.

Damit wird wohl die Frage nach dem Werte des Etsch-Ursprungs erledigt sein.

Über die Eingeborenen der Insel Palawan und der Inselgruppe der Calamianen.

Von Prof. Ferdinand Blumentritt.

II.

Wie erwähnt, zählt A. Marche die Agutainos (die nach ihm nur 1000 bis 1200 Seelen zählen) zu den Tagbanúas und erwähnt, daß sie die „Sprache der Tagbanúas der Calamianen-Inseln sprächen“, während die Spanier bekanntlich das Agutaino- und das Calamiano-Idiom scharf voneinander unterscheiden. Sie nähren sich meist vom Balate- (Tripang-) und Krabbenfang. Wenn sie in großer Not sind, so verdingen sie sich als Arbeiter auf den Nachbarinseln, halten es aber nicht lange aus; sobald sie ein wenig Geld erworben haben, kehren sie auf ihre Inseln zurück.

Die Agutainos weisen einen reineren Tagbanúatypus auf als die Calamianen. Die Braut wird gekauft. Der Bräutigam erscheint mit seinen Eltern und Verwandten vor dem Hause der Braut, wo sich die Verwandten derselben ebenfalls eingefunden haben. Nach einigen Wechselreden setzen sich die Parteien einander gegenüber und man beginnt um den Brautpreis lange zu handeln, wobei es den Wortführern weniger darauf ankommt, die Interessen ihres Klienten zu wahren als mit ihrer diplomatischen Begabung und ihrer Redekunst zu prunken. Der Brautpreis besteht in Schweinen, Hühnern und Zeugstoffen.

Eine Witwe verläßt nach dem Tode ihres Gatten ihre Hütte auf sieben oder acht Tage nicht und dann zu einer Stunde, wo eine Begegnung mit jemandem nicht gut wahrscheinlich ist, denn wer sie erblickt, stirbt eines plötzlichen Todes. Die Witwe pflegt deshalb, um niemandem den Tod zu bringen, mit einem Holzpflock auf die Bäume zu klopfen, um so die andern zu warnen. Die Agutainos glauben denn auch, daß diese angeklopften Bäume bald absterben.

Die christlichen Agutainos bestatten ihre Toten nach katholischer Sitte, die heidnischen lassen ihre Leichen in freier Luft unter den Ästen der Bäume verfaulen. Die Knochen werden dann gesammelt und in einer Grotte beigesetzt, entweder ganz frei, oder in einem Sarge, oder in einem Gefäße. Der Sterbende giebt selbst an, wie er bestattet zu werden wünscht, und dieser Wunsch wird streng respektiert, weil man sich fürchtet, der Geist des Verstorbenen würde sich rächen. Unter den „Göttern" der heidnischen Agutainos scheint der Manalok die größte Verehrung zu besitzen.

Die Calamianen gehören nach A. Marche ebenfalls zu den Tagbanúas. Sie zerfallen in zwei Gruppen: in die heidnische und christliche. Sie unterscheiden sich von den Tagbanúas der Insel Palawan durch stärkere Behaarung und durch einige Abweichungen in der Sprache. Über die Coyuvos liegt mir kein weiteres Material vor.

Wir kommen zu einem andern interessanten Volksstamme der Insel Palawan, es sind dies die Tinitianen (Tinitianes), welche mit den Batak des Franzosen A. Marche identisch sind. Der Name Tinitian rührt vom einem Vorgebirge her, in dessen Hinterlande sie hausen. Zu bemerken ist, daß einige Spanier sie auch Igorroten nennen. Die Tinitianen wohnen nicht unmittelbar an der Küste, sondern in den Bergwäldern und scheinen nur im nördlichen Teile der Insel zu finden zu sein.

A. Marche sagt von den Batak, die er übrigens nicht selbst gesehen: Sie sind dunkler gefärbt, als die Moros und Tagbanúas, beinahe schwarz und ihre Haare sind gekräuselt. Er fügt hinzu: Les Negritos et les Bataks nous paraissent être une seule et même population (a. a. O. S. 277). Letzteren Satz möchte ich doch einigermaßen bezweifeln, da die Spanier Negritos von Malaien doch zu unterscheiden wissen und die Sitten derselben von jenen der übrigen Negritos sich scharf unterscheiden. Das eine aber steht sicher, daß die Batak oder Tinitianen Negritoblut in ihren Adern haben, denn der Missionär Fray Cipriano Navarro sagt von ihnen: Ihre Haut ist schwarz, ihr Haar gekräuselt, ihre Statur und Körperbau athletisch und wohlgeformt. Das gekräuselte Haar beweist unzweifelhaft eine Kreuzung mit Negritos.

Ihre Kleidung ist sehr einfach: die Männer tragen einen einfachen Lendenschurz aus Baumrindenstoff, der ihnen, wenn sie durch Reiben mit zwei Bambuspflöcken Feuer machen, auch als Zunder dient. Die Weiber tragen eine Saya (= dem malaiischen Sarong) aus demselben Stoff, die bis zu den Knieen reicht.

So weit stimmt A. Marche, der die Batak oder Tinitianen nur vom Hörensagen kennt, mit den Spaniern P. Fray Cipriano Navarro und Baamonde-Ortega, welche diesen Volksstamm in seinen Wohnsitzen besucht haben, überein. Nun berichtet aber Marche, daß ihm die andern Eingeborenen Palawans gesagt hätten, daß sie in ihren Hütten, welche Marche nur als starke Schutzdächer deutet, nie die Nacht zubrächten. Dies ist nicht richtig, oder es haben jene Eingeborenen von den wirklichen Negritos berichtet, die ja auch auf der Insel Palawan sich finden.

Die Tinitianen (Batak) leben vielmehr in sehr geordneten Verhältnissen und zwar als Sozialisten! Nach Baamonde-Ortega sind ihre Häuser mit großer Vollendung (gran perfección) und mit einem gewissen Anklang an Eleganz, sowohl was den innern als auch den äußern Bau anbelangt, gebaut. Jede Tribu wohnt in einem einzigen großen Hause, es zerfällt in vier Abteilungen, in der einen schlafen die Witwen und die Jungfrauen, in der zweiten die Witwer und Junggesellen, in der dritten die Ehepaare und in der vierten die Kinder. Die Abteilung für Ehepaare ist in Zellen eingeteilt, für jedes Ehepaar eine. Von der Größe eines solchen Hauses kann man sich einen Begriff machen, wenn erwähnt wird, daß dies von Baamonde beschriebene Haus in der Abteilung für Ehepaare 20 Zellen besaß.

Sie leben in einer Art von Gütergemeinschaft: die Felder sind Tribu-Eigentum, gemeinsam wird der Wald ausgerodet und der Acker bestellt, auch speist die ganze Tribu womöglich gemeinsam. Der Stammälteste verteilt die Arbeit und den Ertrag. Sie bauen Reis, Camote (Convolvulus-Spezies) und Bananen an.

Der Stammälteste führt überhaupt die Leitung, er ist auch der Richter; die Strafen bestehen in Prügeln mit Bejucorohr, die gewöhnliche Zahl der Hiebe beträgt 12 bis 25. Der Ehebruch wird auf folgende Weise bestraft: Die Stammältesten lassen sich auf einer Bank unter einem von guten Geistern bewohnten Baume, der von einem Zaune umgeben ist, nieder. Die beiden Sünder werden vorgeführt, das Weib erhält nun soviel Prügel, als ihr Gatte verlangt, während der Don Juan verurteilt wird, dem Gatten der Ehebrecherin eine Buße, bestehend in Lebensmitteln, Eisenwaren, Küchengerätschaften u. s. w. zu entrichten. Hierauf wird ein Hahn geopfert, in dessen Blut Buyo (Betelportion) von den Anwesenden getaucht und schnell gekaut wird, damit ist (wie bei den Europäern nach stattgefundenem Duell) die Ehre wieder allerseits hergestellt. Wenn Blutschande konstatiert ist, so wird eine Mulde mit Steinen belastet, auf diese das Weib und über dieses der Mann gebunden und sie so ins Meer versenkt (ähnlich wie bei den Tagbanúas).

Sie leben in Monogamie. Die Hochzeitszeremonien sind folgende: Der Bräutigam begiebt sich mit seinen Verwandten in das Haus (oder Gemach?) der Braut, wo ein Menu aus Morisketa (Reis in Wasser gekocht) und Wildschweinsbraten (welchen mitunter ein Affenbraten vertritt) der Gäste harrt, außerdem wird mit Buyo (Betel) und Tabak aufgewartet. Nach aufgehobener Tafel erhebt sich der Bräutigam, formt aus der Morisketa eine Kugel (die Österreicher würden sagen ein Knödel) und steckt sie der Braut in den Mund, welche Artigkeit die Braut sofort erwidert, wodurch sie Mann und Frau werden. (Ähnliche Zeremonien findet man auch bei den Tagbanúas und auf Mindanao.) Hierauf wird der Freundschaftsbund zwischen den beiden Familien abgeschlossen, bei dem ein Trinkgelage die Hauptrolle spielt. Als Getränk diente früher Pangasi (Wein aus Reis), heute aber wird derselbe immer mehr durch den importierten Nipawein und Menorca (Anisetteschnaps von den Balearen) verdrängt. Nach P. Navarro verlassen sich bei einem Ehebruche beide Teile und jeder kann nach Belieben sich wieder verheiraten. Nach Baamonde-Ortega scheint, wenn in oben angeführter Weise der Ehebruch gesühnt wurde, keine Lösung des Ehebandes stattzufinden. Übrigens kommt Ehebruch sehr selten vor.

Wenn die Frau der Entbindung harrt oder in den Wehen liegt (sie ruht hierbei auf einer Bambusbank, die gegen das Fußende zu niedriger ist), so ficht der Mann wie rasend herum, um sie und das Kind gegen die „bösen Geister" zu schützen. Unter diesen „bösen Geistern" ist wohl der Patianak oder Puntianak, ein bei den meisten malaiischen Völkern bekannter Dämon, zu verstehen.

Sie kennen gute und böse Geister. An der Spitze der ersteren steht der Bánna. Sie benennen die niederen

Geister, wie dies fast bei allen Völkern der südlichen Philippinen der Fall ist, mit dem Namen Diwata. Sie glauben auch, daß die Seelen der Guten von den guten Diwatas begleitet würden, während die Seelen jener, welche auf Erden übles thaten, von den bösen Diwatas beständig gehetzt würden.

Ist jemand gestorben, so legen sie die Leiche entweder auf ein aus Rohr und Rotang verfertigtes Ruhebett oder in eine Art (offenen??) Sarges und legen zur Seite des Leichnams (in den Sarg) seine Waffen, Eisensachen, seine Kleider, Reis und andre Lebensmittel. Auch streuen sie Asche rings um den Sarg, um zu spähen, ob an den Fußstapfen nicht zu erkennen wäre, daß der Tote „umginge“. Dann finden die Trauerzeremonien statt (welche mehrere Tage Tage währen?). Die Trauernden hocken, sich bei den Händen haltend, rings um den Sarg, in dessen Nähe sich die Zauberpriester und Priesterinnen herumtreiben. Sie singen nun monotone Lieder, in denen sie die Tugenden des Verstorbenen preisen und den Bánua bitten, er möge sich mit dem Toten begnügen und niemanden andern noch töten. Dann heulen die (um hohen Preis gemieteten) Klageweiber. Zuletzt wird der Sarg gehoben (hinter welchem unmittelbar die Klageweiber schreiten) und in den Wald getragen. Hier hängt man den Sarg mit Rotangseilen an einem Baume auf (womöglich an einem Bogóbaume, wenn ein solcher nicht zu finden, an einem Ipil), der von guten Diwatas bewohnt wird. Wenn der Sarg oder das Traggerüst so lange im Geäste des Baumes hängen bleibt, bis das Fleisch der Leiche vollkommen verwest ist und nur die Knochen übrig bleiben, so ist das ein gutes Zeichen; es beweist dies nämlich, daß es dem Toten (oder vielmehr seiner Seele) im Jenseits gut gehe. Wenn aber vor diesem Zeitpunkte der Leichnam bezw. der Sarg zu Boden fällt, sei es, daß die Rotangseile faulten oder die neugierigen Affen die Knoten lösten, so glauben sie, daß es der Seele des Verstorbenen schlecht gehe. Solange der Leichnam an dem Baume hängt, legen sie zu Füßen des Baumes Buyo (Betel), Bananen, Tabak u. s. w. nieder, damit die Seele des Verstorbenen ihnen wohl gesinnt bleibe und Segen bringe. Von dem Augenblicke an, wo der Leichnam bezw. der Sarg zu Boden gefallen, kümmern sie sich um ihn nicht mehr, jene Liebesgaben werden eingestellt, denn sie haben vom Toten nichts mehr zu erwarten.

Wie die Tagbanúas (und andre philippinische Volksstämme), rüsten sie bei Epidemieen ein Schiffsmodell aus, welches sie mit Reis, Buyo und frischem Trinkwasser befrachten, um dasselbe dann ins Meer hinauszustoßen, damit die bösen Geister abfahren. Solche Schiffsmodelle — Sakuyan genannt — werden auch sonst noch zu Heilzwecken verwendet. Gewöhnliche Krankheiten nämlich kurieren sie mit Heilpflanzen, bei schweren Fällen aber schmücken sie die Wohnung des Kranken mit Zweigen jener Bäume aus, welche als Wohnsitze guter Geister gedacht werden, damit letztere zur Heilung herbeikämen, außerdem hängen sie kleine Schiffsmodelle an der Decke auf. Baamonde-Ortega meint, dies thue man, damit die guten Meergeister darin Platz nähmen, ich aber glaube, daß man erwartet, die bösen Geister schifften sich darin ein und dann (so vermute ich) wird das Schiff wohl, wie oben, ins Meer oder in den Fluß gelassen. Das Bett des Kranken umgeben sie mit Speisen, wie Ortega meint, damit die guten Geister daran sich labten, nach meiner Vermutung aber, damit die bösen Geister statt den Kranken „zu sich zu nehmen“ an den Speisen ihren Hunger stillten.

Ihre Tänze werden von einer Trommel begleitet, es tanzt immer nur ein Paar, welchem, wenn es ermüdet, ein zweites, diesem ein drittes u. s. w. folgt. Die Rangordnung der Paare wird durch das Alter bestimmt, d. h. das älteste Paar eröffnet, das jüngste endet den Tanz.

Ihr Handel ist gering, er beschränkt sich darauf, Bejuco (den sie Sigu nennen), d. h. Rotang und Kopalharz, in die christlichen Niederlassungen zu bringen. Als Gegenwert nehmen sie Reis, Messingdraht u. dgl. m.

Ihre Hauptwaffe bilden Bogen und Pfeile, letztere sind mit einem stark wirkenden vegetabilischen Gifte vergiftet. Eben deshalb werden sie von ihren Nachbaren gefürchtet. selbst die verwegenen Moros haben vor ihnen einen großen Respekt. Sie sind als ungastlich sehr verschrieen und ihr Gebiet wird deshalb gemieden; die freundliche Aufnahme, welche einzelne Missionäre bei ihnen fanden, beweist aber, daß sie besser sind, als ihr Ruf.

Sie zeigen wenig Geneigtheit, das Christentum anzunehmen, wohl nicht nur aus Anhänglichkeit an ihren väterlichen Glauben, sondern auch, weil mit dem spanischen Christentume auch ihre nationalen kommunistischen Eigentümlichkeiten sich nicht vertragen. P. Navarro schätzt ihre Zahl auf 2000, was mir eine zu niedrige Ziffer zu sein scheint.

Da von den Tinitianen oder Batak erwähnt wurde, daß sie Negritoblut in ihren Adern besäßen, so will ich gleich von den Negritos selbst sprechen.

A. Marche erwähnt (p. 345), daß man ihm versichert hätte, im Innern von Palawan gäbe es Negritos, welche Até genannt würden. Canga-Argüelles kennt sie aus persönlicher Anschauung. Nach ihm leben sie in größtem Elend auf den Berghöhen. Ihre Blöße bedecken sie mit Salúgan, d. h. mit der Rinde eines Baumes, welche sie durch Maceration in ein Gewebe verwandeln. Sie sind auch Ackerbauer; die Waldrodung obliegt den Männern, die Aussaat beiden Geschlechtern, die Ernte den Weibern allein. Canga-Argüelles sagt, sie hätten „Familien und Güter gemeinschaftlich“; ist da unter ersterem die Weibergemeinschaft zu verstehen? Sie sind gastfreundlich, gutmütig und inoffensiv, rächen sich aber fürchterlich für erlittene Unbilden. Die Knaben werden schon frühzeitig im Gebrauche des Bogens unterrichtet. Ihre Sprache weicht vom Tagbanúa-Idiome ab. Das ist alles, was wir von den Palawan-Negritos wissen, immerhin mehr als von den Bonayanans (richtiger wohl: Buayanan), von denen nur der Name bekannt ist. Marche scheint sie neben die Negritos zu stellen.

Ein weiterer Volksstamm der Insel Palawan ist jener der Tandulanen oder Tandolanen. Ihr Name wird von tandul = „Vorgebirge“ abgeleitet, weil sie angeblich von einem Vorgebirge zum andern wandern. Ihre Zahl soll sehr gering sein, die Ziffer 200, die Marche giebt, ist aber jedenfalls für ein Volk mit eigenem Sprachstamm zu klein. Sie wohnen oder wandern zwischen der Bai von Malampaya und jener von Carnray (A. Marche) und von der Punta Dienti bis Tularan herum (Padre Ruíz). Unter ihnen leben auch Remontados und Deserteure. Unter Remontado ist ein in die Wildnis aus irgend einem Grunde (Furcht vor Strafe ꝛc.) geflüchteter christlicher Malaie zu verstehen. Deshalb giebt es unter ihnen auch Individuen, welche so gefärbt sind, wie die „Indier“, d. h. die christlichen Küstenstämme des Archipels, und auch dieselben straffen Haare besitzen; die Mehrheit setzt sich aber aus Leuten von dunkler Hautfarbe und mit krausem oder gelocktem Haare zusammen und ein Drittel des Stammes soll aus ganz schwarzen Leuten bestehen. Auf letztere bezieht sich wohl die Mitteilung Canga-Argüelles, nach welchem die Tandulanen physisch den Negritos ähnlich sind, aber viel schwächlicher, auch sprächen sie eine andre Sprache. Marche sagt, sie wären ganz regulär gewachsen. Einige haben einen Bartanflug.

Die Männer tragen eine Leibbinde aus Baumrinde, die Frauen einen Schurz (Sarong?) aus demselben Stoffe.

Tritt kalte Witterung ein, so legen die Frauen (und Männer?) eine Art „maurischer“ Jacke an, die an der Brust und am Gürtel mit Muschelschnallen oder mit Kokosnußfasern zusammengehalten wird. Die Weiber tragen Armbänder aus dickem Messingdraht und durchbohren sich die Ohrlappen, um Zigarren und Stücke weißen Holzes hineinzustecken. Bemerkenswert ist die Nachricht Marches, nach welcher einige Tandulanen sich die Zähne schwarz beizen. Nach demselben Autor sind sie sehr schmutzig und verbreiten einen sehr unangenehmen Geruch. Sie waschen und baden sich niemals, außer wenn sie ein unfreiwilliges Bad durch einen Sturz ins Wasser nehmen. Trotzdem bleiben sie von Hautkrankheiten verschont. Sie kennen keinen Ackerbau (Canga-Argüelles), sie nähren sich nur von Waldfrüchten, Wildpret und Fischen, letztere erbeuten sie durch Pfeilschüsse oder durch Angeln. Ihre Angeln und Harpunen verfertigen sie aus Rochenschwänzen, welche sie ebenso wie die Pfeile (aber nicht immer) mit einem stark wirkenden, vegetabilischen Gifte vergiften. Nach Canga-Argüelles kennen sie ein Gegengift. Das Wildschwein jagen sie, indem sie auf einem Fruchtbaum sich verbergen: kommt das Schwein, um die abgefallenen Früchte zu fressen, so strecken sie es mit ihren vergifteten Pfeilen nieder. Zu ihrer Jagdbeute gehören Affen, Stachelschweine, Schlangen, je eine kleine Schweine (?)-Spezies (Pantot genannt), welche erheblich stinkt. Die Affen werden mit 30 cm langen, vergifteten, bartlosen Pfeilen aus Blaserohren erlegt. Auch Schildkröten werden eifrig verfolgt. Die Nahrung nehmen sie roh oder gekocht zu sich, ersteres häufiger. Das Salz ersetzen sie durch Meerwasser. Ihre Kähne sind mit Ausliegern versehene Einbäume.

Sie kauen keinen Betel, rauchen aber Zigarren. Über ihre Sitten und Bräuche ist nichts bekannt. Nach Canga-Argüelles bilden nahe Verwandtschaftsgrade kein Ehehindernis. Handel scheinen sie nur mit den Moros zu treiben, von denen sie ihre Bolos (Waldmesser) einhandeln. Alles, was wir von den Tandulanen wissen, gestattet den Schluß zu ziehen, daß sie eine Mischrasse mit vorwiegendem Negritoblute bilden. Sie scheinen die Parias der Insel Palawan zu bilden. Ich bemerke zugleich, daß auch die Tandulanen mitunter Igorroten genannt werden.

Eine weitere Mischrasse bilden die Bulalacaunos, doch scheint die etwas adlerartig gekrümmte Nase darauf zu deuten, daß das Negritoblut nicht vorwiegt. Sie bewohnen das Innere der Calamianen-Inseln und auch den nördlichen Teil der Insel Palawan.

Da ich schon einmal etwas über die Bulalacaunos veröffentlicht habe (Deutsche Rundschau für Geographie und Statistik, Bd. VI, S. 164 bis 165, 1884), so erwähne ich hier nur, daß unter ihren Göttern der Táno Satolonam kleine Kinder frißt und den Menschen mit Schabernack heimspielt, also an den Patianak und Osuang der Tagulen erinnert. Sie verehren oder fürchten auch den Mamáo oder Mangaloc, der mit dem Dämon Mangalo der alten Tagalen identisch ist. Wenn der Kilit-kilit, ein dem Turmfalken oder Rötelgeier ähnlicher Vogel, vom Dache eines Hauses aus seinen Schrei ertönen läßt, so wird einer der Bewohner desselben bald sterben.

Fassen wir das oben Gesagte kurz zusammen, so ergiebt sich, daß Palawan und die Calamianen von folgenden Volksstämmen bewohnt werden:

A. Von Negritos (Até).

B. Von der negritomalaiischen Stämmen: 1. Tandolanes oder Tandulanen (mit vorwiegendem Negritoblut). 2. Tinitianen oder Batak. 3. Bulalacaunos (mit vorwiegendem Malaienblut).

C. Von malaiischen (bezw. indonesischen) Stämmen: 1. Tagbanúas, zu welchen nach A. Marche auch die Calamianen, Agutainos und Coyuvos zu zählen sind. Nach demselben Autor haben sie auch Negritoblut in ihren Adern. 2. Moros.

Wohin die Bonayanans des A. Marche zu stellen sind, kann heute nicht gesagt werden.

Aus der Namenliste der Völker jenes Teiles des Philippinen-Archipels sind unbedingt zu streichen die Igorrotes, Manguianes und Palawanes.

Immerhin bleibt nur gewiß, daß es Negritos, Tagbanúas und Moros giebt, denn über die übrigen Stämme sind wir doch nicht so genügend unterrichtet, um nicht z. B. eines Tages mit der Nachricht überrascht zu werden, daß z. B. Batak und Bulalacaunos einen einzigen Stamm bildeten.

Die Leichenbretter.

Von F. Kaibler.

Von der Schweiz an durch Tirol, Salzburg, die bayerischen Lande und die Oberpfalz nach Böhmen hinein, ausklingend in Oberfranken, hat sich der Brauch erhalten, die Bretter, auf welchen die Leiche vor dem Begräbnis gelegen hat, nach demselben öffentlich aufzustellen und mit dem Namen des Verstorbenen, sowie Sprüchen versehen als ein Denkmal für denselben zu erhalten. Der Brauch ist danach auf den allemannischen und namentlich den bayerischen Volksstamm beschränkt oder hat hier sich wenigstens erhalten, denn es fehlt nicht an Nachrichten, daß das Leichenbrett auch schon in alter Zeit bei andern Stämmen benutzt wurde.

Von dem Körper des erschlagenen Siegfried heißt es (Nibelungen 1058): „man zôch ûz den Kleidern sînen schönen lîp und wuosch im sîne wunden; man leite in auf den rê“.

Hier tritt uns einer der ältesten Namen für das Leichenbrett entgegen, nämlich rê. Noch jetzt ist in den Alpen die Bezeichnung Rebrett oder Rechbrett üblich[1]). In der Schweiz heißt das Brett „Laden“, in der bayerischen Oberpfalz „Toudenbrett“. Der Sarg (von sarcophagus) ist etwas verhältnismäßig spätes; ursprünglich beerdigte man die Leichen in Tücher gehüllt oder in ausgehöhlten Bäumen, den Totenbäumen. Wo diese nicht die Leiche schützten, da wurde Holzwerk oder ein Brett zum Schutz gegen das nachfolgende Erdreich über den Körper gelegt. Daher hat man in den Totenbrettern einen Nachhall jenes lignum insuper positum erkennen wollen, welches nach den bayerischen Volksgesetzen (Tit. XIX, Cap. 8 der Leges Bajuvariorum) zum Schutze über den toten Körper vor dem eingeworfenen Erdreiche in das Grab gelegt wurde. Graf Hundt (Sitzungsberichte der bayer. Akad. d. Wissensch. 1866, II, 409) hat in seiner Arbeit über die Reihengräber von Gauting, in welchen Holzschichten oberhalb der Toten beobachtet wurden, die Ansicht geäußert, daß jenes zu heidnischer Zeit in das Grab mitgegebene Brett, jetzt in christlicher Zeit, wo die Bestattung in vollständigen Särgen erfolgt, aus frommer Sorge für das Seelenheil des Verstorbenen an vielbetretenen Fußpfaden ausgestellt wurde. Christliche Sitte erwuchs aus heidnischem Brauche.

[1]) Leiche: althochdeutsch hreo, angels. hrâ (w), altnord. hrae. Die Bedeutungen des Wortes im Mittelhochdeutschen sind (nach Lexer): Leichnam, Tod, Tötung, Mord, Grab, Begräbnis, Totenbahre.

Leichenbretter im bayerischen Walde. Gezeichnet von B. Köhler.

Verfolgen wir nun die Leichenbretter von West nach Ost und sehen wir uns alsdann den Inhalt derselben an, den sie zur Erinnerung an Verstorbene in oft rührenden, oft auch sehr naiven Sprüchen uns offenbaren.

Im Züricherlande wurde noch im vorigen Jahrhundert die Leiche nur in ein Tuch gehüllt und dann auf einem Brette, der Lade, zu Grabe gebracht, selbst in der Stadt lange noch ohne Sarg. „Daher ist die Gewohnheit übrig geblieben, den Laden, auf welchem die Leiche gelegen, beim Wohnhause als Steg über den nächsten Wassergraben zu legen, oder, wie es bei St. Gallen geschieht, dem Verstorbenen eine hölzerne Gedenktafel mit seinem Namen in Form eines Sargbrettes aufzurichten.“ (Rochholz, Deutscher Glaube und Brauch I, 193). Ist hier in der Schweiz auch von dem poetischen Inhalt der Leichenbretter keine Rede, erscheinen sie rein als Erinnerungstafeln, so tritt uns doch schon hier die eigentümliche Verwendung derselben als Brückensteg über Graben oder Sumpf entgegen, eine Verwendung, die ihnen bleibt bis zu dem andern, nordöstlichen Ende ihrer Verbreitung in der bayerischen Pfalz. Diese Anwendung als Brückensteg benutzte L. Lindenschmit (Handbuch der deutschen Altertumskunde I, 97) zur Erläuterung einer Stelle im salischen Gesetz, wo von der äußeren Grabausstattung die Rede ist und es heißt: Silave, quod est ponticulus super hominem mortuum. Dieses rätselhafte Silave soll das Leichenbrett sein, welches einmal als Erinnerungstafel, dann aber als Brücke diente, wo es die Aufmerksamkeit Vorübergehender auf sich zog.

Über die „Rechbretter“ in Tirol belehrt uns Ludwig von Hörmann (Grabschriften und Marterlen, Leipzig 1890, Vorrede). Vorzüglich sind sie auch im Salzburgischen häufig. Hier aber ist es nicht mehr das ursprüngliche Leichenbrett, das an den Weg gestellt wird, sondern ein stellvertretendes Machwerk des Tischlers. Hörmann beobachtete sie im Pinzgau besonders oft.

In Oberbayern sind die Leichenbretter häufig im Lande an der Amper, im Flachlande zwischen Lech und Isar, aber auch im Traungau. Sie sind hier an Kirchwegen, an Bäumen angeheftet, als Stege über Gräben angebracht, aber auch oft platt auf die Feldwege gelegt, so daß sie nicht übersehen werden können. (Bavaria I, 413.)

In Niederbayern, namentlich im bayerischen Walde, scheinen die Leichenbretter ihre stärkste Verbreitung zu finden, sind sie am häufigsten vertreten. Felix Dahn (Bavaria I, 995) meint, daß selten dort noch das wirkliche Leichenbrett, auf dem der Tote gelegen, aufgestellt werde, meist käme eine Säule, Pyramide u. dergl., Machwerk des Schreiners, an ihre Stelle. Allein B. Köhler, der diesen Leichenbrettern besondere Aufmerksamkeit widmete, erklärt (Illustrierte Zeitung vom 6. Februar 1875), daß das neue Brett, auf dem die Leiche wirklich lag, zum Schreiner kommt, der es mit einem Schutzdache versieht und mit Farben bemalt. Unter dem Schutzdache ist ein Heiligenbild angebracht, jetzt meist Lithographie, oder es sind die Symbole der Vergänglichkeit, Totenkopf, Sanduhr u. s. w., dort abgemalt. Der Heilige steht in Beziehung zum Vornamen dessen, der einst auf dem Leichenbrette lag: Der heilige Joseph mit dem Christkinde bei einem Manne namens Joseph. Die heilige Katharina mit schrecklichem Zackenrade bei einer Frau namens Katharina. Unterhalb der Bilder stehen Vor- und Zuname, Beruf, Geburts- und Todestag des Betreffenden. Nach der Personalbeschreibung folgen die poetischen Ergüsse. Im bayerischen Walde stehen die Leichenbretter meist nicht einzeln, sondern in Gruppen, gewöhnlich um ein Kruzifix herum. An einem Draht sind unter den Inschriften häufig Rosenkranzperlen angebracht, die zum Gebet für den Verstorbenen einladen; man schiebt sie vorwärts und spricht dabei ein Vaterunser.

Wie im bayerischen Walde sind die Leichenbretter auch im Böhmerwalde verbreitet und hier sowohl auf der bayerischen als der böhmischen Seite. Die Deutschen im südwestlichen Böhmen stammen aus Bayern und nahmen die Sitte der Leichenbretter mit hinüber ins slavische Land. Häufig sind sie z. B. bei Eisenstein an den befahrensten Straßen, dort grün und blau angestrichen und mit weißen Kreuzen bemalt. Auch dort stehen sie in Gruppen, und neben den frischen Brettern manch altes, morsches, zusammengefallenes. (F. Höllrigl, Aus dem Böhmerwalde. Wien 1884, 85). In Böhmen verknüpft sich auch der Aberglauben mit den Totenbrettern: Sie fallen am heiligen Abend um, und in welcher Gegend sie fallen, dort stirbt jemand (Grohmann, Aberglauben aus Böhmen 1310).

Weiter nördlich wird die öffentliche Ausstellung der Totenbretter als Erinnerungszeichen immer seltener, wiewohl sie selbst noch bekannt sind. In der bayerischen Oberpfalz wird der Verstorbene auf das „Toudenbrett“ gebracht; doch darf er mit dem Gesichte weder gegen Abend noch gegen Morgen darauf liegen; die Füße müssen gegen die Stubenthür gerichtet sein. Drei Tage bleibt die mit einem Tuche bedeckte Leiche auf dem Brette, dann erst kommt sie in den Sarg (Bavaria II, 322). Endlich finden wir die Leichenbretter noch im bayerischen Oberfranken, und hier scheinen sie ihre Nordgrenze zu erreichen. Öffentlich aufgestellt werden sie hier auch nicht mehr. Im Mistelgau z. B. ist in jedem Hause ein Totenbrett vorrätig, das seine Verwendung schon bei Ahn und Urahn gefunden hat und auf dem die Leiche liegt (Bavaria III, 365).

Soviel über die Sitte selbst und deren Verbreitung, die eine streng begrenzte ist. Aber die Leichenbretter werden noch von Wichtigkeit dadurch, daß sie in ihren Inschriften, welche denen auf Grabdenkmälern gleich stehen, in großer Mannigfaltigkeit und wechselnder Gestaltung die Anschauungs-, Denk- und Gefühlsweise der Menschen innerhalb eines großen Zeitraums wiederspiegeln. Sie werden dadurch für den Sprach- und Sittenforscher zu einer Fundgrube für die Beurteilung des Volkscharakters. „Ihr Inhalt, sagt von Hörmann, ist entweder allgemeiner Natur und behandelt das Kapitel vom Tode und der Ewigkeit, daneben Schmerz über den Verlust teurer Angehöriger mit der Hoffnung auf Wiedersehen. Manche dieser Verse sind von einer Tiefe und Innigkeit, wie man es gar nicht erwarten möchte. Zeitweilig kommen auch Ursprünglichkeit und Naivetät zum Durchbruch.“ Zur Charakteristik mögen nun hier einige dieser Inschriften folgen; mehr ist in den angeführten Schriften von Köhler und Hörmann zu finden.

Du Freund, es wird dein Ende kommen,
Doch weißt du nicht wo, wann und wie,
Vielleicht wirst du der Welt entnommen
Heut' Abend oder morgen früh.
Vielleicht ist auch dein Ziel bestimmt,
Eh' diese Stund' ein Ende nimmt. (Pinzgau.)

Auf einem Leichenbrett bei Eisenstein in Böhmen steht:

Denkmall.
Auf diesem Brett
hat geruht die Ern-
geachtete Jungfrau Theresia Gschwendner, welche nach empfangen
Sterbsakrament ihres Alters im 18. Jahr 23. August 1873
gottselig im Herrn entschlafen ist.

In meiner schönsten Jugendblüth
Hätt' ich es nicht gedacht,
Daß der Tod, der Sensenmann
An meiner Thür klopfet an.
Bin ich bekannt gewesen dir
So bitte ein Vaterunser mir:
So bitte ihn mit heller Stimm',
Weil ich so jung gestorben bin.

Hier spricht die Verstorbene selbst zum Vorübergehenden; ebenso auf einem Leichenbrett im bayerischen Walde:

Ich lieg' im Grab und muß verwesen,
Was du jetzt bist, bin ich gewesen!
Was ich jetzt bin, das wirst auch du!
Drum steh und bitt für meine Ruh.

In derselben Gegend spricht sich der Schmerz einer Mutter über den Tod des Kindes folgendermaßen aus:

Mein Kind, das war ein Rosenknopf
Wollte eine Rose werden.
Da kam der Tod und roch daran,
Da war's nicht mehr auf Erden.

Betrachtungen über die Hinfälligkeit des menschlichen Lebens und aller irdischen Herrlichkeit enthält der folgende, gleichfalls auf einem Leichenbrett im bayerischen Walde stehende Spruch:

Ob die ganze Welt dich nennt,
Oder bloß dein Nachbar kennt,
Ob du arm bist oder reich,
Ob du rot bist oder bleich,
Dieses ist zuletzt ganz gleich.
Jeder Mensch auf Erden
Muß zu Staube werden.

Das ist ein alter Spruch, der auf vielen Leichenbrettern wiederkehrt, wie denn überhaupt, nach Köhlers Beobachtung, die meisten dieser Sprüche von einem Brette auf das andre übergehen und immer wieder mit den alten Worten ein neues und doch auch ewig das alte Lied zu singen.

Die Flutsagen.

Von Richard Andree.

Die Ansicht, daß die Flutsagen ein allen Völkern der Erde gemeinsames Erbteil aus der Urzeit des Menschengeschlechts seien und daß dieselben auf ein großes Ereignis, das in der Bibel erzählte, zurückgehen, hat allerdings schon hier und da Widerspruch gefunden, ist aber nichts destoweniger noch die herrschende geblieben.

Beides ist aber unrichtig; die Flutsagen sind nicht universell und gehen keineswegs auf ein und dasselbe Ereignis zurück. Um sie richtig beurteilen zu können, ist es vor allem nötig, das Material zu sammeln, was bisher nicht, oder in sehr ungenügender Weise geschehen war. Erst wenn eine Übersicht möglich über das, was an Flutsagenstoff auf der Erde vorhanden, dann läßt sich ein Urteil fällen; der vergleichende Weg, den der Ethnograph hierbei einschlägt, wird vieles aufhellen, in anderm Lichte erscheinen lassen, als eine einseitig theologische Behandlung vermag, die den biblischen Bericht in den Mittelpunkt, gleichsam als festen Felsen stellt und gelegentlich andre Berichte als bestätigendes Beiwerk heranzieht.

Es kommt also darauf an, den Stoff zu sammeln und kritisch zu sichten. Ich habe einen Versuch in dieser Richtung gemacht und gegen 100 Flutsagen bei den verschiedensten Völkern gesammelt und besprochen in einer demnächst bei Friedrich Vieweg und Sohn erscheinenden kleinen Schrift: „Die Flutsagen, ethnographisch betrachtet", aus der ich hier einige Ergebnisse mitteilen will. Es ist ganz natürlich, daß ein Einzelner, der zu sammeln beginnt, zu einer Vollständigkeit nicht gelangen kann, daß er keinen Abschluß zu erzielen vermag; ich betrachte meine kleine Schrift daher auch nur als einen Anfang, an den noch mehr Stoff ankristallisieren wird. Schon soeben, beim Abschlusse des Druckes, wird mir wieder eine neue Flutsage bekannt [1]), die ich nicht mehr benutzen konnte.

Nach meiner Zusammenstellung, deren Lückenhaftigkeit mir wohl bewußt ist, die aber immerhin noch mehr bietet, als bisher gesammelt wurde, läßt sich nun in großen Zügen überschauen, wo überhaupt Flutsagen vorkommen. Es ergiebt sich sofort, daß dieselben nicht universell sind. In Vorderasien, Persien, Tibet, Vorder- und Hinterindien kommen sie vor. Sie erscheinen so verwischt und selten auf dem großen ostasiatischen Archipel, daß ich sie hier fast ausschließen möchte. Inselartig vereinzelt ist die Flutsage auf der Halbinsel Kamtschatka vorhanden. Danach ergiebt sich, daß dieselbe in Arabien, Innerasien, ganz Nordasien, China und Japan fehlt.

Europa hat eigentlich nur in den hellenischen Flutsagen seine Vertretung auf diesem Gebiete. Das wenige andre, was bekannt ist, erscheint aus der biblischen Quelle geflossen, die in heimische Gewänder gekleidet wurde oder sich auf echt vorhandenen Stoff aufpfropfte.

Afrika ist, worauf schon von andern hingewiesen wurde, auszuschließen. Es sind allerdings einige auf natürliche und örtliche Ergebnisse hinweisende Flutsagen vorhanden; dieses ist aber dem ganzen großen Erdteil gegenüber so wenig und verschwindend, daß es übergangen werden kann. Wenn der äußerste Süden mehr Anklänge zeigt, so ist hier christliche Beeinflussung maßgebend gewesen. Vom australischen Festlande an über Neu-Guinea durch Melanesien, Mikronesien und Polynesien bis zu den Sandwichinseln finden wir die Flutsagen. Sie sind in Amerika von den Eskimo im Norden bis zu den Araukanern im Süden überall vorhanden.

Die Gemeinsamkeit aller Sintflutsagen und die Zurückführung derselben auf ein großes Ereignis, dasselbe, welches in der Bibel erzählt wird, ist eine Annahme, die noch vielfach Geltung hat und ihre Vertreter selbst in gelehrten Kreisen findet. Lenormant [1]), welcher auf diesem Standpunkte steht, sagt: Der Sintflutbericht sei une tradition universelle dans tous les rameaux de l'humanité, à l'exception de la race noire. Aucun mythe religieux ou cosmogonique ne présente ce caractère d'universalité. Daher sind ihm diese Sagen der Nachklang eines wirklichen, fürchterlichen Ereignisses, welches die ersten Menschen traf und bei deren Nachkommen nicht in Vergessenheit geriet; es fand statt in der Nähe der Wiege des Menschengeschlechts.

Abgesehen davon, daß wir über die „Wiege des Menschengeschlechts", wie der vage Ausdruck lautet, noch gar nichts wissen, sind die Flutsagen durchaus nicht so allgemein über die Erde verbreitet und bei allen Völkern — von den Negern abgesehen — zu finden, wie Lenormant meint. Meine Zusammenstellung läßt noch gewaltige flutsagenfreie Gebiete erkennen; daneben finden sich räumlich begrenzte Sagengebiete von Fluten, die auf meist bestimmte natürliche Verhältnisse zurückgeführt werden können.

Bereits Jakob Grimm hatte das Richtige getroffen [2]),

[1]) Eine Flutsage der Lolos in Yünnan, eine der berühmtesten Mythen dieses Volks, die bei Verlobungen, Hochzeiten und Todesfällen vorgetragen wird, erzählt Paul Vial in seiner neuesten Schrift De la langue et de l'écriture indigènes au Yun-nan. Paris, Leroux, 1890.

[1]) Origines de l'histoire d'après la Bible I, 489.
[2]) Deutsche Mythologie³ 547.

wenn er sagt: „Es scheint mir unmöglich, die Vielheit aller Dichtungen von der großen Flut und von der Erschaffung des Menschengeschlechts auf die mosaische Urkunde zurückzuführen, aus der sie verwildert und entstellt sein sollten, das verbieten schon die eigentümlichen Vorzüge, Mängel und Abweichungen einer jeden." Muß denn diese Sage gerade bei den Semiten entstanden sein, und könnten, wenn wir einmal von einem Urquell ausgehen wollten, die Hebräer nicht auch von andern Völkern etwas angenommen haben? Die Wahnvorstellung von der völligen Originalität der Juden in allen Dingen ist von der vergleichenden Völkerkunde doch längst zurückgewiesen worden, und vieles, was nur auf sie oder ihren Gesetzgeber zurückgeführt wurde (Beschneidung, Speiseverbote ꝛc.) erweist sich als weit verbreiteter Brauch oder älter als bei den Juden.

Die vergleichende Ethnographie und das Studium des Folklore haben uns heute weit genug geführt, um uns zu zeigen, daß Sagen und Erzählungen ihre Wurzeln in der Natur des menschlichen Geistes haben. Ihr Dasein hängt nicht ab von einer Rasse; gewisse Formen derselben sind unter günstigen Umständen allerdings von einem Volke zum andern gewandert und haben dort, verändert nach den dortigen Verhältnissen, Lokalfärbungen angenommen oder mit vorhandenen Mythen sich vermischt, so daß es Sache der Kritik ist, hier Ursprüngliches und Eingewandertes zu scheiden. Daß die geologische Diluvialperiode ausgeschlossen und mit der mosaischen Fluterzählung nicht in Zusammenhang zu bringen sei, wird jetzt allgemein zugegeben, wie denn überhaupt von einer die *ganze* Erde deckenden Flut nicht die Rede sein kann und es sich nur um örtliche, teilweise Überflutungen handelt. Mit demselben Rechte, wie der biblische Bericht, spricht der Indianer Amerikas oder der Südseeinsulaner von der Überschwemmung der ganzen Erde; es ist eben die Erde, soweit sie in seinen Gesichtskreis fällt, darunter zu verstehen. Die Sage hat überhaupt die Neigung, das Kleine zum Großen zu gestalten, ein Ereignis, das nur örtlich war, wird von ihr zur Weltbegebenheit aufgebauscht.

Abgesehen auch davon, daß die Flutsagen keineswegs in dem Grade universell sind, wie man gewöhnlich annimmt, spricht der innere Inhalt derselben gegen gemeinsamen Ursprung. Bei vielen zeigt sich, wie wir gesehen haben, der offenbare Zusammenhang mit der biblischen Urkunde so deutlich, daß sofort der Einfluß christlicher Missionare in die Augen springt. Oft ist es die mosaische Erzählung, der nur ein örtlicher Mantel umgehangen wird, noch häufiger aber die Aufpfropfung derselben auf eine echte, vorhandene Flutüberlieferung, die dann erst von dem biblischen Beiwerk befreit werden muß, um sie genau zu erkennen. Häufig ist auch nur die nackte Thatsache von einer großen Flut überliefert, in welcher viele Menschen untergingen, einige aber sich auf Berggipfel oder vorsichtig in Kähnen retteten, welche vorher mit Lebensmitteln versehen waren. Solche Ereignisse sind so natürlich und einfach, daß man dabei nicht an Entlehnung zu denken oder einen Nachhall des biblischen Berichtes anzunehmen braucht. Und will man dennoch letzteres, warum fehlen denn alle übrigen gleichwertigen biblischen Erzählungen, warum ist denn z. B. die Schöpfungsgeschichte nicht erhalten geblieben und nur die Sintflutsage?

Mit den ausschmückenden Einzelheiten ist es etwas andres, und diese, wenn sie zu sehr an den biblischen Bericht sich anlehnen, geben uns oft Fingerzeige für eine Entlehnung und für spätere christliche Einflüsse. Man hat es wohl als charakteristisch für den biblischen Bericht von der Flut hingestellt und diesen allein auszeichnend, daß die Flut als ein göttliches Strafgericht über das sündhafte Menschengeschlecht kam und durch dieselbe die Vertilgung stattfand. Aber auch dieser Zug findet sich anderweitig in durchaus echten Flutsagen und erscheint mir nicht auffällig.

In dem von mir mitgeteilten Stoffe ist ein Strafgericht durch eine vernichtende Flut, ausgehend von einem höheren Wesen und verfügt wegen der Sünden der Menschen, erzählt bei den Kohls, den Mincopi, bei den Dajaks, den Fidschiinsulanern, den Pelauinsulanern, auf den Gesellschaftsinseln, bei den Algonquin, den Arawaken. Von diesen können aber nur einige als biblisch beeinflußt gelten.

Die Aussendung der Taube aus der Arche und ihre Rückkehr mit dem Ölzweig ist schon eine bezeichnendere Einzelheit, die bei ihrem Vorkommen in den Flutsagen der Naturvölker Verdacht erregen muß. Namentlich bei den Indianern treten verschiedene Vögel, der Rabe, die Moschusratte an die Stelle der Taube, bei andern der Coyote. Stets ist dabei aber zu bedenken, daß im Bereiche seefahrender Völker das Mitnehmen von Vögeln auf weiten Seereisen, um durch diese in zweifelhaften Fällen die Küstenrichtung zu erkennen, nichts Ungewöhnliches ist und daher leicht in den Sagen Aufnahme finden konnte. Gerade im Altertum finden sich darauf bezügliche Beispiele, wie solcher Gebrauch im Indischen Meere bei den Seefahrern von Taprobane erwähnt wird. Die Argonauten lassen Tauben fliegen, um von der Möglichkeit der Fahrt durch die Symplegaden sich zu überzeugen. Floke Vilgedarson, der 868 auszog, um Island zu entdecken, führte nach dem Landnamabuk drei Raben mit sich, die ihm als Wegweiser dienen sollten und von denen man annahm, daß sie bei der Nähe von Land diesem zufliegen würden, so daß der Seefahrer ihnen bloß zu folgen brauchte. Auch in den Mythen der nordamerikanischen Völker spielen während der Flut ausgesandte Tiere eine Rolle, um Land zu erkundigen.

Der Zug in der Deukalionischen Flut, daß Menschen durch das Werfen von Steinen entstehen, kehrt wieder bei den Indianern Guianas und zwar ganz unvermittelt.

Als ein sich wiederholender Einzelzug tritt auch die Vorausverkündigung der Flut durch Tiere ein. Bei den Tschiroki ist ein Hund der Warner, bei den Peruanern sind es Lamas.

Wieder gilt als ein die Gemeinsamkeit der Flutsagen beweisender Zug, daß das Schiff, in welchem die Überlebenden sich retten, auf einem hohen Berge strandet. Sofort will man darin den Ararat erkennen. Wie aber die Rettung in einem Schiffe ein durchaus natürlicher, keine Entlehnung beweisender Zug ist, so auch das Sitzenbleiben des Schiffes auf einem Berge, und daß dieses ein hoher, durch die Formen in die Augen springender sein muß, ist beim Wesen der Sage ganz natürlich. Darum kehrt auch der Ararat so oft wieder. In Indien (Naubandhanam), der Tendong bei den Leptscha, die Insel Wolaemi bei den Mincopi, der Lulumut bei den Binuas, der Nusaku auf Ceram, der Parnaß (nach andern Othrys, Athos) bei den Hellenen, Mbengge bei den Fidschiinsulanern, die Insel Taomarama bei den Gesellschaftsinsulanern, der Tschaneguta der Loucheux, der „Befestiger" in der Olympic Range bei den Clallam, die Cascade Range bei den Puyallop, der Taylors Peak bei den Mattoal, der Pik von Colhuacan in Mexiko, der Ancasmarca in Peru, der Thegtheg bei den Araukanern, der Tamanaku am Orinoko sind solche Parallelen des Ararat. Aber nur der kleinere Teil dieser Rettungsberge erscheint in unverfälschten Flutsagen, eine etwas größere Zahl findet sich in solchen, die mit biblischen Elementen durchsetzt sind.

Es giebt aber noch andere in den Flutsagen bei den entferntesten Völkern sich wiederholende Züge, die aus ganz natürlicher Veranlassung fließen, aber nicht als Beweisgrund einer Entlehnung aufgefaßt werden können. In vielen Flutsagen kehrt der Zug wieder, daß das rettende Schiff an ein

1. Wulamo maskan-ako-anup lennowak makowini essopak.
Long ago powerful snake when men also bad beings had become.

2. Maskanako shingalusit nijini-essopak shawalendamep
Strong snake enemy beings had become became troubled
ekin-shingalan.
together hating.

3. Nishawi palliton nishawi machiton nishawi matta
Both fighting both spoiling both not
lungundowin.
peaceful (or keeping peace).

4. Mattapewi wiki nihanlowit mekwazuan.
Less men with dead keeper fighting.

5. Maskanako gichi penauwelendamep lennowak owini
Strong snake great resolved men beings
palliton.
to destroy (fight).

6. N'akowa petonep, amangam petonep akopehella
Black snake he brought monster he brought rushing snake water
petonep.
he brought.

7. Pehella-pehella pohoka-pohoka eshohok-eshohok
Much water rushing much go to hills much penetrating
palliton-palliton.
much destroying.

8. Tulapit menapit Nanaboush maska-boush
At Tula (or turtle land) at that island Nanabush (strong)
owinimokom linowimokom.
of beings the grandfather of men the grandfather.

9. Gishikin-pommixin tulagishatten-lohxin.
Being born creeping at Tula he is ready to move and dwell.

10. Owini linowi wemoltin pehella gahani pommixin
Beings men all go forth flood water creeping (floating?)
nahiwi tatalli tulapin.
above water which way (where) turtle-back.

11. Amangamek makdopamek alendguwek metzipannek.
Monsters of the sea they were many some of them they did eat.

12. Manito-dasin mokol-wichemass palpal payat payat
Spirit daughters boat helped come, come coming coming
wemichemap.
all helped.

13. Nanaboush Nanaboush wemimokom winimokom
Nanabush Nanabush of all the grandfather of beings the grandfather
linnimokom tulamokom
of men the grandfather of turtles the grandfather.

14. Linapima tulapima tulapewi tapitawi.
Man then turtle then turtle they altogether.

15. Wishanem tulpewi pataman tulpewi paniton
Frightened (startled?) turtle he praying turtle he let it be
wuliton.
to make well.

16. Kshipehelen penkwihilen kwamipokho sitwalikho
Water running off it is drying plain and mountain path of cave.
maskan wagan palliwi.
powerful or dire action elsewhere.

Sintflutbericht der Algonquins nach Squier.

Seil gefesselt wird. In der Bibel fehlt er. Läßt man ein solches einzelnes Argument als kräftig genug gelten, um Entlehnung festzustellen, so ist ein Zusammenhang bei den Flutsagen der Inder, der Kamtschadalen, der Wogulen, der Pelauinsulaner, der Twana und Arawaken vorhanden, bei denen allen das fesselnde Seil von Wichtigkeit. Es ist so natürlich wie eine auf Kundschaft entsendete Taube oder das Stranden des Rettungsschiffes auf hohem Berge.

Gewiß ist es auch ein schwer wiegender Grund gegen die vermeintliche Universalität der Flutsagen und gegen einen gemeinsamen Ursprung der letzteren, daß die den Hebräern benachbarten Völker ohne Kenntnis derselben waren. Bei den Arabern findet sich nichts, was auf eine Flutsage hindeutet, trotzdem sie Semiten und die nächsten Nachbaren der Babylonier und Hebräer sind. Sie weichen in mythologischer Beziehung überhaupt stark von den Nordsemiten ab, und ihre Götterwelt, vor dem Auftreten Mohammeds, ist eine durchaus andre, als jene der übrigen Semiten.

Das gewöhnlich nach Regen lechzende und nichts weniger als zu Überschwemmungen geneigte Eran macht von vornherein die Übertragung der Flutsage vom vorderasiatischen Boden dorthin unwahrscheinlich. Trotzdem wollen verschiedene Gelehrte gefunden haben, daß die große Flutkatastrophe der Genesis im Avesta wiederzufinden sei, eine Ansicht, welcher Friedrich Spiegel nicht beipflichtet. In einer Erzählung des Bundehesch kommt allerdings eine Flutsage vor, die jedoch keinerlei Analogie mit dem biblischen Bericht bietet.

Auch die südwestlichen Nachbaren der Hebräer, die Ägypter, besitzen keine Flutsage. Ihr fast regenloses Land weist dieses schon ab. Lauth will allerdings eine ägyptische Flutsage gefunden haben; es ist dieses eine hieroglyphische Inschrift „Die neue Weltordnung nach Vernichtung des sündigen Menschengeschlechts", welche sich in einer kleinen Kammer beim Königsgrabe des Pharao Seti I. (um 1350 vor Chr.) in Theben befindet und die H. Brugsch unter diesem Titel herausgegeben hat. Gerade aber diese Sage von der Vernichtung des Menschengeschlechts infolge seiner Sündhaftigkeit giebt dem Texte eine besondere Bedeutung, da sie unwillkürlich an die biblische Überlieferung von der Vertilgung des sündhaften Menschengeschlechts erinnert. Hier wie da die Vorstellung von einem göttlichen Strafgerichte, das nur die Auserwählten dem allgemeinen Untergange entzog. Sonst bewegt sich die ägyptische Überlieferung nur in dem engbegrenzten Rahmen mythologischer Vorstellungen, und es ist auch, außer den angeführten Übereinstimmungen, nicht ein einziger weiterer Zug in ihr vorhanden, welcher eine Vergleichung mit der biblischen Überlieferung gestattet. Namentlich ist von einer Wasserflut in ihr durchaus nicht die Rede.

Bei den nächsten Nachbaren der Hebräer und Babylonier ist also die Flutsage nicht vorhanden.

Der Einfluß der chaldäisch-hebräischen Flutsage auf die Völker der Erde ist aber ein gewaltiger gewesen, und er ist da um so stärker geworden, wo er an ursprünglich Vorhandenes sich anlehnen konnte. Es zeigt sich dieses so recht in Amerika. In diesem weit ausgedehnten Gebiete dürfen wir das Vorhandensein echter und ursprünglicher Flutsagen annehmen; doch diese haben sich nur teilweise rein erhalten, andre zeigen die originalen Formen bloß bruchstückweise, bei sehr vielen zeigt sich eine Vermischung mit Elementen der vorderasiatischen Sage, ja diese tritt hier und da ganz in den Vordergrund, nur mit einem heimischen Mäntelchen versehen. Es ist ein weiter und langer Weg, den die vorderasiatische Sage durch die Jahrtausende, die Geschlechter und Völker zurückgelegt hat, bei denen sie mit zäher Lebenskraft sich stets wieder verjüngte, ein Weg, wie er kaum noch einmal bei einem menschlichen Geisteserzeugnisse sich verfolgen läßt. Viertausend Jahre liegen zwischen den in Sardanapals Palastbibliothek einst aufbewahrten Keilinschrifttafeln und den von ihnen beeinflußten Erzählungen, wie sie heute noch im Wigwam des Indianers widerhallen.

Betrachten wir nun unter dem Gesichtspunkte der chaldäisch-hebräischen Beeinflussung die oben mitgeteilten Flutsagen, so lassen dieselben sich in echte und beeinflußte scheiden. Das letztere ist in sehr verschiedenem Grade der Fall gewesen; oft sind in die ursprünglich vorhandene, echte heimische Überlieferung nur wenige Züge des vorderasiatischen Berichtes aufgenommen worden, oft auch mehren sich diese und der heimische Urquell versiegt, so daß schließlich manchmal nur die biblische Sage in einem fremden Gewande vor uns steht und es schwer zu entscheiden ist, ob überhaupt eine ursprünglich echte Fassung der Flutsagen vorhanden war. Eine Aussonderung habe ich in meiner Schrift versucht. Namentlich machen sich die Einflüsse des biblischen Berichtes, getragen von Missionaren, unter den amerikanischen Indianern geltend, so daß eine Aussonderung schwer wird. Ich gebe hier, als ein Beispiel, die Flutsage der Algonquins wieder, in welcher die Zerstörung der Welt durch Wasserfluten einem bösen Geiste (der Schlange) zugeschrieben wird. Er steht im Gegensatze zu Manabozho (Menaboschu), einem mächtigen Halbgotte. Die Bilderschrift dieser Erzählung mit indianischer Erklärung und wörtlicher englischer Übersetzung wiederhole ich hier nach Squier auf der beigefügten Tafel. Danach ergiebt sich folgende Umschreibung:

1. „Es ist lange her, da kam die mächtige Schlange (Maskanako), als die Menschen schlecht geworden waren. 2. Die starke Schlange war der Feind der Geschöpfe und sie wurden verwirrt und haßten sich untereinander. 3. Dann kämpften sie und vernichteten sich untereinander und hielten keinen Frieden. 4. Und die kleinen Menschen (Mattapewi) kämpften mit dem Hüter der Toten (Nihanlowit). 5. Da beschloß die starke Schlange, sogleich alle Menschen und Geschöpfe zu zerstören. 6. Sie brachte die schwarze Schlange und Ungeheuer und rauschende Gewässer. 7. Die rauschenden Gewässer breiteten sich aus über die Berge, überall hin, alles zerstörend. 8. Auf dem Schildkröteneiland (Tula) war Manabozho, der Großvater von Menschen und Geschöpfen. 9. Kriechend geboren, kann er auf Schildkröteneiland sich bewegen und wohnen. 10. Die Menschen und Geschöpfe fluten auf den Wassern umher und suchen überall nach dem Rücken der Schildkröte (Tulapin). 11. Der Seeungeheuer waren viele und sie zerstörten viele (der Menschen). 12. Dann half ihnen die Tochter eines Geistes in ein Boot und alle vereinigt riefen: Kommt, helft! 13. Manabozho, der Großvater aller Geschöpfe, der Menschen und Schildkröten. 14. Alle zusammen, auf der Schildkröte dort, die Menschen dort, waren alle zusammen. 15. Sehr erschreckt bat Manabozho die Schildkröte, daß er alle wieder herstellen wolle. 16. Dann verliefen sich die Wasser, es ward trocken auf Berg und Ebene und der große Böse ging anderswo hin auf dem Höhlenpfade."

Mit der biblischen Flutgeschichte stimmt höchstens das Boot (Fig. 12), das ganz unvermittelt hier erscheint und auf Missionseinflüsse zurückgehen kann.

Die Ursachen großer Fluten, welche verheerend weite Landstrecken überschwemmen, sind sehr mannigfacher Art, doch spielt dabei der Regen eine untergeordnete Rolle, da er nie ein gewisses Maß überschreitet und, dem Gefälle der Thäler folgend, mehr oder weniger schnell abfließt; ebenso verlieren sich die oft gewaltigen Fluten verheerender Ströme nach kurzer Zeit und bleiben meist räumlich beschränkt. Diese Naturereignisse sind klein im Verhältnis zu den mächtigen Fluten, die durch Wirbelstürme oder in noch

höherem Maße durch Erdbeben veranlaßt werden, worüber wir Zusammenstellungen von Eduard Süs besitzen.

Die Erdbebenfluten sind es, welche die größten zerstörenden Überschwemmungen hervorrufen, und zwar durch das in Aufregung versetzte Meer, welches flache Küstenstriche und Inseln verheert. Daß sie ganz entschieden in der Überlieferung der von ihnen betroffenen Völker haften und sagenbildend wirken, ergiebt sich aus mehreren der gesammelten Flutsagen. Es ist gerade die an Erdbebenfluten reiche Westküste des amerikanischen Festlandes, wo ich sie nachweisen kann. Sie beginnen im Norden mit der Sage der Eskimo der Prinz Wales-Halbinsel, sind deutlich erkennbar in den Überlieferungen der Makah und Washo, wiederholen sich in Peru und endigen im Süden bei den Araukanern.

Treffen wir Flutsagen im Inneren eines Landes, in hohen bergigen Gegenden, so ist zu prüfen, welche Ursachen hier zu Grunde liegen oder ob sie eingewandert sind. Es kann nämlich ein örtliches Ereignis, wie eine unter besondern Umständen stattfindende Flußüberschwemmung, zu Fluttraditionen Anlaß bieten, während regelmäßig wiederkehrende Überflutungen, die als bekannt zu bestimmten Jahreszeiten erwartet werden, keine Ursache werden, daß daraus sich eine Überlieferung bildet. Die periodische Nilschwelle oder das gewaltige Anschwellen der abessinischen Ströme hat zu keinen Flutsagen Anlaß gegeben. Aber der Durchbruch des Rio Funza auf der Hochebene von Santa Fé de Bogota, der in der Erinnerung haftete, oder dem die Eingeborenen die natürlichen Verhältnisse absahen, wirkte mythenbildend und gab einer echten Flutsage das Dasein. Auf Durchbrüche von Seen deuten auch die in Tibet und Kaschmir umlaufenden Flutsagen. Ganz Ungarn, so lautet eine Sage, war einst von einem weiten Süßwassersee bedeckt, der erst später durch das eiserne Thor seinen Abfluß fand. Die Geologen bestreiten nicht die Möglichkeit solchen Ereignisses und daher kann die Sage von der einstigen Überschwemmung des Landes auch hier angeknüpft sein.

Es gehören weiter hierher die bekannten Überflutungen des Hoangho in China, die Bildung des Thales Tempe, durch eine von Poseidon bewirkte Erderschütterung, wodurch die Thessalien bedeckenden Gewässer ihren Abfluß erhielten.

Fernere Veranlassung zu Sagen, daß einst das Meer bis zu den höchsten Berggipfeln das Land überschwemmt und alles darauf Befindliche zerstört habe, gaben die Versteinerungen, welche selbst dem Auge der Naturvölker nicht entgingen. Auf Samoa wurde allgemein geglaubt, daß einst da, wo jetzt sich Land erhebt, die Fische schwammen; als die Wasser sich verliefen, blieben viele Fische zurück und wurden in Stein verwandelt. Franz Boas fand dieselbe Anschauung bei den Zentral-Eskimo, was der alte Cranz schon von den Grönländern berichtete. Die Flutsage der Gesellschaftsinsulaner beruft sich auch auf die Farero, die versteinerten Korallen und Muscheln auf den hohen Bergen, welche nur bei der großen Flut dorthin gelangt sein konnten.

Noch sind die Cyklone oder Wirbelstürme mit ihren hohen Wasserfluten und verheerenden Wirkungen, wie sie namentlich in Ost- und Westindien auftreten, als Ursachen von Fluten zu betrachten, welche in der Erinnerung haften und zu Flutsagen Anlaß geben. Mit ihren ungeheuren Flutfolgen sind sie wohl dazu geeignet, daß daraus die Sage eine Sündflut gestaltete, zumal wenn ein solches Ereignis über ein dünnbevölkertes Land hereinbricht, aus dem nur wenige Menschen sich retteten. Diese konnten dann leicht im Wahne sein, die einzig Überlebenden zu sein, welche nun „die Erde“ wieder bevölkerten, das örtliche Ereignis als ein allgemeines betrachteten und die Überlieferung davon kommenden Geschlechtern mitteilten.

Die Erdbebenfluten mit ihren verheerenden Wirkungen, örtliche Ereignisse, wie der beobachtete Durchbruch von Flüssen, die Betrachtung der auf dem Festlande gefundenen Versteinerungen von Meerestieren, die Wirbelstürme mit den sie begleitenden Fluten, diese also sind Ursachen, welche zu den Flutsagen Anlaß geben konnten und gegeben haben, soweit solche nicht kosmogonischer Art sind. Die weite Verbreitung solcher wirkenden Ursachen über die Erde läßt aber bereits den Schluß zu, daß es sich bei den Traditionen von Fluten nicht um eine einzige handelt, sondern daß ganz naturgemäß bei vielen Völkern Flutsagen entstehen mußten.

Aus allen Erdteilen.

— Über die angebliche Leichtigkeit des Gebärens bei den Naturvölkern hielt in der Sitzung des Anthropologischen Vereins München am 20. Februar Geheimrat Winckel, Direktor des Gebärhauses, einen Vortrag. Er zeigte, daß die Beobachtungen einzelner Reisenden nur durch falsche Generalisierung der Ausnahmefälle diesen Schluß ermöglichen. Der regelmäßige Verlauf sei in allen Kulturstufen der gleiche. Auch in Deutschland oder Frankreich sei ärztliche Hilfe nur in sehr wenigen Fällen (etwa 1 von 100) wirklich nötig, sonst nur Mißbrauch. Ebenso sei die angebliche Verengerung des Beckens bei Kulturvölkern, wie sie auch von den Japanerinnen der oberen Stände behauptet worden, überaus selten. Andrerseits sei auch bei den sogenannten Naturvölkern die Hilfeleistung andrer Frauen Regel. Auch die vielfach festgestellte Gewohnheit der Abtreibung oder erstrebten Fehlgeburt gehöre dazu. Leichte, rasche und anscheinend schmerzlose Geburten, ja solche, die ganz unerwartet in voller Öffentlichkeit, in Pferdebahnwagen, auf der Straße u. s. w. vor sich gegangen wären, worüber eine Liste vorgelegt wurde, könnten von fremden Beobachtern ebenso irrtümlich verallgemeinert werden, als ob in Deutschland die Geburt ungescheut im Freien vor sich ginge. Über den Punkt der Kraftleistung in und nach der Geburt, die der Vortragende durch mehrere Fälle als gleich bei sogenannten Kulturvölkern und Naturvölkern erwies, konnte der anwesende Dr. Höfler von Tölz die merkwürdige Thatsache beibringen, daß in der Jachenau, einem einsamen Thale östlich des Walchensees, nach seinen Forschungen bis 1847 die Geburt in kauernder Stellung — außerhalb des Bettes — die Regel war. Der Vortrag wird bei seiner Veröffentlichung sicher beachtet werden. Sch.

— Lesbos und Thasos. Der französische Geologe de Launay, Professor an der Pariser Bergschule, hat die Inseln Thasos und Lesbos besucht und geologische Karten derselben entworfen. Eine besondere Aufmerksamkeit widmete er dem Vorkommen von Metallen, den schon im Altertum bekannten heißen Quellen und den Erdbeben. Die Marmorbrüche von Thasos wurden im Altertum stark abgebaut. De Launay hat auf Thasos viele alte Schutt- und Schlackenhalden nachgewiesen, die jenen gleichen, die man jetzt bei Laurium (Attika) wieder ausbeutet. Herodot spricht von Goldminen auf Thasos. Aber weder Parrot, der 1862 danach forschte, noch de Launay konnten Spuren davon auffinden.

— Die Besermianer im russischen Gouvernement Wjatka wurden bisher bald zu den Tataren, bald zu den Wotjaken gezählt. Prof. J. N. Smirnow, der ihre ethnographische Stellung untersuchte und darüber auf dem russischen Archäologenkongresse zu Moskau 1890 Bericht erstattete, kommt indessen zu einer abweichenden Ansicht. Die Besermianer sprechen wotjakisch, ihr Äußeres ist aber türkisch. Die Wotjaken sind klein, blond, ihre Augen grau, die Hautfarbe rötlich, die Besermianer dagegen sind schwarzhaarig und schwarzäugig, von mittelgroßem Wuchse und gelblicher Gesichtsfarbe. Ihre Frauen tragen andre Kopftracht und ihre Stickereien auf Hemden und Röcken sind ganz andre als bei den Wotjaken. Auch in der Sprache finden sich viele nicht wotjakische Wörter; so besonders die Bezeichnungen für Vater, Bruder, Schwager. Der bei den Wotjaken unbekannte Ahnenkultus findet sich bei den Besermianern. Daß dieses Volk auch nicht zu den Tataren gehört, ersieht man daraus, daß es da, wo es mit diesen gemischt lebt, nicht tatarisch, sondern wotjakisch redet. Smirnow neigt sich aus diesen Gründen zu der Ansicht, die Besermianer seien ein türkisches, wotjakisirtes Volk.

— Schlangenplage auf den Liukiuinseln. Die Habus (Trimeresurus Riukianus) sind Giftschlangen von beinahe zwei Meter Länge, die auf den Liukiuinseln viel Unheil stiften. Sie klettern auf Bäume und leben von Vögeln, Ratten und Fröschen, werden aber, wie Dr. Warburg auf der Insel Oschima zu beobachten Gelegenheit fand, den Menschen sehr gefährlich. Gewöhnlich ist der Biß nach wenigen Stunden oder höchstens zwei Tagen tödlich; manchmal soll Lähmung erfolgen. Kleinere Glieder werden meist nach dem Bisse abgenommen. Jährlich sterben auf jener Insel etwa 40 Menschen daran, 80 wurden gebissen. Am Tage der Ankunft Dr. Warburgs starb ein Mann durch diese Schlange, der tags zuvor von derselben gebissen worden war. Wie ein Fluch lastet die Plage auf dem Lande, selbst Dörfer werden verlassen, wo die Habu zu sehr zunimmt. Es steht eine Belohnung von 10 Sen (= 30 Pfennigen) auf der Tötung jeder Schlange, aber man merkt kaum eine Verminderung. Es giebt zwei Spielarten, die Gold- und Silberhabu, je nachdem die Zeichnung mehr gelb oder weiß ist. Die Schlange kommt auf allen Liukiu vor, fehlt aber in Japan.

— Die große sibirische Eisenbahn. Nach dreijähriger Arbeit ist der von der russischen Regierung ernannte Ausschuß für den Bau der sibirischen interozeanischen Bahn zu einem Entschlusse gelangt. Das zuerst empfohlene System die großen Wasserläufe der Kama, des Tobol, Irtisch, Ob, Tom, des Amur und Ussuri zu benutzen und dieselben nur durch einzelne Eisenbahnstrecken miteinander zu verknüpfen, hat man fallen lassen, wiewohl es das billigste gewesen wäre und zwar aus dem einfachen Grunde, weil infolge klimatischer Verhältnisse die Verbindung nur $4^1/_2$ Monate im Jahre benutzbar gewesen wäre. Auch wären mit diesem kombinierten Systeme vorzugsweise traurige und öde Gegenden erschlossen, reiche, zukunftbringende aber vernachlässigt worden. Man hat sich daher für eine ununterbrochene Eisenbahnlinie entschieden und unter verschiedenen Projekten dem nachstehenden den Vorzug gegeben.

Ausgangspunkt ist Samara an der Wolga, das nach Westen hin in ununterbrochener Verbindung mit Moskau und Petersburg steht. Nach Osten hin reicht von hier aus die Bahn über Ufa bis Slatoust am westlichen Abhange des Ural. Hier also beginnt der neue Bahnbau mit der kurzen Uralstrecke bis Miask (32 km), worauf dieselbe über Tschelabinsk, Tjukalinsk, Omsk, Kainsk, Tomsk, Mariinsk, Krasnojarsk nach Nischni-Udinsk geführt wird, im allgemeinen der bekannten großen Straße folgend. Das ist eine Länge von 2912 km, durch den bevölkertsten Teil Sibiriens führend und in Rußland an die fruchtbare Region des Tschernosem anschließend. Die Kosten dieses Teils der Bahn sind auf 236 Millionen Mark veranschlagt.

Nischni-Udinsk an der Uda, nordwestlich von Irkutsk, ist der Mittelpunkt der ganzen großen Bahn. Die Weiterführung von hier nach dem Osten, nach dem Kriegshafen Wladiwostok am Stillen Weltmeere, soll folgendermaßen erfolgen: Nach Irkutsk, von hier nach dem Mweesowsky-Hafen am Baikalsee, dann nordöstlich über Tschita, Nertschinsk nach Strjetensk an der Schilka, dem großen Quellflusse des Amur. Im Thale der Schilka und des Amur geht es abwärs bis Chabarowka an der Ussurimündung, alsdann in südlicher Richtung den Ussuri aufwärts und nach Wladiwostok. Diese zweite große Abteilung der Bahn, von Nischni-Udinsk bis Wladiwostok wird 7656 km lang, die ganze Bahn von Minsk bis Wladiwostok danach 10 568 km. Die Gesamtkosten betragen nach dem Anschlage gegen 740 Millionen Mark. Eine Bahn wie diese, die doppelt so lang wie die kanadische Pacificbahn ist, kann natürlich nicht in wenigen Jahren erbaut werden; man rechnet 10 bis 12 Jahre bis zur Vollendung.

— Agua di Dios in Colombia ist nach einem englischen Konsulatsberichte aus Bogota das Dorf der Aussätzigen in jener südamerikanischen Republik. Es liegt etwa 460 m hoch und gilt als ungewöhnlich gesund. Die Zahl der Aussätzigen, die hierher gebracht sind, beträgt 520; sie machen den dritten Teil der Ortsbevölkerung aus und verkehren mit den Gesunden ungehindert, ja heiraten vielfach mit denselben, wie der englische Konsul Wheeler hervorhebt, ohne daß dabei eine Ansteckung erfolgt. Dagegen sind die aus solchen Ehen stammenden Kinder fast durchweg leprös.

— Russische Ansiedelung an der Anadyrmündung (Sibirien). Vor einiger Zeit sind in St. Petersburg Nachrichten über den Dr. L. F. Grinewetzki eingelaufen. Dr. Grinewetzki hat sich im Sommer 1889 als Ispravnik (eigentlich Chef der Landpolizei) in den Anadyr-Bezirk an das nordöstliche Ufer des Eismeeres begeben. In Begleitung eines Gehilfen und mit 10 Kosaken hat er glücklich die Anadyrmündung erreicht und daselbst in einer völlig unbewohnten Gegend eine Niederlassung Neu-Mariinsk gegründet. Im Jahre 1890 ist ein Missionar mit einigen russischen Ansiedlern aus Makarjewsk zu Grinewetzki gekommen. Den Winter 1890—91 beabsichtigten die Erforscher jener Gegend in der Ansiedelung zu verbringen, im Sommer 1891 aber soll mit der Untersuchung des Gebietes begonnen werden.

(Nowoje Wrjemä.)

— Der Hafen von Saloniki steht in Gefahr zu versanden. Seine Bucht wird durch die immer mehr sich vorschiebenden Alluvionen des Wardar allmählich vom Meere abgeschlossen und damit das Dasein Salonikis als Hafenort bedroht. Schon jetzt ist die Spitze des Wardardeltas nur noch 6 km von dem gegenüberliegenden Kap Kara-Burnu entfernt und die Einfahrt durch Sandbänke sehr erschwert; denn Wardar und Wistritza schütten große Massen von Ablagerungen in den Golf. Wegen der Verbindung Salonikis mit dem österreichischen Bahnnetze ist diese Versandung von praktischer Bedeutung. (Mitt. Wiener Geogr. Ges.)

Herausgeber: Dr. R. Andree in Heidelberg, Leopoldstraße 27.

Druck von Friedrich Vieweg und Sohn in Braunschweig.

Bd. LIX. Globus. Nr. 13.

Illustrierte Zeitschrift für Länder- und Völkerkunde.

Begründet 1862 von Karl Andree.

Herausgegeben von Richard Andree.

Druck und Verlag von Friedrich Vieweg & Sohn.

Braunschweig. Jährlich 2 Bände in 24 Nummern. Durch alle Buchhandlungen und Postanstalten zum Preise von 12 Mark für den Band zu beziehen. 1891.

Anthropologie und Geschichte.

Von Dr. F. Guntram Schultheiß.

I.

Im berechtigten Stolz unantastbarer Selbständigkeit blickt die heutige deutsche Geschichtswissenschaft auf die Zeiten zurück, da nacheinander Theologie, Reichs- und Staatsrecht, Philosophie die Vormundschaft über die Geschichte in Anspruch nehmen durften. Nur mit der Philologie hat die kritische Geschichtsforschung engere Fühlung hinsichtlich der Behandlung der Quellenüberlieferung behalten. Zwar das anfängliche Programm der Beschränkung, nur zu erzählen, wie die Kriege geschehen seien, und dafür ausschließlich auf die Berichte Mithandelnder zurückzugehen, blieb seinem Urheber keine Fessel der Reflexion; es galt auch zunächst für die neueren Zeiten und für die rein politische Geschichte. Ein gefeierter Geschichtschreiber nennt diese die Königin der historischen Wissenschaften, denn der Staat sei schließlich der Bestimmende, mehr als Entdeckungen oder Erfindungen.

Immerhin dürfte somit andern historischen Wissenszweigen nicht die Daseinsberechtigung, nur die Ranggleichheit bestritten sein; und wenn die kritische Geschichtsforschung sich auf die Feststellung der Ereignisse und Zustände beschränken will, so scheint sie die Erklärung, die Antwort auf Wie? und Warum? jenen zu überlassen, da nun doch einmal die exakte und objektive Erzählung nicht alle geistigen Bedürfnisse befriedigt.

Zwar die Philosophie der Geschichte, die gern mit einem Endzweck derselben oder mit einem Erziehungsplan der Menschheit anhob, ist der Mißachtung verfallen. Hingegen die Kulturgeschichte, gleichfalls aus der Berührung der Philosophie mit der Geschichte entsprossen, hat sich von Voltaire und Herder an fortgesetzt, auf mannigfache Gebiete sich verzweigend oder mit der Naturwissenschaft sich verschwisternd. Aus den Anregungen der vergleichenden Sprachwissenschaft und der Philosophie ist die Völkerpsychologie hervorgegangen; soweit ihr als Ziel vorschwebt, die Völker als psychische Einheiten zu erfassen, lehrt sie aus ihren Eigenschaften ihre Geschicke begreifen.

Auch die Anthropologie, nach Namen und einzelnen Elementen älter als selbständiger Wissenszweig, hat mancherlei Berührungen mit der Geschichte. Ihr fällt das Gebiet der Urgeschichte zu. Zwar das spärliche Licht, das die Funde auf Industrie und Sitte verschollener Ansiedelungen werfen, kommt zunächst der Geschichte der menschlichen Kultur zu gute; die politische Geschichte kann sich geringschätzig von diesen dunkeln Gebieten wegwenden, aber eine weiter ausgreifende Volksgeschichte sollte es nicht thun. Sie hat die große Entdeckung der Sprachwissenschaft von uralter Gemeinschaft der arisch redenden Völker angenommen, die Hypothesen von Einwanderung der Germanen oder Kelten aus Asien verzeichnet, so müssen ihr auch die Ergebnisse der Forschung über die ältesten Bewohner unsres Erdteils, über die Urrassen, über ihr Verhältnis zu den geschichtlichen Völkern willkommen sein.

Epochemachend wirkte für das Verhältnis der Anthropologie zur Ethnographie und Geschichte die Einteilung der menschlichen Rassen nach dem Schädelbau. Weder die Annahme der alttestamentlichen Genealogie der Sem, Ham und Japhet, noch die am weitesten verbreitete Klassifikation Blumenbachs, die, unter dem Einfluß der Sprachfamilie stehend, eigentlich von vornherein auf naturgeschichtlich brauchbare Definition verzichtete, noch manche andre konnte festen Boden geben. Erst die Einteilung in Lang- und Kurzköpfe, mit einer Zwischenform der Mittelköpfe und einigen Unterabteilungen entsprach dem Bedürfnis der Klassifikation und beherrscht, soweit zu sehen ist, jetzt die Forschung. Sie bietet ja auch den Vorteil, Schädelfunde aus vorgeschichtlicher und geschichtlicher Zeit einreihen zu können. Die emsig betriebene Schädelmessung hat uns eben Thatsachen ergeben, die für die Völkergeschichte von größter Bedeutung sind. Der Unterschied der körperlichen Erscheinung der heutigen Bevölkerung, besonders des südlichen Deutschlands von der der alten Germanen, wie sie geschichtlich überliefert ist, fiel ja auch schon früher gelegentlicher Beobachtung auf. Die anthropologischen Untersuchungen haben die genauesten Nachweise geliefert, daß die alten Germanen langköpfig und groß, die heutigen Deutschen überwiegend kurzköpfig und klein sind, daß sie ebenso dunkelhaarig sind, während jene als blond gelten müssen, daß mit einem Wort

ein Unterschied der Rasse vorliegt, wenigstens in vielen Teilen des heutigen Deutschlands. Die Verhältniszahlen sind vielfach geradezu überraschend auch für den, der eine Vermischung der alten Germanen oder ihrer Nachkommen mit Bevölkerungsteilen fremder Herkunft von vornherein zugiebt. In dieser gewöhnlichen Annahme, wenn man beispielsweise in Deutschland keltische Überreste sich denkt, geht man freilich ganz über die Frage hinweg, ob denn nur bloß die Germanen innerhalb der Indogermanen groß und blond gewesen seien, so daß sie den Römern und Griechen als autochthone Rasse erscheinen konnten. Mit am ersten machte von Hölder für Württemberg darauf aufmerksam, daß die rund- und kurzköpfige Bevölkerung — man hatte ja wohl gelegentlich von Bauernschädeln gesprochen — von andrer Abkunft sein müsse als die, deren langgestreckter Hinterkopf sie als Nachkommen der echten Germanen kennzeichne. Er nannte die erstere damals ligurischen Typus und schrieb ihn der Nachwirkung römischer Kolonisation zu. Später nannte er die Kurzköpfe noch bezeichnender Turanier, in demselben Sinne ward in Frankreich der Name der Mongoloiden üblich. Auch dort ward der Unterschied der kleinen, kurzköpfigen, dunkelfarbigen Bevölkerung, die heute weitaus vorherrscht, von den alten Galliern, die sich nach der Schilderung klassischer Schriftsteller anthropologisch den Germanen an die Seite stellen, als Verschiedenheit der Rasse aufgefaßt. Schon Huxley hatte bemerkt, daß zu einer Sonderstellung der mitteleuropäischen Kurzköpfe gegenüber der slavisch-mongolischen Völkermasse kaum Grund sei. Für Deutschland konnte man an vorgermanische Bevölkerung, an mitgebrachte Sklaven, an spätere Kriegsgefangene, an die Nachwirkung von fremden Kriegszügen, von den Hunnen und Magyaren bis zum 30jährigen Kriege denken, oder aber Einflüsse kombinieren. Für Tirol hatte ja Ludwig Steub die Fortdauer rhätischer Reste bis ins deutsche Mittelalter verfochten, besonders nach den seltsamen Ortsnamen; das Zurückbleiben von Resten romanisierter Provinzialen ist ähnlich für Bayern und besonders für das Salzburgische durch Ortsnamen und andre Spuren erwiesen, neuerdings auch für den Schwarzwald. Es sind eben nicht Römer, sondern vorrömische Reste. Aber ein Mehr als spärliche Reste ist weder nachzuweisen, noch auch wahrscheinlich bei der Art der Ansiedelung.

Aber auch sonst bedeutet das Verschwinden der Langköpfe, besonders aus der jetzigen Bevölkerung Süddeutschlands, und die Abnahme der Blondheit für die historische Völkerkunde ein Problem. Für Bayern hat Ranke den Anteil der Langköpfe an der alten Bevölkerung als die Hälfte, den der Mittelköpfe auf vier Zehntel berechnet; jetzt sind der ersteren 1 Proz., der zweiten 16 Proz., während die Kurzköpfe von etwa 10 Proz. auf 83 Proz. gewachsen sind. Blonde sind es noch 20 Proz. In Norddeutschland nach Virchows Ermittelung zwischen 43 und 33 Proz. Für Niederösterreich giebt Zuckerkandl als den ehemaligen Anteil der Langköpfe 66,7 Proz., jetzt 4,6 Proz., der Kurzköpfe ehemals 4 Proz., jetzt 63 Proz. Überkurz sind davon 25 Proz. Für Oberösterreich ist es noch auffallender: den 80 Proz. der Langköpfe und 20 Proz. der Mittelköpfe stehen 2 Proz. und 18 Proz. gegenüber der Masse für kurze und überkurze Schädel. In Böhmen sind die 57 Proz. der Langköpfe völlig verschwunden, aus den 23 Proz. der Kurzköpfe sind 60 Proz. geworden und dazu noch 22,5 Überkurze. Noch rätselhafter wird die Sache, wenn man erwägt, daß auch die vorgermanische Bevölkerung der Donauländer nach den Gräberfunden langköpfig gewesen sein muß, so wenigstens die keltischen Völker, die von den Römern unterworfen wurden.

Der Gedanke an die Möglichkeit einer allmählichen Umbildung der langen Kopfform in die kurze liegt zu nahe, als daß er nicht aufgetaucht wäre. Daß die Masse des Gehirns im Laufe der Kulturentwickelung gewachsen sei, wurde z. B. nach Messungen in Pariser Gräbern belegt. Man nannte so die Kurzschädel die Kulturschädel; doch konnte weder diese Annahme noch die Vermutung eines Einflusses der Höhenlage auf die Umbildung sich behaupten. Im Gegensatz hierzu steht die Lehre von der Unveränderlichkeit der Rassenmerkmale, also besonders der Kopfform, außer durch Mischungen, seit dem Diluvium, der Eiszeit, wie sie am schärfsten Kollmann vertritt. Es läßt sich auch nicht bestreiten, daß der Begriff der Rasse, zunächst klassifikatorisch, doch die Notwendigkeit der körperlichen Vererbung in sich schließt. Wer könnte zweifeln, daß das Kind eines Negers und einer Negerin wieder ein Neger, der Sprößling eines Chinesen und einer Chinesin wieder ein Chinese wird? Drängt sich denn nicht der Zweifel auf, mit welchem Recht sich überhaupt die Mehrzahl der heutigen Deutschen als die Nachkommen der alten Germanen betrachten können, ob es mehr als eine Fiktion oder Selbsttäuschung sei, wenn sie den Arminius als den Retter und Befreier feiern und ihm oder der Germania Standbilder aufrichten? Besonders die Süddeutschen? Man darf auch die Tragweite wissenschaftlicher Theorien nicht überschätzen. Eine Zeitlang war die Abstammung der Bayern von den keltischen Bojern offiziell gelehrte Geschichte, sie rechtfertigte zur Zeit des Rheinbundes die Verbindung mit den Franzosen und spukt auch jetzt noch in abgelegenen Köpfen. Umgekehrt hat sich später der süddeutsche Partikularismus darin gefallen, die rein deutschen Stämme der Bayern und Schwaben den halbslavischen Preußen gegenüber zu stellen. Noch jetzt thut dies das Bayrische Vaterland, eine vielgelesene, durch zur Schau getragene Unabhängigkeit einflußreiche Zeitung.

Sollten nicht auch die Ergebnisse der anthropologischen Forschung zu theoretischen Folgerungen führen?

Das Verhältnis des heutigen deutschen Volkes zu den alten Germanen hat in Deutschland Karl Penka behandelt im Zusammenhang mit einer umfassenden Hypothese über Ursprung, Heimat, Verbreitung und Geschichte der Arier — in zwei Büchern Origines Ariacae 1883 und Herkunft der Arier 1886. Unabhängig von ihm hat der französische Anthropologe De Lapouge vielfach sich damit berührende Auffassungen über französische Geschichte und gesellige Zustände und Aussichten zum lebhaftesten Ausdruck gebracht[1]). Allerdings die strenge Wissenschaft läßt Theorie und Hypothesen gerne auf sich beruhen. Aber sonst haben beide schon Beachtung und Anhang gefunden; und was auf ein tieferes Verständnis geschichtlichen Zusammenhanges ausgeht, wird sich auch mit gewagten Verknüpfungen der Thatsachen abfinden müssen.

Penka zieht die volle Konsequenz aus der Bezeichnung der europäischen Kurzköpfe als Turanier. Sie sind ihm Angehörige einer völlig getrennten Rasse. Den germanischen Typus, die Langköpfigkeit, Hellfarbigkeit und Größe nimmt er als die Merkmale der unvermischten arischen Rasse. Diese Merkmale selbst weisen auf den Norden als auf seine Wiege. Von Skandinavien aus sind die arischen Völker ausgezogen und haben ihre Herrschaft und ihre Sprache bis nach Indien getragen. Aber ihre Lebens- und Fortpflanzungsfähigkeit zeigt sich dort als unverträglich mit milderem Klima; nur durch die Vermischung mit Unterworfenen hat sich Name und Sprache erhalten, nur in hohen Gebirgen haben sich weithin verstreute Reste der Rasse gefristet. Im allgemeinen sind sie außerhalb der Urheimat und den nördlichen Ansiedelungen nach und nach ausgestorben, die früheren Unterthanen haben an ihrer Stelle das Übergewicht bekommen und

[1]) Siehe eine Reihe von Aufsätzen in den letzten Jahrgängen der Revue d'Anthropologie.

nur die Sprache ihrer früheren Herren täuscht über den Wechsel der anthropologischen Elemente innerhalb der Völker. So sind also auch die kurzköpfigen deutschsprechenden Bevölkerungen des Südens in Wirklichkeit Turanier, keineswegs die Nachkommen der Germanen. Österreich und die Schweiz sind anthropologisch geeinte Staaten, trotz der Sprachverschiedenheit. Bezug genommen ist hierbei auf einen Ausspruch Ratzels (Anthropogeographie): Gemeinsamkeit der Sprache, des Glaubens, der Sitten, vor allem, was man National- oder Volksbewußtsein nennt, das sind alles nur Gewänder, welche verhüllend und gleichmachend über Verschiedenstes geworfen sind. Es sind damit Völker gemeint wie die Italiener, die die Anthropologie in verschiedene Rassen zerlegen kann.

Es wäre also nach Penka das Klima, von dessen nachteiligen Einflüssen in südlicheren Ländern das Verschwinden der blonden Rasse bedingt sein soll. Hingegen sucht De Lapouge die Gründe der gleichen Erscheinung in Frankreich ausschließlich in geschichtlichen Thatsachen. Das arisch-keltische Rassenelement sei schon durch Cäsars Eroberung aufgerieben worden. Seine Erneuerung durch die germanische Einwanderung der Franken, Goten u. s. w., der kriegerische Lehensadel sei durch das Fehdewesen, die Kreuzzüge, den Cölibat der Geistlichkeit, das die Hälfte der Männer, zwei Drittel der Frauen jeder Generation zur Unfruchtbarkeit verurteilte, durch die Hugenottenverfolgung und zuletzt durch die Revolution ausgemerzt worden, bis also im heutigen Frankreich das kurzköpfige, keltoslavische oder mongoloide Rassenelement die Vorherrschaft erlangt habe.

Noch stärker als Penka oder deutsche Anthropologen betont De Lapouge die Starrheit und Unabänderlichkeit der Rassenmerkmale. Die blonden Langköpfe und die dunklen Kurzköpfe treten in seiner Auffassung wie scharf getrennte Arten hervor. Wie er den Neger einen komplizierten Chimpanse nennt, den zivilisieren zu wollen eine verhängnisvolle Thorheit sei, so behandelt er auch die Nachkommen der Kreuzung zwischen Ariern und Mongolen, oder Lang- und Kurzköpfen nach Analogie der Mischlinge zwischen Weißen und Farbigen. Er sieht in ihnen nur eine Verschlechterung und behauptet, daß sie unter sich eigentlich nicht fruchtbar, nur durch wiederholte Kreuzung mit reinem Blut den Anschein einer konstanten Mischart erhielten. Die niedere Geburtenziffer, den drohenden Rückgang der französischen Bevölkerung, läßt er nur für die Gegenden der gemischten Rassen, die fruchtbaren Flußthäler, gelten; sie ist ihm die Folge der fortgesetzten Kreuzung der Mischlinge, deren Ergebnis unter dem Gesetze des mangelnden Zusammenhanges der durch verschiedene Vererbung überlieferten Körperteile zum Widerspruch der Organisation führt, bei Frauen zur Sysymmetrie des Uterus, welche die Fortpflanzung unmöglich macht. Das schließliche Aussterben der französischen Mischlingsbevölkerung, ihre Ersetzung durch reinere Rassen, durch Belgier und Deutsche, scheint ihm unaufhaltbar.

In dieser Auffassung der Rassen als echte und getrennte Arten, die die Mischlinge nach Analogie der Maultiere und Maulesel betrachtet, folgen andre Anthropologen nicht. Der Vertreter der Unveränderlichkeit der Rassenmerkmale seit dem Diluvium, Kollmann, läßt doch eine frühere Periode der Veränderlichkeit zu, eben die Zeit der Bildung der Rassen, zunächst der europäischen. Wie soll man sich nun die Entstehung der Rassen in jener Urzeit vorstellen? Das neue Dictionnaire des sciences anthropologiques 1889 kann als Definition für die beiden Hauptrassen schließlich doch nur die geben, daß ein Paar Langköpfe keinen Kurzkopf, ein Paar Kurzköpfe keinen Langkopf zeugen können. Quatrefages gab den beiden Rassen andre Namen nach wichtigen Fundstätten, er nannte den urzeitlichen Typus der Langköpfe die Kanstattrasse, — nach Penka ist die blonde arische Rasse ihre direkte Fortsetzung, wobei sich auch das charakteristische Merkmal der Knochenwülste der Augenbrauengegend erhalten hat; die kurzköpfige kleine Rasse, die Turanier oder Mongoloiden, nannte er nach einem belgischen Fundort Furfoozrasse und schrieb ihr fast gleich hohes Alter, und nicht asiatische Abkunft zu. Eine dritte Rasse nannte er die Cro Magnonrasse, gleichfalls groß, langköpfig, aber abweichend von der ersten, mit rautenförmiger Gesichtsform und sonstigen Eigenschaften. Penka erklärt sie für die Stammform der mittelländisch semitischen Langköpfe, der Iberer, Japygen, Pelasger. Auch De Lapouge nimmt eine mittelländische Rasse an, zu der die Kuschiten zählen.

Es ist vielleicht an sich nicht so wichtig, wie viele solcher fossilen Rassen, deren charakterisierende Umgrenzung doch nur aus verhältnismäßig wenigen Funden gezogen ist, man aufstellen will. Wichtiger ist, daß sie nicht ausgestorben sind, daß sie noch fortleben, daß ihre Nachkommen gelegentlich in völliger Rassenreinheit noch jetzt unter den europäischen Völkern sich vorfinden, und daß durch die Gräberfunde aus allen Zeiten die Verbindung der Gegenwart mit jener Urvergangenheit bewiesen ist. Daß die Kanstatt-Rasse und der germanische Typus zusammenhängen, ist auch für die Volksgeschichte eine wichtige Thatsache. Es fragt sich nur, wie sie einzuordnen ist.

Die Höhlen bei Rübeland im Harz.

Von Dr. J. H. Kloos. Braunschweig.

I.

Kalkige Gesteine besitzen im Harz eine geringe Verbreitung, und namentlich die sogenannten Massenkalke, nicht geschichtete oder nur in dicken Bänken unregelmäßig abgesonderte Kalksteine, nehmen nur einen verschwindend kleinen Anteil am Aufbau des Gebirges. Daher kommt es, daß trotz des Massenreichtums des hercynischen Waldes, trotz der vielen, tief eingeschnittenen Flußläufe, trotz der weitgehenden Zerspaltung der Schichten, die Höhlenbildung auf einzelne Teile des Gebirges beschränkt ist.

Denn Höhlen sind an bestimmte Gesteine gebunden, an solche Felsarten, auf welche das Wasser in zweierlei Weise einwirken kann. Zunächst ist die mechanische Wirkung des Wassers erforderlich, welche bereits vorhandene Klüfte und Richtungen geringsten Widerstandes erweitert, und dann muß die chemisch wirkende, auflösende Kraft des Wassers und der in demselben enthaltenen Bestandteile in Thätigkeit treten können. Das Wasser nun kann diese auflösende Thätigkeit in dem zur Höhlenbildung gerade notwendigen Maßstabe nur entfalten in Kalksteinen, in Gips und in dolomitischen Gebirgsmassen.

Die ausgedehnteren unterirdischen Hohlräume werden in Kalksteinen angetroffen und zwar in Massenkalken, deren kompakte Beschaffenheit es mit sich bringt, daß große natürliche Gewölbe sich bilden und erhalten können; der Gips weist nur selten größere Höhlensysteme auf, denn einmal haben die Gipslager gewöhnlich nur eine geringe Ausdehnung und dann ist diese Gebirgsart in zu reichlichem Maße einer völligen Zerstörung durch fließende Gewässer

Fig. 1. Partie aus dem tiefsten Schwemmhöhlenniveau in der Hermannshöhle.

Fig. 2. Gewölbe in einem der höchsten Niveaus der Hermannshöhle.

ausgesetzt; es findet infolgedessen nicht eine teilweise Wegführung von Substanz, sondern eine völlige Abrasion der Schichten statt.

Ist nämlich eine Felsart leicht in Wasser löslich, so kann dieselbe sich überhaupt nur in seltenen Fällen und in wasserarmen Gegenden an der Erdoberfläche halten. Ein Beispiel dafür liefert uns das Steinsalz, welches wir daher gewöhnlich nur in großer Tiefe, von mächtigen Thon- und andern wasserundurchlässigen Schichten überlagert, antreffen. Wären letztere nicht vorhanden gewesen und hätte das flüssige Element Zutritt zu dem Steinsalzlager gefunden, so würde dasselbe überhaupt schon längst gänzlich verschwunden sein.

Viele und große Höhlen lassen sich daher nur dort erwarten, wo mächtige Kalk- und Dolomitlager durch die gebirgsbildenden Kräfte aus ihrer ursprünglichen Lagerung gebracht und durch die seitliche Pressung beim Nachsinken der Erdkruste auf den schwindenden Kern durch und durch zerklüftet sind. An und in solchen Gesteinen nagt das Wasser mittels der aufgelösten Kohlensäure, in mehr untergeordneter Weise auch durch gewisse saure Bestandteile organischen Ursprungs. Das Alter der Gesteine thut hierbei nichts zur Sache und finden wir ausgedehnte und weit verzweigte Höhlensysteme sowohl in den archäischen Kalken der griechischen Inseln und in den paläozoischen Kalksteinen Nordamerikas, Englands, Belgiens und Westfalens, als in den weit jüngeren jurassischen Kalksteinen und Dolomiten Schwabens, Frankens, ja sogar in den Alpenkalken noch jugendlichen Alters, wofür das Gebiet des Karstes so großartige Beispiele aufzuweisen hat.

In kleinem Maßstabe sind die Bedingungen zur Höhlenbildung sämtlich erfüllt da, wo im östlichen Harzgebirge der viel gepriesene Gebirgsfluß, die sagenumwebte Bode, das Elbingeroder Kalkplateau durchfurcht und 80 m tief in dasselbe eingeschnitten hat. Nachdem der im südlichen Teile des Brockenmassivs oberhalb Schierke entspringende Fluß die Granitregion verlassen, tritt er in ein geologisch sehr verwickeltes Gebiet, die sogenannte Elbingeroder Devonmulde, den tektonisch interessantesten Teil des ganzen Gebirges [1]). So lange der Weg durch das Schiefergebirge führt, konnte das Wasser seinen Lauf nur oberirdisch fortsetzen. Bald jedoch ist das zerklüftete Kalkmassiv erreicht und nun bildeten sich auch verschiedentlich unterirdische Flußläufe, die sich später wieder allesamt in der einen Thalrinne zusammenfanden.

Richtung und Verlauf der Flußthäler hängen aufs engste zusammen mit dem geologischen Bau einer Gegend. Eine längere Thalrinne kann jedoch aus geologisch ganz ungleichwertigen Teilen bestehen, und gelingt es nicht immer, derselben in ihren ersten Ursachen nachzuspüren, gewissermaßen die Geschichte einer jeden Krümmung zu schreiben. In dem kleinen Kalkgebirge, einem alten, völlig metamorphosirten Korallenstock der devonischen Zeit, welches sich der Bode entgegenstellte, als sie auf ihrem vielfach verschlungenen Wege bis in die Gegend des jetzigen Rübeland gekommen war, hat jedoch das Wasser selbst seine Geschichte in riesigen Schriftzügen hinterlassen.

Es sind die Höhlen, welche uns hier die Schicksale des Flusses erzählen.

Die berühmteste und am längsten bekannte Höhle bei Rübeland ist die Baumannshöhle. Die ältesten Nachrichten über dieselbe stammen aus der zweiten Hälfte des 16. Jahrhunderts. Etwa ein Jahrhundert später wurde die Bielshöhle entdeckt und im Jahre 1866 fand man eine dritte Höhle, welche zuerst den Namen Sechserdingshöhle erhielt, gegenwärtig jedoch einen Teil der Hermannshöhle ausmacht, deren Haupträume erst in der allerneuesten Zeit gefunden und zugänglich gemacht worden sind. Fast gleichzeitig (im Jahre 1888) fand ein kühner Bergmann und Höhlenführer, Namens Streitenberg, angeregt durch die Entdeckungen in der Hermannshöhle, daß auch die Baumannshöhle eine weit größere Ausdehnung besitzt, als bis jetzt angenommen war. Es ist zwar zu verschiedenen Zeiten viel von der unergründlichen Länge und Tiefe dieses unterirdischen Höhlenraumes gefabelt worden und hatte die Sage sich dessen in ausgiebigster Weise bemächtigt, doch hatte man vergeblich versucht, in die verschiedenen, sich verengenden Gänge und Spalten einzudringen. Sie zeigten sich stets von riesigen Blockhalden dermaßen verschüttet oder von Kalksinter so sehr überkrustet, daß ein weiteres Vordringen hoffnungslos erschien.

So lange jedoch nicht fester Fels einen Höhlengang abschließt, ist die Möglichkeit vorhanden, daß das Höhlensystem eine weitere Fortsetzung hat, und die engen Zugänge zu größeren Räumen durch versinterte Blockhalden verschlossen sind. Selbst da, wo in einem bestimmten Niveau anstehendes Gestein einen Abschluß zu bilden scheint, kann es vorkommen, daß nur ein mächtiger, vom Wasser verschont gebliebener Pfeiler sich hindernd in den Weg stellt. Dies war z. B. in der Hermannshöhle der Fall, wo die am 26. Dezember 1887 im Niveau der Haupthöhle erreichten Räume 110 m vom Eingange ihr Ende gegen Osten zu finden schienen. Hier stand man vor einer festen Wand, aus mit Schieferschichten abwechselnden Bänken eines dunkeln Kalksteins bestehend, die mit sehr steilem Einfallen gegen Süden in die Tiefe setzten. Erst am 2. September 1888 gelang es, auf Umwegen durch die tiefsten Regionen des Höhlensystems die Fortsetzung zu finden, und nun zeigte es sich, daß ein vom Süden vorgeschobener Pfeiler, 20 m stark, die sich von West nach Ost erstreckenden Räume gewissermaßen in zwei große Abteilungen teilt. Jetzt ist durch das teilweise Wegräumen von Blöcken und Schuttmassen aus einer engen Spalte die Verbindung allerdings auch in den oberen Niveaus hergestellt worden.

Überhaupt erstreckt die Höhlenbildung sich auf die ganze Ablagerung des Massenkalkes am rechten Bodeufer. Die Grenze nach Osten bildet eine Verwerfungsspalte, welche das Bodethal kreuzt und deren Lage durch die geognostischen Aufnahmen der preußischen Landesgeologen, speziell von Prof. Lossen, genau festgestellt ist. Diese Hauptverwerfung in der Elbingeroder Devonmulde ist zugleich eine Überschiebungskluft und läßt sich über Tage an beiden Ufern des Flusses nachweisen. An ihr sind die Sandsteine und Thonschiefer des Unterdevons in die Höhe geschoben und lagern jetzt scheinbar über dem oberdevonischen Kalkstein. Die Kalkpartie ist etwa 1700 m lang (in ostwestlicher Erstreckung) und bis 500 m breit. Außer der Biels- und Hermannshöhle sind in derselben noch einige kleinere Hohlräume und eine große Zahl von weiteren und engeren Spalten bekannt. Obgleich die kolossalen Schuttmassen, welche dieselben erfüllen, den unmittelbaren Nachweis ihres Zusammenhanges mit den größeren Höhlen bis jetzt nicht ermöglicht haben, so kann es kaum einem Zweifel unterliegen, daß wir es mit einem ununterbrochenen System von Gängen und unterirdischen Flußläufen zu thun haben.

Obgleich am linken Ufer der Bode der Kalk in bedeutend größerer Erstreckung nachgewiesen ist, so wurde hier bis jetzt nur die Baumannshöhle aufgefunden, deren Ausdehnung, wenn auch nach den neuesten Entdeckungen recht beträchtlich, doch im Vergleich zum Kalkstein selbst geringfügig erscheint. Die vor kurzem stattgefundenen sorg-

[1]) Es ist hier die Kalte Bode gemeint, welche sich bei Königshof mit der von Braunlage kommenden Warmen Bode vereinigt. Später nimmt der Fluß noch die Rappbode und die Luppbode auf.

fältigen Vermessungen haben ergeben, daß die unterirdischen Kanäle der Baumannshöhle in ihrer Höhenlage übereinstimmen mit den gleichgeformten Räumen in der gegenüberliegenden Hermannshöhle. Diese wie jene besteht aus einer Reihe von schräg (in der Einfallsrichtung der Spalten) übereinander liegenden alten Bodearmen, welche nachträglich (durch Einsturz der stehen gebliebenen Kalkbänke) zu einem einzigen ausgedehnten Höhlenraume verbunden worden sind. Durchschreitet man denselben, sei es nun an dieser oder an jener Seite des Flusses, so wandert man zum Teil in den noch übrig gebliebenen Resten der früheren Flußläufe, teils auf und über gewaltige Mengen von Schutt und Gerölle, auf großen Felsblöcken ruhend, die zwischen den Wänden der Spalten eingeklemmt liegen. In beiden Höhlen setzen die Räume einmal nach Norden, das andre Mal in südlicher Richtung in die Tiefe, ganz übereinstimmend mit den zwei Zerklüftungsrichtungen, welche die mächtigen, ins Thal vorgeschobenen Pfeiler, die sich vom Plateau abzweigen, überall aufweisen. Auch diese fallen bei übereinstimmender Richtung in der Horizontale entgegengesetzt ein und die durch eine gewaltige innerliche Zerquetschung des spröden Gesteins hervorgerufene Zerspaltung läßt sich oft bis in die kleinsten Bruchstücke des Massenkalkes verfolgen.

Die vormaligen unterirdischen Flußläufe in Kalk- oder Dolomitgebirgen werden als Schwemmhöhlen bezeichnet; sie sind kenntlich an den abgerundeten und wie abgeleckt aussehenden Formen der Felswände. Die hohlkehlartige Beschaffenheit der Seiten, welche sich in dem nämlichen Niveau in horizontaler Lage verfolgen läßt, sowie die flach gewölbte Decke sind sichere Beweise für die ehemalige mechanische Wirkung des Wassers. Diese Kennzeichen besitzen die Rübeländer Höhlen in mehreren Niveaus übereinander.

In den Fig. 1 und 2 sind dergleichen Räume dargestellt worden. Die erste Abbildung ist der sogenannten unteren Schwemmhöhle in der Hermannshöhle entlehnt. Sie liegt 7 m über dem jetzigen Niveau des Flusses und ist von einem fetten, schwarzgrauen Lehm ausgefüllt, in welchem Geschiebe von Kieselschiefer, Grauwacke, Thonschiefer, Hornfels, Diabas, Granit und andern Felsarten, z. Th. dicht aufeinander gepackt, eingebettet gefunden sind. Das stark abgerundete Material stimmt vollständig überein mit dem Bodekies, wie er sich noch gegenwärtig im Flußbette bei Rübeland absetzt. Die subterrane, fluviatile Bildung ist 2 bis $2^1/_2$ m mächtig, reicht stellenweise bis an die Decke und füllt überhaupt den größten Teil des bis über 16 m breiten, flachen Gewölbes vollständig aus. Bevor die Aufräumungsarbeiten und Grabungen in den Lehm eingeschnitten hatten, war es daher nirgendwo möglich, in aufrechter Stellung den Höhlengang zu durchwandern. Stellenweise sogar mußte man, auf allen Vieren kriechend, oder sich auf dem Bauch fortschleppend, seinen Weg über die Kalksinterdecke nehmen, welche den Flußlehm überkrustet, wobei die zahllosen, von der Decke herunterhängenden Tropfsteine in empfindlicher Weise den Rücken berührten.

Die in der zweiten Figur dargestellte Schwemmhöhle liegt etwa 21 m über dem Bodebette an der Brücke bei Rübeland und bildet das östliche Ende der Haupt- oder Bärenhöhle. Hier wurden bis jetzt keine fremde Geschiebe aufgefunden, was jedenfalls seinen Grund hat in der späteren Auswaschung, welche den ehemaligen Flußkies in ein tieferes Niveau führte. In der Geschichte eines jeden einzelnen unterirdischen Flußlaufes sind mehrere Perioden zu unterscheiden. Zuerst wurde der flach gewölbte Kanal ausgewaschen und darauf der so geschaffene Raum durch die von außen eingeführten fremden Geschiebe, sowie durch lehmige, beziehungsweise graudige und sandige Massen ausgefüllt. Wahrscheinlich fand diese Ausfüllung bei besonders hohem Wasserstande, während der periodischen Anschwellungen des Flusses statt. Inzwischen hatte sich letzterer weiter in das Kalkgebirge eingegraben und in einem tieferen Niveau die vorhandenen Spalten und Klüfte bearbeitet. Sobald dieser Prozeß weit genug vorgeschritten war, erfolgte der Einsturz der oberen Schwemmhöhlen und die gänzliche oder teilweise Zerstörung der dieselben ausfüllenden Ablagerungen, welche nun nicht wieder ersetzt werden konnten, da das Wasser sein früheres Niveau nicht mehr erreichte.

Indische Kinderheiraten.

Von Dr. Ph. Lenz.

Eine außerordentliche, tiefe Aufregung geht durch die gesamte Hinduwelt, bei der es sich um eine Angelegenheit handelt, die nach europäischen Begriffen sehr einfach und natürlich zu lösen ist, in Indien aber bei ihrer Lösung religiöse und soziale Fragen von großer Wichtigkeit berührt.

Es handelt sich dabei um das gesetzlich zulässige Heiratsalter der Mädchen in Indien, um die sogenannte Age of Consent Bill. In der Sitzung des gesetzgebenden Rates von Indien zu Kalkutta am 9. Januar brachte namens der Regierung Sir Andrew Scoble einen Gesetzentwurf ein, nach dem §. 375 des Strafgesetzes dahin geändert werden möge, daß das Minimum des Heiratsalters der Mädchen von 10 auf 12 Jahre erhöht werden sollte.

Daher die ungeheure Aufregung, welche Indien (die Mohamedaner und Anhänger des Brahmo Somaj ausgenommen) ergriffen hat. Zahlreiche Versammlungen sind schon abgehalten worden, der größte Teil der heimischen Presse spricht sich auf das Entschiedenste gegen die Neuerung aus, wiewohl neuerdings sich Fälle ereignet haben, daß 10 jährige verheiratete Mädchen am Tage nach der Brautnacht starben. Es ist ähnlich wie im Jahre 1856, als die britische Regierung nur gegen den Willen der Hindus das Gesetz über die Wiederverheiratung der Witwen durchsetzen konnte. Freilich fehlt es auch nicht an aufgeklärten Hindus, welche auf Seite der Regierung treten und für deren Maßregel eintreten, wie denn kürzlich Dr. Tschander Sen (von der Campbell Medizinischen Schule in Kalkutta) eine Schrift herausgegeben hat (The Nubile Age of Females in India, physiologically treated), in welcher er warm für die Erhöhung des Heiratsalters eintritt.

Unter solchen Umständen wird man sich naturgemäß fragen, was liegt hier zu Grunde, daß eine so gewaltige Abneigung gegen ein Gesetz um sich greift, das nach allen Seiten hin nur günstig zu wirken scheint und einen bösen Mißbrauch abstellt? Würden allein europäische Anschauungen, religiöse und soziale Verhältnisse dabei in Betracht kommen, so hätte es auch nicht die geringsten Schwierigkeiten. Aber wir sind in Indien, wo die Dinge ganz anders liegen und eine Frage gelöst werden soll, die uns wiederum einmal die Lehre giebt, daß bei der Behandlung der fremden Völker durch Europäer die Völkerkunde in Betracht zu ziehen ist, daß sie es ist, die uns zeigt, wie Schablonen in dieser Behandlung nicht angebracht sind. Der Staatsmann, welcher ohne Kenntnis der Völkerkunde in solchen Fällen handelt, wird leicht Schiffbruch leiden.

Bei dem allgemeinen Interesse, welches die Sache erregt und da wir beim Eingehen auf dieselbe gewisse religiöse und gesellschaftliche Verhältnisse Indiens sehr genau kennen lernen, halten wir es für zeitgemäß, auch im „Globus“ darauf einzugehen, wobei als Quellen drei bemerkenswerte Abhandlungen dienen, die am Schlusse des vergangenen Jahres erschienen. Sie rühren von ausgezeichneten Kennern Indiens her, von H. H. Risley (in Blackwoods Magazine), von Rees (im Nineteenth Century) und von Asburner (in der National Review).

Die öffentliche Aufmerksamkeit wendete sich gerade in letzter Zeit diesem schlimmsten Mißstand im sozialen Leben der Hindus zu, nachdem in Kalkutta eine noch im Kindesalter stehende Braut an den in der Brautnacht erlittenen Verletzungen gestorben war. Bei dieser Gelegenheit fand die Sache der Frauen in Indien mächtigere Fürsprecher, als man sie von den Indiern bei ihrer Gleichgültigkeit gegenüber dem traurigen Loose der Schwachen hätte erwarten können. Die Gesellschaft für das Gesundheitswesen, eine einflußreiche Vereinigung von Europäern in Kalkutta, welche bis zu einem gewissen Grade die öffentliche Meinung in Indien zum Ausdruck bringt, überreichte im verflossenen Jahre der Regierung eine Denkschrift, worin sie die herrschenden Übelstände hervorhebt und eine Verbesserung des Strafgesetzbuches in der Weise empfahl, wie dieselbe jetzt von der Regierung beabsichtigt ist, nämlich die Erhöhung des Heiratsalters der Mädchen von 10 auf 12 Jahre.

Bei keinem der vielen Probleme, welche im Orient noch der Lösung harren, muß mehr vor Übereifer gewarnt werden, als bei dem der Kinderheirat. Diese seltsame Sitte, welche so ernste Gefahren für das physische und geistige Wohlergehen der Frauen in sich birgt und die Zukunft der ganzen Rasse in Frage stellt, ist gegenwärtig verknüpft mit einer der ältesten Religionen und einem höchst sorgfältig ausgearbeiteten System sozialer Einrichtungen.

Um uns nun klar zu werden, was hier zu thun ist und wieweit die bessernde Hand angelegt werden kann, bedürfen folgende Fragen einer näheren Beleuchtung:

1. Was bedeutet eigentlich die Kinderheirat?
2. Inwieweit ist sie unlösbar mit der Hindureligion verknüpft?
3. In welchen Punkten bedarf sie am meisten der Reform?

Zunächst hat man sich zu vergegenwärtigen, daß in verschiedenen Teilen Indiens zwei sehr verschiedene Arten von Kinderheiraten vorkommen, deren eine wenigstens vom physiologischen Standpunkte einwandfrei ist, während die andre in jeder Hinsicht verurteilt werden muß. Jene erstere herrscht im Pandjab vor und wird von Denzil Ibbetson, einer Autorität auf dem Gebiete des indischen Sittenlebens, in folgender Weise geschildert:

„Überall, wo Kinderheirat Sitte ist, kommen Braut und Bräutigam erst dann zusammen, wenn eine zweite Zeremonie, muklawa genannt, vorgenommen worden ist. Bis dahin lebt die Braut als Jungfrau im väterlichen Hause. Diese zweite Zeremonie ist von der wirklichen Hochzeit durch einen Zeitraum von 3, 5, 7, 9 oder 11 Jahren getrennt, und die Eltern des Mädchens bestimmen den Zeitpunkt für dieselbe. So kommt es oft vor, daß das eheliche Zusammenleben um so später beginnt, je früher die Verheiratung stattfindet. In den östlichen Distrikten z. B. heiraten die Jats gewöhnlich im Alter von 5 bis 7 Jahren, und die Rajputen mit 15 oder 16 oder noch später; während aber bei diesen das junge Paar sofort mit der geschlechtlichen Beiwohnung beginnt, finden bei den Jats die Eltern das heranwachsende Mädchen oft so nützlich in der Haushaltung, daß ein Druck auf sie ausgeübt werden muß, um sie zur Auslieferung desselben an ihren Gatten zu bewegen. Und so nimmt hier das eheliche Zusammenleben meist später seinen Anfang als bei den Rajputen.

Wohl niemand, der ein Pandjab-Regiment hat vorbeimarschieren sehen oder die drallen Jatweiber beobachtet hat, wie sie die schweren Wasserkrüge am Dorfbrunnen emporheben, kann darüber im Zweifel sein, welch' guten Einfluß ihr Heiratssystem auf die körperliche Konstitution der Rasse ausübt. Bei den Rajputen zeigen beide Geschlechter einen leichtern Bau als bei den Jats, aber auch hier findet man keine Anzeichen von Entartung. Der Typus ist ein andrer, aber das ist alles.“

Wenn wir das große Rekrutierungsgebiet der Indischen Armee verlassen und in südöstlicher Richtung die Ebene des Ganges hinabwandern, so scheint der gesunde Sinn, welcher die kriegerischen Stämme ihre Töchter zu Hause behalten läßt, bis sie der Bürde der Mutterschaft gewachsen sind, dem Dämon eines verderbten Zeremonienwesens gewichen zu sein, der stets bereit ist, hilflose Frauen und Kinder der Tradition einer grillenhaften Orthodoxie zu opfern. Bereits in den nordwestlichen Provinzen darf bei den drei höchsten Kasten — der Bramanen-, Chattri- und Kayasth-Kaste — die Braut unmittelbar nach der Hochzeit dem Gatten ins Haus gesandt werden, sei sie nun apta viro oder nicht; freilich zieht man es gewöhnlich vor, bis zur Vornahme einer zweiten Zeremonie, gauná genannt, zu warten, welche 1, 3, 5 oder 7 Jahre nach der ersten stattfinden kann und für welche der passende Zeitpunkt nach der körperlichen Entwickelung der Braut gewählt wird.

Was in den nordwestlichen Provinzen die Ausnahme ist, wird in Bengalen leider mehr und mehr zur Regel. Hier hat der Einfluß der Frauentradition (stri-áchár) die religiösen Heiratsgebräuche der Hindus mit einem Wust von sinnlosem Hokuspokus (der sich meist in den Frauengemächern abwickelt) überladen und es dahin gebracht, daß die Mädchen der besseren Klassen das eheliche Leben mit neun Jahren beginnen und so früh Mutter werden, als dies überhaupt physisch für sie möglich ist. Seit wielange dieser Brauch besteht, kann niemand mit Sicherheit angeben. Vor fast 90 Jahren schrieb Buchanan in seinem wohlbekannten Bericht über Bengalen das folgende über einen der Distrikte von Behar, dem Grenzlande zwischen Bengalen und den nordwestlichen Provinzen:

„Bei einigen Stämmen in Shahabad werden, wie in Bengalen, die Ehen vor Eintritt der Pubertät geschlossen. Die Sitte hat sich jedoch nicht weit verbreitet und die Leute sind gewöhnlich stark und groß. Die Pamar Rajputen, welche die Sitte der vorzeitigen Eheschließung angenommen haben, sind ein schlagender Beweis für die üblen Wirkungen derselben; denn ich bemerkte unter ihnen nicht einen einzigen gut aussehenden Mann, ausgenommen den Raja Jay Prakás, und den meisten scheint es an der körperlichen und geistigen Frische zu fehlen. Diese Sitte und die große Zahl der Witwen, die durch ihren Rang verurteilt sind, ledig zu bleiben, üben ohne Zweifel einen unheilvollen Einfluß auf die Bevölkerung aus.“

An einer andern Stelle sagt Dr. Buchanan, daß hinsichtlich der Heiratsgebräuche Patna fast auf einem Fuße steht mit Bhágalpur; „aber hier (in Behar) ist die Sitte der vorzeitigen Heiraten nicht so vorherrschend; die üblen Folgen sind auch bei weitem nicht so in die Augen fallend wie in Bengalen. Denn während dort das Mädchen gewöhnlich im Alter von 10 Jahren verheiratet wird, bleibt es im Behar-Distrikte bis zum Eintritt der Reife im väterlichen Hause. Natürlich sind dann auch seine Kinder kräftiger und es verfällt weniger der Unfruchtbarkeit“.

So standen also die Dinge zu Anfang des Jahrhunderts nach dem Zeugnis eines zuständigen Beobachters. Über die Verhältnisse von heute schreibt ein hochgebildeter Hindu, einer der fähigsten und thatkräftigsten unter den eingeborenen Beamten in Bengalen, das folgende an Risley:

„Es ist allgemein Sitte, daß Mann und Frau, ohne dazu nach den heiligen Schriften der Hindus berechtigt zu sein, sofort nach ihrer Verheiratung mit der geschlechtlichen Beiwohnung beginnen. Die Eltern leisten dem Gebrauch unbewußt Vorschub, ja sie machen ihn zu einer Notwendigkeit . . . Am zweiten Tag nach der Hochzeit ist die Blumenbettzeremonie; Mann und Frau, ein Knabe und ein Mädchen oder heutzutage gewöhnlich ein junger Mann und ein Mädchen, müssen in dem Hochzeitsbett zusammenliegen. Innerhalb acht Tagen nach ihrer Verheiratung muß die junge Frau in ihr väterliches Haus und dann wieder zu ihrem Schwiegervater zurückkehren, oder sie darf die Thürschwelle ihres Gatten ein Jahr lang nicht überschreiten. In den meisten Familien hält man den achttägigen Termin aus Bequemlichkeit ein. Es würde nur wenig kosten und von unberechenbarem Vorteil sein, wenn man jene Zwischenzeit von einem Jahre für alle Familien zum Gesetz erhöbe oder dieselbe, was noch besser wäre, auf zwei Jahre erhöhte und jenen achttägigen Termin ganz ausmerzte. Die üblen Folgen der verderblichen Sitte, welche der unnatürlichen Befriedigung des Geschlechtstriebes geradezu Vorschub leistet, bedürfen keiner weiteren Auseinandersetzung. Sie befördert unter andern eine vorzeitige Pubertät und bildet so die Hauptwurzel all des Unheils, das frühes Heiraten im Gefolge hat. Letzteres aber könnte vermieden werden, ohne der Religion Eintrag zu thun."

Das ist die Meinung eines orthodoxen Hindus aus hoher Kaste, der trotz seiner englischen Erziehung seine Nationalität nicht verleugnet, und sie beleuchtet scharf die soziale und physische Seite der Kinderheiraten in Bengalen. Wenden wir uns nun zu ihrer religiösen Seite.

Die heiligen Texte, welche sich mit der Heiratsfrage befassen, reden eine zu deutliche Sprache, als daß man sie hier anführen könnte. Was sie darüber sagen, faßt Dr. Julius Jolly in einer Anmerkung zu seiner Übersetzung des Nárada, in den Heiligen Büchern des Ostens, folgendermaßen zusammen:

„Aus dieser Regel (daß nämlich ein Vater seine Tochter verheiraten muß, sobald sie reif scheint) darf man nicht den Schluß ziehen, daß Narada im Gegensatz zu vielen andern Smriti-Autoren die Kinderheirat verwirft. So sagt Daksha: Man verheirate ein Mädchen im Alter von acht Jahren; so wird das Recht nicht verletzt werden. Angiras schreibt vor, daß ein Mädchen jedenfalls im 10. Lebensjahre verheiratet werden soll. Rájamártanda, Yama und Parásara erklären, daß es eine schwere Sünde sei, wenn es nach ihrem 12. Lebensjahre noch im väterlichen Hause verbleibe. Vasishtha, Gautama, Vishnu und Manu verordnen, daß ein Mädchen heiraten soll, bevor sie das Alter der Reife erreicht hat."

Wenn das Zeugnis dieser Texte nicht durch die tägliche Übung bei den Hindus gestützt würde, könnte man geneigt sein, mit ihnen nach Voltaires Manier zu verfahren und sie einfach als eine Erfindung der Priester zu brandmarken. Heutzutage jedoch sind wir gewöhnt, wenn wir in alten Werken seltsame Dinge lesen, den Urmenschen, wie er durch die noch jetzt lebenden zurückgebliebeneren Menschenrassen repräsentiert wird, zur Erklärung derselben heranzuziehen. Und der Urmensch weis nichts von Kinderheirat. Wenn also diese durchaus kein normales Produkt sozialer Entwickelung darstellt und in der That nur in Indien zu finden ist, welchen Ursachen müssen wir dann ihre Entstehung zuschreiben?

Die landläufige Erklärung der Bramanen ist offenbar unzulänglich. Sie bezeichnet die Heirat als eine Art von Sakrament, dessen jede Jungfrau teilhaftig werden soll, damit sie ihre eigene Person von dem Makel der Sünde reinige, die Erlösung ihres Vaters und ihrer Vorfahren vollende und einem Sohne das Leben gebe, der den häuslichen Kult in der Familie ihres Gatten weiterführe. Je früher sie diesen ihren Pflichten genüge, desto besser sei es. Das ganze ist augenscheinlich eine jener nachträglichen Erklärungen von einmal vorhandenen, aber nicht verstandenen Gebräuchen, von denen die priesterliche und Gesetzeslitteratur aller Zeiten und Länder wimmelt.

Nachdem wir noch vorausgeschickt, daß diese Frage keine rein antiquarische Spekulation, sondern von unmittelbarer und praktischer Bedeutung für die Möglichkeit und Form eines gesetzlichen Eingriffes ist, wollen wir versuchen, gewisse Faktoren festzustellen, welche in längst entschwundener Zeit eine wirksame, wenn auch dunkle Rolle bei der Einführung der Kinderheirat gespielt zu haben scheinen und welche in der Gegenwart die Grenzen bezeichnen, innerhalb deren eine Reform versucht werden kann.

Jedermann weis, daß die Gesellschaft bei den Hindus seit urdenklichen Zeiten in eine unbegrenzte Zahl abgesonderter Kasten geteilt ist, deren Mitgliedern es verboten ist, wechselseitige Heiraten zu schließen. Dieses Verbot ist das Charakteristische an dem ganzen System. Weniger allgemein bekannt ist es, wenigstens in Europa, daß alle größeren Kasten in eine Reihe von Nebenkasten zerfallen, deren jede wie die Stammkaste endogam ist.

Der Deutlichkeit halber wollen wir ein Beispiel nehmen, bei dem die uns fremdartig klingenden indischen Namen durch deutsche ersetzt sind. Denken wir uns, die große Sippe der Müller sei eine nach indischem Vorbild organisierte Kaste, so würden zwei Einteilungsprinzipien uns in die Augen fallen. Zunächst würde die ganze Kaste der Müller in eine unbegrenzte Zahl endogamer Sippen gespalten sein und zwar auf Grund von allerlei alltäglichen Unterschieden. Da gäbe es brauende Müller und backende, jagende und schießende, milchverkaufende und mit Wein handelnde, Müller mit Doppelnamen, Müller mit Doppelnamen ohne Bindestrich, konservative und liberale Müller, Kesselflicker und Schneider, Müller aus Westpreußen und aus Baden — diese und alle andern Variationen der Sippe der Müller wären gewissermaßen kristallisiert durch ein unerbittlich strenges Gesetz, welches ihnen verbietet, über den durch den Stammesnamen bezeichneten Kreis hinaus zu heiraten. So könnte ein ultramontaner Müller nur ein ultramontanes Fräulein Müller heiraten, er dürfte nicht an eine liberale Dame denken; ein v. Müller könnte nur eine v. Müller heiraten u. s. w. Zweitens, und dies möchten wir hier besonders betonen, würde nach einem andern Einteilungsgrundsatz jede dieser Einzelsippen in drei oder vier kleinere Gruppen gespalten sein, welche eine Art von aufsteigender Stufenleiter der gesellschaftlichen Stellung bilden. So würde die Sippe der v. Müller, die wir als die Elite der ganzen Kaste betrachten wollen, wieder in orthodoxe, liberale und freidenkerische v. Müller eingeteilt sein, wobei die ersteren die höchste, letztere die geringste gesellschaftliche Stellung einnehmen sollen. Nun würde für diese drei Gruppen die Regel gelten, daß ein Angehöriger der höchsten oder orthodoxen Gruppe ein Mädchen seiner eigenen oder der beiden niedrigeren Gruppen heiraten könnte, ein Liberaler eine Liberale oder Freidenkerin, während ein Freidenker auf seine eigene Gruppe beschränkt wäre. Ein Mädchen jedoch könnte unter keinen Umständen in eine tieferstehende Gruppe hineinheiraten, vielmehr wäre es höchst wünschenswert, daß sie sich mit einem Manne aus einer höheren Gruppe ver-

heiratete. Es ist klar, daß, bei sonst gleichen Verhältnissen, zwei Drittel der orthodoxen Mädchen keine Männer, und zwei Drittel der Freidenker keine Frauen bekommen würden. Es giebt verschiedene Arten, dieses künstlich erzeugte Mißverhältnis auf künstlichem Wege wieder auszugleichen. Ein früher gutgeheißener Ausweg für die Eltern bestand in der Tötung aller derjenigen Säuglinge weiblichen Geschlechts, für die sie keine Gatten finden zu können glaubten. Dieser grausame Brauch bestand bei den Radschputen des nördlichen Indiens, bis die Engländer ein Gesetz erließen, welches für jedes Dorf unangenehme Folgen hatte, das nicht die gehörige Zahl Mädchen aufweisen konnte.

Ein andrer Ausweg ist Polygamie im großen, wie sie von den Kulin Bramanen Bengalens vor einem Menschenalter geübt wurde und in kleinerem Maßstabe noch jetzt herrscht. Ein Kulin von mittlerem Alter soll mehrere Hundert Frauen gehabt und sein Leben mit Besuchen bei seinen Schwiegermüttern zugebracht haben.

Aber was man auch ersinnen mag, um das Gleichgewicht herzustellen, die Lage der Dinge ist, wie man leicht einsehen wird, eine äußerst schwierige. Auf der einen Seite finden wir die streng bindende religiöse Pflicht, eine Tochter vor Eintritt der Reife zu verheiraten, eine Pflicht, deren Außerachtlassung ihre Vorfahren auf drei Generationen dazu verdammt, unermeßliche Zeiträume in der Hölle zuzubringen: auf der andern Seite bedingen die beständige Zersplitterung der Sippen und Nebensippen und die seltsam verwickelten Heiratsvorschriften ein erschreckliches Jagen nach Ehemännern und erhöhen die Schwierigkeit, die religiösen Gebote zu erfüllen. Der Brautpreis, dem wir in der Kulturgeschichte sonst so häufig begegnen, verschwindet in den höheren Gruppen und es tritt an dessen Stelle ein „Bräutigamspreis“, der sich mehr und mehr erhöht, da die Bildung neuer Sippen und Nebensippen die Zahl der verfügbaren Ehemänner beständig verringert.

„Wenn unter solchen Umständen“, so sagt ein erfahrener Hindu, „die Eltern sehen, daß der eine oder die zwei jungen Männer, die ihnen als Gatten für ihre Tochter zur Wahl stehen, anderweitig vergeben werden könnten, falls sie dieselbe nicht sofort verheiraten, und daß es ihnen zur Unmöglichkeit würde, das Mädchen vor ihrem 11. Jahre an den Mann zu bringen, so würden sie die günstige Gelegenheit ergreifen ohne Rücksicht auf die üblen Folgen einer Kinderheirat.“

Daß dieser Beweggrund gegenwärtig einen tiefgreifenden Einfluß ausübt, davon kann sich jeder selbst überzeugen. Die geschichtliche Entwickelung der Dinge scheint die gewesen zu sein, daß ein stark entwickeltes Standesbewußtsein und übertriebene Begriffe von zeremonieller Reinheit den inneren Bau der höheren Kasten in der Weise differenzierten, daß das Gleichgewicht im Verhältnis der beiden Geschlechter gestört, die Nachfrage nach Ehemännern erhöht und das Alter, in welchem die Mädchen heiraten, künstlich herabgemindert wurde. Nachdem nun einmal die Kinderheiraten durch diese besonderen gesellschaftlichen Verhältnisse ins Leben gerufen waren, wurde dem vorhandenen Brauche von den Brahmanen die religiöse Weihe gegeben und in ihren Schriften die geistliche Erklärung für denselben niedergelegt. Aber die Sitte ist älter als ihre religiöse Billigung und die heiligen Schriften und sie entstand wahrscheinlich aus obigen Ursachen.

Die praktische Folge von all dem ist, daß die indische Gesellschaft in ein unentwirrbares Netzwerk von Gebräuchen, Überlieferungen, Verträgen, gegenseitigen Unternehmungen, Familienbündnissen und dergl. verwickelt ist, die alle das eine große Ziel verfolgen, den Leuten die Verheiratung ihrer Töchter in Übereinstimmung mit jenen gesellschaftlichen und zeremoniellen Unterscheidungen zu ermöglichen. Jede bessere Hindufamilie ist von einem ganzen Heer von Verbindlichkeiten dieser Art eingezwängt, in die sich die Regierung ebensowenig einmischen kann, als sie es vermag, den Ausbruch des Regens zu regeln. Auch wäre nicht der geringste Grund zu einem so aussichtslosen Eingriff vorhanden.

Denn während die heiligen Bücher der Hindus das größte Gewicht auf das Alter legen, in welchem die zeremonielle Verheiratung eines Mädchens zu vollziehen ist, verwahren sie sich vorsichtig gegen die Annahme, daß dies auch der geeignete Zeitpunkt für den Beginn des ehelichen Zusammenlebens sei. Nachdem das junge Ehepaar sich auf den sieben Stufen zum heiligen Feuer, dem Mittelpunkt des Familienkultus, unlöslich verbunden, soll es getrennt leben, bis die Braut die körperliche Reife erlangt hat. Letzteres Ereignis wird durch eine besondere Zeremonie gefeiert und schreckliche Strafen, physische und moralische, werden denen angedroht, welche gegen dieses heilige Gebot verstoßen.

So wird uns die Frage, in welchen Punkten das Heiratssystem der Hindus reformbedürftig sei, der Hauptsache nach von ihren heiligen Schriften selbst beantwortet. Sie weisen auf die Natur der Reform hin und ziehen die Grenzen, auf welche sie sich zu beschränken hat. Wir können offenbar nicht verlangen, daß die Heiratszeremonie verschoben werde, bis die Braut das Alter der Reife erlangt hat, oder wie die theistischen Sektierer der Brahmo-Somajen forderten, bis sie 14 Jahre alt ist. Das hieße nicht nur die ausdrücklichen Vorschriften der heiligen Bücher außer Acht lassen, sondern würde das Gesetz direkt in Streit bringen mit dem obenerwähnten Netzwerk von Familienverbindlichkeiten und eine Verrückung der sozialen und Familienverhältnisse im Gefolge haben, vor der selbst der kühnste Gesetzgeber zurückschrecken müßte.

Fassen wir das bisher Gesagte zusammen, so ergeben sich folgende Sätze:

1. Nach Wortlaut und Geist der heiligen Bücher der Hindus sollte ein Mädchen vor Eintritt der geschlechtlichen Reife sich der Heiratszeremonie unterziehen.

2. Nach Wortlaut und Geist der heiligen Schriften der Hindus sollte ein Mädchen nicht in das eheliche Leben eintreten, bevor sie die Reife erlangt hat.

3. Der Gebrauch des Pandjab stimmt mit den Geboten der heiligen Bücher überein; das eheliche Leben beginnt nach Eintritt der Geschlechtsreife und das körperliche Befinden der Leute ist ausgezeichnet.

4. Die Sitte der höheren Kasten Bengalens läuft der Lehre jener Schriften zuwider; das geschlechtliche Zusammenleben beginnt vor der Reife, und die Leute stehen in ihrer körperlichen Entwickelung nicht nur hinter den Bewohnern Nordindiens, sondern auch hinter derjenigen der Bengalis niederen Ranges zurück, welche ihre Mädchen daheim behalten, bis sie erwachsen sind.

England hat also, sagt Risley, eine Art von sozialer Wiedergeburt herbeizuführen, indem es die bengalische Sitte in Übereinstimmung bringt mit der nordindischen und mit den Geboten der heiligen Bücher. Wie dieses geschehen soll, haben wir am Eingange dieser Abhandlung gezeigt. Die Folgen aber, die sich durch das Eingreifen der Engländer ergeben, lassen sich durchaus noch nicht übersehen.

Areal und Bevölkerung Afrikas.

Nach E. G. Ravenstein.

Seit die vortrefflichen Übersichten nicht mehr erscheinen, welche Behm und Wagner unter dem Titel „Die Bevölkerung der Erde“ herausgaben, ein Werk, das ungemein vielfach benutzt wurde, behilft man sich oft mit älteren Areal- und Bevölkerungsangaben, wo außereuropäische, namentlich halb- und unzivilisierte Länder in Betracht kommen. Für Afrika sind allerdings gelegentlich der politischen Teilung des Schwarzen Erdteils in der letzten Zeit manche mehr oder minder gute Schätzungen versucht worden, die aber sehr häufig (auch ohne Quellenangabe) auf Behm-Wagner zurückführten. Jetzt hat der unermüdliche E. G. Ravenstein neue Schätzungen und Berechnungen mitgeteilt, die dem Werke von Arthur Silva White, The Development of Africa (London and Liverpool, George Philip and Sohn 1890) einverleibt sind. Wir teilen daraus die nachfolgenden Tabellen mit (unter Umrechnung der englischen Square-Miles in Quadrat-Kilometer).

	Areal in Quadrat-Kilometern	Bevölkerung	Einwohner auf 1 qkm
Marokko und Tuat	813 300	6 076 000	7
Algerien	667 150	3 870 000	6
Tunesien	116 000	1 500 000	13
Tripolis	1 035 960	1 010 000	1
Sahara	6 179 500	1 400 000	0,2
Eigentl. Ägypten	1 129 200	6 970 000	6
Alte ägyptische Tributärstaaten	1 774 000	7 162 000	4
Abessinien	331 500	3 000 000	9
Galla und Somalländer	1 896 100	3 190 000	2
Zentral-Sudan	1 715 000	31 880 000	18
West-Sudan und Ober-Guinea	1 994 220	14 266 000	7
Äquatorial- und Südafrika	11 547 600	41 818 170	4
Inseln	621 270	4 896 200	8
Summa	29 820 800	127 038 370	4

Nimmt man die politische Verteilung zur Grundlage, wobei freilich vieles fraglich ist und wegen der Grenzstreitigkeiten, bei denen Engländer, Franzosen, Spanier und Portugiesen beteiligt sind, keine sicheren Zahlen erlangt werden können, so stellt sich die Verteilung von Areal und Bevölkerung wie auf der folgenden Tabelle dar, wobei wir die Zahlen für die europäischen Besitzungen abgerundet haben. Es sind

	Areal in Quadrat-Kilometern		Bevölkerung		Einwohner auf 1 qkm
Unter türkischer Herrschaft					
Ägypten	1 129 200		6 970 000		6
Tripolis	1 035 960		1 010 000		1
		2 165 160		7 980 000	4
In europäischem Besitze					
Britisch	6 000 000		39 289 500		6
Französisch	7 200 000		21 947 600		3
Deutsch	2 100 000		5 105 000		2
Italienisch	810 000		5 369 000		7
Portugiesisch	2 580 000		5 513 900		2
Spanisch	640 000		444 000		0,7
Belgisch	2 100 000		15 000 000		7
		21 430 000		92 669 000	4
Unabhängige Staaten		5 490 000		24 595 370	5
Liberia		90 000		1 050 000	11
Boerenstaaten		437 600		744 000	2
Die großen Seen		208 040		—	—
Summa		29 820 800		127 038 370	4

Die Schwarzwaldgletscher und die Lößbildung der oberrheinischen Tiefebene.

Unter dem Titel: Das Pleistocän und Pliocän in der Umgebung von Freiburg i. Br. hat G. Steinmann unlängst in den Mitteilungen der Gr. Bad. geolog. Landesanstalt eine überaus fesselnd geschriebene Abhandlung veröffentlicht, in welcher auf Grund eingehender Untersuchungen an oberrheinischen Diluvialbildungen deren Entstehungsgeschichte für sich und im Hinblick auf die allgemeinen Vorgänge während der Diluvialzeit in Mitteleuropa zur Erörterung gelangt. Insbesondere liefert die Arbeit wichtige Beiträge zur Lößfrage [1]).

Im südlichen Gebiete der oberrheinischen Tiefebene erlangen rote Bohnerzthone eine große Verbreitung; nach ihrem paläontologischen Charakter erweisen sich dieselben als jüngste Tertiärbildungen, welche auf Grund ihrer Lagerungsverhältnisse, nämlich des Übergreifens über sämtliche, in das Rheinthal abgesunkene, ältere Flötzgesteinsschollen, anzeigen, daß bei ihrer Bildung die großen Dislokationen des Rheinthales sich bereits vollzogen hatten. Darüber folgen die als pleistocän zusammengefaßten jüngeren und jüngsten posttertiären Ablagerungen. Dieselben bestehen aus Moränenbildungen, Schwarzwaldschottern, Rheinkiesen, Löß und Lehm.

Nach ihrer Höhenlage gliedern sich die Moränenbildungen in zwei Gruppen: die Moränen der höheren Teile des Schwarzwaldes, besonders in der näheren und weiteren Umgebung des Feldberges, in einer Höhe von etwa 850 bis 1200 m gelegen, in den Thälern bis höchstens 700 m herabgehend, sind vorwiegend als Grundmoränen ausgebildet und sehr wahrscheinlich jünger als eine zweite Gruppe, die Moränen der tieferen Lagen, am Fuße des Gebirges (z. B. in der Staufener Bucht) oder in den tieferen Teilen der Schwarzwaldthäler (im Wehrathale), welche auch ein schon bei weitem weniger frisches Gepräge aufweisen als die ersteren und von Lößlehm vielfach überlagert werden. Diese Gliederung der Moränenbildungen hat ihre Parallele in den Alpenvorlanden, wo die tiefer gelegenen Moränen von ganz ähnlichem Habitus sich als Produkte der ersten großen Vereisung in der Diluvialzeit herausgestellt haben, die Moränen höherer Lage dagegen einer jüngeren, bei weitem weniger ausgedehnten Gletscherbildung angehören.

Für die Erklärung der nachweislich bis 100 m mächtigen Geröllaufhäufungen in der Rheinebene ist es bedeutungsvoll, daß sich unveränderte Moränenbildungen bis fast in die Rheinebene verfolgen lassen; sie zeigen uns den Weg, auf welchem die Auffüllung derselben erfolgte, nämlich teilweise durch Einführung des Materials in Form ursprünglicher Moränen, teils durch Überschotterung mit dislozierten, durch Schmelzwasser besonders aus den mittleren Teilen der Thäler herabgeführten Moränenmaterials. Und so stehen auch die alten Flußschotter der Gegend in einem mehr oder weniger engen Zusammenhange mit diesen alten Glacialablagerungen, 1) die Schwarzwaldschotter, welche oft im Liegenden geradezu in diese übergehen und mit ihnen gemeinschaftlich von Lehm und Löß überlagert werden, und 2) die diluvialen Rheinkiese, welche ein gleiches Alter besitzen und aus ihrer Verbreitung bei Freiburg erkennen lassen, daß der Rhein einst den Kaiserstuhl umflossen hat. Die dem Alter hiernach folgenden Diluvialglieder, die Lößbildungen finden wir, von den sekundären, weit verbreiteten Verlehmungen abgesehen, in einer dreifachen Facies entwickelt: 1) als Berglöß (Deckenlöß, Plateaulöß); Löß im engeren Sinne; dieser besitzt alle Merkmale des typischen Löß, führt nur die drei bekannten Lößschnecken und geht in höherer Gebirgslage in Lößlehm (Deckenlehm, Berglehm) über; 2) als Gehängelöß (nicht zu verwechseln mit den in großen Lößgebieten sehr verbreiteten, relativ jung verschwemmten, an flachen Gehängen gehäuften Lößmassen, d. Ref.), welcher häufig streifenförmige Einschaltungen älterer, oberhalb seines Auftretens anstehender Gesteine führt, sich oft in seiner ganzen Masse in hoch verlehmtem Zustande befindet, häufig eine dem Gehänge folgende Schichtung und ziemlich reiche Schneckenfauna aufweist (Pupa columella, Helix pulchella, Helix arbustorum).

Der Gehängelöß geht einerseits in Berglöß, andrerseits in Thallöß über. Der letztere zeigt eine fast immer recht deutliche, durch Lehm- und Sandstreifen, Gerölle- oder Schneckenlagen hervorgerufene Schichtung. Er steigt im allgemeinen nicht über 30 bis 40 m über das Niveau der heutigen Niederungen. Die Schneckenfauna des Berglöß und Gehängelöß trifft man im Thallöß vereinigt, sie ist darum sehr reichhaltig, doch fehlen Süßwasserschnecken vollkommen, die weiter thalabwärts, z. B. in der Sandlößstufe des Elsaß so häufig sind. Reste von Wirbeltieren beschränken sich hauptsächlich auf den Gehänge- und Thallöß.

Die Bildung des Rheinlöß fällt in die Zeit zwischen erster und zweiter Vereisung. Derselbe stammt nicht aus den oberrheinischen Gebirgen oder deren Moränen; er wird auch nicht vom Rhein herzugetragen, sondern muß einer Gegend entnommen sein, wo über weite ausgedehnte Strecken durch Wind leicht aufbereitbare Materialien von sehr gleichartiger Zusammensetzung verbreitet sind. Sein Vorkommen in Europa liegt im Süden der hauptsächlichsten Gletschergebiete, er überschreitet die Alpen und dehnt sich über das östliche Europa aus, ohne seine Zusammensetzung und sein Auftreten zu ändern. Wo das Material fortgeweht wird, bleiben die Spuren der Ausblasung zurück — Sandschliffe an den größeren Geröllen, im Süden davon Sandanhäufungen, die seitlich in Löß übergehen. Wir wissen jetzt, daß sich die Ausblasung nicht auf die nordeuropäischen Grundmoränen beschränkt hat, sondern daß auch im unteren Teile der oberrheinischen Tiefebene Flugsande vorhanden sind, welche gegen Süden in Löß übergehen. Im Rheinthale ist diese Erscheinung nur eine örtlich beschränkte, im norddeutschen Tieflande hingegen weit verbreitet. Um die Mannigfaltigkeit der Lößgebilde, welche sich in den Rheingegenden ablagerten, verstehen zu lernen, ist es von Nutzen, Gegenden aufzusuchen, welche sich heute in einem sehr ähnlichen Zustande befinden, wie unsre Gegend zur Zeit des Zurückweichens der Gletscher; dazu gehört z. B. das südliche Patagonien, welches der Verfasser selbst bereist hat. Vom Atlantischen Ozean das Land betretend, gelangt man in das Gebiet der ebenen bis wellig-hügeligen Pampa. Schon hier herrscht eine gewisse Verschiedenheit in den Feuchtigkeitsverhältnissen und den Lebensbedingungen der Organismen; Hochflächen und Hügel sind trocken und nur dürftig bewachsen, in den Niederungen dagegen breiten sich, besonders in der Nähe von Gewässern, auch im Sommer Wiesenteppiche aus. Gegen das Gebirge

[1]) Vergl. darüber den laufenden Band des „Globus“, S. 24. Bei dieser Gelegenheit bitten wir, in der Unterschrift des Profils S. 28 zweimal den Druckfehler „fluvial“ in „eluvial“ zu verbessern.

verschärfen sich die Gegensätze. Die Plateaus behalten den steppenartigen Charakter bei, in bedeutenderen Höhen werden sie von Feuchtigkeit liebenden, hochandinen Pflanzenformen bewohnt. Zwischen Pampa und Gletscher (in etwa 1200 m Höhe) schiebt sich eine kümmerliche Waldzone ein; sie kann auch fehlen, so daß der Jäger die Guanacos, Strauße u. s. w. im Sommer bis in die unmittelbarste Nähe der Gletscher verfolgen kann. Am Fuße der Kordilleren reichen mächtige Gletscherströme bis zu den Seen von Sta. Cruz (125 m ü. M.) hinab. Die Fauna ist armselig, relativ reich an Sängern und Vögeln. Das Guanaco, der amerikanische Strauß, das verwilderte Pferd, gefolgt von Puma und Fuchs, durchziehen die weiten Ebenen oder suchen ihre Nahrung auf den grünen Höhen, ja in unmittelbarer Nähe der Gletscher. Der Winterschnee treibt sie in die milderen Flußthäler, wo sie im Winter durch das rauhe Klima, im Frühjahr durch Überschwemmungen oft in großen Massen vernichtet werden. Nager (die magellanische Wühlratte) und Gürteltiere können als die eigentlichen Steppenbewohner gelten.

Ähnliche Verschiedenheiten und Gegensätze dürften in den Gebieten des Rheinthales, da der Gletscher sich zurückzog und die Lößablagerung begann, geherrscht haben. Wo der Staub auf feuchtere, mit reichlicher Vegetation bedeckte Stellen fiel, bewirkten die mit Kohlensäure geschwängerte Bodenfeuchtigkeit schnelle Entkalkung, auf dem trockenen Plateau erhielt sich der Kalkgehalt. Wie heute noch auf den Höhen eine andre Schneckenfauna lebt als im Rheinthal, so auch zur Lößzeit. Helix hispida, Succinea oblonga, Pupa muscorum waren den geringsten Feuchtigkeitsgraden angepaßt; die reichste Fauna liefert der Thallöß, wo die aus dem Berglöß herabgeschwemmten Gehäuse sich mit den feuchtlebenden Formen und Süßwasserschnecken mischten. Reste der Wirbeltiere der Lößzeit werden vorwiegend in fluviatilen Ablagerungen gefunden. In den Flußniederungen suchten die Tiere zur rauhen Jahreszeit Schutz und Nahrung; hier verendeten auch die meisten Exemplare; geschützte Höhlen dienten ebenfalls als Zufluchtsstätte.

Die Lebensweise des Menschen der Lößzeit im Rheinthale war jedenfalls nicht wesentlich verschieden von der des heutigen Tehuelchen in Patagonien. Wie dieser heute, so hat auch er bei der Seltenheit der Quellen in Lößgebieten die Umgebung derselben und die Niederungen aufgesucht. Spuren menschlicher Thätigkeit sind im Rheinlößgebiet häufig und haben sich insbesondere durch Untersuchungen in der Neuzeit beträchtlich gemehrt (Kohlebröckchen, Aschelagen, aufgeschlagene Knochen 2c.). Das ganz vereinzelte Auftreten von Rollkieseln mitten in homogenem Löß gehört auch hierher und läßt sich kaum anders als durch künstliche Verschleppung erklären; wie noch vor kurzem dem Tehuelchen Flußgerölle als Schleudersteine (bola) dienten, so hat sich jedenfalls auch der Lößmensch des Rheinthales ähnlicher Waffen bedient. Dr. A. Sauer.

Bücherschau.

K. Brandt, Haeckels Ansichten über die Plankton-Expedition. Verlag von Ernst Homann, Kiel 1891.

Der Deutsche liebt die Polemik, das giebt sich nicht nur in den Schriften, sondern sogar in den Referaten zu erkennen. So geht ein kürzlich gegebenes Referat von Haeckels Plankton-Studien kaum auf den positiven Teil der Schrift ein, während der kleinere polemische Teil besonders ausführlich wiedergegeben wurde. Da nun einmal nicht abgewartet ist, bis man von der andern Seite sich rechtfertigte, so muß der Laie jetzt auch auf eine soeben erschienene Entgegnung aufmerksam gemacht werden, obgleich beides im Interesse der Wissenschaft am liebsten unterblieben wäre.

In der Brandtschen Schrift wird zunächst dem Verfasser der Planktonstudien die bona fides abgesprochen, der schlimmste Vorwurf, der, namentlich einem Manne der Wissenschaft, gemacht werden kann. — Die von Hensen ausgeführten, mit Zählungen verbundenen Untersuchungen sind in doppelter Beziehung wichtig: 1. weil durch sie für die subjektiven Bezeichnungen „häufig", „selten" 2c. 2c., welche von allen Zoologen angewendet werden, ganz bestimmte und vergleichbare Werte eingeführt sind und 2. weil sie in Verbindung mit Volumen und Gewichtsbestimmungen nebst chemischen Analysen, wie sie Hensen schon ausgeführt hat, in der That ergeben, wieviel der Ozean an organischer Substanz hervorbringt. Der Einwand Haeckels nämlich, daß das Plankton nicht gleichmäßig genug im Ozean verteilt sei, um aus einer beschränkten Anzahl von Fängen auf das ganze befahrene Gebiet schließen zu können, muß ebenfalls zurückgewiesen werden: die meisten Beobachtungen von Ungleichmäßigkeit, namentlich die sämtlichen von Haeckel selbst gemachten, beziehen sich auf die Küsten, wo besondere Verhältnisse obwalten und wo besondere Untersuchungen gemacht werden müssen, in Kiel übrigens auch schon lange eingeleitet sind. Die Resultate der englischen Challenger-Expedition und der italienischen Vettor-Pisani-Expedition treten in dieser Hinsicht vollkommen zurück, 1. weil sie auf subjektiver Beobachtung beruhen und 2. weil diese Expeditionen in je drei Jahren an noch nicht so vielen Stellen pelagische Organismen gefischt haben, als die Plankton-Expedition in drei Monaten. Die Zahl der Stationen beider Expeditionen ist im Atlantischen Ozean zusammen nur 49, die der Plankton-Expedition 130. Auffallende Tierschwärme, wie sie auf der Plankton-Expedition beobachtet wurden, machen nach einfachen Rechnungen und Überlegungen kaum ein Prozent des Planktons, d. h. der hauptsächlich durch mikroskopische Organismen gebildeten Masse aus. Die Tageszeiten können schließlich nicht in Betracht kommen, weil 200 bis 400 m tief gefischt wurde und die Plankton-Organismen, mit geringer Eigenbewegung ausgestattet, am Tage nicht so tief hinabsteigen können. Zum Schluß sei bemerkt, daß demnächst eine gründliche Widerlegung der Angriffe Haeckels durch den Leiter der Expedition erfolgen wird. Im einzelnen, namentlich was den zu Anfang genannten scharfen Vorwurf anbetrifft, muß auf die Schrift selbst verwiesen werden. Dr. Fr. Dahl.

Ferd. Freih. von Andrian, Der Höhenkultus asiatischer und europäischer Völker. Eine ethnologische Studie. Wien, Karl Konegen, 1891. 385 S.

Der hochverdiente Vorsitzende der Wiener Anthropologischen Gesellschaft behandelt hier zusammenfassend und für verschiedene Gebiete zum erstenmal die Bergverehrung in der Alten Welt, welche im Kultus, der Litteratur, den Mythen und Bräuchen der einzelnen Völker deutlich zu Tage treten. Es ist ein gewaltiges Gebiet, das er hier angreift, da sein Thema ihn notwendigerweise auf das der Religion und Mythologie eines großen Bruchteils der Völker Asiens und Europas führen mußte. Völlig auf der Höhe der heutigen ethnographischen Wissenschaft stehend, behandelt er besonders ausführlich die arischen Inder und die Chinesen (wobei Pfizmaier wesentliche Quelle), während auf des Verf. Antrieb hin durch R. Beer die heiligen Höhen der Griechen und Römer (in demselben Verlage) einer besonderen Betrachtung unterzogen wurden.

Das Ergebnis des umfangreichen Werkes läßt sich etwa im folgenden zusammenfassen. Die Bergverehrung zeigt in den ihr zu Grunde liegenden Vorstellungen eine sehr große Mannigfaltigkeit, die jedoch nicht des inneren Zusammenhanges entbehrt. Die primitive Naturanschauung hält an der Einheit der Natur fest, wofür die weit verbreitete Ansicht spricht, daß „die beiden großen Eltern", Himmel und Erde, einerlei seien. Diese Ansicht wird auf doppelte Weise ausgeführt. Die irdischen Verhältnisse werden auf den Himmel übertragen oder es dienen umgekehrt die Himmelserscheinungen zum Maßstabe für die irdische Welt. Beide Richtungen bilden wichtige Stufen der menschlichen Geistesentwickelung. In ähnlicher Weise lassen sich auch die Vorstellungen sondern, welche zu einer Bergverehrung führten, je nachdem dieselben von örtlich irdischen Gesichtspunkten ausgehen oder einen kosmischen Charakter aufweisen.

In der ersten Vorstellungsgruppe erscheint ein Berg oder ein Gebirge animistisch personifiziert. Er wird als ein mit übernatürlichen Kräften ausgestattetes Individuum aufgefaßt,

als ein der menschlichen Seele verwandter Geist, der jedoch stärker und mächtiger ist, als eine menschliche Seele. Der Berg ist ein Dämon oder beherbergt einen Dämon, der auf der Spitze oder im Innern des Berges wohnt und dementsprechend einen gewissen Teil desselben, mit allem, was sich daran oder darauf befindet, als sein Eigentum in Anspruch nimmt und vor fremden Angriffen schützt. Daher dürfen bestimmte Berge gar nicht oder nur unter bestimmten Zeremonien bestiegen werden. Man darf auf denselben nicht ausspucken oder andre Handlungen verrichten. Wer Kräuter sammeln oder Steine holen will, hat den Berggeist zu entschädigen. Auf hohen Bergspitzen, beim Überschreiten von Pässen, beim Umschiffen steiler Vorgebirge darf nicht laut gesprochen werden, um die bösen oder guten Berggeister, welche daselbst hausen, nicht zu erzürnen. Eine andre Ehrenbezeugung für dieselben ist die Errichtung von künstlichen Steinhügeln (Obos). Die Berggeister sind teils guter, teils böser Art. Sie verursachen schreckliche Stürme, Erdfälle, Lawinenstürze, Erdbeben, vulkanische Ausbrüche, giftige Gasausströmungen. Sie sammeln aber auch die Wolken zu wohlthätigem Regen. Man verdankt den Berggeistern heilsame Pflanzen; sie sind die Eltern der Flüsse und besitzen viele kostbare Dinge. Zur Erlangung dieser Gaben, zur Abhaltung der schädlichen Einflüsse bedarf es fortgesetzter Opfer, welche sich nicht selten zu Menschenopfern steigern können. Die Einheit der Natur bei aller Mannigfaltigkeit der Erscheinungen, die Wechselwirkung der Naturkräfte drückt die animistische Anschauung durch die besondere Einerleiheit einer ungezählten Geisterschaar, durch die unbestimmte Abgrenzung der dämonischen Individualitäten, sowie ihres Machtbereichs, durch ständig wiederkehrende Vergesellschaftung verschiedener Geisterkategorieen aus. Demgemäß bietet die Bergverehrung zahlreiche Berührungspunkte mit den übrigen Naturkulten, mit der Verehrung von Steinen, Pflanzen, Quellen, Flüssen. Beispiele hierfür sind die Verehrung von Felsblöcken, Stromschnellen und Wasserfällen, die Regenbeschwörung auf Bergen, die heiligen Haine auf Bergen.

Die zweite, kosmische Vorstellungsweise geht von dem Verhältnisse unsrer Erdoberfläche zum Himmel aus. Die Berge tragen den Himmel, sie bilden eine natürliche Brücke zwischen Himmel und Erde. Das Firmament wird als ein Felsen oder Berg, als eine aus Erz, Stahl, Kristall, Glas bestehende feste Masse vorgestellt, welche nach der Hesiodischen Kosmogonie aus der Erde hervorgegangen ist. So bildet das Himmelsgewölbe einfach die Fortsetzung der Berge. Diese letzteren empfangen zunächst die wohlthätigen Äußerungen der Himmelsgötter und übermitteln dieselben weiter an die übrige Erde. Die an den Berggipfeln hervortretenden Lichterscheinungen, das wechselvolle Spiel der Wolken an den Höhen bezeugen gleichsam das innige Verhältnis der Berge zum Himmel. Dieser überirdische Charakter wird durch die Schwierigkeit der Annäherung noch verstärkt. Als Symbol der Unendlichkeit und Ewigkeit, als bevorzugte Manifestationspunkte der das organische Leben beherrschenden Kräfte werden die Berge zum Ausgangspunkt einer Weltanschauung, welche die unendliche Mannigfaltigkeit des Kosmos unter dem Bilde eines Himmel und Erde umfassenden Berges (Weltenberg, Götterberg) versinnlicht. Diese kosmische Auffassung der Berge spielt unstreitig in den höheren Kulturstadien eine größere Rolle als die Berggeister. Sie bildet einen wichtigen Bestandteil der nationalen Mythologieen und Kosmogonieen und giebt den Anlaß zu zahlreichen späteren Lokalisierungen von Götterbergen. Die Wandelbarkeit dieser Vorstellungen ist fast unbegrenzt. Sie führt bei den Chinesen auf ein rein ethisches und mystisches Gebiet, in andern Fällen wenigstens zu einer Verflüchtigung des physischen Charakters und zu einer fortschreitenden Verhimmelung der Götterberge. In der Ilias bildet die höchste Spitze des irdischen Olymp den Wohnsitz der Hauptgötter.

Untersucht man die Verbreitung der kosmischen Bergverehrung und deren Ableger bei den Kulturvölkern, so findet man vor allem eine ethnographisch gewiß bedeutsame Lücke oder wenigstens eine sehr späte Form derselben bei den italienischen Völkern. Dagegen besitzen alle asiatischen Kulturzentren, denen sich Griechenland anschließt, einen großen Götterberg schon in weit älteren Epochen ihrer Entwickelung. Die mächtigen Einflüsse des Orients zeigen sich auch hier und werden von Andrian vielfach nachgewiesen. Übrigens ist die Übertragung von Volk zu Volk und deren nachträgliche Ummodelung noch in vielen Fällen festgestellt. So sind die indischen Götterberge mit den daran haftenden religiösen und kosmischen Vorstellungen in mannigfachster Verarbeitung über ganz Nord- und Ostasien gewandert. Der so mannigfaltig ausgebildete Höhenkultus der Chinesen, dessen Umrisse bis jetzt kaum bekannt sind, beruht nur zum Teil auf bodenständigem, ursprünglichem Animismus und auf buddhistischen, meist leicht erkennbaren Einflüssen.

Dieses sind nur kurze Andeutungen über den Inhalt und die Ergebnisse des Andrianschen Werkes, sie beweisen aber die wichtige Rolle, welche die Berge in dem Geistesleben der Völker Asiens und Europas gespielt haben und noch spielen. Es giebt kaum ein hervorragendes Gebirge, welches nicht unter irgend einer Form Gegenstand einer religiösen Verehrung gewesen wäre.

Heinrich Kiepert, Spezialkarte vom westlichen Kleinasien in 1:250000. Zweite Lieferung. Berlin, D. Reimer, 1890.

Wenn ein Mann, wie Prof. Kiepert, eine neue Arbeit über den Orient veröffentlicht, können wir nur einfach referieren, denn zum Kritisieren sind außer ihm wohl nur sehr wenige berufen. Mit der Bearbeitung dieser bedeutenden und wertvollen Karte, die nach ihrer Vollendung 15 Folioblätter umfassen wird, schreitet der Autor rüstig auf dem Wege weiter, den er schon seit Jahrzehnten betreten: die kleinasiatischen Länder in möglichster Ausführlichkeit und mit besonderer Berücksichtigung der antiken Topographie darzustellen. Die Schwierigkeit einer solchen Arbeit vermag nur der voll zu ermessen, der selbst wenig bekannte Erdgebiete kartographisch bearbeitet hat. Welch ungeheures und doch so verschiedenwertiges Material wußte Kiepert hier zusammenzutragen! Von den gut vermessenen, auf den Seekarten niedergelegten Küsten gehen sichere geodätische Linien nur so weit, als die Eisenbahn läuft oder für künftige Bahnen Vorarbeiten ausgeführt sind. Für das Innere muß heute noch eine nicht allzu umfangreiche Zahl von astronomischen Positionsbestimmungen das Skelett liefern, welches dann durch Benutzung von etwa vorhandenen Karten, von Reiseberichten, Spezialaufnahmen und Itineraren ausgefüllt und belebt worden ist. Hierher gehören die Ergebnisse einer großen Zahl von Reisenden, Deutschen, Franzosen, Russen und Engländern. Besonders sind hier hervorzuheben Moltke, Kiepert selbst, der schon 1841 in Kleinasien reiste, Wrontschenko, Hamilton, Ainsworth, Smith, die österreichische Expedition nach Lykien 1882 bis 1883, die Aufnahmen von Diest im Auftrage des Kaiserl. Archäologischen Instituts, Möllhausen, Ramsay, Sterret, der für die Konstruktion viele Tausende Kompaßpeilungen lieferte, Humann und Hirschfeld. Viele Manuskriptkarten von den türkischen Behörden sowie von verschiedenen Industriegesellschaften standen dem Herausgeber zur Verfügung, überhaupt eine Fülle bisher unveröffentlichten Materials, über welches in den Begleitworten zur Karte berichtet wird. Die zweite, fünf Blätter enthaltende Lieferung ist wegen neuen, früher nicht zugänglichen Materials etwas verspätet ausgegeben worden. Es sind ihr eine Anzahl Korrekturen für die früher veröffentlichten ersten fünf Blätter beigefügt. Situation und Schrift sind in den Blättern schwarz, das Terrain in brauner Schummerung ausgeführt, was das Kartenbild klar und übersichtlich macht. Die Umschreibung der türkischen und griechischen Namen ist mit Rücksicht auf nichtdeutsche Leser nach der Transskriptionsweise gegeben worden, welche vor einigen Jahren von einer Kommission der Pariser Geograph. Gesellschaft vorgeschlagen wurde. Aus griechischen und türkischen Karten entlehnte unsichere Ortslagen sind in Haarschrift geschrieben. Wir ersehen aus dem Charakter der Karte, wieviel im Innern des Landes für Topographie noch zu thun übrig bleibt, besonders wenn wir die leeren Stellen oder die einfachen Formen mancher Gebiete vergleichen mit den detaillierten Angaben an der gut bekannten Küste oder auf den Inseln des Archipels. Trotz alledem haben wir aber hier das Beste, was überhaupt über Kleinasien existirt und sehen mit Freuden den weiteren Arbeiten des gelehrten Autors entgegen. Hier ist ein Fingerzeig gegeben, wie größere geographische Zeitschriften sich wissenschaftliche Verdienste erwerben würden, wenn sie in ähnlicher Weise kartographische Zusammenarbeitungen brächten von Ländern, in denen es an einer topographischen Aufnahme mangelt; die Karten neuer geographischer Entdeckungen sind ja heute bei weitem nicht mehr so zahlreich, wie vor einigen Jahrzehnten.

A. Scobel.

Aus allen Erdteilen.

— Die Inschriften des Morrofelsens in Neu-Mexiko (S. 105) sind nach einer gütigen Mitteilung des Herrn Prof. F. Blumentritt folgendermaßen richtig aufzulösen, beziehungsweise zu lesen.

Aquí estuvo el General D. Diego
de Vargas quien conquistó . . . .
á la Sante Jé y a la Real
Corona todo el nuevo Mexico
á su costa. año de 1692.

Hier war der General D. Diego
de Vargas, welcher eroberte
. . . . für den heiligen Glauben
und die Königliche Krone das
ganze Neu-Mexico auf seine
eigenen Kosten, im J. 1692.

Por aquí pasó el Alférez Don
Joseph de Payba-Basconcelos
el año que tuvó el cavildo del
Reyno á su costa á 18 de Februar
de 1726 años.

Hier passierte der Lieutenant
D. J. de P. B. in dem Jahre,
in welchem er das Obrigkeitsamt
des Königreichs auf seine
eigenen Kosten ausübte, am
18. Februar des J. 1726.

— Über die Beziehungen der Neger und Rothäute zu einander in Nordamerika hat A. F. Chamberlain im Canadian Institute (24. Januar 1891) einen belangreichen Vortrag gehalten. Er behandelt die Beziehungen vom anthropologischen, sprachlichen, mythologischen und soziologischen Gesichtspunkte. Die ersten Neger wurden kurz nach 1500 in Amerika eingeführt; im ganzen wurden nach Nordamerika (nach Shaler) 500 000 gebracht und in ganz Amerika leben heute vielleicht, wenn man die Mulatten einrechnet, gegen 30 000 000 Neger. Was zunächst die Berührungen in Kanada betrifft, so wissen wir, daß Irokesen in Ontario sich stark mit Negern vermischt haben. Sehr stark war auch eine solche in Massachusetts, wo, als 1633 die Indianer zu erstenmal einen Neger auf einem Baume sitzen sahen, sie ihn für abamacho, den Teufel, hielten, den sie zu beschwören versuchten. Kinder von Negersklaven und Indianerweibern waren frei und daher trachteten die Neger danach, solche zu bekommen. Ein Jahrhundert später werden dort schon häufiger Mischlinge zwischen Negern und Indianern erwähnt, improved in temperance and industry. In einem Berichte aus dem Jahre 1833 heißt es: The Indians are said to be improved by the mixture mit Negerblut. Die „150 Indianer", welche bei Gay Head (Mass.) leben, sind eine vollständige Mischung von weißem, schwarzem und rotem Blute. Man lobt sie als reinliche und ordentliche Fischer und Ackerbauer. Die Mischlinge von Negern und Indianern in Connecticut werden aber als arm, elend und verkommen geschildert. Die Reste der Montonk und Shinnakuk auf Long Island sind stark mit Sklavenblut versetzt.

Wie weit die Vermischung mit den Indianern der Chesapeakbai ging, hat auf sprachlichem Wege Brinton nachgewiesen. Pyrläus, der 1780 als Missionar unter den Mohawks lebte, führt deren Zahlwörter an, von denen aber Brinton nachweist, daß sie dem Mandingo (Westafrika) angehören. Nach Peter Kalm wurden die ersten 1620 nach Virginien gelangten Neger dort für schwarze Geister von den Indianern angesehen, später vermischten sie sich aber mit denselben. Die letzten Mattapony in jenem Lande hatten mehr Neger- als Indianerblut in sich.

In verschiedenen der Südstaaten hielten sich die Indianer, namentlich die Tschiroki, Negersklaven, die oft von einem Stamme an den andern verkauft wurden. Auch die Seminolen in Florida hielten zahlreiche Negersklaven. Ein einzelner Häuptling besaß 1835 deren nicht weniger als 100. Der Staat Georgia verlangte einmal 250 000 Dollars von den Creeks für zu diesen entlaufene Sklaven. Dadurch kam viel Negerblut in alle diese Indianer, wiewohl sie mit Verachtung auf die Schwarzen herabblickten. In den westlichen Reservationen (bei Tschiroki, Creek) leben noch jetzt viele Neger zwischen den Indianern.

Naturgemäß sind infolge solcher Vermischung viele Überlieferungen und mythologische Vorstellungen der Neger zu den Indianern übergegangen, worüber eine Abhandlung von F. Crane, Plantation folklore, Auskunft giebt. Auf Westindien, wo heute der Neger herrscht und der Indianer verschwunden ist, und auf Südamerika, wo auch starke Mischungen stattfanden, ist Chamberlain in seiner Abhandlung nicht eingegangen. Nachdem der Gegenstand einmal angeregt ist, wird es gut sein, denselben weiter zu verfolgen, namentlich nach der physiologischen, gesellschaftlichen und volkskundlichen Seite hin.

— Britisch-Guiana. Mit der botanischen Erforschung des Landes ist Dr. Goebel beschäftigt, der namentlich der höchst eigentümlichen, bisher kaum näher bekannten Familie der Podostemaceae sein Augenmerk zuwendet. „Diese Pflanzen, schreibt das in Demerara erscheinende Blatt „Argosy", die an den überschwemmten Felsen der Wasserfälle und steinigen Flußbetten unsrer Hauptgewässer wachsen, sind den Goldgräbern und Reisenden wegen ihrer schönen rosaroten Blütenmassen wohl bekannt, die sie in der trockenen Zeit, wenn die Flüsse zurücktreten, entwickeln. Es giebt deren viele Geschlechter und Arten. Sie klammern sich wie Seetange mit einem scheibenförmigen Stammende an die Felsen so außerordentlich fest, daß man beim Losreißen oft ein Stück des Gesteins mit ablöst. Den größeren Teil des Jahres sind sie unter Wasser und fluten darin, wie die Tange am Boden des Meeres; beginnen aber die Wasser in der trockenen Jahreszeit zu verlaufen, dann fangen sie an zu blühen und Früchte zu tragen." (Nature.)

— Die Erforschung des Totenthales im südöstlichen Kalifornien unter Dr. Palmer und Vernon Bayley hat im Verlaufe des Winters gute Fortschritte gemacht. Diese Depression von — 20 m bis — 30 m zieht sich zwischen der Paramintkette im Westen und der Amargosakette im Osten von Norden nach Süden. Die Expedition besteht aus Naturforschern für die verschiedenen Gebiete und ist mit allem auf das vortrefflichste ausgerüstet, auch mit eigenen Wasserwagen, die bei dem wasserlosen Charakter des Thales notwendig waren; dafür sprachen schon die zahlreichen mumifizierten Leichen derjenigen, die in diese Alkaliwüste sich hineingewagt und darin umgekommen waren. Die Station wurde bei Bennetts Wells aufgeschlagen, wo die Expedition sich teilte und eine Abteilung zur Erforschung des östlichen

Seitenthales Furnace Creek ausbrach, das sich an den Black-Mountains und der Furnacekette hinzieht. Diese Depression ist durch eine gewaltige vulkanische Thätigkeit entstanden, durch das Einsinken der ganzen von Norden nach Süden verlaufenden Spalte, zu deren beiden Seiten die jäh abfallenden Gebirge, westlich die Panamintkette mit dem 3330 m hohen Teleskopberge und östlich die bis 2000 m hohe Amargosakette stehen blieben. Solche Bodensenkung infolge von vulkanischer Thätigkeit ist auch weiter westlich am Owensee beobachtet worden, wo 1872 durch ein Erdbeben der Ort Lone Pine mit vielen Einwohnern zerstört wurde und eine 7 m tiefe Bodensenkung stattfand. Vor 10 Jahren wagte Bendire wegen fürchterlicher Hitze nicht ins Totenthal (im Mai) einzudringen. Die neue Expedition fand in diesem Winter aber das Klima angenehm. Trotz des Wüstencharakters ist das Totenthal nicht ohne Pflanzen und Tiere. Es wurden bisher 21 Säugetiere, darunter mehrere neue Arten gesammelt.

— Meteorologische Stationen in der Südsee. Die Regierung der australischen Kolonie Queensland hat beschlossen, den mangelhaften Kenntnissen der meteorologischen Verhältnisse in der Südsee abzuhelfen, indem sie auf verschiedenen Inseln derselben Stationen mit guten Instrumenten errichten läßt. Der Beginn ist im Dezember 1890 auf Neu-Caledonien, in der Hauptstadt Noumea, gemacht worden, wo die von C. L. Wragge eingerichtete Station von einem dortigen Einwohner, S. Johnston, regelmäßig bedient wird. Im Januar 1891 sollte auf den Neu-Hebriden (Aneitum oder Havanna) und dann auch auf Tahiti eine Station durch Wragge errichtet werden. (Nature.)

— Die Einwohnerzahl Japans. Nach der amtlichen Zusammenstellung der Volkszählung vom 1. Dezember 1889 zählt Japan 40 702 020 Einwohner, nach Klassen verteilt: Adlige 3825, alte Militärklasse 1 993 637 und Volk 38 074 558. Gegenüber dem Jahre 1888 bedeutet das eine Zunahme von 464 786 Seelen. Über 100 Jahre alt waren 151 Personen. 15 Städte haben über 100 000 Einwohner, darunter die Hauptstadt Tokio (Verwaltungsbezirk) mit 1 138 546 Seelen.

— Eine untergegangene Stadt in Ostturkestan ist von Lieutenant Bower entdeckt und kürzlich in der Asiatischen Gesellschaft von Bengalen beschrieben worden. Sie liegt im Distrikte von Katschar, also südlich vom Thian-Schan, bei Mingai am Schahjarflusse, der sich in den Tarim ergießt. Vom Volke wird die Erbauung dieser Stadt dem Könige Afrasiab, einem Zeitgenossen Rustems, zugeschrieben. Die meisten Wohnstätten dieser Stadt sind unterirdisch und durch lange Tunnels zugängig. Sie führen zu einer Anzahl Zellen, die etwa 2 m im Geviert haben und deren Mauern mit Mörtel beworfen sind, der Verzierungen in geometrischen Mustern zeigt. Ähnliche unterirdische Städte sollen noch mehrfach in dem Distrikte vorhanden sein. In der Umgegend dieser Städte findet man eigentümliche massive, bis 30 m hohe, turmartige Bauten aus lufttrockenen Ziegeln, über deren Bestimmung nichts bekannt ist, die aber sehr alt sein müssen. Am Fuße einer dieser Bauten grub ein Eingeborener eine Handschrift auf Birkenrinde und einige Münzen aus, die in Bowers Besitz gelangten. Das Manuskript ist noch nicht gelesen, man nimmt an, es sei ein Überrest des „indo-tatarischen Sanskrit", welches im Anfange unsrer Zeitrechnung in Koten und Kaschgar herrschte. Die meisten Buchstaben stimmen überein mit alten Newari- und Wartula-Charakteren, nach welchen in der Mitte des siebenten Jahrhunderts das tibetanische Alphabet gebildet wurde. Das Manuskript besteht aus 56 Birkenrindeblättern, auf welchen die Schrift mit schwarzer Tinte geschrieben ist. Zwei dieser Blätter sind in Heliogravüre in den Proceedings der Asiatic Society of Bengal veröffentlicht worden.

— Unter den Barbieren von Bombay herrscht eine große Aufregung. Sie sind früher wohlhabend gewesen, jetzt aber heruntergekommen und arm. Woran dieses läge und wie dem abzuhelfen, wurde in einer Versammlung beraten, an der 400 Mitglieder des Gewerbes, Mahratta- und Gudscharati-Hindus, teilnahmen. Nachdem der alte und angesehene Barbier Saboba Krischnadschi zum Vorsitzenden gewählt war, trat Babadschi More als Redner auf und erklärte, ein Fluch laste auf dem Gewerbe, seit es sich damit abgebe, die Köpfe armer unschuldiger Witwen zu scheren und damit diese ihres besten Schmuckes zu berauben. Es verstieße gegen die Schastrasgesetze, Witwen zu scheren. Kein Barbier dürfe mehr, bei Strafe der Ausstoßung aus der Innung, eine Witwe scheren, wiewohl sie öfter von Höherstehenden hierzu gezwungen würden. Dagegen müsse man die britische Regierung anrufen. So wurde auch, trotzdem das Einkommen der Barbiere sich dadurch verringerte, beschlossen.

— Gegen Nasenbluten und Blutflüsse überhaupt hilft in Ostflandern ein roter Seidenfaden, mit dem man das Zeichen des Kreuzes über die Nase macht. Diese etwa einen halben Meter langen wunderthätigen Seidenfäden werden zu Nienkerken verkauft, wo sie in der Kirche geweiht und mit gewissen Reliquien in Berührung gebracht werden. Im Venetianischen helfen auch Seidenfäden, aber sie werden innerlich genommen. Fällt eine schwangere Frau hin, so giebt man ihr einen Seidenfaden in einem Ei ein; der Faden näht dann die etwa durch den Fall entstandenen innerlichen Verletzungen wieder zusammen. (Bull. soc. d'Anthropol. 1890, 287).

— Die Kohlenfelder Birmas ergeben nach dem Verwaltungsberichte für das Jahr 1890 immer günstigere Resultate. Im oberen Tschindwin-Distrikt und im Landstriche zwischen den Flüssen Myittha und Yu umfassen sie eine Fläche von 175 englischen Quadratmeilen. Die Kohlen gehören zur Tertiärformation, in welcher sie in zahlreichen, selten über meterstarken Flözen lagern. In Bezug auf Güte läßt sie wenig zu wünschen übrig. Auch bei Laschio in den nördlichen Shanstaaten ist tertiäre Kohle in Flözen bis zu 10 m Stärke gefunden worden, die sich über viele Meilen Länge erstrecken. Sie wird aber erst von Nutzen sein, wenn die Shanstaaten, besser als bisher der Fall, dem Verkehre erschlossen sind.

— Über Westfalens Schinken und Pumpernickel sagt Privatdozent Dr. Fink (Anthropol. Correspondenzblatt, 1890, Nr. 12), daß sie sich nicht gleichzeitig und in den frühesten Zeiten nachweisen lassen. Während aber die uralte Schweinemast, die Hervorhebung derselben in den ältesten Heberegistern, das Vorkommen von neun köstlichen Schinken (novem pernas optimas) um das Jahr 1000 bereits als ein uraltes Genußmittel in Westfalen feststellen, tritt uns das andere Nahrungsmittel, der Pumpernickel mit diesem Namen (Schwarzbrot, panis niger begegnet uns schon früher), erst seit dem siebzehnten Jahrhundert entgegen, ist mithin jünger als die dicken Bohnen (nämlich vicia faba) Westfalens, die schon in den Epistolae obscurorum virorum eine Rolle spielen.

Herausgeber: Dr. R. Andree in Heidelberg, Leopoldstraße 27. Druck von Friedrich Vieweg und Sohn in Braunschweig.

Bd. LIX. **Globus.** Nr. 14.

Illustrierte Zeitschrift für Länder- und Völkerkunde.

Begründet 1862 von **Karl Andree.**

Herausgegeben von **Richard Andree.**

Druck und Verlag von Friedrich Vieweg & Sohn.

Braunschweig. Jährlich 2 Bände in 24 Nummern. Durch alle Buchhandlungen und Postanstalten zum Preise von 12 Mark für den Band zu beziehen. **1891.**

Anthropologie und Geschichte.

Von Dr. F. Guntram Schultheiß.

II.

Fassen wir den Begriff der Rasse ins Auge. Ersichtlich giebt es nur zwei Möglichkeiten. Entweder sind die Rassen uranfänglich getrennt, und so aus der Hand des Schöpfers hervorgegangen, oder sie haben sich durch Abzweigung von einer Urform differenziiert. Ob man diese Urform für schon menschlich oder noch für tierisch ansehen will, ist dann schließlich nur eine Frage nach der Zeit. Den homo alalus nachzuweisen, wird ja wohl kaum möglich sein.

Nach Kollmann fällt die Zeit der Differenziierung in die tertiäre Periode, oder wenigstens vor das Diluvium. Penka nimmt mit Moritz Wagner das Europa der tertiären Zeit, als es noch tropischen oder subtropischen Charakter hatte, für die Heimat des Menschengeschlechts an, von wo die Abkühlung des Klimas Auswanderungen veranlaßte, die zur Differenziierung der Rassen führten.

Nach den klaren Gesichtspunkten der Deszendenztheorie sind nun die Rassenmerkmale entweder Abzweigungen vom Urtypus, die in bestimmten Lebensverhältnissen einen Vorzug gewährt haben, so daß die nicht bevorzugten Individuen nach und nach ausstarben. Das wäre das Überleben des Passendsten.

Oder Merkmale ohne Einfluß auf Lebensfunktionen oder Vorteil für Sicherheit und Verteidigung sind durch den fortgesetzten Vorzug bei Paarung fortgesetzt und befestigt worden, sei es, daß die nicht Begünstigten bei der Fortpflanzung ausgefallen sind und nach und nach ausstarben oder bei fortschreitender Differenziierung zurückblieben, also eine Art für sich bildeten. Das wäre geschlechtliche Zuchtwahl.

Moritz Wagners Ableitung der Menschenrassen von den Auswanderungen, die in verschiedenen Teilen der Erdoberfläche zu Rassen wurden, scheint kaum etwas Andres als das erstere, daß die Menschen sich den neuen Wohnsitzen anpaßten, wie etwa die Neger dem heißen Klima. Wenn er noch die Isolierung und die Inzucht als Grund der Rassenbildung hinzufügt, so dürfte deren Wirkung nur als verstärkend und beschleunigend in Betracht kommen. Außerdem könnte sie nur in ganz beengten Grenzen der Ausbreitung die Häufung und Befestigung zufällig auftretender Abweichungen befördern, wie sie der Tierzüchter benutzt.

Pösche (Die Arier 1878) hat bereits die blonde Rasse mit den Ariern identifiziert und die Rokytnosümpfe als deren Wiege erklärt, weil hier die Depigmentation, das Verschwinden des Farbstoffes aus Haut, Haar und Auge häufig auftritt. Wir wollen dies weder in die schematische Einteilung unterbringen, noch daraus Folgen ziehen, sondern nur bemerken, daß Penka überhaupt den Gedanken Pösches ablehnt. Gegen Pösches Ausdruck Halbalbino erklärt sich auch triftig Andree, Ethnographische Parallelen, N. F. 240.

Er leitet die Hellfarbigkeit nur im allgemeinen von dem Einfluß der Eiszeit Europas auf die zurückbleibenden Menschen ab. Dem Einwande, daß andre Völker trotz langen Aufenthaltes im nordischen Klima noch keinen analogen Ansatz zur Abhellung zeigten, setzt er nur den Hinweis auf die länger dauernde Einwirkung während der Eiszeit entgegen.

Nun hat ja Oswald Heer (Urwelt der Schweiz, 2. Aufl., 1879, S. 596) eine wiederholte Eiszeit erwiesen, die Zwischenzeit soll sich allein auf mehrere Jahrtausende erstrecken. Die französische Einteilung der Urgeschichte stimmt damit überein; Mortillet giebt der Epoche von Solutré eine Dauer von 11000 Jahren, der ersten und zweiten Zeit der sich ausdehnenden Gletscher aus Vorliebe für große Zahlen noch viel längere. Jedenfalls lange genug für die Ausbildung von Rassen. Ob man nun die Hellfarbigkeit als einen Vorzug im Kampf ums Dasein betrachten will? Jedenfalls in anderm Sinne als die Größe oder die Langköpfigkeit! Wenn nun Penka Europa als Urheimat des Menschen annimmt, und den Neanderschädel als Vertreter des

Grundtypus in Anspruch zu nehmen scheint, könnten diese Merkmale einfach als Erbe der Stammform gelten, deren Umbildung unterblieb, da kein Faktor dahin wirkte. Andrerseits läßt er aus den nach Hoch- und Mittelasien ausgewanderten Urmenschen die mongolisch-turanischen Kurzköpfe werden, ohne es näher zu begründen. Man dürfte darauf hinweisen, daß nach Prichard die Breite des Mongolenschädels Folge ihrer entwickelten Sinnesorgane sein könnte (Darwin, Abstammung d. Menschen I, 102). Über Möglichkeiten kommt man eben hierbei nicht hinaus.

Für die spätere Ein- oder Rückwanderung der Kurzköpfe nach Europa, nach dem Ablauf der Eiszeit, als die nach Norden zurückweichenden Eismassen die große osteuropäische Tiefebene frei gaben, kann ja Penka sich auch nur auf den negativen Beweis berufen, daß das Dutzend Schädel der ältesten Zeit, die die Anthropologie als sicher zugiebt, alle der langen Form zuzurechnen sind. Jeder neue Fund könnte dies ändern; in der jüngeren Steinzeit finden sich dann Mittelköpfe und Kurzköpfe.

Die Identifizierung der Arier mit den unvermischten Nachkommen der ureuropäischen quaternären Langköpfe, und mit dem Typus der späteren Germanen, wie sie von Penka, De Lapouge und auch von andern behauptet wird, kann demnach manches zu ihren Gunsten anführen. Auch die alten Schriftsteller bringen die blonde, germanische Rasse in Zusammenhang mit nördlichem Klima. Die Theorie von der asiatischen Urheimat der Arier scheint ohnehin ihre Anhänger mehr und mehr einzubüßen. Wenn aber Penka gerade Skandinavien als die das Gepräge vollendende Heimat der Arier vor der Trennung in die einzelnen Völker in Anspruch nimmt, weil er eine Isolierung gegenüber der turanischen Einwanderung nach der Eiszeit nötig zu haben glaubt, und deshalb die Renntierjäger der letzten Epoche der Eiszeit ihrem Jagdtier nach Norden folgen läßt, so versagt diese Stütze vollständig. Jede zurückbleibende Horde, die von andern jagdbaren Tieren sich erhalten lernte, hatte die Möglichkeit raschen Anwachsens und weiter Verbreitung. Auch die angebliche Kluft der Kultur der älteren und jüngeren Steinzeit, die Übergänge zwischen beiden im Norden sind kein Beweis. Die Wahrscheinlichkeit des Ursitzes der blonden Rasse im Norden der Alpen und Karpathen kann ebenso zugestanden werden, wie ein Zusammenhang mit dem arischen Urvolk, ohne die Unwahrscheinlichkeit in den Kauf zu nehmen. Als die Heimat des noch ungetrennten arischen Urvolkes kann man nur ein Gebiet für wahrscheinlich erklären, das sowohl das allmähliche Anwachsen als die späteren Wanderungen begünstigt, das den Übergang von dem Jäger- zum Hirtenleben erleichtert hat. Als den Zeitpunkt des Auseinandergehens in Stämme oder Völker hat man etwa das Jahr 3000 vor Christus aufgestellt. Man könnte eher herunter- als hinaufgehen. Welchen Zeitraum will man dann für die einheitliche Sprachbildung annehmen? Wer könnte glauben, daß die weit verstreute, quaternäre Bevölkerung Europas, wenn sie schon von gleicher Rasse gewesen sein soll, auch in der sprachlichen Entwickelung die Einheit hätte festhalten können? Sprachlos werden auch die Renntierjäger der Eiszeit nicht gewesen sein; nach ihrer sonstigen Kulturstufe ist es ausgeschlossen. Wenn nun sie oder erst ihre Nachkommen in den arischen Sprachstamm über- oder aufgegangen sind, wenn sie zugleich die blonde, langköpfige Rasse sind, so ist ersichtlich von der anthropologischen und urgeschichtlichen Forschung darüber Auskunft erholt worden, welcher Zeitraum zwischen dem Ende der Eiszeit und dem Beginn der arischen Wanderungen, die bezüglich das Ende der urarischen Sprachperiode ist, verlaufen sein mag.

Selbst nach der Theorie von der Einwanderung der Kurzköpfe als Turanier oder Mongoloiden aus Asien war mit dem allmählichen Freiwerden der östlichen Tiefländer die geographische Isolierung der langköpfigen Bevölkerung Mitteleuropas aufgehoben; nur feindseliges Verhalten, Krieg konnte die Absonderung der beiden Rassen festhalten.

Sehen wir dabei ganz ab von der vielfach sich geltend machenden Vorliebe für große Zahlen, wie Quatrefages das Ende der Eiszeit vor 100000 Jahren, der englische Geologe Croll vor 80000 Jahren eingetreten sein läßt. (Kritik bei Heer, Urwelt der Schweiz, 2. Aufl., S. 668.)

Die Berechnungen auf Grund der Kjökkenmöddinger, der Küchenabfälle einer urgeschichtlichen Bevölkerung Dänemarks nach dem Rückgange der ehemaligen nördlichen Gletscherbedeckung, und auf Grund des mehrfachen Wechsels der Vegetation in Skandinavien liefern immerhin die Angabe von 10000 bis 12000 Jahren ihrer Dauer. Die Theorie Adhemars für die Dauer der Eiszeiten würde etwas geringere Zahlen für den Anfang der Bewohnbarkeit dieser Länder geben, doch hat sie sich nicht behaupten können.

Nun liegt die verhältnismäßige Festigkeit der arischen Ursprache sicher viel weiter vom Ursprunge der Sprache, besser von den Anfängen der Sprachbildung ab, als die heutigen arischen Sprachen von der Zeit ihrer Einheit. Die rasche Veränderung von Natursprachen, d. h. den ungepflegten Sprachen kleiner Jägerstämme, in jetziger Zeit muß davor warnen, die arische Ursprache in allzu ferne Vorzeit hinaufzurücken. Die größere Festigkeit des Baues der Sprachen, der Grammatik, wie man es kurz im Gegensatz zum Wortschatz nennen kann, ist kein Einwand dagegen. Der flexivischen Stufe der arischen Ursprache gingen jedenfalls frühere Entwickelungsstufen voraus. Wenn sich auch damals abgezweigte Sprachen auf dieser Stufe erhalten hätten, so wären sie nicht als arisch zu identifizieren.

Die Anfänge der Sprachbildung beschränken sich jedenfalls auf wenige Wörter, deren Bedeutung sich auf den engsten Kreis von Familien oder Horden als Träger sprachlichen Verständnisses beschränkte, wie andrerseits ihrem Austausch nichts als die Schranken des Verkehrs entgegenstanden. Das Leben der Sprachen ist an die sozialen Verbände geknüpft; vor allem läßt ein größerer Reichtum der Sprache an Bezeichnungen auch auf das Zusammenfließen des ehemals getrennten Sprachgutes von Familien und Horden schließen. So auch der verhältnismäßige Wort- oder, wenn man will, Wurzelreichtum der arischen Ursprache. Andrerseits sichert auch die große Anzahl der Sprachgenossen die Sprache vor rascher Veränderung. Eine solche umfassende Volkssprache erweitert, im engsten Zusammenhange mit der Geschichte des Volkes, ihre Geltung und zehrt lawinenartig eng begrenzte Sprachen auf. Das gilt nicht nur für die Urzeit, es gilt unter veränderten Verhältnissen auch für das Lateinische gegenüber den eng begrenzten Sprachen der barbarischen Völkerschaften, die von den Römern unterworfen wurden, für das Russische in Europa und Asien, für das Spanische und Portugiesische in Südamerika. In der Sprache selbst, als Drang der Mitteilung, liegt ein Moment der Vereinigung des Getrennten. Für die Urzeit müssen zahllose Sprachen angenommen werden, bevor eine soziale Rotation die Atome vereinigte.

Die Geschichte der arischen Sprachbildung hat also gewiß einen viel späteren Anfang, als die Verbreitung der langköpfigen Rasse in Europa, und auch als die der Verbreitung von Kurzköpfen. Man kann dann die Fragen formulieren. Sind alle Langköpfe oder Blonden von Anfang an die Träger der arischen Sprachbildung gewesen? Dann mußten sie entweder isoliert von andern gelebt haben oder die Sprachbildung muß ein Ausfluß der Rassenorganisation gewesen sein! Oder hat die arische innere und äußere Sprachgeschichte ihren Anfang in einem begrenzten

Gebiete, wenn auch in einer Horde gleicher Rasse, die allmählich erwachsend und sich verzweigend in die arischen Völker auseinanderging? Dann konnte sie ja Lang- und Kurzköpfe auch von Anfang an umfassen! Die Möglichkeit, ob die arische Sprache von einer kurzköpfigen Bevölkerung ausgegangen sein kann, wollen wir beiseite lassen.

Penka wie De Lapouge und ihre Anhänger nehmen eine spezifische Begabung der Arier und der Rassen überhaupt an; Penka vertritt auch mit aller Bestimmtheit das Entweder der obigen Alternative; er und Lapouge bieten ja gerade in dem Wechsel des blonden Elementes den eigentlichen Schlüssel des Verständnisses der Völkergeschichte.

Die lappische Völkerwanderung vom 17. bis 19. Jahrhundert.

Ein Kulturkampf zwischen Nomaden und Ackerbauern.

Von Prof. Dr. Yngvar Nielsen. Kristiania.

(Mit einer Karte.)

Im Sommer 1889 bereiste ich die Gegenden von Norwegen, die man bis vor einigen Jahren als die Heimat der südlichsten Zweige der lappischen Nationalität betrachtet hat. Meine Absicht war eine doppelte, erstens ethnographische Sammlungen zu machen und daneben die eigentümlichen Verhältnisse zu studieren, welche in den letzten Jahren einen scharfen Streit zwischen den Nomaden lappischer Herkunft und der festwohnenden norwegischen Bevölkerung hervorgerufen haben. Eine königliche Kommission war eben eingesetzt, um die Sache rechtlich zu beleuchten; mir lag besonders daran, das interessante Phänomen aus nächster Nähe zu studieren, wie eine nomadische Invasion in Gegenden, die Jahrhunderte hindurch im Besitze einer zivilisierten Nation gewesen, wirklich stattfinden konnte — wodurch sie veranlaßt war, und wie sie endlich ablaufen würde. Die Wissenschaft hat sich verhältnismäßig wenig mit den südlicheren Lappen beschäftigt, und was man in den norwegischen wie in den schwedischen Museen vorfindet, stammt zum größten Teile von den mehr nördlich wohnenden Vertretern dieser Rasse. Aus der beigefügten Kartenskizze wird der Leser den nötigen Überblick von den besuchten Gegenden erhalten können. Es erstreckten sich die Untersuchungen vom Südende des hoch gelegenen großen Gebirgssees *Faemundsjö*, ein wenig südlich vom 62. Breitengrade bis gegen den 65. „um die Quellen des *Namsen* und der Angermanaelf, längs der schwedischen Grenze.

Fig. 1. Lappischer Löffel aus Renntierhorn. Namsdalen. $^1/_2$ natürl. Größe. Museum in Kristiania.

Was hier augenblicklich auffallen mußte, war der große Unterschied zwischen dem lappischen Leben und Treiben in der südlichen und nördlichen Hälfte der bereisten Gegend. Es bildet hier die 1882 vollendete Bahn von Trondhjem nach Östersund (die *Merakerbahn*) ungefähr die Grenze zwischen den südlichen Gebirgsstrecken, wo die lappische Rasse erst in neuerer Zeit eingewandert sein konnte, und den nördlicheren, wo alles darauf hindeutet, daß dieses kleine Volk seit vielen Jahrhunderten über die Berge und durch die Wälder mit seinen Renntierherden umhergeirrt ist.

Südlich von der Merakerbahn keine alten Gräber, keine lappischen Ortsnamen, keine Traditionen, — nördlich davon allerlei Merkmale einer alten Anwesenheit dieser Nomaden, wie sie, von der Kultur überall umgeben, sich bis in die Gegenwart erhalten können. Gräber in den öden Gebirgsgegenden, alte Opferstellen, wo vielleicht noch in unsern Tagen der Nomade heimlich den alten heidnischen Göttern seines Volkes eine materielle Huldigung darbringt[1], immer zahlreichere Namen lappischen Ursprunges zeugen hier von dem alten Bürgerrecht der nordischen Nomaden. Auch das historische Bewußtsein der einzelnen Lappen — wenn überhaupt bei einem Nomaden von derartigen Begriffen die Rede sein kann — ist ein ganz verschiedenes. Die Lappen um den Faemundsjö, um den Aursundensjö und um das von der Nidelv durchströmte Hochthal von Tydalen haben keine Erinnerung von der nicht besonders weit entfernten Zeit, als ihre Vorfahren noch Heiden waren; wer ihnen etwas derartiges erzählt, wird ausgelacht. Ganz anders mit den Lappen, welche ihr lebenlang die weiten Einöden um *Joma*, *Derga* und *Börgefjeld* durchstreifen; die Gegend selbst, mit den alten Gräbern und Opferstätten, mit den von ihrem Volke in heiliger Ehrfurcht betrachteten Berggipfeln, zwingt sie dazu. Um 1720 heißt es von ihnen, daß sie ihre Toten in den Gebirgen begraben, und diese Sitte hat noch hundert Jahre fortgedauert. In Björnhusdalen, am Oberlaufe des Namsen, findet sich ein lappisches Grab von 1828, ganz in heidnischer Weise, und noch höher thalaufwärts ein andres, das aus dem Jahre 1820 stammt[2]. Selbst heute mag hier die Bekehrung eine mehr äußerliche sein. Die Lappen am Aursunden sind gläubige Christen; mit denen von Joma und Börgefjeld mag es zweifelhafter sein. Ebenso ist ihr Rassetypus, besonders ihr Blick wilder, oder besser: weniger gezähmt. Sie sind mehr bewußte Nomaden; in ihnen lebt wohl auch mehr Haß gegen die Kultur, welche sie von allen Seiten einengt. Alle ethnographischen Merkmale zeigten deutlich, daß der Unterschied ein tiefer und wohlbegründeter sein mußte. Von Norden her geht der alte lappische Boden bis an die heutige Merakerbahn; südlich von dieser sind die Lappen nur Einwanderer aus ziemlich neuer Zeit.

Als ich schnell diese Überzeugung gewonnen, war auch meine Aufgabe als Sammler mir deutlich bezeichnet. Von den Lappen aus der Umgegend von Röros habe ich Trachten, Schmucke und einige Geräte erworben, die nicht besonders ausgeprägt, auch nicht alt sind. Von Schädeln waren keine zu haben, weil diese Lappen immer ihre Toten

[1] Die südlichste, die man jetzt kennt, befindet sich auf einer kleinen Insel im Tunnsjö, unter 64° 44′ n. Br.

[2] Die Schädel aus beiden sind jetzt im ethnographischen Museum zu Kristiania.

in christlicher Weise auf den ihnen mit der norwegischen Bevölkerung gemeinsamen Friedhöfen begraben hatten.

Von den nördlicheren Lappen habe ich bessere Sachen erworben, darunter auch — neben echt lappischen Schädeln — einzelne Gegenstände, die bei den Lappen fast als Antiquitäten gelten können. Ein netter Löffel von Renntierhorn (Fig 1) trägt die Jahreszahl 1822 und zeigt interessante alte Formen, wie sie wohl nicht weiter südlich zu finden sind. Besonders eigentümlich ist ein alter „Glockenkranz“, wie er um den Hals des Renntierbockes gehängt wird (Fig. 2). Er sei zweihundert Jahre alt, sagten die Lappen von diesem seltenen Stücke; wäre es nur hundert Jahre alt, wäre es fast ein Rätsel, wie es noch existieren könnte. Wahrscheinlich datiert es vom Anfang dieses Jahrhunderts. Der „Kranz“ ist von Leder verfertigt und mit verschieden gefärbten wollenen Kleiderstücken besetzt. Die Stickerei — echt lappisch — ist von Zinndraht und erinnert an indianische Arbeit. Der Kranz wird oben am Genicke des Bockes zusammengebunden und hängt dann an beiden Seiten herab, mit je einer Glocke an jeder Seite. Eine andre, aber neuere Probe derselben Stickereien giebt eine kleine, lose Tasche (Fig. 3), wie sie immer von den Männern getragen wird, welche darin ihren Tabak, ihr Flintenzeug und ähnliches verwahren.

Fig. 2. Lappischer Glockenkranz für Renntiere aus Namsdalen. $^1/_{10}$ natürl. Größe. Stickerei mit Zinndraht. Museum in Kristiania.

Alles dieses ist echt lappisch, wie es auch aus einer alten lappischen Gegend stammt, und zeugt von der Gleichartigkeit der speziell lappischen Kultur vom Eismeere bis an die Merakerbahn. Man wird sie nirgends besser finden, wohin man sich auch wenden möchte. Es ist sogar wohl möglich, daß sich eben bei diesen Lappen, den norwegischen Namdalslappen [1], viel mehr Altes, viel mehr Ursprüngliches finden kann als bei den mehr nördlich wohnenden. Sie haben ein mehr unbeachtetes Dasein geführt, vielleicht eben deshalb auch um so leichter derartige Überreste bewahrt. Mehr südwärts soll man auch vergebens nach solchen Sachen suchen. Das Volk hat wohl seine alten Trachten beibehalten, bietet aber sonst nicht viel, was den ethnographischen Sammler interessieren kann.

Fig. 3. Lappische Tasche aus Namsdalen. Stickerei mit Zinndraht. $^1/_4$ natürl. Größe. Museum in Kristiania.

Im Herbste 1889 habe ich dann dieselben Fragen auf geschichtlichem Wege zu untersuchen und zu beantworten versucht, und bin durch Studien der einschlägigen Litteratur und archivalische Forschungen zu Resultaten gekommen, welche den an Ort und Stelle gewonnenen rein ethnographischen Eindruck völlig bestätigen.

Der Zug der Lappen ist Jahrhunderte hindurch gegangen und geht fortwährend von Norden gegen Süden. Dieses kleine Volk befindet sich in einem steten Vordrängen, das es immer mehr in eine feindliche Berührung mit der Kultur bringen muß. Diese Thatsache allein muß genügen, um mit der schon früher aufgegebenen Theorie von einer ehemaligen lappischen Bevölkerung, welche auf den südlicheren Bergen Norwegens als Fischer und Jäger umherirrte, gründlich aufzuräumen. Man weiß ja jetzt, daß die seiner Zeit viel besprochenen vermeintlichen Überreste lappischer Lager in den Hochgebirgen von Hardangervidda einen norwegischen Ursprung haben und von norwegischen Renntierjägern stammen. Wenn jetzt die Lappen wieder in diese Gebirge ihren Einzug halten, dann ist dies nicht ein Zurückkehren in die alte, vor Jahrhunderten verlassene Heimat, sondern eine Benutzung ganz neuer Gegenden.

Archäologische Überreste, die einer alten lappischen Be-

[1] Das breite Namdal wird von dem Namsen durchströmt; nach diesem Thale kann man überhaupt die auf den umgrenzenden Gebirgen lebenden Lappen mit einem gemeinsamen Namen benennen.

völkerung gehören können, finden sich überhaupt nicht südlicher, als in der Umgegend von Steinkjaer am inneren Trondhjemsfjord. Eben in diese Breite setzen auch die älteren Verfasser, welche im 16. Jahrhundert über die Lappen geschrieben haben, ihre Südgrenze. Das Zusammentreffen beider Zeugnisse ist kein Zufall.

Der alte norwegische Topograph, Peder Claussön Friis[1]), der um 1600 schrieb, setzt die Südgrenze der Lappen zwischen Namdalen und Jämteland (das letzte auch bis 1645 norwegische Provinz). Der schwedische Verfasser, Olaus Magni[2]), dessen Kenntnisse auf Mitteilungen aus der ersten Hälfte des 16. Jahrhunders beruhen, spricht auch nicht von Lappen in südlicheren Gegenden; er teilt speziell sehr genaue Nachrichten über die geographischen Verhältnisse um den 63. Grad mit. Ein vereinzelter Lappe wurde 1657 in der Gegend der jetzigen Merakerbahn von den gegen Schweden marschierenden norwegischen Soldaten angetroffen[1]).

Die Verfasser des 17. Jahrhunderts sprechen sich mehr unbestimmt aus. Jonas Ramus, dessen Beschreibung von Norwegen 1715 erschien, nennt Lappen östlich von Snaasen, J. F. Scheffer kennt in seiner 1674 erschienenen Lapponia Lappen in der Nähe von Undersåker, westlich von Östersund, an der jetzigen Bahn. Doch müssen zu dieser Zeit oder ein wenig später die Lappen diese Bahnlinie überschritten haben und bis in die Gegend um Storsjö Capel östlich von Hede vorgedrungen sein. Denn ein schwedischer Topograph, der 1775 schrieb[2]), kennt in dieser Gegend lappische Opferstätten und Gräber, welche aus alten Zeiten stammten. Die Lappen müssen folglich diese Gegend (unter 62° 25′ n. Br.) spätestens um 1700 erreicht haben. Sie wohnten aber dort südlicher als einige Lappen in Norwegen, wo — wie später erwiesen werden wird — noch am Ende des 17. Jahrhunderts die jetzige Merakerbahn ihre Südgrenze bildete und sie sogar südlich von Snaasen sehr spärlich vorkamen. Der große Vorstoß, welcher die Lappen weiter auf norwegischem Boden forttrieb, kommt erst im Anfang des 18. Jahrhunderts und dann nicht von Norden her, sondern von Osten. Seit der Zeit haben sie sich in Schweden nicht weiter ausgebreitet; in der schwedischen Provinz Dalarne kommen sie nicht vor, und höchstens kann man da einen vereinzelten Bettler von dieser Nationalität antreffen. Im 17. Jahrhundert hat ihre Zahl stets in Schweden zugenommen[3]). Schon längst waren dort im Norden des Reiches die Lappen in die verschiedenen Lappmarken eingeteilt und für ihre Bekehrung eine wirksame Mission errichtet. Nachdem Jämteland mit Herjeådalen 1645 unter schwedische Herrschaft gekommen war, war auch von der jämtelandischen Lappmark die Rede. Aber erst spät (von 1746 an) organisierte die schwedische Regierung hier eine Mission. Bis damals hatten die dortigen Lappen als Heiden gelebt. Wenn die zunehmende Nomadenbevölkerung sich neuen Platz suchen wollte, war sie auf Norwegen angewiesen,

Ehemalige Grenzen und Vordringen der Lappen in Norwegen nach Süden.
Gezeichnet von Y. Nielsen.

1) Schriften, herausgegeben von Dr. G. Storm, S. 399.

2) Histor. gent. septentrion., lib. II, cap. 12. Vergl. auch seine von Dr. O. Brenner veröffentlichte Karte in Christiania Videnskabsselskabs Forhandl., 1886, Nr. 15.

1) J. A. Fridericia, Jörgen Bjelkes Selvbiographi (1890).

2) Abr. Hülphern, Samlingar till en beskrifning öfver Norrland III, p. 69.

3) Nach Mitteilungen von Professor Dr. Gustav Storm, welcher die schwedischen Steuerlisten studiert hat; die Resultate seiner archivalischen Forschungen stimmen genau mit den meinigen überein.

zumal, da sie auch nur hier die nötigen Bedingungen einer fortgesetzten Nomadenwirtschaft finden konnte. Das erste Auftreten von Lappen in Norwegen, südlich von der Merakerbahn, muß durch das Anwachsen des Volkes veranlaßt worden sein.

Zuverlässige Nachrichten über das erste Vorkommen der Lappen, südlich von der jetzigen Merakerbahn auf norwegischem Boden finden sich in einer 1742 niedergeschriebenen amtlichen Relation von den Lappen, die von einem intelligenten, norwegischen Offizier, Major Peter Schnitler, verfaßt ist, welcher mit den vorläufigen Untersuchungen für die neue, 1751 endlich abgeschlossene Grenzenregulierung zwischen Norwegen und Schweden beauftragt war.

Major Schnitler, der seine Reise im Frühjahr 1742 unternahm, zu einer Zeit, wo die späterhin von den Lappen besessenen Gebirge noch ganz mit Schnee bedeckt waren, war bis zu Tydalen, am Oberlaufe der Nidelv gekommen, ohne von Lappen gehört oder gesehen zu haben. Sie waren zu der Zeit am Faemund, am Aursunden und um Röros nicht eingebürgert. Erst auf den Gebirgen, welche Tydalen umgeben — in der skandinavischen Geschichte durch den Rückzug des schwedisch-finnischen Heeres Januar 1719 traurig bekannt — hatte er Gelegenheit, mit der ihm bisher nie vorgekommenen lappischen Rasse Bekanntschaft zu machen, und er benutzte diese Gelegenheit, um seine Abhandlung, die Relation von den Lappen, zu verfassen, welche jetzt eine große ethnographische Bedeutung erworben hat[1]).

Schnitler erzählt, daß die Lappen nach den Tydalschen Gebirgen „in der Zeit der Eltern der jetzigen Bauern“ gekommen, und daß sie von Osten, von Schweden her, eingewandert waren. In Schweden lebten sie schon längst weiter südlich; nach der Schnitlerschen Relation weiß man also nun, daß die Einwanderung nach Norwegen um 1700 oder vielleicht besser schon in den letzten Jahrzehnten des 17. Jahrhunderts stattgefunden hatte. Einer der Lappen, mit denen zu verkehren er jetzt Gelegenheit hatte, war selbst 1681 in Schweden geboren und führte ein Wanderleben auf den norwegischen wie auf den schwedischen Grenzgebirgen. Die Zahl der Familien war nicht groß; nach den Angaben von Schnitler gab es in Tydalen nur drei, und ebensoviel an der schwedischen Seite um Ljusnedal. Schnitler erzählt weiter, daß die Lappen auch mehrere Versuche gemacht hatten, auf der norwegischen Seite mehr südwärts zu drängen, daß aber die Bauern ihnen Widerstand geleistet hatten und die Eindringlinge zurückdrängten.

Die Schnitlersche Relation ist ein wertvolles unverwerfliches Zeugnis über die Völkerwanderung der Lappen. In Schweden waren sie schon früher, als Heiden, bis über Ljusnedal vorgedrungen; in Norwegen kamen sie erst Ende des 17. Jahrhunderts nach den Tydalschen Gebirgen[2]). Die hinteren Lappen haben die ersten Pioniere weiter vorgeschoben; der Druck wurde diesen zu stark. Sie rückten vorwärts und andre nahmen ihre alte Stelle ein. Als der Geschichtsforscher Gerhard Schöning 1773 Tydalen bereiste, fand er Lappen auch an der Südseite. Sie hatten das enge Thal überschritten und weideten ihre Renntiere auf dem Gebirge Bukhammeren, zwischen dem Tydal und dem Guldal.

Vielleicht war schon früher auch die Grenze gesprengt, welche die Bauern um Röros und Aursunden noch 1742 gehalten hatten. Um 1780 waren jedenfalls die Lappen schon um Röros eingebürgert und breiteten sich längs den Ufern des großen Gebirgssees Faemund aus. Die Gegend ist nur spärlich bevölkert. Nach und nach haben sich hier die Nachkommen der Bergmänner von Röros angesiedelt und zwischen den hochgelegenen Wäldern ihre vereinzelten Wohnungen gegründet. Hier drängten nun auch die Nomaden vorwärts und fanden ein lappisches Dorado vor, wo das Renntiermoos in nie versiegender Fülle für ihre Tiere immer vorrätig war. Ich kenne keinen Distrikt, wo die Lappen so ausgezeichnete Weidegründe haben, wie eben um Faemund, und sie wissen es sehr wohl. Lappen und Röroiken haben mir von dem Reichtum der Faemundgegend erzählt; sie betrachteten es als das herrlichste Ziel, einmal dahin zu kommen und diese Herrlichkeiten zu sehen.

Als der Kronprinz Friedrich 1788 nach Trondhjem reiste, stellten sich ihm die Lappen von Röros vor und erhielten von ihm einen Schirmbrief, auf den sie späterhin ihre Rechte begründet haben. In diesem Jahrhundert haben sie auch einige Thäler am Faemund verpachtet; sie glauben selbst dadurch ein ewiges Recht erworben zu haben, und beachten nicht, daß der Termin schon längst überschritten ist, ohne daß ihre Kontrakte erneuert sind.

Der Zensus von 1801 zeigte, daß in der Röros-Faemundgegend im ganzen sieben lappische Familien von 32 Personen lebten. 1742 waren keine da gewesen.

Bald wurde ihnen aber der Raum zu eng. Ihre Tiere müssen viel Platz haben, und sieben Familien war schon eine hohe Zahl. Die Lappen sind keine aussterbende Rasse. In Jemtland (Schweden) lebten 1830 im ganzen 334 Lappen, welche Zahl 1870 auf 784 gestiegen war. Diese rasche Vermehrung erklärt genügend die Ausdehnungskraft, welche dieser Rasse innewohnt. In Schweden war der Raum schon ausgenutzt. Wollten sie sich weiter ausbreiten, war ihnen nur ein einziger Weg gelassen; sie mußten auf den norwegischen Hochgebirgen weiter ziehen und sich dort neues Land erobern.

Es ist eine weit verbreitete, aber irrige Meinung, daß die Lappen von Röros und Faemund nur „ein elender Überrest des ehemals mächtigen südlappischen Stammes“ sein sollen. Es streitet dies gegen all unser Wissen.

Schon bald nach 1800 nahm dieser Kampf des allzu rasch wachsenden kleinen Nomadenvolkes seinen Anfang. Es drehte sich damals und dreht sich noch in unsern Tagen um das Überschreiten des Glommenflusses und des Österdals. Der Reisende, welcher hier mit der Bahn nach Trondhjem reist, ahnt nicht, welch ein Kulturkampf oben in den Höhen geführt wird. Es ist dies der Kampf zwischen Ackerbauer und Nomade.

Die Lappen glauben selbst von Gott mit allen norwegischen wie schwedischen Gebirgen belehnt zu sein. Der Bauer hat das Thal, wir die Höhe; so sagen sie immer. Unglücklicherweise meint nun der Bauer auch ein Recht an die Höhen zu haben, wo er seit uralten Zeiten seinen Sennbetrieb hat. Die Lappen lassen sich nicht mit dem öden Steinboden, mit Schnee und Gletschern genügen. Im Sommer geht ihr Zug auf dieselben Weiden, wo die Bauern ihre Herden haben, und im Winter sind sie gezwungen, ihren Tieren Schutz in der Waldregion zu verschaffen.

Ein Zusammenstoß war unvermeidlich, sobald die Lappen den Glommen und die Gula — die jetzige auf der Karte angegebene Eisenbahn Kristiania-Trondhjem — überschritten. Die Gerichtsakten wurden damit auch die Annales Lapponici. Im Jahre 1810 überschritten die ersten Lappen die genannte Linie. Röros liegt im Amte Süd-Trondhjem, Tolgen im Amte Hedemarken. An dem rechten Ufer des Glommen lagerten sie sich nördlich von der Grenze zwischen

---

[1]) Gedruckt im Jahrbuch der geograph. Gesellschaft zu Kristiania 1889/90.

[2]) Sporadisch kann man sie schon weithin treffen. 1685 kam ein Lappe mit einem Renntier nach Opdal, um sich dem Könige Christian V. zu zeigen, welcher da nach Trondhjem reiste. Wahrscheinlich gehörte er zu einer der gegen Tydalen hervorrückenden Familien.

den beiden Ämtern, ließen aber ihre Tiere südwärts davon umherstreifen, wie sie die Weiden der hochgelegenen Thäler von Os und Dalsbygden betraten. Ihre Hauptstation war im Sennenthal, Herjedalen. Schon 1811 kam die Katastrophe.

Am 25. August 1811 versammelten sich die durch die neue Invasion in ihren Interessen bedrohten Bauern und ermordeten am selbigen Tage 300 bis 400 Renntiere. Die Lappen klagten den Behörden und so wurde ein Kriminalprozeß eingeleitet. In 1813 wurden die Bauern von einer Spezialkommission, und 7. Septbr. 1814 von dem Oberkriminalgericht verurteilt. Später, noch ehe der Prozeß vor das höchste Gericht gebracht war, wurde ein Ausgleich geschlossen [1]).

Die Bauern bezahlten 18000 Reichsthaler, und die Lappen versprachen, weg zu ziehen. Der Lappe, Jon Mortenssön, welcher das Geld abholte, hatte sich aber betrunken und die ganze Summe weggeworfen. Er endete als Bettler. Sämtliche Lappen verließen die neuen Stationen im Herjedale an den Seen Dingen und Elgsjöen, und waren für 20 Jahre von dort verschwunden.

1835 erschienen da wieder im Winter einige arme Lappen, welche von Riastin, zwischen Aursunden und Tydalen kamen und dort in fünf bis sechs Wintern ab und zu von neuem erschienen. Einen neuen Besuch von Lappen hatte man dort in zwei Wintern in den 60er Jahren.

Endlich kam 1877 die letzte Invasion nach Herjedalen. Die Lappen überschritten dann Glommen und sind seither in den Sennenthälern am rechten Ufer, besonders in Herjedalen umhergeschweift. Sie sind da Winter und Sommer. Ihre Renntiere zählen zwischen 4000 und 6000.

Die Folge ist eine Reihe von Prozessen gewesen. August 1890 hatten sich die Bauern auf ein neues Eingreifen vorbereitet; sie versammelten sich und wollten die Renntiere und ihre Herren vertreiben. Glücklicherweise verschwanden diese aber vorher. Später sind sie wieder zurückgekommen.

Weiter und weiter geht der Zug. Während man im Osten prozessiert, wandern die Lappen weiter gegen Westen. 1890 ließen sie sich auf den Gebirgen von Stangvik nieder. 1889 erreichten sie auf ihrem Marsche südwärts die Hochthäler vom Gudbrandsdale, wo sie überall in Streit mit den Bauern geraten. 1890 hörte man endlich von einer lappischen Kolonie, welche in den öden Hochebenen von Hardangervidde sich niedergelassen hatte, und damit waren die äußersten Vorposten der Nomaden bis gegen den 60. Grad vorgedrungen.

Alle diese Lappen leben als Nomaden, und sämtlich gehören sie der Röros-Faemundgruppe an, mit einem gewissen Zusatze von schwedischen Lappen. Der Vorstoß kommt immer von Schweden, und neue Lappen treten immer an die leeren Stellen, — der beste Beweis, daß das kleine Volk im Zunehmen begriffen ist [1]).

Ihr fester Glaube an das gottgeschenkte Recht kann sie aber nicht retten. Überall ist die lappische Frage eine brennende geworden, und der Kampf wird auch überall mit denselben juristischen Waffen geführt. Wie soll dies enden? Die Frage muß endgültig durch die bevorstehenden Urteile abgemacht werden, und damit muß dem Vordringen der neuen Kolonieen Einhalt geboten werden. Die Lappen müssen ihre neu besetzten Territorien verlassen, sofern sie nicht ihre Herden an die Bauern verkaufen und in ihren Dienst treten. Alle seit 1877 gemachten Eroberungen müssen aufgegeben werden, und höchstens kann man die Lappen in ihren älteren Sitzen um Röros und Faemund sitzen lassen. Ihre Stellung ist wesentlich eine andre, östlich und westlich von der Eisenbahn Kristiania-Trondhjem.

Die alten Sitze erlauben keine Erweiterung des Tierbestandes; sind sie doch schon ziemlich stark besetzt; der Überschuß des Volkes kann dann nicht mehr in der althergebrachten Weise leben. Sich der Kultur fügen wollen und können sie vielleicht nicht; sie werden nicht in die Reihen der festwohnenden Bevölkerung übertreten. Ihr künftiges Loos muß damit als das traurige der Bettellappen bezeichnet werden. Auch jetzt leben in den alten Sitzen mehrere Familien, die ihren Besitz an Renntieren verloren haben und ein elendes Leben als Bettler dahinschleppen, indem sie zugleich ihre Nachbarn, die Bauern, gründlich hassen. Die Zahl derartiger problematischer lappischer Existenzen muß sich mit der Zeit bedeutend mehren. Die norwegischen Lappen sind Nomaden oder Bettler; sie können sich die Kultur so weit aneignen, als es mit dem Nomadenleben vereinbar ist. In ihren rauhen Zelten sieht der Reisende englische Wanduhren, er trinkt Kaffee aus Porzellan. Sich ruhig niederlassen und Ackerbau treiben, ist ihnen aber bis jetzt nicht eingefallen. Ein vereinzelter Lappe, der reiche Paal Jonssön, hat sich gewiß eine Hütte und etwas Land dazu gekauft, um damit der Rechte der wohnhaften Bauern teilhaft zu werden. Seine Söhne setzen das alte Leben fort und ziehen mit seinen Herden von einem zum andern Weideplatze.

Die Gerichte werden die Frage lösen müssen.

Von der kgl. Lappenkommission wird man hoffentlich binnen kurzer Zeit eine Denkschrift erhalten, welche den thatsächlichen Bestand aller dieser verwickelten lokalen Streitfragen in ihren Einzelheiten darlegt. Auf dieser Grundlage muß dann weiter gearbeitet werden.

Mittlerweile werden die Prozesse ihren Gang gehen, — eine eigentümliche Form eines Kulturkampfes zwischen Ackerbauern und Nomaden. Diese Prozesse sind fast zu einer Institution geworden. Einer der Lappen, die Herjedalen besetzt halten, hat — so wird es wenigstens erzählt — seinen besonderen Advokaten, den er mit einem festen, nicht unbeträchtlichen jährlichen Gehalt bezahlt.

[1]) Diese und die folgenden Einzelheiten verdanke ich der Güte des Präsidenten der kgl. Lappenkommission, Herrn Staatsadvokat H. Berg in Elverum. Die Sache selbst ist schon längst bekannt; siehe Vargas Bedmar, Reise nach dem hohen Norden (Frankfurt a. M. 1819) I, S. 259 flg.

[1]) Tydalen gilt noch als eine Grenze; nördlich davon leben die Nordlappen, südlich die Südlappen, wie sie allgemein in der Gegend bezeichnet werden.

Die Höhlen bei Rübeland im Harz.

Von Dr. J. H. Kloos. Braunschweig.

II.

Nach der Trockenlegung und teilweisen Zerstörung trat eine zweite Art von raumausfüllender Thätigkeit ein. Die Produkte derselben sind verschiedener Art. Entweder lieferte sie schüttige Massen, scharfkantige oder wenig abgerundete Kalkblöcke und Kalkgrus, oder ein völlig neues Gebilde, ein mit zahllosen Knochen gemengtes lockeres Gestein, welches unter Mitwirkung der organisierten Welt zustande kam. Es ist dies der sogenannte Höhlenlehm, ein Gestein, welches der jüngsten geologischen oder Quartärperiode angehört. Endlich sind hierzu auch die Kalksinterbildungen und

Tropfsteine zu rechnen, welche ausschließlich der chemischen Thätigkeit des Wassers ihre Entstehung verdanken.

Diese verschiedenen Stadien lassen sich in den Rübeländer Höhlen in ausgezeichneter Weise verfolgen. Der tiefste, in 1866 aufgefundene Höhlengang trägt über eine Länge von nahezu 100 m noch jetzt überall den ausgeprägten Charakter eines unterirdischen Flußlaufes, wie solcher durch Fig. 1 (oben S. 196) veranschaulicht wird. Er enthält die eingeschwemmten Massen in unversehrtem Zustande. In einem 7 m tieferen Niveau nagt jedoch unausgesetzt der Fluß mittels einer unterirdischen Abzweigung, welche ihren Weg in derselben Richtung nimmt, worin das Höhlensystem sich erstreckt. An der Stelle, wo der Kalk zu Ende ist, vereinigt das Wasser des Höhlenbaches sich wieder mit der Bode. Vorher hat es jedoch eine mächtige Ablagerung von Flußlehm mit zusammengeschwemmtem Schutt, mit Knochen und Kalkblöcken derart unterspült, daß nur noch eine Sinterschicht übrig blieb, welche jetzt in gefahrdrohender Weise den gespenstigen Raum überwölbt, über dessen schlüpfrigen Boden man sich mühevoll einen Weg bis zum nächsten stehen gebliebenen Kalkpfeiler suchen muß.

Die durch das Einbrechen der Decke entstandenen Räume zeigen im Gegensatz zu den Schwemmhöhlen überall zackige Konturen, sowie ebene (nicht gerundete) Ablösungsflächen der Kalkblöcke, die sich oft noch an den betreffenden Stellen einpassen lassen, von wo sie herabgestürzt sind.

Fig. 3 ist einer charakteristischen Stelle in der Hermannshöhle entlehnt, welche ihre ursprüngliche Gewölbeform eingebüßt hat und eine solche nur noch in den allgemeinen Umrissen des Raumes zu erkennen giebt. Die entgegengesetzt einfallenden Spaltenrichtungen sind hier deutlich ausgeprägt; sie bringen die dachförmige, zugeschärfte Gestalt der Decke hervor. Die Sohle des Höhlenganges besteht nicht aus festem Kalkfels, wie in den noch erhaltenen Resten früherer Schwemmhöhlen, sondern aus einem Haufwerke scharfkantiger Blöcke, welche in der durch Bruch erweiterten Spalte eingeklemmt liegen und durch Sinterbildung zu einer riesenhaften Breccie verkittet worden sind.

Fig. 3. Zerstörtes Gewölbe in der Hermannshöhle.

Es ist im höchsten Grade wahrscheinlich, daß die Höhlen bei Rübeland, welche gegenwärtig durch das bis 80 m tiefe und 200 m breite, schluchtartige Thal getrennt sind, in früheren Zeiten, als der Fluß noch weniger tief in das Kalkmassiv eingeschnitten hatte, in Zusammenhang standen. Nur dann lassen sich die Erscheinungen erklären, welche die Höhlenfauna darbietet; auch ist die Entstehung von Thälern in Kalkgebirgen durch Einsturz früherer Hohlräume eine auch anderweitig, z. B. in Yorkshire, sicher gestellte Thatsache. So weit die unterirdischen Räume jetzt durchforscht sind, liegt das höchste Schwemmhöhlenniveau des Rübeländer Höhlensystems in den neuen Räumen der Baumannshöhle. Hier fand ich in einer Höhe von 35 m über dem jetzigen Bodebette und 16 m unter der Oberfläche des überliegenden Plateaus die deutlichen Reste eines früheren Flußlaufes. Man erreicht diese Stelle jetzt von einer großen Blockhalde in der Haupthöhle aus auf Leitern, mittels deren man durch die Einbruchsstelle hinaufsteigt. Der regelmäßig gewölbte Raum ist fast bis unter die Decke von einem rötlichen, stark versinterten Lehm erfüllt. Derselbe enthält viele abgerundete Geschiebe, unter denen ich Hornfels, Kiesel- und Thonschiefer, Grauwacke und einen weniger festen Sand-

stein erkennen konnte. Es ist dieser alte Flußarm der einzige Raum in den höheren Niveaus, wo ich noch fremde, von außen eingespülte Gesteine auffand. Diese oberste Flußkiesablagerung ist jedoch nur ein unbedeutender Rest früherer ausgedehnter Absätze. Ihr Auftreten in einem so hohen Niveau kann nicht auffallen, wenn man bedenkt, daß auch über Tage in gleicher Höhe alte Schotterterrassen vorkommen. Dergleichen sind namentlich auch im Bodethale oberhalb Rübeland bekannt.

Die riesigen Blockanhäufungen, welche die unterirdischen Räume stellenweise völlig ausfüllen, ziehen sich in ein noch höheres Niveau als die oberste, bis jetzt aufgefundene Schwemmhöhle. Im neuen Teile der Baumannshöhle gelang es, auf einem solchen Felssturz bis etwa 5 m unter Tage hinauf zu klettern. Dann war jedoch die Spalte vollständig verstürzt.

Was die Größe der bis jetzt bekannten unterirdischen Räume bei Rübeland anbelangt, so sind in horizontaler Ausdehnung in der Hermannshöhle etwa 400 m zugänglich gemacht worden. In der Baumannshöhle wurde in neuerer Zeit gewöhnlich nur eine horizontale Erstreckung von etwa 200 m befahren und in der Bielshöhle beträgt die lineare Ausdehnung der Räume etwa 240 m. In der Hermannshöhle ist es jedoch dem Besucher, welcher die mühselige Fahrt über unebene und schlüpfrige Wege nicht scheut, möglich, 600 m Länge zu durchwandern und in der Baumannshöhle würde diese Möglichkeit sich auf etwa 700 m erstrecken, daher die Gesamtausdehnung der unterirdischen Räume unsres kleinen Kalkgebirges durch die neuesten Entdeckungen bis zu 1500 m oder $1^1/_2$ km angewachsen ist.

Größe und Ausdehnung der Höhlen eines Kalk- oder Dolomitgebirges würden bedeutend erheblicher sein, wenn dieselben nicht von lockeren Bildungen sowohl wie von kompakten Massen nachträglich wieder in so hohem Maße ausgefüllt wären. Das Studium der verschiedenartigen Höhlenausfüllungen ist von dem größten Interesse für die Geologie, um so mehr, weil diese gewöhnlich Reste einer untergegangenen Tierwelt beherbergen. Letztere besteht zum Teil aus eigentlichen Höhlenbewohnern, teilweise aber auch aus solchen Tieren, welche entweder durch Raubtiere eingeschleppt oder

Fig. 4. Skelett des Höhlenbären aus der Hermannshöhle.

nach ihrem Tode vom Wasser eingeschwemmt wurden. Um hinsichtlich der einen oder andern Entstehungsweise der Knochenablagerungen in Höhlen Sicherheit zu erlangen, müssen genau wie bei allen geologischen Forschungen im Gebiete der sedimentären Formationen die Gesteine selbst, welche die organischen Reste einschließen, aufs genaueste erforscht und aus ihrer Beschaffenheit auf die genetischen Verhältnisse geschlossen werden. Dabei ist aber bei der Beurteilung der Altersverhältnisse und der Aufeinanderfolge verschiedener Faunen die größte Vorsicht zu gebrauchen, da wir es sehr häufig mit dislozierten Bildungen, mit zusammengeschwemmtem Material zu thun haben, welches möglicherweise einen mehrfachen Transport durchgemacht hat und daher Tierreste aus verschiedenen Perioden enthalten kann.

Auch bei Rübeland sind die Höhlenausfüllungen höchst mannigfacher Art. Am meisten Raum nehmen die bereits mehrfach erwähnten gewaltigen Blockhalden und Trümmerfelder ein, die sich häufig durch sämtliche Niveaus der früheren Flußläufe verfolgen lassen. Die einzelnen Kalkblöcke besitzen häufig sehr bedeutende Abmessungen und können die Größe kleiner Wohnhäuser erreichen. Sie liegen dann festgeklemmt zwischen den Wänden der Spalten und dienen so als Unterlage für kleinere Blöcke und Schuttmassen. Entfernt man in Gedanken diese erstaunliche Menge zerstörten Kalksteins, so bleibt ein einziger, zusammenhängender Raum übrig, der nur hin und wieder von einem stehen gebliebenen Pfeiler unterbrochen wird. Wir sahen bereits oben, daß die einzelnen Höhlengänge häufig nichts weiter sind als zufällige Niveaus, Zwischenräume in dem Felsenhaufwerke, durch Festklemmung der Blöcke entstanden. Man bemerkt dies allerdings nur in solchen Höhlen, wo die Wege noch nicht durch Menschenhand geebnet wurden. Das Aufräumen von Blöcken und Einebnen der Wege kann die ursprüngliche Physiognomie einer größeren Höhle vollständig zerstören und eine ganz falsche Vorstellung ihrer Entstehungsweise hervorrufen.

Die nächste Stelle in bezug auf Massenhaftigkeit nimmt dann der Süßwasserkalk ein. Diese lediglich der chemischen Thätigkeit des Wassers, ohne Mitwirkung der organisierten Natur entsprungene Neubildung ruft zwar keine Kalksteine im eigentlichen Sinne des Wortes hervor, immerhin kann jedoch der Kalksinter in der Form von Tropfsteinen und

Kalkkrusten einen bedeutenden Raum einnehmen und engere Gänge zwischen den Blockfeldern oder im festen Fels vollständig verschließen.

Die Rübelander Höhlen sind sämtlich Tropfsteinhöhlen und bilden als solche einen Hauptanziehungspunkt für die Touristen des Harzes.

Weniger Raum einnehmend, aber von der größten Bedeutung für die Geschichte unsrer Höhlen und ihrer Bewohner sind die knochenführenden Ablagerungen. Vor allem ist dies der Fall mit dem eigentlichen Höhlenlehm, welcher selbst zu einem großen Teil aus den Substanzen des tierischen Leichnams zusammengesetzt ist. Seine Bildung fing in einem Zeitalter an, welches dem Erscheinen des Menschen auf unsrem Planeten unmittelbar vorangegangen ist und ragt noch in die gegenwärtige Entwickelungsperiode desselben hinein. Durch die neuen Entdeckungen in der Hermanns- und Baumannshöhle ist für den östlichen Harz das Vorhandensein wenigstens zweier in ihrem Charakter völlig verschiedener Höhlenfaunen der Diluvialzeit nachgewiesen. In der älteren Fauna ist der Höhlenbär, Ursus spelaeus, weitaus die bezeichnendste und die so sehr überwiegende Tierform, daß alle übrigen Knochenreste gegen dieses im ganzen Diluvium der alten Welt auftretende Raubtier verschwinden.

Trotz der großen Menge von Knochen dieses Bären in den verschiedensten Alterszuständen, welche sich in den Rübelander Höhlen vorfinden, ist es hier ebensowenig wie in andren gleichalterigen Höhlenablagerungen bis jetzt gelungen, ein nur annähernd vollständiges Skelett desselben aufzufinden. Die in den Museen vorhandenen Gerippe des Ursus spelaeus von verschiedenen deutschen, österreichischen und polnischen Fundorten sind stets zusammengesetzt aus den Knochen verschiedener Individuen und dies findet seine naturgemäße Erklärung in der Entstehungsweise des Höhlenlehms, der die Reste beherbergt. Ein derartiges, aus möglichst zusammengehörigen und zusammenpassenden Einzelteilen des Ursus spelaeus aus der Hermannshöhle zusammengesetztes Skelett ist nun auch in dem Naturhistorischen Museum der Technischen Hochschule zu Braunschweig aufgestellt und bringt Fig. 4 eine Abbildung desselben. Der mit dargestellte Maßstab in Zentimetern ermöglicht es, aus der Abbildung die Maße der verschiedenen Skeletteile dieser ausgestorbenen Spezies zu entnehmen und dieselben mit denjenigen der entsprechenden Teile der Bären unsrer jetzigen Schöpfung zu vergleichen.

Am auffälligsten bei unsrer Spezies ist die Größe des Kopfes im Verhältnis zur Länge des Körpers. Der Eisbär, sowie der Grislybär, welche ihrem Gefährten der Diluvialzeit in der Größe am nächsten stehen, oder gleichkommen, zeigen in dieser Beziehung gerade das umgekehrte Verhältnis.

Außer dem Höhlenbären finden sich von größeren Tieren in der älteren Fauna noch vereinzelt Reste des Höhlenlöwen (Felis spelaea), des Wolfes (Canis lupus) und des Edelhirsches (Cervus elaphus). Von kleineren Tieren wurden bis jetzt aufgefunden der Hamster (Cricetus frumentarius), sowie Reste von Lemmingen (Myodes). Alle diese kleineren und größeren Knochen, reichlich vermischt mit scharfkantigen Kalkbrocken von der verschiedensten Größe, sind in einem echten Höhlenlehm eingebettet. Derselbe hat in feuchtem Zustande eine gelblich- bis rotbraune Farbe und eine thonige Beschaffenheit; getrocknet ist er pulverig und nimmt dann eine bräunlichgelbe bis gelblichgraue Färbung an. Die chemische Untersuchung hat nachgewiesen, daß hier eine Mischung von kohlensaurem und phosphorsaurem Kalk mit Thon, feinstem Sand und organischen Stoffen, aber in den verschiedensten Verhältnissen, vorliegt.

Die organischen, zum Teil stickstoffhaltigen Bestandteile rühren unzweifelhaft von den verwesten Leichnamen und Exkrementen, der phosphorsaure Kalk von den Knochen der großen Säugetiere her. Der Höhlenlehm mit dieser älteren Fauna tritt in verschiedenen Niveaus auf. Er bildet zum Teil eng begrenzte, bis zu 10 m mächtige Terrassen, zum Teil erstreckt er sich im Zusammenhange aber mit weit geringerer Mächtigkeit durch die Blockhalden, wo er, wie in der neuen Baumannshöhle, bereits 50 m weit verfolgt werden konnte. Diese Ablagerungen bestehen größtenteils aus zusammengeschwemmtem Material und die betreffenden Tierreste sind erst nach dem Tode der Tiere an ihre jetzige Lagerstätte geraten, mit andern Worten, sie haben in den unterirdischen Räumen einen Transport durchgemacht und dieser kann nur durch fließendes Wasser bewirkt sein.

Für die jüngere Fauna giebt in der Baumannshöhle das Renntier, in der Hermannshöhle das Moorschneehuhn (Lagopus albus), oder eine nahe verwandte Vogelspezies die häufigste Tierform ab. Außer diesen beiden Tieren finden sich jedoch eine Menge andrer, meistens kleinerer Vierfüßler und Vögel, von denen bis jetzt die nachfolgenden Arten mit Sicherheit haben erkannt werden können. Es sind dies die beiden Lemminge (Myodes torquatus und lemmus oder obensis), der Pfeifhase (Lagomys hyperboreus), die Wasserratte (Arvicola amphibius), die nordische Wühlratte (Arvicola ratticeps), der Hamster (Cricetus frumentarius), das Hermelin (Putorius Erminius), der Fuchs (Canis vulpes), das Pferd (Equus caballus fossilis), der Schneehase (Lepus variabilis), die Spitzmaus (Sorex cf. alpinus), der Pferdespringer (Alactaja jaculus), sowie unzählige Reste von Fledermäusen. Von letzteren läßt sich nicht immer bestimmen, ob sie zu einer verschwundenen oder rezenten Höhlenfauna gehören. Eine nähere Bestimmung erwarten noch die Hornzapfen und das Unterkiefer-Bruchstück einer Antilope, welche zur Gemse (Antilope rupicapra) gehören können, sowie das Bruchstück eines Hornzapfens vom Ochsen, möglicherweise von Bos primigenius herrührend. Von letzterem ist es auch unbestimmt, ob er zur älteren oder jüngeren Fauna gehört. Das Bruchstück wurde mit stark abgerundeten Kalksteingeröllen, sowie mit Resten vom Höhlenbär und von andren Raubtieren in einem der vormaligen Flußläufe in der Baumannshöhle aufgefunden.

Alle hier nicht genannten sonstigen in den Rübelander Höhlen aufgefundenen und in den letzten Publikationen aufgeführten Tierreste, wie Reh, Igel, Fuchs und Marder, sind unzweifelhaft rezent und der jetzigen Fauna des Harzes angehörig.

Das Muttergestein der jüngeren, aber ebenfalls verschwundenen Höhlenfauna bei Rübeland ist vom eigentlichen Höhlenlehm völlig verschieden und besteht aus einem kleinschüttigen Kalkgrus, vermischt mit einem hellfarbigen, grauen, kalkreichen Lehm von gleicher Beschaffenheit wie der Gehängeschutt des äußeren Geländes. Die räumlich eng begrenzten Lagerstätten besitzen jedenfalls eine weit geringere Ausdehnung als die älteren Ablagerungen und haben die Form von Spaltenausfüllungen und Schuttkegeln. In der Hermannshöhle ist das lockere Gestein an zwei Stellen bekannt. Die eine liegt in der unteren Schwemmhöhle, 8 bis 9 m über der Bode und erwies sich als die Ausfüllung einer 50 cm breiten, zu Tage gehenden Kluft. Die zweite, weit bedeutendere, findet sich in der Haupthöhle und hat die Form eines von den schönsten Tropfsteinbildungen bedeckten Schuttkegels. Die Basis desselben liegt in einer Höhe von 16 m über der Bode. Die Ausdehnung nach oben ist nicht bekannt, jedoch weiß man, daß der Schutt auch hier die Ausfüllung einer Spalte bildet, welche möglicherweise zu Tage

ausgeht. Vom Fuße des Kegels verbreitet sich der graue Lehm, mit kleinem Kalkschutt vermischt, in das Innere der Höhle und macht allmählich dem rötlichen, phosphorsäurereichen Höhlenlehm Platz, ohne daß eine Überlagerung zu bemerken wäre. Daher sind die Verhältnisse hier sehr verwischt und eine Aufeinanderfolge zweier Faunen konnte mit Sicherheit nicht festgestellt werden. Der Höhlenbär ist in dem Schuttkegel selbst nicht vertreten, stellt sich jedoch am Fuße desselben bereits im grauen Lehm ein und seine Reste nehmen, sobald der braunrote Lehm sich einstellt, sofort an Häufigkeit zu.

In dem neuen Teile der Baumannshöhle liegt ein Schuttkegel von 9 m Höhe und etwa 50 m Umfang an der Basis, von gleicher Beschaffenheit wie der soeben beschriebene, zum Teil auf den Ausfüllungsmassen einer eingestürzten Schwemmhöhle, zum Teil auf großen, in einer Spalte festgeklemmten Blöcken. Während die Unterlage dieses Kegels die ältere Fauna beherbergt, führt der Schutt nur die jüngere Fauna. An der Grenze beider Ablagerungen sind die Knochen teilweise vermischt, nichtsdestoweniger ist eine Aufeinanderfolge sicher gestellt. Ob in dem Schuttkegel noch verschiedene, durch bestimmte Tierformen charakterisierte Schichten unterschieden werden können, läßt sich noch nicht mit Bestimmtheit sagen. In petrographischer Hinsicht läßt sich namentlich eine feinsandige Schicht unterscheiden, die beim Eingraben in den Schuttkegel, in $2\frac{1}{2}$ m Tiefe unter dem Gipfel, aufgefunden wurde. Dieselbe besteht vorwiegend aus wenig gerundeten Quarzkörnchen, deren Größe und Gestalt erst mittels des Mikroskops aufgefunden werden können. Daneben fand ich Splitter von Feldspat, Glimmer, Hornblende und Turmalin, alles in feinster Verteilung (Durchmesser der einzelnen Körner und Splitter von 0,001 bis 0,15 mm). Dieser an den Fingern haftende staubartige Sand hat die größte Ähnlichkeit mit dem Löß von den Gehängen unsrer großen Flußthäler und deutet auf eine ähnliche Entstehung. Von gleich feiner Verteilung ist der dem eigentlichen Höhlenlehm beigemengte Quarzsand. Er dürfte durch starke Winde in die Spalten eingeblasen sein. Eine besondere Bedeutung erhält diese vermutlich äolische Bildung durch die Auffindung eines echten Steppentieres in einer lockeren, mit etwas feinem Staub vermischten Schicht kleiner, scharfkantiger Kalksteine unmittelbar über dem lößartigen Sande. Es ist der bereits oben erwähnte große Pferdespringer (Alactaga jaculus), der ganz besonders für die Steppenfauna der Gegenwart charakteristisch ist. Mit diesem Tiere in der nämlichen Schicht liegen Reste von Nagetieren, von welchen die nordische Wühlratte (Arvicola ratticeps) mit Sicherheit hat erkannt werden können, sowie mehrere Exemplare von Helix hispida.

Das Vorkommen von Steppentieren mitten im Harz ist jedenfalls eine auffällige und in wissenschaftlicher Hinsicht höchst bemerkenswerte Thatsache. Im übrigen trägt die jüngere diluviale Fauna aus den Rübelander Höhlen einen ausgeprägt nordischen Charakter und deutet in jeder Hinsicht auf eine von der gegenwärtigen starken Waldbedeckung völlig verschiedene Vegetation [1]).

[1]) Die diesem Aufsatze beigegebenen Abbildungen wurden dem Werke über die Hermannshöhle von Dr. J. H. Kloos und Dr. Max Müller (Weimar 1889, Verlag der Deutschen Photographen-Zeitung) entlehnt. Die Untersuchungen in den neuen Teilen der Baumannshöhle, ausgeführt von den Professoren Dr. W. Blasius und Dr. J. H. Kloos, haben im Frühjahre 1891 einen Anfang genommen. Außer einigen vorläufigen Mitteilungen von Dr. J. H. Kloos in der Zeitschrift der Deutschen geologischen Gesellschaft von 1888, S. 306 sind über die Funde in der Baumannshöhle bis jetzt nähere und ausführlichere Mitteilungen erschienen in den Braunschweigischen Anzeigen Nr. 289 bis 291 vom 10. bis 12. Dezember 1890, auch besonders als Auszug aus dem Sitzungsbericht des Vereins für Naturwissenschaft zu Braunschweig vom 27. November 1890. Braunschweig, Verlag des Herzogl. Naturhistorischen Museums. Letztere Publikation lag zum Teil dem obigen Aufsatze zu Grunde.

Die Altertümer Chiriquis [1]).

I.

Die auf dem Isthmus gelegene, zu Colombia gehörige und an Costarica angrenzende Provinz Chiriqui ist erst in neuester Zeit näher erforscht worden. Damit ist auch die Erkenntnis gekommen, daß wir es hier mit einem einst dicht bevölkerten amerikanischen Kulturlande zu thun haben, dessen alte Einwohner uns reiche, künstlerisch gestaltete Schätze hinterließen, die einen klaren Einblick in ihre ehemalige Kultur gestatten. Namentlich ist es der südliche Teil der Provinz, der hier in Betracht kommt. Von Ost nach West durchzieht der Länge nach, die Wasserscheide bildend, die Kordillere Chiriqui; von Süden, vom Stillen Ozean her, tritt die Bai von David in das Land, von welcher aus der Boden allmählich zur Kordillere aufsteigt, ein Tafelland von gegen 1000 m Höhe bildend, das mit Bergen besetzt und von Schluchten durchbrochen ist. Dieses, vielleicht einst die Durchzugsstraße der vom nördlichen nach dem südlichen Festlande flutenden Bevölkerung, mußte stets zur Besiedelung angelockt haben und es ist darum auch, namentlich im Gebiete der nach der Davidbai abfließenden Gewässer, der Hauptfundort jener archäologischen Schätze, welche uns gestatten, die alten Bewohner Chiriquis neben die Kulturvölker Mexikos und Perus zu stellen.

[1]) Nach William H. Holmes, Sixth Annual Report of the Bureau of Ethnology, 13—187.

Die bisherige Litteratur über Chiriquis Altertümer ist nicht groß. Merritt schrieb 1860 im Bulletin of the American Ethnological Society über die alten Gräber oder Huacals von Chiriqui; in demselben Jahre behandelte die bis dahin bekannten Altertümer Bollaert in seinem Antiquarian researches in New-Granada; gleichfalls 1860 gab der französische Konsul in Panama, de Zeltner, Notes sur les sépultures indiennes du département de Chiriqui mit photographischen Abbildungen heraus. Der letzte, welcher über die Archäologie Chiriquis handelte, war der französische Amerikanist Pinart im Pariser Bulletin de la société de Géographie 1885.

Alle diese, im ganzen nicht sehr bedeutenden und ausführlichen Nachrichten werden jedoch in den Schatten gestellt durch die Ausgrabungen und Forschungen des Amerikaners J. A. Mc Niel, der einige tausend Gräber Chiriquis öffnete und die gefundenen Schätze dem National-Museum in Washington einverleibte. Seinen Sammlungen und Aufzeichnungen liegen die nachfolgenden Mitteilungen zu Grunde.

Gegenwärtig ist Chiriqui von Indianern und Mischlingen bewohnt, unter denen, nach Pinart, noch Überlieferungen von den alten Vorfahren und Graberbauern bestehen. Die Stämme, welche die Gräber gruben und ihre Schätze darin versenkten, waren sicher noch zur Zeit der spanischen Eroberung im Besitze des Landes. Inwiefern sie mit den

nördlichen oder südlichen Kulturvölkern Amerikas in Beziehung standen, läßt sich aus den hinterlassenen Kunsterzeugnissen nicht schließen; die Töpferware zeigt indessen mehr nach Norden hin; aber ihre Grabgebräuche, der Mangel an festen Häusern und Tempeln, ihre reiche Herstellung von Goldgeräten deutet mehr auf die Chibchas (Muyscas) von Neu-Granada. Ob auch bei den alten Bewohnern Chiriquis verschiedene Kulturschichten aufeinander folgten, läßt sich beim gegenwärtigen Stande unsrer Kenntnis nicht ausmachen; was bis jetzt in den Museen aufgespeichert ist, deutet eher auf eine einzige Kulturepoche hin[1]).

Die Begräbnisstätten.

Die alten Huacals oder Grabstätten sind über den größeren Teil des pazifischen Abhanges von Chiriqui verbreitet, seltener am Meere, in Menge aber in den Thälern, an den Bergabhängen, mitten im Walde. Sie sind nicht groß und die ausgedehntesten umfassen einen Raum von etwa 12 Acres; wahrscheinlich lagen sie in der Nähe der Ortschaften, von denen aber bisher keine Spur aufgefunden wurde. Häuser der alten Bewohner sind unbekannt und man muß annehmen, daß diese aus einem leicht zerstörbaren Stoffe erbaut wurden, was allerdings im Widerspruch zu der sonst sich ergebenden hohen Kultur steht.

Die Gräber sind schon in früherer Zeit von Schatzsuchern durchwühlt und dabei ist manches kostbare Stück vernichtet worden, viel Gold in den Schmelztiegel gewandert. So wurde der Friedhof von Bugaba 1859 ausgeraubt, wobei die Schatzgräber Goldfiguren im Gewichte von 130 Pfund fanden, die zumeist eingeschmolzen wurden[1]).

Die Gräber selbst wechseln nach Form, Bauart und Tiefe, sie sind bald oval, bald viereckig, gewöhnlich vier bis sechs Fuß tief und mit Steinpackung versehen, oft auch völlige Steinkammern, von Platten eingefaßt. Andre wieder sind förmliche Schächte bis zu einer Tiefe von 18 Fuß. Die flachen Steine, welche die Grabkammer umgeben, sind oft

Fig. 1. Mahlstein in Gestalt eines Puma.

Fig. 2. Steinbeil aus Chiriqui.

Fig. 3. Lanzenspitze aus Stein. Chiriqui.

sehr schwer und wiegen bis 300 Pfund und mehr, so daß die Erbauung dieser unterirdischen Kammern viel Mühe verursachen mußte.

Auffallend ist die gänzliche **Abwesenheit menschlicher Überreste** in den Gräbern, so daß man annahm, die alten Bewohner Chiriquis hätten Leichenverbrennung geübt. Unter den geschichtlich bekannt gewordenen Stämmen jener Gegend ist diese aber unerwiesen und schwerlich würde man auch die großen Steinkammern für die Asche erbaut haben. Darum bleibt aber die Abwesenheit von Leichenresten nicht minder bemerkenswert. Merritt wies Menschenhaar und einen Backenzahn in den Gräbern von Bugaba nach; de Zeltner berichtet von einem Schädel und einigen sehr zerfallenen Knochen; Mc Niel, der die meisten Gräber öffnete, fand nur wenige Knochen — dieses wenige genügt aber noch nicht, die auffallende Abwesenheit von Leichenresten zu erklären. Die Grabbeigaben, Töpferware, Geräte, Zierrat, wurden vielleicht mit dem Toten selbst bestattet — wie sie aber bei demselben lagen, läßt sich bei der Abwesenheit von Gerippen nicht erkennen. Es scheint aber, daß sie nicht direkt beim Körper lagen, sondern, daß sie erst, nachdem das Grab zugefüllt war, zwischen den Lücken der Steinsatzungen angebracht oder in die aufgeschüttete Erde geworfen wurden. Die schwereren Steingegenstände lagen nie tief unter der Oberfläche.

Bis jetzt ist es der Inhalt der Gräber fast allein, der uns über die Kunstleistungen der alten Eingeborenen von Chiriqui Aufschluß giebt, und dieser zeigt uns Gegenstände

[1]) M. Uhle (Congrès international des Américanistes. 7me session. Berlin 1888, S. 471) ist geneigt, die Beziehungen der Kunst Chiriquis zum Süden (also zu den Tschibtschas) höher anzuschlagen als Holmes. „Kulturelle, von dem Sprachstamme der Tschibtscha ausgegangene Einwirkungen sind durch ganz Darien und Panama erweisbar.“ Er hebt namentlich die überraschende Übereinstimmung der Gräber hervor, die so groß ist, daß sie den Schluß auf eine einheitliche über diese Gebiete ausgedehnte Kulturform zu erlauben scheint. A.

[1]) Vergleiche hierzu: C. W. Lüders, der große Goldfund in Chiriqui im Jahre 1859. Mit 6 Tafeln Abbildungen. Jahrbuch der hamburgischen wissenschaftlichen Anstalten, VI, 1889. Nach Lüders war der Metallwert der Figuren nahezu eine Million Dollars. Ein Freund des Herrn Lüders konnte damals die wichtigsten Figuren in Panama vor dem Einschmelzen abzeichnen; sie sind in der genannten Abhandlung wiedergegeben und zeigen vielfach interessantere Typen, als Holmes sie nach den in Washington befindlichen Stücken abbilden konnte. A.

aus Stein, Thon, Gold und Kupfer, die nachstehend behandelt werden sollen. Über die Baukunst, Landwirtschaft und Webkunst geben die Grabfunde jedoch keine Auskunft.

Gegenstände aus Stein.

Hier ist zunächst der Piedra pintal, der Stein mit eingegrabenen Figuren zu erwähnen, der bei Caldera, nördlich von David, liegt und schon 1853 von Berthold Seemann (Reise um die Welt. Hannover 1853. I, 325) geschildert wurde. Er unterscheidet sich nicht von den vielen sogenannten „Inschrift“-Steinen Südamerikas, und zeigt eingeritzte Tierfiguren, Sonnen, Gesichter.

Von Steinfiguren finden sich etwa sechs Stück in der Sammlung Mc Niels, unter denen eine rohe weibliche Figur von 23 Zoll Höhe die bedeutendste ist. Außer einer Art Kopfbedeckung und einem Gürtel ist sie unbekleidet. Der Stoff, aus dem sie gefertigt, ist olivengrüner Basalt. Vielleicht stellt sie, da die Gestalt sich mehrmals wiederholt, eine Göttin vor; im Stile nähert sie sich den Skulpturen der mittelamerikanischen Staaten. Andre, kleinere Figuren, gleichfalls aus Basalt, sind viel roher gearbeitet und stellen plumpe, menschliche Gebilde mit affenartigen Gesichtern vor.

Weit hervorragender als diese Figuren sind die Metate oder Mahlsteine, die früher und noch jetzt in jedem indianischen Haushalte zu finden sind und aus Schale und Läufer bestehen, zwischen denen das Korn, Mais 2c., zu Mehl zerrieben wird. Sie sind zahlreich und finden sich an der Oberfläche der Gräber, oft auch noch benutzt von den heutigen Indianern. Alle sind aus dem vulkanischen Gestein des Landes gearbeitet und die Schale, auf Füßen stehend, meist sehr kunstvoll. Zuweilen liegt der Schale eine Tierfigur zu Grunde wie in Figur 1 ein Puma. Das Ganze ist aus einem Stück gearbeitet; die Schale stellt den Körper vor, der auf den vier Beinen ruht. Der Kopf, wohl etwas konventionell gehalten, läßt mit seinen Raubzähnen die große Katze deutlich erkennen. Das Ganze ist mit Ornament überzogen und 17 Zoll lang, doch findet man auch bis zwei Fuß lange Metates.

An die Mahlsteine schließen sich die sogenannten „Sessel“ oder „Stühle“ an, von denen es jedoch zweifelhaft ist, ob sie jemals wirklich als Gegenstände zum Sitzen dienten. Von den Mahlsteinen unterscheiden sie sich dadurch, daß ihre runde Platte mit einem scharfen, aufstehenden Rande versehen ist. Der Fuß ist oft von großer Schönheit aus durchbrochenem und gegittertem Steinwerk, manchmal mit Figuren von Affen geziert. Da ganz ähnliche Gegenstände auch aus Thon, der leicht zerbrechlich ist, gefertigt vorkommen, so ist ihre Verwendung als Sessel mehr als zweifelhaft und man kann sie auch als Untersetzer für Vasen und Götzenbilder oder als Opferaltäre deuten.

Die sehr schön gearbeiteten Celte und Beile aus Stein, die zu hunderten in allen Stadien der Herstellung gefunden wurden, kommen in den Gräbern vor, doch sind selten mehr als drei Stücke nebeneinander gefunden worden. Ihre Schneiden zeigen die Spuren langen Gebrauchs, sind aber trotzdem noch völlig scharf. Als Stoff zu ihrer Anfertigung diente ein fester, dunkler vulkanischer Tuff, welcher einem fein gekörnten Schiefer gleicht. Die Formen sind im allgemeinen dieselben wie bei allen vorgeschichtlichen Steingeräten; die größten Beilklingen haben $8^{1}/_{2}$ Zoll Länge, bei 4 Zoll Breite und $^{7}/_{8}$ Zoll Stärke. Die meisten sind kleiner. Für eine Klasse dieser Beile ist ein sechseckiger Durchschnitt kennzeichnend, so an dem Figur 2 abgebildeten Stück. Die Glättung und ganze Arbeit an diesen Steingeräten ist eine vollkommene, während bei den Speerspitzen und Pfeilspitzen der Arbeiter sich mit einfachem Zuschlagen und Anschleifen der Spitzen begnügte. Charakteristisch für diese Speer- und Pfeilspitzen von Chiriqui ist der dreieckige Durchschnitt (Figur 3 u. 4). Der Stoff, aus dem dieselben hergestellt wurden, ist meistens ein feuersteinartiger Jaspis von rötlicher oder gelblicher Farbe.

Fig. 4. Pfeilspitze aus Stein. Chiriqui.

Fig. 5. Goldfigur aus Chiriqui.

Fig. 6. Goldfigur (Papagei) aus Chiriqui.

Fig. 7. Goldfigur (Puma) aus Chiriqui.

Gegenstände aus Metall.

Von Metallen kannten die alten Bewohner Chiriquis wie die meisten ihrer Nachbarn: Gold, Silber, Kupfer und Zinn, das letztere in der Bronze. Gold wurde von ihnen am häufigsten verarbeitet, und zwar allein oder als Legierung mit Kupfer und Silber, ferner verstanden sie dasselbe zu Plattierungen anzuwenden. Schon die ersten Spanier, die in das Land kamen, erwähnen den kostbaren Metallschmuck der Eingeborenen. Balboa erhielt 1510 auf dem Isthmus Schmuck aus Gold im Werte von tausenden von Pesos. Kolumbus fand die Landschaften Chiriqui und Veragua so goldreich, daß er die Gegend Castillo del Oro nannte. Aber schon zu jener Zeit durchsuchten die Eingeborenen alte Gräber nach Goldschmuck, ein Beginnen, in dem die Eroberer ihnen bald folgten, so daß bereits 1642 ein Gesetz erlassen wurde, nach welchem alles im spanischen Amerika gefundene Gold an die Spanier abgeliefert werden mußte.

Die Goldgegenstände, die in den Gräbern Chiriquis gefunden wurden, betrachtet man meistens als persönlichen Schmuck, doch ist es höchst wahrscheinlich, daß viele derselben einen sinnbildlichen Charakter besaßen. Sie waren wohl mächtige Amulette, die zum Schutze ihrer Besitzer gegen böse Einflüsse getragen wurden. Wie verbreitet und zahlreich sie waren, ergiebt die oben mitgeteilte Geschichte des großen Goldfundes aus dem Jahre 1859. Nicht in allen Gräbern sind sie vorhanden, dann aber auf dem Boden der Grabschächte, bei der (verschwundenen) Leiche oder auch in kleinen Nischen zur Seite des Grabes.

Gewöhnlich ist das Gold mit Kupfer legiert, doch findet man auch Gegenstände aus ganz reinem Golde. In einzelnen Fällen scheinen die Figuren aus natürlichen Goldklumpen geformt zu sein, gewöhnlich aber sind sie gegossen. Der erste Anblick scheint dem zu widersprechen, denn man glaubt zunächst an ein Filigranwerk, bei dem der Golddraht durch Löten vereinigt ist. Allein die sorgsamste Untersuchung der alten Technik hat ergeben, daß von Löten keine Rede sein kann und daß wir es nur mit höchst kunstvollem Guß zu thun haben. In der Regel wurden einfache Figuren und einige Teile von zusammengesetzten Figuren in Formen gegossen, doch sind solche Formen bisher noch nicht aufgefunden worden, ebensowenig hat man an den Figuren Gußnähte entdeckt, die auf Formen deuten, welche aus Stücken zusammengesetzt sind. Golddraht, durchschnittlich $1/_{25}$ Zoll stark, wurde zur Herstellung von Einzelheiten und Schmuck an den Figuren in reichem Maße benutzt[1]).

Die Art, in welcher die vielen Teile der zusammengesetzten Figuren miteinander verbunden sind, ist zugleich interessant und staunenerregend. Vergebens sieht man sich nach dem Vorhandensein eines Lötstoffes um. Die aufgelegten Drähte erscheinen mit dem Hauptkörper der Figuren durchaus homogen verbunden, keinerlei Zwischenraum oder Übergang ist vorhanden, wie deutlich durch die vorgenommenen Durchschnitte nachgewiesen wurde. Auch die aufgelegt erscheinenden Drähte sind zugleich mit dem Hauptkörper gegossen. Gegossen ist also das Ganze. Selbstverständlich aber wurde das Originalmodell aus besonderen Drähten und den massiven Teilen zusammengesetzt; als Stoff zu demselben diente eine formbare Masse, wie Thon, Teig oder Wachs. Der Vorgang wird ähnlich gewesen sein, wie derselbe heute noch im Oriente stattfindet, d. h. mit sogenannten „verlorenen Formen". Das Modell wird aus Wachs, Harz oder einem ähnlichen plastischen Stoffe hergestellt und dann um dasselbe ein Mantel aus Thon geschlagen, also aus einer Masse, welche große Hitze verträgt. Ist dieser Mantel nun getrocknet und genügend dick, so wird durch Hitze das ursprüngliche Wachsmodell herausgeschmolzen und an seine Stelle das Metall hineingegossen. Nach dem Erkalten zerschlägt man den Thonmantel und erhält so den Guß. Bei dieser Art des Gießens gehen natürlich Modell und Form verloren und dieses ist der Grund, daß nie zwei ganz gleich gestaltete Figuren vorkommen, da für jeden Guß ein neues Modell gefertigt werden mußte.

Von Ziselierung findet sich bei den Altsachen aus Chiriqui keine Spur; dagegen bemerkt man Spuren von Hämmerung, durch die hier und da an den Extremitäten der Figuren noch geformt und zugerichtet wurde. Das auffallendste aber bei den Metallaltertümern Chiriquis ist, daß viele Gegenstände mit Gold platiert sind, während der Körper aus geringem Gold oder reinem Kupfer besteht. Diese Thatsache hat zu der Frage Veranlassung gegeben, ob nicht etwa hierbei europäischer Einfluß stattgefunden habe? Ja, die Vermutung ist nicht ausgeschlossen, daß in dieser Richtung Fälschungen durch Weiße begangen wurden, wenn auch anderseits die Äußerung von Acosta vorliegt, daß die Eingeborenen das Kupfer zu vergolden verstanden; doch ist seine Erklärung dieses Vorgangs, nämlich es sei geschehen durch Einreiben mit einem Pflanzensafte, ganz ungenügend.

Abgesehen von dem Prozesse der Vergoldung auf chemischem Wege scheint es aber, als ob die alten Bewohner Chiriquis das rein mechanische Platieren gekannt haben, wenigstens sprechen dafür die dicken Goldlagen auf kupfernen Kernen; aber auch sehr dünne Schichten kamen vor. Wie dem nun auch sein möge, über die angewendeten Methoden haben wir nur Mutmaßungen und keine sichere Kenntnis. Alle Kenner der Altertümer von Chiriqui weisen übrigens den vermuteten europäischen Einfluß bei deren Herstellung zurück und zwar aus folgenden Gründen: Die erobernden Spanier lobten die Metallurgie der Eingeborenen, erzählten von deren Kunst im Formen und von den „Lötrohren"; europäische Fälscher würden auch keineswegs zum Kerne der Figuren eine reiche Goldlegierung, sondern sicher ein unedles Metall gewählt haben; namentlich ist aber der Stil der Sachen, welcher ein durchaus eigentümlicher, amerikanischer ist, ausschlaggebend für deren Echtheit.

Die Altertümer stellen meist grotesk geformte Lebewesen dar: menschliche Figuren, Vögel und Tiere, im Stile ganz ähnlich den Figuren aus Stein oder Thon desselben Landstrichs. Figur 5 stellt eine der typischen Goldfiguren dar, welche, um ihr Halt zu geben, an zwei etwas gebogenen flachen Goldbalken befestigt ist. Die menschliche, männliche Figur bildet die Grundlage, auf welcher eine Menge Einzelheiten aus Draht, Vögel und Schlangen darstellend, angebracht sind. Der Kopf ist aus drei Geierköpfen gebildet; aus dem geöffneten Munde gehen zwei Schlangen aus geflochtenem Golddraht hervor, welche von den Händen der Figur oberhalb ihres Kopfes ergriffen werden. Vom Kopfe und den Füßen der Figur, die im ganzen aus etwa 80 im Modell zusammengesetzten Teilen besteht, gehen gleichfalls schlangenartige Gebilde aus.

Vögel sind häufig mit ausgebreiteten Flügeln und Schwanz dargestellt; gewöhnlich ist nur die Unterseite mit dem Kopfe ausgearbeitet, während der Rücken die rohe Gußfläche zeigt. In Figur 6, welche einen Papagei vorstellen soll, ist der Schwanz durch Hämmern breit gedrückt. Unter den Vierfüßern ist der Puma ein beliebter Gegenstand der Darstellung und, wie Figur 7 zeigt, mit Lebenswahrheit gebildet. Der Körper ist hohl, am Bauche offen und an den Vorderfüßen mit Ösen zum Aufhängen versehen. Unter den Reptilien erscheint am häufigsten der Frosch in den verschiedensten Größen, lebhaft und naturtreu, ebenso sind Alligatoren, Polypen u. dergl. vielfach zum Vorwurf genommen.

Unter den Bronzegegenständen fallen die Schellen oder Glöckchen auf, die eine häufige Erscheinung in Amerika sind und in manchen Formen sich ganz den Schellen nähern, wie sie bei uns an Schlittengäulen angebracht sind. Sie bestehen also aus einem hohlen, kugelförmigen Körper, der an einer Öse hängt und einen Schlitz besitzt; im Innern liegt ein kleines Metallstück, durch welches der Ton erzeugt wird. Diese Schellen, die häufig in den Gräbern Chiriquis gefunden werden, sind stets gegossen und oft verziert, so daß manche mit erhabener Arbeit, mit Gesichtern u. s. w. bedeckt sind. Bei der Ähnlichkeit dieser Schellen mit den

[1]) Bei den Tschibtscha, deren Kunst viel verwandtes mit jener von Chiriqui zeigt, hat mon Modellplatten aus Schiefer gefunden, in welchen die Figuren aus Goldblechen mittels Durchreiben gebildet wurden. Die aufgesetzten Goldfäden fehlen aber hier. Über die Technik der Tschibtschas vergleiche M. Uhle in den Veröffentlichungen aus dem königl. Museum für Völkerkunde. Berlin 1889, I, 41. A.

europäischen ist die Frage aufgeworfen worden, ob dieselben nicht etwa von den Spaniern entlehnt seien? Indessen findet sich die Schelle schon auf altmexikanischen Abbildungen, sie ist auch dort als Bronzeglöckchen bekannt, offenbar hervorgegangen aus der Klapper, einem allgemein amerikanischen Instrument, das von den Medizinmännern vom Norden bis zum äußersten Süden in Gebrauch ist.

Das Gold zu den aufgeführten Metallgegenständen fand sich frei in den Strömen des Landes, kann aber auch auf dem Handelswege dahin gelangt sein. Silber und Zinn kommen nur in Legierungen mit Gold und Kupfer, aber nicht allein für sich, in Chiriqui vor. Die Goldsilberlegierung ist wahrscheinlich ein natürliches Vorkommen, während das Zinn, wohl von auswärts eingeführt, künstlich mit dem Kupfer zur Bronze verschmolzen wurde, die in bezug auf Aussehen und Härte der europäischen gleicht. Analysen derselben liegen noch nicht vor. Dafür, daß die Bewohner Chiriquis es verstanden, Erze auszuschmelzen, sind keine Beweise vorhanden. (Schluß folgt.)

Aufklärung über das chinesische Wachsinsekt.

Über das chinesische Wachsinsekt (Coccus pe-la), die Pflanzen, auf denen es lebt und die ganze chinesische Wachsindustrie waren wir nur sehr dürftig unterrichtet und viele falsche Vorstellungen liefen mit unter. Bei der Wichtigkeit, welche die Sache besaß, beauftragte Sir Joseph Hooker den Konsularagenten, A l e x a n d e r H o s i e, bei seinen Reisen im westlichen China die Sache womöglich aufzuklären. Dieses ist auch gelungen, wie ein besonderes Hauptstück in dem neuen Reisewerke Hosies (Three years in Western China: a narrative of three years Journeys in Szechuan, Kweichow and Yunnan. Lond. 1890) zeigt. Hosie reiste, um das Wachsinsekt zu finden, von Tscheng-tu, der Hauptstadt Setschuens nach Südwest, in die von den Lolos bewohnten Lande und von da in das Thal des Tschien-tschang mit gleichnamiger Hauptstadt, dem Caindu des Marco Polo, die jetzt der Mittelpunkt der Wachsindustrie ist. Das Thal liegt etwa in 1500 m Höhe. Der Baum (Ligustrum lacidum) hat dicke, immergrüne, glänzende Blätter, die paarweise stehen.

Im Mai und Juni tragen diese Bäume Büschel weißer Blumen, aus welchen sich purpurrote Früchte entwickeln. Als im März Hosie diese Bäume besichtigte, fand er an deren Ästen zahlreiche braune Auswüchse, in der Form einer Erbse, welche beim Öffnen entweder eine weißbraune fleischige Masse bildeten, oder auch eine Menge kleiner Tiere zeigten, welche wie Mehl aussahen, und deren Bewegungen man gerade mit bloßem Auge wahrnehmen konnte. In beiden Fällen entwickelte sich binnen zwei bis drei Monaten ein Schwarm brauner Tierchen, wovon jedes mit sechs Beinen und ein Paar Fühlern versehen war, die Weißwachsinsekten. Viele von diesen Auswüchsen enthielten auch ein kleines Kokon, welches eine Puppe umhüllte; andre wiederum einen vollkommen ausgebildeten kleinen, schwarzen Käfer (Brachytarsus), welcher von den Chinesen „Büffel" genannt wird. Läßt man denselben ungestört, so fährt er fort, sich in die innere Wandung der Hülse einzubohren, welche seine Nahrung zu sein scheint. Dieser Käfer ist in der That ein Schmarotzer des Coccus. Wenn man eine Hülse von dem Baume abbricht, so entschlüpfen die Cocci durch die entstandene Öffnung. 360 km nordöstlich vom Tschien-tschang-Thal und getrennt von demselben durch eine Gebirgskette, liegt die Stadt Tschia-ting, in welcher das weiße Insektenwachs als Handelsartikel zubereitet wird. Im Tschien-tschang-Thal sammelt man die Hülsen, packt sie in Papier, und macht davon Pakete, wovon jedes ungefähr 16 Unzen wiegt. Eine Ladung besteht aus 16 solcher Pakete, welche durch Träger von Tschien-tschang nach Tschia-ting befördert werden. Man sagt, daß es in früheren Jahren gegen 10 000 solcher Träger gegeben habe. Sie reisen nur des Nachts, um die hohe Temperatur des Tages zu vermeiden, welche zu der schnellen Entwickelung der Insekten und deren Auskriechen aus den Hülsen beitragen würde. An einem kühlen Orte der Haltestellen werden die Pakete geöffnet, wo man gewöhnlich findet, daß jedes Paket während des Transportes durchschnittlich eine Unze an Gewicht verloren hat. Ein Pfund dieser Hülsen auf diese Weise nach Tschia-ting gebracht, kostet in guten Jahren etwa $2\frac{1}{2}$ Mark; in schlechten Jahren ist der Preis doppelt so groß. In günstigen Jahren kann man aus einem Pfund Hülsen vier bis fünf Pfund Wachs erzielen. In der Ebene, welche Tschia-ting umgiebt, findet man Felder, welche von Baumstümpfen von 1 bis 4 m Höhe umzäunt sind, die unsren gekappten Weiden ähnlich sind. Aller Wahrscheinlichkeit nach ist dieser Baum Fraxinus chinensis, eine Art Esche. Bei der Ankunft der Hülsen von Tschien-tschang, ungefähr zu Anfang des Monats Mai, packt man zwanzig bis dreißig Stück zusammen, und wickelt sie in ein Blatt des Holzölbaumes. Die Ränder dieses Blattes werden mit einem Reisstrohhalm zusammengebunden, vermittels welchem das Paket dicht unter die Äste der oben genannten Esche oder des Weißwachsbaumes, wie die Chinesen sagen, aufgehangen wird. Mit einer stumpfen Nadel werden hierauf einige Löcher in das Blatt gestochen, damit die Insekten ihren Weg durch dieselben nach den Ästen finden können.

Nach dem Verlassen der Hülsen kriechen die Insekten schnell nach den Blättern der Esche, unter welchen sie ungefähr während dreizehn Tagen nisten. Sie kriechen alsdann auf die Äste und Zweige herab, auf welche sie sich niederlassen; die Weibchen wahrscheinlich, um sich der Fortpflanzung ihrer Rasse hinzugeben, indem sie Hülsen bilden, um darin ihre Eier zu legen, und die M ä n n c h e n, u m d e n S t o f f a b z u s o n d e r n, w e l c h e n m a n a l s w e i ß e s W a c h s k e n n t. Das letztere erscheint zuerst als ein Ansatz an den Seiten der Äste und Zweige wie eine leichte Schneedecke, welche dem schwefelsauren Chinin ähnlich sieht. Nach und nach verbreitet sich diese Schicht über den ganzen Ast, und erreicht nach drei Monaten eine Dicke von ungefähr $\frac{1}{4}$ Zoll. Nach Verlauf von Hundert Tagen ist die Ausscheidung beendet, die Äste werden abgehauen und das Wachs soviel wie möglich mit der Hand entfernt. Dieses wird alsdann in einen eisernen Topf mit kochendem Wasser gethan und das Wachs, welches an die Oberfläche steigt, abgeschäumt, in eine runde Form gegossen, von welcher es als weißes Wachs, wie es im Handel vorkommt, abläuft. Im Fall es unmöglich ist, das Wachs mit der Hand zu entfernen, werden die Äste und Zweige ebenfalls in den Topf gesteckt; jedoch ist das so gewonnene Wachs dunkler und von geringerer Güte. Die Insekten, welche sich am Boden des Topfes absetzen, steckt man in einen Sack, preßt sie so lange, bis der letzte Tropfen Wachs herauskommt, und wirft sie alsdann vor die Säue. Das Wachs wird als äußerer Überzug der tierischen und vegetabilischen Talgkerzen verwandt, um dem Talg größere Festigkeit zu geben. Zuweilen wird es auch als Leim für Papier und Baumwollenwaren gebraucht, sowie um der Seide einen Glanz zu verleihen und um die Möbel zu polieren.

Aus allen Erdteilen.

— Moderne Geißler in Sizilien. Im September wird alljährlich in einem Bergstädtchen bei Messina die Festa der Madonna della Catena gehalten, über welches Kirchenfest kürzlich der englische Vizekonsul in Messina einen amtlichen Bericht erstattet hat. Hat ein Mann Sorgen, ist er krank oder verliebt, so gelobt er, ein, zwei, drei oder vier Jahre hintereinander die Pilgerfahrt zu „unsrer lieben Frau in Ketten" zu machen. Zu diesem Zwecke entkleidet er sich vollständig, bis auf ein Tuch um die Lenden und macht sich ein Geißelgerät aus einem Stücke Eferzaholze, das sehr markreich ist, zurecht. In dasselbe werden 40 bis 50 Nadeln gesteckt, die 3 bis 4 mm aus dem Holze hervorstehen und mit denen er sich auf dem 2 bis 3 km weiten Wege bis zur Wallfahrtskirche die Schultern, Brust und Beine blutig schlägt. Die Weiber reichen unterdessen den Männern Wein und Wasser und ein Priester führt mit einer Fahne die Prozession an. Als der englische Vizekonsul diese Prozession sah, nahmen über 100 Männer an derselben teil, die fürchterlich bluteten. Zwei Todesfälle kamen infolge dieser Geißelung vor! Die Weiber aber, welche Gelübde geleistet hatten, leckten mit ihren Zungen den Weg von der Kirchenthür bis zum Hochaltar trotz aller Unsauberkeit ab. So geschehen 1890.

— Der Rikwasee südöstlich vom Tanganjikasee ist 1879 zuerst von Joseph Thomson besucht worden, welcher ihn „nach unserm studierenden Prinzen Leopoldsee" nannte. Bei den Eingeborenen wurde er Likwa, Rukwa, Hikwa, Hukwa genannt. Thomson, der nur am nordwestlichen Ende an den See traf, vermochte nichts genaues über dessen Größe und Ausdehnung mitzuteilen. Im Jahre 1882 erreichte ihn der Abgesandte der deutschen afrikanischen Gesellschaft, Dr. Kaiser, und jetzt giebt ein Begleiter Johnstons, D. K. Croß, einige nähere Auskünfte über dieses Gewässer, das endlich anfängt, feste Gestalt auf der Karte anzunehmen, auf der es bisher umherschwankte (Proceedings 1891, 95). Der Rikwasee liegt vollständig innerhalb des deutschen Schutzgebietes (vergl. die Karte auf S. 35 dieses Bandes); er ist nach Croß etwa 150 km lang und 50 km breit. Sein Wasser ist schwarz, brackig, schlammig und ganz ungenießbar; Croß hält ihn für den Rest eines größeren, zusammengeschrumpften Sees. Er sah viele Fische, aber keinerlei Flußpferde und Krokodile. Von Osten her mündet der Songwa, von Süden der Sasi in den See; ein Abfluß soll nicht vorhanden sein. An der Ostküste zieht sich ein hohes Gebirge hin, im Süden und Westen dehnt sich Steppe aus. Besonders zahlreich sind die Büffel am See.

— Über die Entwickelung der Sinne bei den Gabunesen (Westafrika) machte neuerdings Dorlhac de Borne bemerkenswerte Mitteilungen. Ziemlich unempfindlich scheinen dieselben gegen Schmerz zu sein, da sie unter eingreifenden chirurgischen Operationen wenig leiden, Verletzungen des Kopfes leicht ertragen und schwere Verwundungen, welchen die meisten der Europäer erliegen würden, schon nach einigen Verbänden überstehen. Krankheiten gegenüber sind sie weniger widerstandsfähig, sie sträuben sich gegen europäische Krankenbehandlung, nehmen Zuflucht zu ihren Fetischpriestern (ogango) und wünschen bei langwierigen Krankheiten selbst den Tod herbei. Der Geruchsinn ist offenbar gut entwickelt, denn der Gabunese ist sehr empfänglich für europäische Wohlgerüche; er bevorzugt das Lavendelwasser, liebt aber auch andrerseits für civilisirte Nasen widerwärtige Gerüche, wie z. B. jenen des ranzigen Palmöles, womit die Frauen ihr Haar einschmieren. Alles ihrem Geruchsorgane Wohlgefällige bezeichnen sie mit oyombo. Manche vermögen an dem Geruche Angehörige verschiedener Stämme zu unterscheiden. Das Gehör ist besser als bei den Weißen entwickelt, dabei unempfindlich gegen die widerwärtigsten Geräusche. Das Sehvermögen ist auch sehr gut. Kurz- und Weitsichtige oder Farbenblinde sind kaum bekannt. Vor Ankunft der Europäer wurden drei Farben hergestellt, Weiß aus Schlemmkreide, Schwarz aus Kohle, Rot aus Rotholz oder dem Ruenbaum; diese drei Farben werden gegenwärtig auch noch bei feierlichen Gelegenheiten bevorzugt, trotzdem durch die Europäer die verschiedensten Farben eingeführt sind. Weiß, Rot oder Blau nimmt man hauptsächlich für die Schurze, letztere Farbe in Trauerzeiten. Durch Übung scheinen sie ihre Augen bis zu gewissem Grade an direktes Sonnenlicht gewöhnen zu können. So giebt es einen Tanz, welchen junge, an Kopf und Schultern mit Blättern geschmückte Mädchen aufführen, bei welchem diese auf ein Zeichen der Aufführerin direkt in die Sonne blicken und zwar so lange sie es auszuhalten vermögen. Manche Frauen üben diese Augenquälerei ohne Anstrengung mit einer gewissen Fertigkeit (Bull. soc. d'Anthropologie 1890, p. 64).

— Über die Künste bei den Siaposch, den arischen Bewohnern von Kafiristan in Innerasien, war so gut wie nichts bekannt. Capus hat darüber einige Mitteilungen in der Pariser Anthropologischen Gesellschaft am 6. März 1890 gemacht. Sie schnitzen Idole aus Holz, seltener aus Stein. Bei den Begräbnisfeierlichkeiten wird der Tote durch eine Holzfigur dargestellt. Ist der Siaposch fern von seinem Hause gestorben, so stellt man ihn durch eine Strohfigur dar, die mit den Kleidern des Verstorbenen angethan wird. Zum Andenken ihrer Häuptlinge stellen sie Holzstatuen bei deren Särgen oder Wohnungen auf; rot bekleidete Figuren oder auch nur einen Holzpfosten mit soviel Einschnitten als der Häuptling Feinde getötet hat. — Die Götzenbilder sind sehr zahlreich. Suruja, Pandu und Lamani werden aus Holz geschnitzt; Matika Panu, die Trösterin der Weiber, aber aus Stein. Pulis Panu in Musgal ist ein Idol mit silbernen Augen. Das höchste Wesen, Deohgan in Sanu-Glam ist eine Holzfigur mit durchbohrendem Blicke. Er sitzt mit gezücktem Schwerte auf einem Sessel; dazu trägt er Messer und Flinte. Die Augen sind vergoldet. Die Siaposch verstehen sich aufs Zeichnen. Die Verzierungen ihrer Gewebe und Waffen sind sehr symmetrisch und zeigen künstlerischen Sinn.

— Schwefellager in Transkaspien. Auf dem halben Karawanenwege von Aschabad nach Chiwa (300 km von Aschabad), in der Steppe Karakorum befindet sich ein Gebiet, das heißt Kyr-Tschulba (auf deutsch 40 Hügel). Der größte Teil dieser etwa 25 bis 60 m hohen Hügel besteht aus Schwefelerzen, die 40 bis 45 Proz. reinen Schwefel enthalten. Die Schwefellager, die den Tekinzen schon lange bekannt sind, gehören unzweifelhaft zu den reichsten der Welt. Bis zu Ankunft der Russen haben die Tekinzen hier mit sehr primitiven Werkzeugen Schwefel gewonnen. Nach den Mitteilungen der Eingeborenen giebt es außerdem noch reine Schwefellager auch in der Ebene. St.

Herausgeber: Dr. R. Andree in Heidelberg, Leopoldstraße 27. Druck von Friedrich Vieweg und Sohn in Braunschweig.

Bd. LIX. **Globus.** Nr. 15.

Illustrierte Zeitschrift für Länder- und Völkerkunde.

Begründet 1862 von **Karl Andree.**

Herausgegeben von **Richard Andree.**

Druck und Verlag von Friedrich Vieweg & Sohn.

Braunschweig. Jährlich 2 Bände in 24 Nummern. Durch alle Buchhandlungen und Postanstalten zum Preise von 12 Mark für den Band zu beziehen. **1891.**

Die Erforschung der Wasserläufe des nördlichen Kongogebietes.

Von A. Scobel.

Der Ubangi-Uelle und andre nördliche Kongozuflüsse. Nach den neuesten Forschungen und der Karte von Wauters.

Im Süden des Kongo waren schon viele der großen Nebenflüsse bekannt, als man im Norden noch ein weites Feld für Hypothesen hatte. Kapitän Haußens war der erste, der auf seiner Kongofahrt 1884 den nördlichen Nebenflüssen Aufmerksamkeit schenkte und im April desselben Jahres den Ubangi (Mobangi) sah. Haußens befuhr den Mbula oder Bulumbu (Rubi oder Stanleys Itimbiri) 75 km weit und untersuchte den Mongalla. Eine bedeutende Thätigkeit entwickelte der englische Missionar Grenfell, der mit Comber 1884/85 viele Nebenflüsse teils nach Lage und Verlauf genauer feststellte, teils neu entdeckte. Der Kwa wurde gegen die Stanleyschen Angaben richtig gestellt, der Ikelemba und Boloko (Lomami) befahren, von rechtsseitigen Nebenflüssen Lefini, Nkie (Ukenje), Alima, Mongalla, Loika (Itimbiri), besonders aber der große Ubangi oder Mobangi, der bis 4° 29′ nördl. Br. verfolgt wurde. Oberhalb seiner Einmündung in den Kongo, am Posten Ukundja, mißt die Strombreite des Ubangi 2500 m bei einer größten Tiefe von 9 m. In 4° nördl. Br., unterhalb der Stromschnellen, mißt die Breite 1200 m bei einer Tiefe von 7 m. Woher erhielt dieser mächtige Fluß seine Wasser und wo war sein Oberlauf zu suchen?

Weit im Nordosten wurde 1870 von Schweinfurth der westlich fließende Uelle (Kibali) entdeckt. Man betrachtete ihn als den Oberlauf entweder des zum Tsadsee fließenden Schari oder des zum Kongo strömenden Aruwimi. Seine westliche Stromfortsetzung erhielt bestimmtere Lage durch die Reisen Dr. Junkers 1883, der den Uelle = Makua bis 23° 13′ östl. L. und 3° 57′ nördl. Br. verfolgte. Durch die ersten Nachrichten von Grenfells Reisen wurde Wauters, der thätige Redakteur des „Mouvement géographique", 1885 veranlaßt, eine Hypothese über die Identität des Uelle mit dem Ubangi aufzustellen. Die Forschungsreisen schritten indes in schnellem Tempo vorwärts. Im Jahre 1885 untersuchte Grenfell mit Leutnant v. François die linksseitigen Kongo-Nebenflüsse Lulongo und Uruki (Tschuapa), beide auf einer Strecke von mehr als 600 km, ferner den Tributär des letzteren, Bussera. Der rechtsseitige Zufluß des Lulongo, der Lopori, wurde 1887 von Kapitän van Gèle befahren. Auch wurde von Grenfell ein rechtsseitiger, unterhalb des Ubangi in den Kongo mündender Fluß, Bunga (Sangha), befahren. Von Leutnant Massari wurde 1886 der Likuala bis zum Äquator aufwärts verfolgt und von Kapitän Rouvier Ortsbestimmungen vorgenommen, durch welche der Unter- und Mittellauf des Kongo auf eine sichere kartographische Grundlage kam.

Der belgische Leutnant Baert kam auf dem Mongalla 325 km weit bis unter 3° 30′ nördl. Br. und 21° östl. L. Dieser Fluß konnte aber mit dem Uelle nicht identisch sein, da er nur eine Breite von 10 m und eine Tiefe von 1,5 m hatte, während der Uelle nach Junker eine viel bedeutendere Ausdehnung zeigen sollte. Kapitän van Gèle hatte bereits im Oktober und November 1886 den Ubangi untersucht und mehrere Zuflüsse entdeckt, aber erst durch seine späteren Fahrten wurde die Wautersſche Annahme über den Zusammenhang des Ubangi mit dem Uelle glänzend bestätigt. Im Jahre 1886 fuhr van Gèle nur bis zu den Songostromschnellen des Ubangi, die Grenfell 1885 schon überwunden hatte; er untersuchte ferner die zwei rechtsseitigen Tributäre Ibenga (Grenfells Botabo) und Lobai, sowie den linksseitigen Nghiri und den Lopori, den rechten Nebenfluß des Lulongo. Erst 1887 gelang es van Gèle in Begleitung des belgischen Leutnant Liénart, mit zwei kleinen Staatsdampfern nach vielen Schwierigkeiten die Stromschnellen von Songo zu überwinden. Oberhalb der Schnellen hatte der Strom eine Breite von 800 bis 900 m und eine Tiefe von 4,5 m. Der nördlichste Punkt des Ubangi liegt in 5° 7′ nördl. Br. Ende Dezember 1887 wurde der rechte Nebenfluß Bangasso (Mbomu) entdeckt und kurz darauf, im Januar, die Rückfahrt angetreten.

Die bedeutendste Reise van Gèles, in Begleitung der Kapitäne de Rechter, Schagestrom, Hanolet und der Leutnants Marinel und Busine, nahm am 21. Mai 1889 ihren Anfang. Die Expedition erreichte Songo am 25. Juni, passierte die Schnellen und gründete zwei Stationen in Mokoangbay und Banzyville. Im November wurden zwei rechtsseitige Zuflüsse entdeckt, Kuangu und Bengi, von denen der erstere 125 m breit ist und 110 km weit befahren wurde. An seiner Mündung ist er 180 m breit und 4 m tief; der kleinere Bengi ist nur 60 m breit und 5,5 m tief. Am 12. Dezember wurde der Nebenfluß Kotto gefunden, dessen Name sich schon auf der großen Junkerschen Karte findet. Der Fluß war 270 m breit und 1,9 m tief. Es ist anzunehmen, daß die Flüsse Foro und Engi, die 1882 unter 7° nördl. Br. von Lupton-Bey überschritten wurden, die oberen Zuflüsse des Kotto sind. Ferner wurden auf einer Bootsfahrt in 5° 7′ 49″ nördl. Br. und 22° 36′ östl. L. zwei gleich bedeutende Flüsse gefunden, die nach ihrer Vereinigung den Ubangi bilden. Der nordöstliche wird von den Anwohnern Kengo und weiter hinauf Mbomu genannt (der Mbomo Junkers) und mißt 700 m Breite bei 2,9 m Tiefe. Der südöstliche Fluß wird von den Eingeborenen Koju genannt und ist der Makua Junkers, der Uelle Schweinfurths. Er ist 850 m breit und 1,8 m tief. Am 23° östl. L. beginnt eine Reihe von Felsenbarrieren und ihre Wasserfälle setzen hier der Schiffahrt ein Ziel. In 23° 4′ 27″ östl. L. wurde von van Gèle der äußerste Punkt erreicht, etwa 15 km entfernt von der Seriba Abdallah, bis wohin Junker 1883 und Roget 1890 gelangten. Letzterer fand weiter aufwärts bei Djabbir den Uelle 200 m breit, aber von großer Tiefe. Der Mbomu, dem linksseitig der Fluß Bi oder Mbili zuströmt, hat viele Stromschnellen und Wasserfälle. Auf Booten wurde sein Lauf verfolgt bis Bangasso, 4° 49′ nördl. Br. und 23° 8′ östl. L. Unsre Karte (nach derjenigen im „Mouvement géographique" vom 8. März 1891) zeigt die Resultate dieser wichtigen Entdeckungsfahrten, durch welche die großen Flußgebiete des nördlichen Kongogebietes endlich in großen Zügen bekannt geworden sind.

Durch zwei Dampferfahrten von März bis November 1890 hat Hodister den Nachweis geliefert, daß der Mongalla sich weiter nach Norden ausdehnt, als Kapitän Baerts Fahrt 1886 wahrscheinlich gemacht hatte, und jedenfalls nicht weit vom Mittellaufe des Uelle-Makua entspringt. Der Fluß wird von drei größeren Quellflüssen gebildet, sein Quellgebiet ist ein sehr umfangreiches. Nach Zurücklassung des Dampfers in Liboko wurde der Quellfluß Dua verfolgt bis zum kleinen See Ababuba. Der Dua sowohl wie der Quellfluß Ebala durchströmen dichte Waldungen. Eine Verbindung der Aufnahmen zwischen dem mittleren Kongo und dem Uelle wurde von den Offizieren des Kongostaates Kapitän Roget und Kapitän Becker hergestellt. Ersterer ging vom Rubi (Itimbiri) aus und erreichte den Uelle im Juni 1890 wenig oberhalb von Dr. Junkers fernstem Punkte, unfern der kleinen Seriba Abdallah, und kam nördlich noch bis zum Gango und Mbomu (5° 12′ nördl. Br.). Kapitän Becker ging von Jambuga, an der Schiffbarkeitsgrenze des Aruwimi gelegen, über den Lulu (den nördlichen Zufluß des unteren Aruwimi) und den Rubi (Loika, Itimbiri) bis zum Uelle, der dort eine Breite von 1500 m hatte. Wieviel diese beiden Landreisen geographische Neuigkeiten bringen werden, läßt sich heute noch

nicht übersehen, doch wäre es sehr wertvoll, nach der Periode der großen Flußfahrten endlich auch an die Aufschließung des Landes zu gehen. Die Grundlage für eine kartographische Darstellung bleibt bis jetzt leider noch sehr schwankend. Die Breitenbestimmungen von van Gèle im unteren Ubangigebiete stimmen mit denjenigen des französischen Reisenden Crampel ziemlich überein, doch zeigen die Längenbestimmungen beider erhebliche Differenzen. Es wäre zu wünschen, daß die Regierung des Kongostaates bald mit der astronomischen Fixierung einiger Hauptpunkte beginnen ließe, um in die kartographischen Darstellungen jener Gegenden etwas Beständigkeit zu bringen.

Die Altertümer Chiriquis.

II.

Die Thonwaren.

Die Gräber Chiriquis haben einem einzigen Forscher auf einem Raume von etwa 50 Squaremiles 10 000 Stück Töpferwaren geliefert. Dieses allein zeugt schon von der Ausbreitung einer Kunst, die hier in Amerika sich zu einer seltenen Höhe erhob. Eine vortreffliche Technik, doch ohne Kenntnis der Töpferscheibe, schöne, mannichfaltige, oft klassische Formen, ein großer Reichtum in der Verzierung zeichnen die Thonwaren Chiriquis aus. Dabei zeigen dieselben verschiedene Stile und Herstellungsarten, so daß man auf mehrere Zeitperioden in der Ausführung schließen kann. Auch auswärtige Einflüsse, so z. B. jener von Costarica, lassen sich bei den Thonwaren von Chiriqui nachweisen. Die Hauptmasse derselben besteht aus Gefäßen verschiedener Art, an welche sich Trommeln, Pfeifen, Klappern, Spinnwirtel, puppenartige Figürchen anschließen. Auffallend ist der Mangel an Porträts und menschlichen Figuren, die in den peruanischen Töpferwaren so oft wiederkehren.

Die Gefäße werden, wie erwähnt, in den Gräbern gefunden, und wiewohl alle menschlichen Teile, alles was von Holz, Knochen oder Muschelschalen war, aus denselben verschwunden ist, haben sich die Thonwaren in bezug auf Form, Schliff, Farbe so wunderbar gut erhalten, daß sie durch die Berührung mit dem Erdboden gar nicht gelitten zu haben scheinen. Sie sind aus einem sehr zarten Thone gebildet, der stark mit fein pulverisiertem Sand vermengt ist. Die Symmetrie ist so groß und die Gestalten der Gefäße sind so schön, daß vorzügliche mechanische Hilfsmittel bei der Herstellung verwendet sein müssen, wenn auch die Töpferscheibe unter diesen sich nicht befand. Die oft zahlreichen Teile wurden einzeln geformt und dann später zum Ganzen vereinigt, das oft so schön poliert erscheint, als ob es glasiert wäre. Das Brennen muß auch in einer vorzüglichen Weise vor sich gegangen sein, da nirgends Schwärzung der Ware sich zeigt, wie dieses bei roheren Brennmethoden erfolgt. Die Naturfarbe der Thongefäße wechselt von einem Hellgelbgrau bis zum Terrakottabraun. Hier und da kommt Lachsfarbe und Orange oder Schwarz und Schwarzbraun vor; zur Verzierung wurden Rot, Schwarz und Purpurgrau angewendet. Auffallend ist, daß die meisten Gefäße keinerlei Spuren von Gebrauch zeigen, auch nicht vom Feuer geschwärzt sind, über dem sie doch gestanden haben müßten, wären sie verwendet worden. Alles deutet darauf hin, daß sie gleich nach ihrer Vollendung, frisch und neu, mit in die Gräber gelegt wurden, daß also die Töpferei hier wesentlich religiösen und Totengebräuchen dienstbar war. Bei den Dreifüßen und zweihenkligen Schalen, sowie bei großen Kesseln findet man dagegen häufig Schwärzung, die darauf hinweist, daß sie im häuslichen Gebrauch Verwendung fanden.

In der Dekoration zeigt das Töpferwerk von Chiriqui manche eigentümliche Züge; in bezug auf die Schönheit und Vollendung der Formen wird es von keinem andern keramischen Erzeugnisse Amerikas übertroffen. Die Verzierungen bestehen teils aus plastischen, teils aus flachen Formen, von denen die ersteren meist sehr realistische und groteske Gestalten zeigen, während die letzteren fast ganz geometrischer Natur sind. Die plastischen Verzierungen sind teils als Henkel, teils als Füße verwendet; sie zeigen niemals Pflanzenform, sondern nur Krokodile, Pumas, Affen, Eidechsen, Frösche, Fische und groteske Menschenfiguren, wie z. B. Fig. 8, bei der die Arme und Beine in sich windende Schlangen auslaufen. Könnte man den Ursprung dieser uns jetzt rein ornamental erscheinenden Figuren nachweisen, so würde sich wohl für dieselben eine andre Bedeutung herausstellen, sie würden etwa in einem mythologischen Gewande erscheinen oder als Fetische und Zaubermittel, bestimmt auf die Gefäße, an denen sie angebracht sind, einen günstigen Einfluß auszuüben.

Die Gefäße von Chiriqui kann man in zwei große Gruppen einteilen: in bemalte und unbemalte. Die letzteren, die eigentlichen Terrakotten, sind die bei weitem zahlreicheren; sie sind von biskuitartiger Natur und zeigen uns die fortgeschrittene Kunst der alten Töpfer von Chiriqui am besten. Wir finden da Vasen der verschiedensten Art, stets aber in schönen gefälligen Formen. In der Form, nicht aber in Stoff und der Ausführung des Ornaments, schließt sich der Terrakottaware die schwarze Ware an. Die Verzierungen sind entweder vor oder nach dem Brande in dieselbe eingeritzt und dann mit einer weißen Substanz ausgefüllt, durch welche das Muster deutlich hervorgehoben wird, wie Fig. 9 zeigt.

Was die bemalten Gefäße betrifft, so kann man geritzte, mit Henkeln versehene, dreifüßige, kastanienbraune, mit roten oder weißen Linien versehene, alligatorförmige und vielfarbige unterscheiden. Geometrische Motive sind bei der Bemalung in ausgedehnter Weise verwendet, doch fehlt der anderweitig in Amerika häufig vorkommende Mäander hier ganz, dagegen finden sich Ornamente, welche natürlichen Gestalten entlehnt sind und dann von der natürlichen Form allmählich in ganz stilisierte übergehen. Dabei läßt sich nicht verkennen, daß der Kunsthandwerker ein feines Verständnis für die Anpassung des Ornamentes an die Gestalt des Gefäßes besaß. Nachdem das Gefäß fein poliert war, so daß es wie glasiert aussieht, wurden die Verzierungen in Schwarz, Weiß und Rot in verschiedenen Abstufungen, sowie in einem düsteren Purpur aufgetragen, was zusammen mit der grauen oder bloß orangefarbenen Grundfarbe einen schönen Effekt abgab.

Die eingeritzten bemalten Gefäße sind verhältnismäßig selten und nur von zwei Orten, nördlich von David und bei Alanje, bekannt. Sie sind nach der Art des zur Herstellung verwendeten Stoffes, sowie nach der Rohheit der Formen und der Verzierungen mit den übrigen Gefäßen von Chiriqui nicht auf gleiche Stufe zu stellen und scheinen von einem niedriger stehenden Volke herzurühren. Fast alle gehören zur Gruppe der Dreifüße, zeigen dicke, plumpe Wandungen und rohen, leicht zerbrechlichen, schlecht gebrannten Thon. Die Verzierungen sind einfach geritzt und ohne viele Kunst

Fig. 8. Groteske Menschenfigur aus Thon, mit Armen und Beinen in Schlangenform. Chiriqui.

Fig. 9. Schwarze Töpferware mit eingeritzten weißen Figuren. Chiriqui.

Fig. 11. Krug mit „verschwundener“ Farbe. Chiriqui.

Fig. 10. Dreifuß mit fischförmigen Füßen. Chiriqui.

Fig. 12. Alligatorvase. Chiriqui.

a b c d

Fig. 13. Stilisierung des Alligatorornamentes. Chiriqui.

Fig. 14. Ornament am Halse einer vielfarbigen Vase. Chiriqui.

Fig. 15. Thönerne Pfeife. Chiriqui.

Fig. 16. Durchschnitt derselben.

und Abwechselung hergestellt. Der von den Einritzungen frei gebliebene Teil des Gefäßes ist mit dunkelroter Farbe bedeckt.

Während die meisten Gefäße von Chiriqui, wie erwähnt, keine Spuren des Gebrauches zeigen und nur als Totenbeigaben verwendet wurden, sind die Henkelgefäße sicher zum Kochen benutzt worden, wie ihr angeschwärzter Boden beweist. Sie zeigen meist zwei, seltener einen Henkel, manchmal in Tierform. Keineswegs gehören sie zu den feineren Exemplaren, sie sind richtige Gebrauchsgegenstände. Das gleiche gilt von den Dreifüßen, die in ihrem Körper mit den eben erwähnten Gefäßen übereinstimmen, aber durch ihre drei, meist übermäßig langen Thonfüße ausgezeichnet sind. Die letzteren sind häufig in Tierform und dabei überwiegt der Fisch, vielleicht weil solche darin gekocht wurden. Die Füße sind hohl, haben meist Schlitze und enthalten kleine Thonkugeln, oft bis zu einem Dutzend, so daß diese Füße, wenn das Gefäß bewegt wurde, die Rolle von Schellen übernahmen. Fig. 10 zeigt einen solchen Dreifuß, dessen Füße von Fischen gebildet werden, an denen die Flossen und Augen leicht erkennbar; der Schlitz verläuft über den Rücken.

Die kastanienbraunen Gefäße sind bisher nur in geringer Anzahl in den Gräbern von Los Tenajos durch Mc Neil gefunden worden. Sie sind einfarbig in der genannten Farbe, ohne andre Malerei hergestellt, meist schön und sorgfältig in den Formen, welche aber mit jenen der übrigen Gruppen stimmen, so daß das Charakteristische nur in der Farbe liegt. Dasselbe ist der Fall bei der rotlinigen Gruppe, bei der als einzige Farbe auf dem grauorangen Grunde rote Linien vorkommen. Bei einer andern, gleichfalls kleinen Gruppe zeigt das Ornament weiße Linien.

Die Gefäßgruppe mit der verschwundenen Farbe ist die größte von allen und umfaßt herrliche Gebilde der Keramik. Auf dem polierten Grunde, der entweder aus der natürlichen Farbe des Thons oder aus dem flächenbildenden Rot besteht, war in einer jetzt völlig verschwundenen Farbe das Muster aufgetragen, dessen Spuren auf dem Grunde aber noch erkennbar sind, da die Grundfarbe durch das verschwundene Pigment verändert wurde. Woraus dieses, das der Zeit keinen Widerstand leistete, bestand, läßt sich jetzt schwer sagen. Die Zeichnungen sind sehr mannichfaltig, zeigen aber doch einen einheitlichen Charakter. Sowohl feine geometrische als Naturformen kommen vor, gehen aber unmerkbar ineinander über; plastische Verzierungen, an Henkeln und Füßen, sind nebensächlich, da es bei dieser Gruppe vor allem auf schöne Politur und Färbung ankam. Die meisten Gefäße sind krug- oder vasenförmig. Fig. 11 zeigt ein Exemplar dieser krugartigen Gefäße.

Als die interessanteste Gruppe der Thongefäße von Chiriqui müssen jene mit dem Alligatorornament bezeichnet werden, bei denen an die Stelle des vorherrschenden Alligators auch andre stilisierte Tierformen treten können. Sie besteht meist aus krugförmigen, kurzen und dicken Gefäßen von graugelber Grundfarbe, auf der die roten und schwarzen Malereien auf einen verhältnismäßig geringen Raum beschränkt sind. Einzelne Exemplare haben ganz absonderliche Formen. Gewöhnlich sind diese Gefäße nur klein, doch kommen einzelne vor, die den Inhalt von einer Gallone und mehr haben. Fig. 12 zeigt eine Alligatorvase, gleichzeitig das bemerkenswerteste Stück, welches in Chiriqui gefunden wurde. An den würfelförmigen Körper setzt sich ein schornsteinartiger, nach oben erweiterter Hals an. Als Träger der Vase erscheinen zwei groteske, mit dem Rücken an dieselbe gelehnte Menschengestalten mit weit gespreizten Beinen, deren Köpfe als Henkel dienen. Sie haben auf dem mit einem Diadem geschmückten Kopfe einen Schlitz, sind hohl und stehen mit dem Hauptraume der Vase in Verbindung. Auf dem Halse der Vase ist das stilisierte Alligatorornament in einem Rahmen von roten und schwarzen Linien angebracht; auf dem Körper der Vase sieht man einen gleichfalls stilisierten zweischwänzigen Affen. In den mannichfaltigsten Formen wird der Alligator bei diesen Gefäßen verwendet und der Übergang von stilisierten Gestalten, welche aber noch deutlich das Tier zeigen, bis zu ganz einfachen Formen, welche an und für sich betrachtet den Ursprung nicht mehr erkennen lassen, läßt sich beim Vergleiche größerer Serien von Töpferwaren aus Chiriqui unschwer erkennen, wie dieses Fig. 13 zeigt [1]).

Den Schluß machen die vielfarbigen Vasen, die höchsten Gebilde der keramischen Kunst Chiriquis. Schöne Formen und schöne Verzierungen zeichnen sie in gleichem Maße aus. Ihre Grundfarbe ist stets ein poliertes Hellrot, auf welchem die Ornamente in Schwarz, Dunkelrot und Purpurgrau aufgetragen sind. Als Beispiel der Verzierungsart sei hier in Fig. 14 die Zone am Halse einer großen Vase wiedergegeben, welche zwei symmetrische stilisierte Reptilienfiguren in Schwarz und Rot wiedergiebt.

Die plastische Kunst der alten Bewohner Chiriquis zeigte sich aber nicht bloß in der Herstellung der bis jetzt aufgeführten Gegenstände. Auch Spinnwirtel, mit und ohne Verzierung, bemalte Nadelbüchsen mit Deckeln, kleine groteske Menschenfiguren, wie an der großen Alligatorvase (Fig. 12), Sessel, ganz in der Art, wie die früher erwähnten aus Stein, und namentlich Musikinstrumente aus Thon kommen vor. Unter den letzteren sind Trommeln, Klappern, Pfeifen und Klarinetten gefunden worden. Die Klappern sind flaschenförmig und enthalten im Bauche kleine Steinchen, welche nur einen schwachen Klang geben. Vielleicht wurden sie bei priesterlichen Funktionen benutzt, worauf namentlich schön bemalte und mit Figuren geschmückte Stücke deuten. Die Trommel war bei der Entdeckung Amerikas ein allgemein verbreitetes und beliebtes Instrument. Über dem großen vasenförmigen Gefäße von Holz oder Thon war eine dünne Tierhaut ausgespannt. Nur wenige Trommeln aus Thon haben sich erhalten, was darauf hindeutet, daß dieses Musikinstrument wohl meistens aus Holz gebildet wurde.

Am zahlreichsten sind die Blasinstrumente aus Thon in den Gräbern, es sind Pfeifen einfacher Bauart, die als gewöhnliches Spielzeug anzusehen sind; nur wenige sind vorhanden, welche mehrere Töne besitzen und darauf hindeuten, daß die Musik nicht in den ersten Kinderschuhen bei den Eingeborenen stand. Immer aber haben diese Instrumente hübsche Formen, so daß man an ihnen leicht die verschiedensten Tiere, Pumas, Armadille, Adler, Papageien, Enten, Alligatoren, Krabben unterscheiden kann. Die Konstruktion des Pfeifapparates ist in allen Fällen gleich und entspricht etwa unserm Flageolet (s. Fig. 15). Die Öffnungen stehen so nahe beisammen, daß beide Pfeifen notwendigerweise gleichzeitig geblasen werden mußten. Der erzeugte Ton ist ein sehr hoher, durchdringender, ja ohrzerreißender. Auch rohrförmige Pfeifen mit Fingerlöchern, auf denen acht Töne gespielt werden können, sind gefunden worden.

---

[1]) Wie die alten indianischen Bewohner Chiriquis es verstanden, eine natürliche Figur in eine stilisierte Form überzuführen, so noch heute Indianer Südamerikas. Dr. Paul Ehrenreich fand bei den in völligem Urzustande lebenden Bakairi an den Quellflüssen des Schingu Schlangen, Fische u. s. w. als Ornamente verwendet und bemerkt dazu: „Es wurde die kulturgeschichtlich wichtige Thatsache festgestellt, daß alle als geometrische Figuren erscheinenden Zeichnungen in Wirklichkeit abgekürzte, zum Teil geradezu stilisierte Abbildungen bestimmter, ganz konkreter Gegenstände, meistens von Tieren, sind.“ (Zeitschrift für Ethnologie 1890, S. 89.) A.

Überblick.

Die vorhergehenden Mitteilungen haben uns den Beweis geliefert, daß auf einem kleinen, bisher wenig beachteten Raume des amerikanischen Isthmus ein großer Reichtum an Kunsterzeugnissen gefunden wurde, welche uns Zeugnis von der hohen Kultur der einstigen Bewohner ablegen, die, vielleicht niedriger als jene der amerikanischen Kulturvölker im Norden und Süden Chiriquis, dennoch der Originalität nicht entbehrt und sicher aus vorkolumbischer Zeit stammt. Diese Kunstwerke finden sich in Gräbern, in denen keine Spur der darin bestatteten Leichen mehr vorkommt. Ist auch die Kunst in Stein wenig vertreten, so fällt es um so mehr auf, daß von Bauwerken irgend welcher Art, die doch in andern zentralamerikanischen Ländern sich finden, in Chiriqui so gut wie nichts vorhanden ist. Dagegen bemerkt man in Felsen geritzte Figuren, Statuetten aus Stein, verzierte Mahlsteine, Sessel, Beile, Speer- und Lanzenspitzen. Von Kriegswaffen aber keine Spur. Von Metallen ist Gold, Kupfer, eine Legierung aus beiden, sowie Bronze vertreten und die Gebilde aus denselben zeigen einen höchst eigenartigen Stil. Sie sind meistens klein, erreichen selten das Gewicht von einem Pfund und dienten ausschließlich als zierende Anhängsel. Sie sind in Formen gegossen und stellen zum allergrößten Teil Tierarten dar.

Die meisten Altertümer Chiriquis sind Thongebilde von oft bewundernswerter Form und Ausschmückung. Die Vasen stellen sich den schönsten amerikanischen Erzeugnissen dieser Art an die Seite. Weder Glasierung noch die Töpferscheiben waren bekannt. An die Vasen schließen sich Statuetten, kleine Büchschen, sesselartige Gebilde, Spinnwirtel und Musikinstrumente aus Thon an, alles dekoriert, und die letztern beiden den Beweis liefernd, daß die Künste des Webens und der Musik in Chiriqui bekannt waren. Was die ästhetische Seite der Keramik Chiriquis betrifft, so kann sie sehr hoch angeschlagen werden, wie die schönen, fast klassischen Formen vieler Vasen schon bezeugen. Die Flächendekoration verdient besondere Aufmerksamkeit.

Die Elemente dieser Dekoration stammen in der Keramik aus zwei Quellen: aus der Kunst und aus der Natur. Die Kunstelemente sind hauptsächlich mechanischen Ursprungs, daher nicht imitativ und geometrisch. Die Naturelemente ahmen natürliche Formen nach und sind daher ursprünglich nicht geometrisch. Die Kunstelemente sind, als mechanischen Ursprungs, ohne innere Bedeutung und nicht ideographisch; diejenigen, welche der Natur entnommen wurden, sind aber in ihren frühesten Stadien gewöhnlich mit mythologischen Vorstellungen verknüpft und daher ideographisch. Alle Dekorationen können daher in vier Doppelklassen untergebracht werden: 1) mit bezug auf die Art der Ausführung als plastisch und flach; 2) mit Rücksicht auf die Abstammung als mechanisch und nachgeahmt; 3) mit bezug auf den Plan der Darstellung als geometrisch oder nicht geometrisch und 4) mit Rücksicht auf die zu Grunde liegende Idee als etwas bedeutend oder als bedeutungslos. Die keramische Kunst, welche die verschiedenen Elemente des Ornaments ergriffen hat, führt sie nach eigenen Methoden durch viele Wechsel der Form hindurch. Dieses ist namentlich bei lebenden Formen erkenntlich und von Wichtigkeit. Ein realistisches Tier geht durch viele Übergänge in ein ganz bestimmtes dekoratives Motiv über, wie dieses beim Alligator erkenntlich war.

Prähistorische Bauten auf Menorca (Balearen).

Von Juan Pons y Soler in Mahon.

Betrachtet man die archäologischen Denkmäler Menorcas nach ihrem Ursprunge, so kann man zwei sehr bestimmte Arten unterscheiden. 1. Solche, die sich nur auf den Balearen, besonders Menorca, finden und hier meist als Talayots, Navetas und Taulas bezeichnet werden. 2. Solche, die auch in andern Ländern vorkommen, wie Höhlen, die als Wohnungen oder Begräbnisstätten dienten, Megalithen, Menhirs, Cromlechs. Diodor von Sizilien ist der einzige Schriftsteller des Altertums, der sie, wenn auch in unbestimmter Weise, erwähnt. Neuerdings haben John Armstrong und Dr. Juan Ramis in ihren Schilderungen aus Menorca sich mit denselben beschäftigt. Sie halten dieselben für keltisch, wiewohl wir keinerlei Anhaltspunkte für den Aufenthalt der Kelten auf der Insel haben. Spätere Schriftsteller sind ihnen hierin einfach gefolgt, indem sie die Irrtümer vermehrten und z. B. die Taulas als Dolmen bezeichneten, wiewohl sie mit diesen nichts zu thun haben. Demnächst ist von Emil Cartailhac ein Werk über diese Denkmäler zu erwarten, das uns wohl manche Aufklärung über den Ursprung dieser geheimnisvollen Denkmäler bringen wird.

Fig. 1. Ein Talayot. Nach Photographie.

Die Talayots (Fig. 1) werden durch einen abgestumpften Kegel charakterisiert, der aus großen, nach der inneren Seite roh geebneten Steinblöcken aufgeführt ist. Die Steine sind in parallelen Schichten aufgeführt, deren jede aus einer Steinlage besteht. Alle Talayots, die noch einigermaßen erhalten sind, sowie diejenigen, die wir haben zerstören sehen, endigten in einer wagerechten Plattform ohne Brüstung, die etwa zur Verteidigung hätte dienen können; auch waren sie nicht mit Erde eingeebnet. Mit cyklopischen Bauten haben sie nichts gemeinsam, dagegen kann man sie mit den bekannten Nurhagen Sardiniens vergleichen, wiewohl diese vielleicht jüngeren Ursprungs sind und ihre Erbauer mehr Baukunst verraten. Die Nurhagen kann man als vervollkommnete Talayots ansehen und Sampere hat darauf hingewiesen, daß Menorca im Altertum Nura hieß. Die Güte der Ausführung der Talayots ist verschieden, doch darf man daraus

wohl nicht auf ein verschiedenes Alter derselben schließen. Die Verschiedenheit ist dem verschiedenen Können der Erbauer zuzuschreiben; die Typen, nicht die Einzelheiten charakterisieren die Epochen. Man findet die Talayots einzeln oder in unbestimmten Gruppen, auf Höhen oder Thälern, nah oder fern dem Meere, immer da, wo der Stoff zu ihrem Bau vorhanden. Es giebt mehrere Arten dieser Bauten, die verschiedenen Zwecken gedient zu haben scheinen. Zuweilen ist der Talayot nur von einer einzigen Kammer eingenommen, die als Wohnstätte gedient haben kann. Bei andern wird das Innere von einer nach der Plattform führenden Treppe erfüllt, so daß der Bau bloß wegen der Plattform aufgeführt zu sein scheint. Die einfachsten sind völlig mit Steinen erfüllt. Bei einigen neuerdings zerstörten will man Aschenurnen gefunden haben. Auf einer meiner Besitzungen befindet sich ein zerstörtes Talayot mit Grabstätten im Grunde. Bei mehreren sieht man in verschiedener Höhe und ohne Symmetrie an der Außenseite kleine Nischen oder Zellen angebracht. Wieder andre sind von einfachen oder verzweigten Gängen mit Zellen durchzogen, die zur Plattform führen. Zwei oder drei Talayots haben Grundrisse in Form einer Ellipse oder eines Kreisausschnittes. Die Wichtigkeit dieser Ausnahmeformen werden wir bei den Navetas erkennen. Was die Zeit der Erbauung anbetrifft, so können wir bei dem gegenwärtigen Stande unsrer Kenntnisse uns nur auf Mutmaßungen beschränken.

Fig. 2. Naveta des Tudons. Nach Photographie.

Die Navetas oder Schiffchen (von nau) haben die Gestalt eines umgekehrten Botes mit dem Kiel nach oben. Die Art ihres Baues ist dieselbe, wie jene der Talayots. Die Naveta des Tudons (Fig. 2) galt als die einzige ihrer Art, bis ich das Glück hatte, noch fünf weitere zu entdecken. Seitdem hat sich ihre Anzahl abermals vermehrt. Vor wenigen Jahren war jene Naveta noch mit Steinplatten völlig gedeckt, die zu beiden Seiten auf den Mauern ruhten. Auf der First bildete eine gerade Linie behauener Steine den Kiel; aber dieses Dach ist jetzt verschwunden. Alle Navetas haben oder hatten einen sichtbaren Eingang und diese Anlage paßte nicht zu einem Grabe. Die Gebeine, die man in einigen derselben gefunden hat, wurden wahrscheinlich später darin niedergelegt. Mit den Gebräuchen der verschiedenen Völker, die seit Jahrhunderten in Menorca aufeinander folgten, mag sich auch die Bestimmung der alten Denkmäler der Insel geändert haben. Die älteren, die einen echten Totenkultus hatten, waren wählerisch in der Art der Grabstätten; die neueren, weniger streng, paßten das Begräbnis den vorhandenen Baulichkeiten an, die Begräbnisstätten können selbst mehrere Male gedient haben. Es ist möglich, daß ein Vandale in dem Grabe eines römischen Bürgers ruht und daß ein barbareskischer Seeräuber in einer Naveta bestattet wurde, die als Tempel des Neptun oder der Isis diente, der Beschützerin der Schiffahrt. Die kleinen Verhältnisse stehen dem nicht entgegen: der von Romulus errichtete Tempel des Jupiter Feretius war noch kleiner. Deuten die gegen Norden gerichteten Vorderseiten der Navetas auf den Weg, den ihre Erbauer nach dem Landen auf Menorca verfolgten? Dieser Gedanke kommt mir durch eine Stelle des Sallust, in welcher es heißt, daß nach dem Tode des Herkules die Meder, Perser und Armenier, die ihn nach Spanien begleitet hatten, nach Afrika gingen, die Ufer des Mittelmeeres besetzten, und, da ihnen Steine und Holz zum Bauen fehlten, ihre Schiffe in Häuser verwandelten, indem sie den Kiel nach oben stellten. Er fügt hinzu, daß zu seiner Zeit die Bewohner der Campagna ähnliche Häuser besaßen, woraus hervorgeht, daß man hundert Jahre vor Christus Häuser in Schiffsform hatte. Das Schiff, welches den Ulysses nach Ithaka brachte, wurde

Fig. 3. Taula de Talati de Dalt. Nach Photographie.

nach Homer, ohne seine Form zu verlieren, in Stein verwandelt. Alles dieses kann mit den Navetas in Verbindung gebracht werden und darf die Aufmerksamkeit der Archäologen erregen. Man kann auch annehmen, daß die Navetas Umwandlungen der Talayots sind, hervorgegangen aus einem solchen mit elliptischer Grundform.

Was die Taulas betrifft, so sind sie Denkmäler ganz eigener Art. Es sind Bilithen, bestehend aus einem ziemlich gleich hohen und breiten und dabei sehr schmalen Grundstein, der aufrecht im Boden steht, in den er nur wenig tief eingegraben ist oder der gar auf dem natürlichen Felsen ruht. Auf dieser gebrechlichen Grundlage ruht wagerecht ein zweiter großer und dicker Stein, der wie durch ein Wunder das Gleichgewicht hält. Aber nicht immer hält der Stein sich ohne Stütze auf seinem Platze; bei einigen Taulas, so bei jener von Talati di Dalt (Fig. 3), sind Steinstützen zu seinem Halte angebracht. Die meisten der wagerechten Steine der Taulas sind gut zubehauen, während die unteren, senkrecht stehenden das rohe Material zeigen. Man kann dieses recht gut bei der Taula von Trapuco bei Maho erkennen (Fig. 4). Dieser Umstand scheint einer rituellen Vorschrift zu entspringen, die nicht auf Altären zu opfern gestattete, die durch die menschliche Hand profanirt waren. Rings um einige Taulas sieht man einen weiten Kreis von Pfeilern oder Menhirs, welche das Denkmal vervollständigen; es ist also ein Cromlech. Ich schließe mich der Ansicht derjenigen an, welche in den Taulas Altäre sehen; wenn sie aber zu Opfern dienten, so können sie ihren Dimensionen zufolge nicht zum Opfern von Menschen und großen Tieren gedient haben.

Fig. 4. Taula von Trapuco. Nach Photographie.

Grotten, die zur Wohnung oder zu Begräbnissen dienten, sind sehr häufig auf Menorca; zu Calas Covas am Meere bilden sie eine beträchtliche Ortschaft. Sie haben Thüren, Fenster und selbst in den Felsen gehauene Sitze. Im Barranco d'Algendar ist die Vorderseite einer Grotte mit Verzierungen versehen, ähnlich den phönizischen. Megalithische Wohnungen finden sich in Menorca auf und unter der Erde. Die Mauern sind oft aus den natürlichen Felsen gebildet, wie alles in rohen Steinen erbaut ist. Einige besitzen einen Mittelpfeiler, der monolithisch oder aus mehreren Steinen gebildet ist. Andre besitzen eine oder zwei Reihen von Pfeilern mit runder oder viereckiger Basis.

Die Denkmäler Menorcas dürfen, wegen ihrer besondern Verhältnisse, nicht in das System eingefügt werden, welches für andre Länder Gültigkeit hat. Es giebt auf unsrer Insel Mauern, die ganz den cyklopischen Bauten gleichen. Andre sind durch eine einzige Reihe von Steinen gebildet. Eine ganz andre Art von Mauern, sehr dick, nachlässig aus rohen Steinen zusammengefügt, sind die Antigots. Zur Zeit des Dr. Juan Ramis sah man bei Albranca Vell ein Amphitheater mit einigen Stufen; die letzteren sind verschwunden, doch sieht man noch die Grundlagen des Theaters, vier konzentrische Ringe, jeder ein Meter über dem vorhergehenden; der für die Arena übrige Raum war ungenügend für Kämpfe und dramatische Vorstellungen. Man kann annehmen, daß es sich hier um eine Agora handelte, die etwa 300 Personen faßte. (Übersetzung aus Le Tour du Monde 1890. Bd. LIX, S. 238 bis 240.)

Die Denudation der Wüste.

Von F. Regel. Jena [1]).

Anfang 1887 unternahm Dr. Walther eine Reise nach Nordafrika und nach dem Roten Meere, um die Bildung der Korallenriffe zu studieren, sowie Beobachtungen über die in der Wüste thätigen Kräfte zu sammeln: er lernte zunächst am Roten Meere die Wüsten des Sinai kennen, hatte dann das Glück, einer Einladung Schweinfurths folgend, im Wadi el Arabah das dortige hochinteressante Devonvorkommnis näher zu studieren und konnte nunmehr in Begleitung jenes ausgezeichneten Kenners der ägyptischen Wüste zum koptischen Kloster des heiligen Antonius und durch das Wadi Asbar zur südlichen Galala hinaufsteigen, und schließlich von hier aus allein quer durch die Wüste zum Nil reiten und so nilabwärts nach Europa zurückkehren. Im Jahre 1889 konnte Walther, von einer Reise nach Indien zurückkommend, die begonnenen Studien fortsetzen und die früheren Beobachtungen ergänzen.

In der vorliegenden Abhandlung sind nunmehr die Ergebnisse zusammengestellt, zu welchen der Verf. auf Grund seiner originalen Beobachtungen an Ort und Stelle, sowie nach einer gründlichen Durcharbeitung der sehr umfassenden einschlägigen Litteratur gelangt ist. Dieselben gehen keineswegs nur die Geologen von Fach an, sondern sind ebenso geeignet, lebhaftes Interesse in geographischen Kreisen zu erwecken, da es sich ja nicht um spezielle paläontologische, stratigraphische oder tektonische Studien handelt, sondern um die Deutung ganz allgemeiner, überall in den Wüstenzonen der Erde auftretender und wirksamer Erscheinungen.

Fig. 1. Äolische Abtragung eines Tafelgebirges in der Wüste.

Fig. 2. Projektion und Profile einer Zeugengruppe Kef-el-Gara (nach Mission de Ghadamés).

Fig. 3. Äolische Abtragung in der Wüste. Späteres Stadium.

Fig. 4. Zeuge im Wadi Guerraui.

Die ungewöhnlich reich mit Textabbildungen und acht Lichtdrucktafeln ausgestattete Arbeit gliedert sich in acht Kapitel: I. Meteorologie der Wüste einschließlich des Pflanzenwuchses — so werden z. B. die sogenannten „Neulinge“, Sandanhäufungen um Wüstenpflanzen, hier besprochen; II. Charaktere der Wüste: es werden 1. Felswüste, 2. Kieswüste, 3. Sandwüste, 4. Lehmwüste unterschieden. In den folgenden vier Kapiteln (III bis VI) wird nun jede einzelne dieser verschiedenen Formen der Wüste spezieller behandelt, weiterhin (im Kap. VII) Belege für die Beständigkeit des Klimas in Ägypten gebracht und schließlich in einem „Rückblick“ (VIII) die Antwort auf die Fragen zu geben versucht, welche sich der Verf. bei Antritt seiner Reise gestellt hatte: „Welche meteorologischen Kräfte sind in der Wüste thätig? Wie zerstören dieselben die Felsen? Was ist das Endergebnis dieser Prozesse? Ist das Relief der heutigen Wüste unter dem Einfluß anderer Kräfte entstanden, als heutzutage dort wirksam sind? Woran erkennt man Wüsten?“

Von einer Meeresbedeckung der Wüstentafel in jüngerer geologischer Vergangenheit ist keine Rede, das Salz der Wüste stammt durchweg aus älteren Sedimenten; die Modellierung des Wüstenreliefs ist nur zum geringeren Teil durch das Wasser bewirkt, Erosion und Verwitterung (durch Wasser) tritt ganz in den Hintergrund gegen die gewaltigen äolischen (= Wind) Gewalten, welche den Felsenboden der Wüste zertrümmern und alle die zum Teil wunderbaren und eigenartigen Bildungen der Wüste erzeugen, indem sie teils den Boden tief aushöhlen, natürliche Amphitheater, enge Uadikessel und Schluchten erzeugend, teils ganze Schichtenkomplexe bis auf einzelne Pfeiler oder Klötze, die „Zeugen (temoins)“, oder sonderbare Pilzfelsen hinwegblasen.

[1]) Die Denudation in der Wüste und ihre geologische Bedeutung. Untersuchungen über die Bildung der Sedimente in den ägyptischen Wüsten von Johannes Walther, a. o. Prof. an der Universität Jena. (Abhandl. der math.-physik. Klasse d. Kgl. Sächs. Ges. d. Wiss. XVI, Nr. 3, Leipzig, S. Hirzel, 1891, gr. 8⁰, 225 S.)

Die denudierende Kraft der Wüstenwinde hat Verfasser mit dem unzweideutigen Ausdruck Deflation bezeichnet. Im Kapitel III werden nun die Wirkungen der Deflation in der Felswüste näher dargelegt: wie „Zeugen“ in Gegenden mit abwechselnd harten und weichen Schichten entstehen, ist hier sehr schlagend nachgewiesen und durch höchst charakteristische Zeichnungen veranschaulicht, ebenso die Ausmodellierung der Uâdis, an welchen der erodierenden Kraft des Wassers wohl eine gewisse Mitwirkung zuzusprechen ist, obschon der Löwenanteil auch hier der Deflation zukommt.

Von allen Seiten wird das Tafelland durch die Winde angefressen, kleine Uâdis dringen herein und es entsteht ein Umriß, wie Fig. 1 ihn zeigt, doch fast ohne die Mitwirkung erodierenden Wassers. Immer tiefer nagen sich die kleinen Uâdis, sie verästeln sich, sie vertiefen sich, aber ihre Grundfläche bleibt immer die Kalkbank *D*; ihre Wände werden von dem Mergel *C* gebildet und nach oben wird die Bergmasse abgeschlossen durch die Bank *B*. Das Wasser schafft aus den Uâdis die groben Blöcke heraus, aber die Hauptleistung vollzieht die Kraft des Windes. Auf einem späteren Stadium (Fig. 2) sehen wir auf dem Profil eine Zeugenlandschaft. Der Deflationsprozeß geht weiter. Die freistehenden Zeugen bieten der Denudation geringen Widerstand und einer nach dem andern verschwindet. Endlich ragt (Fig. 3) aus der weiten durch die Bank *D* gebildeten Wüstenebene noch ein einzelner Zeuge heraus, der letzte Rest einer früher weit ausgedehnten Schichtendecke. Der Zeuge wird infolge stärkerer Verwitterung an der Schattenseite schief (Fig. 4) und unregelmäßig, auf der Nordseite wird die schützende Kalkplatte stärker untergraben, sie bricht endlich herab und bald verschwindet auch der letzte Zeuge einer früher weit ausgedehnten Gesteinsschicht und eine Ruhepause tritt ein in der Abtragung des Landes, denn die Kalkbank *D* widersteht lange den Angriffen der wüstenbildenden Kräfte.

Eine sehr eigentümliche und nicht leicht erklärbare Wirkung der Deflation zeigt sich auch bei der Bildung der Säulengänge und der Pilzfelsen, die man oft in der Wüste trifft. Man sieht Felswände wie von regelmäßigen Fensterreihen durchbrochen, die durch spätere Entfernung der eigentümlichen und nicht erklärten Schutzwände entstanden sind. Etwas Ähnliches findet bei der Bildung der Pilzfelsen (Fig. 5) statt. Vereinzelte Blöcke von größerem Umfange bilden sich in der Wüste auf zweierlei Art: entweder sind es von einer Felswand herabgebrochene Stücke, oder sie sind bei der Deflation in situ isoliert. Solche vereinzelte Blöcke werden nun leicht, sofern sich ihr Gestein dazu eignet, von der erwähnten braunen Schutzdecke umgeben, wenigstens auf ihrer oberen Hälfte. Der Fuß wird durch Sandgebläse zerfressen und verkleinert, während die Oberseite durch die Schutzrinde widerstandsfähig geworden ist. Letztere wird bisweilen teilweise durchlöchert und nun beginnen die Wüstenkräfte sich hineinzubohren. Auf diese Weise entstehen Pilzfelsen mit weit überhängendem, ausgezacktem Rande, wie in der beistehenden Fig. 5 nach einer Zeichnung G. Schweinfurths schön zu sehen ist. Solche pilzähnliche Kalkstücke, durch Deflation aus einer größeren Felsmasse herausmodelliert, haben etwa 5 m Höhe und Breite. Fast 1 m ragt der gebräunte Hut über einem weißen Stiel hervor.

Fig. 5. Pilzfelsen im Uadi Tarfeh.

In dem Abschnitt (IV) über die Kieswüste wird die Zerstörung der Gesteine durch „das Sandgebläse“ und die mächtige Wirkung der Insolation eingehend erläutert, das Auftreten der sonderbaren Säulengänge, der Pilzfelsen, das Vorkommen versteinerten Holzes in der Wüste erklärt, während eine andre Erscheinung, die „braune Schutzrinde“ des Wüstengesteines, noch nicht völlig aufgeklärt werden konnte.

Sehr interessante Beobachtungen enthält auch der Abschnitt über die Sandwüste: hier wird auf die Bildung des Wüstensandes, auf die Form und das Wandern der Dünen, die Fußspuren im Sande u. a. näher eingegangen.

Neue portugiesische Kolonialkarten.

Von H. Seidel.

Seit Ausbruch des englisch-portugiesischen Streites ist man am Tajo eifriger als je mit Publikationen über die lusitanischen Besitzungen in Afrika hervorgetreten. Neben den litterarischen Erscheinungen ist uns in rascher Folge eine stattliche Reihe von Kartenwerken zugeflogen, die sämtlich Portugals Anteil am dunkeln Erdteil illustrieren. Man beeilt sich, wieder gut zu machen, was früher, so lange die Kolonialarchive ängstlich geschlossen blieben, versäumt und gesündigt ist. So liegen mir heute nicht weniger als 26 afrikanische Karten vor, welche überwiegend in den letzten zwei Jahren durch die kartographische Kommission des Ministerio da Marinha e Ultramar herausgegeben sind.

Zur bequemeren Übersicht möchte ich diese Werke in drei Gruppen ordnen, indem ich zuerst die reinen Landkarten, dann die Seekarten und endlich die Inselkarten bespreche, da einige der letzteren ebensowohl die terrestrischen wie mari-

timen Verhältnisse ihres Gebietes behandeln. Eine Sonderstellung nimmt schließlich der Esboço do curso do Zambeze in 1:200000 ein, den ich am besten als Flußkarte kennzeichne.

Den Reigen darf die Carta da Guiné Portugueza in 1:500000 aus dem Jahre 1889 eröffnen. Dieselbe veranschaulicht das vielfach gegliederte und durch einen Schwarm von Inseln umlagerte Territorium in der Mündungszone der Flüsse Cazamansa, Cacheo, Geba, Cassini und Nuñez. Aus dem Wirrsal von Delta-Armen, Buchten, Sandbänken und Klippen erhebt sich der einsame Bissagos-Archipel (vergl. Globus LVII, 237).

Geringer im Wert steht uns die zweite Karte, ein kleines Blatt in 1:750000, das für die Territorios de Cabinde, Molembo e Massabi bestimmt ist. Auch die dritte Karte, die auf schmaler Fläche die Kongo- oder Zaïre-Mündung wiedergiebt, läßt kaum eine Erörterung zu. Etwas mehr können wir aus der Carta de Angola in 1:3000000 lernen, da hier durch verschiedene Farbentönung die fruchtbaren und relativ gesunden Regionen von den fruchtbaren, aber ungesunden Bezirken augenfällig unterschieden sind. Der Karte ist noch eine Übersichtstafel der landwirtschaftlichen und Bergwerkserzeugnisse beigegeben, die sich leider mit gar zu allgemeinen Daten begnügt.

Indem wir nach Ostafrika übergreifen, sei hier zunächst eine recht inhaltreiche Karte des Distrikts Manica und der Umländer erwähnt, auf welcher unter anderen auch die wichtigsten Routen der neueren Forschungsreisenden eingezeichnet sind. Das Blatt stammt aus dem Jahre 1887, und so erklärt sich die mangelhafte Wiedergabe des Zambesi-Deltas, wo wir z. B. den Chinde-Arm vergebens suchen. Die Befahrbarkeit desselben ist erst nach jener Zeit erprobt worden, so hauptsächlich durch das englische Kriegsschiff „Storch" mit dem Konsul Johnston an Bord. Der „Storch" passierte früh am 28. Juli 1889 die Barre, eine bis zwei Stunden nach Hochwasser, und fand 19 Fuß Tiefe, so daß er ungefährdet in den schönen Hafen des Nañombe-Beckens — oder, wie die portugiesischen Karten schreiben, Inhaombe — einlaufen konnte. Laut der Berichte von Konsul Johnston[1]) und Kapitän Balfour[2]) ist der Chinde stark gewunden, und manche seiner Biegungen sind sogar ziemlich kurz; aber das Wasser ist sehr tief, ausgenommen den Zugang in den Zambesi, wo die Fahrrinne bei Niedrigwasser nur 10 Fuß Tiefe hat. Die Flut steigt und fällt hier noch um 8 Fuß, so daß — nach Konsul Johnston — Schiffe von höchstens 17 Fuß Tiefgang und 200 Fuß Länge nicht nur die Chinde-Barre bequem passieren, sondern auch ebenso leicht den Hauptstrom selbst durch den Chinde erreichen können.

Während der englischen Vorstöße auf dem Chinde war schon das portugiesische Kanonenboot „Liberal" seit Wochen zur Vermessung jener Gefließe in Thätigkeit. Als Frucht dieser Arbeit begrüßen wir den sorgfältigen Plan der Chinde-Barre, sowie des unteren Flusses bis Punta Salimane in 1:20000. Vor allem ist die Beschaffenheit der Barre mit größter Pünktlichkeit wiedergegeben. Aus den Tiefenzahlen ersehen wir, daß die flachste Stelle in der Einsegelungslinie noch 1,8 m bei Niedrigwasser mißt. Rechnen wir hierzu das Steigen der Flut im Mittel zu 3,2 m, im Maximum aber zu 4 m, so ergeben sich gut 5 m Tiefe und darüber für die Fahrrinne, allerdings in den meisten Fällen doch etwas weniger, als die Meldung Johnstons voraussetzen läßt.

Die hydrographischen Verhältnisse des Hauptstroms bis über die Abzweigung des Chinde hinauf sind bereits seit mehr als 20 Jahren zuverlässig mappiert. Die britischen Seekarten Nr. 650 und 2865 erteilen den Schiffsführern die nötige Auskunft, die ihnen merkwürdiger Weise der sonst recht inhaltvolle Esboço do curso do Zamboze gerade für das Delta versagt. Auf einem 30 cm breiten und $2^1/_2$ m langen Streifen ist der Unterlauf des Zambesi bis kurz oberhalb von Tete mit seinen Inseln, Ufersümpfen und Nebenflüssen, mit den benachbarten Bergzügen, Handelswegen und Ortschaften in möglichster Vollständigkeit niedergelegt. — Sehr hübsch präsentiert sich ferner die große Carta de Moçambique in 1:3000000, die im Süden bis über Lourenço Marques, im Norden bis Mikindani und den Bangweolo-See reicht, während im Westen etwa der 28. Meridian östl. v. Gr. die Scheide bildet. Wir haben hier sonach das ganze ausgedehnte Feld vor uns, auf dem sich gegenwärtig der englisch-portugiesische Interessenstreit bewegt; namentlich überrascht uns der gewaltige Umfang des britischen Begriffes „Nyassaland", wozu man an der Themse außer dem See und seinen Rändern auch das Schiregebiet, sowie die Räume östlich und westlich des Zentralbeckens zählt. Die lang bestrittene Priorität der Entdeckung des Nyassa hat kürzlich Jaime Batalha Reis in seiner Schrift „Os Portuguezes na região do Nyassa" auf Grund gewisser „documentos já esquecidos ou ignorados" von neuem für Portugal in Anspruch genommen[1]).

Von den Seekarten, zu denen ich jetzt komme, ist eine schon des Näheren erörtert. Die übrigen enthalten, teils genauer, teils flüchtiger ausgeführt, die Bahia do Mocambo, den Rio Pungue bis 19° 25′ südl. Breite aufwärts, sowie dessen Einfahrt vor Beira und die Mündung des Rio Linde im Delta des Zambesi. Zur westafrikanischen Küste gehören zwei Litoralaufnahmen aus Angola und die kleine Karte einer Bucht der Insel Braka unter 14° 52′ nördl. Br. Störend wirkt es, daß zur Bezeichnung der Tiefen in den Karten kein einheitliches Maß gewählt ist; bei einigen treffen wir Meter, bei anderen Fuß oder gar Braças an.

Geographisch weit interessanter sind die sechs Karten der Kap-Verdischen Inseln, denen bei San Thiago noch zwei Seekarten, die eine für Porto da Praia (1:8000), die andre für die Bahia do Tarrafal (1:5000), zugezählt werden müssen. Sämtliche Inseln sind in gleichem Maßstab 1:100000 gezeichnet, und wir erhalten dadurch ein so ausführliches Bild jener entlegenen Eilande, wie es uns sonst nicht geboten wird. Das in brauner Schummerung gehaltene Terrain bietet mancherorts ganz überraschende Gemälde dar. Höchst seltsam erscheint z. B. der mit wechselnden Kraterformen bunt übersäete westliche Teil der Antoniusinsel. Auf einer elliptischen Fläche von 10 km Längen- und 5 km Breitenachse sind an 50 vulkanische Krater verstreut, manche von erheblichen Dimensionen, wie der Campo redondo, manche wieder sehr klein, nur 100 bis 200 m im Durchmesser haltend. Bei vielen ist der umschließende Ringwall durchbrochen, oft gar zur Hälfte und darüber eingestürzt, oder es hat sich in dem älteren Zirkus noch ein zweiter Krater gebildet, der hier und da auch schon zerstört ist. Kurz, die Physiognomie der Gegend erinnert uns sofort an die längst bekannten typischen Mondlandschaften. Von dem durchweg niedrigen Kulturstand der Inseln und ihrer schwachen Bevölkerung geben die Karten ein sprechendes

[1]) Bluebook C. — 5904. Africa Nro. 2 (1890) Correspondence respecting the action of Portugal etc. S. 140 u. 141.

[2]) A. a. O. S. 143 bis 145. Zwischen den Angaben Johnstons und denen des Kapitäns besteht ein merkwürdiger Unterschied. Der Konsul setzt sämtliche Tiefenzahlen um 2 Fuß höher an, als der vorsichtigere und für seinen Bericht verantwortliche Seemann. Wir sind unbedenklich dem letzteren gefolgt.

[1]) Der englische Text obiger Abhandlung ist im Mai 1889 im Scottish Geographical Magazine erschienen.

Zeugnis. Die spärlichen Ansiedelungen sind vorwiegend auf die Küstensäume beschränkt, wenn diese nicht, wie auf der Ilha de Boa Vista oder der Ilha do Sal, durch ein ungastliches und gefährliches Ufer den Kolonisten zurückschrecken. In dem Plane von Porto da Praia fällt eine hübsche „Vertonung“, d. h. bildliche Ansicht der Stadt und ihrer näheren Umgebung mit dem scharf zuckerhutförmigen Pico d'Antonia und dem gleichmäßigen Kegel des Monte Vermelho angenehm auf. Ebenso ist zur Bahia do Tarrafal eine Zeichnung der Strandszenerie gegeben, welche das jäh abfallende, von Klippen umgürtete Gestade mit dem stattlichen Monte Graciosa dahinter (645 m hoch) prächtig zur Schau bringt.

Weniger gelungen sind die beiden letzten Inselkarten, nämlich die der Ilha de S. Thomé in 1:150000, sowie die der Ilha do Principe in 1:100000. Die erstere ist auf Professor Greffs Karte in Petermanns Mitteilungen 1884, Tafel 6, trotz des kleineren Maßstabes viel detaillierter gehalten. Der einzige Vorzug des portugiesischen Blattes besteht in einer als Karton eingefügten Seekarte der Bahia de Anna de Chaves in 1:40000. Verschiedene Farbentönungen machen für die Inseln das kultivierte wie das unkultivierte Terrain erkennbar, und für San Thomé ist noch ein kultur- und handelsstatistischer Plan beigedruckt, dessen Daten allerdings auf das Jahr 1881/82 zurückgreifen.

Trotz solcher und ähnlicher Mängel, die auch in den früher besprochenen Blättern kaum fehlen werden, können wir es der portugiesischen Regierung nur Dank wissen, daß sie mit der Publikation ihrer afrikanischen Karten so wacker voranschreitet. Noch mehr zu rühmen ist jedoch die Liberalität, mit welcher Portugal diese Werke auch an auswärtige Bibliotheken und Institute gelangen läßt.

Vorstellungen des russischen Volkes vom Tode.

Der Tod ist nach den Vorstellungen des russischen Bauern ein schreckliches Ungeheuer, dem alles auf der Erde unterthan und jeder Widerstand unmöglich ist. Dieses Ungetüm wird in einer alten Legende vom Riesen Anika folgendermaßen geschildert: Ein Ungeheuer mit einem Menschenkopfe mit langen, bis zu den Hüften herabwallenden Haaren und mit Pferdefüßen; seine Bewaffnung wird bald als nur aus einer Sense, bald als aus Schnittmesser, Säge und Schaufel bestehend beschrieben.

Die Gestalten, welche die Seele annimmt, um aus dem Körper eines Verstorbenen zu entweichen, sind sehr verschieden, bald ist sie ein kleiner Vogel oder ein Schmetterling (daher wird im Gouvernement Jarosslawl der Schmetterling dúschitschka, von duschá = Seele, genannt), bald ein kleines Männchen, und sie wird sogar als Rauch (dymzó máloje) geschildert. Damit die entwichene Seele vor Beginn der beschwerlichen Wanderung ins Jenseit sich stärke, wird auf dem Fensterbrett eine Tasse mit Wasser aufgestellt. Die Vorstellung vom Jenseit, wie sie Basilius, ein Bischof von Nowgorod aus dem XIV. Jahrhundert, beschreibt, ist unverändert bis auf den heutigen Tag in der Phantasie des russischen Bauern geblieben. In seinem Briefe an Theodor, den Bischof von Twer, schildert Basilius, auf eine Legende vom heiligen Euphrosinus Bezug nehmend, der angeblich im Paradiese gewesen sein soll, das Paradies als einen hohen, von der Brandung eines stürmischen Meeres umtosten Berg. Da nun dieser Berg sehr schwer zu ersteigen ist, so herrscht unter den Bauern in einigen Gegenden Rußlands die Meinung, daß die abgeschnittenen Nägel unter keinem Vorwande weggeworfen werden dürfen, sondern man muß sie sorgfältig aufbewahren, um sie nach dem Tode beim Ersteigen des Paradiesberges benutzen zu können. In einigen Gegenden legte man zu demselben Zwecke aus Riemen geflochtene Leitern in den Sarg, und in den Gouvernements Kursk und Woronesh bäckt man für den Toten Kuchen in Form einer Leiter.

Da das Paradies von einem Meere umgeben ist, nach andern wieder von einem Feuerstrome (ognennaja rjeka) umflossen wird, so legt man dem Toten Geld in den Sarg, damit er die Überfahrt bezahle. Wie naiv die Vorstellungen der Russen vom Jenseit sind, zeugt am deutlichsten der Glaube, daß der Verstorbene dieses Geld außer zur Überfahrt noch zum Ankauf eines Platzes für sich, zur Bestechung der höllischen Richter 2c. braucht. Die Raskolniken verfertigen noch jetzt Särge aus ausgehöhlten Baumstämmen, in der Art, wie früher Kähne hergestellt wurden. Also hier begegnen wir der so oft bei verschiedenen Völkern wiederkehrenden Sitte, ihren Toten ein Boot zur Reise ins Jenseit mitzugeben.

Im Altertum wurden mit dem Verstorbenen seine Weiber, Sklaven, Vieh und mancherlei Geräte beerdigt, als ein Überbleibsel aus der heidnischen Zeit kann man die Sitte betrachten, dem Toten ein Handtuch aus Leinwand in die Hände zu legen. Das Totenmahl (pominki) der Russen, welches am Beerdigungstage, am 9., 21., 40. Tage und am Jahrestage veranstaltet wird und zu dessen wesentlichen Bestandteilen Kissel, eine Mehlspeise mit Zusatz von Zucker, Himbeer-, Heidelbeer- oder anderm Beerensaft, und Bliny, flache, runde Buchweizenkuchen, welche mit Butter, Kaviar, Lachs genossen und merkwürdigerweise nur noch außer zum Totenmahl in der Butterwoche (massljaniza) gebacken werden, gehören, — dies Totenmahl ist natürlich nichts andres als die alte heidnische trisna, welche auf dem Grabe des Verstorbenen mit Essen, meistens übermäßigem Trinken, nicht selten mit Tanz und Musik gefeiert wurde.

In einigen Gegenden zünden die Bauern auf ihren Höfen Stroh am heiligen Weihnachtsabend und am Vorabend der heiligen drei Könige (krestschenskiy sotschelnik) an, damit die Verstorbenen sich erwärmen können. In der ersten Woche nach Ostern wird zu Ehren der Dahingeschiedenen die sogenannte radoniza gefeiert, in Rjasan heißt dies Fest auch nawiy deñ (von naw = Toter) oder grobki (von grob = Sarg). An diesem Tage werden Bliny gebacken, Eier gefärbt, und alle ziehen auf den Kirchhof hinaus, um damit ihre geschiedenen Anverwandten zu bewirten, wobei die Eier in Grabhügeln vergraben und diese mit Branntwein und Met begossen werden. Diese Sitte herrscht nicht nur auf dem Lande, sondern sogar in Städten, und selbst in der sonst fast kosmopolitischen Hauptstadt des Reiches St. Petersburg sind alle Kirchhöfe an diesem Tage von Arbeitern, Handwerkern, niedern Beamten, Kaufleuten und ihren Familien überfüllt.

Ebenso am Tage des Heiligen, welchem der Friedhof geweiht ist, ziehen alle hinaus zu den Gräbern ihrer Angehörigen, um dort zu deren Ehren zu essen und zu trinken, wobei es nicht ohne rohe Auftritte und widerliche Szenen völliger Trunkenheit abgeht; bezeichnend ist z. B., daß noch im Jahre 1889 am Tage des heiligen Mitrofan, auf dem ihm geweihten Friedhofe (Mitrofaniewskoje kladbistsche) in St. Petersburg nicht weniger als 300 Polizeisoldaten und berittene Gendarmen zur Aufrechterhaltung der Ordnung aufgeboten werden mußten. Da die Polizei das Mitbringen von geistigen Getränken streng untersagt hat, so versucht man die beim Eingange zum Friedhof aufgestellten Polizisten auf verschiedene Art zu täuschen, um Bier und Schnaps einzuschmuggeln.

Im Gouvernement Charkow glaubt man, daß zu Ostern die Toten in der Kirche sich versammeln und die längst ver-

storbenen Priester das Hochamt zelebrieren. Das Seelenmessenlesen und andre mit dem Totenkultus verbundene Zeremonien galten in Rußland vor der Reform Peters I. für so wichtig, daß dafür ein besonderes Ministerium in Moskau existierte, der sogenannte „panaphidniy prikas". In Nowgorod erzählte man einst die Sage von dem Possadnik (einer hohen Magistratsperson) Stschila, welcher ein arger Wucherer war und deshalb lebendig zur Hölle fuhr. Der Erzbischof ließ auf einem Bilde die Hölle darstellen und inmitten der Flammen befand sich der sündige Possadnik. Der Sohn des Sünders ließ in 48 Kirchen Seelenmessen für das Heil seines Vaters lesen, und siehe da! der Kopf des Stschila wurde über den Flammen sichtbar; als der Sohn diese Seelenmessen wiederholen ließ, erhob sich der Sünder bis zu den Hüften aus den Flammen und nach der dritten Totenfeier (pominowenje) wurde er gänzlich aus den Flammen befreit.

Bekanntlich herrscht in Rußland, namentlich bei den Kaufleuten, noch heute die Sitte, besondere Klageweiber zu mieten, welche den Toten beweinen (golossitj) und seine Tugenden in wohlgesetzten Reden mit weinerlicher Stimme preisen (pritschitywatj) sollen. Irrlichter auf den Friedhöfen und Sümpfen galten im Gouvernement Tambow als Seelen der Verstorbenen, und man erzählt im Gouvernement Pensa, daß auf dem Grabe eines unschuldig Hingerichteten jede Nacht eine Kerze brannte, bis für sein Heil eine Seelenmesse gelesen wurde.

Im Gouvernement Perm und in Sibirien hält man Sternschnuppen für die Spuren eines nach der Seele eines Sterbenden ausgesandten Engels.

Sehr viele Russen niedern Standes haben abergläubische Furcht vor dem Porträtieren, weil dabei angeblich ihre Seele ihnen genommen wird. Daß die Seele die Gestalt eines Vogels annimmt, ist in Rußland ein weit verbreiteter Glaube, so z. B. als 1681 der Diakonus Theodor und andre Häupter (sakonoutschiteli) der Sektierer (raskolniki) in Moskau auf dem Scheiterhaufen starben, entwichen ihre Seelen, nach den Berichten der Raskolniken, als weiße Tauben. Als 1754 der kaiserliche Hofmeister Tschoglokoff starb, hielt seine Witwe einen in ihr Schlafzimmer zufällig hineingeratenen Vogel für die Seele ihres verstorbenen Mannes. In den Kreisen (ujesd) Mossalsk und Shisdra im Gouvernement Kaluga wird sechs Wochen nach dem Tode eines Hausgenossen ein Handtuch auf dem Fensterbrett ausgebreitet und darauf Brot gelegt, damit die Seele des Verstorbenen, welche in Gestalt eines Vogels kommt, nicht zu hungern braucht.

P. von Stenin.

Crampels Besuch beim Zwergstamme der Bayaga (äquatoriales Westafrika).

In der Sitzung der Pariser geographischen Gesellschaft vom 5. Dezember kam ein Brief Crampels zur Verlesung, der die Pygmäen Zentralafrikas wieder in einer neuen Lokalität nachweist, und manche interessante Beiträge zu ihrer genaueren Kenntnis giebt: Crampel fand sie im Gebiete der M'Fangs, nördlich vom Ogowé, unter 11° östl. L. und 2° nördl. Br. Das Land ist ein ausgedehntes Sumpfgebiet, meist mit dichtem Urwald bestanden, ein Lieblingsrevier des Elefanten; nur hier und da finden sich trockenere, hügelige Stellen, auf denen die M'Fangs mit Vorliebe ihre Dörfer erbauen. Sie sind Ackerbauer; die Ausübung der Jagd überlassen sie, wie andre Waldstämme auch, den Pygmäen, welche hier Bayagas heißen. Sie stehen mit diesen in einer Art Vertragsverhältnis. Jeder Häuptling hat seine bestimmte Horde Bayagas, welche im Wald in der Nähe seines Dorfes hausen und für ihn besonders den Elefanten jagen. Dabei treten sie aber durchaus nicht in ein eigentliches Dienstverhältnis und wahren sich ängstlich ihre Freiheit. Man bekommt die Bayagas nur zu Gesicht, wenn sie wollen, sagte der M'Fang-Häuptling, der Crampel zu „seinen" Bayagas führte. Sie bleiben selten länger als ein paar Tage an einer Stelle, runde Zweighütten mit großen Blättern überdeckt sind ihre Wohnstätten, ein Haufen Laub ihr Lager; ihre Hausgeräte bestehen aus einem kaum geformten Eisenklumpen, der wie vielfach in Afrika als Hammer dient, und einem kleinen Elefantenzahn, mit dem sie die Baumrinde, aus der sie ihre Kleidung gewinnen, klopfen und glätten. Manche haben auch eine Rohrflöte oder noch seltener einen Tambourin; ein paar Speere und Bogen und Pfeil vollenden die Ausrüstung eines Bayaga. Vor dem kleinen Loch, welches jedem Bau als Thüre dient, steht eine kleine aus Zweigen geflochtene Hürde zum Fleischtrocknen.

Die Bayagas hausen meistens in Trupps von etwa 15 Köpfen zusammen; jeder Trupp teilt sich in zwei Hälften, die abwechselnd jagen gehen. Sobald ein Elefant erlegt ist, wird der Häuptling benachrichtigt; er sendet dann seine Frauen mit Lasten von Maniok und Bananen an die Stelle, wo das Tier liegt, und nimmt für diese das Elfenbein und einen Teil des Fleisches in Empfang. Ist die Jagd besonders gut gewesen, so erhalten die Jäger wohl auch noch ein paar alte unbrauchbare Flintenläufe und zerbrochene Äxte, aus denen sie ihre Speere schmieden, einige Lappen Zeug und vielleicht einige Perlen. Nur in ganz besonderen Fällen, wenn sie ungewöhnlich große Elefantenzähne abliefern, erhält der Älteste des Trupps wohl auch einmal eine noch brauchbare Flinte mit Pulver und Blei. Crampel hatte selbst einmal Gelegenheit, einem derartigen Tauschhandel beizuwohnen. Die Bayagas brachten, da der tote Elefant zu fern lag, nur die ziemlich kleinen Zähne; sie wurden mit Geheul empfangen, herumgestoßen, fast geprügelt, man nahm ihnen das Elfenbein ab und warf ihnen ein paar Perlen und ein altes Gewehr hin, und das Geschäft war abgemacht. Der Reisende äußerte sich mißbilligend darüber. „Was willst Du?" sagte der Häuptling, „so ist es ganz in der Ordnung. Vor langer Zeit hatten die Bayagas noch keine Speere und nährten sich kümmerlich von Honig und Beeren. Sie hatten Hunger und ihr Vater hieß sie eines Tages die Elefanten angreifen; aber die Elefanten waren stärker als sie. Da erbarmte sich der Vater der M'Fangs ihrer und gab ihnen die alten Gewehre, daß sie sich Speere machen und die Elefanten töten konnten. Nur durch uns können sie jagen und es ist darum nur billig, daß sie es für uns thun." Die Bayagas standen mit gesenkten Köpfen dabei, als der Häuptling das erzählte, und schienen es zu bestätigen. Sie betrachten sich selbst als eine niedrigere Rasse und der Reisende mußte, wenn er sie zum Reden bringen wollte, erst alle M'Fangs aus der Nähe entfernen.

Die Sprache der Bayagas ist den M'Fangs absolut unverständlich, aber bei jeder Horde finden sie einzelne, welche die M'Fang-Sprache kennen, und durch diese konnte sich Crampel ganz gut mit ihnen verständigen. So erfuhr er Genaueres über ihre Lebensweise. Sie sind Jäger von klein auf. Die Kinder fangen die kleineren Waldtiere in Schlingen, die Frauen sammeln den wilden Honig, die Jünglinge und Männer jagen mit Pfeil und Bogen Affen und Antilopen. Ihre Lieblingsbeschäftigung aber ist die Elefantenjagd. Sie jagen natürlich nur mit der Lanze. Diese ist 1,60 m lang, länger als der Jäger, zweischneidig und sehr spitz. Die Bayagas greifen immer zu zweien ein Tier an; die erfahrensten und stärksten nehmen auch die größten Männchen auf sich. Affenartig gleiten sie unter Vermeidung der Pfade durch die dichten Lianen des Urwaldes und beschleichen den Riesen, wenn er schläft oder wenn er sich gerade im Sumpf

wälzt und über seinem eigenen Plätschern die anschleichenden Zwerge nicht hört. Einer von rechts und einer von links nähern sie sich unhörbar und stoßen ihm die Speere in die Weiche; dann verbergen sie sich im Dickicht, bis der Elefant sich ausgetobt hat, und folgen nachher seiner Spur, bis er zusammenbricht. Nicht immer geht es glatt ab; die Truppe, welche Crampel kennen lernte, hatte innerhalb sechs Monaten sechs Leute verloren, aber auch 26 Elefanten erlegt. Von Zeit zu Zeit machen sie einmal Ferien, um sich neue Waffen zu schmieden und etwas auszuruhen. Dann kommen sie in die Nähe der Dörfer und die M'Fangs müssen sie während dieser Zeit ernähren. Werden sie schlecht behandelt oder zu arg beim Handel betrogen, so sind sie auf einmal verschwunden, und der betreffende Häuptling hat dann mitunter lange zu warten, bis ein andrer Trupp in seine Dienste tritt. Das wissen die M'Fangs und deshalb ist das Verhältnis zwischen beiden Stämmen durchschnittlich ein ganz leidliches. Sie vermischen sich aber nie; auch die Bayagas würden nie ein Mädchen einem M'Fang zur Frau geben.

Die Bayagas, mit denen Crampel in Berührung kam, waren durchschnittlich nur 1,40 m groß, also im Vergleich mit den hochgewachsenen M'Fang Zwerge; sie sind aber stämmig und kräftig gebaut und gut gewachsen. Ihre Farbe ist ein gelbliches Braun, die Haut beinahe überall behaart. Die Brauenbogen springen stark vor, die Augenbrauen fließen zusammen, die Backenknochen stehen vor; die Nase im Profil gesehen ist gebogen; von vorn erscheint sie breit und nach dem Mund herabsteigend. Der Hals ist sehr kurz, so daß der Kopf zwischen den Schultern steckt; die Brust ist gewölbt, der Arm stark, die Faust groß, die Beine krumm, der Knöchel springt stark vor. Im Ruhezustand sind die Füße einwärts gekehrt. Am meisten fällt der eigentümlich scheue, ängstliche Gesichtsausdruck auf; sobald man sie befragt, senken sie den Kopf und scheinen zu zittern; trotzdem sind sie sehr neugierig. Die Frauen sind noch scheuer und nur ganz ausnahmsweise gelang es dem Reisenden, sie durch Salz heranzulocken. Sie durchbohren die Ohren und stecken immer größere Gegenstände hindurch, bis schließlich das Ohrläppchen bis auf die Schultern herabreicht. Genaueres über Sitten und Gebräuche war nur schwer zu erfahren, denn die M'Fangs berichteten darüber das tollste Zeug und aus den scheuen Bayagas war nur schwer etwas herauszuholen. Die einzelnen Trupps scheinen in der That Familien zu sein, Vater, Kinder und Enkel, seltener auch ein Bruder des Familienhauptes und seine Nachkommen. Doch gilt offenbar noch Mutterrecht, denn der junge Bayaga, der heiraten will, muß in die Familie seiner Frau eintreten; vorher muß er aber längere Zeit umsonst dienen und besonders eine Anzahl Elefanten erlegen helfen. Hat er einen Sohn und ist dieser soweit erwachsen, daß er einen Elefanten töten kann, so darf der Vater wieder in seine ursprüngliche Familie zurückkehren, aber der Sohn gehört zu der der Mutter und bleibt bei dieser, bis er heiraten will. Mehr als eine Frau haben nur die Ältesten, die Zahl der Frauen scheint zu gering, als daß allgemeine Polygamie möglich wäre.

Nachdem Crampel einmal durch Verteilung von Salz, Messer und Stoffen das Vertrauen der Bayagas gewonnen hatte, erwiesen sie sich sehr anhänglich; drei Männer begleiteten ihn längere Zeit, bis ein Häuptling der M'Fangs, denen diese Freundschaft sehr wenig gefiel, sie durch Drohungen verscheuchte.

Die Niveauschwankungen des Kaspischen Meeres.

Die seit langer Zeit bekannten Niveauschwankungen des Kaspischen Meeres sind verschiedenen Ursachen zugeschrieben worden. Man hat einen unterirdischen Abzug nach dem Persischen Golf angenommen, andre dachten an einen Schlund im Karabugas, in dem die Wässer verschwanden, und neuerdings hat man von unterirdischen Vulkanen gesprochen, welche die Wässer in sich aufnehmen und anderweitig wieder von sich geben. Auch hat man die Schwankungen überhaupt bezweifelt, weshalb es nötig erschien, die alten Beobachtungen wieder zu prüfen und neue feste Marken anzubringen, die spätere Untersuchungen möglich machen.

Unter denjenigen, welche sich mit der Frage beschäftigt haben, sind Pallas, Humboldt, Lenz, Abich, Baer und Chanikow zu nennen. Alle diese haben, wenn auch nicht in genügender Weise, versucht, die Erscheinung zu erklären. Um eine feststehende Marke zu besitzen, meißelten Lenz 1830 und Chanikow 1853 auf der Insel Nargen und bei Baku Zeichen in die Felsen ein. Chanikow studierte die Sache eingehend und kam zu folgenden Schlüssen: Im ersten Jahrhundert unsrer Zeitrechnung stand der Spiegel des Kaspischen Meeres 26 m über dem heutigen Niveau, dehnte sich somit über eine weit größere Fläche aus. Seitdem hat ein allmähliches Einschrumpfen stattgefunden. Im achtzehnten Jahrhundert trat dagegen wieder ein Steigen ein, wenn die Berichte von Hanway, Woodruffe, Tatischew und andern Reisenden richtig sind. Mit dem Beginn unsres Jahrhunderts trat abermals ein Sinken ein, doch seit 1865 hat sich der Spiegel wieder gehoben.

Chanikow sowohl als Lenz in seiner Abhandlung „Über das Niveau des Kaspischen Meeres" förderten die Kenntnis der thatsächlichen Verhältnisse wesentlich. Auch der 1843/48 im Kaspischen Meere beschäftigte Flottenoffizier Sokolow brachte, aus eigener Beobachtung schöpfend, viel neuen Stoff bei. Er zeigte, daß in unserm Jahrhundert der Spiegel stetig gefallen war, sowie er im verflossenen ständig gestiegen war, wodurch bei den Umwohnern große Furcht vor Überschwemmungen und der Glaube an ein 13 jähriges Fallen und Steigen des Sees entstanden. Lerch, der 1734 und 1747 in Baku war, fand überschwemmte Gebäude, die 30 Jahre früher auf trocknem Lande standen, und von der Bucht von Enseli bei Rescht erzählte ihm ein Perser, daß der See alle 30 Jahre abwechselnd steige und falle, was allerdings nicht zutrifft.

Jetzt hat N. M. Philipow in den Zapiski der russischen geographischen Gesellschaft (Bd. XX, 2. Petersburg 1890) die ganze Angelegenheit einer neuen Untersuchung unterzogen. Er nahm Teil an der hydrographischen Untersuchung des Kaspischen Meeres unter Oberst Iwatschintsew und zählt verschiedene Ursachen auf, die auf die Niveauschwankungen von Einfluß sind: Der Wind treibt das Wasser nach gewissen Küsten; die Temperatur bewirkt im Sommer starke Verdunstung und damit ein Fallen des Spiegels, während im Winter das Gegenteil der Fall ist. Die Flüsse, der Regen, Erdbeben sind auch thätig, um tägliche und monatliche Schwankungen hervorzubringen. Die russische Regierung zollt der Angelegenheit ihre Aufmerksamkeit und hat den Meteorologen Rykatschow beauftragt, neue Marken anzubringen, so daß an die Stelle von ungewissen Theorieen nun sichere Thatsachen treten können. (E. D. Morgan in Proceedings 1891, 130.)

Aus allen Erdteilen.

— Der Phonograph wird mit vielem Erfolge jetzt bei der Aufnahme der nordamerikanischen Indianersprachen angewendet, welche zahlreiche Laute enthalten, die mit unserm Alphabet sich nicht einfach wiedergeben lassen. Kaum zwei Sprachforscher hören da gleich oder geben die Laute in der gleichen Weise wieder und auch die langen Erzählungen und Gesänge werden bei einfacher Niederschrift nur schwer ordentlich festgehalten; aber gerade diese, die allmählich aussterben, noch jetzt uns zu bewahren, ist eine Aufgabe unsrer Zeit. Der Kaklan, ein Zuñi-Ritual, welcher vom Priester nur alle vier Jahre einmal vorgetragen wird, bedarf mehrerer Stunden, um hergesagt zu werden, an und für sich eine Aufgabe, die schwerlich ein Weißer ohne Anstand durchführt. Walter Fewkes hat nun mit Erfolg die Gesänge und Erzählungen der im Staate Maine lebenden Possamaquoddy mit dem Wachscylinder des Phonographen aufgenommen und ebenso die Gesänge bei den heiligen Tänzen der Zuñis in Neu-Mexiko. So sind dieselben uns echt erhalten. Die Transscription allerdings bereitet Schwierigkeiten.

— Südafrikanische Flußgeister. Bei den Zulu und andren südafrikanischen Bantustämmen spielen die Fluß- und Wassergeister eine große Rolle. In den vom Standpunkte der Volkskunde ganz ausgezeichneten Abhandlungen, die Rev. J. Macdonald nach genauer persönlicher Kenntnis der Südafrikaner veröffentlicht, geht derselbe auch auf diese Geister näher ein (Journ. Anthropol. Instit. XX, 124, November 1890). Die Orte, wo sie hausen, werden gefürchtet und gemieden. Ertrinkt ein Mensch und es liegt kein offener Grund dafür vor, so heißt es: „Der Fluß (-Geist) hat ihn gerufen." Diesem Ruf kann Niemand widerstehen, man muß ihm Folge leisten und untergehen. Die Zauberer bringen ihre Opfer dar, nicht, indem sie die Tiere töten, sondern indem sie dieselben in den Fluß treiben. Eine andre Form ist, daß man unter wiederholten Anrufungen einige Hände voll Korn in das Wasser wirft. Das hindert aber nicht, daß die Zauberer einmal entscheiden, der Geist müsse gesteinigt werden; dann versammeln sich die Männer am Flusse, werfen Steine hinein und stoßen Schimpfworte gegen die dort hausenden Geister aus. Doch diese Flußdämonen dürfen nur im Beisein der gegen sie schützenden Zauberer solchergestalt gereizt werden. Setzt man über einen unbekannten Fluß, so unterläßt man nicht, etwas — sei es auch wertlos — hineinzuwerfen, um so Schaden abzuwenden.

Vor etlichen Jahren badeten einige Galekamädchen an einem schönen Tage im Baschiflusse. Eines geriet an eine tiefe Stelle und begann mit dem Wasser zu kämpfen und um Hilfe zu rufen; die Gefährtinnen schrieen und auf ihren Ruf eilten einige in der Nähe befindliche Männer ans Ufer, während das Mädchen noch lebte; keiner der Männer aber machte den geringsten Versuch, ihr zu helfen, denn es lag auf der Hand, sie war „gerufen" vom Flusse. Der Körper ward aufgefunden und es stellte sich heraus, daß das Mädchen in nur 5 Fuß Wassertiefe ertrunken war. Als die Sache vor dem britischen Residenten, Bell mit Namen, in Gegenwart der Zauberer verhandelt wurde, gaben jene Männer zu, daß sie das Mädchen wohl hätten retten können, „allein es sei unrecht und gefährlich, sich einzumischen, wenn jemand vom Flusse gerufen würde". Sie erhielten zur Strafe jeder 6 Monate schwere Arbeit.

Im Jahre 1889 ertrank ein Mädchen im Flüßchen Mbulu, dessen Körper sich unter einem Felsvorsprunge festklemmte und nicht leicht entfernt werden konnte. Die Verwandten trieben einen Ochsen ans Ufer und der dabei anwesende Zauberer betete: „Gieb uns unsre Tote. Wir bringen dir ein Opfer." Die Geister antworteten nicht und ein englischer Reverend tauchte schließlich und holte die Leiche, obwohl alle Schwarzen entsetzt schrieen, er würde auch „gerufen".

Als Macdonald selbst im Tsitsa an einem heißen Sommertage baden wollte, warnte ihn sein Bursche vor den im Flusse lebenden Schlangen. Die Gegenrede, Wasserschlangen bissen nicht, zog nicht. Der Bursche warnte mehr und mehr und brach schließlich in die Worte aus: „Herr, um die Wahrheit zu sagen, da drinnen wohnt ein Tikolosch, der „ruft" Sie, wenn sie in den Fluß gehen. Was soll ich Ihrer Frau sagen, wenn Sie nicht wiederkommen?" Man erkennt die Verwandtschaft der südafrikanischen Wassergeister mit unsern Nixen u. s. w., die heute noch nicht ganz im Volksaberglauben ausgestorben sind.

— Über versunkene Wälder an der Ostküste Nordamerikas berichtet Shaler in einer eingehenden Arbeit über die Geologie von Cape Ann, Mass. (in Ninth. Ann. Rep. U. S. Geol. Survey 1887/88). Er kommt zu dem Schluß, daß von einer Versenkung durch Unterwaschung nirgends die Rede sein könne, daß es sich vielmehr überall, wo er Gelegenheit zu einer genauen Untersuchung gefunden, offenbar um eine wirkliche Senkung der unterliegenden Gesteinsschichten handele. Wo die Wellen das Ufer mit solcher Energie treffen, daß eine Unterspülung erfolgen kann, werden auch die oberen Schichten, so bald sie sich senken, völlig zerstört. Die versunkenen Wälder kommen überhaupt nur da zum Vorschein, wo die Baumstämme durch überlagernden Sand gegen die Wogen geschützt gewesen sind, also wo ein sandiges oder dünentragendes Ufer von den Wellen angefressen wird. Am Cape Ann liegen die Baumstümpfe nur etwa drei bis vier Fuß unter Hochwasser, in den anstoßenden Gewässern der Küste von Massachussetts dagegen erheblich tiefer, bei Canabridgeport sogar siebzehn Fuß unter Hochwasser und noch sieben Fuß unter der tiefsten heutigen Ebbelinie. Ko.

— Das Winnebago-Alphabet. Es ist bekannt, daß die Tschiroki schon seit längerer Zeit auf Grundlage unsres Alphabetes ein eigenes Alphabet erfunden haben, daß sie bei ihren Schriften benutzen. Jetzt hat Alice C. Fletcher entdeckt, daß in ähnlicher Weise und ganz selbständig die Winnebago in Nebraska sich ein Alphabet zurecht gemacht haben, da sie einsahen, daß unsre Buchstaben und Laute nicht ausreichten, um ihre Sprache zu schreiben. Es besteht aus 19 Zeichen, von denen 16 unserm Alphabet entnommen sind, aber zum Teil andre Lautwerte haben. Drei Zeichen sind neu. Alle Silben werden getrennt geschrieben. Näheres über dieses Winnebagoalphabet im Journ. Americ. Folklore III, 299, 1890. —

— Katanga, eines der metallreichsten Länder Afrikas an den Quellflüssen des Congo (10 bis 12° südl. Br.), ist mit den nördlich daranstoßenden Gebieten Kasongo, Urua, Manjema u. s. w. vom Congostaate zur Ausbeutung an eine besondere Katangagesellschaft übergeben worden. Im Westen wurde es von Cameron berührt, von Osten her drang Reichart bis an die Grenzen, im Süden waren es die Portugiesen Ivens und Capello und der schottische Missionar Arnot. Alle priesen die Reichtümer, Schönheit und das

Klima des Landes. Cameron sah Gold, welches von dort stammte. Vor allem ist aber sein Kupferreichtum großartig. Das Kupfer von Katanga, welches in Form von Kreuzen (Hondas) ausgeschmiedet wird, geht als Tauschartikel durch einen großen Teil Südafrikas. Die Kupferbergwerke von Kalabi sind von Capello und Ivens beschrieben worden. England macht den Besitz Katangas dem Congostaate streitig.

— Missionsthätigkeit unter den Heiden des europäischen Rußland. Aus Kasan schreibt man: Das Gouvernement Kasan bietet der Thätigkeit der Missionare ein weites Feld; neben der Bekämpfung einer Agase-Sekte ist die Bekehrung der Mohammedaner und Heiden mit vielen Schwierigkeiten verbunden. Bisweilen ereignet sich folgendes: Der Missionar erreicht das erstrebte Ziel, indem er einige Familien, vielleicht sogar eine ganze Gemeinde zum Christentum bekehrt hat; ruhig verläßt er seine neuen Christen jetzt wieder. Aber sobald er im Verlaufe einiger Monate wieder in die zuerst besuchte Gegend zurückkommt, findet er entweder, daß die Neubekehrten vollkommen vom Christentum abgefallen sind, oder daß sie viele ihrer christlichen Feiertage anstatt des Sonntags den Freitag feiern, daß sie wieder den „Keremet“ verehren und daß sie mit abergläubischer Furcht sich ihrem Naturgotte, dem „Jomsen“, zuwenden. Und von neuem beginnt die schwere Arbeit, die oft sehr traurig endet. Besonders schwierig ist die Vernichtung des „Keremet“; zur Bestätigung dieser Behauptung möge folgende Thatsache angeführt werden: In einer Gemeinde der Tschuwaschen (Kreis Jadrinsk) erfreute sich der Keremet („Kass-Kagyoldutsche“) einer besonderen Verehrung; sein Standquartier war eine einzelne Eiche inmitten eines weiten Platzes. Hier lebte lange Zeit ein alter Geistlicher, der sich aber um den „Keremet“ gar nicht kümmerte. Doch der Alte ging ab und ein junger Geistlicher trat an seine Stelle; dieser junge nun, um die Ohnmacht des Keremet darzuthun, hieb in Gegenwart der Tschuwaschen eigenhändig den Eichbaum um. Die Tschuwaschen waren in voller Erwartung des kommenden Unheils — der Rache des schrecklichen Keremet. — Und in Folge des Zusammentreffens trauriger Umstände erkrankte bald darauf der junge Geistliche, verlor die Sprache und starb. Die Tschuwaschen aber wurden von Schrecken erfaßt, denn sie betrachteten den Tod des Geistlichen als ein Zeichen des Zorns ihres Keremet; um ihnen wieder gnädig zu sein, begannen sie ein andres Feld zu besuchen, wo in einer alten Eiche ein andrer Keremet, Chori-Ssori, lebte.

Ein andrer Fall: Ein Missionar kommt in das Dorf Schije und findet, daß die neubekehrten Tscheremissen sich entfernt haben, um zu ihrem Keremet zu beten, aber vor ihrem Abzug den Bauern Jegorew nebst der ganzen Familie fast zu Tode geprügelt haben, weil derselbe an ihrem Gebet sich nicht beteiligen wollte.

Solche Thatsachen beweisen, daß bis zur Ausrottung des Heidentums unter den Eingeborenen noch viel zu thun ist.

(Nowoje Wrjewä 1891.)

— In Stein ausgehauene Affenköpfe, ungefähr 25 cm hoch, sind am John Day River, einem Nebenflusse des Columbia in Oregon, als Oberflächenfunde durch James Terry aufgefunden worden. Sie gleichen den Köpfen anthropoider Affen. Terry meint, daß diese wahrscheinlich sehr alten Skulpturen von asiatischen Einwanderern aus der Erinnerung angefertigt wurden und Alfred Russel Wallace (Nature 26. Febr. 91), der diese Ansicht zurückweist, schließt (vorläufig) sich einer andern Meinung an, daß nämlich derartige Affen einst in Columbia im Columbiathale lebten. — Allein, es ist gar nicht nötig, eine solche Hypothese aufzustellen. Viel einleuchtender ist uns, was Otis T. Mason (Science, 6. März 91) über diese Köpfe sagt. Er weist auf die sehr ausgebildete Bildhauerkunst der Eingeborenen an der amerikanischen Nordwestküste hin und deutet die Köpfe als Steinkeile und Steinschlägel, mit denen man dort das Holz zu Planken bearbeitet. Diese Schlägel werden meist schön in Tierkopfformen ausgearbeitet (vergl. z. B. in Jacobsens Reise an der Nordwestküste Amerikas die Abbildungen S. 31 und 58). Die Phantasie jener indianischen Bildhauer ist sehr reich, sie fertigen bereits Figuren, die Europäer darstellen, ebenso übertragen sie Abbildungen in Zeitungen in Stein. Es liegt weit näher, eine derartige Entstehung der Affenköpfe anzunehmen, als zu solchen Hypothesen zu greifen, wie Terry und Wallace sie vertreten.

— Die Revilla-Gigedo-Inseln im Westen von Mexiko, zwischen 18 und 19° nördl. Br. gelegen, sind 1889 von dem amerikanischen Dampfer „Albatroß“ mit dem Naturforscher Townsend an Bord untersucht worden. Socorro und Clarion sind die Hauptinseln. Die erstere ist 38 km lang, 15 km breit und besitzt Berge bis zu 600 m hoch. Townsend sammelte 26 Pflanzen, 18 auf Socorro und 12 auf Clarion; vier Arten sind beiden Inseln gemeinsam. Der Charakter der Flora ist ein tropischer, jenem Mexikos vielfach gleich. Jedenfalls ist die Flora nicht reich; vertreten sind weit verbreitete Arten, wie Portulaca pilosa, Waltheria americana, Tribulus cistoides, Dodonaea viscosa, Sophora tomentosa, Lantana involucrata u. a. (Nature.)

— Der nördlichste Punkt Grönlands soll durch Schlittenfahrten erreicht werden. Zu diesem Zwecke soll am 1. Mai eine Expedition unter dem Ingenieur der Ver. Staatenflotte, Peary, New Bedford in Massachusetts verlassen, um sich nach dem Inglefieldfjord zu begeben, von wo die Schlittenreise angetreten werden soll.

— Nach einer Bestimmung des Kaisers erhält die beim städtischen Krankenhause Friedrichshain in Berlin gelegene neue Straße den Namen Virchowstraße, zu Ehren des berühmten Gelehrten, der in diesem Jahre seinen 70. Geburtstag feiert. Diese Anerkennung des bewährten Anthropologen ist hocherfreulich. Wir wollen bei dieser Gelegenheit daran erinnern, daß 1890 der Stadtrat von Paris eine Straße nach dem verstorbenen Anthropologen Broca, eine andre nach dem britischen Naturforscher Darwin benannte.

— Indische Kinderheiraten. Der Gesetzentwurf, welcher das Heiratsalter der Mädchen von 10 auf 12 Jahre erhöht, ist am 19. März 1891 vom Legislative Council in Calcutta angenommen worden. Unter den Hindus besteht die gleiche Aufregung, wie zur Zeit, als die Sattis, die Witwenverbrennungen, verboten wurden (vgl. S. 199).

— Der bisher unabhängige Staat Momeik, der an die Rubinminen in Birma grenzt, ist von den Engländern besetzt und mit Oberbirma vereinigt worden. Seit der Eroberung des letzteren durch die Engländer ist Momeik stets eine Quelle nachbarlicher Unruhen und Streitigkeiten gewesen. Amtlich galt Momeik als Schanstaat, doch besteht nur ein kleiner Teil der Bevölkerung aus Schans; die meisten Einwohner sind Katschjens und Birmanen.

— Vasilij Priklonski, dessen wichtige Arbeit über die Gräber der Jakuten wir in Nr. 6 mitteilten, erhielt am 28. Januar von der russischen geographischen Gesellschaft für seine dreijährigen Forschungen im Jakutenlande die goldene Medaille.

Herausgeber: Dr. R. Andree in Heidelberg, Leopoldstraße 27. Druck von Friedrich Vieweg und Sohn in Braunschweig.

Bd. LIX. Globus. Nr. 16.

Illustrierte Zeitschrift für Länder- und Völkerkunde.

Begründet 1862 von Karl Andree. Herausgegeben von Richard Andree.

Druck und Verlag von Friedrich Vieweg & Sohn.

Braunschweig. Jährlich 2 Bände in 24 Nummern. Durch alle Buchhandlungen und Postanstalten zum Preise von 12 Mark für den Band zu beziehen. 1891.

Die chilenische Provinz Tarapaca.

Von Hugo Kunz [1]).

Der Rio Loa (21° 28′ S.) bezeichnet im Süden, die Quebrada de Camarones (19° 12′ S.) im Norden die Grenze der durch ihren Natronsalpeterreichtum berühmten, vormals peruanischen Provinz Tarapacá, die während des Salpeterkrieges durch die Gewalt des Schwertes in den Besitz von Chile gelangte. Die Provinz umfaßt ein Flächengebiet von 50000 qkm mit 45086 Einwohner, daher eine Bevölkerungsdichtigkeit von nur 0,9 auf den Quadratkilometer.

Welche steigende Wohlstandsquelle diese Provinz für Chile bedeutet, veranschaulicht die Statistik der Salpeterausfuhr und die aus letzterer dem Staate erwachsenden Einnahmen. Die Salpeterausfuhr betrug im Jahre

1886: 452 788 292 kg im Werte von 19 230 047 Dollars bei einer Einnahme für den Staat im Betrage von 10 429 096 Dollars.

1888: 784 249 831 kg im Werte von 33 866 196 Dollars bei einer Einnahme für den Staat im Betrage von 17 888 978 Dollars.

Den Vorrang unter allen Salpeterhäfen (Pisagua, Iquique, Junin, Caleta Buena, Tocopilla, Antofagasta, Taltal) behauptet Iquique (20° 12′ S.). Der Hafen, in welchem die Schiffe guten Ankergrund und Schutz gegen Südwestwinde finden, liegt zwischen der Stadt und der gleichnamigen Insel. Der Exportanteil an Salpeter, Jod, Borax ꝛc. belief sich im Jahre

	Iquique	Pisagua
1885	auf 14 086 414 Doll.	auf 5 487 835 Doll.
1888	„ 19 810 219 „	„ 14 547 363 „

Der gesamte Salpeterexport vom 1. Januar 1878 bis 30. Juni 1889 wird in dem Boletin de la Sociedad Nacional de Mineria, S. 387, auf 4 992 470 609 kg im Werte von 245 885 758 Dollars nachgewiesen. Nach einem ungefähren Überschlag soll die Pampa Tamarugal, in welcher der Salpeter gewonnen wird, noch heute mehr als 50 Millionen Tonnen enthalten, also den Bedarf noch auf mindestens 1000 Jahre decken. Von seinem Wert für die Landwirtschaft ganz abgesehen, ist der Salpeter auch für die Schiffahrt wichtig, weil er für viele Fahrzeuge, welche sonst in Ballast aus der Südsee zurückkommen müssen, eine wertvolle Fracht liefert.

Im Gegensatz zu dem lebhaften Eindruck, den der Hafen von Iquique macht, bietet die Stadt selbst den Anblick einer geradezu beängstigenden Eintönigkeit und Langeweile. In diesen staubeerfüllten, ungepflasterten, von bretternen Trottoirs eingefaßten Straßen, auf dieser einzigen, mit einem halben Dutzend staubbedeckter und wasserdurstiger Bäume und Blumen bepflanzter Plaza, dieser künstlichen Oase inmitten der sonneglühenden Salzsteppe, nirgends die Spur eines städtischen Gehabens und Treibens! Eine nur spärlich sickernde Quelle der Geselligkeit und geistiger Erholung bieten wohl der englische und deutsche Fremdenklub, im übrigen aber sind die Verhältnisse trostloser Art.

Die Architektur Iquiques ist der Nutzbau in der allerursprünglichsten Gestalt: Holzpfosten mit Brettern umkleidet, darüber ein Wellblechdach, das ist der Typus der Menschenwohnungen, die den Eindruck eines vorübergehenden Daseins hervorrufen. Und in der That, wer bürgt bei der schicksalsvollen Vergangenheit Iquiques für den kommenden Tag? Bis gegen 1850 ein kleines Fischerdorf, verdankt die heute 15 391 Einwohner zählende Stadt ihr Aufblühen der sich in der Pampa de Tamarugal entwickelten Salpeterindustrie. Von der fast gänzlichen Zerstörung durch das Erdbeben vom 13. August 1868, später durch die Feuersbrunst im Jahre 1875, durch das abermalige Erdbeben vom

[1]) Der Herr Verfasser, früher Sekretär der deutschen Gesandtschaft in Santiago, befindet sich seit Jahresfrist in chilenischen Staatsdiensten. Seine Schilderungen sind deshalb von besonderem Belang, weil die Provinz Tarapaca in der gegenwärtigen Revolution in Chile eine hervorragende Rolle spielt. A.

9. Mai 1877 hat sich die Stadt ungeachtet ihres mehr und mehr aufblühenden Handels nicht zu ihrem Vorteil zu entwickeln vermocht.

Seit dem Jahre 1875 verbindet der $126^1/_4$ engl. Meilen lange Schienenweg der „Nitrate Railways Co." Iquique mit dem 40 Meilen weiter nördlich gelegenen zweitwichtigsten Salpeterhafen Pisagua und verschiedene Zweiglinien die einzelnen Salpeterwerke. Mit den ersteren zusammen mißt der Schienenweg eine Länge von 202 engl. Meilen bei einer Maximalsteigung von $4^1/_2$ Proz. Von Iquique aus teilt sich der Schienenweg auf der Station Central in zwei Linien nach dem Norden (Endstation Pisagua) und nach dem Süden (Hauptstation La Noria). Die Bahn behauptet unter allen Verkehrsanlagen des Nordens, von der Caldera-Copiapó-Bahn abgesehen, den ersten Rang.

Die salpeterhaltige Erde, Caliche genannt, befindet sich gewöhnlich 1 m unter der Erdoberfläche. Man unterscheidet den Caliche nach seinem Prozentgehalt, der zwischen 70 bis 20 Proz. abwärts schwankt und durchschnittlich 1 Proz. Kalisalz enthält; es kommen auch ärmere Caliches vor, die indes bisher nicht bearbeitet werden. Die einzelnen Salpeterwerke beschäftigen je nach ihrem Betriebsumfange bis zu 800 Maultiere, um oft 4 bis 5 km weit den Caliche mittels Wagen nach der Maschine zu befördern. Es existieren verschiedene Systeme der Auslaugung, doch hat sich bislang das sogenannte Agua-Santa-System, das dem in der Sodaerzeugung bekannten Shanksschen Verfahren gleich ist, am vorteilhaftesten bewährt.

Der durch Kochen von fremdartigen Bestandteilen gereinigte Salpeter wird zu Kuchen geformt, welche in $2^1/_2$ Zentner haltenden Säcken verladen und zum weitaus größten Teile nach England und Hamburg verschifft werden. Der Preis für 95- und 96 proz. Salpeter war durchschnittlich 2,50 bis 2,60 Dollars.

In der wasserlosen Wüste wird das zum Auslangen nötige Wasser nur in ungeheurer Tiefe gefunden und mittels Dampfpumpen zur Oberfläche befördert; da das Wasser indes salzhaltig ist, muß dasselbe vorher der Destillation unterzogen werden. Der Eimer dieses destillierten Wassers wird mit 5 Centavos bezahlt.

Wie das Wasser teuer ist, so ist auch der Kohlenverbrauch ganz bedeutend. Das Verhältnis zwischen dem Kohlenverbrauch und der Salpetererzeugung wechselt von 1:5 bis 1:10, wobei auf 5 Quintales Salpeter 1 Quintal inländischer Kohlen kommen, während bei der englischen Kohle wegen ihres bessern Heizstoffgehaltes sich ein günstigeres Verhältnis ergiebt. Alle Maschinen müssen Tag und Nacht arbeiten, Sonn- und Feiertage nicht ausgenommen, so daß der Salpeterarbeiter keinen Ruhetag kennt. Nur am ersten Montag jeden Monats, dem Zahltage, wird zuweilen die Arbeit vernachlässigt; indes steht der Maschinenbetrieb niemals still.

Das Leben in dieser Salpeterregion ist ein recht mühseliges. Sämtliche Lebensmittel, die zur Unterhaltung der einzelnen Salpeterwerke erforderlich sind, werden vermittelst der Bahn von Iquique zugeführt und übersteigen das Doppelte der ohnehin teuren Marktpreise im Hafenplatz.

Die Hauptnahrung der sehr kräftigen Salpeterarbeiter besteht aus Hülsenfrüchten, Bohnen und Mais. Der Mehrzahl nach sind es Chilenen und Bolivianer. Nach einer in der Revista Economica veröffentlichten Statistik befanden sich am 31. Juli 1890 insgesamt 11 788 Arbeiter sowie 244 Pferde und 4685 Maultiere im Dienste der 48 Salpeterwerke; die meisten Arbeiter (1231) beschäftigte die Oficina Primitiva.

Zu einem nicht geringen Teile sind diese Arbeiter gerichtlich verfolgte Banditen und Soldaten, die nach dem peruanischen Kriege, durch die hohen Löhne angelockt, sich hier niedergelassen haben. Ein solcher Salpeterarbeiter verdient im Akkord zwischen zwei bis fünf Pesos Tagelohn, da derselbe indes meistens mit Gummimarken, sogenannten Fichas, im Nominalbetrage von 1 Peso, 50, 20 und 10 Centavos ausbezahlt wird, die anderwärts nicht in Zahlung genommen werden, fließt der größte Teil des Verdienstes in die den Werken gehörigen Pulperias (Proviantmagazine) zurück. Ungeachtet dieser plumpen Übervorteilung reicht die Börse des Salpeterarbeiters immer noch aus zu Ausschweifungen, die ihn zu Grunde richten.

Die Wohnstätten in diesen Salpeterdistrikten sind mit Rücksicht auf die häufigen Erdbeben aus Latten, Segeltuch), Blechtafeln, Strohmatten und Leinwandfetzen notdürftig hergestellte Hütten mit mauselochartiger Thüröffnung. Die Füße der Bettstellen stellt man in mit Petroleum gefüllte Blechbüchsen, um das Anklettern des häufigen Ungeziefers zu verhüten, was indes nicht hindert, allnächtlich von Ratten heimgesucht zu werden. Am lästigsten ist die Fliegenplage.

Das an und für sich nicht ungesunde, aber heiße und trockene Klima in den Salitreras von Tarapacá beeinträchtigt der durch die Seewinde (West- und Südwind) hervorgerufene schroffe Temperaturwechsel zwischen Tag und Nacht; während beispielsweise morgens um 6 Uhr das Thermometer noch vier Grad unter Null zeigt, steigt dasselbe nicht selten bis nur zwei Stunden später auf 22 und 25° R. Der längere Aufenthalt unter dem Einflusse der oft unerträglichen Hitze, der verzehrenden Trockenheit, des schlechten Wassergenusses, des Mangels jeder Vegetation und des durch einen Überfluß elektrischer Spannung bis zum höchsten Grade gesteigerten Mißbehagens wirkt zuletzt doch sehr nachteilig auf die Gesundheit, daher Leberkrankheiten eine nicht seltene Erscheinung sind. Regen ist gänzlich unbekannt, höchstens im Herbst und Winter herrscht häufig eine starke Camanchaca (dichter Nebel). Wenn den Reisenden solcher Nebel überrascht, ist ihm dringend geraten, abzusteigen und den hellen Tag abzuwarten, jedenfalls nicht in der Nacht auf die Gefahr der Verirrung weiter zu reisen. Vielerorts bleichen in der Pampa die Knochen der auf solche Weise verunglückten Reisenden.

Im Zusammenhange mit der Salpetererzeugung steht seit Anfang der siebenziger Jahre die Gewinnung des Jods, das im Wege der Raffinerie und nachfolgender Sublimation aus der Mutterlauge des Natronsalpeters gewonnen wird. Die Gesamtgewinnung des Jods belief sich im Jahre 1886 noch auf 175 680 kg im Werte von 1 756 800 Dollars. Infolge einer Übereinkunft der Salpeterfirmen ist zum Zwecke der ständigen Preishaltung seitdem die Erzeugung beschränkt worden. Dieselbe betrug im Jahre 1888: 91 375 kg im Werte von 913 750 Dollars. Der Gesamt-Jodexport in der Zeit vom 1. Januar 1879 bis 30. Juni 1889 wird in dem Boletin de la Sociedad Nacional de Mineria, S. 387, mit 1 734 230 kg im Werte von 21 182 052 Dollars nachgewiesen.

Da der Natronsalpeter in hohem Grade Feuchtigkeit anzieht, gelangt derselbe mit einem Untergewicht von mindestens 3 Proz. nach Europa zur Verschiffung.

Das in Iquique angelegte englische Kapital beläuft sich heute auf 7 565 000 Pfd. Sterl. Dasselbe beeinflußt zum Nachteil der deutschen Handelsstellung die dortigen Verhältnisse in so hohem Grade, daß z. B. die spanische Sprache im Handel und Verkehr des Nordens, selbst an Bord der unter chilenischer Flagge fahrenden Küstendampfer zu gunsten der englischen fast vollständig verdrängt und der größte Teil der deutschen Salpeterwerke durch Kauf in englischen Besitz übergegangen ist.

Daß die Werte der Salpeterlager in den letzten Jahren außerordentlich gestiegen sind, ist natürlich, da Salpeter immer allgemeiner zu einem fast unentbehrlichen Bedürfnisse der Landwirtschaft in den europäischen Kulturländern geworden ist.

Borax gelangt in ansehnlichen Mengen seit Jahren von Iquique und Pisagua aus zur Ausfuhr; im Jahre 1887 allein belief sich dieselbe auf 3 053 200 kg im Werte von 457 980 Dollars, wogegen sich die Ausfuhr im Jahre 1888 auf 538 286 kg im Werte von nur 80 742 Dollars beschränkte.

Holubs Reise zu den Maschukulumbe.

Das Land im Norden des mittleren Sambesilaufes ist das Forschungsgebiet Dr. Emil Holubs, zu dessen Aufklärung er nicht wenig beigetragen hat. Sein erstes großes Reisewerk „Sieben Jahre in Südafrika“ (zwei Bände, Wien 1881) macht uns namentlich mit dem Marutse-Mambundareiche bekannt, das seitdem wieder, wie so manche andre afrikanische „Staatenschöpfung“, zerfallen ist. Die noch weiter nach Norden gelegenen Länder mit dem Bangweolosee als Ziel schwebten abermals Dr. Holub bei seiner neuen Reise vor, da gerade auf der Strecke vom Sambesi bis zum Bangweolo noch wichtige unbekannte Gebiete liegen. Von Osten her war 1879 der Engländer Selous bis Sitanda gelangt, ein Jahr vor Holub, 1885, waren die Portugiesen Capello und Ivens bis zu dem Kerne des Gebietes, zu den Maschukulumbe gekommen. Den Bangweolosee, sein ideales Ziel, hat Dr. Holub freilich nicht erreichen können, seine Expedition kam unter 15° 30′ südl. Br. durch einen Gewaltakt zum Abschluß, aber das wichtige Maschukulumbeland ist uns durch ihn bekannt geworden und damit der mittlere Lauf des Luenge, eines linken Nebenflusses des Sambesi, der unter dem Namen Kafue mündet und 1856 durch Livingstone entdeckt wurde.

Wie das frühere Reisewerk Holubs ist auch das neue [1] sehr fesselnd, aber etwas breit geschrieben, voller Abenteuer und Jagdgeschichten, aber auch voller trefflicher Beobachtungen und Forschungen. Der südliche Teil der Reise bis zum Sambesi führt durch bekannte, oft beschriebene Länder, die trotzdem bei Holub, dem genauen Kenner des Landes, noch mit Gewinn für den Leser studiert werden müssen. Da, wo Livingstone die donnernden Viktoriafälle entdeckte, ist heute schon eine feste Ansiedelung von Weißen und noch ein gutes Stück weiter nördlich kann man die „Zone des Kattuns“ mit Verdrängung heimischer Art verfolgen. Was in persönlicher Beziehung die Expedition des unerschrockenen Österreichers auszeichnet und der Reise einen eigenen Beigeschmack giebt, der an Bakers Reise zum Albert Nyanza vielfach erinnert, das ist die Begleitung Holubs durch seine junge Frau, die in allen Dingen sich vorzüglich bewährte und mit seltener Thatkraft den Gefahren Trotz bot, so daß wir nur mit der größten Hochachtung vor Frau Rosa Holub das Buch aus der Hand legten.

In den Matokeländern, nordöstlich von den Viktoriafällen, hatte Holub bereits jungfräulichen Boden unter sich und traf er die ersten Neger, die wohl von den Weißen gehört, aber niemals solche gesehen hatten. Neu und am wichtigsten sind seine Ergebnisse, die er aus dem Lande der Maschukulumbe mitbrachte, das er im Juli 1886 bei 16° südl. Br. und unter 28° östl. L. betrat. Schon von den südlichen Nachbarn der Maschukulumbe, den Matoke, war er vor jenen gewarnt worden, und in der That fand auch bei ihnen, im Angesicht des von Holub entdeckten Franz-Josefs-Gebirges (unter 15° 30′ südl. Br.) durch Beraubung der Expedition diese ein jähes Ende. Diese Kämpfe und persönlichen Abenteuer, bei denen einer von Holubs weißen Begleitern getötet wurde, sind wie ein Roman zu lesen, können aber hier, wo wir auf das Wichtigste im Buche, die zerstreuten Nachrichten über die Maschukulumbe und ihr Land, eingehen wollen, nicht weiter berücksichtigt werden.

Fig. 1. Die Franz-Josefs-Berge im Maschukulumbelande, von Galulongo aus gesehen.

Das Maschukulumbeland mit durchschnittlicher Erhebung von 1000 bis 1100 m ist eine flache Ebene, in welcher die Flüsse träge dahin schleichen und zahlreiche große Sümpfe vorhanden sind. Laterit ist häufig; hauptsächlich ist das Riesengras charakteristisch für weite Strecken, neben denen wieder Palmenwälder kilometerweit sich hinziehen. Von Süd nach Nord, ungefähr in der Richtung, in welcher Holubs Weg führte, fließt der Monjeko, ein rechter Nebenfluß des Luenge, und jener ist es, der die großen Sümpfe bildet. „Zur Zeit des Hochwassers ragen nur die kleineren und größeren Termitenhügel mit ihren Palmen inselförmig über die lange Zeit seeartig stagnirende Flut empor.“ Dann ist die Landschaft auch nur von Wasserbockantilopen bewohnt. In der trockenen Jahreszeit bleiben die Sümpfe mit ihrer dicken Fieberluft stehen.

[1] Von der Kapstadt ins Land der Maschukulumbe. Reisen im südlichen Afrika in den Jahren 1883 bis 1887 von Dr. Emil Holub. 2 Bände. Mit 205 Holzschnitten und 2 Karten. Wien, Hölder, 1890.

Trockener und mit einzelnen kleinen Höhen versehen ist das Thal des Luenge, der von West nach Ost etwa unter 15° 40′ südl. Br. das Land durchströmt. Diese mit Sykomoren und Riesenmimosen bestandenen 10 m hohen Hügel „sind durch alte Fluten entstanden“, sie dienen zur Anlage der Dörfer. Der Luenge ist bei Bosango, wo ihn Holub überschritt, 120 bis 150 m breit, ziemlich tief und ungefähr 5 m in die Thalsohle eingeschnitten.

Das Land im Norden des Luenge ist eine hochbegraste Thalebene mit zahlreichen Lagunen und Sümpfen. Holub teilt dieses Gebiet in drei Zonen von Süd nach Nord: die Zone des höchsten Graswuchses am Luenge, 5 bis 26 km breit; daran nördlich stoßend die Zone der heuschobergroßen Termitenhügel, „mehr denn 100000 an der Zahl“, endlich im Norden die Zone der Schilfrohrsümpfe, unterbrochen von Hainen oder Gruppen hoher, schattiger Riesenmimosen. Das Gebiet ist reich an Wild, namentlich Antilopenarten, Zebras, Hyänen, Nilpferden.

Den Abschluß des Maschukulumbelandes im Norden bildet eine Gebirgskette, deren Höhe weder im Texte noch auf der Karte angegeben ist und die von Ost nach West verläuft. Sie stellt einen Kamm mit zwei sattelförmigen Einsenkungen dar. Sie ist felsig, schwach bewaldet und schließt mit ihrer Mittelpartie nach Süden zu einen Halbkessel ein, der die großen Galulongasümpfe umgiebt. Holub nannte dieses Gebirge, das Endziel seiner Reise, Franz Josefs-Berge (Fig. 1).

Fig. 2. Maschukulumbe-Typen.
1. Glattrasierte Frau. 2. u. 3. Der Chignon im Bau begriffen. 4. u. 5. Vollendeter Chignon.

In der kurzen Zeit, die Dr. Holub im Maschukulumbelande zubrachte, noch dazu in fortwährender Lebensgefahr, konnte er natürlich kein vollständiges Bild desselben entwerfen, noch die zu den Bantustämmen gehörigen Eingeborenen, von denen er nur schlechte Eindrücke empfing, näher studieren. Proben von ihrer Sprache erhalten wir nicht. Wiewohl die Maschukulumbe durch Einfuhr fremder Frauen kein reiner Stamm sind, zeigt sich bei ihnen doch ein einheitlicher Typus. An einer Stelle des Buches werden sie „pechschwarz“ genannt; ihre Figuren, die bei fast völliger Nacktheit leicht zu übersehen waren, sind meist kräftig. „Unter den Anwesenden fielen uns einige Häuptlinge mit leichten Adlernasen durch ihre schönen, ja prächtigen Gestalten, ihren stolzen Gang auf.“ Sie erinnerten in ihrem togaartig umgeworfenen blauen „Leintuch“ an römische Patrizier. Die Bekleidung ist gering, ja, abgesehen von einem Antilopenfell, das nachlässig umgeschlungen wird, oder der erwähnten Toga, geht Mann, Weib und Kind nackt. Desto mehr wird auf den Haarputz verwandt und hier treffen wir auf meterhohe Aufbauten, Chignons, die alles hinter sich zurücklassen, was sonst aus dem in bezug auf Frisuren so reichen Afrika bekannt ist. Männer tragen Chignons bis zu 110 cm Länge, Frauen erscheinen glatt rasiert und letzteres ist der Beweis weiblicher Opferfähigkeit, denn die Frau spendet ihr Wollhaar dem Manne zu seinen Haartouren. Auch die Sklaven und die im Kampfe Erschlagenen werden zu diesem Zwecke rasiert, außerdem wird Haar von andern Stämmen gekauft und mit all dieser Wolle baut der Ortsfriseur den Riesenchignon faustgroß, stufenförmig oder meterlang zusammen. Ein solcher Riesenchignon kommt im Werte auf einen Ochsen zu stehen und seine Herstellung, ein Kunststück, nimmt Wochen, ja Monate in Anspruch. Mit einer Tapeziernadel wird die Wolle in kleinen Flöckchen durch einen Bastfaden zusammengebaut, der spiralförmig vom Kopfe bis zur Spitze des Chignons läuft und mit Haarglanzschmiere überstrichen ist. Mit dem Chignon hat der eitle Maschukulumbe sein höchstes Glück erreicht; er zeigt dadurch seinen Reichtum und Ärmere müssen sich mit kleineren Frisuren behelfen (Fig. 2).

Die Frauen werden als unschön bezeichnet und das Rasieren des Kopfhaares verunstaltet sie noch mehr. Reiche Maschukulumbe haben deren bis acht; Holub sah aber gewöhnlich nur eine bei einem Manne, bei den Häuptlingen zwei. In den häufigen Fehden tötet man selbst die Frauen der Feinde, um den feindlichen Stamm nicht anwachsen zu lassen, und in Gegenden, wo solche Kämpfe häufig vorkommen, müssen Frauen dann wieder durch Kauf von andern Stämmen erworben werden. Frauenhandel (14 eiserne Hauen das Stück) ist am Luenge daher gäng und gäbe und es giebt

Frauenhändler, die stets Waare vorrätig haben, jedoch meist häßliche. Bei dem herrschenden Frauenmangel ist starke Eifersucht natürlich und nie schläft der Maschukulumbe nachts außerhalb seiner Hütte.

Abgesehen davon, daß die Maschukulumbe uns als räuberisch, hinterlistig und grausam geschildert werden, ist ihnen große Arbeitsscheu und Faulheit eigen. Daher die verhältnismäßig geringe Stufe afrikanischer Kultur, auf der sie stehen, was noch durch ihre Abgeschlossenheit gegen die Nachbarstämme befördert wird. Sie sind auch Langschläfer in einem Grade, wie es Holub nirgends bei den vielen von ihm besuchten südafrikanischen Stämmen fand. In der „Stadt“ Kaboromando fand er um 11 Uhr mittags noch alles im tiefsten Schlafe, so daß er ungesehen den Ort durchziehen konnte.

Fig. 3. Maschukulumbehütten mit Schädeln geschmückt.

Die Maschukulumbe wohnen in kreisförmig angelegten, meist mit Holzpalissaden umgebenen Dörfern. Die spitzdachigen Hütten zeigen den Typus wie jene der Betschuanen; die Erbauung derselben ist Sache der Frauen, während die Männer nur den Stoff zutragen. Bei den Dörfern im Norden des Landes fand Holub die Spitzen der kegelförmigen Grasdächer mit Antilopenhörnern, mit Büffel-, Zebra- und auch Löwenschädeln geschmückt, was ihnen ein eigentümliches Ansehen gab (Fig. 3). Waren dieses Jagdtrophäen, wie es öfter in Afrika vorkommt, so war der Schädelbaum, den der Reisende in Nikoba traf, weniger unschuldiger Natur. Ein astreicher, abgestorbener Baum war ganz mit Menschenschädeln bedeckt, die teilweise noch ziemlich frisch waren, und unter den Schädeln hingen Waffen, die erkennen ließen, welchem Stamme die einstigen Besitzer der Schädel angehört hatten. Meist friedliche Händler hatte man niedergemacht, um den Baum mit den schrecklichen Trophäen zu schmücken [1]).

Fig. 4. Kornbehälter der Maschukulumbe.

Raubzüge und Kriege, wobei sie mit Wurfspeeren von ungewöhnlicher Länge ausgerüstet sind — andre Waffen fehlen — bilden eine Hauptbeschäftigung der unter vielen kleinen Häuptlingen zersplitterten Maschukulumbe. Jedes Dorf hat fast seinen eigenen Herrn und lebt mit den Nachbarn in Fehde. „König“ Njambos Reich im Norden ist das größte, er gebietet über 20 Dörfer mit 500 wehrhaften Männern und vielleicht 1000 Einwohnern. Es erstreckt sich über 50 km Länge und 25 km Breite.

Was die Beschäftigung betrifft, so sind die Maschukulumbe in erster Linie Rinderhirten. Außer dem Rind kommt nur noch der Hund als Haustier vor. Der genannte Njambo, der reichste Fürst, besitzt 7000 Rinder und 70 Hunde. Bei guter Weide ist die Viehzucht leicht und Rinderherden von mehreren Tausenden werden öfter in dem Buche erwähnt. Die Milch wird getrunken. Außerdem treibt man Jagd in Fallgruben, und Fischfang, wozu man, aus Faulheit, die Reusen von auswärts kauft und nicht selbst verfertigt. Der Handel ist sehr beschränkt. Tabak in Kuchenform bringen die nördlich wohnenden Mankoja, die dafür die Felle der in den Sümpfen lebenden Letschweantilope eintauschen.

Noch ist der keineswegs blühende Ackerbau der Maschukulumbe zu erwähnen. Mais wird viel gebaut; aber die Felder sind klein und zeigen wenig Sorgfalt in der Bebauung; man schützt sie gegen das Wild durch Zusammenknoten des hohen Grases an ihrem Rande. Zur Aufbewahrung des Kornes dienen eigentümliche geflochtene Kornbehälter auf Holzfüßen, die bis 30 Zentner fassen und mit Zement beschmiert sind (Fig. 4). Die einzige Stelle in dem Buche, die auf künstlerische Neigungen der Maschukulumbe deutet, befindet sich bei der Schilderung dieser Korngefäße, „die mit rohen Zeichnungen verziert sind“.

[1]) Dafür giebt es vielfache Parallelen, nicht bloß in Afrika. Das bekannte Koppensnellen der malayisch-polynesischen Welt gehört auch hierher. Bei den Nagas in Indien steht im Mittelpunkte des Dorfes ein heiliger Baum, an dessen Ästen die Köpfe der im Kampfe erschlagenen Feinde aufgespießt sind. (Woodthorpe). A.

Die Sprachverhältnisse in Luxemburg.

Von Prof. H. Gaidoz. Paris [1]).

Die Eingeborenen Luxemburgs, welche von deutscher Herkunft sind, sprechen einen Dialekt, welcher mit demjenigen Mitteldeutschlands, oder genauer genommen, mit den fränkischen Dialekten verwandt ist. Der luxemburgische Dialekt (welcher in vier Mundarten zerfällt) wird seit einem halben Jahrhundert in einer solchen Weise kultiviert, daß er sogar eine Volkslitteratur bildet. Diese Litteratur beschränkt sich jedoch nur auf Gedichte, humoristische und romantische Erzählungen, Lustspiele u. s. w., welche sogar in Luxemburg aufgeführt werden. Das Gedicht von Lentz, D'Letzeburger, welches zur Volkshymne wurde, ist in luxemburgischem Dialekt geschrieben. Die Luxemburger sprechen unter sich selbst nicht hochdeutsch, sondern den luxemburgischen Dialekt. Sie hängen um so mehr an demselben, weil er ihre kleine Nationalität verkörpert. Auf der Weltausstellung in Paris, im Jahre 1889, gab es Warnungstafeln in allen Sprachen. Auch der Kommissär der luxemburgischen Abteilung hatte eine solche anbringen lassen, um zu zeigen, daß die Luxemburger eine besondere Sprache vor der deutschen besitzen. Sie lautet: g'et oicht op't dem; streckt de Kapp an't den net heraus. Im Fall Luxemburg noch ein halbes Jahrhundert unabhängig bleibt, wird sein Dialekt vielleicht noch eine litterarische und politische Sprache werden, wie z. B. das Holländische [2]).

In der Presse herrscht jedoch die deutsche Sprache vor; und augenblicklich giebt es nur ein Journal in Luxemburg, welches ausschließlich in französischer Sprache gedruckt wird — l'Indépendance luxembourgeoise. Le Mémorial officiel erscheint in beiden Sprachen. Die andern Zeitungen werden in deutscher Sprache gedruckt, bringen jedoch manchmal Aufsätze oder Ankündigungen in französischer Sprache. Die deutschen Sprachreiniger haben sich mehrmals über Gallicismen beklagt, welche das in Luxemburg gesprochene oder geschriebene Deutsch entstellen. Der französische Einfluß ist die Schuld dieser Verwälschung, wenn man z. B. schreibt: Man ist gebeten, anstatt: Man wird gebeten, oder: Ein sicherer N... anstatt: Ein gewisser N... Das Französische hat sich zuweilen in das Luxemburgische eingeschlichen, und oft zu manchen Eigentümlichkeiten Anlaß gegeben. So z. B. wird man in dem häufig gebrauchten Ausdruck: maia! schwerlich eine Mischung des französischen mais und des deutschen ja erkennen. Ebenfalls würde ein Deutscher oder ein Franzose Mühe haben, in dem Worte mischen, die Abkürzung des französischen demi-setier wiederzufinden. Außerdem enthält das Luxemburgische, wie es scheint, eine Anzahl Worte, welche im Deutschen nicht vorhanden sind. Sprachgelehrte sind im Begriff, ein Wörterbuch herauszugeben, um zu beweisen, daß ihre Sprache kein Patois ist, und daß die Luxemburger keine Deutschen sind (??). Die Luxemburger haben daher (meint Prof. Gaidoz) drei Sprachen in ihrem eigenen Dialekt für das häusliche und alltägliche Leben, und außer diesen das Deutsche und Französische. Die Luxemburger Schriftsteller schreiben beide Sprachen ungefähr gleich gut. Die Schulbildung bringt dies mit sich, da beide Sprachen, von der Volksschule an, gelehrt werden müssen. Man findet beide während der ganzen Schulzeit nebeneinander, wie zwei Fäden von verschiedener Farbe in der Hand eines geschickten Webers. Diese Lehrmethode würde für einen Pädagogen sehr interessant zu studieren sein; aber es ist nur mit Lehrern möglich, welche beide Sprachen gleich gut sprechen, welches man nur selten antrifft, ausgenommen in den Ländern, wo zwei Sprachen gesprochen werden.

In bezug auf die Muttersprache, d. h. die angestammte Volkssprache, kommt im Großherzogtum einzig und allein die germanische Sprache in Betracht. Bloß in einigen Dörfern, welche zum Kanton de Bastogne (im jetzigen belgischen Luxemburg) gehörten, findet man ein Gemisch von wallonischer, d. h. französischer Bevölkerung mit den Deutschen. Es sind dies die folgenden Dörfer oder Weiler, Doncols, Soulez, Tarchamps und Troine. Noch vor kurzer Zeit predigte man in Doncols nur französisch, der jetzige Pfarrer predigt abwechselnd in beiden Sprachen. Herkömmlicherweise war jedoch das Französische die zweite Sprache des Landes. Sie gab den Ausschlag im „quartier wallon", und dieses Vorrecht ist ihr so wenig bestritten worden, daß nach der Teilung des „quartier wallon" im Jahre 1839 das Französische amtliche Sprache geblieben ist, ohne daß sich ein Luxemburger dadurch beleidigt gefühlt hätte. Seit der neuen Organisation des Großherzogtums hat die luxemburgische Regierung das Deutsche im Verkehr mit dem deutschen Bund und in allem, was sich auf die Bundesverfassung bezog, angewandt; in der allgemeinen Verwaltung des Landes gebrauchte man jedoch das Französische (Erlaß des Großherzogs vom 17. November 1841). Seit dieser Zeit sind alle Verfassungen, welche die Luxemburger gehabt haben, im Französischen geschrieben worden. In französischer Sprache eröffnet ferner der Großherzog oder sein Vertreter den Landtag; ebenso finden die Verhandlungen der Abgeordneten und der Minister in dieser Sprache statt. Die Gesetze und amtlichen Bekanntmachungen werden im Französischen veröffentlicht, sowie das Amtsblatt le Mémorial (bezüglich in deutscher Übersetzung) herausgegeben. Der Text des Gesetzes ist stets französisch, das Deutsche wird nur zur Übersetzung gebraucht. Die einzige Ausnahme in dieser Beziehung bilden nur die Aktenstücke, welche sich auf Sachen des Zollvereins beziehen und die nur deutsch gedruckt werden. Die Münzen, welche Luxemburg schlagen läßt, sind bloß Stücke im Werte von 5 und 10 Centimes mit französischer Umschrift. Selbst die Postmarken sind den französischen nachgeahmt, und haben mythologische Figuren, wie Merkur und Maïa. Der Überlieferung und der Zustimmung des ganzen Volkes verdankt die französische Sprache diesen Vorzug, denn das Gesetz macht zwischen den beiden üblichen Mundarten keinen Unterschied. Artikel 29 der Verfassung von 1868 lautet: Der Gebrauch der deutschen und französi-

[1]) Unser verehrter Freund, Herr Professor Henri Gaidoz, hat uns gegenüber den Wunsch ausgesprochen, daß wir seine Arbeit über Luxemburg, die in der Revue Nouvelle (1. und 15. Oktober 1890) erschien, dem deutschen Publikum zugängig machen möchten. Indem wir diesem Wunsch bezüglich des Abschnitts über die Sprachverhältnisse Raum geben, bemerken wir, daß Prof. Gaidoz natürlich als Franzose und im französischen Interesse schreibt, wiewohl er sich bemüht, unparteiisch zu sein. Stimmen wir auch nicht überall mit seinen Ansichten überein und gestatten wir uns hier und da eine abweichende Meinung zu äußern, so ändert dieses doch nichts an dem reichen thatsächlichen Stoff, den Prof. Gaidoz zur Beurteilung der Sprachverhältnisse in Luxemburg beibringt. Der Herausgeber.

[2]) Das ist doch wohl nur ein Scherz des Herrn Prof. Gaidoz oder ironisch gemeint, denn bei einer Mundart, die von wenig über 200000 Menschen gesprochen wird, noch dazu zwischen den beiden großen Litteraturvölkern der Deutschen und Franzosen, ist dieses nicht ernst zu nehmen. Die luxemburger Mundart wird in dieser Beziehung nie eine andre Rolle spielen als etwa das provençalisch in Frankreich, das Plattdeutsche in Deutschland, das „Schwyzerdeutsch" in der Schweiz. A.

schen Sprache ist fakultativ, deren Anwendung nicht beschränkt werden darf. Diese Regel wird auch bei den amtlichen Erlassen befolgt. L'Arrêté sur l'organisation et le service des bureaux (§. 5) verlangt, daß die Beamten beider Sprachen mächtig sein müssen, ein Zwang, wenn man es so nennen darf, welcher nur für sie allein besteht.

In Wirklichkeit beschränkt sich die Anwendung der deutschen Sprache nur auf Gemeinde-Angelegenheiten. Im Gemeinderate der Stadt Luxemburg finden die Verhandlungen im Französischen statt, während sie in den Gemeinderäten des platten Landes gewöhnlich im Deutschen, oder vielmehr im üblichen Dialekt erfolgen. Protokolle werden in beiden Sprachen aufgenommen, je nach dem Ermessen des Bürgermeisters oder seines Sekretärs. Dasselbe geschieht mit den Zivilstandsregistern; und was die bürgerlichen Akten betrifft, so werden sie ebenfalls in der einen oder andern Sprache ausgefertigt, je nach dem Wunsche der betreffenden Personen.

Für das Gesetzbuch in Luxemburg hat man als Grundlage und Ausgangspunkt den Code Napoléon (Code français de 1808) genommen, jedoch hat dasselbe seitdem manche Veränderungen erfahren, namentlich die Abschaffung des Geschworenengerichts. Der Gerichtshof besteht aus sechs Personen: drei Räten und drei Bezirksrichtern, und die gleiche Stimmenzahl genügt, um den Angeklagten freizusprechen.

Es liegt auf der Hand, daß mit dem Bestehen des Code Napoléon das Französische die Gerichtssprache geblieben ist; und seltene Ausnahmen abgerechnet, findet das gerichtliche Verfahren in dieser Sprache statt. Urteile, welche sich auf städtische und Gemeinde-Sachen beziehen, werden ebenfalls in französischer Sprache vollzogen. In bezug auf Strafsachen, und im Interesse der niederen Klassen, denen das Französische weniger geläufig ist, räumt man der deutschen Sprache seit einigen Jahren gewisse Rechte ein [1]). Eine ministerielle Verfügung vom 10. September 1879 schreibt die deutsche Sprache für die Gerichtsakten vor, insofern die Anklage-Akten, die Zeugenaussagen und die Urteile in dieser Sprache abgefaßt werden. Dagegen hat dieser Erlaß durchaus nichts mit den Verteidigungsreden der Advokaten und des Staatsanwalts zu thun. Dieselben geschehen, wie früher, in französischer Sprache, nicht weil es das Gesetz vorschreibt, sondern weil es eine alte hergebrachte Sache ist. Eine amtliche deutsche Übersetzung des Strafgesetzbuches ist im Jahre 1879 herausgegeben worden, jedoch sind die andern Gesetzbücher nur in französischer Sprache vorhanden. Die Akten der Notare werden gleichviel in der einen oder andern Sprache geführt, je nach dem Wunsche der betreffenden Parteien.

[1]) Die hier geschilderten Verhältnisse beziehen sich doch wesentlich auf die Hauptstadt und die größeren Orte des Ländchens — auf dem platten Lande, in den Dörfern, ist die Kenntnis des Französischen gering. A.

Das Atoll Nissan und seine Nachbarn.

Von H. Seidel.

Als Darwin im Frühjahr 1874 die zweite Ausgabe seines Werkes über die Korallenbauten erscheinen ließ, mußte er sich für die Riffe im Salomons- und Bismarck-Archipel noch mit älteren, zum Teil recht lückenhaften Angaben begnügen. Vor allem konnte der verewigte Gelehrte von der langen Atollreihe, die sich seewärts der genannten hohen Inseln erstreckt, keine befriedigende Nachricht geben. Ongtong-Java oder Lord Howe im 5. Grade südl. Br. ist das einzige Gebilde, das er mit Sicherheit als Atoll zu bezeichnen wagte [1]).

Zieht man statt dessen Dr. K. Meinickes Monographie über die Inseln des Stillen Ozeans zu Rate, die gerade ein Jahr nach Darwins Buche erschien, so wird billig die Genauigkeit überraschen, mit welcher der deutsche Geograph jene melanesischen Riffkränze charakterisiert. Dabei standen unserm Landsmann kaum die großartigen Hilfsmittel und Unterstützungen zu Gebote, deren sich Darwin schon in der ersten Auflage seines Werkes rühmt.

Meinicke [2]) beschreibt fast ohne Ausnahme sämtliche Inseln, die bei uns erst in jüngster Zeit durch die Forschungen der deutschen Kriegsschiffe weiteren Kreisen bekannt gemacht sind. Die Zahl der dortigen Lagunenringe ist eine erheblich größere, als man nach Darwin je annehmen durfte. So liegen gleich in der Nähe von Ontong-Java [3]) — der Grabstätte des Kapitänlieutenants Paleske [4]) — zwei kranzförmige Riffe, nämlich die Tasman-Gruppe [5]) im Norden und das inselarme Candelaria- oder Roncador-Riff [6]) im Süden. Letzteres ist keineswegs identisch mit dem viel weiter entfernten Bradley-Riff, das wir ganz im Südosten und nahe der Grenze des deutschen Schutzbereichs eingetragen finden [7]). Etwa $2^1/_2$ Grad westlich von Candelaria folgen die Markeninseln [8]) und diesen wieder, in etwas geringerer Entfernung, die mageren Sandflecke auf dem Carteret-Kranze [9]). In der breiten Durchfahrt zwischen der Salomone Buka und Neu-Mecklenburg haben Nissan-Atoll und Pinepil oder die Grüne Insel [10]) ihren einsamen Platz, und noch tiefer in See werden die Abgarris- oder Faedinseln [11]) getroffen, laut der Sailing Directions eine Kette niedriger Eilande und Sandbänke, die von Riffen umgürtet sind und sich ungefähr 30 Seemeilen in der Richtung von Nordwest nach Südost erstrecken. Nicht weit von diesem Atoll sah der Schoner „Heron" noch einen zweiten Korallenbau [12]) von 3 Seemeilen im Umfange mit einem

[1]) Darwin, Korallenriffe. Deutsche Ausgabe 1876, S. 170.
[2]) Inseln des Stillen Ozeans, Bd. I, Leipzig 1875, S. 140, 141, 158 u. 159.
[3]) Annalen der Hydrographie rc. 1876, S. 209; 1877, S. 48 u. 350; 1887, S. 350 und 1890, S. 128.
[4]) Mitteilungen aus den deutschen Schutzgebieten, Bd. III, 1890, S. 87 u. 88.
[5]) Annalen rc. 1883, S. 278 u. 515 mit Karte des Atolls auf Tafel 8 und Annalen 1885, S. 60.

[6]) Annalen 1876, S. 209 und 1887, S. 48 u. 350. Desgl. Sailing Directions for the Pacific Islands, Vol. I, Western Groups. London, 1890, p. 421, 422.
[7]) Pacific Islands, Vol. I, p. 421.
[8]) Auch Mortlock-Atoll genannt — nicht zu verwechseln mit den Mortlock-Inseln im Karolinen-Archipel —; Annalen rc. 1883, S. 278; 1884, S. 596; 1885, S. 60 und 1887, S. 702.
[9]) Annalen 1879, S. 282; 1882, S. 227; 1883, S. 279, 284, 515 und Karte auf Tafel 8.
[10]) Letztere ist noch sehr wenig bekannt; nach der Karte in den Annalen 1883, Tafel 10 [Text S. 517] ist sie jedenfalls korallinen Ursprungs und wahrscheinlich auch ein Atoll, vorausgesetzt, daß die Karte an demselben Fehler krankt, wie die noch zu erwähnende Aufnahme von Nissan. Als Korallengebilde bezeichnet sie auch der kaiserliche Kanzler Schmiele in den Mitteilungen aus den deutschen Schutzgebieten 1891, Heft I, S. 66.
[11]) Meinicke, a. a. O., Bd. I, S. 140 u. 141 und Pacific Islands, Vol. I, p. 430.
[12]) Pacific Islands, Vol. I, p. 430, 431.

trockenen Inselchen in der Mitte. Dagegen ist das Lyra-Riff [13]), das 1826 vom Kapitän Rennick entdeckt wurde, und das sich selbst in unsre Handatlanten eingeschlichen hat, ein submarines Gebilde von zweifelhafter Lage und Ausdehnung, über welchem 4 bis 5 Faden Wasser stehen sollen.

Es hat Jahre und Jahrzehnte gedauert, ehe jedes dieser Riffe untersucht und annähernd richtig in die Karten eingetragen wurde. Manches ist bis in die neueste Zeit ganz falsch dargestellt worden, oder es schwankte mit wechselnden Namen in unsicheren Positionen hin und her. Für die Tasman-Inseln z. B. waren noch die Nebentitel Welling-Gruppe und Le Maire-Atoll üblich, eine geraume Weile sogar lief der Ring als „Simpson Coral-Islands“ durch die Listen der „Reported Dangers“. — Welche Mängel selbst den besten Quellen anhaften können, zeigt uns ein Vergleich der Schilderungen und Karten von Nissan-Atoll oder der Sir Charles Hardy-Insel.

Nach deutschen [14]) und englischen Karten und Segelanweisungen erscheint das Atoll als eine elliptische Fläche mit etlichen ausspringenden Ecken, von Riffen umgeben, die sich einzig an der Westseite zu einer kleinen Bucht öffnen, deren Zugang jedoch durch Korallenmassen und ein schmales Inselchen gesperrt wird. Die Ufer sind mäßig hoch, tragen Mangroven und Kokosbäume und fallen besonders nach der Ostseite hin sehr steil ab, so daß ein Landen mit Booten nur an wenigen Stellen ausführbar ist. Die höchsten Punkte im Innern schätzt die Aufnahme aus 1883 durch das Kriegsschiff „Hyäne“ zu 100 m.

Hält man diese Beschreibung mit den Ergebnissen der jüngsten Nissan-Forschung durch den kaiserlichen Kanzler G. Schmiele [15]) zusammen, so lassen sich zwischen beiden kaum irgend belangreiche Ähnlichkeiten entdecken. Denn statt der Vollinsel, von der uns die früheren Quellen sprechen, erblicken wir ein echtes Atoll, und zwar zu jenem Typus gehörig, den Darwin treffend als „Hufeiseninsel“ bezeichnet. Die eckigen Umrisse aus der älteren Karte sind verschwunden; die Außenlinie läuft sanft gerundet um das ganze Atoll, nur einmal im Osten und zweimal im Westen durch tiefere Buchten gegliedert. Um so vielgestaltiger zeigt sich dafür der Saum der Lagune, besonders im südlichen und südöstlichen Teile, wo er wahrhaft mäandrische Windungen macht. Das Binnenwasser ist von Norden nach Süden 12 Seemeilen lang bei einer Breite von 4 bis 5 Seemeilen. Zum offenen Meere führen drei Ausgänge, zwischen welchen die Eilande Barahen und Sirot liegen. Das 3 bis 4 Seemeilen breite, wie ein Hufeisen gekrümmte Hauptland heißt bei den Eingeborenen „Nissan“, ein Name, den Kanzler Schmiele für das gesamte Atoll empfiehlt. Am merkwürdigsten ist der Ostflügel der Insel geformt; das Land springt gleich hinter der Lagune mit jähem Hange 7 bis 10 m auf und hebt sich dann, gleichmäßig ansteigend, in der Richtung zum Weststrande gegen 40 bis 60 m empor. Ein schroffer Abfall leitet von der Hochfläche in ein bis 500 m breites Vorterrain hinab, welches Pandanus und Kokospalmen in Fülle trägt. Dieser fruchtbare Küstenstreifen wird Talehua genannt.

Steilhänge, die auf eine nachträgliche Hebung des Atolls schließen lassen, begegnen uns ferner im Nordosten bei Jalhua, sowie an der ganzen Westseite, wo Abstürze von 8, 9, 20 und 25 m verzeichnet sind. Besonderes Interesse erheischen die in der Wand von Talehua eingewaschenen Höhlen, die oft in dreifachen Reihen übereinander liegen und zum Teil mehrere Hundert Fuß tief sind. Es untersteht keinem Zweifel, daß die Insel ein gehobenes Atoll darstellt, ähnlich wie das über 10 Längengrade östlich vor ihr belegene Nauru, welches jetzt gleichfalls zum deutschen Kolonialbesitz rechnet. Wir treffen auf Nauru, dem Pleasant-Island [16]) der englischen Karten, in gewisser Hinsicht dieselben Erscheinungen an, wie auf Nissan. Der Boden schwillt von der schmalen Strandebene mit rauh zerklüfteten Klippen und Wänden zu 50 bis 60 m auf. Der feste Korallenkalk ist zu tiefen Grotten, steilen Türmen und Zinnen ausgewaschen; oft schauen die Blöcke weißschimmernd zwischen dem Grün der Vegetation hervor. Auf der Eggertschen Karte [17]) von Nauru sind außerdem am Westufer zwei unterseeische Höhlenausflüsse verzeichnet. Vor allem aber läßt uns die ovale Senke [18]) im Innern, deren Grund noch jetzt ein brackischer See ausfüllt, keinen Augenblick über die frühere Natur von Nauru im Zweifel.

[13]) Pacific Islands, Vol. I, p. 431.

[14]) Annalen rc. 1883, S. 517 mit Karte auf Tafel 10, und 1886, S. 521; 1890, S. 340. Hier giebt Korvettenkapitän Herbing die erste richtige Beschreibung des Atolls. Pacific Islands, Vol. I, 1890, p. 428 wiederholen nur fast wörtlich die Notiz aus Annalen 1883, S. 517.

[15]) Mitteilungen aus den deutschen Schutzgebieten 1891, Bd. IV, Heft 1, S. 65 u. 66 mit Karte.

[16]) Annalen 1873, S. 195; 1881, S. 533; 1882, S. 154; 1884, S. 375 mit Karte und Ansicht auf Tafel 10, und 1888, S. 231. Vergl. auch die „Aufzeichnungen über die Insel Nauru“ vom Kaiserl. Kommissar Dr. Sonnenschein in den Mitteilungen aus den deutschen Schutzgebieten 1889, Bd. II, S. 19 bis 26.

[17]) Mitteilungen aus den deutschen Schutzgebieten 1890, Bd. III, Heft 3, Tafel 8.

[18]) „The centre is of much less elevation than the coast“. Pacific Islands, Vol. II, p. 76.

Die Grabstätte des Kaisers Yung-Lo (Mingdynastie).

Von C. F. Caspari. Hongkong.

Der beifolgende, auf Vermessungen beruhende Grundriß des berühmten Grabes des Kaisers Yung-Lo ist wahrscheinlich der erste, welcher zur Veröffentlichung gelangt, da wohl Zeichnungen vorhanden waren, die Wächter aber mit Rücksicht auf den bekannten Fengschui-Aberglauben bisher jeder Aufnahme Widerstand entgegensetzten. Bei einem Ausfluge, welchen ich im verflossenen Frühjahr in Begleitung eines Schotten, des Mr. Savage, zu den berühmten Ming-Gräbern von Peking aus unternahm, gelang es uns, in klingender Weise die Wächter auf unsre Seite zu bringen und das größte Grabdenkmal der Mingdynastie zu vermessen, was um so genauer gelang, als Mr. Savage ursprünglich Architekt ist.

Das besondere Interesse, welches diese großartigen Bauten darbieten, besteht vor allem in der Vereinigung zwischen einem Tumulus prähistorischer Art und dem Bauwerk vergleichsweise modernen Ursprungs. Um den Tumulus von 300 m Durchmesser zieht sich kreneliertes Mauerwerk herum und der Zugang wird gebildet durch ein aus drei großen aneinanderstoßenden Abteilungen bestehendes Bauwerk. Es scheint, als ob hier uralte Formen der Begräbnisstätten beibehalten sind, was bei dem konservativen Volke der Chinesen ja nichts auffallendes ist; der ganze Grundriß erinnert an gewisse prähistorische Gräber Europas, bei denen auch der Zutritt zu der eigentlichen Grabkammer durch einen Gang

riesiger Steinplatten gebildet wurde mit nachfolgender Aufschüttung von Erde in Form eines Tumulus.

Die berühmten Ming-Gräber liegen auf dem Wege von Peking zur Großen Mauer. Wir kamen vorüber an dem von den Franzosen zerstörten kaiserlichen Sommerpalast Wan-schan-schan, übernachteten in einem Tempel in Ta-be-an, passierten am andern Tage Tschang-ping-tschau und gelangten nachmittags zu der bekannten, oft abgebildeten Gräberstraße, die zu dem kesselartigen Thale führt, in dem eine der größten Nekropolen der Erde sich befindet. Hier liegen die 13 Kaiser der Mingdynastie begraben, welche fast 300 Jahre lang (1368—1644) China beherrschten. Sie sind also Zeitgenossen unsrer deutschen Kaiser von Karl IV. bis Ferdinand III. und erloschen zur Zeit des 30 jährigen Krieges mit dem freiwilligen Tode des letzten Mingkaisers, worauf die jetzt regierende Tsingdynastie folgte.

Die Straße der berühmten Steinbilder mit ihren riesigen Pferden, Kamelen, Elefanten und Löwen, die den Zugang zum Gräberthal bildet, ist so oft beschrieben und auch abgebildet worden, daß ich wohl hier von ihr schweigen darf. Ich will nur als Begleitworte eine kurze Schilderung des Tumulus Kaiser Yung-Los geben, da dessen Grabstätte die größte unter allen ist. Yung-Lo, der dritte in der Reihe der Mingkaiser, regierte von 1403—1425; er ist auch im Abendlande dadurch bekannt geworden, daß er die Hauptstadt von Nanking nach Peking verlegte; sein Ahnenname ist Tsching-tsu.

Der flach erscheinende Tumulus liegt am nördlichen Ende des ganzen Baues und wird durch eine starke Mauer aus roten Ziegeln zusammengehalten. Sein Durchmesser beträgt 300 m; er ist bepflanzt mit Koniferen, welche nach chinesischem Glauben die Eigenschaft besitzen, mißgestaltete Geister,

die Mong-tsa-on, abzuhalten, die sich vom Gehirn der Leichen nähren. Die Höhe des Tumulus beträgt ungefähr 30 m. Der nach Süden zu vorgebaute, aus drei Abteilungen bestehende Tempelgang ist mit einer hohen roten Umfassungsmauer umgeben und bildet ein an den Tumulus sich anschließendes Parallelogramm von 360 m Länge und 150 m Breite (in abgerundeten Zahlen). Der mittlere Theil dieser dem Grabdienst und der Verehrung des hier bestatteten Yung-Lo geweihten Baulichkeiten wird durch die große Halle gebildet, die ein besonders schönes Beispiel chinesischer Grabarchitektur ist und deren Dach von hohen Säulen aus Teakholz getragen wird, die bis 20 m hoch sind. Dieser Haupttempel ist von hellfarbigen Marmorbalustraden umgeben, die in schöner Reliefarbeit mit chinesischen Symbolen, Drachen- und Vogelfiguren bedeckt sind. Das ganze großartige Gebäude mit der hoch über uns emporragenden Decke hat nur den Zweck, die Ahnentafel Yung-Los zu schützen, ein nur 60 cm langes Brett, auf dem der Kaiser als „der vollkommene Ahne, der litterarische Kaiser" gefeiert wird. Weihrauchgefäße, Räucherkerzen und was sonst zu der Verehrung der Ahnen gehört, stehen vor der Tafel.

Es folgt nun die dritte Abteilung der Baulichkeiten, die zunächst dem Tumulus gelegene. In derselben steht, ohne Überbau im offenen Raume, ein 7 m langer mächtiger Altar, dessen Deckplatte aus einem riesigen Monolith gebildet wird. Hier fanden früher die besonderen Opfer für den verstorbenen Kaiser statt. Es folgt nun, unmittelbar an den Tumulus angebaut, das hohe Mausoleum, welches die eigentliche Grabstätte Yung-Los bildet. Durch dasselbe hindurch steigt schräg aufwärts ein bequemer Gang nach dem Hügel, den wir an der Plattform der krenelierten Mauer erreichten. Man kann auf derselben den ganzen gewaltigen Tumulus umschreiten; von dort oben hat man einen herrlichen Blick auf das Thal mit seinen zahlreichen Gräbern.

Die Sarkophage von Sidon.

Von J. P. Peters.

Am Fuße der Berge hinter Sidon und Tyrus findet man eine fast ununterbrochene Reihe von Grüften, welche in den Felsen gehauen sind. Wie in Palästina wurden auch in Phönizien die Toten in Grüften begraben, welche in Felsen gehauen sind, und sich gewöhnlich an steilen Bergabhängen und tiefen Gewässern entlang ziehen, wo die Bodenbeschaffenheit es erlaubt, mit möglichst geringer Mühe solche Grüfte auszuhauen. Reiche Leute jedoch bauten oft ihre Grabstätten in ihren Gärten, obgleich dies mehr Arbeit erforderte, namentlich wo die Oberfläche des Felsens eben ist. Um solche Grabstätten herzustellen, in welche sie ihre Sarkophage versenkten, mußten sie tiefe Schächte in dem festen Gestein austeufen, auf deren Grunde sie ihre Gräber aushöhlten. Gräber dieser Art findet man häufig in den Saatfeldern und Gärten hinter der Stadt Sidon, sowie zwischen letzterer und dem Gebirge. In einer solchen Gruft, südöstlich von Sidon, auf dem Felsenplateau, gerade über den Gärten, wurde der Sarkophag des Königs Eschmuna'zar gefunden, welcher sich jetzt im Louvre befindet. Dieser Sarkophag wurde, wie es scheint, seines Inhaltes beraubt, aus der königlichen Gruft entfernt, wieder gebraucht und an andrer Stelle in eine Gruft gesetzt. Hier war es, wo Renan Ausgrabungen vornahm und eine Anzahl Gräber fand, so daß er diese Stelle auf seiner Karte mit dem Namen Nekropolis von Sidon bezeichnete. Diese Bezeichnung ist jedoch ganz unrichtig, denn man findet ebensoviel Gräber überall hinter der Stadt, als in Renans sogenannter Nekropolis. Die ganze Oberfläche dieses Felsenplateaus oberhalb der Gärten und unterhalb der Hügel ist mit solchen Gräbern besäet, die man teils einzeln, teils in Gruppen findet. Die dortigen Steinhauer entdecken fortwährend neue Gräber. Sie werden gewöhnlich von ihnen geplündert, und die Lampen, Fläschchen &c. an Antiquitätenhändler und Reisende verkauft. Es waren ebenfalls Steinhauer, welche die Gruft entdeckten, die den erwähnten Sarkophag Eschmuna'zars enthielt. Die eigentümlichen Merkmale des letzteren veranlaßte sie, den Fund andern mitzuteilen, und so kam er in den Besitz des Duc de Luynes für den Louvre.

Vor vier Jahren machte ein Steinhauer die Entdeckung eines Grabes, am Saume des Plateaus, dicht an den Gärten, ungefähr so weit nordöstlich von der Stadt, als sich Renans „Nekropolis" südöstlich von ihr befindet. Die eigentümliche Beschaffenheit der darin befindlichen Sarkophage bewogen den Steinhauer, die amerikanischen Missionare in Sidon von seiner Entdeckung in Kenntnis zu setzen, welche dem Direktor des kaiserlichen Museums, Hamdy Bey, hiervon Mitteilung machten. Dieses führte 1887 zu weiteren Ausgrabungen in Sidon, und der Auffindung jener bemerkenswerten Sarkophage, welche im neuen Museum der türkischen Hauptstadt ausgestellt sind.

Im Winter 1887/88 verbreitete sich die Nachricht, daß einer dieser Sarkophage derjenige Alexander des Großen sei, eine Ansicht, die seitdem nicht wieder ausgesprochen wurde. Das Werk Hamdys über die Sarkophage ist bei Leroux in Paris erschienen. Es ist Renans „Mission en Phènicie" ähnlich und mit vielen Abbildungen versehen. Ich sah die Sarkophage im Oktober 1890. Ich werde nie meinen ersten Besuch vergessen, den ich nach meiner Ankunft in Konstantinopel machte, wo ich Hamdy im Museum aufsuchte, welcher mir sofort die Sarkophage zeigte.

Er begann mit dem Sarkophag der „Leidtragenden" und schloß mit jenem, den man Alexander dem Großen zuschrieb. Ich war erstaunt, denn obgleich ich etwas von den Schönheiten der Skulpturen gehört hatte, so hatte ich durchaus nicht vermutet, solche wundervolle Kunstschätze zu finden. Ich hatte nie etwas Ähnliches gesehen, und je öfter ich sie später besah und genauer prüfte, desto größer war der Eindruck. Sie nehmen ganz sicher einen hohen Rang unter den Kunstschätzen der Welt ein, und es lohnt sich der Mühe, eine lange Reise zu machen, um sie zu sehen und zu studieren. Insgesamt giebt es dort siebzehn Sarkophage, wovon neun mit polychromen Skulpturen verziert sind. Es waren zwei Gräber vorhanden, wovon das eine, ein phönizisches, königliches, ganz unbeschädigt war; und das andre ein griechisches. Im letzteren fand man alle Sarkophage erbrochen und beschädigt. Das erstere befand sich in einer höheren Lage als das letztere. Als man die griechische Gruft baute, wußte man nichts mehr von der phönizischen Gruft, denn als die Bauleute einen Schacht abteuften, wurden sie durch einen dumpfen Ton darauf aufmerksam, daß sie in eine ältere Gruft eindrangen. Sie trieben daher ihren Schacht noch tiefer, bis sie zu der ungewöhnlichen Tiefe von 12 m kamen.

Einige Angaben über die Auffindung der phönizischen Gruft, und speziell des erwähnten Sarkophag von Tabnith, des Vaters des eben erwähnten Eschmuna'zar, enthielt die Revue Archéologique vom Jahre 1887, wo Renan jedoch irrtümlicherweise sagte, daß sich das griechische Grab auf einem höheren Niveau als das phönizische befunden habe. Auch setzt er die phönizische Gruft und die Inschrift Tabniths ein Jahrhundert zu spät an. Hamdy Bey ist es gelungen, annähernd das Datum Tabniths zu bestimmen; wenigstens liefert seine Entdeckung den entschiedenen Beweis, daß die Jahreszahl 300 v. Chr. Geburt um wenigstens hundert Jahre oder noch mehr zu hoch gegriffen ist. Die Aufschrift am Sarkophag der Tabnith lautet wie folgt: „Ich, Tabnith, Priester des Ashtaroth, König der Sidonier, Sohn des Eschmuna'zar, liege hier in diesem Sarge. Wanderer, der du diesen Sarg findest, öffne mein Grab nicht, noch entweihe es, denn weder ein Bildnis von Silber oder Gold, noch Juwelen sind hier verborgen (?). Ich allein liege in diesem Sarge, öffne mein Grab nicht, noch entweihe es, denn es ist ein Abscheu vor Ashtaroth, und wenn du je mein Grab öffnest und entweihest, so sollst du keine Nachkommen unter den Lebenden unter der Sonne, noch eine Ruhestätte unter den Toten haben!"

Man wird gerührt beim Lesen dieser Aufschrift, welche sogar von der Unsicherheit königlicher Gräber Zeugnis ablegt, was auch aus der Mühe hervorgeht, welche man sich gegeben hatte, um den Sarkophag in seiner Nische zu befestigen. Derselbe war in einer Höhlung des felsigen Bodens eingelassen, mit kleinen Steinen und Kalk ausgefüllt und oben mit einem großen Stein belegt, welcher ungefähr 3 m lang und $1^1/_2$ m dick war. Trotzdem haben weder Verwünschungen noch äußere Mittel geholfen, dieses Grab unversehrt zu erhalten, denn es ist Thatsache, daß derselbe Sarkophag, in welchem die Mumie von Tabnith gefunden wurde, von einem ägyptischen Grabe gestohlen worden war. Die ägyptischen Aufschriften sind innerlich und äußerlich unversehrt, wonach es den Anschein hat, daß dieser steinerne,

mumienförmige Sarg ursprünglich derjenige eines ägyptischen Generals, namens Pauephtah, gewesen ist. Es ist wahrscheinlich, daß nach der Eroberung Ägyptens durch die Perser, als viele alte Grüfte geplündert wurden, man anfing, mit ägyptischen Särgen Handel zu treiben. Als Ergebnis solchen Handels kann der Sarkophag des Eschmuna'zar im Louvre angesehen werden, welcher ein ägyptischer, steinerner Sarg ist von derselben Art als derjenige des Tabnith. Wie schon bemerkt, wurde er weder in seiner ursprünglichen Beschaffenheit, noch wahrscheinlich in seiner ursprünglichen Lage gefunden. Hamdy Bey ist geneigt, anzunehmen, daß das Grab Eschmuna'zars in derselben Gegend, wie dasjenige des Tabnith war. Wenn dieses der Fall, dann kann das Grab von Tabnith einen Teil einer königlichen Nekropole gebildet haben und man wird dort vielleicht nicht weniger interessante, unbeschädigte Gräber von andern Königen Sidons entdecken. Steinhauer versichern, im letzten Sommer in jenem Reviere noch mehr Grabeshöhlen entdeckt zu haben. Hamdy Bey hofft dieselben im Frühjahr 1891 auszugraben.

In der Gruft des Tabnith giebt es noch andre Grabhöhlen, welche steinere Sarkophage ohne Inschrift enthalten, und vermutlich die Särge der Frauen seiner Familie sind. Soviel wie mir bekannt ist, wurde in keinem von ihnen etwas Interessantes gefunden, sie enthielten bloß Lampen und Vasen von gewöhnlicher Form. Sie wurden ebenfalls nach Konstantinopel gebracht, und bilden einen Teil der Sarkophagensammlung, welche einzig in ihrer Art ist. Dieselbe füllt das ganze niedere Stockwerk des neuen Museums aus und erstreckt sich nach vorn bis in den Hof.

Wichtiger noch als die Entdeckung des Grabes des Tabnith, war die Entdeckung der griechischen Sarkophage mit polychromen Skulpturen, welche man später in einer tieferen Gruft vorfand. Es giebt deren vier, welche vorzügliche Kunstwerke sind, jeder aus einem rechtwinkeligen Block weißen Marmors bestehend, ungefähr 3 m lang und $1^1/_2$ m breit und hoch. Einer von denselben ist inwendig in menschlicher Form ausgehöhlt, die übrigen haben nur einfache Formen. Jeder Deckel besteht aus einem einzigen großen und schweren Marmorblock. Diese gewaltigen Steinblöcke wurden am Boden eines 12 m tiefen Schachtes gefunden, und zwar in einer Gegend, wo es keine Krahne noch sonstige mechanische Vorrichtungen gab, um solche Massen zu handhaben. Hamdy ließ einen schiefen Tunnel durch den Felsen bis an den Fuß des Schachtes treiben, und die Sarkophage einen nach dem andern mit Seilen ans Tageslicht bringen. Hierauf legte er eine Straße durch die Gärten und beförderte sie auf dieselbe Weise nach dem Meere. Man kann sich kaum vorstellen, mit welchen mechanischen Schwierigkeiten Hamdy bei seinen Ausgrabungen zu kämpfen hatte. Der erste dieser Sarkophage, den ich sah, war eine Nachahmung eines griechischen Tempels mit Säulengang. Zwischen je zwei Säulen stand eine weibliche Figur in trauernder Stellung. Diese Anordnung in ihrer Einförmigkeit nimmt sich etwas steif aus, doch ist die Darstellung der weinenden Figuren so verschieden und so anmutig, daß diese Steifheit verschwindet. Auch die kleinen Verzierungen sind ungemein schön, doch ist die Farbe dieses Sarkophags ziemlich verwischt. Neben diesem steht der Sarkophag eines alten Mannes. Auf einer der Längsseiten ist er dargestellt, als ob er im Begriff stände, seinen Wagen zu besteigen; auf der andern Längsseite erscheint er als Jäger und an einer der kurzen Seiten sitzt er zu Tische. Seine Figur bildet in allen Fällen den Mittelpunkt.

Der dritte Sarkophag ist viel größer als der vorige, der Deckel ist hoch und gespitzt, mit Giebeln an beiden Enden. Die eine der Längsseiten stellt eine Wettfahrt zu Wagen dar. Die Köpfe der Pferde sind die schönsten, die man in Marmor sehen kann. Die Giebel sind mit Greifen versehen. Das Polychrom war hier sehr gut erhalten, ebenso das Gold, welches jedoch an andern Stellen sehr verwischt war.

Jeder von diesen drei Sarkophagen ist ein prächtiges Kunstwerk für sich, und jeder von ihnen überragt an Schönheit alle Sarkophage, welche ich je gesehen habe, aber keiner von ihnen kann in bezug auf Interesse und Schönheit mit dem vierten Sarkophag verglichen werden. Eine seiner Längs- und eine seiner Querseiten stellen eine Schlacht zwischen Griechen und Persern dar. Zur äußersten Linken, wo das Gefecht beginnt, befindet sich Alexander der Große zu Pferde. Die Mittelfigur der Handlung ist ein junger, bartloser, hübscher Grieche, welcher ebenfalls zu Pferde sitzt. Der Kopf dieser Figur war noch nicht restauriert, als ich den Sarkophag sah, doch war es mir, durch die Güte Oskan Effendis, des Professors der Skulptur an der Kunstakademie zu Konstantinopel, vergönnt, ihn zu sehen. Der Hut dieses Jünglings war vergoldet, eine Auszeichnung, welche die andern Figuren nicht besaßen. Diese Thatsache, sowie sein' Stellung im Mittelpunkte lassen vermuten, daß der Sarkophag für ihn bestimmt war. Zur äußersten Rechten des Schlachtbildes, an einer der Längsseiten, befindet sich ein dritter Grieche zu Pferde.

Nach Hamdy Bey stellt er einen Greis vor, dessen Gesicht übereinstimmt mit demjenigen eines Griechen, welcher von Griechen im Basrelief des einen Giebels ermordet wird. Sollte diese Identität wirklich bewiesen werden, so ist wahrscheinlich Hamdys Annahme richtig, daß dieser Sarkophag der des Perdikkas sei. Trotzdem würde ich noch nicht ganz überzeugt sein, da mir die Stellung des jungen Mannes mit dem vergoldeten Hute im Mittelpunkte des Feldes Bedenken einflößt. Es schien mir, als wenn die Identität der erwähnten zwei Figuren nicht hinreichend sei, doch habe ich keinen so sorgfältigen Vergleich zwischen ihnen wie Hamdy angestellt. Soviel wenigstens scheint sicher, daß der Sarkophag einem der hervorragendsten Männer angehörte, der mit Alexander dem Großen gekämpft hatte, und in irgend einer Weise an dem Morde eines Griechen, vielleicht des Perdikkas, beteiligt war. Dieser und die andern Sarkophage desselben Grabes müssen daher dem Schlusse des vierten Jahrhunders vor Christus zugeschrieben werden.

Doch wem auch dieser Sarkophag gehört haben möge, er ist nicht nur eines Generals Alexanders würdig, sondern Alexanders selbst. Ein gleich ausdrucksvolles Stück von Skulptur habe ich nie gesehen. Zuweilen sind Skulptur und Malerei vereinigt, und manchmal die letztere nur allein vertreten, je nachdem man mehr oder weniger Relief geben will. Die Wirkung ist ungemein realistisch. Die Farben sind nicht vollständig erhalten, doch genügend, daß man mit wenig Einbildung sich das Ganze vollkommen herstellen kann. Ein andrer merkwürdiger Beweis von Realismus ist der Gebrauch der Metalle für Pferdegebisse, Lanzen, Schwerter rc. In gleicher Weise ist Gold zu Schmucksachen angewandt. Ich habe meine Beschreibung hauptsächlich dem Schlachtbilde gewidmet; die Jagdszene ist jedoch fast ebenso interessant, und sogar besser erhalten. Als man diese Sarkophage fand, waren sie alle bedeutend beschädigt. Glücklicherweise fand man die fehlenden Stücke bei den Sarkophagen, sie sind alle so geschickt zusammengefügt worden, so daß man den wirklichen, ursprünglichen Sarkophag ziemlich unversehrt vor sich hat. Die Vandalen, welche sie zerstört hatten, waren gewiß sehr zahlreich und mit tüchtigen Instrumenten versehen. In Anbetracht der häufigen Plünderungen und der Art der dabei gebrauchten Werkzeuge vermutet Hamdy, daß sie von römischen Soldaten erbrochen und geplündert wurden. Zum Schluß will ich wiederholen, daß Hamdy Bey mit den Sar-

kophagen von Sidon einen der größten Kunstschätze der Welt entdeckt hat, dessen ausführliche Beschreibung von Künstlern und Archäologen mit Ungeduld erwartet wird.

(The Nation. Januar 1891).

Vorgeschichtliches aus Reichenhall.

Unter dieser Spitzmarke erscheint auf S. 191 dieses Bandes eine Kritik über die in der Beilage zur Allgemeinen Zeitung 1891, Nr. 38 veröffentlichten Schürfungsergebnisse einer prähistorischen Stätte bei Reichenhall. Da die von dem Herrn Referenten — Studienlehrer Dr. Mehlis aus Dürkheim — hierüber gezogenen Schlüsse dem Leserkreise des Globus unter teilweiser Entstellung der Fundgeschichte unterbreitet wurden, ist nachfolgende Berichtigung erforderlich.

Die aufgefundene oberste Bodenschicht zu Langacker besteht aus einem über den ganzen Hügelbau sich hinziehenden Knochenlager, welches mit unzähligen Geschirrresten durchsetzt ist; dieser weißgebrannte Knochenschotter bedeckt nun bei seiner kolossalen Mächtigkeit von 25 bis 120 cm somit eine Fläche von mehr als 100 Schritten im Umfange und berechnet sich sein Inhalt auf mindestens 270 Raummeter. Bei dem Umstande, daß dieses hartgebrannte Knochenmaterial, welches seine äußere Form nicht verändert hat, zahlreiche Hornzapfen, Hufbeine, Gehörrustücke, Schneide- und Backenzähne von Pferden, Rindern u. s. w. enthielt, war jede „Verwechselung mit menschlichen Skeletteilen" völlig ausgeschlossen, eine an Ort und Stelle von Fachleuten wiederholt vorgenommene Besichtigung des großen Beinlagers, sowie die nach München zur Rassenbestimmung eingesandten kalcinierten Knochenteile ließen bezüglich ihrer tierischen Herkunft auch nicht den geringsten Zweifel aufkommen.

Grobe Ungenauigkeit läßt sich der Herr Studienlehrer in seiner Kritik bei Angabe der Funde und der sie begleitenden Umstände zu schulden kommen und mehrfach ist ersichtlich, daß das „Vorgeschichtliche aus Reichenhall" nicht einmal mit der erforderlichen Aufmerksamkeit gelesen worden ist. Die Besprechung der Beilage zur Allgem. Zeitung erwähnt z. B. einfach den Fund von zwei Armringen in dem obersten weißgebrannten Knochenlager (cf. S. 2, Abs. 5), der Herr Dr. Mehlis läßt dagegen dieselben „ziemlich tief in der Holzkohle" und mit dem weiteren Zusatze „in der Mitte des Hügels" auftreten. In unsrer Fundgeschichte geschieht von einer „durch Bronzebeigaben veranlaßten grünen Färbung der Schädelfragmente und Occiputteile" mit keiner Silbe Erwähnung; falsch ist ferner die Angabe von „zwei" erhobenen Fibeln (Kahnfibeln), da unter den Beigaben nur eine fragmentierte Fibel (Bügel fehlt, Fuß, Rolle und Nadel sind erhalten) aufgeführt ist (cf. S. 2, Abs. 5). Daß sämtliche Bronzefunde mit Ausnahme der Armringe und einer Gewandnadel bald in der Lehmdecke, bald auf dem Steinbau allerorts ausgestreut vorgefunden wurden, wäre klar und deutlich auf S. 2, Abs. 5 zu lesen gewesen, der Herr Referent dagegen stellt fest, daß die Beigaben in Mitte des Hügels in einem Steinkranze über menschlichen Leichenteilen lagen. — Nur bei gänzlicher Außerachtlassung des in verschiedenster Entfernung, Tiefe und Bodenlage zu Tage getretenen Fundmaterials konnte zu Dürkheim ein Phantasiegebilde über eine Leichenbestattung aus der Hallstattperiode entstehen, welches in Wirklichkeit zu Langacker niemals vorhanden sein konnte.

Unter der obersten Bodenlage des Hügels, dem weißgebrannten Knochenlager, welches mit Scherben durchsetzt ist, die behufs ihrer chronologischen Zuteilung der Bronzezeit angehören und in auffallender Verwandtschaft mit den keramischen Fabrikaten aus den Pfahlbauten des Starnbergersees und oberösterreichischen Sees stehen (cf. S. 2, Abs. 1 der Beilage z. Allg.), Hallstattgräber zu vermuten, ist ein archäologischer Schnitzer, welcher „einer besonnenen Forschung" nicht unterlaufen sollte!

Die ohne Schablone und Voreingenommenheit geführte Forschung zu Langacker ist vom schönsten Erfolge begleitet und wird von der kritischen Feder des Herrn Studienlehrers Dr. Mehlis nicht in Mißkredit gebracht werden können.

Bad Reichenhall, 29. März 1891.

v. Chlingensperg-Berg.

Bücherschau.

Vuk vit. **Vrčević, Narodne pripovijesti** i presude iz života po Boki Kotorskoj, Hercegovini i Crnojgori. Ragusa 1890, D. Pretner. (Volkserzählungen und Rechtsprüche aus dem Leben in der Bocca di Cattaro, im Herzoglande und den Schwarzen Bergen.)

Die Volkserzählungen des 1881 verstorbenen Vuk Ritter v. Vrčević, österreichischen Konsuls in Trebinje im Herzoglande sind eine der wichtigsten Quellen für Belehrung über das serbische Volkstum. In den schwer zugänglichen Felsengebirgen Montenegros, des Herzögischen, der Krivošija und der Bocca di Cattaro behauptete und entwickelte sich ein eigenartiges Volkstum, welches sich im wesentlichen bis in die Neuzeit auf der epischen Kulturstufe der homerischen Lieder bewegt. Inmitten dieses Volkes ist Vrčević geboren und erzogen worden und dort hat er auch seine Tage verbracht. Seine allgemeine Bildung westlicher Art war unbedeutend, er sprach ziemlich fließend italienisch und etwas deutsch, aber er war ein tüchtiger Beobachter und ein unermüdlicher Sammler. Als Gerichtsschreiber auf Cetinje in Montenegro und als Konsul in Trebinje hatte er überreiche Muße, die Anregungen zu befolgen, welche ihm sein Freund Vuk Karadžić, der erste und einflußreichste serbische Volksschriftsteller dieses Jahrhunderts, gegeben. Vrčević sammelte und erzählte unermüdlich, doch sein Leserkreis war gering. In seinem Nachlasse wurden bedeutende Schriften vorgefunden, welche nun allmählich veröffentlicht werden.

Man kann Vrčevic mit keinem unserer modernen deutschen Dorfgeschichtenerzähler in eine Reihe stellen. Diese erzählen mehr oder weniger für ein gebildetes Publikum und legen sich das Volk zurecht, wie es ihnen paßt. Das ist Kunstschriftstellerei. Vrčević aber schreibt bloß nieder, was er aus dem Munde von Bauern gehört und vernommen. Seine Kunst liegt darin, daß er unmittelbar die Rede des Bauern wiedergiebt, ohne sie mit Reflexionen irgendwelcher Art zu bereichern. Aus diesem Grunde ist das jüngsthin erschienene Buch Vrčević's, auch für den Folkloristen eine Quelle ersten Ranges zu nennen.

Daß Vrčevic's Verdienste sowohl unter den Südslaven als auch in Deutschland unter den Ethnographen nach und nach die gebührende Würdigung finden, ist nicht zum geringsten meinen Bemühungen zu verdanken, denn seit acht Jahren schon weise ich bei jeder Gelegenheit und fast in jeder meiner Arbeiten auf Vrčević's Leistungen hin. Das soll auch jetzt wieder geschehen, indem ich in Kürze über den vom ethnographischen Gesichtspunkte bemerkenswerten Inhalt einiger Erzählungen dieses Buches Bericht erstatten werde.

I. Bruchstücke aus dem Leben in der Bocca di Cattaro. Zwei dalmatinische Matrosen, Jugendfreunde, begegnen einander nach zwanzjähriger Trennung in Kalifornien und erzählen einander ihre Schicksale. Sie sind beide im Begriff, nach Heim zu reisen. Jeder hat schon genug in der Welt erworben. Der eine ist verheiratet, der andre ledig. Jija, der ledige, fragt den verheirateten Ponto: Du hast also geheiratet? Ist das Weib ruhig oder bellerisch? Darauf Ponto in aller Gemütsruhe: „Ein Weib, welches nicht bellt, taugt zu nichts. Eine Hündin, die ihre Hürde, und ein Weib, welches sein Heim nicht verteidigt, essen umsonst das Brot des Hauses." Das sind echte Volkssprichwörter, welche das Verhältnis zwischen Mann und Weib bezeichnen. Von Sprichwörtern wimmelt es in dem Buche. Einige auf das Weib bezügliche sollen gleich noch angeführt werden, S. 66: Der Hausvorstand, der sein Weib nicht durchzuhauen sich getraut, das ist kein Mann. S. 74:

Ein Weib hat einen Kopf und hundert Zungen. S. 127: Eine Schlange muß man auf den Kopf, ein Weib aber auf den Rücken hauen, und dann brauchst du dich vor ihnen nicht zu fürchten.

II. Eine Mutter als Mörderin ihres Sohnes. Ein Ereignis, welches sich im Jahre 1750 in Piva zugetragen hat und noch erzählt wird. Die verwitwete Mutter zweier Söhne hat am Dorfende ein Wirtshäuschen und ernährt sich schlecht und recht. Der ältere Sohn wird Mohammedaner und ist dann für sie in der Welt verschollen. Späterhin muß auch der jüngere Sohn in türkische Dienste treten. Nach 15jähriger Abwesenheit kehrt er als sehr reicher Mann heim und als Fremder bei seiner Mutter ein, ohne sich am ersten Tage erkennen zu geben. Nachts schlachtet ihn die Mutter unter Mithilfe ihres Knechtes ab, um ihn zu berauben. Am Morgen erfährt sie, daß sie ihr eigenes Kind aus der Welt geschafft und stößt sich vor Gram ein Messer ins Herz. Die Geschichte ist als Sage im ganzen Süden wohlbekannt und verbreitet. Im übrigen ist dieses Motiv auch dem Sagenschatze andrer Völker nicht fremd [1]).

III. Zwei montenegrinische Hochzeiten. Eine wahre Begebenheit nach der Volksüberlieferung aus der Mitte des 17. Jahrhunderts. Unter den Stämmen herrschte bekanntlich Exogamie (Frauenraub und Frauenkauf). Der Zufall fügte es, daß Martin Tomašev und Golub Gjokanov, beide aus dem Dorfe Bajica und dem Stamme Katuni, um ihre Bräute die Hochzeitsgeleitschaften gleichzeitig aussandten, Martin um ein Mädchen aus dem Stamme Kovi und dem Hause Batričević, Golub um ein Mädchen aus dem Stamme Cuci und der Sippe Perović. Weder sie noch ihre Eltern kannten die Bräute. Man hatte letztere durch fernstehende Vermittler deren Angehörigen abgekauft. Da und dort kamen die Hochzeitsführer und das Geleite bei Nacht an, übernahmen sogleich die tiefverschleierte Braut und machten sich auf den Heimweg. Im Gebirge trafen die zwei Hochzeitszüge zusammen und hielten gemeinsam Nachtrast. Die zwei Bräute schliefen abgesondert bei einander. Beim Aufbruch wurden die zwei Bräute zufälligerweise vertauscht, und so geschah es, daß die Bräutigame mit fremden Mädchen getraut wurden. Zu erwähnen ist die Episode (S. 26), daß in den ersten zwei, drei Nächten die zwei Brautführer mit der Braut schlafen, und in den folgenden Nächten die Schwiegermutter, so daß Braut und Bräutigam länger als eine Woche miteinander in keine Berührung kommen können. Auf diesen Brauch wies ich schon in meinem Buche „Sitte und Brauch der Südslaven" hin (Wien 1885, S. 454), und meine Deutung desselben als eines Überlebsels vom Hetärismus der Brautnacht, fand bei den Ethnographen Anklang. Hervorzuheben ist jedenfalls, daß dieser Brauch unter den Südslaven nur bei den montenegrinischen Stämmen nachweisbar ist.

IV. Aus Unverstand in den Tod gerannt. Ein Ereignis aus dem Jahre 1820 in der Gemeinde Pobora in der Bocca di Cattaro. In Montenegro und Süddalmatien ist es Brauch, wenn der Bienenstand in einem Hause nicht gedeiht, und der Bauer einen neuen Bienenstand einführen will, daß der Hausvorstand als Stock drei Bienenkörbe samt Brut neu einwirtschaften muß, und zwar kauft er einen, den andern läßt er sich schenken und den dritten stiehlt er irgendwo. Der Bauer Rade machte es auch so, wurde aber beim nächtlichen Diebstahl vom Eigentümer des Bienenstandes erschossen. Der Fall kam, um die Blutrache zu verhüten, vor das bäuerliche Friedensgericht, welches sich aus 24 älteren Hausvorständen zusammensetzte. Der Sohn des Getöteten wollte durchaus den Mörder töten, doch die Friedensrichter fällten ein andres Urteil: der Sohn des Getöteten habe am Liebfrauentag im Hause des Mörders zu erscheinen und mit ihm drei „feuchte" Gevatterschaften (mokra kumstva, das sind Taufgevatterschaften) und drei Wahlbruderschaften (tvi pobratimstva) einzugehen unter üblicher gegenseitiger Beschenkung.

V. Schätze graben. Ein Fall aus dem Herzoglande aus neuerer Zeit. In zwei alten Kirchenruinen wurde nachgegraben, aber nichts gefunden. Den Ort, wo Schätze vergraben liegen, erfährt man entweder im Traume, oder ein schwarzes Öchslein bleibt an einer solchen Schatzstelle stehen, scharrt daselbst mit den Hörnern den Boden auf und stößt dabei ein unablässiges Gebrülle aus, oder die Gebirgsgeister (planinski džini) halten über dem vergrabenen Schatze beim dritten Hahnenkrähen ihre Versammlung ab. Einer erzählt: „Meinem Vater träumte von einer Stelle, wo ein vergrabener Schatz liege, und er machte sich vor Tagesanbruch mit seinem Bruder und zwei andern Verwandten auf den Weg. Sie nahmen einen im Monat März ausgebrüteten, schwarzen makellosen Hahn und einen schwarzen, fleckenlosen Schafbock mit. Man hatte fest vereinbart, kein Wörtchen zu sprechen. Als sie auf den bezeichneten Ort kamen, schlachtete mein seliger Vater den einjährigen Schafbock, machte einen blutigen Umkreis dort, wo man zu graben hatte, und dann ging es noch vor Sonnenaufgang an die Arbeit. In der Tiefe von einer Elle stießen sie auf eine behauene Steinplatte auf. Da schlachtete nun mein seliger Vater über jener Platte den Märzhahn und rötete mit Blut den Stein. Leider brach mein Oheim vorzeitig das Schweigen. Als sie hernach die Platte aufgehoben, fand man darunter ein steinernes Gefäß voll Kohlen, statt des Schatzes". (Im Volke herrscht der Glaube, ein schwarzer Märzhahn sei in jeder Hinsicht ein Glück für das Haus, denn er sei geistersichtig (sjenovit) und verstehe sich auf hunderterlei Künste, ja, wo ein solcher Hahn sei, dort vermögen böse Seelen oder Geister dem Hause gar kein Übel zuzufügen.) Gut ist es ferner, wenn der Schatzgräber in seiner Schultertasche bei sich etwas Meerrettig, drei Schwarzdornreiser und eine Wachskerze hat. Manche Schatzgräber nehmen als Opfer einen schwarzfarbigen Hengst und einen schwarzen Widder mit, der aber drei Hörner haben muß. Über solche Opfer vergl. mein Buch „Volksglaube und religiöser Brauch der Südslaven", Münster i. W., 1890, S. 148 bis 170.

VI. „Die Heldenthat eines Weibes." Aus dem Jahre 1820. Der Grundherr Bey Mula Jusuf, ein serbischer Mohammedaner aus Trebinje, besuchte in Grahovo seine Grundbauern, um die ihm zustehenden Gebühren in Naturalien einzuheben. Bei der Gelegenheit wollte er nebenbei auch der jungen Frau des Hofbauern froh werden. In der Hitze der Abwehr schlitzte ihm das Weib mit einem Rasirmesser den Bauch auf. Vrčević stellt diesen ziemlich vereinzelten Fall als einen Beweis für die Keuschheit der Bäuerin dar. Nicht ganz mit Recht. In der Regel ist die ledige und ganz gewöhnlich die verheiratete südslavische Bäuerin mit ihrer Gunstbezeugung nicht knauserig. Im Savelande z. B. ist so gut wie jede Bäuerin für einen äußerst bescheidenen Preis bereit, dem erstbesten sich hinzugeben. Die Auffassung über den Wert der Keuschheit ist aber doch in den verschiedenen Gegenden des Südens eine verschiedene. Dafür bietet uns das vorliegende Buch mehrere treffende Beispiele. Hier drängen sich zwei einheimische Mädchen zugleich einem wildfremden, andersgläubigen Manne auf, dort wieder wird ein einheimischer Bursche samt seiner Braut vom Volke gesteinigt, weil sie vor der Trauung von den Freuden der Liebe genossen. Beide Fälle sind aus ein und derselben Gegend! Jene zwei Mädchen gingen dagegen straflos aus!

Die vierzehnte Erzählung hat Vrčević als Augenzeuge miterlebt. Es war im Jahre 1853. Zwei junge Männer, Geschwisterkinder, die in Eintracht miteinander aufgewachsen, gerieten in tötliche Feindschaft. Der Anlaß war nicht unbedeutend. Zufällig erblickten beide zu gleicher Zeit einen unbewaffneten Türken und rannten mit blankem Schwerte auf ihn zu, um ihm den Kopf abzuhauen. Der eine packte ihn rückwärts beim Zopf, der andre bei der Kehle an, jeder wollte aber den Kopf für sich haben. Sie kamen darüber in Streit, bis sie einander verwundeten und bis ein dritter Montenegriner für sich dem Türken den Kopf abschlug und frohlockend heimeilte. Der älteste der Phratrie (brastvo) und die Sippenhäupter bemühten sich vergebens, die zwei Blutsverwandten zu versöhnen. Endlich brachten es die Väter der zwei Jünglinge so weit, daß sich die Streitenden dazu verstanden, ihren Fall dem Fürsten auf Cetinje vorzutragen, damit er ein gerechtes Urteil fälle. Der Fürst und die Senatoren samt Vrčević dem Schreiber, waren in großer Verlegenheit, wie man da Recht sprechen solle, denn beide Jünglinge hatten doch gleichen Anspruch auf den Kopf des Türken gehabt. Um der Geschichte ein Ende zu bereiten, wurde das Urteil Gott überlassen, d. h. man genehmigte einen Zweikampf auf Jatagane vor den Richtern, Entfernung sechs Schritte. Vor dem Kampfe erfolgte zuerst eine rührende Versöhnung, dann rief der eine: drž mi se (halt dich mir), der andre: držim ti se! und sie stürmten mit den Jataganen auf einander los. Stanko durchhieb dem Jokaš die linke Achsel und Jokaš dem Stanko drei Rippen auf der rechten Brustseite. Nun waren beide kampfunfähig. Gott hatte gerecht geurteilt. Stanko konnte schon nach 15 Tagen wieder heimwärts ziehen, Jokaš aber erst nach zwei Monaten.

Das Buch enthält 35 Erzählungen. Aus den dürftigen Skizzen, welche ich eben mitgeteilt, mag man auf den reichen Inhalt schließen. Es würde sich wohl verlohnen, dieses Buch vom Anfang bis zum Ende ins Deutsche zu übersetzen.

Dr. Fr. S. Krauß.

---

[1]) Vergl. das bekannte Volkslied aus dem Huy (bei Halberstadt): „Es waren einmal zwei Bauernsöhne, die hatten Lust, in Krieg zu ziehen."

J. Büttikofer, Reisebilder aus Liberia. Resultate geographischer, naturwissenschaftlicher u. ethnographischer Untersuchungen. Mit Karte und Abbildungen. II. Band. Leiden, E. J. Brill, 1890.

Büttikofer behandelt in diesem zweiten Bande seines klassischen Werkes die Bewohner und die Tierwelt Liberias. Mit großer Objektivität und doch mit vielem Wohlwollen steht er dem merkwürdigen Negerfreistaate gegenüber, welcher schon vor 40 Jahren von Karl Ritter in einer Monographie behandelt und mit Hoffnungen begrüßt wurde, die leider nur zum allergeringsten Teile zur Wahrheit geworden sind. Der Einfluß der Liberianer auf die Eingeborenen ist ausgeblieben, sie selbst erhalten sich nur unter amerikanischem, fortdauerndem Einflusse auf dem Standpunkte der aus der neuen Welt mit herübergebrachten Kultur, und von Fortschritten ist kaum die Rede. Das Gesamtbild, das wir aus Büttikofers mit viel Anerkennung geschriebenem Werke erhalten, ist kein günstiges. Es kommt hierbei darauf an, ob man unsern Maßstab der Zivilisation anlegt und glaubt und verlangt, daß der Neger sich bis zu unsrer Höhe emporschwingen kann. Für solche, die dieser Ansicht sind, muß allerdings das Studium des Werkes ernüchternd wirken. Wer aber glaubt, daß der Neger wohl entwickelungsfähig sei, nur in andrer Weise als wir, der seine Zukunft nicht darin sieht, ihn auf den Standpunkt unsrer Kultur erhoben zu sehen, wird viele Bestätigungen für seine Meinung finden.

Als Staatswesen, finanziell so gut wie bankerott, steht Liberia, trotz redlicher Arbeit einiger tüchtiger Präsidenten, sehr niedrig da. Es existirt eigentlich nur in einigen Städten mit zusammen 20 000 zivilisierten Negern (S. 78). Eine Volkszählung ist nie vorgenommen worden. Aber man hat zahlreiche Nachbargebiete angegliedert und deren Bewohner, wie es in einem liberianischen Berichte heißt, „teilweise zivilisiert. Diese Thatsache ist eines der denkwürdigsten Ereignisse des 19 Jahrhunderts“. Daß aber die eigentlichen Eingeborenen noch auf der urwüchsigsten Stufe stehen, erkennen wir durch Büttikofer. Die „Thatsache“ ist einfach nicht vorhanden und nur der maßlose Dünkel an jenem Berichte ist von Belang, aber kennzeichnend für den Liberianer. Gewalt vor Recht ergehen lassend, haben in Grenzstreitigkeiten die Engländer den Liberianern manches Unrecht zugefügt. Von Widerstand konnte nicht die Rede sein und die auswärtigen Beziehungen sind, sobald ein Streit entsteht, immer wenig ehrenvoll für Liberia gewesen. Als die deutsche Korvette „Victoria“ für Plünderung eines deutschen Schiffes 1881 von der Hauptstadt Monrovia Schadenersatz verlangte, konnte die Summe von nur 4500 Dollars nicht von dem Staate aufgebracht, sondern mußte erst bei den fremden Handelshäusern in der Stadt geborgt werden. Auf die unterworfenen Eingeborenen ist die eingewanderte amerikanische Negerbevölkerung so gut wie ohne Einfluß geblieben, auch ist die Regierung zu schwach, um ihr Ansehen aufrecht zu erhalten (S. 81 bis 84).

Die Armee mit einem Brigadegeneral an der Spitze ist eine Karikatur. Auf der Parade spazieren die Truppen mit Sonnenschirmen und Damen am Arm. „Den Offizieren wird bald der Mut vergehen, sich eine passende Uniform anzuschaffen“, schreibt ein Liberianer. Büttikofer hatte für diese Armee, „deren Dienste nicht verlangt werden“, ein mitleidiges Lächeln. Bewaffnet ist sie mit Vorladern, „wer aber einen Snider- oder Winchester-Rifle besitzt, bringt diesen mit“. Das Schlimmste sind die Finanzen, die Anleihen, das Übersteigen der Ausgaben gegenüber den Einnahmen, das fortwährende Rechnen auf Hilfe von außen (Amerika).

Die Hauptrolle in Liberia spielt der Handel und dieser ruht ganz in den Händen von drei Firmen, einer deutschen (Wörmann), einer holländischen und einer amerikanischen. Was muß man dazu sagen, wenn man hört, daß das reiche, entwickelungsfähige, für den Anbau von Kolonial- und Nahrungspflanzen ungewöhnlich geeignete Land seine Lebensmittel (namentlich Reis) aus dem Auslande bezieht! Dazu Mehl, Erbsen, Fleisch, Gemüse u. s. w. Ebenso den Tabak. Außer den gewöhnlichen Handwerkern, unter denen mit Stolz ein Uhrmacher erwähnt wird, ist nichts, was an Industrie erinnert. Bretter schneidet man mit der Handsäge. Würde der Ackerbau ordentlich betrieben, so läge alles anders, dann wären reiche Hilfsquellen vorhanden. Aber wie jammervoll ist es damit bestellt, selbst mit „Sklaven eingeborener Häuptlinge“ arbeitet hier und da der Liberianer. Fortschritt ist nicht vorhanden, trotz einiger Ausnahmen, die Büttikofer immer gern in allen Fällen hervorhebt und anerkennt. Im allgemeinen fehlt Sinn für Sparsamkeit und Blick in die Zukunft, zwei mit der Negerrasse eng verknüpfte Eigenschaften. Viehzucht ist kaum vorhanden, frisches Fleisch in Liberia selten zu haben; abgesehen von Hühnern.

Die Liberianer sind europäisch gekleidet und die „gesellschaftlichen Formen werden mit angeborenem Takte beobachtet“. Sie sind angenehm und freundlich, haben ein reges Vereinsleben, das sich auch ganz naturgemäß bei ihnen entwickeln mußte, da ja Orden, Verbindungen, Geheimbünde u. s. w. schon bei den urwüchsigsten Westafrikanern eine Rolle von jeher spielten. Daher auch die Vorliebe für das Freimaurertum. Die protestantische Kirche herrscht, ist aber in viele Sekten getrennt. Die Amerikaner sorgen für Aufrechterhaltung der Kirche; sie bauen die Gotteshäuser und besolden die Prediger. Was ohne diese Thätigkeit stattfände, läßt sich wohl ahnen. Die religiöse Schwärmerei der Liberianer ist groß, anerkennenswert aber ihre Duldsamkeit gegen Andersgläubige. Revivals mit Verzückungen sind an der Tagesordnung und beliebige Bürger oder Handwerker wirken dabei als zerschmetternde Sittenprediger. „Das Wenige, was in bezug auf den Unterricht gethan wird, verdient Anerkennung.“ Einzelne gebildete Leute hat es immer in Liberia gegeben, aber „wenig besonders hervorragende Dichter und Denker“. Gewiß wird man diese kaum verlangen können. „Der Liberianer hat sich unstreitig zu früh emanzipirt“, lautet Büttikofers Schlußurteil. „Die große Masse aber ist blind und taub für die Fragen der Zukunft.“

Ethnographisch von hohem Werte sind Büttikofers Schilderungen der eigentlichen Eingeborenen, der Vai, Golah, Pessy, Bassa, Kru u. s. w., die Mitteilungen über deren Sprachen mit Vokabularien; endlich der zoologische Teil. R. Andree.

Alb. Herm. Post, Über die Aufgaben einer allgemeinen Rechtswissenschaft. Oldenburg und Leipzig, Schulzesche Hofbuchhandlung, 1891, S. 214.

Den zahlreichen ethnologisch-rechtswissenschaftlichen Arbeiten des Verfassers, die ihm bei allen Kennern der Sache ungeteilten und wohlverdienten Beifall eintrugen, die das hohe Verdienst haben, neue Bahnen für die Rechtswissenschaft eröffnet zu haben, setzt dieses Werk die Krone auf, indem es die ganzen Ergebnisse seiner langjährigen Studien zusammenfaßt und uns zeigt, was denn eine allgemeine Rechtswissenschaft auf völkerkundlicher Grundlage aufgebaut eigentlich ist und wie unendlich höher und weiter ihre Gesichtspunkte sind, als die bisherige in beschränkten Grenzen sich bewegende Juristerei. So wie die Sprachwissenschaft eine ganz andre geworden, seit sie durch Bopp in die Welt hinaustrat und eine vergleichende, allgemeine wurde, seit der bloß klassischen Philologie der kleinere, ihr gebührende Raum zugewiesen wurde, so wird es nun auch, dank Post und andern gleichgesinnten Gelehrten, auf dem Gebiete des Rechts werden. Der rechtswissenschaftliche Teil der Ethnologie steht im Begriffe, uns allgemeine für die ganze Menschheit gültige soziale Gesetze zu erschließen. Da liegen höhere Aufgaben vor, denen sich die Rechtsgelehrten widmen können, als das Wiederkäuen von Pandektenstellen.

Post giebt uns in diesem klar und schön geschriebenen, von echter wissenschaftlicher Begeisterung getragenen Buche eine Übersicht des Rechtslebens der ganzen Menschheit und die Ergründung ihrer Ursachen, soweit dieses nach dem bisher vorliegenden, schon sehr umfangreichen Stoffe möglich ist. Die Äußerungen des individuellen Rechtsbewußtseins und die Gesamtheit der Rechtsgebräuche werden erörtert. Ein Idealrecht giebt es nicht und läßt sich nicht aufbauen. „Das einzige Beständige im Recht der Völker ist, daß dasselbe die Grenze des Individualwillens gegen den Kollektivwillen eines konkreten sozialen Organismus darstellt.“ Das Idealrecht der Naturphilosophen stellt nichts andres dar, als das Naturrecht der geschichtlichen Entwickelungsstufe, auf welcher es sich befindet.

Die Untersuchung des Rechts als eines sozialen Lebensgebietes, mit andern Worten die Untersuchung der Rechtsgebräuche, welche bei den verschiedenen Völkern der Erde vorkommen, ist die Aufgabe des vorliegenden Werkes. Danach handelt Post von den Quellen der allgemeinen Rechtswissenschaft und deren Bearbeitung; er giebt eine Übersicht der wichtigsten Parallelerscheinungen im Rechtsleben der Völker und stellt die verschiedenen Rechtsgebiete der Erde und ihre Bearbeitung zusammen. Hier ist es nun zu bewundern, wie der Verfasser, ein vielbeschäftigter Richter in Bremen, es vermocht hat, den geradezu ungeheuren Stoff zusammenzutragen und zu bewältigen. Nicht nur die geschriebenen und durchgearbeiteten Rechte Europas, was Asien, die Südsee, Amerika und Afrika bieten, ist hier nach Hunderten, ja Tausenden von Quellen mühsam zusammengetragen, ein herrliches Zeugnis deutschen Fleißes. Das ethnologische Material ist hier in der reichlichsten Weise ausgenutzt, entgegen den auf bodenloser Unkenntnis beruhenden verzopften Anschauungen vieler Juristen, daß dasselbe wertlos sei. Gerade das, was die Rechtsverhältnisse der Naturvölker uns bieten, enthält die Keimbildungen des

Rechtslebens und damit den sichersten Schlüssel für die Entwickelungsgeschichte der Kulturrechte. Was vor letzteren liegt, die Anfänge, kennt ein bloß im römischen Recht geschulter Jurist — nicht.

Diesen Fachleuten ist es ganz unbekannt, welch großer, allgemein menschlicher Bestand in den Rechtsinstituten und Rechtsnormen der Völker der Erde vorliegt, die allerdings noch teilweise besser, als bisher möglich war, gesammelt werden müssen. Aber die bereits gesichteten Parallelen der ethnologischen Jurisprudenz ergaben schon bestimmte Grundzüge: Es giebt bestimmte Rechtsinstitute, welche sich so sehr bei vielen Völkern wiederholen, daß man sie als ein Gemeingut der Menschheit betrachten darf. In ihnen wird man das allgemein Menschliche im Recht erblicken; sie bilden den Stamm, an welchem sich das ganze Blätter- und Blütenwerk eines konkreten Rechtsgebietes entwickelt. Sie sind das Naturnotwendige im Rechtsleben, dasjenige was in organischen Individuen das Skelett ist. Andre Rechtsinstitute dagegen finden sich nur sporadisch, sporadisch aber wieder bei ganz stammfremden Völkern. Andre wieder sind beschränkt auf bestimmte Völkergruppen, welche sie nicht überschreiten, andre erstrecken sich nur auf ein einzelnes Volk, andre nur auf einzelne Stämme. Gerade die von Post gegebene Übersicht der wichtigsten Parallelerscheinungen im Rechtsleben der Völker (Geschlechtsverfassung, territorialgenossenschaftliche Verfassung, herrschaftliche Organisation, gesellschaftliche Organisation, die Parallelen im Verfassungs-, Personen-, Familienrecht u. s. w.) bilden die wichtigste und jeden Vorurteilsfreien überzeugende Grundlage für den Aufbau der allgemeinen Rechtswissenschaft, die hier in ihren Anfängen von Post dargestellt wurde.

Aus allen Erdteilen.

— Die Bevölkerung Deutschlands. Der „Reichsanzeiger" veröffentlicht das vorläufige Ergebnis der Volkszählung vom 1. Dez. 1890 im Deutschen Reich. Daraus ergiebt sich, daß Deutschland seit 1885 einen Bevölkerungszuwachs von 2665138 Seelen erfahren hat, was einer Zunahme von 5,7 Proz. gleichkommt. Außerdem ist noch die Einwohnerzahl von Helgoland mit 2086 Köpfen hinzuzurechnen. Im Einzelnen stellt sich das Ergebnis der Volkszählung wie folgt:

Staaten	Ortsanwesende Bevölkerung am 1. Dezember 1890	1885
1. Königreich Preußen ohne Helgoland	29 957 302	28 318 470
1. Königreich Preußen mit „	29 959 388	—
2. Königreich Bayern	5 589 382	5 420 199
3. „ Sachsen	3 500 513	3 182 003
4. „ Württemberg	2 035 443	1 995 185
5. Baden	1 656 817	1 601 255
6. Elsaß-Lothringen	1 603 987	1 564 355
7. Hessen	994 614	956 611
8. Hamburg	624 199	518 620
9. Mecklenburg-Schwerin	578 565	575 152
10. Braunschweig	403 029	372 452
11. Oldenburg	355 000	341 525
12. Sachsen-Weimar	325 824	313 946
13. Anhalt	271 759	248 166
14. Sachsen-Meiningen	223 920	214 884
15. Sachsen-Koburg-Gotha	206 329	198 829
16. Bremen	180 309	165 628
17. Sachsen-Altenburg	170 867	161 460
18. Lippe	128 414	123 212
19. Reuß jüngerer Linie	119 555	110 598
20. Mecklenburg-Strelitz	97 978	98 371
21. Schwarzburg-Rudolstadt	85 838	83 836
22. Lübeck	76 459	67 658
23. Schwarzburg-Sondershausen	75 514	73 606
24. Reuß älterer Linie	62 759	55 904
25. Waldeck	57 283	56 575
26. Schaumburg-Lippe	39 183	37 204
Deutsches Reich ohne Helgoland	49 420 842	46 855 704
Deutsches Reich mit „	49 422 928	—

— Über den Warenverkehr Deutschlands mit seinen Kolonieen enthält der neueste Band der „Statistik des Deutschen Reiches" folgende Mitteilungen: Die Einfuhr in den freien Verkehr betrug (1889): aus den deutschen Schutzgebieten in Westafrika (Kamerun, Togo, südwestafrikanisches Schutzgebiet) 4 363 000 Mk., aus den deutschen Schutzgebieten in Ostafrika (das Witu-Gebiet ist noch mit eingerechnet) 256 000 Mk., aus den deutschen Schutzgebieten der Südsee (Kaiser Wilhelms-Land, Bismarck-Archipel, der deutsche Anteil der Salomons-Insel und die Marschall-Inseln) 10 000 Mk., zusammen 4 629 000 Mk. Die Ausfuhr aus dem freien Verkehr betrug: nach den deutschen Schutzgebieten in Westafrika 4 165 000 Mk., nach den deutschen Schutzgebieten in Ostafrika 311 000 Mk., nach den deutschen Schutzgebieten der Südsee 509 000 Mk., zusammen 4 985 000 Mk. Die Ein- und Ausfuhr zusammengenommen betrug 9 614 000 Mk. Hierbei ist der Veredelungs- und Durchfuhrverkehr nicht mit in Betracht gezogen. Selbstverständlich sind auch diejenigen Waren nicht berücksichtigt, welche nach Einlagerung in andern Ländern von den Schutzgebieten hieher, bezw. von Deutschland nach den Schutzgebieten gelangt sind. Das genaueste Bild des Verkehrs mit dem Mutterlande ergiebt daher die Statistik für diejenigen Schutzgebiete, welche in direkter Schiffsverbindung mit Deutschland stehen, wie dies bei Togo und Kamerun der Fall ist. Die wichtigsten mit den Schutzgebieten ausgetauschten Waren waren bei der Einfuhr von Deutsch-Westafrika: Palmkerne, Kopra, Butterbohnen im Werte von 2 138 000 Mk., Kautschuk für 1 450 000 Mk., Palm- und Kokosnußöl für 249 000 Mk.; bei der Ausfuhr nach Westafrika: Schießpulver für 1 020 000 Mk., grobe Eisenwaren für 300 000 Mk., Branntwein 6067 kg für 455 000 Mk. Bei der Einfuhr von Deutsch-Ostafrika spielten Elfenbein und Kaffee, bei der Ausfuhr dorthin Steinkohlen eine Hauptrolle.

— Die englisch-italienische Einflußlinie in Ostafrika ist zwischen den Vertretern beider Mächte am 24. März in Rom festgestellt worden. Dieselbe steigt im Thale des nahe dem Äquator mündenden Jubastromes aufwärts bis 6° nördl. Br., wendet sich von hier nach Westen bis 35° östl. L. und entlang diesem Grade zum Blauen Nil. Damit fällt ganz Abessinien mit seinen südlichen Vorlanden (Kaffa u. s. w.) den Italienern zu. — Viel schwieriger als diese Grenzfrage werden jene im Osten und Nordosten der italienischen Besitzungen zu lösen sein. Im Osten handelt es sich um die Abgrenzung gegen französische und britische Gebiete am Golfe von Aden; im Nordwesten um die Landschaften von Kassala und Taka, die vor der mahdistischen Revolution unter ägyptischer Oberhoheit standen.

— Die topographische Gestaltung des Genfer Sees ist von Delebecque näher untersucht worden. Durch die Barre von Nernier oder Promenthoux, welcher oberflächlich die Einschnürung im westlichen Teile des Sees entspricht, wird derselbe in den großen und kleinen See zerlegt; der erstere mit einer größten Tiefe von 310 m bildet ein weitausgedehntes, fast ebenes Becken, dessen Niveauunterschiede beispielsweise über einem Areal von 46 qkm die Höhe von 5 m nicht übersteigen. Die Neigung der Beckenränder ist recht verschieden zum Teil nur 1° bis 2° in der Bucht von Rolle und Chondrée, 56° dagegen am Fuße des Schlosses Chillon. Das Areal des kleinen Sees besteht aus 4 bis 76 m tiefen

Kesseln, die durch abgeplattete Barren getrennt werden. Bellerive gegenüber erhebt sich eine unterirdische Kuppe bis 8 m unter dem Seespiegel. Im großen See wird die flache, horizontale Beschaffenheit des Grundes durch eine in die Verlängerung des Rhonbettes fallende Rinne unterbrochen; das abgelagerte Material ist ein überaus feiner Schlamm; an den Gehängen grobe Trümmermasse. (Nach einem Berichte von Schrader in Tour du Monde.) S.

— Erforschung des Mar Chiquita (Argentinien). Der Ingenieur Georg B. v. Grumbkow machte im Februar 1890 eine Expedition nach diesem in der Provinz Córdoba der Argentinischen Republik belegenen großen See. Er berichtet darüber (in Bolet. del Inst. Geogr. Argent., T. XI, cuad. 4 bis 6) folgendes. Das „kleine Meer" ist von Norden nach Süden an der schmalsten Stelle, zwischen der Bahia de Toscas und einer andern namenlosen Bai (an der Nordküste), 50 km breit und von Westen nach Osten 81 km lang. Es enthält über 15 ziemlich große Inseln, die dicht mit „Quebracho colorado" (= Quebrachia Lorentzii Gr.) und „Pino" (jedenfalls eine Podocarpus-Art) bewachsen sind und von denen sich einige 7 m bis 8 m über die Oberfläche des Wassers erheben. Die Tiefe des Meeres beträgt durchschnittlich 34 m, der Boden besteht aus hartem oder grobem Sande. An der Nordküste und in einigen Baien (wie in denen des Rio Primero und R. Segundo) ist die Tiefe 30 bis 50 cm. Heftige Stürme erzeugen auf dieser Wasserfläche Wellen von 1,5 bis 1,75 m Höhe. Das Wasser enthält 6 Proz. fast reinen Kochsalzes. Die zahlreichen Wasservögel lassen die Fische in diesem Meere nicht zur vollen Entwickelung kommen. — Der Boden des Ufers ist sehr humusreich; die ganze Küste, mit Ausnahme der nordöstlichen und östlichen, ist mit Wäldern von Quebracho colorado und Algarrobo (Prosopis-Arten) bedeckt. Die Fläche des „Mar chiquita" liegt 82 m über dem Niveau des Ozeans. H. P.

— Eine russische Expedition unter Leutnant Maschkow nach Abessinien ist Mitte April aufgebrochen. Sie begab sich unmittelbar nach Antogo, der Hauptstadt des Königs Menilek, von wo aus Reisen nach verschiedenen Richtungen zum Zwecke botanischer, zoologischer und geologischer Forschungen unternommen werden. Die Dauer der Expedition ist auf drei Jahre berechnet; die Rückkehr soll womöglich durch die Gallaländer im Süden erfolgen. Leutnant Maschkow ist 33 Jahre alt und stammt aus dem Kaukasus. Unter seinen Begleitern befindet sich auch der Mönch Tichon, welcher ursprünglich Arzt war.

— Auf der malayischen Halbinsel wird eine Eisenbahn von Singora an der Ostküste nach Saiburi und von da nach Kulen im Zinngebiete der Provinz Kedah gebaut. Sie liegt auf siamesischem Gebiete. Unternehmer ist ein Engländer aus Singapur.

— Die zentralasiatische Reise der Gebrüder Grum-Grschimaïlo 1889/90. Die im Juni 1889 begonnene und mit dem Schlusse des vorigen Jahres vollendete große Reise der Gebrüder Grum-Grschimaïlo, welche dieselben von Kuldscha an der sibirischen Grenze bis zum Hoangho im Innern Chinas und von da wieder zurückführte, ist eine für die Wissenschaft äußerst ergebnisreiche gewesen, da sie namentlich in geographischer und zoologischer Beziehung viel Aufklärung über bisher unerforschte Gebiete brachte. Der ältere, Gregor, ist zum fünften Male als Naturforscher gereist; er war diesmal von seinem Bruder Michel, einem russischen Gardeoffizier, begleitet. Nach einem Berichte von E. Blanc aus Taschkent (Compte rendu soc. géogr. 1891, p. 104) haben die Gebrüder über 1200 Vögel, über 300 Säugetiere, 70 Fische, 150 Reptilien und Amphibien, 1000 mineralogische Handstücke und 500 Pflanzen mitgebracht. Sie haben im Norden von Gutschen in der Dsungarei (44° n. Br., 90° öst. L.) echte wilde Pferde gejagt und nördlich vom Lobsee echte wilde Kamele. Die Länge ihrer Reise auf chinesischem Gebiete betrug 8000 Werst, davon entfielen 6000 auf unerforschte Gegenden. 35 astronomische Ortsbestimmungen wurden gemacht. Das neu erforschte Gebiet liegt östlich von dem bisher bekannten. Als besonders wichtig ist hervorzuheben: Das Nichtvorhandensein einer bisher angenommenen Wüste südlich von der Stadt Chami. Man kommt südlich von derselben zunächst auf die 3000 m hohen Tagnetaberge, von denen bis zum Lobsee sich eine kultivierbare Steppe ausdehnt. Die große chinesische Kaiserstraße von Kuldscha nach Sutschen und Peking verläuft ganz anders als bisher angegeben wurde. Verschiedene Seen, die bisher auf den Karten standen, sind nicht vorhanden, so jener im Norden von Ansi. Das Merkwürdigste ist die Feststellung einer Depression im Süden Luktschus gegen Dsga zu im Lande der Uiguren, also südlich von dem bekannten Turfan. Die Ruinen von alten Städten im Uigurenlande wurden besucht.

— Vergleichende Studien über Mayaaltertümer hat Dr. Schellhas im Internationalen Archiv für Ethnographie III, 209 veröffentlicht. Die architektonischen Überreste, die vorhandenen Handschriften und die Sammlungen (namentlich jene im Berliner Museum für Völkerkunde) sind da verglichen. Reicher Gewinn wird durch die sorgfältige, mit vielen Figuren versehene Arbeit erzielt und wir erhalten Gewißheit über die physischen Merkmale, die Tättowierung, die Kleidung, die Schuhe, die Halsketten, den Ohrschmuck, den phantastischen Kopfschmuck, die Gefäße und Fächer der Mayas von Yukatan. Ein einheitlicher Typus fehlt unter den Mayaaltertümern, Handschriften, Reliefs der Bauten und die Thonfiguren bilden drei verschiedene Gruppen, die allerdings in einzelnen Punkten übereinstimmen. Die Bauten zeigen mexikanischen Einfluß, die Kodices und Thonfiguren weisen mehr nach Süden, nach Palenque und Copan. Hier lag das eigentliche Zentrum der mittelamerikanischen Kultur, die bei den Maya die höchste Blüte erreichte und reichere, zierlichere, aber auch realistischere Kunsterzeugnisse hervorbrachte, als Mexiko mit starren, eckigen, konventionellen Typen. Die Blüte der alten mittelamerikanischen Kultur war aber schon vor Ankunft der Spanier vorüber.

— In den Comptes rend. vom 22. Dez. 1890 macht Durègne Mitteilungen über das Vorkommen wahrscheinlich diluvialer Dünenbildungen in den Grandes Landes zwischen Gironde und Adour. Von den recenten Dünen dieses Gebietes unterscheiden sich die alten Dünen schon durch beträchtlichere Höhe, welche 75 m erreicht, vor allem aber durch die Streichrichtung, West-Süd-West gen Ost-Nord-Ost, welche nahezu rechtwinkelig zur Längserstreckung der recenten Dünen gerichtet ist. Die alten Dünen sind mit einer dichten, mannigfaltigen Waldvegetation bedeckt (Kiefer, Eiche, Erdbeerbaum, Stechpalme, Farne u. s. w.). Diese dürfte eine uralte und von den ältesten Bewohnern schon vorgefundene sein. Denn es finden sich im Bereiche dieser Dünenwaldungen Steinwerkzeuge. Bezeichnenderweise führen die alten Dünenzüge den Namen montagne, so montagne de Lacanau, d'Arcachon, de la Teste de Buch, de Biscarrosse, de St. Girons u. s. w. S.

Herausgeber: Dr. R. Andree in Heidelberg, Leopoldstraße 27. Druck von Friedrich Vieweg und Sohn in Braunschweig.

Bd. LIX.

Globus.

Nr. 17.

Illustrierte Zeitschrift für Länder- und Völkerkunde.

Begründet 1862 von **Karl Andree.**

Herausgegeben von **Richard Andree.**

Druck und Verlag von Friedrich Vieweg & Sohn.

Braunschweig. Jährlich 2 Bände in 24 Nummern. Durch alle Buchhandlungen und Postanstalten zum Preise von 12 Mark für den Band zu beziehen. **1891.**

Amulette und Zauberapparate der ungarischen Zeltzigeuner.

Von Dr. Heinrich v. Wlislocki.

Da man bei den Zigeunern von eigentlichen Kultusgebräuchen, sofern man nicht die Opferungen zur Versöhnung und Bestechung böser Geister hierher rechnen will, vollständig absehen muß, so kann selbstverständlich an das Vorhandensein einer eigenen Priesterkaste nicht gedacht werden, um so mehr, als selbst bei größeren Opferfesten immer der Häuptling (gakko, thagar) des Stammes oder der Vorstand einer Sippe (saibidjo) die religiösen Zeremonien leitet oder deren Vollzug besorgt. Trotzdem können die sogenannten Zauberfrauen (covalyi) der Zeltzigeuner, denen überirdische Kräfte zugeschrieben werden, als eine eigene Kaste betrachtet werden, teilweise mit priesterlicher Würde. Sie wirken als Wahrsagerinnen, sagen Gebet- und Zauberformeln her und vertreten am häufigsten die Stelle der sogenannten Heilkünstler, die Amulette und Zauberapparate verfertigen, boshafte Dämonen vertreiben können, überhaupt im Besitz einer höheren Gewalt sind und denen ein Einfluß auf die Geisterwelt zugeschrieben wird. Da nun jede Erkrankung nach dem Glauben der Zigeuner dem verderblichen Einfluß eines mißgünstigen und boshaften Dämons zuzuschreiben ist, so wird in allen Krankheitsfällen die Hilfe der Zauberfrau in Anspruch genommen, die, wenn auch „nicht helfen, so doch den Ausgang vorhersagen kann“. Ist z. B. bei einem Kranken der „Krankheitsdämon“ übermächtig und steht der tötliche Ausgang bevor, dann greift die Zauberfrau zum letzten Mittel, zur Untersuchung der Schulterknochen, um sich Gewißheit über den Ausgang der Krankheit zu verschaffen. Bei dem Eintreten bedrohlicher Erscheinungen, bei Steigerung des Fiebers oder bei zunehmendem Kräfteverfall des Kranken läßt die Zauberfrau in der Nacht von den Angehörigen des Kranken einen Hammel, einen Ziegenbock oder ein Schwein schlachten, und dessen linken Schulterknochen vom Fleische loslösen. Während die Angehörigen mit dieser Arbeit beschäftigt sind, tobt die Zauberfrau in dem nur durch düsteres Feuer erhellten Zelte des Kranken in wildem Stampfen und Sprüngen im Kreise umher, indem sie die Dämonen in einem einförmigen Gesange anruft, z. B.:

Miseçe avri janen! — Ihr Dämonen, kommt hervor!
Tumen mange mosht penen: — Flüstert leise mir ins Ohr:
Kay te kay tradyan tumen — Wohin habt ihr denn vertrieben
Manusheskro, adaleskro — Dieses Mannes, dieses Lieben
Gule, gule e jipen? — Süßes, allersüßtes Leben?
Pore tumen mosht me dav, — Will Gedärme nun euch geben,
Kokalá me çunavav, — Will die Knochen euch vergraben,
Tumen bute bala dav! — Auch Tierhaare sollt ihr haben!
Anen tumen mange jipen; — Mannesseele her mir bringt;
The kokalo pharadyol — Wenn d. Knochen schnell zerspringt
Andro yagokothan, — In des Feuers Glut,
Manusheske, guleske — Soll dem Manne, süß und gut,
Th' avel sigo e jipe; — Kommen her das Leben;
Daren, daren most daren, — Vor mir sollt ihr beben,
Kana jipen na anen! [1]) — Wollt zurück ihr es nicht geben.

Zum Verständnis dieses Zaubergesanges müssen wir nun bemerken, daß bei inneren Krankheiten der krankheiterregende Dämon stets von der boshaften Absicht erfüllt ist, die Seele, das Leben (jipen) des von ihm erkorenen Menschen dem Leibe zu entführen; die Seele eines Kranken entfernt sich, dem Volksglauben der Zigeuner gemäß, in dem Augenblicke, als der Dämon von dessen Innern Besitz ergriffen, aus seinem Körper, kehrt zeitweilig wieder zurück, wird aber vom Dämon immer wieder vertrieben. Diese Entfernung der Seele steigert sich stets mit dem Zunehmen der Krankheit, so daß sie schließlich zum gänzlichen Verluste des Lebens, zum unabwendbaren Tode führen kann, wenn es der Zauberfrau eben nicht gelingt, den Dämon zu besiegen und die den Körper des Kranken verlassende und wieder dahin zurückkehrende Seele, die nur von ihr allein

---

[1]) Was die Transskription anbelangt, so entspricht dem c = tsch, ç = ch, j = dsch, ñ = nj, sh = sch, y = j, siehe meine „Sprache der transsilvanischen Zigeuner“ (Leipzig 1884, W. Friedrich), S. 3.

gesehen werden kann, zu stetigem Verweilen in dem siechen Leib zu bewegen.

Obigen eintönigen Gesang setzt die Zauberfrau so lange fort, bis die Anverwandten des Kranken den Schulterknochen bringen, worauf sie neunerlei Holz ins Feuer wirft und den Knochen in die Glut einscharrt und ihn so lange im Feuer läßt, bis die ganze Oberfläche gleichmäßig schwarz gebrannt ist. Dann hebt sie den Knochen mit einem, nur hierzu gebrauchten Werkzeug, das zwei miteinander verbundenen Zangen ähnlich sieht, aus der Glut hervor und verschiedene Mal daraufspuckend, prophezeit sie aus den Rissen und Sprüngen, aus der Form des Schulterknochens überhaupt, die Genesung oder den Tod des Kranken. Diese Beobachtung der Schulterknochen muß schon in den ältesten Zeiten bei den Zigeunern in Gebrauch gewesen sein. Die Deutungen, welche sich nicht nur auf Tod und Genesung, sondern auch auf verschiedene Lagen und Verhältnisse des menschlichen Lebens beziehen können, sind etwas verwickelter Art und schwer ohne ausführlichere Erläuterung der einzelnen Merkmale am Schulterknochen verständlich zu machen. Die südungarischen Zigeuner nennen die Gelenkhöhlung oben das Zelt (cerça); wenn sie von bedeutender Tiefe ist, so bedeutet dies Glück und Erfolg; der aus dem Schulterblatte hervorragende Knochen heißt Leben (jipen), und von seiner Größe und Stärke schließt man auf Genesung oder Tod des Kranken, auf die Lebensdauer überhaupt. Zuweilen finden sich auf der ebenen Seite des Schulterblattes unzählige kleine schwarze Punkte, die Glück (baçt) heißen, wenn sie in der Mitte des Schulterblattes stehen; dagegen mit der Benennung Unglück (bibaçt) belegt werden, wenn sie sich dicht gedrängt am Rande der ebenen Seite des Schulterblattes befinden. Hat die untere Seite des Knochens in der Glut Risse und Sprünge bekommen und können dieselben mit dem Daumen der linken Hand bis zum ersten Knöchel nicht zugedeckt werden, so stirbt der Kranke, es tritt ein Todesfall in der Familie ein. Bekommt die ebene Seite des Schulterblattes in der Glut viele sich kreuzende Risse, so ist der Tod des Kranken gewiß, denn „das Leben will nicht mehr im siechen Leibe wohnen" (jipen nà kamel andro nasválo trupo the beshel). Bilden sich durch die Glut Erhöhungen auf der ebenen Seite des Schulterblattes und sind dabei keine Risse und Sprünge vorhanden, so ist noch Hoffnung auf Genesung vorhanden und der Schulterknochen wird in der Nähe des Kranken in die Erde vergraben, damit sich die ziellos herumflatternde Seele darauf setzen könne. Tritt dann eine Besserung im Zustande des Kranken ein, so heißt es: „Das Leben sitzt auf dem Knochen" (jipen beshel upro kokalos).

Die Auffassung der Maus als Unheils- und Todesbote veranlaßte vielleicht vor vielen Jahrhunderten die Zauberfrauen der Zigeuner zur Verfertigung eines zwar einfachen, aber in seiner Anwendung höchst eigentümlichen Apparates, der also hergestellt wird: In der Johannisnacht wird eine Haselrute abgeschnitten, die beiden Enden miteinander durch einen roten Zwirnfaden fest verbunden, so daß die Rute eine kreisähnliche Figur bildet. Dieser Haselreif wird nun mit Fellen von Mäusen, die in der Zeit von Weihnachten bis Neujahr gefangen wurden, so überzogen, daß neben je ein noch mit Haaren besetztes Fell je ein der Haare ganz und gar entblößtes Fell zu stehen kommt, so daß die also verfertigte Kreisfläche die Ähnlichkeit eines Schachbrettes hat. Diesen Apparat nennen die Zeltzigeuner mishcerça (wohl von misha = Maus und cerça = Zelt; also Mauszelt). Will nun jemand erfahren, ob ihm dies oder jenes Leid ein gewöhnlicher Mensch oder eine Hexe (holyipi) angethan habe, so geht er zu einer Zauberfrau (covalyi), die einen solchen aus Mäusefellen bereiteten Apparat (mishcerça) besitzt. Er muß nun den kleinen Finger seiner linken Hand mit einem Messer so tief ritzen, daß die Zauberfrau einige Tropfen seines Blutes in einen dünnen Federkiel auffangen kann, dessen untere Öffnung sie mit dem kleinen Finger ihrer linken Hand verstopft. Ist der Federkiel ungefähr bis zur Hälfte mit Blut gefüllt, dann hält sie ihn über die Mäusefelle, bläst durch die freie Öffnung hinein und indem sie die nach unten, gegen die Mäusefelle gekehrte, mit ihrem Finger verstopfte Öffnung durch ein rasches Wegziehen des Fingers frei macht, wird das Blut Sprühregen gleich über die fellbedeckte Scheibe verstreut. Kleine Blutstropfen werden auf den enthaarten Fellen bemerkbar und nur diese kommen in Betracht; die auf die haarigen Felle gefallenen Tropfen „zählen nichts". Nun zählt die Zauberfrau die auf die enthaarten Felle gefallenen Blutströpfchen ab und giebt dann, aus der Anzahl und der Lage dieser Tropfen den Schluß ziehend, die gewünschte Auskunft. Gar oft wird diese mishcerça auch bei unverhofften Erkrankungen zu Rate gezogen und dem Kranken durch den Schnitt in den kleinen Finger seiner linken Hand unnötige Schmerzen bereitet. Ich selbst war während meiner ersten „Zigeunerfahrt" Zeuge davon, daß die Zeltzigeuner in ihrer bangen Neugierde, die Zukunft zu erforschen, selbst Sterbende nicht schonen. Ein Greis, Namens Petru Piku, des siebenbürgischen Zeltzigeunerstammes Kukuya erkrankte eines Vormittags plötzlich, nachdem er am Morgen noch rüstig und wohlauf die Wanderfahrt angetreten hatte. Am Abend desselben Tages lag er schon im Sterben. Seine Angehörigen waren nun vollkommen überzeugt, daß ihm „eine Hexe das Leben rauben wolle" (holyipi leske jipen kamel the corel), ließen ihm Blut aus dem linken Finger und eine Zauberfrau sprengte dasselbe auf die mishcerça. Schauerlich war es anzusehen, wie der sterbende Greis, als man ihm in den Finger schnitt, in Zuckungen verfiel.

Zu ähnlichen Zwecken und fast ausschließlich nur, um das Wirken der Hexen zu bestimmen und dieselben in ihrer schädlichen Thätigkeit zu hemmen, dient den südungarischen und serbischen Zigeunern auch ein andrer Apparat, der aus zwei Wieselfellen hergestellt wird; das kleinere wird enthaart und trichterförmig zusammengenäht, dann in das größere, nicht enthaarte und ebenfalls trichterförmig zusammengenähte Wieselfell gesteckt, so daß das Ganze einen doppelten Trichter bildet. Will nun jemand erfahren, ob ihm oder seinem Haushalte eine Hexe ein Leid zugefügt habe, und er sie dafür züchtigen möchte, so geht er zu einer Zigeunerin, die ihn sein Wasser in den inneren Trichter abschlagen läßt, dann wird der Apparat von dem Beschädigten an einem einsamen Orte abends an einen Baumast gehängt und zwar mit den Worten: „Wieviel Tropfen drinnen, so viel zentnerschwere Steine mögen auf dein Haupt fallen!" Zu bemerken ist, daß der innere Trichter unten eine Öffnung hat, durch welche er mit dem äußeren in Verbindung steht; das äußere, behaarte Fell ist aber unten zugenäht. Am nächsten Morgen sucht der Beschädigte noch vor Sonnenaufgang den Apparat auf, und findet er, daß das Wasser aus dem inneren Trichter in den äußeren hinübergesickert ist, so kann er vollkommen überzeugt sein, daß das ihm oder seinem Hauswesen zugefügte Leid von einer Hexe herrührt. Um diese nun für immer unschädlich zu machen, so wirft er den ganzen Apparat samt dessen Inhalt in der Richtung der aufgehenden Sonne von sich und spricht in seiner Muttersprache die Worte: „Nimm und verreck!" Nun muß er sich rasch vom Orte bis zu einem Kreuzwege wegbegeben und zwar ohne nach rückwärts zu blicken, denn sonst fährt die Seele der Hexe in ihn und er muß dann, in einen „Hundemenschen" (jiuklanush) verwandelt, in den Wäldern herumirren. „Hundemenschen" sind dämonische

Wesen von menschlicher Gestalt, mit Hundefüßen und einem Hundekopf versehen.

Einen eigentümlich geformten Zauberapparat verkaufen bisweilen die südungarischen Zeltzigeunerinnen, der als ein zuverlässiger Probierstein für die Treue einer Ehefrau betrachtet wird. Derselbe besteht aus drei entblätterten Buchsbaum- und ebenso vielen Rosmarinzweiglein, die mit einem roten Faden umwunden durch drei entfleischte Elsternschädel gezogen werden. Der eifersüchtige Gatte legt nun diesen Zauberapparat unter das Kopfkissen seiner Frau: ist sie rein, so wird sie ruhig schlafen, im andern Falle aber wird ihr Schlaf unruhig sein, ja sie wird im Traume alle ihre Fehltritte ausplaudern. Wirksamer wird dieser Apparat, wenn er neun Tage vorher in dem Grabhügel eines ungetauft gestorbenen Kindes eingescharrt gelegen und dann mit dem Menstruationsblute eines Weibes besprengt worden ist. Um seine Ehefrau vor Verführung „zu sichern", läßt sie der junge Gatte in der Brautnacht unbemerkt auf eine kleine Scheibe aus Lindenholz, von der Größe eines Thalers, barfuß treten. Auf der einen Fläche dieser Scheibe, die die Dicke und Größe eines Thalers hat, sind, wie aus folgender Abbildung ersichtlich, Zeichen und Figuren mit einer noch nie gebrauchten, im Feuer erhitzten Nadel eingeritzt:

Eine Zigeunerin erklärte mir diese Zeichen folgendermaßen: die am Rande der Fläche hinlaufenden, verschlungenen Linien bedeuten eine Kette („wie mit Ketten soll die Frau an den Mann gefesselt sein" — sár láncáha e romñi romeske hin pandli); die Kreuze bedeuten das „böse Glück" (miseç baçt) = Wollust, die in das „Loch" (çev) fallen soll. Die darunter befindliche Figur stellt die Schlange dar (wahrscheinlich symbolisch den zukünftigen Verführer) und die darunter befindliche Figur ist ein „Turm", „wo der Gatte wachen soll" (kay o rom the arakel) über die Treue seiner Gattin, oder „seine Glieder sollen so stark sein, wie der Turm" (soralo kár hin leske, sár toroñyis), damit seine Gattin mit ihm zufrieden sei. Auf diese Seite der Scheibe soll die junge Gattin in der Brautnacht mit dem linken Fuß treten, mit dem rechten aber auf die andre Seite, die mit folgenden Zeichnungen versehen ist:

Fig. 1.

Fig. 2.

Die obere Figur soll eine Blume darstellen, „das ist die Liebe" (ada hin kamaben); die untere aber zwei gekreuzte Stöcke (kopalori), für den Fall, wenn sich die Ehefrau in der Liebe vergessen sollte.

Um den Abortus zu verhindern und den ehelichen Zwist zu vermeiden, tragen die nordungarischen Zigeunerinnen im ersten Jahre ihrer Ehe auch sogenannte tháryibo kamabineskro (Liebesbetrug), Amulette am bloßen Leibe, deren es verschiedene Arten giebt, von denen wir hier nur einige anführen wollen.

Ein schwarzer Hund wird mit dem Schwanze an die allgemein bekannte Pflanze, Knabenkraut (Orchis, zig. karengro), festgebunden, nachdem man vorher die Wurzeln der Pflanze mit einem noch nie gebrauchten Messer halbwegs bloßgelegt hat. Hierauf hält man dem Hunde ein Stück Eselsfleisch vor; indem der Hund nach dem Fleische springt, reißt er die Pflanze aus. Nun werden aus den also erlangten Wurzelknollen menschliche Genitalien geschnitzt und, in ein Hirschlederstück eingewickelt, am linken Arm getragen. Dies gilt bei den Zigeunern auch als geheimes Mittel zur Beförderung der Konzeption [1]).

Ein andres Liebesamulett, das ebenfalls von jungen Zigeunerweibern am bloßen Leibe getragen wird, besteht aus einem achteckigen Lindenholztäfelchen, auf welchem folgende, genau nachgebildete Zeichnung eingebrannt ist:

Eine Schlange umzingelt den Neumond, welchen neun Sterne umgeben. Die Schlange soll hier, dem zigeunerischen Volksglauben gemäß, den „Bösen" (miseç) = Krankheitsdämon darstellen, während die neun Sterne und der zunehmende Mond „Kinderreichtum" bedeuten.

Ähnlich ist ein andres Amulett. Dasselbe besteht aus einem herzförmigen Lindenholztäfelchen, auf dessen einer Seite folgende Zeichen eingebrannt sind:

Die Schlange umzingelt hier abermals neun Sterne, den zunehmenden Mond und auch den Vollmond. In *A* befindet sich ein Loch, in welches eine mit Eselschwanzhaaren künstlich übersponnene Haselnuß eingezwängt wird. Fällt diese Haselnuß mit der Zeit heraus, so glaubt das junge Weib sich in gesegneten Umständen zu befinden. Das Original, von dem ich obige Zeichnung nahm, befand sich im Sommer 1885 im Besitze einer jungen siebenbürgischen Zeltzigeunerin, namens Joane Lovachela.

Serbische und bosnische Zigeunerinnen tragen, sobald sie sich in andern Umständen fühlen, um den bloßen Leib einen aus Eselsschwanzhaaren gewirkten, ungefähr fünf Finger breiten Gürtel, in den fortlaufend je ein Stern, ein zunehmender und ein abnehmender Mond mit roter Baumwolle gestickt ist. Durch das Tragen dieses Gürtels glauben sie die ihnen bevorstehenden Geburtswehen zu erleichtern, die Krankheitsdämonen von ihrem Leibe fern halten zu können. Mit Bärenklauen besetzte Gürtel, die über das Gewand geschlungen werden, sollen dieselben Dienste leisten.

Fig. 3.

Fig. 4.

Will eine solche Frau erfahren, ob sie einem Knaben oder einem Mädchen das Leben schenken wird, so wendet sie sich an eine Zauberfrau, die in einer glänzenden Zinntafel das Geschlecht des zu erwartenden Kindes erscheinen läßt, bisweilen aber auch das Gesicht des betreffenden Krankheitsdämons, der bei der Geburt die Gebärerin foltern wird; — was aber, wie alle schwarze Magie, nur heimlich verlangt und gezeigt wird. Diese Zinntafel ist ungefähr zwei Spannen lang und anderthalb Spannen breit und trichterförmig zusammengerollt, jedoch so, daß der obere Teil nicht ganz schließt, d. h. die Kanten der Tafel einen Schlitz frei lassen, durch welchen die betreffende Person bei der Befragung der Zukunft in das Innere des Trichters blicken muß. Ich selbst habe bei verschiedenen Gelegenheiten und zu verschiedenen Zeiten in mehrere solcher Zaubertrichter (curin) hineingeblickt, aber darin gar nichts gesehen, während Zigeuner steif und fest dies oder jenes darin erblickt zu haben behaupteten.

[1]) Vergl. Will. Tennant, Indian recreations, Vol. I, Edinb. 1803, p. 194: „On this principle married women sometimes wear a small golden lingam upon the neck or arm."

Zu ähnlichen Zwecken dient auch der Apparat, zu dem die Zigeuner Siebenbürgens das Holz zu Pfingsten zu schneiden pflegen. Dieser Apparat, der heutzutage schon gar selten bei den Wanderzigeunertruppen Siebenbürgens und Rumäniens anzutreffen ist, besteht aus einem kleinen Schranke, in welchem eine von außen drehbare, vierseitige Walze angebracht ist; über der Walze ist ein Spiegel befestigt, einem in der Seitenwand des Schrankes befindlichen Guckloche gegenüber. Auf zwei Seiten der vierseitigen Walze ist je ein Bild eines Mannes oder Weibes angebracht. Wenn nun der Fragende durch das Loch in den Schrank sieht, so erblickt er sein Gesicht im Spiegel, weil eben die bilderlose Seite der Walze dem Spiegel zugekehrt ist; während die Zauberfrau ihn durch Fragen unterhält, dreht sie unbemerkt an der Walze, so daß, wenn der Fragende abermals in den Schrank hineinblickt, er das Bild, das sich auf der Walze befindet, im Spiegel erblickt. Freilich sind diese Bilder verwischt und erscheinen nur in verschwommenen Umrissen im Spiegel, so daß die Phantasie des Fragenden gar sehr in Anspruch genommen wird, um aus dem Gesehenen etwas herauszutüfteln zu können. Zigeuner selbst nehmen diesen Apparat bei Befragung um die Zukunft gar nicht in Anspruch; „er ist für die weißen Leute geschaffen“ (parne manushenge yov kerdalo hin). —

Fig. 5.

Wir gehen nun zu den Grab- und Totenfetischen über.

„Alles und jedes“, sagt F. S. Krauß, mit bezug auf die Südslaven, „was mit einem Toten in irgend eine Berührung kommt oder auch nur in eine entfernte Beziehung tritt, erlangt unter Umständen die Kraft eines Totenfetisches, z. B. der Hausbesen, die Grabschaufel, die Abfälle von den Sargbrettern u. s. w.“ Dasselbe gilt auch in ausgedehntestem Maße für die Zigeuner, die alles und jedes, was mit einem Toten in Berührung kommt, zu Zaubereien verwenden. In erster Reihe sind die sogenannten „Totenmänner“ (manush mulengré) kleine Figuren, in Nachahmung von Menschen- und Tiergestalten, die aus einem Teig von Baumwachs, den man von Bäumen eines Friedhofes entnommen, den gepulverten Haaren und Nägeln eines toten Kindes oder einer Jungfrau, ferner aus der Asche, die man nach der üblichen Verbrennung der Kleider des Verstorbenen erhält, verfertigt. Diese kleinen Figuren werden zeitweilig zu Pulver gerieben, unter das Futter des Viehs gemischt; dadurch wird dasselbe vor Hexerei geschützt und in seinem Wachstum und seinem Gedeihen befördert.

Sowie eben der Volksglaube die Zigeuner verleitet, den Muscheln, Ringen und Holzplättchen, die sie von irgend einer Zauberfrau erhalten, seltsam geformten Wurzeln und Zweigen und vielen andern Dingen übernatürliche Kraft und großen Einfluß auf die Krankheitsdämonen, auf die Geisterwelt überhaupt zuzuschreiben, ebenso halten sie zäh an der Meinung fest, daß figürliche Darstellungen, die in irgend einer Verbindung mit Toten stehen, gleich andern Talismanen die Krankheitsdämonen zu bestimmen vermögen, und daß sie überhaupt Böses abzuhalten, Gutes zu vermitteln im stande sind.

Manche dieser „Totenmänner“ (manush mulengré) zeigen Darstellungen der ganzen menschlichen Gestalt, andere wieder sollen Dämonen darstellen, letztere stehen wohl mit den religiösen Begriffen des Zigeunervolkes in unmittelbarerem Zusammenhange, als erstere, da sie nur aus dem Grunde geschaffen werden, um ihrem Besitzer die Gunst der Dämonen zuzuwenden. Aus dem oben angeführten Teige, dem, um die Wirkung zu erhöhen, noch Exkremente, Ausscheidungen jeder Art, wie Blut und Speichel, und Körperteilchen eines Verstorbenen beigemengt sind, werden Dämonen, wie z. B. Phuvusche (Erdgeister), Nivaschi (Wassergeister), Maschurdalo (Riesen) u. s. w. je nach Bedarf geformt, d. h., wenn z. B. ein Zigeuner als Besenbinder oder Holzfäller seine Beschäftigung aufnimmt, so formt er sich aus dem Teige ein Phuvusch oder einen Maschurdalo, den er bei seinem ersten Eintreten in den Wald ins Gebüsch wirft; dann glaubt er sich für die Dauer seiner Beschäftigung, für einige Monate gesichert vor den Nachstellungen dieser Dämonen. Verdingt sich der südungarische Zigeuner als Gehilfe bei einem Fischer oder Schiffer, so formt er sich einen Nivaschi (Wassergeist), den er ins Wasser wirft, bevor er noch seinen Dienst antritt.

Fig. 6.

Nicht nur aus diesem Teige werden diese Bildwerke geformt, sondern auch aus morschen Sargbrettern, Grabkreuzen und aus dem Holze solcher Bäume, die auf dem Friedhofe wachsen, denn nicht bloß der Tote und was unmittelbar zu ihm gehört, sondern auch der gesamte Friedhof hat im allgemeinen Fetischkraft. Die Zigeuner meinen durch sichere Zeichen, die ihnen im Traume mitgeteilt werden, von den betreffenden Dämonen selbst die Anweisung zu erhalten, aus welchem Holze und aus welchem Aste des Baumes, der auf diesem oder jenem Friedhofe wächst, und in welcher Gestalt sie diese Bildwerke zu schnitzen hätten.

Während meinen häufigen Wanderfahrten mit Zigeunern sah ich mehrere solcher Figuren, von welchen ich hier zwei in möglichst getreuer Abbildung vorführe.

Fig. 5 stellt einen Phuvusch (Erdgeist) dar. Die Größe des Gebildes ist kaum viel mehr als die der vorliegenden Illustration; das Material ist Lindenholz. Die Gestalt ist, wie ersichtlich, in derber Weise roh und klotzig geschnitten; Augen, Ohren, Nase und Mund sind durch kantige Einschnitte beiläufig charakterisiert; in die Kappe sind oben sieben kleine Nägel eingeschlagen, die vor ihrer Verwendung neun Tage lang in irgend einem Grabhügel verscharrt gelegen sind.

Fig. 6 stellt einen Hundemenschen (jiuklanush) dar, von dem wir schon weiter oben gesprochen haben. Die Größe dieses Gebildes ist auch kaum viel mehr als die der vorliegenden Abbildung; der Stoff ist ebenfalls Lindenholz und die Gestalt verrät in der kernigen Art der Darstellung eine geübte Hand. Zu bemerken ist, daß diese Gebilde, wo immer man sie in Ungarn, Siebenbürgen, Serbien und Rumänien antrifft, in der Darstellung einander ähnlich sind. Nie wird es einem Zigeuner einfallen, einen „Hundemenschen" oder Phuvusch anders zu schneiden, als die oben mitgeteilten Abbildungen diese Gebilde darstellen. Wir haben eben in diesen kleinen Holzfiguren jene rohen Schnitzarbeiten vor uns, die um so weniger einen Anspruch auf irgend welche Kunstfertigkeit zu erheben vermögen, als jeder Zeltzigeuner ohne Rücksicht darauf, ob er nun dazu Talent besitze oder nicht, den religiösen Bedürfnissen des Augenblicks entsprechend, sich einen manush mulengré in aller Eile selbst anfertigt. Die bildhauerischen Erzeugnisse der Zeltzigeuner können uns freilich eine besonders hohe Meinung von der plastischen Kunstfertigkeit dieses Volkes wohl nicht beibringen; aber diese Arbeiten hängen durchaus mit den religiösen Vorstellungen dieses Wandervolkes zusammen, das, äußerlich der christlichen Religion anhängend, im Innern noch immer an den alten Überlieferungen festhält, deren Keime es vielleicht vor Jahrtausenden in seiner asiatischen Urheimat empfangen hat. —

Somit hätten wir in flüchtigen Strichen ein wichtiges Kapitel zigeunerischen Volksglaubens mitgeteilt, als Beweis dafür, daß es sich wohl der Mühe verlohnt, sich mit diesem Wandervolke eingehend zu befassen und Stoff zu sammeln an den wenigen Orten, wo solcher noch zu finden ist. Auch mit bezug auf die Zigeuner müssen wir unseres hochverehrten Altmeisters Adolf Bastian Worte anführen: „In der Fülle der Zeit zur Reife aufgebrochen, steht die Ethnologie am heutigen Tage ihrer Geburt mit einem Fuße bereits im Grabe. Seit wenigen Jahrzehnten sind ihre Aufgaben dem Bewußtsein klarer entgegengetreten, die Aufgabe, wie sie sich stellt, mit Einführung der Psychologie unter die Naturwissenschaften, bei induktiver Behandlung derselben mittels der Bausteine aus den Schöpfungen des Völkergedankens, — die Vorbedingung der Aufgabe deshalb, wie in Ansammlung des Materials aufliegend, aus unabweislich ernster und zwingendster Pflicht."

Anthropologie und Geschichte.

Von Dr. F. Guntram Schultheiß.

III.

(Fortsetzung aus Nr. 14.)

Gleich den Normannen der späteren Zeit sind nach Penka die arischen Völkerschwärme aus ihrer skandinavischen Heimat ausgezogen und haben den schwächeren Rassen ihre Herrschaft auferlegt. In allen Völkernamen findet er den Gegensatz der hellen Rasse gegen die dunklen Untertanen ausgedrückt: Arier, Germanen, Romanen, Hellenen, Gallier u. s. w. geht auf die Bedeutung der „Hellen" zurück. Das Aussterben der Nordländer infolge des Klimas ermöglicht die Wiedererhebung der ehemaligen, freilich in der Sprache arisierten Untertanen dunkler Rasse. Der Kampf der römischen Plebejer gegen die Patrizier, wie der der mittelalterlichen Zünfte gegen die Geschlechter; der Kampf der Bauern gegen den Adel; der Zusammenbruch der feudalen Herrschaft in Frankreich beruhen alle auf dem Rassengegensatz der Herren und der Untertanen, obgleich er nicht in reiner Form, sondern in der sozialen oder politischen auftritt. Es sei erlaubt, hierzu auf eine Stelle in Kollmanns Referat über v. Hölders Schädelformen in Württemberg 1876 aufmerksam zu machen. Archiv für Anthropologie (1877) X, 173.

Mit Recht hat jüngst im Anthropologischen Verein zu Stuttgart ein kompetentes Mitglied direkt auf den Standpunkt der Anthropologie sich gestellt und das Ergebnis der württembergischen Reichstagswahlen als den Ausdruck eines natürlichen Instinktes beurteilt, der in den Naturanlagen des Volkes wurzelt. Im Oberland ... ein kompaktes Schwarz: die klerikalen Wahlen von einer Volksmasse mittlerer Beschaffenheit, — Dunkel- und Helläugige in gleicher Masse. Dagegen scheint ein entschiedener Zusammenhang zu bestehen zwischen den Schwarzaugen und der Demokratie. Demokratisches Wählen und Überwiegen der dunklen Rasse fällt meistenteils zusammen, ebenso wie die Helläugigen mit den Wahlen im Sinne der Regierungspartei [Deutschen? Sch.] in enger Verbindung zu stehen scheinen. So führen statistische Erhebungen aus dem Gebiet der physischen Anthropologie hinüber auf das der Psychologie der Völker . . . Hölder regt zum Nachdenken an. Auf dem Zurückweichen des arischen Bestandteils in Süddeutschland und Österreich beruhen die partikularistischen Bestrebungen dieses Jahrhunderts, die Unterordnung der süddeutschen Staaten unter das stärker arisch gebliebene Norddeutschland, der Untergang der österreichisch-deutschen Herrschaft in Ungarn und Italien. Das anthropologische Moment ist eben durchaus wichtiger als das sprachlich ethnische. Der geringe Prozentsatz der Blonden in Elsaß-Lothringen erklärt die Sympathieen für Frankreich, dem es näher steht als den Norddeutschen.

Eine merkwürdige Parallele bietet der litterarische Streit zwischen dem Humanisten Wimpheling und dem Franziskaner Murner über die natürliche Zugehörigkeit Straßburgs und des Elsasses, Anfang des 16. Jahrhunderts. Wimpheling hatte in seiner Germania betont, daß die Römer links und rechts des Rheines schon das gleiche Volk, mutig, groß, blond, vorgefunden hätten.

Murner sprach sich im Verlauf des Streites in einem Büchlein honestorum poematum laudatio dahin aus, daß die Reiche weder nach Sprache noch nach Sitten geteilt seien, Si etiam capillorum varietas regna secerneret quot filios quisque pareno habet pilis difformes eosdem ex tot esse regnis progenitos diceremas, wenn vollends die Haarfarbe ausschlaggebend sein sollte, so müßten verschiedenfarbige Söhne eines Vaters aus verschiedenen Ländern herstammen; das sei lächerlich. Die Rassenmerkmale sind unabänderlich, die ethnischen Momente wandelbar. Das Gleiche behauptet auch Kollmann. Deshalb mußte die Wissenschaft der Anthropologie die Berechtigung des Nationalitätsprinzips verneinen, wie Penka belegt.

Auch das Verhältnis zur Religion ist von der Rasse bestimmt. So ist der Fanatismus der Spanier das Erbteil der iberisch-semitischen Abstammung. Der Katholizismus steht den Kurzköpfen, den Turaniern, die den größten

Teil der Bevölkerung Europas, besonders auch Süddeutschlands bilden, näher, wie andrerseits auch der mit dem Christentum sich berührende Buddhismus, während dieses in seinem innersten Wesen den Ariern nicht congenial war, weshalb die Christianisierung vieler germanischer Stämme nur schwer, durch Gewalt oder durch Zugeständnisse in Sitten und Anschauungen gelang. So ist auch der deutsche Protestantismus „die zum plötzlichen Durchbruch gekommene Reaktion gegen eine Religion, die niemals in die innerste Denk- und Anschauungsweise der unvermischt gebliebenen Germanen Eingang gefunden hatte“. So deckt sich also noch jetzt der Protestantismus mit dem Gebiet starker germanischer Bevölkerung, der Katholizismus mit dem Überwiegen der kurzköpfigen dunkelhaarigen Bevölkerung, der Turanier Süddeutschlands und des übrigen Europas.

Wie die Turanier, der größere Teil der Bevölkerung von Europa, auch bei Mischung sich nur wenig von den Mongolen unterscheiden, so paßt denn eine allgemeine Charakteristik auf beide. Dem Turanier fehlt die Energie des Willens, die Initiative, der Sinn der Selbständigkeit, das Gefühl der Persönlichkeit, die Phantasie — er ist passiv phlegmatisch und konservativ. Deshalb die lange Dauer der von Kurzköpfen gegründeten Staaten. Sie sind einerseits Gefühlsmenschen und friedfertig, obschon, zum Kampf genötigt, ausdauernd und selbst grausam, andrerseits praktisch, nüchtern und von überwiegender Verstandesthätigkeit. Wenn wir also diese Charakteristik umkehren, so werden wir die der echten Arier haben.

Ganz den gleichen Anschauungen huldigt nun auch der französische Anthropolog De Lapouge und giebt ihnen eine bestimmte Anwendung auf die Geschichte und die Zustände Frankreichs. Die Arier gelten ihm durchwegs als die zur Herrschaft berufene Rasse. Aus ihnen gehen die Anführer und Erfinder hervor; sie sind die Heroen der Griechen und Römer; dieser Abkunft sollen selbst die führenden oberen Stände der andern Kulturvölker des Altertums sein; der Ägypter, Chaldäer, Assyrier, Chinesen! In Europa gehören der arischen Rasse nicht nur fast alle regierenden Häuser an, sondern auch der Adel selbst in Italien, Spanien und Rußland, besonders aber in England und Deutschland, während hier die Masse der Bevölkerung ersichtlich andrer Rasse, nämlich Kurzköpfe sind. Deshalb ist die Ausmerzung der blonden Rasse in Frankreich — die diese wesentlich dem Adel gleichgesetzt —, die den Glanz und die Macht der alten französischen Monarchie bestritt, der Grund von dessen Rückgang, während die ausgewanderten Hugenotten Preußen das Übergewicht verschafften. Die Kurzköpfe sind nur die Soldaten, die ohne Führer nichts leisten können. Die Vorherrschaft der langköpfigen nördlichen Völker, der Engländer, Nordamerikaner u. s. w., wird immer zunehmen und die Zukunft der Kultur arisch sein. Der Charakter der Kurzköpfe, der Celtoslaven oder Mongoloiden beherrscht die Zustände des jetzigen Frankreichs: Fleiß, Sparsamkeit, Nüchternheit, aber auch Engherzigkeit und Beschränktheit. Mit dem Wegfall des zur Herrschaft und Leitung befähigten Arier ist die Demokratie als Begleiterin des Verfalles aufgekommen. Die Richtung auf Gleichförmigkeit, wie sie sich in der Forderung gleicher Dienstzeit für alle ausspricht, ist ein unfehlbarer Faktor des Rückschritts.

An die Möglichkeit einer Hebung, eines Fortschritts durch Unterricht und Erziehung der Massen glaubt der französische Anthropologe nicht. Seine Wissenschaft zwinge, auf solche Illusionen zu verzichten; er läßt das Gesetz der Vererbung, der Unveränderlichkeit der körperlichen und geistigen Ausstattung der Rasse gelten. Die untern Stände sind ihm der Bodensatz, nachdem die lange Reihe von Geschlechtern alles Aufstrebende und Entwickelungsfähige herausdestilliert haben. Die Lehre von der Verderbnis der Mischlinge kennen wir schon; in ihnen verstärke sich der Egoismus der Kurzköpfe nur noch durch den kühnen Individualismus der Langköpfe, während das Gemeingefühl der Rasse und der Familie erlösche. Als Folge der spezifischen Begabung der Rassen tritt die Unverträglichkeit der doppelten Vererbung auf in dem Widerspruch der nach zwei Seiten ziehenden Neigungen, Gefühle und Antriebe, bis zur gegenseitigen Aufhebung, bis zur Ohnmacht des Willens. Es ist Buridans Esel ins Moderne übersetzt; die Schuld fällt aber den Vorfahren und deren unüberlegten Verbindungen zu. Die Zersetzung der Rassen liefert also körperlich die Analogie zum Straßenhund, als Gegensatz und Aufhebung der Rassenschönheit, moralisch einen Schwächling, eine problematische Natur. Hingegen entziehen sich Schönheit, Kraft, Befähigung, Charakterstärke infolge der verkehrten sozialen Verhältnisse allzu häufig der Vererbung, da nicht Rücksicht auf sie, sondern auf Geld die Ehen zu stande bringt, und die Guten nicht zugleich die Reichen sind. Die Intelligenz ohne Vermögen aber kann die Schmälerung des Einkommens durch zahlreiche Nachkommenschaft nicht wünschen.

Als eine Konsequenz der verschiedenen Fruchtbarkeit der Rassen, von denen die Arier der nördlichen Länder, besonders die Angelsachsen, sich am schnellsten vermehren, prophezeit De Lapouge dem nächsten Jahrhundert Rassenkriege mit Millionen von Opfern, geführt wegen eines Unterschieds von 1 oder 2 Grad des Längen- und Breiten-Index, der die Einreihung unter die Lang- oder Kurzköpfe bestimmt. Für die Ersetzung der französischen Mischbevölkerung durch reinere Rassen, Belgier und Deutsche, die in den Grenzstrichen bereits im Gange ist, für die düstern Aussichten der Kurzköpfe überhaupt tröstet sich der französische Anthropologe durch die Hoffnung, daß die Arier die Theorie der Vererbung und die Praxis einführen und durch Zuchtwahl innerhalb der Rasse die Erhaltung und Steigerung ihrer Vorzüge betreiben werden. Es bedarf dazu nur der Abschließung, wie sie auch die Juden gegenüber den Völkern üben, unter denen sie leben; es bedarf nur einer alliance aryenne, da sie das Bewußtsein der Solidarität der Rasse besitzen, um die Vervollkommnung der Menschheit durchzusetzen. (Vergl. Revue d'Anthropologie 1888, p. 191.)

Diese Theorie des Eugenismus, der erblichen Vorzüglichkeit, die vom Engländer Galton herübergenommen ist — einen ähnlichen Gedanken hat aber auch Spurzheim vor etwa 50 Jahren ausgesprochen — zeigt, zu welchen Folgerungen der Begriff der Rasse verleiten kann.

Ist nun aber der Schritt, der von der Annahme der Unveränderlichkeit der körperlichen Rassenmerkmale zu der gleichen Festigkeit der geistigen Befähigung führt, allzu groß? Man wird zugeben müssen, daß die Sprache nach beiden Seiten Beziehungen hat. So hat Penka ausführlich dargestellt, wie die Veränderungen und Abweichungen der verschiedenen arischen Sprachen darin ihren Grund haben, wie das Arische sich im Munde andrer Rassen gestaltet habe. Die Quetschlaute des Sanskrit und des Italienischen, die Lautverschiebungen des Deutschen, die Nasenlaute des Französischen wären so durch Übertragung des Arischen auf nicht arische Sprachorgane entstanden. Das bessere Französisch der Süddeutschen gegenüber den Norddeutschen entspräche der anthropologischen Zusammengehörigkeit der Kurzköpfe, die Ersetzung der echten Flexion der älteren arischen Sprachen durch Wortgruppen mit Präpositionen und Hilfszeitwörtern, also matris und de la mère, volui und j'ai voulu, das süddeutsche vulgäre dem Richter sein Haus statt des Genitivs, ganz wie im Magyarischen, wäre der Durchbruch der turanischen Geistesorganisation. Daß der Chinese das Englische nur nach Maßgabe seiner Sprachstufe

bewältigt, könnte als Analogie aus der Gegenwart angeführt werden. Ob das gleiche-Prinzip der Erklärung für so viele einzelne Erscheinungen der Sprachgeschichte ausreicht, das erscheint untergeordnet gegenüber der Frage, inwiefern die Zurückführung geschichtlicher Veränderungen auf anthropologische Vorgänge und Formeln die treibende Kraft aufdeckt und wie sich die angebliche Unwandelbarkeit spezifischer Geistesorganisation zum Wechsel der Zeiten verhalten möge.

Daß der körperlichen Vererbung, die die Rasse bestimmt, eine geistige zur Seite geht, wer könnte das bestreiten wollen? Wie der einzelne Mensch nach Befähigung und Charakter, Neigungen und Gewohnheiten Abbild oder Kombination seiner Erzeuger und Ahnen ist — eine uralte Beobachtung der Weisheit auf der Gasse, des Sprichwortes: der Apfel fällt nicht weit vom Stamm und andrer — so ist es auch für das Große, für Völker und Rassen. Die Übertragung und Fortdauer von Anlagen und Charakterzügen bildet für Völkerkunde und Geschichte die Grundlage der Betrachtungen. Für den Begriff des Volkscharakters braucht man nur auf die Zigeuner und Juden hinzuweisen. Über den Begriff des Volkscharakters (schon bei Hume, Essays I, Nr. 21, On national charakter) vergl. die Einleitung zu Richard Andree, Volkskunde der Juden, „das Rassenelement im Völkerleben“. Ribot, hérédité, chap. VII (Juden und Zigeuner). Den deutschen Volkscharakter genetisch und historisch zu fassen, versuchte der Verfasser 1887. Grenzboten, III. Quartal, 4 Juli-Nummern. Den Protestantismus, die Reformation hat Jakob Grimm zuerst, doch nicht der Einzige, auf den Freiheitssinn, auf die religiöse Anlage als Wurzel zurückgeführt; selbst Ranke spricht von einer natürlichen Verwandtschaft des eingeborenen Sinnes der Bevölkerung mit der Lehre Luthers. Sollen dies nur müßige Arabesken am Bau der Thatsachen sein? Die Verteidigung von Saragossa 1809 hat man in Parallele gestellt mit dem Heldenmut der Numantiner. Die Schilderung, die Strabo vom Charakter der Iberer entwirft, paßt, so sagt man, auch auf die heutigen Spanier. Den fränkisch-germanischen Einfluß auf Einrichtungen und Geschichte des französischen Volks, sein allmähliches Zurücktreten, das Emporkommen andrer, galloromanischer Züge zu beobachten, ist so wenig neu wie die Bemerkung, daß Cäsars Charakterschilderung der alten Gallier auch heute wieder geschrieben werden könnte. Und schon vor Bismarck hat Katharina von Rußland die französische Revolution als die Erhebung der Gallier gegen die Franken verstanden. Ist es davon weit zur rein anthropologischen Auffassung als Rassenkampf?

Und die ungleiche Befähigung der Rassen für höhere geistige Entwickelung ist ein schon von älteren Anthropologen und Ethnographen gern behandeltes Thema (Carus 1849; Vollgraff 1853; Gobineau 1854; auch Klemm, Kulturgeschichte, IV. Bd.). Wer wollte auch annehmen, daß die Australier oder die Neger eine der europäischen gleichstehende Kultur zu erreichen befähigt gewesen wären; oder daß die Indianer Amerikas durch Unterricht und Anleitung zu Teilnehmern am Aufschwung der Union werden könnten?

Hat man dann nicht auch das Recht, die Leistungsfähigkeit, die Aussichten der europäischen Kurzköpfe an dem Maßstab turanisch-mongolischer Kulturstaaten abzuschätzen? Übersehen werden wir freilich nicht, daß z. B. De Lapouges Charakteristik der französischen Kurzköpfe halb vom Kleinbürger, dem épicier, halb vom Chinesen abstrahiert ist.

Die Erklärung der einzelnen Ereignisse als anthropologischer Vorgänge müßte aber eben doch vor allem mit den Thatsachen übereinstimmen, bevor man noch zur Erwägung veranlaßt wäre, ob die anthropologische Seite Anspruch hat, die Hauptsache zu sein. Hölder hat nun z. B. nachgewiesen, daß in der Stadt Eßlingen im Laufe der Jahrhunderte in den mittleren und oberen Ständen die Kurzköpfe zugenommen haben. Ähnlich neuerdings De Lapouge für Montpellier (Anthropologie 1891, S. 36—43). Ob aber der Streit der römischen Plebejer und Patrizier zugleich ein Gegensatz zweier Rassenelemente war, das kann die Anthropologie nicht mehr entscheiden. Gegen die etruskische Abstammung der Luceres hat sich Mommsen allerdings verwahrt; daß aber die Plebejer, die Nachkommen unterworfener Latiner, durchaus andrer Abkunft gewesen seien, als die Einwohner des als Stadt jüngeren Roms, wird kaum wahrscheinlich gemacht werden können.

Der Kampf der Zünfte gegen die Geschlechter in den deutschen Städten des Mittelalters oder der Bauernkrieg werden sich ebensowenig mit körperlichen Gegensätzen decken. Die Geschlechter sind sicher in vielen Städten Nachkommen der ehemaligen Ministerialen und Hörigen der Bischöfe oder sonstigen Landesherren, nach einer Auffassung kommen ja z. B. für Köln Überbleibsel der romanisierten Provinzialen in Betracht. Jedenfalls mußte auch der später bevorrechtete Teil städtischer Bevölkerung vielfach sehr langsam von den drückendsten Formen persönlicher Unfreiheit sich erheben. Auch der niedere Adel ging vielfach aus Hörigen hervor. Andrerseits sank der einst freie Bauernstand, der Kern der germanischen Stämme, immer mehr in Abhängigkeit und Unfreiheit herab. Der jüngere Zuzug in die Städte wird wohl gerade seine trotzigsten, dem Zwang widerstrebenden Glieder aus diesem Teil der Landbevölkerung erhalten haben. Die Fülle kühner, energisch aufstrebender, streitbarer Männer, die die Städte stets in die Wagschale warfen, unter Heinrich IV. und später in den Zunftkämpfen, läßt sich mit den angeblichen Zügen der Kurzköpfe nicht vereinigen. Auch die Landsknechte setzten sich aus jüngeren Bauernsöhnen neben Junkern zusammen; die Nachwirkung zeigt sich wieder im Bauernkrieg. Der Individualismus, als Charakterzug der Germanen, waltet in den Städten nicht minder kräftig, wie vormals in den Urwäldern. So bleibt auch das Aufstreben der Eidgenossen, die Buntscheckigkeit der staatlichen Gebilde, die späteren Sympathieen mit Frankreich, das Eindringen der französischen Sprache wohl andrer Erklärung bedürftig, als des anthropologischen Nachweises, daß das Land heute hervorragend kurzköpfige Bevölkerung enthält. Wo sind denn die alemannischen Bauern hingekommen, die einmal so gründlich germanisiert haben, vor denen die Rhätoromanen ins Gebirge zurückwichen? Das Klima hat sie gewiß nicht umgebracht. Oder hatten sie eine so überwiegende Menge von Knechten mitgebracht, und dieselben dann so günstig gestellt, daß ihre Vermehrung die der Herren überwucherte? Auch hierüber wird die geschichtliche Forschung aus eigenen Mitteln Erwägungen anstellen können. Abgesehen davon, daß es auch Kriegsgefangene und Knechte germanischer Abkunft gegeben haben muß, kann ein Überwiegen der Unfreien beim Übergang der Germanen zum Ackerbau im eigentlichen Sinne bei der Ausbreitung über Donau und Rhein gerade von der anthropologischen Statistik der Gräberfunde nicht bewiesen werden. Die gelegentliche Vermutung, daß die Knechte gar nicht beigesetzt, sondern wie das Vieh verscharrt worden wären, vielleicht in der Nähe des Schindangers (v. Hölder, Archiv für Anthropologie II, S. 80), soll nur erwähnt sein.

Am leichtesten ist es, den angeblichen Zusammenhang der Religionsform mit der Rasse zu widerlegen. Selbst wenn wirklich die Verbreitung oder das Vorherrschen der kurzköpfigen Rasse mit dem Katholizismus, der langköpfigen mit dem Protestantismus sich besser deckte, bliebe das post hoc ergo propter hoc zu prüfen. Nun sind ja die Süddeutschen, Württemberger, Badener, Franken, Schweizer

guteuteils protestantisch), die echten Sachsen, die Westfalen stramm katholisch, Finnen, Esthen, ein Teil der Magyaren protestantisch. Dogmen und Gebräuche, sofern sie die Zugehörigkeit zu einer Religionsgenossenschaft entscheiden, vertragen sich mit jeder Besonderheit der Befähigung und des Charakters; nur wenn sie Opfer an Gewohnheiten, Überzeugungen oder Einkünften fordern, nötigen sie das Individuum, sei es zum Widerspruch oder zur Unterwerfung. Diese Erregung des Willens in bezug auf die Kirche ist allerdings die treibende Kraft der Reformationszeit; die allgemeine Verbreitung des Mißbehagens kommt dem Mut des Angriffs auf das Bestehende zu gute. Aber es ist durchaus keine tiefere Erklärung des Protestantismus, wenn man ihn in irgend welchen Worten auf den Volkscharakter zurückführt, wie, daß die Germanen schon zur Zeit des Tacitus keine Götterbilder und Tempel gehabt, oder daß er als Lehre dem eingeborenen Sinne der Deutschen verwandt sei. Wie die Körperlichkeit Luthers nicht dem germanischen Typus entspricht, so ist auch seine Rechtfertigungslehre für die Volksstimmung kaum mehr als der Ausdruck der Opposition. Diese war — wenn man will — negativ, sie wollte nur etwas Andres. Die praktischen Konsequenzen Luthers, die ihm in zweiter Linie kamen, waren das Durchschlagende, der Endererfolg aber war Machtfrage, in Deutschland und in ganz Europa. Daß die Reformation oder der Abfall von der Kirche gerade in den germanischen Ländern durchdrang, ist nicht die Folge einer Wahlverwandtschaft. Das zeigt deutlich die Kirchengründung Heinrichs VIII. in England, die die Lehre unangetastet ließ, oder der Zwang, durch den die echtesten Germanen, die Isländer, von der alten Kirche abgebracht wurden. Die Ketzer Südfrankreichs und die Hussiten hatten sich lange vorher von der Kirche abgewandt. Pulver und Blei haben schließlich entscheiden müssen, wie weit die Macht des Papstes und der Jesuiten reichen solle. Daß nachher die protestantische Religionsform der selbständigen Entwickelung deutschen oder germanischen Wesens vorteilhafter wurde, das ist nicht religiöse, sondern soziale Folge. Und im übrigen wurden gerade vom deutschen Adel Klagen darüber laut, daß durch die teilweise Säkularisation der Kirchengüter die Versorgung seiner jüngeren Söhne in geistlichen Stellen ihm geraubt worden sei.

Wenn man überhaupt dem Adel in Frankreich, Deutschland und England wegen seiner germanisch-arischen Rassenreinheit einen Vorzug der Befähigung zuschreibt, so ist dagegen einzuwenden, daß weder die wesentliche Gleichartigkeit der Rasse die Regel ist, noch das Fortblühen in gleicher körperlicher und geistiger Kraft, vielmehr das Gegenteil. So fanden die Franken in Gallien schon vornehme und begüterte gallo-romanische Geschlechter, die senatorischen Familien vor; andre Romanen kamen im Hofdienst der Merowinger empor. In der Schlacht bei Benevent trat die Überlegenheit der deutschen Ritter Manfreds an Größe und Stärke über die französischen Karls v. Anjou so stark hervor, daß die Franzosen ihre Gegner, die das Schwert mit beiden Händen schwangen, durch Stöße in die Achselhöhlen zu fällen trachteten. Die mannigfache Abstammung des römischen Adels ist gleichfalls schon öfter hervorgehoben worden.

Wenn De Lapouge eine spezifisch höhere Begabung des französischen Adels, der nach ihm mit dem arisch-germanischen Element zusammenfällt, nach De Candolles Statistik der Gelehrten, durch die Anerkennung der französischen Akademie und den verhältnismäßigen Anteil der einzelnen Stände zu beweisen sucht — so bedarf das keiner Widerlegung. Er versichert auch, daß die Eintragung der hervorragenden Menschen in eine Karte das Übergewicht der arisch-germanischen nördlichen Länder, als einer Zone der Erfinder und Entdecker, zur Anschauung bringt. Ebenso könnte man eine Karte der Kommerzienräte entwerfen, die die Inferiorität Süddeutschlands in Handel und Gewerbe klar beweisen würde. Erst seit wenigen Jahren wäre ein Aufschwung bemerkbar!

Im übrigen ist der Niedergang und das Erlöschen vornehmer Geschlechter so häufig, daß es bekanntlich nur wenige Adelige giebt, die ihren Stammbaum bis über das Jahr 1000 hinauf belegen könnten. Jeder Mensch hat ja schließlich Ahnen bis in die graueste Vorzeit; es kann sich also nur um den Zeitpunkt handeln, wo ein Geschlecht eine hervorragende Stelle gewinnt. Jedes Jahrhundert weis von ausgegangenen Familien zu berichten, nicht nur regierender Häuser, auch andrer Adeligen. Es sind nicht nur die Jahrhunderte, in denen kriegerische Gewohnheiten den Lebensfaden verkürzt haben können. Um 1700 wird der Verfall, das körperliche Verkommen des hohen Adels in England, Spanien und Frankreich von ernsten Schriftstellern konstatiert, man sei unter ihm wie in einer Gesellschaft von Kranken gewesen (vergl. Ribot, hérédité 1879, p. 392). Man wird sich auch an Swifts Schilderung erinnern, wie Gulliver die Ahnen der vornehmen Häuser sich heraufbeschwören läßt.

Aber mit der Rasse hat es nichts zu thun, daß eine hervorragende Lebensstellung nicht auf viele Geschlechter in direkter Linie sich fortsetzt. Man möchte glauben, daß die Verdichtung der Lebensenergie, ob sie nun Repräsentationspflicht sei oder sich in greifbaren Leistungen geistiger Produktivität ausdrücke, schließlich auf Kosten der Nachkommenschaft geschehe. Das Heruntersinken zu Mittelmäßigkeit, die Fortfristung eines Geschlechts, ist ja nicht ausgeschlossen. Aber der bloße Begriff der Rasse als Abstammung scheint uns kein Licht zu bringen für die Aufhellung der dunklen Zusammenhänge körperlicher und geistiger Bestimmtheit des einzelnen wie der Völker.

Münster im Gregorienthal.

Von Bruno Stehle in Colmar.

Zu den schönsten Thälern unsrer Hochvogesen zählt das im Westen von Colmar bis an den Hochkamm des Gebirges sich hinziehende Gregorienthal. Mitten darin liegt die alte Klosterstadt Münster oder monasterium ad confluentes — das oberelsässische Koblenz — ungefähr da, wo die Bäche des Großthales und des Kleinthales sich vereinigen.

Die Gründung der Stadt führt uns in jene Urzeit zurück, wo die Sendlinge des heil. Gregorius um die Mitte des siebenten Jahrhunderts in diese Wildnis kamen und nach schweren Kämpfen mit Bären und Auerochsen ihre ersten Zellen bauten. Heute erinnert nichts mehr an diese Zeiten der ersten Besiedelung durch die Mönche; und wo einstens das Vesperglöcklein die Klosterleute zur Andacht lud, ruft jetzt die Glocke die zahlreichen Arbeiter in die Werkstätten der großen Spinnerei von Hartmann u. Söhne. Aus einer Klosterstadt wurde Münster eine Fabrikstadt ersten Ranges.

Aber eines ist geblieben. Die prächtigen Berge mit ihren dunkeln Tannenwäldern, die klaren Bergwasser, die zwischen den Felstrümmern schäumend sich Bahn suchen, die

Münster im Elsaß. Nach einer Photographie.

grünen Matten mit ihren einladenden Molkereien, sie haben den Wandel der Zeiten überstanden und üben dieselbe Anziehungskraft auf uns aus, wie ehedem auf die Söhne des heil. Benediktus. Noch tragen, wie vor undenklichen Zeiten, die Bewohner im oberen Thale ihre alte Tracht, noch vererbt sich die Kunst der Bereitung von Käse, der jährlich in vielen Zentnern verschickt wird, von Vater auf Sohn wie vor Hunderten von Jahren.

Münster eignet sich wie wenige Orte als Standquartier, um von da aus einen großen Teil der Hochvogesen zu durchstreifen. In wenigen Stunden erreicht man einen der beliebtesten Luftkurorte „Drei Ähren" (690 m über dem Meere) mit seinen beiden prächtigen Gasthöfen. Noch großartiger als hier ist die Aussicht von dem ungefähr eine Stunde entfernten großen Hohnack. Das Auge beherrscht von hier aus die Nordvogesen mit der Hohkönigsburg und St. Odilien, das Rheinthal, die Südvogesen mit Staufen, Großem Belchen, Kahlen Wasen, nach Westen den Hohneck und die Schlucht. Wer weiter wandern will, wende sich den Seen zu, dem Weißen und dem Schwarzen See, sie liegen hoch oben, nahe an der französischen Grenze, eingebettet in gewaltige Felsblöcke. Durch nichts wird die majestätische Ruhe hier oben gestört, wenn nicht der Wanderer durch Zufall das einsam äsende Reh aufscheucht. Auch zu linguistischen Studien ist hier reichlich Gelegenheit; die Bewohner des Dorfes Labaroche (lat. parochia = Pfarrei), durch das unser Weg führt, sprechen ein eigentümliches französisches Patois, in dem Kenner noch manche keltische Bestandteile finden wollen.

Von Münster aus erreicht man in ungefähr vier Stunden die französische Grenze, die Schlucht, einen wildromantischen Gebirgspaß, dessen Umgebung völlig alpinen Charakter trägt. Von dem nur eine Stunde entfernten Hohneck (1361 m) schweift der Blick über den ganzen Wasgau hinüber zum Schwarzwald und von da bis zu den Schneehäuptern der Alpen, unter denen besonders die Bergriesen des Berner Oberlandes herüberleuchten.

Ist manche dieser Wanderungen mit einiger Anstrengung verknüpft, so ist die Besteigung des Kahlen Wasen oder Kleinen Belchen (1268 m) fast mühelos, doch nicht weniger lohnend. Der müde Wanderer findet in der Bergwirtschaft gute Verpflegung.

Auf alle diese Punkte führen sorgsam unterhaltene Vogesenpfade, die vom Vogesenklub, dessen Sektionen im Gebirge eine große Thätigkeit entfalten, angelegt sind. Ebenso zahlreich sind die Spaziergänge in den schattigen Anlagen der Stadt Münster selbst wie in deren nächster Umgebung. Fügen wir noch hinzu, daß in vielen Molkereien wie in besonderen Gasthäusern auf den Höhen auch für des Leibes Bedürfnisse trefflich gesorgt ist, daß in Münster ein großer neuer Gasthof mit billiger Pension jeglichen Wünschen gerecht wird, so bedarf es wohl keines weiteren Beweises, daß Münster zu den angesehensten und zugleich lohnendsten Sommerfrischen der Hochvogesen gehört [1].

[1] Wer sich über die Geschichte der Stadt, ihre Kulturverhältnisse bis zur Gegenwart unterrichten will, dem sei das mit Liebe für seine Vaterstadt geschriebene Buch von Dr. Friedrich Hecker, Die Stadt und das Thal zu Münster im St. Gregorienthal (Münster, Beck, 1890) empfohlen.

O. Warburgs Forschungen auf den Liukiu-Inseln.

Über die Liukiu-Inseln, die sich in einem Bogen von der südlichsten japanischen Insel bis zur Nordspitze Formosas hinziehen, sind wir im allgemeinen noch dürftig unterrichtet. Neben den kurzen Nachrichten, die wir der Broughtonschen Entdeckungsreise am Ende des vorigen Jahrhunderts verdanken, sind Notizen und Schilderungen uns zugängig gemacht worden durch Basil Hall, der 1816 mit den englischen Kriegsschiffen „Alceste" und „Lyra" die Liukiu besuchte; durch Kapitän Beechey, der 1827 mit dem englischen Kriegsschiffe „Blossom" hier war und durch das amerikanische Geschwader unter Perry, 1853 und 1854. Bei der damals noch sehr mißtrauischen und feindseligen Stimmung der Eingebornen wurde aber durch alle drei Expeditionen unsre Kenntnis des Archipels nur wenig gefördert.

Eine neue Ära beginnt mit der Wiederbefestigung und Ausdehnung des japanischen Einflusses auf den Liukiu. Deren Verbindung mit dem Sonnenaufgangslande ist eine alte, tausendjährige, und wiewohl hier auch chinesischer Einfluß durch die Jahrhunderte sich geltend machte und die japanische Oberhoheit über die Liukiu auch heute noch nicht von China anerkannt ist, so übt doch Japan die Herrschaft thatsächlich aus. Schon 1853 fand Perry auf der Hauptinsel eine japanische Besatzung. Im Jahre 1876 wurde der letzte König mediatisiert und nach Japan geschickt. Es war früher von einer Abtretung der Südgruppe an China die Rede; allein alle Inseln sind jetzt im thatsächlichen Besitze der Japaner und kein Chinese lebt auf der ganzen Gruppe.

Mit der Ausbreitung der japanischen Herrschaft beginnt auch eine bessere Kenntnis der Inseln. Das Wichtigste aus dem Berichte des japanischen Gesandten Idjichi übersetzte Müller-Beeck, und der an der Universität Tokio angestellte deutsche Professor Döderlein sammelte während eines vierzehntägigen Aufenthalts auf der Hauptinsel Okinawa wichtige Materialien.

Die Inseln, die in vier Gruppen zerfallen, liegen zwischen 24 und 30 Grad nördl. Br., also selbst die südlichste noch innerhalb der gemäßigten Zone; der Flächeninhalt wird nach den Ausmessungen der Karten von Döderlein auf nur 3800 qkm berechnet (d. i. ungefähr so groß, wie das Herzogtum Braunschweig); dagegen ist die Bevölkerung ziemlich dicht; sie beträgt nach japanischen, ziemlich zuverlässigen Quellen 370000.

Wichtige neue Nachrichten über die Gruppe verdanken wir jetzt dem Dr. O. Warburg aus Hamburg, der die Inseln vor drei Jahren besuchte und deren pflanzengeographischen Charakter feststellte. Einem Vortrag, den derselbe in der Hamburger Geographischen Gesellschaft gehalten hat (Mitteilungen derselben 1889 bis 1890, S. 121 bis 145) entnehmen wir die nachfolgenden, viel Neues bietenden Schilderungen.

Von dem japanischen Hafen Koba aus begab sich Dr. Warburg mit einem japanischen Dampfer zuerst nach der Insel Oschima, die er als bergig, düster, aus Urgestein aufgebaut schildert, mit einigen guten Häfen und 30000 bis 50000 Einwohnern. Die sogenannte Sagopalme (Cycas revoluta) erreicht hier ihre Nordgrenze, ebenso eine Zuckerpalme (Arenga Engleri). Die Cycas ist die wichtigste Pflanze der Liukiu, sie bildet durch ihren Sagogehalt kleine Proviantmagazine in Zeiten der Not. Als Hauptnahrungs-

mittel dient die von China her eingeführte Batate oder süße Kartoffel. Hauptausfuhrartikel ist der Zucker; auch baut man Indigo.

Eine Tagereise brachte Dr. Warburg nach der Hauptinsel **Okinawa**, wo er in dem Hafenorte Nafa in einem kleinen japanischen Hotel freundliche Aufnahme fand. Daß dort jetzt selbst ein japanischer Photograph ansässig ist, beweist, wie sehr die Insel allmählich in die Kultursphäre einbezogen wird. Der Hafen ist mit Dschunken belebt, und als Warburg dort war, lagen in demselben sogar zwei kleine Handelsdampfer. Auch die japanischen Jinrikschas (von Männern gezogene, als Droschken dienende Wägelchen) haben ihren Einzug gehalten; früher gab es keine Läden; jetzt haben die Japaner solche eingerichtet und neben Pale Ale war Flensburger Stockbier zu haben. Die Industrie ist bedeutend; Glasflaschen, Steingut, Ziegel, Lacksachen, Messing, Zinnarbeiten werden erzeugt; vor allem aber wird viel gewebt, selbst in Fabriken, die grobe Stoffe aus Manilahanf herstellen. Die Stoffe werden nach Japan ausgeführt. Dazu kommt sehr viel Branntwein (Awamori), aus Hirse und Reis gebraut. Der wichtigste Ausfuhrartikel ist Reis. Dagegen werden eingeführt: Baumwolle, Tabak, Thee, Öl, Makkaroni, Papier, Metalle u. s. w.

Eine Stunde von dem Hafen Nafa landeinwärts liegt höchst malerisch die frühere Residenz Schuri, in der jetzt eine japanische Garnison haust. Der Berg, auf dem die Stadt liegt, ist durch mächtige, bis 20 m hohe Mauern kunstvoll terrassiert.

Von der verhältnismäßig am besten bekannten Hauptinsel begab sich Dr. Warburg in einem kleinen Privatdampfer nach den südlicheren Inseln. Zuerst wurde **Kerama**, westlich von der Hauptinsel, besucht, wo es sehr viele, wohl eingeführte Hirsche giebt. Es besteht aus dunkeln Schiefermassen und Konglomerat, oben ist Gneis und darüber liegen kristallinische Schiefer. Die Höhe der Insel giebt Warburg zu etwa 150 m an. Von Bedeutung ist hier die Schweinezucht. Noch weiter westlich liegt **Kumeschima**, wo ein einziger Japaner, der Gouverneur, lebt. Sie besteht aus drei bis gegen 250 m hohen, dicht bewaldeten Hügeln, an die sich nach Westen eine mit Reis bebaute Ebene anschließt.

Viel wichtiger ist das zur Südgruppe gehörige **Taipinsan** oder **Mijakoschima**, eine dicht bevölkerte, aus gehobenem Korallenkalk bestehende Insel mit vielen Grotten, in denen sich süßes Wasser ansammelt. Hier fand Dr. Warburg auf einem Hügel mitten unter prächtigem Pandanusgebüsch einen Marmorblock auf einem Granitsockel mit folgender Inschrift:

> Im Juli 1873 ist das deutsche Schiff R. J. Robertson
> geführt von Kapitän Hernsheim aus Hamburg,
> an den Felsen der Küste von Taipinsan
> gestrandet. Die Besatzung wurde mit Hilfe
> der Uferbewohner gerettet, in Sicherheit gebracht und während 34 Tagen gastlich aufgenommen, bis sich am 17. August 1873 die
> Heimreise bewirken ließ. In Anerkennung
> dieses rühmlichen Benehmens haben wir
> **Wilhelm** von Gottes Gnaden deutscher
> Kaiser, König von Preußen, die Aufstellung dieses Denkmal zur bleibenden
> Erinnerung angeordnet.

Von Taipinsan wird Tripang nach China ausgeführt; man webt Nesseltuch, baut Reis und Bataten. Auf der Südgruppe leben 50 Japaner, darunter 21 Beamte. Ein Hafen ist nicht vorhanden; man ankert zwischen zwei Inseln in 16 Faden Tiefe. Für die 32000 Einwohner bestehen nur vier, von Japanern geleitete Schulen.

Ischikagi, die nächste von Warburg besuchte Insel, bildet mit Iriomotte zusammen die Untergruppe Yerama, die 15000 Einwohner, darunter 250 Japaner, zählt. Ischikagi ist sehr bewaldet und hat wohl den höchsten Berg der Liukius, den Omotodake, 512 m hoch. Neben Reis und Hirse wird Holz (Eiche und Kiefer) ausgeführt. Dort wächst der beste Tabak der Inseln. Ischikagi hat gar keinen Hafen, man legt eine Stunde weit vom Lande an.

Was **Iriomotte**, die letzte größere Insel betrifft, so ist sie sehr ungesund durch Fieber, wovon die nördlichen Inseln ziemlich verschont sind. Sie war vor 20 Jahren eine Strafkolonie des Königreichs Liukiu. Die Insel ist gebirgig, mit Spitzen bis 440 m, schön und dicht bewaldet, mit reizenden tropischen Landschaften, Mangrovewäldern und Wasserfällen. Der Hafen von Funaoki im Norden ist mäßig geschützt und bis 28 Faden tief. Die Insel besteht zumeist aus Sandstein mit Kohlenflötzen; an der Ostseite soll Schiefer zu Tage treten. Seit sieben Jahren wird die Kohle durch eine japanische Gesellschaft in sehr urtümlicher Weise mit Japanern abgebaut. Die Flötze sind nur 70 cm stark; die Tonne Kohlen kostet kaum 4 Mark; ausgeführt wird dieselbe nach Hongkong.

Nach dieser kurzen Übersicht der Reisen des Dr. Warburg gehen wir auf die **ethnographischen Bemerkungen** desselben ein. Die Liukiu sind in einem Umwandlungsprozesse begriffen, der sich unter dem Einflusse der japanischen und der ihr folgenden europäischen Kultur vollzieht. Japanische Kaufleute, Fabrikanten und Gesellschaften bringen Geld ins Land hinein, die Hilfsmittel europäischer Kultur werden zugängig gemacht. Hungersnot durch die Taifune (deren vier bis fünf jährlich über die Inseln gehen) gehört bei den heutigen Verbindungen zu den Unmöglichkeiten. Kurzum, die Inseln werden bald wie das japanische Hauptland kultiviert sein. Viel Ursprüngliches war bei dem fortgesetzten Einflusse Chinas und Japans überhaupt nicht vorhanden, und aus diesen Ländern stammen die meisten Einrichtungen, Sitten und Gebräuche. „So ist der Hausbau mit den Strohdächern und auf Pfählen japanisch; ebenso sind die Matten wie in Japan gefüllte, der Mangel von Stühlen und Tischen, ebenso der kleine Hausaltar, die wie unsre Fausthandschuh geformten Socken, die Stroh- und Holzsandalen, die Pfeifen und Tabakstäschchen, die Servierung und Zubereitung des Thees, das Gospiel, die Tänze und vor allem die **Sprache**, die als ein altertümlicher und etwas veränderter japanischer Dialekt aufgefaßt werden muß. Ihre Schriftsprache steht der japanischen sehr nahe, doch verstehen die Vornehmen und Gebildeten auch die chinesischen Zeichen. Von den Chinesen haben sie vor allem die Religion und Heilkunde, ferner eine Reihe von Geräten, auch die Zuckermühlen, die Pflasterung der Straßen, den Brückenbau, die Ziegelbereitung, die Musikinstrumente, die Djunken, die Abschließung ihrer Häuser durch Mauern und, als die Inseln noch selbständig waren, ihr ganzes Beamtenwesen. Dagegen erinnert die feste Abgrenzung der Stände wieder an Japan. Der sogenannte Liukiuzopf, der erst seit zwei Jahrhunderten bestehen soll, wird mit der Mandschudynastie in China in Zusammenhang gebracht. Die Gräber sind äußerlich durch ihre Hufeisenform den chinesischen sehr ähnlich. Die Sitte der Knochenwaschung, d. h. der Gebrauch, das Grab nach drei Jahren festlich zu öffnen, die Knochen zu reinigen und sie in ein andres Gefäß zu thun, findet sich auch jetzt noch in Korea und einem Teile Chinas. Wie alle die östlichen Völker, haben sie einen Ahnendienst, gerade auf den Liukius nur sehr dünn übertüncht durch Buddhismus und die Lehre des Konfucius. So sehen wir denn, daß die Sitten und Gebräuche der Liukiuinsulaner größtenteils ältere Formen der chinesischen und japanischen Sitten sind."

Von Interesse ist auch, was Warburg über das Tättowieren der Hände bei den Frauen mitteilt. Auf Okinawa lassen sich nur verheiratete Frauen nach bestimmten Mustern tättowieren. Auf Mijakoschima aber tättowieren sich die Schönen selbst die Muster der von ihnen gefertigten Stoffe auf den Arm, und zwar von früh an. Bei einer Dame sah Warburg 53 Webmuster auf dem Arme.

Wie weit die Liukiuinsulaner ein selbständiges Volk sind, welche Rassenelemente in ihnen enthalten, darüber äußert sich Dr. Warburg sehr zurückhaltend. In ihrem Körperbau findet man die Anzeichen eines Kulturvolkes, d. h. starke Abwechselungen der verschiedenen körperlichen Merkmale, so daß die Urformen schwer festzustellen sind. „Ich habe, schreibt Dr. Warburg, eine Reihe von Messungen der Körper- und Gesichtsmaße angestellt, die noch der Bearbeitung harren, doch glaube ich kaum, daß man ein andres Ergebnis erhalten wird, als daß sie den Japanern sehr nahe stehen, was man freilich ohne Messungen auch erkennt. Auf diese Ähnlichkeit mit den Japanern hin unterscheidet nun Döderlein zwei Typen, indem er nämlich alle japanischen Charaktere dem einen Typus, alles möglichst unjapanische dem andern zuteilt." (Döderlein in Bd. III der Mitt. d. deutschen Ges. für Natur- und Völkerkunde Ostasiens.) Als auffallend bezeichnet Dr. Warburg das häufige Vorkommen viel stärkerer Körperbehaarung als bei den Japanern, Chinesen, Formosanern u. s. w., wodurch, wie auch oft durch den Gesichtsschnitt auf ein Element in den Liukiuinsulanern hingedeutet wird, das mit den Ainos von Jeso stimmt. Diese reichten in Japan früher weit südlicher und bilden, wie sich immer bestimmter zeigt, ein Element in der anthropologischen Bildung derselben. Ob auch eine malaiisch-polynesische Bevölkerung bei der Bildung der heutigen Liukiuinsulaner mit beteiligt war, läßt sich nicht nachweisen, aber auch nicht verneinen.

Sehr wichtig und die Wissenschaft fördernd ist, was Dr. Warburg über die geologische und botanische Stellung der Liukius ermittelt hat, und die darauf bezüglichen Fragen waren der Hauptzweck seiner Reise. Dr. Warburg hat festgestellt, daß die Liukiu als Reste eines vormaligen Landes zu betrachten sind, welches Japan mit Formosa und so mittelbar auch mit dem asiatischen Festlande verknüpfte.

Japan besitzt eine Flora, die aus zwei Elementen zusammengesetzt ist, aus einer Flora der subtropischen und der gemäßigten Zone; erstere ist auf der südlichen Insel vorherrschend und nimmt in der Hauptinsel Hondo die wärmeren Thäler ein. Nun gab es aber zu Ende der Tertiär- und Anfang der Quartärperiode in Südjapan eine Zeit (vielleicht unsrer Eiszeit entsprechend), wo Pflanzen, einer kälteren Formation angehörig, in Südjapan vorherrschten, vor allem Buche, Ahorn, Hainbuche, Walnuß &c., während jetzt diese Pflanzen nur auf den höheren Bergen der Insel vorkommen und subtropische Pflanzen ihre Stelle in tieferen Bergen einnehmen.

Danach entsteht die Frage: Wenn diese subtropischen Formen damals schon vorhanden waren, wo sind sie während der Zeit des kühleren Klimas geblieben, oder wenn sie erst später einwanderten, wo kamen sie her? Nachdem Warburg verschiedene Möglichkeiten ihrer Einwanderung (von Norden und Westen) von der Hand gewiesen, spricht er sich nach den erlangten Kenntnissen für die Einwanderung von den Liukiu aus, wiewohl er ein endgültiges Urteil erst fällen will, wenn die Floren von Japan, China, Korea und Formosa näher bekannt gemacht worden sind.

Waren die Liukius eine Zufluchtsstätte oder ein Ausgangspunkt für die subtropischen Formen in dieser jungen Periode, so war anzunehmen, daß dieselben oder korrespondierende Arten sich noch jetzt dort erhalten haben würden; war das nicht der Fall, so blieb nur noch die Annahme, daß sich in der betreffenden Periode in Südjapan selbst die subtropischen Elemente doch noch an geschützten Stellen erhalten haben müßten, während neben ihnen die Elemente der gemäßigten Zone gediehen.

Es ließ sich, sagt Warburg, voraussehen, daß die eigentlichen Liukius, d. h. von Oschima an südwärts, kaum die Annahme rechtfertigen, daß sich die japanischen Formen dorthin zurückgezogen hatten. Die Verwandtschaft der Inseln zu Südchina, Formosa und den polynesischen Inseln ist eine weit größere als zu Nordchina. Von 121 Arten z. B., die Warburg darauf hin prüfte, sind neben 5 den Liukiu eigentümlichen 50 dem Süden und nur 22 dem Norden gemeinsam, während 44 auf beiden Seiten zu finden sind. Dieses ist nur ein Teil der Pflanzen von Oschima und Okinawa. Wenn die Südinseln mit betrachtet werden, so ändert sich das Verhältnis noch mehr zu Ungunsten Japans. Nach Döderleins Mitteilungen verhält es sich mit den Tieren Oschimas ähnlich, so daß wir kaum berechtigt sind, in dieser so kurz verflossenen Periode noch eine Landverbindung zwischen den Liukiu und Japan anzunehmen. Nun liegt aber zwischen Japan und Oschima noch eine Reihe von Inseln, unter denen auch einige größere sind, welche eine Japan sehr ähnliche Flora haben, und in der That ist es nicht unwahrscheinlich, daß Japan sich nach dieser Richtung hin damals weiter ausgedehnt hat.

Das Hauptergebnis der Reisen Warburgs, daß die Liukiu die Reste eines ehemaligen Landes waren, welches Japan mit Formosa verband, wird aber noch durch folgendes unterstützt.

1. In einer der späteren Perioden des Tertiär waren, wofür geologische Thatsachen sprechen, die Liukiuinseln noch miteinander verknüpft. Dafür sprechen außer tier- und pflanzengeographischen Gründen auch geologische Thatsachen, so vor allem die Kohlenlager. Die Kette ist größtenteils von Vulkanen begleitet und Erdbeben sind häufig, also Hebungen und Senkungen von vornherein nicht ausgeschlossen.

2. Die Pflanzen und Tiere von Formosa und Liukiu zeigen große Verwandtschaft und die Zahl endemischer Arten auf den Liukiu ist gering.

3. Viele Organismen Japans sind den korrespondierenden Arten in Formosa näher verwandt, als den korrespondierenden Arten in Südchina.

4. Formosa, die Liukius und Japan besitzen eine Reihe gemeinsamer oder sich sehr nahe stehender Formen aus solchen Gruppen, die Meereshindernisse schlecht überwinden, deren Verbreitung also nicht durch den Kuroschiwo (ostasiatischen Golfstrom) erklärt werden kann.

Es ist danach wahrscheinlich, daß sich die Landbrücke nach Japan eher löste, als die nach Formosa, ob aber, wie Döderlein meint, beide Verbindungen vor der Ankunft von Säugetieren in Japan und Formosa schon gelöst waren, erscheint Dr. Warburg fraglich; er möchte im Gegenteil eher glauben, daß einige, wie z. B. Affe und Schwein, gerade den Weg über die Liukius genommen haben. Beide und wahrscheinlich auch der Maulwurf kommen auf den Inseln vor.

Landferne Schmetterlinge über dem Südatlantischen Ozean.

Ähnlich wie der Wüstenstaub der Sahara weit in den Ozean hinausgeführt wird (man vergleiche Globus LV, Nr. 16), werden auch in den Gewässern südöstlich vom La Plata Schmetterlinge und Insekten, ja sogar Landvögel teils in ganzen Schwärmen, teils in vereinzelten Individuen weit ab vom Lande angetroffen. Sie sind die Begleiter der vom Lande herkommenden Luftdruck-Depressionen, und zwar kommen sie nicht etwa gleichzeitig mit den aus West bis Südwest daherstürmenden Pamperos, sondern zeigen sich bei der dem Ausbruch des Sturmes vorangehenden Windstille, wenn das Barometer seinen tiefsten Standpunkt erreicht hat. Die Erklärung dafür, daß sich die Tiere schon zeigen, noch ehe der Sturm entfesselt ist, mag darin gesucht werden, daß dieselben gleich anfangs durch den Wind, welcher zum stillen Zentrum des Wirbels hindrängt, ebendahin verschlagen werden und dort die Möglichkeit finden, am Leben zu bleiben.

Eine weitere Erklärung, daß die Tiere nicht sogleich vom Sturme vernichtet werden, dürfte darin liegen, daß sie durch den in der Umgebung des Minimums aufsteigenden Luftstrom länger schwebend erhalten bleiben und nicht sofort im Wasser umkommen. Aus einigen Angaben deutscher Schiffe (vergl. Annalen der Hydrographie, 1889, Heft 12) geht hervor, wenn man dazu noch deren Positionen auf dem beigegebenen Kärtchen betrachtet, in welch ungeheure Entfernungen die Tiere in den Ozean hinaus verschlagen werden; Entfernungen, die, von der La Plata-Mündung gerechnet, in südöstlicher Richtung an 1000 Seemeilen betragen. Es ist dies ein Abstand, welcher dem von Hamburg nach Tunis oder dem von Berlin nach Madrid ungefähr gleichkommt. Wie sich unter gewissen, durchaus berechtigten Voraussetzungen schließen läßt, wird sich aus dem Folgenden die interessante Thatsache ergeben, daß der stündlich zurückgelegte Weg eines so verirrten Tieres 22 Seemeilen während einer Zeitdauer von 48 Stunden gewesen ist. Am 12. Februar traf das Vollschiff „Undine" um 4 Uhr nachmittags bei schwacher NNO.-Brise und einem bereits seit $1^1/_2$ Stunden niedrigen Barometerstande von 732,5 mm auf eine große Zahl großer Schmetterlinge, die, aus südlicher Richtung kommend, auf dem Schiffe Schutz suchten. Nicht lange währte es und eine leichte SSW.-Brise, welche rasch an Stärke zunahm, kam auf. Bis Mitternacht nahm die Windstärke stetig bis zum Orkan zu bei steigendem Barometer, um dann gegen Morgen zu mäßiger Stärke sich zu verringern.

Der Ort (U), an dem die Schmetterlinge an Bord kamen, liegt vom La Plata in südöstlicher Richtung 880 Seemeilen entfernt. Indessen konnte durch ein zweites Schiff, die Bark „Dione" (D), welche um die gleiche Zeit wie „Undine" (4 Uhr nachmittags am 12. Februar) ihre Beobachtung machte, festgestellt werden, daß die Tiere noch weiter anzutreffen waren. Um die genannte Zeit flog nämlich ein großer Schmetterling an Bord. Die „Dione" stand etwa 1000 Seemeilen vom Lande ab. Die Windänderung (von Stille bis zum Sturm) verlief auch hier ganz ähnlich mit entsprechend andern Zeiten wie auf dem ersten Schiff.

Zur Begründung der eingangs erwähnten Äußerung, daß die Depression in der That von der südamerikanischen Küste gekommen war, können die Beobachtungen der Bark „Parnaß" dienen. Diese befand sich zwei Tage früher vor der La Plata-Mündung (in P) 130 Seemeilen von der Küste. Auch brach der Sturm, nachdem der Luftdruck langsam abgenommen, plötzlich aus SSW. herein, wuchs zum Sturme und führte,

bei mehr westlich gewordener Windrichtung, eine große Menge von Pflanzenstoffen mit sich. Eine zweite, noch festere Stütze, daß jene Schmetterlinge dem südamerikanischen Festlande entstammten, findet sich in den Aufzeichnungen des Dampfers „Köln" (K) vom 10. Februar: Gegen 5 Uhr nachmittags droht schweres Wetter aus Südwest. Als gegen 6½ Uhr eine schwere Regenböe aus Westen einfällt, kamen vor derselben viele Schmetterlinge und Libellen an Bord.

Nimmt man nun nicht unberechtigter Weise an, daß der Schmetterlingsschwarm auf dem „Köln" mit dem der „Undine" identisch war, so ist der letztere von dem dem „Köln" zunächst gelegenen Punkte der Küste 1070, und das einzelne Individuum an Bord der „Dione" gar 1200 Seemeilen über das Meer geführt worden. J. v. Goerne.

Die äußersten Ostpunkte der Neuen Welt.

Von Prof. S. Ruge.

Die äußersten Westpunkte Amerikas sind, seitdem sie einmal entdeckt und benannt worden waren, weder nach der Form des Namens noch nach der Bedeutung ihrer Lage in Zweifel gezogen. Sie werden in allen Handbüchern genannt und haben also ihren festgegründeten Ruf.

Anders verhält es sich mit den Ostpunkten sowohl Süd- als Nordamerikas. Nehmen wir Südamerika zuerst. Man muß zugeben, der äußerste östliche Punkt des Festlandes scheint nichts Auffälliges zu bieten, was man für eine so wichtige Stelle wünschen möchte. Daher hat man sich meistens mit dem schon im Anfange des 16. Jahrhunderts getauften Vorgebirge des heil. Rochus begnügt. Höchst wahrscheinlich stammt die Taufe von der Fahrt Amerigo Vespuccis im Jahre 1501. Da sich bei dieser Entdeckungsreise die Hauptmomente aus den Kalendertagen ablesen lassen und da das Kap des heil. Rochus in die Reihe paßt, so wird man dadurch in der Annahme, daß Vespucci der Taufpate gewesen ist, um so mehr bestärkt. Der Kalendertag des heil. Rochus (San Roque) fällt auf den 16. August; weiter südlich folgt der heil. Augustin auf den 28. August (Kap de St. Agostino), Rio de San Francisco auf den 4. Oktober, Allerheiligenbai (Bahia de todos os Santos) auf den 1. November. Der heil. Rochus wird deshalb, weil er seit langen Zeiten einen geographischen Namen hat, oft zitiert. Und doch charakterisiert Wappäus (Südamerika II, 1214) das Vorgebirge dahin, daß es einen nur wenig hervorragenden weißen, an einzelnen Stellen von wenig Rasen und Buschwerk bedeckten Sandberg bilde. Allerdings liegt das Kap der auffälligen Wendung der Küstenlinie Brasiliens am nächsten; aber es ist doch nicht richtig, zu sagen, daß von diesem Vorgebirge aus die Küste sich scharf südwärts wende. (Guthe-Wagner I, 217, 5. Aufl.) S. Roque liegt fast einen halben Breitengrad südlich von der Küstenbeuge und der Gestadezug läuft über 100 km nach S. zu O. bis nördlich von Pernambuco. Und hier liegt die Punta de Guia (richtiger im Portugiesischen wohl Ponta de Guia) nach Rapers Practice of navigation (London 1877), mit dem Zusatze east extr. of S. Amer. unter 34° 47′ w. Gr. und 7° 26′ s. Br. Am nächsten kommt ihm das nördlich gelegene Kap Branco, unter 34° 48′ w. Gr. und 7° 8′ s. Br. Weit mehr als diese tritt das Kap S. Roque zurück, denn es liegt 35° 16′ w. Gr., also beinahe einen halben Grad weiter westlich als de Guia. Dieses habe ich bisher nirgends erwähnt gefunden; vermutlich ist es als Landmarke bedeutungslos. Will man diesen allerdings nicht unwesentlichen Gesichtspunkt in den Vordergrund rücken, dann möchte sich empfehlen, die Olindaspitze zu nennen. Olinda ist eine Vorstadt von Pernambuco und liegt weithin sichtbar auf dem Hügel gleichen Namens. Dieser Hügel bildet für den Schiffer, der von Norden kommt, die erste wichtige Landmarke und den ersten hohen bergartigen Punkt an der ganzen brasilianischen Küste (Wappäus II, 1215). Er wird sich nach der Lage der großen benachbarten Handelsstadt leicht merken lassen und liegt unter 34° 50′ w. Gr., also nur 3 Gradminuten westlicher als Guia. Ehedem war Olinda bekannter und berühmter als jetzt. Dapper giebt in seiner „Beschreibung des Weltteils Amerika" nicht nur einen prächtigen Kupferstich von „Olinda de Pernambuco", wie sich der bebaute Olindahügel von der Seeseite her ausnimmt, sondern liefert auch (S. 435) eine ausführliche Beschreibung davon.

Ich wende mich nun nach Nordamerika. Beiläufig will ich bemerken, daß das östlichste Inselkap, auf Neufundland gelegen, gegenwärtig den entstellten englischen Namen C. Race trägt, was nichts bedeutet; denn das Wort Race in der Bedeutung Stamm, Geschlecht, Rasse kann man doch unmöglich heranziehen. Im Anfange des 16. Jahrhunderts zeigen die spanischen und portugiesischen Seekarten das genannte Vorgebirge unter dem Namen C. Raso, so z. B. auch die Karte von Pedro Reinel im Atlas zur Entdeckungsgeschichte Amerikas (München 1857, Tafel I). Raso heißt in Portugal eben, flach, frei. Dies Vorgebirge wird schon um deswillen erwähnt, weil hierher von Irland aus das transatlantische Kabel landet. Dagegen herrschen über die Ostspitze auf dem Festlande wieder Unklarheiten. Guthe-Wagner nennt gar keinen östlichsten Punkt auf dem festen Lande von Nordamerika. Klöden nennt in seinem Handbuch (V, 214, 4. Aufl. 1884) das Kap Charles an der Ostecke Labradors, aber er giebt die Längenbestimmung davon nicht an. Der Name Cap Charles findet sich bei den älteren Kartographen wie Mercator, Hondius, Sanson noch nicht, wohl aber bei de l'Isle und bei d'Anville. Er wird wohl erst im 17. Jahrhundert gegeben worden sein, aber wir wissen jetzt, daß es auf einer Insel an der Küste liegt. Etwas nördlich davon treffen wir am festen Lande auf das Kap St. Lewis. Man vergleiche dazu die Karte des Kapitäns Chimmo im Journal R. Geogr. Soc. London 1868. Nach Raper liegt dieses Kap unter 55° 37,2′ w. Gr., Kap Race dagegen unter 53° 4,3′ w. Gr. So sind also die östlichsten Punkte der Neuen Welt in Nord- und Südamerika, Kap St. Lewis und Ponta de Guia, bisher noch ziemlich unbekannte Größen zu nennen.

Eine russische Stimme über die deutschen Kolonieen in Rußland.

Wiederholt haben die Tagesblätter gemeldet, wie sehr die deutschen Kolonieen in Rußland neuerdings von der Russischen Presse angefeindet werden. Mit Rücksicht hierauf ist es nicht ohne Interesse, zu vernehmen, was die Neue Zeit (Nowoja Wrjemä) vor kurzem darüber schrieb:

In den Zeitungen ist der Kampf gegen die deutschen Ansiedler in Rußland wieder aufgenommen worden: man hält den Deutschen vor, daß sie russische Ländereien ankauften. Leider ist in dieser Hinsicht nichts neues zu melden, immer dasselbe — Behauptung, Klagen über den ökonomischen Schaden, der für Rußland daraus entsteht, daß die russischen Ländereien in die Hände der Deutschen übergehen. Und doch ist nichts leichter, als zu zeigen, daß jene Behauptungen unbegründet sind, wenn man sich streng auf dem Boden der allgemeinen ökonomischen Grundsätze hält. Zunächst ist ein Satz vollkommen klar: die russischen Landbesitzer verkaufen ihre Ländereien an die Deutschen deshalb, weil sie selbst, wie ersichtlich, keinen Vorteil finden, ihr Land auszunutzen, und weil zweitens die Deutschen bessere Preise zahlen als die Russen selbst.

Wenn man sich die Gründe, warum die russischen Ländereien an die Deutschen übergehen, klar macht, so überzeugt man sich leicht, daß, wenn die russischen Besitzer ihr Land verkaufen, weil sie die Wirtschaft nicht lohnenswert finden und die Deutschen dieselben Ländereien kaufen, weil sie auf Gewinn rechnen, nur eins möglich ist. Entweder täuschen sich die Deutschen, wenn sie die russischen Ländereien kaufen, in ihrem erhofften Vorteil — dann werden sie Verluste erleiden, die sie allmählich zwingen werden, die gekauften Ländereien wieder aufzugeben; oder aber die Deutschen irren sich nicht in Bezug auf die vorteilhafte Wirtschaft — dann ist es sicher, daß die russischen Wirte schlecht gewirtschaftet haben. Wenn die Russen ihre Ländereien verloren, tragen sie die natürlichen Folgen ihres schlechten Wirtschaftens; die deutschen Käufer mildern nur die Folgen, insofern als ohne die Deutschen das Land noch billiger verkauft werden müßte oder vielleicht gar keine Käufer fände.

Was für Gründe liegen vor, um behaupten zu können, daß der Ankauf der russischen Ländereien durch deutsche Ansiedler dem russischen Reich in ökonomischer Beziehung Schaden brächte? Im Gegenteil, es ist vollkommen klar, daß der Ankauf der Ländereien von Seite der deutschen Ansiedler für Rußland in ökonomischer Beziehung direkt vorteilhaft ist. Die Verkäufer der Ländereien erhalten höhere Preise und die Ländereien kommen in geschicktere Hände, die aus ihnen reichlichen Gewinn ziehen werden. Wenn aber auch die Deutschen nicht besser wirtschaften würden als die Russen, die ihre Ländereien verkauften, so bleibt immerhin die Erhöhung des Kaufpreises für den Boden — das ist ein Plus in der Volkswirtschaft.

Wenn demnach keine ökonomischen Gründe vorliegen, um das Zuströmen der Deutschen zur russischen Landwirtschaft schädlich zu nennen, so soll damit doch keineswegs gesagt sein, daß die Regierung sich gleichgültig gegen die Thatsache des Eindringens der Deutschen in die russische Landwirtschaft verhalten solle. — Die Regierung soll nicht nur auf ökonomischen Vorteil ihre Aufmerksamkeit richten, sondern auch die Umstände dabei ins Auge fassen, die einen ganz andern Charakter haben und für Kultur und Politik von Bedeutung sind.

Und über die politische Bedeutung des friedlichen Eindringens der Deutschen in die russische Landwirtschaft kann kein Zweifel bestehen. Die Thatsache, daß die Deutschen sich der russischen Ländereien bemächtigt, wirkt viel schädlicher, als einst der Umstand wirkte, daß alle hohen russischen Staatsposten in den Händen der Deutschen sich befanden. Im letzten Falle blieb alles deutsch, was die Deutschen mit sich brachten in der oberen Schicht — in das Volk drang nichts hinein; wurde auch die Masse des Volkes davon berührt, so war das nur äußerlich —, das eigentliche Volksleben, das geistige Leben des Volkes blieb unbeeinflußt. — Für die Bevölkerung derjenigen Gouvernements, wo jetzt bereits die Deutschen ausgebreitete Landflächen innehaben, steht die Sache jetzt anders. Hier kommt nun der deutsche Einwanderer unmittelbar mit dem Volke zusammen, hier wo sie auf dem Gebiet des täglichen Interesses sich begegnen, hier ist der Deutsche durch seine Kultur, durch sein Wissen der Masse des russischen Volkes überlegen, hier ruft der Erfolg der Deutschen in der Landwirtschaft das Staunen der Russen hervor —, hier übt der deutsche Einwanderer auf die Masse einen ungeheuren Einfluß aus, hier beherrscht er sie mit Leichtigkeit, hier bestimmt er die Masse, ihm zu folgen, hier bewirkt er eine innerliche Veränderung im geistigen Sein des Volkes. Vom ökonomischen Standpunkte aus ist das alles nur von Nutzen: der russische Bauer kann von dem deutschen viel Nützliches lernen. Aber in bezug auf Kultur und Politik ist dieser deutsche Einfluß — ein Gift, das die religiöse und politische Ueberzeugung zerlegt. Das ist eine sehr große Gefahr — von dieser Gefahr muß man sprechen, um die Frage richtig zu stellen. (Nowojä Wrjemä 5349, Jan. 1591.)

Thätigkeit der k. k. geologischen Reichsanstalt in Wien 1890.

Die erste Sektion setzte die 1889 begonnene Aufnahme der Flyschzone von Salzburg bis in die Gegend von Gmunden fort; eine Neuaufnahme des Grazer Beckens wurde durchgeführt, und die Umgebung des Hochschwabgebietes (Lunz, Hieflau, Gams, Schneealpe u. s. w.) durchforscht, sowie Begehungen im Kaisergebirge und im Hochschwabgebiete gemacht, über welche das „Jahrbuch“ Heft 3 und 4 v. 1890 und die „Verhandlungen“ (Nr. 16 v. 9. Dezember 1890) ausführlich berichten. Gelegentlich der Aufnahme in den Sannthaler Alpen wurden in den Megalodonten führenden Kalken, welche dem Dachsteinkalke zugezählt werden, Durchbrüche von Felsitporphyren entdeckt. Die Aufnahme der Gegend von Judenburg wurde vollendet, die von Murau gegen Westen fortgesetzt, und jene von der Mur bis zum Tauernkamme zum Abschlusse gebracht.

Die zweite Sektion arbeitete in Mähren im Karpatensandsteingebiete des Maesgebirges, des Steinitzer Waldes, und in den südwestlichen Ausläufern des mährisch-ungarischen Grenzgebirges, wobei die Neogenablagerungen der mährischen Bucht des Wiener Beckens bei Gaya in das Aufnahmegebiet mit einbezogen wurden. Auch wurde die Aufnahme des Blattes Göding-Lundenburg der Generalstabskarte vollendet, und der östliche Teil der hohen Tatra begangen, um auch das Blatt Neumarkt-Zakopane zum Abschluß zu bringen.

Auch die dritte Sektion betrieb die Aufnahme von mährischen Gegenden in der Umgebung von Brünn, Olmütz und in der mährischen Schweiz, ferner bei Freiwaldau, Senftenberg und Schönberg. Der Oberbergrat Dr. Guido Stache setzte selbständig seine Aufnahmen in Istrien und Görz fort, und widmete die Monate August und September der Spezialaufnahme des südlichen Teiles des Blattes Villach. Auf der Insel Lesina wurden die fischführenden Plattenkalke eingehend untersucht und zwei verschiedene Horizonte festgestellt. Auch einige Ausflüge auf das dalmatinische Festland und die Insel Bua lieferten schöne Ergebnisse und eine reiche Ausbeute von Versteinerungen. Eine große Anzahl von wichtigen Photographieen kennzeichnender tektonischer oder lehrreicher Erosionserscheinungen wurden von Stache aufgenommen, welche als Illustrationen, insbesondere für die Veröffentlichung über die geologischen Verhältnisse der Umgebung von Triest dienen sollen. Direktor Dr. Stur revidierte sechs Blätter der Umgebungskarte von Wien, die den Anfang der zu veröffentlichenden geologischen Karten bilden werden, für welche 1891 von Seite des Unterrichtsministeriums ein Betrag von 5000 Gulden bewilligt worden ist. Damit ist ein langjähriger Wunsch der Direktion erfüllt.

Trotz dieser angestrengten Thätigkeit blieb den Mitgliedern der Anstalt noch Zeit übrig für Neuaufstellungen im Museum, welche in den nicht heizbaren Räumen nur im Sommer vorgenommen werden können. Der Jahresbericht des Direktors umfaßt 32 Seiten, aus denen hier nur die wichtigsten Punkte entnommen sind. F. K.

Aus allen Erdteilen.

— Kamerun. Die Expedition des Premierleutnants Morgen ist nach einem erfolgreichen Zuge von Batanga und dem südlichen Hinterlande nordwärts bis Ibi am Benuë vorgedrungen und hat sich von hier aus zu Schiff an die Küste begeben. Leutnant Morgen war im Mai vorigen Jahres mit zwei Vertretern der Firmen C. Woermann und Jantzen und Thormählen als Führern einer Handelsexpedition ins Innere der Kolonie aufgebrochen. Die Karawane kam bis ins Gebiet des mächtigen Häuptlings Ngila, der zur Zeit auf einem Kriegszuge gegen die Nachbarn begriffen war. Nach Errichtung einer Station trennte sich Morgen im Oktober von seinen kaufmännischen Begleitern und schlug die nördliche Route ein, um über Tibati und Banjo marschierend gen Adamaua zu gelangen. Die Handelskarawane nahm ihren Rückweg über den Samaga-Fluß und dessen Lauf folgend bis zu den Idia-Fällen. Hierbei wurde sie viermal von den beutegierigen Schwarzen angefallen, konnte aber die Feinde mit Leichtigkeit in die Flucht schlagen, so daß sie wohlbehalten am 25. Dezember mit 1000 Pfund Elfenbein am Sitze des kaiserlichen Gouverneurs wieder eintraf.

Unterdes hat auch Premierleutnant Morgen sein Ziel, den Anschluß an die Routen Flegels und Zintgraffs in Adamaua, nach einer äußerst mühseligen Tour schließlich erreicht. Von den Strapazen und Gefahren erhält man einen Begriff, wenn es heißt, daß 100 Leute umgekommen sein sollen, obwohl Morgen für seine Expedition lauter kräftige Neger, besonders Wei aus Oberguinea, angeworben hatte. Ein genauerer Bericht steht noch aus; wir wissen nur, daß Morgen die Absicht hatte, von Akassa an der Nigermündung direkt mit seiner Truppe nach Kamerun zu gehen; er ist aber durch das Scheitern des für diesen Zweck bestimmten Küstendampfers gezwungen worden, mittels eines englischen Schiffes zunächst nach Lagos zu segeln, wo er seine Leute entließ. Von dort wird sich Morgen nach Kamerun begeben und einen ausführlichen Reisebericht nebst Karte einsenden. Sechs Kisten und zwei Ballen mit ethnographischen Gegenständen sind von Lagos nach Berlin abgegangen. H. S.

— In dem am 5. März 1891 in seiner Vaterstadt Frankfurt a. M. verstorbenen Arzte Dr. Wilhelm Stricker verliert die Kulturwissenschaft und Anthropologie einen warmen und litterarisch vielfach thätigen Förderer. Stricker war 1816 geboren, hatte viele Länder gesehen und war Bibliothekar der Senckenbergischen Bibliothek. Seine Arbeiten sind in geographischen und anthropologischen Zeitschriften zerstreut. Er schrieb u. a. über die afrikanische Tierfabel, verglichen mit der europäischen, und war der erste, welcher die später vielfach behandelte Frage nach der Bedeutung der sogenannten Haarmenschen und bärtigen Frauen anregte.

— Kommandant Camille Coquilhat, Vizegouverneur des Kongostaates, geboren 1853 zu Lüttich, ist am 24. März 1891 zu Boma am Kongo gestorben. Seit 1882 war er in schneidiger Weise für den Ausbau des neuen Staates thätig; ihm gelang es, die Bangalas zu brauchbaren Truppen heranzuziehen. Seine Erfahrungen und Beobachtungen am Kongo hat er in dem Werke Sur le haut Congo niedergelegt.

— Aibughir redivivus. Seit der russischen Expedition gegen Chiwa im Jahre 1873 verschwand die südwestliche, bis dahin auf allen Karten befindliche Fortsetzung des Aralsees von den Karten. Der Aibughir, so hieß dieselbe, sei ausgetrocknet. Nach den kürzlich in jener Gegend von Oberst Koslowski vorgenommenen Untersuchungen befindet sich aber jetzt dort wieder ein See mit bleibendem Wasser, der vielleicht, je nach dem wechselnden Wasserstande des Aralsees, wieder einen Busen des letzteren bilden könnte. Allein, da sein Wasser süß ist, erscheint dieses ausgeschlossen. In den neuen Aibughir fließt ein von Nordost kommender Fluß, der Abzug der Sümpfe, die bei der Mündung des Amu-Darja in den Aralsee gelegen sind. Diesem Wasserabzug wird die Neubildung des süßen Sees zuzuschreiben sein.

— Die gefälschten Bronzen von Sinj. Im ersten Hefte der Musealzeitschrift von Sarajevo, B. II, 1890, finden sich auf S. 18 bis 29 die Gutachten dreier gelehrten Archäologen über „zwei wunderbare Bronzegruppen aus der Sinjer Gegend". (Sinj ist ein Städtchen in Dalmatien, fünf Wegestunden von Spalato entfernt.) Hinsichtlich der Bedeutung der höchst seltsamen Figuren, deren Patina auf hohes Alter hinweist, konnten die Gelehrten nicht einig werden. Das Rätsel würde noch so manchem schweres Kopfzerbrechen verursachen, hätten nicht glücklicherweise Herr Dr. Franz Bulat, der Direktor des Spalatoer Museums, Herr Dr. Bulić, Gymnasialdirector ebenda und Herr Dr. Ludwig Thallóczy die Lösung gefunden. Bei prähistorischen Antiquitäten ist es in den allerseltensten Fällen möglich, auch nur das Jahrhundert der Entstehung oder Anfertigung eines Stückes genau zu bestimmen, diesmal jedoch gelang es sogar, nahezu das Entstehungsjahr und den Künstler mit vollem Namen aufzuspüren. Er ist Feldbauer, Hufschmied, Büchsenschäfter, Maurer, Bildhauer u. s. w. Kurz ein Tausendkünstler und Autodidakt, heißt mit Namen Peter Pezelj, wohnt im Dorfe Rožci in der Pfarre Dônji Dolac des Sinjer Bezirkes und versorgt seit etwa 15 Jahren Freunde von Altertümern mit den merkwürdigsten Stücken seines Fleißes. Seine ersten „Studien" machte er als Besucher des Spalatoer Museums, er entlehnt aber auch Motive den Reliefdarstellungen alter Kirchen, z. B. jener in Trau. Die Statuetten und Bronzegruppen seines Fabrikates schickt er in die Welt als Antiquitäten durch Vermittelung andrer Personen, welche gewöhnlich angeben, sie hätten die Gegenstände entweder in der alten Burgwarte Čažina unweit Dolac oder in Vojnić-Gardun (Arduba?) aufgefunden. Herr Dr. Bulić sah mehrere Kunstwerke Pezeljs, z. B. zwei Öchslein aus Bronze, eine Gruppe, welche einen auf dem Throne sitzenden König darstellt, dem mehrere kleinere Könige ihre Ehrerbietung erweisen; auf der Rückseite dieser Gruppe war die geheimnisvolle Inschrift NERONOIN zu lesen; ferner sah er einen Prinzen Marko (M. Kraljević), der seinen Namen in einem Schwerte eingeritzt zur Beglaubigung mitführte. Die im Glasnik veröffentlichte Gruppe wurde Herrn Dr. Bulić im Jahre 1885 oder 1886 von einer Frau in Trau angeboten als ein Gegenstand von großem Werte, der die Tötung Agrippinas durch Nero darstelle. Als Dr. Bulić der Frau erklärte, es läge eine Fälschung vor, räumte sie dies ein. Die kostbare Gruppe „Prinz Marko" hat vor etwa zehn Jahren der damalige russische Konsul in Ragusa, Herr Vasilij Passek, käuflich an sich gebracht und als serbische Antiquität nach Rußland mitgenommen. Die Patina wird von Pezelj durch Schweineexkremente erzeugt, nur ist diese Patina infolge des Phosphorgehaltes nicht grün, sondern schwarz. F. S. K.

Herausgeber: Dr. R. Andree in Heidelberg, Leopoldstraße 27. Druck von Friedrich Vieweg und Sohn in Braunschweig.

Bd. LIX. Globus. Nr. 18.

Illustrierte Zeitschrift für Länder- und Völkerkunde.

Begründet 1862 von Karl Andree.

Herausgegeben von Richard Andree.

Druck und Verlag von Friedrich Vieweg & Sohn.

Braunschweig. Jährlich 2 Bände in 24 Nummern. Durch alle Buchhandlungen und Postanstalten zum Preise von 12 Mark für den Band zu beziehen. 1891.

Die neue deutsche Kolonisation in Posen und Westpreußen in den Jahren 1886—1890.

Von M. Gehre.

Unter den mannigfachen Maßregeln, die von der preußischen Regierung und der Volksvertretung im Jahre 1886 beschlossen worden sind, um das polnische Element in den Provinzen Posen und Westpreußen zurückzudrängen und das Deutschtum daselbst zu kräftigen, ist gewiß die bedeutsamste und wirksamste die Umwandlung polnischer Rittergüter in deutsche Kolonistendörfer. 100 Millionen Mark wurden für diesen Zweck bestimmt; eine eigene Ansiedlungskommission, an deren Spitze bis vor kurzem der Oberpräsident der Provinz Posen, Graf Zedlitz-Trützschler, stand, wurde mit der wichtigen Aufgabe betraut, polnische Güter, die sich für die Ansiedelung deutscher Kolonisten eignen, anzukaufen, zu parzellieren und zu besiedeln. Obwohl nur erst wenige Jahre seitdem verflossen sind, obwohl man sich auf Erfahrungen nicht stützen konnte, da in Preußen seit 80 Jahren kein neues deutsches Dorf mehr auf slavischem Boden aufgebaut worden war, so ist doch schon Großes auf dem Gebiete der Kolonisation geleistet worden. Man ersieht dies am besten aus den fünf Denkschriften, welche die Ansiedelungskommission in den Jahren 1887 bis 1891 für die Regierung und den Landtag herausgegeben hat.

Bis Ende 1890 wurden von der Ansiedelungskommission im ganzen 82 größere Güter mit einer Fläche von 48665,63 ha für 29376816 Mark und 32 Bauernwirtschaften mit einer Fläche von 1334,37 ha für 904295 Mark, insgesamt also 50000 ha Landes für 30281211 Mark angekauft. Im Jahre 1886 wurden erworben 16 Rittergüter mit 11748,59 ha, 1887 27 Güter mit 14825,77 ha, 1888 19 Güter mit 9523,55 ha, 1889 8 Güter mit 4800,63 ha und 1890 12 Güter mit 7767,09 ha Fläche.

Von den 82 größeren Gütern finden sich in Westpreußen 17 mit einer Fläche von 11885 ha. Die bedeutendste Besitzung, die in dieser Provinz erworben wurde, ist die Herrschaft Rynsk mit 7 Vorwerken im Kreise Briesen. Sie hat eine Fläche von 3778 ha. Die übrigen Güter verteilen sich auf die Kreise Pr. Stargard, Flatow, Schlochau, Berent, Karthaus, Schwetz, Löbau, Kulm, Strasburg und Rosenberg. Im Kreise Pr. Stargard liegt das Ansiedelungsgut Bardchau (395 ha), im Kreise Flatow Dollnik-Paruschke (859,40 ha), im Kreise Schlochau Groß-Jenznik (193 ha), im Kreise Berent liegen die drei Güter Alt-Bukowitz, Lippusch und Waldowken mit einer Gesamtfläche von 1563 ha, im Kreise Karthaus das Gut Kobissau (772 ha), im Kreise Schwetz das Gut Zbrachlin mit dem Vorwerk Schellenschin (500 ha), im Kreise Löbau das Gut Groß-Tillitz (350 ha), im Kreise Kulm das Gut Kiewo (379 ha), im Kreise Rosenberg das Gut Gulbien (768 ha), im Kreise Strasburg endlich die fünf Güter Bobrowo, Niewierz, Zgnilloblott, Kruschin, und Griewenhof mit einer Gesamtfläche von 2280 ha.

In der Provinz Posen, wo die Ansiedelungskommission ihre Hauptthätigkeit entwickelt, wurden 65 Rittergüter mit einer Gesamtfläche von 36780 ha erworben. Davon kommen auf den Regierungsbezirk Posen 24, auf den Regierungsbezirk Bromberg 41 Rittergüter. Von den Ansiedelungsgütern im Posener Bezirke finden sich je 1 in den Kreisen Lissa, Wollstein, Koschmin, Obornik, Schildberg, Schrimm, Schroda und Schmiegel. Es sind dies die Güter Belencin (1073 ha), Zodyn (692 ha), Groß-Zalesie (684 ha), Bogumiewo, Przadborow (949 ha), Zabno (1119 ha), Czarne piatkowo und Leipe. Je 2 Güter liegen im Kreise Fraustadt (Groß-Kreutsch und Deutsch-Wilke mit 2855 ha) und Rawitsch (Slonskowo und Groß-Goretzki), je 6 Güter in den Kreisen Wreschen (Wengierki, Kornaty, Sokolnik, Zajezierze, Ossowo und Sedziewojewo mit 2886 ha) und Jaroschin (Wojziechowo, Cerekwice, Lowencice, Strzyzewko, Slawoszewo und Wilcza mit 3018 ha).

Von den Ansiedelungsgütern im Bromberger Bezirke liegen 2 im Kreise Schubin (Sadlogosch und Jablowo-Buschkowo), 3 im Kreise Inowrazlaw (Modliborzyce, Konary)

und Baschkowo), 5 im Kreise Mogilno (Ostrowitte, Radlowo, Strzyzewo, Orchowo und Slovikowo mit 3473 ha), 6 im Kreise Witkowo (Chladowo, Lipe, Ruchocin, Rudki, Malachowokepe und Sobinsierne mit 2563 ha), 7 im Kreise Wongrowitz (Gmielinko, Jaroszewo, Kopaschin, Runowo, Brazim, Wisniewko und Wysoka mit 3554 ha), 8 im Kreise Znin (Czewojewo, Zurawiniec, Skorki, Ustaszewo, Zarniki, Niedzwiady, Dziewierzewo und Neudorf mit 5756 ha) und 10 im Kreise Gnesen (Michalcza, Lubowo, Lubowko, Sokolniki, Komorowo, Swinary, Swiniarki, Lednogora, Czechi und Waliszewo mit 3940 ha). Die meisten Ansiedelungsgüter liegen also östlich und nordöstlich von der Provinzialhauptstadt Posen und zwischen Thorn und Löbau nicht allzu weit von der russischen Grenze.

Fast alle Güter wurden von Polen teils freihändig, teils in der Zwangsversteigerung erworben; von Deutschen wurden nur wenige Güter (z. B. Modliborzyce, Kobissau, Gulbien, Griewenhof, Waliszewo und die Kujawa-Mühle) angekauft. In den letzten Fällen war die Konkurrenz mit polnischen Interessenten zugleich mit dem Umstande für den Ankauf entscheidend, daß die Besitznahme für den Schutz deutscher Interessen besonders wünschenswert erschien.

Die Ansiedelungskommission hätte ungleich mehr Güter ankaufen können, wenn sie gewollt hätte. Es wurden ihr allein im Jahre 1887 216 Güter und 121 sonstige Grundstücke zum freihändigen Erwerb angeboten, nämlich 102 Güter aus polnischer und 114 Güter aus deutscher Hand, 1889 27 Güter und 61 bäuerliche Grundstücke aus polnischer und 23 Güter und 16 bäuerliche Grundstücke aus deutscher Hand, und im Jahre 1890 25 Güter und 26 bäuerliche Grundstücke aus polnischer und 27 Güter und 20 bäuerliche Grundstücke aus deutscher Hand. Es hat sich also die Thatsache geltend gemacht, daß die polnischen Besitzer, welche überhaupt verkaufen wollen, gar kein oder nur wenig Bedenken tragen, in direkte Verhandlungen mit der Ansiedelungskommission zu treten.

Das Ankaufsverfahren zerfällt in zwei verschiedene Phasen: die Wertschätzung und den Vertragsabschluß mit der Übernahme. Die Wertschätzung bietet die allergrößten Schwierigkeiten. Es giebt keinen, selbst nur für ein beschränktes geographisches Gebiet oder für bestimmte Bodenverhältnisse objektiv richtigen Wertmesser. Weder die Grundsteuer, noch die landschaftlichen Taxen können hierfür als absolut bestimmend gelten. Der opferwilligen Mitwirkung einzelner Gutsbesitzer, Pächter und Administratoren von unzweifelhafter Sachkunde ist es zu danken, daß die Ansiedelungskommission in den ersten Jahren nicht genötigt gewesen ist, für die Zwecke der Abschätzung eigene Beamte anzustellen. Die Abwickelung des Kaufgeschäftes war bei den freihändigen Erwerbungen meist eine sehr zeitraubende und mühevolle Arbeit. Bei dem Ankauf der Güter fällt besonders die spezielle Brauchbarkeit für die Zwecke der Aufteilung und Besiedelung ins Gewicht. Ein Gut, welches bei bedeutendem Betriebskapital im großwirtschaftlichen Betriebe zu hoher Rente befähigt sein kann, wird bei der Verwertung zu kleinbäuerlichen Stellen fast stets als zu teuer erscheinen; umgekehrt aber kann in vielen Fällen ein bis auf den Grund vernachlässigtes Großgut für den Zweck der Ansiedelung besonders geeignet sein. Die angekauften Güter werden zunächst bis zur Parzellierung in Verwaltung genommen nach bestimmten Grundsätzen, die sich bewährt haben. Die Ergebnisse dieser Verwaltung bessern sich stetig, nachdem die ersten schwierigen Übergangsperioden überwunden sind und ein Stamm von Lokalbeamten herangebildet ist, der mit den Normen und Zielen einer derartigen, immer nur auf kurze Fristen berechneten Wirtschaftsführung sich vertraut gemacht hat. Im letzten Jahre ist die Verwertung der Produkte sowie der Ankauf der größeren Bedarfsartikel einheitlich für sämtliche Ansiedelungsgüter erfolgt, wodurch recht erhebliche finanzielle Vorteile erlangt wurden.

Die Bearbeitung der Ansiedelungspläne erfolgt zum Teil durch das technische Büreau der Ansiedelungskommission, zum Teil durch die Generalkommission in Bromberg nach speziellen Vorschriften. Es erfolgt eine vollständige Neumessung und Kartierung, sowie die Erörterung der kulturtechnischen und der Verkehrsverhältnisse des Areals und, nachdem den hierdurch bedingten Erfordernissen durch Festlegung der etwa nötigen Verbesserungen und Wegeanlagen auf dem Plane Rechnung getragen ist, die den örtlichen und wirtschaftlichen Verhältnissen angepaßte Aufstellung des Verteilungsplanes. Mit diesen Arbeiten wird eine Prüfung und Klarlegung der öffentlich rechtlichen und privatrechtlichen Verhältnisse der Grundstücke, die Abschätzung der vorhandenen Gebäude nach ihrem Gebrauchswert und endlich eine genaue Bonitierung verbunden, durch die das gesamte Areal in verschiedene Wertklassen zerlegt wird. Derartig festgestellte Teilungspläne bilden ein völlig abgeschlossenes Werk, das nur insoweit der Abänderung unterliegt, als etwa im Laufe des eigentlichen Austhuungsgeschäftes sich aus Gründen der Zweckmäßigkeit oder um den Wünschen der Ansiedler entgegenzukommen, Verlegung von Grenzlinien ꝛc. nötig zeigen.

Über das System, nach welchem bei den Planeinteilungen die Gehöfte zu gruppieren und die Größe der einzelnen Parzellen zu bemessen sind, hat sich keine allgemein gültige Norm finden lassen. Man hat sich bemüht, die möglichst geschlossene Dorfanlage anzustreben und die Größe der einzelnen Parzellen so anzuordnen, daß die wirtschaftliche Existenz einer Familie auskömmlich und bei reinem Landwirtschaftsbetriebe die volle Ausnutzung der menschlichen und tierischen Arbeitskraft ermöglicht wird.

Die Mehrzahl der bisher ausgearbeiteten Pläne hat den Eigenaufbau der Ansiedler, insoweit denselben nicht aus den vorhandenen Gebäuden solche überwiesen werden können, in Aussicht genommen. Auf den meisten bisher zur Besiedelung gelangten Gütern ist der Aufbau der Wohnhäuser, Scheunen und Schuppen von den Ansiedlern bereitwillig übernommen und die Aufgabe im ganzen recht befriedigend, vielfach sogar in überraschend kurzer Frist und zweckmäßiger Weise gelöst worden, allerdings unter sehr wesentlicher Mitwirkung und Hilfeleistung der technischen Beamten der Kommission und der Lokalverwalter. Da jedoch der Eigenaufbau wesentlich nur zu Gunsten der aus nahe gelegenen Gebieten zuziehenden Kolonisten und derjenigen wirkt, die durch bauliches Geschick selbst oder durch Familienglieder einen erheblichen Teil der Kosten abarbeiten können, so hat die Ansiedelungskommission, um den Ansiedlern aus der Ferne die Niederlassung zu erleichtern, durch das Bauamt eine größere Zahl von Gehöften auf eigene Kosten herstellen lassen: im Jahre 1889 wurden 87 Gebäude (3 größere Wohnhäuser, 26 Wohnhäuser mit Stallung unter einem Dach, 10 Wohnhäuser mit Stall und Scheune unter einem Dach, 13 allein stehende Stallgebäude, 5 Gebäude, welche Stall und Scheune unter einem Dache enthalten, 24 Scheunen, 3 Schmiede- und 3 Kruggebäude) und im Jahre 1890 sogar 132 Gebäude aufgebaut und an die Ansiedler entweder verpachtet oder verkauft. Außerdem wurden zur provisorischen Unterbringung der Kolonisten bis Ende 1890 96 Holzbaracken hergestellt. Für öffentliche Zwecke wurden 1889 fertig gestellt, zum Teil vollständig neu gebaut 9 Schulen mit Nebengebäuden und 8 Brücken; 1890 wurden 1 Kirche, 11 Schulhäuser mit 22 Nebengebäuden, 1 Armenhaus, 2 massive Brücken u. s. f. teils begonnen, teils vollendet.

Die auf die Besetzung der planmäßig aufgeteilten Güter

mit Ansiedlern gerichtete Thätigkeit zerfällt in zwei Teile: 1. In den informierenden schriftlichen und mündlichen Verkehr mit den sich meldenden Bewerbern und die Prüfung der Personal- und Vermögensverhältnisse und 2. in das eigentliche Ansiedelungsgeschäft selbst. Von Anfang an ist ein besonderes Gewicht auf die eingehende Bescheidung derjenigen Leute gelegt worden, die ein ernstes persönliches Interesse als Bewerber um Ansiedelungsstellen zeigten. Abgesehen von zahlreichen mündlichen Erkundigungen wurde derart verfahren, daß alle erstmaligen und ganz allgemein gehaltenen Anträge formularmäßig beantwortet wurden. Diese Bescheide enthalten eine kurze Erläuterung über das Wesen der Ansiedelung und die Formen, unter denen sich dieselbe vollziehen soll, und haben augenscheinlich sehr klärend gewirkt. Sie sind in den Heimatsorten sicher von Hand zu Hand gegangen, wie aus dem Umstande zu erkennen war, daß oft von Leuten, die der Ansiedelungskommission völlig unbekannt waren, auf sie Bezug genommen wurde. Jedem dieser Bescheide wurde ein Fragebogen beigefügt und dessen Ausfüllung und Wiedereinreichung zur Bedingung für die fernere Berücksichtigung des betreffenden Bewerbes gemacht. Es haben sich nun seit 1886 bei der Ansiedelungskommission im ganzen 4537 Bewerber gemeldet, welche ein Gesamtvermögen von 19338181 Mk. hatten, nämlich 4092 Evangelische, 428 Katholiken, 12 Mennoniten und 5 Juden, im Jahre 1890 allein gingen 836 Ansiedelungsanträge ein, und 513 Bewerber wurden in die Liste aufgenommen.

Im ganzen wurden bisher planmäßig parzelliert 20799 ha, mehr als $^2/_5$ der erworbenen Bodenfläche. Für öffentliche Zwecke, wie für Kirchen- und Pfarrgrundstücke, für Schulgehöfte und Lehrerdienstland, für Lehm- und Sandgruben, Schulzendienstland und Wegeanlagen wurden 1124 ha bestimmt, für spätere Begebung vorbehalten 2279 ha, und auf 978 Ansiedlerstellen verteilt 17396 ha. Von den 978 Stellen sind 37 größeren Umfangs (Restgüter 2c.), 116 haben eine Fläche von 25 ha und mehr, 361 eine Fläche von 13 bis 25 ha, 381 eine Fläche von 4 bis 13 ha, 83 eine Fläche von weniger als 4 ha. Von den 978 eingerichteten Stellen wurden bis Ende 1890 964 zum Verkauf gestellt. Davon wurden in den Jahren 1886 bis 1889 526 Stellen und 1890 186 Stellen begeben; unbegeben blieben noch 252 Stellen. Zu Kauf gegen Rente wurden 555, zu Pacht auf Zeit 146 Stellen begeben; 11 Parzellen sind zu freiem Eigentum verkauft worden.

Auf den 712 begebenen Stellen wohnen im ganzen 690 Ansiedlerfamilien, von denen 183 aus Posen, 150 aus Westpreußen, 78 aus Schlesien, 61 aus Brandenburg, 51 aus Pommern, 31 aus Württemberg, 28 aus Westfalen, 21 aus dem Rheinland, 45 aus den übrigen preußischen Provinzen stammen, 6 andern deutschen Staaten angehören und 36 aus Rußland zurückgewandert sind. Mit der Zunahme des west- und süddeutschen Elements in den Ansiedelungen vermehrt sich sichtlich der Zuzug kapitalskräftiger Bauern; Landwirte, die für einen Erwerb von 25 bis 40 ha Landes ein Anlagekapital von 10000 bis 15000 Mark mitzubringen sich anheischig machen, sind keine Seltenheit mehr. Mehrfach wurde auch festgestellt, daß die von auswärts zuziehenden Ansiedler Heimatsangehörige nach sich ziehen, welche in der Nähe der Ansiedelungsgemeinden Hofstellen erwerben oder in den Ansiedelungen selbst sich einmieten und als Handwerker ihr Brot suchen und finden. Daß sich evangelische Schwaben entschlossen haben, nach Posen auszuwandern, ist von guter Vorbedeutung. Gefällt es diesen Schwaben im Osten — und daran ist wohl kaum zu zweifeln —, so werden in den kommenden Jahren gewiß Hunderte, ja Tausende von wüttembergischen Landwirten anstatt wie bisher nach Amerika nach Posen und Westpreußen gehen, um sich daselbst eine neue Existenz zu gründen. Die Schwaben sind aber — in Süd-Ungarn und im südlichen Rußland haben sie das zur Genüge gezeigt — ihres rastlosen Fleißes, ihrer Sparsamkeit und ihres Kinderreichtums wegen der zur Kolonisation tauglichste deutsche Volksstamm.

Von den 42 parzellierten Rittergütern waren bis Ende 1890 33 vollständig oder doch zum größten Teil mit deutschen Kolonisten besetzt. Diese fertigen deutschen Dörfer sind: Sablonowo im Kreise Briesen (17 Stellen), Dollnik bei Flatow (22 Stellen), Bobrowo bei Strasburg (57 Stellen), Kiewo bei Kulm (26 Stellen), Alt-Bukowitz bei Berent (35 Stellen), Groß-Jenznik bei Konitz, Niewierz bei Strasburg, Lippusch bei Berent (12 Stellen), Komorowo (15 Stellen), Michelsdorf, früher Michalcza (17 Stellen), Bismarckfelde, früher Swiniary-Swiniarki (34 Stellen) und Sokolniki (18 Stellen), bei Gnesen, Slonskowo (34 Stellen) und Goretschki (22 Stellen), bei Rawitsch, Lubowo-Lubowko (38 Stellen), Jnielinken mit Jaroschau (25 Stellen) und Runowo bei Wongrowitz (25 Stellen), Zodyn bei Bomst (14 Stellen), Ustaszewo (mit 28 württembergischen Familien besetzt), Jablowo-Buschkau und Czewojewo (56 Stellen) und Zerniki bei Znin, Boguniewo bei Obornik (22 Stellen), Wojziechewo (18 Stellen) und Lowencice (36 Stellen), bei Jarotschin, Ostrowitte bei Mogilno (21 Stellen), Sadlogosch bei Schubin (24 Stellen), Wengierki und Kaczanowo bei Wreschen, Ruchocin mit Lipa bei Witkowo (30 Stellen), Kobissau bei Karthaus (41 Stellen), Kujawa-Mühle (8 Stellen), im Kreise Briesen und Kopaschin bei Wongrowitz (14 Stellen). Drei der neu entstandenen Dörfer, Dollnik, Michelsdorf und Bismarckfelde, sind bereits in selbständige Landgemeinden umgewandelt worden. 30 Dörfer sind von evangelisch-deutschen Ansiedelern, 3 von deutschen Katholiken bewohnt. In 16 Ansiedlungen wurde im November 1889 eine Zählung vorgenommen, welche ergab, daß neben 2441 Deutschen 415 Polen (14,5 Prozent) wohnten. Letztere waren zum größten Teil Knechte, Mägde und Arbeiter, zu einem kleineren (91 Köpfe) Mieter. Die größten von diesen neuen deutschen Dörfern waren Bobrowo mit 369, Bismarckfelde mit 318, Lubowo-Lubowko mit 312, Slonskowo mit 248, Jnielinken-Jaroschau mit 237 und Dollnik mit 202 Seelen.

Für den Unterricht ist in den neuen deutschen Kolonieen in ausgiebigster Weise gesorgt worden. In Slonskowo bei Rawitsch wurde bereits im Dezember 1887 eine deutsche Schule ins Leben gerufen, die gut gedeiht und von 50 bis 60 Kindern besucht wird. In den letzten drei Jahren wurden 21 neue deutsche Schulen errichtet. Wo eine Schulgründung nicht für nötig erachtet worden ist, hat sich der Anschluß der Ansiedlerkinder an eine bestehende, ihrer Konfession entsprechende deutsche Schule überall ohne Schwierigkeiten erreichen lassen. Mit besonderer Sorgfalt ist auch die kirchliche Versorgung der Ansiedler ins Auge gefaßt worden. In Lubowo bei Gnesen ist die evangelische Kirche im Rohbau vollendet. Nach vorläufigen Erhebungen können diesem Kirchspiele aus verschiedenen Ansiedelungsdörfern etwa 1000 Seelen zugewiesen werden. Die neue Pfarrei wird mit 30 ha Land ausgestattet. Umgeben von großen, in deutschen Händen befindlichen Gütern und acht zum Teil deutschen Bauerndörfern, an einem Knotenpunkte des Wegenetzes des südlichen Teiles des Gnesener Kreises gelegen, ist Lubowo besonders geeignet, den Mittelpunkt für das Deutschtum der dortigen Gegend zu bilden. Die Begründung eines weiteren evangelischen Kirchspieles mit dem Mittelpunkte Zerniki im Kreise Znin ist eingeleitet. Der Betsaal in Bobrowo findet sich schon seit längerer Zeit in Benutzung; weitere Bethäuser sollen demnächst

in Jaroschau, Jablowo und Wengierki errichtet werden. Außer dem Vikar in Lubowo ist noch ein zweiter Vikar in Rynsk zur Pastorierung des größten Teiles der westpreußischen Ansiedelungen und ein dritter in Ustaszewo im Kreise Znin für die sieben Ansiedelungen dieses Kreises angestellt worden. Für das kirchliche Bedürfnis der katholischen Ansiedler von Sokolniki, Kaczanowo-Ossowo und Kobissau ist in durchaus zufriedenstellender Weise gesorgt. Die in den Ansiedelungen eingerichteten Volksbibliotheken haben großen Anklang gefunden und sind überall, namentlich in den älteren Kolonieen, während der Wintermonate fleißig benutzt worden. In mehreren Orten wurden Postagenturen und Posthilfsstellen errichtet.

Der Obstbau bürgert sich rasch ein; 1889 wurden von den Kolonisten gegen 5000 Obstbäume (Äpfel-, Birn-, Kirsch-, Pflaumen- und Nußbäume) gepflanzt, 1890 wurden durch Vermittelung der Ansiedelungskommission für 262 Besitzer 7192 Obstbäume geliefert. Viele Kolonisten, namentlich die Schwaben in Ustaszewo, pachten jetzt schon die Obstgärten benachbarter deutscher und polnischer Güter, um aus dem gewonnenen Obst guten Most zu bereiten.

Fast überall stehen die deutschen Ansiedler in freundlichen Beziehungen zu ihren deutschen und polnischen Nachbarn bäuerlichen Standes. Als die besten Ansiedler haben sich bisher diejenigen erwiesen, die durch die Ansiedelung selbst wirtschaftlich und sozial eine oder mehrere Stufen heraufstiegen. Landwirte, welche in hochkultivierten Gegenden kleinen Besitz zu hohem Preise verwerten und mit dem Erlöse das Vier- bis Fünffache an sich gleich guten Bodens im Osten erwerben können, dürfen in besonderem Maße einer gesicherten Zukunft entgegensehen. Dringend zu wünschen ist, daß die polnischen, der deutschen Zunge so ungeläufigen Namen der Güter und Dörfer recht bald durch deutsche ersetzt werden mögen! Nachdem in den letzten Jahren eine stattliche Anzahl polnischer Ortsnamen im Regierungsbezirk Bromberg beseitigt worden ist, nachdem zwei der Ansiedelungen Michelsdorf und Bismarckfelde genannt worden sind, ist gewiß zu hoffen, daß die Mehrzahl der neuen deutschen Kolonieen bald auch deutsche Namen erhalten wird. Vielleicht findet der Vorschlag Beachtung, sie nach den großen deutschen Männern unsers Jahrhunderts zu benennen.

Schon jetzt läßt sich übersehen, daß die in großem Maßstabe begonnene deutsche Kolonisation in Posen und Westpreußen ebensogut gelingen werde, wie die, welche von dem Großen Kurfürsten in Brandenburg, von Friedrich Wilhelm I. in Ostpreußen, von Friedrich dem Großen in Schlesien, Westpreußen und im Netzedistrikt, von Friedrich Wilhelm II. in Posen ins Werk gesetzt wurde. Die bisher aufgestellten Rechnungen ergeben, daß die Kolonisation ohne große Opfer an Kapital durchführbar ist, daß selbst bei reicher Dotierung der neuen Gemeinden mit Schul-, Kirchen- und Wohlfahrtseinrichtungen mit der Zeit 90 bis 92 Millionen Mark in den Betriebsfonds zurückfließen werden, so daß nur 8 bis 10 Millionen Mark als verloren zu betrachten sind. Schon jetzt ist dem polnischen Adel in den Kreisen Gnesen, Witkowo, Znin, Wongrowitz, Jarotschin, Wreschen, Strasburg und Kulm viel Einfluß entwunden worden; mehrere, den Polen bisher ganz sichere Landtags- und wahrscheinlich auch zwei Reichstagsmandate werden in Zukunft den Deutschen zufallen. Bleibt die Regierung in ihren Bestrebungen fest, werden von Jahr zu Jahr einige Hundert deutscher Familien in den Kreisen Posens und Westpreußens angesiedelt, in welchen jetzt das Polentum die große Mehrheit hat, so werden die Deutschen in einem halben Jahrhundert gewiß das Übergewicht in diesen Kreisen erlangen. Aus dem seit sieben Jahrhunderten bald mit den Waffen in der Hand, bald auf dem Gebiete des wirtschaftlichen und geistigen Lebens geführten Kampfe zwischen Deutschen und Slaven an der Warthe und Weichsel werden und müssen die Deutschen als Sieger hervorgehen!

Erzherzog Ludwig Salvators Werk über Menorca.

Erzherzog Ludwig Salvator von Österreich-Toskana, geboren 1847, der zu Palma auf der Insel Mallorca wohnt, setzt sein großes Werk über die Balearen, das sich nicht im Buchhandel befindet, rüstig fort. Vor uns liegt ein neuer Band, der nicht weniger als 20 Pfund wiegt und 595 Seiten auf schönem kartonartigen Papier umfaßt: Die Balearen. In Wort und Bild geschildert. Sechster Band. Die eigentlichen Balearen. Viertes Buch, Menorca. (Leipzig, F. A. Brockhaus, 1890.) Wie die früheren Bände ist auch dieser mit vielen prächtigen Farbendrucken, meist landschaftlichen Ansichten, und zahlreichen erläuternden Holzschnitten geschmückt. Die Schilderung der Insel ist so ausführlich, so sehr ins Einzelne gehend, mit statistischen Tabellen der minutiösesten Art ausgestattet, daß nach dieser Richtung nichts zu wünschen übrig bleibt. Es liegt eine große Liebe zu dem Gegenstande der Arbeit und ein gewaltiger Fleiß darin. Diese bis ins kleinste gehende Schilderung, die heute uns wohl teilweise als zu weit gehend erscheint, wird in Jahrhunderten aber ihren Wert haben, um dann durch den Vergleich sich ein genaues Bild vom ehemaligen Kulturzustande Menorcas machen zu können. Es ist nicht leicht, aus dem umfangreichen, gar nicht gegliederten Bande das Wichtigste auszuziehen; im nachstehenden soll dieses aber versucht werden.

Menorca ist im allgemeinen flach und bei oberflächlicher Betrachtung einförmig zu nennen, indem die bedeutendste Erhebung der Insel, jene des Toro, nur 358 m erreicht. Er nimmt mit den andern Haupterhebungen die Mitte der Insel ein. Der Weg von Cindadela nach Mahon scheidet die Insel in zwei Hälften, die so ziemlich der geologischen Struktur entsprechen. Die nördliche Hälfte bildet eine ganze Reihe von ameisenhaufenartigen, durch kurze enge Thäler getrennten kleinen Hügeln; der südliche Teil besteht aus einem nach Süden geneigten Plateau, dessen höchste Stellen 170 m hoch sind. „Etwas Öderes und Einförmigeres als dieses steinige Plateau läßt sich kaum denken.“ Weit schöner ist der bewegtere Norden, mit beckenartigen Thalsohlen. Die Küsten sind meist scharf abgebrochen mit jähen, häufig ausgehöhlten Wänden und tiefen Seehöhlen. Der Hafen von Mahon ist einer der besten des Mittelmeeres. Eigentliche Flüsse fehlen auf Menorca; es giebt nur Bäche, steil in ihrem Anfang und mit sanftem Verlauf gegen ihre Mündung hin. Im Sommer trocknen sie meist aus, während sie in der Regenzeit Überschwemmungen veranlassen. Die Bäche verlaufen im Süden in tiefen Furchen, welche das flache Inselland durchschneiden und den Zentralthälern als Abfluß dienen. Diese Furchen, von den Insulanern Barrancs genannt, sind häufig von senkrechten Felswänden begrenzt, haben aber bei aller Schönheit einen gewissen einförmigen Charakter. Es sind dieselben sich immer wiederholenden Bilder, üppiger Pflanzenwuchs in der Thalsohle und weißliche, tief ausgehöhlte Felswände,

wie dieses am Bilde der Ausmündung des Sta Galdanaflusses sich erkennen läßt.

In dem nördlichen, mannigfaltiger gestalteten Teile der Insel ist namentlich Devon (130 qkm) und bunter Sandstein

Die Gruppe des Toro (Menorca).

Mündung des Sta Galdanaflusses (Menorca).

vertreten, aber auch Muschelkalk und Keuper; im Süden herrschen tertiäre Kalke vor, die den größten Raum einnehmen. Die mittlere Jahrestemperatur betrug im Durchschnitt der Jahre 1865 bis 1887 16,9°; das kälteste Jahr hatte 15,5°, das wärmste 17,6° C. Die Extreme betrugen + 35,0 und — 1,0° C. Schneefälle sind selten und kamen

in jener Periode (22 Jahre) nur 39 mal vor. Was die Fruchtbarkeit des Bodens betrifft, so stehen darin die Barranethäler obenan, worauf das Miocänplateau folgt. Aber meist tritt die felsige Unterschicht zu Tage und das Plateau im Süden erscheint im Sommer und Herbste, wenn das Gras verdorrt ist, ganz kahl. Die Flora stimmt im wesentlichen mit jener der übrigen Balearen überein; in unsrer Quelle sind 819 Gefäßpflanzen aufgeführt. Als Charakterpflanzen werden hervorgehoben der wilde Ölbaum, der Mastixstrauch, die Ilexeiche, die Strandkiefer, Cistus, Erica multiflora, die Myrte, Calycotome spinosus, Clematis und die Tamariske; Palmen sind selten. Die Zone am Meere wird gekennzeichnet durch Euphorbia dendroides, Sonchus cervicornis, Astragalus Poterium und Thymelaea velutina. Von Fischen verzeichnet man 194 Arten, von Amphibien und Reptilien 13. Die gemeine Eidechse, der Gecko, die griechische und namentlich die Süßwasserschildkröte sind vertreten; von Schlangen sind die Natter und Äskulapschlange häufig. Die Zahl der Vögel wird auf 153 angegeben. Unter den Landvögeln ist das Steinhuhn, Passer pretoria, Merops apiaster, der Aasgeier (Neophron) hervorzuheben. Säugetiere zählt man, die Haustiere eingerechnet, 26, darunter Myoxus nitela, Robben, Delphine. Die Viverre, die auf Mallorca noch haust, fehlt auf Menorca.

Die Bevölkerung betrug im Jahre 1887 nur 38237 Seelen, das ist bei 665 qkm 59 Seelen auf den Quadratkilometer. Eine ungemein genaue Statistik derselben, auf die einzelnen Distrikte und Gemeinden eingehend, wird mitgeteilt. Was die Gesundheitsverhältnisse betrifft, „so geht ein gewisser Zug von Malaria über die ganze Insel“; im übrigen zeigt sich der Einfluß der Bodenbeschaffenheit hier sehr deutlich: Wo Sandstein und Devon auftreten, ist die Insel ungesund, gesund im Bereich der tertiären Kalke; namentlich sind die hohen Plateaus im Süden gesund. Die Religion ist seit alten Zeiten die katholische und nur wenige Evangelische wohnen hier, denen ein englischer Pastor vorsteht. Die Sterblichkeit wird als sehr günstig geschildert; die Leute sind gewandt, intelligent, mit guten Anlagen, sehr begabt für die Musik. Die Häuser bleiben selbst in den Städten nachts unverschlossen und Diebstähle sind selten. Der Erzherzog schreibt: „Ich selbst ließ wiederholt das Haus, welches ich sowohl in Mahon wie in Ciudadela bewohnte, offen, ohne daß jemand im Hause geblieben wäre und niemals hat mir auch nur die kleinste Sache gefehlt.“ Die Kriminalstatistik bestätigt diese günstige Anschauung.

Die Sprache Menorcas ist dieselbe, wie jene der übrigen Balearen, und gehört zu den katalonischen Dialekten. Sie enthält kastilanische, französische, italienische und namentlich auch englische Wörter, letztere aus der Zeit der englischen Herrschaft, wie lesi (lazy), péni (penny), bébi (baby) u. s. w. Die Namen vieler Handwerksgeräte und Kinderspiele sind englisch, so daß man bei letzteren in Mahon Ausdrücke wie in, out, stop, please hören kann.

Der Erzherzog führt die einheimischen Schriftsteller und ihre Werke ausführlich an und giebt auch eine Anzahl von eigentümlichen Volksliedern in Übersetzungen und Original; sie sind religiösen, erotischen und humoristischen Inhalts. Es fehlen Kinderlieder und Sprichwörter, letztere wenig übereinstimmend mit den mitteleuropäischen, gleichfalls nicht. Für Unterrichtsanstalten ist gut gesorgt und die Bildung ist auf Menorca verhältnismäßig größer als auf den andern Balearen. Religiöse Bildung wird nicht sehr gepflegt, aber das Volk ist seinen Gefühlen nach religiös und seinem Gruß ist der religiöse Stempel aufgedrückt. Alabat sia Deu, Gott sei gelobt, lautet derselbe. Der Erzherzog führt manche religiöse Gebräuche an, die das Volksleben durchziehen, unter denen wir folgenden hervorheben, da er auf einer uralten Anschauung zu beruhen scheint. Wenn die Kalkbrenner das Feuer in ihren Öfen anzünden, thun sie es mit einer Fackel, die sie an einer Lampe, welche vor dem Bildnisse der Mutter Gottes von Toro brennt, angesteckt haben, nachdem sie knieend ein Gebet verrichtet. Was den Aberglauben betrifft, so findet sich auf Menorca vieles, was allgemein europäisch, ja universell ist. Umgeschütteter Wein bedeutet Glück und Heiterkeit, ausgeschüttetes Salz das Gegenteil. Wenn 13 an einem Tische speisen, stirbt einer im Laufe des Jahres von ihnen. Der nächtliche Ruf der Eule beim Hause eines Kranken deutet auf dessen bevorstehenden Tod. Unter Lebenden verschenkte Scheren zerstören die Liebe. Ein Hufeisen am Thore aufgehängt, bringt Glück ins Haus. Abgeschnittene Haare in die Hände einer Hexe oder eines Feindes gelangt, bringen dem Inhaber derselben Leid. Nadeln, in ein Schafherz gestochen und ins Meer geworfen, lassen sympathisch den zu Grunde gehen, dem es gilt. Klingt das rechte Ohr, so wird man gelobt, das linke, getadelt. Rauten im Gärtchen gepflanzt, verhindert den Eintritt böser Geister. Die Placenta eines unentwickelt geborenen Kindes, in Stückchen getrocknet und aufbewahrt, bringt Glück. Das ist allgemeiner Aberglaube, der tausend Parallelen bei andern Völkern besitzt. Eigentümlich ist folgendes: Um einen Dieb zu quälen und ihn zu zwingen, Gestohlenes zurückzugeben, wirft man Bohnen in das Öl der Kirchenlampen; je nachdem diese quellen und sich öffnen, tritt Gewissensangst und schließlich Rückgabe des Gestohlenen bei dem Diebe ein. Volksmedizin fehlt natürlich nicht.

Infolge der vielfachen Besetzung Menorcas durch fremde Völker ist der ursprüngliche Typus der Bevölkerung ein gemischter geworden. Ein großer Teil der Araber hat sich mit den Christen verbunden; aber oft schlägt der arabische Typus noch durch und andrerseits glaubt man wieder rosige, blonde Engländerinnen zu sehen, was bei dreimaliger Herrschaft der Engländer erklärlich wird. Am schönsten sind die Leute in den beiden größeren, im Osten und Westen gelegenen Städten, in Mahon und namentlich in Ciudadela, wo die edle, regelmäßige Form der Gesichter auffällt. In der Mitte der Insel sind die Leute weniger schön. Die alte Tracht ist ganz verschwunden. Erwähnenswert ist die ganz urtümliche Fußbekleidung des Landvolks, die Aubarca aus Rindshaut, die mit den Haaren nach außen gewendet ist und von einigen Lederschnüren zusammengehalten wird. Das Leder dazu stammt aus Montevideo.

In dem Hauptstück, das vom Hausbau handelt, fallen die sehr eigentümlich gestalteten Kamine auf und ist von den Zisternen die Rede, welche auf der wasserarmen Insel sich bei jedem Hause finden; anschließend daran besitzt man steinerne Destillirapparate, denn das Regenwasser dient zum Trinken. Die Kochkunst wird sehr eingehend von dem Verfasser erörtert; sie ähnelt der spanischen, hat aber einen wesentlichen Vorzug vor der letzteren, wenigstens in unsern Augen: man bedient sich bei der Bereitung der Speisen der Butter statt des Öles, was die Menorquiner wohl von den Engländern überkommen haben und was sich einerseits aus der großen Buttererzeugung, andrerseits aus dem Mangel an Öl leicht erklärt. Wie wir aus den seitenlangen Speiseverzeichnissen ersehen (es werden z. B. 26 Salatsorten angeführt), spielen Schweinefleisch und Käse eine besonders große Rolle auf Menorca. Schokolade, sonst in Spanien so verbreitet, wird auf Menorca wenig getrunken; auch speist man viel Fische, und der Name der bei uns so bekannten Mayonnaise stammt von der Stadt Mahon, wo sie erfunden wurde und noch zu vielen Speisen benutzt wird. Eine große Rolle spielen die Formatjades, die Käsegerichte, die unter

Zusatz von Fleisch, Eiern, Mehl in besonderen Formen sternartig, durchlöchert oder zuckerhutartig gebacken werden. Selbst die vornehmsten Damen widmen sich mit Vorliebe der Bereitung dieser nationalen Speise; alle Leute aus dem Hause nehmen an der Herstellung teil, die ein förmliches Fest bedeutet.

Der Gesang ähnelt auf Menorca jenem auf Mallorca und die meisten Volkslieder, deren Erzherzog Ludwig Salvator eine Anzahl nebst Noten mitteilt, sind beiden Inseln gemeinsam. Die alte, sonst viel gebrauchte Panflöte oder Syrinx aus Rohr ist nur noch im Innern der Insel gebräuchlich; sie ist durch die modernen europäischen Musikinstrumente verdrängt worden, gerade so wie die allgemein europäischen Tänze die einheimischen verdrängten. Seit dem 15. Jahrhundert waren Wettrennen und Ringspiele auf Menorca gebräuchlich, was nicht wenig zur Verbesserung der Pferdezucht beitrug. Diese Spiele haben sich am Johannistage in Ciudadela erhalten, wo eine große Kavalkade, eine Art Maskerade mit Lanzen- und Ringstechen, stattfindet. Dazu Rennen mit Pferden, mit Maultieren, Eseln und zwischen Männern und Knaben. Wir können hier nicht auf die verschiedenen Volkssitten und Feste näher eingehen, erwähnen aber noch die Avias Cuaremas, wie eigentümliche, aus Papier geschnitzte, drollige Figuren mit sieben Füßen heißen. Die sieben Füße bedeuten die sieben Wochen der Fastenzeit und nach Ablauf einer jeden Woche reißt man einen Fuß ab, um so ein Bild zu haben, wie lange die Enthaltungszeit noch dauert. In diesen sieben, nach Ablauf einer Woche abzureißenden Füßen kann man ein Überlebsel urtümlicher Zählungsweise erkennen, wie bei Naturvölkern dieselbe noch heute vorkommt. Statt vieler will der Berichterstatter hier nur zwei Parallelen anführen. Bei den Buschnegern in Guayana sind Knotenschnüre im Gebrauch, bei denen die einzelnen Knoten z. B. eine Anzahl Tage bedeuten, innerhalb welcher ein Auftrag ausgeführt werden soll. An jedem Tage wird zu diesem Zwecke ein Knoten gelöst, damit die richtige Zeit eingehalten wird (Kappler, Holländisch-Guayana, 237). Die Papuas der Küsten, wenn sie mit denen der Berge sich verabredet haben, daß sie sich in zehn Tagen treffen wollen, um mit ihnen Handel zu treiben, machen sich Schnüre mit zehn Knoten darin, von denen sie täglich einen lösen. Ist der letzte gelöst, so ist es Zeit, sich zu treffen (van Hasselt in Zeitschrift für Ethnologie VIII, 201).

Formatjadas von Menorca.

Von den zahlreichen Spielen, die sehr genau beschrieben werden, sind viele allgemeinen Charakters, andre eigentümlicher Natur und einzelne deuten auf geschichtliche Erinnerungen. So erinnert das Spiel Moros en terra, gelandete Mauren, an die Überfälle der Mauren. Die Knaben teilen sich hierbei in Christen und Mauren, die einander bekämpfen. Wieder mahnt das Spiel Matar judius, Judentöten, an die alten Judenverfolgungen. Dieses wird in der Charwoche gespielt, wobei mit Palmrippen ein Stein geprügelt wird, der den Juden vorstellt. Das an die alten Balearen erinnernde Schleuderspiel von Groß und Klein, Passetja genannt, kommt jetzt außer Gebrauch. Man schleuderte nach einem Ziele. Nur im Innern der Insel ist die Schleuder beim Zusammentreiben des Viehes noch im Gebrauche.

Wir übergehen hier die Schilderungen der Taufen, Verlobungen, Hochzeiten und erwähnen nur die Trauer. Man hielt Trauermahlzeiten und aß während der Trauerzeit bestimmte Speisen nicht. Um letzteres zu umgehen, errichtete man in den Häusern kleine Trauerbacköfen aus Thon, um im Geheimen doch essen zu können. In Abnahme begriffen ist auch der Brauch, sich nach dem Tode eines nahen Verwandten ein Jahr lang nicht zu scheren.

Ein Hauptreichtum der Insel besteht in ihren Steinen, die gebrochen und ausgeführt werden. Bei dem Reichtum der Insel an solchen ist dieselbe ganz, wie ein Schachbrett, mit ohne Mörtel aufgeführten Mauern (Tancas) durchzogen. „Etwas Öderes und Einförmigeres, als diese Tancas, läßt sich nicht denken, denn von der Tiefe gesehen, deckt sich Wand mit Wand und selbst das Grün der Felder verschwindet hinter der öden Steinwüstenei.“ Die Fruchtbarkeit des Bodens ist eine sehr verschiedenartige. Das Kulturland nimmt 40 000 ha ein, der Wald 14 000, das Grasland 7000 und unkultiviert liegen über 4000 ha. Sehr ausführlich wird mit allen Geräten, zum Teil recht urtümlicher Art, der Ackerbau geschildert. Weizen ist die wichtigste Frucht. Der Wald ist zum allergrößten Teile niedriger Buschwald, und nur die Strandkiefer und die immergrüne Eiche bilden eigentliche, aber nicht große Wälder. Der Ölbaum tritt ganz zurück, dagegen wird die Feige in 27 Sorten mit Erfolg gebaut, während der Wein wieder eine untergeordnete Rolle spielt. Der Anbau des Havannatabaks (Nicotiana Tabacum) ist verboten; noch 1862 wurden auch die Ernten von Bauerntabak zerstört, seitdem darf derselbe aber wieder gebaut werden. Auf der kalkigen Südhälfte Menorcas ist die Kultur des Espartograses, als Faserpflanze, sehr verbreitet. Bedeutend ist die Viehzucht, bei der die Schafe vorherrschen (22 000 Stück), dann folgen Rinder (5000), Maultiere (1800) und die

beliebten Schweine (4000). Höchst eigentümlich und an prähistorische Bauten erinnernd sind die aus Steinen pyramidenförmig oder in Stufenbauten aufgeführten Viehställe (Barracas) mit einem oder mehreren Schutzgemächern, und besonders hervorgehoben zu werden verdienen die mannigfaltigen Eigentumsmarken, die in den Ohren der Rinder, Schafe, Ziegen und Schweine durch Löcher angebracht werden (S. 444). Jede Besitzung hat ihre Marke, welche einst von der Universidad general verliehen wurde, während sie heute von den Distriktsvorstehern vergeben wird, die hierfür ihren eigenen Beamten, Batte de las Ovellas, anstellen. Er führt ein Register mit allen Marken und entscheidet in zweifelhaften Fällen, denn das Vieh wird ohne Hirten in den Tancas (s. oben) gelassen und überspringt diese zuweilen. Selbst die Fleischer haben die Pflicht, die Marken der geschlachteten Tiere zu verzeichnen und die Gerber die Ohren am Leder zu belassen, was schon zu Ende des 14. Jahrhunderts geschah. Diese Maßregel verhindert Diebstähle. Die Marken werden mit Scherenschnitt in die Spitze oder den Rand des Ohres angebracht. Man kennt 18 verschiedene Marken, die an einem Ohr oder an beiden, an einem Rande oder an beiden eingeschnitten werden, wodurch eine große Zahl von Zusammenstellungen erzielt werden kann. Solche Eigentumsmarken am Vieh sind weit verbreitet und uralt, sie kommen schon im Evangel. Johannis vor; das berühmte indische Hakenkreuz, das Svastika, ist ursprünglich nichts andres, und auch in Deutschland wie der Schweiz, abgesehen von zahlreichen Naturvölkern, ist diese Kennzeichnung der Tiere nicht unbekannt.

Avias Cuaremas (vergl. S. 279).

Die Fischerei ist an den Küsten sehr entwickelt. Berühmt ist die Insel wegen ihrer Marise, d. h. eßbaren Mollusken, Polypen, Austern, Pecten-, Arca-, Tapes-, Spondylus-, Venusarten, die nach Barcelona ausgeführt werden. Die gewerbliche Thätigkeit ist nicht bedeutend; die Thonwaren zeigen zum Teil recht altertümliche Formen. Schuhwerk wird fabrikmäßig dargestellt und ausgeführt; ebenso Blumen aus Muschelschalen, aus denen selbst Heiligenfiguren zusammengeklebt werden.

Anthropologie und Geschichte.

Von Dr. F. Guntram Schultheiß.

IV.

(Schluß.)

Aber wenn nun auch für das Verständnis der geschichtlichen Vorgänge im einzelnen durch den dargebotenen Begriff der Rasse kaum mehr gewonnen scheint als ein neuer Name für eine alte Sache, so kann sich doch die Geschichte ihrerseits nicht der Aufgabe entziehen, die Ergebnisse der anthropologischen Forschung mit der historischen Überlieferung in Einklang zu bringen. Wie ist die Thatsache, daß die Germanen beim Eintritt in die Geschichte den fremden Beobachtern in solchem Abstande körperlicher Erscheinung entgegen treten, geradezu als autochthon galten, zu vereinbaren mit ihrer Zugehörigkeit zur arischen Sprachfamilie? Dies gilt im ganzen auch für die Gallier oder Kelten, die einige Jahrhunderte früher in den historischen Geschichtskreis der klassischen Kulturvölker eintraten.

Die Hypothese von der Einwanderung der Germanen aus Asien ist ohne Rücksicht darauf aufgestellt, daß zwischen der in germanischen Gräbern vorherrschenden Kopfform und Körperbau und den entsprechenden Merkmalen der Urbevölkerung Mitteleuropas solche Übereinstimmung besteht, daß genealogischer Zusammenhang kaum abzuweisen ist. Die Blondhaarigkeit und Hellfarbigkeit kann natürlich durch keinerlei Gräberfunde aus irgend welcher Zeit bewiesen werden. Stillschweigend gilt stets die Annahme, daß die langköpfigen Urrassen dunkel gewesen seien, daß die Hellfarbigkeit, durch irgend welche äußeren Einflüsse begünstigt, sich allmählich ausgebreitet habe. Sie besteht noch jetzt in weiterer Verbreitung als die Größe und Langköpfigkeit. Die blonden Haare sind aber sporadisch fast auf der ganzen nördlichen Erdhälfte verbreitet, sie waren besonders auch bei den Griechen der heroischen und klassischen Zeit häufig. Man kann behaupten, daß ihre Verbreitung sich mit der der arischen Völker decke, sei dies nun Eroberung und kriegerische Einwanderung oder Wirkung sonstiger Mischung, z. B. durch Sklavenhandel. Welchen Ursachen die häufige Blondheit unter den heutigen Juden, die auch in Saloniki beobachtet wird, zugeschrieben werden könnte, wollen wir bei seite lassen und uns auf die Thatsache beschränken, daß die Germanen und teilweise die Gallier als blonde Rassen, d. h.

als durchaus blond in die Geschichte eintreten, wie sie andrerseits als durchaus groß und langköpfig durch die Gräberfunde erwiesen sind. Als die Gründe der anthropologischen Sonderstellung der nördlichen Völker nehmen die Alten unbedenklich Klima und Lebensweise an, Kälte und Feuchtigkeit der Wohnsitze, beständige Uebung der Kräfte, einfache und reizlose Nahrung. Ob sie damit so weit von dem Richtigen geblieben sind? Die Zurückschiebung der Ursachen in die Eiszeit ist auch nichts andres als die Berufung auf das Mögliche. Die Möglichkeit erklärt ohnehin nur den Anfang einer Abänderung der körperlichen Merkmale, als Naturerscheinung, als individuelle Abweichung.

Der Sprache nach sind die Germanen unzweifelhaft ein Teil der Arier. Diese müssen vor der Trennung der einzelnen Völker lange Zeit in naher Gemeinschaft gelebt haben. Die Sprachentwickelung, das Auseinandergehen in Stämme setzt eine Verdichtung der Bevölkerung voraus, die erst mit dem Übergang zum Hirtenleben möglich ist. So kann auch als die Heimat der Arier nur ein Gebiet in Betracht kommen, das sowohl diese Bedingungen bot, als zu der späteren Trennung und der Richtung der Wanderungen ohne Sprung hinüberleitete. Das kann nur ein Festland sein. Längst hat man deshalb an die große osteuropäische Ebene in verschiedener Fixirung gedacht, gelegentlich auch an das eigentliche Deutschland oder die Rokytnosümpfe. Aus allgemeinen und speziellen Gründen empfiehlt es sich gerade, ein Übergangsland zwischen dem mitteleuropäischen Waldgebiet und dem völligen Weidegebiet anzusetzen. Dort hat während der Eiszeit eine schmale Landbrücke zwischen der weit ausgedehnteren Ostsee, ob sie nun Wasser oder Eismasse gewesen sein soll, und den gleichfalls vergletscherten Karpaten bestanden. Der paläolithische Mensch hat sich auch bis weit nach Osten verbreitet. Andrerseits hat auch der asiatische Mensch keine andren Grenzen seiner Verbreitung haben können. Die abtrocknende osteuropäische Tiefebene erweiterte diese Zone; östliche Horden konnten nach Mitteleuropa sich verbreiten, wenn sie nicht an dieser Stelle mit ältern Bewohnern zusammenstießen und aufgehalten wurden. Gleichviel nun, woher die Kurzköpfe neben den Langköpfen in Ansiedlungen der jüngeren Steinzeit, in Höhlen Belgiens und in Pfahlbauten des Alpenvorlandes gekommen sein mögen! Die Bewahrung von Unterschieden der Rassen kann von da an nicht mehr bloß Folgeerscheinung des Klimas oder natürliche Auslese sein. Nehmen wir hypothetisch das Land von den Sudeten östlich, von den Karpaten nördlich, das Gebiet, von dem große Ströme nach Osten und Norden, und eine niedrige Wasserscheide nach Süden den Weg weisen, als den Ursitz der arischen Sprachgenossenschaft an. In den nordwestlichen Strichen herrscht das Jägerleben vor, die östlicheren Arier gingen mehr und mehr zum Hirtenleben über, das die Vorbedingung ihrer weiten Wanderungen ist. Hirtenstämmen ist der Knecht auch fremder Rasse wertvoll, Krieger und Jägerstämme können Sklaven kaum halten, noch weniger sich vermehren lassen. Die Kulturstufe der Germanen des Cäsar ist ein sehr geringer, wenigstens einseitiger Fortschritt gegen die urarische, wie sie aus der Vergleichung des Sprachschatzes zusammengestellt worden ist; schon dies ist als ein Zurückbleiben im räumlichen Sinne und im übertragenen zu verstehen. Indem dann die Urgermanen arischer Sprachstufe den nördlich fließenden Strömen entlang sich ausbreiteten, werden die übrigen vereinzelten Nachkommen der einheimischen langköpfigen Bevölkerung desto leichter mit ihnen verschmolzen sein, je mehr die Rasse die gleiche war. Dies folgt aus der viel früheren Verbreitung der paläolithischen Langköpfe in Mitteleuropa gegenüber der Notwendigkeit, für die Bildung der arischen Ursprache ein begrenztes Gebiet anzunehmen und eine jüngere Zeitperiode als das Ende der Eiszeit und die fortschreitende Bewohnbarkeit Skandinaviens; denn für dieses, speziell für Dänemark, ist ja eine vorgermanische Bevölkerung nachgewiesen durch die Urgeschichte. Alle Schwierigkeiten lösen sich durch die nächstliegende Annahme, daß sie wesentlich derselben Rasse angehörten, wie die später kommenden Germanen, ohne daß man mit Much an Kelten glaubt. Waren sie dem aus Mitteleuropa sich nach Norden zurückziehenden Renntier gefolgt, so ist freilich nicht einzusehen, weshalb nicht dunkle Langköpfe, die bis nach Belgien sich verbreiteten, von Broca und Quatrefages Cro-Magnon-Rasse genannt, gleichfalls hatten dorthin gelangen können. Man hat denn auch die langköpfigen, hochgewachsenen aber dunkeln Dalekarlier auf solche Vorfahren zurückführen wollen. Übrigens zeigen die schwedischen Gräber der jüngeren Steinzeit einen Anteil kurzer Schädel.

Für die Frage, ob der germanische Typus gar nichts weiter sei als die unvermischte Fortsetzung einer gleichartigen arischen Rasse, kommen aber noch andre Gesichtspunkte in Betracht. Selbst die Gleichartigkeit des Aussehens, wie sie die Alten an den Germanen fanden, schließt individuelle Abweichungen nicht aus. Für den ersten Anblick überwiegt auch andern Rassen und Völkern gegenüber die Ähnlichkeit der Individuen ihre Unterschiede; für uns sehen alle Neger oder Chinesen gleich aus, für sie wir Europäer.

Nun wird aber der Farbe des Haares der Germanen mit aller Bestimmtheit von einem alten Schriftsteller (Galen) nicht blond, sondern feuerfarben, von andern rot oder rötlich genannt. Mehrfach ist erwähnt, daß die Germanen durch eine besondere Seife oder Salbe das Haar rot färbten. Bedeutet dies, daß sie dunkleres Haar heller haben wollten, weil es als Zeichen der Unfreiheit schien? (Andree, Ethnographische Parallelen, N. F. 262.) Suntonius erzählt, daß Caligula Gallier ihre Haare rot färben ließ, um sie im Triumphzug als germanische Gefangene aufführen zu können.

Es läge darin, wie in manchen andern weniger sichern Anhaltspunkten, die Einwirkung eines Schönheitsideals der Rasse vor. Darwin sagt geradezu, daß unter allen Ursachen der Rassebildung die geschlechtliche Zuchtwahl die wirksamste wäre. (Abstammung des Menschen II, S. 338.) Richtiger würde man sagen: Nur die geschlechtliche Zuchtwahl in Rücksicht auf die Rassenmerkmale kann diese befestigen. Denn es handelt sich eben um die Ausschließung der Übergangsstufen; darauf zielt auch Moritz Wagners Bedingung der Isolierung und Inzucht, wobei aber noch dunkel bleibt, ob es sich um bloße Differenzierung im lokalen Sinne oder um Häufung individuell günstiger Eigenschaften handeln soll.

Nun kann aber für den germanischen Typus die Zeit zwischen der Ablösung von der arischen Sprachgruppe und dem Auftauchen in der Geschichte nicht ohne Einfluß sein: entweder Verstärkung oder Abschwächung! Konnten sich doch in dem gleichen Klima, dem die Alten zusammen mit Lebensweise und Nahrung die Rassenmerkmale der Germanen zuschrieben, auch andere behaupten. Inwieweit aber Reste einer vorarischen oder doch vorgermanischen Bevölkerung wesentlich gleicher Rasse sich im Unterschied der Hörigen von den Knechten verraten, das stehe dahin (vgl. Grimm, Rechtsaltertümer 321). Aber auch letztere konnten, wie Tacitus ausdrücklich und unzweifelhaft bezeugt, Germanen sein, wenn auch meist von einem andern Stamm. Auch ein Aufsteigen zur Freiheit kam vor. Noch viel später haben die Langobarden so eine ausgiebige Verstärkung gewonnen, wie Paulus Diakonus berichtet nach Volksüberlieferung und Volksauffassung! (Hist. Langob. I, 18.) Dies ist auch anthropologisch von Belang für die Beurteilung der Rassengleichheit.

Dunkle Spuren der Mutterfamilie bei germanischen Stämmen deuten in eine Vorzeit, die der Inzucht in der Richtung eines Rassenideals günstig sein konnte, wenn eben ein solches der Differenzierung individuellen Geschmacks entgegen stand. In jüngeren Lebensformen aber konnte es als Schönheitsideal sowohl die geschlechtliche Zuchtwahl leiten wie eine soziale Auswahl! Etwas ähnliches wirkt bei allen Völkern im Naturzustand gegen Differenzierung. Der Vater hatte das Recht, das Kind gelten zu lassen oder nicht; d. h. dem Tode zu weihen. Man will es auf Schwächlinge beschränken — wie bei den Spartanern, und meint, die Sitte hätte die Strenge des Rechts gemildert (Waitz, Deutsche Verfassungsgeschichte I, 49). Aber weshalb idealisieren? Allerdings soll bei Kindern die Rasse nicht ausgeprägt sein. Verkauf der Kinder in Sklaverei kommt noch in christlicher Zeit vor, ja bis ins 15. Jahrhundert (Grimm, Rechtsaltertümer 461); in dem lateinischen Schwank vom Schneekinde entledigt sich der Schwabe so des ihm ins Nest gesetzten Kindes. Es giebt auch andre Züge von Barbarei. Menschenopfer, besonders von Kriegsgefangenen, sind nichts seltenes; ja ganze Heere wurden den Göttern zum Opfer geweiht. Ein Heer christlicher Franken, das 539 in Oberitalien einfiel, schlachtete die gotischen Weiber und Kinder als Kriegsopfer ab. Weshalb sollte denn für die Urzeit der Germanen die Sitte etwas andres sein als das Recht? Das Beispiel der Spartaner zeigt die Richtung der Auslese.

Tacitus bezeugt, daß die Heergemeinde über die Wehrhaftmachung und Aufnahme der Jünglinge entschied. Wies sie auch zurück? Und was geschah mit den Zurückgewiesenen? Tacitus sagt auch, daß die Schwächlinge mit den Weibern und Greisen den Ackerbau trieben. Natürlich entsprach nicht aller Nachwuchs dem Rassenideal. Bekannt sind Pipin oder der wegen seiner Kleinheit verhöhnte Longobarde bei Paulus Diakonus. Gerade vom Adel forderte man als Beweis seiner Ächtheit die Steigerung der Rassenmerkmale. Der König der Teutonen, Teutobody, soll — nach späterer Erzählung bei Florus — über die römischen Feldzeichen hinausgeragt und über sechs Pferde gesprungen sein. Das nordische Lied Rigsmâl, über den Ursprung der Stände, stellt den schmutzigen verkümmerten Knecht in Gegensatz zum leuchtend hellen Edeling. Der Freie, der Bauer steht einfach in der Mitte zwischen beiden. Bei den Sachsen waren die drei oder vier Stände nach Rudolf von Fulda, der im 9. Jahrhundert schrieb, wie Kasten von einander geschieden; gewiß ist wenigstens soviel, daß ein zahlreicher Adel den Gemeinfreien abgeschlossener entgegenstand als sonst bei Germanen. Noch der viel spätere Sachsenspiegel III, 44 (Homeyer I, 377) leitet die Unfreiheit von Eroberung ab, nicht aber nicht im anthropologischen Sinne verschiedene Rassen annehmend; hier und noch mehrfach sind es Thüringer, die von den Sachsen in niedrigere Rechtsstufe versetzt werden. Auch die Rechtfertigung der Unfreiheit durch den Fluch Noas über Cham, die sich schon Ende des 13. Jahrhunderts bei Hugo v. Trimberg findet, ist allzu klar theologischen Ursprungs, als daß man daraus Schlüsse ziehen könnte.

So mögen also die verschiedensten Verhältnisse zusammengewirkt haben, um einen alten Rassentypus zu der körperlichen Vervollkommnung herauszuarbeiten, die ja gerade Fremde und Feinde anerkennen, nicht nur bei den Männern, sondern auch bei Weibern, so z. B. Prokopius (Gotischer Krieg III, 1). In ähnlichen Lebensverhältnissen, doch anderm Klima, haben ja auch die Kaffern sich zu einem Ideal körperlicher Ausstattung erhoben, natürlich innerhalb der Grundzüge der afrikanischen Rassen, doch von vorurteilslosen Beobachtern mit den Körperformen antiker Plastik verglichen.

Der Übergang der Germanenstämme zu voller Ansässigkeit während der Jahrhunderte der Völkerwanderung bahnt auch bei den zurückbleibenden in der alten Heimat oder deren Nähe eine völlige Änderung aller Lebensverhältnisse an, die sich bis auf die Nahrung, ja später auch auf das Klima ausdehnt. Größe und Kraft traten im Kampf ums Dasein gegen wirtschaftliche Tugenden zurück; nach heutigem Ausdruck zeigt sich eine Krisis der Gemeinfreien als Bauern, indem sie massenhaft zu Formen der Abhängigkeit herabsinken. Sollte es bedeutungslos sein, daß fortan die Kleineren und Schwächeren konkurrieren konnten, unter den Schutz der Kirche traten von der Geburt bis zum Tode? In Gräbern der christlichen Zeit finden sich eben mehr und mehr Mittelköpfe. Muß das durchaus Mischung sein? Noch gegen Ende des achten Jahrhunderts nennt der Bischof Aribo von Freising seine Landsleute hochgewachsen. Sollen etwa die Ungarneinfälle gerade den kräftigsten und schönsten Teil der bairischen Bauern vernichtet und so die Rasse verschlechtert haben? Es wäre Aufgabe einer historischen Statistik, Anhaltungspunkte dafür zu gewinnen, ob andre Gründe als das Klima die Ersetzung der bairischen Bauern durch die anschwellenden Unfreien wahrscheinlich machen können.

Übrigens wirkt das alte Schönheitsideal noch lange Jahrhunderte fort, ja man kann sagen, bis in die Gegenwart. (Gretchen!) Schon im neunten Jahrhundert gelten körperliche Vorzüge als Ausdruck sozialer Vorrechte. Dies zeigt eine hübsche Anekdote der St. Galler Klosterchronik (Cas. S. Galli I, 10, 15; Mon. Germ. II, 84). Es sind aber weder durchaus die alten Rassenmerkmale noch sind sie selbst unter dem höchsten Adel so durchgängig, wie man glauben könnte. Leider sind zuverlässige Schilderungen ziemlich selten, so daß man einwenden könnte, der alte germanische Typus sei derart Regel, daß nur die Ausnahmen erwähnt würden. So wird Otto II., der den Beinamen des Roten, wegen seiner Gesichtsfarbe führt, klein genannt. Dem Volk wohlbekannt war der tapfere Ritter Kuono der Kurzbold. Kaiser Heinrich III. hieß wegen seiner dunklen Gesichtsfarbe der Schwarze, nach späterem Berichte wegen seines schwärzlichen Bartes. Zugleich war er wie alle seines Geschlechtes durch Körpergröße hervorragend. Vollständiger sind wir über die Hohenstaufen unterrichtet. Friedrich der Rotbart wird von seinem Verwandten Otto von Freising oder dessen Vertrauten und Fortsetzer als etwas über mittelgroß, blondhaarig, von rötlichem Bart und milchweißer Hautfarbe geschildert (Gesta Friderici IV, 76). Eine ganze Reihe seiner Zeitgenossen wird in einer etwas späteren Aufzeichnung beschrieben (Acerbi Morenae contin. Mon. Germ. 18, 640), aber sehr im Widerspruch mit den anthropologischen Behauptungen des gleichartigen germanischen Typus des hohen Adels. Die Kaiserin Beatrix, eine Burgunderin, sowie ihr Bruder sind blond und mittelgroß, auch die beiden Bischöfe Rainold von Köln und Hermann von Werden. Groß und weißblond ist des Kaisers Neffe, Konrad von Rotenburg, und ein Graf, der schönste im Heere. Groß ist Otto von Wittelsbach, später Herzog von Baiern, aber fast schwarzhaarig, ebenso zwei deutsche Grafen; Heinrich der Löwe, mittelgroß, mit schwarzen Augen und ziemlich schwarzem Haar. (Nach einem englischen Chronisten war sein Enkel Otto das Kind von angestaunter Länge.) Der Markgraf von Montferrat, ein Lombarde, ist mittelgroß und weißblond, ein andrer Italiener klein, schwarzhaarig, von schwärzlicher Gesichtsfarbe. Friedrichs und der Beatrix Sohn, König Philipp, wird von deutschen Chronisten wegen seines schwachen Körperbaus Holzwürmchen genannt, Heinrich IV. ähnlich geschildert. Friedrich II. wird als mittelgroß und rotblond bezeichnet. Allerdings finden sich auch die allgemeinen

Ausdrücke von der Größe und Blondheit der Deutschen. Bemerkenswert ist in anthropologischer Beziehung eine Angabe der Chronik von Kolmar im Elsaß (Mon. Germ. 17, 240), daß die Männer insgemein 6 Fuß 2 Fingerbreiten hätten, kleine Leute würden aber gefunden mit $4^1/_2$ Fuß. Es ist allerdings eine späte Handschrift, die das zur Nachricht hinzufügt, daß Rudolf von Habsburg 7 Fuß Länge und einen kleinen Kopf gehabt habe. Nachrichten über die Kopfform, auf welche die Anthropologie so viel Gewicht legt, dürften sonst selten sein. Vielleicht beweist die Betrachtung der alten Kaiserkrone in Wien, die wohl zur Zeit Friedrichs II. gefertigt ist, für welche Form sie berechnet ist. Außerdem konnten nur Untersuchungen in den Grüften alter Geschlechter darüber Aufschluß geben. So sind die Grafen von Cilli im 14. und 15. Jahrhundert als Kurzköpfe erkannt.

Man hat versucht, das Schönheitsideal der höfischen Ritterzeit aus den verstreuten Angaben in den Gedichten zu konstruieren (Alwin Schulz, Quid de pulchritudine Germani XII. Saeculi sen. serint., 1866). Eine Bevorzugung der blonden Haarfarbe, der hellen Augen ist freilich unverkennbar. An den österreichischen Adeligen tadelt Thomas Ebendorfer noch im 15. Jahrhundert die Eitelkeit, ihr Haar künstlich zu locken und blond zu machen. Solche Anhaltspunkte sind von belang; die einzelnen Stellen geben an sich trotz aller Statistik noch keinen Einblick in die Wandlungen, denen auch das Schönheitsideal — bewußt und unbewußt — im Laufe der Geschlechter unterworfen ist. Zwischen den grimmen Recken des Waltharisliedes, der Nibelungen, der Gudrun und den eleganten Rittern der höfischen Epen liegt ein solcher Wechsel in der Mitte. Das körperliche Ideal in diesen hat selbst für Männer eine Art weiblichen Beigeschmacks, die Helden sind die ewigen Jünglinge. So zeigen in späterer Zeit Bildnisse ganz verschiedener Individuen und Künstler den gleichen Ausdruck. Ist diese Ähnlichkeit eine solche der Menschen oder bloß von der Auffassung hineingetragen? Andrerseits hat Moritz Wagner gegenüber anthropologischen Einseitigkeiten mit Recht darauf hingewiesen, daß die geschlechtliche Anziehung seit der Zeit der Exogamie auf einem gewissen Gegensatz beruht. Freilich gilt dies nur innerhalb bestimmter Grenzen der körperlichen Verschiedenheiten und hat mit vorübergehenden Verbindungen nichts zu thun. Wer Familiengallerien betrachtet, wird vielleicht finden, daß wie bei den Männern, so auch bei den Frauen der gleiche Typus öfter wiederkehrt. Anthropologisch wird das nicht zu fassen sein. Aber rätselhafter wäre diese Erscheinung unbewußter Abhängigkeit, gleichsam des Suchens nach dem ergänzenden Typus, auch nicht, als die des Atavismus im rein körperlichen Sinne, wenn Vertreter der Urrassen Europas sich gelegentlich wieder konstatieren lassen, nachdem nicht Jahrhunderte, sondern Jahrtausende an ihrer Abschwächung und Verschmelzung gearbeitet haben. Sollte vielleicht die Behauptung von der Dauerhaftigkeit und Unwandelbarkeit der (europäischen wie der andern) Rassen seit dem Diluvium nur der Ausdruck der Thatsache sein, daß sich alle Schädelformen der heutigen europäischen Völker gerade in ihren Extremen deshalb schon in so frühen vorgeschichtlichen Zeiten finden, weil sie überhaupt die Grenzen der Wandelbarkeit darstellen?

Fassen wir die Schlußfolgerungen zusammen, zu denen die Ergebnisse der anthropologischen Forschung berechtigen. Der Begriff der Rasse ist nichts andres als die Verallgemeinerung der körperlichen Vererbung, deren individuelle Geltung längst beobachtet und anerkannt ist. Doch ist sie nicht die bloße Wiederholung der Erzeuger, sei es eines von beiden oder einer Kombination unter sich, oder mit entfernten Vorfahren, sondern es besteht noch für die individuelle Abweichung ein größerer oder kleinerer Spielraum. Diese verträgt sich auch mit der Verallgemeinerung, welche die wesentliche Gleichheit oder Ähnlichkeit innerhalb größerer Gruppen zusammenfaßt, und dabei teilweise genealogischen Zusammenhang, teilweise Abhängigkeit von Lebensverhältnissen voraussetzt. Denn außerdem könnten die Merkmale ganz willkürlich gewählt werden. Die Identifizierung fossiler Rassen mit jetzigen Typen strebt nach Merkmalen, die den genealogischen Zusammenhang beweisen sollen, die auch die Summierung individueller Abweichungen noch überragen müssen. Die Entscheidung hierüber kann aber nur nach dem Maßstab der angenommenen Wichtigkeit der Merkmale erfolgen. Ganz abgesehen von den willkürlichen Grenzen bei Übergangsformen, wie den Mittelköpfen, bleibt es bei der Vereinigung verschiedener Merkmale eine offene Frage, welches vorwiegen soll. Wer kann die Annahme eines kurzköpfigen und blonden Rassenelementes widerlegen? Oder die Möglichkeit einer späteren Rassenbildung? Es handelt sich nur darum, welche Wichtigkeit man den ersten Ansätzen beilegen will, durch die sich die Engländer von den festländischen Sachsen, die Yankee von den Engländern unterscheiden. Vielleicht entzieht sich diese Differenzierung anthropologischer Bestimmung; aber wenn auch nur die Möglichkeit besteht, so ist die Fortführung von Umständen abhängig, die auch in früheren Zeiten fördernd und begünstigend hätten wirken müssen. Die größere oder geringere Intensität, eine neue Kombination herrschend zu machen, begründet kaum einen Unterschied, wenn die Verbreitung einer Rasse als Thatsache der Naturbeschreibung wie eben bei Tieren aufgefaßt wird, wie es die ältere Anthropologie that — hierin eigentlich mehr Geographie oberflächlich und unzureichend für die Gegenwart wie für die Vergangenheit der menschlichen Rassen.

Die Umstände der Bildung, Verbreitung und Verdrängung der Rassen beruhen hauptsächlich, wie die gesamte Entwickelung des Menschen, seine Erhebung über die Tierwelt, auf dem sozialen Moment, im weitesten Sinne des Wortes. Nur als geselliges Wesen genießt er das Erbe der Vergangenheit. Auch die körperliche Bedingtheit, der individuelle Anteil an der Rasse, ist ein Stück fortlebender Vergangenheit, aber er tritt an Bedeutung immer weiter zurück gegen die objektiven Einflüsse, die als Sprache und Anschauungen, Gesellschaft und Staat den einzelnen zwingen, sich in sie einzuleben, sie in sich aufzunehmen. Das Maß seiner Befähigung entscheidet darüber, ob sie ihn unterjochen, oder ob er einen Rest individueller Freiheit behaupten kann; das Maß seiner Willenskraft, ob er bei neuen Bedürfnissen Verzicht leistet oder Befriedigung anstrebt. Der Zusammenstoß des Neuen mit dem Alten ist eben Geschichte; wo er fehlt, wie bei Naturvölkern, kann Jahrtausende hindurch alles beim Alten bleiben, selbst die Möglichkeit einer Anpassung an neue Verhältnisse erlöschen, die gewaltsame Berührung mit andren Lebensformen das Aussterben nach sich ziehen. Nur Menschen von überschießender Individualität können Veränderungen durchsetzen, so weit diese nicht von äußerer Gewalt herrühren; vor allem, wenn die Schranken der sozialen Ordnung und Gliederung in Widerspruch mit individuellem Selbstgefühl stehen. An die Rasse ist dies nicht gebunden; dies zeigen alle Sklavenaufstände der alten und der neuen Geschichte; das römische Weltreich betrieb in seiner Ausbreitung systematisch dessen Zerstörung, die pacificatio. In der kriegerischen Gesellschaftsverfassung der Germanen war das Gefolgswesen der Ausweg.

Nun sind allerdings Thatkraft und Urteil sehr verschieden bei einzelnen wie bei Völkern oder in den Zeiträumen — nicht Ergebnis der Erziehung oder des Vorbildes, sondern

der Vererbung seelischer Elemente in individueller Steigerung und glücklicher Kombination. Ihr Eingreifen in die Geschichte, ihr Erfolg aber hängt doch von Umständen und Bedingungen ab. So mancher Luther mag verbrannt, so mancher Napoleon im ersten Treffen seines Lebens getötet worden sein. Wer wollte den Zufall leugnen, den Ziegelstein, der vom Dach fällt und einen Newton oder Kant zum Tölpel machen kann, oder die Seuche, die Generationen voraus beseitigt? Man kann sagen, daß das Negative außer Rechnung bleiben kann, und sich selbst gegenseitig aufhebt. Doch ist sicher, daß die Inquisition die Spanier, die Gegenreformation die Deutschösterreicher gerade um die besten Kräfte gebracht hat. Aus dem Ergebnis einer langen Geschichte der Völker oder Rassen kann man aber nicht den Schluß ziehen, daß eine spezifische Begabung die Bahn bestimmt. Allerdings giebt nur der Feuerstein so viel Funken, als zum Feuermachen nötig ist. Die Mongolen haben nur einen Dschingiskhan hervorgebracht, um dann wieder zurückzusinken; die Chinesen und Ägypter sind stecken geblieben, als die Last der Vergangenheit zum Hindernis des Fortschritts wurde. Aber auch dieses Hindernis gehört der sozialen Geschichte an, nicht der der Rasse, und ihrer Erschöpfung. Ebenso ist die rapide Steigerung der europäischen Kultur nach einem tausendjährigen Stillstande, ja Rückgange der überlieferten römischen doch im direkten Widerspruch zu der Deutung, welche anthropologische Einseitigkeit der Thatsache geben möchte, daß in dieselbe Zeit eine Zunahme der Kurzköpfigkeit trifft. Die historische Betrachtung kann die Gründe davon auf sich beruhen lassen. Die Zurückführung der europäischen Völker auf ihre körperlichen Grundformen mag ebenso richtig sein wie der Nachweis, daß gesellschaftliche Umwälzungen parallel mit Veränderungen im Typus laufen, eine tiefere Einsicht in den geschichtlichen Zusammenhang kann man daraus nicht gewinnen. Über den Ursprung der Völker kann die historische Anthropologie Aufschluß geben. Aber es ist kaum mehr als eine petitio principii, von der Unveränderlichkeit der Rassenorganisation auszugehen und allen Wechsel der Zustände auf den schleichenden Kampf der Rassenelemente innerhalb der Völker zurückzuführen. Wie auf flacher Paßhöhe die Wasserscheide kaum merklich verläuft, jenseit und diesseit aber die Bäche, rasch zu Thale stürzend, sich zu sammeln streben, so entfernt sich auch die Entwickelung der Völker immer weiter von ihrem Ursprung, an den sie kaum die Erinnerung lange festhalten, und mannigfache Einflüsse beherrschen die Richtung ihrer Geschichte. Wie die Ereignisse zu den Gedanken und Auffassungen sich verhalten und diese selbst wieder abändern, das ist die Aufgabe der historischen Betrachtung. Aber keinerlei allgemeine Formel kann die Untersuchung des einzelnen unnötig machen.

Tippu Tip.

Unter den Arabern, die von Sansibar aus ihre Sklavenjagden, Raub- und Handelszüge bis über den Congo hinaus tief ins Innere unternommen haben, ist keiner bedeutender und mächtiger geworden, als Tippu Tip, der mit seinem eigentlichen Namen Hamed bin Mohamed heißt. Viele Reisende der Gegenwart sind mit ihm im Innern oder in Sansibar, wo er sein Standquartier hat, zusammengetroffen und alle heben den mächtigen Einfluß hervor, den dieser Mann im schwarzen Erdteile sich zu erringen wußte. Nachrichten aus Sansibar besagen, er liege vom Schlage getroffen in Unjanjembe und es fragt sich, ob damit seine Geschichte ihr Ende erreicht hat. „Während dreier Jahre, seit er Vali im Dienste des Congostaates an den Stanleyfällen ist, hat Tippu Tip treu sein Wort gehalten", schrieb noch jüngst das Organ des Congostaates, Mouvement géographique, ohne indessen zu verkennen, daß die Schwierigkeiten, welche der Islam und die Araber in Afrika den Europäern bereiten, nicht überwunden sind. Es ist jetzt wohl an der Zeit, daß wir einige Nachrichten über den hervorragenden Mann hier zusammenstellen, die wir mit seinem Bildnisse begleiten, das nach einer Photographie gefertigt ist, welche F. de Meuse im Jahre 1888 an den Stanleyfalls aufnahm.

Tippu Tip. Nach einer Photographie von F. de Meuse.

Der erste Europäer, der uns von Tippu Tip berichtete, war der englische Leutnant Cameron, welcher in der Gegend von Nyangwe am Congo mit ihm zusammentraf. Er zog von dem intelligenten Manne viele Erkundigungen ein, die ihm bei seinem großen Zuge quer durch Afrika von Nutzen wurden. In demselben Jahre hatte Stanley in Sansibar von Tippu Tips kühnen Zügen tief ins Innere gehört, von seinem Reichtum, von den vielen Sklaven, die er geraubt, von dem Elfenbein, welches er zusammengebracht und dem Ansehen, das er sich unter den Arabern erworben. Tippu Tip war ein fürstlicher Kaufmann geworden, der es auch verstand, Krieg zu führen und über eine ansehnliche Macht gebot. Auch Stanley traf in der Gegend von Nyangwe mit Tippu Tip im Oktober 1876 zusammen. Er schildert ihn folgendermaßen: „Es war ein großer, schwarzbärtiger Mann mit negerartiger Hautfarbe, in der Blüte seiner Jahre, von straffer Haltung und lebhaft in seinen Bewegungen, ein wahres Bild von Energie und Stärke. Er hatte ein schönes, intelligentes Gesicht mit einem nervösen Zucken in seinen Augen und mit glänzendweißen, vollkommen geformten Zähnen. Er war von einem zahlreichen Gefolge junger Araber, welche zu ihm als ihrem Befehlshaber emporblickten, und von

20 Wanjamesi begleitet, die er Tausende von Meilen weit mit sich durch Afrika geführt hatte. Mit dem würdevollen Benehmen eines feingebildeten Arabers und fast mit Höflingsmanieren hieß er mich willkommen. Nachdem ich ihn einige Minuten betrachtet hatte, gewann ich die Überzeugung, daß dieser Araber ein bedeutender Mensch sein müsse, der bedeutendste, dem ich bisher unter den Arabern in Afrika begegnet war. Er war fein in seinem Äußern, seine Kleider waren von der reinsten Weiße, sein Fez nagelneu, um seinen Leib war ein kostbarer Seidenschal geschlungen, sein Dolch glänzte von feinen Silberdrahtverzierungen und seine Gesamterscheinung war die eines arabischen „Gentleman", der sich sehr großer Wohlhabenheit zu erfreuen hat."

Tippu Tip war damals bereits neun Jahre fern von Sansibar im Innern Afrikas auf seinen Raub- und Handelszügen gewesen und wurde auch für Stanley durch seine Kenntnisse des Landes und Volkes vom höchsten Werte. Er gab ihm Auskunft über den Lauf des Congo, und schloß mit Stanley einen Kontrakt, nach welchem er ihn gegen Zahlung von 5000 Dollars ein gutes Stück den Congo abwärts durch die feindlichen Völker führen solle, bis es ihm gelänge, sich einzuschiffen. Dieser Kontrakt ist auch ausgeführt worden und zwei Monate lang, von Ende Oktober bis Ende Dezember 1876, ist Tippu Tip denn mit Stanley durch die Wälder und Landschaften am Congo hingezogen. Das war seine erste Bekanntschaft mit diesem mächtigen Araber, die später zu einer weiteren Verbindung zwischen beiden Männern führen sollte.

Auch Wißmann ist im Jahre 1883 mit Tippu Tip zusammengetroffen, und zwar im Osten des Tanganjikasees, bei dem damals allmächtigen Häuptlinge Mirambo, mit dem Tippu Tip, der zweitmächtigste Mann Ostafrikas, Freundschaft schloß. Nach Wißmann war Tippu Tip damals 45 Jahre alt, „von ganz schwarzer Hautfarbe", obwohl sein Vater ein reiner Araber war. Er bestätigt übrigens Stanleys Schilderung, nur sagt er, Tippu Tip habe etwas Lauerndes im Auge und spöttele gern.

Als der Congostaat gegründet wurde und dessen Pioniere bis zu den Stanleyfällen vordrangen, fanden feindliche Berührungen mit Tippu Tip statt. Die Belgier bombardirten seine Niederlassungen mit Kruppschen Geschützen, von denen mehrere in Tippu Tips Hände fielen. Er hatte diese Kriegsbeute auf ungeheurem Wege quer durch Afrika mit sich nach Sansibar geschleppt, wo er sie im März 1887 wutschnaubend Stanley zeigte, der gerade seine Emin-Pascha-Expedition antrat. Er brütete damals über Wiedervergeltungspläne, die indessen nicht zur Ausführung kamen. Im Gegenteil, er wurde durch Stanley ein Verbündeter und Beamter des Congostaates. Die Sache hat damals viel Aufsehen gemacht und es ist Stanley als Fehler angerechnet worden, daß er den großen Sklavenjäger zum Werkzeuge europäischer Kulturbestrebungen gemacht habe.

Der erste Anlaß zur Anwerbung Tippu Tips geschah übrigens auf Anregung des Königs Leopold von Belgien. Tippu Tip ging auf die Sache ein; er sollte Vali an den Stanleyfällen werden, möglichst selbständig sein, doch ein Europäer sollte ihm zur Seite stehen. Sklavenhandel und Sklavenjagden wurden ihm streng untersagt; dagegen konnte er nach Herzenslust Handel für eigene Rechnung treiben und erhielt monatlich einen glänzenden Gehalt in Sansibar ausgezahlt.

So schiffte sich denn der neue Gouverneur samt 100 Mann Begleitung mit Stanley nach der Congomündung ein. Staunend sah er in der Kapstadt, was die Europäer zu leisten vermögen — gegen diese war das berühmte Sansibar nur ein Schatten. Früher, so sagte er dort, hätte er geglaubt, daß alle Weißen Narren seien, jetzt glaube er aber, daß sie sehr gescheit sein müßten und unternehmender als die Araber. Auch hoffe er vor seinem Tode noch London zu sehen.

Tippu Tip ist dann als Vali an den Stanleyfällen geblieben und hat dort mit den im Lager von Jambuja am Aruwimi zurückgelassenen Offizieren Stanleys (Bartelot, Jameson u. s. w.) vielerlei Berührungen gehabt. Nach den Schilderungen Jamesons, der ihn in seiner Hauptstadt Kassongo am Congo (südlich von Nyangwe) damals aufsuchte, thronte er dort wie ein Fürst. Seinen Namen hatte er von den Eingeborenen nach dem Knalle der Gewehre erhalten, mit denen er sie zuerst bekämpfte. Er trug sich mit riesigen Plänen und wollte das Land bis zum Albert-Nyanza erobern; das Vorgehen der Deutschen war ihm störend und offen sprach er den Wunsch aus, Deutschland und Frankreich möchten doch bald in Krieg miteinander geraten, damit ersteres in Ostafrika nicht weiter vorgehen könne und er freie Hand erhalte. Auch Jameson lobt seine wahrhaft fürstliche Gastfreundschaft und seine Güte. Stanley dagegen spricht schließlich von seiner „natürlichen Herrschsucht, seiner Unkenntnis der Geographie, seiner barbarischen Überhebung und seiner wachsenden Habsucht". Die letztere scheint überhaupt ein wesentlicher Charakterzug dieses Arabers zu sein. „Die Verpflichtungen, welche er kontraktlich eingegangen war, und die Dankbarkeit, die er mir schuldete, waren in dem regen, geschärften Appetit nach Geld vergessen", meint schließlich Stanley von ihm. Bei seiner Rückkehr von der Emin-Pascha-Expedition ließ Stanley in Sansibar noch die Summe von 200 000 Mark, die Tippu Tip gehörten, mit Beschlag belegen, um sich schadlos für die von diesem nicht erfüllten Verpflichtungen zu halten. So schwankt Tippu Tips Charakterbild bei Stanley.

R. Andree.

Bücherschau.

Heinrich Schurtz, Grundzüge einer Philosophie der Tracht mit besonderer Berücksichtigung der Negertrachten. Stuttgart, Cottas Nachfolger, 1891. 146 S.

Der Verfasser, dessen Name den Lesern des Globus nicht unbekannt ist, fordert in der Einleitung den Fortschritt der Ethnologie vom bloßen Aufspeichern des Stoffes, „bestenfalls ein Aufsuchen von Analogieen", S. 2 — was als aufs äußerste getriebene induktive Methode bezeichnet ist — zu einer deduktiven Ethnologie. In unserm eigenen Innern gelte es die Triebe zu entdecken, die die mannigfachsten Sitten und Bräuche hervorgerufen haben. Im Sinne der Deduktion sucht er nun die Tracht (richtiger Kleidung, denn Tracht ist deren nationale, lokale und soziale Ausbildung) von der psychologischen Wurzel des Schamgefühles als eines allgemein menschlichen (dies nach Ratzel, Völkerkunde I, 63) Besitzes abzuleiten, — im Gegensatz, wie er selbst betont, zu der fast durchaus geltenden Zurückführung auf die Putzsucht. Dafür sind ja nicht nur die S. 6 Angeführten — sondern auch Gewichtigere wie Waitz, Heller oder Lippert eingetreten. Ratzel I, 64 ist nicht ohne weiteres der Meinung wie Schurtz. Die Berechtigung und Ersprießlichkeit der Deduktion als Methode wird niemand bestreiten, insofern sie zeigen kann, ob das gewählte Prinzip zur hypothetischen Erklärung genügt.

Eine Prüfung des Prinzips, eine Untersuchung des Begriffes des Schamgefühles fehlt; sie scheint, soweit Referent vorläufig sieht, auch sonst noch nicht versucht worden zu sein. Als allmählich entstanden betrachtet es aber auch Schurtz, nur verwahrt er sich gegen den „ungeheuerlichen Gedanken, daß es aus der Gewohnheit der Kleidung erst herangezüchtet sei". Als dessen Ausgang gilt ihm vielmehr der geschlechtliche Alleinbesitz, die

Ehe, die Eifersucht des Mannes. Deshalb werde die Verhüllung der Weiber allenthalben als nötiger empfunden. Da nach seinem Prinzip der Ausgang der Kleidung die Bedeckung der Geschlechtsteile ist, völlige Nacktheit eines oder beider Geschlechter als Rückschritt erscheint, so gelten Beschränkungen der Bedeckung und des Schamgefühles auf andre Teile, wie Nabel, Gesäß, oder Gesicht, als Perversitäten (Abschnitt IV). Symbolische Andeutung der Kleidung (V) und damit Anerkennung des Bedürfnisses der Verhüllung findet Schurtz auch in der Muschel der Melanesier, die bloß die Eichel bedeckt; so sind auch Schmuckkrufte, Fetteinreibung, Bemalung und Tättowierung (VI) als Ersatz der Kleidung behandelt. Der VII. Abschnitt handelt von der Mode bei Naturvölkern; voraus geht eine Betrachtung des Begriffes der Mode. Nur soweit die Kleidung Schmuck sei, bleibe sie fortwährendem Wechsel unterworfen; das Durchdringen einer Mode hänge davon ab, ob sie der allgemeinen Stimmung, erzeugt vom Gange der Politik und der wirtschaftlichen Lage, entspreche. Daß aber die Schnelligkeit des Wechsels proportional der Abnutzung schmückender Kleidungsstücke sei (S. 97), wird kein Ehemann oder Vater unterschreiben. Zum Titel gehört nur der Einfluß europäischer und arabischer Tracht in Afrika. Im VIII. Abschnitt, Erweiterung der Tracht, läßt Schurtz sein Prinzip fallen, Rücksicht auf Schutz, auf Schmuck und Symbolik bedingen sie. Wie reichere Kleidung Abzeichen der Vornehmheit gegenüber dem Sklaven ist, so drückt Entblößung auch Unterwürfigkeit — unsre Hoftracht, ausgeschnittene Kleider! S. 124 — und Trauer aus. Daß reichlichere Kleidung nicht immer Steigerung der Schamhaftigkeit sei, das spreche gegen deren Entstehung durch gewohnheitsmäßige Bekleidung. Auch die beiden letzten Abschnitte, Tracht (Kleidung!) und Moral (IX) und Tracht in der Kunst umschreiben nur im einzelnen, daß Sittlichkeit und Kleidung getrennte Wege wandeln. Sie zeigen aber auch, daß das angeschlagene Thema einer Psychologie der Kleidung nicht ausgeführt werden kann, ohne die Kultur-, Sitten- und Trachtengeschichte auch andrer Völker heranzuziehen. Die Beweiskraft von Beobachtungen an sogenannten Naturvölkern ist überhaupt begrenzt. Auch andre Punkte, wie die Ehe, d. h. Monogamie mit der Eifersucht, erfordern breiteren Ausbau als hier am Platze sein könnte; es sind Probleme der Soziologie und Urgeschichte.

Dr. Schultheiß-München.

Dr. Walter F. Wislicenus, Handbuch der geographischen Ortsbestimmungen auf Reisen zum Gebrauche für Geographen und Forschungsreisende. Mit 19 Fig. im Text. Leipzig, Verlag von Wilhelm Engelmann, 1891. XII, 270 S.

Der Verf. bemerkt im Vorworte wohl mit Recht, daß diejenigen Andeutungen zur Anstellung von Ortsbestimmungen, deren Autoren Astronomen sind, meist viel zu sehr ins Einzelne gehen und auf Punkte Gewicht legen, welche z. B. für den Forschungsreisenden von untergeordneter Bedeutung sind, daß dagegen wieder die Lehrbücher der mathematischen Geographie „zu wenig astronomisch" angelegt zu sein pflegen. Beides trifft zu und ist in der Natur der Sache wohl begründet. Für die Erdkunde als solche ist die Festlegung eines bestimmten Punktes durch Koordinaten nur eines der vielen Probleme, an deren Lösung sie zu arbeiten hat, ein hochwichtiges und umfassendes freilich, aber doch keines, das im Systeme mehr Raum und Zeitaufwand zu fordern berechtigt wäre, als etwa die Erforschung der Erdgestalt oder das Studium der Bewegungen unseres Planeten. Dem Unterzeichneten ist wohl auch in einzelnen Besprechungen seines vor Jahresfrist erschienenen „Handb. d. math. Geogr." der Vorhalt gemacht worden, daß auf diesen Punkt, zumal auf die Verdeutlichung der abstrakten Lehren durch Beispiele, zu wenig Bedacht genommen worden sei, allein ein derartiges Verlangen beruht auf einer Verkennung dessen, was ein systematisches Werk, ein Handbuch zumal, zu leisten bestimmt ist und zu leisten hoffen darf. Hierfür muß ein Buch dienen, wie dasjenige von Wislicenus, mit dessen Veröffentlichung der Verf., wie uns bedünken will, einen guten Griff gemacht hat.

Der Vorzug des Buches besteht darin, daß es sich strenge an die Anforderungen der Praxis hält, nicht zu viel voraussetzt und durch eine Fülle vollständig in Zahlen durchgeführter Rechnungsparadigmen den Praktiker, an den es sich ausschließlich wendet, in den Stand setzt, sich selbst zu helfen und diejenige Genauigkeit zu erreichen, welche für geographische Zwecke ausreichend ist. Man glaubt zu bemerken, daß der Verf. schon an wissenschaftlichen Reisen teil genommen und die auf solchen sich ergebenden Erfahrungen an sich selbst gemacht hat; darauf weisen hin seine Bemerkungen über die Behandlung der Instrumente, über deren Verpackung, über die Anbringung gewisser Korrektionen u. s. w. Von Winkelmeßinstrumenten werden speziell Universalinstrument, Spiegelsextant und Prismenkreis berücksichtigt, während neben den Uhren auch der von Chandler erfundene „Chronodeik" hinsichtlich seiner Verwendung zur Zeitbestimmung besprochen worden ist. Für die Breitenbestimmung empfiehlt der Verf. als die genaueste die Methode von Gauß (drei Sterne in gleicher Höhe); die Längen lehrt er nicht bloß terrestrisch oder durch Monddistanzen aufzufinden, sondern er trägt auch dem früher in so hohem Ansehen stehenden und in etwas ungerechtfertigten Mißkredit gekommenen Verfahren Rechnung, welches von den Verfinsterungen der Jupiterstrabanten Gebrauch macht.

Großes Lob verdienen die sehr übersichtlich angelegten Rechnungsschemata, welche es auch dem mit mathematischen Dingen weniger Vertrauten ermöglichen, sich rasch zurechtzufinden. Wer mit den Hauptsätzen der sphärischen Trigonometrie vertraut ist, findet keine theoretische Schwierigkeit bei dem Studium des Werks; die praktischen Schwierigkeiten dagegen, wie sie das Beobachten selbst darbietet, werden nur von der unausgesetzten Übung überwunden. Insoweit ein gedruckter Ratgeber dieses Geschäft abzukürzen und zu erleichtern vermag, wird der vorliegende seine volle Schuldigkeit thun, und er sei deshalb vorwiegend geographischen Kreisen recht angelegentlich empfohlen.

München. S. Günther.

W. J. van Bebber. Die Wettervorhersage. Eine praktische Anleitung zur Wettervorhersage auf Grundlage der Zeitungswetterkarten und Zeitungswetterberichte für alle Berufsarten. Im Auftrage der Direktion der deutschen Seewarte bearbeitet von . . . Stuttgart, Verlag von F. Enke, 1891.

Das treffliche Buch des bewährten Meteorologen richtet sich an das große Publikum, insbesondere an alle Berufsklassen, welche in höherem Grade von Wind und Wetter abhängig sind, und hat den Zweck, die Grundzüge der Meteorologie in gemeinfaßlicher Weise darzustellen, insbesondere den Leser zu befähigen, sich ein selbständiges Urteil über die jeweilig sich vollziehenden Witterungserscheinungen zu bilden, damit derselbe in Stand gesetzt werde, auf Grund des erforderlichen Materials auf die kommenden Witterungsvorgänge zu schließen. Bei der außerordentlichen Bedeutung der Wettervorhersage ist das treffliche geschriebene Werk von sehr hohem Wert hauptsächlich auch des Nutzens wegen, welcher daraus für das Berufsleben gezogen werden kann.

Dr. Gruß.

Aus allen Erdteilen.

— Die Einwohnerzahl Britisch-Indiens beträgt nach den vorläufigen Ergebnissen der eben abgeschlossenen Zählung 220 490 000, was gegenüber dem Zensus des Jahres 1881 eine Zunahme von fast 22 Millionen Seelen ergiebt. Rechnet man die Bevölkerung der Vasallenstaaten hinzu, so ergeben sich 285 bis 290 Millionen Einwohner. — Die Hauptstadt Kalkutta hat 674 000, mit den Vororten, wozu auch Bally und Howrah gehören, aber 969 000 Einwohner. Bombay hat 806 000 und Madras 449 000 Einwohner.

— Über ein Knochenlager mit Säugetierüberresten, welches bei Ixelles in der Umgegend von Brüssel entdeckt wurde, hat Mourlon im Bull. de l'Ac. roy. de Belgique, t. XVII, 131 bis 151 ausführlich berichtet und demselben ein prädiluviales, nämlich pliocänes Alter zugeschrieben. Nach Boule, welcher Gelegenheit hatte, die betreffenden Überreste aus eigner Anschauung kennen zu lernen, zwingen weder Gesamtcharakter der Fauna, noch auch die Lagerungsverhältnisse dazu, derselben ein höheres Alter zuzuschreiben als ein diluviales. (L'Anthropologie 1891, 49 S.) S.

— Kamerun. Auf Seite 127 haben wir den Abgang der Zintgraffschen Expedition von der Barombi-Station nach Norden angezeigt und können jetzt einen Schlußbericht darüber folgen lassen. Am 9. Dez. traf Dr. Zintgraff nach einem anstrengenden Marsche durch sumpfiges Gelände in Baliburg ein. Der Gesundheitszustand sämtlicher Mitglieder war trotz der ungewöhnlich lange dauernden Regenzeit recht befriedigend. Leider hat der Vertreter von Jantzen und Thormählen, Eggert, auf der Elefantenjagd durch ein verwundetes Tier, das den Schützen in der Wut ins Wasser schleuderte, sein Leben verloren. Die früher feindseligen Banyangs stellten Träger und lieferten Lebensmittel. Doch empfiehlt Zintgraff, in das größte Dorf der Banyangs, in Miyimbi oder Difang Tale, eine Besatzung unter einem Europäer zu legen, um das Volk in Obacht zu halten und an den Frieden zu gewöhnen. Auf der Station Baliburg, die in der elfmonatlichen Abwesenheit ihres Begründers arg zerfallen war, mußten verschiedene Neuanlagen und Pflanzungen gemacht werden. Der Häuptling des Landes, Garēga, ließ seine Neger mithelfen, gab auch die Erlaubnis, daß Weiße allenthalben in seinem Gebiete umherreisen und Handel treiben dürfen.

Die so glücklich begonnene Expedition hat noch in letzter Stunde einen traurigen Abschluß erhalten. Bei Bafut, nördlich der Barombistation und schon auf der deutsch-englischen Grenze belegen, kam es mit den Eingeborenen, die sich bereits auf Zintgraffs erster Reise sehr bösartig gezeigt, zum offenen Kriege. Den Anlaß dazu gab die Ermordung zweier Wei-Jungen, die Dr. Zintgraff dem Häuptling in Bafut zugeschickt hatte, um ihm ein Freundschafts- und Handelsbündnis anzubieten. Statt dessen ließ der neidische und durch die Bevorzugung des Bali-Fürsten Garēga in seinem Stolze gekränkte Wilde die beiden Sendlinge töten. Sofort stockte der eben eingeleitete friedliche Verkehr; es kam kein Elfenbein auf den Markt und das Ansehen der Deutschen begann zu schwinden. Um jene Unthat zu rächen und zugleich das sinkende Ansehen wieder herzustellen, entschloß sich Dr. Zintgraff zum Kampfe. Am 31. Januar lieferten die Weißen, vereint mit 5000 Mann Hilfstruppen der Balis, den etwa 10 000 Bafuts, Bandengs und ihren Anhängern ein großes Gefecht, das anfangs siegreich war, schließlich aber mit einer Niederlage endete, die durch den Tod des Leutnants v. Spangenberg, des Expeditionsmeisters Huwe und der Handelsbeamten Nehber und Tiedt für die Deutschen um so schmerzlicher wurde.

Nach dem Gefecht hielt sich Dr. Zintgraff noch 14 Tage in der Station Baliburg auf, um einen möglichen Angriff der Bafuts abzuwarten; allein diese verhielten sich ruhig und Zintgraff konnte ungehindert die nötigen Schutzmaßregeln treffen. Er ließ den Expeditionsmeister Carstensen mit 140 Mann in Baliburg, während Caulwell mit 25 Mann nach Miyimbi gelegt wurde zur Bewachung der Handelsstraße. Der Führer selbst ging dann nach Kamerun zurück, in der Absicht, weitere Schritte gegen die Feinde in Bafut vorzubereiten.

Es steht zu hoffen, daß das Auswärtige Amt in Berlin, gegenüber diesen erschütternden Thatsachen, aus seiner lauen Zurückhaltung heraustritt, damit das deutsche Blut nicht umsonst in Afrika verspritzt ist. Männer, wie der gefallene Leutnant v. Spangenberg, der mit sprachlichen und astronomischen Kenntnissen gründlich ausgerüstet war, strömen unsern Schutzgebieten wahrlich nicht in Scharen zu; ein solcher Verlust ist also um so schwerer zu ersetzen.

Was die Sicherung der Kolonie anlangt, so führt uns der letzte Mißerfolg ganz von selbst auf den Plan der Hamburger Handelshäuser Woermann und Jantzen und Thormählen zurück, nämlich in Kamerun eine Schutztruppe von 200 bis 300 Haussas zu organisieren, die, über das Land verteilt, den Verkehr zwischen den einzelnen Stationen, wie diese selbst zu schützen hätte. Außerdem müssen, wie Dr. Zintgraff vorschlägt, die treuen Balis unter Garēga bewaffnet werden, damit sich dieselben zu einer Art kostenlosen Schutztruppe heranbilden.

Augenblicklich ist unsre Lage in Kamerun geradezu unhaltbar. An der Küste sitzen die übermütigen Duallas und beuten nach wie vor ihr Monopol als Zwischenhändler rücksichtslos aus. Im Innern vernichten die kriegerischen Bafuts die eben geknüpften guten Beziehungen zu friedlichen Völkern, erschlagen unsre wackern Kulturpioniere und töten ungestraft Hunderte von unsern schwarzen Freunden. Das tiefe Hinterland endlich, Adamana und den Zugang zum Tschad, sowie zu den nördlichen Tributären des Congo, trachten die Franzosen an sich zu bringen, denen es schon seit langem gewaltig nach jenen Reichen gelüstet.

Das Programm des Comité de l'Afrique Centrale und ein Artikel im Journal des Debats über die Expedition Paul Crampels zum Tschad zeigen deutlich die Gefahren, welche uns seitens der Franzosen für Kamerun drohen.

H. S.

— Die Schwierigkeiten des Telegraphenbaues in Yünnan werden in einem Bericht des Statthalters dieser Provinz in der amtlichen Pekinger Zeitung geschildert. Die Drahtlinie reicht jetzt bis nach Momein an der Grenze Birmas. Die Strecke von der Stadt Yünnan ist 1600 Li oder 440 km lang und führt durch ein bergiges, dicht bewaldetes Land, wo oft auf weite Strecken keine Menschen, aber Tiger und Wölfe gefunden wurden und die Arbeiter unter freiem Himmel in höchst ungesunder Gegend schlafen mußten. Besondere Schwierigkeit verursachte die Überschreitung der Flüsse Mekong, Salwin und Schweilei. Namentlich raffte am Salwin die Malaria viele Arbeiter hin und das Klima war hier, nach des Statthalters Bericht, so schlecht und feucht, daß den Pferden die Hufe von den Füßen abfaulten. Die Linie war im Mai 1890 vollendet. Von Momein, dem chinesischen Grenzorte, bis Bamo, dem englischen Telegraphenendpunkte am Irawaddi in Birma, ist nur eine verhältnismäßig kurze Strecke.

— Kaiser Wilhelms-Land. Im November und Dezember 1890 hat Dr. Lauterbach aus Breslau eine Expedition zur näheren Erforschung der Astrolabe-Ebene unternommen, worüber jetzt die ersten Berichte kund werden. In Begleitung eines Beamten der Neu-Guinea-Kompagnie und der nötigen Träger ging Dr. Lauterbach zuerst den Gogolfluß hinauf, welcher bei der Gorimaspitze in die Astrolabe-Bai mündet. Der Fluß war 14 km aufwärts für eine Barkasse von 4 bis 5 Fuß Tiefgang befahrbar; dann zog die Expedition noch weitere 60 km über diesen Punkt hinaus und fand am nördlichen Flußufer eine ausgedehnte, mit Urwald bestandene Ebene, die vortrefflichen Boden enthält. Am südlichen Ufer traten die Berge dichter, als man bisher vermutet, zum Wasser heran. Das Land war im oberen Gebiete stark bevölkert und von höchster Fruchtbarkeit und Schönheit. Die Eingeborenen zeigten sich freundlich und entgegenkommend.

H. S.

— Die Vereinigten Staaten von Australien. Der 9. April 1891 ist der Geburtstag dieses neuen großen Staatenwesens: The Commonwealth of Australia, denn an diesem Tage hat die zu Sydney tagende Versammlung der Abgeordneten der bisherigen einzelnen Kolonieen die Bundesverfassung für ganz Australien angenommen. Noch ist dieselbe von den einzelnen Kolonieen und dem britischen Parla-

mente zu ratifizieren, worüber indessen kein Zweifel besteht. An der Spitze des Bundes befindet sich künftig ein einziger, von der Krone ernannter Generalgouverneur; die bisherigen Kolonieen bestehen als Staaten mit eigener Gesetzgebung fort, doch besitzen sie ein gemeinsames Parlament mit zwei Häusern, Abgeordnetenhaus und Senat, deren ersteres aus direkten Wahlen hervorgeht, während letzterer durch die Parlamente der einzelnen Staaten erwählt wird. Sieben Minister stehen dem Gouverneur zur Seite; ein höchster Gerichtshof wird (nach Art desjenigen der Vereinigten Staaten von Nordamerika) geschaffen. Zwischen den einzelnen Staaten besteht Handelsfreiheit. Die sieben bisherigen Kolonieen (Neu-Süd-Wales, Viktoria, Queensland, Südaustralien, Westaustralien, Tasmania und Neuseeland) umfassen (1889) 7964000 qkm mit einer Bevölkerung von 3860000 Seelen, das macht durchschnittlich nur 0,5 auf den Quadratkilometer. Am dichtesten bevölkert ist Viktoria mit 5 Seelen auf den Quadratkilometer. Eingeborene sind auf dem Kontinente noch 31000, auf Neuseeland noch 42000 vorhanden. Melbourne, die größte Stadt, zählt 440000, Sydney 370000, Adelaide 120000 und Brisbane 85000 Einwohner. Die übrigen Städte sind wesentlich kleiner.

— Fortschritte des Deutschtums in Nordschleswig. Eine halbamtliche Statistik ergiebt die bezeichnende Thatsache, daß in den 57 Kirchengemeinden, in welchen bis 1864 der Gottesdienst abwechselnd in deutscher und dänischer Sprache stattfand, das dänische vollständig und zwar mit Zustimmung der Mehrheit der Bewohner verschwunden ist, so daß dort die Kirchensprache jetzt ausschließlich deutsch ist; in den 114 Kirchspielen Nordschleswigs, in welchen bis 1864 kein deutsches Wort in der Kirche gehört wurde, wird jetzt in 45 Kirchen der Gottesdienst in deutscher und dänischer Sprache gehalten, so daß jetzt nur 69 Kirchspiele ausschließlich dänische Kirchensprache haben. Während der ersten zwanzig Jahre nach 1864 machte die deutsche Sprache auf kirchlichem Gebiet keine umfangreichen Fortschritte. In den sechs „gemischten“ Gemeinden der Propstei Süd-Tondern wurden die dänischen Gottesdienste vollständig beseitigt, während die Gemeinden Abel und Ropstedt in der Propstei Nord-Tondern, Holebüll, Rinkenis, Klipleff und Ries in der Propstei Apenrade und Broacker in der Propstei Sonderburg teilweise deutsche Kirchensprache erhielten. Seit dem Jahre 1885 hat die deutsche Sprache auf kirchlichem Gebiete in Nordschleswig einen nie geahnten Fortschritt gemacht, indem seit diesem Zeitpunkte in nicht weniger als 28 neuen Kirchspielen die Kirchensprache teilweise deutsch wurde, nämlich in den Gemeinden Hammeleff, Schottburg, Hügum, Holk, Frörup, Stepping, Jögerup, Hoptrup, Alt-Hadersleben, Sommerstedt, Toftlund, Rödding, Scherrebek, Hvidding und Oxenwatt der Propstei Hadersleben-Tönninglehn, in den Kirchspielen Ulderup, Ulkebüll und Kekenis der Propstei Sonderburg, in den Gemeinden Quars, Ulk, Jordkirch und Bjolderup der Propstei Apenrade, sowie in den Kirchengemeinden Bulderup, Buhrkall, Tingleff, Hoist, Hortrup und Brede der Propstei Nord-Tondern.

— Die Missionen am Kilimandscharo. Zu Modschi (Moschi) am Kilimandscharo besteht seit längerer Zeit eine englisch-evangelische Mission, deren Vorstand und Arzt Dr. Baxter ist. Neben ihm wirkt der Engländer Stegall, der seine europäischen Hosen abgelegt hat und dafür das Kikoi, das Lendentuch der Eingeborenen, trägt; was, wie Dr. E. Wolf schreibt, vielfach bei den englischen Missionaren im Innern Sitte ist, wiewohl dadurch das Ansehen der Europäer gegenüber den Eingeborenen geschädigt wird. Der Unterricht in dieser Mission ist in englischer Sprache, wiewohl sie auf deutschem Gebiete liegt, und über dem Missionshause weht die englische Flagge! Stegall hat eine Druckerei eingerichtet, in welcher er ein Lesebuch sowohl in der Kinodschi- wie in der Kivetasprache hergestellt hat; am Schlusse des 16 Seiten umfassenden Buches steht das Vaterunser. Die Schüler der Mission stammen aus den umliegenden Gehöften. — Die französischen katholischen Missionare, an deren Spitze Pater Sonnenginger steht, haben 6 Stunden höher hinauf im Gebirge ihre Station errichtet; in dieser wird nicht etwa französisch, sondern deutsch und kisuaheli unterrichtet. Bezüglich der Erfolge und Wirksamkeit der Missionen am Kilimandscharo verweisen wir auf Dr. Hans Meyers Werk: Ostafrikanische Gletscherfahrten, S. 294.

— Katholische Missionen in Afrika. Von den unter Kardinal Lavigerie stehenden afrikanischen Missionen ist eine Übersichtskarte erschienen (Carte des missions des Pères blancs et des Soeurs missionaires de N. d'Afrique), welche die zahlreichen Sitze dieser vom Maison Carrée in Algerien ausgehenden Missionare zeigt. Die nordafrikanische Mission umfaßt Algerien und Tunis und reicht im Innern bis zum Niger und Tsadsee. Das Vikariat des Viktoria Nyanza umfaßt die Umgebung dieses Sees und den weißen Nil (mit Uganda); ein andres Vikariat zieht sich am östlichen Tanganjikasee hin und ist nach ihm benannt. Westlich von demselben erstreckt sich das Provikariat des oberen Congo; ganz in das deutsch-ostafrikanische Schutzgebiet fällt das Provikariat von Unjanjembe, und am Nyassasee liegt das nach diesem bezeichnete Provikariat. In Deutsch-Ostafrika befinden sich folgende Missionen der weißen Brüder: Saint Marie Karema am Tanganjika, gegründet 1881, Hauptsitz; Saint Jean d'Ufipa, südlich vom vorigen, dazu fünf Nebenstationen; Kipalapala, Hauptsitz der Mission in Unjanjembe, Usambiro, nordwestlich von diesem. Auf diesen Stationen wirken ein Vikar, ein Provikar, neunzehn Väter und Brüder, und drei schwarze, in Malta gebildete Ärzte. Am deutschen Ufer des Viktoriasees liegen: Notre Dame des Exilés und Notre Dame de Kamoga.

— Die Zahl der Ainos auf der Insel Jeso gab Dr. B. Scheube in seiner Schrift über dieses Volk (Yokohama 1882) auf rund 17000 für die damalige Zeit an. Genaue Angaben konnte er nur für einen Teil der Insel erlangen, doch konnte er das Übergewicht des männlichen über das weibliche Geschlecht feststellen. Jetzt teilt Nature (5. März 1891) eine Statistik der Ainos mit, welche für das Jahr 1872 zusammen 15275 Ainos und für 1888 17062 (8475 Männer und 8587 Frauen) ergiebt. Mit einigen Schwankungen hat daher eine Zunahme der Ainos, deren Aussterben man befürchtete, stattgefunden. Auf Jeso leben 350000, meist eingewanderte Japaner.

— Einwohnerzahl Birmas. Dieselbe betrug nach der Aufnahme für das Jahr 1890 in Ober-Birma 2500000, in Unter-Birma 4430000. Hierbei sind die Schanstaaten mit 500000 Seelen nicht inbegriffen, ebenso nicht die Stämme der Tschins, Katschjens und Roten Karens, die zusammen 100000 Köpfe ausmachen.

— Wölfe in Frankreich. Im Jahre 1884 wurden 1035; in 1885 900; in 1886 760; in 1887 701; in 1888 505; in 1889 515 Wölfe in Frankreich getötet, die meisten in den Departements Dordogne und Charente. Das ergiebt eine stetige Abnahme und Aussicht auf gänzliche Ausrottung dieses Raubtieres.

Herausgeber: Dr. R. Andree in Heidelberg, Leopoldstraße 27. Druck von Friedrich Vieweg und Sohn in Braunschweig.

Bd. LIX. Globus. Nr. 19.

Illustrierte Zeitschrift für Länder- und Völkerkunde.

Begründet 1862 von Karl Andree.

Herausgegeben von Richard Andree.

Druck und Verlag von Friedrich Vieweg & Sohn.

Braunschweig. Jährlich 2 Bände in 24 Nummern. Durch alle Buchhandlungen und Postanstalten zum Preise von 12 Mark für den Band zu beziehen. 1891.

Ethnologische Gedanken.

Von Dr. Alb. Herm. Post.

Die Naturwissenschaften des neunzehnten Jahrhunderts haben allmählich ein mächtiges Material zusammengetragen und auf diesem Material beginnt sich langsam aber sicher fortschreitend ein Bau des menschlichen Wissens aufzutürmen, welcher, wenn er einmal vollständig fertiggestellt sein wird, sich wesentlich anders ausnehmen wird, als alle Weltanschauungen, welche bisher von den Völkern der Erde erzeugt sind.

Die naturwissenschaftlichen Anschauungen beginnen in unsern Tagen schrittweise auch in das Gebiet des Volkslebens vorzurücken und die Sozialwissenschaften zeigen die Tendenz, sich zu einer einzigen Naturwissenschaft des sozialen Lebens zu entwickeln. Diese Naturwissenschaft des sozialen Lebens ist die Ethnologie. Zur Zeit läuft sie noch neben den alten, aus andern Weltanschauungen erwachsenen Sozialwissenschaften her, indem sie sich als besondres Zweiggebiet in jene einschiebt. Es ist aber leicht möglich, daß später einmal alle Sozialwissenschaften nur noch als Zweiggebiete der Ethnologie erscheinen werden.

Die auf naturwissenschaftlicher Basis erwachsenen ethnologischen Anschauungen stehen in einem sehr bemerkenswerten Gegensatze gegen diejenigen, welche bisher die Sozialwissenschaften beherrscht haben, und lassen nach den verschiedensten Seiten hin das Volksleben in einem ganz neuen Lichte erscheinen. Es handelt sich dabei auch nicht um Nebendinge, sondern um ganz fundamentale Punkte.

Schon die Natur des einzelnen Menschen, soweit derselbe als Glied der sozialen Verbände in Betracht kommt, erscheint vom Standpunkte der Ethnologie ganz anders, als von demjenigen der bisherigen Sozialwissenschaften.

Die bisherige Sozialwissenschaft hatte das menschliche Individuum von der ganzen übrigen Welt streng abgeschieden und ihr ein besonderes Reich des Geistes gegründet, in welchem es als willensfreies Wesen umherwandelte, erleuchtet von der Sonne der ihm allein beschiedenen Vernunft, weit erhaben über die übrige organische Welt unsers Planeten, weit erhaben selbst über den Wandel der Gestirne, die im trüben Banne des Naturgesetzes ihre Bahnen vollenden. Dem entsprechend schied sie das ganze Völkerleben aus dem Rahmen der Natur aus. Die Geschichte wurde von der Naturgeschichte streng abgesondert. In jener herrschte Freiheit, in dieser Gesetz. Die Geschichte entwickelte sich aus Kampf und Kompromiß der kleinen menschlichen Individualgötter. Sie wurde von den einzelnen Menschen gemacht. Sie wurde gekämpft und beschlossen.

Der Ethnologie ist diese ganze Anschauung über die Natur des Menschen fremd. Die Resultate ihrer Forschung sind mit einer solchen Anschauung vollständig unvereinbar. Sie findet die Menschheit gebannt in große, streng gesetzmäßige Entwickelungsgänge, welche über Jahrhunderte und Jahrtausende ihren festen Weg verfolgen, ganz unbekümmert um die kleinen historischen Ereignisse, welche nur hier und dort als Symptome jenes gewaltigen Werdeprozesses zu Tage treten. Die Einwirkung der einzelnen Individuen auf diesen Werdeprozeß ist minimal. Sie glauben zu treiben, aber sie werden getrieben, sie glauben zu denken, aber es denkt in ihnen, und wenn sich ein historischer Entwickelungsprozeß mit dem Namen einer historischen Persönlichkeit verknüpft, so ist nicht jener durch diese erzeugt, sondern diese durch jenen.

Die Entdeckungen der Ethnologie über die Entwickelungsgänge des Völkerlebens lassen keinen Raum für den willensfreien Menschen. Es kann ja nicht bestritten werden, daß der einzelne Mensch bis zu einem gewissen Grade die Empfindung hat, als ob sein Wille seine Handlungen bestimme, und man kann insoweit vom physiologischen Standpunkte aus von einer Willensfreiheit sprechen. Es scheint sich aber dabei lediglich um eine Übersetzung seines unbewußten und andersartigen seelischen Vorganges in das Bewußtsein des menschlichen Individuums zu handeln; denn die Resultate der Ethnologie lassen darüber gar keinen Zweifel, daß alle seelischen Thätigkeiten der einzelnen Menschen, sobald sie in der Sinnenwelt erscheinen und speziell, soweit sie im Volksleben wirksam werden, so gut im Rahmen des naturgesetzlichen Geschehens liegen, wie irgend ein andrer Prozeß in der Welt. Die großen Gesetze des Kosmos

machen keinen Halt vor dem willensfreien Menschen. Sie reichen hinein bis in die kleinsten Fäserchen des Volkslebens. Kein König, kein Philosoph kann sich ihrem Banne entziehen.

Der Gedanke eines naturgesetzlichen Verlaufs des Völkerlebens war den bisherigen Sozialwissenschaften ganz fremd. Es galt aber ein feststehendes Dogma, daß es im sozialen Leben keine Naturgesetze gebe und es konnte dies auch nach der Entwickelungsgeschichte der Wissenschaften, welche sich mit dem Volksleben beschäftigten, kaum anders sein. Den Ausgangspunkt für diese Anschauung bildete wohl ursprünglich die Geschichtsforschung. Diese zog ihrer Natur nach das Dogma groß, daß jedes Volk etwas Eigenartiges, von jedem andern Volke Verschiedenes sei, daß jedes Volk seine eigene Geschichte habe, welche sich nirgendwo auf der Erde wiederhole und für welche es bei andern Völkern höchstens zufällige Analogieen gebe. Die geschichtlichen Urkunden, namentlich die Chroniken, führten mit fast zwingender Gewalt zu dieser Anschauung. Denn sie überlieferten der Regel nach nur konkrete Zeitereignisse, welche als solche nur einmal vorgekommen und von jedem ähnlichen Ereignisse verschieden waren. Insoweit sich die Geschichte eines Volkes aus derartigen konkreten Ereignissen zusammensetzt, ist sie notwendig eine Geschichte, welche lediglich diesem Volke und keinem andern eigen ist. Durch die älteste ethnologische Disziplin, die Sprachwissenschaft, wurde diese Anschauung nur noch verstärkt, denn die Sprachen sind isolierte Produkte, welche nur in bestimmten Völkern und Völkergruppen ihren Boden haben.

Diese Anschauung machte sich auch in allen übrigen Sozialwissenschaften geltend. Der Blick der Vertreter derselben war in der Regel auf einzelne Völker beschränkt, deren Eigenart bis ins Kleinste zu begreifen für besonders wissenschaftlich gehalten wurde. Dehnte er sich einmal besonders weit aus, so umfaßte er das Gebiet der europäischen Kultur. Darüber hinaus gab es nur noch wertlose Wildnis. Bei einer solchen Betrachtung des Völkerlebens war es unmöglich, von einem gesetzmäßigen Entwickelungsgange in demselben irgend etwas zu entdecken. Denn es wurde geflissentlich alles ignoriert und vermieden, was in dieser Beziehung Aufklärung geben konnte.

Die Ethnologie führt zu ganz abweichenden Anschauungen. Seitdem sie ihre Studien auf alle Gebiete des Volkslebens und auf alle Völker der Erde ausgedehnt hat, ist es zu einer unumstößlichen wissenschaftlichen Errungenschaft geworden, daß in allen möglichen Gebieten des Volkslebens bei den verschiedensten Völkern der Erde gleichartige Sitten und Anschauungen zu Tage treten. Es steht fest, daß der Geist der Menschheit bei allen Völkern der Erde wesentlich gleichartige Sitten und Anschauungen erzeugt, ganz gleichgültig, welcher Rasse ein Volk angehört und welchen Erdteil es bewohnt. Und diese allgemein menschlichen Erscheinungsformen des Völkerlebens sind so überwiegend, daß die Eigenart der einzelnen Völker, welche allerdings ebenfalls überall zu Tage tritt, sehr oft nur als eine Spielart eines festen Typus erscheint. Solche ethnographische Parallelen finden sich in großer Massenhaftigkeit namentlich in den Gebieten der Religion und des Rechts. Sie treten aber auch in allen möglichen geselligen Sitten und Anschauungen hervor. Von Masken, Tänzen, Spielen, Trachten, Werkzeugen, Geburts-, Hochzeits- und Totenbräuchen, Sprichwörtern, Rechtsinstituten, Kunstformen spinnt sich eine ununterbrochene Kette gleichmäßiger Erscheinungen hinauf bis zu den höchsten religiösen und wissenschaftlichen Ideen; und sehr häufig sind diese Erscheinungen so seltsam, daß wir nach unsern landläufigen Anschauungen viel geneigter sein würden, sie für individuelle Ausgeburten des Gehirns von Spaßvögeln zu halten, als für Erzeugnisse des Geistes der Menschheit.

Es steht auch ferner fest, daß sich in den verschiedensten Gebieten des Volkslebens bei allen möglichen Völkern der Erde korrespondierende Entwickelungsgänge finden, welche unabhängig von der Eigenart der Völker und sogar vielfach unabhängig von ihren Existenzbedingungen sind, so daß sie als naturgemäße Erzeugnisse des geselligen Menschentums anzusehen sind.

Wie diese Parallelerscheinungen und diese gleichmäßigen Entwickelungsgänge im Völkerleben zustande kommen, ist von der Theorie des willensfreien und vernunftbegabten Menschen aus allerdings vollständig unbegreiflich. Es wird sich da stetig die Frage aufdrängen, ob denn außer den menschlichen Individuen, welche ein Volk bilden, noch ein geheimnisvolles Etwas existiere, welches die Geschicke eines Volkes leite, ob etwa in irgend welchen Klüften oder lichten Regionen ein Volksgeist hause und das Treiben der Menschen regiere. Sobald man sich mit der Ethnologie daran gewöhnt hat, das Volksleben als etwas im Rahmen der Natur Liegendes anzusehen, tauchen aber derartige Fragen überhaupt nicht mehr auf. So wenig wir die Gestirne Geistern zuweisen, die ihren Lauf leiten, so wenig wir die Geschicke eines Baumes einer Nymphe anvertrauen, so wenig bedürfen wir eines Volksgeistes, damit er den Gang des Volkslebens überwache. Die Gesetzmäßigkeit des Völkerlebens ist von einem naturwissenschaftlichen Standpunkte aus nicht rätselhafter, als die Gesetzmäßigkeit in den Bewegungen eines Gestirnsystems. Rätselhaft wird sie nur, wenn man den Menschen aus dem Reiche der Natur entfernt und ihn als willensfreien Gott in der Natur herumtaumeln läßt.

Sieht man mit der Ethnologie das Volksleben als ein Gebiet der Natur an, so hat dies den erheblichsten Einfluß auf die Stellung, welche dem individuellen menschlichen Bewußtsein zukommt. Mit der Theorie des willensfreien und vernunftbegabten Menschen hatte derselbe in seiner Vernunft einen Maßstab gewonnen, an welchem er die ganze Welt auf ihre Güte, Wahrheit, Schönheit, Zweckmäßigkeit maß. Sogar der Weltgeist war nicht davor sicher, von der menschlichen Vernunft gemeistert zu werden. Vom erhabenen Throne der Vernunft aus wurde dekretiert, wie die Welt sein müsse und vor allem war das Volksleben ein Gegenstand vernunftgemäßer Belehrung. Der Rechtsphilosoph erwies aufs Genaueste, was Recht sein müsse, ohne sich um die Entwickelungsgeschichte des Rechts zu kümmern; der Religionsphilosoph erklärte die Religion für unhaltbar und dem Verfall geweiht, wenn sie sich mit seiner Vernunft nicht vereinigen ließ; und schließlich erschienen auch noch Volksbeglücker, welche einen ganzen Staat aus ihrer Vernunft oder gar aus ihrem gesunden Menschenverstande, d. h. der landesüblichen Durchschnittsdummheit, herausarbeiteten und träumten, denselben in die Wirklichkeit übersetzen zu können.

Die Ethnologie ist gezwungen, der individuellen Vernunft eine ganz andre Stellung anzuweisen. Aus den großen Entwickelungsgesetzen, welche im Völkerleben wirksam sind, geht mit zwingender Notwendigkeit hervor, daß ein Volk ganz anders empfindet, fühlt und denkt, wie der einzelne Mensch. Das individuelle Empfinden, Fühlen und Denken erscheint vom ethnologischen Standpunkte aus nur als ein Ausläufer der gesamten seelischen Thätigkeiten, welche im Volksleben zum Ausdruck gelangen und von denen nur ein kleiner Teil dem menschlichen Individuum überhaupt bewußt wird. Damit kehrt sich die ganze bisherige Betrachtungsweise des Völkerlebens um. Anstatt das Völkerleben am Maßstabe der individuellen Vernunft zu messen, mißt der Ethnologe seine eigene Vernunft an den Empfindungen, Gefühlen und Gedanken, welche im Völkerleben zum Ausdruck gelangt sind Anstatt durch seine Vernunft die Völker

zu belehren, lernt er von ihnen, um sich selbst zu erkennen. Anstatt vom Katheder der individuellen Vernunft aus den Glauben eines Volkes für Aberglauben, seine Sitten für Unsitten zu erklären, sind ihm Glaube und Sitte der Völker die geheimnisvollen Offenbarungen des Geistes der Menschheit, dessen wunderbares Schaffen er in der eigenen Seele nicht mehr ergründen, sondern höchstens in weihevollen Stunden ahnend empfinden kann.

Diese veränderte Betrachtungsweise des Volkslebens führt dann wieder zu der Konsequenz, daß der Ethnologe überhaupt nicht mehr danach fragt, ob irgend eine Volkssitte, irgend eine Volksanschauung gut, wahr, schön, zweckmäßig ist, sondern nur danach, ob sie vorhanden ist und welche Ursachen sie hat. Es ergiebt sich dies unmittelbar aus der naturwissenschaftlichen Betrachtung des Völkerlebens. Ein Naturforscher wird sich nicht damit beschäftigen, darüber nachzudenken, ob die Welt etwa bisher gar nicht da wäre oder ob sie bisher anders wäre, sondern für ihn ist die Welt etwas Gegebenes, welches er soweit möglich auf seine Ursachen untersucht. Diese Anschauungsweise hat der Ethnologe auch in bezug auf die Erscheinungen des Volkslebens. Die Sitten und Anschauungen eines Volkes sind ihm ganz in der gleichen Weise ein wissenschaftliches Beobachtungsobjekt, wie es die Pflanzen für den Botaniker und die Tiere für den Zoologen sind. Die individuelle Wertschätzung einer Volkssitte oder einer Volksanschauung liegt ganz außerhalb seiner wissenschaftlichen Aufgabe. Er übt sie, wie jeder andre Mensch, persönlich, insoweit er selbst treibendes, von den seelischen Vorgängen des Volkslebens beeinflußtes Individuum ist; aber sie liegt außerhalb seiner Thätigkeit als Ethnologe. Diese Grundanschauungen lassen den Ethnologen auch die praktischen Gebiete unsers Volkslebens in einem wesentlich andern Lichte erscheinen, als in welchem sie Beobachtern erscheinen, welche sie nach der in den bisherigen Sozialwissenschaften üblichen Grundsätzen betrachten.

Als ein Beispiel mögen die Anschauungen über unsre Volksreligion dienen. Es existieren in unserem Volksleben im wesentlichen zwei Grundanschauungen über das Christentum. Die eine, die gläubig-theologische, betrachtet das Christentum als eine göttliche Offenbarung und somit als etwas Gegebenes, welches nur aus sich selber zu erklären ist, und ganz außerhalb des natürlichen Entwickelungsganges des Völkerlebens liegt. Die andre, die rationalistisch-philosophische, mißt den Inhalt des Christentums an der individuellen Vernunft des heutigen Menschen und behauptet im wesentlichen, da sich hier Differenzen ergeben, daß das Christentum, wenigstens in seinem überkommenen Zustande, im Zerfall begriffen und sein Untergang nur eine Frage der Zeit sei.

Die Ethnologie steht beiden Anschauungen gleich fremd gegenüber. Das Christentum erscheint ihr nicht als eine Offenbarung Gottes, sondern als eine solche des Geistes der Völker, die es erzeugt haben. Ihre Forschungen haben ergeben, daß dies religiöse Bewußtsein der Menschheit bei allen Völkern der Erde seinen ganz gebundenen Entwickelungsgang hat und in ganz bestimmten, sich überall auf der Erde wiederholenden Formen zum Ausdruck gelangt. Die ganze Entwickelungsgeschichte des Christentums trägt die unverkennbarsten Zeichen dieser allgemeinen Entwickelungsgeschichte des religiösen Bewußtseins der Menschheit. Es giebt kaum eine einzige christliche Anschauung und Sitte, welche nicht bei den verschiedensten Völkern der Erde, mögen sie auf niederer oder hoher Kulturstufe stehen, ihre genauesten Analogieen hätte. Für den Ethnologen hat dies auch gar nichts Überraschendes. Die Vorgeschichte der christlichen Religion reicht bis zu den primitivsten Anfängen des religiösen Bewußtseins hinab. Eine Menge hochentwickelter religiöser Ideen älterer Kulturvölker sind in dieselbe übergegangen und von ihr weiter verarbeitet. Alles, was an religiösem Leben bei den Völkern, welche die christliche Religion im Laufe der Geschichte angenommen haben, vorhanden war, hat sie in sich aufgenommen und ihm ein christliches Gewand angelegt und bis ins kleinste Detail sind die reliösen Bedürfnisse jedes Volkes von unzähligen fleißigen Arbeitern seit Jahrhunderten und Jahrtausenden studiert. So hat sich denn im Schoße der christlichen Kirche allmählich ein Schatz religiösen Lebens angesammelt, der sie befähigt, mit den mächtigsten Weltreligionen der Erde in Wettbewerb zu treten. Und dieser kolossale Bau sollte gefährdet sein, weil er mit der Vernunft des modernen menschlichen Individuums nicht in Einklang steht, weil er Reste von Weltanschauungen enthält, welche vergangenen Zeiten angehören und jetzt, wenigstens in Europa, nicht mehr entstehen könnten? Vom ethnologischen Standpunkte aus liegt gerade umgekehrt der Wert der großen Weltreligionen darin, daß in ihnen alles nebeneinander liegt, was seit Jahrtausenden durch religiös erregte menschliche Seelen zum Ausdruck gelangt ist, da vom ethnologischen Standpunkte aus in einem Volke stets gleichzeitig alle Schichten übereinander liegen, aus denen dasselbe allmählich zu seiner zeitigen Kulturhöhe erwachsen ist, so entspricht eine Religion nur dann den Bedürfnissen des ganzen Volkes, wenn sie jeder Schicht das dem religiösen Bedürfnisse dieses Entsprechende bieten kann. Es erscheint daher ganz gleichgültig, ob bestimmte religiöse Dogmen oder Gebräuche dem Entwickelungszustande bestimmter Schichten des Volkes nicht entsprechen, sofern sie nur dem Entwickelungsstande andrer Schichten zusagen. Es kann vom ethnologischen Standpunkte aus kaum irgend einem Zweifel unterliegen, daß das zeitige Christentum im wesentlichen mit dem Standpunkte des religiösen Bewußtseins der abendländischen Völker sich noch vollständig deckt; wie denn auch zu unsrer Zeit, in welcher weite Kreise sogenannter Gebildeter sich vom Christentum abgewandt haben, weil sie es mit den zeitigen wissenschaftlichen Anschauungen nicht für vereinbar halten, daß die Kirchen wie Pilze aus der Erde wachsen und eine so allseitige apologetische Litteratur entstanden ist, wie noch nie. Es wird auch das Christentum sich durch nichts ersetzen lassen, am allerwenigsten durch die Wissenschaft. Das Menschengeschlecht scheint ohne das mystisch-magische Halbdunkel der Religionen überhaupt nicht existieren zu können, und je mehr bei uns eine rein wissenschaftliche Weltanschauung die Oberhand erhalten würde, desto wahrscheinlicher würde eine Erstarkung der katholischen Kirche sein, welche die mystisch-magische Seite des religiösen Bewußtseins der Menschheit am reinsten bewahrt hat.

Ähnliche Differenzen zwischen den zur Zeit noch herrschenden und den ethnologischen Anschauungen ergeben sich hinsichtlich andrer Gebiete des Volkslebens.

Vor allem sieht sich das Gebiet der Wirtschaft und das eng damit verbundene Gebiet des Rechts vom Standpunkte der bisherigen Sozialwissenschaften und von demjenigen der Ethnologie sehr verschieden an.

Vom Standpunkte der Theorie des willensfreien Menschen aus ist das heutige wirtschaftliche und rechtliche Leben der westeuropäischen Völkerfamilien nach vielen Seiten hin ein idealer Zustand. Die zahlreichen und sehr kräftigen Störungen, welche uns tagtäglich vor Augen treten, kommen nur daher, daß noch nicht alle Menschen ihre begnadete Intelligenz als kleine willensfreie und vernunftbegabte Individualgötter auszufüllen vermögen. Dazu müssen sie erzogen werden, was allerdings recht schwierig zu sein scheint. Daran aber, daß der kleine willensfreie Gott mit allen seinen Attributen im wesentlichen weiter bestehen müsse, wird nur von wenigen gezweifelt.

Vom ethnologischen Standpunkte aus gewähren unsre zeitigen wirtschaftlichen und rechtlichen Zustände dagegen ein mindestens sehr seltsames Bild.

Soweit der Blick des Ethnologen reicht, findet er die Menschheit stets gegliedert in soziale Verbände von bedeutender Solidarität der Interessengemeinschaft. Der Einzelne ist in diesen Verbänden stark gebunden, aber auch durch sie stark gestützt. Lediglich auf sich selbst finden wir ihn nirgendwo gestellt. Je weiter wir in der Geschichte der Völker zurückgehen, desto kräftiger sind diese Verbände. Der älteste soziale Verband, das Geschlecht, namentlich das seßhafte Geschlecht, die Hausgemeinschaft, eine Bildung, die mit geringen Ausweichungen über die ganze Erde verbreitet ist, ist ein Verband von der allerhöchsten Solidarität, ein wichtiger Kommunalstaat im Kleineren. Die Hausgemeinschaft auf der vollen Höhe ihrer Entwickelung kennt nur gemeinsames Eigentum, welches von ihrem Oberhaupte im Interesse der Hausgenossen verwaltet wird, und aus welchem alle Bedürfnisse derselben bestritten werden. Das Land der Hausgemeinschaft wird von den Genossen gemeinsam bearbeitet, aller Erwerb derselben fällt in das gemeinsame Hausvermögen. Im Inneren wird die Ordnung der Hausgemeinschaft durch das Oberhaupt derselben oder durch die Gesamtheit der Genossen gehandhabt; begeht aber ein Hausgenosse nach außen hin, gegen einen Genossen einer andern Hausgemeinschaft einen Rechtsbruch, so trifft die Schuld für diesen Rechtsbruch alle Hausgenossen des Rechtsbrechers und alle Hausgenossen des Verletzten üben gegen alle Hausgenossen des Rechtsbrechers Rache. Es entsteht also zwischen den beiden Hausgenossenschaften Krieg. Die sogenannte Blutrache, welche so lange andauert, bis Friede geschlossen wird.

Von dieser ältesten Organisationsform des Völkerlebens bis zu unserm heutigen Zustande findet sich ein über Jahrhunderte, ja über Jahrtausende sich hinziehender Zerfallprozeß, in welchem sich die ursprünglichen Assoziationsformen der Menschheit stets wieder neue Gestaltungen zu schaffen suchen, ohne je wieder zu einer so allseitigen Ausbildung zu gelangen, wie in der ursprünglichen Hausgemeinschaft. Das Geschlechtsvermögen löst sich, indem zunächst jeder Hausgenosse bestimmten Erwerb für sich behalten darf. Damit beschränkt sich dann die Haftung des Geschlechtsvermögens auf bestimmte Schulden. Das Sondergut der Genossen wächst immer mehr, so daß schließlich nur noch einzelne Grundstücke Geschlechtseigentum bleiben. Dann erlischt auch das Kollektionseigentum der Hausgenossen an diesen und es bleibt ihnen nur ein Recht des Vorkaufs im Falle der Veräußerung desselben. Endlich wird alles Geschlechtsvermögen Privateigentum. Damit ist dann zugleich jede Haftung eines Hausgenossen für Schulden eines andern erloschen. In gleicher Weise verschwindet auch die blutrechtliche Seite der Haftung der Hausgenossen für einander. Die blutrechtlich verantwortlichen Kreise werden immer kleiner, bis schließlich nur der einzelne Rechtsbrecher einem einzelnen Bluträcher gegenüber steht. So zerfällt das alte Geschlecht schließlich in unsre heutige Familie, welche wirtschaftlich und rechtlich kaum mehr eine soziale Existenz hat. Das alte Kollektiveigentum ist Individualeigentum geworden, aus der Haftung jedes Blutsfreundes für den andern ist die persönliche Haftung des Einzelnen für seine Handlungen entstanden; die gemeinsame Wirtschaft der Hausgenossen ist in die Einzelwirtschaft jedes Einzelnen übergegangen. Schließlich, um den Untergang des alten Geschlechts vollständig zu machen, ist an die Stelle des Racherechts und der Rachepflicht der Blutsfreunde die Strafjustiz des Staates getreten. Nirgendwo auf der Erde ist dieser Zersetzungsprozeß soweit vorgeschritten, wie im westlichen Europa. In China und Japan bilden die alten in Vermögensgemeinschaft lebenden Hausgemeinschaften noch heutzutage die Grundlage des Staatswesens und in Indien ist noch heutzutage in der Regel alles Eigentum Kollektiveigentum. Eine scharfe Bindung des Individuums in soziale Verbände tritt uns auch außerhalb der Familie bei allen Völkern der Erde entgegen. Wo sich Dorfgemeinschaften entwickeln, findet sich unter den Dorfgenossen überall eine starke Solidarität und regelmäßig gemeinsames Landeigentum, welches gemeinsam genutzt oder unter die einzelnen Haushalte periodisch verteilt wird. Wo herrschaftliche Organisationsformen entstehen, bilden wieder die Höfe feste soziale Stützpunkte, an welche sich die schutzbedürftigen Hörigen anlehnen. Ebenso sehen wir überall auf der Erde Kasten, Gilden, Zünfte mit bedeutenderer Solidarität der Mitglieder entstehen. Im heutigen westlichen Europa sind alle sozialen Verbände zerfallen. Jeder Einzelne wirtschaftet für sich, individuelles Eigentum überwiegt zu einem bedeutenden Grade und ist durch nichts mehr beschränkt, individuelle Haftung für Verbrechen und Schulden ist ausschließlich bekannt. Unser Recht wird immer mehr ein Komplex von individuellen Rechten und Pflichten. Unsre Rechtsordnung bezeichnet nur noch die Grenze, bis zu welcher der Mensch im Kampfe aller gegen alle seine Individualität bestätigen darf. Jeder Mensch ist auf sich selbst angewiesen und kann sich nur durch rücksichtsloses Hervordrängen seiner Individualität im harten Kampfe ums Dasein erhalten. Er ist heimatlos und friedlos. Seine Mitmenschen sind ihm mehr feindliche Gewalten als Freunde. Um sich eine wirtschaftliche Existenz zu schaffen, muß er rücksichtslos alle Mitmenschen niederdrängen, welche sich in derselben Not ihm in den Weg stellen. Dem Ethnologen müssen solche Zustände, trotz des Glanzes, welchen einzelne Individuen dabei um sich zu verbreiten vermögen, als Zustände eines tiefen sozialen Verfalls erscheinen, welche aller Wahrscheinlichkeit nach über kurz oder lang stark sozialistische Triebe im Volksleben wachrufen werden. Man möge aus diesen kurzen Andeutungen ersehen, daß die Ergebnisse der Ethnologie allerhand Gesichtspunkte eröffnen, welche von den landläufigen Volksanschauungen stark abweichen. Ob die ethnologische Betrachtung des Volkslebens auf dieses selbst einen Einfluß üben wird, das ist eine zweite Frage. Gewöhnlich erwachsen neue Wissenschaften gleichzeitig mit neuen sozialen Bildungen im Volksleben und geben diesen festere Stützpunkte. Vielleicht hat auch die Ethnologie eine solche Mission zu erfüllen.

Übersicht der Slavenreste in Tirol.

Von Prof. Dr. Herm. Ign. Bidermann.

I.

Vor 25 Jahren erschien in der von A. Lukšić herausgegebenen (Wiener) Zeitschrift „Slavische Blätter“ mein „Slavenreste in Tyrol“ betitelter Aufsatz (I). Derselbe war ohne mein Vorwissen durch einen Freund, welchem ich ihn zur Durchsicht und Ergänzung übersendet hatte, in die Öffentlichkeit gelangt. Trotz seiner Mängel fand er freundliche Aufnahme und durch wiederholte Reproduktion eine über alle Erwartung weite Verbreitung. Er wurde auch für Andre

zum Anlaß, über den darin behandelten Gegenstand weitere Forschungen anzustellen und die Sonde fachwissenschaftlicher Kritik an das damit Gebotene zu legen. Im Jahre 1876 lieferte ich dazu Nachträge in Gestalt eines Anhangs zu meinem Werke „Die Romanen und ihre Verbreitung in Österreich“ (II). Hierdurch wurde die Aufmerksamkeit der in gleicher Richtung thätigen Litteraten neuerdings auf den Gegenstand gelenkt. Dr. Valentin Hintner beschäftigte sich mit demselben in seinen 1878 in Wien erschienenen „Beitr. z. tirolischen Dialektforschung“ (III). Der als Sprachenkenner und Förderer der katholischen Missionen in Afrika auch außerhalb seiner engeren Heimat geschätzte Gymnasial-Direktor Dr. J. C. Mitterrutzner zu Brixen in Tirol veröffentlichte im 29. Programm des dortigen k. k. Gymnasiums (1879) eine Abhandlung: „Slavisches aus dem östlichen Pusterthal in Tirol“ (IV), welche in geschichtlicher Beziehung meinen ersterwähnten Aufsatz ergänzt und den slavischen Wortschatz, welchen ich bis dahin konstatiert hatte, vervollständigt. Noch im nämlichen Jahre brachte das Journal des kaiserl. russischen Ministeriums der Volksaufklärung (Novemberheft 1879, S. 71 bis 83) einen Aufsatz des Akademikers A. Wesselofsky: „Die germanisierte slavische Niederlassung in Tirol, nach Bidermann, Mitterrutzner u. A.“ (V). A. Unterforcher widmete in seiner, dem Programm des Leitmeritzer Gymnasiums für 1885 einverleibten Abhandlung „Romanische Namenreste aus dem Pusterthal“ (VI) auch den hier vorkommenden slavischen Namen einige Bemerkungen, vorwiegend polemischen Inhalts. Eingehender und auf Grund eigener Umschau behandelte der Letztgenannte die slavischen Namenreste im Osten des Pusterthales in vier weiteren Programmarbeiten, von welchen drei in Leitmeritz, die vierte aber in Eger auch als Sonderabdrücke publiziert wurden. Die Titel dieser Abhandlungen lauten: „Beitrag z. Dialekt- und Namenforschung des Pusterthales“ 1887 (VII); „Slavische Namenreste a. d. Osten des Pusterthales“ 1888 (VIII); „Zur slavischen Namenkunde a. Ost-Pusterthal“ 1889 (IX); „Beiträge und Berichtigungen z. slavischen Namenforschung a. Ost-Pusterthal“, Eger 1890 (X). Pfarrer Davorin Trstenjak veröffentlichte in der Klagenfurter Zeitschrift „Kres“ 1884 einen Aufsatz unter dem Titel: „Slovenske besede v Tirolskoj nemčini“ (Slavische Wörter im tiroler Deutsch) (XI). Ich selber habe in meiner Schrift: „Die Nationalitäten in Tirol“ (Forschungen z. deutsch. Landes- u. Volkskunde, I. Bd.) 1886 Ergänzungen zu meinen früheren Arbeiten anhangsweise beigebracht (XII). Jos. Patigler handelt in der ersten Abteilung der Programmarbeit „Ethnographisches aus Tirol-Vorarlberg“ im Progr. der deutschen k. k. Staats-Realschule in Budweis für 1887 von „einstigen Wendensitzen in Deutschtirol“ (XIII). Der das Thema bloß streifenden Druckschriften gedenke ich im Folgenden nach Bedarf; die vorangeführten aber zitiere ich mit den römischen Zahlen, welche ich in Klammern jeder beisetzte.

Die Slavenreste in Tirol sind: teils in der Umgangssprache fortlebende, teils an Örtlichkeiten haftende slavische Wörter, die als sogenannte Hausnamen mitunter auch zur Bezeichnung von Familien dienen; ferner Gebräuche und rechtsgeschichtliche Überlieferungen; endlich einzelne Merkmale am Typus der Bevölkerung gewisser Gegenden, bezüglich welcher auch geschichtlich feststeht, daß sie einst von Slaven bewohnt waren.

Von den Slavenresten müssen die bloßen Anklänge slavischen Wesens unterschieden werden, welche durch ganz Tirol verbreitet sind, jedoch einen Rückschluß auf einstige Anwesenheit von Slaven an den Orten, wo sie sich vorfinden, nicht gestatten. Diese rühren von äußerer Einwirkung her oder es treibt, ohne daß auch nur derartiger Einfluß Platz gegriffen hätte — lediglich der Zufall damit sein Spiel. Ihnen müssen die oft täuschenden Analogien zugerechnet werden, welche auf den ersten Blick sogar als Slavenreste sich darstellen, während in Wirklichkeit nicht einmal ein Anklang slavischen Wesens vorliegt.

Von derartigen Vorkommnissen will ich hier zuerst berichten und zwar sowohl von denjenigen, welche als echte Anklänge Beachtung zu verdienen scheinen, als auch von den einer gründlichen Überlegung nicht Stand haltenden Seitenstücken. Mit letzteren hat sich A. Unterforcher wiederholt befaßt. Sein Verdienst ist es namentlich, falschen Deutungen mit beweiskräftigen Argumenten entgegengetreten zu sein und so manchen Irrtum berichtigt zu haben. Das Mißtrauen, womit er insbesondere die slavischen Anklänge auf ihren wahren ethnographischen Wert prüft, verleitet ihn zwar zu einer Strenge, welche ohne Not die slavischen Wurzelwörter durch romanische ersetzt wissen will und den Slaven überhaupt einen sehr beschränkten Einfluß auf jene Anklänge einräumt; allein die Vermutung streitet da in der That zumeist für eine andre Auslegung, als welche der Slavist im Sinne hat, und in dieser Hinsicht bildet Unterforchers Rückhältigkeit einen grellen Gegensatz zu der Geneigtheit, womit der im Frühjahr 1890 verstorbene Pfarrer Davorin Trstenjak die fraglichen Anklänge als Ausflüsse slavischen Wesens, ja häufig sogar als Belege für slavische Niederlassungen gedeutet hat.

Indessen sind die Ergebnisse, zu welchen Trstenjak beim Durchforschen des von J. B. Schöpf begonnenen und von Ant. J. Hofer vollendeten „Tirolischen Idiotikon“ gelangte, immerhin der Veröffentlichung würdig, weil sie trotz der Einseitigkeit und Übertreibung, womit der Genannte überall slavische Anklänge fand, wo nur ähnliches seiner Beobachtung sich darbot, — überraschende Winke in sich begreifen. Je ferner den Verfassern jenes „Idiotikon“ der Gedanke lag, daß am tirolischen Sprachschatze auch das Slavische einen Anteil haben könne, desto schätzbarer sind diese Winke. Daher gebe ich hier einen Auszug aus dem Verzeichnisse, welches Trstenjak veröffentlicht hat (XI). Augenfällige Mißgriffe bleiben unerwähnt.

Allgemein übliche oder doch an keine bestimmte Lokalität gebundene Ausdrücke sind in Tirol: Bisen, beslen = Rennen des von Bremsen gestochenen Rindes (slov. bez-ate, biz-ati); Plöschen, Bléschen = Schlagen, daß es schallt (slav. plesk-ati); Brenta = Kufe, Bottich (slav. brenta); Britsch = flaches Scheit zum Plattschlagen des Düngers (slav. perić, perača); Dese = Backtrog (russ. deza); Glutsche = Abteilung im Stalle für Kleinvieh (serb. Kljač = schiefer Dachboden); Gumpe = Kretin (slav. gumpec von gump = Kropf); Törcher = Vagabund (slav. derhal = Gesindel); Juten = Käsewasser, Molken (slav. juta = eine durch Umrühren bereitete säuerliche Speise, russ. jur-aga = Käsewasser); Kauder = Werg (bei den karantan. Slaven čoder); Klenken = Schlingen machen (altslav. klenka); Tulli = junger Stier (slov. tuliti = brüllen); Paschebna = Hirtenknabe auf der Alm (slov. paša = Weide); Lås = Bergrutsch (slov. laz von lazim = rutschen); Schmatte = dickes Weib (slov. zmeten = schwer); Schmöchen = fortglimmen (slav. smoha = ein schwer entzündbares Tannengeäste); Schurimuri = übereilt, ungeschickt (slav. čurimuri); Tschogkl = Holzschuh (slov. čokel); Tschore = Närrin (slov. čura); Toll = gut, schön (russ. tàly, altslav. toliti = begütigen). Auch die den Kühen beigelegten Kosenamen: Rumel, Muschga, Zucka, Moara und Rizza erklärt Trstenjak aus dem Slavischen, und zwar leitet er sie von rama, rema (= gestreiftes); musko (kroat. = Sommerrappe); čuha (= junge Kuh); maora (= schwarze Kuh) und ridža (= dunkelrote Kuh) ab.

Die Mehrzahl vorstehender Ausdrücke ist offenbar importiert worden, hauptsächlich durch Tiroler, welche außer

Landes Viehmärkte besuchten und dort die betreffenden Worte vernahmen (noch heutzutage wandern Schweinehändler aus Tirol bis ins Königreich Serbien) oder als Hausierer sie aufschnappten. Doch ist auch nicht ausgeschlossen, daß sie vom östlichen Pusterthale, wo sie alteinheimisch gewesen, ihren Weg durchs übrige Land machten; mindestens wird dies von einigen anzunehmen sein, wie z. B. von Bisen, Plöschen, Britsch, Kander, Klenken, Tulli, Tschogkl. Wie aber soll man es erklären, daß der an der Kärntner Grenze übliche Ausdruck „Köise“ = Schirmdach zum Aufhängen der Garben im Freien, wofür die Inner-Pusterthaler das Wort „Harpfe“ gebrauchen, — einer der wenigen Ausdrücke, denen auch im „Tirol. Idiotikon“ slavischer Ursprung zugestanden wird — in der Form „Köss“ auch im Sarnthale bei Bozen zur Bezeichnung solcher Schirmdächer dient? Und wie soll man es sich erst zurecht legen, daß im Schnalser Thale ein entehrtes Mädchen wie bei den Kärntner Slaven čura (Tschurl) heißt; daß die Vintschgauer einen zwischen Hügeln gelegenen Weideplatz „Gunck“ nennen, was dem slov. gonck (= Viehtrieb) entspricht; daß im oberen Etschthale der Halsbogen am Joche der Zugrinder „Karp“ heißt, während im Slavischen Kerp-lje den hölzernen Bogen bedeutet; daß im Leukenthale (zwischen Kitzbühl und Erpfendorf) das slavische Wort dober mit der nämlichen Bedeutung, die das deutsche „brav“ hat, angewendet wird; daß im Unterinnthale „eine Roi machen“ nicht etwa soviel als beim Tanze eine Reihe herstellen heißt, sondern „Roi“ da mit dem slavischen Roj (Schwarm) gleichbedeutend ist; daß ebendort die Schalen der Hülsenfrüchte mit dem slavischen Worte ježice (abgekürzt: Schitzen) benannt werden; daß dort ein Morast „Serkl“ (vom slavischen serkati) heißt? Als weiteres Rätsel füge ich hinzu, daß das in Deutsch-Tirol allgemein übliche Wort Ritsche, womit offene Kanäle bezeichnet werden, seiner Bedeutung nach vollkommen mit dem slavischen Worte rieča übereinkommt, da die betreffenden Rinnsale gewöhnlich ein Netz von Wasseradern darstellen. Keinesfalls haben wir es da mit Slavenresten, sondern wir haben es da mit slavischen Anklängen zu thun, und selbst diesen gegenüber darf man sich skeptisch verhalten, schon weil die für das „Tirolische Idiotikon“ thätigen Sammler einzelne Wörter unrichtig aufgezeichnet oder lokalisiert haben können.

Nicht minder ist es zweifelhaft, ob die gewissen, vorzugsweise bei den Slaven verehrten Heiligen (dem h. Veit, dem h. Cyrill, dem h. Nikolaus, der h. Helena) geweihten Kirchen und Kapellen deshalb schon als Überbleibsel slavischer Gottesverehrung anzusehen sind. Ist ja doch die Slavizität des Veit-Kultus sogar für den Fall, daß er auf die Gottheit Svantevit zurückzuführen wäre, von kompetentester Seite in Frage gestellt worden. Siehe den diesbezüglichen Ausspruch des „Großmeisters der slavischen Sprachforschung“ (Miklosić) bei A. Unterforcher (X, S. 7).

Ich leugne auch nicht die Berechtigung der Bedenken, welche (ebenda) gegen die Behauptung erhoben wurden, daß die auf einen Voit hinweisenden Lokalbenennungen eine slavische Ansiedlung an dem Orte, dem sie anhaften, zur Voraussetzung haben.

Dagegen sind es unbestreitbare Slavenreste, welche ich im Nachstehenden verzeichne u. z.

I. In der Umgangssprache fortlebende Wörter. Diese vernimmt man fast ausschließlich im Iselthale und in dessen Verzweigungen. Es gehören hierher nach A. Unterforcher (IX, S. 26—29) folgende Ausdrücke: Ainischlizen für Stachelbeere (ošljice), Aunitschen für Hagebutten (alnice), Däbernitsche für eine Art Stachelbeere (debernice), Preslitzen für wild wachsende Johannisbeeren (prilešje = im Haselgebüsch), Parliesken für Frühlingszeitlose (prileska), Obletzen (auch Oublitz'n) für gekochte Rüben (oblica), Pötsch'n für gebratene Rüben (pecka), Jaus'n für Mittagmahl (južina), Barleß für Specht (brglez), Prêbigen (auch Prêbeten) für Zaunringe (vom slov. previti, winden, flechten), Bogrite (Pongritte) für schlechte Schlafstelle (pograd = Lager für Holzknechte), Pogratte für Tragbahre mit Fußgestell (gleichen Ursprungs), Bekez'n für wimmern (bekati = blöken), Tschatsch für wertlose Dinge (čača = Tand). Aus VII, S. 8 und X, S. 4 füge ich hinzu: Arl für eine Art Pflug (oralo), sowie für ein Geviertmaß (welches nach der Leistung dieses Pfluges bemessen wurde); ferner: Wurn für Alpenweide (von vora, dimin. vorina = Gehege). Aus III, S. 111 entlehne ich: Jauch-Wind = Südwind (Föhn) vom slav. jaug, der Süden. Damit ist aber der bezügliche Wortschatz noch keineswegs erschöpft. Mir selber stieß vor einigen Jahren westwärts vom Toblacher Felde, zu Niederdorf nämlich, das Wort Datschker für Kröte auf, welches mit dem das Gleiche bedeutenden, südslav. kraštača zusammenhängt. Gewissermaßen mundartlich, wenn schon jetzt nur mehr auf einzelne Lokalitäten angewendet, sind Ausdrücke wie: Pol (Pölle) für Hügel mit einer abschüssigen Wand (vom slav. polje = hügelige Gegend), Petsch (Pötsch) für Höhle (vom slav. peča, pečina), und Dröge für thalähnliche, durch Abrutschung entstandene Vertiefung (vom slav. podraga = am Graben). Derlei Wörter müssen den Bewohnern der Iselregion noch vor 100 Jahren weit geläufiger gewesen sein. Dies darf aus dem „Salzburgischen Idiotikon“ gefolgert werden, mit welchem L. Hübner im III. Bande seiner „Beschreibung des Erzstifts Salzburg“ (Salzburg 1796) uns bekannt macht. Zu Ende des 18. Jahrhunderts waren danach im unmittelbar an die Iselregion grenzenden Nachbarlande außer manchen oben angeführten Wörtern noch Ausdrücke wie: Fempitzen für Flimmern, Gamitzen für Gähnen, Garitzen für Wimmern, Maulitzen für Zanken, Narritzen für Foppen, Napfitzen für Schlummern, Rankitzen für Jammern — gang und gäbe. Ist gleich die Wurzel dieser Wörter nur ausnahmsweise slavisch, so verrät doch die Endung große Vertrautheit mit slavischen Sprachformen und die Hinneigung zum Gebrauche derselben.

II. An Örtlichkeiten haftende Wörter. Die vollständigsten Verzeichnisse solcher hat bisher A. Unterkircher (VIII u. IX) geliefert. Aber auch Mitterrutzner hat die von mir (II) beigebrachten Belege schon um ein Beträchtliches vermehrt (IV). Es steht jetzt außer Zweifel, daß sowohl in den Katastern der Gegenwart, als in den Steuer- und Urbarbüchern der Vorzeit das Gebiet, von welchem hier zunächst die Rede, durch zahllose Lokalbenennungen slavischen Ursprungs als ehemaliges Slavenland gekennzeichnet ist. Darunter sind Wörter, die sich beinahe unverändert aus der Zeit erhalten haben, wo daselbst ausschließlich slavisch gesprochen wurde; so z. B. Geziska, eine Schafweide bei Windisch-Matrei (jazisko = baumlose Gegend); Gruschitze, ein Acker in Schlaiten (kruškica = Ort, wo Birnbäume stehen); Laß, mehrfältige Bezeichnung von Äckern, (identisch mit laz = Neubruch); Mulitz, Thal und Alpe in Defereggen, Bach bei Ainet und zwei Wiesen bei Virgen (mulica, mylovica = Ort, wo Flutsand oder Schlamm liegt); Proseck, Weiler bei Windisch-Matrei (proseku = Verhau); Staniska, Gemeindefraktion in Kals (stanište = Standquartier); Belitz, Alpen in Gwabl (belice = weiß, glänzend); Mallwitz, Alpe in Pregraten (malovice, malvice vom Personennamen Malov = Klein). Hierher gehören auch: die vielen aus deber = Anhöhe gebildeten Ortsnamen (Daber, Tabernitz u. s. w.); der Glabuschker Wald und die gleichnamige Wiese in der Gemeinde Grafendorf bei Lienz, vom altsloven. glaboku = tief; die Flur Gominig zu St. Johann im Walde von kamenik = steinig, das Bächlein Islitz (Isolica, Diminutiv von Isl); der Röglas-

Bach (reklica) im Virgenthale und mancher andre Name, welchen Unterforcher jüngst (X) nachgetragen hat. Derselbe Forscher hat (ebenda, S. 13) die Wandlungen nachgewiesen, welche einzelne slavische Namen im Laufe der Jahrhunderte in der Iselregion erfuhren. Das heutige Prägratten hieß im Jahre 1329 pregrad, prėdegrad; das heutige Klein-Iselthal 1545 Islitz, 1329 Isoliz; das heutige Wölzelach 1545 Welzellach, 1329 welzedlach; das heutige Damerwitzen 1545 Damerwiz, 1329 tambrowiz. Daß das Pusterthal nach einem slavischen Worte (pustrica = Wüstenei) benannt sei, gilt längst für eine ausgemachte Sache. Der vorgenannte Forscher hat es aber mit einem Aufsatze, welchen er in Nr. 24 der „Lienzer Zeitung" vom 15. Juni 1889 veröffentlichte, sowie durch spätere Erörterung des Sachverhalts (in X) wahrscheinlich gemacht, daß diese Annahme falsch ist. Nach ihm kommt der Name von Birrus, welche Bezeichnung der Rienzfluß getragen zu haben scheint und welcher zufolge die Bewohner des unteren (westlichen) Pusterthales Pyrusten genannt wurden[1]). Damit stimmt vollkommen überein, daß der mittelalterliche „Comitatus de pustrissa" den Landstrich zwischen dem Eisackthale und dem Gsießerbache bei Welsberg umfaßte, also ein Gebiet, auf dessen Benennung Slaven um so weniger Einfluß nehmen konnten, je gewisser es ist, daß deren Wohnsitze nicht bis dahin sich erstreckten. Denn die Einteilung der Gemeinden in „Rotten", welche für ehemaliges Slavenland charakteristisch ist, findet sich nirgends im vorerwähnten Gebiete. Die alten Gerichtsbezirke Toblach, Alt-Rasen, St. Michaelsburg und Schönegg zerfielen in „Malgreyen", ebenso zum Teile das Gericht Welsperg, während andre Fraktionen desselben „Oblayen" hießen, welcher Benennung wir auch in den älteren Steuerbüchern der „Anwartschaft" Gsieß begegnen. Das Oberamtsgericht Bruneck war in „Pinnwerke" geteilt.

[1]) Noch jetzt kommt der Name Pirisli als der einer im Pusterthale seßhaften Familie vor, nach welcher in Bruneck ein Haus benannt wurde.

Ein Ausflug nach Dublin.

Von Dr. Johannes Höfer.

I.

Das war eine stürmische Fahrt. Drei Stunden nur sind es von Holyhead bis Kingstown, aber wer die irische See kennt, weiß, daß man an diesen drei Stunden in der Regel gerade genug hat. Doch jetzt sind wir am Ziele, und das Panorama, das sich immer schöner und großartiger unsern staunenden Blicken enthüllt, belohnt uns reichlich für die ausgestandenen Leiden.

Vor uns liegt, von den Strahlen der untergehenden Sonne vergoldet, die herrliche Bucht von Dublin und heiter lacht uns im Vordergrunde das reizende kleine Eiland an, welches „das Auge Irlands" genannt wird. Wohl haben die Irländer ein Recht, auf die Lage ihrer Hauptstadt stolz zu sein; und wenn auch der beliebte Vergleich ihrer Bai mit dem Golf von Neapel eine kleine lokalpatriotische Übertreibung ist: daß sie sich den schönsten ihrer Art ebenbürtig an die Seite stellt, muß jeder zugestehen. Freilich, so strahlend und heiter, wie heute, stellt sie sich dem Fremden nicht immer dar. Wenn die Gipfel der umkränzenden Berge in Nebel gehüllt sind und die bleigrauen Fluten das einförmige Bild eines trüben Regenhimmels wiederspiegeln, dann lagert eine düstere Schwermut über der ganzen Landschaft und ergreift auch das Gemüt des Ankömmlings. Aber selbst diese schwermutvolle Stimmung hat ihre Reize; findet sie doch ihren Wiederhall in den melancholischen Tönen der irischen Volkspoesie.

Inzwischen haben wir Kingstown erreicht. Noch einige Augenblicke, und wir stehen auf dem Boden der grünen Insel, im Lande von Oliver Goldsmith, Edmund Burke und Thomas Moore. Der erste Gegenstand, der bei der Landung unsere Blicke auf sich zieht, ist ein kurzer, dicker, ziemlich häßlicher Obelisk, der überragt wird von einem Kissen mit einer Krone darauf. König Georg IV. besuchte im Jahre 1821 Irland, und zum Andenken an diesen Besuch wurde ihm von seinen dankbaren irischen Unterthanen dieser Obelisk errichtet. Seit eben der Zeit führt auch der Hafen den Namen Kingstown, Königsstadt, während er früher Dunleary hieß.

Von Kingstown führt uns die Bahn in 20 Minuten nach Dublin. Bis wir unser Gepäck besorgt und ein Nachtquartier gefunden haben, ist es Abend geworden. Die Kaufläden sind bereits größtenteils geschlossen, aber in den breiten, geräumigen Straßen herrscht noch ein reger Verkehr; denn es ist Samstag Abend, wo alle Welt feiert und dem Vergnügen nachgeht. Auf den Fußwegen wimmelt es von Passanten: junge Bursche in leichtem Spielkostüm, vom football match heimkehrend; Arbeiter, die aus den Fabriken nach Hause strömen; Dienstmädchen, die noch die letzten Einkäufe besorgen, weil am Sonntag alles geschlossen ist; Straßenjungen mit zerlumpten Kleidern und bloßen Füßen, in den höchsten Falsetttönen die neuesten Abendzeitungen anpreisend: alles drängt sich rastlos durcheinander.

Aber am lebhaftesten gehts heute in den „pubs", den Trinkhöllen, her. Hier feiern die Ritter der Arbeit ihre sabbathlichen Orgien und verjubeln in wenigen Stunden den Arbeitslohn der verflossenen Woche. Wie die Heringe aufeinander gepreßt, drängen sie sich vor den Schenktischen, Männer wie Weiber, Jung und Alt, oder kauern an den Wänden umher, in einer Atmosphäre, in der jedes gewöhnliche Menschenkind ersticken müßte. Noch ist es verhältnißmäßig ruhig; nur hie und da erheben sich bereits lautere Stimmen; aber nach und nach macht sich die Wirkung des Alkohols in den leicht erregbaren irischen Köpfen geltend: erst ein Wortwechsel, darauf Drohungen und endlich eine allgemeine Balgerei sind die Folgen, wenn sich nicht der Wirt rechtzeitig ins Mittel legt und mit Hülfe einiger nüchterner Elemente die tobsüchtigen Geister an die Luft befördert, wo sie dann mühsam ihre Gebeine aus dem Straßenschmutz auflesen, um in irgend einem Winkel von den Mühen des Abends auszuruhen.

Wir haben genug von diesem Anblick menschlicher Verrohung und sind froh, endlich unser Hotel wiederzufinden. Hier beeilt man sich, uns zu versichern, daß die Irländer das friedlichste und gesittetste Volk der Erde seien, daß mit Ausnahme der Agrarverbrechen die Gerichte nirgends so wenig zu thun haben als in Irland, und daß jener Hexensabbath in den public-houses weiter nichts sei, als die abendliche Lebensäußerung von Menschen, welche den Tag über redlich und nüchtern ihrer Arbeit nachgehen und jeden Sonntag die Messe besuchen. Mit diesem tröstlichen Bewußtsein begeben wir uns zur Ruhe.

Man braucht gerade kein Freund vom frühen Aufstehen zu sein, um in England als early riser bewundert zu wer-

den. Der englische Tag fängt sehr spät an, und ein großer Teil der Bevölkerung verschläft gerade die schönsten Stunden, im Sommer sowohl wie im Winter. Um acht Uhr morgens findet man in Dublin, selbst im Hochsommer, die Fenster

„Das Auge Irlands." Insel vor der Bai von Dublin.

Die Bai von Dublin.

noch geschlossen und die Straßen öde und leer. Gegen neun Uhr fängt man allmählich an sich zu erheben; die Dienstmädchen kehren die Trottoirs vor den Häusern, und die Kaufläden werden langsam geöffnet, aber erst gegen zehn

Sackville Street in Dublin. Nach einer Photographie.

Uhr kann man mit Sicherheit darauf rechnen, in denselben einen Gehilfen zu treffen, von dem man bedient wird.

Auch die Pferdebahnen sind in den Morgenstunden leer. Zahlreiche Linien durchschneiden die Stadt nach allen Richtungen. Fast alle gehen von der Hauptpost aus, einem mächtigen Gebäude in griechischem Stil, dessen Front mit den Statuen der Hibernia, des Merkur und der Fidelitas geschmückt ist. Man erzählt, daß ein Fremder seinen Kutscher fragte, was diese drei Figuren darstellten. „Die zwölf Apostel", erwiderte der Gefragte ohne Zögern. — „Aber wie kommt es denn, daß nur drei dastehen?" — „Ja, das will ich Ihnen sagen", meinte Pat, „es gehen nämlich immer nur drei zur Zeit aus." Da hat man ein treffendes Beispiel für den bekannten, von den Engländern oft verspotteten irischen Volkswitz.

Eine der Tramways bringt uns in weniger als einer halben Stunde nach dem Phönixpark. Schwerlich giebt es in der Welt eine zweite Stadt, die unmittelbar vor ihren Thoren einen öffentlichen Park von solcher Ausdehnung hat. Auf einem Areal von 850 ha umschließt derselbe stolze Ulmenwaldungen, prachtvolle Weiß- und Rotdornbüsche, deren knorrige Stämme eine ungewöhnliche Höhe erreichen, Wiesen mit saftigem Grün und lachenden Gänseblümchen, die von schönen braunen Kühen, fetten, grauen Hammeln und reizenden kleinen, bunt gesprenkelten Damhirschen abgeweidet werden; einen zoologischen Garten, ein Gelände für Truppenbesichtigungen, Spielplätze für football, cricket und lawntennies, die Sommerresidenz des Statthalters, Kriegsschule, Militärhospital, Artilleriekaserne und Polizeibüreau: alles findet man im Phönixpark, — nur keine Spaziergänger. Ist es seine weite Ausdehnung, die ihn so verlassen erscheinen macht, oder haben die Dubliner wirklich kein Gefühl für seine Schönheiten, — gleichviel, der Park gewinnt dadurch nur noch an Reiz.

Manchmal freilich drängt sich die Menge hier so dicht aufeinander, daß keine Stecknadel zu Boden fallen könnte. Das sind die Tage, an denen Männer wie O'Brien und Parnell ihre Brandreden halten und das irische Volk zur Befreiung vom britischen Joche auffordern. Dann tönen die grünen Hallen wieder von Verwünschungen und Flüchen, und der alte Wellington, unter dessen Denkmal diese Meetings gewöhnlich stattfinden, schaut kummervollen Blickes auf die gährende Menge, die von innen her den Bau des Reiches zu zerbröckeln droht, das er mächtig nach außen hinterlassen hat.

Und nun stehen wir auf dem Platze, wo jene Bluthat geschah, die den Namen des Phönixparkes in alle Lande trug und mit roten Lettern in die Annalen der Weltgeschichte eingrub. Gerade der vizeköniglichen Villa gegenüber, an dem Graben, der die große Hauptallee begrenzt, ist die Stelle, wo am 6. Mai 1882 Mr. Burke und Lord Cavendish, der Staats- beziehungsweise Unterstaatssekretär für Irland, den Messern der Fenier zum Opfer fielen. Es war gegen zehn Uhr morgens, als zwei Velocipedisten den Weg kreuzten, auf dem die beiden Männer spazieren gingen. Als sie einige Augenblicke später auf dem Rückwege zur Stadt dieselbe Stelle passierten, bemerkten sie in einer Seitenallee zwei Körper ausgestreckt liegen: es waren die noch warmen Leichname. Im selben Augenblicke langten verschiedene Konstabler und Schloßbeamte auf dem Schauplatz der That an. Lord Spencer, der Vizekönig, selbst hatte den ersten Alarm gegeben. Von einem Fenster des Schlosses aus hatte er mehrere Männer miteinander ringen sehen; er konnte sie aus der Ferne nicht erkennen; aber die schleunige Flucht einer in der Nähe wartenden Droschke ließ ihn sofort ein Verbrechen ahnen. Der Staatssekretär war es, dem der Anschlag gegolten hatte; Lord Cavendish wollte ihn verteidigen und mußte sein Los teilen. Der unglückliche junge Mann war erst den Morgen vorher aus England angekommen, um seinen Posten zu übernehmen.

Kein Stein, kein Denkmal bezeichnet die Stelle, wo sie gefallen. Das ist charakteristisch genug. England ist sonst nicht undankbar gegen Mitbürger, die im Dienste des Vaterlandes ihr Leben gelassen haben. Man fürchtete offenbar, ein solches Denkmal möchte der Anlaß zu schmähenden Kundgebungen werden. Das mag uns eine Idee von der Festigkeit der englischen Herrschaft in Irland geben.

Eine der Hauptverkehrsadern Dublins ist die außerordentlich breite und wirklich schöne Sackville Street (s. Abbild. auf voriger Seite), die sich vom Quai des Liffay auf dem linken Ufer bis nach Rutland Square erstreckt. Der Brücke gegenüber, die gleichfalls seinen Namen trägt, zieht das imposante Denkmal O'Connells die Blicke auf sich. Es wurde 1882 errichtet und enthält außer der Statue des „Befreiers" noch gegen fünfzig allegorische Figuren von kleineren Dimensionen, worunter die der Hibernia, ihre Fesseln zerbrechend, die bedeutendste ist.

Vor der Post erhebt sich eine übermäßig hohe dorische Säule, von deren Gipfel, sich fast in den Wolken verlierend, ein kleiner melancholischer Nelson auf das Menschengewimmel herunterblickt. Unten aber, auf den Stufen des Piedestals, sitzt ein Heer von Bummlern und Vagabunden; vom Morgen bis zum Abend lungern sie hier herum, rauchen ihre Pfeife, schwatzen über Politik, mustern mit gekreuzten Armen die Passanten, und wenn man sie fragt, warum sie nicht arbeiten, erhält man mit unfehlbarer Sicherheit den Bescheid, weil sie keine Arbeit hätten. Vor mehr als 150 Jahren hat Swift von diesen seinen Landsleuten dieselbe Antwort, dieselbe Entschuldigung für ihren gewohnheitsmäßigen Müßiggang zu hören bekommen. Vielleicht ist etwas Wahres daran; aber in dieser langen Zeit haben sie jedenfalls auch schon Geschmack am Bummeln gefunden; denn sie sehen nicht aus, als ob das Nichtsthun besonders schwer auf ihnen laste.

Die Geschichte dieser Straße ist merkwürdig. Offiziell heißt sie Sackville Street, und auf den Straßenschildern findet sich überall dieser Name. Aber seit der Errichtung des O'Connell-Denkmals hat das Volk geglaubt, die Brücke allein genüge nicht für das Andenken des großen Mannes, und hat deswegen seinen Namen auf die ganze Straße ausgedehnt. Es braucht sich niemand einfallen zu lassen, einem Kutscher die Straße anders als unter dem Namen O'Connell-Street zu bezeichnen: er wird einfach thun, als ob er ihn nicht verstehe. Allerdings ist es so ganz unberechtigt nicht, wenn das Volk meint, der Geist O'Connells schwebe über dieser Straße: hat doch im Hause Nr. 43 das Zentralkomité der Nationalliga seinen Sitz, was den Vorübergehenden in möglichst auffälliger Weise durch ein Schild mit goldenen Buchstaben angekündigt wird.

Aber die Dubliner Patrioten begnügen sich nicht damit, der Hauptstraße einen nationalen Namen zu geben. Sie denken es mit allen übrigen so zu machen, welche die Eroberer durch sächsische Namen geschändet haben. Zu diesem Zwecke suchen sie eifrig in den historischen Erinnerungen ihrer Stadt, die aber unglücklicherweise großenteils tragischer Natur sind, wie die meisten Erinnerungen dieses durch beständige innere und äußere Kämpfe zerfleischten Landes.

Die Milderung des menschlichen Charakters vom Standpunkte der Ethnologie.

Von H. Schurtz.

Der unaufhaltsame Fortschritt der Menschheit zum Guten, die beständige Zunahme und Ausbreitung humaner Gesinnung ist ein Schlagwort, das Volksrednern aller Art von jeher die besten Dienste gethan hat; aber dem Unbefangenen mag es oft scheinen, als ob wir wohl daran thäten, diese schwungvolle Phrase nicht ohne weitere Prüfung hinzunehmen und nachzusprechen. Unsre Kultur gleicht, wie schon oft bemerkt worden ist, einem Firnis, der die unzerstörbare tierische Natur, die „Bestie im Menschen" notdürftig verhüllt, der aber zu Zeiten abfällt und das wahre Wesen des Kulturmenschen sehen läßt. Man braucht, um Beweise für diese Behauptung zu finden, nicht weit zurückzugreifen und an das Mittelalter zu erinnern, das die grausamen Instinkte der Menschheit in voller Entwickelung zeigt, nachdem das klassische Altertum sie Schritt für Schritt zurückgedrängt hatte. In einer Zeit, die uns näher liegt, sahen wir viele der ersten Ansiedler Amerikas zu Barbaren verwildern, die ihren eingebornen Bedrängern an wilder Grausamkeit wenig nachgaben, sahen europäische und arabische Sklavenhändler an planmäßiger Mordlust und kalter Unbarmherzigkeit den rohesten Neger übertreffen; und was mitten in einem Kulturstaate möglich ist, lehren die Gräuel der großen französischen Revolution oder des Kommuneaufstandes zur Genüge, deren Wiederholung vollkommen im Bereich der Möglichkeit liegt.

Und doch, trotz allen Mißbrauchs, der mit dem schönklingenden Worte gerade von den Unwürdigsten getrieben wird, ist der Glaube an einen Fortschritt der Menschheit in moralischer Beziehung kein Selbstbetrug. Die Ethnologie lehrt uns, daß nicht nur die Moral der Kulturvölker langsam, unter zahllosen Rückfällen und Unterbrechungen sich hebt, sondern daß wir auch unter den Völkern, deren Stillestehen auf tiefen Stufen geistiger Bildung uns auch von ihrer moralischen Kraft keine vorteilhafte Meinung fassen läßt, dennoch, sobald die Umstände günstig sind, eine Milderung grausamer Sitten, ein Gefühl der Nächstenliebe sich Bahn brechen sehen. Dieses moralische Aufwärtsstreben an einzelnen Beispielen zu zeigen und seinen Ursachen nachzuforschen, ist eine der interessantesten Aufgaben der vergleichenden Völkerkunde.

Als äußerste Abirrung von aller menschlichen Moral pflegt man den Kannibalismus hinzustellen; ob mit vollstem Rechte, ist allerdings fraglich. Es giebt eine Immoralität der Schwäche, die fast hoffnungslos ist und von einem einzelnen fast nie, von dem großen Organismus eines Volkes nur in Generationen allmählich überwunden wird, und eine Immoralität der Kraft. Der furchtbarste Auswuchs der letzteren ist der Kannibalismus, den wir infolgedessen nicht vorwiegend bei den schwächlichen, sondern bei starken, kriegerischen und in ihrer Art kultivierten Völkern finden. Diese Kraft, die sich zerstörend nach außen wendet, führt aber auch unter günstigen Umständen zur Selbstzucht und zu rascher Hebung der Moral. Das Bewußtsein dieses engen Zusammenhanges zwischen Energie und echter Moral läßt uns auch auf der Bühne einen kraftvollen Bösewicht anziehender erscheinen als einen gutmütigen Schwächling. Fast allenthalben finden wir die Kannibalenstämme geschickter und tüchtiger als ihre Nachbarn, deshalb auch fähiger, die Kultur der Europäer zu verstehen und aufzunehmen, sobald nur die ersten Kämpfe überstanden und vergessen sind. Der Kannibalismus ist eine Kinderkrankheit der Menschheit, die oft gerade die kräftigsten Völker befällt. Um diesen Satz ganz zu verdeutlichen, müßten wir uns mit der Entstehung des Kannibalismus, einem der schwierigsten Probleme der Ethnologie, beschäftigen; an dieser Stelle soll nur der Versuch gemacht werden, in kurzen Worten sein Verschwinden zu zeigen und zu erklären.

Als Anfang eines Fortschritts zum Besseren ist schon das Ableugnen des Kannibalismus zu betrachten, wie es namentlich in Afrika bei jenen Stämmen beliebt ist, die nur in besonderen Fällen Menschenfleisch verzehren; mit um so größerem Eifer wird jedesmal das Nachbarvolk als Anhänger der scheußlichen Sitte geschildert. Auch auf Neubritannien ist das Verheimlichen der Anthropophagie vielleicht der Anfang ihres Endes: „Wenn man", sagt Romilly, „einen Eingeborenen fragt, ob er Menschenfleisch gegessen habe, wird er es für seine Person ableugnen, aber sagen, daß der oder jener es gethan habe." Ein Häuptling eines Bergstammes auf Fidschi erklärte dem Gouverneur Gordon, daß er von Menschenfresserei gehört habe, daß sie aber niemals an seinem Volke ausgeübt worden sei[1]), eine unbedingt falsche Angabe, die aber beweist, wie rasch und gründlich der einst als althergebrachte und berechtigte Sitte angesehene Kannibalismus vor der europäischen Kultur zusammengebrochen ist.

Oft scheint man für die eigene Person vom Kannibalismus zurückgekommen zu sein, ohne auf dessen abschreckende oder strafende Wirkung ganz verzichten zu wollen; man überläßt dann die Leichen von Verbrechern oder feindlichen Kriegern wilden Stämmen oder gewissen Volksklassen zum Mahle. Flegel schildert derartige Scenen aus Adamaua, ältere chinesische Quellen behaupten ähnliches von den Bewohnern Tibets. In Lunda verzehren nach Monteiro die Gangas zuweilen die Leichen der Hingerichteten, begnügen sich aber meist damit, die zerstückelten Körper in den Fluß zu werfen, — also eine abermalige Abmilderung der Sitte.

In der Regel verschwindet der Kannibalismus, sobald ihm seine Fundamente entzogen sind, äußerst rasch. In Fidschi trat 1854 ein Umschwung in den Ansichten des Volkes ein, der bald die Menschenfresserei völlig abkommen ließ[2]). Diese Erscheinung erklärt sich aus dem Einfluß der Europäer; aber es ist zweifellos, daß auf den Inseln des Stillen Ozeans die Anthropophagie, die früher allgemein verbreitet gewesen sein muß[3]), an vielen Stellen von der Bevölkerung selbständig aufgegeben worden ist. Dieser Aufschwung der Moral scheint auf den entlegeneren, schwach bevölkerten Inselgruppen am frühesten stattgefunden zu haben: Bei den Bewohnern Hawais stießen die Begleiter Cooks auf den lebhaftesten Abscheu vor Menschenfleisch, in Fidschi dagegen ist der Kannibalismus erst vor kurzem, im Bismarck- und Salomons-Archipel überhaupt noch nicht erloschen. Auf Tahiti fanden sich nur noch unbedeutende,

[1]) Proceedings of the Roy. Geogr. Soc., London 1887, S. 13.

[2]) B. Seemann, Zeitschr. f. allgem. Erdkunde IX, S. 476.

[3]) „Durch ganz Polynesien lebten die Reste der einst weiteren Verbreitung der Menschenfresserei in Dingen und Sagen" (F. Ratzel, Völkerkunde II, S. 126).

mehr symbolische Reste der Sitte; auf Tonga beobachtete Mariner noch die Menschenfresserei, fügt aber hinzu, daß sie bereits allgemein verabscheut war. Auch auf den Samoa-Inseln kam sie noch bis in die neuere Zeit sporadisch vor. In Afrika hielt sich der Kannibalismus hier und da in der Nähe der Küste. Staudinger berichtet, daß in Braß an der Nigermündung noch vor wenigen Jahren 15 Sklaven unter die Häuptlinge verteilt und verzehrt wurden; ein Häuptling indessen ertränkte seinen Gefangenen, der dann nicht mehr verzehrt werden durfte. Es ist fraglich, ob diese Regung des Abscheus auf europäischen Einfluß zurückgeführt werden darf. Dasselbe gilt von der Thätigkeit des Häuptlings Moschesch in Süd-Afrika; bei einem Kannibalenstamme, der sich seinem Volke angeschlossen hatte, suchte er mit Erfolg die Unsitte zu unterdrücken[1]). Dem Islam scheint man die Milderung eines grausamen Gebrauchs in Dar-For zuschreiben zu müssen, den Nachtigal ausführlich schildert. Bei der sogenannten großen Paukenfeier werden von den Prinzen und Prinzessinnen des Hofes die halb verwesten Eingeweide eines Hammels mit Pfeffer und ranziger, zwei Jahre alter Butter verspeist. An der Stelle dieses ekelhaften Leckerbissens verzehrte man in der heidnischen Zeit die Eingeweide einer halberwachsenen Jungfrau. Gerade während Nachtigals Anwesenheit brach sich eine neue Milderung der Sitte Bahn. Ursprünglich wurde jeder, der bei der widerlichen Mahlzeit Ekel zu erkennen gab oder hustete, sofort erschlagen, weil er durch diese Handlungen Übelwollen gegen den König verriet; aber diesmal wagte schon einer der Prinzen das Verbot ungestraft zu verletzen[2]).

Ein gutes Beispiel des Verschwindens kannibalischer Gebräuche hat uns Loureiro überliefert. In Kochinchina entrissen früher die Soldaten den getöteten Verbrechern kleine Stückchen Fleisch, die sie in unreife Melonen steckten und mit diesen verzehrten. Manche schnitten indes das Stückchen so klein, daß sie es zwischen den Fingern fallen lassen konnten, und verschluckten nur die Melone[3]). Jetzt ist der Gebrauch völlig abgekommen. Auch bei den Indianern Kanadas scheint zur Zeit, als die ersten Franzosen in die Urwälder am Lorenzstrom eindrangen, der Kannibalismus im Erlöschen gewesen zu sein; noch verzehrten die Huronen zuweilen einen Gefangenen, den sie unter scheußlichen Martern getötet hatten, aber viele nahmen nur mit Abscheu und Widerwillen an dem Mahle teil[4]). Bei den Miamis war der Kannibalismus bereits auf eine einzige Familie beschränkt, deren Vorrecht und Pflicht es war, die Leichen der getöteten Gefangenen zu verspeisen.

Kannibalismus und Menschenopfer finden sich oft zusammen und sind in ihren Ursachen eng verwandt; aber die Menschenopfer sind viel allgemeiner verbreitet, so allgemein sogar, daß es kaum ein Volk geben dürfte, das nicht in irgend einer Periode seiner Geschichte dem schrecklichen Brauche gehuldigt hätte. In vielen Sagen des klassischen Altertums klingen Berichte von Menschenopfern nach; erst in einer Zeit reinerer Moral, die durch den Sieg des olympischen Zeus symbolisiert wird, verfallen die grausamen Opfer dem verdienten Abscheu. Die Thaten des zeusentsprossenen Herakles deuten nicht nur auf Fortschritte materieller Kultur hin, sondern in ihnen erkennen wir auch die schweren und langwierigen Bemühungen der Besten des Volkes, barbarische Opfergebräuche abzustellen, so wenn Herakles die Gattin des erkrankten Admet, Alcestis, die für ihren Gemahl gestorben ist, aus der Unterwelt zurückholt, oder wenn er sich der menschenfressenden Rosse des Thrakiers Diomedes bemächtigt. Tantalus, der seinen Sohn den Göttern zur Speise schlachtet und einer furchtbaren Strafe verfällt, folgt in der Sage auf Herakles, und seine Unthat mag daran erinnern, daß häufige Rückfälle in die alte Gewohnheit stattfanden. Es fehlt auch andern Völkern nicht an Gestalten, die dem Kulturbringer Herakles gleichen; der germanische Siegfried, der slavische Gellon, dem man die Vernichtung der Anthropophagen zuschreibt, mögen hierher gehören. Auf Tahiti hat sich die Sage von den Riesen Faaura und Fatauhni erhalten, die das menschenfressende Schwein in Eivo bekämpften. Diesen Vorgängen, die in der Verhüllung der Sage nur halb verständlich bleiben, stehen ähnliche, genau beobachtete aus neuerer Zeit gegenüber. Zunächst tritt in der Regel eine Beschränkung in der Zahl der Opfer und in der Häufigkeit der blutigen Feste ein. Alle neun Jahre nur fanden nach dem Zeugnis Adams von Bremen zu Upsala Menschenopfer statt. Bei den alten Preußen hatte in Zeiten der höchsten Not nur der Oberpriester die Pflicht, sich für das ganze Volk zu opfern, und ebenso nahm noch 1814 bei einer verheerenden Seuche ein Häuptling der Tschuktschen, freilich erst nach langem Zureden, die Sünden seines Volkes auf sich und wurde von den Schamanen getötet (nach Matjuschkin). In Weidah an der Sklavenküste mag ein ähnlicher Brauch bestanden haben, aber schon vor längerer Zeit war er dahin abgeändert, daß nicht der Häuptling selbst, sondern nur ein Mann in der Tracht und mit den Abzeichen eines Häuptlings im Meere ertränkt wurde[1]). Dieses Unterschieben eines minderwertigen Opfers ist ein echt menschlicher Vorgang, der sich unzählige Male wiederholt. In Tahiti war man, als die ersten Europäer die Insel genauer erforschten, bereits von der Tötung Unschuldiger zurückgekommen und wählte als Schlachtopfer Gotteslästerer und Verbrecher aus, die man vielleicht ohnedies bestraft hätte; es zeigt sich hier besonders deutlich der enge Zusammenhang zwischen Menschenopfer und Todesstrafe, die uns auch sonst oft zu denken giebt. Die Karthager kauften oder raubten fremde Kinder und brachten sie an Stelle ihrer eigenen als Opfer dar, bis sie dann und wann ein großes Unglück zu ihrer vermeintlichen Pflicht zurückbrachte. Immerhin dienen hier noch Menschen als Ersatz; viel häufiger aber müssen Tiere aushelfen, wie nach dem vereitelten Opfer der Iphigenie oder Isaaks, oder rein symbolische Handlungen deuten das ehemalige Menschenopfer an.

Die Mongolen des Ordos-Gebietes opferten dem Tschingis-Bogdo Menschen, bis ein buddhistischer Heiliger tierische an Stelle der menschlichen Opfer einführte. Ein Häuptling in Onitscha am unteren Niger schlachtete nach Crowther, durch die Vorwürfe der Missionare bestimmt, seiner Gottheit statt eines Menschen einen Ochsen; bei den malaiischen Kopfjägern treten, wenn sie das Christentum annehmen, Maiskolben und Ochsenköpfe an die Stelle der Feindesschädel, die sonst als Trophäen ihre Hütten zierten, und rote Farbe an die Stelle des Blutes, mit dem sie ehemals die Tempelpfosten bestrichen. Bei den Irokesen beobachtete der Pater Jogues (1643), daß nach einem siegreichen Kriegszuge nur eine einzige Gefangene verbrannt und das unvollständige Opfer durch zwei Bären ergänzt wurde; wahrscheinlich hatte hier europäischer Einfluß bereits mildernd gewirkt. Hammelopfer scheinen in Dar-For vielfach die Menschenopfer ersetzt zu haben, wie Nachtigal berichtet.

Nicht minder häufig treten symbolische Handlungen an die Stelle des Opfers. Die Einwohner von Chalkis weihten den Göttern den zehnten Teil ihrer Leute, als Mißwachs und Seuchen sie bedrängten; aber sie töteten sie nicht, wie

[1]) Anthropological Review, April 1869.
[2]) Nachtigal, Sahara und Sudan III, S. 439.
[3]) H. Vos, Internat. Archiv f. Ethnogr. II, S. 71.
[4]) Brébeuf, Relation des Hurons 1636, S. 121.

[1]) Tylor, Anfänge d. Kultur II, S. 276.

es früher die Regel gewesen sein mochte, sondern sandten sie als Kolonisten aus; die Verbannten gründeten Rhegium in Unter-Italien. Einen ähnlichen Vorgang hat Uhland in seinem herrlichen Gedichte „Ver sacrum“ in lebendiger Frische wieder erstehen lassen. — Ein symbolisches Opfer ist es, wenn am Grabe eines Häuptlings der Karenen ein Sklave und ein Pony angebunden werden; beide machen sich wieder von ihren Fesseln los, und der Sklave wird ein freier Mann. Ganz besonders deutlich sehen wir die symbolische Opferhandlung noch in einem Brauche der Ruk-Insulaner (bei Neu-Guinea) erhalten, den Paul Reina [1]) schildert: Zwei Männer, fratzenhaft vermummt, fordern die beschnittenen Knaben, die der Gott Marsaba bisher noch nicht verspeist habe. Die heulenden und bebenden Jungen müssen den Vermummten zwischen den Beinen durchkriechen. Hierauf wird verkündet, Marsaba habe die Knaben gefressen und werde sie nicht eher wieder von sich geben, bis ihm dafür Schweine, Taro und Ignamen geliefert worden seien. Alles steuert bei, und man verschmaust dann die Gaben im Namen Marsabas.

Die grausamen Totenopfer vieler Stämme sind zu bloßen Zeremonien geworden. P. Kane fand noch 1858 die Witwenverbrennung bei den Indianern Kolumbias als festeingewurzelte Sitte, während Hesse-Wartegg berichtet, daß gegenwärtig die Witwe nur so lange auf dem Scheiterhaufen verweilt, bis die Leiche des Gatten in Flammen gehüllt ist. An der Goldküste werden die Frauen der Häuptlinge nach dem Tode ihres Gemahls oft nicht mehr umgebracht, sondern nur eine Zeitlang eingekerkert. Auf Tonga, wo wir bereits das Verschwinden des Kannibalismus beobachten konnten, wurde das übliche Witwenopfer während Mariners Anwesenheit bereits einmal unterlassen.

Sterbende, die sich wieder zu erholen scheinen, werden von den Angehörigen mancher Stämme vollends getötet, so von den Bororó-Indianern der Provinz Matto-Grosso [2]) und selbst von christlichen Indianern der westlichen Staaten Süd-Amerikas; ob man den Sterbenden als ein Opfer der bösen Geister ansieht, das man den Gefürchteten nicht entziehen will, ob hier ein Nachklang der Sitte vorliegt, alte und unbrauchbare Mitglieder des Stammes bei Seite zu schaffen, mag dahingestellt bleiben. In Indien müssen einst ähnliche Anschauungen geherrscht haben, gegenwärtig aber begnügt man sich damit, die Todeskandidaten, die bereits als letzte Weihe den Mund mit heiligem Gangesschlamm gefüllt haben, nach ihrem Wiederaufleben aus der Gesellschaft der Menschen in das „Dorf der Auferstandenen“ zu verstoßen.

In Europa befolgen wir noch jetzt einen Gebrauch, der eine Abmilderung eines uralten Menschenopfers ist. Das Einmauern von Menschen, namentlich Kindern, in die Grundmauern wichtiger Gebäude ist keine bloße Sage, sondern einst thatsächlich auch in Europa geübt worden, wie in Hinterindien und Polynesien noch in neuerer Zeit. Später ersetzte man die Menschenopfer bei den germanischen Völkern durch Schweine, Hühner, Lämmer oder Pferde, die dann unter Umständen ebenso als Gespenster umgingen, wie die Seelen der gemordeten Kinder, die zu Schutzgeistern des Hauses wurden [3]). Die Südslaven mauern nach Hubads Angabe [4]) einen Hahn, einige Scheidemünzen und etwas Gerste in den Grundpfeiler, und so sehen wir, daß auch unsre Sitte, Münzen den Grundsteinen stolzer Gebäude zu vertrauen, nichts andres ist als der Nachklang eines blutigen Opfers an die leicht zu erzürnenden Götter der Vorzeit.

[1]) Zeitschr. f. allgem. Erdkunde 1858, S. 356.
[2]) K. v. d. Steinen in den Verhandl. der Gesellsch. für Erdkunde zu Berlin, XV, S. 485.
[3]) Grimm, Deutsche Mythologie, S. 1095.
[4]) Globus 50, S. 299.

Viele andre unsrer Sagen und Bräuche mögen an Menschenopfer erinnern, so der Sprung durch das Johannisfeuer, die Reihe von Springersagen, deren bekannteste Körner unter dem Titel „Harras, der kühne Springer“ bearbeitet hat [1]) u. s. w. Ferner hat man die unter zahlreichen Völkern verbreitete Sitte der Beschneidung als symbolisches Überbleibsel von Menschenopfern gedeutet. Man kann allerdings mit derartigen Vermutungen leicht zu weit gehen. Wenn Afzelius ein in Gotland übliches Spiel der Kinder schildert, bei welchem einer der Knaben von den andern anscheinend geopfert wird, so könnte man leicht das Spiel für die Nachahmung eines alten Menschenopfers halten; aber da der Knabe bei der Feierlichkeit in einen Pelz gehüllt wird und ein Büschel Halme wie Schweinsborsten im Munde trägt, so unterliegt es keinem Zweifel, daß er den Juleber, das Opfertier des germanischen Weihnachtsfestes, darstellen soll [2]). Gewiß sind auch viele der Ersatzmittel für Menschenopfer gleichzeitig mit diesen schon gebräuchlich gewesen. Menschen konnten in der Regel nur die Vornehmsten den Göttern darbringen, während sich Ärmere mit Nachbildungen behelfen mußten. So fanden in Mexiko die großen Menschenopfer in den Tempeln im Beisein der Priester und Fürsten statt, aber keiner aus dem Volke versäumte es, zu gleicher Zeit wenigstens einen Kuchen, der die Gestalt eines Menschen hatte, symbolisch zu opfern.

Daß allenthalben eine Milderung grausamer Gebräuche sich geltend macht, ist somit ausreichend festgestellt; weit schwieriger ist die Frage nach der Ursache der Erscheinung zu beantworten, selbst wenn wir nur nach den sekundären Ursachen forschen und uns jeder philosophischen Theorie über das Entstehen moralischer Gefühle enthalten. Es ist zunächst festzustellen, ob die moralische Hebung eines Volkes ganz aus eigner Kraft möglich ist, oder ob wir die Entwilderung barbarischer Stämme nur dem Einfluß der Kulturnationen, insbesondere dem der arischen und semitischen Rasse, anrechnen dürfen. Im letztern Falle müßten wir zwar den Kulturvölkern eine selbsterworbene Moral zuschreiben, könnten aber immerhin glauben, daß sie sich bei ihnen nur zufällig in der gegenwärtigen Form ausgebildet hat, mit andern Worten, daß die Grundbegriffe der Sittlichkeit nicht ein Allgemeinbesitz der Menschheit, sondern nur künstlich von einigen hervorragenden Völkern auf andre übertragen sind. Die wunderlichen Anschauungen mancher kulturarmen Stämme über Gut und Böse können uns in dieser Ansicht bestärken; aber vor einer näheren Betrachtung vermag sie nicht stand zu halten.

An der Einwirkung der Kulturvölker auf die Sitte tiefer stehender Stämme ist an und für sich allerdings nicht zu zweifeln. Man hat oft behauptet, daß die „Wilden“ von den Angehörigen kultivierter Stämme zwar leicht Laster und Untugenden annehmen, aber selten einen Teil ihrer moralischen Kraft sich zu eigen machen, die ein Ergebnis langdauernder Selbsterziehung der Völker ist; indes fehlt es nicht an Beweisen vom Gegenteil, deren einige bereits angeführt werden konnten. Parkman behauptet mit Bestimmtheit, daß die Sitten der nordamerikanischen Indianer sich infolge des Einflusses der Europäer gemildert hätten. „Die Besserung“, sagt er [3]), „war nicht groß, aber sie war unverkennbar und scheint überall dort erfolgt zu sein, wo indianische Stämme mit irgend einer achtbaren Gemeinde von Weißen in nähere Beziehung getreten sind.“ Wir können dieser Ansicht gewiß zustimmen, ohne indes behaupten zu dürfen, daß

[1]) Vergl. darüber: Wissenschaftl. Beil. d. Leipz. Zeitung 1890, Nr. 45 und 1891, Nr. 17.
[2]) Grimm, a. a. O., S. 1200.
[3]) Parkman, Die Jesuiten in Nordamerika, S. 284.

wir damit die eigentlichen Ursachen der Erscheinung begriffen hätten. Der Einfluß der Europäer konnte sich auf ganz verschiedene Weise geltend machen, — direkt durch Belehrung, Züchtigung und gutes Beispiel, indirekt durch Beseitigung der Ursachen, die zu grausamen Sitten geführt haben. Wir werden den direkten Einfluß, so wirksam er stellenweise sein mag, doch nur in zweiter Linie berücksichtigen dürfen. Die Erfolge der Missionare sind schon deshalb meist oberflächlich und geringfügig, weil der Abschaum der zivilisierten Menschheit, der sich in die Kolonieen zu ergießen pflegt, keine hohe Meinung von der Sittlichkeit des Europäers unter den Eingeborenen aufkommen läßt. In Afrika z. B. ist ihre Anteilnahme am Sklavenhandel den Europäern noch nicht vergessen, und wenn man auch nicht überall mehr glaubt, daß sie die Sklaven in ihr Land geführt haben, um sie zu verzehren, so ist man doch überzeugt, daß die Weißen aus den Knochen der Neger Pulver fertigen, Seife aus ihrem Gehirn machen und mit ihrem Blute Baumwollstoffe zu färben wissen [1]). Man kann dem gegenüber kaum mehr behaupten, daß Europäer — die Missionare nicht ausgenommen — dem Neger als Musterbilder idealer Sittlichkeit erscheinen, und es ist nicht zu verwundern, wenn während Staudingers Anwesenheit in Braß gerade eine fromme Gesellschaft eingeborner Christen bei einem Kannibalenschmause ertappt wurde [2]). So machte auch ein Maori, der längere Zeit auf einem englischen Schiffe gedient und dabei die Insulaner der Chatham-Inseln kennen gelernt hatte, nach seiner Heimkehr seine neuseeländischen Landsleute auf dieses unbeschützte Völkchen aufmerksam, worauf jener Kriegszug der Maoris erfolgte, bei welchem ein großer Teil der Chatham-Insulaner gefangen und von den Siegern verzehrt wurde; die Schlachtopfer mußten sogar selbst die Öfen bauen, in denen sie gekocht werden sollten, und das Holz herbeischaffen [3]). Von einer Milderung der Sitten durch die Europäer konnte also im Jahre 1835, in welchem das Ereignis stattfand, noch nicht die Rede sein.

Weit bedeutender sind die indirekten Wirkungen der Anwesenheit von Kulturvölkern. Die Kriege unter den Eingebornen werden unterdrückt, die Familien- und Stammesfehden, die Jahrhunderte lang ihre Hekatomben forderten, beigelegt; Sicherheit und Behaglichkeit der Existenz werden allgemein, und damit gewinnt das Leben des Einzelnen für ihn selbst wie für die Gesamtheit erhöhten Wert. Die wohlwollenden Gefühle, die sich nur in der Abgeschlossenheit des engsten Familienlebens zu regen vermocht hatten, wagen sich hervor und umfassen nach und nach die große Familie des Stammes, der Rasse, ja endlich der ganzen Menschheit; und je geringer die Zahl der Feinde wird, je ferner sie dem einzelnen stehen, je leichter er gegen Kränkungen Schutz findet, desto mehr schwinden die Ursachen der Grausamkeit, deren tiefste Wurzel die Rachsucht, das brennende Gefühl erlittenen Unrechts ist. Die Gesamtheit des Volkes übernimmt für den einzelnen die Rache und kann, da sie selbst nur mittelbar beteiligt ist, mit Ruhe und Milde richten.

Wenn es demnach vorwiegend der indirekte Einfluß der europäischen Gesittung ist, der die Sinnesart zurückgebliebener Volksstämme mildert, dann ist auch eine völlig selbständige, von Kulturvölkern nicht beeinflußte Besserung der Moral möglich. Wenn es einem Volke gelingt, sich Ruhe und Sicherheit zu schaffen, Zwistigkeiten im Innern thunlichst beizulegen, seinen Lebensunterhalt reichlich zu gewinnen, dann wird sich ganz von selbst seine Moral veredeln, dann werden sich auch die Religionsgebräuche entsprechend mildern. Wenn es noch eines Beweises bedarf, so bietet ihn die Thatsache, daß entgegengesetzte Ursachen — Unglücksfälle aller Art, Seuchen und Hungersnot — regelmäßig zu Rückfällen in die bereits überwundene Barbarei führen. An Beispielen, von denen einige wenige an dieser Stelle genügen mögen, fehlt es nicht.

Bei Gelegenheit einer schweren Hungersnot wurde König Donald von Schweden von seinem Volke dem Odin geopfert; Jarl Hakon von Norwegen opferte vor der Seeschlacht in der Hjörungerbucht (980 n. Chr.), die über das Schicksal seines Reiches entscheiden mußte, den Göttern seinen eigenen Sohn [1]), ähnlich wie jener moabitische König, von dem die Bibel erzählt (2. Kön., 3), und mit gleichem Erfolge. Noch weit später begrub man in Westergotland während einer verheerenden Pest zwei Bettelkinder lebendig, um die Seuche zu bannen [2]). Nach der Schlacht bei Cannä ließ der römische Senat, um dem Volke wieder Mut einzuflößen, auf einem öffentlichen Platze vier Gefangene lebendig begraben; die Unglücksfälle Karthagos im punischen Kriege ließen in der gefährdeten Seestadt die Menschenopfer, die man schon vielfach umgangen und verabsäumt hatte, in der alten Furchtbarkeit wieder aufleben. Man darf übrigens auch den Einfluß nicht unterschätzen, den barbarische Nachbarvölker oder einzelne Angehörige des eignen Volkes auszuüben vermochten. Während der kurzen Regierung des Kaisers Heliogabal, der den Sonnenkultus des Orients in Rom einführte, wurden zahlreiche Jünglinge geopfert, obwohl die Menschenopfer bereits 95 v. Chr. gesetzlich abgeschafft worden waren. Auf Tonga war, wie schon erwähnt, während Mariners Anwesenheit der Kannibalismus fast ganz erloschen, aber zuweilen gingen Scharen junger Leute nach den Fidschi-Inseln, um dort im Kriege ihr Glück zu machen, und brachten dann die scheußliche Unsitte, die sie für etwas besonders Männliches und Martialisches hielten, nach Tonga zurück. Derselbe vortreffliche Beobachter sucht die Grausamkeit der Tonga-Insulaner, die ihrem sonstigen Charakter wenig entspricht, dem Einfluß gewisser Häuptlinge zuzuschreiben, die ihre Wildheit dadurch auf Hunderte übertragen, daß das Volk gewohnt ist, blindlings ihren Befehlen zu gehorchen.

Wenn die Not leicht zur Unbarmherzigkeit führt, so thut es allerdings auch ihr Gegenpol, die Langeweile. Eine weichliche, träge Lebensführung erzeugt bei dem Einen übertriebene Sentimentalität, bei dem Andern Neigung zur Grausamkeit, die dann nur noch als angenehmer Nervenreiz empfunden wird, und nicht selten finden sich beide Regungen in einer Person vereinigt. Der pathologische Drang zur Grausamkeit, über den wir namentlich Krafft-Ebing wertvolle Mitteilungen verdanken, ist dabei noch nicht einmal in Betracht gezogen.

Alle diese Rückfälle der verschiedensten Art haben die Entwickelung einer höheren, umfassenderen Moral nicht hindern können. Diese Entwickelung vollzieht sich wie das Wachstum der Pflanzen eines Waldes; Ungewitter und Stürme können hochgewachsene Stämme niederbrechen, Wasserfluten den Boden zerwühlen, aber tausend Keime überdauern die Verheerung, geräuschlos wächst eine neue Saat heran und ersetzt die Zerstörungen eines wilden Tages durch jahrelanges unermüdetes Streben. Diese Kräftigung der Moral, die wir bei unkultivierten Rassen beobachtet haben, ist auch bei uns noch nicht zu ihrem Abschlusse gelangt.

Den Anfang des Bestrebens, die Kriege weniger furchtbar zu machen und gewisse Arten der Befehdung völkerrechtlich ganz zu verbieten, dessen vorläufiger Abschluß die

[1]) Nachtigal, Sahara u. Sudan II, S. 621. — Pogge, Muata Jamwo, S. 52.
[2]) Im Herzen der Haussaländer, S. 480.
[3]) H. Travers, Peterm. Mitt. 1866, S. 63.

[1]) Snorre, Heimskringla I, S. 56.
[2]) Grimm, a. a. O., S. 1140.

Genfer Konvention gewesen ist, finden wir schon bei Homer. Odysseus wendet sich an Ilos, um Pfeilgift zu erhalten:

„Doch jener weigert' es ihm, denn er scheute den Zorn der ewigen Götter."

Auch die Milderung unsres Strafrechts ist in diesem Sinne aufzufassen. Schon gewinnt eine kriminalistische Schule Einfluß, die im Verbrecher nur einen unglücklichen, geistig gestörten Menschen sieht und jede Regung der Rache, die im Grunde alle Strafen diktiert und den Hinrichtungen eine verzweifelte Ähnlichkeit mit gewissen Menschenopfern verleiht, zu vermeiden sucht. Verbrecher in Irrenhäusern — das ist eine Aussicht in die Zukunft, die uns zunächst ebenso wenig gefallen will, wie ein Rückblick in die Vergangenheit mit Tortur und Scheiterhaufen; jedes Zeitalter hat aber seinen eigenen moralischen Standpunkt, zu dem es sich emporgeschwungen hat und den es bis auf weiteres für den einzig wahren und berechtigten hält.

Manipur.

Der Kampf, den die Engländer gegenwärtig in diesem kleinen indischen Fürstentum führen, giebt uns Veranlassung, hier dessen geographische und ethnographische Verhältnisse zu erläutern. Es liegt nordöstlich von Kalkutta, zwischen Assam und Birma, ist seit einem Jahrtausend unabhängig und zählt gegenwärtig nicht ganz eine Viertel Million Einwohner. In der Mitte dieses 8000 engl. Quadratmeilen großen Landes liegt ein weites und flaches, fruchtbares Thal in 800 m Seehöhe. Die Hälfte der Bewohner des ganzen Reiches sitzt auf dieser Ebene, welche kaum ein Zwölftel des ganzen Flächenraums einnimmt. Das Hügelland, welches den weitaus größten Teil von Manipur bildet, erhebt sich stellenweise bis zu 1600 m über dem Meere.

In der genannten fruchtbaren Ebene liegt, in einer Breite von 25° N. und 95° O. von Gr. die gleichnamige Hauptstadt mit 60000 Einwohnern, welche einen Flächenraum von 15 engl. Quadratmeilen einnimmt.

Das Hügelland ist bewaldet. Im Flachlande aber stehen nur einzelne, aus religiösen Rücksichten erhaltene Bäume; hier werden Reis und andre Feldfrüchte gebaut. Die ärmlichen Hütten, aus denen die Hauptstadt besteht, stoßen nicht aneinander: jede ist von einem Garten umgeben, in welchem Bäume stehen, so daß die ganze Stadt von der Ferne wie ein Wald aussieht.

Die Bevölkerung scheint aus einer Mischung von Indo-Chinesen mit Ariern hervorgegangen zu sein. In den letzten Jahrhunderten hat sich der Hinduismus in Manipur immer mehr ausgebreitet. Die Leute werden von einer der besten Autoritäten, dem Oberst Johnstone, als kräftig und sehr energisch geschildert. Sie sind ausdauernd unter Mühseligkeiten, aber von Natur aus keineswegs mutig; gleichwohl sind sie, gut gedrillt und geführt, brauchbare Soldaten.

Manipur ist sehr unzugänglich und liegt von der britischen Interessensphäre so weit ab, daß an eine Annexion dieses Ländchens bisher nicht gedacht worden ist. Dennoch befindet sich seit 1825 ein britischer politischer Agent in Manipur, dem in neuerer Zeit auch Militärbedeckung zur Seite steht, und es ist natürlich, daß dieser einen nicht unbeträchtlichen Einfluß auf die politischen Verhältnisse des Ländchens ausübt. In letzter Zeit hat sich der Rajah von Manipur der britischen Regierung sehr freundlich gezeigt und hat dafür Geschenke von einigen gezogenen Geschützen und mehreren Hundert guten Hinterladern erhalten. Dieser freundliche Rajah starb 1886. Darauf wurde sein Sohn — ebenfalls ein Britenfreund — Rajah. Im vorigen Jahre empörten sich zwei Brüder des verstorbenen Rajah gegen ihren Neffen, der den Thron inne hatte. Die Revolution gelang und der Herrscher floh nach Kalkutta, um britische Hilfe zu erlangen.

Der britische, politische Agent hatte eine Truppenmacht von 500 Mann gesammelt und es scheint — obwohl noch nichts über die Zwecke bekannt, die er verfolgte —, daß er die Herrscher de facto, die Oheime des entflohenen Rajahs, zwingen wollte, ihren entflohenen Neffen zurückzurufen. Wie dem auch sei, jedenfalls kam es zu einem Kampfe, bei welchem die Truppen des britischen Agenten unterlagen. Einige englische Offiziere, welche von den Manipuris gefangen genommen worden waren, wurden in brutaler Weise ermordet, zerstückt und den halbwilden Hunden zum Fraße vorgeworfen.

Es handelt sich jetzt natürlich darum, diese That zu bestrafen und es sind zu diesem Zwecke britische Truppenkörper nach Manipur aufgebrochen. Die drei Wege, welche diese Kolonnen zurückzulegen haben, sind außerordentlich schwierig, da der ganze Proviant und die Munition durch weite Strecken von Sumpf, Dschungl und Urwald auf schlechten Saumpfaden fortgeschafft werden müssen. Der Weg über Katschar erfordert einen Marsch von 210 km, von denen 80 im sumpfigen Tiefland liegen und zur Regenzeit überschwemmt sind. Von Tamu ist es bloß 120 km nach Manipur, meist auf guten Saumpfaden durch Hügelland. Der dritte Weg über Nigriting und Golaghat ist der längste. Er erfordert einen Marsch von mehr als 320 km. Während aber auf der kürzeren Route von Tamu keine Transportmittel vorhanden sind, finden sich solche mindestens in einem Theile der letztgenannten, allerdings viel weiteren Route. Elefanten, Ochsen und Maultiere haben den Transport zu besorgen, auf welchen schließlich alles ankommt, da der Sieg über die Mörder und ihre Anhänger sicherlich an dem Tage erfochten sein wird, an welchem die britischen Kolonnen, vor Manipur vereinigt, zum Sturm auf die Stadt vorgehen. v. L.

Die Erforschung der Purdy-Inseln.

Aus dem neulich veröffentlichten Geschäftsbericht der Neu-Guinea-Kompagnie für 1890 ist eine Stelle bemerkenswert, die sich auf die Insel Mole in der Purdy-Gruppe bezieht. Geographisch wird dieser kleine Schwarm noch zu den Admiralitäts-Inseln gerechnet, obschon er ziemlich weit südwestlich von dem Hauptgliede oder Tani abliegt und eine ziemlich vereinsamte Stellung einnimmt. Die Purdy-Inseln wurden 1817 von dem englischen Kapitän Abraham Bristow entdeckt und von ihm nach seinem Freunde, dem nautischen Schriftsteller Purdy, benannt. Der Deutschrusse Krusenstern lieferte die erste genauere Beschreibung, ohne jedoch die erheblichen Fehler zu berichtigen, welche die Positionsangaben der Inseln enthielten. Diese Mißstände beseitigte im November 1886 der Landeshauptmann von Schleinitz auf einer Rekognoszierungsfahrt des Dampfers „Ottilie" (Nachrichten über Kaiser Wilhelms-Land 2c. 1887, Bd. 3, S. 56 bis 59). Laut Text und Karte sind die Inseln sämtlich korallinen Ursprungs und bestehen aus den drei Bat-Eilanden, dem Latent-Riff und den Schwester-Inseln Mans und Mole. Von Guano, der englischen Quellen zufolge auf der Gruppe sich finden sollte, war keine Spur zu entdecken, zumal der Boden überall ein dichtes Waldkleid trägt und das Klima außerordentlich feucht ist. Wesentliche Ergänzungen zu diesem Bericht erbrachte die Reise des Dr. Hollrung im November 1887 (Nachrichten über Kaiser-Wilhelms-Land 2c. 1888, Bd. 4, S. 32 bis 34); allein auch dieser Gelehrte konnte die Existenz von Vogeldünger nicht nachweisen. Jetzt entschloß sich die Neu-Guinea-Kompagnie, auf Phosphate bohren zu lassen (Nachrichten 2c., Bd. 4, S. 237 ff.); die ordnungs-

mäßig gewonnenen und behandelten Proben wurden an Prof. Dr. Märcker, Vorsteher der landwirtschaftlichen Versuchsstation in Halle, eingehändigt und von diesem Herrn genau geprüft. In seinem ausführlichen Gutachten (a. a. O., S. 238 bis 241) spricht sich Prof. Märcker dahin aus, daß mehrere der Proben, z. B. die von Nord-Bat, sowie von Mans und Mole durch ihren hohen Phosphorsäuregehalt sich den reichhaltigsten und wertvollsten Phosphaten ebenbürtig an die Seite stellen. Daraufhin beschloß die Neu-Guinea-Kompagnie, den Abbau der Lager auf den Purdy-Inseln ernstlich in Angriff zu nehmen. Ein Dampfer und ein großes Barkschiff gingen dahin ab, und nach Überwindung der Schwierigkeiten, welche Brandung und Riffe für das Einnehmen der Ladung boten, konnte die „Esmeralda" mit 1000 Tons inzwischen geförderter Phosphate beladen werden (Nachrichten &c. vom 20. Dezember 1890). Der eingangs erwähnte Geschäftsbericht sagt nun, daß die „Esmeralda" bereits nach Europa unterwegs sei, wo sie hoffentlich wohlbehalten eintrifft, um ihre für den deutschen Ackerbau so bedeutsame Fracht glücklich zu landen.

Erweisen sich die Phosphate von den Purdy-Inseln hinlänglich mächtig und von gleichmäßiger Güte, so wäre damit eine neue, wichtige Gabe aus unsern Kolonieen entdeckt.

H. Seidel.

Aus allen Erdteilen.

— Die Schiffahrt im Suezkanal ist durch die Einführung des elektrischen Lichtes, welches den Schiffen auch die Fahrt bei Nacht gestattet, bedeutend abgekürzt worden. Die meisten Schiffe mieten sich in Port Said einen elektrischen Apparat, dessen Benutzung für die Fahrt 200 Mark kostet. Im Jahre 1887 benutzten nur 395 Schiffe einen solchen Apparat; 1890 war deren Zahl schon auf 2836 gestiegen (unter 3389 Schiffen, die überhaupt den Kanal benutzten). Die mittlere Zeit, welche im Jahre 1886 ein Schiff zum Passieren des Kanals gebrauchte, also vor der Einführung des elektrischen Lichtes, betrug 36 Stunden; sie ist jetzt auf 22 Stunden herabgesunken, so daß im Durchschnitt 14 Stunden bei der Durchfahrt gespart werden. Der schnellste Dampfer durchfuhr im verflossenen Jahre den Kanal in 14¼ Stunden.

— Reste des alten japanischen Christentums hat Pfarrer Spinner auf den Gotoinseln nachweisen können, die zwischen Japan und China gelegen sind. Schon früher war die Vermutung aufgetaucht, daß nach der Schimabara-Rebellion (1638) sich Christen dorthin geflüchtet hätten und solche Reste scheinen auch die Bauern und Jäger im Inneren der Insel Fukaëschima zu sein, die sich von der Fischerbevölkerung an der Küste ganz abgesondert halten. Unter ihnen lebt die Überlieferung, daß ihre Vorfahren von Amakusa herübergekommen seien. Sie tragen von altersher das Kreuz auf der Brust, halten den Sonntag heilig und leben streng sittlich. In die Einsamkeit haben sie sich früher zurückgezogen aus Furcht, entdeckt und bestraft zu werden. Diese ehemaligen Christen bewohnen 60 Häuser, führen ein musterhaftes Leben und heiraten nur unter sich. Allmonatlich schicken sie einen Vertreter mit einem Geschenk Reis an die katholische Mission in Nagasaki.

— Mit Rücksicht auf den S. 208 mitgeteilten flandrischen Aberglauben teile ich folgendes mit: Im nördlichen Ostpreußen, besonders in Littauen, ist zum Stillen des Nasenblutens folgendes Mittel gebräuchlich: Zwei Strohhalme werden auf der Erde in Kreuzesform übereinander gelegt und der Patient muß sich nun bemühen, daß die herabfallenden Blutstropfen die Halme an ihrem Kreuzungspunkte treffen. Gelingt ihm dieses, so hört die Blutung alsbald auf. Wichtig wäre es, zu erfahren, ob das Mittel auch in andern Gegenden Deutschlands bekannt ist.

Paul Schikowski-Breslau.

— Alaska. Das nordamerikanische Zensusamt veröffentlicht einen Bericht Iwan Petroffs über Alaskas Hilfsquellen und Produkte im Jahre 1890, dem folgende Angaben entnommen sind. Seit der Besitznahme Alaskas durch die Vereinigten Staaten sind von dort für 33 000 000 Doll. Robbenfelle und für 16 000 000 Doll. andre kostbare Pelze verschifft worden. Der Wert des Ertrages der Lachsfischerei war 7 500 000 Doll. Der Stockfischfang seit 1868 hatte einen Wert von 3 000 000 Doll. und auch der Heringsfang ist schon sehr bedeutend. Die Jagd auf Walfische und Walrosse an der Nordküste des Gebietes ergab im Jahre 1890 226 402 Pfund Fischbein im Werte von 2,50 bis 3,50 Doll., 3980 Pfund Elfenbein im Werte von 50 Cents das Pfund, und 14 567 Faß Thran. Ferner hat Alaska seit 1868 für 4 000 000 Doll. Edelmetalle geliefert, und der Ertrag des letzten Jahres an solchen belief sich auf 700 000 Doll. Ferner haben sich bedeutende Braunkohlenlager gefunden, von denen bis jetzt aber nur ein auf einer langen schmalen Halbinsel besonders günstig gelegenes in Angriff genommen ist. Es erweist sich als eine große Wohlthat für die Walfischfahrer und Zolldampfer, welche hier ihr Brennmaterial erneuern. Bauholz dagegen scheint nicht in dem Maße vorhanden zu sein, wie man anfänglich vermutete.

Alles in allem genommen dürfte Alaska bis jetzt seit dem Ankauf im Jahre 1868 Erzeugnisse im Werte von 100 000 000 Doll. geliefert haben.

Bei der Massenabschlachtung der Pelztiere, namentlich der Robben, dürfte diese Quelle des Reichtums in nicht ferner Zeit stark zurückgehen. Die Fischerei dagegen wird noch auf viele Jahre hinaus reiche Erträge liefern. Der Yukon-Fluß wimmelt bis 200 Miles von der Mündung hinauf von rothen und Königslachsen, die eine Länge von bis zwei Metern und ein Gewicht von 120 Pfund erreichen. In Karuk, welches sich der größten „Cannery" der Welt rühmt, die 1100 Fischer und Einmacher beschäftigt, wurden im verflossenen Jahre 200 000 Lachse eingemacht. Man glaubt auch, daß der Fischreichtum infolge der Ausrottung der gefräßigen Robben noch zunehmen wird. Gold enthält Alaska augenscheinlich ansehnliche Mengen, indessen ist das Gebiet zu wenig erforscht, um einigermaßen sichere Schlüsse zu ziehen.

— Große Silbererzlager sind im Süden von Rußland vor kurzem entdeckt worden. (Gouvernement Jekaterinoslaw im Kreise Slavänosserbsk.) Kürzlich nun wurden Probestücke aus jener Gegend im chemischen Laboratorium zu Charkow untersucht. Der Silbergehalt der Erze betrug 5 Proz. Wenn sich das als richtig bestätigt, so wäre die Alexander-Erzgrube eine der bemerkenswertesten in Europa, insofern als die Silbererze allseitig von andern weniger kostbaren Erzen umgeben sind.

(Nowoja Wrjemä nach der Charkowschen Zeitung.)

Herausgeber: Dr. R. Andree in Heidelberg, Leopoldstraße 27. Druck von Friedrich Vieweg und Sohn in Braunschweig.

Bd. LIX. Globus. Nr. 20.

Illustrierte Zeitschrift für Länder- und Völkerkunde.

Begründet 1862 von Karl Andree. Herausgegeben von Richard Andree.

Druck und Verlag von Friedrich Vieweg & Sohn.

Braunschweig. Jährlich 2 Bände in 24 Nummern. Durch alle Buchhandlungen und Postanstalten zum Preise von 12 Mark für den Band zu beziehen. 1891.

Römisches und Mittelalterliches über Kuršumlje.

Von F. Kanitz.

Am 4. Oktober 1889 führten mich meine in den letzten Jahren am Balkan wieder aufgenommenen Forschungsreisen nach dem westlich von Niš liegenden serbischen Bezirksstädtchen Kuršumlje. Dieser auf dem rechten Ufer der Toplica angenistete, ehemals stark verrufene Arnautenhorst wirkt noch heute auf den Fremden gleich unheimlich wie vor 30 Jahren, als Konsul v. Hahn ihn zum erstenmal schilderte. Sein Gasthof zum populären altserbischen Vojvoden „Strahinicaban“ milderte nicht den empfangenen schlimmen Eindruck. Die Qualität der Gäste stimmte mit seinem Schmutze und der neue Mehanabau war nicht vollendet. Dazu kam für mich die unangenehme Botschaft, der Bezirkskapitän, auf dessen Begleitung ich bei den geplanten Ausflügen rechnete, sei von Belgrad zur Grenzberichtigung nach Vranja entsendet worden. Der Kreischef sicherte mir jedoch sein weiteres Geleite zu, der Amtsschreiber hatte, während wir das kaum genießbare Mittagsessen an uns vorbeigehen ließen, ein verlassenes Türkenhaus aufgestöbert und notdürftig ausgestattet, das Firmament blaute wieder und als auch Ingenieur Valenta angesprengt kam, welcher einen ihn an Prokuplje nagelnden Fieberanfall rasch überwunden hatte, verschwanden die dunkeln Punkte; mein Forschungseifer war neu belebt und ich schritt zur Arbeit.

Zwischen der Morava und dem linken Ufer der Toplica dehnt sich westlich von Niš, dem großen römischen Waffenplatze und Geburtsorte Kaiser Konstantins, das stark wellenförmige Dobrič-Hochplateau aus, über welches der Naissus (Niš) mit dem adriatischen Lissus (Alessio) verbindende Heer- und Handelsweg lief. Konsul v. Hahn, der einzige Forscher, der seine Stationen festlegen wollte, scheiterte bei dieser Arbeit, weil er ungenügende archäologische Studien auf dem Gebiete zwischen Niš und Priština gemacht hatte. Meine Wiederaufnahme seines Versuches erwies die vollste Genauigkeit der von der Tabula Peutingeriana überlieferten Entfernungen zwischen den Hauptorten dieser bisher unbestimmt gebliebenen hochwichtigen antiken Verkehrsader der römischen Provinzen Moesia superior und Dardania mit dem Meere, die ich von Naissus bis zur serbisch-türkischen Grenze persönlich verfolgte.

Die erste Station an dieser römischen Querstraße von Naissus nach Lissus, das von der Peutingerschen Tafel verzeichnete „Ad Herkulem“, ist mit den antiken Befestigungen, welche ich bei Žitoradje an der Toplica auffand, die zweite „Hammaum“, mit Prokuplje identisch; die dritte, „Ad Fines“, von der hier eingehender die Sprache sein soll, versetzte der serbische Oberst Dragašević auf den Mrdarberg bei dem nicht vorhandenen Dorfe Prepolac[1]). Meinen Vorstudien zufolge fiel aber dieses auf der Tafel mit 20 Millien von Hammaum verzeichnete Ad Fines auf Kuršumlje. Der Beweis dafür war allerdings noch auf dem Terrain zu erbringen, denn in keiner Schilderung des Städtchens fand ich eine Andeutung von dort bemerkten antiken Resten. Es mußte dort aber solche geben, dies verriet schon seine hervorragend strategisch wichtige Lage am Gabelpunkte zweier großer Thalgebiete.

Nach vergeblichem Ausfragen brachte mich eine Rekognoszierung auf dem Rechtsufer der Toplica bald zur richtigen Fährte. Der jenseitigen Kaserne gegenüber erblickte ich Ziegelfragmente von römischem Typus, die, nachdem in der Umgebung keine Mauerspuren vorhanden, sich nur von der Stadtterrasse herab verirrt haben konnten. Ich erstieg diese und war angenehm überrascht, oben nicht allein Stücke von antiken Deckplatten, sondern einen ansehnlichen, sorgfältig geschichteten Haufen 36 × 27 cm großer Ziegel zu erblicken, deren nach ihrem Fundorte befragter Eigner mich zum Hause seines Nachbars Vukoje Ristić führte. Neben diesem erschien der 12 m hohe Terrassenhang in etwa 30 m Ausdehnung

[1]) Belgrader „Glasnik“, XLV, 62. — Es giebt einen Berg, aber keine Ortschaft dieses Namens.

zum Gewinne des prächtigen Baumaterials freigelegt und bald hatte ich die ganze nördliche Wallfronte von Ad Fines sicher gestellt. Sein fest ummauerter Burgus lag 130 Schritte vom heutigen, früher etwas näheren Toplicarande auf der vom gegenwärtigen Kuršumlje eingenommenen Höhe, im westlichen Banja-Mündungswinkel etwa 250 Schritte OW. sich dehnend, die wahrscheinlich größere Länge der antiken Ansiedelung wird sich bei künftigen Fundamentausgrabungen bestimmen lassen. Das Kastell oder vielleicht nur der Wachtturm von Ad Fines stand auf dem durch die Toplica von der Stadt getrennten, diese beherrschenden Sandsteinfelsen und zwar mit größter Wahrscheinlichkeit auf demselben Punkte, wo die Kirchenruine Sveti Nikola herab ins Thal blickt.

Diese prächtige Baute bildet, trotz ihres Verfalles, durch ihre doppelte Turmanlage, den reich gegliederten oktogonalen, einst mit Blei gedeckten Kuppeltambour und ihre vorzügliche technische Ausführung eines der wirkungsvollsten Werke altserbischer Backstein-Architektur, dessen malerischen Eindruck der glücklicherweise tiefer stehende moderne, roh gezimmerte Glockenturm und stark vernachlässigte Zaun nur wenig beeinträchtigen. Der quadratische Südturm stürzte vor beiläufig 40 Jahren durch einen Blitzschlag ein. Auf seinen Resten steht heute ein Häuschen, in dem getauft und getraut wird. Im erhaltenen Nordturme wurde durch eine eingefügte Decke eine Kapelle geschaffen. Die Narthexmauern fand ich bis auf geringe Teile zerstört, ebenso den an den Hauptraum gelehnten südlichen Vorbau. Im nördlichen sah ich eine roh profilierte Steinplatte, neben ihr ein unmittelbar nach der serbischen Besitznahme geöffnetes, zwei in schwarzen Seidenstoff gehüllte Skelette enthaltendes Grab; im Estrich des Hauptschiffes einige unvollständig lesbare Votivsteine aus dem 4. Jahrhundert. Am dreigeteilten Ostfenster des Kuppeltambours erkannte ich reich verschlungenes Alfresko-Ornament. Den einstigen figuralischen Bilderschmuck bedeckt ein dicker Kalküberzug, was die Überlieferung bestätigt, die Kirche sei durch längere Zeit als Moschee und ihr Südturm als Minareh benutzt worden. Die zierlich konstruierte Tribuna wurde erst kurz vor Kuršumljes Eroberung (1878) von den Arnauten zur Gewinnung ihres schönen Materials teilweise zerstört und ohne des Bischofs Einschreiten beim Nišer Gouverneur wäre, wie Augenzeugen mir versicherten, das ganze, eine Brutstätte zahlloser Schlangen bildende Denkmal dem gleichen Schicksale verfallen.

Stefan Nemanja, der Gründer des ersten altserbischen Dynastengeschlechtes, erbaute die Kirche vor 1160 für seinen Sohn Sava, welcher als erster nationaler Erzbischof sie zur Diözesankirche des von ihm gegründeten Toplicaer Bistums erhob. Schon diese historischen Momente sollten es dem Belgrader Bauministerium als einen nicht länger aufschiebbaren Pietätsakt erscheinen lassen, den Bauzustand der altehrwürdigen Nemanjakirche auf die Frage eingehend zu prüfen, ob derselbe nicht ihre Wiederherstellung in alter Pracht gestatte? und wenn es möglich, sie der Nation zur Ehre und Kuršumlje zur Zierde thunlichst rasch ins Werk zu setzen.

Rettungslos verloren für alle Zeit ist die zweite, von demselben Herrscher 1 km östlicher, gleichfalls auf dem linken Flußufer erbaute Kirche. Sie gehörte zum Kloster Sv. Bogorodica [1]) (heil. Jungfrau), in das, nachdem Stefan 1195 zu Studenica als Mönch eintrat, seine Gemahlin Ana unter dem Namen Anastasija Nonne wurde. Von den Gebäuden dieses Frauenstiftes blieb wenig erhalten; von seiner Kirche traf ich ihren westlichen Teil verschüttet, vor der Tribuna das einzige hoch aufragende, dreibogige Mauerstück, das mit den Grundmauern, so weit sie freiliegen, eine große Ähnlichkeit der Bauanlage mit der berühmten Marmorkirche zu Manasija zeigt. Rings um den höheren Mittelbogen sind auf dem Mörtelanwurfe figurenreiche Freskenreste sichtbar, unter dem Querbalken an den Pfeiler-Schmalseiten solche von Heiligen mit Nimben und Umschriften. Die Bautechnik darf ich als vorzüglich rühmen, ebenso die wechselnden Bruch- und Backsteinlagen mit oft 25 × 35 cm großen Prachtziegeln. Das Volk nennt die nur wenige Schritte südlich von der Prokupljer Straße zwischen jungem Eichwald in schattigem Tiefgrunde liegende Ruine Sv. Petka. An Freitagen besonders erscheinen viele Gläubige, die hier ihre Leiden durch Gebete und Opfer heilen wollen. Als solche sah ich in der halbkreisförmigen Altarnische der Heiligen dargebracht Glasperlen, Messingringe, Medizinfläschchen, Knöpfe, eine römische Kupfermünze, Blumen, Weizenkörner u. s. w. Leicht wären die pittoresken Überbleibsel dieses einst prächtigen altserbischen Denkmals durch eine feste Umzäunung gegen ihre drohende gänzliche Verwüstung zu schützen. Wohl erzählt man, daß die von einem Arnauten aus entführtem Kirchenmaterial erbaute Mühle zur Strafe durch die Toplica weggerissen wurde; dies hindert jedoch die christlichen Anwohner auch heute oft nicht, Ziegel wegzutragen oder nach Schätzen dort zu graben, wozu nicht wenig die Sage beiträgt, vor 50 Jahren wäre in der Tribuna eine mit Silber und Gold gefüllte Truhe gefunden worden, welche die Zarin Ana vergraben hatte!

Kuršumlje teilte zu allen Zeiten die Schicksale von Niš und Priština, in deren Mitte es liegt. Die Serben nannten die Stadt anfänglich „Toplica", später, nach der weithin leuchtenden Nikolakirche, „Bela crkva" (weiße Kirche). Dieser den türkischen Eroberern wenig passende Name wurde, der nahen Bleiminen wegen, mit dem heutigen vertauscht. Seit sich das fanatische Albanesentum auch in dieser Stadt einnistete, während der österreichischen Kriege selbst das Bleidach von Sv. Nikola zu Kugeln umgoß und nach diesen das christliche Element noch härter bedrückte, sank dieses an Zahl stetig mehr herab. Hahn fand dort 1858 neben 50 moslimischen Häusern nur 15 christliche, deren Insassen „sich kaum zu atmen getrauten". Den durchreisenden Konsul selbst bat der türkische Mudir (Bezirkshauptmann), das Haus nicht zu verlassen! Der Arnaute mutete unsern objektiven Landsmann hier wilder, selbstbewußter und unternehmender an, als in irgend einem Teile des eigentlichen Albaniens. So ist es nicht zu verwundern, daß 1877 beim Heranzuge der durch das Toplicathal vordringenden serbischen Streitmacht in Kuršumlje nur zwei Christen, ein Bäcker und ein Töpfer, wohnten. Am 24. Dezember jenes Jahres wurde die Stadt vorübergehend, am 19. Januar 1878 durch den Oberst Milojko Lešjanin dauernd genommen; im Berliner Frieden aber Serbiens Grenze auf die Wasserscheide zwischen der Toplica und dem Lab westlich vorgeschoben. Seitdem sind die Albanesen Kuršumljes und seines Gebietes zur großen Freude ihrer christlichen Bevölkerung auf türkischen Boden übergesiedelt und lassen nur durch periodische Raubeinfälle von sich hören.

[1]) Daničić, Rječnik I, 441.

Ein Ausflug nach Dublin.

Von Dr. Johannes Höfer.

II.

Der Name Dublin selbst ist keltisch, und es ist gut, daß kein Fremder seinen Sinn versteht; er möchte sonst leicht in dem ästhetischen Genusse der schönen Umgegend beeinträchtigt werden. Duibh-luine bedeutet „schwarzer Morast", und der Zustand des Liffey zur Ebbezeit und die übelriechenden Dünste, die er dann aushaucht, rechtfertigen diese Benennung auch heute noch mehr als erwünscht. Man hätte es sich sparen können, den Lauf des Flusses bis weit in die Bai hinaus durch Baken zu bezeichnen: die kotige Beschaffenheit seiner Fluten hätte das Fahrwasser für die einfahrenden Schiffe schon ohnehin genügend gekennzeichnet.

Nicht weit von den düsteren, häßlichen Gebäuden der vizeköniglichen Residenz, dem Gegenstande des Hasses für alle patriotischen Dubliner, liegen zwei mächtige Bauwerke einander gegenüber, beide im griechischen Stil erbaut. Das eine ist das alte irische Parlamentsgebäude, das seit der Vereinigung der beiden Königreiche in eine Bank verwandelt ist. Jedesmal, wenn Daniel O'Connell an diesem Tempel der verlorenen Freiheit vorüberging, pflegte er zum Zeichen der Achtung und Trauer das Haupt zu entblößen; so erzählt man uns.

Das andre ist Trinity College, die Dubliner Universität, die „schweigsame Schwester" von Oxford und Cambridge. Wenn es ihr nicht gelungen ist, dieselbe Berühmtheit zu erlangen, wie ihre beiden älteren Schwestern, so ist daran in erster Linie die mangelnde Unterstützung und Begünstigung von seiten der Regierung schuld, deren sich jene immer im höchsten Maße zu erfreuen hatten. Und dann war sie von ihrer Gründung durch Elisabeth an bis in die neueste Zeit ausschließlich in den Händen der wenigen Protestanten; erst 1792 wurden katholische Studenten bedingungsweise zugelassen, und 1873 sind dann endlich die letzten konfessionellen Schranken beseitigt worden. Freilich scheinen nur wenig Katholiken von diesen neuen liberaleren Bestimmungen Gebrauch zu machen; denn nach den statistischen Angaben betrug die Zahl der katholischen Studenten in den letzten Jahren kaum sechs Prozent der Gesamtzahl. Eine ausschließlich katholische Universität ist schon lange die Sehnsucht aller Katholiken Irlands gewesen. Aber als vor einiger Zeit das Ministerium Salisbury den Beschluß faßte, den Iren dieses Zugeständnis zu machen, da erhob sich in der ganzen englischen Presse, der liberalen sowohl wie der konservativen, ein solcher Sturm, daß Salisbury schleunigst seinen Plan fallen lassen mußte. Allerdings wollten auch die Irländer selbst von einem solchen Artaxerxesgeschenk nichts wissen.

Trinity College ist nach dem Muster der beiden großen englischen Universitäten organisiert, d. h. die Studenten wohnen in Internaten zusammen und stehen unter einer strammen, aber vernünftigen Zucht, die ihnen alle nötigen Freiheiten gewährt. Die innere Ausstattung der Gebäude ist vortrefflich; Vorlesungssäle, Laboratorien, geologische und zoologische Sammlungen, Wohnungen der Lehrer und Studenten, Refektorium und Kapelle: alles aufs beste eingerichtet. Die Bibliothek zählt mehr als 200 000 Bände und viele nationale Altertümer, worunter besonders schön illustrierte Manuskripte. Und zwischen den einzelnen Gebäuden tragen wohlgepflegte Reihen von Bäumen und grünende Rasenanlagen zur Belebung und Verschönerung des Ganzen bei. Ein großer Park dient als Tummelplatz bei den Spielen und turnerischen Übungen, und in den Freistunden hallt alles wieder von dem Lärm jugendlicher Fröhlichkeit. Daß in dieser gymnastisch-körperlichen Ausbildung manchmal auf Kosten der geistigen etwas zu weit gegangen wird, ist bekannt. Eine glückliche Kombination der deutschen und englischen Erziehungsweise wäre ein großer Segen für die Zukunft beider Völker.

Undankbar gegen die Verdienste ihrer großen Landsleute sind die Iren nicht. Dublin ist voll von Denkmälern, welche das beweisen. Sir John Gray, der frühere Oberbürgermeister, war kaum gestorben, als ihm auch schon ein Bronzestandbild gesetzt wurde, welches sich, allerdings in bescheideneren Dimensionen, gegenüber demjenigen des großen O'Connell erhebt. Offiziell galt der Dank seiner Mitbürger dem einsichtigen Leiter der städtischen Verwaltung, welcher die Stadt mit gutem Quellwasser versehen hatte; in Wirklichkeit aber richtete er sich an den Eigentümer und Herausgeber von Freeman's Journal, dem allmächtigen Organ der Partei der Nationalisten und Katholiken.

Auf der andern Seite des Flusses sehen wir in weißem Marmor den Verschwörer William Smith O'Brien, auf dessen Kopf 1848 ein Preis von 10000 Mark gesetzt war. Nachdem er sich wochenlang auf dem Lande verborgen gehalten, wo Hunderte von Bauern, die seinen Versteck wohl kannten, eher Hungers gestorben wären, als ihn zu verraten, kehrte er endlich, der Unthätigkeit müde, nach Dublin zurück. Ein Eisenbahnbeamter erkannte ihn und überlieferte ihn der Polizei. Er wurde zum Tode verurteilt, sollte gehängt und gevierteilt werden, aber die Strafe wurde in lebenslängliche Verbannung umgewandelt. Nach einigen Jahren wurde er von der Königin begnadigt und beschloß seine Tage in seiner Vaterstadt. Wenn die Irländer seine Geschichte erzählen, pflegen sie hinzuzufügen, jener Verräter sei ein Engländer gewesen, und weil er von seinem Blutgelde keinen besseren Gebrauch zu machen wußte, als es zu vertrinken, sei er kurze Zeit nachher am Delirium tremens gestorben.

Vor dem Portal von Trinity College steht der große Redner Edmund Burke neben Oliver Goldsmith, dem unsterblichen Verfasser des Vicar of Wakefield; sie sind nicht gerade schlecht getroffen, aber ihre kurzen Hosen und karierten Röcke nehmen sich für Bronzestatuen doch recht seltsam aus. Ihnen gegenüber haben wir Henry Grattan, den bekannten Patrioten aus dem Ende des letzten Jahrhunderts, und nicht weit davon Thomas Moore, Irlands großen Lyriker, in faltenreichen, phantastischen Zinkhosen und einem Mantel, dessen Metall einen schokoladefarbigen Schimmer angenommen hat; mit seinem hoch erhobenen Finger macht er den Eindruck, als ob er einen der in der Nähe stationierten Fiaker heranwinken wolle. Aber die Krone des Grotesken gebührt dem Reiterstandbilde Wilhelms von Oranien, welcher, ausstaffiert nach Art eines römischen Imperators, genau so aussieht, wie einer jener Kautschukmänner, welchen die Kinder durch Drücken mit der Hand die abenteuerlichsten Gestalten geben.

Ein Umstand wird jedem Fremden, der die Sehenswürdigkeiten Dublins besichtigt, sofort auffallen: daß in diesem durch und durch katholischen Lande alle einigermaßen altertümlichen, historisch und künstlerisch wertvollen Kirchen der protestantischen Episkopalkirche gehören, welche doch nur etwa zwölf Prozent der Bevölkerung repräsentiert. Die Er-

klärung dafür ist höchst einfach. Bis gegen Ende des vorigen Jahrhunderts, wo die freiheitlichen Ideen sich allmählich auch in der Verwaltung der eroberten Insel geltend machten, haben die Sieger beständig die Praxis befolgt, den Unterdrückten alles zu nehmen, was ihnen brauchbar schien, und es sich selbst anzueignen. Als der reformierte Glaube in England zur Staatsreligion erhoben war, nahm die Church of England überall die schönsten Kirchen für sich in Anspruch und ließ den Katholiken nur die häßlichsten. Nach Aufhebung der religiösen Schranken sind nun wohl neue und schöne katholische Kirchen entstanden, aber keine von diesen besitzt jenes historische Interesse, welches die Neugierde des Fremden am meisten erregt.

Dublin hat das seltene Vorrecht, zwei Metropolitankirchen zu besitzen, die jetzt beide in Händen der Kirche von England sind. Noch vor der Reformationszeit wurde das seltsame Abkommen getroffen, welches Saint Patrick und Christ Church den gleichen Rang zuerkannte, wobei die letztere den Namen einer Staatskathedrale erhielt.

Die Kirche von Saint Patrick (s. Abbildung) ist doppelt ehrwürdig: einmal wegen ihres hohen Alters und dann wegen des großen Apostels und Schutzpatrons der Iren, dessen Namen sie trägt. Patrick selbst hat hier im fünften Jahrhundert neben dem Brunnen, in dem er den größten Teil des Volkes getauft hatte, eine Kirche gegründet. Die jetzige ist freilich erst in der Zeit von 1110 bis 1370 entstanden. Ihre Fassade macht einen imponierenden Eindruck, und der 40 m hohe Turm wäre ein schönes Stück Architektur aus dem Ende des 14. Jahrhunderts, wenn er nicht durch eine Spitze im verdorbenen Geschmack des 18. Jahrhunderts entstellt würde.

Die Liffey mit dem Zollhaus in Dublin.

Unter den zahlreichen Leichensteinen und historischen Erinnerungen, welche den Besucher im Innern fesseln, interessiert uns vor allem die berühmte, von ihm selbst verfaßte Grabschrift Jonathan Swifts, welcher Dekan dieser Kirche war und seit 1745 hier ruht, „ubi saeva indignatio alterius cor lacerare nequit“. Er, der der beißendste Satiriker eines satirischen Jahrhunderts war, ist heute außerhalb seines Vaterlandes nur noch als Verfasser von „Gullivers Reisen“ bekannt, die man den Kindern als phantasieerregende Lektüre darreicht, ohne an ihre ursprüngliche, eminent satirische Bedeutung zu denken. In Irland selbst aber ehrt man noch heute in Swift den Mann, der durch seine „Lettres of M. B. Drapier“ (1723) zum ersten Male in seinen Landsleuten wieder das Nationalbewußtsein erweckte, das seit Jahrhunderten in Blut ertränkt war. Obwohl Protestant und von englischer Abkunft, hat er mit seiner giftigen Feder mehr für die Erschütterung der britischen Herrschaft in Irland gethan, als das siegreiche Schwert Wilhelms von Oranien für die Befestigung derselben. „Wandrer, gehe hin und ahme, wenn du kannst, diesen wachsamen Verteidiger der Freiheit nach“, fügt die Grabschrift bescheiden hinzu.

Neben dem Denkmal Swifts ist eine andre Marmortafel in die Wand eingelassen zum Andenken an jene Hester Johnson, die in Swifts Werken unter dem Namen Stella erscheint, und die in seinem Leben eine so geheimnisvolle Rolle spielte. —

Von der einen Kathedrale zur andern ist nur eine kurze Strecke. Wir gehen die Saint Patrickstraße zu Ende und befinden uns alsbald vor Christ Church. Sie hat nicht dasselbe historische Interesse, wie Saint Patrick, aber ihre Schicksale sind nicht minder wechselvoll gewesen. Die allerverschiedensten Konfessionen haben hier im Umschwung der Zeiten ihre Andacht verrichtet; Katholiken, Puritaner und Episkopalisten im bunten Wechsel durcheinander, bis sie endlich nach Besiegung der Jakobiten in den Händen der letzteren geblieben ist.

„Dear dirty Dublin! Du liebes, schmutziges Dublin!" in diesen vertraulichen Ausdrücken redet Lady Morgan in einer ihrer Schriften ihre Vaterstadt an, und sie sind sprichwörtlich geworden. Ja, Schmutz und Lumpen sind das Wahrzeichen Dublins, und wenn man den Iren im allgemeinen schon keine übergroße Reinlichkeit nachsagt, so scheinen gerade die unsaubersten Elemente in der Hauptstadt zusammenzuströmen. Dieselbe ist in der That aus lauter Armenvierteln zusammengesetzt, deren Elend bis an die Pforten der Wohlhabenden reicht.

Die Kirche Saint Patrick in Dublin. Nach einer Photographie.

Tagediebe, wie sie O'Connellstreet unsicher machen, trifft man überall auf den Brücken, an den Quais und auf den Plätzen. An eine Wand gelehnt oder mit dem Ellbogen auf eine Brüstung gestützt, schauen sie den vorübergehenden Passanten nach oder starren in die Strömung des Flusses hinunter, einen schmierigen Filz über den Ohren, die Hände in den Taschen ihrer zerlumpten Hosen, die unten zerrissen und an den Knieen zerplatzt, oben glücklicherweise von einer schmutzigen Jacke verdeckt werden, welche auch mehr aus Löchern als aus Lumpen besteht. Straßenjungen ohne Strümpfe und Schuhe laufen scharenweise umher und erfüllen die Luft mit ihrem Geschrei. Aber elender als alles andre sind die Frauen- und Mädchengestalten, welche beschäftigungslos durch die Straßen schleichen. Mit ihren zusammengebettelten Kleidern, die sämtlich einst bessere Tage gesehen, ihren bleichen Gesichtern und ihren vergrämten oder

vertierten Zügen sind sie himmelschreiende Bilder des tiefsten menschlichen Jammers. Mit ein paar alten Zeitungen oder vertrockneten Blumensträußen laufen sie umher, um unter dem Vorwande des Verkaufens der Mildthätigkeit der Passanten einige „coppers“ zu entlocken; denn das Betteln ist in Dublin verboten. Aber wenn man, dem Zuge des Mitleids folgend, ihnen ein paar Pence zuwirft, so kann man es erleben, daß sie mit dem kaum erhaltenen Gelde in der nächsten Kneipe verschwinden.

Will man aber das Elend Dublins in seiner ganzen Tiefe kennen lernen, so muß man sich in die Gegend der St. Patrickstraße begeben, welche die beiden Kathedralen verbindet. Zwei Reihen jammervoller, baufälliger Spelunken, die eher Viehställen als menschlichen Wohnungen gleichen, ziehen sich die Straße entlang; Grauen und Verzweiflung schaut aus den öden Fensterhöhlen, und Haufen von Kot und Unrat, welche die Unsauberkeit ganzer Generationen dort angehäuft hat, liegen vor den Thüren und verpesten die Luft mit ihren gesundheitsschädlichen Ausdünstungen. Alle drei Thüren eine Kneipe, die sich inmitten dieser Baracken wie ein Palast ausnimmt. Jeden Augenblick ein Trödlerladen, aus welchen ein großer Teil der Lumpen entnommen ist, welche uns vorhin entsetzten. Die einzigen lebensfrischen Gestalten in diesem Reiche des Jammers sind verschiedene Kinder Israels, welche selbst in dieser Atmosphäre zu gedeihen und ihre Geschäftchen zu machen wissen.

Glücklicherweise liegt dieses Viertel sehr hoch und ist deshalb von Natur das gesundeste und luftigste der ganzen Stadt. Einstmals war es das Zentrum der Aristokratie und der Klöster; aus irgend einem unerklärlichen Grunde ist dieses von hier nach und nach in die niedrigen, feuchten Bezirke des Black Pool an den Ufern des Liffey verlegt worden. Die Gärten sind verschwunden, die Paläste in Schutt gesunken, und die, welche noch stehen, sind in Mietkasernen verwandelt, die jeden Augenblick einzustürzen drohen. Was wir in dem Innern derselben sehen, schnürt uns das Herz zusammen. Eines Tages fanden die Inspektoren der Sanitätsbehörde in einem großen, kahlen Raume 108 menschliche Wesen bunt durcheinander auf dem Fußboden liegen, der mit ihren Kleidungsstücken und einigen vermodernden Strohhalmen bedeckt war; im Raume nebenan waren zwölf weitere untergebracht, unter denen sieben Typhuskranke! — Diese Zustände werden wohl nur noch von denjenigen im Ostend von London übertroffen.

Da kann denn eine Einrichtung nicht rühmend genug gepriesen werden, welche bestimmt ist, unter all diesem Elend wenigstens einige Besserung anzubahnen. In einer der Patrickstreet benachbarten Straßen erheben sich verschiedene umfangreiche Gebäude von gefängnisartigem, düsterem Aussehen, welche unter dem Namen ragged school (Lumpenschule) allgemein bekannt sind. Es ist ein Institut der Gesellschaft für Verbreitung der protestantischen Konfession in Irland und letzten Endes dazu bestimmt, auf dem Wege der Wohlthätigkeit Proselyten für die evangelische Kirche zu gewinnen. Es werden deshalb grundsätzlich Schüler nur unter der Bedingung aufgenommen, daß sie im protestantischen Glauben erzogen werden. Ob dies Verfahren zu billigen ist, bleibe dahingestellt! jedenfalls hat diese Anstalt schon unendlichen Segen gestiftet, und mit Stolz erzählt uns die Frau des Oberlehrers, daß mehrere Schüler dieser ragged school es bis zur Aufnahme in Trinity College gebracht haben.

Noch eines Etablissements müssen wir flüchtig gedenken, ehe wir von diesem Viertel des Elends Abschied nehmen: es ist die gewaltige Brauerei Guineß, welche einen großen Teil des Stout oder Porters braut, der in Irland und England getrunken wird. Vor einigen Jahren ist sie für die enorme Summe von 6 Millionen Pfund Sterling, d. h. 120 Millionen Mark, in den Besitz einer Aktiengesellschaft übergegangen. Danach kann man sich eine Idee von der Größe dieser Brauerei machen. Auch sie trägt ihr Teil zur Verminderung des Elends bei: beschäftigt sie doch allein über 3000 Arbeiter in ihren Hallen.

Von den Geschäfts- und Verkehrsstraßen ist nicht viel zu sagen. Sie unterscheiden sich in keiner Weise von denen der andern englischen Großstädte. Im Süden der Stadt, auf dem rechten Ufer des Flusses, breitet sich das feine Stadtviertel aus. Saint-Stephens Green ist ein wahrer Park mit prachtvollen Gartenanlagen und umgeben von großartigen Gebäuden. Aber eine merkwürdige Eintönigkeit und Ruhe lagert über diesem ganzen Viertel.

Dublin ist in der That eine tote oder wenigstens eine eingeschlummerte Stadt. In der zweiten Hälfte des letzten Jahrhunderts war sie auf dem Gipfelpunkte ihres Glanzes. Damals herrschte ein reges geistiges Leben in ihren Mauern; das nationale Parlament hielt damals noch den irischen Adel an Dublin gefesselt; die Theater standen in voller Blüte. Seit der Vereinigung mit England hat sich das alles geändert. Die Gesellschaft von Dublin besteht heute durchweg aus Vertretern des besseren Bürgerstandes, die meist wohlhabend, fein gebildet und sehr gastfrei sind, aber leider durch die vielen politischen und religiösen Parteiungen so zerrissen werden, daß ein wirkliches gesellschaftliches Verkehrsleben unmöglich ist. Die wenigen altirischen Adelsfamilien ziehen sich vollkommen von der Welt zurück und warten in stiller Trauer auf des Epimenides Erwachen. Wann wird endlich die Stunde der Erlösung und der Ruhe schlagen für dieses unglückliche Volk?

Übersicht der Slavenreste in Tirol.

Von Prof. Dr. Herm. Ign. Bidermann.

II.

III. Haus- und Familiennamen. Noch jetzt stößt man im Iselgebiete häufig auf derartige Namen, deren befremdender Klang die slavische Abkunft verrät. Aber die Träger derselben sind nur in den seltensten Fällen Angehörige alteinheimischer Familien, in deren Adern vielleicht, wenn schon sehr verdünnt, slavisches Blut fließt. In der Regel haben sie oder ihre Voreltern diesen Namen durch Erwerbung von Bauernhöfen, welchen dieselben ankleben, überkommen. Solche Namen sind (nach IX): Gladnig, Globočnik, Gomig, Gosnig, Fliwitschger, Jesacher, Kopernik, Libiseller, Nibitzer, Oblasser, Perloger, Pedritsch, Pepeler, Plasisker, Ploniger, Plünig, Pöllanter, Possenig, Pospodor (Gospodar), Prößnig, Pschinig, Rasnitzer, Toznik, Trutschnig, Tscharitsch, Tschelnig, Tschitscher, Wratschger, Zäbernig.

Vor Zeiten waren derlei Vorkommnisse im Iselgebiete noch weit allgemeiner. Ein Görzer Urbar vom Jahre 1329 (a. a. O. benutzt) erwähnt einen Clavig (Clavik), einen Chudocruch, einen Lastigoj und einen Stoymir zu Lienz; einen Cobnich, einen Korisnich, einen Platsnik, einen Pöveck und einen Schugoy zu Virgen. Manche auf jenes Gebiet

zurückzubeziehende Personennamen slavischer Herkunft kommen jetzt außerhalb desselben her. So z. B. Grebitschitscher, Lasser, Ganner. Der österreichische Minister Joseph Freiherr von Lasser entstammte der Windisch-Matreier Familie dieses Namens. Zum Verschwinden derartiger Namen im ursprünglichen Bereiche ihrer Verbreitung trug die gewaltsame Gegenreformation bei, welche daselbst in der zweiten Hälfte des 17. Jahrhunderts ins Werk gesetzt wurde. Denn dadurch wurden viele altansässige Bauernfamilien zum Verlassen ihrer Heimat gezwungen. Dieselben zerstreuten sich nach verschiedenen Richtungen hin, zogen indessen meist nach Schwaben und in die Schweiz. Die Auswanderung dauerte von 1684 bis 1691. Vornehmlich waren es protestantisch gesinnte Bewohner des Thales Defereggen, darunter mehrere Mitglieder der Familie Degischer, welche das Exil dem Glaubenswechsel vorzogen. Als im Oktober 1685 ein Agent der katholischen Priesterschaft des Erzstiftes Salzburg, unter dessen Landeshoheit das eben genannte Thal damals stand, nach Ulm kam, um die dort weilenden Deferegger zur Rückkehr zu bewegen, traf er dort ihrer achtzig an. Das giebt einen Maßstab für die Menge der Exulanten. Es liegt darin auch ein Fingerzeig, wo in Deutschland möglicherweise noch heute slavische Familiennamen, welche der tirolischen Iselregion entstammen, anzutreffen sind.

IV. Gebräuche und rechtsgeschichtliche Überlieferungen. Zweifellos slavisch ist der Benennung nach das „Turtschen", ein Spiel, wobei Eier aneinander gestoßen werden; wahrscheinlich slavisch ist, wenn schon der Name aus dem Deutschen abzuleiten ist (VII, S. 5), das „Gröggeln", nämlich der Brauch, daß am Abend vor Allerheiligen Bursche, welche „Gröggelr" heißen und verstellt reden, mit einer Art hölzerner Zange von Haus zu Haus gehen, um Krapfen, die die Hausleute sodann in die Zange stecken, zu erhaschen (III, S. 85 u. 267). Gewissermaßen als eine rechtsgeschichtliche Überlieferung sind die Familiennamen Wratschger und Wurnig anzusehen. Ersterer weist auf adelige Abstammung, letzterer auf Hofdienste hin, welche der Stammvater zu leisten hatte. Auch der Hausname Tschelnig (von čelinik, der Vorgesetzte) und das im Isel-Gebiete, auf welches allein das hier gesagte Bezug hat, zur Bezeichnung von Gemeindefraktionen dienende Wort „Rott" (IX, S. 29) erinnern an eine uralte Rechtsordnung, die der slavischen Vergangenheit dieser Gegend angehört. Wichtiger noch und bezeichnender sind die Nachwirkungen slavischer Kommun-Wirtschaft, welche im Windisch-Matreier Gerichtsbezirke stellenweise noch jetzt wahrnehmbar sind (IV, S. 14; XII, S. 85), im 16. Jahrhundert aber sehr verbreitet waren und des obrigkeitlichen Schutzes sich erfreuten. Da die im Gerichtsbuche vom Jahre 1557 bis 1559 eingetragenen Verhandlungen und Erkenntnisse darüber viel Licht verbreiten, will ich hier einiges daraus mitteilen, was ich beim Besuche des Windisch-Matreier Gerichts-Archivs mir notierte.

Als im November 1558 der Salzburger Dompropst Eberhard in eigener Person zu Windisch-Matrei zu Gericht saß, entschied er einen Streit zwischen Jörg Schneider und dessen Vettern „von wegen der Wirdt- und Hausmannschaft" dahin, daß Jörg „die Wirdtschaft annemben und inen (ihnen) Allen treulichen haussen solle"; sein Vetter Asm solle ihm „als wirdt gefellig, gehorsam und nicht widerwärtig sein". Würde sich nach Ablauf eines Jahres herausstellen, daß die Wirtschaft schlecht gehe, so solle mit den Beteiligten von neuem verhandelt werden. Tags darauf (am 8. November) erschienen vor Gericht Hanns Pätrer auf Racell (ansässig) und dessen Vetter Blasius, welchen ersterer beschuldigte, er habe „nit fürwertz" (nicht vorwärts) gehaust, sondern vielmehr Schulden gemacht. Darauf hin übertrug der Dompropst die Wirtschaft dem Kläger für die Dauer eines Jahres und zwar dergestalt, „daß er inen Allen zum trewlichsten und ungeverlich haussen, auch den Blassy, sein Weib und Kind umb gesundt (d. h. in Krankheitsfällen) und in Allem wie sich gepürdt vnndterhalten sol und Blassy sol sein Arbait, was er mit Zimern oder sonnst erobert inn das Haushaben geben und sol mit des Hannsen als Wirdts wissen und willen zu zimern oder sonst zu arbeiten ausgeen". Am 9. November bat die Witwe des Alban „auf dem Stain", sie davor zu schützen, daß ihr Stiefsohn Rulf sie samt ihren Kindern zwinge, aus dem gemeinsamen Familienverbande zu scheiden. Rulf erklärte, ihr dies darum angedroht zu haben, weil er sie und ihre Kinder „zu Arbeit angeredet" und weil darob Krieg und Haber entstand. Er erbot sich übrigens, die Witwe und deren Kinder bei sich zu behalten und aller Gebühr nach zu halten, dafern sie ihrerseits sich geziemend benehmen. Am 17. November brachte Christan, Sohn des Hanns zu Jesach in Defereggen wider seinen Oheim Stefan vor: er wolle an Stelle seines Vaters zur „Heimat", die dieser mit dem Stefan zusammen gekauft habe und welche letzterer nun allein besitze, „zugelassen werden". Doch der Schulden, welche dieser gemacht habe, während er (Christan) „nit anhaimbs gewest, auch das Heimat nit gerimbt noch genossen hab", wolle er „unentgolten" sein. Der Dompropst erkannte: weil Christan „nit bedacht (ist), sich von dem Heimat abfertigen zu lassen, auch Stefan begehrt, daß Inn gedachter Christan soll haussen und arbaitten helffen, so sollen sie sich in Ansehung der großen Schulden, so verhanden, damit dieselbe dest leichter aus ungeteiltem Gut bezahlt werden mugen, zusammenziehen und Christan soll dem Stefan als wirdt gefällig sein, auch treulichen hausen und arbaitten helffen". Dem Stefan wird eingeschärft, seine Kinder von aller Unbill wider Christan abzuhalten. Zeigt sich nach zwei Jahren, daß sie im Vereine zu leben sich nicht eignen, so mögen sie vor Gericht „vmb Thailung" anhalten; aber diese wird nur deshalb zugestanden werden können, weil „dasselb Guet vorhin auch gethailt gewest". Die Kosten der Gerichtsverhandlung hat Stefan allein „als wirdt aus dem Haushaben und ungethailten Guet" zu bestreiten. Am 1. März 1559 trug Jörg Stainer auf Racell dem Urbargerichte den Wunsch vor, es möge Einer seiner Brüder „zu der Wirtschaft gesetzt werden". Er begründete sein Anliegen damit, daß er schon in die 20 Jahre Wirt gewesen; nun aber wollen sich die Hausfrauen seiner beiden Brüder „in dem so sich Haushabens Notturft gepürt" nicht mehr fügsam erzeigen, und sie werden darin durch die Ehemänner bestärkt. Die Brüder des Klägers widersprechen dem und gelobten, dafür sorgen zu wollen, daß ihre Frauen mit dem Eheweibe des Jörg fürderhin gut auskommen. Sie willigten auch ein, daß nachdem dermalen die Hausfrau des Lucas „Mairin" sei, von jetzt an die „Mairschaft" (d. h. die Leitung der weiblichen Verrichtungen in der Haus-Kommunion) der Hausfrau des Jörg „gelassen werde". Hierauf ging jedoch Jörg nicht ein, sondern er bestand darauf, daß die Frau des Lucas in dieser Stellung verbleibe, weil sie „die meisten Kinder habe"; hinwider möge die Hausfrau des Christan, die nur ein Kind habe, seiner (des Jörgen) Frau, welche kinderlos sei, „arbaitten helffen". Das Gericht beschied die streitenden Parteien wie folgt: Jörg bleibt Wirt; die Hausfrauen seiner Brüder haben in Ansehung der Haushaltung ihm zu gehorchen; vertragen sich die Weiber untereinander nicht und wehren ihre Männer nicht dem Streite, so sollen sie allesamt mit Gefängnis oder sonst „nach Gelegenheit" bestraft werden. Aber auch Jörg möge sich gegen die übrigen „wirdtlich und gepürlich halten und nit zu hardt sein". — Also zwangsweise sogar wurden damals die Haus-Kommunionen zusammengehalten. Das Gegenteil hiervon mußte freilich Platz greifen, als der Gerichtsbezirk Windisch-Matrei im

Jahre 1810 ein Bestandteil des französischen Königreichs Illyrien wurde und demzufolge der die Zerstückelung der Bauerngüter begünstigende Code Napoleon dort zur Geltung gelangte. In einem amtlichen Berichte, welchen der Administrator des salzburgischen Pfleggerichts Lengberg unterm 21. Jänner 1807 erstattete, heißt es rücksichtlich des Bezirks Windisch-Matrei u. a.: „Mithäuserey (Kommunhausung) kommt in diesem Bezirke allein vor. Sämtliche Geschwister leben im väterlichen Hause, heiraten und helfen einem sogenannten Vorhauser das Gut bearbeiten. Es ist daher ein gemeinschaftlicher Besitz, zu welchem durch Todfall des vorigen Besitzers oder durch Übergabe gelangt wird. Bei Lehen und bei der Freystift ist die Mithäuserey gewöhnlich. Der Vorhauser wird guter Eigenschaften willen gewählt und er leitet die Wirtschaft. Die übrigen helfen ihm wie Knechte und Mägde, haben ihre volle Verpflegung, aber keinen Lohn und keinen Anteil an der jährlichen Ersparnis, worüber (wenn sie zu verteilen wäre) ein eigener Vertrag bestehen müßte. Beim Todfall kann nur das Inventar, das dem gemeinschaftlichen Besitze zu Grunde liegt, bei den Mithäusern zur Sprache kommen. Jedoch ist der Mithauser berechtigt, den Fortgang des Hauswesens zu beurteilen und, wenn er es für zuträglicher hält, aus der Gemeinschaft zu treten und seinen Anteil von den übrigen herauszufordern oder eine bestimmte Herausgabe anzusprechen, dafern die Abteilung von der Obrigkeit nicht gestattet wird. Dieses findet gleichfalls statt, wenn ein Mitgehäuse einer andern Mithausung einverleibt wird oder einheiratet (vulgo: angewunschen wird)." — Man ersieht hieraus, wie sehr schon zu Anfang des 19. Jahrhunderts die Strenge, mit welcher in früherer Zeit die Kommun-Wirtschaft im Windisch-Matreier Bezirke war gehandhabt worden, einer milden Praxis gewichen war. Damit aber die Übereinstimmung der in Rede stehenden Bewirtschaftungsart mit dem, was die Südslaven unter Haus-Kommunion verstehen, ersichtlich werde, setze ich ein paar die letztere kennzeichnende Sätze aus dem von ihr handelnden Werke des kroat. Obergespans Utiešenović (die Hauskommunionen der Südslaven, Wien 1859) hier her: „In einem solchen mit dem Taufnamen des Hausvaters und mit einem einzigen Familiennamen benannten Hause findet man gewöhnlich 1. einen rüstigen Hausvater (gospodar, starešina) von 40 bis 50 Jahren mit seinem Eheweibe und 2 bis 3 Kindern; der erstere ist mit dem Amte des Verwalters dieses ganzen Hauses betraut, wogegen ihn sein Weib in bezug auf das innere Hauswesen unterstützt; 2. seine alten 60- bis 70jährigen Eltern (der Vater war früher Hausvater, hat aber diese Bürde Alters wegen zurückgelegt); 3. seines Vaters Bruder mit seinem Eheweibe mit oder ohne solche Kinder; 4. einen jüngeren Bruder des Hausvaters mit seinem Eheweibe. . . " (S. 19). „Diese Hausgenossen wirtschaften mit vereinten Kräften auf diesem gemeinschaftlichen Besitze. Der Hausvater hat die Oberleitung und die Exekution, während alle erwachsenen männlichen Hausgenossen, in wichtigeren Fällen beratend und beschließend, sonst aber im allgemeinen die Anordnungen des Hausvaters exequierend, mitzuwirken berufen sind. Die Hausvaterstelle wird nicht immer vom ältesten Manne versehen. Wenn selbst in einem solchen Hause nur ein Vater mit seinen Söhnen ist, so legt der erstere die Hausvaterstelle freiwillig nieder, sobald er fühlt, daß seine Kräfte abnehmen. . . Er übergiebt dieses Amt auch nicht immer dem ältesten, sondern dem gescheidtesten wackersten Sohne und wenn sein eigener Bruder oder ein andrer Verwandter im Hause ist, selbst diesem, wenn er älter als die Söhne ist. Auch tritt öfters die Wahl ein." (S. 21.) „Das Erträgnis der Wirtschaft übernimmt der Hausvater und die Hausmutter in Verwahrung und es wird davon der jeweilige Bedarf für das ganze Haus und die öffentlichen Abgaben bestritten." (S. 22). — Oben wurde erwähnt, daß der Ausdruck „gospodar" (Hauswirt) sich in der entstellten Form "Pospodor" erhalten hat. Er ist ein zu Stribach, einer Gemeinde am Fuße des Iselberges (eine Wegstunde östlich von Lienz), vorkommender Familienname (IX, S. 21).

V. Merkmale am Typus der Bevölkerung. Nachdem ich selber längst (I) auf Schriftsteller hingewiesen hatte, welche auf Grund näherer Vertrautheit mit der Bevölkerung des Iselthales dieser slavische Gesichtszüge und Temperaments-Eigenheiten zugeschrieben haben, kam Mitterrutzner (IV) auf derlei Slavenreste zurück, indem er den Seelsorger des Kalser Thaler, Anton Auer, als Gewährsmann zitiert, welcher bereits in Amthors „Alpenfreund" (V. Bd., 1. Heft, 1872) solche hervorgehoben hat. Insbesondere werden da die „slavischen Gesichter" (vorstehende Backenknochen, blinzelnde, etwas, doch kaum merklich, schief geschnittene Augen, teilweise blasser, bleifarbiger Teint und ein undefinierbarer, glänzender Blick, sowie die, allerdings nicht durchschnittlich, glatten Haare) betont, ferner gewisse Eigenschaften des Gemütes (in sich gekehrtes, zu mystischer Richtung geneigtes Seelenleben, rascher Wechsel entgegengesetzter Affekte, melancholische Grundstimmung, die sich im Mollton der von ihnen gesungenen Melodieen offenbart). Von den Bewohnern der Isel-Region sagt bereits Beda Weber, ein Lienzer von Geburt, in seinem Werke „Das Land Tirol" (III, 158): „So sehr sie durch Art, Tracht und Sitte voneinander geschieden sind, haben doch alle die gemeinsamen Merkmale der wendischen Abkunft und als solche sind sie den Kärntnern weit ähnlicher als den Tirolern."

Am Schlusse dessen, was von den Bewohnern dieser Gebirgsgegend hier berichtet wird, ist auch noch der Wahrnehmung zu gedenken, daß denselben slavisches Rindvieh, allerdings mit bojoarischem fast zu gleichen Teilen gemischt, zur Seite steht. Regierungsrat Ferd. Kaltenegger in Brixen, ein Forscher ersten Ranges auf dem Gebiete der Tierrassenkunde, hat dieses Vorkommnis durch eine dem Direktor Mitterrutzner gemachte und von diesem (IV, S. XIV) veröffentlichte Mitteilung verbürgt.

Mit der Frage, wie lange die Slaven in Tirol ihr Dasein fristeten? haben sich Patigler (XIII, S. 15) und Unterforcher (X, S. 12 ff.) beschäftigt. Beide stimmen darin überein, daß vom Jahre 1329 bis zur Bestattung des letzten Slaven im Isel- und Möllthale nur eine ganz kurze Spanne Zeit liegen kann. Dagegen sind sie verschiedener Ansicht in bezug auf die Fortschritte, welche die Germanisierung unter den tirolischen Slaven machte. Ersterer nimmt an, daß schon gegen das Ende des 10. Jahrhunderts „die wendische Sprache" in der Isel-Region nicht mehr vorherrschte, sondern mit der Christianisierung bereits die Germanisierung dort um sich griff. Letzterer folgert aus dem Lautbestande der slavischen Namen, die in einem Görzer Urbar von 1329 vorkommen, daß bis dahin in den abgelegenen Thälern nicht nur, sondern auch in der Lienzer Ebene sich Slaven erhielten. Er hätte sich zur Begründung dieser Annahme auch auf die von ihm selbst (IX, S. 25) beigebrachte Stelle jenes Urbars berufen können, wo eines „Mansus, in quo residet suppan", als im Thale Virgen gelegen, Erwähnung geschieht. Es stand also im Jahre 1329 noch ein Župan an der Spitze der Virgener Thal-Gemeinde, was wohl kaum möglich gewesen wäre, wenn das Slaventum damals dort schon aufgehört hätte, sich zu regen. Ich bin geneigt, was die entlegenen Thäler betrifft, das Aussterben der Slaven in denselben in eine noch spätere Zeit zu verlegen. Aber es ist nur eine Vermutung, welche ich hier äußere, und ich verkenne nicht, daß sie auf schwacher Grundlage ruht. Die zu Anfang des 16. Jahrhunderts niedergeschriebene Kirchmayrsche Chronik des Pusterthales, die sich

nur in transskribierter Gestalt erhalten hat, meldet nämlich, daß zu Anfang des 15. Jahrhunderts Hussiten ihre Irrlehren in der Lienzer Gegend zu verbreiten suchten, worauf sie kaum verfallen wären, wenn sie dort nicht Slaven anzutreffen erwartet hätten. Und damit hängt vielleicht ein Erlebnis meines verstorbenen Freundes Hermann Ritter von Delama zusammen, welcher, wie er mir zu Anfang der 60er Jahre erzählte, etwa sechs Jahr zuvor als Adjunkt des Bezirksamts Taufers bei einer Dienstesverrichtung in einem der Thäler, durch die man über hohe Gebirge nach Deffereggen gelangt, durch Lawinengefahr festgehalten in dem Bauernhofe, wo er verweilte, eine ihm unverständliche Handschrift vom Besitzer des Hofes mit der Bemerkung vorgewiesen erhielt: sie erbe sich in seiner Familie als eine Erinnerung an die Hussitenzeit fort. Den Bauernhof mir zu bezeichnen, weigerte sich der Genannte, weil er dem Bauer hatte geloben müssen, das bis dahin sorgfältig gehütete Geheimnis nicht zu verraten. Daß es in jenen Thälern noch um die Mitte des vorigen Jahrhunderts Krypto-Protestanten gab, ist durch Erhebungen der kirchlichen Behörden sicher gestellt. Und welche Abneigung gegen den Katholizismus unter den Defereggern einst herrschte, wurde bereits erwähnt. — So viel über die Slaven im Pusterthale oder vielmehr in dessen nördlichen Verzweigungen.

Was die sonst noch in Tirol vorhandenen Slavenreste anbelangt, so halte ich heute noch beinahe alles aufrecht, was ich diesbezüglich in meiner ersten Abhandlung über diesen Gegenstand (I) hinsichtlich des Wohngebietes der Ladiner gesagt habe.

Ich bin heute mehr als je davon überzeugt, daß die Voreltern der meisten tirolischen Ladiner, wozu ich auch die Bewohner des Tessin- und Fassa-Thales und die Primörioten rechne, aus Friaul zugewandert sind und daß mit ihnen, wenn schon nur in geringer Menge, Slaven aus diesem Lande in jenes Wohngebiet kamen. Auf solche Zuzügler führe ich zurück die an die Slavinen des Görzer Gebiets erinnernde Tracht der Weiber des Val Tessin und deren Überbürdung mit Feldarbeit, die anderswo Männer verrichten; ferner Ortsnamen wie: (Castell) Iwano, Strigeo; Ausdrücke wie: Colmello, Canale; endlich die auffallenden Hochzeitsgebräuche zu Predazzo und im hinteren Fassa-Thale. Die Klageweiber bei Leichenbegängnissen im Valsugan und den kolo-ähnlichen Gobbi-Tanz zu Trient mache ich hier nicht mehr als einschlägige Gebräuche geltend, zumal auch Wesselofsky (V) Zweifel über deren Beweiskraft geäußert hat.

Möge endlich ein slavischer Ethnograph es der Mühe wert finden, das Wohngebiet der Ladiner in Tirol zu bereisen und daselbst mit der nötigen Unbefangenheit nach Slavenresten forschen. Er wird sich für seine Bemühung reichlich belohnt sehen.

Karsikot, die entästeten Bäume in Finnland[1].

Die Karsikot (Sing. Karsikko) sind bei den Finnen eigentümliche Bäume, welche noch in Savolaks und Karelien, wie auch hier und da im nördlichsten Ostrobotnien vorkommen.

Gewöhnlich macht man ein Karsikko aus Fichten und Tannen durch Ausästung so, daß nur der Gipfel oder auch der untere Teil ihre Äste behalten. In der Mitte des Baumes läßt man als Arme zwei Äste stehen, wenn die Person, für welche das Karsikko bestimmt wurde, verheiratet ist und nur einen Ast, wenn sie unverheiratet ist.

Man macht die Karsikot nicht nur für Lebendige, sondern auch für Gestorbene. Kommt jemand zum erstenmal auf Besuch in einen fremden Hof, so wird ihm zu Ehren ein Karsikko gemacht, auf dem ein Ast nach der Richtung hin zeigt, wo jener zu Hause ist. Der Reisende ist da „Härkämies", d. h. Ochsenmann, und es ist Sitte, ihm zu Ehren eine Bewirtung, Härkäkannut, d. h. Ochsenkannen, herzustellen. Auch Reisegefährten machen für einander Karsikot, wenn sie zum Beispiel auf einer Reise in fremden Orten ankommen.

Auch für Verstorbene macht man ein Karsikko, wenn die Leiche in die Kirche gebracht wird. War der Entschlafene verheiratet, so läßt man zwei Äste als Arme gegen den Wald hin, war er unverheiratet, nur einen Ast gegen den Weg hin stehen. Hier und da erkennt man das Karsikko eines Gestorbenen daran, daß der Ast gegen die Kirche gerichtet ist. In späteren Zeiten aber begnügte man sich einfach mit dem Glätten der Seite der Tanne, worauf die Jahreszahl des Todes eingeschnitten wurde oder man nagelte auf der Fichte ein kleines schwarzes Brettchen mit den Initialen und dem Todesjahr des Gestorbenen fest. In dem Kirchspiel Iisalmi (Savolaks) werden sogar Jahreszahlen, die man zur Erinnerung an Gestorbene in die Wände eingeschnitten hat, Karsikot genannt.

Scheinbar erinnert die eben beschriebene Form der Karsikot mit ihren „Armen" an die menschliche Figur und M. A. Castrén erwähnt in seinen Bemerkungen von Sodankylä (Kirchspiel in dem nördlichsten Ostrobotnien) die Sitte, daß ein Reisender, der zum erstenmal in eine Gegend kommt, sich entweder ein Karsikko oder ein Bild aushauen läßt, das der menschlichen Figur ähnelt. Das Bild wird Hurrikkainen genannt und ist nach der Vermutung Castréns von derselben Art wie die ehemaligen hölzernen Seidabilder der Lappen. Solche Bilder hat Hjalmar Appelgren an den Ufern des Kemiflusses abgezeichnet, wo man sie häufig unter dem Namen Patsaat, d. h. Säulen oder Denkmäler, findet. Es sind dieses Denkzeichen der Fischer und Jäger, errichtet da, wo sie sich wegen des Fischfanges aufgehalten haben, oder um Renntiere zu fangen oder Perlen zu fischen.

„Ursprünglich", erzählt Appelgren, „sind es lappische Götzenbilder oder Seidas gewesen, an deren Nachahmung das jetzige Volk noch sein Vergnügen findet. Man weis nämlich, daß die Lappen vormals die Sitte hatten, an der Stelle, wo sie fischen wollten, „zur Ehre des Wassers" ein Denkmal zu geloben, für den Fall, daß sie gute Beute machten. Dasselbe geschah bei gutem Fang an den Gruben, wo die Renntiere gefangen wurden. Man findet nicht nur hölzerne, sondern auch steinerne Säulen. Die ersteren wurden aus einem wachsenden Baume, den man eine oder zwei Ellen über der Erde abhieb, gemacht und dessen oberes Ende trichterähnlich geformt wurde, so daß er gewissermaßen einer menschlichen Figur ähnelte. Oben wurde die Säule eben gemacht und eine steinerne Scheibe darauf gelegt, um die Vermoderung zu verhindern."

[1]) Der Globus beginnt hiermit eine Reihe von Mitteilungen volkskundlicher Art aus Finnland, die ihm von einem der berühmtesten finnischen Gelehrten zugingen, dessen Name aber leider aus Rücksichten verschwiegen werden muß, für die wir in Deutschland kein Verständnis besitzen. Die obige Mitteilung stammt aus dem Album der Studenten Finnlands in finnischer Sprache, welches Elias Lönnrot bei seinem 81. Geburtstage (9. April 1882) verehrt wurde. A.

Die steinernen Denkmäler sind klein, aus Steinscheiben, die aufeinander gelegt sind, gemacht und also ähnlich den Jatulin patsaat (Säulen der Jatunen, ein traditionelles Volk) in Kemi, die in Suomen Kuvalehti (Illustrierte Zeitung Finnlands) abgebildet sind.

Die Karsikot, Hurrikkaiset und Patsaat scheinen doch, nach dem Vorgesagten zu schließen, fast denselben Zweck zu haben, da sie alle Denkzeichen an einen Besuch fremder Orte sind. Wenn dieses aber so ist, so bezeugt die Häufigkeit der Karsikot in Savolaks und Karelien, daß die Errichtung solcher Denkzeichen nicht als eine Nachahmung einer lappischen Sitte gelten kann, sondern wahrscheinlich in irgend einer Form auch bei den Finnen eine uralte Sitte ist, vielleicht entsprechend dem Versetzen der Penaten in dem klassischen Altertum. Darauf deutet auch eine uns erhaltene geschichtliche Erinnerung. Als die Russen im Jahre 1559 bei der schwedischen Regierung über die Kolonisation der Umgegenden des Oulujärvi-Sees (im nördlichen Finnland) sich beklagten, die sie als russisches Gebiet betrachteten, erzählten sie u. a., daß die Kolonisten bei ihrer Ankunft in dem Dorfe Kuritkin ausgeschnittene Bildsäulen — theres utskärne beleter — auf den Plätzen errichteten, wo sie ihre Höfe gründen wollten.

Es ist natürlich, daß die künstlichen Götzenbilder der Finnen, insofern sie überhaupt existierten, schon frühzeitig zerstört wurden durch die Verbreitung des Christentums; dagegen war es nicht so leicht, diese gelegentlich vorkommende Sitte zu vernichten, von welcher oben geredet ist. Doch haben sich einige Überlieferungen auch von häuslichen Götzenbildern erhalten. In der Zeitung Viipurin Sanan Saattajat (Botschafter Wiburgs), 1834, steht ein Aufsatz über die Bekehrung der Karelier, wo einige seltsame Nachrichten über das Heidentum dieses Volkes ohne Quellenangaben erzählt werden, u. a., daß sie zu Hause aus Holz geschnittene Götzenbilder hatten, in den Wäldern aber geräumige Opferstätten mit einem großen Stein in der Mitte, zu welchen sie kriechend ihre Opfer brachten, und dann mit dem Blut der Opfer die Bilder ihrer Abgötter beschmierten. In Töysä (Kirchspiel im südlichen Ostrobotnien) spricht man noch von dem Abgott Tohnis. Dieser stand bei dem Hof Tohni auf einem steinernen Hügel, Kreuzhügel genannt, wurde aber vor mehr als hundert Jahren von dem Voigt des Distriktes Lapua zerstört. Als der Hügel später weggeräumt wurde, fand man noch den hinteren Teil des Bildes und darin eine silberne Münze, wie auch auf dem Boden des Hügels kleine Kreuze und Fingerringe.

Es ist schwer zu bestimmen, welche von den beschriebenen Volkssitten älter ist, die Errichtung von Karsikot oder die von Bildsäulen. Die erste ist einfacher und die Karsikot, welche die Aufmerksamkeit der Priester weniger erweckten, konnten sich deswegen in der Sitte des Volkes bis auf unsre Zeit erhalten, ebenso auch die Opferbäume, die man noch an vielen Orten im mittleren und östlichen Finnland trifft. In Wiitasaari (Kirchspiel im mittleren Finnland) soll sich sogar ein Opferbaum befinden mit ausgeschnittenen Götzenbildern an der Seite; — vielleicht solche der menschlichen Figur ähnliche Bilder, die man nach M. A. Castrén in sehr alten Bäumen in den nördlichen Teilen Finnlands gefunden hat.

Einen andern Zweck mag das Karsikko haben, das man für den Gestorbenen macht, wenn man die Leiche in die Kirche bringt. In der Zeitung Sanomia Tarusta (Nachrichten von Abo), 1861, erzählt ein Reisender, daß er auf dem Wege von Wiburg nach Friedrichshamn eine große Birke mit zahlreichen Kreuzen, mit Namen und mit Todesjahren beschriebenen Brettchen gesehen habe. Sie wurde Kreuzbirke genannt und man gab an, sie verhindere den Gestorbenen, das Haus wieder zu besuchen. Man erklärt nämlich, der Tote bleibe stehen, um seinen Namen auf dem Brette zu betrachten, dabei sieht er aber das Kreuz und muß deswegen nun zurückkehren. Zu demselben Zwecke soll man auch anderswo in der Provinz Wiburg Kreuze an den Bäumen und Steinen halbwegs zwischen dem Haus und der Kirche anbringen. Daraus ergiebt sich wahrscheinlich als Zweck des Karsikko des Gestorbenen, diesem das Spuken im Hause zu verwehren.

Amerikanische und sibirische Nephritgeräte.

Gesammelt und erläutert von Adrian Jacobsen.

Wiewohl schon so viel über Nephrit und die Nephritfrage geschrieben wurde, glaube ich doch, daß die Mitteilung meiner Erfahrungen in dieser Beziehung nicht unwillkommen sein wird, da ich Nephrit sowohl in bearbeitetem, wie in rohem Zustande in manchen Gegenden gefunden, in denen er, soweit mir bekannt, vorher von keinem andern Reisenden beobachtet wurde. Nach meinem Erachten ist es auch ganz sicher, daß die meisten von mir gesehenen und gesammelten Stücke auch aus der Gegend, in der ich sie antraf, stammen. Denn die bei weitem größte Zahl der aus Nephrit gefertigten Schmuckgegenstände und Gerätschaften zeigte genau denselben Charakter, wie die andern in der betreffenden Gegend gebrauchten Steingeräte.

Auf meiner in den Jahren 1881 bis 1883 für das Völkerkunde-Museum in Berlin unternommenen Sammelreise in Alaska erwarb ich auf der Cap Prince of Wales-Halbinsel, sowie am Kotzebuesunde gegen 80 Gegenstände aus Nephrit, deren Farbe zwischen Weiß und Dunkelgrün wechselt. Auch ein eigentümliches, braun und grün gestreiftes Stück habe ich dort gesehen, aber leider nicht in meinen Besitz bringen können. Die braunen Streifen in diesem Stücke schienen mir aus einem andern eingesprengten Mineral zu sein.

Die dort erworbenen Gegenstände bestehen aus Äxten, Meißeln, halbmondförmigen Messern (von den Eskimofrauen zum Abziehen der Felle, sowie zum Zerlegen der Fische gebraucht), kleinen scharfen, scheerenförmig geschliffenen Messern (zur Anfertigung von allerlei Holz- und Knochengeräten verwendet) und schließlich einem großen, breiten Dolche mit tiefer Blutrinne an der einen Seite. Ferner befinden sich darunter noch eine Reihe von Bohrern und Hämmern, zu welchen letzteren man in der Regel Steine von heller, weißer oder grauer Farbe wählt; Perlen, zwei bis drei Zoll lange, ovale Knöpfe (unsern Manschettenknöpfen ähnlich), welche den Eskimos als Lippenschmuck dienen, indem sie dieselben in die durchbohrten Mundwinkel einknöpfen, und endlich stabförmige Amulette, die an einer Schnur um den Hals getragen oder am Gurte befestigt werden.

Auf wiederholtes Befragen, woher die Eingeborenen den Nephrit hätten, erklärten die Eskimos einstimmig, daß er von einem hohen Berge herstamme, welcher an dem in den Kotzebuesund mündenden Kowak-Fluß liege. Ein Führer, der bereits längere Zeit bei mir war, erbot sich sogar, mich dorthin zu geleiten; doch, da wir uns mitten im Winter befanden und unter den dortigen Bewohnern Hungersnot

ausgebrochen war, standen wir von dieser beschwerlichen und weiten Reise ab, bei der der Erfolg doch immer sehr zweifelhaft gewesen wäre.

Die Eskimos erzählten ferner, daß im Kotzebuesunde zwei berühmte Schamanen lebten, welche das Gewinnen des Minerals aus obigem Berge besorgten und dann dasselbe gegen hohe Bezahlung an das Volk verkauften. Die Schamanen träfen große, in Wahrsagen, Opfern, Gebeten u. dergl. bestehende Vorbereitungen, ehe sie in die Berge hinaufgingen. So binden sie sich beispielsweise an jede Seite des Gesichtes ein Brett und umwinden dann den ganzen Kopf mit Lederriemen. Dies thun sie deshalb, weil angeblich die Stelle, an der sich der Nephrit befindet, von einem Dämonen bewacht wird, der es bewirkt, daß einem gewöhnlichen Sterblichen der Kopf zerspringt, nur der Medizinmann hat es in seiner Gewalt, sich durch Zaubermittel davor zu schützen. Deshalb wagt sich auch kein andrer in jene Gegend. Nun waren aber die beiden berühmten Medizinmänner gestorben und von den übrigen Eskimos vermochte keiner den Fundort genau anzugeben.

An der Mündung des Yukon konnte ich nur sechs Stück dieses Gesteins erwerben, die augenscheinlich durch Handel dort hingekommen waren, und auf der Alaskahalbinsel kannte man wohl den Namen des Minerals, aber es kam mir dort kein Stück zu Gesicht. Alle Waffen und Gerätschaften, wie Beile, Messer rc., die ich dort sah, waren aus andern Gesteinsarten verfertigt; denn die nordwestlichen Eskimos leben bekanntlich noch heute vollständig im sogenannten „Steinzeitalter“, was insofern eigentlich sehr befremden muß, als diese Leute seit längerer Zeit mit Europäern mehr oder weniger im Verkehr stehen und Eisen hinreichend kennen. Das Vorkommen von Steingeräten hängt hier mit dem Aberglauben der Eskimos eng zusammen, die sich noch nicht entschließen konnten, die von ihren Vätern ererbten Gewohnheiten und die durch so althergebrachten Gebrauch gewissermaßen geheiligten Geräte einfach über Bord zu werfen. So darf z. B. kein Weib die Lachse mit einem eisernen Messer zerlegen, da sonst die Fische auf Nimmerwiedersehen die Küste verlassen würden. Auch dürfen bei Krankheiten keine eisernen Geräte im Dorfe gebraucht werden, vielmehr werden dieselben sogar in solchen Fällen den Einheimischen wie den europäischen Reisenden abgenommen. So stellen die Leute noch heutigen Tages ihre Lanzenspitzen aus Stein her, und bei Festlichkeiten wird das Holz mit Beilen aus Wallroßzahn gespalten.

Nephritäxte sind vereinzelt auch wohl noch bei den Tschuktschen von Reisenden gefunden worden; doch dürften diese infolge des lebhaften Handels zwischen Cap Prince of Wales und Sibirien von den Eskimos herübergebracht sein.

In Britisch-Columbia fand ich die erste Nephritaxt im Norden der Provinz auf der Königin-Charlotte-Insel. Sie war aus hübschem, dunkelgrün gefärbtem Material. Auch bei den Tlinkiten sind Nephritbeile gefunden worden. Dieser Stamm handelt bekanntlich viel nach dem Yukon und es ist somit leicht möglich, daß sie das Mineral von dorther bezogen haben. Auch auf dem Festlande, gegenüber von Vancouver, sowie in der Nähe von Viktoria erwarb ich einige Nephrite.

Man darf wohl die Vermutung aussprechen, daß Nephrit vom Kotzebuesund aus nach Süden durch viele Jahrhunderte exportiert worden ist. Die Mallemuten, die Bewohner des Kotzebuesundes, bereisen heute noch die Küste bis zur Cooksinlet hinab, und ich habe selbst beispielsweise dort eine Familie getroffen, die vom Kotzebuesunde gekommen war und sich dort angesiedelt hatte. Ferner treiben die Bewohner des Nortonsundes einen regen Handel zu Lande mit den Bewohnern des oberen Yukon. Diese Gegenden besuchen, wie oben erwähnt, die Tlinkiten. Andrerseits kommen die Haida von Vancouver noch jetzt, wie früher nach Norden hin zu den Tlinkiten, nach Süden hin in das Washington-Territorium. Alle diese Völker haben eine mehr oder weniger ständige Kultur, dieselben Waffen und Gerätschaften sind noch heute bei ihnen in Gebrauch, wie sie ihre Vorfahren vor Hunderten von Jahren besaßen. Und bei meiner Ankunft in Alaska bemerkte ich sogar zu meinem Erstaunen, daß die Eskimos so noch heutzutage genau dieselben Lippenpflöcke tragen, wie ehemals die alten Mexikaner, ja teilweise sogar aus demselben Material. Diese Lippenpflöcke werden in einer Entfernung von je einem Zoll rechts und links von den Mundwinkeln in den durchbohrten Backen getragen. Sie haben die Form eines Miniaturcylinderhutes und werden aus Lignit, Serpentin, Marmor, Walroß- und Mammutszähnen gefertigt. Die Ähnlichkeit ist eine so auffallende, daß man die prähistorischen und die modernen Stücke nicht zu unterscheiden vermag; mit wenigen Unterbrechungen werden sie noch heute von Vancouver bis zur Barrow-Spitze, der nordwestlichsten Spitze Amerikas, getragen.

Auf meiner Reise in Sibirien (1884 bis 1885) besuchte ich auch das Irkutsker Museum, dessen Sammlungen leider bei einem Brande zum großen Teil zerstört worden waren; doch wurden gerade damals von neuem in der Umgegend Ausgrabungen veranstaltet und dabei viele Nephritstücke gefunden. Besonders fiel mir ein Schneideinstrument auf, dessen Form ich sonst nirgends wieder gesehen habe, dasselbe war auf der einen Seite wie unsre Taschenmesser geschliffen, auf der andern Seite dagegen wie eine Schere. Auch bewahrte man im Museum drei mächtige Nephritblöcke, die als Geröll im Irkutskflusse gefunden worden waren. Auf meine Bitte, mir eine Probe von denselben zu überlassen, wurde nach einem Schmied gesandt, der uns einige Stücke von dem in Hülle und Fülle vorhandenen Materiale losschlug [1]).

Am Amur, wo ich viele Steingeräte erwarb, erhielt ich anfänglich kein einziges Nephritexemplar, und meine Nachfrage in betreff dieses Minerals war erfolglos; später jedoch kaufte ich auch hier Nephrite in Gestalt von breiten, runden, dünn geschliffenen Scheiben, die in der Mitte durchbohrt waren, und die von den dortigen Völkerschaften als Amulette benutzt werden, welche man der Braut als Geschenk in die Ehe mitgiebt. Hin und wieder sah ich reiche Goldenfrauen, die solche Platten, wenn auch von kleinerem Umfange, an ihren silbernen Ohrringen aufgereiht trugen. Auch auf Sachalin sah ich ähnliche Amulette. Ich bin jedoch der Ansicht, daß diese Nephritringe am Amur von mongolischen und mandschurischen Händlern herrühren.

Im Jahre 1884 oder 1885 sandte die amerikanische Regierung, durch meine Forschungen angeregt, eine Expedition nach dem Kotzebuesund, die neben geographischen Zwecken auch die Nephritfrage näher untersuchen sollte. Diese Expedition wurde von Leutnant Stoney geleitet, welcher einen der größten in den Kotzebuesund mündenden Flüsse, von den Eskimos Kowak genannt, aufwärts fuhr. Die Forschungen nach dem Nephrit waren jedoch ohne Erfolg, während die geographische Seite der Expedition das überraschende Resultat ergab, daß die dortigen Flüsse viel größer, jene Gegenden weit bevölkerter sind, als man bis dahin annahm.

Bei allen Völkern, bei denen überhaupt Nephritsachen vorkommen, steht dieses eigentümliche Gestein wegen seiner

[1]) Anmerkung des Verfassers. Dieses wurde später unter die Mitglieder der anthropologischen Gesellschaft zu Berlin verteilt; mehrere der Herren tragen jetzt daraus verfertigte Anhängsel in Form von geschliffenen Beilen u. dergl. an der Uhrkette.

Amerikanische und sibirische Nephritgeräte. Gesammelt von Adrian Jacobsen.

schönen Farbe und wegen seiner außerordentlichen Härte und Dauerhaftigkeit in gleich hohem Ansehen. Auch im Altertum ist das bereits der Fall gewesen, und daher ist es auch kaum wunderbar, wenn man in vielen Gegenden dem Nephrit eine übernatürliche, zauberische Kraft zuschrieb, die den Besitzer eines aus solchem Material hergestellten Amuletts vor Unglück schützen und aus Gefahren erretten kann. So erzählte mir einst ein gebildeter Chinese, mit dem ich die Fahrt von Alaska nach San Franzisko zusammen machte, daß sein aus weißem und grünem Nephrit bestehender Armring ihn vor Unglücksfällen und Lebensgefahren beschütze, und daß außerdem derartige Stücke die zauberische Kraft hätten, die Schwerkraft des Trägers aufzuheben; in seiner Heimat wären bereits zwei Fälle vorgekommen, wo einmal ein Kind und dann ein Mann von einer größeren Höhe heruntergefallen, aber durch das Nephritamulett, das sie trugen, so geschützt wurden, daß sie vollständig unverletzt geblieben seien.

Eine ähnliche Sage wurde mir bei den Eskimos von einem Riesen erzählt, der am Kotzebuesund wohnte und wegen seiner gewaltigen Körperkraft weit und breit gefürchtet war. Durch einen Mord, den einer seiner Verwandten begangen, hatte sich derselbe die Blutrache eines Mannes zugezogen, der ihm den Tod geschworen hatte, weil er des Schuldigen nicht habhaft werden konnte. In hinterlistiger Weise wurde er von diesem an einem schönen Sommertage aufgefordert, mit auf einen einsam im Meere liegenden Felsen zu steigen, um dort Vogeleier zu suchen. Nur mit langen Balken konnten sie dorthin gelangen, und kaum war der vorangehende Riese auf dem Felsen angekommen, als sein heimtückischer Feind eiligst die Balken zurückzog und ihm hohnlachend zurief, daß er nun hilflos und einsam bleiben und elend zu Grunde gehen müsse, weil der Tod des Erschlagenen auch seinen Tod als Rache fordere. Darauf verschwand er schnell in der Ferne und ließ den Riesen hilflos zurück, der vergeblich nach Rettung ausschaute und endlich, nachdem er einen ganzen Tag in der brennenden Sonnenhitze von Hunger und Durst geplagt ausgeharrt hatte, freiwillig zu sterben beschloß, um den Qualen eines langsamen Hungertodes zu entgehen. Er fesselte sich selbst seine Hände und stürzte sich so von oben ins Meer hinab, um so schnell wie möglich seine Qualen zu beendigen. Kaum war er aber untergetaucht, als er eine gewaltige Kraft in seinen Gliedern fühlte, die Mattigkeit, die er eben noch gefühlt, war verschwunden, seine Augen wurden hell, die Fesseln zerrissen und er wurde langsam von den Wellen an das sichere Ufer getragen; das Nephritamulett, das er auf der Brust trug, hatte ihn vom Tode gerettet. Er rächte sich nun an seinem hinterlistigen Feinde und floh dann in ein andres Land, wo er der Stammvater eines zahlreichen Geschlechtes wurde.

Ähnliche Sagen sind auch noch bei andern Völkern vorhanden, überall finden wir die zauberische Kraft des Nephrits wieder und überall die gleiche Unsicherheit über die Herkunft desselben. Daß die Nephritgegenstände in der nördlichen Hemisphäre ziemlich häufig vorkommen, ist sicher, aber damit ist die eigentliche Heimat desselben noch nicht sicher bestimmt, und es wird wohl erst einem künftigen Geschlechte beschieden sein, wirkliche Beweise dafür liefern zu können, daß Nephrit in Nordasien wie in Nordamerika in rohem Zustande gefunden wird. Wenn man bedenkt, daß es in Alaska ungeheure Länderstrecken giebt, auf die noch nie ein Weißer den Fuß gesetzt hat, so dürfte es immerhin sehr gewagt sein, wenn man, wie manche es gethan haben, behaupten will, daß Nephrit nicht dort vorkomme, sondern erst von Sibirien eingeführt sei. Ich glaube vielmehr, daß im Gegenteil die bei den Tschuktschen erworbenen Gegenstände aus diesem Mineral von Alaska nach dorthin importiert worden sind.

Erklärung der Abbildungen.

Amerikanische Nephrite (Fig. 1 bis 15). 1. Dolchmesser aus hellgrünem Nephrit mit eingeschliffener Blutrinne und Griff aus Mammutzahn. Kotzebuesund. — 2. Messer aus hellgrünem Nephrit, Griff aus Renntierhorn. Kotzebuesund. — 3. Stemmeisen aus hellgrünem Nephrit mit Holzgriff. Aus der Tundra zwischen Jukon und Koskoquin. — 4. und 5. Amulette aus hellgrünem Nephrit, mit Lederriemen, um sie am Halse zu tragen. Cap Prince of Wales. — 6. Perle aus hellgrünem Nephrit, Lippenschmuck. Cap Prince of Wales. — 7. Steinhammer; grauweißer Nephrit mit Lederriemen am Griff aus Renntierhorn befestigt. Kotzebuesund. — 8 a. und b. Lippenschmuck für Männer aus hellgrünem Nephrit. Mündung des Selawik. Kotzebuesund. — 9. Axt aus dunkelgrünem Nephrit mit Längs- und Querschliffen. Golowinbai, Norton-Sund. — 10 a. und b. Fisch- und Fellmesser aus fast schwarzem Nephrit; Griff aus Renntierhorn. Kotzebuesund. — 11. Bohrer aus dunklem Nephrit. Port Clarence. — 12. Lanzenspitze aus hellgrünem Nephrit. Kotzebuesund. — 13. Stemmeisen aus hellgrünem Nephrit. Port Clarence. — 14. Männerlippenschmuck in Fischschwanzform aus hellgrünem Nephrit. Port Clarence. — 15. Harpunenspitze aus hellgrünem Nephrit. Norton-Sund.

Sibirische Nephrite (Fig. 16 bis 18). 16. Frauenohrring mit kleinen grünen und weiß und grün gefleckten Nephritscheiben. Von Golden zwischen Troitzkoje und Chabarowka. Amur. — 17. Brustgehäng aus weißem Nephrit. Brautgeschenk, Sofiisk am Amur. — 18. Brustgehäng (Amulett?) aus weißlichgrünem Nephrit. Von Golden an der Mündung des Ussuri in den Amur.

Altslavische Feuergewinnung.

Von Dr. Friedrich S. Krauß.

Zur Ergänzung meiner Notiz über den slavischen Feuerbohrer auf S. 140 dieses Bandes sind mehrere beachtenswerte Nachträge zu verzeichnen.

In den dreißiger Jahren, als mein verewigter Vater nach Slavonien kam, war beim dortigen serbischen Bauernvolke die Feuerbereitung durch Feuerbohrer oder Holzreibung ein Überlebsel, welches sich nur bei der Kulthandlung der Pestbannung behauptet hatte, im übrigen hatte jeder Bauer in seinem Schultersack einen Feuerstahl, einen Feuerstein (kremečak, kremenčić) und Feuerschwamm (trud). Feuerstahl und Feuerstein waren Handelsgegenstände, die man aus Ungarn und Steiermark einführte. Sie hatten im Tauschhandel, der infolge des allgemeinen Geldmangels vorherrschte, ihren ständigen Tauschwert. Für einen halben Feuerstahl gab der Bauer eine halbe Metze Hafer und für einen Feuerstein entweder zwei Maß Weizenfrucht oder ein Halfter Heu, d. h. soviel Heu, als man mit einem Halfter umspannen konnte.

Die Pflicht der jeweiligen Schaffnerin in der zadruga (Hausgemeinschaft) war es, darauf zu achten, daß das Feuer auf dem Herde in der Küche nicht ausgehe. Vor dem Schlafengehen mußte sie das Feuer im Herdloch sorgfältig verdecken, um in der Frühe mit geringer Mühe an den noch glimmenden Kohlen frisches Feuer anzufachen. So machten es auch die in Slavonien angesiedelten Schwaben. Als Überlebsel ist in der Sprache noch das Sprichwort erhalten: „Wenn mans Feuer braucht, muß mans in der Aschen suchen.“

Analog dem ersteren deutschen Sprichworte ist das serbische, gleichfalls ein Überlebsel: „Ko se dima no nadimi, taj se vatre ne nagrije“ (Wer nicht genug Rauch hinunterwürgt, der hat auch keine Gelegenheit, am Feuer sich genug zu erwärmen).

In Slavonien wurde das durch Reibung gewonnene Feuer samorodna, in Serbien živa (lebendiges Feuer) vatra genannt.

In des Bulgaren P. Ljiebenov Büchlein Baba Ega (Mütterchen Ega oder Sammlung verschiedener Glaubenssachen, volksmedizinischer Vorschriften, Magien, Zaubersprüche und Gebräuche im Gebiete von Küstendil), Trnovo 1887, findet sich auf S. 44 die Bemerkung: In der Umgebung von Küstendil wird das Kultfeuer (Festfeuer), mit welchem die Feuerstöße in Brand gesteckt werden, zwischen denen man das Vieh durchtreibt, durch Reibung zweier Stücke Eschenholz erzeugt. In einigen Dörfern der Umgebung des Ortes Provadija pflegt man das Vieh auszuräuchern. Man treibt es zwischen Reihen von Feuerbränden durch, während Popen slavische und Hodžen türkische Gebete dabei hersagen. Am selben Tage machen die Bauern daheim kein Feuer an, sondern bereiten ihre Mahlzeiten bei den Festfeuern, und nehmen davon zuletzt Brandstücke mit, um daheim damit Feuer anzufachen. (Vergl. K. Jireczek: Die Straßen in Bulgarien, S. 634.)

Auf diese Stellen weist schon Herr Stanislaus Ciszewski, ein tüchtiger polnischer Folklorist hin, welcher in der polnischen ethnographischen Zeitschrift Wisła (Bd. III u. Bd. IV, 1889 f. Redakteur Jan Karłowicz in Warschau) eine Nachforschung über diesen Gegenstand mit viel Geschick eingeleitet hat. Im dritten Bande, S. 668 berichtet er wie folgt: „Die Feuererzeugung durch Reibung hat sich bei unserm Volke unmittelbar bis auf den heutigen Tag erhalten, und das Merkwürdige dabei ist, ausschließlich zu praktischen Zwecken“. Wir sagen ausdrücklich „bis auf den heutigen Tag“, denn sie ist noch gut in Erinnerung des älteren Geschlechtes, zum mindesten der Gegend von Sławków, trotzdem sie nicht mehr gehandhabt wird, da Zündhölzchen allgemein im Gebrauche sind. Unsre Zeichnung zeigt einen solchen Apparat für Feuererzeugung, welchen Nikolaus Szlezak, ein 55 jähriger Bauer aus dem Dorfe Bukowna im Bezirke Olkusch, angefertigt und mit dessen Hilfe er in unsrer Gegenwart Feuer gewonnen hat. Im Prinzipe unterscheidet er sich nicht von jenem hübscheren Feuerbohrer, welchen Tylor in seiner „Anthropologie“ abgebildet; nur ist er doch in einem Punkte vollkommener. Der Apparat besteht aus zwei ganz gewöhnlichen Kiefernholzstangen, die in die Erde eingerammt werden, die mit zwei kleinen, aber doch so großen Lücken versehen sind, daß sich dazwischen eine gleichfalls aus Kiefernholz angefertigte und an beiden Enden zugespitzte Walze bewegen kann. Die Walzenspitzen bedeckt man vor der Einsetzung in die Stützlücken mit kleinen Stücken zerfaserter Leinwand, die mit ein wenig Harz oder Pech bestrichen ist; das Pech muß rein, d. h. dick, ohne Ölzusatz sein. Sobald die Walze eingesetzt ist, dreht man um sie einigemal eine Schnur (Hirten pflegten vor einigen Jahren bei solcher Feuergewinnung eine Peitsche anzuwenden) und bringt sie durch Hin- und Herziehen der Schnur in Bewegung. Bei dieser Arbeit drückt einer von den Helfern leicht die Steckpfähle zusammen, damit die Walze bei der Drehung nicht herausspringe und um die Reibung zu vermehren, indes der zweite die Schnur anzieht. Nach Verlauf von höchstens einer Minute erzeugt sich infolge der Reibung innerhalb der Stützenlücken eine solche Wärme, daß Rauch hervorkommt und ein widriger Geruch von den glimmenden Lappen zu verspüren ist. Im selben Augenblick läßt der eine die Stützen los, der andre aber reißt flugs die Lappen womöglich aus beiden Lücken heraus und legt sie auf trockene Kienspähne, die nun bald Flammen fangen.

Wie bemerkt, ist gegenwärtig wegen der allgemeinen Verbreitung der Zündhölzchen dieser Apparat außer Gebrauch gekommen; wie mir aber der gedachte Bauer versicherte und es auch andre Bauern bestätigten, war er vor einigen vierzig Jahren allgemein bekannt. Der hier abgebildete Apparat befindet sich gegenwärtig im ethnographischen Museum auf Bagatela.

Der polnische Folklorist H. Rafael Lubicz teilt im vierten Bande, S. 457 der Wisła folgende eigene Ermittelungen mit: 1. „In Frampol im Zamośćer Bezirke stieß vor einigen Jahren der neuangekommene Probst auf den Brauch der Feuererzeugung durch Reibung am Osterheiligenabend. (In unsrer Kirche herrscht zu Osterheiligenabend der Brauch, Feuer mittels Feuerstein zu erzeugen. Dieses Feuer unterhält man das ganze Jahr.) Ein Mitglied der (kirchlichen) Bruderschaft (ein bracki) wollte durch Reibung zweier früher schon eigens dazu vorbereiteter Hölzer Feuer zur Einweihung anmachen. Indessen ist diese lange Manipulation aufgegeben worden und man machte mit Zündhölzchen Feuer (statt mittels Feuerstein nach den liturgischen Vorschriften). 2. In gleicher Weise wird im Kloster von Czenstochau am Osterheiligenabend durch Holzreibung Feuer gewonnen. Ebenso teilt Lubicz noch Fälle von Feuererzeugung durch Reiben aus dem Dorfe Biala in Podlachien, aus Liszno bei Chelm, von den Bauern am Flusse Wieprz mit.

Lubicz verweist ferner auf Töppen: Aberglauben der Masuren, Danzig 1867, S. 71 und auf Oskar Kolberg: Mazowsze, obraz etnograficny, Bd. 1, Krakau 1885, S. 206 f. Martin aus Urzędow, ein polnischer Geistlicher aus der Mitte des 16. Jahrhunderts, ein Feind der Volksbräuche, erzählt (nach dem Citat bei Kolberg): Am heiligen Johannisabend haben die Frauenzimmer Feuer angemacht, sie tanzten, sangen dem Teufel zu Ehren und beteten ihn an; von diesem heidnischen Brauche wollen sie bis auf den heutigen Tag in Polen nicht lassen, indem sie Wermutkraut opfern; sie machen Sobótki (Johannisfeuer), das Feuer erzeugen sie durch Holzreibung, damit es eine echte Teufelsfeier sei. Im vierten Bande der Mazowsze, S. 138 berichtet Kolberg: „Am St. Rochustage zündet man Feuer auf der Straße des Dorfes an und treibt je dreimal das Vieh hin und zurück durch, um es vor der Seuche zu bewahren. Dieses Feuer wird durch Reibung von Pappelstangen an Pappelnholzbohlen oder an Kiefernbohlen gewonnen; sowie das Pappelnholz Funken sprüht, drückt man daran Hanfwerg, mit welchem man darauf Pappelnspäne entzündet. Die Kohlen trägt man hin auf die Straße, zündet damit Stroh an und streut es aus. Nachdem man das Vieh darüber hinweggetrieben, liest man die Kohlenstückchen auf und bewahrt sie daheim auf, bis sie verglimmen, um an ihnen ein Heilmittel in Krankheiten zu haben. (Kosino, Blichowo, Miszewo 1864“.)

Im Augusthefte der Kievskaja starina von 1889 liefert der russische Gelehrte Sumcov einen Aufsatz, Kulturelle Überlebsel, worin er auch von der Feuererzeugung handelt. Einen Bericht über diese Studie bringt die Wisla, Bd. IV, S. 1, 244 ff. Daselbst heißt es: „Zyvy (lebendiges) oder boży ogień (Gottesfeuer) wird das zum erstenmal in der Sennhütte der Goralen in den Karpaten entzündete Feuer genannt, welches man nach Ablauf des Winters und dem Aufstieg zu den Alpenweiden anmacht. Die Feueranmachung geschieht auf einem morschen Holz. Man schlägt eine Spalte, keilt ein Holz hinein und zwei Männer erzeugen durch Reibung das Feuer. Sobald sich das Feuer zeigt, sinken alle auf die Kniee, bekreuzigen sich dreimal und der Vorstand betet laut ein Vaterunser. In Rußland heißt man das durch Reibung zweier Holzstücke gewonnene Feuer: Holzfeuer, Waldfeuer, neues, lebendiges Feuer oder Kaiserfeuer. In manchen Gegenden Rußlands entzündet man mit lebendigem Feuer die Holzstöße am Johannisfesttage, treibt das Vieh hindurch und springt selber darüber hinweg in der Überzeugung dadurch Gesundheit zu erlangen. In Zeiten einer pestilenzartigen Krankheit erzeugt man lebendiges Feuer durch Reibung zweier Stücke Eichenholz; damit steckt man die Lichter vor den Heiligenbildern und die Weihrauchpfannen an."

B. M. Kulka beschreibt in seinem Werke: Mährische Sagen, Märchen, Gebräuche und Glaubenssachen (Moravské národní pohádky, II, 315) die Feuerzeugung der mährischen Hirten durch Holzreibung mittels einer Walze und zwei Stützen ganz so wie oben Ciszewski. Das Feuer nennen sie Holzfeuer. Die gleiche Weise der Feuergewinnung war auch bei den Tschechen gebräuchlich.

Neue magnetische Aufnahme Österreichs.

Österreich war das erste Land, in welchem die erdmagnetischen Elemente an vielen Punkten nach einem bestimmten Plane gemessen worden sind. Diese Messungen wurden in den Jahren 1843 bis 1845 von Karl Kreil in Böhmen begonnen und hierauf in den übrigen Kronländern der Monarchie fortgesetzt und auch auf Südosteuropa und einige Küstenpunkte Kleinasiens ausgedehnt. Inzwischen sind nahezu 45 Jahre verstrichen; es erschien eine Wiederholung der Messungen der erdmagnetischen Elemente in Österreich um so wünschenswerter, als in den letzten Jahren magnetische Aufnahmen in Italien und Frankreich stattgefunden haben und auch in Deutschland eine neue magnetische Aufnahme zu erwarten steht. Auf Anregung des Direktors der k. k. Zentralanstalten für Meteorologie und Erdmagnetismus, Herrn Prof. Hann, wurde durch Unterstützung der kais. Akademie der Wissenschaften in Wien eine neue magnetische Aufnahme Österreichs mit Ausnahme der magnetischen Stationen Kreils an den Küsten der Adria, wo das k. und k. hydrographische Amt in Pola die Ausführung der Messungen übernommen hat, beschlossen und mit der Ausführung dieser Messungen ist der best bewährte Fachmann H. J. Liznar, Adjunkt der k. k. Zentralanstalt, betraut worden. Die von demselben herausgegebenen zwei vorläufigen Berichte enthalten die näheren Angaben über den Fortschritt der Arbeit, die in etwa fünf Jahren vollendet sein soll. Im Sommer 1889 (2. Juli bis 1. Oktober) wurden magnetische Messungen an 21 Stationen Böhmens, im Sommer 1890 (16. Juni bis 21. September) Messungen der erdmagnetischen Elemente an 5 Stationen in Böhmen, an 6 Stationen in Mähren, an 2 Stationen in Schlesien, in Krakau, an 2 Stationen in Niederösterreich, an 3 Stationen in Oberösterreich und an 3 Stationen in Salzburg ausgeführt. Die definitiven Werte der einzelnen Messungen sollen erst später veröffentlicht werden, die vorläufigen Ergebnisse zeigen eine Abnahme der Deklination im Mittel um $4^1/_2$ Grade in 40 Jahren, eine Zunahme der horizontalen Intensität um 0,08 (im Mittel) Gaußsche Einheiten, und eine Abnahme der Inklination um 1 Grad in demselben Zeitraume. Dr. G. Gruß.

Aus allen Erdteilen.

— Die englisch-italienische Einflußlinie in Ostafrika von der Mündung des Juba bis zur Kreuzung des 35. Grades östl. L. mit dem Blauen Nil (vergl. S. 255) ist nach Norden hin durch Übereinkunft vom 15. April 1891 folgendermaßen ergänzt worden. Die Italien vorbehaltene Einflußsphäre wird im Norden und Westen durch eine von Ras Kasar am Roten Meere bis zum Kreuzungspunkte des 17. Parallelkreises nördlich mit dem 37. Grade östl. Gr. gezogene Linie begrenzt. Die Linie verfolgt den Meridian bis 16° 30′ n. Br. und läuft dann von diesem Punkte aus in gerader Richtung bis Sabderat, dieses Dorf östlich lassend. Von diesem Dorfe geht die Linie nach dem Süden bis zu einem Punkte am Gasch 20 engl. M. von Kassala aufwärts und erreicht wieder den Atbara bei 14° 52′ n. Br. Die Linie bewegt sich sodann vom Atbara aufwärts bis zum Zusammenflusse des Chor Kakamot (Hahamot), von wo sie in westlicher Richtung bis zum Chor Lemsen geht, auf welchem sie sich bis zu seiner Vereinigung mit dem Rabad abwärts bewegt. Schließlich wird die Linie, indem sie zunächst dem Rabad für die kurze Strecke zwischen dem Zusammenflusse des Chor Lemsen und der Kreuzung des 35. Grades östlicher folgt, in südlicher Richtung mit diesem Meridian bis zum Blauen Nil zusammenfallen. Das Gebiet des von Teleki und Höhnel erforschten Rudolf- und Stephaniesees, sowie der vollständige Lauf des Nil fallen damit in die englische Interessensphäre. Da England thatsächlicher Besitzer Ägyptens ist, herrscht dasselbe nun von Alexandria am Mittelmeere bis zu seinem ostafrikanischen Schutzgebiete am Indischen Ozean — allerdings gegenwärtig noch unterbrochen durch das Gebiet des Mahdi, der durch Englands Schuld emporkam und den es, um Zusammenhang in seinen Besitz zu bringen, nun wohl oder übel beseitigen muß.

— Über Lord Howe-Insel, zwischen Australien und Neuseeland gelegen, verlautet selten etwas. An der Hand eines älteren, erst jetzt bekannt gewordenen amtlichen Berichtes von 1882 bringt Botting Hemsley jetzt in „Nature" einige Nachrichten. Sie liegt 480 km von der Ostküste Australiens, ist 11 km lang, 1,6 km breit und erhebt sich mit basaltischen Bergen bis fast 1000 m. Der Boden ist fruchtbar, das Klima herrlich. Die Flora nähert sich jener Neuseelands; Palmen, unter denen drei oder vier der Insel eigentümlich, herrschen vor; ebenso giebt es dort vier oder fünf endemische Farne, die aber schon geschützt werden müssen, damit sie nicht ganz verschwinden. Unter den Bäumen sind die auch in Australien vorkommenden Hibiscus Patersonii, Myoporum acuminatum und Ochrosia elliptica am häufigsten. Die Banyanfeige kommt in gewaltigen Exemplaren vor. Ähnlich wie in Neuseeland und verschieden von Australien sind Leguminosen auf der Insel selten. Eine von den fünf Arten, Sophora chrysophylla, ist bisher nur von Hawaii bekannt geworden.

— Zwei altperuanische Schädelmasken schildert Professor H. Giglioli im Internationalen Archiv für Ethnographie (IV, S. 83, mit Tafel). Sie stammen aus Gräbern (huacas) in der Gegend von Lima und werden vom Verf. dem Chimu zugeschrieben. Sie sind die ersten ihrer Art, die bekannt wurden und bestehen aus dem vorderen Teile eines menschlichen Schädels samt dem Unterkiefer, auf welchem durch Stuck Nase und Lippen ersetzt sind. Eine Holzscheibe mit runder eingeschnittener Öffnung bildet das Auge und zeigt, neben den angebrachten Löchern für Schnüre, daß diese Schädelhälfte als wirkliche Maske benutzt wurde. Teile der Haut sind erhalten. Nach der Fundart glaubt Giglioli nicht, daß diese Masken (wie es anderweitig oft vorkommt) als Leichenmasken, Bedeckung des Gesichtes einer Leiche, dienten.

Mit Recht zieht Giglioli die auf Neubritannien vorkommenden, sehr bekannten Schädelmasken zum Vergleiche heran. Er ist der Meinung, daß nur in Peru und in der Südsee solche Schädelmasken vorkommen. Dabei ist ihm aber ein weit näher liegender Vergleich entgangen, nämlich die mexikanischen Schädelmasken, die uns in zwei kostbaren Exemplaren, in Berlin und London, erhalten sind. Vergl. Andree, Ethnogr. Parallelen, N. F., S. 130, und Uhle, in den Veröffentlichungen aus dem königlichen Museum für Völkerkunde in Berlin I, 20 (mit Abbild.). A.

— Die vorgeschichtliche Anlage Roms war das Thema eines Vortrages, welchen Luigi Pigorini in der Festsitzung des deutschen archäologischen Instituts zu Rom am 17. April hielt. Der bekannte Prähistoriker zeigte an der Hand der ältesten Gründungen der Italiker im Norden des Apennin, daß manche Stadtanlage im Süden des Apennin noch die Grundzüge jener nördlichen Terramaren der ersten Eisenzeit bewahren. Vor allem findet das älteste Rom, die Roma quadrata, mit seinem trapezförmigen Grundriß, der Orientation, dem eisenlosen pons Sublicius, ja in Wall und Graben der Servianischen Befestigung eine lehrreiche Parallele in einer neuerdings von Pigorini untersuchten Anlage des venetischen Gebietes.

— An dem den Geologen wohlbekannten Mont Dol in der Bretagne sind auf dem engen Raume von 1900 qm die Überreste von ungefähr 100 fossilen Elefanten gefunden worden. Die Knochen sind sämtlich zerschlagen, so daß man annimmt, die vorgeschichtlichen Bewohner jener Gegend hätten dieses gethan, um zum Marke zu gelangen.

— Der wirtschaftliche Fortschritt Japans seit dem Jahre 1868, in welchem die große Staatsumwälzung stattfand, ist ein ganz gewaltiger gewesen, wie sich aus den nachfolgenden Zahlen ergiebt, die einem in Japan erscheinenden Blatte entnommen sind. Die Ausfuhr betrug in jenem Jahre 15 550 000 Dollars, die Einfuhr 10 690 000 Dollars. Die korrespondierenden Zahlen hierfür sind im Jahre 1889 auf 70 060 000 und 66 100 000 Dollars gestiegen; sie haben sich also in 20 Jahren ungefähr verfechsfacht. Es giebt jetzt 2038 Aktiengesellschaften mit einem Kapital von fast 68 Mill. Dollars und 1061 Bankgeschäfte mit einem Kapital von 92½ Mill. Dollars. Alle diese Gesellschaften und Banken sind seit der neuen Ära gestiftet worden und beschäftigen sich hauptsächlich mit Bergbau, Weberei und Spinnerei, namentlich aber mit Seidenmanufaktur. Der Ackerbau macht gewaltige Fortschritte bei Anwendung europäischer Methoden und die Ernte der Hauptfrucht, des Reises, stieg von 25¼ Mill. Koku im Jahre 1878 auf 38½ Mill. Koku 1888. Weizen, Gerste, Thee, Seide nahmen in ähnlichen Verhältnissen zu, d. h. haben sich in den letzten zehn Jahren verdreifacht. Im Jahre 1888 besaß Japan schon 1420 nach europäischer Art erbaute Seefahrzeuge; die Post blüht mächtig auf; sie beförderte 1888 schon 158¼ Mill. Briefe, Zeitungen u. s. w. Die Zahl der Unterrichtsanstalten im Jahre 1888 war 27 923 mit 69 023 Lehrern und 3 050 538 Schülern. Im Jahre 1873 zählte man (nach dem ersten damals stattfindenden Zensus) 1 326 190 Schüler, so daß deren Zahl gewaltig angewachsen ist.

— Die Beobachtung der Naturvölker bei Erfassung der menschlichen oder tierischen Figur ist eine schärfere als jene unsrer Künstler. Wenigstens tritt dafür der Amerikaner Muybridge ein, welcher durch seine Momentphotographieen die hervorragende Beachtung aller Künstler in Deutschland erregte. In einem zu München gehaltenen Vortrage verglich er die Darstellung von Tieren bei Naturvölkern oder bei solchen, deren künstlerische Kultur noch von der Fessel konventioneller Darstellung frei ist, und zeigte hier an schlagenden Beispielen, daß die richtige Beobachtung — von der Wiedergabe der Einzelheiten abgesehen — den Urvölkern meist mehr innewohne als der Kunst, die sich im Atelier ausbildet. Parallelen zwischen Photographieen nach dem Leben und solchen nach altägyptischen, assyrischen, indianischen und andern Malereien bewiesen dies deutlich. An manchen modernen Arbeiten aber wurde nachgewiesen, daß sie entweder unmittelbare Fehler oder aber Unwahrscheinlichkeiten an sich tragen.

— Die Eisenerzeugung in den Vereinigten Staaten war schon in jedem der letztverflossenen Jahre eine sehr bedeutende, sie hat aber im Jahre 1890 bisher noch nicht dagewesenen Umfang erreicht. Nach den vollständigen Nachweisen, welche der American Iron and Steel Association seitens der Erzeuger im Lande eingereicht wurden, hat die Gesamterzeugung 9 202 703 t gegen 7 604 525 t im Jahre 1889 betragen, so daß eine Zunahme um 21 Proz. festzustellen ist, und es ist diese Zunahme um so bemerkenswerter, als schon für das Jahr 1889 ein Mehr um 17 Proz. gegen 1888 aufzuweisen war. England ist mit seiner Erzeugung dadurch in die zweite Stelle zurück gedrängt, da dort im Jahre 1890 nur etwa 8 Millionen Tonnen Roheisen erblasen sind.

— Für die Übertragung von Ornamenten von Volk zu Volk bringt die Schilderung der Schätze des Gewerbemuseums in Lemberg von L. v. Wierzbicki reiche Belege. Das Werk ist in polnischer, ruthenischer, deutscher und französischer Sprache erschienen und führt den Titel „Ornamente der Hausindustrie". Auf dem Boden Galiziens, der von Mongolen, Tataren und Türken überflutet war, haben sich in der Teppichweberei der Ruthenen Namen und Muster aus dem Morgenlande auf das deutlichste erhalten. Aus Gelim, dem ungeschorenen, gobelinartig gewebten Teppich wurde Kilimek, als Bezeichnung der Decken über Sitzmöbel; aus Gebbeh, dem schmalen Fußbodenteppich: Kobierz; aus Makka, Wandteppich: Makata. Geometrische Ornamentmotive von turkmenischen Teppichen kehren genau auf ruthenischen wieder, deren Entstehungszeit sich nicht feststellen läßt, die aber jedenfalls älter als die Stilbewegung der Gegenwart sind. Der Überlieferung zufolge waren polnische Soldaten, die in türkischer Kriegsgefangenschaft in Webereien hatten arbeiten müssen, die Vermittler zwischen dem Morgenlande und ihrer Heimat.

Herausgeber: Dr. R. Andree in Heidelberg, Leopoldstraße 27. Druck von Friedrich Vieweg und Sohn in Braunschweig.

Bd. LIX. **Globus.** Nr. 21.

Illustrierte Zeitschrift für Länder- und Völkerkunde.

Begründet 1862 von **Karl Andree.**

Herausgegeben von **Richard Andree.**

Druck und Verlag von Friedrich Vieweg & Sohn.

Braunschweig. Jährlich 2 Bände in 24 Nummern. Durch alle Buchhandlungen und Postanstalten zum Preise von 12 Mark für den Band zu beziehen. **1891.**

Die Genesis der alteuropäischen Bronzekultur.

Von Dr. Moriz Hoernes.

Unsre sonst so trefflichen Urgeschichtsforscher bedienen sich, wie mir scheint, zu wenig der geographischen Hilfsmittel, um den rätselhaften Hergang großer kulturhistorischer Prozesse der fernsten Vergangenheit aufzuklären. Sie betrachten die Sachlagen, welche durch Ausgrabungen und Zufallsfunde geschaffen werden, zu sehr als etwas Gegebenes, das von innen heraus, durch den Fortschritt der typologischen Untersuchungen, erhellt werden müsse, als daß sie dem Werden der Erscheinungen in dem Kreise ihrer nächsten Grundlagen nachspüren. Diese Grundlagen sind für unsre Erkenntnis nicht die Völker, von deren Anlagen, Kultur- und Verwandtschaftsverhältnissen die Linguistik und die somatische Anthropologie uns nur schwankende und unsichere Daten übermitteln, sondern der Boden und die Lebensbedingungen, welche er der Zivilisation darbietet: Die Weltlage, die Konfiguration und die natürliche Ausstattung der einzelnen Länder.

Nur zaghaft ist man an die Wahrnehmung herangetreten, daß diese Faktoren schon in der *Diluvialzeit* eine beträchtliche Rolle spielen. Vergleicht man beispielsweise die Fundserien aus den klassischen Alluvionen des Sommethales bei Amiens und Abbeville mit denjenigen aus dem Löß bei Willendorf an der Donau, wie sie jetzt im naturhistorischen Hofmuseum zu Wien einander gegenüber ausgestellt sind, so wird man es nicht mehr auf Rechnung nationaler Eitelkeit setzen, wenn die Franzosen für ihre paläolithischen Vorfahren einen gewissen Vorrang in Anspruch nehmen. Zu demselben Ergebnis führt eine Vergleichung der diluvialen Höhlenfunde des Périgord mit denjenigen aus Franken, Niederösterreich oder Mähren. Man mag über die fabelhaft zahlreichen und merkwürdigen Knochenschnitzereien aus französischen Höhlen denken was man will, ein Teil davon wird sich immer als echt und alt erweisen, und dieser Bruchteil, zusammen mit der mannigfachen und guten Ausprägung der Werkzeugformen in Feuerstein, Horn und Knochen, genügt, um hier eine vorübergehende Superiorität des Geistes und der Gesittung zu konstatieren, deren natürliche Bedingungen sich erforschen lassen, die wir aber zunächst als einfache Thatsache anerkennen müssen.

Diese Verschiedenheit steigert sich, wenn wir in das Zeitalter der geschliffenen Steingeräte, in die *neolithische Periode*, hinübertreten. Hier wird unsre Aufmerksamkeit durch zwei andre Länderräume gefesselt, die sich auch späterhin, in der Bronzezeit, durch eine hohe und lange dauernde Kulturentwickelung auszeichnen. Die Schweiz und Skandinavien sind diese beiden Gebiete. In der kalten und rauhen Diluvialzeit völlig mit Gletschereis bedeckt, boten sie erst nach dem Anbruch der gegenwärtigen erdgeschichtlichen Epoche dem Menschen ein Asyl und mögen ihm zunächst annähernd ähnliche Existenzbedingungen gewährt haben, wie sie der quartäre Mensch in Frankreich gefunden hatte. Deshalb ließ man nicht nur die Fauna, sondern, auf den Fährten seiner Jagdtiere, auch den Menschen in höhere Breiten auswandern. Thatsächlich offenbaren die neolithischen Pfahlbauten der Schweiz, die neolithischen Gräber Skandinaviens einen relativ hohen Kulturstand innerhalb der gesamteuropäischen Verhältnisse der letzten vormetallischen Periode. Wieviel auch von den auszeichnenden Zügen dieser Lokalbilder auf Rechnung äußerer oder sekundärer, der Erhaltung günstiger Umstände zu setzen sein mag, jedenfalls haben wir es hier wie dort mit außergewöhnlich dichten und in friedlicher Entwickelung nach Verbesserung des Daseins strebenden Bevölkerungen zu thun. Allerlei klimatische, sanitäre und ökonomische Vorzüge mögen dabei im Spiele gewesen sein. Wir sehen nur deutlich, daß es gut abgeschlossene Gebiete waren, in welchen man die Wohnsitze mit vieler Sorgfalt auswählte, und wo man auf das Vorhandensein des zur Werkzeugfabrikation erforderlichen Materiales großes Gewicht legte.

Es unterliegt keinem Zweifel, daß vor dem Stil der Bronzezeit und dem bekannten klassischen Rezept der Bronzemischung das *Kupfer* oder eine sehr zinnarme Bronze (denn auf letztere wird die Analyse vieler vermeintlich reiner Kupfersachen hinauslaufen) in weiten Länderstrichen Europas

Aufnahme und Verbreitung fand. Ja, bei dem Umstande, daß das Kupfer von Ungarn bis nach Irland in gleichartigen Formen und also ziemlich gleichzeitig der jüngeren Bronze, man kann sagen den Weg bereitete, läßt sich von einer raschen und gierigen Aufnahme sprechen, wie sie namentlich hochentwickelten neolithischen Völkerschaften wohl zuzutrauen ist. Aber das Kupfer erwies sich als unfähig, der neolithischen Kultur ein Ziel zu setzen. Wir stellen uns vor, daß man mit dem neuen Material überall eifrig Versuche anstellte, aber es dabei bewenden ließ, als man sah, daß nicht viel damit gewonnen sei. Den Durst nach einem neuen materiellen Faktor höherer Kultur konnte dieses Metall nicht löschen; das gelang erst der Bronze. Aber schon in der Statistik der Kupferfunde kommt neben der Volksdichtigkeit die Weltlage und die natürliche Ausstattung der einzelnen Länder zur Geltung. Ungarn, die Schweiz und neuerdings Spanien haben sich besonders reich an alten Kupfersachen erwiesen. Auch die Formen lehren, daß man es mit einer Verbreitung von Süden her zu thun habe. Kyprische Kupferdolche sind nicht nur in Hissarlik und Ungarn, sondern auch in der Schweiz gefunden worden. Der Reichtum Spaniens an primitiven Kupferartefakten liefert uns ein weiteres Argument, diese Kulturphase vom phönikischen Handel getragen zu denken. Gewiß hat der Import an vielen geeigneten Plätzen lokalen Bergbau und einheimische Metalltechnik ins Leben gerufen. Was wir von der uralten Bekanntschaft der ungetrennten Indogermanen mit einem Metalle nach linguistischen Zeugnissen zu halten haben, lassen wir dahingestellt. Wir verwahren uns nur dagegen, daß uns jedes beim Anschneiden rötlich glänzende Metallobjekt als reines Kupfer gegeben wird, und daß man alle prähistorischen Kupfersachen, auch die bekannten großen Äxte mit Stielloch), an welchen Ungarn so reich ist, für spätneolithisch erklärt. Gebraucht man in diesen beiden Punkten die nötige Vorsicht, so wird die Statistik der europäischen Kupferfunde bald ein anderes Bild gewähren als bisher.

Es erscheint die „klassische“ Bronze, und was dem Kupfer allein und dem Kupfer mit einem schwachen Zinnbeisatz (von 1 bis 5 Proz.) nicht gelungen, wird der richtigen Legierung aus Kupfer und Zinn (9 : 1) ziemlich leicht. Ein nahezu gleichzeitiges erstes Auftreten der Bronze in den verschiedenen Ländern Europas wird durch die Gleichartigkeit der Formen, die wir überall als die ältesten antreffen, bewiesen. Woher sie gekommen sein mag, darüber dürfen wir uns heute nur mit großer Vorsicht äußern. Aber wenn sich Mesopotamien als das Mutterland der Erfindung bestätigt, so liegt es sehr nahe, von dorther namentlich zwei Wege für Europa ins Auge zu fassen. Diese Wege sind der mediterrane für das südliche und der pontische für das mittlere Europa. Der mediterrane Weg ist geographisch und geschichtlich durch die alte Blüte der asiatischen und afrikanischen Küstenländer am südöstlichen Mittelmeer vorgezeichnet. Ägypten und Phönikien mußten hier für Italien, Griechenland und seine Inselwelt die natürlichen Vermittler werden. Nach Mitteleuropa sind von dorther nur einzelne Formen und Objekte gedrungen, die teils als Muster gewirkt, teils als bloße Importstücke sich in das autochthone Kulturbild eingefügt haben. Nordische Archäologen, namentlich Sophus Müller und Ingvald Undset, sind der Frage dieses mediterranen Einflusses nachgegangen und haben übereinstimmend gefunden, daß man die alteuropäische Bronzekultur in ihrer Gänze nicht von den Ländern am Mittelmeer herleiten dürfe. Dazu fehlt uns doch die notwendige breite Zwischenlage in Südeuropa.

Deshalb erscheint die Annahme eines zweiten, des pontischen Weges unabweislich. Als eigentliche Mittelstation zwischen Babylon und den Donaumündungen liegt am östlichen Ende des Schwarzen Meeres das erzberühmte Berggebiet der Moscher und Tibarener, die nach alttestamentarischen Zeugnissen mit ihren Bronzewaren bis Palästina hinab Handel getrieben haben. Von einem ganz überflüssigen Verlassen der geraden Linie, wie es der weite Umweg im Norden des Kaspischen und Schwarzen Meeres mit sich bringen würde, möchten wir absehen. Die stärkste Stütze für den vorderasiatischen Ursprung der Bronze bildet heute wohl das Vorkommen der westsibirischen Bronzen, welche — so alt oder jung sie sonst sein mögen — eine tiefgehende Ähnlichkeit mit den europäischen Bronzen besitzen, die nicht anders erklärt werden kann, als wenn wir die europäische und die westsibirische Bronzezeitgruppe als zwei divergente Ausstrahlungen von einem und demselben alten Kulturzentrum ansehen.

Das Auftreten der Bronze in Europa gleicht dem eines mächtigen orientalischen Herrschers, der im Flug ungeheure Landstrecken erobernd durchzieht. Aber ganz auf die Art und Weise jener vorzeitlichen Monarchieen, deren Größe wir bewundern, zeigt auch das prähistorische Bronzereich ein lockeres föderalistisches Gefüge. Es entsteht rasch und es zerbröckelt langsam, indem die einzelnen Provinzen zu selbständiger Entwickelung gelangen und in ungleicher Dauer bei der gemeinsamen Fahne ausharren. Und hier treten die geographischen Faktoren mit Macht ins Spiel.

Wir unterscheiden heute (wenn der Ausdruck auch neu ist, die Thatsache wird doch von jedem Prähistoriker zugestanden werden) in Europa entwickelungsarme und entwickelungsreiche Bronzezeitprovinzen. Von den letzteren liegen zwei in Mitteleuropa, zwei in Nordeuropa. Das eine Paar ist die Schweiz und Ungarn, das andre Großbritannien und Skandinavien (mit einem Teile Norddeutschlands). Die entwickelungsarmen Bronzezeitgebiete liegen in Mittel- und Südeuropa. In Mitteleuropa sind es Frankreich und Südösterreich, in Südeuropa Spanien, Italien und die Balkanhalbinsel.

Wir müssen die Thatsache der ungleichen Entwickelung der Bronzekultur in diesen Ländern als bekannt voraussetzen und fassen nur die Gründe der Erscheinung ins Auge. Um diese richtig zu würdigen, haben wir uns gegenwärtig zu halten, daß die erste Eisenzeit, welche nicht nur den Gebrauch des zweiten großen Kulturvolkes, sondern auch die Herrschaft eines neuen Stiles in Europa einführte, zweifellos vom Süden ausgegangen ist. Länder wie Italien und die Balkanhalbinsel haben, wie heute allgemein anerkannt wird, in dieser Zeit den größten Einfluß auf Mitteleuropa ausgeübt. Wenn dies als erwiesen angenommen werden darf, so erscheint die hohe Entwickelung der Bronzekultur in den vier erwähnten Ländergebieten aus geographischen Gründen sehr wohl erklärbar. Für England-Irland einerseits und Skandinavien mit Norddeutschland andrerseits wird zuerst die größere Entfernung vom eisenverbreitenden Süden maßgebend sein. Es sind geschlossene, relativ gut bevölkerte Gebiete, gleichsam Endpunkte, wohin das Eisen und der neue Stil naturgemäß am spätesten gelangen mußte. Zugleich sind es metallreiche Länder, wo man sich der Bronze in viel intensiverer Weise bemächtigen konnte, als in metallarmen, bloßen Durchzugsgebieten. Schließlich sind es die Ausgangspunkte der beiden großen nordischen Handelsrimessen, des Zinnes und des Bernsteines, deren starker Export nach Süden eine Quelle des Wohlstandes bildete und zugleich durch die Notwendigkeit eines friedlichen Verkehrs mit den Nachbarstämmen sittigend wirken mußte.

Etwas anders steht es mit den entwickelungsreichen Bronzezeitprovinzen Mitteleuropas, mit Ungarn und der Schweiz. Diese beiden Länderräume sind geographisch

in ihrem Verhältnis zum Süden dadurch charakterisiert, daß sie vom Mittelmeer durch die vorgelagerten Halbinseln — Ungarn durch die Balkanhalbinsel, die Schweiz durch Italien — von diesen Halbinseln selbst aber durch hohe Gebirge getrennt sind. Dadurch unterscheiden sie sich aufs merkbarste von den Neben- und Zwischengebieten, namentlich von Frankreich und Südösterreich. Für Ungarn und die Schweiz ist also ein gewisses zähes Beharren auf erreichten Kulturstufen und eine innere, fremdländische Einflüsse abweisende Ausbildung derselben durch die Natur bedingt, namentlich wenn es sich um einen Abschluß gegen Süden handelt. Gegen Einflüsse, die von Westen oder von Südosten ausgehen, wird sich Ungarn naturgemäß anders verhalten. In diesem Sinne ist es ein offenes Gebiet und hat sich in der Geschichte wiederholt als ein solches bewährt. Auch die heutigen Zustände dieser Länder zeigen, daß wir es mit aparten Existenzbedingungen zu thun haben. Die Schweiz ist der einzige europäische Staatskörper, welcher Glieder mehrerer großer Kulturnationen in einem republikanischen Gebilde vereinigt. Ungarn ist der einzige Staat Europas, wo sich Angehörige mehrerer großer Völker unter der Hegemonie eines nicht arischen Rassenelementes zusammengefunden haben.

Die andern europäischen Länder, welche wir im Hinblick auf die reine Bronzezeit entwickelungsarm genannt haben, müssen wir alsbald entwickelungsreiche nennen, sowie die sogenannte „Hallstattperiode“ oder erste Eisenzeit in Frage kommt. In Griechenland und Italien hat diese Kultur auf europäischem Boden zuerst festen Fuß gefaßt; von dort aus ist sie weiter nach Norden gedrungen. Vor der ersten Eisenzeit oder, wenn ein Jahr genannt werden soll, vor 1000 v. Chr., also an Stelle der mittel- und nordeuropäischen Bronzezeit, finden wir hier ein Präludium der späteren glorreichen Entwickelung in Gestalt der „mykenischen“ Kultur, welche ziemlich unfruchtbar geblieben ist. Diese Kulturphase zeigt den Wert des Bodens, aber auch die Unreife des Volkes, auf und unter welchem sie erblühte. Ihrer ganzen Art nach war sie nicht geeignet, den Weg nach Norden zu finden. Auch war sie auf europäischem Boden lokal sehr eingeschränkt und hat selbst in Griechenland nur auf der Ostseite und auf den Inseln eine Stätte gefunden.

Die Länder, welche in der Entwickelung des Bronzestils keine weiteren Fortschritte gemacht haben, die Provinzen, welche von dem orientalischen Bronzereich am frühesten abgefallen sind, waren — von dem zwischenliegenden Oberitalien abgesehen — Südösterreich und Frankreich, d. h. die klassischen Länder der mitteleuropäischen Hallstattkultur. Für Südösterreich hat F. v. Hochstetter, für Frankreich Al. Bertrand die Existenz einer reineren Bronzezeit überhaupt geläugnet. Sie ist seither für beide Länder erwiesen, aber allerdings sind ihre Spuren viel dürftiger, als in der Schweiz, in Ungarn, Norddeutschland und Skandinavien.

Betrachten wir nun dieses Länderpaar in seinem Verhältnis zum Süden, so zeigt es sich vor allem auf Seewegen gut zugänglich, Südösterreich vermittelst der Adria, Frankreich durch den Golfe du Lion. Lange vor der Gründung der griechischen Pflanzstädte Hatria und Massalia waren an diesen nördlichen Endpunkten des Mittelmeeres zugleich die südlichen Endpunkte der Überlandwege, auf welchen die großen nordischen Exportartikel zur See gebracht wurden. An der Rhonemündung kam das britannische Zinn, an der Pomündung der baltische Bernstein zur Aufstapelung und zur weiteren Verfrachtung nach Süden. Die unmittelbaren Hinterländer waren eminente Durchzugsgebiete, welche dem Import und Verkehr vom Süden viel offener standen, als die Schweiz und Ungarn.

Unter den Fundmassen der „schönen Bronzezeit“ in den beiden letztgenannten entwickelungsreichen Ländern trifft man Fremdlinge, die sich auf den ersten Blick als Angehörige andrer Kulturkreise zu erkennen geben. So haben die Skandinavier in den Schweizer Pfahlbausachen aus dem Bieler und dem Neuenburger See vereinzelte typische Stücke ihrer nordischen Bronzezeit, ein Hängegefäß, ein Scheibenfibel-Fragment, entdeckt. Das darf uns nicht in Erstaunen setzen, die Grenzen beider Provinzen liegen nicht so entfernt voneinander, daß nicht einzelne Stücke den Weg von der einen zur andern hätten finden können. Aber die Schweizer Pfahlbauten des bel-age du bronze lieferten, wie die Publikation von Victor Groß zeigt, auch einzelne Fundstücke (Fibeln), die der Hallstattperiode Oberitaliens, also der ersten Eisenzeit, angehören. Und ebenso sind, in dem Funde vor Hajdu-Böszörmeny, charakteristische Bronzegefäße der Hallstattperiode neben Typen der vorgeschrittenen ungarischen Bronzezeit ans Licht getreten. Das sind die schwachen Wirkungen, welche der Beginn der neuen Zeit und ihres Stiles auf die abgeschlossenen, von innen heraus zu höherer Entwickelung gelangten Bronzegebiete Mitteleuropas auszuüben vermochte. Auf die skandinavisch-norddeutsche Bronzeprovinz hat der Stil der Hallstattperiode bekanntlich in der zweiten Hälfte des letzten Jahrtausends vor Chr. einen entscheidenden Einfluß gewonnen, ohne jedoch dem Eisen dadurch zu einer weiteren Ausbreitung seiner Herrschaft zu verhelfen. Das gelang erst der La Tène-Kultur um den Beginn unserer Zeitrechnung.

Den umgekehrten Fall, daß das Eisen vordrang, ohne den Stil der Bronzezeit — sofern nicht gewisse Elemente desselben, gleichsam primäre metalltechnische Formen überhaupt ihr Fortleben finden müssen — außer Kurs zu setzen, habe ich jüngst in **Bosnien** beobachtet, wo mir in den letzten Jahren die Leitung der höchst erfolgreichen Ausgrabungen in dem Grabhügelgebiete von Glosinac anvertraut war. Es ist hier nicht der Ort, auf typologische Einzelheiten einzugehen, ich werde dies an andrer Stelle thun; hier sei nur bemerkt, daß in Bosnien, wie sonst nirgends in dem ausgedehnten Länderkreise, welchen man der Hallstattkultur im weitesten Sinne zurechnen darf, Formen der reinen Bronzezeit neben dem Eisen ihre Existenz behaupten. In tausend und abertausend Grabhügeln der ersten Eisenzeit finden wir da keramische und metalltechnische Typen, wie sie uns in der Regel nur aus den Pfahlbauten der Schweiz, den Terramaren Oberitaliens und aus ungarischen Bronzezeitfunden bekannt sind.

Diese Erscheinung wurde nicht gleich erkannt, weil im Anfang zu wenig Material vorlag, und weil man von vornherein, nach dem ersten Bekanntwerden eisenzeitlicher Grabhügelfunde aus Bosnien, von dem Fortgang dieser Untersuchungen ganz anderes erwartete. Ich selbst bekannte mich in meiner ersten Publikation über die Altertümer von Glasinac (Mitteil. d. Wiener Anthrop. Gesellsch. 1889, S. 134) enttäuscht; denn ich hatte gehofft, dieser Fundort würde uns, wie die italischen Gräberfelder der „prima epoca del ferro“, neue Belege für die Ableitung der mitteleuropäischen Hallstattkultur vom Süden darbieten. Auch war ich einmal (in den Sitzungsber. der Wiener Anthrop. Gesellsch. 1888, S. 57) gegen Virchow, der bei jener Herleitung zunächst ausschließlich Italien ins Auge fassen will, dafür eingetreten, die Einflüsse, welche uns von der Balkanhalbinsel her vermittelt worden sein möchten, nicht unberücksichtigt zu lassen. Thatsächlich sind in den bosnischen Grabhügeln auch echt griechische Importstücke (ein Helm, eine Kanne aus Bronze u. a.) und hellenisirende Fibeltypen (mit großer drei- oder viereckiger Fußplatte) gefunden worden, welche eine gewisse Übereinstimmung des

Kulturbesitzes zeigen; aber eine vermittelnde Stellung zwischen Süd und Nord hat für die bosnischen Funde, bisher wenigstens, nicht nachgewiesen werden können. Dagegen erscheint das oben angedeutete Verhalten der bosnischen Funde in einem andern genetischen Sinne viel richtiger.

Auf diesem neu erschlossenen Fundgebiete begegnen sich meine vergleichenden Betrachtungen mit den Studien, welche die skandinavischen Archäologen seit geraumer Zeit der Ursprungsfrage der in ihrer Heimat so glänzend entwickelten Bronzekultur gewidmet haben. Das Problem, welches sich die nordischen Altertumsforscher gestellt haben, ist leichter zu lösen, als die Aufgabe, welche uns in Mitteleuropa gestellt ist. Jene brauchen zur Erläuterung ihrer heimischen Bronzen nicht nach Kleinasien und Mesopotamien hinüber zu greifen, wo uns verschleierte Bilder auf die Zukunft vertrösten; sie finden den näheren Ausgangspunkt in den besser durchforschten Gebieten Mittel- und Südeuropas. In dieser Frage haben Sophus Müller in Kopenhagen, Montelius in Stockholm, Undset in Kristiania teilweise übereinstimmende, teilweise differierende Ansichten geäußert. Die Untersuchung hat sich in den letzten Jahren auf gewisse hervorragende Typen von Fundgegenständen konzentriert, namentlich auf die Schwerter und die Fibeln. Darin stimmen heute Sophus Müller und Undset miteinander überein, daß sie die Schwerttypen der europäischen Bronzezeit von einer ägypto-phönikischen Grundform ableiten. Dieser Grundtypus zeigt eine schilfblattförmige Klinge und eine breite Griffzunge, an welcher die Griffschalen mittels Nägeln oder Bändern befestigt waren. Wir kennen ihn jetzt aus Ägypten, Kypern, Griechenland (Mykenä, Rhodos) und Italien, sowie aus Ungarn, der Schweiz und Nordeuropa in einer genügenden Zahl von Exemplaren und können ihn getrost an die Spitze der europäischen Schwertformen der Bronzezeit setzen, welche fast alle noch Reminiscenzen an diese Urform (in der Verzierung der vollen Handgriffe) bewahren.

Merkwürdigerweise erscheint aber diese Form wieder in der Hallstattperiode, die, wie wir sahen, in ihrer Gänze von Süden herzuleiten ist. Die vollgriffigen Bronzeschwerter treten hier zurück vor den bronzenen oder eisernen Schwertern mit belegten breiten Griffzungen. Die Anfänge der ersten Eisenzeit in den entwickelungsarmen Bronzezeitländern Mitteleuropas müssen also gar nicht solange nach dem Beginne der reinen Bronzezeit gesucht werden; sonst hätte derselbe südländische Typus nicht zweimal hintereinander vorbildlich werden können.

Etwas anders steht es mit der Urform der Fibel, deren Entwickelung in Ungarn und Skandinavien so üppige Blüten entfaltet hat, während die Schweizer Bronzezeit in diesem Punkte steril geblieben ist. Die Stammform hat Montelius in Italien gesucht. Von ihr sei die schnörkelreiche Fibel der ungarischen Bronzezeit abgeleitet, welche in vereinfachter Form als Brillenfibel (Doppelspiralfibel, Hallstätterfibel) in Griechenland Eingang gefunden habe und von dort in der ersten Eisenzeit wieder nach Westen und Norden verbreitet worden sei. Andrerseits sei die ungarische Fibel die Mutter der skandinavischen geworden. Auch Undset hat die Stammformen der nordischen Bronzezeit früher in Ungarn gesucht. Heute sieht er sich durch den Fortschritt der Lokalforschungen in früher vernachlässigten Fundgebieten genötigt, weiter nach Süden hinabzugehen. Daß die ungarische Fibel nicht die Mutter der nordischen sein kann, hat in einem Vortrage auf dem Wiener Anthropologen-Kongreß 1889 J. Szombathy gezeigt, indem er nachwies, daß Fibeln vom nordischen Typus in Niederösterreich schon während der älteren Bronzezeit auftreten, während vereinfachte ungarische Formen in demselben Gebiete erst am Beginne der Eisenzeit auftreten. Überhaupt tritt Szombathy dafür ein, daß die spezifischen Formen der ungarischen Bronzezeit als relativ späte, mit der ostalpinen Hallstattkultur kontemporäre Erscheinungen anzusehen seien, worin wir ihm nur beistimmen können.

Undset hat die einfache, unsrer modernen Sicherheitsnadel ähnliche Grundform der Fibel mit Eifer verfolgt. Er hat sie in den Terramaren Oberitaliens, sowie in Ungarn nachgewiesen. In letzterem Gebiete geht sie nicht neben den üppig verzierten Formen der jüngeren Bronzezeit her, sondern stammt sicher aus älteren Schichten. Undset will die Form nicht von Italien herleiten, wozu kein Anlaß vorliegt. Er denkt vielmehr an den nördlichen Teil der Balkanhalbinsel, wo die klassischen Archäologen aus trachtgeschichtlichen Gründen den Ursprung der Fibula suchen. Im mykenischen Kulturkreise ist die Fibula unbekannt, und sie muß daher den orientalischen Völkern ursprünglich durchaus fremd gewesen sein. Studniczka, gegenwärtig einer der besten Kenner des altgriechischen Kostüms, meint, daß der Ursprung der Fibel in jene Zeit hinaufreicht, als die Griechenstämme in den unwirtlichen Bergländern inmitten der Balkanhalbinsel saßen. „Von dort aus werden in dem Landverkehre mit dem Westen die ersten Heftnadeln zu den Italikern in der Poebene gekommen sein, deren einfachste Formen derjenigen unsrer Sicherheitsnadel am nächsten stehen."

Diese Ableitung hat heute alle Wahrscheinlichkeit für sich, und ich freue mich, in einer wichtigen Frage, worüber so bewährte Forscher, wie Undset und Studniczka eines Sinnes sind, einen kleinen thatsächlichen Beleg beibringen zu können. Dieser Beleg besteht in dem Nachweise der Fibelstammform in den Grabhügeln Bosniens, wo, wie wir gesehen haben, der Stil der Bronzezeit sich mit erstaunlicher Zähigkeit neben dem eindringenden Eisen behauptet hat. Die Museen in Wien und Sarajevo besitzen jetzt solche einfache Fibeln aus Tumulis von Glasinac, und das Museum in Agram bietet ferner ein ähnliches Exemplar (aus Topličica), das mit dem ersten achterförmigen Schnörkelansatz die Entwickelung zur typischen ungarischen Bronzezeitfibula andeutet.

Das hochwichtige Fundgebiet im Norden der Balkanhalbinsel ist noch so gut wie jungfräulich. Und doch haben wir von dort Aufklärungen zu fordern über das erste Kulturstadium, welches die griechischen Stämme auf europäischem Boden durchgemacht haben, sowie andrerseits Aufklärungen über die Genesis der mittel- und nordeuropäischen Bronzezeit. Und wenn uns typologische Untersuchungen einzelner leitender Formen hierher in die Nähe des Pontus und Kleinasiens führen, so scheint mir das ein gutes Zeichen, daß es einmal licht werden wird in der dunkeln Frage nach der Herkunft unsrer ältesten Metallkultur und der Art ihres Überganges von Asien nach Europa.

Wißmanns zweite Durchquerung Afrikas[1]).

Nach den glänzenden Erfolgen der ersten und zweiten[2]) Wißmannschen Reise lag es nahe, daß der gewiegte Forscher bald zu neuen ehrenvollen Arbeiten im dunklen Weltteil berufen wurde. Da er nach der Kassai-Expedition noch ein drittes Jahr dem Könige der Belgier verpflichtet blieb, so stellte ihm dieser die Wahl, ob er die Verwaltung des ganzen innern Kongostaates vom Stanley-Pool aufwärts übernehmen oder im Süden des Kongo das auf der Kassai-Fahrt begonnene neue Werk weiter ausführen wolle. Wißmann entschied sich für das Letztere und empfing nun die Weisung, im Baluba-Lande unter Benutzung der günstigen politischen Lage einen Stützpunkt zu allen ferneren Unternehmungen im südlichen Kongostaate zu schaffen und die eingeborenen Stämme möglichst bis zu den Grenzen mit den neuen Verhältnissen vertraut zu machen. Außerdem sollte er dem Gange der Sklavenjagden und des Sklavenhandels nachspüren, diesen Greueln kräftig entgegen arbeiten und dabei zugleich auf den kulturellen Wert der südwestlichen Länder sein Augenmerk richten.

Demgemäß reiste Wißmann am 8. Januar 1886 von Madeira nach der Kongomündung ab und begab sich über Boma und Vivi nach dem Stanley-Pool. Gleich in den ersten Marschtagen traf er mit den deutschen Offizieren Kund und Tappenbeck zusammen, die eben von ihrer gefährlichen

Der Wißmannfall des Kassai. Etwa 100 m breit, 8 m hoch. Entdeckt am 18. Mai 1886 von Wißmann.

Expedition am Lukenje oder Lukatta heimkehrten. Nach kurzem Aufenthalt bei den Kameraden langte Wißmann in ziemlich leidendem Zustande am 23. Februar in Leopoldsville an, wo er sofort mit dem Missionar Grenfell ein Abkommen zur Benutzung des Missionsdampfers „Peace" für die Bergfahrt auf dem Kassai schloß. In Quamouth, an der Mündung des Kassai, erwartete er die „Peace", mit welcher er nebst einigen Europäern am 22. März die Reise stromauf antrat. Der anfänglich schmale Kassai erweiterte sich bald in ein fast unentwirrbares Netz von Kanälen, die, durch langgestreckte Grasinseln und Bänke getrennt, in ihrer stillen Einsamkeit einen begehrten Standort für Scharen von Elefanten und Flußpferden bildeten. An der Mündung des Kuango vorbei, der hier Sali-Mbi genannt wurde, steuerte die „Peace" in die schon von der Thalfahrt her bekannte seeartige Verbreiterung des Kassai, den Wißmann-Pool, und wieder entzückte die Fremden der überraschende Vegetationsschmuck und die Fruchtbarkeit des Uferstriches wie der Inseln. Bald darauf kam der Poggeberg in Sicht; man kreuzte den Austritt mehrerer kleiner Nebenflüsse, passierte die Übergangsstelle von Kund und Tappenbeck und fuhr nun in das Gebiet der berüchtigten Bassongo-Mino oder Zahnmenschen ein, die sich jedoch bei Annäherung des Dampfers schleunigst ins Innere flüchteten. Sonst benahmen sich die Uferstämme gegen die Expedition durchaus freundlich und bekundeten lebhafte Neigung zum Handelsverkehr.

Am 6. April wurde das Gemünde des von Süden kommenden Sali-Temboa — d. i. der mit dem Luschiko vereinigte Loange — untersucht, und zwei Tage später erschien das Delta des Sankurru, welchen kurz zuvor Dr. Wolf mit dem Dampfer „En Avant" befahren hatte. Messungen ergaben,

[1]) H. von Wißmann, Meine zweite Durchquerung Äquatorial-Afrikas vom Kongo zum Zambesi. Frankfurt a. Oder, Trowitzsch & Sohn, 1891.

[2]) Vgl. unsern ausführlichen Bericht im Globus, Bd. LV, Nr. 7 und 8.

daß der Kassai reichlich ein dreimal so großes Volumen besitzt, als sein Tributär, so daß es um deswillen schon unangebracht ist, wenn einzelne Kartographen in allzu strenger Befolgung der Berichte Kunds und Tappenbecks[1]) den Namen Sankurru auch für die Hauptader anwenden.

Gegen Mittag des 12. April öffnete sich auf dem rechten Ufer der Lulua, an dem sich gerade mehrere in Weiß gekleidete Personen geschäftig tummelten, bis gleich nachher die „En Avant“ selbst hinter einem Landvorsprunge sichtbar wurde. In wenigen Minuten fand sich Wißmann mit Dr. Wolf und andern Teilnehmern der früheren Expedition vereinigt und erfuhr die schönen Resultate, die Ludwig Wolf bei seiner eben vollendeten Tour auf dem Sankurru und seinen Tributären für die Hydrographie des südlichen Kongobeckens erbracht hatte[2]). — Am folgenden Morgen dampfte die „Peace“ mit Dr. Wolf an Bord in den Lulua hinein und ankerte nach 48 Stunden vor der neu gegründeten Luëbo-Station am Austritt des gleichnamigen Nebenflusses. Von hier leitete ein sicherer Überlandweg zur Feste Luluaburg, die der Afrika-Veteran Bugslag seither in musterhafter Ordnung gehalten, so daß Wißmann mit freudigem Erstaunen den Fortschritt deutscher Kulturarbeit auf diesem entlegenen Posten feststellen konnte.

Unterdes rannten Eilboten nach Mukenge, um dem Fürsten Kalamba und seiner Schwester Sangula die Wiederkehr ihres weißen Freundes zu melden, der jetzt zum dritten Male seinen Fuß in ihr Reich setzte. Ganz Lubuku brach in Jubel aus, und zu Tausenden strömte das Volk herbei, um mit schallendem Gruße unsern Forscher willkommen zu heißen. — Wißmanns Aufenthalt in Lubuku mußte abgekürzt werden zu gunsten einer geplanten Untersuchung des Kassai, oberhalb der Lulua-Mündung.

Von der Luëbo-Station ruderte der Führer der Expedition in Dr. Wolfs Begleitung auf dem Stahlboot „Paul Pogge“ flußabwärts in die Hauptader hinein, die hier in 1000 m Breite ihre trüben Fluten zu Thale wälzt. Die Ufer waren hoch und von Urwald strotzend, indes fast genau in der Mitte des Stromes eine merkwürdige Reihe langer Sandbänke das Wasser teilte. Bald änderte sich jedoch die Scenerie; Felsgerölle erfüllten die Biegungen, und schließlich zog sich ein niedriges Felsriff quer von Ufer zu Ufer, das durch einzelne Lücken und Kanäle zwar noch immer eine Passage freigab, bis gleich darauf ein lautes, brüllendes Rauschen die Nähe der Fälle und damit die Grenze der Schiffbarkeit ankündigte. Noch eine letzte Wendung und ein herrlich-großartiges Bild entrollte sich vor den Augen der Fremden. In gewaltigem Sprunge stürzte sich der Strom 8 m tief in ein seeartiges Becken hinab; vier üppig mit Palmen und Pandanus begrünte Inseln schieden ihn in fünf Arme. Das war der Wißmannfall, dessen Abbildung umstehend mitgeteilt ist.

In achtstündiger schneller Fahrt lief das Boot zum Lulua zurück, dann diesen hinauf zur Station, wo gerade der Dampfer „Stanley“ mit zahlreichen Europäern verschiedenster Nationalität angekommen war. Wißmann marschierte jetzt mit Kapitän de Macar und 150 Schwarzen nach Osten, in der Absicht, den Balungo-Häuptling Kassongo-Tschiniama für den Kongostaat zu gewinnen. An die in Dörfern hausenden Baluba reihten sich die zerstreut wohnenden Kalosch, ein starkes schwerleibiges Volk, bei dem Gestalten von 6 Fuß und darüber sehr häufig sind. Von Tag zu Tag nahmen die Eingeborenen an Menge zu; ihre Haltung wurde drohender und ging endlich zum offenen Angriffe über, der zwar abgeschlagen wurde, trotzdem aber Wißmann bei der Schwäche seiner Truppe zum Rückzug bestimmte, ohne daß er seinen Zweck erreicht hätte.

In den nächsten Monaten ließ Wißmann, um das Ansehen des Kongostaates in Lubuku und in weiterem Sinne unter den Baschilange-Völkern überhaupt fest zu begründen, seinen alten Gefährten Kalamba feierlich zum Oberhäuptling ausrufen und ihm von den Nachbarn huldigen. Dann erst glaubte er, die „große Reise“ nach Osten in Ruhe antreten zu dürfen. Am 16. November verließ er mit Leutnant Le Marinel, Bugslag und gegen 900 Schwarzen mit 500 Gewehren die freundliche Station Luluaburg. Der Zug bewegte sich mehr nordöstlich, als die 1882 von Pogge und Wißmann begangene Route und führte die Expedition über den Lubi, den Moansangomma und Lubudi an den Sankurru und von diesem, der bald verlassen wurde, zum Lubéfu hinüber, welcher später unter der von Dr. Wolf ihm irrtümlich (?) zugeschriebenen Bezeichnung Lomami in den Sankurru mündet. In dieser Urwaldregion, die uns lebhaft an den von Stanley durchquerten großen Wald am Aruwimi erinnert, hatte Wißmann das Glück, mit Zwergen aus dem Batua-Volke zusammenzutreffen. Die Leute waren klein, von lichtbrauner, gelblicher Farbe mit dunklerer Schattierung, langgliedrig und mager, aber doch nicht eckig, ohne jede Verzierung, Bemalung oder Haarfrisur. Ihre Bewaffnung bestand in Bogen und zierlichen Pfeilen, die sie vor dem Gebrauch in eine mit Gift gefüllte Kalabasse tauchten, die am Gürtel befestigt war.

Um Neujahr 1887 zeigten sich bereits die ersten Spuren der arabischen Menschenräuber, zunächst im Lande der Benecki, wo die Karawane bei Kafungoi die alte Poggesche Straße wieder einschlug. Aber welche entsetzlichen Veränderungen hatten sich hier vollzogen! Statt des volkreichen, schönen Ortes, wo früher Tausende der Benecki die Weißen freundlich begrüßt und sie in Frieden von Dorf zu Dorf geleitet, gähnte jetzt eine durch Mord und Brand verwüstete Einöde. Noch standen, wie damals, die mächtigen Palmenhaine und nahmen die Müden in ihrem Schatten auf; aber Häuser und Bewohner fehlten; auf den Wegen wucherte mannshohes Gras, aus dem hier und da ein verkohlter Pfahl, ein gebleichter Schädel, ein zerbrochenes Gerät an den unglücklichen Stamm gemahnte. Die Bandenführer Tippu Tips hatten das Land durchstreift, um ihrem Herrn die Ausbeute dieser zur Zeit noch unberührten Gebiete vor dem Eintreffen mißgünstiger Handelsgenossen zu retten. Deshalb ward alles mit Stumpf und Stiel ausgerottet, daß dem später Kommenden nicht einmal die Nachlese blieb.

Fortan traf Wißmann unausgesetzt mit arabischen Sklavenjägern zusammen. Er passierte das Lager des blutigen Said, der sich an gefangenen Schwarzen im Pistolenschießen übte und über dessen Lagerpforte 50 abgehauene Hände faulten. Je näher dem Kongo, desto größer wurde der Übermut dieser Scheusale, die ihre sonstige Höflichkeit ganz außer acht ließen und offen die Weißen verhöhnten. Nach Überschreitung des zum Kongo gehörigen Lomami kreuzte Wißmann in der Mitte des Februar 1887 den Lualaba und nahm in Nyangwe Quartier, wo gerade ein Bastard Tippu Tips, der schwarze Zefu, residierte, den unser Forscher bei der ersten Durchquerung aus Mirambos Händen vor dem sicheren Tode gerettet hatte. Jetzt brannte der Undankbare darauf, Wißmann und seine Karawane gefangen zurückzuhalten und nur mit Mühe machte sich der Chef aus der Räuberhöhle los. Seine Getreuen aus Lubuku gingen unter Leutnant Le Marinel nach der Heimat zurück, während der Führer zum Tanganjika wanderte und dann nach

[1]) Mitteilungen der afrikanischen Gesellschaft in Deutschland, Bd. V, S. 118.

[2]) Vergl. Dr. L. Wolf, Reisen in Centralafrika. Vortrag, gehalten in d. Berliner Gesellsch. f. Erdkunde a. 7. Januar 1887 — und Petermann, Geogr. Mitteil. 1888, S. 193 ff. mit Tafel 12.

Udschidschi fuhr, wo er die ersten Nachrichten von den Unruhen im Osten empfing, die ihn bestimmten, sich südwärts nach Quilimane durchzuschlagen. Von Ninmkalo, am Ausgange des Sees, stieg Wißmann zu dem hohen Plateau hinauf, das hier auf kurze Entfernung seine Gefließe ohne merkliche Wasserscheide[1]) nach drei Becken, dem Tanganjika, Bangweolo und Rikwa, entsendet. Die drei letzten Tagemärsche führten auf einem schmalen Negersteige, von den Briten emphatisch „Stevensons Road" tituliert, an den Nyassa, d. h. zur Station Karonga, von welcher das alte Missionsschiff „Ilala" die Reisenden an den bekannten Niederlassungen der Kaufleute und Missionare vorbei glücklich in den Schire brachte. Der Rest der Fahrt um die Murchison-Fälle und den mittleren Schire und Zambesi hinab bis Quilimane vollzog sich ohne Hemmnis, so daß Wißmann und Bugslag um die Mitte des August nach Sansibar abreisen konnten, da auch den letzten treuen Westafrikanern durch das Entgegenkommen der Portugiesen die Rückbeförderung nach Angola zugesichert war.

Zwei wichtige Erkenntnisse drängten sich Wißmann in den langen Wochen und Monden vom Lubilasch bis zum Sambesi auf, nämlich erstens, daß der Einfluß des Arabertums in Afrika nur durch eine starke europäische Machtentfaltung zu brechen sei und zweitens, daß sich englischerseits ein ernster Schlag gegen das morsche portugiesische Kolonialreich vorbereite, dem die Portugiesen wahrscheinlich erliegen würden.

Die Folgezeit hat diese Voraussagen schnell in ihrem ganzen Umfange bestätigt.

H. Seidel.

[1]) Vergl. hierzu die Karte auf S. 35 in Nr. 3 des laufenden (59.) Bandes.

Einige Bemerkungen über die Fidschi-Inseln.

Die Fidschi- (Fidji- oder besser Viti-) Inseln liefern jetzt ganz ausgezeichneten Ertrag; sie sind eine gewinnbringende Kolonie und waren vor zwanzig Jahren noch „zu haben". England hatte es sogar ganz bestimmt abgelehnt die Oberhoheit dort auszuüben und später, nicht zu seinem Schaden, doch zugegriffen.

Die politischen Verhältnisse haben sich dort folgendermaßen entwickelt. Bis zum Ende des vorigen Jahrhunderts zerfiel der inselreiche Archipel in eine Anzahl von einander unabhängiger selbständiger Distrikte, von denen einige umfangreichere und durch Macht hervorragende über die andern kleinern sich ein Übergewicht zu verschaffen wußten. Mit Hülfe einiger Europäer, welche 1808 — 165 Jahre nach der schon 1643 durch Tasman erfolgten Entdeckung des Archipels — an der klippenreichen Küste Schiffbruch erlitten hatten und des von ihnen erlernten Gebrauches der Feuerwaffe gelang es dem Häuptlinge Naulivu von Mbau, den damals mächtigsten Staat der Inselgruppe, Verata, im östlichen Viti-Levu, zu unterdrücken und seinem Nachfolger, ihre Herrschaft noch weiter auszudehnen, so daß sie sich unter dem 1852 zur Regierung gelangten „Könige" Thakombau (oder Kakobau), einem alten Menschenfresser, über den ganzen Archipel erstreckte. Den ersten Europäern folgten bald andre, und nachdem durch die thatkräftige und von außerordentlichem Erfolge begleitete Thätigkeit der Missionare größere Ruhe und Sicherheit, wenigstens in den Küstenländern, erzielt war, erfolgten Einwanderungen im größeren Maßstabe und mit ihnen zunehmender Verkehr und Handel. Durch eine hohe an ihn gestellte Geldforderung in Verlegenheit gesetzt, trug König Thakombau 1858 der britischen Regierung unter gewissen Bedingungen die Oberhoheit über die Insel an; die Regierung lehnte jedoch damals den Antrag ab. Diesen Antrag wiederholte der zum Christentum bekehrte Thakombau im Jahre 1874 als neuerdings politische Wirren auf den Fidschi eintraten, diesmal eine Folge der Einführung einer Konstitution mit Ministern und Parlament nach europäischem Zuschnitt, natürlich auch mit zahlreichen Gesetzen und hohen Steuern, denen die europäischen Ansiedler sich widersetzten. Die Verwirrung nahm einen hohen Grad an und die Engländer beschlossen nun zuzugreifen. Am 10. Oktober 1874 wurde der Archipel an Großbritannien abgetreten und am 1. September 1875 übernahm der erste Gouverneur, Sir A. Gordon, die Regierung in aller Form.

Die Fidschi-Inseln mit dem in bezug auf Verwaltung dazugehörigen aber entfernt liegenden Rotumah haben 20843 km mit 126000 Bewohnern, mithin 6 auf den Quadratkilometer. Danach ist dieser (aus 200 Inseln bestehende Archipel) etwas größer als das Königreich Württemberg.

Die meisten Inseln, darunter die beiden Hauptinseln, Viti-Levu und Vanua-Levu, sind gebirgig, mit Erhebungen bis über 1200 m. Vulkanische Gesteine, Laven, Basalte, Konglomerate setzen hauptsächlich den Boden zusammen, der noch größtenteils dicht bewaldet ist und wertvolle Nutzhölzer trägt. Die Bewässerung ist eine vorzügliche und zahlreiche Flüsse und Bäche suchen ihren Weg nach dem korallenumsäumten Gestade. Der Fluß Rewa auf Viti-Levu ist 80 km weit schiffbar; der jährliche Regenfall beträgt im Durchschnitt 500 ccm. Die Häfen und Reeden der Inseln sind zahlreich und wohl geschützt, aber wegen der alle Inseln umgebenden gefährlichen Korallenriffe schwer zugängig.

Die Inseln sind so oft und vorzüglich geschildert worden, daß ich nicht näher auf deren geographische Verhältnisse eingehen will. Aber einige kurze Bemerkungen über die Einwohner will ich hier mitteilen, wie dieselben sich mir während meines Aufenthaltes aufdrängten. Reine Melanesier sind die Fidschianer keineswegs, sie sind vielmehr stark mit polynesischem Blute vermischt, wenn auch die Rasse der dunkelfarbigen Südseeindianer vorherrscht; schon die geographische Lage, inmitten der melanesischen und polynesischen Inseln, weist darauf hin und die bei beiden Rassen vorzüglich ausgebildete Schiffahrt mußte die Mischung befördern. Hat man reine Melanesier und reine Polynesier gesehen, dann kann man die Vereinigung beider Elemente auf den Fidschiinseln finden, aber keineswegs so, daß eine gleichzeitige Körpermischung aus beiden Elementen hervorgegangen wäre, in welcher die beiden bildenden Faktoren, der melanesische und der polynesische, zu einem einheitlichen Typus verschmolzen wären. Vielmehr macht jeder für sich sich geltend, so, daß innerhalb einer Familie, bei den Kindern desselben Elternpaares, das eine mehr melanesischen, das andre mehr polynesischen Typus zeigt, dunkler oder heller, krauser oder lockenhaariger ist. Alle sind wohlgebaut und die Farbenabstufungen wachsen vom dunklen kupferbraun bis schwärzlich; eigentlich „negerartige" sieht man nicht und in jeder Beziehung stehen sie über dem, was wir gewöhnlich als Neger uns vorstellen. Ich erwähne dieses deshalb, weil

Fahrzeuge der Fidschi-Insulaner.

oft ein anthropologischer Zusammenhang zwischen Negern und Melanesiern von Anthropologen angenommen wurde, eine Hypothese, die auf kraniologische Merkmale begründet wurde.

Die Sprache klingt sehr harmonisch; Mundarten derselben sollen, wie mir Missionare versicherten, in ziemlicher Abweichung auf den verschiedenen Inseln bestehen. Die hellsten Insulaner leben auf der kleinen Insel Vanua Mbalavu, südöstlich von Vanua Levu, zu den sogenannten Windward Islands gehörig. Man nimmt an, daß hier starke Beimischung von Tonganern stattfand.

Die Natur hat ihre Gaben so reichlich über Fidschi ausgestreut, daß das Volk dort ohne viel Arbeit leben kann. Ackerbau, Fischfang, Schiffahrt bilden die Hauptbeschäftigung. Indessen ist der Fidschianer so kräftig und widerstandsfähig, daß er recht gut soviel arbeiten kann, wie ein europäischer Arbeiter und sie haben dieses auch), wenn ihr Interesse in Frage kommt, und sie angeleitet werden, gethan, so daß sie als Arbeiter in den Pflanzungen recht gute Dienste thun.

Die Kultur, die nun seit der britischen Besitzergreifung mit Macht über sie hineinströmt und in immer verstärktem Maße sich geltend macht, je mehr Weiße auf dem Archipel sich ansiedeln, hat ihre gesellschaftlichen Verhältnisse und Bräuche bis jetzt noch wenig verändert. Freilich, der Kannibalismus, wegen dessen sie übel berüchtigt waren, hat aufgehört und man munkelt nur zuweilen von einigen Rückfällen bei den Bergstämmen, die steinerne Axt ist durch die eiserne ersetzt worden und Baumwollstoffe dienen zur Bekleidung. Aber im ganzen leben die 110 000 Eingeborenen — sie waren früher zahlreicher, bis die Masern zahllose Opfer forderten — in ihren 1200 Dörfern noch

Fidschi-Dorf bei Suva. Nach einer Photographie.

nach der Väter Sitten. Keinenfalls sind sie in körperlicher Beziehung zurückgegangen, wozu auch die Verhinderung des Branntweinhandels durch die Regierung das ihrige mit beigetragen haben mag.

In geistiger Beziehung sind die Fidschianer tüchtig veranlagt und man darf hoffen, daß sie sich noch weiter entwickeln werden. Als ich die von den Engländern begründete „Industrial School" für Eingeborene besichtigte, fand ich dort gegen hundert Knaben von den verschiedenen Inseln beschäftigt. Die europäischen Lehrer bestätigten mir, daß sie in der Tischlerei, dem Zimmermannshandwerk, dem Bootbauen und andren Gewerben ganz vorzügliche Fortschritte machten. Namentlich im Bootbauen, denn dieses liegt ihnen, wie den meisten Südseeinsulanern, sozusagen im Blute. Ihre heimischen Boote, klein wie groß, sind schon Muster tüchtiger Schiffsbaukunst. Wie bei den übrigen Südseeinsulanern haben auch die Fahrzeuge der Fidschiinsulaner Ausleger, auch bauen sie sehr schöne Doppelkanus, Fahrzeuge, mit denen sie weite Reisen unternehmen, und die durch fortwährendes Ausschöpfen über Wasser gehalten werden. Sie bestehen aus dem eigentlichen, gewöhnlich 30 m (!) langen, aber nur 3 m breiten Schiffe mit 5 m tiefem Schiffsraum, sowie dem nur halb so langen, als Ausleger dienenden Nebenschiff. Letzteres wird selten bemannt oder zur Unterbringung von Lasten benutzt, dient vielmehr meist nur als Gegengewicht und Ausleger für das große und schwere Hauptschiff. Bei diesen großen Fahrzeugen liegt auf den dieselben verbindenden Querbalken eine Plattform mit Hütte, von der aus auch das Segel bedient und das Schiff gesteuert wird. Ein solches vollständig ausgerüstetes Doppelkanu kann 200 Mann nebst Vorräten für 8 oder 10 Tage aufnehmen. In früherer Zeit, als die einzelnen Inseln einander noch bekriegten, segelten ganze Flotten solcher Fahrzeuge aus.

Von wesentlichem Einflusse auf die Insulaner sind die Missionare, die dort seit langem ein sehr ergiebiges Feld ihrer Thätigkeit gefunden haben. Wesleyaner, Katholiken

und die englische Hochkirche sind dort an der Arbeit. Das System der eingeborenen Lehrer (native teachers) hat sich bereits auf die meisten Dörfer erstreckt, in denen man jetzt ein Kirchlein und eine Schule findet. Mehr und mehr breitet sich die Kenntnis der englischen Sprache über die Inseln aus. Im Gefolge der Missionsthätigkeit und der Bekehrung zum Christentum machen sich aber neben manchen Fortschritten auch Uebelstände geltend. So werden viele Eingeborene geradezu religiös überspannt, andre dünken sich als Christen zu gut, um bei Weißen zu dienen und zu arbeiten, wie denn die meisten Ansiedler in den Städten Suva und Levuka vielfach darüber klagen, daß die Dienstboten lieber mit der Bibel in der Hand dasäßen, als im Hause und der Küche zu arbeiten.

Die Hauptstadt Suva liegt auf Viti-Levu und ist der Sitz des Gouverneurs, gegenwärtig Sir John Thistle, der seit der britischen Besitzergreifung hier wohnt, sich von unten aufgeschwungen hat und die Sprache der Eingeborenen vollkommen spricht. Suva besitzt, außer den Regierungsgebäuden, Kirchen und Schulen, jetzt schon drei Hotels, welche mäßigen Ansprüchen genügen. Dicht dabei kann man die Hütten der Eingeborenen noch studieren. Sie bilden ein längliches Viereck, welches meist auf einer klein künstlich hergestellten und an der Seite mit Steinen eingefaßten Erhöhung errichtet ist. Um die Schweine von der Hütte fern zu halten, wird diese oft mit Pallisaden aus Farnbaumstämmen umgeben. Das Sparrenwerk ruht auf starken Pfosten; alles ist mit geflochtenen Kokosfasern zusammengebunden. Das Dach ist mit Gras oder Schilfblättern gedeckt und die aus Rohrgeflecht gebildeten Seitenwände ebenso mit Gras oder Blättern dicht verkleidet. Fenster giebt es nicht, nur Thüren. In der Mitte der Hütte ist der Kochplatz, auf dem die irdenen runden Töpfe auf Steinen ruhen. Unter allen Südseevölkern haben die Fidschianer es am weitesten in der Töpferei gebracht, sie verstehen es sogar, Glasur herzustellen. Über dem Kochplatz sind Geflechte angebracht, um Holz und die Kawawurzel zu trocknen, aus der das beliebte berauschende Kawagetränk bereitet wird. Der Fußboden ist mit Matten gedeckt. Die Schlafplätze werden zum Schutze gegen die Stechmücken mit dem einheimischen Stoffe aus dem Papiermaulbeerbaum, der Tapa, umhangen; als Kopfkissen dient ein kleiner hölzerner geschnitzter Schemel. Bei den eingeborenen Lehrern fand ich eine besondere Küche angebaut, die als Beispiel dienen soll, wie viel reinlicher und gesunder eine solche Einrichtung ist. Indessen findet sie bei den Fidschianern, die in bezug auf ihr Hauswesen sehr konservativ sind, nur wenig Nachahmung. Bedeutender als Suva, namentlich für den Handel, ist die Stadt Levuka auf der kleinen Insel Ovalau. Dort hat auch unser deutscher Konsul, Hennings, seinen Sitz, der einer der ältesten lebenden Ansiedler auf den Fidschi und einer der bedeutendsten Kaufleute daselbst ist. Seine Erinnerungen reichen noch in die alte Menschenfresserzeit zurück und er weiß davon manches zu erzählen. Als seine Frau einst niedergekommen war, sandte ihm ein benachbarter Häuptling aus Aufmerksamkeit ein Geschenk für diesen Fall. Es bestand in einem Frauenarm — gewiß eine seltsame „Wochensuppe“. Welchen Wechsel hat Herr Hennings hier nicht schon erlebt! Statt der einheimischen gelten jetzt englische Gesetze, die allerdings auch da streng geblieben sind, wo die Fidschi-Insulaner ehemals strenge Gesetze besaßen, schon darum, damit sie nicht glauben sollten, die Weißen straften geringer wie sie. Ehebruch und Prostitution werden z. B. mit Gefängnis bestraft. Es giebt ordentliche Gerichtsverhandlungen, die in einheimischer Sprache geführt werden und bei denen Richter und Anwalt trotz der Hitze nach englischer Art in Perücke und Talar erscheinen müssen! Auch Gefängnisse besitzt man schon in Suva.

Fidschi-Insulanerin. Nach einer Photographie.

Wie schon angedeutet, nimmt die Zahl der Eingeborenen ab, wozu viele europäische Einrichtungen beitragen und vor allem die Masern, die schreckliche Verwüstungen anrichteten. Die Krankheit war 1875 von Australien eingeschleppt worden, bis dahin unbekannt und erregte einen fürchterlichen Schrecken unter den Eingeborenen. Die Folge war eine Reaktion gegen die Weißen und Missionare, welche man als die Ursache der Seuche betrachtete; letztere wurden zum Teil verjagt und das alte Heidentum wieder angenommen. Über 10 000 Eingeborene sind damals von der Seuche hingerafft worden, das Elend war unbeschreiblich und die Leichen wurden von den Schweinen gefressen. Es konnte

fürwahr nicht wunder nehmen, daß die unwissenden Eingeborenen der inneren Distrikte den Glauben faßten, die Weißen hätten es auf ihre gänzliche Vernichtung abgesehen und zu diesem Zwecke die ihnen bis dahin ganz unbekannte Masernkrankheit eingeführt. Die Zahl der Frauen ist auch geringer als diejenige der Männer. Das Geschlecht der Mischlinge von europäischen Vätern und Fidschimüttern ist im Zunehmen und heute vielleicht schon ebenso groß wie die rein weiße Bevölkerung, die etwa 3000 beträgt. Die Mädchen, aus gemischtem Blute, die ich sah, waren recht hübsch.

Eine Merkwürdigkeit, die ich nicht unberührt lassen will, ist, daß die Hunde auf den Fidschiinseln nicht fortkommen. Nicht etwa, weil das Klima ihnen nicht zusagt, sondern wegen einer eigenen Art von Parasiten. Eine Art Eingeweidewurm dringt nach dem Herzen vor und vermehrt sich dort so stark, daß schließlich das Herz wie mit einem Pelz umgeben ist. Dann stirbt der Hund und alljährlich müssen zum Ersatze neue von Australien eingeführt werden.

Kein Zweifel, daß die Fidschiinseln in nicht zu langer Zeit zu den wertvolleren Kolonieen Englands gehören werden. Der Boden ist außerordentlich fruchtbar. Zucker wird in großer Menge gebaut; die Kopra (getrocknete Kokosnuß) bildet den Hauptartikel und Versuche mit dem Anbau des Thees haben sehr günstige Resultate ergeben.

Der Kanal von Nikaragua.

Von Heinrich Becker.

Die Republik der Vereinigten Staaten von Nordamerika hat ihrer Freundin, der Republik Frankreich, einen Dienst erwiesen, von dem man heute noch nicht sagen kann, wer den Vorteil davon trägt. In dem Augenblick, in dem das Unternehmen des Herrn von Lesseps — der Bau des Panama-Kanal — zum stillstehen genötigt war, begannen die Amerikaner den Bau des Kanals von Nikaragua. In freundschaftlicher Übereinkunft hat die neue Gesellschaft bereits die Bagger-Maschinen dem Herrn von Lesseps abgekauft; andre Geräte werden nachfolgen — es ist ihrem Zwecke dienlicher, sie werden benutzt, als daß sie unter endlosen Regengüssen verrosten.

Herr Warner Miller, der Präsident der Nikaragua-Gesellschaft, hat über den Beginn des Unternehmens berichtet. Bevor wir davon reden, sei eine Schilderung der neuen Situation gestattet. Zentral-Amerika, der lange schmale Landstrich zwischen Nord- und Süd-Amerika, besteht in seinem Grundstocke aus einer langen Reihe von Vulkanen. Man zählt deren 30, von denen heute noch 16 bis 18 thätig sind. Sie laufen alle an der Westseite her; sie steigen bis zu 3000 und 3700 m empor (einer bis zu 4400 m) und fallen jäh zu dem Westmeere hinab. Auf der Ostseite ist bis zum 10. Grade nördl. Br. gleichfalls jäher Absturz zum Karibischen Meere. Nördlich davon dachen sie aber in langem Verlaufe allmählich sich hinab.

Der Grund liegt in den beiden Meerströmen, die im W und O verschieden sind. Im W zieht von dem Nordpol der kalte Pacifische Strom südwärts zum Äquator; im O der warme Atlantische Strom nordwärts zum Pole. Jener wird mit der nach O rennenden Erde hart wider die Ufer geschleudert, er höhlt die Felsen aus und läßt kein Geröll sich ansammeln. Die Küste ist deshalb felsig und steil; sehr wenig Buchten, die ein Schiff bergen könnten. Der Atlantische Strom wird von Afrika zurückgeworfen; er läuft dann gegen die Drehung der Erde und fällt nur mit halber Stärke wider Süd- und Nord-Amerika. Das Antillen-Meer ist deshalb nicht als eine Aushöhlung eines zerstörten Kontinentes zu betrachten. Die Antillen sind vielmehr werdende Inseln; sie haben einen vulkanischen Kern, der von angeschwemmtem Grus und Sand sowie von Korallen-Bauten umgeben wurde.

So ist auch die Ostküste von Zentral-Amerika ein breites angeschwemmtes Land, was aus der verwitterten Lava der Vulkane und dem von den südamerikanischen Flüssen hergespülten Sand, Thon und Kalk von dem Golfstrome gebildet wurde. Es dacht sich in der Ausbauchung von Nikaragua bis zu 100, in der Halbinsel Yukatan bis zu 200 Stunden vom Gipfel der Vulkane bis zum äußersten Vorgebirge im Antillen-Meere ab. Unter dem Meere laufen von Nikaragua nach Jamaika, wie von Yukatan nach Kuba zu eine Menge Korallenriffe und schon ausgefüllte Sandbänke hin, die bereits den Weg andeuten, auf dem diese großen Antillen einst mit Zentral-Amerika verwachsen werden.

Zwischen den Ausbauchungen laufen auf der Antillenseite große Buchten in die Küste des Festlandes hinein: der Golf von Darien, der Golf von Mosquito, der von Honduras und der von Campeche. Sie sind teils durch den Rückstoß des Golfstromes, den er an den Antillen erleidet, teils durch das Ausströmen der Flüsse gebildet. In größerem Maße ist dies bei den Flüssen von Yukatan zu sehen, an denen große Lagunen mit Sandbarren sich bildeten. In kleinerer Gestalt gewahrt man dies an der Bucht von Aspinwall, von welcher der Panama-Kanal ausgehen soll — und der Bucht von San Juan del Norte — von welcher der Kanal von Nikaragua anfängt. In jene fließt der Rio Chagres, in diesen der Rio San Juan.

Der Rio San Juan kommt aus dem See Nikaragua. Der See liegt inmitten des Landes, sechs bis sieben Stunden von der Westküste, 20 bis 25 Stunden von dem Antillen-Meer. Er läuft in der Axe von Zentral-Amerika, von NW nach SO, in einer Länge von 36 und Breite von 15 Stunden[1]). Am NW-Ende strömt der Rio Tanaloya herein, der aus dem oberliegenden See Managua kommt. Rings um den Managua, wie den Nikaragua erheben sich ganze Reihen von Vulkanen. Im NW des Managua stehen allein deren sechs heute noch thätige, riesige Gipfel, die bis zu 3500 und 3700 m sich erheben. Von ihnen flößt der Regen die kleinen Basaltkörnchen herab, die dem Nikaragua seinen Namen gaben, d. i. „Schwarz-Wasser"[2]).

Die großen Vulkane liegen alle an der NW- und SW-Seite der beiden Seen; an der W-Seite liegen kleinere, erloschene, dazwischen. Auf der ganzen O-Seite ist nur ein minder hohes Gneis-Plateau, das im SO zur Mündung des San Juan-Flusses sich verläuft. Damit ist eine Gasse gebildet von 10 bis 15 Stunden Breite, die von dem Managua, Nikaragua und San Juan durchströmt wird. Sie zieht mit der Axe von Zentral-Amerika von NW nach SO und öffnet sich im Kariben-Meer.

---

[1]) Das ist etwa die halbe Länge des alten Rhein-See, der von Basel bis Frankfurt reichte.

[2]) Der „Blaue Nil" führt ebenso den Namen von den Basaltkörnchen, die von dem Abessinischen Gebirge ihm zugeflößt werden.

Der Regen, der die Seen füllt, kommt nicht vom Stillen Meere. Der kalte Strom bringt nur wenig Dämpfe; die hohen Gipfel, die in Guatemala zuweilen Schnee erhalten, lassen keinen Dampf herüber; wohl aber kommt er vom Antillen-Meer. Der Golfstrom, der vom Äquator kommt und die Gasse zwischen den Vulkanen bildete, jagt auch den Regen aus dieser Richtung hinein. Er spült die Berge in der Gasse ab, färbt die Seen mit den schwarzblauen Körnchen und führt den feinen Sand bis zur Mündung des San Juan hinab ans Meer.

Der San Juan bildet eine Lagune und daraus eine Bucht mit vorstehender Sand-Barre. Sie führt den bezeichnenden Namen „Punta Arenas“, d. i. „Sand-Spitze“. Für den Geologen ist sie ein Warnungszeichen; der Ingenieur kümmert sich nicht viel darum. Nach dem Bericht des Herrn Präsidenten Warner Miller haben die Ingenieure die Sandbarre durchbrochen und — „wo vor drei Monden noch trocknes Land war“ — führt jetzt ein Kanal nach dem Flusse, der den Schiffen von sieben Fuß Tiefgang bereits den Eingang gestattet. Dann haben sie eine Reihe von Wellenbrechern vor der Mündung aufgebaut, die dem Golfstrom einen andern Weg weisen sollen.

Die Geschichte erzählt, daß im Jahre 1850 eine Dampfschiffahrt auf dem Nikaragua, wie dem San Juan-Flusse errichtet wurde. Im Jahre 1855, als die Kalifornier durch ihre Goldfunde ganz Amerika und Europa aufregten, wurden die Dampfer viel benutzt. Als aber bald darauf eine Eisenbahn über die Landenge von Panama gebaut, ward die Schiffahrt auf dem San Juan ihrer besten Fracht, des Transportes über den Isthmus, beraubt. Im Jahre 1863 war dann die Mündung des San Juan derart versandet, daß der geringe Verkehr die Ausbaggerung nicht lohnte. Heute wird die Bagger-Maschinerie des Herrn von Lesseps zunächst an der Mündung des Flusses dem Unternehmen guten Vorschub leisten. Immerhin ist jener Vorgang bedenklich, daß von 1850 bis 1863 der Fluß bis zur Unschiffbarkeit versandete.

Die kleinen Dampfer, welche früher den San Juan herabfuhren, mußten in der Mitte ausladen, weil Stromschnellen die Fahrt hemmten. Diese Sperren werden jetzt durch einen Kanal umgangen, der den Ober- und Unterlauf des San Juan verändert. Hier werden auch Schleusen angelegt, durch welche die Schiffe zu dem See hinauf gehoben werden. Der See liegt 40 m über dem Atlantischen Meere. Der San Juan durchläuft eine Strecke von 32 Wegstunden. Es sind demnach von der Mitte des Flusses an 10 bis 15 Schleusen mit je 2 m Stauung erforderlich, um ein Schiff bis in den See zu bringen.

Zwischen dem See und dem Stillen Ozean erhebt sich ein sechs bis sieben Stunden breites Felsen-Plateau. Es erhebt sich bis zu 1000 m; einzelne erloschene Vulkane stehen als Kegel in einer flacheren Ebene. Zwischen diesen soll der Kanal hindurchgehen. Wie hoch hier der niederste Paß über das Meer sich erhebt, ist uns nicht bekannt. Wenn er auch nur 60 m über dem See, d. h. 100 m über dem Stillen Ozean steht[1]), dann ist die Arbeit schon bedeutend, weil der Kanal auf die Höhe des Sees (40 m über dem Meere) eingeschnitten, dann eine ebenso große Schleusen-Reihe, wie auf der Ostseite angelegt werden müßte, damit die Schiffe von dem Nikaragua in den Golf von Papagayo im W-Meere gelangen könnten.

Es sind bis jetzt auf der O-Seite ungefähr 1000 Personen beschäftigt. Die Maschinisten und Handwerker sind Weiße aus der Union, die Arbeiter Neger aus Jamaika. Es soll bis jetzt noch keiner gestorben sein, obgleich sie auf sumpfigem Boden arbeiteten. Man rühmt dies, im Gegensatz zu Panama, ob aber mit Recht?

Aspinwall oder Colon, die O-Station des Panama-Kanales, liegt unter dem 9. Grad nördl. Br.; San Juan del Norte, die O-Station von Nikaragua, unter dem 11. Grad nördl. Br. Beide liegen innerhalb der Wendekreise. Zweimal im Jahre steht hier die Sonne senkrecht; man kann sagen von anfangs Mai bis anfangs September ohne Unterbrechung fast senkrecht. Während dieser Zeit saugt die Sonne fortwährend die Dampfmassen aus dem Antillenmeer und der Cyclon, der sich dabei entwickelt, jagt sie mit ungeheurer Gewalt längs der Küsten und des schmalen Festlandes. Der Rio Chagres (Panama) stürzt die Wassermassen nach Colon; der San Juan nach der Hafenstadt, die nach ihm benannt ist (von den Engländern vorübergehend Greytown geheißen). Die Wassermassen fallen rasch nach dem Meere; die Sandmassen, die mit ihnen fließen, häufen sich aber zu Barren, die das Wasser wieder aufstauen, Lagunen und Sümpfe bilden.

Diese sind bei San Juan bedeutender, als bei Colon. Unmittelbar im N der Stadt beginnt die Küste der Mosquitos. Hier sind die ebenso genannten Indianer weniger gefährlich, als die kleine Fliegenart, welche man zum erstenmal dort kennen lernte. Sie sind ein Produkt der Sümpfe und der dichten Urwälder, die aus diesem Treibhause emporschießen. Sumpf und Urwald bringen aber auch den schlimmeren Feind, das gelbe Fieber, das hier, wie auf Jamaika, Kuba und Florida, alljährlich mit der Regenzeit seinen Einzug hält.

Herr Warner Miller ist trotzdem kein „Warner“. Er ist vielmehr ebenso opfermutig wie Herr de Lesseps. Er hofft bis zum Jahre 1897 den Kanal zu vollenden. Die Kosten berechnet er auf 120 Millionen Dollars. Das lautet allerdings weniger, wie 600 Millionen Franks, mit denen Herr de Lesseps begann. Die Amerikaner sagen deshalb: Wenn der Kanal das Doppelte kostet und fertig wird, dann ist er billiger, wie der des Herrn von Lesseps, der mit 120 Millionen Franks nicht vollendet wurde. Man rechnet auf 7 Millionen Tonnen, die den Kanal jährlich passierten; für jede Tonne 3 Dollars, ertrüge das Werk 21 Millionen Dollars oder 100 Millionen Franks. Das wäre bei 1200 Millionen Anlagekosten immer noch ein reicher Gewinn, der geeignet ist, vielen mutigen Leuten noch mehr Hoffnung zu erwecken. So kann mit Energie und Geduld das Werk gelingen und damit ein Schleusen-Kanal zustandekommen, welcher dem Welthandel so lange aushilft, bis ein zweiter Lesseps die halb fertige Meerstraße vollendet.

Die Falkenjagd in Bosnien.

Von Dr. Friedr. S. Krauß.

In meiner vor drei Jahren veröffentlichten Studie „über den Einfluß des Orients auf die Südslaven“ setzte ich, entgegen den landläufigen Ansichten, auseinander, daß die Türken im wahren Sinne des Wortes Kulturträger für die Südslaven gewesen. Sie vermittelten ihnen persische, arabische und ägyptische Kultur, abgesehen von der türkischen, deren relative Höhe der Ethnograph nicht unterschätzen wird. Nicht bloß die Sprache, sondern auch das ganze Leben der Südslaven weisen vielfach auf türkischen Einfluß hin.

Die Zähmung der Falken zur Jagd und auch zur Briefpost gehörte zur Türkenzeit bei den bosnisch-herzögischen Edelleuten zu den gewöhnlichen Beschäftigungen. Den Gebrauch der Jagdfalken finden wir öfter in Guslarenliedern besprochen, aber meines Wissens nur dreimal den Falken als Brief-

[1]) Der höchste Punkt von der Wasserscheide des Panama-Kanals beträgt nur 100 m.

boten. Brieftauben scheint man nicht benutzt zu haben, zum mindesten nicht bei Mohammedanern. In einem noch ungedruckten Guslarenliede meiner Sammlung wird erzählt, wie Muškić Stjepan (Stefan der Moskauer) seinen Brief nach Udbina bestellt:

er rief darauf herbei den grauen Falken
und band ihm um den Hals das Briefchen fest,
und gab auf griechisch ihm sodann die Weisung:
— „Verweil mir nirgends und an keinem Orte
eh' du zur Burg des Burgherrn hingekommen,
dann laß dich ihm aufs Fenstergitter nieder!"
Der Falke flog zum Himmel unter Wolken
und ließ im türk'schen Udbina sich nieder
auf Osmanagas weißgetünchter Warte
und von der Warte schoß er hin ans Fenster.
Als ihn ersah der Burgherr Osmanaga,
da sprach er wohl auf griechisch an den Falken:
— „Komm her zu mir graugrüner Vogel Falke!"
Der Falke fiel ihm auf den weißen Schoß,
da löst' er ihm den Brief vom Halse los
und legte sich den Brief auf seine Kniee
und brach das Siegel von dem Schreiben auf.

Bei den Türken stand die Falkenbeize seit jeher in größtem Ansehen. („Falknerklee", drei ungedruckte türkische Werke über die Falknerei, eines der ältesten Denkmäler der türkischen Literatur, übersetzte Josef von Hammer. Pesth 1840.) Die türkischen Sultane waren fast ausnahmslos Freunde der Falkenjagd. Am meisten widmeten sich ihr Bajesid, der Wetterstrahl, und Mohammed IV. Nach der Schlacht bei Nikopolis (28. September 1396) gab S. Bajesid den ausgelösten deutschen, ungarischen und französischen Kriegern eine Falkenjagd zum besten und setzte sie durch die Pracht seines Jagdstaates, der aus 7000 Falkenjägern und 6000 Hundewärtern bestand, in Erstaunen. Die Falkeniere bildeten die Masse der sultanischen Jägerei, welche aus den vier Klassen der Falkenjäger, der Weihejäger, der Geierjäger und der Sperberjäger besteht, während die Hundewärter, in der Folge den Janitscharen einverleibt, 33 Regimenter derselben bildeten. Ihre höheren Offiziere wurden durch Benennungen der Jagd nach den ältesten Begriffen des Morgenlandes geadelt, weil die Lebensmittel der Nerv des Krieges und die Jagd das edelste Vorspiel desselben ist [1]).

In dieser Schule lernten auch die bosnisch-herzögischen Spahis und Zaimbege die Falknerei kennen und verpflanzten sie von dort in ihre Heimat, wo sie sich bis auf den heutigen Tag noch behauptet hat. Der verdienstvolle und sehr strebsame Herausgeber des „Glasnik" in Sarajevo, Herr K. Hörmann, ließ durch den Maler Ewald Arndt aus Deutschland, darüber in Bosnien Ermittelungen anstellen und veröffentlichte kürzlich in seinem Organe die mit Hülfe des Bezirksvorstandes Jordan und des Oberförsters Elleder gewonnenen Nachrichten [1]), aus welchen wir nachstehende Mitteilungen entnehmen.

[1]) J. v. Hammer, Geschichte des osmanischen Reiches. Zweite Ausgabe, Bd. I. Pesth 1834, S. 201.

Noch vor 15 bis 20 Jahren jagten allgemein die Begen in Nordbosnien (Krajina) und im Savelande mit Falken, gegenwärtig aber ist die Falkenjagd nur mehr üblich in den Edelsippen Uzeirbegović in Maglaj und den Sirbegović und Smailbegović in Tešanj. Die Begen erklären bestimmt, die Falknerei sei nach der Unterwerfung des Landes durch die Osmanen eingeführt worden. Einen Jagdfalken zu überwintern, verstehen die Begen nicht mehr, wahrscheinlich, weil sie die zweckmäßige Fütterung des Vogels verlernt haben, früher richtete man den Wanderfalken (falco peregrinus) ab, in unsrer Zeit dagegen so gut wie ausnahmlos nur jene Art, die man „atmadža" nennt (atmadža oder akmadža bedeutet aber türkisch einen Sperber!). Zuweilen nimmt man auch einen gewöhnlichen Sperber, doch hat man von ihm nur geringen Vorteil.

Den Falken fängt man mit Netzen. Zwei beiläufig zwei Meter hohe und ebenso breite Netze werden sehr schwach in einem spitzen Winkel an Stangen befestigt. Von der Außenseite verdeckt man die Netze mit dünnem Gezweige und grünen Dornen. In der Mitte zwischen den Netzflügeln bindet man eine lebendige Dohle an, worauf sich der Jäger in einem Gebüsche in der Nähe verbirgt. Um sich zu befreien, fängt die Dohle zu flattern und zu krächzen an, worauf sich leicht ein einjähriger noch unerfahrener Falke auf die Beute stürzt. Es entspinnt sich ein heftiger Kampf, bei dem das Netz über den Kämpfern zusammenfällt. Zur Abrichtung wählt man lieber ein Weibchen als das schwächere und kleiner gebaute Männchen. Die Freunde der Falkenjagd wissen genau, aus welchen Nestern sie die tauglichsten Falken erhalten können; alle Falken sind nämlich nicht gleich gelehrig. Im Ozren-Walde zählt man 20 Falkenhorste, doch nur an drei Stellen findet man die verwendbaren Falken.

Die Falkenbeize erheischt viele Mühen. Vorerst muß man den Falken daran gewöhnen, geduldig den Riemen am Bein zu tragen. Der Sitz des Falken muß stets in schaukelnder Bewegung erhalten bleiben und von Zeit zu Zeit hat man den Falken mit Wasser zu bespritzen, damit er nicht einschlafe. Auch muß er lernen, ruhig auf des Jägers Hand zu sitzen, die mit dicken aus Schaffell angefertigten Handschuhen bekleidet ist. Diese Abrichtung währt 15 bis 20 Tage. Mit dem gefügigen Falken auf der Hand begiebt sich der Jäger in Begleitung seines Jagdhundes aufs Feld. Sobald der Hund eine Wachtel aufgestöbert, wirft der Jäger den Falken in der Flugrichtung der Wachtel auf, und der Falke schießt auf seine Beute mit Blitzschnelle los. Ein gut geschulter Falke in Händen eines tüchtigen Jägers kann des tags 10 bis 15 Wachteln fangen. Im Herbste, wenn die Wachteln nach dem Süden wandern, kann ein flinker Falke 60 bis 80, ja sogar 100 Wachteln einfangen oder erbeuten. Der Gebrauch eines Federspiels oder Luders bei der Falkenbeize scheint den bosnischen Waidmännern unbekannt zu sein.

[1]) Glasnik zemaljskog muzeja u Bosni i Hercegovini, 1890, Heft 2, S. 228 bis 233.

Bücherschau.

Die Forschungsreise S. M. S. „Gazelle" in den Jahren 1874 bis 1876 unter Kommando des Kapitäns zur See Freiherrn v. Schleinitz. Herausgegeben vom hydrographischen Amt des Reichsmarineamts. Fünf Teile. Berlin 1889 bis 1890. Ernst Siegfried Mittler.

I. Teil. Der Reisebericht. Mit 58 Tafeln. Neben den in die Geschichte der Forschungsreisen eingeschriebenen Namen der österreichischen Fregatte „Novara" und des britischen Schiffes „Challenger" wird gleichwertig und mit hoher Achtung in unsern Tagen der Name der „Gazelle" genannt, welche unter dem Kommando des Freiherrn von Schleinitz Hervorragendes für die Erforschung der Ozeane leistete. Die deutsche Expedition zur Beobachtung des Venusdurchganges im Dezember 1874 auf der im südlichen Ozean gelegenen Kergueleninsel war zu einer allgemeinen Weltreise erweitert worden, deren Ergebnisse nun in fünf stattlichen Bänden vor uns liegen, ein

herrliches Zeugnis für die Tüchtigkeit der Offiziere der „Gazelle“ und für die Gelehrten, welche die Bearbeitung des heimgebrachten Stoffes übernahmen. Die „Gazelle“ hatte neben den wissenschaftlichen Aufgaben auch militärische und politische zu lösen, es befand sich (abgesehen von Dr. Studer) kein Stab von Gelehrten an Bord, wie bei dem Challenger, und die verschiedenen wissenschaftlichen Arbeiten fielen den Offizieren zu. Daß dieselben in so ausgezeichneter Weise gelöst wurden, spricht für die Tüchtigkeit der deutschen Flottenoffiziere.

Die allgemeinen Ergebnisse der Reise sind längst bekannt und manches ist auch eingehend in wissenschaftlichen Zeitschriften besprochen worden. Die Reise ging von Kiel über Madeira nach San Jago und Liberia und über die Insel Ascension nach der Kongomündung. Alsdann nach der Kergueleninsel, deren Geographie und Naturgeschichte sehr wesentlich bereichert und aufgehellt wurden, durch den Indischen Ozean, über die einsamen Inseln St. Paul und Amsterdam, Mauritius nach Amboina. Weiterhin wurde das wichtigste Forschungsgebiet der „Gazelle“ aufgesucht, nämlich Neu-Guinea und vor allem der Bismarck-Archipel, der in geographischer und ethnographischer Beziehung reiche Ausbeute lieferte. Brisbane in Australien, Auckland auf Neuseeland, die Fidschi-, Tonga- und Samoainseln waren das nächste Ziel. Durch die Magellanstraße, und über Montevideo und die Azoren erfolgte die Heimreise.

Was auf dieser zweijährigen Fahrt für die Hydrographie der Ozeane geleistet wurde, das beweisen die Karten des Werkes mit ihren zahlreichen Lotungen, die ein gegen früher uns völlig verändertes Bild des Meeresbodens zeigen. Der erste Teil, um den es sich hier handelt, ist, bei Verhinderung des Kapitäns (nunmehrigen Admirals) von Schleinitz, der zum Landeshauptmann in Kaiser-Wilhelms-Land ernannt wurde, vom Admiralitätsrat Rottok bearbeitet, dem die Herren Dr. Grünwedel und Prof. Hartmann (für den ethnographisch-anthropologischen Teil), der Direktor der Seewarte, Prof. Neumayer (bezüglich der hydrographischen Ausrüstung), Prof. Gümbel (bezüglich der gesammelten Meeresgrundproben) und Prof. Weinek zur Seite standen. Von letzterem rühren die schönsten, charakteristischen Zeichnungen des Werkes her. Außer den Abbildungen (die ethnographischen teilweise in Umzeichnungen von Prof. Hartmann nach den beschädigten Photographieen) sind Karten, Pläne und Küstenansichten beigegeben, die den ungemeinen auf die Aufnahmen verwendeten Fleiß erkennen lassen. Schon der Raum verbietet uns, weiter auf diesen über 300 Seiten umfassenden ersten Teil einzugehen, zumal die allgemeinen Ergebnisse bekannt sind. Aber es steht trotzdem so viel Neues und Wertvolles darin, daß derselbe beim Studium der betreffenden Länder und Ozeane nicht übergegangen werden kann.

R. Andree.

II. Teil. Physik und Chemie, mit 85 Tafeln, enthält die während der Reise ausgeführten Tiefseelotungen. Mit denselben wurden in der Regel Temperaturbeobachtungen und Strommessungen verbunden und Wasserproben für Bestimmung des spezifischen Gewichtes und der chemischen Zusammensetzung des Meerwassers entnommen; im ganzen wurden an 165 Stationen derartige Beobachtungen, und zwar an 132 Stellen Lotungen ausgeführt, an 133 Temperaturreihen, an 116 Strömungen, an 107 die Farbe, an 99 die Durchsichtigkeit des Meerwassers festgestellt. Meeresgrundproben wurden aus Tiefen bis zu 5000 m von 82 Stellen heraufgebracht. Charakteristisch für den Tiefseeschlamm ist der durchweg beträchtliche Mangangehalt; überdies fanden sich darin auch winzige Bimssteinfäserchen und sonstige Fragmente vulkanischer Gesteine; in dem Globigerinenschlamm häufige Fettkügelchen; einen Hauptbestandteil aber machen die thonigen oder mergeligen Sedimente aus. In der Nähe des Festlandes ist der Boden des Meeres mit schiefergrau gefärbten Schlammablagerungen bedeckt, in der eigentlichen Tiefsee treten an deren Stelle, soweit es sich um die kalkfreien Sedimente handelt, die roten Tiefseeschlamme. In diesen fehlen Foraminiferenschalen vollständig, doch finden sich alle Übergänge zu dem eigentlichen Globigerinen- bezw. Radiolarienschlamme. Wie nun zwischen dem Globigerinenschlamme und gewissen erdigen Kreidebildungen der kretaceischen Zeit so große Ähnlichkeit besteht, daß man die Bildung des ersteren geradezu als Fortsetzung der letzteren betrachten könnte, so lassen sich auch unverkennbare Analogieen auffinden zwischen den stark manganhaltigen, rot gefärbten, an Radiolarien reichen Schlammablagerungen und den roten, kieseligen, manganhaltigen Juraschiefern (Aptychen- und Wetzsteinschiefern) des alpinen Gebietes, welche meist mit Radiolarien erfüllt sind. Ständige Begleiter der Foraminiferen sind die Coccolithe, das sind radialfaserige Kalkkügelchen; Oolithe wurden dagegen merkwürdigerweise in keiner der Proben nachgewiesen.

Pendelbeobachtungen wurden auf der Kerguelen- und Aucklandinsel ausgeführt; für erstere ergab sich die Länge des Sekundenpendels zu 993 945, für letztere zu 994 026. — Magnetische Beobachtungen über Deklination, Inklination und Totalintensität sind in ununterbrochener Reihenfolge während der ganzen Fahrt angestellt worden, Gezeitenbeobachtungen auf den Aucklandinseln. Der Band enthält 69 Temperaturkurventafeln, 14 Isothermentafeln und 1 Übersichtskarte der Reiseroute und Beobachtungsstationen; die Bearbeiter sind: Rottok, Karsten, Jacobsen, Gümbel, Börgen, Peters.

III. Teil. Zoologie und Geologie. Da die Aufzählung der während der Expedition gesammelten Arten und die Beschreibung neuer Formen in besonderen Veröffentlichungen bereits erfolgte, so handelte es sich in diesem Bande vorwiegend darum, auf die natürlichen Daseinsbedingungen, unter welchen die früher beschriebenen Organismen leben, näher einzugehen. Und so wurden von diesem Gesichtspunkte aus von Studer, dem Zoologen der Expedition, die zoologischen Erscheinungen von Kerguelenland, von Kerguelen bis Neu-Guinea, von Neu-Guinea, den Anachoreteninseln, dem Bismarck-Archipel, der Magellanstraße, die Schleppresultate von der Magellanstraße und der Ostküste Patagoniens, endlich die pelagische Fauna behandelt. — Daß der Band nur wenig Geologisches enthält, darf nicht überraschen, da geologische Beobachtungen während der Expedition nur gelegentlich, und dann auch nur von Nichtfachgelehrten angestellt werden konnten. Wesentliche Dienste leistete die Expedition der geologischen Wissenschaft dagegen durch Beschaffung der zahlreichen Meeresgrundproben, welche von Gümbel untersucht, und wie oben erwähnt, beschrieben wurden.

Dr. A. Sauer.

IV. Teil. Botanik. Mit 38 Tafeln. Der stattliche Band bringt die Bearbeitung der Artenausbeute, welche Marine-Stabsarzt Dr. Naumann sammelte, und welche interessante Funde aus fast allen Abteilungen des Pflanzenreiches enthält. Die Algen sind von Prof. Dr. Askenasy in Heidelberg mit Unterstützung von E. Bornet, A. Grunow, P. Hariot, M. Möbius, O. Nordstedt, die Pilze von Baron F. v. Thümen, die Flechten von Prof. Dr. J. Müller Arg. in Genf, die Lebermoose von Dr. Gottsche in Altona und Dr. Schiffner in Prag, die Laubmoose von Dr. K. Müller in Halle, die Farne und Lykopodien von Dr. M. Kuhn, die Phanerogamen von Prof. Dr. Engler in Berlin mit Unterstützung von O. Böckler, Cas. de Candolle, A. Cogniaux, E. Hackel, E. Köhne, F. Kränzlin, E. Marchal, L. Radlkofer und H. Graf zu Solms-Laubach bestimmt worden.

Eine Übersicht von Engler stellt die botanischen Ergebnisse nach den Florengebieten, nämlich dem westafrikanischen Waldgebiete, dem malaiischen Gebiete, dem antarktischen Waldgebiete Süd-Amerikas, dem australischen Gebiete, Kerguelen, St. Paul im Indischen Ozean und Ascension zusammen. Den Algen sind 12, den Lebermoosen 8, den Farnen 3 und den Phanerogamen 15 Tafeln beigegeben.

1) Aus Westafrika (Liberia) enthält die Sammlung eine Anzahl Süßwasseralgen, welche für dieses Gebiet zum erstenmal nachgewiesen sind, sowie zwei neue Arten; ferner eine neue Flechte, vier neue Laubmoose und vier neue Phanerogamen (Cyperaceen) von Monrovia. Auf den Inseln gegenüber Ponta da Lenha sammelte Dr. Naumann die beiden neuen Arten Cyperus flexifolius Bcklr. und C. Naumannianus Bcklr.

2) Aus dem malaiischen Gebiete sind neu: Sargassum heterocystum Mont. var. timoriensis Grunow, Ocellularia defossa Müll. Arg. Hypodematium phegopterideum Kuhn und vier Phanerogamen: Chamaerophis gracilis Hack, Pimelea brevituba Fawcet, Lagerströmia Engleiana Köhne und Blumea balsamifera DC. var. Floccosa Engl., sämtlich von der Insel Timor. Durch andre Pflanzen der Sammlung wurden die botanischen Beziehungen der Insel zur australischen Flora aufs neue bestätigt.

Amboina hat zwei neue Pilze ergeben, sowie zehn neue Lebermoose; ferner vier neue Laubmoose. Die Luceparainseln lieferten eine neue Orchidacee: Tropidia Reichenbachiana Kränzl.

Unter der Ausbeute des westlichen Neu-Guinea befinden sich zwei neue Meeresalgen, ein Pilz, vier Flechten, 11 neue Lebermoose, 16 neue Laubmoose, zwei neue Lykopodien und 11 neue Phanerogamen.

Von den Inseln des Bismarck-Archipels sind viele Neuheiten mitgebracht worden, aus der Küstenregion zwei Pilze, eine Flechte, sechs Lebermoose, ein Farn: Heteroneuron Naumanni Kuhn und fünf Phanerogamen. Die Region des Uferwaldes ergab zwei Lebermoose, sowie sieben Phanerogamen. Aus der Region des Bergwaldes sind neu: drei Lebermoose, sieben Laubmoose, sechs Farne, drei Lykopodiaceen, sowie 10

Phanerogamen, und endlich aus der Region der Bergsavane ein Farn: Alsophila Naumanni Kuhn.

Die Fidji-Inseln lieferten vier neue Algen, drei neue Flechten, ein neues Lebermoos, ein neues Laubmoos, einen neuen Farn und eine neue Lykopodiacee. An der Moreton-Bai im tropischen Ostaustralien wurden noch zwei neue Laubmoose aufgefunden.

3) Das altozeanische Florenreich ergab in Neuseeland zwei neue Laubmoose, im nordwestlichen Australien (Dampier-Archipel) drei neue Phanerogamen, auf der Dick Hartog-Insel drei neue Algen.

4) Vom antarktischen Südamerika sind neu: eine Alge, zwei Flechten, 14 Lebermoose, vier Laubmoose, sowie ein Gras.

Sehr ergiebig war die Ausbeute von Kerguelen. Unter den dort gesammelten Pflanzen befinden sich 20 neue Meeresalgen, ein neuer Pilz: Phoma festucina Thüm.; sieben neue Flechten, sechs neue Lebermoose und 80 neue Laubmoose.

Die Insel St. Paul im Indischen Ozean ergab fünf neue Meeresalgen, einen neuen Pilz und einen neuen Phanerogamen.

Von Ascension sind vier neue Flechten und 10 neue Laubmoose bekannt geworden. Letztere sind nach C. Müller denen des tropischen Afrika und Südamerika nahe verwandt.

Endlich wurden von Dr. Naumann noch zwei neue Algen an den Inseln des Grünen Vorgebirges gesammelt.

Die vorzüglich an Kryptogamen reiche Ausbeute zeigt, daß es bei botanischen Forschungsreisen sehr zweckmäßig ist, die Kryptogamen nicht zu vernachlässigen, da sie gerade ein verhältnismäßig reiches Beobachtungs- und Sammlungsmaterial bieten. Dr. J. Röll.

V. Teil. Meteorologie. Das Klima der Kergueleninsel und der Aucklandinseln gehört zu den merkwürdigsten der Erdoberfläche. Im Weihnachtshafen der Kergueleninsel überwinterte 1840 Sir James Roß und stellte daselbst während seines 69tägigen Aufenthaltes meteorologische Beobachtungen an. Über die Witterungsverhältnisse des Winters der Aucklandinseln stammen andrerseits allgemeine Schilderungen von Kapitän Musgrave her, welcher durch Schiffbruch genötigt war, 20 Monate auf diesen unwirtlichen Inseln zu verbringen. Dagegen war über das Sommerklima der bemerkten Inseln bis 1874 fast nichts bekannt. Wir verdanken nun der auf beiden Inseln in Verbindung mit der deutschen astronomischen Station zur Beobachtung des Venusvorüberganges vor der Sonnenscheibe am 8. und 9. Dezember 1874 errichteten meteorologischen Beobachtungsstation zahlreiche Aufzeichnungen im Sommer der südlichen Hemisphäre, wodurch die angeführten älteren Beobachtungen eine wesentliche Ergänzung erfahren. Die meteorologischen Beobachtungen der Kergueleninsel (Betsy Cove) im Zeitraume vom 6. November 1874 bis 29. Januar 1875 sind mit größter Sorgfalt ausgeführt und bilden einen wertvollen Beitrag zur Erkenntnis des Klimas dieser buchtenreichen, zumeist vom sumpfigen Moos bedeckten, trostlosen Felseninsel. Die mittlere Temperatur (+ 6,4° C.) ist für deren südliche Breite von 49° 10′ auffallend niedrig, die Wintertemperatur hingegen milde (+ 2,0° C.). Es herrscht dort fast beständig Sturm, hauptsächlich zwischen NW. und SW. mit Schnee, Hagel, Regenböen, welcher oft auch bei klarem Himmel und kühlem Wetter auftritt. Diese interessanten Aufzeichnungen bilden den 4. Abschnitt des genannten V. Teiles. — Der 5. Abschnitt umfaßt die meteorologischen Beobachtungen auf den Aucklandinseln (Terror Cove) vom 6. November 1874 bis 28. Februar 1875; dieselben zeigen, daß diese Inseln einen wärmeren Sommer als die nördlicher gelegene Kergueleninsel haben. Das Wetter ist auch auf diesen Inseln sehr unwirtlich. Stürme und Regen sind vorherrschend; doch stellt sich auch zuweilen für längere Zeit schönes Wetter ein.

Die meteorologischen Beobachtungen an Bord S. M. S. „Gazelle“ während der Reise von Juni 1874 bis April 1876 (1. Abschnitt des V. Teiles), welche in zweckentsprechenden Auszügen aus dem meteorologischen Tagebuche in der Weise mitgeteilt werden, daß alle bezeichnenden Züge des Witterungscharakters erhalten blieben, sowie die anemometrischen Messungen am Bord (2. Abschnitt) und die Beobachtungen über das spezifische Gewicht und die Temperatur des Wassers an der Meeresoberfläche (3. Abschnitt) bilden ebenso erwünschte als wichtige Beiträge zur maritimen Meteorologie. Die Temperatur des Meeres der Kergueleninsel und der Aucklandinseln ist der Temperatur der Luft daselbst nahe gleich, nur weist sie geringere Schwankungen auf und sinkt niemals bis zum Gefrierpunkte.

Prag. Dr. G. Gruß.

Aus allen Erdteilen.

— Prof. Dr. G. H. Handelmann, der Direktor des schleswig-holsteinischen Museums vaterländischer Altertümer in Kiel, geboren am 9. August 1827 zu Altona, starb am 26. April 1881 zu Kiel. Er hat sich um die Geschichte und Erforschung der vorgeschichtlichen Altertümer seines Heimatlandes Schleswig-Holstein hochverdient gemacht, wofür seine zahlreichen Abhandlungen zeugen. Im Jahre 1860 veröffentlichte er (Berlin, bei J. Springer) eine fast 1000 Seiten starke „Geschichte von Brasilien“, ein noch heute sehr brauchbares, dem Prinzen Adalbert von Preußen gewidmetes Werk, das für die Kolonialgeschichte der Neuen Welt von Bedeutung ist. Unter seinen Arbeiten über Urgeschichte erwähnen wir die Ausgrabungen auf Sylt (1870 bis 1880), die in zwei Heften mit Abbildungen veröffentlicht wurden und (mit Ad. Pansch zusammen) die Moorleichenfunde in Schleswig-Holstein (Kiel 1873). Beiträge von ihm brachten auch vielfach die Verhandlungen der Berliner Anthropologischen Gesellschaft.

Herr Inazo Nitobe, ein Japaner, hat in Baltimore (The John Hopkins Press 1891) ein Werk erscheinen lassen, das den Titel trägt: The Intercourse between the United States and Japan. Es ist nicht nur von Wichtigkeit für den Gegenstand, den es behandelt, sondern ein schönes Zeugnis für die Tüchtigkeit und den Eifer seines Verfassers, dem dabei seine Frau, eine geborene Amerikanerin, hilfreich zur Seite stand. Herr Nitobe ist in einer der südwestlichen Provinzen geboren, aber auf Jeso im Norden erzogen worden. Schon in der Heimat trat er zum Christentum über, studierte in Amerika und in Halle, wo er bereits Schriften in deutscher Sprache herausgab. Sein Stil ist ein ganz vortrefflicher und man merkt es dem Verfasser kaum an, daß er ein Asiate ist, so sehr hat er sich in unsern Kulturkreis eingearbeitet. Die auswärtigen Beziehungen Japans vor der Eröffnung des Landes durch die Amerikaner zu Korea, China, Spanien, Portugal, Holland, Rußland werden in dem Buche ausführlich erörtert, um dann auf die besonderen amerikanisch-japanischen Beziehungen einzugehen. Es ist von hohem Interesse, hier einen Japaner vom Standpunkte seines Volkes aus Kritik an den Abendländern, ihren Kaufleuten, Missionaren und Diplomaten üben zu sehen. Es ist die japanische Brille, durch die wir hier schauen dürfen und das hat auch seinen Wert, wenn es darauf ankommt, die Gegenstände und Verhältnisse rein sachlich zu beurteilen. Es ist nicht der Fall, daß unsre europäische Anschauung immer die richtige ist.

— Die deutschen Gemeinden in Piemont ist der Titel einer kleinen Schrift, die Prof. L. Neumann (Freiburg, Mohr, 1891) veröffentlicht hat. Er besuchte dieselben teilweise persönlich und die Ergebnisse, die er über das dortige Deutschtum mitteilt, stimmen im allgemeinen mit jenen überein, welche J. Kaibler vor kurzem im Globus (oben S. 38) uns vermittelte. In Pommat (Formazza) am Griesgletscher fand er das Deutschtum dieser nördlichsten italienischen Gemeinde noch völlig lebenskräftig und mühelos konnte er mit den Leuten plaudern. Auch in dem östlich davon gelegenen Bosco im Kanton Tessin, wo der Gottesdienst deutsch, die Schule aber italienisch ist. In Rima und Rimella ist nach Neumanns Erkundigungen das Deutsche abgestorben. Dagegen

ist es noch kräftig in Mucunugaga, wo aber Schule und Kirche italienisch sind. Auch in Alagna herrscht sie noch, doch hat sich hier, durch kirchliche Einflüsse und die Wanderung der Alagnesen nach Frankreich, neben dem Italienischen das Französische Geltung verschafft. Die Männer sind dreisprachig und eine Mischung von Französisch und Italienisch wird nicht selten geredet. Die beiden Gressoney, gerade die südlichsten Gemeinden am Monte Rosa, haben ihr Deutschtum trotz der französischen Kirche (!) am besten bewahrt. Neumanns Schriftchen enthält manche neue belangreiche Mitteilungen über jene deutschen Vorposten, bringt Sprachproben und deutsche Grabinschriften. In Pommat und Gressoney wird das Deutsche noch länger fortleben.

— Der Bau der Eisenbahn von Tanga nach Usambara in Deutsch-Ostafrika ist durch die Bildung einer Eisenbahngesellschaft in Berlin mit einem Kapital von 4000000 Mark sichergestellt. Die Herstellungskosten von 1 km Geleise, Spurweite 1 m, einschließlich Brücken und Beschaffung von Betriebsmaterial, ist auf 70000 Mark veranschlagt. Usambara ist, wie wir durch Baumann, H. Meyer u. a. wissen, eines der fruchtbarsten und gesundesten Länder Deutsch-Ostafrikas und die Bahn darf bald darauf rechnen, Gewinn abzuwerfen. Sie wird von Tanga ausgehen, welches heute schon als Ausfuhrhafen eine Rolle spielt und vorläufig bis Korogwe am Panganiflusse geführt werden, wobei sie durch verhältnismäßig gut bevölkertes Land ohne Bodenschwierigkeiten läuft. Das Getreide von Nguru und Useguha sowie der Kautschuk von Usambara sollen nach Korogwe gezogen und mit der Bahn nach der Küste verfrachtet werden. Das Heranziehen der Karawanenrouten von Korogwe nach dem Kilimandscharo und durch die Massai-Länder, sowie jener, die über Nord-Nguru nach Ugogo führen, wird ebenfalls durch diese Bahn zu ermöglichen sein. Wie von Korogwe weiter gebaut werden soll, ob nach Tabora oder nach dem Kilimandscharo, läßt sich noch nicht sagen; es wird dies zum Teil von den Bestrebungen der Engländer abhängen, welche bekanntlich von Mombas aus nach dem Kilimandscharo vorgehen wollen. Ob man nun die Bahn als Plantagenbahn betrachtet oder von vornherein ihre Fortsetzung nach dem Viktoria-Nyanza oder nach Tabora im Auge hat, es ist sympathisch zu begrüßen, daß das deutsche Kapital sich diesen Unternehmungen zuwendet.

— Der Handel der Samoainseln ist im Jahre 1890 auf 1280000 Mk. herabgesunken gegen 2900000 Mk., welche derselbe noch 1887 betrug. Kopra und Baumwolle wurden viel weniger aus- und Holz, Eisenblech, Baumwollwaren u. s. w. viel weniger eingeführt. Dieser Rückgang ist den gestörten politischen Verhältnissen zuzuschreiben, die jetzt, nach der Übereinkunft Deutschlands, Amerikas und Englands, wieder geordnet sind, denn die Pflanzungen (Kokos, Baumwolle, Kaffee) gedeihen prachtvoll, die Rindviehzucht nimmt einen gewaltigen Aufschwung. Mit San Francisco besteht regelmäßige Dampferverbindung, ebenso (deutsche Linie) über Tonga mit Australien, beides in 28 Tagen. Briefe von der Hauptstadt Apia gehen über San Francisco in 33 Tagen nach Hamburg.

— Reaktion in Japan. Es liegt uns ein Bericht vor, aus welchem hervorgeht, daß in Japan mehr und mehr ein Rückschlag gegen die überstürzte Einführung der europäischen Kultur sich geltend macht. Noch freilich aber steht die Regierung nicht auf Seiten der nationalen Reaktion und wie weit dieselbe gelangen wird, ist auch fraglich. Auch tönt nicht mehr, wie in den sechziger Jahren, der Ruf Jo-i, d. h. jagt die Fremdlinge fort, aber das Parlament selbst steht unter dem Zeichen der Reaktion und diese macht sich zunächst auf dem Gebiete des Unterrichts bemerkbar. Die Schulen mit europäischem Unterricht gehen stark zurück. Zwei Schulen, deren eine bisher 300, die andre 150 Zöglinge besaß, mußten vereinigt werden und zählen heute zusammen 150 Schüler. Die fremden Lehrer an der Universität in Tokio sind minder zahlreich als früher und dieses bezieht sich selbst auf unsre deutschen Landsleute, die am angesehensten auf wissenschaftlichem Gebiete sind. Man zieht junge einheimische, europäisch gebildete Lehrer heran und diese werden doch schließlich endgültig die fremden ersetzen. Nach den Verhandlungen im Parlament über die in Europa und Amerika auf Staatskosten studierenden Japaner läßt sich sicher voraussehen, daß deren Zahl in Zukunft beschränkt werden wird. Bezeichnend ist auch, daß die Verhandlungen über das Handelsgesetz (nach Art des deutschen) vom Parlament auf das Jahr 1893 verschoben wurden. An kleinen Zeichen der Reaktion fehlt es auch nicht. Die Münze zu Osaka entschied sich z. B. für den Ankauf heimischer Schmelztiegel, wiewohl dieselben viel schlechter als die fremden sind, „weil den heimischen Erzeugnissen stets der Vorzug gegeben werden müsse“.

— Der Tanganjikasee scheint mehr und mehr zurückzutreten und seinen Spiegel, von dem man Schwankungen annimmt, zu erniedrigen. Nach Berichten des Missionars Bridoux, welcher zu Karema am Ostufer ansässig ist, steht der Hügel, auf welchem vor 12 Jahren die Station von dem Belgier Cambier dicht am Ufer errichtet wurde, gegenwärtig 1500 m von demselben entfernt. Auf dem trocken gewordenen Boden liegen fünf neue Dörfer.

— Die Deutschen in Mexiko. Über unsre dortigen Landsleute enthält die in der Hauptstadt Mexiko erscheinende deutsche Zeitung „Germania“ einen Bericht, dem wir folgendes entnehmen. Es ist ein großer Unterschied zwischen den deutschen Kolonieen in den Vereinigten Staaten und denen in Mexiko. In unserm Vaterlande hat man bis jetzt die Niederlassung von deutschen Kolonisten als ein Mittel in Betracht gezogen, nicht um unbewohnte oder wenig bewohnte Gegenden zu bevölkern, sondern um eine vorgeschrittene Kultur zu verbreiten. Jede auswandernde Nation hat in das Land, wohin sich ihre Söhne wendeten, etwas von ihren charakteristischen Eigenheiten gebracht. Deutschland hat sich begnügt, im ganzen lateinischen Amerika große Handelshäuser, gleich militärischen Kolonieen neuer Art zu gründen. Vom Riobravo bis zum Kap Horn beherrschen die Deutschen wie die Engländer den Handel und die Banken. Sie betrachten den Kaufmannsstand als ein Priestertum und weihen sich demselben mit Leib und Seele.

Die Deutschen haben sich des spanisch-amerikanischen Handels vermittelst ihres kaufmännischen Genies, des legitimen Rechts ihrer natürlichen Neigung zum Handel bemächtigt, sie machen von diesem Talent und dieser Neigung mit Geschicklichkeit und Erfolg Gebrauch, so daß sie sich den Vorrang in fast allen Orten des lateinischen Amerikas erobert haben.

Unsern Haupthandelsplatz, Vera Cruz, kann man füglich als einen ganz deutschen betrachten, denn obgleich dort angesehene mexikanische Handlungshäuser bestehen, so ist doch das deutsche Element vorherrschend, ebenso in Colima, Mazatlan, Tampico und an vielen andern Häfen beider Ozeane.

Dabei haben die Deutschen in Mexiko, wie der Bericht sagt, ihr Deutschtum bewahrt, und „wer einem Ball oder einer Abendunterhaltung im „Deutschen Hause“ zu Mexiko beiwohnt, glaubt sich an das Rheinufer versetzt“.

Herausgeber: Dr. R. Andree in Heidelberg, Leopoldstraße 27. Druck von Friedrich Vieweg und Sohn in Braunschweig.

Bd. LIX. Globus. Nr. 22.

Illustrierte Zeitschrift für Länder- und Völkerkunde.

Begründet 1862 von Karl Andree.

Herausgegeben von Richard Andree.

Druck und Verlag von Friedrich Vieweg & Sohn.

Braunschweig. Jährlich 2 Bände in 24 Nummern. Durch alle Buchhandlungen und Postanstalten zum Preise von 12 Mark für den Band zu beziehen. 1891.

Erinnerungen an Dr. Karl Hermann Berendt.

Von Hermann Strebel.

Unter den Nekrologen, welche nach dem im Jahre 1878 erfolgten Tode Berendts erschienen sind, ist wohl der in den Proceedings of the American Antiquarian Society, April 1874 veröffentlichte und von Dr. Daniel G. Brinton verfaßte derjenige, welcher trotz mancher verzeihlicher Ungenauigkeiten in den biographischen Angaben am besten und überzeugendsten Berendts wissenschaftliche Bedeutung und Thätigkeit schildert. Freilich war Brinton durch den Erwerb des größeren Teiles von Berendts wissenschaftlichem Nachlasse besser als mancher andere in der Lage, jene Bedeutung zu beurteilen. Eine Übersicht über die von Berendt veröffentlichten, sowie Andeutungen über den Hauptinhalt der nachgelassenen Arbeiten, welche inzwischen ja zum Teil schon von Brinton veröffentlicht sind, bilden die Grundlage jener Beurteilung.

Wenn ich nun trotzdem zu gunsten des verstorbenen Freundes, dem ich so reiche Anregung und Belehrung verdanke, die Feder ergreife, so geschieht es nicht nur aus dem Bedürfnis persönlicher Dankbarkeit heraus, sondern weil es mir in unsrer raschlebigen und allzu oft nur die unmittelbaren und aufdringlichen Erfolge anerkennenden Zeit gerecht erscheint, die Erinnerung an einen Mann aufzufrischen, der die reichsten Jahre seines Lebens der Wissenschaft geweiht hat. Ihm war es nicht vergönnt, unter äußeren günstigen Lebensbedingungen Sammlung und Muße für die Verwertung seines umfassenden Wissens und seiner reichen Erfahrungen zu finden. Die Macht der Verhältnisse mehr noch als eigene Neigung trieben ihn von Ort zu Ort, um in rastloser Arbeit den sich immer mehr konzentrierenden Aufgaben seines wissenschaftlichen Strebens gerecht zu werden, und als er endlich die Zeit gekommen glaubte, wo er ein dauerndes Heim zu gründen und unter den Segnungen eines so lange entbehrten Familienlebens die Ergebnisse seiner Arbeit verwerten zu können hoffte, da ereilte ihn der Tod. Andre, denen es ungleich schwerer fallen dürfte als ihm selbst, haben nunmehr die reiche wissenschaftliche Hinterlassenschaft nutzbar zu machen, und man kann nur erfreut sein, wenn dies immer unter der rückhaltslosen Anerkennung der Verdienste Berendts geschieht, wie es von seiten Brintons der Fall ist.

Ich will nun versuchen, in dem Nachfolgenden das Wesen Berendts, seine Thätigkeit und seine Erlebnisse in den Hauptzügen zusammenzufassen, wofür der Stoff teils seinen eigenen Aufzeichnungen, teils eigener Anschauung entnommen ist.

Dr. Hermann Berendt.
Geb. am 12. November 1817 in Danzig. Gest. am 12. Mai 1878 in Guatemala.

Berendts Teilnahme an der Bewegung 1848 in Deutschland zog ihn bei der eintretenden Reaktion allerlei Verfügungen der Militärbehörde zu, wodurch die Ausübung seiner ärztlichen Praxis sehr erschwert wurde, so daß er, der leicht ungeduldig werdende, besonders wo die Beschränkung persönlicher Freiheit ins Spiel kam, sich im Jahre 1851 zur Auswanderung mit seiner Frau und seinen beiden kleinen Kindern (er hatte im Jahre 1848 geheiratet) entschloß. Das Ziel der Reise war vorläufig New York. Eine lange, gefahrvolle und durch schlechte Beköstigung noch besonders erschwerte Seereise hatte

die Gesundheit von Frau und Kindern stark angegriffen, was in Verbindung mit dem Klimawechsel einen durch seine Dauer so bedrohlichen Zustand herbeiführte, daß nach kaum einem Jahre die Rückreise der Frau und der Kinder nach Deutschland beschlossen und ausgeführt werden mußte. Von diesem Zeitpunkte an beginnt Berendts Wanderleben und trotz des immer lebendig bleibenden Wunsches, irgendwo als Arzt eine Stellung zu gewinnen, die ihm die Möglichkeit der Wiedervereinigung mit der Familie geboten hätte, war ihm dies nicht beschieden. Seine umfangreiche Korrespondenz durch Briefe und Tagebücher, die er mit seiner Frau pflog, erhielten die Familienbeziehungen stets lebendig und ließen seine Frau an seinen vielfach so interessanten Erlebnissen Teil nehmen. Ich selbst habe jahrelang die liebevolle und außergewöhnliche Gewissenhaftigkeit bewundern können, mit der er das Fortleben mit der Familie pflegte, und so versteht man die Liebe und Achtung, welche ihm seitens der Frau und des einzig überlebenden Sohnes Max Berendt noch heute gezollt wird. Die an Geistes- und Herzensbildung hoch begnadete Frau hat ihr schweres Los mit seltener Ergebung und Würde getragen, und ihr ist es wohl zu gönnen, daß sie recht häufige Beweise der Anerkennung der Wirksamkeit desjenigen erhalte, der einen so bedeutsamen Inhalt ihres Lebens gebildet hat und noch bildet.

Es ist wohl begreiflich, daß jene politischen Anschauungen, welche Berendt die Heimat verleidet hatten, durch die damit verknüpften mittelbaren und schwer wiegenden Folgen eine Verschärfung erlitten, die auch nicht durch die alles mildernde Zeit aufgehoben werden konnte, wenigstens war ich selbst häufig genug Zeuge, daß er jenem Abschnitte seines Lebens mit großer Erbitterung gedachte. Berendts im Grunde aristokratische Natur paßte freilich schlecht zu dem politischen Standpunkte, den er einnahm, und sein scharfer Verstand konnte sich daher um so weniger mit dem befreunden, was in der Praxis die amerikanischen Verhältnisse seinen freisinnigen politischen Anschauungen zu bieten vermochte; muß doch eine derartige Freiheit dem wahrhaft Gebildeten nur zu oft als Zerrbild erscheinen.

Berendts Wanderungen gingen von New York zuerst nach Nicaragua, wo er in Masaya, Granada und Leon bis zum Jahre 1853 als Arzt thätig war. Politische Unruhen und Indianeraufstände zwangen ihn, einen weniger gefährdeten und sicheren Wirkungskreis aufzusuchen, und er wandte sich nach Mexiko, wo er nach dem Besuche der Hauptstadt sich zuerst in Orizaba niederließ, um dann 1855 nach dem für seine Berufsthätigkeit verheißungsvollen Hafenplatz Veracruz überzusiedeln. Hier war es mir vergönnt, ihm näher zu treten und durch das Bewohnen desselben Hauses einen täglichen und innigen Verkehr anzubahnen, an den ich noch heute als eine stets frische Quelle geistiger Anregung und Förderung mit Vergnügen zurückdenke.

Berendts ärztliche Thätigkeit in Veracruz war anfangs auf die dort ansässigen Deutschen beschränkt, doch auch bei einigen von diesen mußte vorerst manches Vorurteil beseitigt werden; galt es doch in erster Reihe die Behandlung des gelben Fiebers, für die man die dort ansässigen spanischen und einheimischen Ärzte, ja oft die mit Vorliebe kurpfuschenden Krankenwärterinnen für erfahrener und daher geeigneter hielt. Es trat dies um so mehr zu Tage, als Berendt von der landläufigen Behandlung, bei der Ricinus und besonders die Aderlässe die Hauptrolle spielten, abwich und bei im allgemeinen rationeller Behandlung von vornherein Chinin anwandte. Ich kann in dieser Frage kein maßgebendes Urteil haben, soviel ist aber gewiß, daß Berendts Erfolge zum mindesten keine schlechtere waren, als die der andern Behandlungsmethode, und daß er sogar manchen schweren Fall zur sonst angezweifelten Genesung führte. Das durch Unverstand und zum Teil auch Brotneid genährte Vorurteil, welches in der verbreiteten Redensart „el medico aleman mata con quinina" (der deutsche Arzt tötet mit Chinin) Ausdruck fand, schwand doch allmählich vor der Überzeugung, daß nicht nur auf diesem Spezialgebiete, sondern überhaupt Berendts Wissen zu schätzen sei, und so wurde er bald auch von den Einheimischen bei ernsteren Krankheiten zu Rate gezogen. Berendts vielseitige Kenntnisse, sein praktischer Sinn und sein, wo er wollte, liebenswürdiges Benehmen gaben ihm bei seinen Freunden ein gerne zugestandenes und vielfach ausgenutztes Übergewicht. Mancher freilich kann ein derartiges geistiges Übergewicht nicht vertragen, zumal wenn es sich mit Ungeduld und scharfer Beurteilung dem Unverstande gegenüber verbindet. So hatte Berendt denn auch mit manchem stillen und lauten Übelwollen zu rechnen. Seine Mußezeit widmete er ausschließlich seinen Studien, denn der gesellschaftliche Verkehr reizte ihn nicht und nur selten brachte er demselben die notwendigen Opfer. Seine Häuslichkeit, so weit es die Klimaverhältnisse zuließen, wußte er gemütlich einzurichten und die Abende in seiner Wohnung, wo er bei seinem Lieblingsgetränk, dem Thee, und der unvermeidlichen Zigarre die Tagesereignisse oder allgemeinere Themata zum Inhalt seiner Plaudereien machte, gehören zu meinen angenehmsten Erinnerungen. Jede freie Stunde am Tage und oft bis spät in die Nacht hinein, denn er litt häufig an Schlaflosigkeit, waren der Arbeit gewidmet. Entweder beschäftigte ihn die Karte des Staates Veracruz, deren Entwurf nach vorhandenen Karten er nach eigenen, auf seinen Ausflügen gemachten Beobachtungen oder nach eingezogenen Erkundigungen zu berichtigen und zu ergänzen bestrebt war. Oder auch Auszüge aus der ihm damals noch spärlich zugänglichen Litteratur über die Vorgeschichte Mexikos sowohl mit Berücksichtigung ethnischer wie geographischer und sprachlicher Gesichtspunkte brachten ihm die Vorstudien auf dem Gebiete, dem er sich später fast ausschließlich widmen sollte. Bis dahin hatte er auf seinen Reisen nur die Anregungen zu diesen Studien erhalten, wie auch zu naturgeschichtlichen, die er später nur nebensächlich behandeln konnte.

Wenn das Abgeschiedensein von einem durch persönlichen Verkehr und durch die litterarische Produktion auffrischenden und erweiternden Einflusse auf sein medizinisches Wissen ihn mehr und mehr erkennen ließ, daß er auf diesem Gebiete nicht im stande war, sich auf der, seinen strengen Anforderungen entsprechenden Höhe zu erhalten, womit ein Nachlassen des Interesses Hand in Hand gehen mußte, so ist es erklärlich, daß seinem Bedürfnis nach geistiger Arbeit das damals noch weit weniger als jetzt beachtete Gebiet amerikanistischer Forschung sehr verlockend erscheinen mußte. Sehr wesentliche Bekräftigung erhielt diese Neigung durch die Ausflüge nach der Zuckerplantage Mirador, wo er im Gedankenaustausch mit Sartorius, dem bekannten Verfasser von „Mexiko und die Mexikaner", und unter dessen Führung die Überreste altmexikanischer Kultur, welche die dortige Gegend noch an Bauwerken und Erzeugnissen der Kleinkunst aufweist, sowie Land und Leute studieren konnte. Durch Sartorius wurde er auch in die Beziehungen zu den damals hervorragendsten Leitern der Smithsonian Institution in Washington eingeführt, denen er später persönlich näher treten sollte. Weit anregender und entscheidender aber wurde sein im Jahre 1858 unternommener Ausflug nach Yucatan, wo er an der Hand von Stephens Werk die Ruinen von Chichen Itzá besuchte und durch die in Sisal und Merida angeknüpften persönlichen Beziehungen manche wichtige Auskunft und litterarisches Material erwarb. Die Beschäftigung in seinen Mußestunden wurde durch derartige Bereicherung seiner Erfahrungen und Anschauungen und

die damit verknüpfte Anregung zu wissenschaftlicher Verwertung zu einer sehr vielseitigen. Damit war aber auch für ihn die Entscheidung nahe gelegt, die Ziele seiner Thätigkeit zu beschränken, um sie vertiefen zu können. Seine Ansprüche an Gründlichkeit waren zu groß, um auf die Dauer Oberflächlichkeit und Zersplitterung zu gestatten, andrerseits freilich gingen diese Ansprüche so weit, daß sie, wie Brinton es schon ausgesprochen hat, oftmals ein Hemmschuh für sein litterarisches Schaffen wurden. Einen Abschluß der Forschung, wie er ihn wollte, giebt es nur selten und besonders nicht oder wenigstens noch nicht auf dem Gebiete amerikanistischer Forschung, wo es sogar erwünscht und notwendig ist, den Austausch von Erfahrungen und Anschauungen stets lebendig zu erhalten. Dieser Fehler Berendts lag übrigens zum großen Teil in der vorwiegenden Abgeschiedenheit von wissenschaftlichen Arbeits- und Produktionsmittelpunkten.

Mit dem Jahre 1859 begann eine Reihe von politischen Vorgängen, welche besonders die Bewohner von Veracruz stark in Mitleidenschaft zogen, und den Aufenthalt daselbst zeitweilig zu einem höchst ungemütlichen machten. Der Anfang war allerdings insofern ein interessanter, als der Präsident Juarez damals mit den zum Teil sehr bedeutenden Männern seines Ministeriums, wie Lerdo de Tejada und Ocampo, in Veracruz weilte, von wo aus die berühmten Reformgesetze, darunter das über die Einziehung der Kirchengüter, ihren Ausgang nahmen. Durch persönliche Beziehungen zu dem Minister Guillermo Prieto, der, eine Dichternatur durch und durch, nur ein sehr schlechter Finanzminister gewesen ist, wurde ein persönlicher Verkehr mit den politischen Koryphäen angeknüpft, da Berendt sich natürlich sehr für die damals wirklich idealen Bestrebungen jener Führer interessierte und die persönlichen Eigenschaften eines Ocampo und Prieto wohl einen näheren Verkehr rechtfertigten. Im Frühjahr dieses Jahres traf auch das preußische Kriegsschiff „Gefion“ ein, und von der Besatzung war es besonders der Arzt Dr. Friedel, mit dem wir viel verkehrten, und dessen vorzügliches Klavierspiel uns manche genußreiche Stunde bereitete. Das Jahr 1860 brachte die Belagerung und Beschießung von Veracruz durch den reaktionären General Miramon, welche durch das allerdings nicht ganz zu rechtfertigende Eingreifen des Befehlshabers der dort stationierten amerikanischen Kriegsschiffe ein frühes Ende erreichte, da derselbe Schiffe, welche den Belagerern Munition brachten, mit Beschlag belegte, wonach Miramon unverrichteter Sache abziehen mußte. Berendt war rechtzeitig nach dem Mirador gereist und kehrte nach Wiedereröffnung der Thore zurück, wo er unser Haus durch zwei Bomben stark demoliert vorfand, wenngleich seine im Zwischenstock belegene Wohnung kaum gelitten hatte. Wir hatten diese Bevorzugung seitens der reaktionären Bomben dem Umstande zu verdanken, daß der in unsrer Nachbarschaft wohnende amerikanische Konsul, wie alle übrigen Konsuln, seine Flagge aufgezogen hatte, die aber, wie leicht verständlich, zur besondern Zielscheibe diente. Der gute Konsul, ein allzu eifriger Freund geistiger Getränke, war während dieser Tage nicht aus seinem tiefen Schlafe zu erwecken, so daß am zweiten Tage, nachdem mehr und mehr Bomben in unser Quartier fielen, der Eigner des Hauses, ein französischer Kaufmann, eigenhändig die Flagge entfernte, worauf dann auch dem Übel abgeholfen war.

Die durch die sich entwickelnde Dazwischenkunft der fremden Mächte immer bedrohlicher werdenden politischen Verhältnisse ließen es Berendt geraten erscheinen, sich und seiner Familie den Schutz einer fremden Macht zu sichern, den er ja durch seine Auswanderung verloren hatte, es lag daher nahe, zu solchem Zwecke die damals in jenen Gegenden weitaus einflußreichste und thatkräftigste Macht, die der Vereinigten Staaten von Nordamerika, zu wählen. Mit einer Reise nach Mobile erlangte er dort das Bürgerrecht und Pässe für sich und seine Familie. Zu den unerquicklichen und für den Erwerb sehr ungünstigen Verhältnissen in Veracruz gesellte sich für Berendt eine mehr und mehr hervortretende ungünstige Veränderung seines Gesundheitszustandes, so daß er sich endlich auf dringenden ärztlichen Rat 1862 entschloß, Veracruz zu verlassen. Von hier ab wird mein Verkehr mit ihm nur durch seltene Briefe aufrecht erhalten, und so will ich denn zur Vervollständigung lieber die Notizen anfügen, welche seine Frau aus seinen Briefen an sie zusammengestellt und mir zur Verfügung überlassen hat.

Im Mai 1862 kommt Berendt in Laguna de Terminos an. Aber auch hier soll seines Bleibens nicht sein, denn die Ankunft französischer Kriegsschiffe trägt auch in diese abgelegenen Gegenden den Krieg. Er reist nach San Juan Bautista de Tabasco, wo ein verhältnismäßig ruhiges und einförmiges Leben ihm zusagt, da es die Förderung seiner Studien gestattet. Der Handel freilich liegt auch hier darnieder und als in 1863 eine zweitägige Beschießung der Stadt durch die Franzosen erfolgt, sah sich Berendt genötigt, seine Einrichtung aufzugeben und 1864 San Juan mit einem dort mit Blauholz beladenen Schiffe, welches nach New York bestimmt war, samt seinen Sammlungen und Manuskripten zu verlassen. Ein Teil der Manuskripte, welche für Europa bestimmt von hier aus abgesandt wurden, ist verloren gegangen. Seine naturhistorischen Sammlungen, insbesondere Schildkröten und Pflanzen, führen ihn in das Smithsonian Institution, wo er mit den Professoren Baird und Henry in nähere Beziehungen tritt. Es taucht der Plan eines amerikanischen Konsulates an einem geeigneten Platze Mittelamerikas auf, wo ihm Gelegenheit zu umfangreicheren Sammlungen geboten werden soll, aber der Krieg in den Vereinigten Staaten selbst vereitelte die Ausführung. Das Manuskript eines Maya-Wörterbuches aus dem sechszehnten Jahrhundert veranlaßt ihn, nach Providence zu gehen, wo er in Bartlett Verständnis und Förderung seiner Pläne findet. Berendt kopierte jenes Manuskript, das über 2000 Seiten umfaßt, daneben entsteht eine Arbeit über Mexiko mit Karten und eine andre über Bernstein. Nach New York zurückgekehrt, lernt er hier den Abbé Brasseur kennen, dessen Schriften ihn veranlassen, die eigenen über ähnliche Gegenstände noch zurückzuhalten und neues Material zu gewinnen. Hier befestigt sich erst die Absicht, sich ausschließlich der Erforschung der Mayasprache und der ihr verwandten zu widmen, um vermittelst ihrer dem Verständnis der Hieroglyphenschrift näher zu kommen. Boston wird besucht, wo Agassiz und Gray die von ihm gesammelten Schildkröten und Pflanzen bearbeiten und die persönliche Bekanntschaft mit noch andern Männern der Wissenschaft anbahnen. Berendt verfaßt seine Arbeit über „An Analytycal Alphabet“. Das Jahr 1865 bringt neue Pläne für seine Zukunft. Ein Konsulat in Afrika kommt in Vorschlag, doch zerschlägt sich die Sache, so daß Berendt es vorzieht, die Vorschläge der Smithsonian Institution anzunehmen, die ihn mit der Erforschung von Peten, Dolores und Izabal beauftragen. Er reist in Begleitung eines Jägers und eines Ausstopfers über Belize ab. Doch schon an diesem Orte, wo durch Nachlässigkeit des Begleiters eine Kiste mit Geld und Ausrüstungsgegenständen gestohlen und nicht wiedererlangt wird, beginnen die Schwierigkeiten dieses Unternehmens. Berendt entläßt den betreffenden Gehilfen und erreicht 1866 Flores Peten, wo er sich einrichtet und so gut es geht, seinen Aufgaben gerecht zu werden sucht, wobei ihm, unterstützt durch seine Sprachkenntnis, ein ausgedehnter Verkehr mit den Indianern jener Gegenden möglich wird und

weiteres Material für seine sprachlichen Aufgaben zufällt. Indianeraufstände zwingen ihn auch hier, den Aufenthalt abzubrechen, wobei ein Teil der Sammlungen im Stiche gelassen werden mußte. In 1867 nach New York zurückgekehrt, hält er daselbst einen Vortrag über die Ergebnisse der Reise. Ein Besuch in Cambridge, Mass., erweitert seine wissenschaftlichen Beziehungen und er arbeitet dann weiter an den verschiedenen in Aussicht genommenen Veröffentlichungen. Das Jahr 1868 bringt die Möglichkeit, daß sein linguistisches Werk in Leipzig gedruckt werde, des weiteren Verhandlungen mit dem Peabody-Museum, aber nichts kommt in der gewünschten Form zum Abschluß. Viele Zuschriften aus Yukatan veranlassen Berendt wiederum dahin abzureisen, wo er dann auch für das oben genannte Museum Ankäufe von Altertümern machen soll. In Merida findet er wieder wichtige Manuskripte, schreibt einen Artikel über die Bücher von Chilam Balam, studiert eingehender die Kultur des Henequen (des Sisalhanfes). Von San Juan de Tabasco aus macht er Vermessungen an der Küste, Nachgrabungen und besichtigt eingehend die Mahagoniholzschläge der dortigen Gegend. Aus dieser Zeit, wo er für seine Freunde verschollen war, und sie ihn tot glaubten, stammt der Nekrolog über ihn vom Padre Carillo. Trotz eines neuen Aufstandes, der in jenen Gegenden ausbricht, besucht er Palenque, Chiapas, Ocoingo, Comitan und San Cristoval, wo er manches lohnende Material sammelt. Er läßt sich dann für einige Zeit in Tuxtla nieder, von wo aus er Ausflüge auch nach Chiapas hinein macht, aber sein Gesundheitszustand ist angegriffen, er selbst liegt schwer krank am Fieber darnieder, während sechs seiner Begleiter starben, so daß er sich entschließen muß, gesundere Gegenden aufzusuchen. Das Hauptergebnis dieser Reisen war ein sehr umfangreiches Manuskript der Zoquesprache aus dem 16. und 17. Jahrhundert. Er reist vorerst nach Merida, wo er Brasseur de Bourbourg antrifft, der auch krank, sich wieder um eine Pfarrstelle in Guatemala bemühen will. Mächtig zieht es Berendt in die Heimat, aber die Fertigstellung seines Mayawörterbuches hält ihn gefangen. So geht er über New Orleans nach Providence, wo er den größeren Teil der Jahre 1871 und 1872 in schriftstellerischer Thätigkeit verbringt.

Seine angegriffene Gesundheit hält ihn meist an das Zimmer gebannt und eine Pleuritis verschlimmert zeitweilig seine Leiden. Das Jahr 1873 bringt ihm die Ernennung zum korrespondierenden Mitglied der Berliner Gesellschaft für Anthropologie, Ethnologie und Urgeschichte, wodurch er der deutschen Gelehrtenwelt näher gebracht wird. Sein Vetter und Freund, Dr. von Frantzius, vermittelt zum Teil diese Beziehungen. Da erneute Anfälle von Leberbeschwerden und Asthma einen Klimawechsel erheischen, reist er im Januar 1874 zuerst nach Nicaragua, wo er die ihm schon bekannten und liebgewordenen Städte wieder aufsucht, die Verhältnisse daselbst aber nichts weniger als günstig für einen längeren Aufenthalt findet. Der Tod seiner Mutter giebt ihm die Mittel 1875 nach Guatemala zu gehen. Auf der Reise dahin findet er eine schon verloren geglaubte Kiste mit Altertümern, besonders von der Insel Ometepec wieder, welche nebst andern inzwischen erworbenen Stücken durch die Vermittelung von Dr. von Frantzius an das Berliner Ethnographische Museum verkauft worden. Der amerikanische Gesandte Williamson, den Berendt schon in New York kennen gelernt hatte, wünscht seine Begleitung auf der Reise nach Coban, wo sie im März zusammen anlangen und bei dem dortigen amerikanischen Konsul Sarg gastliche Aufnahme finden. Das schöne Klima, der Umgang mit gebildeten Menschen, reifen in Berendt die Absicht einer dauernden Niederlassung und den Erwerb einer Kaffeeplantage. Inzwischen hat Dr. von Frantzius nähere Beziehungen zu hervorragenden Persönlichkeiten Berlins vermittelt, welche die Hoffnung erwecken, Berendt zum Abschluß und zur Förderung seiner wissenschaftlichen Arbeiten die nötige Geldunterstützung zu gewähren, worüber der inzwischen nach Südamerika abgereiste Prof. Bastian bestimmte Zusagen mitbringen soll. Im Jahre 1876 erwirbt Berendt in Coban eine kleine Kaffeeplantage, die er Oliva nennt; die Freude an diesem Besitz, das Arbeiten auf demselben in freier Luft heben seinen Gesundheitszustand. Von Prof. Bastian trifft ein Brief ein, der Berendt in Guatemala zu sehen wünscht, die Angaben sind aber so ungenau, daß es Berendt nicht gelingt, ihn zu treffen. Kurz entschlossen, reist er ihm nach New York nach, wo er ihn denn auch trifft, und mehrere Tage in seiner Gesellschaft in Washington und Philadelphia zubringt. Hier werden Pläne für die Zukunft besprochen. Die von ihm gewünschte und in einem ausführlichen nach Berlin gesandten Programm entwickelte Form seiner Thätigkeit ist freilich nicht genehmigt, sondern es wird nur die Übernahme der Ausgrabungen in den Ruinenstätten von Santa Lucia de Cozumalhuapa für Rechnung des Berliner Museums abgemacht. Die Anwesenheit des Kaisers von Brasilien veranlaßt die Geographical Society zu einer Festsitzung, wo auch Berendt einen Vortrag über die Centres of Ancient Civilisation in Zentralamerika hält.

In diese Zeit fällt die erste und einzige Herzensfreude, welche Berendt in seinem schon so lange verödeten Leben gehabt hat: das Wiedersehen mit dem inzwischen zum Manne gereiften Sohne, der eine ihm zur weitern Ausbildung in seinem Berufe als Ingenieur zur Verfügung gestellte Summe nicht besser anzuwenden glaubte, als den Vater kennen zu lernen und daneben die Ausstellung in Philadelphia zu besuchen. Schöne Wochen verlebten beide abwechselnd in New York und Philadelphia und wohl war jene Zeit angethan, einen Glanzpunkt in dem Leben Berendts zu bilden. Anerkannt in der Wissenschaft, aufgesucht von angesehenen Vertretern derselben, die Familienbeziehungen durch den Sohn zu beider Freude und Genugthuung lebendig gemacht, ein anscheinend gebesserter Gesundheitsstand — so verließ der Sohn den Vater, um ihn nie wiederzusehen. Leider sollte diese glückliche Zeit nicht lange anhalten; ein gastrisch biliöser Zustand hält Berendt bis in den Januar 1877 in New York fest, und er reist dann über Aspinwall und dem Isthmus nach San José am Stillen Ozean, von wo aus er telegraphisch die nötigen Erfordernisse zur Reise beordert und dann nach Santa Lucia aufbricht. Das Auffinden und Vorbereiten der skulpierten Steine zum Transporte erfordert viele Mühe. Es gelingt ihm, Techniker und Steinhauer zu finden, welche die Hebung der versunkenen Steine und das Absägen ihrer skulpierten Flächen ermöglichen. Inzwischen wird die freie Zeit zu Vermessungen, Zeichnungen, Aufspüren und Ankaufen von Altertümern benutzt, worüber eingehende Berichte an Professor Bastian abgesandt werden. Erst im April kann Berendt nach Coban zurückkehren, nachdem alle nötigen Arbeiten eingeleitet und in Ausführung begriffen sind. Einige nähere Angaben über diese seine Thätigkeit sind von Professor Bastian seiner Arbeit über die Steinskulpturen von Santa Lucia angefügt worden. Freudig begrüßt er die Freunde und sein kleines Gut, wo er noch einen heitern Lebensabend zu verleben träumt. Mit einer zweiten Reise nach Santa Lucia hofft er für immer dem Wanderleben zu entsagen und sich ganz der Bearbeitung seines Gutes und der Fertigstellung seiner umfangreichen wissenschaftlichen Arbeiten widmen zu können. Die überstandenen Anstrengungen der Reise haben ihm Verschlimmerung seiner Leiden gebracht, so daß er erst im Dezember die Reise nach Santa Lucia antreten kann. Im Januar 1878 schickt er

von Guatemala aus noch eine in heiterer Stimmung abgefaßte ausführliche Reisebeschreibung. Die Sociedad Economica daselbst fordert ihn zu einem Bericht über die Indianerstämme Guatemalas auf, was ihn zurückhält. Er übernimmt diese Arbeit mit großer Lust und vielem Eifer, da aber seine Zeit dazu nicht ausreicht, fordert er Dr. Rockstroh zur Mithilfe auf. Er sieht noch den ersten Bogen von dieser Arbeit gedruckt, von der er schreibt, daß sie das Beste sei, was aus seiner Feder geflossen. Dann muß er seine Reise nach Santa Lucia antreten, gelangt aber nur bis Antigua, wo ihn eine schwere Erkrankung zur Umkehr nach Guatemala zwingt. Nach achttägigem qualvollen Leiden ist er dann hier am 12. April aus seinem mühevollen, bewegten Leben zur ewigen Ruhe hinübergeschlummert!

Es beschleicht mich stets aufs neue ein Gefühl tiefer Trauer, daß eine so reiche geistige Veranlagung, ein so ernstes Streben und eine so außergewöhnliche Arbeitskraft weder die Ausnutzung noch die Befriedigung finden konnte; welche unter günstigeren Verhältnissen dem Menschen wie der Wissenschaft gesichert gewesen wären. Unter dem Zwange der Daseinssicherung ist Berendts Leistungsfähigkeit und seine Arbeitskraft vielfach zersplittert und schließlich für Gebiete in Anspruch genommen worden, die weder seinem Alter noch seiner angegriffenen Gesundheit entsprachen. Das, was er selbst ersehnte und wofür sein späterer Entwickelungsgang und seine Fähigkeiten am meisten geeignet waren, nämlich die Ergebnisse des nach jahrelangem Bemühen angehäuften reichen Materials selbst auszuarbeiten, wozu er der Ruhe und einigermaßen gesicherten Daseinsbedingungen bedurfte, das ist ihm leider nicht vergönnt gewesen. Sein Tod hinterläßt in jeder Beziehung unausfüllbare Lücken, aber denjenigen, die Ursache haben, seiner in Liebe und Verehrung zu gedenken, kann die Überzeugung tröstend und erhebend sein, daß die Anerkennung seines Schaffens, wenn sie ihm auch im Leben nicht voll und ganz zu Teil wurde, mehr und mehr durchdringen und ihm in den Annalen amerikanistischer Forschung gern die bevorzugte Stellung einräumen wird, die ihm gebührt.

Von den Schriften, die Berendt veröffentlichte, sind folgende zu erwähnen: 1862 bis 1863. Viele Aufsätze in Petermanns Geographischen Mitteilungen. — 1869. An Analytical Alphabet for Mexican and Central American Languages. Americ. Ethnolog. Soc. — 1871. Los trabajos linguisticos de D. Pio de Perez. Mexico. — 1871. Cartilla en lengua Maya. Merida. — 1873. On an grammar and dictionary of the Karif or Carib-Language. Smiths Rep. — 1873. Die Indianer des Isthmus von Tehuantepec. Zeitschr. f. Ethnol. Berlin. — 1874. The Darien Language. Americ. Hist. Record. — 1874. El Ramié. Tratado del Cultivo. Merida. — 1876. Remarks on the Centres of ancient Civilisation in Central-America. Bull. Americ. Geogr. Soc. — 1878. Zusammen mit E. Rockstroh: Los Indigenas de la America Central y sus Idiomas. Guatemala.

Über den Nachlaß Berendts äußert sich Dr. Brinton folgendermaßen: „Die Berendtsche Sammlung ist besonders reich an Wörterbüchern, Grammatiken und indianisch geschriebenen Werken und ist bedeutend reicher als die von Brasseur de Bourbourg. Die drei unveröffentlichten Mayawörterbücher, die Grammatik von Buenaventura und Beltran und die Libros de Chilan Balam bilden allein ein Material zur Beurteilung der Mayasprache, wie es kaum für eine andre amerikanische Sprache vorhanden ist. Außerdem sind die sämtlichen Werke des Padre Ruz vorhanden, wie ich glaube, ein Unikum. Außer der Mayagruppe sind alle Sprachen der Eingeborenen zwischen dem Isthmus von Tehuantepec und Panama vorzüglich vertreten. Die Anzahl der Titel sind 175, zum Teil in Originalhandschriften, andre in vorzüglichen Abschriften."

Aberglaube in Mittelitalien.

Hexen. Religiöse Tättowierungen. Teufel. Allerlei Geister.

Die Società antropologica italiana hat den guten Gedanken gehabt, ihre Mitglieder zu Berichten über die in den verschiedenen Teilen Italiens noch herrschenden abergläubischen Meinungen und Gebräuche aufzufordern, und bringt die eingelaufenen Mitteilungen in der von Paolo Mantegazza redigierten Gesellschaftszeitschrift (Archivio per l'Antropologia e la Etnologia) zum Abdruck. Das vorliegende erste Heft des XX. Bandes bringt zwei interessante derartige Arbeiten, die eine über die Marche Appennine von Caterina Pigorini Beri, die sich unter den Folkloristen durch mehrere in der Nuova antologia erschienene Arbeiten über Volkslieder und Sprichwörter in den Marken einen bekannten Namen gemacht hat, die andre über die Gegend von Modena von Dr. Paolo Riccardi. Beide Gebiete haben noch gar manchen von der modernen Kultur unbedeckten Winkel aufzuweisen, und demgemäß bieten beide Arbeiten manches Interessante und Wichtige. Besonders die Verfasserin des ersten Berichtes, für welche allerdings die Verhältnisse auch günstiger lagen, hat keine Mühe gespart und hat als Gläubige die meisten Zeremonien mitgemacht, über die sie berichtet, thatsächlich die einzige Art und Weise, durch welche es möglich ist, wirklich die Wahrheit zu erfahren.

Die Hauptrolle im ländlichen Aberglauben der Markenbewohner spielen natürlich die Hexen. Die italienischen Streghe unterscheiden sich von den deutschen Hexen in einem sehr wichtigen Punkte, sie saugen nämlich den Menschen und ganz besonders den Säuglingen das Blut aus; die Spuren ihres Bisses sind die gefürchteten Totenflecken (in der Mark more genannt). Hier fließen also Vampyr und Hexe zusammen. Die Thätigkeit der Streghe ist auf zwei Nächte in der Woche beschränkt, Mittwoch und Samstag; von einem Avemaria zum andern können oder richtiger müssen sie durch die Lüfte fahren und ihrem unheimlichen Werk nachgehen; in diesen Nächten hört man sie besonders an den Waschplätzen ihr Wesen treiben, die Wäsche mit dem Schlegel bearbeiten, und keine Mutter läßt Wäsche und besonders Kinderwäsche bis zur Dunkelheit draußen liegen, da die Hexen sonst Macht darüber gewinnen. Sollte aber durch einen Zufall einmal das Hereinholen vergessen worden sein, so muß die Wäsche auch liegen bleiben, bis die Sonne sie am andern Tage wieder beschienen hat, denn das löst den Zauber; Diebstahl ist nicht zu fürchten, der Dieb würde glauben, mit der Wäsche auch den schädlichen Zauber in sein Haus zu tragen. Auch dürfen Kinder, solange sie nicht ein Jahr und drei Tage alt geworden sind, unter keinen Umständen über das Avemarialäuten hinaus im Freien bleiben, ja wenn sie nur bis zum ersten Glockenton draußen geblieben sind, empfiehlt es sich schon, sie sofort der Wärterin wegzunehmen und einem Manne zu geben, der sie schleunigst ins Haus trägt; vorsichtige Mütter lassen auch dann das Kind sofort segnen oder wenigstens von einer Hexenbannerin, einer „donna chi ha la virtù", besprechen.

Im übrigen gleichen die Streghe den Hexen, sie behexen Mensch und Vieh, ihre Wirksamkeit fällt vielfach mit dem „occhio cattivo" zusammen. Allerdings ist dieses nicht ein Privilegium der Hexen, auch zahlreiche andre Leute sind

damit behaftet und selbst das jeweilige Oberhaupt der Kirche, der Papst in Rom, gilt eo ipso für einen jettatore. Ein Hauptvergnügen der Hexen ist, sich eine Stute aus dem Stall zu holen und auf dieser zum Tanzplatz zu reiten; ein Besen quer über die Stallthür gelegt, sperrt ihr zwar den Weg durch die Thür, aber nicht den durch das Fenster oder durch einen beliebigen Ritz. Im Stalle bleibt dann nur ein Schemen (meriggia) zurück, er sieht ganz wie ein Pferd aus, aber wenn man ihm den Sattel auflegen will, fällt derselbe zur Erde. Über Hengste und Maultiere haben Hexen keine Macht, namentlich über letztere nicht, denn ein Maultier hat einst die Madonna über ein Gewässer getragen, während die Stute sich weigerte. Darum ist das Maultier vor Hexen sicher und braucht auch keine Jungen zur Welt zu bringen, während die Stute sich niemals satt fressen kann und den bösen Mächten preisgegeben ist. Eine in guter Hoffnung befindliche Frau wird deshalb niemals eine Stute reiten. Auch dem lieben Rindvieh kann keine Hexe etwas anhaben, denn es hat das Christkindchen in der Krippe gewärmt. Der Ziegenbock scheint merkwürdigerweise von den italienischen Hexen nicht als Reittier benutzt zu werden, obwohl seine satanische Majestät auch in den Marken mitunter diese Gestalt annimmt.

Die Vorschriften über den Verkehr mit Hexen und über die Art und Weise, wie man sich, die Seinen und sein Eigentum vor ihnen schützen kann, sind von den in Deutschland bekannten nicht wesentlich verschieden. Auch der Zusammenhang zwischen Hexen und Katzen ist derselbe; müssen die Hexen eine körperliche Gestalt annehmen, so ist es die der Katze, besonders wenn sie durch irgend etwas verhindert werden, vor Avemaria wieder in ihrer Wohnung zu sein. Eine Katze, der man den Schwanz abhaut, wird zur Hexe. Fremde Katzen, welche die Wohnung umschleichen, sind gewöhnlich Hexen. Der Hund ist als Katzenfeind auch der natürliche Feind der Hexen; sein Bellen vertreibt sie, sein Haar oder ein Stück Fell als Amulett getragen, schützt vor Behexung.

1. 2. 3. 4. 5. 6. 7.

Franziskanische Tättowierungen.
1. Madonna von Loreto und Kruzifix von Sirolo. 2. Tättowierungsnadel. 3. Der heil. Franz mit den Stigmata. 4. Kreuz mit den Armen des heil. Franz. 5. Madonna mit Engeln. 6. Erzengel Michael als Drachentöter. 7. Der heilige Geist.

Erotische und religiös-erotische Tättowierungen.

Tättowierungen mit Attributen der Jesuiten.

Am meisten gefährdet sind die Säuglinge, nach deren Blut die Hexen besonders lüstern sind. Selbst in gebildeten Familien unterläßt man nicht, ihnen die schützende Koralle umzuhängen. In den Marken hält man sie nur selten für ausreichend, fast allen Kindern bindet man alsbald nach der Taufe, die seltsamerweise keinen Schutz bietet, ein rotes Säckchen um. Dasselbe enthält ein Heiligenbildchen, gewöhnlich das des San Pacifico di Severino oder noch besser ein Stück von dem Schleier, mit welchem das Bild dieses Heiligen überdeckt ist, dann ein Bild der Madonna von Loreto, einen Zweig der „erba della Madonna“ (die Bacca oder Bac-

charis der Alten, Gant de Notre Dame der Franzosen, ob Digitalis oder Campanula, die beide unter diesem Namen gehen?), ein Stückchen von der in der Kirche gebrannten Osterkerze, ein Körnchen Salz und ein Stückchen Brot oder Maccaroni. Ein andres selten vergessenes Schutzmittel ist das rote Kreuzchen, das mit Kreuzstichen jedem Stückchen Kinderwäsche aufgenäht ist.

Dieses christliche Zeichen führt hinüber zu einem eigentümlichen, in den Marken weit verbreiteten, aber bis jetzt kaum beachteten Gebrauch, den Tättowierungen, welche in Loreto mit den Pilgern vorgenommen werden. Die Verfasserin hat diesem Gegenstande besondere Aufmerksamkeit gewidmet und hat das Glück gehabt, aus dem seinerzeit mit Beschlag belegten Nachlaß eines „beccamorto" (Totengräber) den ganzen zum Tättowieren nötigen Apparat, die dreispitzigen „pennini" und gegen 100 uralte, in Holz geschnittene Muster zu erwerben. Die ganze Sammlung befindet sich jetzt in der psychologischen Abteilung des Florentiner Museums; einer ausführlichen Mitteilung über dieselbe, welche die Verfasserin in der „Illustrazione italiana" vom 9. Dezember 1888 veröffentlicht, entnehmen wir die beigedruckten Proben. Natürlich spielen die beiden Hauptheiligtümer der Marken, die Madonna von Loreto und das uralte bekleidete Kruzifix von Sirolo, die Hauptrolle, daneben die Stigmata des heiligen Franziskus, dessen Heiligtum in Assissi ja auch nicht weit entfernt ist, der längs der ganzen italienischen Ostküste hochverehrte Erzengel Michael und verschiedene andre Symbole. Konkurrenz machen die Symbole der Jesuiten, das Herz Jesu und dergl., aber nebenher gehen auch zahlreiche, ganz oder halb erotische Embleme, vereinigte und durchbohrte Herzen, Anker, ja Amor selbst, denn die Hauptmasse der Pilger sind immer junge Leute, denen dergleichen noch über die Furcht vor den Hexen geht. Die Bilder werden auf der Innenseite des Vorderarms angebracht. Das Verfahren ist äußerst einfach. Der Operateur ätzt ganz oberflächlich das gewünschte Bild in die Haut, was mit unglaublicher Gewandtheit und Schnelligkeit geschieht, ohne daß Blut fließt; dann ergreift er den „pennino", einen Griffel, an dem vorn drei feine Nadelspitzen befestigt sind, macht den Schnitten entlang feine Einstiche, so tief, daß etwas Blut hervordringt, und reibt in diese eine bläuliche Tinte. Damit ist die Tättowierung vollendet, eine Reaktion tritt kaum ein, und nach 24 Stunden empfindet man nicht das geringste mehr.

Die Verfasserin mag recht haben, wenn sie die heute gebräuchlichen Tättowierungen auf die Stigmata des heiligen Franziskus zurückführt; der Gebrauch ist aber weit über die Grenzen der Marken und Italiens hinaus verbreitet und findet sich auch in nichtchristlichen Gebieten.

Neben den Hexen spielt der Teufel eine recht untergeordnete und traurige Rolle; er schließt keinen Pakt mehr, um arme Seelen zu gewinnen, und begnügt sich, als Ziegenbock, als Hund u. dergl. späte Wanderer zu erschrecken; das Zeichen des Kreuzes genügt, um ihn zu verscheuchen. Legenden, die von mehr zu berichten wissen, sind freie Erfindungen dichterischer Gemüter, nicht aus dem Volksglauben hervorgegangen. Wohl aber leben noch die alten Hausgeister, die monacheddu Süditaliens, hier mazzamurelli genannt, weil sie an die Mauern klopfen. Sie ängstigen besonders die allein im Hause befindlichen Frauen und rufen das Alpdrücken hervor, sind aber leicht zu verscheuchen, sobald man den Mut hat, laut zu fragen: Che vuoi dalle parte di Dio? Sie hüten auch verborgene Schätze, die mit Hilfe der Wünschelrute (palla simpatica) gehoben werden können, aber nur, wenn sie noch nicht länger als hundert Jahre liegen. Nach einem Jahrhundert gehören sie der Erde, und nur durch umständliche und schwer zu erfüllende Prozeduren können sie gehoben und die Geister erlöst werden. Quellensucher gebrauchen die Rute von Holunder, der auf dem Grabe eines Ermordeten gewachsen ist. Solche Bäume sind nicht selten, denn Holunder wird häufig auf solche Gräber gepflanzt, um der armen Seele Ruhe zu verschaffen.

Wenn Totenhemd und Totenkleider angefertigt werden, muß man dieselben sorgsam abschneiden, und die Nähte dürfen nur „am Filze" mit einfachem Stich und ohne Hinterstich genäht werden, damit die arme Seele den Faden leicht herausziehen kann; andernfalls findet sie keine Ruhe, bis der letzte Rest von Körper und Kleidern zu Staub zerfallen ist.

In der verkehrsreicheren Umgebung von Modena hat nach Riccardi der Hexenglaube sehr abgenommen; was noch übrig ist, fällt wesentlich mit der Furcht vor der Jettatura zusammen. Allerdings giebt es auf den Dörfern noch Hexen genug, und mitunter kommt es zu Thätlichkeiten gegen sie. Dann nimmt aber der Gläubige einen Stock vom Holz eines weißen Traubenstocks, denn sonst empfindet die Hexe die Schläge nicht. Vom Bluttrinken scheint man in Modena nichts mehr zu wissen. Dagegen sind noch viele Mittel zur Entlarvung der Hexen bekannt, wesentlich dieselben, wie sie auch in vielen Teilen Deutschlands noch hier und da angewendet werden. Am sichersten ist es, sich in der Weihnachtsnacht mit einer ganz neuen Mistgabel auf einen Kreuzweg nahe bei einer Kirche zu stellen und das Kinn auf den Mittelzacken zu stützen; dann müssen alle Hexen des Dorfes erscheinen. Auch kann man einen Faden, der in der Weihnachtsnacht gesponnen, gekocht, gewaschen und getrocknet worden ist, um die Kirche herumspannen; dann müssen alle Hexen in die Kirche und können nicht wieder heraus, solange der Faden liegt. Hexenmeister, die aber sehr selten sind, können die Kirche nicht verlassen, wenn man eine Nadel in das Weihwasserbecken wirft. Eine Hexe, der man das Zeichen des Horns hinter dem Rücken macht, muß sich alsbald umdrehen; legt man ihr ein Körnchen Salz unter den Stuhl, so kann sie nicht aufstehen, ohne es zuvor aufzuheben.

Übrigens sind die Seelen der Hexen dem Teufel recht leicht zu entreißen. Wenn eine Hexe im Todeskampf liegt, braucht der Geistliche nur den Besen ins Kamin zu stecken, dann fährt der böse Geist alsbald in denselben und ruft ängstlich: Che mi fai? che mi fai? und auf den Befehl: Fuori spiriti maligni, fuori fliegt der Besen zum Kamin hinaus oder verbrennt doch wenigstens, und die Seele ist der Hölle entrissen.

Die Seelen im Fegefeuer können zeitweise zur Erde zurückkehren; Mäuse, Eidechsen und Schlangen auf Friedhöfen sind ihre Verkörperungen und werden darum gehegt, besonders die Eidechsen, die ihrer Erlösung nahe sind, denn die Eidechse ist ein Schützling der Madonna und hat ihr einmal einen Dorn aus dem Fuße gezogen. Der Gecko (romarno) dagegen hat ihr diesen Liebesdienst verweigert; er ist darum verflucht, nur verdammte Seelen erscheinen in seiner Gestalt, und man verfolgt ihn geradezu mit Wut.

Von den zahlreichen sonstigen interessanten Mitteilungen, welche besonders die Arbeit der Frau Pigorini-Beri enthält, heben wir nur noch die über das Wochenbett hervor. Hier spielt eine Hauptrolle als Zaubermittel die „pietra aquilina", der Stein von Aquila. Es ist dies ein sogenannter Klapperstein, ein runder, hohler Stein, welcher im Innern einen kleineren enthält; man findet ihn in den Abruzzen in der Nähe von Aquila, hier und da auch in Deutschland. Schon Plinius kennt sie und ihre Kraft. In den Marken gehört ein solcher Stein zum nötigsten Handwerkszeug der Hebamme, er verhindert Blutungen und Frühgeburten und hält im Notfalle die Geburt zurück, bis Hilfe da ist. Wird die Amme zu zwei Wöchnerinnen gleichzeitig gerufen, so schickt sie der einen ihren Stein; dann kann diese warten, bis die andre besorgt ist. Der Stein wird übrigens nicht einfach in seiner

natürlichen Form angewandt; man sprengt die äußere Schale und bindet sie wieder übers Kreuz mit Draht, dann umgiebt man ihn mit einem dreifachen Ledersäckchen, den drei Eihäuten entsprechend, und so wird er der Wöchnerin umgebunden. Diese darf sich während der Entbindung nicht ins Bett legen, sondern muß, auf einen Stock gestützt, stehen, wie die Madonna auch, der Mann dagegen legt sich ins Bett, bis die Sache vorüber ist. Ein Anklang an die Couvade der Indianer dürfte das freilich kaum sein.

Das „Ausschütten" der Kinder gilt allgemein als Folge von Behexung; ein probates Mittel dagegen ist das Eingeben gepulverter Korallen, das allerdings durch das Binden der überschüssigen Magensäure manchmal wirksam sein kann.

Eigentümlich ist der Glaube, daß Schlangen nicht nur den stillenden Frauen die Milch aus den Brüsten saugen, sondern auch in ihren Körper hineinkriechen können. Hält man einer solchen Frau eine Schüssel voll Milch vor den Mund, so wird die Schlange herauskommen. Bleibt sie im Körper, so kommt sie bei der nächsten Niederkunft zum Vorschein, um den Hals des Kindes gewickelt; beide sterben noch an demselben Tage und müssen zusammen begraben werden.

Der Raum gestattet uns nicht, weiter auf die zahlreichen interessanten Mitteilungen einzugehen. Nur einen Aberglauben bezüglich der Bienen wollen wir noch erwähnen; Bienenstöcke dürfen nicht verkauft, sondern nur verschenkt werden, sonst verlassen alle Bienen den Stock. Die Bezahlung darf nur in Form eines Gegengeschenks geschehen. Auch prozessiert darf um einen Bienenstock nicht werden.

Die Veränderungen in der Eishöhle am Beilstein.

Beobachtet von Franz Kraus.

Trotzdem die Eishöhle am Beilstein zu jenen gehört, die verhältnismäßig leicht zu erreichen sind, so wird sie doch nur wenig besucht. Die Ursache ist nur dadurch zu erklären, daß man selbst in den Kreisen der Männer der Wissenschaft den Höhlen im allgemeinen wenig Beachtung schenkt. Vom großen Touristenschwarme ist ein Interesse für das Eishöhlenphänomen noch weniger zu verlangen, welches weit entfernt ist von einer Erklärung, die als unanfechtbar gelten und allgemein acceptiert werden könnte. Mehrere Theorieen stehen sich entgegen, allein sie vermögen nur die Erscheinungen in bestimmten Höhlen zu erklären, während sie bei andern Höhlen nicht mehr ausreichen. Das Beobachtungsmaterial ist ein viel zu dürftiges, und der wissenschaftliche Streit wird noch lange auf der Tagesordnung bleiben, wenn es nicht gelingt, aus mehreren Lokalitäten Beobachtungsreihen zu erhalten, welche mindestens ein ganzes Jahr umfassen. Aber auch diese würden nicht genügen, wenn die Beobachter selbst nicht unbefangen genug sind, um auch jenen Nebenumständen Rechnung zu tragen, welche gegen die eine oder die andre Lieblingstheorie sprechen würden. Es ist nicht unnötig, dies zu betonen, denn derlei Fälle sind oft genug vorgekommen und haben mehr verwirrt als genützt.

Die Eishöhle am Beilstein 1889. Originalzeichnung von Franz Kraus.

Ohne auf die von Professor Dr. Bruno Schwalbe in Berlin gesammelten und in verschiedenen Zeitschriften publizierten diversen Eishöhlentheorieen näher einzugehen, mögen hier an der Hand von eigenen Beobachtungen die Lokalverhältnisse der Eishöhle am Beilstein beschrieben werden, aus denen nur ein Umstand hervorgehoben werden soll, und zwar: die großartigen Veränderungen in den Eisgebilden, die sich binnen kurzer Zeit vollziehen, was beweist, daß die Eisbildung nicht so unabhängig von den meteorologischen Verhältnissen der Außenwelt ist, als einige Physiker behaupten.

Schon Ruthner bemerkt, daß die Eisgebilde bei seinem ersten Besuche der Höhle (1837) viel mächtiger waren als bei seinem zweiten (1874)[1]. Er schreibt dies der mittlerweile erfolgten Holzschlägerung zu, die eigentlich eine Devastation war. Noch heute ist das Terrain um die Höhle herum vollständig kahl, und die Aufforstung muß von Jahr zu Jahr wiederholt werden, weil das arg verkarstete Plateau des Beilstein fast von jeder Humusbedeckung entblößt ist. Nur mit der äußersten Mühe und Sorgfalt gelingt es hier und da, ein Fichtenpflänzlein fortzubringen. In dem klüftigen Kalkboden hält sich keine Feuchtigkeit. Bevor nicht eine neue Vegetationsdecke emporwächst, ist an eine Besserung der Verhältnisse nicht zu denken, und früher dürfte auch die ehemalige Pracht der Beilstein-Eishöhle nicht wiederkehren. Wer sie in den früheren Jahren nicht gesehen hat, der wird aber jetzt noch über die schönen Eissäulen und über den mächtigen Gletscher, welcher den Boden bedeckt, erstaunt sein. Die Hauptstellen, an denen sich die Eissäulen zu bilden pflegen, bleiben stets die gleichen, was auch natürlich ist, weil das aus den Klüften sickernde

[1]) Siehe „Ausland" 1875.

Wasser die Ursache der Eissäulenbildung ist. Nur in den Dimensionen wechseln sie, nicht nur von Jahr zu Jahr, sondern auch von Saison zu Saison. Der Gletscher, welcher mit sanftem Falle von der Mündung bis zum sogenannten Eisschlunde an der Rückwand den größten Teil des Bodens bildet, entsteht unzweifelhaft vom überschüssigen Wasser, welches im rückwärtigen Teile und längs der linken Seitenwand durch Löcher und Spalten abfließt, nachdem es den Gletscher überrieselt hat. Diese Spalten sind aber keine Gletscherspalten, sondern Randklüfte, und die Löcher im Eiskuchen selbst ändern nie ihre Stelle, was darauf schließen läßt, daß dieselben durch Temperaturverhältnisse auf diesen Platz gebannt sind. Auffallend ist auch der Umstand, daß es auf der rechten Seite (vom Eingange gerechnet) keine Randklüfte giebt, während jene der linken Seite fußbreit klaffen.

Idealer Durchschnitt vom Eingange bis zum großen Schlund.

Die Eishöhle bildet einen einzigen großen und weiten Raum, dessen Ende im rechten Winkel abbiegt [1]). Wie die meisten Eishöhlen bildet auch die Beilsteinhöhle einen Sack ohne jede sichtbare Fortsetzung. Seitengänge giebt es wohl, aber sie sind kurz und enden im rückwärtigen Teile der Höhle mit Eisgebilden, welche sie total verschließen. Nur im vorderen, noch vom Tageslichte erhellten Teile scheint ein Spalt sich in die Tiefe fortzusetzen, allein er ist zu enge, um passierbar zu sein, weshalb sich darüber nichts weiter sagen läßt. Nur soviel kann darüber berichtet werden, daß sich Eisgebilde nur im vordersten Teile dieses Spaltes befinden, während der rückwärtige Teil eisfrei ist. An der linken Höhlenwand befindet sich eine geräumige Nische, deren Mitte eine frei stehende schlanke Eispyramide einnimmt, welche der Form nach einem gotischen Altare gleicht. Gegenüber an der Ecke der Höhle sind die Eisgebilde niedriger, aber massiger, und am Rande des Eisschlundes bauen sie sich oft zu schlanken Säulen auf, die bis an die Decke reichen. Die Mitte des Eisschlundes nimmt ein eigentümliches Gebilde ein, dessen Höhe wohl auch veränderlich ist, welches sich aber in der Form ziemlich gleich zu bleiben scheint. Der Schlund selbst hat eine Tiefe von 4 bis 5 m, und sein Grund ist mit Blöcken von geborstenen Eissäulen angefüllt, welche über den geneigten Gletscher in die Tiefe geglitten sind.

Plan der Eishöhle am Beilstein. Aufgenommen von Franz Kraus.
a. Große Öffnung in der Decke, früherer Einstieg, jetzt unzugängig. — b. Deckenteil, der die Eisfläche erreicht. — c. Eisfrei. — d. Randkluft. — e. Kleiner Eisschlund. — f. Großer Eisschlund. — g. Im Jahre 1882 zugängige Höhlung im Gletscher, 1889 verwachsen. — h. Nische mit aufsteigender Fortsetzung, 1889 eisfrei. — i. Gefrorener Wasserfall, 1889 verschwunden. — k. Steil abfallender Einstieg mit Steigbaum.

Geradezu wunderbar sind die zarten, korallenförmigen Ansätze an den Eiszapfen, welche über den Eishang hinabhängen. Diese Eiszapfen können nur vom Wasser entstanden sein, welches den Gletscher überrieselt hat, hier in abgekühltem Zustande angelangt ist und in Eis verwandelt wurde. Auch dürften die dünnen Eisblättchen erwähnenswert sein, die sich am Grunde des Schlundes im tiefsten Teile befinden. Diese rühren jedenfalls von stagnierendem Wasser her, welches oberflächlich gefroren ist, ehe es vollends versickern konnte.

[1]) Wie aus dem à la vue aufgenommenen Plane ersichtlich ist.

Man tritt oft vier bis fünf solcher dünnen Lagen durch, welche knirschend brechen, weil sie durch Zwischenräume getrennt sind und daher keinerlei Tragfähigkeit besitzen.

Es ist ein glücklicher Zufall, daß eines der wichtigsten Eisgebilde, und zwar jenes im Eisschlunde, im Jahre 1881 von Schreiber dieses skizziert worden ist. Nach dieser Skizze hat Meister Hlavaczek eine Illustration für die österreichische Touristen-Zeitung angefertigt, welche es heute gestattet, die Veränderungen anschaulich zu machen, welche seit damals und dem Jahre 1889 dieses Eisgebilde erfahren hat.

Vor allem ist dasselbe in dem regenreichen Sommer von 1889 ungemein in die Höhe und in die Breite gewachsen, während die Eissäulen am Rande des Schlundes eingestürzt waren, und einen bequemen Abstieg in den Schlund gebildet hatten. Früher war es ohne Seil oder Leiter nicht möglich, hinab zu gelangen; 1889 aber konnte man über die fest zusammengefrorenen Trümmer mit Hilfe von Steigeisen ohne Seil auf- und absteigen. Die Rückwand, von der aus das Bild aufgenommen ist, war in beiden Jahren eisfrei, das großartige Eisgebilde auf der linken Seite, welches 1881 sich an die Felswand anlehnte, war total verschwunden, und auch weiterhin gab es längs der Wand kein Eis mehr. Durch das Abschmelzen einer so bedeutenden Menge von Tropfeis wurde sogar eine Nische frei, welche man früher nicht bemerken konnte, und in dieser Nische befand sich auch nicht die Spur von Eis. Dagegen zeigte sich eine Kluft am Boden, welche aber mit Gesteinsschutt ganz verlegt war. Eine Luftströmung konnte in dieser Kluft nicht konstatiert werden, wie überhaupt die Luft in der ganzen Höhle am betreffenden Tage auffallend ruhig war. Selbst am Eingange, den man sonst mit offenem Lichte kaum passieren konnte, flackerten die Kerzen nicht. Es war ein zwar regenloser, aber trüber Tag, an dem die Sonne nicht viel Kraft hatte. Bedeutend erweitert war 1889 die Randkluft an der linken Wand in der Nähe der Nische mit dem gotischen Altare. Sie klaffte über meterbreit, und man konnte bemerken, daß die Unterlage des Gletschers aus grobem Steinblockmateriale bestehe, welches jedenfalls hoch aufgeschüttet liegt. Diese Stelle, sowie die Nische am Ende des Eisschlundes waren übrigens die einzigen Stellen, an welchen man die Unterlage des Eiskuchens deutlich sehen konnte. Ob diesem Schutte nicht vielleicht eine hervorragende Rolle beim Eisbildungsprozesse zuzuschreiben ist, mag vorläufig unerörtert bleiben.

Im Jahre 1881 konnte man vom großen Eisschlunde unter den Gletscher einige Schritte weit in einer kleinen Eishöhle vordringen. 1889 aber war die Öffnung durch Eiszapfen verschlossen. Der Eisschlund selbst hatte 1882 eine Länge von 13 m und eine Breite von $7^1/_2$ m. 1889 war derselbe bedeutend länger, weil er bis an die östliche Felswand reichte, welche 1881 durch mächtige Eisgebilde (gefrorene Wasserfälle und Eissäulen) verdeckt war. Die Gesamtlänge der Höhle überschreitet nicht 70 m, was erwähnt werden muß, weil einige ältere Berichte die Größe arg übertrieben angeben. Auch über die Tiefe des Eisschlundes wird darin gesagt, daß sie sehr bedeutend sei, was nicht richtig ist.

Es ließe sich noch viel über diese sehenswerte Höhle sagen, allein das Vorstehende mag genügen, um das allgemeine Interesse auf dieselbe zu lenken, und es dürfte nur praktisch sein, etwas über den Weg zu sagen, auf welchem man zur Höhle gelangen kann. Für die mit der Rudolfsbahn Ankommenden ist die Station Landl (zwischen Groß-Reifling und Hieflau) die bequemste. Von dort aus erreicht man in einer Stunde bequem den Ort Gams, wo man gute Unterkunft (Fallmanns Gasthaus) und Führer erhalten kann. Von Gams geht man am besten dem Gamsbache entlang, an der Villa Grottenheim, dem Mineralbade und dem Kronprinz Rudolf-Denkmale vorüber, durch den Felspaß „die Not" in den Krautgraben. Dort verläßt man den Bach und steigt im linken Gehänge zur Stutzbauernalpe und von dieser zur Langriedleralpe empor, in deren Nähe sich noch eine zweite unerforschte Eishöhle befindet. Die Langriedleralpe liegt bereits am Hochplateau, welches man von ihr aus nicht mehr verläßt. Ohne Führer ist aber der Weg nicht leicht zu finden, weil er verschiedene Hindernisse umgeht, und überhaupt nicht sehr deutlich ist. Auch verwirren die zahlreichen Steige, welche durch das Weidevieh ausgetreten sind, und die Wildwechsel, die oft eher einem Wege ähnlich sehen, als der eigentliche Steig. Nächst der Höhle liegt die Ammelbauernalpe, die auch in direktem Anstiege über den Heidbauernhof (spr. Hoad) vom Krautgraben aus erreicht werden kann. Allerdings verliert man dabei die interessante Plateauwanderung.

Wer von Mariazell aus über Wildalpen kommt, kann auch von letzterem Pfarrorte aus durch den Beilsteingraben ansteigen und in der Schifteralpe sich erfrischen. Den Weg ohne Führer zu machen, ist auch von dieser Seite nicht rätlich, weil die Nomenklaturen in der Generalstabskarte nicht richtig sind, und weil man am Plateau in ein Gewirr von Dolinen gelangt, in welchem selbst Einheimischen die Orientierung bei einfallendem Nebel schwierig wird. Gefährlich ist keiner der Aufstiege, und auch die relative Höhe, welche zu überwinden ist, überschreitet nicht 1000 m, weder von der einen noch von der andern Seite.

Wünschenswert wäre es nur, daß etwaige Besucher sich mit Thermometer versehen möchten, um Temperaturmessungen anstellen zu können. Für Beleuchtung genügt offenes Kerzenlicht. Das Mitnehmen von Steigeisen ist anzuraten, aber unbedingt nötig sind dieselben nicht. Im letzteren Falle ist Vorsicht an den geneigten Stellen des Gletschers allerdings geboten.

Howitt über die „Gruppenehe" der Australier.

Unter den Dieri und verwandten Stämmen am Eyre-See in Inneraustralien giebt es zwei Arten von Heiraten. Zuerst Ehen zwischen einem Mann, welcher einer gewissen Klasse, und einer Frau, welche einer andern Klasse angehört. Man könnte diese „Sonder-Ehen" oder der Bequemlichkeit wegen „Noa-Ehen" nennen, wenn man den Ausdruck der Dieri gebraucht, welcher unserm Worte „Eheleute" entspricht. Ferner giebt es Eheverhältnisse, welche zwischen einem Mann und einer Anzahl Frauen, oder zwischen einer Frau und einer Anzahl Männern vorkommen, indem dieselbe Regel in bezug auf die Klassen befolgt wird. Dieses letztere Verhältnis könnte man als „Gruppenehen" oder der Bequemlichkeit wegen mit dem Namen „Piraurn-Ehen" bezeichnen, wie es bei den Dieri geschieht. Das richtige Verständnis dieser beiden Arten von Ehen, deren Beziehungen zu einander, und deren gesellschaftlichen Folgen, ist so wichtig, daß es keiner Entschuldigung bedarf, wenn wir genaue Einzelheiten über das Noa- und Piraurn-System anführen.

Keine von diesen beiden Heiratsformen ist zwischen Personen von demselben Totem (Murdu) erlaubt, weil diese als aus demselben Blute stammend betrachtet werden, also z. B. Mutter und Kind oder Bruder und Schwester. Ebenso sind beide Formen zwischen Personen verboten, welche zu einander als Vater, Mutter, Onkel, Tante, Neffe, Nichte, Enkel oder Enkelin in Verwandtschaft stehen. Unter diesen sind auch die Gruppen-Verwandtschaften eingeschlossen, d. h. nicht nur jeder Frau ist es verboten, das Weib eines Mannes zu werden, welche die Tochter seiner Mutter war, sondern auch jeder Frau, welche in der „Gruppenverwandtschaft" als Tochter zu ihr stand. Ein Mann oder eine Frau wird „Noa" zu einander, indem die Frau während ihrer Kindheit von ihrem Vater ihm versprochen, oder von dem Haupte und dem großen Rate des Stammes ihm speziell als Noa zuerkannt wird. Wenn ein Vater seine Tochter als Noa verspricht, so hält er treulich sein Versprechen. Ein Mann kann nur eine Noa erwerben, wenn er die Zeremonien des Wilyam und Mindari bestanden hat, d. h. er kann sein versprochenes Weib nicht nehmen, noch würde ihm eine andre gegeben werden, bis er als vollständig mannbar erklärt worden ist. Ein Dieriweib wird keine Noa, bis nach der Wilpadrinazeremonie, und sie kann nicht mehr als einem Manne zu gleicher Zeit as Noa dienen. Diese Beschränkung hat aber nichts mit dem Manne zu thun, welcher zu gleicher Zeit mehr als eine Noa haben kann. Jeder Mann erhält mit der Zeit eine Noa, aber sie mag vielleicht das alte Weib eines noch älteren Mannes sein, welches ihm überwiesen wurde. Es giebt kein Gewohnheitsrecht im Dieri-Stamm, welches einer Person verbietet, eine andre aus derselben Horde zu heiraten. Die einzigen Beschränkungen hängen von den Klassenverwandtschaften ab.

Außer den Noa-Ehen giebt es noch eine Art von Gruppenehen, welche von den Dieri „Piraurn", und von den weißen Ansiedlern „Liebhaberehen" genannt werden. Während meinen Forschungen in diesem Teile von Zentral-Australien wurde meine Aufmerksamkeit von der außergewöhnlichen Ungezwungenheit, welche ich in den geschlechtlichen Beziehungen bemerkte, erregt, sowie der Freiheit, mit welcher die Yantruwunta, Dieri und andre Stämme ihre Weiber befreundeten Fremden anboten. Mr. Gason gab in seiner bekannten und wichtigen Schrift über „The Dieyerie Tribe" (Adelaide 1871) einige Aufklärung darüber, welche ich hiermit vervollständige, indem ich genauere Nachrichten darüber hauptsächlich ihm verdanke.

Ehe die erste Abteilung von Einweihungsfeierlichkeiten stattfindet, wo der ganze Stamm der Kuraweli wonkana gegenwärtig ist, halten die Häupter der Totems und die älteren Männer einen Rat, in welchem beschlossen wird, welche Leute als Piraurn einander zuerkannt werden sollen. Bloß solche Männer, welche die Mindarizeremonie, und Mädchen, welche die Wilpadrinazeremonie durchgemacht haben, können Piraurn werden. Die verschiedenen Paare, welche für einander bestimmt sind, werden nicht befragt, auch kommt es nicht in Betracht, ob sie sich einander lieben. Der Rat der Älteren bestimmt, ob sie zu einander passen. Jedoch darf kein Hindernis vorhanden sein in bezug auf Klasse oder Verwandtschaft. Kurz, diejenigen, welche sich als Piraurn gegenüber stehen, sind solche, welche Noa werden können. Einige Abende vor der Zeremonie der Kuraweli wonkana verkündet der Häuptling in langsamen und gemessenen Sätzen, wobei er zwischen jedem eine Pause macht, die Namen jedes Piraurnpaares, und seine Worte werden von einem oder mehreren der Älteren wiederholt. Bei jedem Namen ertönt ein allgemeines Freudengeschrei im Lager. Es ist dies eine Zeit von Festlichkeiten, Gelagen und Vergnügen, wozu reichliche Nahrungsmittel angeschafft werden. Man tanzt, und außerdem herrscht während vier Stunden eine allgemeine Zügellosigkeit im Lager unter den Piraurns. Übrigens stehen die Piraurn, wenn sie einander zugewiesen sind, zukünftig stets in dieser Verwandtschaft, und da bei jeder Beschneidungsfeierlichkeit eine neue Verteilung stattfindet, so kann es geschehen, daß ein Mann oder ein Weib nach einer gewissen Zeit mehrere Piraurns haben kann.

Mr. Gason hat mir in unverkennbaren Worten mitgeteilt, was er bei diesen Gelegenheiten gesehen hat, und welche darauf hinausgehen, daß alle anwesenden Frauen und Männer, welche die Mindarizeremonie durchgemacht hatten, Piraurnsgruppen bildeten, unter welchen, für gewisse Zeit, vollständige Vermischung herrschte.

Ein Mann kann stets sein Eherecht gegen seine Piraurn ausüben, wenn sie zusammenkommen und ihr Noa abwesend ist, aber er kann sie ihm nur mit seiner Einwilligung wegführen, mit Ausnahme bei gewissen Festlichkeiten, wo eine allgemeine Zügellosigkeit unter den Klassen herrscht, in denen Zwischenheiraten vorkommen. Die festlichen Veranlassungen sind z. B. die Einweihungsfeierlichkeiten oder die Hochzeiten zwischen einem Mann und einer Frau, welche zwei verschiedenen Stämmen angehören. Die Einwilligung des Noa-Ehemannes wird dem männlichen Piraurn selten verweigert. Für gewöhnlich genießt ein Noa-Ehemann stets den Vorrang über einen Piraurn, während seiner Abwesenheit jedoch nimmt der anwesende ältere Piraurn das Weib des ersteren und beschützt sie während dieser Zeit. Das Noa-Eheweib genießt ebenfalls ein Vorrecht über das weibliche Piraurn, im Fall, daß beide zusammenwohnen.

Im Fall, daß ein Mann irgendwo mit seiner Noa und Piraurn lagerte, so würde er nächst dem Feuer schlafen, seine Noa neben ihm und dann erst neben dieser die Piraurn.

Ältere, männliche Piraurns haben den Vorrang über jüngere männliche Piraurns. Diese Einrichtungen sind sorgfältig getroffen, um Eifersucht zu verhindern, aber trotz allen diesen Anordnungen entstehen die meisten Streitigkeiten unter den Dieri wegen dieser Piraurn-Sitte, weil bei deren Ausübung kein Ehemann seine Frau ausschließlich für sich behalten kann. Ebenso genießen die älteren Männer keine Alleinherrschaft über die Frauen, weil im Laufe der Zeit die Frauen mehreren Männern zugeteilt werden, und in Wirklichkeit es keine Männer giebt, welche nicht eine oder mehrere Piraurns besitzen, selbst wenn sie keine Noa haben.

Einige Beispiele werden beweisen, wie sich dieses System unter den männlichen Piraurns bewährt. Angenommen, man hätte dieselbe Frau einem älteren und einem jüngeren Manne als Piraurn zugesprochen. Im Fall nun, daß der jüngere Mann sich in irgend einem Lager mit seiner Noa und seiner Piraurn befindet, und daß der ältere Mann bloß allein dort ist, so würde der letztere ein Recht haben, des ersteren Piraurn zu sich zu nehmen. Sollten aber beide Männer sich in demselben Lager ohne ihre Noas befinden, so würde der ältere Mann das Vorrecht haben, die Gesellschaft irgend einer Piraurn zu beanspruchen, welche gerade dort anwesend ist und beiden Männern bewilligt und zur Verfügung gestellt worden war. Beide Männer könnten auch dieselbe Hütte mit ihr teilen, sowie von den Lebensmitteln zehren, welche sie gebracht hatte.

Wie schon erwähnt, besitzen die älteren Männer kein alleiniges Recht über die Frauen, aber obgleich sie dasselbe nicht ausschließlich ausüben können, besitzen sie doch sicherlich sehr ausgedehnte Vorrechte. Die Wilpadrina ist z. B. die Ausübung eines ausschließlichen Vorrechts für eine gewisse Zeit. Gewöhnlich haben die Häuptlinge mehr Noas und Piraurns als andre. Der Häuptling Jalina Piramurana hatte mehr als ein Dutzend ihm zuerkannte Piraurns, sowie außerdem mehrere Weiber, welche ihm von den benachbarten Stämmen als ein

Zeichen der Hochachtung, gewissermaßen als Ehrenpiraurus anvertraut waren. Irgend ein alter oder junger Mann, dem eine Noa dieses Häuptlings als Piraurn bewilligt wurde, ward dadurch als sehr geehrt angesehen. Solche auf diese Weise ausgezeichnete Männer waren gewöhnlich Häupter der Totems oder sonstige Leute von Rang. Die Kinder der weiblichen Piraurn werden von ihrem männlichen Piraurn „Sohn" und „Tochter" genannt. Sie nennen ihn „Vater" und die Kinder einer Frau nennen das Noa-Weib ihres Piraurn „Mutter". Würde jedoch ein Mann über seine Angaben näher befragt werden, so würde er sagen, daß der Noa seiner Mutter sein „Apiri murla" — „Apiri muthu" oder sein „wirklicher Vater" oder „leibhaftiger Vater", und daß der Piraurn seiner Mutter sein „Apiri waka" oder „kleiner Vater" sei. Seines Vaters Piraurn würde genauer genommen seine „Andri waka" oder „kleine Mutter" sein. Sehr oft sagen die Frauen, daß sie nicht wissen, welcher Mann, der Noa oder der Piraurn, der Vater eines gewissen Kindes ist, oder geben gar nicht zu, daß es bloß einen Vater hat. Daher ist das Kind wirklich das Kind eines „Gruppenvaters", und nicht eines Einzelnen, welches die natürliche Folge der „Gruppenehe" ist. Im Fall eine Noa stirbt, nimmt eine weibliche Piraurn sich deren Kinder an, behandelt sie mit Liebe und durchaus nicht nach der Art einer „Stiefmutter". Die Kinder der weiblichen Noa und der weiblichen Piraurn behandeln sich gegenseitig liebreich und zeigen keineswegs die geringste Eifersucht gegen einander. Sie leben wie Geschwister. Es ist ein Vorteil für einen Mann, so viele Piraurus als möglich zu haben. Er braucht alsdann weniger zu jagen, da seine Piraurus, wenn sie bei ihm sind, ihm einen Teil ihrer Speisen überlassen, wenn ihre eigenen Noas abwesend sind. Er gewinnt auch großen Einfluß bei dem Stamme, indem er ihm seine Piraurus gelegentlich überläßt, und empfängt Geschenke von den jungen Männern, denen noch keine Piraurus zugeteilt worden sind, oder welche keine Piraurus mit sich überhaupt oder im Lager haben dürfen. Ähnliche Dinge kommen sehr häufig vor, und auf diese Weise kann ein Mann große Schätze, Waffen aller Art, Schmucksachen rc. erwerben, welche er wiederum an hervorragende Männer, Häuptlinge von Totems und ähnlichen Leuten, verschenkt und dadurch sein eigenes Ansehen erhöht. Diese Handlungsweise wird bei den Dieri nur als recht und billig betrachtet. (A. W. Howitt im Journal of the Anthropological Institute XX, 53, 1890.)

Die Skulpturen der Eskimos.

Die Kunstfertigkeit der Naturvölker im Zeichnen und der Skulptur, die häufig unterschätzt wurde, ist durch zahlreiche, in den letzten Jahren veröffentlichte Arbeiten in das richtige Licht gestellt worden. Fehlt auch die künstlerische Ausbildung, so sind doch die Anlagen bei sehr vielen Naturvölkern vorhanden, und was Charakterisierung der darzustellenden Gegenstände betrifft, so erreichen sie darin einen Grad, um den viele europäische Künstler sie beneiden dürften. Es kommt ihnen hierbei ihr fortdauernder Umgang mit der Natur zu statten.

Wir wollen heute nur mit einigen Worten auf die Fertigkeit der arktischen Völker in der Bildhauerei hinweisen, gelegentlich der beiden hier mitgeteilten Holzskulpturen, welche Nansen in seinem Werke „Auf Schneeschuhen durch Grönland" abbildet. Er erhielt sie von grönländischen Eskimos, deren Formsinn er lobt. „Man kann keinen Augenblick im Zweifel sein, daß der Verfertiger hier seine eigene Rasse hat nachbilden wollen." Es sind Porträtköpfe, lachend dargestellt, die, verglichen mit Photographieen von Eskimos, große Naturwahrheit bekunden.

Von grönländischen Eskimos geschnitzte Köpfe.

Diese Köpfe sind auch noch darum von Belang, weil die Eskimos weit seltener menschliche Figuren schnitzen als Tiere. Die Walfische, Robben, Narwale, Walrosse, Eisbären, die Boas (Sixth Annual Report of the Bureau Ethnology) uns von den Zentraleskimos mitteilt, sind bewunderswürdig. The Eskimo are excellent draftsmen and carvers, sagt Boas. Diese Schnitzereien gleichen ganz jenen der Tschuktschen und sind wie diese aus Walroßzahn oder Holz hergestellt, sie weisen die gleiche Charakteristik auf, wie die von Nordenskiöld mitgebrachten Exemplare deutlich erkennen lassen (Hans Hildebrand, De lägre Naturfolkens Konst, Stockholm 1884.) Die Eskimos im Osten der Beringstraße in Alaska zeigen auch dieselbe Kunstfertigkeit, wie die Tschuktschen, die Zentraleskimos und Grönländer, wofür die Freudigkeit spricht, mit der sie viele ihrer Geräte mit Skulpturen schmücken (Jakobsens Reise an der Nordwestküste Amerikas, Leipzig 1884). Bessel (Amerikanische Nordpolexpedition, Leipzig 1879) erzählt, daß die Eskimos am Smithsunde in seiner Gegenwart Tierfiguren und Menschengestalten schnitzten, die „überaus charakteristisch waren". Durch geringe Mittel gelang es ihnen, das Typische der Eskimophysiognomie zur Darstellung zu bringen, sowie den Typus des Europäers auszudrücken. — Was die Zeichnungen der Eskimos betrifft, so sind dieselben nicht minder tüchtig wie ihre Skulpturen, worüber Rink, Boas, Hofman, Petitot u. a. zahlreiche Beispiele beigebracht haben. R. Andree.

Ein Besuch der Euphratquellen.

Von A. J. Ceyp.

Die genaue Kenntnis der Lage der Euphratquellen ist bis Mitte des laufenden Jahrhunderts dunkel und ungenau geblieben. Von all den Berichten älterer Geographen ist nicht einer aus unmittelbarer Forschung hervorgegangen und deshalb mehr oder minder unrichtig. Den Griechen und Römern war die Lage der westlichen Euphratquellen beiläufig bekannt, wie wir aus den Angaben des Strabo und Plinius ersehen. Nach Plinius entspringt der Euphrat in der Provinz Karanitis Großarmeniens am Berge Aba, welchen Strabo Abos nennt. Diese Angabe entnimmt Plinius den Aussagen des Domitius Corbulo, welcher als Statthalter in Syrien unter Kaiser Nero im Jahre 63 n. Chr. mit einem Heere gegen die Parther bis zum armenischen Euphrat vordrang. Dagegen nennt Licinius Mucianus, welcher sechs Jahre später als Statthalter Vespanians nach Syrien gesandt worden, den Berg, an dessen Fuß der Euphrat entstehe, Capotes und die nächste Stadt Zimara. Der Bergname Aba oder Abos scheint heute im armenischen Hochlande verschollen, aber in der alten armenischen Benennung Garin, welche die Stadt Erzerum führte, bevor sie den Namen Theodosiopolis erhielt, will St. Martin den antiken Landschaftsnamen Karanitis wieder erkennen, sowie in der Benennung Capotes das armenische Wort Gaboid, d. i. blau, mit welchem mehr als ein hoher Berg in Armenien bezeichnet wird. Ptolemäus bezeichnet ziemlich richtig die Breitengrade der beiden Quellarme, ohne den Ort ihres Ursprungs zu beschreiben. Ganz falsche Nachrichten giebt Procopius, welcher Euphrat und Tigris aus demselben Berge entspringen läßt. Auch in den Schriften der arabischen, türkischen und armenischen Geographen, bei Masudi, Edrisi, Kjatib, Tschelebi, Jedschidschean finden sich nur oberflächliche Mitteilungen über das euphratische Quellgebiet. Den Charakter des Stromes hat der Prophet Jesaias klar und schön gezeichnet, indem er mit dessen Gewalt das um sich greifende assyrische Reich verglich: „Siehe, darum wird der Herr über sie die wilden und großen Wasser des Euphrats stürzen lassen, den König von Assyrien und seine ganze Macht. Der Strom wird allenthalben über seine Dämme steigen und allenthalben über seine Ufer treten. Er richtet dann auch seinen Lauf gegen Juda, er überschwemmt und durchströmt es. Bis an die Kehle wird sein Wasser reichen und wird mit ausgespannten Armen dein ganzes weites Vaterland umschließen, o Immanuel!"

Die erste genaue Angabe der Lage der Euphratquellen findet sich in der Statistik, welche der russische Generalstab nach Beendigung des vorletzten türkischen Feldzuges veröffentlicht hat. Sie nennt den Berg und das Gipfelthal, aus welchem die Hauptquellen entspringen, bei dem wahren Namen, den sie im Lande führen: Giaur-Dâgh und Domlu-Dâgh. Doch giebt sie keine topographische Skizze der Gegend. Unter den neueren Reisenden ist der Engländer Abbot anzuführen, welcher die Hauptquelle selbst besucht hat, ohne etwas Näheres darüber veröffentlicht zu haben.

Nach Beendigung meiner vor vier Jahren stattgehabten persischen Reise unternahm ich den Ausflug nach den Euphratquellen. Die Jahreszeit war bereits weit vorgerückt. Aber ein ungewöhnlich warmer und sonniger Spätherbst hatte die Herden noch auf den Alpenweiden zurückgehalten. Die Herbstvegetation war noch ziemlich schön, und dieselben zierlichen Hipparchien, Hesperiden und Lycäen, welche zum Teil dem Hochgebirge Armeniens ganz eigentümlich sind, umflattern im Sonnenschein die letzten Blümlein der Höhen, welche wenige Tage darauf bei plötzlichem Witterungswechsel unter eine Schneedecke begraben wurden. In Begleitung eines tüchtigen Führers, der alle Wege und Stege dieser Berggegenden vortrefflich kannte, ritten wir an einem hellen Oktobertage von Erzerum in nördlicher Richtung aus. Nach fünfstündigem Ritt erreichten wir das kleine Dorf Haschkavan, welches größtenteils von Türken und nur wenigen Armeniern bewohnt ist. Die armenische Kirche dieses Ortes bewahrt die Gebeine eines Heiligen und wird als Wallfahrtsort von den Armeniern weit und breit besucht. Zur Einquartierung der frommen Gäste befindet sich eine Reihe von Zimmern im unteren Hofe der Kirche.

Gleich hinter Haschkavan geht es bergauf. Der ganze Höhenrücken, welcher östlich vom Sichtschik sich bis zu dem Sattel hinzieht, der die Scheide der Gewässer bildet, welche einerseits durch Läsistân nach dem Schwarzen Meere, andererseits durch Armenien und Mesopotamien nach dem Persischen Meerbusen fließen und zunächst den Tortum-su nach Norden und den Kara-su gegen Süden senden, führt den Namen Giaur-Dâgh und besteht aus Trachyt, zeigt aber weder einen Krater, noch Lavaströme, wie sein Nachbar, der Sichtschik. Nach viertehalbstündigem Steigen über den Trachyt erreichten wir das hohe Gipfelthal, aus welchem die Euphratquellen entspringen. Dasselbe hat eine sanfte Senkung, mag vier Kilometer im Umfang haben und war in dieser Jahreszeit beinahe schneefrei. Von den höchsten Abhängen dieses Gipfelthales aus, einem mit Alpenblumen und Gras bedeckten Humusboden, der sich aus dem verwitterten Trachyt und der Vegetalerde gebildet hat, entspringen 21 Quellen, welche hier das erste und fernste Euphratwasser liefern. Diese Gipfelsenkung führt den Namen Domlu-Dâgh und erhebt sich mittels des Siedepunktes 995 m über der Hochebene und 2828,60 m über dem Spiegel des Schwarzen Meeres. Beiläufig 65 m unterhalb der höchsten Quelle sprudelt die Hauptquelle hervor, welche allein mehr Wasser liefert, als alle übrigen Quellen zusammengenommen. Sie ist die schönste, reinste und frischeste Bergquelle, die ich je gesehen, und hat eine Temperatur von nur 2,8° C. Kristallklar in prächtigem Sprudel strömt der Springquell aus einem von Trachytsteinen künstlich übereinander gehäuften Becken. Diese Einfassung verdankt sie den Besuchern, welche an schönen Tagen von nah und fern herbeikommen, der würzigen Bergluft und der milden Temperatur sich zu freuen und das köstlich frische Wasser zu genießen. Ganz nahe dieser Quelle tritt nackter Felsen zu Tage, ein Trachytporphyr mit glasigen Feldspatkristallen. Die Quelle liefert eine bedeutende Wassermenge, fließt sogleich als Bächlein weiter, vereinigt sich bald darauf mit andern zuströmenden Wassern, strömt anfangs in östlicher Richtung unter dem Namen Domlu-su durch die Hochthäler und Schluchten des Giaur-Dâgh flüchtig, schäumend und tosend, bald zwischen nacktem Felsgestein, bald über grüne Matten, und wendet sich dann im südlichen Laufe der Hochebene zu, wo bald andre Quellströme von allen Seiten zufließen. In der Hochebene verliert der Quellbach Charakter, Farbe und Namen, nimmt trägen Lauf an, bekommt dunkles Wasser, sieht fast mehr wie ein Kanal als wie ein Fluß aus und heißt Kara-su. Auf den Höhen des Giaur-Dâgh leben in dem reinen Euphratwasser Forellen, im Kara-su kommen andre Fischarten vor, die einen widerlichen Sumpfgeschmack haben und deren Genuß nach dem Glauben der Eingebornen

Fieber erzeugen soll. Fünf Stunden nordwestlich von der Stadt Erzerum vereinigt sich der Sertshâmâh-su mit dem Kara-su. Ersterer entspringt von den schneeweißen Gipfeln des Berges Sertshâmâh, welcher in der Form einer abgestützten Pyramide sich zwischen dem Sichtshik und dem Kop-Dâgh erhebt und nach seiner Form zu schließen wahrscheinlich gleich jenen ein erloschener Vulkan ist. Aus einer Schlucht, nahe dem Fuße des Hosha-Bunâr, tritt der Sertshâmâh-su in die Hochebene ein. Er liefert eine fast ebenso große Wassermenge, als der Kara-su, und unterscheidet sich von demselben durch einen viel rascheren Lauf. Seine Quellen können nicht als die wahren Euphratquellen betrachtet werden, da ihr Lauf bis zur Vereinigung mit dem Kara-su nicht die Hälfte der Entfernung beträgt, welche wir von den Quellen des Domlu-Dâgh bis zu dem Fuße des Hosha-Bunâr oder Kop-Dâgh rechnen. Bemerkenswert ist, daß alle die vielen Quellen der beiden Bergzüge, welche die Hochebene umsäumen und die ersten Euphratwasser bilden, aus trachytischem Gestein, gewöhnlich aus Trachytporphyr gehen, der sonst den Geognosten nicht eben seines Quellenreichtums wegen bekannt ist. Der Quellenreichtum bedingt auch die große Fruchtbarkeit der Hochebene. Trotz der größeren Feuchtigkeit der Atmosphäre und der reichhaltigen Niederschläge müssen auch hier Felder und Wiesen, wie in der Ebene von Erivân, durch künstliche Abzugskanäle bewässert werden, um ergiebige Ernten zu liefern.

Heilige Haine und Bäume der Finnen[1]).

Haine und Bäume haben bekanntlich auch die Finnen in ihrer heidnischen Zeit heilig gehalten, und in Hainen feierten sie wahrscheinlich, wie noch in späteren Zeiten ihre Stammverwandten an der Wolga, ihre heidnischen Feste. Solche Heiligtümer werden in der Geschichte Finnlands bereits in der Zeit erwähnt, als nur das südwestliche Finnland und ein Teil Tawastlands zum Christentum bekehrt waren. So z. B. befestigte der Papst Gregorius IX. im Jahre 1229 die Besitzungsrechte der Kirche Finnlands auf die Haine und heiligen Orte, die, früher zu abgöttischen Zeremonien der Heiden benutzt, von den aufs neue zum Christentum Bekehrten freiwillig der Kirche abgetreten worden waren. Ein Hain dieser Art war vielleicht auch ein zu heidnischen Festen benutzter Landstrich in dem Kirchspiel Masku, den Bischof Thomas fünf Jahre später, 1234, seinem Kaplan Wilhelm schenkte.

Heilig gehalten waren wahrscheinlich auch die Bäume, um welche die Tawasten die Christen sich zu Tode laufen ließen, wie in dem Schreiben erzählt wird, in welchem der oben erwähnte Papst 1237 den Kreuzzug gegen die Tawasten predigte. Daß man laut der Erzählung Erwachsene den Abgöttern opferte, andre aber in erwähnter Weise sich zu Tode laufen ließ, läßt vermuten, daß dieses Laufen als eine Versöhnung der „heiligen Bäume" betrachtet wurde.

Aus religiösen Gründen wurden natürlich solche Heiligtümer von der christlichen Priesterschaft allmählich mit Feuer und Axt zerstört. Desungeachtet erhielten sich manche bis in unsre Tage. Besonders bekannt ist ein Hain alter bemooster Föhren und Tannen in der Nähe der Stadt Kuopio, Ristinkauta (Kreuzgrund) genannt, wo die Bevölkerung noch um 1650 opferte und abergläubische Bräuche trieb, bis der Küster Paavo Lyytikäinen, ein kühner Veteran aus dem 30jährigen Kriege, es wagte, auf Befehl des Pfarrers den Hain niederzuhauen. Noch gegen Ende desselben Jahrhunderts war unweit der Kirche Oriwesi ein Hain, Ristinkangas (Kreuzhöhe), wo die Bevölkerung die heidnische Sitte bewahrt hatte, beim Vorübergehen einen grünen Zweig unter einer großen Fichte zu opfern. Diese Fichte und das beim Opfern angesammelte Reisig wurden zuletzt von dem Pfarrer in Oriwesi, Joseph Lauräus (1686 bis 1694), verbrannt. Die Kreuzbenennung dieser Orte bezeugt, wie es scheint, daß die Priester schon in älteren Zeiten ein Kreuz in den heidnischen Hainen errichteten, um so allmählich das Heidentum zu verdrängen. Es ist wenigstens von den heidnischen Festen bei den finnischen Völkerschaften in Rußland bekannt, daß orthodoxe Priester nicht selten dabei anwesend sind und daß die Namen der heidnischen Götter in den Gebeten nur allmählich durch die Namen der orthodoxen Heiligen ersetzt werden.

Vielleicht wurden diese Haine ehemals als Grabfelder benutzt. Noch in späteren Zeiten haben die orthodoxen Dörfer in Karelien jedes seinen Tannenhain gehabt, wo die Bewohner ihre Leichen begruben, um den mühsamen Weg zu der entfernten Kirche zu sparen, und man erzählt, daß der orthodoxe Priester, um seinerseits die Mühe zu sparen, bei der Meldung des Todesfalles auf die Treppe seines Hauses heraustrat und in der Richtung des Haines die Asche des Toten segnete. Kaum 20 Jahre vorher sollen die orthodoxen Bewohner Kareliens beim Hofgericht Wiburg einen Prozeß mit ihrer Priesterschaft über diesen Hain gehabt haben.

Heilige Haine giebt es gegenwärtig kaum noch in Finnland. Heilige Bäume, Opferbäume, sind aber nicht besonders selten. Unlängst stand in der Nähe des Hofes Metteli im Kirchspiel Kristina (Savolaks) ein großer Wachholderbaum, Mettelin-kataja genannt, 13 Ellen hoch, die Krone mehr als 50 Ellen und der Stamm, der sich bald verteilte, $5^1/_2$ Ellen im Umfange. Unter diesem weit bekannten Baume wurden in alten Zeiten abergläubische Zeremonien in der Johanniszeit betrieben. Der Baum wurde als Schutzgeist des Hofes betrachtet und behütet und die Wirtinnen brachten demselben Opfer. Im Sommer 1874 aber wurde der alte Baum durch einen Blitz zersplittert und seitdem ist davon nur der Stubben übrig geblieben.

In dem Kirchspiel Wiitasaari, nicht weit von Jyväskylä, stand auf der Landzunge Soskonniemi in dem Keitele-See eine alte Tanne, Soskonkuusi genannt. Laut der Volksüberlieferung war die Tanne von den ersten Kolonisten der Gegend gepflanzt, um als Glücksbaum zu dienen. Der Ruf des Baumes vermehrt sich von Geschlecht zu Geschlecht. Von jeder Art der Ernte des Jahres brachte man, ehe noch jemand davon gekostet hatte, dem Baum zum Opfer; unter dem Baume sammelte sich dann die ganze Bevölkerung des Dorfes, um die Opferspeisen zu verzehren. Die Tanne ist so groß, daß zwei Männer, die den Stamm umspannten, kaum einander berühren konnten. Die Tanne wurde als ein sicherer Wahrsager betrachtet. Brach ein Ast in dem Gipfel und fiel zur Erde, so erwartete man mit Sicherheit das Sterben jemands; war der gebrochene Ast groß, so war auch der Sterbende ebenso gewachsen oder alt. Mehr und mehr starb die Krone des Baumes ab, und in demselben Maße starb das Geschlecht, dessen Voreltern die Tanne gepflanzt hatten, aus. Endlich war davon nur ein altes Weib übrig. Eines Tages stürzte die Tanne und kurz nachher schloß auch das Weib seine Augen.

Bekannt als Opferbaum war auch an dem Ufer desselben Sees eine Birke, Kajaman koivu genannt. Der erste finnische Mann, der in die Kajama-Gegend kam, soll einen Lappen gefragt haben, wo er den glücklichsten Platz für die

[1]) Vergl. Globus, Bd. LIX, S. 313, zusammengestellt nach Mitteilungen in der finnischen Zeitung Uusi Suometar, 1880 und 1881.

Anlage seines Hofes finden könnte. Der Lappe antwortete: „Gehe längs dem Ufer des Sees, bis du ein Haselhuhn siehst, das auf dem Ast einer Birke sitzt, die sich gegen den See krümmt; dort ist der beste Platz für deinen Hof. Thue aber weder dem Baum noch dem Haselhuhn Schaden!“ So fand der Finne die Birke, die seitdem heilig gehalten wurde. An den Wurzeln derselben wurden Opfer gebracht, unter denen sich mehrere Vögel, wenigstens ein Haselhuhn befinden mußte.

Einer Opferbirke in dem Kirchspiel Kangasniemi in Savolaks wurde jeden Michaelstag ein Hammelkopf dargebracht. Einmal wollte sich eine Dienerin die Mühe ersparen und warf den Kopf nur aufs Feld und sagte: „Holst du dir, guter Herr, den Kopf nicht, so hast du ihn nicht nötig.“ Der Götze in der Birke soll wirklich den Hammelkopf geholt haben, ärgerte sich dabei aber so, daß er auch die Hälfte des Daches eines Kornbodens mit sich nahm.

In der 46. Rune von Kalewala wird beschrieben, wie der ewige Sänger Wäinämöinen den Kopf des getöteten Bären in den Wald brachte und das Schätzchen dort ließ.

„Auf des goldenen Hügels Gipfel,
Auf dem erzdurchwachsenen Berg,
Hoch an einer herrlichen Fichte,
Einem hundertästigen Baum;
Hängt ihn auf am breitesten Zweige,
An dem stärksten, zähesten Ast,
Allen Leuten im Dorf zur Freude,
Jedem Wandersmanne zur Lust.“
„Hängt ihn mit den Zähnen nach Osten,
Mit den Augen gegen Nordwest,
Doch nicht grade im höchsten Wipfel;
Hätte ich dort ihn aufgehängt,
Könnt' das Wetter ihn leicht verderben,
Und der Sturmwind Schaden ihm thun.
Auch nicht unten hing er am Baume —
Hätte ich dort ihn aufgehängt,
Könnten die Ferkel ihn benagen,
Könnten ihm die Borstigen nahn [1].“

Dieselbe Sitte läßt sich fast bis auf unsre Tage verfolgen. In den Opferbäumen findet man nicht selten hölzerne Nägel eingetrieben. In dem Kirchspiel Kangasniemi auf einer kleinen Insel in dem See Puulawesi, Karhusaari (Bäreninsel) genannt, steht eine trockene Fichte, 5 Faden hoch und $7\frac{1}{2}$ Zoll im Durchmesser. Von der nördlichen Seite des Stammes sind Späne abgehauen zum abergläubischen Gebrauch. An diesem Baume waren noch vor zwanzig Jahren vier Bärenschädel mit Nägeln aus harzigem Fichtenholz befestigt; gegen das Ende des letzten Jahrhunderts aber hingen dort sieben Schädel, der unterste vier Ellen hoch von der Erde, die übrigen höher. Unter dem Baume lag eine große steinerne Platte und eine Menge kleinere in einem Kreise herum. Auch beim Graben in der Erde fand man Bärenschädel und Kieferknochen, zum Teil ziemlich tief.

Auf einer sehr kleinen Insel im Kielnwasee in dem Nachbarkirchspiel Hirvensalmi steht eine ebenfalls seit mehreren Jahrzehnten trockene Fichte, deren Stamm sechs mit der Axt eingehauene Kerbschnitte zeigt. Die Erde unter dem Baume war erfüllt mit Kieferknochen und Zähnen von Bären. Dabei lag eine lange Stange. Solche Stangen wurden benutzt, um die Bärenköpfe an dem Baume zu befestigen, so daß die Stange in der Spalte des Baumes angebracht war, und der Kopf hing am äußeren Ende derselben. Das Volk erinnert sich noch der vier Männer, die zum letztenmal diese Fichte benutzt hatten. Sie hatten zusammen die „Honigtätzchen“ verfolgt und getötet, dann ein Fest auf einem Berge gefeiert und die Köpfe nach der Insel gebracht. Dorthin brachten sie auch die Knochen vom Luchse und andern wilden Tieren, wie auch die Eingeweide der Bären.

Auch in Karelien, auf einem Berge im Kirchspiel Tohmajärvi, kannte man eine große Fichte, an deren Stamme sechs oder sieben Bärenschädel festgenagelt waren. In einer Hütte auf dem Berge wohnte ein weitgepriesener Bärenschütz und man erzählt, daß er immer singend den Kopf nach dem Baume brachte. Endlich, sagt man, wagte es ein Mann, namens Tuuniainen, den Baum umzuhauen.

Die letzterwähnten Opferbäume scheinen besonders zur Erlangung des Jagdglücks errichtet worden zu sein. Andern Bäumen an den Seeufern opferte man, um guten Fischfang zu erzielen. Unter diesen wurde das Fischergerät verfertigt, dorthin brachte man die Schuppen und Eingeweide der Fische, an ihnen nagelte man die Aalraupe fest, die beim Fischzug einen schlechten Fischfang bedeutete. Zur Beförderung der Landwirtschaft dienten Opferbäume auf den Feldern in der Nähe des Hauses.

[1] Kalewala, das Volksepos der Finnen. Übersetzt von Hermann Paul. Helsingfors 1886, II, S. 307 bis 308.

Bücherschau.

Daniel G. Brinton, The American Race: A linguistic classification and ethnographic Description of the Native Tribes of North and South America. New York. Hodges 1891.

Klar, nüchtern und bündig, wie alle Schriften des vielseitigen und überaus fleißigen Gelehrten in Philadelphia, ist auch diese Arbeit, in welcher derselbe zum erstenmale die gesamte amerikanische Menschheit vom Eismeere bis zum Feuerland systematisch gegliedert uns vorführt. Es ist die geographische Provinz der Amerikaner, in welche hier auch die sonst getrennten Eskimos eingeschlossen sind. Nimmt man, wozu volle Berechtigung vorliegt, die Amerikaner als Ganzes, so ist die sprachliche Einteilung derselben, so weit heute unser Wissen reicht, die sicherste, während anderwärts eine solche Einteilung zu inneren Widersprüchen führt und Inkongruenzen zwischen Sprache und Körpermerkmalen ergiebt. Dabei übersieht und unterschätzt aber Brinton keineswegs die Kultur- und physischen Verhältnisse. Wo der vorhandene Stoff es erlaubt, stellt er selbstverständlich die grammatische Struktur der Sprachen über die lexikalischen Elemente bei seiner Gliederung. Von großem Werte ist die Sichtung und Rechtschreibung der Stammesnamen, die hier kritisch durchgeführt wird. Wie sehr schwanken dieselben, zumal im Gebiete der heutigen Vereinigten Staaten, wo ein und derselbe Stamm oft unter drei, vier Namen erscheint!

Brinton, der vollständig beherrscht, was in Amerika und Europa über die Amerikaner geschrieben wurde, geht zuerst auf die Abstammung ein und kritisiert Fusang, die Atlantis und ähnliche mit mehr Phantasie als Grund herbeigezogene Hilfsmittel, um die Amerikaner aus der Alten Welt zu holen. Daß jetzt noch Dschunken aus Ostasien an die Nordwestküste verschlagen werden, weiß er sehr wohl. Aber für eine Angliederung der Amerikaner an die Mongolen sind sie ohne Beweiskraft. Dschunken sind eine verhältnismäßig spät entstandene Schiffsart der Chinesen und Japaner und konnten daher bei einer ursprünglichen Besiedelung nicht in Betracht kommen. Der Verkehr an der Beringstraße zwischen beiden Kontinenten war stets vorhanden. Hierbei ist aber zu bedenken, daß Sibirien erst sehr spät, in neolithischer Zeit bevölkert wurde, und daß der gegenüberliegende Teil Nordamerikas, Alaska, bis in die neueste geologische Epoche hinein so vergletschert war, daß über diese Landstriche eine Verbindung der Menschen der Alten und Neuen Welt nicht erfolgen konnte. Hält man aber an der Einheit des Menschengeschlechtes fest, dann muß man in eine weite geologische Vergangenheit zurückgreifen, um den Zusammenhang festzustellen.

Wir wissen jetzt durch unzweifelhafte Funde, daß der Mensch in Amerika sehr alt ist, daß er dort früher lebte als in Sibirien oder in Polynesien, die erst zur neolithischen Zeit

bevölkert wurden. Auf dem amerikanischen Festlande ist aber auch die Urheimat des Menschen nicht zu suchen, sondern nach Darwin in der Alten Welt (als Verwandter der katarrhinen Anthropoiden). Wie und wann war diese mit der Neuen verbunden? Nach Geikie bis zur postglacialen Zeit durch eine Brücke, die 1000 m über dem heutigen nordatlantischen Ozeane lag. Vom heutigen Europa aus wanderte der Mensch auf dieser Brücke nach Amerika hinüber. So liegen heute die Anschauungen, die durch geologische, botanische und zoologische Thatsachen gestützt werden. Was man in 100 Jahren darüber denkt, ist eine andre Frage.

Die Amerikaner, die sich in der neuen Welt bildeten, stehen jetzt als eine ethnische Einheit, trotz vieler körperlicher Verschiedenheiten, vor uns da. „Nirgends finden wir eine Spur fremden Einflusses oder fremder Belehrung, nirgends Künste und gesellschaftliche Systeme, die wir auf die Einwirkung der östlichen Halbkugel zurückführen müssen." Der Unterschied zwischen den höchst kultivierten (wie Mexikanern) und den Durchschnittsamerikanern (z. B. Algonkin) war, von Architektur und einigen Erfindungen abgesehen, nicht so groß, wie man oft annimmt. Es liegt mehr Übereinstimmendes als Scheidendes vor, wie dieses das in kurzen Zügen entwickelte allgemeine Kulturbild Brintons bestätigt. Und die psychische Einheit der Amerikaner wird namentlich auch durch ihre Sprachen vollauf bestätigt; letztere sind, wie W. v. Humboldt erkannte, in ihrer „inneren Form" überraschend gleichartig. Brinton teilt sie konventionell nach fünf geographischen Provinzen ein und zerlegt diese wieder in Unterabteilungen. Die den Hauptumfang des Buches einnehmenden Einzelschilderungen der verschiedenen Sprachen und Völker mit den reichen Literaturangaben sind Meisterstücke knapper inhaltreicher Arbeit.

R. Andree.

Dr. Fridtjof Nansen, Auf Schneeschuhen durch Grönland. Deutsche Übersetzung. Mit 160 Abbildungen und 4 Karten. 2 Bände. Hamburg, Verlagsanstalt 1891.

Später als die englischen und französischen Übersetzungen liegt die deutsche uns vor und wenn auch durch vorherige Mitteilungen des Verfassers die Hauptergebnisse seiner Durchquerung Grönlands bekannt waren, so ist das vollständige Werk darum nicht weniger von Belang und fesselnd. Nansen hat etwas ausgeführt, was vor ihm keiner vermochte. Seine mühevolle Schlittenfahrt selbst füllt nur den kleinsten Teil des Werkes aus, ist auch nicht gerade der interessanteste und bestätigt uns, was wir schon allgemein annahmen, daß das Innere Grönlands mit Eis und Schnee bedeckt ist. Alle Schwierigkeiten, die ungeheure Kälte, die äußerst sparsame Ernährung, die große körperliche Anstrengung beim Schlittenziehen, bergauf bis zum höchsten Punkte (2718 m), wurden glänzend bewältigt. Die Durchquerung ist noch dadurch ausgezeichnet, daß sie von Ost nach West durchgeführt wurde, nicht wie die bisherigen unvollendeten Versuche (Nordenskiöld u. a.) von West nach Ost gehend. Durch Nansen wissen wir, daß Grönlands Eisdecke sich regelmäßig von einer zur andern Küste wölbt, was er auf Druck zurückführt. Die Dicke derselben nimmt Nansen bis zu 2000 m an; die Oberfläche zeigt dünne Eiskrusten und trocknen Schnee. Was die Temperatur im September betrifft, so war dieselbe im Mittel — 30° bis 34° C., eine ungewöhnlich niedrige. Während man am Tage — 15° C. beobachtete, folgten Nächte mit — 45° C.; also sehr große Schwankungen. — Das Buch ist ein fesselndes, denn außer dem wissenschaftlichen Inhalte bringt es viel persönliche Abenteuer, Jagdgeschichten, Schilderungen des Schneeschuhlaufens u. s. w. Dem kühnen Reisenden und seinen Gefährten folgt unsre ungeteilte Sympathie.

C. H.

Aus allen Erdteilen.

— Die Baumwollenkulturen in den deutschen Kolonieen. Hiermit ist ein erfreulicher Anfang gemacht worden und es steht zu hoffen, daß Deutschland einen Teil der 980 000 Ballen, die es jetzt jährlich aus dem Auslande bezieht, durch seine eigene Kolonialthätigkeit erhalten wird. Die Vereinigten Staaten beziehen über Bremen, den Hauptbaumwollenmarkt des Kontinentes, jährlich allein 135 Mill. Mark. Diese einzige Ziffer beweist, wie wichtig es für Deutschland ist, sich hier möglichst unabhängig zu machen und dazu sind unsre, für den Baumwollenbau geeigneten Kolonieen ausersehen. Schon vor zwei Jahren konnte sich Baumwolle, gezogen in Kaiser-Wilhelmsland (Neu-Guinea), auf dem Bremer Markte mit Ehren sehen lassen. Die dortigen Anpflanzungen von Gossypium barbadense, der nordamerikanischen Sea-Island-Baumwolle, bei Stephansort, stehen unter Leitung des bekannten Südseeforschers Kubary.

Über die Baumwolle in Togo berichtet Herr von François, über Bismarckburg Wolf und Kling. Dr. Zintgraff hat schon Ende 1888 Baumwolle eingesandt, die auf der Barombi-Station in Kamerun gezogen war, und das Resultat der Prüfung war ungemein günstig. In Ostafrika hat die Deutsch-Ostafrikanische Gesellschaft sich mit der Frage der Baumwollenkultur beschäftigt, für die dann namentlich die süddeutschen Fachkreise lebhaftes Interesse zeigten, so daß die Gesellschaft heute im Begriffe ist, Versuche in größerem Maßstabe anzustellen. Alle Anzeichen weisen aber dahin, daß wir in Zukunft den Schwerpunkt der Arbeit in Baumwolle nach Togo und Kamerun zu verlegen haben werden. In Togo wird von jeher im ganzen Gebiet die Baumwolle in guter Qualität gepflegt, und da auch Kamerun einheimische Baumwollbäume und Stauden hat, liegt keinerlei Grund vor, an der Möglichkeit zu zweifeln, auch dort in Zukunft Baumwollplantagen in großem Maßstabe anzulegen. Ob man dabei zur amerikanischen Pflanze greifen oder die einheimischen Arten bearbeiten wird, ist eine Frage, über welche nur die praktische Erfahrung wird entscheiden können. Aller Wahrscheinlichkeit nach wird es besser sein, sich an das afrikanische Material zu halten, da Gossypium barbadense den starken Regenfällen Afrikas nicht genügenden Widerstand entgegensetzt. Neuerdings ist von der deutschen Regierung der Gärtner Goldberg, welcher lange auf Samoa sich mit Baumwollenpflanzung beschäftigte, angeworben worden, um den Baumwollenbau in Togo und Kamerun in die Höhe zu bringen.

— Raimondis Nachlaß. In Antonio Raimondi, der am 25. Oktober 1890 zu San Pedro bei Pascamayo in Peru nach langen Leiden starb, hat dieses Land seinen besten Kenner und größten Naturforscher verloren. Geboren 15. September 1826 zu Mailand, kam er 1851 nach Peru, dessen Erforschung nun seine Lebensaufgabe wurde. Von seinem Hauptwerke El Peru sind drei Bände erschienen, von denen zwei historisch-geographischer Art sind. Gegen Ende 1889 gab er in Paris bei Erhard die ersten fünf Bände seiner großen Generalkarte von Peru in 1 : 50 000 heraus, der Rest von fünf Blättern soll bald erscheinen. Außerdem erschienen Monographieen über die Departements Loreto (am Amazonas) und Ancast, sowie viele bergmännische Arbeiten in den Annales de Minas. Raimondi, der in bedrängten Umständen lebte, verkaufte seine Sammlungen und Manuskripte, die Frucht 19 jährigen Sammelns und Studiums im Innern Perus, für 50 000 Dollars an den Staat, und um diesen Preis werden sie jetzt wieder von der Regierung, die ursprünglich ein Museum dafür bauen wollte, ausgeboten. Der Krieg mit Chile und die sich daraus ergebende Geldverlegenheit Perus vereitelten diesen Plan. Es befindet sich darunter das großartige Herbarium, die fast vollständige Sammlung der peruanischen Mineralien, die von Gabb bestimmten Versteinerungen, sowie die zoologische Sammlung. Außerdem das ganze handschriftliche Material. In den Vereinigten Staaten interessiert man sich für den Ankauf.

Herausgeber: Dr. R. Andree in Heidelberg, Leopoldstraße 27. Druck von Friedrich Vieweg und Sohn in Braunschweig.

Bd. LIX. Globus. Nr. 23.

Illustrierte Zeitschrift für Länder- und Völkerkunde.

Begründet 1862 von Karl Andree.

Herausgegeben von Richard Andree.

Druck und Verlag von Friedrich Vieweg & Sohn.

Braunschweig. Jährlich 2 Bände in 24 Nummern. Durch alle Buchhandlungen und Postanstalten zum Preise von 12 Mark für den Band zu beziehen. 1891.

Die Wälder Virginiens unter dem Einfluß der Kultur.

Von Dr. med. Ernst H. L. Krause. Kiel.

Selten wird der europäische Naturforscher und Naturfreund sich bewußt, wieviel Kunst in der ihn umgebenden Natur steckt. Die Wälder, Heiden, Brüche und Wiesen der Heimat erscheinen uns als unverfälschte deutsche Landschaften. Freilich ist manchmal urkundlich nachweisbar, daß, wo heute hundertjährige Kiefern den Boden beschatten, vor einigen Jahrhunderten Heide war und noch einige Jahrhunderte früher Eichenwald, mit Eschen, Espen, Ulmen, Ahorn und Weiden gemischt; aber wenn jemand behauptet, daß es solche Wälder, solche Heiden und Wiesen, wie wir sie heute um uns sehen, vor dem Eindringen der menschlichen Kultur gar nicht gegeben habe, findet er selten Glauben.

Victor Hehn hat versucht, aus geschichtlichen und aus sagenhaften Überlieferungen, sowie durch Vergleichung der Sprachen und Sitten der alten Kulturvölker nachzuweisen, daß die Pflanzendecke der Mittelmeerländer in der Vorzeit einen ganz andern Charakter hatte als jetzt. Sein Buch hat mehrere Auflagen erlebt, aber die maßgebenden Pflanzengeographen haben seine Schlußfolgerungen bis jetzt nicht anerkannt. Die Entwickelung mehrerer einförmiger Landschaftsbilder aus einem einzigen bunten kann man in Europa jetzt kaum noch beobachten; man hat keine Beispiele mehr vor Augen für solche Umwälzungen, wie sie Victor Hehn für Südeuropa und mehrere andre Schriftsteller für einzelne mitteleuropäische Landstriche annehmen.

Verständlicher werden uns solche Vorgänge bei Betrachtung der Neuen Welt. Die folgende kurze Schilderung der Pflanzenwelt Virginiens wird zeigen, wie aus gemischtem Walde nicht nur Bauplätze, Gärten und Äcker gewonnen werden, sondern wie aus demselben Urwalde auch verschiedene sogenannte natürliche Vegetationsformationen hervorgehen: Nadelwald, Laubwald, immergrünes Gebüsch, heideartige Moor- und steppenartige Dünenlandschaft.

Meine Beobachtungen beziehen sich auf die Gegenden um Norfolk und Hampton, auf die Zeit des Mai und Juni 1890.

Urwüchsigen Wald erreicht man in Virginien am leichtesten in der Nähe neuangelegter Seebäder. Die deutschen Badeorte entwickeln sich meist aus Fischerdörfern und werden erst dann dem Eisenbahnnetz angeschlossen, wenn sie eine gewisse Bedeutung erlangt haben; in Amerika kauft der Unternehmer ein Stück Wüstenland, verbindet es durch eine Eisenbahn mit der nächsten Stadt und baut aus dem Holz des Waldes das Kurhaus. Solche, verhältnismäßig junge, von Wald umgebene Anlagen sind bei Norfolk Oceanview und Virginia beach.

Der Urwald besteht aus zwei Nadelbäumen und vielen Laubhölzern. Die ersteren sind eine Kiefer (Pinus australis) und die Sumpfcypresse (Taxodium distichum). Die Kiefer ist ihren europäischen Verwandten im Wuchs sehr ähnlich, sie erreicht eine ansehnliche Höhe. Die Sumpfcypresse gehört zu denjenigen Nadelbäumen, welche im Winter kahl stehen, ihre Blätter sind zweireihig angeordnet wie bei der Eibe und der Edeltanne. Dieser Baum erreicht mindestens dieselbe Höhe wie die Kiefer, ist aber so viel seltener, daß er das Gesamtbild des Hochwaldes nicht wesentlich beeinflußt. Unter den Laubhölzern sind bei weitem am häufigsten mehrere Eichenarten, dann folgen Ahorn und Platanen, seltener sind Nußbäume und andre Hölzer. Die Kiefer wird höher als irgend ein Laubholz, aber ihre Bestände sind nicht so dicht, daß nicht überall Laubbäume darunter hochkämen. Manchmal trifft man im Umkreise von einigen hundert Metern nur Kieferbäume, manchmal größere Laubholzgruppen ohne Kiefern, aber niemals reine Nadel- oder Laubholzbestände von nennenswerter Ausdehnung. Die Laubhölzer erreichen keine so auffallende Dicke wie die europäischen Eichen. Das Unterholz ist reich an immergrünen Formen: da ist sehr häufig ein Hülsebusch (Ilex), sehr ähnlich dem europäischen, er erreicht 15 m Höhe und 2 m Umfang; da ist ferner eine Eiche, die in der Blattform dem Ölbaum gleicht. Mehr fremdartig erscheinen dem Europäer der Sassafras, Magnolien und Aralien. Von Nadelhölzern

wächst zwischen diesen ein Wachholder, der nicht selten 2 m Stammumfang erreicht. Auf feuchtem Boden sind Weiden häufig. Schlingpflanzen giebt es viel in diesen Wäldern, einige sind dem heimischen Jelängerjelieber nahe verwandt, die meisten gehören mehr südlichen Typen an. Am häufigsten sind unter ihnen die rankenden Reben (Vitis), häufig ist auch der sogenannte wilde Wein (Ampelopsis), dessen Rankenenden durch Bildung luftleerer Hohlflächen fest an der Baumrinde haften. Auch Schlinggewächse, die nach Art des Epheu wurzeln, giebt es, und zwar laubwechselnde Formen. Noch mehr erinnern an südliche Klimate die Lianen mit gelbroten Gloxinienblumen (Bignoniaceen) und die immergrünen, stachligen Smilaceen. Viele dieser Schlinggewächse erreichen einen beträchtlichen Stammumfang, alle klettern bis in die Kronen der Laubbäume. Von Schlinggewächsen durchzogene Kiefernkronen habe ich nur vereinzelt gesehen, obwohl die Stämme dieser Bäume oft von Reben umrankt sind. Je lichter der Wald, desto dichter ist das Unterholz und desto größer das Gewirr der Reben und Lianen. Am Waldrande ist das Buschwerk oft so dicht, daß man trotz Messer und Schere nicht durchkommen kann. Wo die hohen Bäume dichter stehen, ranken die Schlinggewächse meist an den Stämmen dem Lichte zu, der Wald ist leidlich gangbar.

Hier und da finden sich Misteln auf den Bäumen.

Den Boden des Waldes bedecken kleine Sträucher und Kräuter verschiedenster Art. Sehr verbreitet ist ein Bickbeerenstrauch, höher als der europäische, häufig sind Brombeerbüsche, Erdbeeren, Veilchen, Gräser und Seggen. Die Farnkräuter sind den mitteleuropäischen sehr ähnlich. Auf nassem Grunde bedeckt ein Rohrgras mit verzweigten Halmen oft große Strecken des Waldbodens. Wo auf trocknem Boden das Laubholz spärlicher ist, und die Kiefern dichter stehen, wächst Fichtenspargel, Wintergrün (Pirola) und Frauenschuh.

Gegen den Ozean und gegen die brackigen Buchten der Chesapeakbai erstreckt der Wald sich bis an den Rand der Uferterrasse. Das Gezeitenland (Tidewater-Virginia) ist vollkommen eben und fällt gegen die See mit einem Steilufer von 1 bis 2 m Höhe ab. Das vor dieser Uferkante liegende, zeitweise überflutete Land trägt kein Holz; hier tritt als zweite natürliche Vegetationsformation die Wiese auf. Am Meeresstrande ist der Ufersand streckenweise zu Dünen aufgetürmt. Der Wind treibt den Flugsand manchmal weit in den Wald hinein. Die verwehten Bäume gewähren dann einen eigentümlichen Anblick. Ich sah eine Magnolie, deren Hauptstamm nur 1 m hoch aus dem Sande hervorragte, in der Umgebung sahen überall Zweigspitzen hervor, und die Blüten saßen unmittelbar auf dem Boden. Die Kiefern, welche auf diesem Dünensande aufwachsen, bleiben niedrig und verästeln sich stark, sie ähneln sehr dem Krummholz. Früchte tragen sie trotz ihrer Krüppelgestalt reichlich. Die immergrüne Eiche gedeiht gut auf dem Sande, ebenso die meisten laubwechselnden Sträucher. Die Eichbäume sind in unmittelbarer Nähe der See etwas seltener als sonst, an den Platanen bemerkte ich Spuren von Frost. Mehrere hohe, starrhalmige Gräser (Elymus u. a.), einige kleine Sträucher (Onagraceen), ein Kaktus und ein einjähriges Kraut (Linaria) habe ich nur auf solchem Dünensand gesehen, aber eine besondere Dünenvegetation bilden sie nicht.

Zahlreiche Süßwassertümpel liegen hinter und zwischen den Dünen. Sie haben im Gegensatz zu den Brack- und Salzwasserbuchten kein Wiesenufer, sondern dichtes Unterholz von Wachholder, Weiden, Magnolien, Hülsen, Sassafras und Araliaceen bedeckt die Ufer. Zwischen diesen ist sehr häufig die Sumpfcypresse, aber nicht als hoher Baum, sondern in niedrigen, kümmerlichen Exemplaren. Oft steht sie auf Bülten mitten im Wasser. Die meisten Wasserpflanzen sind europäischen Arten nahe verwandt (Batrachium, Nuphar, Utricularia, Hippuris, Potamogeton u. s. w.). Entstanden sind diese Süßwassertümpel aus Buchten, welche durch Dünenbildung von der See abgeschnitten wurden; manchmal bricht die Flut wieder in sie ein, sei es durch die Düne, sei es durch den schmalen Streifen festen Bodens, welcher wie eine Nehrung die ehemalige Bucht vom Meere trennt. In einem solchen Durchbruch südlich vom Kap Henry stehen Bülten von Walderde mit Kiefernresten nahe am Strande; abgestorbene, verwehte und verkümmerte Bäume umgeben den Wald. Die Taxodiumbülten sind teilweise umgeworfen, andre sind stehen geblieben, aber so abgewaschen, daß die knollige Aufschwellung des sonst im Boden steckenden unteren Stammendes sichtbar ist. Die Süßwasserpflanzen wachsen zum Teil nach Rücktritt der Flut im Triebsand weiter.

Den Beweis für die Entstehung dieser Ufer- und Süßwasservegetation an und in abgeschnittenen, ursprünglich brackigen Buchten liefert ein Arm des Elisabethstromes bei Ropersville. Dort schneidet der Kanal vom Drummondsee einen unbedeutenden Seitenarm des genannten Gewässers ab. Da der Wasserspiegel des Kanals bedeutend höher liegt, ist dieser an der Kreuzungsstelle zwischen Schleusen eingeschlossen. Unterhalb der Schleusen findet sich am Elisabethstrom die Ufervegetation des Brackwassers, oberhalb hat sich an und in dem abgeschnittenen Wasser dieselbe Pflanzengemeinschaft angesiedelt, wie sie von den Dünentümpeln eben geschildert wurde.

Ich habe es für angebracht gehalten, die Küstenvegetation genauer zu schildern, um die Entstehung der hochmoorartigen Bildung des großen Schreckmoores (dismal swamp) verständlicher zu machen. Dieses Schreckmoor, welches an der Grenze Virginiens gegen Nord-Karolina liegt, ist keine Niederung, sondern ein der Küste paralleler Höhenzug, welcher gleich südlich von der Station Tuckers der „Norfolk and Western" Eisenbahn beginnt und bis nahe an den Albemarle Sund sich südwärts erstreckt. Der Nordabhang dieses Höhenzuges bei Ropersville besteht aus Dünensand und ist, soweit er nicht in Kultur liegt, mit gemischten Wäldern bestanden, die schon arg verhauen sind. Auf der Höhe — nach amerikanischen Angaben 27 Fuß über der Flutmarke von Norfolk — liegt der Drummondsee. Hier ist der Boden moorig, das Wasser des Sees sowohl wie des aus ihm zum Elisabethstrom führenden Kanals ist von brauner Farbe („wie starker Thee"). Sumpfcypressen und Wachholder sind hier häufiger als anderswo in Virginien, aber der Gesamtcharakter der Vegetation ist nicht verschieden von dem der oben beschriebenen Wälder. Der dismal swamp ist zweifellos eine alte Düne, der Drummondsee ein alter Ufersee. Außer diesen Uferseen giebt es kein stehendes Süßwasser im virginischen Küstenland.

Es giebt also im virginischen Küstenland nur zwei natürliche Vegetationsformationen: die Salzwiese und den gemischten Wald. Je nach der Bodenbeschaffenheit sind in letzterem die einzelnen Bestandteile in verschiedenem Verhältnis häufiger oder seltener. Es sei nebenbei erwähnt, daß auch die Salzwiese keine wesentlichen Verschiedenheiten zeigt, je nachdem sie auf Schlick oder Sand wächst, sie besteht in der Hauptsache immer aus denselben Binsen und Seggen. Ganz frei von europäischen Einwanderern sind diese Formationen nirgend geblieben, wo je einmal Menschen oder Haustiere eingedrungen sind. An ganz frischen und wenig benutzten Waldpfaden findet man schon Klee (Trifolium pratense), Knaulgras und Wegerich, sowie einzelne andre Unkräuter (Sonchus, Anagallis, Prunella, Rumex).

Ehe ich dazu übergehe, die Entstehung der verschiedenen Kulturlandschaften aus dem Urwalde zu erläutern, sei be-

richtet, wie der gerodete Wald auf verlassenem Lande sich erneuert. Es sind in Virginien viele Hufen verlassen, weil nach Aufhebung der Sklaverei die Landwirtschaft nicht so gewinnbringend erschien wie Fisch- und Austernfang. In manchen Wäldern sind die alten Ackerfurchen noch deutlich erkennbar zwischen Kiefern, die 15 bis 30 m Höhe und mehr als 1 m im Umfang erreicht haben. Die Schlachtfelder des Bürgerkrieges sind so bewaldet, daß sie kaum mehr zu finden sind; die vor noch nicht 30 Jahren auf offenem Lande angelegten Wälle und Brustwehren liegen jetzt in dichtem Hochwald [1]). Verlassene Äcker bewachsen zuerst mit Gras und Kraut und Reben, dann finden sich Sträucher an; bald erheben sich hier und da kleine Gruppen von Kiefern über das Gebüsch, und der gemischte Wald entsteht von Neuem. Daß bei dieser Auferstehung des Waldes dem Auftreten der Kiefer eine Periode vorhergeht, in welcher strauchiges Laubholz vorherrscht, ist bemerkenswert. An Kiefersamen fehlt es offenbar nicht, aber die junge Kieferpflanze geht leicht ein. Kleine, fingerlange Sämlinge findet man sowohl im hohen Walde als auf offenem Sande überall in Menge, desto seltener aber Gruppen von Stangenholz, diese vielmehr ausschließlich auf lichten Waldplätzen und in lichten Gebüschen. Es ist augenscheinlich, daß die Kiefer auf offenem Lande nicht hochkommen kann; — ob die Dürre des Hochsommers die Ursache ist, oder was sonst, bleibt zweifelhaft. Unter dichtem Laubdach kann die Kiefer auch nicht aufwachsen; die Folge davon ist, daß sie nirgend geschlossene Bestände bildet, sondern stets dem niedrigeren Laubholz einen beträchtlichen Raum lassen muß. Würden die verlassenen Äcker von vornherein überall gleichmäßig dicht mit Busch bewachsen, so könnte die Kiefer das Feld nicht behaupten; aber im Gebüsch bleiben und entstehen stets Lücken, diese besetzt die Kiefer, die Dickichte verbleiben dem Laubholz. Diese Wälder „zweiter Auflage“ sind schöner und regelmäßiger gewachsen als die ursprünglichen, weil der Altersunterschied ihrer Bäume nur ein geringer ist. Hohe Sumpfcypressen habe ich in nachgewachsenen Wäldern nicht gesehen. Diese Baumart gehört einer im Aussterben begriffenen Gruppe an, die durch ihre Organisation an frühere geologische Perioden erinnert. Anderseits sind europäische Unkräuter und verwilderte Kulturpflanzen, wie Wegerich, Ampfer, Klee und Möhre nicht selten in solchen Wäldern.

Wird der Wald nicht gerodet, sondern nur ausgenutzt, oder läßt man ihn nach dem Abtrieb unter dem Einfluß der Kultur wieder aufwachsen, so nimmt er ein je nach der Behandlung verändertes Aussehen an. Da die Kiefern wegen größerer Höhe und Dicke ihrer Stämme wertvoller sind als das Laubholz, so werden meist nur jene gehauen, während dieses stehen bleibt. (Norfolk exportierte 1887 500 000 Fuß kieneue Bretter.) Die hohen Laubbäume, welche zwischen Kiefern aufgewachsen sind, haben eine sehr zusammengezogene Krone, sie gleichen den Eichen, welche in den ostholsteinischen Buchenwäldern wachsen. Die jungen Laubhölzer aber, welche noch im Unterholz steckten, wachsen nach dem Abtrieb der Kiefern schnell auf und breiten ihre Krone nach allen Seiten weit aus. So entsteht reiner Laubwald. Die Abstände zwischen den hohen Bäumen sind verhältnismäßig groß, das Unterholz ist sehr reichlich; Wege und Lichtungen sind mit Gräsern, Seggen, Binsen, Erdbeeren und andern teils amerikanischen, teils europäischen Stauden und Kräutern bewachsen. Einzelne Laubholzarten werden aus diesen Wäldern ihres Wertes wegen bald ausgehauen, besonders die Nußbäume. An Plätzen und Wegen trifft man oft Kiefernsämlinge und manchmal Gruppen von Stangenholz; sie liefern den Beweis, daß der reine Laubwald ein Kunstprodukt ist.

Nasse Wälder hat man durch Gräben entwässert; in solchen findet man das Rohrgras noch auf jetzt trockenem Boden.

An einer Stelle südlich von Norfolk sah ich einen Wald, aus welchem außer den Kiefern auch das Unterholz ausgehauen war, also vollständigen Laubhochwald.

Während der eben beschriebene Laubwald einem Raubsystem seine Entstehung verdankt, erwächst unter verständiger Forstwirtschaft der reine Kiefernhochwald. Geschlossene Kiefernbestände bilden sich, wenn das Laubholz und Buschwerk aus dem Urwalde entfernt wird. Es muß der Abtrieb des Unterholzes so oft wiederholt werden, bis die nachgewachsenen Kiefern einen hinreichend dichten Stand erreicht haben. Einzelne kleine Eichen trifft man stets noch in diesen Wäldern, im übrigen bedeckt sich der Boden mit Brombeerbüschen, Bickbeersträuchern u. dergl., zwischen denen Reben und Smilaceen ranken, und Adlerfarn und zahlreiche Stauden und Gräser gedeihen. Weißer Klee und andre europäische Pflanzen (Ranunculus repens, Cerastium triviale, Veronica triphyllos, Anthoxanthum odoratum u. s. w.) wachsen zwischen den amerikanischen Arten, und unter den letzteren sind mehrere, die auch in Europa schon als Unkräuter bekannt sind (Oxalis, Sisyrynchium). Dem europäischen Laien würden in solchem Walde nur die Reben als fremdartig erscheinen.

An einzelnen Stellen trifft man bei Norfolk junge Kiefernbestände, so dicht, daß keine andre Pflanze dazwischen aufkommen kann. Die regelmäßige Form dieser Bestände macht es zweifellos, daß sie angesät sind.

Ziemlich reine Bestände der Sumpfcypressen — den mitteleuropäischen Ellernbrüchen vergleichbar — sind stellenweise an den Süßwasserseen entstanden, wo das hohe Holz geschlagen ist, besonders am Drummondsee.

Während die drei bisher geschilderten sekundären Waldformationen den mitteleuropäischen entsprechen, erinnert die nun zu beschreibende an die Mittelmeerländer. Ich meine das immergrüne Gebüsch. Solches findet sich auf der Landzunge, auf deren Südspitze die Festung Monroe liegt. In der Mitte genannter Landzunge liegt der Friedhof der Festung in hohem Kiefernwald. In unmittelbarer Nachbarschaft des Friedhofs ist der Kiefernbestand schon sehr gelichtet, Gestände der laubwechselnden und kleine Bäume der immergrünen Eichenart bilden mit Hülsen u. a. das Unterholz. Daran schließt sich südwärts kahle Düne, der Schießplatz der Festung, nordwärts ein dichtes Gebüsch von Hülsen und immergrünen Eichen, durchrankt von Smilax und Reben. Der dichte Bestand, der Seewind und der Flugsand erschweren den Nachwuchs der Waldbäume, unmöglich gemacht wird er durch das Vieh, welches hier weidet und das zarte Laub der aufschlagenden Bäume den starren Blättern der immergrünen Sträucher vorzieht. Es ist derselbe Vorgang, wie in vielen Küstenländern des Mittelmeeres, wo der Biß der Ziegen das Wiederwachsen des Waldes verhindert und nur Gestrüpp aufkommen läßt.

Am abweichendsten von der urwüchsigen gestaltet sich das Landschaftsbild der entwaldeten Düne. Die erste Folge des Abholzens ist eine größere Ausbreitung des Flugsandes nach der Landseite — eine Abflachung und Verbreitung der Düne. Der Wald würde zu seiner Erneuerung eine lange Zeit gebrauchen und er kann sich gar nicht erneuern, wo das Dünengelände als Viehweide, als Exerzierplatz oder zum Ausbreiten von Netzen gebraucht wird. Solche Strecken bewachsen mit starrblätterigen, blaugrünen Gräsern, Binsen und mit ganz niedrigem Strauchwerk, stellenweise auch mit Kaktus (Opuntia). Dazwischen ranken und kriechen häufig Reben und Smilax. Sehr häufig ist ein einjähriges Lein-

[1]) Nach der landwirtschaftlichen Zeitung „The Cornucopia“ 1889.

kraut (Linaria) mit blauen Blumen. Von größeren Sträuchern ist die immergrüne Eiche mit am häufigsten. Die Dünen sind verhältnismäßig arm an eigentümlichen Pflanzen, und ich habe am Meere keine Art gesehen, die nicht auf dem Flugsand des Binnenlandes auch vorkäme. Allmählich wird auch diese Pflanzengemeinschaft durch europäische Einwanderer vergrößert werden. Der Spargel ist um Norfolk schon an vielen Stellen verwildert und gedeiht besonders auf sandigem Boden am Ufer, ebenso sind die Kalipflanze und die Melde (Salsola kali und Atriplex hastata) an einigen Stellen der Küste bei Norfolk und Old Point schon vorhanden. Brachliegende Sandschollen des Binnenlandes sind manchmal ausschließlich mit zwei europäischen Arten bestanden, dem Mauseklee und dem kleinen Sauerampfer (Trifolium arvense und Rumex Acetosella). Im Anschluß an die Düne entwickelt sich meist eine weitere Vegetationsformation: die Wiese, und zwar in einer von der urwüchsigen Salzwiese gänzlich verschiedenen Zusammensetzung. In den Dünenthälern gedeihen auf feuchtem Boden Gräser und Binsen, sowie allerlei Blumen, deren ursprüngliche Standorte feuchte Waldplätze sind. Dazwischen haben sich Knaul- und Timotheegras (Dactylis glomerata und Phleum pratense), Wegerich (Plantago major), Klee (Trifolium pratense) und andre Einwanderer (Anagallis, Prunella, Sonchus, Ranunculus sceleratus) angesiedelt. Streckenweise zieht sich ein zusammenhängender Wiesenstreifen an der Landseite der Dünen hin.

Seit durch Aufhebung der Sklaverei eine intensive Bearbeitung des Bodens erschwert ist, hat in Südostvirginien die Viehzucht auf Kosten des Fruchtbaues sehr zugenommen. Der Bedarf dieser Landschaft an Heu soll sich jetzt jährlich auf fast eine halbe Million Doppelzentner belaufen, wovon der weitaus größte Teil im Lande selbst gewonnen wird. Aber dieses Heu stammt von keiner der beiden bis jetzt geschilderten Wiesenformen, sondern von Feldern, die mit Klee und Gras (Trif. arvense, pratense und selten hybridum, Dactylis glomerata und Phleum pratense) bestellt sind.

Am Dismalswamp hat der Ackerboden streckenweise das Aussehen kultivierten Heidelandes, ist anmooriger, geschwärzter Sand, stellenweise ist der Boden sehr moorig und naß. Ortstein findet sich nicht. Der Pflanzenwuchs dieses Bodens an den Wegen, am Kanalufer und auf verlassenem Land erinnert durch Königs- und Adlerfarn, Heidecker (Tormentilla), Brombeeren, Wachholder u. a. an Heidevegetation, aber es fehlt ein Analogon des Heidekrauts, so daß ein bestimmter Vegetationscharakter nicht ausgeprägt ist. An nassen Stellen ist die Sumpfcypresse stellenweise ziemlich häufig.

Die Feldfrüchte sind von ihren kosmopolitischen Unkräutern begleitet. Man baut hauptsächlich Mais, Hafer, Kartoffeln und Erdbeeren. Von diesen stammt eigentlich nur der Hafer aus der alten Welt, aber die Kartoffel ist in dieses Land auch erst auf dem Umwege über Europa gekommen, sie wird allgemein als „Irish potatoe“ bezeichnet, und eins der häufigsten Unkräuter der Kartoffeläcker ist der gemeine Erdrauch (Fumaria officinalis). Die Gras- und Kleefelder erwähnte ich schon. Weniger ausgebreitet ist der Anbau von Roggen, Tomaten, Erbsen, Kohl, Spinat, Möhren, Lauch, Sellerie, Spargel u. s. w. Die Flora der Weg- und Ackerränder stammt vorwiegend aus der alten Welt, da sind Klee und Gräser, Möhren und Spargel verwildert, da wachsen Kamillen, Beifuß, Schafgarbe, Trespe (Bromus arvensis) und viele andre Einwanderer. Von amerikanischen Gattungen haben nur die widerstandsfähigsten einen hervorragenden Platz behauptet, solche nämlich, welche auch in Europa Eingang gefunden haben (Aster, Erigeron, Oenothera, Sisyrynchium).

Stellenweise finden sich im Kulturland bedeutendere Reste der ursprünglichen Flora. Manchmal ragen noch verkohlte Baumstämme aus Mais und Haferfeldern auf, und daneben hat sich allerlei Buschwerk lebend erhalten. Die heideähnliche Vegetation auf Moorboden ist schon erwähnt. In andern Gegenden hat man zwischen den Hufen Streifen Waldes stehen lassen, deren Vegetation mit Unkräutern durchsetzt in mancher Hinsicht an die Knicks der cimbrischen Halbinsel erinnert. Häufig sind einzelne alte Bäume oder Baumgruppen bei den Häusern der Ansiedler stehen gelassen; besonders den Wachholder trifft man dort nicht selten.

Virginien wird noch nicht drei Jahrhunderte von seßhaften Menschen bewohnt, und schon ist die Vegetation so bedeutend beeinflußt, daß der Botaniker viele Pflanzen nach der Art ihres Standortes dort für inländische halten müßte, wenn es nicht bekannt wäre, daß sie aus der Alten Welt dorthin verpflanzt oder verschleppt sind. Schon in der Neuen Welt muß der Pflanzengeograph die Kulturgeschichte im weitesten Sinne als Hülfswissenschaft heranziehen — wie viel mehr also in den alten Kulturländern!

Das Südneuseeländische Tafelland.

Von R. v. Lendenfeld.

I.

Der mittlere Teil der Südinsel von Neuseeland wird von einem hohen Gebirgskamme durchzogen, welcher nahe der Nordwestküste, dieser parallel von Südwest nach Nordost streicht. Nördlich wird dieses Gebirge niedriger und teilt sich in eine Anzahl von Parallelketten, welche den ganzen Norden der Südinsel Neuseelands einnehmen. Im Süden geht der erwähnte, mächtige Gebirgskamm in ein Plateau über, welches den südwestlichen Teil der Insel bildet.

Dieses Plateau reicht im Westen bis an die Küste heran und setzt hier steil gegen die Strandlinie ab. Im Osten ist die Abdachung eine sanftere. Vom offenen Meer im Westen her sind dreizehn schöne Fjorde in dieses Plateau eingeschnitten. An der Ostabdachung liegen mehrere — den Fjorden im Westen entsprechende — lange, schmale und tiefe Binnenseen.

Das Plateau hat eine durchschnittliche Höhe von etwa 1400 m. Einige Gipfel erheben sich über 2000 m.

Der südwestliche Teil dieses Plateaus besteht aus Granit und kristallinischem Schiefer und wir finden auch weiter nördlich, in der Mitte der Insel, eine breite und lange Zone von Granit an der Westabdachung des hier schmalen Gebirges. Ein breites Band alter Phyllite durchzieht das Südende der Insel quer von Nordost nach Südwest in Gestalt eines nach Südwest konvexen Bogens. Dieser Phyllit begleitet auch das Granitband im Norden an dessen Südostseite, wird in der Gegend des Mount Cook sehr schmal und verbreitert sich im Norden wieder beträchtlich.

Nicht der Granit, sondern dieser Phyllit erscheint als die Axe des Gebirges. Denn zu beiden Seiten demselben angelagert finden sich paläozoische und weiter auch mesozoische Gesteine.

Remarkable Monntains (Neuseeland). Nach Photographie.

Der Humboldt-Berg (Neuseeland). Nach Photographie.

Das ganze neuseeländische Gebirge erscheint als kleiner Rest eines einstens weit ausgedehnten Alpengebirges und interessant ist die Thatsache, daß sich gerade in diesem kleinen Reste eine winklige Krümmung der Gebirgsaxe um fast 90° bemerkbar macht. Der Scheitel des Winkels liegt in der Gegend des Mount Aspiring. Der eine, den Zentralstock der neuseeländischen Alpen mit dem 3768 m hohen Mount Cook bildende Schenkel streicht nordöstlich; der andre, den nordöstlichsten Teil des Plateaus im Süden bildende Teil streicht südöstlich.

Vergleichen wir diese Verhältnisse mit jenen, welche in den Westalpen Europas vorliegen, so haben wir den Granit und kristallinischen Schiefer an der Südwestspitze Neuseelands (außerhalb des Winkels) mit dem Granit und Gneis der Gegend zwischen Toulon und Cannes zu homologisieren, und den Granitstreif an der Westabdachung des Mount Cook, dem Granitstreif zwischen Grenoble und dem Mont Blanc. Bei den Westalpen liegen überall, bei den neuseeländischen Alpen stellenweise (im Süden) versteinerungsführende Schichten zwischen diesen vorgelagerten azoischen Massen und den azoischen Gesteinen der Axe des Gebirges. Es hat mit einem Worte die konvexe Seite des neuseeländischen Bogens einen ähnlichen Bau wie die Seite des Bogens der Westalpen. Ganz anders verhält es sich aber an der Konkavseite. Bei den Westalpen folgt im Winkel des Bogens, das ist in der Gegend von Turin, auf die ältesten Gesteine (Glimmerschiefer, Serpentin ꝛc.) direkt Diluvium und Alluvium; bei den neuseeländischen Alpen jedoch sind im Winkel, an der konkaven Seite des Bogens, paläozoische, mesozoische und tertiäre Gesteine zwischen den azoischen Phylliten des Plateaus und den recenten Geröllablagerungen der Canterbury plains, welche der Poebene homolog sind, eingeschoben.

Der Wakatip-See, von dessen Gestaden aus die beigegebenen Ansichten aufgenommen wurden, liegt an der konvexen Seite des Bogens der neuseeländischen Alpen, gerade an der Grenze zwischen dem azoischen Phyllit der Gebirgsaxe (im Nordosten) und der paläozoischen Zone, welche der Außenseite des Phyllitbogens aufgelagert ist (im Süden).

Über ein angebliches Mittel gegen Schlangengift aus Surinam.

Von Prof. Dr. Wilhelm Joest.

In jedem Lande der Erde, in welchem giftige Schlangen in größerer Menge vorkommen, giebt es einzelne Leute, die im Besitz von Geheimmitteln gegen den Biß von Giftschlangen zu sein behaupten, und viele Leute, die den ersteren dieses Arkanum für theures Geld abkaufen. Wagt ein Reisender beim Besuch dieser Länder seinen Zweifel an der Wirksamkeit dieser Mittel auszusprechen, an welche die dort lebenden Europäer mindestens ebenso fest glauben, wie die Eingeborenen, so wird er ob seiner „ewigen Nörgelei“ mit angenehmen Redensarten, wie: „Natürlich, wenn man aus Berlin kommt! u. s. w.“ so lange geärgert, bis er den gegen Schlangenbiß gesicherten oder den im Besitz der betreffenden Geheimmittel sich befindenden Leuten vorschlägt, sich doch einmal unter seiner Aufsicht von einer giftigen Schlange, die er (der skeptische Reisende) mitbringen würde, beißen zu lassen. Mir selbst ist es trotz hoher Wetten nie gelungen, einen Weißen oder Farbigen zu einem solchen Versuch zu bewegen.

Glücklicher war Prof. Martin Leyden im Jahre 1885 während seines Aufenthaltes in Surinam; der Wunderdoktor erklärte sich zu dem Versuch bereit — er wurde von einer giftigen Schlange gebissen — und starb nicht.

Da ich im vorigen Jahre denselben Mann in Surinam kennen lernte, so möchte ich mir erlauben, über denselben und über die Erfolge meiner Versuche mit seinem Geheimmittel in Folgendem kurz zu berichten.

Als allgemein bekannt darf ich wohl voraussetzen, daß sämtliche Giftschlangen mit nur ganz vereinzelten Ausnahmen, dem Menschen nie etwas zuleide thun, so lange derselbe sie nicht bewußt oder unbewußt dazu reizt. Das beste Mittel gegen Schlangenbiß sind also Vorsicht und starke Stiefel oder Gamaschen oder Schellen, die man sich um die Fußgelenke bindet, wie das z. B. die nackten Briefträger im südlichen Vorderindien thun. In Britisch Indien sterben jährlich mehrere Tausend[1]) nackter also unbeschuhter Menschen infolge von Schlangenbissen, weil sie nachts außerhalb oder innerhalb ihrer dunklen Hütten unversehens auf Giftschlangen treten, die nur im Gefühl der Angst oder des Schmerzes von ihren Waffen Gebrauch machen. Der indische Briefträger aber wandert nächtelang furchtlos und ungestraft durch das finsterste Jungle, weil er ganz genau weiß, daß die Schlangen sich beim Nähern seiner Schellen schleunigst in das Dickicht zurückziehen. Als ebenso bekannt darf man voraussetzen, daß die Cobras de capello und sonstigen Giftschlangen, deren sich die berühmten „Schlangenbändiger“ in Kairo und in Vorderindien zum Entsetzen oder Ergötzen der Cook'schen beziehungsweise Stangen'schen Reisegesellschaften bei ihren Schaustellungen bedienen, ganz harmlose Tiere sind, denen der Künstler dadurch, daß er sie in einen mit Lappen umwickelten Stock beißen läßt, um sie dann mit aller Wucht zu Boden zu schleudern, die gifthaltenden Zähne längst ausgebrochen hat.

Nicht mehr Wert haben die Kämpfe zwischen giftigen Schlangen und den für diesen Sport dressirten Mongoose, Ichneumon (Herpestes), da die Schlangen, wie gesagt, überhaupt nicht mehr gefährlich sind und da die viel verbreitete und geglaubte Fabel, daß das Mongoose, sobald es von einer Giftschlange gebissen werde, in das Jungle oder den Urwald liefe, um hier, nach allen Regeln der Pharmakopoë, eine gewisse Pflanze oder deren Wurzel anzuknabbern, deren Saft ein sicheres Gegengift gegen den Schlangenbiß bilde, eben nichts andres ist wie eine Fabel.

In Indien sowohl wie in Birma glaubt man an die Wirksamkeit kleiner Amulette, die um den Hals getragen werden und die man nach dem Biß sofort auf die Wunde zu legen hat. Diese bestehen aus Stücken von Rhinozeroshorn, die infolge ihrer Porösität das Blut, vielleicht auch zuweilen hiermit das Gift aus der Wunde saugen. Ist das Amulett mit Blut gesättigt, so fällt es ab und der Patient ist gerettet — zweifellos stets dann, wenn er von einer nicht giftigen Schlange oder von einer Giftschlange gebissen wurde, deren Giftvorrat erschöpft war.

In Brasilien, zumal in den von den Deutschen kolonisirten nördlichen Provinzen S. Paulo, S. Catarina, Rio grande do Sul u. s. w. giebt es mehrere, durchaus wissenschaftlich gebildete Leute, Ärzte und Apotheker, welche Mittel gegen den Biß von Giftschlangen gefunden zu haben be-

[1]) Im Jahre 1888 deren 20571! Globus 1891, S. 128.

haupten. So schreibt mir Herr R. Gershard, der über sechs Jahre in Joinville Sta. Catarina gelebt hat, daß ein Apotheker Schmidt dort ein Mittel entdeckt habe, durch welches über 400 Menschen vom Tode gerettet worden seien. Ich möchte die bona fides dieser Herren und auch die Wirksamkeit der betreffenden Mittel nicht im geringsten bezweifeln, bin aber nicht im stande, ein Urteil über letztere abzugeben, da ich persönlich nie Zeuge eines solchen Heilungsvorganges war.

Ich habe während meiner mehr wie zehnjährigen Reisen in den Tropen niemals jemand an den Folgen eines Schlangenbisses sterben gesehen. Mir ist überhaupt nur ein Fall bekannt, daß ein Europäer durch eine Schlange (in Südafrika) getötet wurde, und erlaube ich mir die Worte von Im Thurn — abgesehen von Wallace und andern, die professionelle Schlangensucher und Jäger waren, und die sich in ganz demselben Sinne äußern — zu wiederholen: „Snakes are rarely ever annoying to man . . . they are shy and retire silently before the approach of man“ [1]).

Die einzige rationelle Behandlungsweise von Menschen, die tötlich durch Schlangenbiß verletzt sind, an deren Wirksamkeit zu zweifeln ich keine Veranlassung habe, obgleich ich auch nie Augenzeuge einer solchen war, die mir aber in drei Weltteilen von Farbigen, hauptsächlich Negern, und Europäern vielfach nach eigener Erfahrung bestätigt wurde, besteht darin, daß der Patient die Wunde sofort aussaugt oder sich aussaugen läßt; daß man dieselbe darauf operativ vergrößert, mit Ammoniak oder übermangansaurem Kali einreibt (subkutane Einspritzungen nicht ausgeschlossen) und den Verletzten dann mit Alkohol, meist in Form von Schnaps, von welchem Neger oft enorme Quantitäten zu sich nehmen können, geradezu vollpumpt, ohne Rücksicht auf Erbrechen und dergleichen. Verrät der Patient, teils infolge seines Rausches teils durch die nach jedem giftigen Schlangenbiß sich einstellenden allgemeine Lähmung die Lust einzuschlafen, so wird er durch alle möglichen Mittel, Prügel durchaus nicht ausgeschlossen, gezwungen zu laufen, herumzutaumeln, überhaupt in Bewegung zu bleiben. Nach Verlauf einer Stunde soll sich dann heftiger Schweiß einstellen, ein Beweis, daß die Krisis glücklich überwunden ist. Partielle Lähmung bleibt dann oft noch übrig, verschwindet aber mit der Zeit. Schläft der Patient aber vor der Krisis ein, so ist er verloren.

Bei dem oben Angeführten handelt es sich aber stets nur um die Behandlung von Leuten nachdem sie gebissen sind; in Surinam aber wollen zwei Männer, ein Neger Rigot in Phädra am oberen Surinamfluß und ein Mischling Jacob van Tol, der jetzt am oberen Saramacca beim Boeger Kreek (früher in Karolina am oberen Surinam) lebt, ein Mittel gefunden haben, das prophylaktisch angewendet wird, das den Menschen, nachdem er mit demselben geimpft worden, nicht nur gegen die Folgen des Bisses immun machen, sondern ihn überhaupt von der Gefahr befreien soll, jemals gebissen zu werden.

Als ich im vorigen Jahre von Paramaribo aus einen kleinen Ausflug nach dem oberen Saramacca unternahm, um dort die Goldfelder und die am Flusse angesiedelten Indianer und Buschneger zu besuchen, zeigten mir unsre Neger eine kleine Hütte am linken Ufer des Stromes, in welcher der berühmte „Schlangendoktor“ lebe. Ich beschloß, denselben auf der Rückfahrt zu besuchen. Unsre sämtlichen farbigen Diener und Bootsleute — ich benutzte mit einigen Freunden einen ganz kleinen, flach gehenden Dampfer — schworen auf van Tol. Sie waren sämtlich von demselben geimpft worden und keiner von ihnen war jemals von einer Schlange gebissen. Auf unsre Bemerkung, daß auch wir, die wir alle lange in den Tropen gelebt, ohne von Herrn van Tol behandelt zu sein, uns desselben Vorzuges erfreuten, lautete die Antwort stets: „Gehen sie erst einmal hier in den Bosch (Urwald), dann werden sie schon sehen, wie es ihnen ergehen wird. Vor uns läuft jede Schlange weg, sie wird uns überhaupt nie beißen u. s. w.“ Dann begannen, während unsre Nußschale langsam gegen die Strömung vorpuffte, lange Gespräche, denen sich die Neger, sobald sie sahen, daß man es gut mit ihnen meint, und in dem stolzen Gefühl, dem Masera (Master) etwas demselben neues, unbekanntes mitteilen zu können, so gern in behaglicher Breite hingeben. Da wurden die wunderbarsten Geschichten über van Tol und sein Geheimmittel erzählt, die in dem Ausspruch gipfelten: Wenn van Tol unter einem Baume hergeht, auf dem sich eine giftige Schlange befindet, so braucht er nur in die Luft zu blasen, und das Reptil fällt steif und starr zu seinen Füßen!

Denselben Glauben an den Wunderdoktor fanden wir auf den Placers (Goldgruben) bei den dort beschäftigten hellen Mischlingen und Europäern. Ein Schwede z. B. zeigte mir ein kleines Packetchen mit dem van Tol'schen Geheimmittel, das er wie ein Amulett um den Hals trug und dessen Inhalt er, sobald er von einer Schlange gebissen würde, verschlucken werde. Bis jetzt aber sei er, trotzdem er seit so und so viel Jahren im Urwald lebe, noch nicht gebissen worden. Von der Wirksamkeit des Mittels war er felsenfest überzeugt.

Mir fiel hierbei eine Stelle aus Stedman's [1]) Werk ein, in welcher derselbe schildert, wie ein Soldat „door een zoort van bygelovigheid, dat de beest hem geen kwaad konde veroorzaaken“ eine sechs Fuß lange Schlange — die jedenfalls nicht giftig war — am Schwanz ergriff, dieselbe durch Faustschläge betäubte und dann durch seinen Säbel „in tween kloofte“ — alles mit größter Ruhe und Sicherheit, weil er überzeugt war, daß das Tier gegen sein Geheimmittel machtlos sei.

Auf der Rückkehr von den Goldfeldern, am 1. März vorigen Jahres, näherten wir uns wieder dem Boeger Kreek und ließen vor der Palmhütte van Tols unsern Miniaturdampfer halten, um in kleinem Kahn an Land zu rudern.

Der Besitzer war glücklicherweise zu Hause.

Ich kann nicht behaupten, daß der erste Eindruck, den ich von ihm empfing ein gerade günstiger gewesen sei. Van Tol, ein Mann von vielleicht 40 Jahren, ist ein heller Mischling, sein Gesichtsausdruck ist unsympathisch, sein Blick unstät und lauernd. Er empfing uns in halb höflicher halb unhöflicher Weise, da er anscheinend nicht wußte, wie er den überraschenden und ungewohnten Besuch von vier unbekannten Weißen auffassen sollte.

Wir setzten ihm bald den Zweck des letzteren auseinander.

Die Hütte war ärmlich genug, sie machte sogar einen recht verkommenen Eindruck. Jedermann aber weiß, daß van Tol durch den Vertrieb seines Geheimmittels viel, für Surinamsche Verhältnisse sogar sehr viel Geld verdient.

In dem vom letzten Regen noch nicht getrockneten Schlamme vor dem Hause nach dem Ufer hin lagen in sanfter Ruhe ein paar Schweine, denen lebhafte, kleine Äffchen, die gegen unser Eindringen durch lautes Geschrei protestierten, Parasiten aus den Borsten ablasen; mehrere erbärmlich magere Köter krochen halb zitternd, halb schwanzwedelnd mit lautem Gewinsel um uns herum, ungewiß ob sie gestreichelt oder geprügelt werden würden; zahlreiche Hühner, aus ihrer Ruhe gestört, flatterten mit lautem Gekrächze um unsre Häupter; große und kleine Papageien, die teils frei in Ge-

[1]) Everard im Thurn: Among the Indians of Guyana. London 1883, p. 129.

[1]) John Gabriel Stedman: Reize naar Suriname en Guiane. Amsterdam 1799, II, p. 7.

sellschaft der ewig lärmenden und lachenden Banana-beks in den nahen Palmenbäumen ihr Wesen trieben, teils an den Sparren des vorspringenden Daches angekettet waren, begannen ihr unausstehliches Geschrei, während zwei kleine Giftschlangen, in einem aus Drahtgitter gebildeten Käfig aus ihrer Schläfrigkeit nicht zu erwachen schienen.

Nach einigen allgemeinen Redensarten ergriff van Tol das Wort. Ohne scheinbar irgendwie zu renommieren oder aufzuschneiden [1]), erzählte er kurz die Geschichte seines Lebens und seiner epochemachenden Entdeckung. Tausende verdankten der letzteren ihr Leben, tausende seien nie von Schlangen gebissen worden, weil er sie geimpft habe. Sein Mittel bestände nicht etwa wie das von Rigot aus zerstampften Köpfen, Zähnen und Drüsen giftiger Schlangen, sondern er benutze dazu nur ihm allein bekannte heilkräftige Kräuter, die er zu Kohle verbrenne und alsdann mische. Auf unsern Wunsch holte er in einer Arzneiflasche sein Arkanum heran, das am besten mit unserm Schießpulver verglichen werden kann.

Van Tol fuhr fort zu erzählen: Ihm würde eine Schlange nie etwas zuleide thun. Daß im Jahre 1885 die von Prof. Martin aus Aruba mitgebrachte Klapperschlange ihn wohl gebissen und schwer krank gemacht habe, sei dem Umstande zuzuschreiben, daß er sich damals lange nicht mehr mit seinem Mittel behandelt habe, dabei durch Fieber und Einnehmen von Calomel geschwächt gewesen sei und darum keine Widerstandsfähigkeit besessen habe. Außerdem sei eine Schlange, die von einer Insel komme, stets giftiger wie eine solche vom Festlande; letztere könne überall herumbummeln (pisowaijen), während der Insulanerin ein bestimmt begrenztes Terrain vorgezeichnet sei. Auch bei den Menschen sei der solide Mann immer kräftiger wie der Bummler. Diese wissenschaftliche Erklärung interessirte mich ungemein.

Van Tol hatte inzwischen irgend ein grünes Gras oder Kraut gekaut, er ergriff den Käfig mit den beiden Giftschlangen, rüttelte denselben ein wenig, ohne daß die Schlangen hierauf reagierten, blies und spuckte sein Spinat gegen diese aus und sagte dann stolz: „Sie sehen, daß diese Tiere mir gar nichts thun." Ich nahm den Käfig, rüttelte ihn, blies und spie die Schlangen an (aber ohne Spinat), setzte den Käfig wieder hin und sagte: „Mir thun sie auch nichts."

Dies Experiment war mißlungen.

Van Tol warf mir einen bösen Blick zu und bemerkte kurz: „Ja, Sie sind ja auch jetzt bei mir." Er verschwand in seine dunkle Hütte, um bald darauf mit vergilbten surinamschen Zeitungsblättern wieder aufzutauchen, in denen sein mehrmals angeführter Versuch von Prof. Martin und dem damaligen Gouverneur beschrieben war.

Die Sache verlief folgendermaßen [2]):

Am 28. März 1885 wurde van Tol von und vor durchaus unparteiischen Zeugen ersucht, seine Zauberkraft an der oben erwähnten Aruba-Klapperschlange zu beweisen. Er faßte bon gré mal gré das Reptil an, und dasselbe biß ihn sofort in die Hand.

Diese Thatsache allein genügt, die Richtigkeit der van Tolschen Theorie und Praxis und die mangelnde Wirkung seines Geheimmittels zu beweisen, da er und mit ihm die von ihm Geimpften stets behauptet hatten, eine giftige Schlange würde sie überhaupt nicht beißen, sondern sich vor ihnen verkriechen u. s. w. Die faulen Ausreden des Wunderdoktors habe ich schon oben angeführt.

Der gewagte Versuch bekam dem Patienten schlecht.

Zehn Minuten nach dem Biß begann die Hand, später der Arm und die Schulter zu schwellen, die Zunge wurde dick und der Mann brach dunkles Blut aus.

Diese Erscheinungen sollen nach einer gütigen Mitteilung von Dr. Benda vom physiologischen Institut hier, durchaus denen entsprechen, welche man im allgemeinen bei akuter Vergiftung bei Tieren und Menschen wahrnimmt.

Am 29. März nahm die Schwellung etwas ab, das Blutbrechen stellte sich aber mehrfach wieder ein.

Am 30. März klagte Patient hauptsächlich über Leibschmerzen und heute — lebt er noch. —

Hier stehen wir vor drei Fragen:

1. Verdankt van Tol seine Rettung wirklich seinem Geheimmittel, das er, sobald er gebissen war, sowohl innerlich wie äußerlich anwendete.
2. Wäre nicht jeder andre Mensch, ohne vorher oder nachher mit dem van Tolschen Mittel behandelt zu sein, ebenso gut oder schlecht davongekommen?
3. War der Biß der Schlange überhaupt tötlich oder hatte dieselbe ihr Gift schon vorher durch Beißen in die Stangen ihres Käfigs u. s. w. abgegeben?

Letztere Frage können wir heute nicht mehr beantworten; eine Entscheidung über die beiden ersten konnten nur Versuche mit dem Geheimmittel an lebenden Tieren liefern.

Van Tol, der mit einem gewissen Talent die Rolle eines verkannten Wohlthäters der Menschheit spielt, will sein Geheimnis, durch welches er jährlich Tausende vor sicherm Tode rette, der holländischen Regierung für 30 000 Gulden unter Zusicherung einer freien Fahrt nach Europa und zurück verraten. Weit höhere Anerbieten, die er aus Nordamerika erhalten, habe er aus Patriotismus zurückgewiesen.

Die Anwendung seines Pulvers ist folgende:

Tol ritzt den Leuten die Haut an beiden Händen oben oberhalb des Gelenkes durch links drei, rechts zwei leichte Einschnitte, in welche er sein Pulver einreibt; er tättowiert sie also ganz einfach mit seinem Kohlenarkanum. Gegen meine Bemerkung, daß es wohl gleichgültig sei, ob man links drei und rechts zwei zirka 1 cm lange Einschnitte mache oder umgekehrt, protestierte er lebhaft; auch sei das Mittel vollkommen ohne Wirkung, wenn man beide Hände gleichmäßig behandle, die Schnitte müßten immer „unpaar" sein.

Auf meine Frage, warum er denn gerade den Punkt oben im Handgelenk für seine unfehlbare Impfung wähle, gab er die außerordentlich charakteristische Antwort: „Omdat (weil) hier das Nervenzentrum sitzt, wie denn auch der Doktor, wenn er den Puls fühlt, gerade auf diese Stelle immer seinen Daumen legt."

Diese Erklärung genügte mir vollkommen; ich beschloß aber doch, diesem Mann, der am Ende kein größerer Schwindler ist, wie mancher Knet- oder Entfettungsdoktor mit oder ohne Professortitel in Europa eine Probe seines Mittels abzukaufen um damit später in Europa Versuche anzustellen.

Van Tol verkauft sein Pulver messerspitzenweise. Jede Portion kostet 1,32 Gulden; im Dutzend nicht billiger. Dabei muß sich jeder Patient jährlich einmal zu demselben Preise aufs neue impfen lassen, wofür er allerdings den Rest der Messerspitze zum innerlichen Gebrauche mitnehmen darf. Nach dem „Schneiden" muß nämlich der Betreffende eine kleine Menge des Pulvers mit Branntwein gemengt zu sich nehmen.

Tol behauptet auch jeden nicht von ihm geimpften Menschen nach einem Schlangenbiß retten zu können, wenn er den Betreffenden innerlich und dessen Wunde durch Einreiben zeitig behandeln würde.

---

[1]) Denselben Eindruck erhielt Prof. Martin Leyden im Jahre 1885. „Der Mann spricht so verständig und so wenig prahlerisch". Globus XLIX, S. 208.

[2]) Bijdragen tot de T. L. S. K. v. Ned. Indien. Haag 1886. Th. 35. p. 72: K. Martin, „Bericht über eine Reise ins Gebiet des oberen Surinam". Referat hierüber im Globus XLIX, S. 208.

Ich wiederhole hierbei, daß van Tol durchaus nicht den Eindruck eines Schwindlers machte, sondern eher den eines Fanatikers, der wirklich das glaubt, was er sagt.

Ich kaufte ihm zwei Portionen seines Pulvers zu je 1 Gulden 32 Cents, nie mehr und nie weniger, ab, wir schüttelten ihm die biedere Rechte und setzten unsre Fahrt den herrlichen Saramaccafluß hinab fort.

Nach Europa zurückgekehrt, bat ich Herrn Prof. Sulkowski in Berlin, das Pulver chemisch untersuchen zu wollen. Das Ergebnis lautete:

„Die zur Untersuchung übergebene Substanz stellt ein mittelgrobes schwarzes Pulver mit sehr unregelmäßigen Körnern dar. Die mikroskopische Untersuchung läßt eine bestimmte Struktur nicht erkennen. Die einzelnen Partikelchen sind von sehr unregelmäßiger Form, scharfkantig, vielfach zugespitzt ... Eine Probe der Substanz auf dem Platinblech erhitzt, verbrannte unter Hinterlassung einer weißen, stark alkalisch reagierenden Asche. An angesäuertes Wasser gab das Pulver beim Kochen damit nur Spuren von organischer Substanz, sowie Kalisalze und Phosphorsäure ab.

Die Untersuchung auf Mineralsubstanzen ergab als in dem Pulver enthalten: Eisen, Kalk, Magnesia, Kali, Spuren von Natron, Kohlensäure, Phosphorsäure, außerdem mechanisch beigemischt etwas Sand. Giftige Metallverbindungen fehlen. Nach diesem Befund ist es sehr wahrscheinlich, daß das Mittel gegen Schlangengift nichts andres ist, als eine beliebige, durch Sand verunreinigte vegetabilische Kohle."

Dieser Bescheid klang nicht ermutigend.

Ich beschloß aber dennoch Versuche an und mit lebenden Tieren zu machen.

Unser bekannter Physiologe, Prof. Dr. Gustav Fritsch, hatte die große Güte, die Impfung der Tiere im physiologischen Institut hier genau den van Tolschen Anordnungen gemäß vorzunehmen. Ich hatte hierzu ein kleines, gelbes Meerschweinchen und ein großes schwarzes Kaninchen gekauft. Bei den Tieren wurden in die Hinterbeine eine Reihe von Einschnitten gemacht, die, um die Impfung zu einer sichern zu machen, bis in das Muskelfleisch eindrangen. In die Wunden rieben wir das van Tolsche Pulver sorgfältig ein und wurde beiden Tieren dann eine entsprechende Portion Branntwein mit dem Pulver gemischt eingegeben. Das Kaninchen verhielt sich ganz apathisch; dem Meerschweinchen schien der Alkohol gar nicht zu munden.

Das war am 9. Januar d. J.

Die Tiere blieben vollkommen gesund und die verletzten Stellen, die vorher abgeschoren waren, heilten in wenigen Tagen. Die kleinen Narben erschienen blau wie jede gewöhnliche Tättowierung, genau so wie die van Tolschen Einritzungen am Handgelenk.

Am 14. Januar, einem Mittwoch, dem Tage, an welchem einmal wöchentlich im Berliner Aquarium die Schlangen gefüttert werden, wurde mit gütiger Erlaubnis des Direktors, Dr. Hermes, der entscheidende Versuch vorgenommen [1]).

[1]) Ich verwende im folgenden wesentlich den Bericht der hiesigen „National-Zeitung" vom selben Tage, weil derselbe von einem vollkommen unbeteiligten und unparteiischen Zuschauer stammt. Ich konnte dem Versuche selbst nicht beiwohnen, da ich als Offizier zu einem Ehrengericht befohlen war.

Zuerst wurden in einen Glaskäfig, in welchem sich zwei Klapperschlangen (Crotalus), eine kleine, und eine vielleicht 5 Fuß lange, befanden, das geimpfte Kaninchen und ein ziemlich großes ungeimpftes Meerschweinchen herabgelassen. Das letztere sollte dazu dienen, zu konstatieren, ob die Schlangen, gemäß der van Tolschen Theorie, etwa irgend eine Abneigung gegen das „imprägnirte" Kaninchen verraten, und demselben das ungeimpfte Tier vorziehen würden.

Eine Zeitlang verhielten sich alle beteiligten Tiere vollständig ruhig; keines schien Notiz von dem andern zu nehmen.

Dann fing das Kaninchen an die ruhig daliegende Schlange zu beschnuppern, auf ihr herumzulaufen, das Meerschweinchen trieb seine Unbefangenheit sogar so weit, durch die Ringe der zusammengerollten Schlange hindurchzukriechen, bis der letzteren die Sache doch wohl zu bunt wurde, und sie sich erinnerte, daß sie seit einer Woche nichts gegessen. Nun begann jenes unheimliche Spiel des Feindes mit seinem Opfer, das Spähen und Züngeln der Schlange, die sich mit wenig erhobenem Vorderleib, den Kopf nach vorn gesenkt und beinahe flach am Halse anliegend, plötzlich losschnellte und mit einer blitzartigen Bewegung vorstoßend zuerst das Kaninchen, dann im selben Augenblick das Meerschweinchen biß. Wie sich bei der späteren Untersuchung herausstellte, war das Kaninchen nur leicht am Ohr geritzt, das Meerschweinchen am Bauch verletzt; letztere Wunde begann auch zu bluten.

Mit der gespanntesten Aufmerksamkeit wurden nun die weiteren Vorgänge beobachtet. Die Schlange zog sich in einen Winkel zurück und die Tiere hüpften munter weiter, als sei nichts vorgefallen. Nach einer Minute begannen sich ihre Bewegungen zu verlangsamen; das Verhalten beider Tiere war durchaus dasselbe. Zuerst trat eine deutlich wahrnehmbare Lähmung der hinteren Extremitäten ein; die Tiere vermochten sich nur noch mühsam auf den Vorderbeinen fortzuschleppen, dann waren auch diese gelähmt. Unter starkem, krampfartigem Zittern, bei vergeblichen Versuchen, die Beine zu gebrauchen, waren beide Tiere in der Zeit von 5 Minuten verendet.

Gerade so verlief der Versuch mit dem nach der van Tolschen Methode behandelten Meerschweinchen, das in den von zwei Puffottern (Echidna arietans) bewohnten Käfig getrieben wurde. Beide Schlangen bissen das Tier, das genau unter denselben Erscheinungen, wie eben angegeben, 6 Minuten nach dem Biß einging.

Nach diesen Versuchen scheint es zweifellos, daß das van Tolsche Geheimnis auf eitel Schwindel beruht. Daß die etwaige Veröffentlichung vorstehender Mitteilung in holländischen oder surinamschen Blättern den Aberglauben der Surinamer an das van Tolsche Mittel und dessen Wirksamkeit gegen den Biß giftiger Schlangen irgendwie erschüttern werde — das bezweifelt niemand mehr wie der Schreiber dieser Zeilen.

Er hielt es aber dennoch für seine Pflicht, diesem Wunderdoktor — der ja durchaus nicht etwa hinten im fernen Surinam vereinzelt in der Welt dasteht, sondern der genug Kollegen in uns näher gelegenen Erdteilen und Ländern zählen kann — mit wissenschaftlicher Kritik entgegenzutreten.

Die Vererbung von Taubheit.

Alexander Graham Bell, der selbst der Sohn einer Taubstummen ist und eine Taubstumme geheiratet hat, machte neulich vor einer Versammlung von Taubstummen in Washington einige höchst interessante Mitteilungen über die Vererbung der Taubheit, denen wir (nach Science) folgendes entnehmen.

Jedermann weiß, daß von den Taubstummen, welche sich verheiraten, einige taubstumme Kinder haben. In den weitaus meisten Fällen gehen aus Ehen Taubstummer gar keine taubstummen Nachkommen hervor; aber in den übrigbleibenden Fällen ist das Verhältnis der taubgeborenen Kinder zu den gesunden ein sehr ungünstiges, — so ungünstig, daß es denkende Geister wirklich beunruhigen muß, und daß verschiedene Forscher in der That die Besorgnis ausgesprochen haben, es könne sich in absehbarer Zeit eine taubstumme Varietät des Menschengeschlechtes heranbilden. Die Frage: weshalb gehen aus gewissen Taubstummen-Ehen so unverhältnismäßig viele, aus den meisten andern dagegen gar keine taubstummen Kinder hervor? ist deshalb von allergrößtem Belang.

Der Amerikaner Turner war der erste, welcher darauf aufmerksam machte, daß diejenigen, bei denen die Taubheit angeboren ist, größere Aussicht haben, taube Nachkommen zu erhalten, als die, bei denen dies nicht der Fall ist. Er wies nach, daß, wenn zwei Taubgeborene sich heiraten, etwa ein Drittel der Kinder taub ist. Diese Behauptung ist neuerdings auf das glänzendste bestätigt worden durch die Untersuchungen von Connor und Williams, welche fast genau zu demselben Ergebnis führten.

Wenn man nun unterschiedslos sämtliche Heiraten taubgeborener Personen in betracht zieht, einerlei, ob sie taube oder hörende Personen geheiratet haben, so zeigen sich in den statistischen Angaben über den Prozentsatz der taubstummen Kinder die allergrößten Verschiedenheiten: sie schwanken zwischen 15 und 95 Prozent!

Wie sind solche Schwankungen möglich? — Es kommt noch ein andrer Faktor in Betracht, antwortet Bell, ein Faktor, den man bisher gar nicht berücksichtigt hat, der aber vom größten Einfluß auf die Vererbung der Taubheit ist und dessen Vernachlässigung eben jene Schwankungen verursachte. Man muß nicht nur zwischen Taubgeborenen und Nichttaubgeborenen, sondern auch zwischen sporadischer und Familientaubheit unterscheiden.

Es giebt Familien, in denen nur ein Kind taubstumm ist, während alle andern, wie auch die Eltern, Vorfahren und Verwandten völlig gesund sind. In einem solchen Falle von sporadischer Taubheit wird das Übel meist zufällig erworben sein, und wir haben gar keinen Grund, anzunehmen, daß es unter diesen Umständen der Vererbung ausgesetzt ist, es sei denn, daß die Taubheit angeboren war. In der überwiegenden Mehrzahl der Fälle von angeborener Taubheit ist allerdings die Tendenz zur Vererbung unbezweifelbar; aber wo die Taubheit durch Gehirnentzündung, Masern, Scharlachfieber u. dergl. veranlaßt ist, und wo kein andrer Fall von Taubheit in der Familie vorliegt, da darf man ruhig annehmen, daß wenig oder gar keine Neigung zur Vererbung vorhanden ist.

Wenn dagegen „Familientaubheit" vorliegt, d. h. wenn zwei, drei, vier oder fünf Glieder einer Familie an Taubheit leiden, dann ist es klar, daß in der Familie eine Neigung zur Taubheit besteht, und hier wird man daher das Übel von vornherein als erblich bezeichnen können. Es pflanzt sich hier von den Eltern auf die Kinder irgend eine Eigenschaft fort, welche Taubheit erzeugt oder die Entstehung derselben begünstigt. Das Übel tritt dabei vielfach erst in späterer Zeit hervor. So erzählt Bell einen Fall, wo in einer Familie vier Kinder an Taubheit litten, und keins derselben war taub auf die Welt gekommen. Sie hatten das Übel infolge von Masern, Scharlachfieber und andern Krankheiten erhalten, aber alle zu verschiedener Zeit und aus scheinbar zufälligen Anlässen. Trotzdem kann es unmöglich auf Zufall beruhen, daß in einer Familie vier taubstumme Kinder sind; es muß vielmehr eine erbliche Anlage zur Taubheit vorhanden gewesen sein.

Die Größe der hereditären Belastung einer Familie für Taubheit wird nach Bell etwa durch das Verhältnis der taubstummen Mitglieder derselben ausgedrückt. Wenn man einen Bruch bildet und die Zahl der taubstummen Kinder über den Bruchstrich als Zähler und die Gesamtzahl der Kinder unter den Strich als Nenner setzt, z. B. $\frac{1}{6}$, so wird dieser Bruch einen ungefähren Begriff von der Anlage zur Taubheit in der betreffenden Familie geben; unter sechs Kindern ist eins taub. Und wenn man einen Fall nimmt, wo von sechs Kindern drei taub sind ($\frac{3}{6}$), so wird offenbar die Gefahr der Vererbung in dieser Familie dreimal so groß sein wie in jener, und zwar ist jedes Mitglied der Familie, mag es nun taub sein oder nicht, in gesteigertem Maße dieser Gefahr ausgesetzt. Es gilt mithin im allgemeinen das Gesetz: die Tendenz zur Vererbung von Taubheit ist am größten in den Familien, welche verhältnismäßig die meisten taubstummen Mitglieder haben und am kleinsten in denen, welche die wenigsten haben. Wenn deshalb ein Taubstummer eine hörende Person heiratet, welche drei oder vier taubstumme Geschwister hat, so ist die Wahrscheinlichkeit, daß er taube Kinder bekommt, größer, als wenn er eine Taubstumme heiratet, die keine taubstummen Verwandten hat.

Bell teilt die 776 Fälle, welche er seinen statistischen Untersuchungen zu Grunde legt, in vier Kategorieen ein, je nachdem die taubstummen Eltern (beide oder einer von ihnen) sind:

1. Nichttaubgeborene, die keine tauben Verwandten haben.
2. Nichttaubgeborene, die taube Verwandten haben.
3. Taubgeborene, welche keine tauben Verwandten haben.
4. Taubgeborene, welche taube Verwandten haben.

Wie viel taube Kinder in jeder dieser Gruppen auf je 100 Familien kommen, ergiebt sich aus folgender Tabelle:

Lebensperiode, in welcher die Taubheit der Eltern eintrat	Charakter der Taubheit	
	sporadische Taubheit	Familientaubheit
Nach der Geburt	4,7	9,4
Vor der Geburt	11,5	17,8

Die große Bedeutung jener Scheidung zwischen sporadischer und Familientaubheit, welche das Verdienst Bells ist, geht aus dieser Tabelle deutlich genug hervor. Familientaubheit steigert den Prozentsatz tauber Kinder bei Nichttaubgeborenen von 4,7 auf 9,4, also um das Doppelte, bei Taubgeborenen von 11,5 auf 17,8, also um mehr als die Hälfte. Freilich ist der Einfluß des andern Faktors, ob die Taubheit der Eltern angeboren war oder erst später erworben wurde, noch größer; denn angeborene Taubheit steigert den Prozent-

satz bei sporadischer Taubheit von 4,7 auf 11,5, also um das $2^1/_2$fache, bei Familientaubheit von 9,4 auf 17,8, also fast um das Doppelte.

Die praktischen Folgerungen jener Zusammenstellung sind ebenfalls klar. Am besten ist es natürlich, wenn ein Taubstummer eine gesunde Person heiratet. Aber das wird ja leider nur in beschränktem Maße möglich sein: einmal, weil hörende Menschen sich selten zu Heiraten mit Taubstummen entschließen und dann wegen des sehr verbreiteten Vorurteils der Taubstummen, daß sie mit gesunden Personen nicht glücklich leben könnten. Wenn aber ein Taubstummer eine taubstumme Person heiratet, so sollte er, um keine taubstummen Nachkommen zu bekommen, möglichst eine solche wählen, deren Taubheit nach der Geburt zufällig erworben ist, und welche keine tauben Verwandten hat. In zweiter Linie könnte er sich eine solche aussuchen, welche zwar taubstumme Verwandten hat, bei welcher sich aber die Taubheit erst nach der Geburt einstellte. Schon weniger zu empfehlen sind Fälle, wo die betreffende Person zwar keine taubstummen Verwandten hat, aber selbst bereits taub auf die Welt gekommen ist. Unter keinen Umständen aber sollte er eine Person heiraten, die selbst taub geboren ist und auch taubstumme Verwandten hat.

Zum Schluß tröstet Bell die Taubstummen durch den Hinweis auf ein wichtiges Vererbungsgesetz: das Gesetz des Rückfalls in die normale Form. Alle Varietäten haben eine ausgesprochene Neigung, zum normalen Typus der Rasse zurückzukehren. Es bedürfte schon einer konstanten, durch Generationen fortgesetzten Zuchtwahl auf beiden Seiten, um ein abnormes Gebilde zu befestigen. Daher kommt es, daß selbst, wenn beide Eltern taubgeboren sind, doch zwei Drittel ihrer Kinder hören können (s. oben), und daher wird ein Taubstummer bei vernünftiger Wahl seiner Gattin begründete Aussicht haben, lauter gesunde Kinder zu erzeugen.

Eiszeit vor der Eiszeit.

Obgleich bereits Seite 59 des laufenden Bandes dieser Zeitschrift über das von Prof. Hans Reusch nachgewiesene Vorkommen vordiluvialer Glacialablagerungen an der Hand einer kurzen Notiz Mitteilung gemacht wurde, glauben wir nochmals auf diese für allgemeine Geologie und physische Erdkunde gleich bedeutsame Entdeckung zurückkommen zu müssen, da wir nunmehr in der Lage sind, die früheren Mitteilungen nach der inzwischen erschienenen ausführlichen Abhandlung (Norg. geol. undersog. 1891) und besonders durch die uns vom Autor aus dieser freundlichst zur Verfügung gestellten Abbildungen zu ergänzen.

Fig. 1.

Fjelde von Moränenkonglomerat im Osten von Bergeby. Nordseite des Varangerfjords.

Die niedrigen Berge der Nordseite des inneren, der russischen Grenze schon nahe gelegenen Varangerfjords in Finmarken bestehen an ihrer Basis untergeordnet aus Schiefern (bei *B* und *X* in Fig. 1), in der Hauptsache aber aus mindestens 50 m mächtigen Konglomeraten. Diese sind vollkommen schichtungslos und aus einem rötlichen thonigen Sandstein als Grundmasse und zahlreich eingestreuten, bis kopfgroßen Geschieben zusammengesetzt. Die letzteren sind vorwiegend archäische Granite und Gneise, ferner Diorite, selten Quarzite und Dolomite. Der Gesamthabitus des Konglomerates ist durchaus jener des diluvialen, glacialen Blocklehmes. Die Geschiebe sind nicht wie Flußgeschiebe gerundet, meist nur kantenbestoßen, oft deutlich geglättet und selbst mit kreuz und quer verlaufenden Kritzen und Schrammen bedeckt. Es ist bekannt, daß man in den diluvialen und rezenten Glacialablagerungen Glacialstreifung vorwiegend nur an mittelhartem Material findet, so auch hier. Die beste Streifung zeigen die Dolomitfragmente, obwohl den andern Geschieben Andeutungen nicht fehlen. Nicht weniger interessant als der Habitus dieser Geschiebe ist die Beschaffenheit des Untergrundes der Konglomerate, welcher an einer gleich zusammengesetzten, aber weniger mächtig aussehenden Konglomeratablagerung aus der Nachbarschaft des Hauptprofiles schön zu untersuchen war.

Fig. 2.

Moränenkonglomerat über Sandstein mit eisgeschrammter Oberfläche. Bigganjargga.

Fig. 2 liefert eine Ansicht dieses Aufschlusses. Die Basis des Konglomerates ist deutlich geschrammt und gefurcht. Man unterscheidet leicht zwei Systeme, ein nahezu W-O und ein NW-SO gerichtetes.

Die Furchen jedes Systemes sind nicht streng untereinander parallel, sondern können um einige Grade voneinander abweichen. Fig. 2 zeigt solche in $1/_2$ n. Gr. und dazu, daß wir dieselben von den üblichen Glacialfurchen jedenfalls nicht zu unterscheiden vermögen. Die Konglomerate werden von Dahll für permisch, vom Verf. für cambrisch-silurisch erklärt. — (Für Hinweise auf ähnliche, schon anderwärts beobachtete Vorkommnisse vergleiche man unsre erste Mitteilung hierüber Globus LIX, S. 58.) Sauer.

Bronzenes Wildschaf aus einem Minusinsker Kurgane.

Von Vasilij Priklonski.

Den Sommer 1890 verbrachte ich auf Bereisungen des Gebietes von Minusinsk im Gouvernement Jenisej, welches wegen der überreichen Fundstücke aus dem Bronzezeitalter, die man in Kurganen gemacht, genug bekannt ist. Mir ist es geglückt, an 30 Stück ganz merkwürdiger Gegenstände zu entdecken, worunter einige Äxte und vollkommen zerfressene Dolche, alles mit Malachitgrün überzogen. Unter anderm wurde in der Gegend von Irkutsk bei der Aufpflügung des Erdbodens unterm Gestrüpp das bronzene, mit einer dunkelmatten Patina belegte Böcklein gefunden, in dessen Innern ein helles, gleichfalls bronzenes Kügelchen umkollert. Es ist klar, daß dies ein Glöcklein war, und nach den Ausführungen unsrer Archäologen wurde dieser Gegenstand auf einen Stab gesteckt und diente als Abzeichen der Schamanenwürde dieses verschwundenen Geschlechts, welches in den tiefen Höhlen der steilabfallenden Felsen an den Ufern des Jenisej und seiner oberen Zuflüsse hauste. Ihre Verstorbenen bestatteten sie in Gehäusen aus Balken von der Dicke bis zu anderthalb Ellen im Durchmesser und verschütteten sie mit hohen Kurganen. Die letzteren umgaben sie mit steinernen Fliesen, die über der Erde mehrere Ellen hoch und in der Erde zwei Ellen tief waren. Beachtenswert ist der Umstand, daß man sich fragen muß, wie denn bei den Kurganen in der Steppe, die doch so weit von jedem Wald und Berg entfernt sind, diese schweren Steinblöcke und mit welchen Mitteln sie zur Stelle gebracht worden sein mögen? Obgleich es mich sehr gefreut haben würde, mich mit der Verfolgung der Spuren dieser Altertümer zu beschäftigen, mußte ich doch aus Mangel an Zeit darauf Verzicht leisten. Ich bin in der gleichen Lage, wie der Vertreter eines hiesigen Handlungshauses, der in Paris gewesen, doch Paris nicht gesehen. Als ihn die Leute nach seiner Rückkunft befragten, wie es ihm in Paris gefallen, erwiderte er: „Bitte um Entschuldigung, ich bin nur in Geschäftsangelegenheiten meines Prinzipals gereist.“ So ergeht es auch mir; mir liegt es ob, so viele rein amtliche und sehr wichtige Arbeiten zu erledigen, daß mir die Möglichkeit fehlt, mit Ethnographie oder Archäologie eingehender mich zu beschäftigen. Soviel mir aber bekannt ist, findet sich in keinem einzigen archäologische Kabinette Rußlands etwas meinem Böcklein Ähnliches vor, obgleich Bockdarstellungen sonst häufig, sogar auf Ankern vorkommen.

Bronzeböcklein. Natürliche Größe. Gefunden 1890 bei Irkutsk.

Bemerkung des Herausgebers. Das bronzene „Böcklein“ stellt offenbar ein zentralasiatisches Wildschaf oder Argali (Ovis argali) vor, welches in verschiedenen Spielarten in den mittelasiatischen Gebirgen vorkommt, aber auch in den niedrigen Steppenbergen lebt. Die Kirgisen nennen es Archar. Indem diese Bronze ein heimisches Tier darstellt und zwar sehr charakteristisch, darf auch daraus wohl geschlossen werden, daß sie nicht eingeführt, sondern mittelasiatischen Ursprungs ist. Derartige bronzene Wildschafe hat schon Pallas (Reise III, Tafel 7) abgebildet und neuerdings auch Radloff (Aus Sibirien II, Tafel 5). Bei letzterem ausgezeichneten Forscher findet man die ausführlichsten Nachrichten über die sibirische Bronzezeit, welcher das hier abgebildete „Böcklein“ angehört. Die Übersetzung des russischen Briefes des Herrn Vasilij Priklonski verdankt der „Globus“ Herrn Dr. Fr. S. Krauß in Wien.

Das indische Mundschloß.

Über ein eigentümliches, bei den Hindus gebräuchliches Gerät, das mit religiösen Gebräuchen und Ansichten im Zusammenhange steht, sind wir bisher kaum unterrichtet gewesen. Es ist daher ein Verdienst von F. Fawcett, dasselbe im Journal of the Anthropol. Soc. of Bombay (II, 97, 1890) beschrieben und abgebildet zu haben. Das Mundschloß oder die Mundsperre besteht aus einer großen silbernen Sicherheitsnadel, die durch beide Backen gestochen und zwischen den Zähnen hindurchgeführt wird; dieses geschieht als Gelübde an irgend ein Heiligtum für eine empfangene Wohlthat. Tausende von solchen silbernen Mundspangen, die namentlich aus Maisur und Heiderabad stammen, werden als Opfergaben in Tirapati geopfert, da, wo auch so viele Hindus ihr Haar darbringen. Ursprünglich diente es dazu, das Gelübde des Schweigens und des Hungerns zu erleichtern und zu erzwingen; mit der Zeit nahm es aber einen milderen Charakter an, verlor die ursprüngliche Bedeutung und ist jetzt nur noch ein Zeichen der Selbstverstümmelung. Dieses Mundschloß heißt in Telugu noti begam und auf Kanaresisch bazze bega; es wird von beiden Geschlechtern angelegt, wenn sie nach Tirapati wallfahrten, um Krankheiten los zu werden oder sonst einen Wunsch erfüllt zu erhalten. Gewöhnlich legt ein Goldschmied das Mundschloß an, doch thun dieses die Frauen auch selbst. Ganz Rechtgläubige

tragen es auf der ganzen Wallfahrt, andre legen es der Bequemlichkeit halber nur erst vor Tirapati an. Dort angelangt, nimmt man es ab und legt es in einen Kasten als Opfer; von hieraus verkaufen die Priester die Spangen zum Silberwert. Tirapati ist ein Heiligtum Wischnus, und keinerlei Tiere dürfen hier geopfert werden. Dasselbe Gelöbnis in Verbindung mit einem Opfer wird aber in Bangalor dargebracht, wo ein Tempel mit den Steinbildnissen der sechs Gottheiten: Krupama, Mariama, Madurama, Mutialama, Saviarama und Kalama steht. Der Priester ist ein Paria, und Hindus aller Kasten aus der Nachbarschaft kommen hierher, um Gelübde zu leisten. Namentlich bringt man kranke Kinder dorthin und gelobt, daß sie nach der Genesung das Mundschloß tragen sollen. Ist das Kind aber noch zu jung, um die Operation gut vertragen zu können, so hilft man sich dadurch, daß man statt der Backen eine Banane mit der Spange durchbohrt, die dann von dem Kinde getragen wird. Zuweilen schicken auch Leute aus niederen Kasten ihre Frauen und Kinder statt ihrer zum Heiligtum und lassen diese das Mundschloß tragen.

Die gewöhnlichen Mundschlösser sind aus Silber; es giebt aber auch solche aus Gold, Kupfer und Bronze. Ein silbernes kostet 3 Annas. Im Jahre 1889 wurden im Tempel von Bangalor nur 10 Mundschlösser geopfert, doch in manchen Jahren steigt deren Zahl auf 50. Von den Schafen, Ziegen und Hühnern, welche bei dieser Gelegenheit vor dem Tempel geopfert werden, erhält der Priester nur die Köpfe; den Rest des Fleisches müssen die Frommen und ihre Freunde verzehren, verkaufen dürfen sie denselben nicht. Auch opfert man gelbes Zeug und Kokosnüsse. Am letzten Tage des Festes erscheint jeder Wallfahrer mit einem Lichte, das er samt einer Pastete dem Priester darbringt.

Wie bei dem Mundschlosse sich schon eine Milderung der ursprünglichen Sitte zeigt, so ist es auch mit einem andern religiösen Gebrauche, der bei den Tempelfestlichkeiten in Bangalor stattfindet. Früher befestigte man sich scharfe Haken in das Fleisch, die an Seile angebracht waren, an denen man sich um einen feststehenden Pfahl herumschwang. Jetzt macht man das einfacher und schmerzloser in einer Art Schaukel, in die man sich setzt, und die um den Pfahl herumgeschwungen wird. Der Priester leitet die Sache und erhält dafür 4 Annas vom Erwachsenen, 2 von jedem Kinde (1 Annas = 12 Pfennige). Wer auch diese geringe Summe nicht aufzubringen vermag, behilft sich damit, daß er dreimal um den Pfosten herumgeht. Dabei zerbricht man Kokosnüsse am Grunde des Pfostens. Das Fest dauert fünf bis sechs Tage, und dabei ist alles aus den niederen Kasten, eingeschlossen der Priester, betrunken. Am letzten Festtage opfert der Priester einen selbstgekauften Büffel der Krupama und ihren Schwestern; thäte er dieses nicht, so würde die Göttin erzürnen und eines seiner Familienglieder im Laufe des Jahres töten. Hauptsache des Festes ist, die Göttin Krupama bei guter Laune zu erhalten.

Der Burgwall von Gornij Poplat.

Der Bergwerkshauptmann, Herr V. Radimsky, ein zuverlässiger Beobachter der bosnisch-herzögischen Altertümer, beschreibt im Serajevoer Glasnik zem. muzeja, Bd. II, Heft 3, S. 292 bis 295 einen der merkwürdigsten uralten Burgwälle des Okkupationsgebietes. In der Gemeinde Gornij Poplat des Bezirkes von Stolac erhebt sich östlich von der Straße Stolac-Cjubinje das Vrsnik-Gebirge (Meereshöhe 514 m). Schon beim Aufstieg von der Straße gewahrt man die auf der Berghöhe gelegene gewaltige Gomila (oder Gromila = Erdhaufen). Blickt man auf der Straße von der Höhe der Žegulja-Karaula nach rückwärts, so erkennt man leicht, daß drei konzentrische Wälle die Gomila umgeben, daß daher die auf dem Vrsnik befindliche große Anhäufung das Terrain beherrscht.

Wie der Grundriß zeigt, hat dieser Burgwall eine elliptische Form, die der Linie des Bergabhanges folgt und von Nordwest zu Südost sich erstreckt. Er besteht aus folgenden Teilen: 1. einer Gomila *A*; 2. einem kreisrunden aufgeschütteten inneren Walle *B*; 3. einem inneren Walle *C*; 4. einem mittleren Walle *D*; 5. einem zu letzterem parallelen Walle *E*, und 6. aus dem äußeren Walle *F*. Die Gomila (*A*) ist aus herbeigeschafften größeren Steinen errichtet, 7 m hoch, hat im runden Fundament 25 m Durchmesser und auf der Spitze 7 m. Am Rande der Höhe läuft eine Brustwehr von 1 m Höhe, die einen Raum von 5 m im Durchmesser umschließt. Offenbar diente diese Gomila als eine Späherwarte. Der runde, innere zerbröckelte Wall (*B*) liegt ebenso wie die Gomila in der zweiten Achse des Baues und ist vom Fundament der Gomila 8 m entfernt. Er besteht aus einer runden Aufschüttung, hat 42 m im äußeren Durchmesser und umfängt einen Raum von 28 m im Durchmesser. Die Fundamentbreite dieses Walles beträgt 7 m, die Breite an der Spitze 3 m und die Höhe 3 m. Ein Eingang ist nicht mehr erkennbar und es ist unentschieden, ob dieser Raum als etwaige letzte Zufluchtsstätte der Verteidiger oder als Heiligtum gedient haben mag. Die große Achse des inneren Walles (*C*) beträgt 158 m, die kleine 116 m, der Umfang 431 m; die große Achse des mittleren Walles (*D*) 312 m, die kleine 212 m, der Umfang 822 m. Der Querwall (*E*) hat die Länge von 250 m. Zweifellos hatte dieser Wall die Stärke der Befestigung auf der minder steilen Seite des Berges zu erhöhen. Der äußere Wall (*F*) hat eine Längenachse von 371 m und eine kleine Achse von 269 m, der Um-

fang macht 1007 m aus. Die horizontale Entfernung der einzelnen Wälle untereinander wechselt zwischen 31 und 53 m, und vertikal überragt einer den andern zwischen 7 bis 17 m. — Die Gesamtlänge der Wälle mit dem innern Verhau ergiebt 2510 m. Die Gesamtfläche beträgt 7,8 ha.

Die Verhältnisse des Vrsnik-Walles sind geradezu riesig und es bedurfte vieler Hände Arbeit, bis man die Steine aus weiter Umgebung auf die Höhe hinaufgebracht und aufgeschichtet hatte. Nachgrabungen haben nichts andres zu Tage gefördert, als eine dunkle, wahrscheinlich mit Asche gemengte Erde. F. S. K.

Zensus der Neger in den Vereinigten Staaten.

Im Zensusbulletin Nr. 48, welches vor kurzem in Washington ausgegeben wurde, sind die Neger oder vielmehr die Farbigen behandelt. Nach demselben haben die Farbigen sich in dem Jahrzehnt 1880—90 nicht so vermehrt wie 1870—80. In den Staaten des Black Belt, des schwarzen Gürtels, lagen die Verhältnisse zwischen Weißen und Farbigen in den beiden Jahrzehnten wie aus folgender Tabelle ersichtlich ist.

	1880		1890	
	Weiße	Farbige	Weiße	Farbige
North Carolina .	867 242	531 277	1 049 191	567 170
Virginia	880 858	631 616	1 014 680	640 867
Georgia	816 906	725 133	973 462	883 716
Florida	142 605	126 690	224 461	166 678
Alabama. . . .	662 185	600 103	830 796	681 431
Louisiana . . .	454 954	483 655	554 712	562 893
Mississippi . . .	479 398	650 291	539 703	747 720
South Carolina .	391 105	604 332	458 454	692 503
	4 695 253	4 353 097	5 645 459	4 922 978

Die Zunahme zwischen Weißen und Farbigen in den beiden Jahrzehnten ist eine sehr verschiedene. Sie betrug bei den Weißen 1870—80 und 1880—90 resp. in North Carolina 27,8 und 20,9, in Virginia 23,7 und 15,1, in Georgia 27,8 und 19,1, in Florida 48,4 und 57,4, in Alabama 27,0 und 25,4, in Louisiana 25,6 und 21,9, in Mississippi 25,2 und 12,5, in South Carolina 35,0 und 17,2.

Bei den Farbigen ergeben sich für die beiden Jahrzehnte folgende Zahlen: In North Carolina 35,6 und 6,7, in Virginia 2,31 und 1,4, in Georgia 33,0 und 19,1, in Florida 38,1 und 31,5, in Alabama 26,2 und 13,5, in Louisiana 32,8 und 16,3, in Mississippi 46,4 und 14,9, in South Carolina 45,3 und 14,5.

Diese Zahlen zeigen in ihren gewaltigen Abweichungen, daß der eine oder andre Zensus, oder beide, sehr unregelmäßig durchgeführt sein muß und nur mit großer Reserve ist es möglich, dieselben zu vergleichenden Schlüssen zu benutzen.

In Louisiana, Mississippi und South Carolina überwogen die Schwarzen. Geht man aber auf einzelne Counties zurück, so tritt das Überwiegen der einen oder andern Rasse noch mehr hervor. Nach dem Zensus für 1890 sind die „schwärzesten“ Counties folgende, in welchen gegen zehn Farbige auf einen Weißen kommen:

	Weiße	Farbige
Louisiana: Concordia	1 546	13 324
East Carroll	967	11 390
Madison	900	13 235
Tensas.	1 111	15 533
Mississippi: Issaquena.	692	11 623
Tunica.	1 218	10 936
South Carolina. Beaufort.	2 563	31 553
Berkeley	7 661	47 666

Je weiter die Bevölkerungstabellen gedeihen, desto deutlicher wird es, daß die Neger sich aus den früheren Negerstaaten über den Mississippi nach Westen und über den Ohio nach Norden verziehen. Wir bemerken, daß in Tennessee die weiße Bevölkerung seit 1880 um 17 Prozent, die farbige nur um 7 Prozent, in West-Virginien die weiße Bevölkerung um 23, die farbige noch nicht einmal um 3 Prozent zugenommen hat. Da keine besondere Epidemie unter den Farbigen vorgekommen ist, ihre Ebenbürtigkeit in der Fähigkeit zur Fortpflanzung nicht bezweifelt werden kann und sie die Bedingungen der Erhaltung ihrer Nachkommenschaft wohl durchschnittlich kaum weniger besitzen als die Weißen, so ist ihre verhältnismäßige Abnahme im Süden nur durch Wanderung nach dem Westen und Norden zu erklären.

Für den Norden und Westen mag dies keine besondere Errungenschaft sein. Anderenteils dürften diese Landesteile die Neger verhältnismäßig leicht aufsaugen, da sie doch nur einen kleinen Prozentsatz der Bevölkerung bilden; wo sie aber lästig fallen, mögen sie wesentlich dazu beitragen, die Stimmung von Leuten, die früher in der Negerfrage besonders fanatisch waren, zu klären. Ein derartiges Übel mag dadurch erträglicher werden, daß man es auf ein größeres Gebiet ausbreitet, was eine gleichzeitige Verdünnung bedingt. Der Süden scheint durch die Wanderung der Neger um so weniger zu leiden, als er sie in nicht geringem Maße durch weiße Einwanderung ersetzen kann. Ob anderseits die Neger ihren Wandertrieb nicht teuer zu bezahlen haben, indem sie im Westen und Norden nicht dieselben günstigen klimatischen Verhältnisse vorfinden, ist eine andre Frage.

Bücherschau.

Die königlichen Observatorien für Astrophysik, Meteorologie und Geodäsie bei Potsdam. Aus amtlichem Anlaß herausgegeben von den beteiligten Direktoren. Berlin, Mayer und Müller, 1890. 160 S. 10 Tafeln. Preis *M.* 6 (resp. in Einzelabteilungen *M.* 2,50; 2,50; 2).

Nachdem die Organisation der Anstalten, welche die preußische Regierung für das Studium der Physik des Himmels und der Erde ins Leben rief, ihren einstweiligen Abschluß gefunden hat, war es sehr dankenswert vom Unterrichtsministerium, die Vorstände der betreffenden Institute — Prof. Vogel, Prof. v. Bezold, Prof. Helmert — zur Erstattung der Berichte zu veranlassen, welche nunmehr in hübscher Ausstattung der Öffentlichkeit vorliegen. Die Herren begnügten sich nicht damit, die Entwickelung des nunmehr ihrer Leitung unterstellten Forschungszweiges in seinen neuesten Phasen zu schildern, sondern sie holten sämtlich weiter aus und verbreiteten sich auch über die unscheinbaren Anfangsstadien, so daß der Leser ein abgerundetes geschichtliches Bild vorgeführt erhält. Dem entspricht es auch, daß jeder Abteilung das Medaillonbild des Mannes vorgesetzt wurde, mit dessen Namen die bezügliche Disziplin untrennbar verbunden ist: G. Kirchhoffs, von dem die Chemie der Himmelskörper begründet wurde, A. v. Humboldts, des Vaters der wissenschaftlichen Klimatologie, und J. J. Baeyers, der die europäische Grundmessung und eine neue Auffassung des Fundamentalproblems der Geodäsie geschaffen hat.

An dieser Stelle kann auf den reichen Inhalt der Schrift natürlich nicht im einzelnen eingegangen werden, vielmehr müssen wir uns mit einzelnen Andeutungen begnügen. Überaus interessant ist die Übersicht über die mancherlei astronomischen Untersuchungen, welche auf der Potsdamer „Sonnenwarte“ bereits ausgeführt worden sind oder noch in Vorbereitung sich befinden; diese Anstalt besteht bereits längere Zeit, und infolgedessen ist die Arbeit an ihr auch schon am meisten in den stationären Zustand übergegangen. Die Sonne selbst, zu deren unausgesetzter Beobachtung der mit ihren Besonderheiten wohl am besten bekannte Prof. Spörer von Anklam betraut wurde, bietet freilich nicht das einzige, ja zur Zeit kaum mehr das besonders im Vordergrunde stehende Forschungsobjekt dar, doch hat gerade die Sonnenphysik bereits eine sehr wichtige Bereicherung durch die hier zustande gekommenen Beobachtungsreihen erfahren, indem festgestellt ward, daß Fackeln und Flecke in der Nähe des Sonnenäquators gleiche Rotationsgeschwindigkeit besitzen, daß dagegen diese Beziehung in höheren heliographischen Breiten eine ganz andre wird. Auch photometrische Messungen wurden mehrfach gemacht, und für die Dichte des Erdkörpers ist von dem Observator Dr. Wilsing der sehr viel Vertrauen verdienende Wert 5,579 ($\pm$ 0,012) ermittelt worden. Dagegen scheint das Zöllnersche Horizontalpendel, welches der Berichterstatter vor neun Jahren in einem tiefen Brunnenschachte angebracht sah, noch nicht in regelmäßigen Dienst gestellt worden zu sein.

Das meteorologische Institut ist, wie wir erfahren, zur Zeit noch geteilt, indem die Räumlichkeiten für die Meteorologie im eigentlichen Sinne noch in Berlin verblieben, wogegen das unter Leitung des Dr. Eschenhagen gestellte erdmagnetische Observatorium nach Potsdam verlegt wurde. Das erstgenannte besteht aus drei Abteilungen: für allgemeine Fragen der atmosphärischen Physik (Dr. Hellmann), für Gewitter und außergewöhnliche Vorkommnisse (Dr. Aßmann), endlich für Instrumente (Dr. Sprung). Über die Anlage des preußischen Stationsnetzes werden wir gründlich unterrichtet, und es wird jedermann den Eindruck gewinnen, daß der Betrieb der Klima- und Witterungskunde, seitdem sie von ihrer nicht geeigneten Verbindung mit dem statistischen Amte losgelöst ist, einen sehr bedeutenden Aufschwung in Preußen genommen hat. Bei der Beschreibung des Neubaues auf dem Telegraphenberge verdient besonderes Interesse die hohe Sorgfalt, welche einmal auf die Verwendung absolut unmagnetischer Baumaterialien und sodann auf die Hintanhaltung der den Variationsbeobachtungen durch Temperaturschwankungen drohenden Gefahren gerichtet werden mußte.

Die Thätigkeit des geodätischen Instituts ist, wie man kurz sagen kann, hauptsächlich der Ermittelung der Abweichungen gewidmet, welche die durch einen vollständig ruhigen Wasserspiegel dargestellte Erdgestalt einer ihr sich möglichst genau anschmiegenden geometrischen (Referenz-) Fläche gegenüber aufweist. Schwerkraftsbestimmungen und Studien über lokale Lotabweichungen bilden daher zur Zeit die Hauptbeschäftigung dieser Anstalt. Bekanntlich hat sich letztere in jüngster Gegenwart auch dadurch ein großes Verdienst um die wissenschaftliche Erdkunde erworben, daß ihr Vorstand die vielumstrittene Frage, ob die Polhöhen der einzelnen Erdorte periodischen Veränderungen ausgesetzt seien, einer endgültigen Lösung entgegenzuführen begonnen hat.

München. S. Günther.

Μηλιαράκης Ἀντών. Νεοελληνικὴ γεωγραφικὴ φιλολογία κτλ. Ἐν Ἀθήναις (Barth und von Hirst) 1889. *δ'* und 128 SS. 4 M.

Mit Vergnügen sei auf dieses verdienstliche Verzeichnis der neugriechischen geographischen Litteratur hingewiesen. Herr M., der infolge zahlreicher geographischer Arbeiten größeren und kleineren Umfangs rühmlich bekannt ist, hat die von Griechen und nationalisierten Ausländern verfaßten Schriften aus dem Zeitraume von 1800 bis 1889, insoweit sie geographische Dinge (auch das Ausland) behandeln, systematisch zusammengestellt. Die Pariser Gesellschaft zur Förderung der griechischen Studien hat diesen Katalog, der in der That eine Lücke ausfüllt, mit einem Preise ausgezeichnet. Als erster dieser Art ist er natürlich nicht absolut vollständig. Aber das mögliche ist, namentlich durch Ausbeutung der so zahlreichen griechischen Tagesblätter, erreicht. Hier nur einige wichtigere Zusätze: Nikiphoros-Gasis *Στοιχεῖα γεωγραφίας*: Wien 1884. — Siliwergos *Ἐπιτομή*: Nauplia 1831. — Anastasios *Ἀπολογία ἱστοριογεωγραφική*: Triest 1814. — Über Kythnos: Landerer Ath. 1835. Kypros: Konstantinidis G. M. Ath. 1886. Païsios: Warószcha (auf Cypern) 1887. — Samos: Die Staatskalender des Fürstentums Samos sind von dem verdienten samischen Staatssekretär Epam. Stamatialis regelmäßig fortgesetzt worden (bis 1890). — Daß der Herausgeber brieflich einen Nachtrag in Aussicht stellt, ist sehr dankenswert. Bei der Aufzählung der Staaten ist befremdlicher Weise die Türkei nicht genannt. Vielleicht wäre in ähnlicher Weise eine Zusammenstellung aller kartographischen Arbeiten über griechisches Kulturgebiet zu ermöglichen. L. Bürchner.

Aus allen Erdteilen.

— Kamerun. Unsern Bericht (S. 272) über die Expedition Morgen können wir jetzt durch einige genauere Daten, die Reise des deutschen Forschers nach Adamaua betreffend, vervollständigen. Nach Rückgeleitung der Handelskarawane zur Jaunde-Station brach Premierleutnant Morgen mit 100 Leuten nach Ngila, dem Mittelpunkte des Elfenbeinhandels, auf. Um den auf uneinnehmbarer Höhe gelegenen Ort zählt man in dem reichen Kulturlande an 50 Dörfer von je 10 bis 20 Häusern, deren eine Hälfte zur Wohnung, die andre als Scheune zur Aufbewahrung von Korn und Mais benutzt wird. Mehrere Tagemärsche nördlich von Ngila liegt der Platz Ngaundere II, der jedoch nicht mit Ngaundere I in Adamaua verwechselt werden darf. Im vergangenen September mußte Leutnant Morgen um der eigenen Sicherheit willen mit dem Häuptling Ngila und dessen Bruder Ngute einen Kriegszug wider das erstgenannte Ngaundere unternehmen. Darauf begann der Weitermarsch gen Nordosten auf das Land der Tibati zu, deren erstes Dorf, Joko, nach einer mühseligen Wochentour erreicht wurde. Einen vollen Monat mußte Leutnant Morgen hier auf freiem Felde bei stetig fließendem Regen liegen bleiben, ehe ihm der Eintritt in das Land gestattet ward, und so traf er nicht früher als am 1. Dezember in dem etwa vier Tagereisen südwestlich von der Stadt Tibati (bereits von Flegel und später von Tappenbeck erkundet) befindlichen Kriegslager Sanserni ein. Der Empfang durch Fürst und Volk war durchaus freundlich, doch blieben dem deutschen Offizier keineswegs die Schrecken eines überaus lebhaften Sklavenhandels verborgen, durch den, wenn nicht schleunigst Einhalt geschieht, dieser Teil des Hinterlandes unsrer Kolonie in kurzer Zeit entvölkert werden muß. Ein einziger unterworfener Stamm „hatte 500 Männer, Weiber und Kinder als Tribut“ zu entrichten, von denen die Mehrzahl für Jola und Sokoto bestimmt war.

Von Sanserni zog sich Morgen zuerst in östlicher, dann in nordöstlicher Richtung zum Mbam hinüber und fand, daß der Fluß an der Furt trotz des herrschenden Tiefstandes zwischen 3 und 4 Fuß Wasser hatte. Nach Aussage der Eingeborenen soll der Mbam noch weiter hinauf für Boote und Kanus fahrbar sein, so daß sich damit eine brauchbare Verkehrsstraße bis in das Herz dieser wichtigen Handelszone öffnet. Nun wandte sich Morgen in einem großen, schließlich nach Westen gerichteten Bogen auf Banjo zu, diesem wichtigen und stark befestigten Platz Adamauas, womit der Anschluß an Flegels südlichsten Punkt, den er im April und Mai 1884 besucht, glücklich bewerkstelligt wurde.

Von Banjo gelangte Morgen über Gaschka, das auch Dr. Zintgraff auf seiner ersten Adamaua-Reise passiert hat, nach Ibi am Benuë, von wo aus er die Rückfahrt in der von uns schon gemeldeten Weise antrat.

Während Zintgraff und Morgen die Unterstützung rühmen, die ihnen durch Mr. Mac Intosh, dem Chef der

Royal Niger-Company am Benuë zu Teil ward, widerhallt es in Frankreich von Klagen über die Unbilden, welche dieselbe Niger-Company der Expedition Mizon zugefügt haben soll. Wir sind weit entfernt, die englische Gesellschaft irgendwie in Schutz zu nehmen; ihr vielgenanntes Opfer, der deutsche Kaufmann Hönigsberg, ist jetzt ganz kürzlich in Berlin aus dem Leben geschieden, während seine Sache noch dem Schiedsspruche des belgischen Staatsministers Jakobs unterlag. Der Verstorbene, aus Bayern gebürtig, hat mit nie rastendem Fleiß sein Glück fast in allen Erdteilen versucht. Er ist lange in Südamerika gewesen; er hat u. a. die Bahn von Sabanilla am Magdalenenstrome gebaut, wurde aber durch die kolumbianische Regierung um die Früchte seiner Arbeit gebracht. Er ging dann 1885 nach Lagos in Westafrika und später nach Eggan am Niger und gründete hier, dank seiner kaufmännischen Geschicklichkeit, ein blühendes Geschäft. Wie dieses und damit seine Eigentümer durch die Ränke der Royal Niger-Company ruiniert wurden, ist bei den ewig erneuten und noch immer schwebenden Verhandlungen wohl in aller Erinnerung. Jener letzte schwere Schlag hatte die Thatkraft des sonst so rührigen Mannes auffällig gelähmt; grau und gebückt ging er daher, aber würdig, daß auch an dieser Stelle seiner mit einem teilnehmenden Worte gedacht werde. H. S.

— Französische Expeditionen in Zentralafrika. Am 1. Dezember 1890 wurde zu Paris ein Comité de l'Afrique française begründet zu dem Zwecke, Expeditionen auszusenden, welche den französischen Besitz am Kongo (Congo français) mit den französischen Besitzungen am Mittelmeere verknüpfen sollten, indem sie im Hinterlande des deutschen Kamerungebietes, namentlich am Tsadsee, Verträge abschließen sollten, welche die dortigen Länder und Völker unter den Schutz Frankreichs brächten. Ein riesiges Unternehmen, das zum Teil durch noch ganz unbekannte Gegenden Afrikas führt. Bereits ist der berühmte französische Reisende Paul Crampel vom Ubanghi (nördlicher Zufluß des Kongo) unterwegs, und ihm folgt jetzt eine zweite Expedition zur Unterstützung, die im März schon in Loango war, wo die Träger gemietet wurden. Sie besteht aus dem Führer J. Dybowski, Brunache aus Algerien als erstem Offizier, dem Kaufmann Bigrel und dem Naturforscher Chalot. Dazu 42 mit Repetiergewehren bewaffnete Senegalneger. Hauptsache ist die Ausdehnung des französischen Besitzes vom Kongo bis zum Tsadsee. „Die Verbindung unsrer algerischen Besitzungen — heißt es im Bulletin des genannten Komités — und von Tunis und dem Süden mit denen am Kongo, mit dem Tsadsee als Mittelpunkt, wäre dann bald eine vollendete Thatsache. Wir brauchen wohl nicht weiter auszuführen, welchen unermeßlichen Wert dieses Gebiet in französischen Händen haben würde."

— Montenegro, welches nach dem letzten russisch-türkischen Kriege einen schmalen Küstenstreifen am Adriatischen Meere erhielt und damit aufhörte, ein Binnenstaat zu sein, hat in seinen beiden Küstenstädten Antivari und Dalcigno seine Flotte allmählich entwickelt. Nach Veröffentlichungen aus Cettinje besitzt das Fürstentum jetzt fünf Dampfer und 150 Segelfahrzeuge verschiedener Art, die unter montenegrinischer Flagge fahren.

— Julius Erasmus Hilgard, früher Vorstand der Küstenvermessung in den Vereinigten Staaten, starb am 8. Mai 1891 zu New York. Er war am 7. Januar 1825 in Zweibrücken geboren und kam im Jahre 1835 mit seinem Vater nach den Vereinigten Staaten. Die Familie siedelte sich bei Belleville, Illinois, an, und der Vater erwarb sich ein unsterbliches Verdienst, indem er die Kultur der Weinrebe in Amerika einführte und außerdem entdeckte, daß sich die Catawba-Traube am besten für das Klima von Illinois, Ohio rc., wo sie jetzt in ausgedehntem Maße gepflegt wird, eigne. Der junge Hilgard wurde Civilingenieur und trat unter Superintendent Bache in den Küstenvermessungsdienst ein, an dessen Arbeiten er, namentlich auch während der anstrengenden Zeiten des Bürgerkrieges, hervorragenden Anteil nahm; die Kartierung der früher fast unerforschten Küste des Stillen Ozeans ist zum guten Teil sein Werk. Nach dem Ableben des Superintendenten Pierce wurde er dessen Nachfolger und stand dem Küstenvermessungsdienst bis zum Jahre 1884 vor.

— Der Begleiter von Dr. K. Peters, Herr Oskar Borchert, wird den ersten kleinen Dampfer, beschafft aus Mitteln der Petersstiftung, auf den Viktoriasee bringen, an welchem zugleich eine Schiffswerfte angelegt wird. Der Kahnbau wird dort schon lange von den Negern betrieben und dieselben werden schnell auch den Bau von Segelschiffen nach europäischer Art erlernen. Der Dampfer soll geringen Tiefgang, 0,8 m in unbeladenem, 1,5 m in beladenem Zustande haben; 20 m Länge und 3,6 m Breite sind die Dimensionen, welche man bei Bestellung des Dampfers ins Auge fassen würde. Der Dampfer sollte 60 Pferdekräfte betragen und — abgesehen von seiner Schleppkraft — 40 Tonnen Ladung und 120 Personen aufnehmen können, ferner würde er auf Holzheizung eingerichtet und mit Segelvorrichtung versehen sein, um die regelmäßigen Winde zu benutzen.

— Die Fremden im Kongostaate. Die im Jahre 1890 vorgenommene Zählung hat ergeben, daß über den weiten Raum des Kongostaates 744 Nichteingeborene zerstreut leben. Unter ihnen 677 Europäer, 15 Amerikaner, 50 Afrikaner (Ägypter, Araber) und 2 Indianer. Unter den Europäern sind die Belgier mit 338, die Engländer mit 72, die Italiener mit 63, die Portugiesen mit 56, die Holländer mit 47, die Schweden und Dänen mit 67, die Franzosen mit 18, die Deutschen nur mit 6 vertreten. Diese eingewanderte Bevölkerung ist stark in der Zunahme begriffen, denn 1886 belief sich dieselbe erst auf 254 Köpfe. Der Beschäftigung nach stehen 271 im Dienste des Kongostaates, 157 sind Handwerker und 175 in kaufmännischen Geschäften angestellt. In Matadi, das mehr und mehr europäischen Anstrich gewinnt, leben 169, in Boma 159, in Léopoldville am Stanleypool 82, in Banana am mittleren Kongo 73. Von da nach dem Innern und an den Nebenflüssen des Kongo nimmt die Zahl mehr und mehr ab. Doch sind an den Stanley-Falls noch 10 Weiße angesessen. Diese Zahlen beweisen abermals einen großen Fortschritt des Kongostaates.

— Der kürzeste Weg von Europa nach Ostasien ist jetzt über Kanada. Am 13. Mai 1891 traf in London die erste Post auf der neuen Route an; dieselbe war von Yokohama in Japan nur 25 Tage unterwegs, hatte aber in Amerika drei Tage gelegen, da gerade kein Dampfer zur Weiterbeförderung vorhanden war. Die Briefe aus Shanghai waren 32 Tage unterwegs. Ohne jenen unnötigen Aufenthalt wäre die Post in 22 bezw. 29 Tagen in London abgeliefert worden. Der Dampfer „Empreß of India" durchfuhr den Stillen Ozean in 10½ Tagen und die „Canadian Pacific Railway" brachte die Post in 91 Stunden vom Stillen Weltmeer zum Atlantischen Ozean.

Herausgeber: Dr. R. Andree in Heidelberg, Leopoldstraße 27. Druck von Friedrich Vieweg und Sohn in Braunschweig.

Bd. LIX. **Globus.** Nr. 24.

Illustrierte Zeitschrift für Länder- und Völkerkunde.

Begründet 1862 von **Karl Andree.**

Herausgegeben von **Richard Andree.**

Druck und Verlag von Friedrich Vieweg & Sohn.

Braunschweig. Jährlich 2 Bände in 24 Nummern. Durch alle Buchhandlungen und Postanstalten zum Preise von 12 Mark für den Band zu beziehen. **1891.**

Der Kultus der Niasser.

Von Missionar H. Sundermann[1]).

Wenn ich von einem Kultus der Niasser rede, so muß ich zuerst und vor allem bemerken, daß dieser ganze Kultus am allerwenigsten aus eigentlich religiösem Gefühle entspringt. Wir müssen von einem eigentlich religiösen Bedürfnisse mit überirdischem Wesen in Verbindung zu treten, beziehungsweise in Verbindung zu bleiben, so gut wie ganz absehen. Alles tiefere Gefühl für eine überirdische Welt und auch für ein Leben nach dem Tode ist ihnen abhanden gekommen, wie mir dies die jungen Christen, bei denen wir Missionare es jetzt natürlich nach Kräften zu wecken suchen, oft gestanden haben. Sie sagen selbst: Für etwas weiteres als was wir hier auf Erden haben, haben wir keinen Sinn; wenn wir hier nur fertig sind und nur unsere irdischen Bedürfnisse befriedigt haben, dann sind wir zufrieden und etwas weiteres brauchen wir nicht. Was wir nun hier Kultus nennen, das entspringt nur aus Zweckmäßigkeitsgründen. Zuerst und vor allen Dingen sucht man dadurch Hilfe und Genesung in Krankheit, sodann Fernhaltung von solchen, Vertreibung böser Geister und sonstiger schädlicher Einflüsse, Segen für Haus und Acker und Viehstand und was dergleichen Gründe mehr sind.

Allerdings haben die Niasser auch noch eine gewisse Gotteserkenntnis, aber dieser Gott bleibt draußen, sie treten in so gut wie keine Beziehung zu ihm. Der Name für „Gott" ist „Lowalangi", dessen Ursprung uns aber dunkel bleibt. Ich möchte am ersten noch vermuten, daß der Name ein Kompositum sei aus den drei Wörtern Lô = „nicht" und ba = „in" und langi (malaiisch langit) = „der sichtbare Himmel", „das Firmament", und somit würde er möglicherweise aussagen, daß dieses Wesen nicht im sichtbaren Himmel ist und also der Hohe und Erhabene, indessen wage ich keineswegs diese Erklärung als gesichert hinzustellen.

Den Namen dieses Gottes hört man nun sehr häufig und meistens, wenigstens nach unsern Begriffen, geradezu mißbrauchen. Immer wieder heißt es: „Balazi Lowalangi", d. h. „es steht bei Gott"; „iila Lowalangi" = „Gott siehet es"; „irongo ligoe Lowalangi" = „Gott hört meine Worte", „Gott ist mein Zeuge" u. s. w. u. s. w. Lowalangi ist es auch, der im letzten Grunde die Seele etoeô, d. h. der dieselbe abreißt wie einen Faden und also Herr ist über Leben und Sterben.

Auch bei Flüchen wird der Name Gottes häufig genannt, z. B. „Jamoefatôrô horônia Lowalangi" = „möge Gott ein Verbrechen auf ihn bringen"; „Jamoehôndrôgôô Lowalangi" = „möge dich Gott niederdrücken, oder erdrücken"! „Jamoefamatô hôwandraoegô Lowalangi" = „möge dich Gott wie Spinat abbrechen" u. dergl. m.

Um Hilfe wird Gott, wenn überhaupt im Ernste, dann doch nur sehr selten angerufen; leere Worte, wie: „Jamoetolo Lowalangi" = „Gott möge helfen" u. dergl. hört man freilich öfter, auch soll bei dem einen oder andern Götzenopfer Lowalangi nebenbei um Erhaltung des Lebens angerufen werden. Eher ruft man ihn vielleicht noch um Rache an: „Halô mbalôgoe Lowalangi" = „räche mich mein Gott"!

Im übrigen heißt es auch hier: „Ihr Herz ist ferne von mir". Das Verhältnis, in dem der Niasser zu Gott steht, könnte man vielleicht, wenn ich mich so ausdrücken darf, als einen praktischen Deismus bezeichnen, woneben dann eben der Ahnen- und Geisterdienst besteht, auf den sich der ganze Kultus bezieht.

Wenn wir nun auf den letztern unser Augenmerk etwas näher richten wollen, so werden wir zu reden haben:

1. Von den Wesen, die verehrt und angerufen werden. 2. von den Götzen, 3. von den Priestern und 4. von den Opfern und deren Darbringung.

[1]) Herr Missionar Sundermann, der 14 Jahre auf der Insel Nias an der Westküste Sumatras lebte, ist zweifellos einer der gründlichsten Kenner der Niasser, was bereits aus mehreren von ihm in Warnecks Allgem. Missions-Zeitschrift veröffentlichten Aufsätzen hervorging. Er hat außer den Sitten die Sprache von Nias gründlich studirt und das Neue Testament in dieselbe übersetzt. Vergl. auch Fr. Kramer „Der Götzendienst der Niasser" in Tijdschr. voor Ind. Taal-, Land- en Volkenkunde, XXXIII, Batavia 1890. A.

I. Von den Wesen, die verehrt und angerufen werden. Daß Lowalangi = Gott, so ziemlich draußen bleibt, wurde eben ausgeführt. Ihm zunächst steht ein gewisser Halbgott, den man Latoere nennt. Nach einer Ausführung meines Kollegen, des Missionar Kramer, soll er in der Sonne wohnen. Latoere sowohl als auch Lowalangi, mitsamt noch einigen andern bösen Wesen und auch dem ersten Menschen, sind hervorgegangen aus den Früchten zweier Bäume, die am Anfange aller Dinge auf dem Rücken der Winde wuchsen. Latoere sollte eigentlich den Menschen zum Menschen machen und da er dies nicht vermochte und Lowalangi es somit doch thun mußte, so erhielt der erstere den Menschen nur als sein Schwein zum Geschenke zurück. Darum heißt er jetzt: Latoere sobawi si hônô = Latoere, der die tausende als Schweine besitzt, oder Latoere sobawi sato = der die Menge als Schweine besitzt. Von Zeit zu Zeit ißt er nun einen auf, oder vielmehr nur den Schatten desselben, was aber den Tod zur Folge hat und sich durch eine Krankheit des betreffenden anzeigt. Dann muß geopfert werden, um Latoere zu bewegen, einen andern fettern zu nehmen, aus einem andern Teile der Insel.

Außer Latoere sind es die afôcha und nadaoja, die auch den Schatten des Menschen essen und denselben krank machen. Sie stammen von zwei Stammvätern gleichen Namens ab, die, wie eben schon erwähnt, auch aus den Früchten eines jener Bäume entsprossen sind. Hier wird indessen der Kranke unfehlbar durch ein Opfer gesund, wenn nicht zugleich Lowalangi sein Ende beschlossen hat, daher wohl die Redensart: „Lò saetoe ba Lowalangi" = „seine Seele ist noch nicht von Gott abgerissen worden".

Die afôcha und nadaoja sind sehr groß, mit sehr langen Beinen und streifen gewissermaßen als Jäger durchs Land, um Menschen zu jagen. Der Regenbogen ist das Fangnetz der nadaoja für den Schatten der Menschen und darum fürchtet man sich vor dem Regenbogen. Auch Hunde haben sie, asoe mbanoea = Lufthunde, deren Kopf verdreht nach hinten steht, und die man bisweilen bellen hört. Ist der Schatten eines Menschen im Netz, so wird er aufgespießt. Dieser Schatten soll aber noch ein besonderer Schatten sein und nicht der, den der Mensch in der Sonne auf die Erde wirft.

Ferner giebt es noch eine ganze Anzahl bechoe narô danô = unterirdische böse Geister, die in Löchern und Höhlen leben und hervorkommen, um die Menschen zu plagen, resp. deren Schatten zu fressen. Da hat man sigelo danô (eigentlich Erdsau), lainii, lamoeti, lamoeha, soembala u. s. w., über deren Gestalt man nicht recht zur Klarheit kommt. Auch der harimo (Tiger) wird als Bechoe betrachtet, da man von Sumatra gehört hat, daß derselbe Menschen fresse. Dann hat man noch matiana, die Geister von Frauen, die im Wochenbette sterben. Diese ergreifen Männer und ziehen ihnen wohl die Arme aus, um sie verkehrt wieder einzusetzen, mit den Handflächen nach außen. Aber auch vor den Geistern der Verstorbenen im allgemeinen fürchtet man sich und muß somit durch Furcht des Todes im ganzen Leben ein Knecht sein, und immer wieder durch endlose Opfer alle diese Wesen zufrieden zu stellen, oder auch abzuhalten suchen.

Außer diesen eigentlich göttlichen, beziehungsweise teuflischen Wesen, werden dann noch gefürchtet und bei gewissen Anlässen verehrt die drei Ahnen Bàoewa danô, Baloegoe Loeo mewôna und Toeha zangarôfa, die ähnlich wie einst Romulus gewissermaßen Götter oder Halbgötter geworden sind. Bàoewa danô ist unter der Erde und trägt als Atlas die Erde, darum sagen sie bei Erdbeben: „Ilaoe Toeada" = „unser Großvater ist wieder beschäftigt". Baloegoe Loeo mewôna ist droben und ist Mittler bei Opfern an Latoere, und Toeha zangarôfa wohnt auf dem Grunde des Meeres als Neptun der Niasser. Hier und da erhalten auch diese Opfer, wenigstens der erstere und der letztere. Und dann dürfen wir auch vor allen Dingen die eigentlichen Vorfahren nicht vergessen, von denen adoe zatoea (Elterngötzen) hergestellt werden, die bei allen möglichen Gelegenheiten Opfer erhalten und besonders um Segen für alle möglichen Fälle und Verhältnisse angerufen werden.

So ist des Opferns kein Ende, und die Sache kann bei vielen Krankheiten, oder sonstigen Unglücksfällen in einer Familie, eine solche finanziell gänzlich ruiniren, wie ich davon noch in neuerer Zeit ein Beispiel hatte auf meiner Station Dahana.

II. Von den Götzen. Der Götzen giebt es, man möchte sagen Legion, man spricht aber von einer Zeit, in der es nur sieben Arten gab. Augenscheinlich haben die Priester im Laufe der Zeit immer neue erfunden, da sie ja den meisten Vorteil von der Sache haben. Bleibenden Wert haben indessen nur wenige von diesen vielen Götzen. Unbedingt bleibend sind die Adoe zatoea = die eigentlichen Ahnenbilder und dann etwa noch die Siraha = Hausgötzen, die Bawaoeloe = Fest- resp. Häuptlingsgötzen, die Bihara = Priestergötzen und die Adoe horô, auf die wir gleich noch zurückkommen, letztere aber schon weniger. Die allermeisten Götzen werden nur für die bestimmten Fälle von Krankheiten u. s. w. gemacht und haben dann ihren eigentlichen Wert damit verloren. Weitaus die wichtigsten Götzen sind die Adoe zatoea, wenn ich auch die Verehrung der Ahnen vorhin an letzter Stelle genannt habe, weil diese doch eben nur menschlichen Wesen gilt. Zugleich sind diese Adoe zatoea aber auch mit von den kleinsten Götzen. Es sind hölzerne Figuren von etwa 15 bis 25 cm Länge, meistens recht nett geschnitzt, in ordentlicher menschlicher Gestalt, nur mit sehr kurzen Beinchen und in etwas hockender Stellung; manche unter ihnen sind aber auch sehr primitiver Art.

Wodurch erhalten nun aber diese Figürchen ihren hohen Wert? Wenn jemand, sei es nun ein Mann oder eine Frau, gestorben ist, der männliche Nachkommen hat, so wird an seiner Statt ein solcher Götze angeschafft und im Hause aufgestellt. Dann muß der Priester dem Geiste des Verstorbenen winken und ihn an das Bildchen überweisen. Das ist aber noch nicht hinreichend. Es giebt auch noch ein Überbleibsel des Herzens des Verstorbenen (ein alôlôa dôdôm), welches aus dem Grabe aufsteigt. Nach einiger Zeit, oft auch erst Jahre nachher, wenn man vielleicht durch Krankheit oder sonstige Unglücksfälle in der Familie daran erinnert wird, wird eine Feier veranstaltet, die man das fanao = das Holen, Hervorholen nennt. Dann wird das Grab gereinigt vom Grase, man breitet Kleider, Schmucksachen u. s. w. darauf aus, streut einige Körnchen Reis darauf und dann setzt sich die Familie darum herum und lädt jenes Überbleibsel des Herzens, welches man môkômôkô nennt und welches in Gestalt eines kleinen Spinnchens aus dem Grabe aufgestiegen sein soll, ein, sich zu zeigen. Findet man dann ein Spinnchen, von dem man denkt, daß es das richtige sei, so thut man es in ein Röhrchen und bringt es noch nach einem besondern Platze im Gebüsch, wo ein besonderer Versammlungsort der Geister der Verstorbenen sein soll, läßt es hier wieder laufen, schlachtet ein Schweinchen und tanzt und singt, und endlich fängt man das Tierchen wieder ein und bringt es ins Haus, in die Nähe des betreffenden Götzenbildes. In dem Götzen nimmt es nun seine Wohnung. Es wird dann noch geopfert und getanzt und die Geschlechter werden aufgezählt u. s. w., und nun ist dieser Götze ein sangehowoe = ein Segensspender ge-

worden, von dem man alles Heil erwartet und den man zugleich fürchtet.

Bekommt aber das Bild vielleicht einen Riß, so denkt man das môkômôkô sei entflohen und dann muß die ganze Handlung mit einem neuen Götzenbilde wiederholt werden und ebenso, wenn ein solches Bild etwa durch Brand zu Grunde geht.

Nach und nach wird nun der eine Verstorbene an den andern gereiht; alle werden an eine Stange gebunden und jemehr sich die Familie erweitert, desto mehr Besitzer oder Mitantheilhaber dieser Götzenreihe, bis man dann allmählich in den einzelnen Familien neue Reihen beginnt. Wer nun gerade die Götzen bei besonderen Veranlassungen nöthig hat, der holt sie in sein Haus, bis daß ein anderer sie wieder braucht. Den Götzen des ältesten Stammvaters muß immer der Nachkomme des ältesten Sohnes desselben aufbewahren. Nun ist aber interessant bei der Sache, daß man glaubt, eine solche Familie habe kein Glück und sterbe bald aus.

Im allgemeinen hängt man sehr fest an diesen Ahnenbildern und sind dieselben ein großes Hindernis für die Ausbreitung des Christentums, hier und da kommen aber auch Fälle von Abfall und Liberalismus, ja von Blasphemie gegen dieselben vor. So erzählte einer meiner Getauften folgenden Fall: Ein Mann, der Schulden halber von seinen Gläubigern gedrängt wurde, geriet plötzlich in Wut gegen den Götzen, der seinen Vater vorstellte. Er nahm ihn von seinem Platze herunter und mit den Worten: „Weil du mir nicht zu Würde und Reichtum verholfen hast, Götze meines Vaters, so darfst du dich heute Nacht hier unter dem Brüthuhn erlaben“ steckte er denselben unter die brütende Henne. Am andern Morgen zog er ihn wieder hervor und sagte in blasphemischer Weise: „So, hat es dir geschmeckt unter dem Huhn, heute Nacht, Götze meines Vaters?“ und dann schleuderte er ihn zum Dachfenster hinaus in die Büsche. „Und doch,“ setzte der Erzähler hinzu, „lebt der Mann heute noch und der Götze hat sich nicht gerächt;“ was die Heiden sonst glauben würden.

Die Götzen, die zur Heilung von Krankheiten dienen, sind ein Geschenk von oben zum Trost und zur Hilfe in den vielen Nöthen und Krankheiten auf dieser Erde.

Was die Herstellung, resp. die mehr oder weniger schöne Figur betrifft, so wird außer den genannten Ahnengötzen eigentlich nur noch auf die siraha = Hausgötzen Werth gelegt; man findet darunter welche, die einem angehenden Bildhauer alle Ehre machen würden. Sie werden in dem größten Raume des Hauses in einiger Höhe an einem freistehenden Pfeiler plaziert und bleiben dort dauernd. In jedem Hause giebt es nur einen dieser Götzen. Die Priestergötzen = bihara werden aus 50 verschiedenen Holzsorten hergestellt und zwar von jeder Holzsorte zwei, sodaß man 100 einzelne Stäbchen hat, etwa von der Dicke eines Fingers und etwa eine Spanne lang. Sie sind nur notdürftig mit einigen Kerben versehen, die das Gesicht vorstellen sollen und werden, ähnlich wie die Ahnengötzen, alle nebeneinander an eine lange Stange gebunden und dann oben im Dachstuhl aufgehängt und mit Palmblättern verziert. Beigegeben wird ihnen noch eine ganz kleine Stange mit etwa zehn ganz kleinen Bildchen, die ihre Kinder darstellen sollen und noch ein Bündelchen von Modellen einiger Hausgeräthe.

Die größten und schwersten Götzen sind die adoe horô und die fangoeroe, die aus dicken Baumstämmen, zum Teil Kokospalmen hergestellt werden; die Bearbeitung ist indessen eine sehr primitive und nachlässige.

Der erstgenannte (adoe horô) wird gebraucht von jemand, der an der richterlichen Entscheidung über irgend ein Verbrechen oder Vergehen (horô) teilgenommen hat, und nun vielleicht bald nachher krank wird, resp. befürchtet oder auch weiß, daß er sich eines Fehlers bei der Sache schuldig gemacht habe, der ihm nachteilig werden könnte. Ich bemerke dabei, daß es mit der Gerechtigkeit der Richter nicht allzu glänzend aussieht. Einer dieser Götzen hat die Gestalt eines Krokodils und ein andrer hat z. B. an beiden Enden einen Kopf. Diesen soll man machen, wenn man von beiden Parteien Geschenke genommen hat.

Die fangoeroe werden gemacht um Krankheiten, besonders Pocken- und Cholera-Epidemieen, von deren Auftreten man hört, vom Dorfe abzuhalten. Etwa drei große rohbearbeitete Stämme, denen man Porzellanscherben an Stelle der Augen einsetzt, werden mit noch einigen kleinern in der Mitte des Dorfes auf der Straße aufgestellt und ähnliche an den Ausgängen des Dorfes. Ferner werden die einzelnen Häuser mit allerlei Blätterwerk umzogen, um die Krankheitsgeister abzuhalten. Während einer Anzahl von Tagen darf dann kein Fremder das Dorf betreten und man bahnt wohl einen Weg darum herum durch das Gebüsch.

Die bawaoeloe = Fest- oder Häuptlingsgötzen werden nur von Häuptlingen, oder sonstigen vornehmen Personen gemacht. Sie sind verschieden, teilweise recht abenteuerlicher Gestalt und werden alle mit den Füßen in ein langes Brett eingelassen, welches auch selbst an einem Ende wieder mit einem Götzenkopfe versehen ist.

Auch die osaosa, der Thron, auf dem der Häuptling bei großen Festen umhergetragen wird (Fig. 1), ist zu gleicher Zeit Götze in phantastischer Gestalt, etwa der eines Büffels, und dasselbe gilt etwa auch von den großen Steinen, die die Häuptlinge und mehr oder weniger auch andre Leute, als Zeichen ihrer Größe und ihres Reichtums vor ihren Häusern aufstellen, resp. hinlegen. Diese haben, soweit sie überhaupt bearbeitet werden, die Gestalt eines Menschen.

Außer den hier namhaft gemachten, giebt es nun noch eine große Menge von Götzen, für alle möglichen Fälle und in allen möglichen Gestaltungen; es giebt darunter auch kleine Figürchen aus Lehm. Manche bilden ganze Systeme. So der kostspieligste unter allen, was die Opfer anbetrifft, der adoe ba mboemboe = „der Götze auf der Firste“, den man in Etappen aufstellt, vom Hofe an bis auf die Firste des Hausdaches. Diese vielen Götzen alle einzeln zu beschreiben, würde zu weit führen, und ich komme deshalb jetzt auf die Priester.

III. Von den Priestern. Die Priester bilden bei den Niassern keine besondere Kaste, aber immerhin doch immer einen besonderen Stand, abgesehen davon, daß manche Leute, besonders Häuptlinge und Häuptlingsfrauen, noch nebenbei Priester sind, die man also vielleicht in gewissem Sinne Laienpriester nennen könnte. Wie schon hiermit angedeutet, können auch Frauen die Priesterwürde erlangen. Eine besondere Abgabe an die Priester ist mir nicht bekannt und sie haben also nur dann Vorteil von ihrem Amte, wenn sie auch wirklich priesterliche Geschäfte zu verrichten haben.

Die Berufung zum Priestertum, wenn ich mich einmal so ausdrücken darf, kündigt sich gewöhnlich damit an, daß die betreffende Person einen Anfall von Irrsinn bekommt und dann wegläuft und sich eine zeitlang im Dickicht verborgen hält. Man glaubt dann, sie sei von den bösen Geistern entführt worden und man will solche Leute schon auf Bäumen wieder entdeckt haben. Sie wollen dann auch allerlei Erscheinungen gehabt und womöglich weder Hunger noch Durst verspürt haben. Die Geister müssen dann durch Opfer bewogen werden, den Entführten wieder frei zu geben. Gewöhnlich kehrt er nach einiger Zeit wieder zurück. Bleibt einer länger aus, so behauptet man, die Geister haben ihn nach der anoenoea, einem Platze auf einem der nörd-

lichen Vorsprünge von Nias, Tojo lawa genannt, gebracht, wo eben der Hauptaufenthaltsort der Geister sein soll. Eine anoenoea befindet sich im übrigen auch in der Nähe eines jeden Dorfes, und das Wort besagt wohl eigentlich „Röststätte“ (von dem Worte „toenoe“ = „anstecken“, „rösten“) und es werden dort die auf der gemeinsamen Jagd erlegten Wildschweine zerlegt und verteilt. So sollen denn auch dort auf dem Tojo lawa in früheren Zeiten viele Leute von den bösen Geistern verzehrt worden seien; möglich, daß man dies erfunden hat, um das Verschwinden derjenigen Leute zu beschönigen, die früher oft heimlich an die Atchinesen als Sklaven verkauft wurden. Ist nun eine Person dorthin entführt worden und die Geister haben doch die Absicht sie wieder zurückzugeben, so wird sie vorher von dem Obersten der Geister im Götzendienste unterrichtet. Bei der Rückkehr ist sie dann mit Schlangen bekleidet, welche Kleidung aber nur von solchen, die bereits Priester sind, gesehen werden kann. Solche, die dort gewesen sind, werden nachher recht wirksame Priester, Hauptpriester.

Zur Heilung eines solchen Irrsinnigen und um demselben die Kunst zu verleihen Priester zu werden, müssen nun nach der Rückkehr desselben die oben beschriebenen Priestergötzen (bihara) gemacht und diesen geopfert werden. Daß diese Götzen aus 50 verschiedenen Holzsorten bestehen, wurde oben bereits erwähnt. Der Niasser glaubt, daß die Geister sich je eine Holzart ausgesucht haben, auf denen sie hausen, und wenn nun diese Holzart als Götze ins Haus gebracht wird, so wird dadurch der betreffende Geist abgehalten resp. verscheucht. Auch den Ahnen muß der angehende Priester Opfer bringen und endlich muß er dann bei andern Priestern und Priesterinnen einen Kursus durchmachen, um in alle Schliche und Kunstgriffe des Priestertums eingeweiht zu werden und auch das Trommeln und das Hersagen der Formeln zu lernen. Es werden ihm auch von den verschiedenen Orten, z. B. auf den Gräbern und auf den Bergen die Geister gezeigt.

Fig. 1. Häuptlingsthron (Osa'osa) von Nias. Originalphotographie von H. Sundermann.

Wenn nun die ganze Sache beendet ist, so wagt der Priester indessen noch nicht, ohne weiteres in sein Haus zurückzukehren, da ihn noch zu viele Geister umgeben, die ihm dann folgen würden, um in seinem Hause allerlei Unglück anzurichten. Er macht deshalb noch in andern Dörfern Besuche auf einige Tage, damit diese Geister allmählich dort zurückbleiben mögen. Kehrt er nun endlich wirklich zurück, so braucht er doch noch die Vorsicht, daß er auf dem Wege ein dünnes Holz spaltet und durch diesen Spalt hindurchkriecht, um so den letzten Geist, der ihm noch etwa gefolgt sein möchte, von sich abzustreifen. Nun ist er ein ere, ein Priester und kann zum Opferdienste gerufen werden, und auf die Opfer und ihre Darbringung haben wir nun noch unsre Blicke zu richten.

IV. Von den Opfern und deren Darbringung. Die meiste Veranlassung zur Darbringung von Opfern an die Götzen geben wohl immerhin bereits ausgebrochene Krankheiten, sodann opfert man aber auch viel um befürchtete Krankheiten und sonstiges Unglück abzuwenden, wozu dann noch die Verehrung der Ahnenbilder kommt, die meistens den Zweck hat, von diesen Segen zu erbitten für alle möglichen Verhältnisse und Vorkommnisse.

Wird jemand ernstlich oder andauernd krank, so wird erst wohl nur eine Segnung mit ihm vorgenommen, die auch die oben erwähnten Laienpriester vornehmen können. Hilft dies aber nicht, dann muß ein eigentlicher Priester gerufen werden und dieser hat nun zuvörderst durch allerlei Zaubermittel herauszubringen, welcher von den vielen Götzen diese Krankheit heilen werde. Es giebt verschiedene Methoden, um dies zu erkunden. Z. B. der Priester nimmt eine Flasche, bestreicht dieselbe mit Öl und sucht dann darauf ein Ei zum Stehen zu bringen, während er verschiedene Götzen nennt. Bei welchem Namen dann das Ei stehen bleibt, das ist der rechte Götze für den vorliegenden Fall. Oder: Er nimmt eine Lanze und mißt die Länge derselben; dann streicht er über dieselbe, damit sie sich ausdehne, wobei er wieder die Namen der Götzen nennt, und bei welchem Namen die Lanze länger wird, das ist der rechte; und dergleichen Hokuspokus mehr.

Nun wird Holz geholt aus dem Busche und der Götze oder das Götzensystem wird hergestellt; wie schon erwähnt ist die Bearbeitung meistens nur eine sehr primitive; geschmückt werden die Götzen mit Palmblättern. Dann muß ein Opfertier herbeigeschafft werden, wenn der Götze nicht etwa nur ein Ei als Opfer erhält. Die Größe der Opfertiere ist sehr verschieden, vom kleinsten Hühnchen bis zu einem großen Schweine, ja bis zu einer ganzen Anzahl von Schweinen. Hat die Familie weder Schwein noch Huhn im Stalle oder auf dem Hofe, so muß eben auf 100 oder mehr Prozent geliehen werden und so kann man durch vieles Opfern in die drückendste Armut geraten. Das Tier wird geschlachtet und der Götze erhält nur ein klein wenig davon, einige Borsten resp. Federn und etwas vom Eingeweide, vom Herzen und von der Leber, wozu freilich, wenigstens bei einigen Opferungen, noch Weltopfer kommen, die dann aber von den älteren und vornehmeren Leuten verspeist werden; das meiste ist für den Priester und was er nicht aufißt, das nimmt er mit nach Hause; auch die Angehörigen des Kranken bekommen vielfach nicht allzuviel davon mit. So kann man sich leicht denken, daß die Priester das größte Interesse daran haben, immer neue Götzen zu erfinden und so die Sache immer mehr auszudehnen.

Der Kranke muß den Götzen berühren und dann sitzt der Priester da, schlägt die Trommel und leiert seine „Gebete“ her (Fig. 2) zunächst an den Götzen. Die Götzen sind, abgesehen etwa von den Ahnenbildern, nur die Vermittler der Sache und man kann danach also nicht sagen, daß die Heiden hölzerne Götter haben. Hinter dem Götzen steht ihnen die höhere Macht und zwischen diesen und ihnen hat der erstere zu vermitteln.

Hat z. B. der Priester festgestellt, daß es Latoere ist,

der den Menschen krank gemacht hat und ihn auffessen will, so giebt es zwischen diesem und dem Priester, der das Opfer darbringt, noch drei Instanzen. Die erste bildet eben der Götze und die zweite ein Wesen, das man Saho nennt, über welches man aber nicht recht zur Klarheit kommt, nicht einmal darüber, ob es ein Mann oder ein Weib ist. Es soll früher Mensch gewesen und dann in die Luft entrückt sein. Von ihm sagt man auch, daß es weine, wenn irgendwo ein Fall von Ehebruch oder Hurerei vorliegt, worauf es dann besonders viel regnet. Die dritte Instanz bildet Baloegoe Loeo mewôna, ein Bruder der von oben herniederlassenen Stammväter der Niasser, der aber droben geblieben ist, weil er besonders nach dem Herzen seines Vaters war.

Indessen sind diese Instanzen doch nicht so zu denken, daß die eine die Sache immer wieder an die andre zu übermitteln hätte, sondern der Götze ist der, der direkten Zugang zu Latoere hat und man bittet ihn, er möge doch hinaufgehen und Latoere bitten, daß er dieses sein Schwein (den Kranken) nicht schlachte und ihn nicht den Gästen vorsetze, darum bringe man ihm (dem Götzen) das Opfer, um dadurch das Heil und das Leben zu erbitten und darum müsse ja die Genesung eintreten.

An Saho richtet man dann die Bitte, er möge, als in der Mitte stehend, doch das soemange, was eigentlich „Ehrbeweis" bedeutet, hier aber wohl soviel als „Heil", „Genesung" heißen soll, vermitteln und dasselbe herniederlassen, wie man ein Gefäß mit Palmwein von der Kokospalme herniederbringe.

An Baloegoe Loeo mewôna richtet man eigentlich keine Bitte, sondern man sagt ihm, er habe ja bereits einen Tritt gegen die Thür des Schweinestalles gethan und schon die Pfähle ausgezogen und somit werde der Kranke ja freikommen und genesen.

Fig. 2. Opfernder Priester von Nias. Originalphotographie von H. Sundermann.

Latoere selbst aber wird ersucht, er möge doch als Schlachtschwein einen Kargen und Geizigen nehmen (wohl einen solchen, der kein Opfer, oder doch ein geringeres bringt) aus einem anderen Teile der Insel, von der Westküste, vom Ojó oder vom Lahômi und diesen Kranken also noch wieder freilassen.

Finden diese Gebete eine Erhörung, dann vermittelt Saho das soemange, das „Heil" oder „Heilmittel". Dies wälzt sich dann, wie eine große Welle oder Wolke, von oben her heran und kann nur bei Sonnenlicht empfangen werden. Vielleicht wäre es möglich, daß hier eine Selbsttäuschung des Priesters vorläge und daß derselbe so lange in die Sonne schaut, bis es ihm wie eine Wolke vor den Augen erscheint und alles flickert und flimmert. Er fängt dann diese Wolke mit einem Tuche auf, worauf sie auseinander springt, daß es ihm dann wie lauter kleine Glühwürmchen erscheint, wovon er dem Kranken an die Stirn setzt und die die Genesung bewirken.

Alle die Zeremonien und Handlungen bei den einzelnen Opfern nun zu beschreiben, würde uns hier viel zu weit führen. Der umständlichste und zugleich kostspieligste Götze ist, wie schon erwähnt, der adoe ba mboemboe = der Götze auf der Firste. Er bildet gewissermaßen die letzte Zuflucht, wenn alles andere nicht helfen will. Die Unkosten sollen je nachdem zwischen 25 und 80 holländischen Gulden schwanken. Zwei bis sechs Priester sind mit der Opferung mehrere Tage lang beschäftigt. Von allen Holzsorten, die in der Nähe zu finden sind, werden 50 bis 100 neue Götzen gemacht und auch die alten im Hause mit Blättern bekränzt. Auf dem Hofe, im Hause und bis auf die Firste des Daches hinauf, stellt man Götzen auf. Zum Beginn der Opferung wird ein kleines Schwein mit zusammengebundenen Füßen vom Dache heruntergerollt, daß es auf dem Hofe zurecht kommt. Dann wird es geschlachtet und die Götzen im Hause mit dem Blute bestrichen. Der Dienst der Priester wird den ganzen Tag kaum unterbrochen.

Im ganzen werden etwa 12 bis 24 Schweine geopfert. Einer der Priester macht dann oben von der Firste eine Öffnung ins Dach, um dort das eben erwähnte soemange zu empfangen. Die Götzen, die oben stehen, sind mit einem Seil von Kokusblättern mit den untenstehenden in Verbindung gebracht. Am dritten Tage geleiten die Priester die bösen Geister aus dem Hause in die Götzen, die auf dem Hofe stehen.

Alle Dorfbewohner werden zu dieser Opferung eingeladen und bewirtet und Verwandte haben auch noch die Verpflichtung, dazu beizusteuern.

Schließlich werden von den Priestern noch zwei neue Götzen gemacht und den einen davon hebt der eine Priester im Hause in die Höhe mit den Worten: „Darum habt ihr Kranke, weil ihr diesem Götzen noch keine Ehre erwiesen habt"; also gewissermaßen dem unbekannten Gott. Dann fragen die Angehörigen des Kranken: „Was ist unsre Schuldigkeit? wir wollen bezahlen;" und die Priester erhalten Geschenke. Hilft auch dieser Götze dem Kranken nicht, dann hat man kaum noch Hoffnung. Die Priester schieben dann die Sache auf die Angehörigen; vielleicht waren die Schweine zu klein und zu mager, oder man hat es sonst verfehlt.

Ähnlich ist auch die Darbringung der Opfer in den übrigen Fällen. Indessen soll bei den Krankheiten, die man von einem bösen Geiste herleitet, ein Bela nächst dem Götzen der Vermittler sein, der die Sache an den betreffenden bösen Geist überbringt. Diese Bela sind in gewissem Sinne die Kobolde bei den Niassern. Ihr Stammvater ist, als er von oben herniedergelassen wurde, auf einem Baum hängen geblieben, weil die Kette zu kurz war, und dort halten sich seine Nachkommen noch heute.

Auch sie bewerfen die Menschen wohl mit Asche, wodurch dann Ausschlag entsteht, aber andrerseits sind sie also den letzteren auch wieder dienstbar.

Außer bei schon vorhandener Krankheit, wird wie auch bereits erwähnt, auch viel geopfert, um Krankheiten und andere Übel zu verhüten. Die Opfer an die Ahnenbilder werden meistens gebracht, um Segen zu erbitten und Unsegen ferne zu halten, seltener bei Krankheiten. Bei Geburten von Kindern erhalten die Ahnen Darstellungsopfer. Aber auch bei Heiraten,

bei Bestellung des Ackers u. s. w. u. s. w. wird ihnen geopfert.

Die Hauptabsicht bei den Opfern im allgemeinen scheint mir die zu sein, den Götzen zur Vermittelung willig zu machen, darum nennt man dieselben auch vielfach „ô nadoe" = „Götzenspeise". In etwas sind sie aber auch wohl Lösungsopfer, wenigstens da, wo man es mit einem bösen Geiste als Veranstalter des Übels zu thun hat und zwar so, daß man ihm den Schatten eines Opfertieres anstatt des Schattens des Menschen zur Speise gibt. Weniger wohl hat man dabei die Idee des Sühneopfers, außer vielleicht in einigen Fällen, z. B. bei starkem Erdbeben, wo dem Bàoewa danô, dem Atlas, geopfert wird. Auch der Sündenbock ist bekannt, den man (in Gestalt eines Huhnes oder eines Schweinchens) laufen läßt, um ihn dann aber wieder einzufangen. Bei der Ahnenverehrung hat man nur den Götzen als alleinige Instanz, da man sich denselben ja wie oben ausgeführt, in gewissem Sinne als beseelt denkt und darum wird auch nur dieser angeredet. Gebe der Herr, daß bald auch das niassische Volk in Schaaren die Opfer darbringe, die Gott gefallen, nämlich einen geängstigten Geist und ein geängstigtes und zerschlagenes Herz, die Gott auch bei ihnen nicht verachten wird.

Jadeitbeilchen aus dem Braunschweigischen.

Von Prof. Dr. J. H. Kloos.

Im Monat Mai 1888 fand ein Waldarbeiter an dem Höhenzuge der Asse im Herzogtum Braunschweig einen bearbeiteten Stein von grüner Farbe. Derselbe lag unter der Wurzel einer großen Buche und zog durch seine Farbe und Politur sofort die Aufmerksamkeit auf sich. Dies war um so mehr der Fall, als der bewaldete Abhang des Berges, an welchem der Baum gewachsen war, aus Muschelkalk besteht und die Leute gewohnt waren, dort nichts weiter zu finden, als die flachen, scharfkantigen, scherbenartigen Bruchstücke des Wellenkalkes.

Der Stein hat die gewöhnliche Form der bekannten Nephrit- und Jadeitbeilchen. Er ist bikonvex, glatt und poliert, mit gerundeten Kanten und ausgezeichnet scharf erhaltener Schneide. Dieselbe bringt eine bogenförmig verlaufende, hellgrün durchscheinende Kante hervor. Länge und Breite betragen 5 cm; die größte Dicke ist 17 mm. An der dicksten Stelle ist das Beilchen offenbar abgebrochen. In den nebenstehenden Skizzen habe ich den Gegenstand in der Hälfte natürlicher Größe abgebildet. Fig. 1 und 2 stellen denselben von der breiten Seite dar, Fig. 3 giebt die Seitenansicht.

Fig. 1. Fig. 2. Fig. 3.

Die Farbe ist schmutziggrün, aber weißlich geädert und gefleckt, außerdem sind vereinzelt scharf begrenzte, schwärzlichgrüne, dunkle Stellen ersichtlich. In der Nähe des in Fig. 1 sichtbaren Sprunges ist die Farbe rostbraun. In Fig. 2 und 3 sind durch feine Striche eine Anzahl streng parallel verlaufende schmale, aber verschiedentlich tiefe Furchen angedeutet, welche möglicherweise als Sägeschnitte aufzufassen wären.

Die Härte ist sehr bedeutend. Sie liegt nur wenig unter derjenigen des Quarzes, von welchem Mineral das Beilchen eben noch geritzt wird, während es selbst den Feldspat in viel höherem Grade ritzt. In der Härtenskala würde die Härte daher sehr nahe bei 7 liegen. Das Material ist leicht schmelzbar; dünne Splitter, welche mit hellgrüner Farbe durchsichtig werden, schmelzen vor dem Lötrohre sofort zu einer Kugel und runden sich auch bereits im Bunsenschen Brenner ohne Zuhilfenahme des Lötrohres am Rande ab, während sie die Flamme lebhaft gelb färben.

Dieses Verhalten deutet auf Jadeit, und da die Farbe des Beilchens für das als solches gewöhnlich bezeichnete Gestein zu dunkel ist und im allgemeinen mehr an Nephrit erinnert, so dürfte hier die von Damour als Chloromelanit bezeichnete Varietät vorliegen, welche nichts weiter als ein eisenreicher Jadeit ist.

Werden Splitter auf Kohle mit Kobaltsolution befeuchtet und geglüht, so erhält man eine schmutziggraublau gefärbte Schmelze, offenbar weil der Natrongehalt die für die Thonerde charakteristische blaue Färbung nicht zustandekommen läßt.

Die Zugehörigkeit unsres Beilchens zum Jadeit wird durch die Untersuchung eines Feinschliffes desselben völlig bestätigt. Zur Anfertigung desselben wurde an einer Ecke eine dünne Platte ausgeschnitten und dieselbe dünn geschliffen. Der Schliff erwies sich als ein Aggregat von Augitindividuen in regelloser Lage, daher sehr viele Querschnitte vorlagen, die mit Sicherheit die augitische Spaltbarkeit erkennen ließen. Auch die große Auslöschungsschiefe (bis zu 42°) bestätigte die Natur des Pyroxens. Im übrigen besitzen die Individuen, welche das äußerst feinkörnige Aggregat zusammensetzen, insoweit eine recht verschiedene Ausbildungsweise, als sie einmal in kompakten, glatten, kaum gefärbten Säulchen, das andre Mal in faserigen Kristalloiden vorliegen, die in ihrem ganzen Verhalten, namentlich durch ihre bunte Polarisation bei großer Auslöschungsschiefe, an Diallag erinnern. Das Innere der Individuen ist nicht immer klar, sondern wird häufig durch ein wenig durchsichtiges Aggregat kleinster Körnchen getrübt, deren Natur sich nicht weiter ermitteln ließ.

Fig. 4. Fig. 5.

Auffälligerweise enthält der Schliff auch einen Querschnitt, der sich durch seine Spaltbarkeit als zum Amphibol gehörig

herausstellt. Derselbe bildet jedoch eine vereinzelte Erscheinung; er ist ganz unregelmäßig begrenzt und wird von allen Seiten von Augitsäulchen umgeben, die in ihn hineinragen und zu dessen zackigen Umrissen Veranlassung geben.

Dann liegen inmitten des Pyroxens mehrere scharf begrenzte, keilförmige, völlig farblose Durchschnitte eines lebhaft polarisierenden Minerals. Es weist grobe, unregelmäßige Spalttracen auf, etwa nach Art des Titanits oder des Epidots, und hat eine rauhe Schlifffläche. Die Natur dieses Gemengtheiles muß vorläufig unentschieden bleiben. Die dunkeln, schwärzlichgrünen Flecken unsres Beilchens werden offenbar durch ein Zersetzungsprodukt hervorgebracht, welches auch der Dünnschliff vereinzelt aufweist. Es ist dort fast opak, von körniger Beschaffenheit und an den etwas durchsichtigeren Stellen von einer graugelben Farbe. Es könnten diese Flecken von umgewandeltem Titaneisen herrühren.

Ich habe das mikroskopische Verhalten dieses Jadeits möglichst genau beschrieben, in der Hoffnung, daß diejenigen Forscher, welche sich mit der Untersuchung von Schliffen des nämlichen Gesteins beschäftigt haben, daraus werden entnehmen können, mit welchen andern Vorkommnissen des rohen oder bearbeiteten Materials das unsrige übereinstimmt.

Die Fundstelle an der Asse wird als Ebersberg in der Wittmarschen Interessentenforst bezeichnet. Der bewaldete Höhenzug, welcher den nordöstlichen Flügel des Asselluftsattels bildet und wozu der Ebersberg gehört, ist als Festberg bekannt. Der Punkt liegt in der Nähe des Fußweges, der aus dem Innern der Asse über die steile Muschelkalkhöhe nach Mönche-Vahlberg führt.

Trotzdem ich kurz nach dem Auffinden des Beilchens den Abhang von mehreren Arbeitern unter meiner steten Aufsicht abgraben und untersuchen ließ, wurde kein zweites Stück und überhaupt kein fremdes Gestein, weder in bearbeitetem noch rohem Zustande gefunden. Es stimmt dieses isolirte Auftreten überein mit dem Vorkommen ganz analoger prähistorischer Nephrit- oder Jadeitgegenstände in der Provinz Hannover, wie mir Herr Amtsrat Dr. Struckmann in Hannover vor kurzem mitteilte.

Außer dem oben beschriebenen Beilchen liegt aus dem Herzogtum Braunschweig, soviel mir aus Litteratur und Sammlungen bekannt, nur noch ein einziger aus Jadeit oder Nephrit bestehender prähistorischer Gegenstand vor. Derselbe ist im Jahre 1869 dicht vor der Stadt Braunschweig in der als Hagenbruch bekannten sumpfigen Niederung hinter dem früheren Kurgarten gefunden worden. Das in den Fig. 4 und 5 in vorderer und seitlicher Ansicht zur Hälfte natürlicher Größe dargestellte Beilchen ist 10 cm lang und etwas über 5 cm breit, stimmt daher in den Abmessungen sowohl wie in der Form mit dem an der Asse gefundenen überein. Es ist jedoch letzteres nur ein größeres Bruchstück, während das ältere Beilchen vollständig vorliegt. Dieses wurde von H. Fischer in Freiburg in einer „Übersicht über die in öffentlichen und Privatmuseen Deutschlands, Österreichs, der Schweiz und Oberitaliens vorfindlichen größeren Beile aus Nephrit, Jadeit und Chloromelanit“[1] bereits im Jahre 1880 als Jadeitbeilchen kurz erwähnt und ist auf diesen im städtischen Museum zu Braunschweig liegenden Gegenstand neuerdings in den Braunschweigischen Anzeigen Nr. 72 wieder hingewiesen worden[2]. Nach einer oberflächlichen Prüfung, welche ich vornehmen konnte, liegt auch hier in der That Jadeit vor, wie es von Fischer bestimmt wurde, nur rührt das Rohmaterial allem Anschein nach nicht von der nämlichen Fundstelle her. Dasselbe ist bedeutend heller und grobspatiger als der Jadeit von der Asse.

Von sonstigen, aus Jadeit oder Nephrit bestehenden, auf braunschweigischem Territorium gefundenen prähistorischen Gegenständen ist mir nichts bekannt geworden.

Braunschweig, den 5. April 1891.

[1] H. Fischer, Mineralogisch-archäologische Beobachtungen 1. Im Korrespondenzblatt der deutschen Gesellschaft für Anthropologie, Ethnologie und Urgeschichte für 1880, S. 19.

[2] Das Material dieses Beilchens wurde ursprünglich für Grünstein gehalten, und so ist dasselbe z. B. von A. Nehring in seinen „Vorgeschichtlichen Steininstrumenten Norddeutschlands“, herausgegeben von dem Wolfenbüttler Ortsverein für Geschichte und Altertumskunde, 1874, S. 25, als Keil oder Axt von hellem, rötlich geflecktem Grünstein aufgeführt worden.

Das Südneuseeländische Tafelland.

Von R. v. Lendenfeld.

II.

Das Klima ist im Süden der Südinsel von Neuseeland ein kühl gemäßigtes. Der Winter ist milde und Schnee bleibt in den Küstenstrichen nur ausnahmsweise liegen. Der Sommer ist kühl: Mais und Wein gedeihen hier nicht mehr, die gewöhnliche Feldfrucht ist der Weizen und der weitaus überwiegende Teil der südöstlichen Ebenen ist Weideland.

Da das neuseeländische Alpengebirge mauergleich dem Meere entragt und senkrecht zur Richtung des regenbringenden Antipassatwindes verläuft, so ist der schmale Nordwestabhang des Gebirges viel regen- und schneereicher wie der Südostabhang. Während der erstere mit dichtem, immer grünem Urwald bekleidet ist, erscheint der letztere völlig baumlos. Die Regenmenge ist an der Nordwestküste dreimal so groß wie an der Südostküste.

Trotzdem, daß der Nordwestabhang des Gebirges der Sonnenbestrahlung viel mehr ausgesetzt ist als der Südostabhang, so reicht doch die Grenze des ewigen Schnees dort bis zu 1700 m über dem Meere herab, während die Schneegrenze am Südostabhang durchschnittlich 2000 m über dem Meere liegt. Dies ist darauf zurückzuführen, daß der Schneefall am Nordwestabhang viel bedeutender ist als am Südostabhang.

Die Mitteltemperatur Neuseelands in der Breite des Mount Cook beträgt an den Küsten ungefähr $+10^0$. Wegen der Isoliertheit und Schmalheit des Gebirges ist die Temperaturabnahme mit zunehmender Höhe eine besonders rasche. Einen noch größern Einfluß wie dieses übt die Gleichmäßigkeit des Klimas auf die Gletscherentwicklung in Neuseeland aus. Diese Gleichmäßigkeit wird durch die völlig ozeanische Lage Neuseelands bedingt. Sie ist die Ursache, daß, obwohl die jährliche Mitteltemperatur in den Alpen Europas und Neuseelands ziemlich die gleiche ist, die Minima und die Maxima in den ersteren viel weiter voneinander entfernt sind als in den letzteren. Demnach ist trotz der annähernden Gleichheit der Mitteltemperatur die Gesamtsumme der Temperatur über Null in den europäischen Alpen viel größer als in den neuseeländischen. Diese allein ist es aber, welche die Gletscher beeinflußt. Ist die Temperatur nur unter Null, so ist es für die Gletscherentwicklung fast gleichgültig, wie niedrig sie ist. Ist die Winterkälte groß, so muß, falls

Franz-Joseph-Gletscher (Neuseeland). Nach Photographie.

die Mitteltemperatur gleich bleiben soll, die Sonnenwärme entsprechend groß sein, und diese wirkt lebhaft auf die Gletscher ein. Bei gleichbleibender, jährlicher Mitteltemperatur werden also die Schneegrenze und die Gletscherenden um so tiefer zu liegen kommen, je gleichmäßiger das Klima ist, und wir werden leicht verstehen, wieso in dem gleichmäßigen ozeanischen Klima Neuseelands die Schneegrenze am Westabhang bei 1700 m und am Ostabhang bei 2000 m angetroffen wird, während sie in den europäischen, in höherer Breite liegenden Alpen, in einer Seehöhe von 2700 bis 2800 m liegt, und wieso die Gletscher an der Westseite der Neuseeländischen Alpenkette bis zu 215 m, und an der Ostseite bis zu 730 m über dem Meere herabgehen, während die europäischen Gletscher größtenteils zwischen 1300 und 1500 m über dem Meere enden.

Vergleicht man die neuseeländischen mit den europäischen Gletschern, so findet man, daß sie nicht nur viel tiefer herabsteigen als diese, sondern sich auch dadurch vor ihnen auszeichnen, daß ihre Eisstromfläche relativ viel größer, ihre Firnfläche aber relativ viel kleiner ist. Während z. B. beim Aletschgletscher die Eisstromfläche zur Firnfläche sich wie 30 : 100 verhält, ist das Verhältnis zwischen Eisstrom- und Firnfläche bei dem größten neuseeländischen Eisstrom, dem 28 km langen Tasmangletscher, 116 : 100. Auch dieser höchst auffallende Unterschied beruht auf dem Unterschied zwischen dem ozeanischen Klima Neuseelands und dem viel trockneren und ungleichmäßigern Klima der Alpen Europas. Der hier abgebildete Franz-Josephs-Gletscher ist einer von den Gletschern der Westabdachung der Neuseeländischen Alpenkette, welcher fast bis 200 m über dem Meere herabreicht.

Einstens war Neuseeland viel stärker vergletschert als gegenwärtig. Zu jener Zeit — der Neuseeländischen Eiszeit — bedeckte, wie dies heute noch in Grönland zu beobachten ist, eine kontinuierliche Eisdecke das ganze südliche Tafelland. Die westlichen Eisströme erreichten allenthalben das Meer und höhlten jene Fjorde aus, welche jetzt die Westküste zieren. Vom Zentralstock der neuseeländischen Alpen reichten mächtige Eisströme weit hinab nach Osten und bedeckten die östlichen Ebenen. Diese östlichen Gletscher scheinen das Meer jedoch nicht erreicht zu haben.

Auf die Skulptur des Terrains übte diese gewaltige Vergletscherung einen sehr bedeutenden Einfluß aus und noch heute findet man allenthalben auf dem südneuseeländischen Tafellande die Spuren jener einstigen, großartigen Vergletscherung.

Obgleich sich nun Neuseeland heute — wenn wir es mit den europäischen Alpen vergleichen — in einer beträchtlichen „Eiszeit“ befindet, so war es doch einstens noch viel stärker vergletschert, ebenso stark, oder stärker vielleicht wie Europa zur Eiszeit, oder wie es Grönland heute ist.

Volksglauben, Sitten und Gebräuche in Lothringen.

Von Bruno Stehle in Colmar.

Wodan. Wilder Jäger. Mittwoch. Feuerräder. Die Zwölften. Weihnacht. Frau Holle. Donnar. Donnerstag. Helle. Johannisfest. Bohnenkönig. Fastnacht. Zwerge. Kobolde. Hexen. — Verlobung, Hochzeit, Krankheit, Beerdigung.

So lange unsre Reichslande unter französischer Herrschaft standen, war das Studium des Volkstümlichen, der uralten Sitten und Gebräuche der Bevölkerung nicht sonderlich geachtet. Es ist dies auch ganz natürlich. Wie sollte ein fremdes Volk Sinn und Verstand für diese haben! Das Fremdartige an sich stieß schon ab, und wagten sich doch einzelne auf dieses Gebiet, so war ihre Arbeit nur von kurzer Dauer. Mit jedem Spatenstich, den sie machten, stießen sie gegen Willen und Erwarten auf so urdeutsches Wesen, so urdeutsche Eigenart, daß sie bald von dieser Arbeit abstanden. Nur Stöber in Mülhausen hat mit seinen Freunden in seiner Alsatia dieses Feld bebaut. Doch das waren eben deutsche Männer. Jetzt ist es anders geworden. Das Volkstum im Elsaß wurde nach mancher Seite hin Gegenstand gelehrter Forschung. Hinsichtlich Lothringens ist weniger geschehen, obgleich mir die Quellen noch reichlicher zu fließen scheinen, als es im Elsaß der Fall ist. So versuchen wir hier ein zusammenhängendes Bild von Volksglauben, Sitten und Gebräuchen — freilich nur in großen Zügen — zu geben und nehmen dabei auch Rücksicht auf unsre germanische Götterlehre, inwieweit ihr Einfluß sich noch im Volksglauben und Volksleben des lothringischen Landes nachweisen läßt.

An der Spitze der deutschen Götterwelt steht der Wolken- und Luftgott Wodan. Mit den in den Schlachten gefallenen Helden und Schlachtenjungfrauen durchbraust er als Herr des Sturmes die ächzenden Wälder und jagt in den fürchterlichen Sturmesnächten am Himmel einher. Dadurch wurde er überhaupt zum Himmelsgott, der über Sonne und Sterne waltet. Und auch in dieser Bedeutung wurde seine Macht erweitert, er wurde zur alles durchdringenden, belebenden, Fruchtbarkeit und Segen verleihenden Kraft.

Von allen diesen Attributen finden sich noch Reste im Volksglauben Lothringens. Der wichtigste Überrest der Wodansmythe ist der durch ganz Deutschland und auch durch Lothringen gehende Glaube an den wilden Jäger, der in dem Toben der Stürme wohl ohne Zweifel seinen Ursprung hat. Da Sturm und Ungewitter Unglück bringen, so ist der Tag des Wodan oder Wodanstag oder Mittwoch, der im Englischen noch heute Wednesday heißt, ein Unglückstag, wie mir dieses aus vielen Orten Lothringens gemeldet wurde. In Obergailbach bei Saargemünd läßt man, um nur ein Beispiel anzuführen, bis auf den heutigen Tag niemals neugekaufte Ferkel mit den andern an einem Mittwoch zum erstenmal auf die Weide gehen.

Die alten Deutschen sahen die Sonne als ein Feuerrad an und das Rad ist deshalb das Symbol des Wodan, des Gottes der Sonne. Daher auch die wichtige Bedeutung des Rades im Aberglauben. Wir nannten Wodan den Gott des Segens und der Fruchtbarkeit. Auch als solcher wird er noch heute mit seinem Rade in Lothringen verehrt. In Nieder-Kontz läßt man an Johanni ein brennendes oder feuriges Rad den Berg hinunterrollen; kommt dasselbe bis an die Mosel, die am Berg vorbeifließt, so folgt Segen, es giebt ein gutes Weinjahr, Wodan ist gnädig; bleibt es aber auf halbem Wege stecken, so hat man wenig Hoffnung auf einen guten Herbst.

Unsre Vorfahren hatten drei große Opferfeste oder Opferzeiten: im Winter, im Frühling und im Hochsommer. An diesen Tagen trieb man vor allem Zauberei, man suchte das ferne Schicksal, die Zukunft zu erraten. Zur Zeit der Wintersonnenwende, die dem Wodan geheiligt war, Julfest genannt, wurden große Opferfeste gefeiert und dabei vor allem in das Dunkel der Zukunft einzudringen versucht.

Auch davon ist ein gutes Stück geblieben. Die Zeit der Zwölfnächte von Weihnachten bis Dreikönig ist eine Hauptzeit des Aberglaubens, in der ja überall Zauberei getrieben wird. Durch ganz Lothringen sucht man mittelst zwölf Zwiebelschalen die Witterung der kommenden zwölf Monate zu erraten. Man füllt die zwölf Zwiebelschalen mit Salz an; diejenigen, in denen das Salz trocken bleibt, lassen auf trockene Monate, diejenigen, in welchen das Salz feucht wird, auf nasse Monate schließen.

In Givrycourt schneidet man in der Weihnacht zwischen 11 und 12 Uhr eine Haselnußgerte, mit der man jeden durchprügeln kann, ohne daß man erkannt wird. Diese Rute muß ein Jahr alt sein und in drei Schnitten abgeschnitten werden.

Wer in dieser Zauberzeit nach einem Glauben von Pfalzburg in der Weihnachtsmette in oder durch ein Osterei schaut, kann die Hexen sehen, freilich muß man sich vor deren Rache hüten.

Mit den alten, zu Ehren des Wodan gefeierten Opferfesten waren feierliche Opferschmäuse verbunden, deren bestimmte Speisen sich bis auf den heutigen Tag überall erhalten haben. In Lascemborn, Kreis Saarburg, versammeln sich an Sylvester die jungen Leute und schmücken einen Tannenbaum mit Papier und Blumen, der nachher den Dorfbrunnen ziert. Dabei wird getanzt bis Mitternacht. Zu dem Tanze gehört auch ein Schmaus — das ist der alte Opferschmaus — es sind die Kuchen, welche die Hausmütter zur Verherrlichung des Festes backen müssen.

In dieser wunderbaren Wodanszeit kann das Vieh im Stalle der Mittelbronner (bei Pfalzburg) sprechen. Ein Mann aus Mittelbronn wollte einstens das Gespräch belauschen und legte sich deshalb unter die Krippe, wurde aber am andern Morgen tot hervorgezogen. Wenn man dem Vieh während der Weihnachtsmette zu fressen giebt, oder wenn in derselben Zeit die Kinder in Baumbiedersdorf mit Äpfeln, Nüssen, Zuckerwerk beschenkt werden, so ist gewiß auch darin eine Verchristlichung uraltgermanischer Sitte zu erkennen. Dasselbe sehe ich in einem alten Liede aus Lascemborn, das die Dienstmädchen, die an Sylvester ehedem ihr Bündel schnürten, sangen und dabei nach Hause zogen:

Dans le bon vieux temps un jupon durait cent ans
Dans le bon vieux temps les gens remplis d'adresse
Étonnaient par leur sagesse
Les pâtés et les brioches croissaient dans les champs.

Die gute, alte Zeit, in der Pasteten und Butterstollen an Sylvester auf dem Felde wuchsen, liegt weit hinter uns, es ist die Julzeit, die Opferzeit des Wodan.

Sogar die Form der Opferbrote, die Bretzeln, gehen auf Wodan zurück, es sind seine Räder.

Die Gebräuche des Weihnachtsfestes sind auch deshalb interessant, weil sich der alte Wodanskult mit dem der Frau Holle oder Holda begegnet. So erscheint beispielshalber in Baumbiedersdorf das Christkind folgendermaßen:

Vor der Mitternachtsmette kommen die Bekannten in den Häusern zusammen und unterhalten sich mit mancherlei Spielen. Das Christkind kommt nur zu den Kindern unter 10 Jahren. Macht sich dasselbe durch Schellen oder dadurch, daß es Äpfel, Nüsse, Zuckerwerk in das Zimmer wirft, bemerkbar, so knieen die Kinder nieder und beten. Die Mutter verläßt das Zimmer allein, um dem Esel des Christkinds Futter zu bringen. Sie warnt aber die Kinder ernstlich, ja nicht zur Thüre hinauszuschauen, weil sie das Christkind sonst mit feuriger Hand ins Gesicht schlüge. Darauf erscheint das Christkind selbst im Zimmer in Gestalt eines weißgekleideten Mädchens. Von den braven Kindern erhält jedes ein kleines Christbäumchen von 20 bis 40 cm Höhe, das mit Zuckersachen und Nüssen geziert ist.

In dem angeführten Falle deutet der Esel, auf welchem das Christkind reitet, auf das Pferd, den Schimmel Wodans, zumal in andern deutschen Landen das Christkind auf einem Schimmel reitend gedacht wird. Das weißgekleidete Mädchen aber ist Frau Hulda oder Bertha, wie es noch heute in Tirol, wo der Vorgang sich ähnlich abspielt, genannt wird.

Wenn vorher gesagt wurde, daß in Lascemborn der Brunnen in der Neujahrsnacht geschmückt wurde, so führt das auf die alte Sitte der Germanen zurück, an den Ufern der Flüsse, an Quellen und Brunnen ihre Gottheiten zu verehren. Wasser, das in diesen heiligen Opferzeiten geschöpft wurde, hatte eine ganz besondere Kraft. In Baumbiedersdorf, Kreis Bolchen, erhält derjenige, welcher Neujahr nach Mitternacht das erste Wasser holt, heilkräftiges Wasser, das beste für das ganze Jahr.

In nächster Beziehung zu Wodan, aber viel derber und ungeschlachter steht Donnar, der Donnergott, der über Wolken und Regen, Berge und Felsen gebietet, der durch Donner und Blitz im Gewitter den schwachen Sterblichen seine Macht zeigt. Sein Tag ist der Donnerstag, ein Glück bringender Tag. Läßt man Eier, die am grünen Donnerstag gelegt sind, ausbrüten, so giebt es buntfarbige Hühner, die jedes Jahr ihr Federkleid in den Farben wechseln. Das glaubt man durch ganz Lothringen. Unter den Pflanzen gehört die Erbse dem Donnar und deutet unzweifelhaft auf den Hagel, den der Donnergott vom Himmel sendet. Ausdrücklich wird demjenigen, welcher in Obergailbach bei Saargemünd eine gute Ernte an Erbsen machen will, geraten, daß er sie am grünen Donnerstag säe. Durch ganz Lothringen geht auch die Sitte, an diesem Tage das Mittagessen aus neunerlei grünen Gemüsen zusammenzusetzen.

Die Todesgöttin der alten Deutschen ist Helle oder Hel, ihre Wohnung ist die schwarze Unterwelt und sie selbst wird ganz schwarz gedacht. Ein Hund ist ihr Begleiter, der infolge reichlicher Nahrung bei Seuchen besonders fett wird. Auch von diesem Glauben hat sich ein Rest erhalten. Heult ein Hund auf der Straße, so stirbt bald jemand in der Nachbarschaft nach Ansicht der Bewohner von Mittelbronn; bellt ein Hund in der Gemeinde Lascemborn und hebt er dabei den Kopf in die Höhe, so entsteht ein weiteres Unglück: eine Feuersbrunst sucht die Gemeinde heim.

Unser heutiges Johannisfest am 24. Juni ist das uralte Fest der Sommersonnenwende, deren hohe Bedeutung bei den alten Germanen wir aus den zahlreichen Predigten sehen, in welchen die Bekehrer Deutschlands dagegen eifern. Da das Sonnensolstitium nach damaliger Annahme auf den 24. Juni fiel, so wurde dieser Tag von der Kirche zur Feier der Geburt des heiligen Johannes bestimmt, welche nach dem Evangelium der Geburt des Herrn um sechs Monate vorausging. Wie die Gebräuche des heidnischen Julfestes vielfach auf das christliche Weihnachtsfest übergingen, so fand auch das Sonnenwendfest in den christlichen Vorstellungen passende Anhaltspunkte, und auch dieser heidnischen Feier wurde christliche Deutung untergelegt.

Johannes der Täufer gilt ja als „Leuchte der Menschheit", und so werden später zu seinen Ehren die altheidnischen Feuer abgebrannt. In der Nähe von Diedenhofen, bei Ober-Jentz, wird das Johannisfest folgendermaßen gefeiert: Oberhalb des Dorfes, auf einer kleinen Anhöhe, wird Stroh, alte Körbe, Holz auf einen Haufen zusammengetragen. Sobald es anfängt dunkel zu werden, versammelt sich die männliche Dorfjugend daselbst. Unter Jauchzen und Singen wird der Haufen angezündet, und sobald er ganz im Brennen ist, wird jedem Burschen ein „Freiesch" oder Schatz zugesprochen. Ist das Feuer aus, so ziehen die jungen Burschen

ins Dorf, um die eben erhaltenen Freiesch zu begrüßen. In Nellingen bei Saaralben sammeln an diesem Tage die Wunderdoktoren zwischen 11 und 12 Uhr Mittags ihren Bedarf an Heilkräutern. Auch wird an diesem Feste das Nußwasser angesetzt. Die Nüsse müssen Schlag 12 Uhr Mittags gepflückt werden. Dann ist das Wasser ein Universalmittel gegen alle Krankheiten, also auch bei dieser Festzeit, wie beim Julfest, scheint Zauberei getrieben worden zu sein.

Andre Sitten und Gebräuche schließen sich an die kirchlichen Feste an. Am Dreikönigstag wirft man z. B. in Arguny, Kreis Metz, das Loos, um zu entscheiden, wer für das kommende Jahr in der Familie König sei. So viele Nüsse, Bohnen oder Erbsen, von denen eine weiß oder auch schwarz ist, werden in einen Sack geworfen, als die Familie Mitglieder zählt. In Baumbiedersdorf wird außerdem eine für Maria und eine für St. Joseph hineingelegt. Derjenige, welcher die besonders gefärbte Bohne zieht, ist König für das Jahr, und man trinkt auf die Gesundheit des Königs unter dem Ausruf: Vive le roi! In den meisten Gegenden Lothringens wird an diesem Tage eine Bohne in einen Kuchen gebacken; wer das Stück mit der Bohne erhält, ist König für das kommende Jahr.

Unter den Fastnachtsgebräuchen erwähne ich vor allem das „Küche machen“ oder „Küche stellen“. In Herrchweiler, Baumbiedersdorf schleichen sich die jungen Burschen am „fetten“ Donnerstag, d. i. am Donnerstag vor Fastnacht, in die Küche der Geliebten und suchen durch Verstecken, Verbergen, Umstellen der Gerätschaften die größte Unordnung hervorzubringen.

In Bibisch, Kreis Bolchen, werden an demselben Donnerstag die ledigen Burschen und Mädchen von zwei gegenüberliegenden Hügeln aus paarweise ausgerufen und so miteinander verlobt. In Teutlingen holen die Junggesellen in den einzelnen Häusern Geschenke an Eiern, Speck, Schinken, Butter und Kartoffeln. Ist die Runde gemacht, so geht es zur Wirtschaft, um daraus einen Schmaus bereiten zu lassen. In Ober-Jentz gehen die jungen Burschen verkleidet an diesem Tage im Dorf umher und holen bei ihren Liebsten ein Backwerk, „Grebelcher“ genannt, wofür der Bursche seinem Freiesch am Bretzelnsonntag Bretzeln kauft.

Ist die Fastnacht vorüber, so wird sie begraben. In Lascemborn trugen ehedem die jungen Leute Dünger auf einer Tragbahre im Dorfe herum.

Bei diesen Fastnachtsgebräuchen spielen Essen und Trinken eine Hauptrolle. Diese Schmausereien sind wohl auch ein Überbleibsel, eine Erinnerung an ein altheidnisches Fest, an welchem eine Vorfeier des Frühlings stattfand. Die genannten Grebelcher, anderswo „Kräppel“ genannt, vertreten heute wohl die Stelle alter Opferkuchen.

Wie überall, ist auch in Lothringen die Fastenzeit und die Charwoche reich an alten Gebräuchen. Wer in Mittelbronn in der Fastenzeit viel fastet, findet im Frühjahr viele Vogelnester oder — was jedenfalls viel einträglicher ist — eine reiche Frau. In Lascemborn giebt man am Charfreitag den Hühnern Fleisch zu fressen und wirft dasselbe dabei an die Mauer des Hauses. Fressen die Hühner das Fleisch, sind sie für immer vor dem Habicht gesichert. Lauge auszuschütten, ist am Charfreitag in Obergailbach bei Saargemünd streng verboten, sonst ist das Haus verflucht. Regen am Charfreitag bedeutet in Buschdorf, Kreis Forbach, Segen für das ganze Jahr. Regnet es dagegen an diesem Tage in Mittelbronn, so regnet es das ganze Jahr hindurch. Kocht man in Alberschweiler am Charfreitag neunerlei Gemüse und ißt davon, so bekommt man in dem Jahre das „Frieren“ nicht.

Eine große Rolle spielen im Glauben des lothringischen Volkes jene niedrigstehenden, aber immerhin noch übermenschlichen Wesen, wie Zwerge, Kobolde und Hexen. Das „Erdmännchen“ ist ein solches kleines Wesen, das von den Wöchnerinnen in Heinrichsdorf bei Pfalzburg ganz besonders gefürchtet wird. Daselbst muß in dem Zimmer, in welchem ein neugeborenes Kind schläft, nachts immer eine Lampe brennen, bis das Kind getauft ist. Wird es nämlich in dem Zimmer dunkel, so kommt das Erdmännlein und saugt dem Kinde an den Brustwarzen das Blut aus; davon werden die Brustwarzen sehr dick. Um das Erdmännlein abzuhalten, wird an die Stubenthür ein Bierschild, die bekannten ineinander liegenden Dreiecke, gezeichnet. Gewöhnlich weiß nur die Hebamme, an welcher Stelle man beim Zeichnen dieses Bierschildes anfangen muß, und thut es deshalb meistens selbst.

Auch in Dannelburg glauben die Leute an das Erdmännchen oder „Doggele“, das zum Schlüsselloch hereinkommt, den Kindern die Brüste aussaugt und sich auch an große Leute wagt. Man glaubt auch, daß das Doggele während der Nacht den Pferden Zöpfe flicht.

In Alstingen, Kreis Forbach, nennt man die Erdmännchen auch „Drückermännchen“. Diese sind böse Personen, welche den schlafenden Leuten, denen sie feindlich gesinnt sind, des Nachts in die Häuser dringen, durch die Schlüssellöcher kriechen, sich auf die Brust der Schlafenden stürzen, diese festhalten, so daß sie sich nicht rühren, ihnen die Kehle zudrücken, daß sie nicht schreien können. Dies geschieht des Nachts von 12 Uhr an; vor dieser Zeit haben sie keine Gewalt. Sobald aber die Morgenglocke tönt, müssen sie so schnell als möglich heim auf demselben Weg, auf dem sie gekommen sind, einen andern Weg können sie nicht einschlagen. Um sich der Gewalt der Erdmännchen zu entziehen, muß man ein Stückchen Wachs der Osterkerze sich anhängen lassen, oder man stelle des Abends, wenn man schlafen geht, die Schuhe so, daß der Schuh, den man links am Tage trug, rechts und umgekehrt unter dem Bette steht, oder man lege die Arme kreuzweis auf die Brust; nie darf man aber auf dem Rücken liegen.

Dieses Erdmännchen wagt sich auch an die Tiere, besonders die Pferde; manchmal wurden des Nachts mehrere mit einem Halsband zusammengebunden, daß sie sich nicht mehr rühren konnten. Schneidet man das Lederhalsband entzwei, so schneidet man auch jedesmal das Pferd in den Hals; ist das Band eine Kette, geht meistens ein Pferd dabei verloren. Ja, manchmal stecken die Erdmännchen sogar den Fuß des Pferdes in das Halsband.

Es giebt aber auch gute „Erdmännchen“, wie zu Möhringen, Kreis Bolchen. Dasselbe hält sich hier im Stalle auf, ist nur so groß wie eine Hand und hat ein rotes Mützchen auf dem Kopfe. Es soll die Mähne des Pferdes zusammenknüpfen und sich daran schaukeln. Sein Aufenthalt im Stalle soll den Pferden zu statten kommen. Tritt man in den Stall, so klettert es behende an den Leitern in den Heuschober hinauf. Manche Bauern lassen aus Ehrfurcht vor dem Erdmännchen die Flechten in der Pferdemähne nicht auflösen.

Die große Angst vor Hexen erinnert an jene altgermanischen Zeiten, in welchen einzelne Frauen mit besonderer Kraft und Zauberei ausgerüstet waren. Der Hexenglaube ist in Lothringen noch ganz allgemein. Daher die stete Sorge und die daraus entspringende Vorsicht, nicht verhext zu werden. Dagegen hilft stets das Kreuzzeichen, oder ein bischen Salz, das man auf die Milch streut, ehe man sie genießt. Vermutet man eine Hexe im Hause, so braucht man nur einen Besen umgekehrt hinter die Hausthüre zu stellen — und die Betreffende kann nicht hinaus, ehe der Besen weggenommen ist. In Arnsdorf, Kreis Bolchen,

sind Hexen leicht zu erkennen, wenn man sich mit einem Abwischtuch in der Christmette hinter die Kirchenthür stellt. Hat die Wandlung begonnen, so dreht nämlich alles, was nur Hexe ist, den Kopf nach der Thür, um den zu sehen, der sie erkennen will. Der Neugierige muß sich aber dann eiligst aus dem Staube machen, wenn er seinen Vorwitz nicht strenge büßen will. In Geblingen, Kreis Forbach, nimmt man in der Christnacht ein Ei in die Kirche, stellt sich während der Wandlung auf einen Schemel und hält das Ei in die Höhe. Dann erkennt man die Hexen, denn alle haben rote Käppchen auf.

Die Macht der Hexen ist groß. Man glaubt beispielshalber in Ober-Jentz bei Diedenhofen, daß sie durch Berühren oder durch Verfluchen der Kühe bewirken können, daß diese rote Milch geben oder gar krepieren. Verflucht ein solcher Mensch beim Betreten der Schwelle seines Feindes das Haus, dann ist es mit dem Glück vorbei, dem Eigentümer gelingt kein Unternehmen mehr, sein ganzer Wohlstand muß schwinden. Aber auch außerhalb des Hauses haben die Hexen große Macht. Nach dem Läuten der Nachtglocke darf keine Milch über die Straße aus dem Hause gegeben werden, sonst wird die Kuh verhext. In Baumbiedersdorf werden von abergläubischen Leuten die Wachsknöpfe an der Osterkerze gestohlen, um sich damit vor Geistern und Hexen zu schützen. Niemals soll man während der Nacht nach Katzen werfen, denn es giebt Hexen, die sich in diese Tiere verwandeln. In Dannelburg wird man schon verhext, wenn man nur Wasser nach dem Läuten der Nachtglocke holt.

Ein solch allgemein herrschender Aberglaube kann natürlich die bedenklichsten Folgen für den einzelnen, für Familien, für ganze Gemeinden haben. Stellen wir nur das eine uns vor Augen: der Rückgang des materiellen Wohles wird bei so tief eingewurzeltem Hexenglauben stets in den geisterhaften, übermächtigen Wesen, nicht aber in der eigentlichen Mißwirtschaft, Faulheit und Dummheit gesucht.

Doch lassen wir diese Schattenseiten im Volksleben! Fröhlich und freudig, manchmal ausgelassen erscheint alles, was sich auf Verlobung und Hochzeit bezieht.

In vielen Orten Lothringens wird die junge Braut recht sinnig mit einer aus dem Garten entwendeten Blume verglichen, die der Dieb oder Bräutigam nachträglich erkaufen muß. Befindet sich der Bräutigam z. B. in Ober-Jentz im elterlichen Hause der Braut, so kommen seine Bekannten auch dahin und sprechen zu dem, welcher die Thüre öffnet, folgendermaßen: „Aus unserm Garten ist uns eine Blume entwendet worden, beinahe die schönste von allen, wir glauben dieselbe in diesem Hause zu finden.“ (Aus eisem Gart ass eis eng Blum geholl gin, beinoh de scheunscht vun en all; mär werden se gewess an disem Haus fannen.) Darauf läßt man die jungen Leute mit dem Bescheid in das Haus ein, selbst nachzusehen, ob die entwendete Blume sich finde oder nicht. Sobald jene die verlorene Blume in der Braut wiedergefunden haben, muß der Bräutigam den Junggesellen die Blume abkaufen, wenn er sie behalten will. Diese ziehen dann ins nächste Wirtshaus und trinken für das erhaltene Geld auf das Wohl des Brautpaares.

Am Hochzeitstage versammeln sich sämtliche Gäste in dem Hause der Braut. Hier erteilt der Vater derselben dem vor ihm knieenden Brautpaare den Segen, taucht einen Buchsbaumzweig in Weihwasser und besprengt damit die Brautleute. Dann erheben sie sich, und der Vater führt die Tochter zur Kirche. Nach der Trauung geht der Hochzeitszug — Braut und Bräutigam an der Spitze — nach dem Hause der Braut, wo der Schmaus gehalten wird. So in Arnsdorf, Kreis Bolchen.

Treten die Brautleute nach der Trauung aus der Kirche, so ist es in Bibisch, Kreis Bolchen, Sitte, daß sie zum Gedächtnis an ihre Verstorbenen weinen.

Der Hochzeitstag wird nach allen Seiten scharf beobachtet, und aus manchen Vorkommnissen Glück oder Unglück prophezeit. Findet in Lascemborn eine Hochzeit und ein Begräbnis an demselben Tage statt, so werden die Eheleute unglücklich. Dasselbe ist der Fall, wenn die Eheleute beim Weggehen vom Altare ihre Gesichter nicht gegen einander wenden. Die Hochzeitsschuhe werden von der Braut sorgfältig aufbewahrt; denn so lange die Frau diese besitzt, wird sie vom Manne nicht geschlagen. In diesem Dorfe fanden wir auch die eigenthümliche Sitte, daß die älteren Brüder einem jüngeren, wenn er sich vor diesen verheiratet, eine Ziege bezahlen müssen.

Während des ganzen Hochzeitstages muß der Bräutigam in Obergailbach, Kreis Saargemünd, auf seine Braut wohl acht haben, daß sie ihm nicht genommen und in ein andres Wirtshaus geführt wird. Ist dies trotz aller Vorsicht geschehen, so muß der Bräutigam sie durch Bezahlung der ganzen Zeche loskaufen. Auch sucht man der Braut die Schuhe zu nehmen, welche die Brautführer ersteigern müssen. Das Geld erhält der Koch.

Die Hochzeit ist vorüber, sie hat zwei, vielleicht drei Tage gedauert; man glaubt das Glück kaum ermessen zu können. Doch das Unglück schreitet schnell. Es stellen sich Krankheiten in der jungen Familie ein, man greift zunächst zur Sympathie. Die Krankheiten sind nicht Störungen im Körper, sondern werden fast als persönliche Wesen betrachtet, so behandelt und in Sprüchen geradezu angeredet. Auch geheimnisvolle Zahlen spielen dabei eine Rolle. So giebt es 77 Arten von Fiebern. Gegen diese kann man sich in Lascemborn schon im voraus schützen, indem man die ersten Hälmchen des hervorsprießenden Getreides ißt. Viele Krankheiten mit einem bohrenden Schmerz werden auf Würmer zurückgeführt, die in dem betreffenden Gliede wühlen. In Pfalzburg können solche Personen den Wurm heilen, denen man vor der Taufe einen Regenwurm in die Hand gab. Dieser Regenwurm mußte in der geschlossenen Hand des Kindes faulen. Nun hat es die Kraft, den Wurm durch Berührung zu heilen. In Lascemborn kann ein Kind den Wurm heilen, das im siebenten Jahre einen Maulwurf erdrückt hat. Auch hier haben wir wieder die heilige Zahl sieben.

Allein die genannten Mittel gegen Fieber und Wurm nützen nicht immer, der langsam bohrende Schmerz konnte nicht geheilt, besprochen werden, — die Krankheit führt zum Tode.

Dann bellt der schon früher genannte Hund in Mittelbronn in der Nachbarschaft des Unglückshauses; oder es klopft an Thüren und Fenstern; oder es klirrt das Küchengeschirr in der Küche. So in Lascemborn. In Geblingen sind die Meisen die Totenvögel, die stets rufen: „Komm mit, komm mit!“ Wenn in Buschdorf am Sonntag während des Hochamts eine Kerze auf dem Altare erlischt, so stirbt jemand in der nächsten Woche. Zeigt sich in Zittersdorf ein Rabe am Fenster eines Hauses, so stirbt die älteste Person darin; oder schlägt die Glocke während der Wandlung, so stirbt ebenfalls jemand im Dorfe. In Willerwald betrachtet man vor allem den Körper eines Verstorbenen; ist derselbe nicht steif, sondern schlaff, wenn er in die „Totenlade“ gelegt wird, so stirbt ebenfalls bald jemand. In Givrycourt wird der Leichnam in die Kirche gebracht, und zu beiden Seiten des Sarges werden Kerzen angezündet. Geht eine der Kerzen zufällig auf der Männerseite aus, so ist der zunächst Sterbende ein Mann, geschieht dies auf der Frauenseite, so ist es eine Frau.

Hat sich eines dieser Anzeichen erfüllt und ist der Kranke seinen Leiden erlegen, haben Besprechung und Sympathie nichts genützt, so versammeln sich z. B. in Herrchweiler, Kreis Forbach, die Nachbarn im Sterbehause, um die Totenwache zu halten. Die Angehörigen des Verstorbenen reichen Brot, Butter, Käse und geben tüchtig zu trinken. Ist der Verstorbene ledig, so flechten die Mädchen bunte Kränze zur Zierde des Sarges und des Grabes; ist es ein Kind, so wird die Nacht hindurch gespielt.

Soweit es möglich ist, sorgen die Angehörigen dafür, daß die Beerdigung nicht an einem Freitag stattfindet, weil dann nach dem Glauben der Bewohner von Niederstinzel bei Saarburg noch ein Glied der Familie stirbt.

Ist der Verstorbene der Herr des Hauses, so muß man den Tod der Uhr ansagen, sonst bleibt sie stehen. Ebenso muß das Unglück dem Essig angekündigt werden, und dies geschieht, indem man ans Essigfaß klopft und sagt: „Dein Herr ist gestorben!“ Sonst wird der Essig unbrauchbar. So in Geblingen, Kreis Forbach.

Die interessantesten Gebräuche bei der Beerdigung fand ich in Arnsdorf bei Bolchen. Der Tote wird mit seinen besten Kleidern angezogen, auch mit Schuhen und Strümpfen versehen, damit er vollständig gekleidet sei, wenn er wieder erscheine. Auch legt man einen Stock in den Sarg, als ob der Tote sich zur Reise rüste. Die Hände werden gefaltet und ein Rosenkranz und ein Kreuz aus Wachs in dieselben gelegt. Der Tote darf nicht über die Schwelle, sondern muß stets durch das Fenster aus dem Hause gebracht werden. Nach der Beerdigung wird ein großer Schmaus gehalten, bei dem aber zum Zeichen der Trauer mit den Gläsern nie angestoßen wird. Beim Nachtisch erheben sich alle und beten das de profundis; dieses Totenmahl heißt bald Ims, bald Schlamp.

Es gibt sogar Anzeichen, wie es dem Toten im jenseitigen Leben ergeht — und damit schließen wir unsere Darstellung. Wenn es in Buschdorf während eines Begräbnisses oder unmittelbar nachher regnet, so haben die Leute alle Hoffnung, daß dem Verstorbenen die Krone der ewigen Glückseligkeit zu teil wurde.

Neue Forschungen über die Dauerbarkeit der Menschenrassen.

Die Herkunft der Völker beschäftigt die Anthropologie seit mehreren Jahren wieder lebhafter als je, dabei hat die Rassenanatomie in erster Reihe ein Anrecht, gehört zu werden, denn will man die charakteristischen körperlichen Merkmale einzelner Völker herausfinden, so wird wohl nur die Anatomie durch ihre besondere Untersuchungs-Methode, wie z. B. durch die Schädelmessung, Körpermessung, Feststellung der Farbe der Augen, der Haare und der Haut u. dergl. m. eine sichere Grundlage schaffen können. Linguistik, Mythologie, die Geschichte des Rechts, der Sitten und Gebräuche, der Waffen herab bis zu den einfachsten Hausgeräten, sie alle können die wertvollsten Aufschlüsse geben über geistige Verwandtschaft, über uralte Beziehungen weit entlegener Länder, über Wanderungen der Völker, wie der Gedanken, aber Aufschlüsse für oder gegen Blutverwandtschaft kann nur die Rassenanatomie liefern. Hier fallen nun besonders jene Beobachtungen in die Wagschale, die an isolierten Völkertrümmern angestellt werden, welche weit ab vom Strome der Wanderung seit langer Zeit ein stilles Leben geführt haben. In dieser Beziehung sind die Angaben über einen griechischen Volksstamm in Lykien, über die Tachtadschy, bemerkenswert. Luschan hat in seinem Werke: Reise in Lykien, Wien 1889, darüber berichtet. Dieser griechische Stamm besteht nicht aus einem einheitlichen Typus, sondern aus zwei, die nebeneinander leben und trotz tausendjähriger, ehelicher Mischung dennoch mit ihren charakteristischen körperlichen Eigenschaften unterscheidbar bleiben. Die Angabe widerspricht der zumeist herrschenden Ansicht, daß jedes Volk einen besonderen einheitlichen Typus besitze. Allein die eifrigste Nachforschung mit genauen Methoden konnte bisher nichts derart auffinden. Alle Völker bestehen wie dieser griechische Stamm aus Trümmern verschiedener Typen, die sich im Laufe der Jahrtausende zusammengefunden haben. Einen unumstößlichen Beweis hat hierfür die große Statistik über die Farbe der Augen, der Haare und der Haut der Schulkinder geliefert. Sie hat gezeigt, daß zwei Typen über ganz Europa von Norden bis zum Süden verbreitet sind: der blonde und der brünette Typus. Die Deutschen, die Schweizer, die Franzosen, die Engländer, die Österreicher ꝛc. ꝛc. sind auf diese Weise zusammengesetzt. Diese beiden Typen sind so ineinander gewandert, daß in jedem Dorfe, ja meist in jeder Familie beide neben einander vorkommen, wie dies aus den von Virchow veröffentlichten Karten und Zahlentabellen hervorgeht. Dieses Resultat hatte niemand erwartet. Man hoffte mindestens kleine Stämme oder Völkersplitter noch irgendwo zu finden, die unvermischt aus einem einzigen Typus bestehen. Aber nirgends ist dies der Fall. Das beweist deutlich, daß die Völkerrassen anatomisch zusammengesetzte Massen sind, wenn sie auch in der Geschichte unter dem Bilde einer politischen und sprachlichen Einheit auftreten. Dieser an Millionen geführte Nachweis hat noch immer nicht genügende Beachtung gefunden. Es ist deshalb sehr wertvoll, daß aus der Ferne das nämliche Resultat zum Vorschein kommt, wie z. B. bei dem eben erwähnten griechischen Volksstamme. Von einem andern entlegenen Gebiete der Erde kommt eine weitere übereinstimmende Beobachtung. Franz Boas teilt (Science, April 1891) mit, seine Messungen an Indianerstämmen Amerikas zeigten die gleiche Erscheinung wie die Griechen Kleinasiens. Die Bella Coola (Bilqula) von Britisch Columbien haben sich seit langer Zeit ehelich mit Athapasken und Haeltzuken vermischt. Die Schädelmessungen zeigen unter ihnen zwei verschiedene Kopflängen, wobei die Körperhöhen und die Gesichtsformen mit den Verschiedenheiten des Schädels übereinstimmen. Die mitgeteilten Zahlen sind so schlagend, daß jeder Zufall ausgeschlossen ist. Daraus geht also hervor, daß auch die Indianerstämme Columbias nicht einer einzigen Rasse angehören, sondern aus zwei verschiedenen Rassen zusammengesetzt sind, die im Laufe der Zeit sich begegneten. Diese haben sich dann vermischt, aber dennoch ist keine Mischrasse entstanden, sondern die einzelnen Typen bleiben stets deutlich erkennbar. Boas weist darauf hin, daß diese übereinstimmenden Beobachtungen aus weit entfernten Gebieten die Ansichten Kollmanns von der Unzerstörbarkeit der Typen bestätigen. Langgesichter und Breitgesichter, Langschädel und Kurzschädel von gleicher Beschaffenheit, wie sie heute unter uns vorkommen, finden sich schon in den ältesten Niederlassungen nebeneinander. Sie existieren schon manches Jahrtausend in Europa. Die Schädel aus den Pfahlbauten, aus den Hünen- und Reihengräbern stimmen mit denen der heutigen Bevölkerung Europas so vollkommen überein, daß die genaue Vergleichung mehr und mehr zu der Erkenntnis führt, Völker, Staatenbildung

und Kulturentwickelung seien allein veränderlich, entwickelungsfähig, die rassenanatomischen Eigenschaften der Typen dagegen dauernd, fast ewig zu nennen. Sie verhalten sich hierin wie die meisten Pflanzen- und Tierformen, die nur in unendlichen Zeiträumen und höchst allmählich eine Umänderung erfahren. Es ist physisch immer dasselbe Menschenmaterial, das entweder geistig stationär bleibt oder aber politisch und kulturell hohe Stufen erringt, ohne doch dabei die Farbe seiner Augen, seiner Haare oder seine Schädelform irgendwie zu ändern. — o —

Die Wärmeverhältnisse des Mittelländischen Meeres.

Durch die neueren Tiefseeforschungen ist festgestellt worden, daß im Atlantischen Ozean die Temperatur von 20° an der Oberfläche bis 2,7° in 2600 m Tiefe sinkt; im Mittelmeere hingegen nimmt die Temperatur von der Oberfläche (25° C.) nur bis etwa zu 200 m Tiefe ab und bleibt sich von da bis zur größten Tiefe gleich (13° C.). Dagegen verhält sich das Mittelmeer bezüglich der Temperaturabnahme ähnlich wie bestimmte Süßwasserseen, z. B. der Genfersee. In beiden trifft man eine obere Wasserschicht, in welcher die Wärme regelmäßig mit der Tiefe abnimmt und darunter eine Tiefenschicht von ganz gleichmäßiger Temperatur. Aus dieser Ähnlichkeit schloß Forel, daß das Mittelmeer und die Süßwasserseen gleichen Gesetzen unterliegen, welche von Forel erforscht wurden. Inbetreff der Süßwasserseen hat er drei verschiedene Typen aufgestellt, von denen für den Vergleich mit dem Mittelmeer nur der tropische Typus in Frage kommt, bei welchem die Temperatur niemals unter die des Dichtigkeitsmaximums sinkt, so daß die Schichtung des Wassers eine nur durch die Wärme bedingte ist, wie sich dieses u. a. beim Genfersee zeigt.

Beim Mittelmeer findet man das ganze Jahr hindurch unter 500 m eine gleichmäßige Temperatur von 13°; das Oberflächenwasser kühlt sich im Winter nicht unter 13° ab und erwärmt sich im Sommer auf 25°. Da das Mittelmeer durch eine hohe Barre vom Atlantischen Ozean getrennt ein abgeschlossenes Becken bildet und seine Temperatur niemals unter die des Dichtigkeitsmaximums sinkt, so finden die für die Süßwasserseen mit tropischem Typus gültigen Betrachtungen auch hier im allgemeinen ihre Anwendung. Indessen bildet der Salzgehalt des Mittelmeeres einen wichtigen Unterschied. Sein Einfluß auf die Schwere des Wassers ist nach den vorliegenden Messungen an verschiedenen Stellen und in verschiedenen Tiefen von derselben Größenordnung wie die Schwereänderungen, welche durch die in diesem Meere vorkommenden Temperaturverschiedenheiten veranlaßt werden, so daß sie sich neutralisieren können, wenn sie einander entgegenwirken. Der Einfluß dieses Momentes ist leicht ersichtlich und veranlaßt in der That ein verschiedenes Verhalten von jenem der Süßwasserseen. Letztere schichten sich thermisch, sowie die Oberfläche erwärmt wird; das warme Wasser bleibt, weil leichter, oben. Wenn aber das Wasser salzhaltig ist, so wird es beim Erwärmen nicht leichter, sondern infolge der Verdunstung konzentrierter, schwerer und sinkt zu Boden. Ebenso steigert der Salzgehalt bei der Abkühlung durch die Verdunstung die Zunahme des spezifischen Gewichtes und das abgekühlte Wasser sinkt früher und tiefer nieder.

Wie in den Seen des Süßwassers ist es auch im Mittelmeere vorzugsweise die Oberfläche, von der aus die Wärme während des Sommers die obersten Schichten thermisch lagert und von der sich im Herbste die Wärme verliert. Hierdurch wird eine Gleichförmigkeit der Temperaturen herbeigeführt, indem die obersten Schichten auf die Temperatur der Tiefenschichten sich abkühlen. Durch die langsame und lange Fortpflanzung der Oberflächenwärme wird die Temperatur der Tiefenschichten allmählich auf etwa 17° über der Temperatur des Dichtemaximums des Salzwassers (—4°) erhöht; aber wegen der schnellen Abkühlung in den kalten Wintern entweicht die Wärme der Tiefenschichten leicht in die Atmosphäre und so wird verhindert, daß die Temperatur der Tiefenwasser unbeschränkt sich weiter erhöht. Kompliziert werden die Verhältnisse durch die große Ausdehnung des Mittelmeeres, das sich von der warmgemäßigten bis zur subtropischen Zone erstreckt. (Archives des sciences physiques et naturelles 1891, Ser. 3, XXV, 145.)

Das kalte Auftriebwasser an der Ostseite des Nordatlantischen und der Westseite des Nordindischen Ozeans.

Unter diesem Titel veröffentlicht Dr. A. Puff in dem letzten Jahresberichte des Frankfurter Vereins für Geographie und Statistik 1888 bis 1890 eine Studie, welche einen interessanten Beitrag zur Frage nach der weiteren Verbreitung des eigentümlichen Phänomens der ozeanischen kalten Auftriebwasser liefert. Neuerdings hat sich herausgestellt, daß die von Humboldt zuerst beobachteten kalten Küstenströmungen in gewissen tropischen und subtropischen Gebieten nicht durchweg als polare Oberflächenströmungen gedeutet werden können, sondern durch lokalen Auftrieb kalten Wassers erzeugt werden. An der Hand des im Archiv der deutschen Seewarte niedergelegten, überaus reichlichen Beobachtungsmaterials hat nun der Verf. gewisse als abnorm bekannte Temperaturerscheinungen an der Ostseite des Nordatlantischen und der Westseite des Nordindischen Ozeans im Lichte dieser neueren, besonders von Krümmel und Buchanan vertretenen Auffassung einer kritischen Betrachtung unterzogen. Für den Atlantischen Ozean gelangt der Verf. zu folgenden Ergebnissen. Das kalte Wasser in unmittelbarer Nähe der Ostküste des Nordatlantischen Ozeans zwischen 40 und 10 Grad n. Br. ist nicht, wie man bis vor kurzem annahm, die Folge eines aus höhern nach niedern Breiten eilenden Oberflächenstromes, sondern es stammt aus der Tiefe und wird von hier aus dicht unter Land an die Oberfläche gebracht. Ursache ist der ablandige Wind (Nord bis Nordost), welcher die Wassermassen von der Küste abtreibt und nach dem offnen Ozean anstaut, infolgedessen in der Tiefe eine Compensationsströmung erzeugt. Zwischen 40 und 35 Grad n. Br. und 20 bis 10 Grad n. Br. giebt es ablandige Winde, und darum kaltes Küstenwasser nur für einen Teil des Jahres, im ersten Gebiete im Sommer und Herbst, im letzteren im Winter und Frühling, während im mittleren Teile zwischen Kap Spartel und der Arguin Bank infolge der beständigen Nordostpassate das ganze Jahr hindurch dies vorherrscht. In der Straße von Gibraltar kombinirt sich die Strömung aus dem Atlantischen Ozean mit den Winden an der afrikanischen Seite, so daß die spanische Küste warm, die afrikanische bei Tanger kühl ist. Für Algier erzeugen ablandige Winde gleichfalls Abkühlung der Küstenwässer. Bemerkenswerte Begleiterscheinungen dieser kalten Auftriebwässer sind Erniederung der Lufttemperatur und häufige Nebelbildung, vor allem aber der Fischreichtum der betreffenden Gebiete, der sich dadurch erklärt, daß das kalte Wasser mit zahllosen Organismen beladen und daher oft ganz trübe aus der Tiefe aufsteigt. So hängt hiermit der Fischreichtum der portugiesischen, der marokkanischen, der algerischen Küste zusammen.

Im Indischen Ozean ergaben sich als Gebiete kalten Auftriebwassers zur Zeit des SW.-Monsuns: die Ostküste Afrikas von Kap Warscheik bis Kap Guardafui; die Nord-

und Ostküste der Insel Sokotra; die Südostküste Arabiens östlich von Ras Fartak; die Südwestküste Arabiens westlich von der Bucht von Aden. Während die durch das kalte Wasser erzeugten Nebel in Verbindung mit den Stürmen die Schiffahrt beim Kap Guardafui so überaus gefährlich gestalten, gereichen dieselben Nebelbildungen der arabischen Küste zum Segen, wo sie in der Provinz Yemen überhaupt die Kultur des Kaffeebaumes ermöglichen; auch hier ist das Auftriebwasser mit Fischreichtum verknüpft.

Dr. Sauer.

Aus allen Erdteilen.

— Ethnographisches von den Negern zwischen Niassa- und Tanganjikasee erfahren wir in Wißmanns „Zweiter Durchquerung Äquatorial-Afrikas", S. 215 ff. Die dort wohnenden Wakonde verfahren mit ihren Toten genau so, wie die moderne Leichenverbrennung es verlangt. Drei Tage nach dem Tode wird der Leichnam verbrannt und die Asche desselben in kleinen Töpfen von der Familie gesammelt und aufbewahrt. Auch sezieren diese Stämme häufig ihre Toten, wenn der Grund des Todes nicht ganz klar ist. Man öffnet mit einem scharfen Stück Palmrinde den Magen und untersucht dessen Inhalt und Wände. — Unsre Spiritisten bedienen sich bei ihren Gaukeleien des sogenannten Psychographen, der durch seine Schrift Verborgenes enthüllt. Jene Neger machen es gerade so. Soll ein Schuldiger entlarvt werden, so müssen die Angeschuldigten sich im Kreise versammeln, der Häuptling ergreift eine Holzscheere, genau so gearbeitet wie unser bekanntes sich verlängerndes und zusammenziehendes Kinderspielzeug, und läßt dieselbe arbeiten, bis sie plötzlich, lang ausgestreckt, die Brust des durch sie entlarvten Thäters trifft. Eine dritte Sitte, die bei uns ihre Parallele findet oder früher fand, ist das Fest des neuen Feuers. Im ganzen Lande werden alle Feuer am Abend vor dem Feste gelöscht. Es beginnt ein Gelage, und wenn der Mond eine bestimmte Höhe erreicht hat, macht der Häuptling durch Reiben von Hölzern ein neues Feuer, das durch Zunder aufgenommen und überall hin verteilt wird. Dieses Feuer hat nun für die nächsten zwölf Monate auszuhalten.

— Feuerland. Die Herren Rousson und Willems, von der französischen Regierung mit einer Forschungsreise nach Feuerland beauftragt, haben einen Bericht eingesandt, welcher am 20. März 1891 in der Pariser Geographischen Gesellschaft vorgelegt wurde. Der von ihnen bereiste Teil Feuerlands ist der nordwestliche, gegenüber Punta Arenas an der Magellanstraße. Er ist von einer Gebirgskette durchzogen, die am Kap Boqueron jäh 500 m hoch sich aus dem Meere erhebt und bis Kap Espiritu Santo reicht. Zahlreiche, teils im Sommer versiegende, teils ausdauernde Flüsse gehen von dieser ins Meer, unter denen der Rio del Oso der bedeutendste. Das veränderliche Klima ist nicht so schlimm, wie man gewöhnlich annimmt; die Winde sind aber sehr heftig. Gold kommt vor und wird auch gewaschen, liefert aber wenig Ausbeute. Die Bewohner dieses Teils von Feuerland sind die Onas, bis 2 m hohe Indianer, die noch zu den Patagoniern gehören. Weiße sind im Sommer schon viele vorhanden, doch ziehen die meisten sich im Winter nach Punta Arenas zurück. So wie das Land im Norden der Magellanstraße bereits eine ergiebige Viehzucht besitzt, so wird auch bald Feuerland mit seinen reichen Triften von Schafen und Rindern schwärmen. Eine dort ansässige englische Gesellschaft hat damit große Erfolge erzielt.

— Lieben die Amerikaner Blumen? Diese Frage wirft The Illustrated American auf und kommt dabei zu dem Ergebnis, daß sie dieses allerdings, wo es sich um Sträuße, Zimmerschmuck und Schmückung der Tafel handelt, thun, mit einem Worte, wo es auf Schau und Schmuck ankommt. Dabei aber stellt sich die Thatsache heraus, daß trotz mehrhundertjährigen Besitzes des Landes die Nordamerikaner den einheimischen Pflanzen keine neuen Namen gegeben haben, sondern dieselben bei ihren wissenschaftlichen botanischen Namen benennen; höchstens übertrugen sie europäische Bezeichnungen auf dieselben. Sie sprechen von Viola Nuttallii, Anemone patens, Calochortus venustus. Die Sprache scheint in dieser Beziehung erlahmt zu sein und Benennungen wie unser Vergißmeinnicht, Stiefmütterchen, Frauenschuh, Männertreu, Maßliebchen, Ehrenpreis, Löwenzahn u. s. w. fehlen ganz.

— Die Steinzeit Afrikas, deren ehemaliges Dasein hier und da noch angezweifelt wird, gewinnt immer mehr Stützen, je weiter man forscht. Jetzt bringt Dr. G. Bellucci (Arch. per l'Antropologia XX, 367) Beweise für das Vorhandensein derselben in Abessinien, wobei er erwähnt, daß in verschiedenen afrikanischen Sprachen (wie gleichfalls in indoeuropäischen) die Wörter für Axt und Stein gleichlautend seien. Die abessinischen vorgeschichtlichen Artefakte fand Cecchi im Moserthale (10° nördl. Br., 39° 40′ östl. L.). Es sind Nuclei, Schaber, Messer u. s. w. von paläolithischem Charakter, den entsprechenden europäischen Formen gleichend. Material ist Chalcedon, Quarzit, Obsidian u. s. w. Ein zweiter Fundort ist am Haddosen im Lande der Ada-Galla, ein dritter in Godscham.

— Die Verwendung der Menschengestalt in Flechtwerken ist der Titel einer belangreichen Abhandlung, die Dr. W. Hein in den Mitteilungen der Wiener Anthropologischen Gesellschaft (Band 21) veröffentlicht hat. Die Menschenfigur muß da natürlich als stilisiertes, symmetrisches Ornament dienen, da der Stoff, welcher zu Matten, Gefäßen u. s. w. geflochten wird, eine naturgetreue Nachbildung der Formen nicht gestattet. Hein, der hier ein neues Gebiet betritt, bildet solche Flechtwerke von den Arawaken Guyanas, aus San Paulo de Loanda (Westafrika) und von Borneo ab. Mehr war ihm bisher nicht zugängig. Ich erlaube mir, noch auf die Flechtwerke der kalifornischen Indianer mit Menschenfiguren, ganz gleich denen der Arawaken, und auf die altperuanischen Flechtwerke hinzuweisen, die Holmes im Sixth Ann. Rep. Bureau of Ethnology abbildet und beschreibt.

A.

Kleinasien. Im laufenden Sommer begiebt sich Prof. Ramsay, begleitet von den Herren Hogarth und Munro, nach Kleinasien, um die archaischen Denkmäler vorhellenischen Charakters im Antitaurus und Commagene zu erforschen. Die Kosten werden vom Asia Minor Exploration Fund getragen. Prof. Ramsay hat bereits viel zur topographischen Kenntnis und historischen Geographie Kleinasiens beigetragen, namentlich hat er viele alte Ortslagen in Pisidien und Isaurien bestimmt. Auch ist ihm die Entdeckung der ältesten noch erhaltenen christlichen Kirche zu verdanken.

— **Die Schlangenverehrung in Indien.** In der Asiatic Society zu London hielt am 20. April 1891 Dr. Oldham einen sehr wichtigen Vortrag über die Schlangenverehrung in Indien, der zum erstenmal uns Aufklärung über dieselbe giebt. Die Nagas sind die in ganz Indien bekannten Kobraschlangen, aber dieses ist auch die Benennung eines Volksstammes, der schon in Kaschmir ansässig gewesen sein soll, als dieses Land sich aus den Wassern erhob. In den Puranas werden die Nagas als übernatürliche Wesen oder als wirkliche Schlangen geschildert, die unterirdisch hausen. In älteren Schriften werden sie als ein im Industhale wohnendes Volk erwähnt, dessen Hauptstadt Patala war. Nach Oldham sind die Nagas und Takhas dasselbe Volk, ein Radschputenstamm im bergigen Osten Kaschmirs, das dort unter eigenen Häuptlingen bis vor kurzem unabhängig hauste. Vor den mohammedanischen Zerstörern wußten sie ihre Tempel zu bewahren, ebenso wie vor den Brahmanen ihre Religion. Noch verehren sie in alter Weise ihre Schlangengötter, nicht etwa die Reptilien oder Symbole derselben, sondern ihre zu Götter erhobenen alten Herrscher. Die Schlangengötter Sescha, Vasuhi, Kakschaka u. a. sind in menschlicher Form dargestellt, doch mit einem Kopfschmuck von 5, 7 oder 9 Nagas oder Kobraschlangen versehen. Diese Nagahäuptlinge waren nach der Überlieferung einst Beherrscher eines großen Teiles des Industhales. Noch alljährlich ziehen zahlreiche Pilger nach dem Bergsee Kailas Kund, welcher als heilig gilt, da dorthin sich Vasuhi vor seinem Feinde Garuda rettete.

Die Takhas sind ein Überrest eines mächtigen Radschputenstammes, der fast das ganze Pandschab beherrschte und von dem aus Kolonieen nach den Küsten Indiens, Ceylons und selbst Hinterindien ausgingen. Sie waren, wie Oldham nachwies, Arier. Von Wichtigkeit ist ferner der Nachweis Oldhams, daß die Buddhistische wie die Jainareligion unter diesen Nagas ihren Ursprung nahmen, ja **Buddha selbst gehörte höchst wahrscheinlich dieser Rasse an.** Daher stammt auch der enge Zusammenhang zwischen der Schlange und dem Buddhismus, worüber so viele Mutmaßungen angestellt wurden.

Die Nagas waren also ein sonnenverehrendes sanskritsprechendes Volk, dessen Totem die Nag oder Kobraschlange war. Sie waren bekannt nach diesem Stammessymbol, mit dem sie allmählich identifiziert wurden. Man kann sie bis in die früheste Zeit indischer Geschichte zurückverfolgen und bis heute haben sie ihre alte Religion, die Verehrung ihrer Häuptlinge in Form von Halbgöttern bewahrt. Durch diese Erkenntnis wird der Zusammenhang des Buddhismus und der Jainareligion mit der Schlange erklärt.

— Zu den aussterbenden Sprachen Europas gehört das **Rhätoromanische** oder **Ladinische** im Kanton **Graubünden**. Im Jahre 1850 sprachen von überhaupt 2 390 116 Schweizern 48064 (die größere Hälfte der Bevölkerung Graubündens) ladinisch; zwanzig Jahre später redeten von überhaupt 2 669 147 Schweizern nur noch 42 180 und 1881 von 2 846 102 nur noch 38 705 oder kaum noch $^2/_5$ der graubündischen Bevölkerung ladinisch. Bei der letzten Volkszählung im Jahre 1888 ermittelte man in der ganzen Schweiz 38 375 Ladiner, von welchen 30 077 in Graubünden lebten. Die Zahl der ganz oder überwiegend ladinischen Ortschaften beläuft sich auf 120; außerdem giebt es noch eine Anzahl Orte, in denen die Ladiner die Minderheit der Bevölkerung bilden. In letzteren Ortschaften ist der Rückgang des Ladinischen zu gunsten der deutschen Sprache am bemerkenswertesten. Fast ganz deutsch sind in Graubünden die Bezirke Ober-Landquart (9054 Deutsche, 474 Italiener und 355 Ladiner), Unter-Landquart (11 426 Deutsche, 607 Italiener und 119 Ladiner) und Plessur (10 634 Deutsche, 279 Italiener und 1288 Ladiner). Im Bezirke Hinterrhein halten die 1404 Deutschen den 1366 Ladinern die Wage, im Bezirke Heinzenberg stehen 3756 Deutsche 2689 Ladinern gegenüber. Ganz oder überwiegend ladinisch sind die Bezirke Vorderrhein (93 Deutsche, 5691 Ladiner), Münsterthal (298 Deutsche, 1180 Ladiner), Maloja (1310 Deutsche, 2558 Ladiner), Inn (939 Deutsche, 5167 Ladiner), Im Boden (1568 Deutsche, 3595 Ladiner), Glenner (2722 Deutsche, 7780 Ladiner) und Albula (919 Deutsche, 5160 Ladiner). Daß der kleine rhätoromanische oder ladinische Stamm auch in Zukunft immer mehr zurückgehen werde, ist wohl nicht zweifelhaft; zwischen zwei großen Kulturvölkern lebend, werden die Nachkommen der gegenwärtigen Generationen zum größten Teil den Deutschen, zu einem kleineren Teile den Italienern sich anschließen. Durch den Bau einer Eisenbahn von Landeck in Tirol nach dem Ober-Engadin würde die Ausbreitung der deutschen Sprache im ladinischen Sprachgebiete Graubündens wesentlich begünstigt werden. Gb.

— **Bastardland** wird der schmale, dünn bevölkerte Landstreifen im Norden des Oranjeflusses genannt, der im Westen von dem deutschen Südwestafrika, im Osten vom Nosobflusse begrenzt wird. Dasselbe ist im Mai durch den Gouverneur der Kapkolonie der englischen Kronkolonie Betschuanaland einverleibt worden. Im Süden des Bastardlandes wohnen Korana, im Norden bei Mier die Bastards. Beide Völker sind Hottentotten, die Bastards gehören zu den Griqua.

— Das **Denkmal** für den ausgezeichneten Entdeckungsreisenden und Orientalisten, Sir **Richard Burton**, ist am 26. Mai 1891 auf seinem Grabe in London, wohin seine sterblichen Überreste von Triest aus gebracht wurden, enthüllt worden. Es stellt ein 5 m hohes arabisches Zelt dar, über dem sich ein goldener Stern erhebt. — Der Nachlaß des hochverdienten Mannes und britischen Generalkonsuls betrug, wie seine Witwe eidlich aussagte, nur die Summe von 200 Pfund.

— **Vorgeschichtliches aus Maisur** (Mysore). In diesem südindischen Staate hat Dr. **Bain** einen Cromlech mit drei Steinzirkeln geöffnet. Die Grabkammer in der Mitte desselben, 1,3 m unter der Oberfläche, sprengte er mit Dynamit. In derselben fand er zunächst Tschatties, Urnen, ähnlich den jetzt noch gebrauchten Gefäßen mit verschiedenen Getreidearten gefüllt. Dieselben standen in drei Reihen um den Begrabenen herum. Weiterhin kamen zwei eiserne Schwerter zum Vorschein, die stark verrostet waren und gekreuzt über der Brust des Skelettes lagen. Letzteres ruht auf einer großen, den Boden des Grabes bildenden Steinplatte. Vom Schädel hatten sich einzelne Teile, der Unterkiefer und viele Zähne erhalten, welche um die vollständig erhaltene Abformung des Gehirns (cast of the brain, wohl in Thon?) herumlagen. In der Gegend der Nase lag ein kleiner dünner Goldring von sehr einfacher Arbeit, wie Bain meint, der erste Goldgegenstand, der in einem vorgeschichtlichen indischen Grabe gefunden wurde. An der einen Seite, bei den Handknochen, fand man ein gekrümmtes, 8 Zoll langes und $^1/_4$ Zoll starkes Kupferstäbchen, an der Stelle der Füße aber eine Anzahl eiserner Pfeil- und Speerspitzen, an denen noch Überreste der Holzschäfte saßen. Die in den Gefäßen befindlichen Getreidearten sind verloren worden, daher leider nicht bestimmt. Nach diesem Berichte kann es sich keineswegs um ein sehr altes Grab handeln; die Cromlechs wurden danach noch in verhältnismäßig später Zeit errichtet (Journ. Anthropol. Soc. Bombay II, 229. 1890).

Herausgeber: Dr. R. Andree in Heidelberg, Leopoldstraße 27. Druck von Friedrich Vieweg und Sohn in Braunschweig.

Druckfehler im LIX. Bande.

Seite 2, Spalte 1, Zeile 5 lies Beechey statt Bocchey.
„ 2, „ 1, „ 11 „ Commander statt Commandor.
„ 3, „ 1, „ 4 „ Dickie statt Dickin.
„ 28 in der Unterschrift des Profils lies zweimal Eluviale statt Fluviale.
„ 150, Spalte 2, Zeile 20 lies Grevelingen statt Gravelingen.
„ 150, „ 2, „ 40 „ 's Gravenbrakel statt s' Gravenbraekel.
„ 179, „ 1, „ 18 „ 17. August statt 1. August.
„ 179, „ 2, „ 8 „ vlamisch-holländischen statt vlamisch-belgischen.
„ 195, „ 2, „ 9 von unten lies Wasserreichtum statt Massenreichtum.
„ 214, „ 2, „ 12 lies aus Rörviken statt und Röroiken.

Seite 289, Spalte 2, Zeile 28 lies 1890 statt 1891.
„ 219, „ 2, „ 28 „ psychologischen statt physiologischen.
„ 289, „ 2, „ 30 „ eines statt seines.
„ 290, „ 1, „ 6 „ als statt aber.
„ 291, „ 1, „ 17 u. 18 lies besser statt bisher.
„ 291, „ 2, „ 7 von unten lies Existenz statt Intelligenz.
„ 292, „ 1, „ 6 lies Solidarität und statt der.
„ 292, „ 1, „ 15 „ richtiger statt wichtiger.
„ 292, „ 1, „ 46 „ Kollektiveigentum statt Kollektionseigentum.
„ 292, „ 2, „ 35 „ bethätigen statt bestätigen.
„ 367, „ 2, „ 31 „ 1804 statt 1884.
„ 367, „ 2, „ 31 „ *γεωγραφίας* statt *γεωγρίας*.

Globus.

LX. Band.

Globus.

Illustrierte
Zeitschrift für Länder- und Völkerkunde.

Begründet 1862 von Karl Andree.

Herausgegeben von

Richard Andree.

Sechzigster Band.

Braunschweig,
Druck und Verlag von Friedrich Vieweg und Sohn.
1891.

Inhaltsverzeichnis des LX. Bandes.

Europa.

Asien.

Afrika.

Amerika.

Australien und Ozeanien.

Polargebiete.

Hydrographie. Ozeane.

Meteorologie und Mathematische Geographie.

Geologie.

Botanik und Zoologie.

Anthropologie.

Urgeschichte.

Ethnologie und Ethnographie.

Volkskunde (Folklore).

Sprachliches.

Biographieen. Nekrologe.

Verkehrswesen.

Missionen.

Karten.

Abbildungen.

Bücherschau.

Mitarbeiter.

Druckfehler im LX. Bande.

Seite 107, Spalte 2, Zeile 38 lies Japaner statt Chinesen.
„ 150, „ 1, „ 31 ist vor jus primae noctis „dieses" einzufügen.
„ 166, „ 1, „ 50 lies „alte" statt alle.
„ 32, „ 2, „ 8 von unten ist Fergunna zu streichen.
Seite 142, Spalte 1, Zeile 36 lies Nun statt Nur.
„ 158, „ 1, „ 63 „ capitis statt capitio.
„ 158, „ 1, „ 66 „ ayak statt onak.
„ 295, „ 1, „ 18 „ 40 m statt 400 m.

Bd. LX.

Globus.

Nr. 1.

Illustrierte Zeitschrift für Länder- und Völkerkunde.

Begründet 1862 von Karl Andree.

Herausgegeben von Richard Andree.

Druck und Verlag von Friedrich Vieweg & Sohn.

Braunschweig. Jährlich 2 Bände in 24 Nummern. Durch alle Buchhandlungen und Postanstalten zum Preise von 12 Mark für den Band zu beziehen. 1891.

Ein Ausflug in die Anaimalai-Berge (Südindien).

Von Emil Schmidt. Leipzig.

I.

Das Berggerüst des Dekhan bildet ein dreiseitiges Hochplateau, das an seinem West- und Südostrand, den Ghats, steil abfällt, und dem westlich nur ein schmaler Saum, östlich eine weithin gedehnte Fläche ebenen Landes vorgelagert ist. Der Abbruch dieser zentralen Tafellandscholle ist in den West-Ghats im ganzen regelmäßiger, steiler, an dem weniger jähen Ostabfall dagegen unregelmäßiger gebrochen, zerklüfteter, auch tauchen auf dieser Seite aus der vorliegenden Ebene größere und kleinere steil aufragende Horste in großer Anzahl auf, stehen gebliebene Reste eines in geologischen Vorzeiten gleichmäßig hohen Landes.

Da, wo unter 11° nördl. Br. die Ost- und Westränder des zentralen Hochlandes zusammentreffen, erhebt sich wie ein Eckpfeiler das Plateau der Nilgiri-Berge, das südwärts wenige geographische Meilen weit einige tektonisch stark zerrissene Ausläufer bis zur Breite der gleichnamigen Hauptstadt des Distriktes Coimbatore aussendet.

Verfolgt man die Oberflächengestalt Südindiens von hier noch weiter südlich, so begegnet man sofort einem merkwürdigen, von Ost nach West verlaufenden Einbuchsthal, der 32 km breiten Pforte von Palghat, die den Zusammenhang des südindischen Gebirgssystems schroff unterbricht. Es ist ein breiter, bequemer Verbindungsweg zwischen Ost und West, an seinem höchsten Punkt kaum 300 m über dem Meere erhöht, offen für den Verkehr, der, wie mehrfache Münzenfunde aus Augustus' und Tiberius' Zeit zeigen, schon im Altertum dieser wichtigsten Handelsstraße folgte, und den heute die südliche Verbindungseisenbahn zwischen beiden Meeren benutzt, offen auch für die herrschenden Winde des SW- und des NO-Monsuns, von welchen der erstere im Hochsommer feuchte Luft durch diesen Riß im Gebirgs-Regenschatten Indiens hinüberbläst auf die trockne Ebene, während sich im Spätherbst und in den Wintermonaten die Wucht des NO-Monsuns den westlich von Palghat vorüberfahrenden Schiffen weit hinaus auf das Meer stürmisch bemerklich macht. Südlich aber von dieser Gebirgslücke erheben sich wieder die tektonisch stark zerklüfteten Schollen des Hochlandes, zunächst die breit gelagerten Anaimalai- und Pulney- (Palni)-Berge, dann sich verengend, ihre südliche Fortsetzung, ein schmaler, bis zur Südspitze Indiens fortlaufender Gebirgszug, der aber auch nicht ein Auffaltungsgebirge, sondern, wie sämtliche Höhen Südindiens, eine stehen gebliebene Tafellandscholle aus Syenit und Gneis darstellt. Dieser südliche Teil des Gebirges, der das britische Gebiet von dem unter einheimischen Fürsten stehenden Travancore scheidet, wird von mehreren fahrbaren Straßen durchzogen, seine Forsten stehen, namentlich auf der englischen Seite, unter geordnetem Betrieb, er ist im Ganzen gut bekannt. Weit weniger ist es der nördliche Teil dieses Gebirgszuges, besonders die Anaimalai-Berge, ein Hochplateau, das im Anamúdi-Peak mit 2697 m die höchste Erhebung Indiens südlich vom Himalaya erreicht. Noch vor wenigen Jahren waren an der Stelle der Hauptmasse dieser Berge auf den offiziellen Spezialkarten nur große weiße Flecken zu sehen. Die wenigen Jäger, die bis auf die Höhen vorgedrungen waren, konnten nicht Worte genug finden, die Schönheit des Gebirges, die Üppigkeit der Wälder, den Reichtum an Wild, die Frische und Reinheit der Luft auf den Hochflächen zu schildern. Die Höhen selbst waren und sind noch vollständig unbewohnt; nur in den Vorbergen und in dem von Malaria verpesteten Saum von Gebirgsschutt, der die letzteren umgürtet, hausen dürftige Stämme dunkelhäutiger Ureinwohner, der Puliyars, Kaders, Malsers, die unberührt von der Hindu-Kultur, auf primitivste Weise ihr kümmerliches Dasein fristen. Erst in den letzten Jahren dringt hier europäisches Leben Schritt für Schritt vor: die üppigen Wälder, die noch vor wenigen Jahrzehnten den Fuß des Gebirges umgaben, sind abgeholzt, die halbwilden Bewohner in den Dienst europäischer Kultur gestellt, ja bis in die Berge hinein, mitten in die an Nutzhölzern überreichen Wälder hat sich seit wenig mehr als einem Jahre der Schienenweg und zwar eine Elefanten-Trambahn, wohl die einzige in ihrer Art, vorgeschoben.

Als ich Anfang Januar 1890 einige Tage unter dem gastlichen Dache des damaligen Kollektors von Coimbatore, Herrn Thomson, zubrachte, lernte ich den ersten Forstbeamten des Distriktes, Herrn Porter, kennen. Mit Freuden nahm ich seine liebenswürdige Einladung an, an einer Besichtigung der neuerbauten Elefanten-Eisenbahn teil zu nehmen, auf welcher in den letzten Tagen mehrere schwere Regengüsse des NO-Monsuns einige Brücken und Dämme beschädigt hatten. Der Ausflug erschien vielversprechend: der Weg bis zu den Anaimalaibergen zeigte mir ein Stück der großen östlichen Ebene, das durch die besondern Verhältnisse des Palghat, dieses dem SW-Monsun offenen Wind- und Regenthores, unter günstigeren, klimatischen und agrikulturellen Verhältnissen steht, als der größte Teil des östlichen Südindiens: und dann lockten die Berge selbst, ihre reiche Vegetation, die eigenartige Bahn, die dunkelhäutigen, lockenhaarigen Ureinwohner, von welchen ich mit Hilfe der Beamtenautorität mehr zu sehen und zu erfahren hoffen durfte, als es mir sonst möglich gewesen wäre.

Überall, wo die Engländer in Indien Besitz von Land ergriffen, haben sie es sich angelegen sein lassen, durch gute Straßen Handel und Verkehr zu heben. Und so sind auch die Wege, welche von Coimbatore nach den Anaimalai führen, zum größten Teil sehr gut. Das gewöhnliche Beförderungsmittel in Südindien ist der bullock cart, ein von zwei Ochsen gezogener, auf zwei 5 bis $5^1/_2$ Fuß hohen Rädern laufender, mit Mattenwerk halb zylindrisch überdeckter Karren ohne Federn. Zwischen größeren Orten, auf belebteren Straßen ist oft auch noch ein andres Beförderungsmittel eingerichtet, das „Transit", der von kleinen raschen Pferdchen gezogene Schnellwagen. Unsre Verabredung war es, daß ich gegen Abend nach Pollachi (Pollatschi), dem Hauptort des gleichnamigen Kreises (Taluk) kommen, und am folgenden Tage gegen Mittag in dem am Fuße der Berge gelegenen Forsthaus, dem Satumally bungalow, mit Herrn Porter zusammentreffen sollte, wohin um diese Zeit eine Anzahl der Schwarzen für anthropologische Beobachtungen bestellt waren.

Der um 3 Uhr nachmittags bestellte Wagen kommt mit gewohnter indischer Unzuverlässigkeit erst um $5^1/_2$ Uhr an; es ist ein kurzer überdeckter, auf vier Rädern laufender Kasten mit zwei Längsbänkchen, der mich und mein weniges Gepäck aufnimmt, während mein indischer Diener und Dolmetscher den schmalen Bocksitz mit dem Kutscher teilt. Der Weg führt aus dem östlich gelegenen europäischen Viertel Coimbatores, dessen Bungalos auf kahlen, von Kaktushecken umzäunten Feldern weitläufig zerstreut sind, zunächst durch einen Teil des buntbelebten, farbenreichen Bazars der Eingeborenen-Stadt, biegt aber dann südwärts ab. Sobald man die Stadt verläßt, wölben sich über der durchweg breit angelegten und vortrefflich gehaltenen Landstraße oben tunnelartig dicht zusammenschließend uralte indische Feigenbäume (Ficus indica), von der tiefschattigen Laubdecke hängen stalaktitenartig Luftwurzeln in selten gesehener Massenhaftigkeit herab. Die ersten paar Meilen hinter Coimbatore fallen noch ganz in das Bewässerungsgebiet des von den westlich gelegenen Velliyangiri-Bergen herabkommenden Noyil, dessen Wasser, durch Kanäle auf die Felder geleitet, und in großen Teichen aufgesammelt, einen wunderbar üppigen Pflanzenwuchs hervorzaubern: weithin wogt smaragdgrüner Reis auf wasserdurchtränkten Feldern, eingefaßt von Kokospalmen mit träumerisch im Wind sich wiegenden Fiederkronen, auf etwas höherem Terrain wird Mohrenhirse, Sorghum, Weizen, Hanf, Ricinus, Tabak, indische Baumwolle gezogen, alles sorgfältig bestellt, strotzend von gesunder Saftfülle. Welcher Gegensatz, sobald man das Bewässerungsgebiet verläßt und sich auf die leichten Bodenschwellen erhebt, die keine Wasserzufuhr aus dem Fluß gestatten! Viel Land ist hier gänzlich unbebaut; auf den ärmlichen angepflanzt gewesenen Feldern ist die Ernte bereits eingebracht; alle Felder sind — eine Eigentümlichkeit des Distriktes Coimbatore, — ringsum eingefaßt mit dichten Hecken des Balsambaumes, Balsamodendron Berryi, stacheliger Opuntien, baumartiger Euphorbien (Euphorbia antiquorum), auch mit amerikanischen Agaven, deren dicke, häufig gewundene Blütenschäfte zum Teil noch die geschlossene Knospe zeigen, zum Teil armleuchterähnlich entfaltet sind. Dürr, rotbraun, verbrannt liegt das Land zwischen den saftarmen Hecken: es ist das Bild der ganzen großen Ebene des südöstlichen Indiens, die, vom regenreichen SW-Monsun durch die zwischenliegenden Ghats abgeschnitten, in ihrer Wasserversorgung fast allein auf die spärlicheren Regen des NO-Monsuns, auf das Stauwasser der Flüsse und Teiche, und auf die künstliche Bewässerung durch in das Grundwasser hinabgetriebene Brunnen angewiesen ist. Überall stoßen die Gegensätze hart aneinander: soweit, und in dem Maße, als Bewässerung ausführbar ist, reiche Fruchtbarkeit — vollständiges wüstes Brachliegen oder kärglicher Anbau in dem der Bewässerung nicht zugängigen Gebiete, das während eines großen Teiles des Jahres geradezu als rotbraune, dürre Wüste daliegt. Bleiben hier die Regen des NO-Monsuns ganz aus, so treten Hungersnöte ein, die oft die Bevölkerung millionenweise dahinraffen.

In zackigen, schroff schönen Linien hebt sich im Westen vom warmen Himmel das duftig schimmernde Gebirge der Velliyangiri-Berge ab, die rechts mit der steil abfallenden Spitze des Lambton Peak abschließen (Fig. 1). Tiefer sinkt die Sonne, orange, rot, purpurn wird der Abendhimmel, blauer die Bergsilhouette: jetzt ist die Sonne für den Horizont untergegangen, aber noch nicht für die Berge, die wie ein Schirm ihre letzten Strahlen auffangen und ihre langen bläulichkalten Schatten wie mächtige Radien auf dem goldig-purpurnen Hintergrunde des westlichen Himmels bis über den Zenith hinauswerfen, nicht eine rosenfingerige Morgen-, sondern eine schattenfingerige Abendröte. Aber sehr rasch verblaßt das Farbenspiel. Wir sind inzwischen schnell südwärts vorgerückt, in breiter Einfattelung liegt jetzt im Westen die flach eingesenkte, rechts und links von steilen Bergen begrenzte Profillinie des Palghat-Einschnittes vor uns, über ihr der tief dunkelpurpurne Abendhimmel. Rasch kommen die Sterne herauf und mit ihnen das Zodiakallicht, genau im Westen, ein schmaler, hoher, bis zum Zenith hinaufleuchtender Lichtkegel, weit heller als die Milchstraße, aber auch opaker, so daß alle Sterne in seinem Bereich den Glanz verloren zu haben scheinen, während sie in der Milchstraße glitzernd funkeln. Dunkler wird die Luft, strahlender die Sterne, dann aber verblaßt Alles schnell, und Milchstraße, wie Zodiakallicht treten fast ganz zurück in der Dämmerung des rasch heraufziehenden Mondes, welcher — seit drei Tagen ist der Vollmond überschritten — von unten her, nicht wie bei uns, von der Seite her, seine Rundung verloren hat.

In der Mitte des Weges, 20 km entfernt von Coimbatore, bei dem Dörfchen Kanathukadavu, werden die Pferde gewechselt. Unter ein paar alten Feigenbäumen neben der Straße steht zum Wechseln fertig ein halbes Dutzend kleiner, struppiger Pferdchen, rasch ist unsern dampfenden Tieren das einfache Geschirr abgenommen, den frischen übergeworfen, und nach kaum einer Minute geht es weiter im Galopp, in die Nacht hinein.

Die Straße hebt sich und senkt sich, und damit wiederholt sich der Wechsel der Vegetation: an den Bächen reicher Anbau, schattige Baumalleen an der Straße, auf den höheren Stellen magere Kaktus- und Wolfsmilchhecken und weiter Ausblick über die im Mondlicht dämmerig schimmernde

Landschaft. Zahlreiche Karren und Gruppen von Männern und Weibern kommen uns entgegen und an den dunklen Stellen, im tiefen Schatten der Baumgewölbe erfordert es große Vorsicht, um einen Zusammenstoß zu vermeiden: sie alle kehren vom Donnerstag-Wochenmarkt aus Pollachi zurück, wo sie den Ertrag ihrer Felder, Baumwolle, Tabak, spanischen Pfeffer, Hülsenfrüchte, Getreide verkauft und dafür aus Malabar eingeführte gewebte Stoffe, Messinggerät, Pfeffer rc. eingehandelt haben.

Erst nach 9 Uhr erreichten wir den Hauptort des Kreises, Pollachi. Nachdem noch der Mann am Schlagbaum seinen Zoll erhoben, führt mich der Kutscher, obgleich ich ihm mit Hilfe meines Dolmetschers begreiflich zu machen versuchte, daß ich im Rasthaus dieses Dorfes bleiben wollte, doch ohne weiteres zum Bungalow des Assistent-Kollektors, Herrn Harding, der schon von Coimbatore über mein Kommen benachrichtigt war und der mich mit der, alle dortigen englischen Beamten auszeichnenden Liebenswürdigkeit gastfreundlich bei sich aufnahm.

Am folgenden Morgen wurde die Reise — ein Transit giebt es weiter ins Gebirge hinein nicht mehr — mit dem Ochsenkarren fortgesetzt; leider war die Aussicht, die man, im Tunnel seines Mattendaches sitzend, nur noch vorn und hinten haben kann, sehr eingeengt. Die Gegend

Fig. 1. Die Velliyangiri-Berge, westlich von Coimbatore. Nach einer Aquarelle von Prof. E. Schmidt.

hat im wesentlichen noch denselben Charakter, wie die am gestrigen Abend durchfahrene, aber der gestern noch weit entfernte Hintergrund der Anaimalai-Berge ist nahe gerückt. Vor und links von uns türmen sie sich mächtig auf, eine Reihe schön gezeichneter Spitzen, trotziger Felsköpfe, schroffer Zacken (Fig. 2). Besonders schön ist der Blick von dem am Flusse Aliyar gelegenen Dorfe Anaimalai aus, das wir nach zwei Stunden erreichen: im Vordergrund an dem Flusse,

Fig. 2. Anaimalai-Berge, vom gleichnamigen Dorfe aus in südwestlicher Richtung gesehen. Nach einer Aquarelle von Prof. E. Schmidt.

der etwa die Größe der Saale bei Jena hat, ein Hindu-Tempel, daneben säulenreiche Mandapans (Pilgerhallen), überschattet von dichtem Mango-Gebüsch, das Ufer reich belebt von wassertragenden Frauen und Mädchen in farbenreichen Kleidern von griechischem Wurf und mit blitzendblanken Messinggefäßen; in der Ferne schaut man südlich in die Scharte hinein, die der Fluß in das Gebirge eingeschnitten hat, und hinter welcher koulissenartig ein reich abgestuftes Bergland aufsteigt, mit steilen Felsenstirnen, an denen kleine weiße Wölkchen hängen. Auch gerade vor uns, nach Südwesten, schließt das Bild mit spitzen Höhen ab: im Mittelgrunde steigt aus der Ebene, 4 bis 5 km vom Dorfe Anaimalai entfernt, ein etwa 100 m hoher steiler Felsenklotz unvermittelt aus der Ebene auf.

Das Dorf Anaimalai (etwa 5000 Einwohner) hat nur wenige Häuser, die durch etwas stattlicheres Aussehen aus dem Einerlei der viereckigen Lehmhütten mit weit überstehendem Strohdach, dem gewöhnlichen Hause der Tamils, hervorragen. Um die Häuser und um das Dorf liegen viele Schutt- und Schmutzhaufen, zahlreiche Geier erspähen von oben her, ob nichts Freßbares darin verborgen ist. Im Dorfe wohnt eine größere Anzahl von Töpfern, die über guten Thon verfügen müssen, wenigstens fertigen sie schöne helle, auf dem Bruch grellrote Töpfe. Am beliebtesten ist die Form eines rundbauchigen Topfes ohne flachen Boden oder Fuß und mit mäßig engem Hals, auf welchen rote und schwarze Dreiecksverzierung aufgemalt ist. Alte, schöne indische Tempel sind am Ende des vorigen Jahrhunderts

mohammedanischem Fanatismus zum Opfer gefallen; als hervorragendstes Gebäude erhebt sich jetzt eine weißgetünchte Moschee mit vier dünnen, schmucklosen Minarets. Es leben verhältnismäßig viele Mohammedaner hier (723); ihre Frauen sind gar nicht besonders scheu vor Fremden, sie kamen sogleich aus ihren Häusern heraus, als ich ein paar Kindern einige kleine Kupfermünzen geschenkt hatte und sprachen ganz ungeniert vermittelst meines Hindudolmetschers mit mir, dem Christen und Fremden. Sie und die Kinder hatten den Saum der Ohren mit einer Menge kleiner Löcher durchbohrt, in welchen ringförmig gebogene Drahtstückchen von Messing, Silber oder Gold eingefügt waren; bei mehreren Kindern und größeren Mädchen zählte ich je 12 Ohrsaumlöcher.

Um Anaimalai herum ist reich entwickelter Feldbau. Das Wasser des Aliyar und seiner beiden, nahe am Dorfe einmündenden Nebenflüsse, des Uppár und des Palár, sind durch gemauerte Wehre in Kanäle und Teiche geleitet, so daß ergiebige Flußbewässerung möglich ist. Dann aber ist hier auch das System der sogenannten Garten-Irrigation, d. h. der Bewässerung mit Grundwasser, das aus Brunnen heraufgezogen wird, in ausgedehnter Anwendung. Über dem Brunnen steht ein einfaches Gerüst mit einer Rolle, daran stößt für die Zugochsen eine abschüssige Bahn, die an ihrem Brunnenende über den Boden erhöht, am andern Ende in die Erde eingegraben ist. Die Tiere gehen an der einen Seite der Bahn hinab, auf der andern hinauf; sind sie oben angekommen, so wird der Strick, der über die Rolle läuft und der an seinem Brunnenende einen sehr großen Lederkübel trägt, an das Nackenholz befestigt, und die Ochsen ziehen, die Bahn hinabschreitend, den Kübel voll Wasser hinauf, das dann ein am Brunnen stehender Kuli in den Hauptkanal des Gartens ausgießt. Unten angekommen, löst der Ochsentreiber den Strick, der durch den in den Brunnen hinabsinkenden Kübel wieder zurückgeschleift wird, während das Gespann wieder auf der andern Seite der Bahn zum Brunnen hinaufsteigt, um das Spiel von neuem zu beginnen.

Das System der Garten-Bewässerung giebt sehr reiche Erträgnisse. Aber auch das nicht bewässerte Land ist hier ergiebiger als sonst, denn die Nähe der Berge und das offne Thor des Palghat bringen doch etwas westlichen Regen. Dazu kommt, daß der Boden, der noch vor einem halben Jahrhundert bis zum Dorf Anaimalai heran mit dichtem Wald bestanden war, jetzt aber bis an den Fuß der Berge abgeholzt ist, sehr reichen Humus besitzt und dadurch die Feuchtigkeit länger zurückhält. Diese, dem Landbau gewonnenen Felder sind daher einstweilen noch sehr ertragsreich, freilich aber auch noch recht fiebergefährlich und Vielen der uns Begegnenden ist in ihrem fahlen Aussehen, den tiefliegenden Augen der Stempel der Malaria deutlich aufgedrückt.

Wenn so diese Striche vor dem Gebirge auch etwas günstiger mit Feuchtigkeit ausgestattet sind, so erinnern uns doch die Agavenhecken, die Opuntien, die Asclepien daran, daß es im Grunde doch immer nur Trockengebiet ist. Hier und da steht auf und an den Feldern eine einzelne Mimose mit schirmartig ausgebreitetem Astwerk, das einem auf einem Pfahle stehenden riesigen Storchnest gleicht: es sind die Wachplätze für die Feldhüter, die sich hier in den Baum hinein eine Art flachen Boden gebaut haben, um von hier aus mit Lärm, Steinwürfen, unter Umständen auch mit Feuerbränden die den Ackerfrüchten schädlichen Tiere fortzuscheuchen. Ein Bambusstab, dessen Zweige nicht weit vom Stamme abgeschnitten sind, führt als Leiter hinauf zu der erhöhten Wachtstube.

Ein Jubiläum der deutschen Kartographie.

Von Prof. Dr. S. Ruge.

(Mit einer Karte als Sonderbeilage.)

Vor vierhundert Jahren, im Sommer 1491, erschien die erste gedruckte Karte von Deutschland. Diese merkwürdige Karte, die der Ausgangspunkt für die kartographische Darstellung unseres Landes bildet, hat sich nur in einem Exemplare im britischen Museum erhalten, wo sie durch Nordenskiöld wieder entdeckt worden ist. Der Güte dieses berühmten Forschers verdanke ich eine photographische Nachbildung, wonach auch die hier diesen Bemerkungen beigegebene Kopie angefertigt ist. Der Titel besteht aus zwölf Hexametern:

Quod picta est parva Germania tota tabella
Et latus Italie gelidas quod prospicite alpes
Sauromatumque truces populi gentesque profundo
Viene adriaco Pelopis regnumque vetusti
Pannonios et tendit agros qua frigidus Hister
Aque Licaonios terrarum quicquid in axes
Vergit et equoreas Rhodanus qua verberet undas
Et multe punctis urbes villeque notate.
Gracia sit Cuse Nicolao murice quondam
Qui tyrio contectus erat splendor que senatus
Ingens Romani nulli explorata priorum
El loca qui modico celari iussit in ere.

Eystat anno salutis 1491. XII. Kalendis Augusti perfectum.

Der Inhalt läßt sich etwa dahin zusammenfassen: Daß ganz Deutschland und ein Teil von Italien auf dem kleinen Blatte gemalt ist, daß man die eisigen Alpen vor sich sieht u. s. w., das verdanken wir dem Nikolaus Cusa, der einst mit dem tyrischen Purpur bekleidet war (Kardinal). Er hat diese Karte stechen lassen, aber sie ist erst am 21. August 1491 fertig geworden.

Nikolaus Cusa oder Cusanus gehört zu den hervorragendsten Gelehrten und Kirchenfürsten des 15. Jahrhunderts. Er war zu Kues an der Mosel 1401 geboren, sein Familienname war Chrypffs (d. h. Krebs). Mit Unterstützung des Grafen Manderscheid hatte er zu Deventer eine gelehrte Bildung erhalten, machte dann 1424 eine Studienreise nach Italien und gewann in Padua den Grad eines Doktors der Rechte. Ein verlorener Prozeß verleidete ihm aber die Rechtswissenschaft und so wandte er sich der Theologie zu und wurde 1430 in Deutschland zum Priester geweiht. Für sein ganzes Leben ward ihm aber seine Bekanntschaft mit dem Kardinallegaten Giuliano Cesarini von bestimmendem Einfluß. Schon im Jahre 1432 wurde er Mitglied des Konzils zu Pisa, dessen Verhandlungen von Cesarini geleitet wurden. Cusa beschäftigte sich indes nicht bloß mit geistlichen Dingen; geistig bedeutende Männer umfaßten damals so ziemlich alle Wissenschaften und befaßten sich mit allen möglichen wissenschaftlichen Fragen. Seine Bekanntschaft mit dem berühmten Florentiner Paul Toscanelli führte ihn

NICOLAUS CUSANUS, GERMANIA.

Die älteste Karte von Deutschland. Eystat 1491.

Braunschweig. Fr. Vieweg & Sohn.

den Naturwissenschaften und namentlich der Mathematik zu. Mit Toscanelli und später auch mit Peurbach, den er 1458 in Rom kennen lernte, blieb er in lebhaftem Verkehr. „Dem sehr werten und sehr gelehrten Paulus, der Naturwissenschaften Kundigen zu Florenz (Toscanelli)“, widmete Cusa nicht allein seine Schrift de geometricis transmutationibus, sondern auch seine zweite de arithmetricis complementis und führte in dem Dialog de quadratura circuli sich mit seinem Freunde Paulus im Gespräch ein. Schon 1448 war er Kardinal geworden, bereiste 1451 einen großen Teil von Deutschland und ging dann wieder nach Italien, wo er am 11. August 1464 zu Todi bei Spoleto starb.

Wenn auch in seinen Schriften nichts darüber zu finden ist, so unterliegt es doch keinem Zweifel, daß Toscanelli ihn auch auf das damals neuerwachende Studium der Geographie hingelenkt hat. Es mag hier nur erwähnt werden, daß von Toscanelli der Gedanke herrührt, ein Gemälde nicht der bekannten Welt, sondern ein Bild der Grenzen der unbekannten Räume des Erdballs zu entwerfen und daß dieses Bild der ozeanischen Seite des Globus, auf dem die Westgrenze Europa-Afrikas und das Ostgestade Asiens zu sehen war, ihn auf den Plan führen mußte, den Kolumbus später ausführen sollte, nämlich auf dem Westwege von Europa aus die reichen Länder des Orients, China und Indien, zu erreichen. Toscanelli hat diesen Plan nebst Karte schon 1474 dem portugiesischen Hofe vorlegen lassen und Kolumbus hat sich von Toscanelli später eine Kopie dieser Karte erbeten und sie auch erhalten. Mit ihr und nach ihr hat er seine erste Reise ausgeführt, und man darf mit großer Sicherheit annehmen, das uns der Globus Behaims das Bild, wie es Toscanelli entworfen hat, noch heute bewahrt. Toscanelli stand mitten in diesen großen Problemen des neuen Studiums der Erdkunde oder der Renaissance der Geographie und die deutsche Karte Cusas ist ein Abglanz jener Freundschaft zwischen Toscanelli und Cusa.

Den wesentlichsten Anstoß zur raschen Entwickelung der Kartographie gab das Wiederbekanntwerden des Ptolemäus, dessen Werk dem lateinischen Abendlande fremd geworden war. Erst als Jakob Angelus 1410 die lateinische Übersetzung jener griechischen Kosmographie vollendet hatte, wurde Ptolemäus redivivus der Lehrmeister des gesamten Abendlandes. Zunächst wurde er nur handschriftlich verbreitet; allein auch das war schon eine kostspielige Arbeit, da die Exemplare mit einer bedeutenden Zahl von Karten versehen werden mußten. Um das Abschriftenwesen machte sich ein deutscher Mönch, ein Benediktiner aus Reichenbach, namens Nikolaus Germanus, verdient. Er besorgte nicht nur gute Abschriften des Textes, sondern versah sie auch mit schön gemalten Karten nach einer verbesserten Projektion, nach der sogenannten Kegelprojektion, die Ptolemäus nur für seine Weltkarte in Anwendung gebracht hatte. Dieser Nikolaus Germanus, der wohl gelegentlich mit Nikolaus Cusanus verwechselt worden ist, hat auch lange unter entstelltem Namen seinen Nachruhm suchen müssen. Da das Wort Dominus, Donnus, als Titel und Begleiter seines Namens Nikolaus mehrfach in Donis verstümmelt wurde, so kennt die Geschichte diesen verdienstvollen Geistlichen bis in die neueste Zeit nur als Nikolaus Donis und spricht auch von einer Donisprojektion. Nun hat er seinen Ptolemäus zwar dem Papste Paul II. (1464 bis 1471) gewidmet, und wenn Cusa bereits 1464 gestorben ist, so müßte man annehmen, daß seine Karte von Deutschland nicht von der Donisprojektion beeinflußt sein könnte, und doch sehen wir sie in ausgezeichneter Kegelprojektion ausgeführt. Die Sache wird sich wohl dahin erklären lassen, daß Nikolaus Germanus, allerdings erst frühestens 1464, seine Arbeit zum Abschluß gebracht hat, daß er aber Jahre lange Vorstudien hat machen müssen und daß Nikolaus Cusa von diesen Arbeiten, da sie in Italien ausgeführt wurden, Kenntnis gehabt, wohl auch den Reichenbacher Mönch persönlich gekannt hat. Unmöglich bleibt es freilich nicht, daß Cusa die von Ptolemäus schon erklärte Kegelprodruktion selbständig und unabhängig angewandt hat; dann wäre sein Verdienst um so höher zu schätzen. Nikolaus Germanus starb 1471, und ein Jahr darauf erschien der lateinische Ptolemäus zum ersten Mal in Druck, freilich noch ohne Karten. Daß die Angabe des Jahres 1462 in dieser Ausgabe auf einem Druckfehler beruht, ist aus dem Lebensalter des Herausgebers erwiesen. Die erste Ptolemäusausgabe mit Karten verdanken wir wieder einem Deutschen, Arnold Buckinck, der 1478 seine prachtvolle Arbeit mit vorzüglichen Kupferstichkarten in Rom erscheinen ließ. Diesseits der Alpen herrschte durch die ganze erste Hälfte des 16. Jahrhunderts der Holzschnitt bei Herstellung der Karten vor, jenseits der Alpen der feinere Kupferstich. Nur die 1491 gestochene Karte Cusas macht eine Ausnahme. Die Kartensprache des Ptolemäus von 1478 ist maßgebend geworden für die graphische Darstellungsweise aller Kulturvölker des Abendlandes. Die Buckinckschen Karten sind, mit Ausnahme einer Weltkarte von etwa 1450 und einer rohen Karte vom heiligen Lande in Rudimentum novitiorum (Lübeck 1475), die ersten gedruckten modernen Karten. Dann folgt die Ulmer Ptolemäusausgabe von 1482. Im selben Jahre erschien in der venetianischen Ausgabe des Pomp. Mela eine kleine Weltkarte und ein gleiches Kärtchen im Macrobius (Brescia 1483). Das sind, wenn man von den ziemlich rohen kleinen Karten der Inseln des griechischen Archipels absieht, die im Isolario 1477 erschienen, die einzigen Vorläufer Cusas, wenn das Jahr der Vollendung seiner Karte im Stich betont wird; handschriftlich war Cusas Karte eher fertig. Neue Karten von größern Ländereien waren bis dahin noch nicht im Druck erschienen, Deutschland und Cusa beginnen den Reigen. Cusas Arbeit ist also die erste gedruckte Originalkarte, die uns Mitteleuropa nicht nach Vorstellung der alten Griechen, sondern nach der lebensvollen Auffassung eines modernen Beobachters, der das Land auf vielfachen Reisen kennen gelernt hat, vor Augen führt.

Warum die Karte so spät, fast 30 Jahre nach Cusas Tode erscheint, warum sie in der Bischofstadt an der Altmühl gestochen ist, darüber fehlt uns jede Nachricht. Ein Glück, daß sie überhaupt wieder aufgefunden! Als Nordenskiöld an seinem Facsimile-Atlas arbeitete, kannte er das Blatt noch nicht (vergl. Fol. 25, 40a, 116b, 119b), aber er vermutete schon mit Recht, daß in der Ptolemäusausgabe von 1508 (Rom) eine Kopie dieser gesuchten Karte gegeben sei. Ebenso weiß auch L. Gallois (Les geographes allemands de la renaissance, Paris 1890, p. 221) noch nicht, daß die Karte wiedergefunden ist.

Unser bekannter Kosmograph des 16. Jahrhunderts, Sebastian Münster, veröffentlichte 1530 eine Beschreibung Germaniens zur Erläuterung der Karte Cusas (pro tabula Nicolai Cusae intelligenda). Diese jedenfalls damals noch geschätzte und seltene Karte war von Kaspar Peutinger angekauft, und der thätige gelehrte Buchdrucker Andreas Cratander oder Cartander zu Basel hatte beschlossen, eine neue Ausgabe der Karte zu besorgen. Ob es geschehen ist, weiß ich nicht; jedenfalls ist kein Blatt davon erhalten oder bekannt geworden. Daß aber Sebastian Münster in seiner Germania nur unsere Karte beschreibt und keine andre vor sich gehabt haben kann, geht aus seinen bestimmten Angaben über den Entwurf der Karte, in dem Kapitel „Canon tabulae“, und die Erstreckung nach Längen- und Breitengraden schon deutlich hervor, wird aber dadurch noch sicherer, daß

er auf einzelne geographische Irrtümer und Fehler in den Ortsnamen aufmerksam macht [1]).

So lasse Cusa irrtümlich den Neckar bei Rottenburg entspringen, er verlege Bamberg an den Fuß des Böhmerwaldes; statt Eiflia (Eifel) sei Eislia, statt Hegavia (Hegau) sei Hegasia, statt Massilia Masilia geschrieben. Alle diese Ausstellungen finden sich auf der Karte bestätigt. Da die Karte viele Jahre nach Cusas Tode erst vollendet wurde, war eine genaue Prüfung der Platte von Seite des Verfassers in bezug auf Richtigstellung der Namen ausgeschlossen.

Prüfen wir nun die Karte selbst, so fällt auf den ersten Blick die trapezförmige Gestalt des Blattes ins Auge als klarer Ausdruck der Kegelprojektion. Im Rahmen an den Seiten, oben und unten sind nicht bloß die Gradabteilungen scharf hervorgehoben, sondern jeder Grad ist wieder in zwölf zerlegt, die nach Münster (S. 498) je fünf italienischen Meilen entsprechen, von denen 60 auf einen Breitengrad gerechnet wurden. Diese Einteilung, die also nicht nach deutschem Maße 15 Meilen, sondern 60 italienische Meilen ansetzt, weist entschieden auf italienischen Einfluß hin, unter dem Cusa die Karte entworfen hat. In der äußern Erscheinung erinnert die Karte außerordentlich an die Karten der Ptolemäusausgabe von 1478, 1490 u. s. w. Stich und Gestalt der Buchstaben, ja sogar die Seitenlegenden selbst gleichen sich, z. B.:

Cusa

DECIMVSOCTAVVS . PARALELLVS.

DIFFERT . AB . AEQVINOCTIALI . HORIS 5½ . HABENS MAXIMVM . DIEM . HORARVM 17½.

Ptolemäus

OCTAVVDECIMVS . PARALELLVS.

DIFFERT . AB . EQVINOCTIALI . HORIS 5½ . HABENS MAXIMVM . DIEM . HORARVM 17½.

Die Größe der Buchstaben, die Punkte in der Mitte zwischen den Worten, der Text sprechen für das gleiche Vorbild, höchst wahrscheinlich Nikolaus Germanus. Die Küstenumrisse an der Ostsee, der gerade östliche Verlauf der Strandlinien, die Gestalt der Propontis und der Halbinsel Italien lehnen sich entschieden an das griechische Vorbild, auch der Lauf des untern Donaustromes erinnert noch daran; sonst aber ist der ganze Inhalt der Karte modern und vom Ptolemäus nichts mehr zu spüren. Zwar ist das ganze Kartenbild mit einem vollständigen Netze von Gradlinien überspannt, doch möchte ich nicht annehmen, daß Cusa bereits zahlreiche astronomische Beobachtungen zu seiner Verfügung gehabt habe.

Nur im Südosten Deutschlands, in Franken, Schwaben und am Rhein, liegen die Städte in annähernd richtiger geographischer Breite; je weiter man nach Nordosten kommt, um so unsicherer wird die Darstellung. Die Flußläufe sind zwar auch eingezeichnet, aber für sich allein ist nicht ein einziger an seiner Gestalt zu erkennen, selbst der Rhein oder Main nicht. Am Ende des 15. Jahrhunderts wurden in den sogenannten alfonsinischen Tafeln die ersten Listen neuer Breitenbestimmungen gedruckt, die wohl, soweit sie Deutschland angehen, von Peurbach und Regiomontan herrühren mögen. Diese Bestimmungen harmonieren aber nur in wenigen Fällen mit den Positionen Cusas. Ich werde in den folgenden Tabellen Cusas Annahmen mit den späteren astronomischen Bestimmungen zusammenstellen und diese Listen bis auf Schöner und Apian ausdehnen, weil das einen beachtenswerten Fingerzeig auch für die folgenden frühesten Karten von Deutschland abgeben wird, die noch besprochen werden sollen. In bezug auf die Ordnung der Städte muß ich bemerken, daß in dem ganzen hier in Frage kommenden Zeitraum die Orte nicht nach der Breite, sondern nach der Längenlage, nach Meridianstreifen geordnet sind. In der letzten Kolumne sind noch einige Ortsnamen aus Ptolemäus angeführt, die man glaubte mit neuern bekannten Städten identifizieren zu können, man gewann dadurch anscheinend einige willkommene astronomische Stützpunkte für die Karte.

Cusa.		Alfons. Taf. 1483	Stoffler Calend. 1518	Schöner 1533	Apian	Ptolemäus
Prugis (Brügge)	55°	52°	52°	—	51° 32′	—
Vienna Provinciae	45°	44°	—	—	—	—
Massilia	43°	43° 50′	—	—	—	—
Gandavum (Gent)	53° 30′	52°	52°	—	51° 30′	—
Machlinia	53°	51°	51°	—	51° 15′	—
Colonia Agrip.	52° 40′	51°	51°	—	51°	—
Maguntia	50° 30′	50°	50°	—	50° 8′	Lugodinum 53° 20′
Traiectum	55°	53°	53°	52° 20′	52° 16′	Ganodurum
Constantia	46° 30′	46°	48°	—	47° 28′	46° 30′
Argentina	48° 30′	47°	49°	—	48° 44′	
Herbipolis	50°	50°	50°	49° 50′	49° 57′	Artaunum
Prunsuiga	53° 30′	53°	53°	52° 40′	52° 34′	50°
Nuremberga	49°	49°	49°	49° 30′	49° 24′	
Ulma	47° 30′	47°	48°	48° 30′	48° 26′	Bicurgium
Erfordia	51°	51°	51°	—	51° 10′	51° 15′
Ratisbona	47° 30′	49°	49°	49°	48° 56′	Artobriga
Lips	50° 40′	51°	51°	—	51° 24′	47° 10′
Augusta Vind.	47°	46°	48°	48° 5′	48° 20′	
Brixina	46°	45°	46°	—	—	Mesovium
Madeburgum	52°	54°	52°	—	52° 20′	53° 50′
Lubeca	56°	56°	55°	54° 50′	54° 48′	Casurgis
Praga	49°	50°	50°	50°	50° 20′	50° 10′
Vratislavia	50°	51°	51°	51° 5′	51° 10′	Budorgis
Cracosia	50°	50°	—	—	—	50° 30′

Unter den mit Städten im Ptolemäus identifizierten Orten sind nur zwei, Konstanz und Würzburg, in gleicher Breite angenommen worden. Aus ältester Zeit stammt die Breitenbestimmung für Massilia; die erste Beobachtung machte Pythros im vierten Jahrhundert v. Chr. Außerdem stimmen Cusa und die alfonsinischen Tafeln nur für Würzburg und Erfurt, sowie merkwürdiger Weise für Lübeck und Krakau überein. Aber man wird das allgemeine Ergebnis aus der Vergleichung gewinnen können, daß Cusa wenig astronomische Stützpunkte für seine Darstellung verwerten konnte, und daß noch lange Zeit die Bestimmungen der Astronomen nicht unwesentlich von einander abwichen. Jedenfalls wird man aber dem Kardinal seine Anerkennung nicht versagen können, daß er nach streng wissenschaftlichen Grundsätzen seine Karte aufzubauen unternahm.

Werfen wir nun einen Blick auf die Karten, die in dem Jahrhundert von 1491 bis 1585 über Deutschland erschienen. Es ist das Zeitalter der Blüte deutscher Kartographie, von Cusa bis auf Mercator. Die nächsten Karten stehen in

[1]) L. Gallois hat in seinem erwähnten Werke (appendix IX, p. 258) nach dem Exemplar der Züricher Kantonalbibliothek das wichtige Kapitel, in dem Münster die Karte Cusas kritisch beleuchtet (Civitatum quarundam et locorum, quae continet tabula, ocularis demonstratio) zum Abdruck gebracht; indes ist die ganze Arbeit Münsters auch in dem zu Basel 1574 erschienenen Sammelwerke Historicum opus (tom. I, p. 467 bis 500) enthalten.

bezug auf Technik weit hinter der ersten zurück, und auch in bezug auf die Projektion werden wir im Dunkeln gelassen. Es sind rohe Holzschnitte mit derber Schrift, die gegen den Kupferstich ungemein abstechen. Um den Fortschritt in der richtigen Darstellung bemessen zu können, muß man vor allem auf das Flußnetz achten. Weiterhin kommt auch die Form der Schrift und der Ortsnamen in Frage. Das erste dieser Blätter erschien 1493 zu Nürnberg in Hartmann Schedels Chronik. Es sei nebenbei daran erinnert, daß in das Jahr zwischen dem Erscheinen der beiden ersten Karten von Deutschland, daß in das Jahr 1492 die Herstellung des ersten modernen Globus durch Martin Behaim in Nürnberg fällt. Auf Hartmann Schedels Karte fehlen Angaben über Länge und Breite, sowie über den Maßstab. Während Cusa die Lage der Städte durch dunkle Kreise markiert, giebt Schedel nur die Namen der Städte, ohne eine Andeutung, wo wir die Orte zu suchen haben. Das Flußnetz gleicht der Darstellung Cusas. Alles in allem macht Schedels Blatt den Einfluß einer laienhaften Kopie.

Einen entschiedenen Fortschritt bekundet, wenn wir von der römischen Kopie Cusas (im Ptolemäus 1508) absehen, die Karte Waldseemüllers im Straßburger Ptolemäus 1513. Waldseemüller, der Erfinder des Namens Amerika (1507), hat sich durch die neuen Karten in der genannten Ptolemäusausgabe ein ehrenvolles Denkmal seines Könnens gesetzt. Auch bei dieser Darstellung des deutschen Landes muß im allgemeinen gesagt werden: weil unsre ersten Geographen sämtlich aus dem Westen oder Südwesten des Reiches stammen, so sind die heimatlichen Gebiete und deren weitere Umgebung am besten gelungen. Waldseemüller stammt aus dem Breisgau und lebte in Lothringen und im Elsaß. Der Südwesten Deutschlands zeichnet sich bei ihm durch Reichhaltigkeit und annähernd richtige Darstellung aus. Der Rhein von Chur bis Mainz ist wohl kenntlich, ebenso von Koblenz bis zur Mündung. Wir sehen hier auch zuerst den Main „schlangenwandelnd“. Ebenso mag der Lauf der Donau von den Quellen bis Wien befriedigen. Dagegen sind Ems und Weser kaum wieder zu erkennen. Der obere Lauf der Elbe und der Saale ist, abgesehen von den fehlenden Elbquellen, recht gut, dagegen bietet der untere Lauf von Magdeburg bis zur Mündung keine Ähnlichkeit. Die Spree läuft ziemlich gerade von Süden nach Norden, von der Quelle oberhalb Bautzen nach Berührung von Berlin bis Stralsund direkt in die Ostsee. Rühmlich hervorzuheben ist die ziemlich richtige Gruppierung der Gebirge, namhaft gemacht sind Nigrasilva, Vosagus mons, Eiffel, Westersilva, Otenwald, Steigerwald, Thuringorum silva, Piccaria silva. Der böhmische Gebirgsring ist unbenannt. Weiter muß noch erwähnt werden, daß die Breitengrade von 41 bis 56 angegeben sind und daß unten am Rande auch ein Maßstab für deutsche Meilen nicht fehlt. Noch eins verdient bemerkt zu werden, daß Waldseemüller zuerst anfängt, wenigstens stellenweise, die Namen der Flüsse in ihrer deutschen Form zu geben. Daneben kommen allerdings auch lateinische vor, namentlich wo sie schon im Altertum bekannt waren. So schreibt er Nab, Eger, Isar, Ens, Salsa, Lait, und giebt wohl auch gelegentlich den lateinischen und den deutschen Namen nebeneinander, z. B. Weser fl. alias Visurgis, Amasus sive Ems fl.

Auf Waldseemüller folgt Sebastian Münster, der in seiner Kosmographey 1544 ein kleines Blatt darbietet unter dem Titel „Teusch(!)landt mit seinem gantzem begriff vnd eingeschlossenen landtschafft“. Das Blatt fußt auf seinem Vorgänger, ist aber ärmer an Einzelheiten, zeigt nirgend einen Fortschritt in der Verbesserung der Flußläufe, läßt die Spree als selbständigen Fluß auftreten, giebt einige wenige neue Flußnamen in deutscher Form, z. B. Mosel, Wal, Lipp und führt nur sehr wenige Berg- oder Gebirgsnamen an, wie z. B. Brenner, Hartzwald, Duringerwaldt, Vogesus, Eyfel, vielleicht auch den unleserlich gewordenen Odenwaldt. Es kommen von dieser Karte auch roh kolorierte Exemplare vor, auf denen die Landschaften ziemlich willkürlich bunt angestrichen, die Flüsse und Seen aber breit und kräftig im schönsten Blau prangen.

Eine Kopie der Münsterschen Karte findet sich in Jo. Stumpfs Schweizer Chronik (Zürich 1548), aber sie ist künstlerisch besser gestochen und durch zahlreiche kolorierte Wappen der Staaten und Herrschaften bereichert, die über das ganze Blatt verstreut sind. Es ist der Anfang des dekorativen Schmuckes, den namentlich das 17. Jahrhundert ausbildete. Daß durch die Wappen etwas neues eingeführt wird, bekundet die kleinere Inschrift rechts unten auf der Karte. „Wir haben auch zu mehr liecht vnnd besserem verstandt, vnsers vermögens, den namhafftigsten Fürstenthumen jhre Wappen zugesetzt, in Hoffnung, es sol dem Leser nit wenig anmuts geperen“.

Die Namen der Landschaften, die bei Münster stets in lateinischer Form angebracht waren, sind bis auf wenige (Croatia, Rhetia) verdeutscht, z. B. Prüssen, Meichßen, Beiern (bravo!), Düringen, Franken, Brunschwig u. s. w., überhaupt geht ein großdeutscher Zug durch die ganze Behandlung und Darstellung. Man fühlt dies besonders aus der Inschrift heraus, die mit einer schönen Randverzierung umgeben, rechts seitwärts angebracht, folgendermaßen lautet: „In dieser Tafel Germanie haben wir nit gefolget der Beschreibung der Alten, die Germanian allein zwischen dem Rhyn und Dunaw einschließen, sonder vil mehr gesehen auff unserer Zeyt sitten, art vnnd sprach, darbey wir Teütsche Nation befindend, weit über die Dunaw hinauß, biß in die öbersten Alpspitzen, deßgleychen ober den Rhyn, biß an die Schelde sich erstrecken“. Dies deutsche Bewußtsein giebt sich auch noch in der durchweg deutschen Form der Länder- und Städtenamen und der ausschließlichen Verwendung deutscher Buchstaben kund, während die früheren Kartenzeichner sich in dieser Beziehung schwankend und unsicher zeigen. Schedel giebt die lateinischen Ländernamen mit großen lateinischen Buchstaben, die Städtenamen bald deutsch, bald lateinisch; neben Mentz und Trier stehen Basilea und Ulma. Waldseemüller macht es ganz ähnlich. Münster giebt in den Ländernamen bereits etwas nach: da steht Buestphalia neben Holand, aber die Städte sind in humanistischem Sinne latinisiert. Stumpf wirft, wie wir gesehen haben, das fremde Kleid ganz beiseite. Seine Karte von Deutschland ist auch äußerlich kerndeutsch. Auf Münster fußt endlich noch eine merkwürdige Karte Stellas: „Die gemeine Landtaffel des deutschen Landes, Etwan durch Herrn Sebastianum Münsterum geordnet, nun aber vernewert und gebessert, durch Tilemannum Stellam von Sigen“. Diese aus zwei Bogen zusammengesetzte Karte ist dem Herzog Johann Albrecht von Mecklenburg dediciert und vom Jahre 1560 datiert; sie ist kreisförmig, im innersten Ringe sind die Breitengrade 45° bis 55° 40′ angegeben in Abteilungen von 10 zu 10 Minuten. Um den innern Ring folgen die 12 Zeichen des Tierkreises. Die vier Winkel des Kartenblattes sind durch kleinere Kreise ausgefüllt, in denen oben das Diurnal und Nocturnal, unten der „Circkel der Jarzal vnd gleichen Stund“, sowie der „Circkel des Horoscopi vnd Planetenstund“ dargestellt sind. Die Karte ist reich an Einzelheiten; es sind nur lateinische Buchstaben verwendet, aber die Namensformen sind sämtlich deutsch. Die Hydrographie im deutschen Osten ist richtiger, die Spree erscheint als Nebenfluß der Elbe, die Oder mit ihren linken Nebenflüssen tritt in erkennbarer Form ein. Ortelius nennt in seinem Kartenkatalog diese Arbeit Stellas nicht, wohl aber

erwähnt er, daß Stella eine verbesserte Ausgabe der Münsterschen Karte 1567 bei Peter Seitz in Wittenberg habe erscheinen lassen.

Ortelius nennt noch einige Karten Germaniens, die vor 1570 vollendet gewesen sein müssen, über deren Verbleib sich bis jetzt kein Nachweis hat geben lassen. Auch Nordenskiöld weiß in seinem „Facsimile-Atlas“ keine weitern Belege zu bringen. Indes ist nicht ausgeschlossen, daß sie noch in irgend einer alten Sammlung wieder zum Vorschein kommen. Es sind folgende Blätter: Carolus Heydanus, Germaniae typus (Antwerpen bei Hieronymus Cock); Christianus Schrot von Sonsbeck hat auch eine Karte von ganz Deutschland geliefert, die von demselben Cock herausgegeben ist. Christophorus Pyramius endlich gab eine tabula Germaniae zu Brüssel heraus.

Ehe ich mich aber zum Abschluß des ersten Jahrhunderts der deutschen Kartographie, zu Ortelius und Mercator, wende, muß ich noch einer besonderen kleinen Gruppe von Darstellungen gedenken, die wesentlich praktischen Zwecken dienen sollte. Es sind Reisekarten aus dem Anfange des 16. Jahrhunderts, und wie alle damals in Deutschland erschienenen Blätter in Holzschnitt ausgeführt. Die älteste Karte dieser Art kenne ich nur dem Titel nach, sie ist 1501 von G. Glogkendon in Nürnberg veröffentlicht und führt den Titel: „Das sein dy lantstraßen durch das Romisch reych von einem Königreich zu dem andern dy an Teutsche land fassen, von meilen zu meilen mit puncten verzeichnet“. Exemplare dieser Karte finden sich im germanischen Museum zu Nürnberg und in der Sammlung der Fürsten von Liechtenstein zu Wien. Ein jedenfalls ähnliches Blatt, wie schon aus dem Titel zu ersehen ist, trägt am oberen Blattrande in einer Zeile die Inschrift: „Das ist der Rom-Weg von meylen zu meylen mit punkten verzeichnet von eyner stat zu der andern durch deutzsche lantt“. Unten befindet sich die sechszeilige, in der Mitte durch eine Kompaßzeichnung geteilte Legende: „Wer wissen wyl, wye fer von eyner Stat zu der andern ist, do zwischen keyn punct ist, der messe mit eynem zirkel von dem punct der stat zu dem punkt der andern stat und setz den zirkel hie unten auf die punct, der yetlicher tut eyn gemeyn deutzsche meyl vnd eyn strich zehen meyl. So aber dye meyl in landen nit gleych seyn, nymt man gewonlich solcher meyl hye verczeychent six fur funf in landen Swaben, Hessen, westfaln, Saxen, Mark, pomern, behem vnd in Sweycz zwo fur eyne“. Sodann ist noch Anleitung gegeben, wie man nach dem „Kompaß“ wandern kann. Die Karte reicht vom 41. bis 58. Grade n. Br. Das Flußnetz ist dem bei Waldseemüller gleich; Schrift und Namensformen sind deutsch. Die Reisewege führen von den nördlichsten Endpunkten, von Danzig und Stettin, Rostock, „Ryp“ in Jütland, Bremen, Utrecht, Nyeport bei Brügge, und von Krakau nach Süden und erreichen auf drei Alpenwegen über den Pontafelpaß, Brenner und Splügen, Italien und endlich Rom. L. Gallois hat in seinen „Geographes allemands de la renaissance“ (Paris 1890) eine verkleinerte Phototypie nach dem Exemplare in der Nationalbibliothek zu Paris veröffentlicht; ein andres Exemplar, das vor mir liegt, gehört der königl. Bibliothek zu Dresden.

Mit Abraham Ortelius, dessen epochemachendes „Theatrum“ 1570 erschien, treten wir in den letzten Abschnitt unsrer kartographischen Betrachtung ein. Der Holzschnitt wird wieder durch den Kupferstich verdrängt. Und wenn Ortelius auch kein schöpferischer Kartograph, sondern im Grunde nur ein fleißiger Kopist war, so hat er doch das große Verdienst, alle bis dahin erschienenen Einzelblätter nach Möglichkeit gesammelt und verarbeitet zu haben. Außerdem empfahlen ihn seiner Zeit der klare Stich der Platten und die höchst sauber mit der Hand ausgeführte Kolorierung, die bei den Prachtexemplaren so weit getrieben wurde, daß man die kleinen Kreise in den Städtezeichnungen durch glänzende Goldpunkte ersetzte. Der Titel der Karte lautet „Germania“, dementsprechend sind auch alle Ländernamen lateinisch gegeben, wie auch von nun an von den berufenen Kartographen nur lateinische Schrift verwendet wird; die Ortsnamen sind deutsch. Die Küsten der Nordsee vom Rhein bis zur Weser sind ziemlich richtig, nur zwischen Weser und Elbe läuft das Land zu spitz nach Norden aus. Das Flußnetz ist im ganzen Nordosten bis zur Weichsel richtiger geworden; nur hat sich von den Havelquellen gegen Westen nach Dömitz und Rostock zu eine wunderliche Bifurkation erhalten. Im Osten und Westen sind die Breitengrade mit weiteren Abteilungen bis zu 10 Minuten angegeben. Eine Einteilung nach den Längengraden ist nicht versucht. Dieses Kartenbild ist für die folgenden Auflagen des „Theatrum“ noch über den Tod des Ortelius hinaus bis in das erste Jahrzehnt des 17. Jahrhunderts beibehalten, obgleich schon 1585 die erste kritische Karte von Deutschland durch Mercator veröffentlicht war. Sie erschien in Duisburg und zeigt schon darin einen wesentlichen Fortschritt gegen Ortelius, daß hier seit Cusas Entwurf zuerst wieder ein bestimmtes Netz von Längen- und Breitenlinien angelegt ist. Fehler kommen natürlich nach beiden Richtungen vor; aber es konnte doch nun durch jede neugewonnene astronomische Bestimmung ein neuer fester Punkt gewonnen werden. Leider sank ja sehr bald die Kartographie zu einem bloßen Handwerk herab und daher vergingen nach Mercators That über 150 Jahre, ehe Tobias Mayer 1750 wieder mit kritischem Maßstabe das vorhandene Material für eine Karte von Deutschland prüfte. Doch sehen wir bei Mercator auch noch nach andern Richtungen einen Fortschritt. Während bei Ortelius alle Landschaftsnamen im Deutschen Reiche noch die lateinische Form trugen, lesen wir auf Mercators Karte die Namen Meissen, Duringen, Hessen u. s. w. Ist das nicht ein Zeichen deutscher Sinnesart, die Mercator mehr bekundet als Ortelius? Das Flußnetz ist schärfer nach den charakteristischen Formen der Wasserläufe ausgebildet. Was noch bei Ortelius fehlte, z. B. der obere Lauf der Aller und der Werra, hier sind sie eingetragen. Leider sind die fragwürdigen Flußgabelungen in Mecklenburg und Pommern noch stehen geblieben. Immerhin wieder ein Zeichen, daß die genauere Kenntnis des deutschen Landes von Westen nach Osten langsam vorwärts schreitet.

Mercator ist ebenso wie Cusa von der Überzeugung durchdrungen, daß für jede Darstellung eines Teils der Erdoberfläche die strengste mathematisch-astronomische Methode die notwendige Voraussetzung ist. Zwischen diesen beiden Säulen der deutschen Kartographie hat keiner der andern genannten Kartenzeichner die zwingende Notwendigkeit gefühlt. Mercator gilt allgemein mit Recht als der Reformator der Kartographie. Wenn wir nun schon mehr als 100 Jahre früher bei Cusa dieselben wissenschaftlichen Grundsätze finden, dann wächst unsre Hochachtung vor dem Kardinal um so mehr, und wir können mit Stolz auf den Mann hinweisen, der vor 400 Jahren das erste Bild des deutschen Landes zu entwerfen wagte.

L. G. Bingers Reise vom Niger zur Oberguinea-Küste.

Von H. Seidel.

Die französische Regierung hat in neuerer Zeit unendlich viel zur Erforschung ihrer überseeischen Gebiete gethan, namentlich in Afrika, wo sie den ausgesprochenen Zweck verfolgt, die jetzt noch zerstreuten Erwerbungen zu einem großen äthiopischen Kolonialreich zusammenzufassen.

Aus bescheidenen Anfängen ist in Senegambien allmälig ein großes Besitztum erwachsen, das sich mit breiter Basis an den obern Niger lehnt; und jenseits dieses Stromes sitzen im Schatten der Trikolore zahlreiche eingeborne Herrscher und walten unter französischem Schutze ihres Amtes. Andre, gleichfalls französische Länder, deren Binnenerstreckung kein mißgünstiger Nachbar beengt, ziehen sich an der Küste von Oberguinea hin und fordern wie von selbst zur Angliederung an die nördlichen Gebiete auf. Daß solches nicht schon früher geschah, verboten die noch wenig oder gar nicht erforschten Räume im großen Nigerbogen, Räume, deren Leere wir bisher nach unsichern Berichten mit hypothetischen Flüssen und Gebirgen und kaum gehörten Volksnamen notdürftig erfüllten.

Eine wesentliche Beschränkung erfuhr diese terra incognita jüngst durch die Reise des französischen Hauptmanns der Marineinfanterie, Ludwig Gustav Binger, aus Straßburg im Elsaß gebürtig, der in glücklichem Zuge die Reiche eines Samory und Tiëba kreuzte, die vielgerühmte Handelsstadt Kong besuchte, die noch nie ein Weißer gesehen, dann nördlich gewandt das Netz des obern Wolta enthüllte, Waghodhugu und Gurunsi passierte und über Jendi und Salaga nach Kong und von dort nach Grand Bassam in Oberguinea zurückkehrte.

Helm aus Katon.

Als Ausgangspunkt seiner Expedition wählte Binger[1] die Senegal-Niger-Route, wo er weit in das Innere hinein bekannte Räume und Sprachen traf, wo er überall geschulte und zuverlässige Begleiter finden konnte, und wo ihn der Weg auch jenseits des Grenzstromes beträchtliche Strecken durch ein Reich führte, dessen Herrscher Samory mit der Republik in Frieden und Freundschaft lebte.

Im März 1887 ging Binger[2] von St. Louis den Senegal hinauf bis Bafulabe und folgte dann der sogenannten Proviantierungsstraße über Badumbe und Kita nach Bammako, dem letzten französischen Posten am Niger. Drüben führte ihn sein Pfad stracks südöstlich über das höher gelegene Laterit-Plateau an niedergebrannten, armseligen Dörfern vorbei gen Wolosebugu, das er am 5. Juli erreichte. Der Ortsvorsteher ersuchte ihn, so lange zu warten, bis von Samory die Erlaubnis zur Weiterreise eingetroffen sei. Allein die Erlaubnis blieb aus, und ein neugewonnener Freund, der den wahren Sachverhalt kannte, gab Binger den Rat, daß es besser sei, vorläufig nach Bammako zurückzugehen.

In den ersten Tagen des September brach Binger von neuem auf und zog unangefochten durch die monotone, mit hohem Grase und zwerghaften Bäumen bestandene Ebene immer südöstlich bis Tenetu fort. Dann bog der Weg jäh nach Osten ab und brachte Binger an den Ba-ule und einige seiner Zuflüsse, sowie später an den Bagoë oder Badië, der sich mit dem vorigen im Sultanat Segu zu einem ansehnlichen Nebenflusse des mittleren Niger verbindet. Rings in den Dörfern und Weilern wütete arge Hungersnot, eine Folge der ewigen Kriege, die der „Alexander des Sudan", wie man Samory in Frankreich sehr zu Unrecht nennt, über das unglückliche Land heraufbeschworen hat. Gegen Osten, zwischen Natinian und Sikasso, hob sich das Land etwas mehr, da hier der eigentliche First des Plateaus und ein wichtiges Quellzentrum liegt. Dicht vor Sikasso stieß Binger auf das Lager Samorys, und bald trabte eine Reiterschar heran, der „Prinz" Karamokho an der Spitze, der bereits in Paris gewesen war und die Herrlichkeiten der französischen Zivilisation an der Quelle gekostet hatte. Er geleitete Binger zum Könige, der dem Fremden die Hand schüttelte und ihn mit den Worten: „Français, bonjour" willkommen hieß.

Samory befand sich zur Zeit im Kriege mit seinem östlichen Nachbar Tiëba, und da der Ausgang noch zweifelhaft war, wollte der schlaue Despot durchaus französische „Kanonen und Soldaten" zur Hilfe haben. Binger konnte nichts dergleichen versprechen und nahm deshalb, um jeden unnützen Aufenthalt zu vermeiden, bald wieder Abschied von dem begehrlichen Könige.

Auf dem Wege, den er gekommen, zog er bis Tiola zurück und wandte sich nun südwärts nach Benokhobugu, das bereits oberhalb des Zusammenflusses des Bagoë mit dem Basing gerade unter 11° n. Br. liegt.

In dem ganzen Bereich aber scheint eine größere Erhebung zu fehlen. Die Vegetation wechselt mit der Bodenform und zeigt sich in den Lateritstrecken dürftig und krüppelhaft; man baut hier Sorghum, Hirse und nur in den Niederungen Mais und Reis. Dafür begegnet uns desto öfter der Schibutterbaum. Am 11. Breitengrade gesellt sich zur Kultur der Zerealien die der Knollengewächse, als Yams, Taro und Bataten. Auch kommen schon vereinzelte Bananen und Orangen vor, bis mit 8½ Grad die Ölpalme auftritt und ein dichter Hochwald die frühere Zwergvegetation ablöst. Die Körnerfrüchte müssen ganz den Knollengewächsen weichen, sowie die Schibutter jetzt durch das Fett der Kolanuß ersetzt wird.

[1]) Biographische Nachrichten über Binger findet der Leser in Petermanns geogr. Mitteilungen 1890, S. 26 und 27 und in der deutschen Rundschau für Geographie und Statistik, Bd. XIII, Heft 2, S. 89 bis 91.

[2]) Seine Reise erschien im „Tour du Monde", Bd. 61, S. 1 ff. (1891) mit zahlreichen Abbildungen. Danach unser Bericht und unsre Abbildungen.

Am 25. Oktober machte sich Binger ohne die erforderliche Genehmigung Samorys und ohne Führer nach Süden auf den Marsch. Bis Warakana, dem Sirakana Cailliés, kam er durch Gaue, die erst von Tiëba, dann von Samory verwüstet waren. Der Besuch Tengrelas, das seit Caillié kein Weißer betreten, wurde ihm nicht gestattet; er mußte ein gutes Stück Weges wieder zurück, um dann mehr östlich, nach Überschreitung des obern Bagoë, in die Staaten Tiëbas vorzudringen. Bei Kadiolini überschritt er die Grenze, die hier etwa im 8. Meridian von Paris verläuft, und mit jedem Schritt nach Osten atmete er leichter, da er sich endlich der einer Gefangenschaft ähnlichen Überwachung in Samorys Staaten entzogen fühlte.

In Katon, kurz vor Dinmantené, wurde die Karawane mit lautem Schießen und Jubeln empfangen. Bingers Leute gerieten in Entzücken; denn der Lärm bedeutete — ein **Begräbnis**. „Das ist ein günstiges Zeichen“, riefen sie, „alle Schwarzen halten es für das beste, wenn man auf der Reise in einem Dorfe lagert, wo ein Toter ist.“ Begräbnisse geben hier im Lande zu wahren Freudenfesten Anlaß. Stirbt jemand, so ziehen die Verwandten ihre besten Kleider an und laufen von Haus zu Haus, um ihren Freunden die Nachricht zu bringen. Diese ergreifen flugs ihre Gewehre und vereinigen sich beim Trauerhause und schießen, so lange das Pulver reicht. Auf Flöten, Tamtams und Saiteninstrumenten wird die nötige Musik gemacht, oft

Hochöfen und Schmiede in Umalokho.

drei bis fünf Tage ohne Unterlaß, und inzwischen kocht in Riesentöpfen das Nationalgericht „To“, und Hirsebier oder Dolo wird herbeigeschafft, und man ißt und trinkt nach Herzenslust, den Leichnam natürlich in der Mitte, dem man der Sitte gemäß von allen Speisen und Getränken zuerst anbietet. Im Hofe oder auf einem Platze des Dorfes wird getanzt; das junge Volk beider Geschlechter beteiligt sich daran mit unglaublicher Ausdauer, und man ruht nur, um sich an Dolo zu stärken oder einer älteren Person, die etwa ein Solo tanzen will, Platz zu machen. Das Oberhaupt der trauernden Familie verschenkt unterdes an seine Besucher allerlei Eßwaren, auch Kauris, und fühlt sich sehr geschmeichelt, wenn die Feier recht lange dauert; denn das zeugt von der Achtung, die der Entschlafene bei seinen lieben Mitbürgern genoß. Nachts werden Feuer entzündet, und Fest und Tanz dauern fort, bis sich der Leichenzug ordnet.

Unter Schießen, Pfeifen und Trommeln gehts zum Thore hinaus; zwei starke Männer tragen den in Matten gewickelten Körper, dem singende Frauen, die Kuhschwänze in den Händen halten, voranschreiten. Totengräber und Verwandte machen den Schluß.

Arme und Fremde werden ohne jede Zeremonie verscharrt, ebenso junge Mädchen und kinderlos verstorbene Frauen.

In dem Leichengefolge sah Binger einen jungen Mann, welcher sich durch eine höchst merkwürdige Kopfbedeckung auszeichnete. Er trug nämlich einen hölzernen Helm, der aus einem einzigen, im Feuer geschwärzten Stück gefertigt war und von vorn in einer Vertiefung das Reliefbild eines Menschen mit gespreizten Armen und Beinen zeigte. Auf beiden Seiten der Nische erhob sich je ein großes, schwarzes Horn, das durch weiß übermalte Felder schachbrettartig

Eingeborene aus Lera.

geteilt war. Die Helmkuppe endlich trug noch eine Schnitzfigur, einen Reiter zu Pferde darstellend. Das ganze war grob und wenig symmetrisch ausgearbeitet. Vergl. S. 9.

Nach Durchfurtung eines kleinen Quellflusses des Bandama befand sich Binger im eigentlichen Machtbereich des Königs Tiëba, der seine Herrschaft zwischen den Staaten Samorys und dem Lande Kong ausgebreitet hat. Tiëba stammt, wie sein feindlicher Nachbar, aus bescheidenen Verhältnissen. Sein Vater hieß Daula und war ursprünglich Ortsvorsteher in Daulabugu, nördlich von Sikasso. Einige glückliche Sklavenrazzien gegen wehrlose Dörfer hatten ihm zu Macht und Ansehen verholfen, und so vernichtete er bald größere Gebiete wie Mengera, Follana und ganz Kenedugu mit seinen Horden. Als er 1877, starb hinterließ er fünf Söhne und eine Tochter; der bedeutendste war eben Tiëba, welcher sich bald als würdiger Nachfolger seines Vaters erwies; denn er schlug in häufigen Feldzügen alle Gegner ringsumher und dehnte zuletzt, in den Jahren 1884 bis 1886, seine Einfälle bis auf das linke Ufer des Bagoë, also in das Reich Samorys aus, wodurch jener schon mehrfach erwähnte Krieg zwischen beiden Gewalthabern entstand.

Die Besitzungen Tiëbas zerfallen in solche, welche völlig unterworfen sind und direkt vom König verwaltet werden, und in solche, welche nur seinem Protektorate unterstehen und als Schutzstaaten gelten. Im Kern des Ganzen, also im Distrikt von Sikasso, haben wir nach Binger die wichtigste Anschwellung im westlichen Abschnitt des Nigerbogens zu suchen, nämlich die Massenerhebung zwischen Natinian und Sikasso, die sich jedoch weniger als ein eigentliches Gebirge, sondern vielmehr als ein aus Plateaus und Rundkuppen zusammengehäuftes Hochland darstellt. Den Kulminationspunkt bildet der Pik von Faramisiri, der bei 780 m Gesamthöhe die benachbarte Ebene etwa um 380 m überragt. Die Hügel sind von ungleicher Form; sie bestehen aus Sandstein und einem sandigen, eisenreichen Lehm. Vom Nordabfall des Massivs rinnen die Wasser in den Fluß von Kauro oder Kobadiëla zusammen, der aber nach unsern Karten in den Bakhoy mündet und nicht, wie Binger behauptet, sich direkt in den Niger ergießt. Auf dem Ostabfall entspringen die Quellen des westlichen Woltaarmes oder des schwarzen Wolta, den wir uns so lange viel kürzer dachten. Gelegentlich der Rundreise von Kong nach Waghadugu und Salaga stieß Binger mehrmals auf diesen Fluß, zuerst bei Bossala in $11\frac{1}{2}$ Grad n. Br., wo sich eben die beiden kleineren Adern Bâ-ule und Banifing zueinander gesellt haben. Das vereinigte Gefließ schwingt sich im stattlichen Bogen über den 12. Parallel hinauf und dann jäh hinab von Norden nach Süden, wo ihm später der von Osten kommende mittlere oder rote Wolta zugeht. Durch diese Feststellung verringert sich das südliche Nigerregime ungemein gegen die bisherige Annahme; denn der weitaus größere Teil dieser Landschaften führt seine Wasser dem Komoë und namentlich dem Wolta zu. — Auf dem Südabfall endlich ist der Ursprung des Komoë oder des Flusses von Grand Bassam zu suchen, vorausgesetzt, daß wir die Ausdehnung des Bingerschen Massivs „Natinian-Sikasso“ nicht streng auf die höchstens 25 km Entfernung, die zwischen jenen beiden Orten liegt, beschränken. Gegen Süden flacht sich das Plateau allmählich ab, und hier entspringen die in die Lagune von Grand Bassam ausgehenden Küstenflüsse Dabu und Lahu. Es wiederholt sich also für diesen Bereich die in Afrika häufige Erscheinung, daß die Wasserscheide zwischen mächtigen Stromgebieten durch kaum bemerkbare Höhendifferenzen gekennzeichnet wird. Das „traditionelle Konggebirge“ [1]), dessen intellektueller Urheber kein geringerer als Mungo Park gewesen ist, muß von den Karten verschwinden.

Die Länder Tiëbas zeigten fast dieselbe Entvölkerung, wie die seines Nachbars Samory, etliche Strecken abgerechnet, z. B. die Bezirke zwischen Dinmantené und Niélé, in welchen immerhin über 40 Menschen auf den Quadratkilometer entfallen. Der Gesamtdurchschnitt dagegen dürfte wohl nicht über 12 bis 15 Personen für den Quadratkilometer hinausgehen, und selbst dieser geringe Satz übertrifft die mittlere Bevölkerungsdichtigkeit in Samorys Reich noch um das Doppelte. — Wie dort, ziehen auch hier die Salz- und Kolastraßen von Segu und Djenne in nordsüdlicher Richtung auf Worodugu hin durch das Land, und Tiëbas Hauptstadt Sikasso, schon begünstigt durch ihre Lage im orographischen Zentrum dieser ausgedehnten Räume, erscheint sonach wohl geeignet, ein in jeder Weise bedeutender Stützpunkt für militärische und wissenschaftliche Unternehmungen zu werden. —

Mittlerweile entfernte sich Binger aus dem Stromgebiet des Niger und lernte einige Quelladern des Leraflusses kennen, der sich später mit dem Komoë verbindet. Etwa 6 km vor Niële erkrankte der Reisende auf einem Togoba, d. i. einer Art befestigter Ackerbau-Kolonie, wie sie der Landesfürst Pege vielfach angelegt und mit Gefangenen bevölkert hat. Diese erhalten für den Beginn mehrere Stück Schlachtvieh, einige Haustiere und die nötigen Sämereien, und darauf gehen sie an die Urbarmachung des Bodens. Die Erträgnisse der Farmen zieht nachher Pege zur Proviantierung seiner Truppen ein. Man baut verschiedene Arten „Ku“ oder Yamswurzeln, geringwertigen Mais, Erdnüsse und sehr gute Bataten, außerdem eine bestimmte Hirseart, den „Sanio“ und den roten „Bimbiri“, also eine Sorghum-Pflanze. In den meisten Dörfern giebt es weit mehr Kornspeicher als Wohnungen. Neben dem Schibutterbaume gedeiht eine den Schwarzen in mannigfacher Beziehung nützliche Bassia biglobosa. Die Gefangenen fielen sämtlich durch Häßlichkeit und Mangel an Kleidung auf. Die Weiber schlingen um die Lenden etwa 20 Fellschnüre, deren jeder wieder aus drei blattdicken Riemen geflochten ist, und an diese Schnüre werden dann allerlei kupferne Amulette gehängt, Schildkröten, Eidechsen oder auch Pferde darstellend, die nach dem Volksglauben reichen Kindersegen bewirken sollen. Die Gefangenen sind vortrefflich disciplinirt; die Männer nehmen den Hut ab und verbeugen sich, wenn sie angeredet werden; die Weiber knieen gar nieder, allerdings mit dem Gesicht nach hinten, so daß sie dem Betreffenden den Rücken zukehren. Leider fehlt sonst in vielen Dingen die rechte Ordnung, so daß bei den Schwarzen hier wie allerorts die Verschwendung über die Sparsamkeit triumphiert. —

Der Besuch von Niële, der Residenz Peges, wurde Binger trotz seiner Bitten nicht gestattet, und so finden wir den Reisenden bald wieder unterwegs und kehren mit ihm in Umalokho ein, wo der Häuptling seine Schmiede und Eisenarbeiter angesiedelt hat. Vor dem Dorfe stehen 15 Hochöfen von wirklich hübscher Bauart und gut geregeltem Zuge, indem jeder Ofen mit einem Dutzend Zugröhren versehen ist, die anfangs sämtlich in Thätigkeit sind, später jedoch nach Maßgabe des Brandes zurückgezogen werden. Die zahlreichen Schmiede hatten unausgesetzt vor den Öfen zu schaffen, und sie warteten auch allem Anschein nach mit Eifer ihres Amtes. Vergl. S. 10.

Am 5. Februar 1888 gewahrte Binger in der Ferne den Waldgürtel eines größeren Flusses, nämlich des Lera, der aus der Landschaft Kenedugu kommt und hier in 50 m Hochwasserbreite zum Komoë strömt. Der Ort Lera oder Dera selbst liegt zwei Wegstunden vom Ufer entfernt; die

[1]) Petermanns Mitteilungen 1890, S. 27.

Überzahl seiner Bewohner machen die Guings oder Mbuings aus, ein wildes, niedrigstehendes Volk, das sich in Typus und Sprache vollständig von den Mandingo unterscheidet. Beide Geschlechter haben dieselbe erdigschwarze Färbung, und beide rasieren sich gleicher Weise das Haupthaar. Der Mann trägt außer der Bila ein Kaurihalsband und an jedem Unterschenkel je eine Schenkelbinde, auch mit Kauris besetzt, und den Kopf verhüllt ein Strohhut, der in seiner Form den Spitzkappen unsrer Clowns nicht unähnlich ist. Zur Bewaffnung dienen Bogen und leichte Pfeile, wie sie in Ganadugu und von den Bambarra und Siëne-re'h in Follana gebraucht werden. Gegen den Widerschlag der Sehne ist die linke Hand durch ein ledernes Armband geschützt. Die Tättowierung beschränkt sich auf ein bis drei kleine Einschnitte um die Mundwinkel; durchbohrte Unterlippen gewahrt man nur bei den Männern, die es hierin den Frauen aus der Umgegend Tengrelas nachzuthun scheinen und hölzerne oder eiserne Spitzen oder auch einen Federkiel in das Loch hineinstecken. Vergl. S. 11.

Die Tracht der Frauen ist fast noch einfacher, da sie die Bila oder Schambinde durch einen kupfernen Leibgürtel ersetzen, in den hinten und vorn ein Büschel belaubter Zweige gestopft wird. Die Mütter tragen ihre Kinder in einer kleinen Matte, die mit je einem Riemen unten an dem Leibgurt und oben über den Brüsten festgebunden ist. Ein Strohhut, ähnlich den papiernen Dreimastern der Straßenjugend, schützt abwechselnd Mutter und Kind.

Nach Bingers Versicherung leben die Guings häufig von Raub und Mord, und ein Fremder, der sich führerlos in das Land begiebt, setzt sich unfehlbar den größten Gefahren für Eigentum und Leben aus. Der Menschenfresserei scheint das Volk aber nicht zu fröhnen; die Toten z. B. werden gewaschen, mit Fett eingerieben und dann sofort bestattet, aber ohne jede Leichenfeier. An Früchten bauen die Guings nur Hirse, Sorghum und Pfeffer (Capsicum indicum); sowie der Acker einigermaßen erschöpft ist, wird er verlassen und ein frisches Feld gebrochen, nach dessen Lage die Wilden schnell ihre Dörfer und Hütten umsetzen. (Schluß folgt.)

Die dänische Expedition nach Ostgrönland.

Von Heinrich Martens.

Am 7. Juni d. J. hat die vom dänischen Staate ausgerüstete Grönlandexpedition auf dem norwegischen Robbenfangschiffe „Hekla", Kapitän Knudsen, Kopenhagen verlassen. Leiter der Expedition ist der dänische Premierleutnant zur See C. Ryder, der schon wiederholt in Grönland war. Die übrigen Teilnehmer sind: Premierleutnant zur See Vedel, der Cand. mag. Bay als Naturkundiger; ein Dolmetscher Johann Petersen, der sich an der Expedition des Kapitäns Holm, 1883 bis 1885, nach der Ostküste Grönlands beteiligte; ferner zwei dänische Seeleute, zwei norwegische und ein grönländischer Walfischfänger. Außerdem nehmen zwei dänische Studenten, Harty (Botaniker), und Deichmann (Entomologe) an der Reise der „Hekla" teil, mit welcher sie jedoch im Herbste zurückkehren. Das Schiff, welches als Segler wie als Dampfer benutzt werden kann, hat eine Tragfähigkeit von etwa 350 Tons und eine Maschine von 48 Pferdekraft. Der Führer des Schiffes, Kapitän R. Knudsen, ist auf den Fang von Walfischen und Robben eingerichtet. Die Besatzung des Schiffes besteht aus 20 Mann, welche nach der Überführung der Ryderschen Expedition dem Fange nachgehen und im Herbst in die Heimat zurückkehren werden.

Der von Ryder ausgearbeitete und von der „dänischen Komission für geologische und geographische Untersuchungen Grönlands", sowie der dänischen Regierung gutgeheißene Expeditionsplan geht auf die Untersuchung der Ostküste Grönlands vom 66. bis 73. Grad nördl. Br. hinaus. Es wird in demselben im wesentlichen folgendes ausgeführt:

Während die Untersuchungen auf der Westküste Grönlands bis zu $74^1/_2{}^0$ nördl. Br. hinaufreichen, erstrecken sich die systematischen Untersuchungen auf der Ostküste nur bis zu 66^0 nördl. Br., bis zu der Stelle, welche Kapt. Holm 1884 erreichte. Vom 66. bis ungefähr 70. Grade ist die Küste dagegen vollständig unbekannt und noch von keinem Europäer betreten. Vom 70. bis 73. Grade, der Mündung des Kaiser Franz-Josephs-Fjord, ist die Küste, jedoch meist nur das Außenland, im Jahre 1822 von William Scoresby besucht worden, der eine Karte über dieselbe herausgegeben hat. Da Scoresby indes als Führer eines auf Walfischfang ausgesandten Schiffes diese Untersuchungen nur sehr nebensächlich betreiben konnte, kann die in Rede stehende Strecke nicht als näher untersucht bezeichnet werden. Dagegen ist die Küste vom 73. Grade nordwärts bis ungefähr 77. Grade nördl. Br. in der Hauptsache von der zweiten deutschen Nordpolarexpedition in den Jahren 1869/70 zur Karte gebracht, und dieser Teil der Küste kann als verhältnismäßig gründlich bekannt betrachtet werden. Dementsprechend, und da befürchtet wurde, daß andere Nationen der zunächst berufenen dänischen Nation zuvorkommen würden, falls diese nicht sofort die Sache in Angriff nehme, ist mit der Ausführung des Planes zur Untersuchung der grönländischen Ostküste vom 66. bis zum 73. Grade nördl. Br. nunmehr begonnen worden.

Die Expedition wird auf ungefähr 70^0 nördl. Br. gelandet werden und wird dort auch überwintern. Zu diesem Zwecke, sowie zu den erforderlichen Schlittenfahrten und Bootreisen führt die Expedition ein recht bedeutendes Material mit sich. Es gehört dahin ein hölzernes Wohnhaus, welches 13 Ellen lang und 6 Ellen breit ist und zum Bewohnen zwei, etwa $3^1/_2$ Ellen hohe, durch einen Korridor getrennte Wohnzimmer hat. Dach und Außenwände sind mit Dachpappe bekleidet. Um das Haus, welches doppelte Wände hat, wird eine grönländische Mauer, aus Erde und Steinen, gezogen. Inwendig sind Fußboden und Wände mit Linoleum bekleidet. In der Nähe des Wohnhauses werden zwei kleinere Holzhäuser zu astronomischen Beobachtungen errichtet. Sodann kommen drei Böte mit Masten und Segel hinzu. Die in Arendal (Norwegen) aus Eichenholz erbauten Böte haben eine Länge von 23 Fuß und eine Breite von 6 Fuß und können ein Gewicht von 4000 Pfund tragen. Die aus Eschenholz erbauten Schlitten sind von demselben Manne (Tischlermeister Christiansen in Telemarken) angefertigt, welcher die vorzüglich bewährten Schlitten herstellte, die Dr. Nansen über das grönländische Binnenlandeis benutzte. Und endlich ist die Expedition vorzüglich mit Instrumenten zu Vermessungen, astronomischen, hydrographischen und magnetischen Beobachtungen versehen.

Sobald die Holzhäuser an Land gebracht und aufgestellt, sowie die Vorräte in Sicherheit gebracht sind, verläßt der Dampfer die Expedition, um diese 1893 wieder heimzuführen. Im Laufe dieses Sommers gedenkt die Expedition die Gewässer vom 70. Grade nordwärts so weit wie möglich zu untersuchen; alsdann geht sie ins Winterquartier, von welchem aus sie, wenn die Eisverhältnisse es erlauben, Schlittenreisen unternehmen wird. Sobald das Eis im Frühjahr oder Sommer 1892 so weit geschwunden ist, daß die Gewässer fahrbar sind, verläßt die Expedition ihr Winterquartier und geht mit ihren Böten und so vielem Proviant wie möglich südwärts. Alsdann wird sie an geeigneter Stelle ein Depot, bestehend aus den eingeheimsten wissenschaftlichen Sammlungen, errichten, welches Depot der Dampfer „Hekla" verladen wird,

wenn er die Expedition heimführt. Dieses soll möglicherweise von Angmagsalik aus geschehen, welches die Expedition im Herbst 1892 zu erreichen hofft. Da der Leiter der Expedition, sowie auch mehrere Mitglieder derselben mit den zu einem guten Erfolge und glücklichen Ausgange des Unternehmens notwendigen Kenntnissen und Erfahrungen ausgerüstet sind, wird es diesem hoffentlich weder an dem einen noch dem andern fehlen.

Alfred Sharpes Reise nach Katanga.

Eine in geographischer Beziehung ergebnisreiche Reise nach dem zentralafrikanischen Katanga hat Alfred Sharpe ausgeführt, derselbe, welcher bereits 1889 durch seinen Vorstoß in die Landschaften zwischen dem Südende des Niassasees und dem Longwefluſſe sich bekannt machte (Proceed. 1890, p. 150). Der Metallreichtum des Landes („Globus" LIX, 239) hat auch die britische Südafrikagesellschaft angelockt, in deren Auftrage Vizekonsul Sharpe reiste, so gut wie die Belgier, die eine Expedition dorthin gesendet haben. Der vorläufige Bericht (Times 10. Juni) lautet:

Sharpe verließ den Niassasee im Herbst des vorigen Jahres, kreuzte das Plateau zwischen diesem und dem Südende des Tanganjika und zog dann westlich und südwestlich, wobei er einen neuen Salzsee entdeckte, der in der Regenzeit stark angeschwollen war. Er traf alsdann auf das Ostufer des Moërosees, an dem er hinzog, um nach Kasembes Stadt zu gelangen, die er im Anfange Oktober erreichte. Der Monarch empfing den englischen Reisenden sehr ungnädig, zumal als er erfuhr, daß dieser zum Fürsten Msiri von Katanga ziehen wolle, zu dem Kasembe in einem abhängigen Verhältnisse steht. Sharpe versuchte es, nach Süden vorzudringen und dann den Luapula zu überschreiten, um sich weiter westlich zu wenden. Allein er war genötigt, bis zum Tanganjika umzukehren, da er und seine Leute fast verhungerten. Nachdem er sich mit frischen Mitteln versehen, marschierte er an das Nordende des Moëro, überschritt den dort heraustretenden 200 Yards breiten Luapula und erstieg den östlichen Abfall des hohen Tafellandes, das sich hier zum Moëro herabsenkt. In west-südwestlicher Richtung vordringend, überschritt Sharpe die Quellflüsse des Lufua und kam am 8. November 1890 in der Hauptstadt Msiris an. Er blieb dort acht Tage, scheint aber keine „Verträge" abgeschlossen zu haben. Der Gold- und Kupferreichtum Katangas wird vollauf von Sharpe bestätigt.

Seine Rückkehr erfolgte so ziemlich auf demselben Wege. Den von ihm entdeckten Salzsee fand Sharpe, da inzwischen die Regenzeit eingetreten war, bedeutend angeschwollen. Auf der Hochebene erreichte er eine Höhe von 1650 m, von wo er eine prächtige Aussicht über den westlichen und südwestlichen Teil des Sees hatte, in dem die Insel Kilwa liegt. Über die Bewohner der Insel herrscht Simba, der in stetem Streite mit Msiri liegt. Der Luapula, der selbst sehr inselreich ist, fließt in das Südende des Sees. Vom Nordende des neuen Sees begab sich Sharpe wieder nach dem Tanganjika, an dessen Südende die Seengesellschaft die Station Abercorn errichtet hat. Ende Januar war Sharpe wieder am Niassasee.

Aus allen Erdteilen.

— Eine Kritik des amerikanischen Geisteslebens, die sehr scharf ausfällt, hat Thomas Davidson in der Mainummer der angesehenen amerikanischen Monatsschrift „The Forum" veröffentlicht. Er sagt darin u. a.: „Es ist eine bedauerliche Thatsache, daß der freie Geist unsrer Unabhängigkeits-Erklärung noch nicht in hohem Grade als bildendes Prinzip in unser Volksleben eingedrungen ist. Während wir anerkanntermaßen eine neue Epoche in der Geschichte der menschlichen Freiheit und Civilisation repräsentieren, begnügen wir uns immer noch, in unserm Geistesleben den halbbarbarischen Epochen der Vergangenheit sklavisch nachzuahmen. Auf keinem Gebiete unsrer Geistesthätigkeit — in der Politik, Religion, Erziehungswesen, Kunst und Litteratur — hat sich bis jetzt der Geist amerikanischer Freiheit geltend gemacht. Obgleich wir prahlen, daß wir uns von der europäischen Tyrannei frei gemacht haben, so sind wir bis auf den Namen immer noch Europas Sklaven. Horaz sagt, daß das unterjochte Griechenland seine rohen Besieger unterjochte; so herrscht das bezwungene Europa immer noch über seinen Bezwinger Amerika, und mit gutem Grunde verachtet es uns dafür."

Auf keinem Gebiete tritt die Abhängigkeit von Europa deutlicher zu Tage, als auf dem der Litteratur. Der Büchermarkt wird vom Auslande beherrscht, und die amerikanischen Schriftsteller ahmen das Ausland sklavisch nach.

Davidson geißelt dann die Nachäffung des englischen „High life" und zeigt nun, wie lächerlich sich die vornehmthuenden Amerikaner machen, welche den Aristokraten herausbeißen wollen. Er weist nach, wie viele der Verheirathungen amerikanischer Erbinnen an englische Lords, deutsche Barone und italienische Grafen auf Rechnung der amerikanischen Litteratur zu setzen sind. „Die Weiber", sagt er, „welche durch das Lesen dieser sogenannten „Society Novels" demoralisirt werden, sind unfähig zu amerikanischen Hausfrauen und Müttern. Ihr Hauptbestreben geht dahin, ihr Leben nach englischem Muster zu gestalten; sind sie arm, so schweifwedeln sie vor den Reichen, sind sie reich, so spielen sie die anmaßende Herzogin nach besten Kräften. Die meisten machen sich lächerlich vor Gott und den Menschen, indem sie sich ihren Weg in die europäische Aristokratie bahnen und einen Stolz darin suchen, fürstliche Hofdamen, d. h. Kammerzofen zu werden. Wenn alle die Opfer, welche entartete amerikanische Väter und Mütter gebracht haben, um ihren Töchtern adelige Männer zu kaufen, bekannt würden, so könnte dies eine Enthüllung geben, so schmachvoll, daß künftig kein patriotischer Amerikaner einem Ausländer ins Gesicht sehen könnte."

Übersehen hat Davidson, daß die amerikanische Presse sich von der europäischen ganz unabhängig gemacht hat und eigene, originale Wege wandelt.

— Die Spielwut der Chinesen ist bei den Einwanderern in den Vereinigten Staaten die nämliche wie in der Heimat, worüber Culins Abhandlung „The Gambling Games of the chinese in America" (Philadelphia 1891) uns aufklärt. Er beschreibt zwei der am meisten in den Spielhöllen gespielten Hazardspiele, Fan Tan und Pak Kop piu mit allen Einzelheiten. Die Besitzer der Spielhäuser bilden eine förmliche Gilde in New-York zur Versicherung gegen Beraubung von Seiten ihrer eigenen Landsleute; ebenso in Philadelphia und andern Städten. Ein großer Teil des Verdienstes der chinesischen Arbeiter bleibt in den Händen der Bankhalter, die mit ihrem Gewinn sich nach China zurückziehen. Wie die meisten Spieler sind auch die Chinesen abergläubig. Alles im Spielhause muß von weißer Farbe sein, weil sonst der Bankhalter zu verlieren glaubt. Die

Spieler legen Orangeschalen auf den Spieltisch, denn das bringt ihnen Glück; an den Eßtischen im Spielhause sitzt man nur allein und spricht nicht, weil sonst für die Betreffenden Verluste eintreten. Begegnet der zum Spielhause gehende Chinese in der Straße einem Wagen, so kehrt er um. Bücher dürfen im Spielhause nicht geduldet werden, denn das chinesische Wort shü bedeutet, je nach der Betonung, „Buch“ oder „verlieren“. Der Spieler richtet sich nach den glücklichen und unglücklichen Tagen des Kalenders; da aber der Kalender t'ung shü heißt und das ominöse Wort shü darin vorkommt, so wird er von Spielern nur Kat sing, glückliche Sterne, genannt. Vor dem Spiele wird der Altar des Kriegsgottes, Kwan Ti, besucht und diesem geopfert.

— K. Lumholtz' Reise zu den Cliffdwellers. Im „Globus“, Bd. 59, S. 96 ist die Entdeckung von noch lebenden Bewohnern der Klippenhöhlen in Mexiko durch den verstorbenen Reisenden J. Schwatka erwähnt worden. Der Norweger K. Lumholtz, der zur weiteren Erforschung derselben im verflossenen Jahre aufbrach, hat jetzt an Dr. E. Hamy in Paris über seine Reise berichtet (Compte rendu soc. géogr. 15. Mai 1891). Im Dezember und Januar hat er drei Ketten der Sierra Madre unter großen Schwierigkeiten überschritten und ist bis zu einer Höhe von 3000 m gelangt. Lebende Cliffdwellers hat er nicht gefunden, wohl aber Höhlen mit ziemlich jungen Resten derselben, darunter gut erhaltene Mumien mit vollständigen Haaren. „Es war ein kleines Volk, ganz ähnlich den heute noch lebenden Moquis“ (in Arizona), also keineswegs ein sehr großes mit schwarzroter Haut, wie Schwatka angab. Die Schilderung von Lumholtz paßt zu den heutigen Stämmen in Neu-Mexiko und Nachbarschaft. Am Westabhange der Sierra Madre hat Lumholtz zahlreiche Mounds ausgegraben, die eine reiche Ausbeute an Steingeräten und schöner Töpferware lieferten. Lumholtz, der abermals in die Sierra Madre aufgebrochen ist, hofft doch noch lebende Cliffdwellers zu finden.

— Hobdays Expedition zu den Quellflüssen des Irawadi. Major J. R. Hobday verließ am 22. Dezember 1890 Bhamo am oberen Irawadi in Birma und drang nördlich bis Seubo mit dem Dampfer vor, von wo aus er auf dem rechten Ufer des Stromes bis zu dem Punkte marschierte, wo dessen beide Hauptquellflüsse, der Malikha und der Mékha, sich vereinigen. Er folgte nun dem rechten Ufer des westlichen Armes, des Mali, aufwärts bis 26° 15′, wo er am 15. Januar 1891 anlangte und wo er verhindert wurde, weiter nördlich vorzudringen. Zwei Tage später kehrte die Expedition um und kreuzte den Winkel, der vom Mali und Mé gebildet wird, gelangte an den letzteren und überschritt ihn 32 km vor seinem Zusammenflusse mit dem Mali. Am 1. Februar war Hobday in Maingna am linken Irawadiufer gegenüber von Myitkyina. Ein zweiter nördlicher Zug im Méthale verlief auch bezüglich des Vordringens ergebnislos. „Wir haben“, schreibt Hobday, „nicht viel zur Lösung der Frage nach den Quellen des Irawadi beitragen können. Wir maßen das Volum des westlichen Zuflusses des Malikha und des östlichen oder Mékha, am Zusammenflusse beider und fanden, daß die Wassermenge des letzteren bedeutender und kälter. Da, wo wir 32 km vor dem Zusammenflusse den Mé kreuzten, und wo er Erweiterungen (pools) bildet, fanden wir ihn 28 m tief. Die Area des Beckens des Mali habe ich erforscht und nach dem Unterschiede im Volumen der beiden Flüsse bin ich geneigt anzunehmen, daß der östliche keinen längeren Lauf als der westliche hat, so daß der Lukiang Tibets sich, wie ich glaube, als identisch mit dem Salwin herausstellen wird. Über den Lukiang konnte aber nichts sicheres erkundigt werden, da wir am Mekha zu den Marus und Yaw-Yins kamen, wilden Stämmen, über die wir nur wenig wissen.“ (Proceed. Geogr. Soc., Juni 1891.)

— Kamerun. Der schwedische Händler G. Valdau entdeckte im Juli 1890 nördlich vom Flusse Memeh einen neuen See, der dem Barombi oder Elefantensee wenig an Größe nachsteht. Er liegt 700 m hoch, mißt 2 km im Querschnitt und ist vulkanischen Ursprungs. Valdau benannte ihn nach dem Gouverneur von Kamerun „Sodensee“ (Petermanns geogr. Mitteil.).

— Die deutsche Forschungsreise nach Westgrönland unter Dr. Erich von Drygalski (Globus LIX, 112), welche bereits im laufenden Jahre stattfinden sollte, ist auf das Jahr 1892 verschoben worden. 1891 macht Dr. v. Drygalski nur eine vorbereitende Fahrt, zu der derselbe am 2. Mai, begleitet von Herrn Baschin, von Kopenhagen aus aufgebrochen ist. Jakobshavn, Waigat und Umenak werden zunächst besucht und die Station für das nächste Jahr bestimmt.

— Der zweite internationale Kongreß für Volkskunde (Folklore) findet zu London vom 1. bis 7. Oktober 1891 statt. Vorsitzender ist Joseph Jacobs, Schriftführer Alfred Nutt (270 Strand). Der Beitrag beträgt 21 Mark, wofür die Verhandlungen geliefert werden. Es werden drei Sektionen gebildet: 1) für Volkserzählungen und Lieder, 2) für Mythen, 3) Sitten und Gebräuche. In der letzteren Sektion sollen die Heirats- und Begräbnisgebräuche, die Erntebräuche in Großbritanien, die Zeugnisse der Volkskunde für den europäischen oder asiatischen Ursprung der Arier, die Verbreitung der Spiele u. s. w. besprochen werden.

— Im Großherzogtum Luxemburg zeigt die Volkszählung vom 1. Dezember 1890 eine Abnahme der Bevölkerung um 2195 Seelen in den letzten fünf Jahren. Am 1. Dezember 1890 zählte man 211 088 Einwohner, während am 1. Dezember 1885 213 283 ermittelt worden waren. Der Konfession nach sind nach der neuesten Zählung 208 921 Katholiken, 1058 Reformierte und Protestanten, 1009 Israeliten, der Rest gehört verschiedenen Sekten und den Konfessionslosen zu.

— Der Grenzstreit zwischen Venezuela und Kolumbien ist von der Königin von Spanien, als Schiedsrichterin, zu Gunsten des letzteren Staates entschieden worden. Die ganze Goajiro-Halbinsel, die Territorien von San Faustino und Arauca sind jetzt Kolumbien zugesprochen worden. Die Grenze verläuft jetzt entlang dem Rio Arauca bis zum Einfluß in den Orinoko, diesen aufwärts bis zur Mündung des Atabapo in denselben, am Atabapo hin und den Rio Negro abwärts.

— Nyassaland ist der Name, welcher durch eine Proklamation der Königin Viktoria dem durch Verträge jetzt abgegrenzten Lande im Innern Südafrikas verliehen wurde, welches im Süden von Britisch-Betschuanaland und Transvaal, im Westen von Deutsch-Südwestafrika und den portugiesischen Besitzungen, im Norden vom Kongostaat und Deutsch-Ostafrika, im Osten von den portugiesischen Besitzungen begrenzt wird.

— Die Juden in Russisch-Polen. Der englische Generalkonsul Grant in Warschau giebt in seinem amtlichen Berichte an die britische Regierung die Zahl der Juden in

Russisch-Polen jetzt auf 1380000 an, unter einer Bevölkerung von 8250000 Seelen. In Warschau machen die Juden 40 Prozent aus, in vielen anderen Städten 50 Prozent. Handel und Industrie in Warschau sind fast ganz in jüdischen Händen. In den höheren Handelszweigen kommen auf 16 Juden 3 Christen, in den niedrigern auf 19 Juden nur 2 Christen; Agenten und Makler sind fast nur Juden (auf 43 Juden ein Christ). Von den größern Fabriken sind 63 Prozent in jüdischen Händen. In den niedrigen Erwerbsschichten, bei der Handarbeit u. s. w. ändert sich das Verhältniß sofort. Hier sind nur 11000 Juden oder 8 Prozent der gesamten jüdischen Bevölkerung beschäftigt gegenüber 43000 Christen, oder 20 Prozent der ganzen christlichen Bevölkerung.

— Ersteigung des Elbrus. Der Topograph Pachtussow hat im Juli 1890 den Elbrus erstiegen, worüber er im April dieses Jahres der geographischen Gesellschaft in Tiflis berichtete. Am 24. Juli brach er mit acht Kosaken und einem swanetischen Führer aus dem Lager am Fuße des Uschba auf. Am 31. Juli war der westliche Gipfel nach vielen Schwierigkeiten erklommen. Pachtussow schreibt darüber: „Um 9 Uhr 20 Minuten betrat ich von der nordöstlichen Seite den höchsten Punkt des Berges und befand mich 18470 Fuß über dem Meere; 10 Minuten später waren auch meine Kosaken oben. Das Thermometer, welches ich zwei Arschin über dem Schnee gegen die Sonne aufgehängt hatte, zeigte von 9 Uhr 20 Min. bis 11 Uhr —8,1° C.; von 11 bis 1 Uhr Mittags —7,5° C. Die ganze Zeit wehte starker Westwind. Zu gleicher Zeit war die Temperatur in Pjatigorsk + 29,9° C., in Tiflis + 33,7° C., in Batum + 34° C. Da die Temperatur im ganzen Kaukasus Ende Juli die größte Höhe erreicht, so kann man wohl mit Recht den Schluß ziehen, daß die Temperatur auf dem Elbrus nie höher steigt als bis auf Null; hier kann also der Schnee niemals tauen; selbst in der Nähe des Felsens sind keine Spuren von Auftauen zu sehen. Deshalb kann der Schnee sich hier auch nicht anhäufen, da er im trockenen Zustande leicht vom Winde weggefegt wird. Wirklich ist auch der Gipfel fast ganz schneefrei, besonders am westlichen und südlichen Abhang beider Gipfel, wo er nicht einmal die kleinen Steine bedeckt. Das deutet auch darauf hin, daß hier oben West- und Südwinde vorherrschen. Auf den Nordabhängen dagegen liegen große Schneemassen. Beide Gipfel haben Trichterform; die Ränder sind auf den dem Sattel entgegengesetzten Seiten ausgebrochen. An den Rändern beider Trichter sind je drei kleine Gipfel, am östlichen Trichter ist der höchste Punkt 18347 Fuß hoch, ein nackter Felsen, am westlichen bildet der höchste Gipfel ein Dreieck, ist mit Schnee bedeckt und 18470 Fuß hoch. Die Trichterform der Gipfel weist auf erloschene Vulkane hin."

— Von der Eisenbahn Jaffa-Jerusalem, der lange besprochenen und ersehnten, ist am 24. Mai das erste kleine Stück bis Ramleh eröffnet worden.

— Die Zunahme der Katholiken in Indien ist nach den Annales de la propagation de la foi eine sehr beträchtliche. Man schätzte die Zahl derselben im Jahre 1800 auf 475000, wovon über die Hälfte in dem portugiesischen Goa lebte. 1890 war die Zahl der indischen Katholiken auf 1701337 gestiegen, von denen 470000 in Goa und über eine halbe Million in dem französischen Pondichéry leben. In Malabar rechnet man 335000, in Ceylon 220000. Die Bevölkerung Indiens zu 257 Millionen angenommen, kommt erst auf 151 Einwohner ein Katholik. Es giebt jetzt 26 katholische Bischöfe und 645 katholische Missionare in Indien. Die römische Kirche unterhält über 2200 Schulen, in denen 100000 Schüler unterrichtet werden.

— Dr. Richard Schombugk, geboren zu Freiburg an der Unstrut, seit 1866 Direktor des botanischen Gartens zu Adelaide in Südaustralien, starb daselbst im April. Er begleitete 1840 seinen berühmten älteren Bruder Robert nach Britisch-Guayana, um die Grenzregulierungen auszuführen. Er beschrieb die wichtigen Reiseergebnisse in dem dreibändigen Werke „Reisen in Britisch-Guayana" (Leipzig, J. J. Weber, 1847). Seine spätere Thätigkeit in Australien gehörte ganz der Botanik.

— Die portugiesischen Entdeckungen an der Nordostküste Amerikas behandelt in den Transactions of the Roy. Soc. of Canada Rev. G. Patterson unter dem Titel: The Portuguese on the Northeast Coast of America, a lost chapter in American History. Der Verfasser will zeigen, daß die Portugiesen die ersten waren, welche im 16. Jahrhundert die Küste von Labrador, Neufundland und Neuschottland befuhren, daß sie die Fundy-Bai entdeckten und die Küste Neu-Englands bekannt machten. Noch vor Cartier seien sie den St. Lorenzstrom bis Montreal hinaufgefahren. In einem Anhange giebt Patterson ein Verzeichnis der noch in jenen Gegenden haftenden portugiesischen Namen. Die 1521 von Vianna in Portugal nach jenen Gestaden ausgesendete Kolonie fand Patterson in alten Erdwerken bei St. Peters (Kap Breton) wieder.

— Admiral Robert Dawes Aldrich starb, 83 Jahre alt, am 2. Juni 1891 zu Croydon. Er war 1824 in die englische Marine eingetreten und machte sich um die Erdkunde verdient durch seine Schlittenfahrten in dem arktischen Archipel Amerikas während der Expedition zur Aufsuchung Sir John Franklins unter Austin und Penny 1850 bis 1852, welcher er als Leutnant angehörte.

— Oberguinea. Im Mai des laufenden Jahres hat im Auftrage des französischen Gouverneurs von Konakry (Sierra Leona-Küste) durch zwei französische Kriegsschiffe die Annexion des im Osten von Liberia gelegenen Küstenstriches in der Ausdehnung von 300 km stattgefunden. Derselbe reicht vom Cavallyflusse (bei Kap Palmas) bis St. Andreas, wo er mit dem bereits früher von Frankreich besetzten Gebiete an der Zahnküste zusammenstößt, zu dem auch Bassam gehört. Ein Teil dieses Gebietes, zu Maryland gehörig, steht eigentlich unter der Oberhoheit der Negerrepublik Liberia, welche einfach bei dieser Annexion unbeachtet blieb.

— Professor Josef Zingerle, geboren 25. Januar 1831 zu Meran, starb am 14. April zu Brixen. Wie sein älterer, noch lebender Bruder Ignaz Vinzenz Zingerle, hat er sich um die Volkskunde Tirols hoch verdient gemacht. Mit diesem gemeinsam sammelte er die Märchen und Sagen Tirols, die seit 1852 erschienen. Viele belangreiche Beiträge von ihm stehen in Wolfs und Mannhardts „Zeitschrift für deutsche Mythologie".

— Marokko. Der französische Gelehrte La Martinière, welcher mit der archäologischen Erforschung von Tingitana beauftragt ist und Ausgrabungen in den antiken Städten Lixus und Volubilis macht, hat im Januar 1891 den südwestlichen Atlas überstiegen und ist bis Tarudant und ins Wadi Sus vorgedrungen. Die Aufnahme seiner Route in 1 : 1500000 ist der Pariser geographischen Gesellschaft übergeben worden.

Herausgeber: Dr. R. Andree in Heidelberg, Leopoldstraße 27. Druck von Friedrich Vieweg und Sohn in Braunschweig.

Bd. LX. — Globus. — Nr. 2.

Illustrierte Zeitschrift für Länder- und Völkerkunde.

Begründet 1862 von Karl Andree.

Herausgegeben von Richard Andree.

Druck und Verlag von Friedrich Vieweg & Sohn.

Braunschweig. Jährlich 2 Bände in 24 Nummern. Durch alle Buchhandlungen und Postanstalten zum Preise von 12 Mark für den Band zu beziehen. 1891.

Friesland, Friesen und friesische Sprache in den Niederlanden.

Von Johan Winkler. Haarlem.

I.

Clarum inter Germanos Frisiae nomen. Tac.
Den Friesen ist eigen, daß sie mit großer Eifersucht und dichter Geschlossenheit ihre Sitte, Art und Weise gegen fremden Eindrang zu verteidigen suchen.
E. M. Arndt.

Dem aufmerksamen wissenschaftlichen Beobachter bieten die Niederlande [1]) im allgemeinen, was Land und Volk betrifft, gleichviel auf welchem wissenschaftlichen Gebiete er sich auch bewegen möge, sehr viel belangreiches und merkwürdiges dar. Namentlich ist dieses der Fall in bezug auf das eigentliche Volk und Volksleben, wie dieses sich in zahlreichen Besonderheiten und Eigentümlichkeiten äußert, sowohl in der niederländischen Sprache im allgemeinen als auch in den mannigfachen, untereinander sehr abweichenden Mundarten. Ferner in Volkssitten und Gebräuchen, in allerlei Folklore, in den sehr merkwürdigen, auf ein hohes Alter deutenden Volkstrachten, namentlich in dem Kopfschmuck der Frauen; dann in der Lebensweise, der Bauart und Einrichtung von Haus und Hof, Stall und Scheuer beim Bauernstande; in Handel und Wandel, Betrieb und Arbeit von Bauer und Bürger, Landmann und Seemann, Ackerbauer und Viehzüchter, Fischer und Schiffer. Endlich auch in bezug auf die Unterhaltung und Befestigung des Landes durch Deiche, Dämme und Schleusen, Wasserlösungen und Wasserwehre, Durchgrabungen und Austrocknungen — kurzum in fast allen Dingen des täglichen Lebens. In alledem ist in den Niederlanden noch sehr viel aus alter, ja uralter Zeit übrig geblieben. Vieles, was man bei andern germanischen Völkern umsonst sucht, was bei andern Germanen vielleicht niemals bestand oder in ganz andrer Form sich äußerte oder bereits außer Gebrauch gekommen, untergegangen, seit langem verschwunden und vergessen ist.

Alle diese besonderen Volkseigenheiten zeigen sich in den Niederlanden am stärksten bei den Friesen, bei jenem Teile des niederländischen Volkes, der rein friesischen Ursprungs ist; im geringeren Grade dagegen bei denjenigen Friesen, welche mit zwei andern altgermanischen Völkern, mit Sachsen und Franken, zu einem Mischvolke verschmolzen sind, zu Friso-Sachsen auf der einen, zu Friso-Franken auf der andern Seite. In der That, der größte Teil aller Besonderheiten, alles Altertümlichen, welcher das niederländische Volk noch heute von seinen germanischen Stammesverwandten in Deutschland und England unterscheidet, ist friesischen Ursprungs, besteht aus friesischen Eigenartigkeiten.

Von alters her und noch heute haben die Friesen unter allen germanischen Völkern stets ihren eigenen und gewiß

[1]) Het Koninkrijk der Nederlanden, das Königreich der Niederlande, das ist der amtliche Name des Landes, welches die Deutschen, und auch andre gewöhnlich Holland nennen. Doch diese letztere Bezeichnung ist falsch, gerade so falsch, als wenn man ganz Deutschland Preußen nennen wollte. Der Name Holland kommt nur zwei von den elf Provinzen zu, welche die Niederlande bilden, nämlich Süd- und Nordholland. Allerdings sind diese beiden von altersher und noch heute stets die vornehmsten Provinzen gewesen, in denen die Hauptstadt des Reiches, Amsterdam, und 's Gravenhage, die Residenz des Königs und der Sitz der Regierung, liegen; aber an und für sich haben Nord- und Südholland, gewöhnlich Holland genannt, keinerlei Vorrang vor den andern Provinzen wie Friesland, Gelderland, Zeeland, Nordbrabant rc. Auch die Bezeichnung „holländische Sprache“, die vielfach statt „niederländische Sprache“ gebraucht wird, ist falsch. Die amtliche Sprache der niederländischen Regierung, die überall in den Niederlanden Geltung hat, die allgemeine Schrift- und Buchsprache, ist die niederländische, die eine Unterabteilung der niederdeutschen ausmacht, ebenso, wie alle provinziellen Mundarten in den Niederlanden Unterabteilungen des Niederdeutschen ausmachen. Außerdem lebt noch in der Provinz Friesland, als Umgangs- und Schriftsprache (doch dieses letztere nicht im amtlichen Sinne) die friesische Sprache. Eigentlich kommt der Name „holländische Sprache“ nur jener Mundart zu, die in den beiden Provinzen Holland als Volkssprache herrscht; und dieses Holländische ist nicht mehr als das Geldersche, das Zeeuwsche oder Seeländische, das Brabantische und als hundert kleine Unterabteilungen der verschiedenen Mundarten, die in den Niederlanden bestehen. Friesen, Geldersche, Brabanter und andre nicht holländische Niederländer lassen sich daher die Benennung „Holländer“ für sich, und holländische Sprache für ihre allgemeine niederländische Sprache auch nicht gern gefallen.

sehr besonderen Platz eingenommen. Sie hatten wohl im Volke der Sachsen ihre nächsten Stammverwandten, und diese Sachsen machten auch von ihrem ersten Erscheinen auf der Weltbühne an, und durch ihre ältesten Volkseigenschaften stets das Verbindungsglied aus, welches die Friesen mit den andern Germanen vereinigte. Und namentlich auch mit dem germanischen Mischvolke, das sich in Britannien entwickelte, mit den Angelsachsen, die in der That auch teilweise friesisches Blut aufweisen, hatten von alters her die Friesen Volkseigenheiten gemeinsam, wie denn die heutigen Friesen noch jetzt in ihrer Sprache mit dem heutigen englischen viel übereinstimmendes haben. Trotzdem aber zeichneten sich die Friesen in alter Zeit durch die Jahrhunderte hindurch in ihrer Eigenart, in ihrem Volksleben, und ihrer Sprache seit dem Bestehen ihres Stammes unter den Germanen besonders aus. Und diese Sonderheit zeigen sie noch heute! Aber abgesehen von dieser Eigenheit sind und waren die Friesen echte, typische Germanen [1]). Ja, manche allgemein germanische Volkseigenheit, sowohl an Leib als an Leben, war vorzugsweise den Friesen in stark ausgeprägter Form eigen. Unter den Friesen fand das germanische Urbild seinen vollkommensten, seinen edelsten Ausdruck. Mit Recht rühmt daher auch der römische Geschichtsschreiber, dem wir die Kenntnis so vieler Volkseigenschaften unsrer Vorväter zu danken haben, die Friesen als „berühmt unter den Germanen“.

Unter all den friesischen Volksstämmen, die noch heute im volkstümlichen Sinne, im größeren oder geringeren Maße abgesondert, in den verschiedenen Teilen ihres alten Volksgebietes bestehen, in Ost, West und Nord, tritt die Eigenart doch nirgends stärker hervor, als bei den niederländischen Friesen, die den besondern Gegenstand dieser Abhandlung ausmachen.

Ein einiges, völlig zusammenhängendes Volk im politischen Sinne, unter einem Haupte, unter eine einzige Regierung vereinigt, sind die Friesen niemals gewesen. Sie standen da, Mann für Mann, Geschlecht für Geschlecht, Stamm für Stamm, Volksgruppe für Volksgruppe, auf sich selbst angewiesen, frei und unabhängig; sie hatten keinen andern Zusammenhang, als den ihre Volkseinheit, im ethnographischen Sinne, mit sich brachte. Von alters her waren

[1]) Die Deutschen rechnen die Friesen unbedingt zum niederdeutschen Volksstamm. Aber die Friesen haben über diese Sache ihre eigene abweichende Ansicht. Die Friesen halten sich von alters her westlich von der Ems nicht für Holländer und östlich von der Ems nicht für Deutsche. Sie hielten sich, mit Recht, für ein besonderes Volk, wohl für germanisch, aber nicht für deutsch oder holländisch. Und in den friesischen Gauen, wo das friesische Volksbewußtsein noch lebendig und stark in seiner Überzeugung ist, da gilt noch heute diese Ansicht voll und ganz. Natürlich — denn die niederländischen Friesen haben unmittelbar mit den Deutschen nichts zu thun; aber auch gegenüber den Holländern und andern niederländischen Volksstämmen, selbst von ihren nächsten Verwandten, den friso-sächsischen Groningerländern und den friso-fränkischen Nordholländern (Westfriesen), halten sie sich für verschieden. Und in Nordfriesland ist es ebenso. Selbstverständlich zumeist auf den nordfriesischen Inseln und in den Gauen des Festlandes, wo man noch die friesische Sprache redet. Aber selbst in den Gauen, wo eine Vermengung mit Sachsen stattfand und die friesische Sprache bereits seit zwei oder drei Jahrhunderten ausgestorben ist, hat sich diese Volksmeinung noch erhalten. So berichtet Otto Bremer (Zeugnisse für die frühere Verbreitung der nordfries. Sprache im Jahrb. d. Ver. für niederdeutsche Sprachforschung, XV, 103) von den Eiderstedtern, einem altfriesischen, obgleich jetzt friso-sächsisch redenden Volksstamme in Nordfriesland (Schleswig-Holstein): „Noch heute (1890) reisen die Eiderstedter „nach Deutschland“.“ Und noch 1828 gab dieser in Ostfriesland noch lebendigen Ansicht ein Dichter in Emden, J. L. Lange, in den Versen Ausdruck:

De düütsche Taal is wall wat finer,
Doch Düütschers sünd wi neet.

sie ein Volk von freien Männern und nur zeitweilig und in besondern Verhältnissen gehorchten sie nach eigenem Willen selbstgewählten Männern aus ihrem eigenen Volke. Diese Freiheit galt ihnen als das höchste. Die Bezeichnung fria Fresa, freier Friese, galt ihnen als höchster Ruhm, und mit diesem Ehrennamen schmücken sie sich gelegentlich noch heute gern, zumal in den Niederlanden. Auch ihr alter Wahlspruch ljeavor dead as slaef, lieber tot als Sklave, ist noch heute im Munde des Friesenvolkes im Westen (in den Niederlanden) wie im Osten und Norden und läßt noch manchem Standfriesen das Herz lebhafter schlagen [1]). Darum singt auch der Friese — wenn ihm auch das alte Frisia non cantat die Sangesfertigkeit abspricht — gern, im Norden:

Hje wiarn de Mans aw Sie,	Die Helden auf den Wogen,
Hje wiarn de Mans awd Lönd;	Die Helden auf dem Land,
Dat Rught most Niman bie,	Sie haben nie gebogen
Her aw a hile Strönd.	Das Recht im ganzen Strand.
Sö was de üle Wisse,	So war die alte Weise,
De we näg delling prisse:	Die ich noch heute preise:
To hupe hüllen hje sö braw,	Zusammen hielten sie so brav,
Hje wiarn liwer düd as Slaw [2]).	Sie waren „lieber tot als Sklav“.

Und im Osten:

Deine Freiheit lasse	Frei bis in den Tod,
Dir das höchste sein,	Lasse dich nicht knechten
Neben ihr verblasse	Lieber grabe Sloot (Graben);
Äußrer Ehre Schein.	Rufe, wie's auch traf:
Glaube — Steh zum Rechte	Leiwer dood as Slaaf [3]).

Und im Westen:

Wierne de âlde Friesen fry,	Waren die alten Friesen frei,
Frîske soannen binne wy.	Friesische Söhne sind wir.
De âlde moed is net forrûn,	Der alte Mut ist nicht verronnen,
O! wy steärre for ûs grûnd!	O! wir sterben für unser Land.

De âlde Friesen wierne fry,	Die alten Friesen waren frei,
For de frydom fjochte wy.	Für die Freiheit fechten wir.
End en echte, frye Fries	Und ein echter, freier Friese
Hath fen freämde thwang en grîs [4]).	Hat vor fremdem Zwang ein Grauen.

[1]) Als im Jahre 1555 dem König Philipp von Spanien in Brüssel als Herrn der Niederlande gehuldigt wurde, leisteten die Abgeordneten der verschiedenen nord- und südniederländischen Landschaften, die nun unter einem Haupte vereinigt waren, knieend vor seinem Throne den Eid der Treue. Nur die friesischen Abgeordneten — wiewohl sie bereit waren, den Eid abzulegen — widersetzten sich in ihrem rechtmäßigen Volkstrotz als freie friesische Männer unter ihrem Führer, dem Edelmann Gemme Burmania, gegen die sklavische Unterwürfigkeit gegenüber einem Menschen. Sie weigerten sich zu knieen. Und als die Höflinge, die um den königlichen Thron standen und auch die Abgeordneten der andern Landschaften den Friesen zumuteten, sich nicht zu widersetzen, sondern willig vor dem Throne zu knieen, da trat Gemme Burmania stolz mitten in die Versammlung und rief laut in seiner Muttersprache: Wy Friesen knibbelje alinne for God! Wir Friesen knieen nur vor Gott! Darauf legten sie stehend ihren Eid ab, wie es sich freien Männern ziemt, ohne daran von König Philipp oder einem andern verhindert zu werden. Nach dieser besondern, stehend verrichteten Eidesleistung erhielt Gemme Burmania von seinen Zeitgenossen den ehrenvollen Beinamen des Standfriesen, ein Name, der später einem jeden Friesen gegeben wurde, der sich durch Standhaftigkeit in der Bewahrung seiner Volkseigenschaften auszeichnete; ein Name, der auch noch heute als Ehrenname für jeden tüchtigen Friesen gebraucht wird, welcher der Vorväter Tugenden und Eigenschaften im besondern friesischen Sinne, namentlich was Sprache und Sitte betrifft, übt.

[2]) M. Nissen, „Lönd an Fölk“ in seiner Gedichtsammlung: De freske Sjemstin, der friesische Spiegel, Altona 1868.

[3]) Bernhard Brons jr., Die Wahlsprüche der Friesen. Die Worte Leiwer dood as Slaaf! sind nicht in der eigentlichen friesischen Sprache abgefaßt, die in Ostfriesland bereits ausgestorben ist, sondern in friso-sächsischer Mundart, die das heutige ostfriesische Niederdeutsch (Platt) ausmacht.

[4]) Dr. E. H. Halbertsma, De Frîske Tsjirlen, die friesischen Kerle, in seinem Werke: De Lapekoer fen Gabe Skroar, Deventer 1822 (Gabe Schneiders Lappenkorb).

Wenn auch im täglichen Leben nicht mehr gebräuchlich, kennen die Friesen noch den alten friesischen Gruß ihrer Vorväter: Eala, fria Fresa! (Hola, freier Friese!) und erheben daran ihre Herzen. Noch im Jahre 1877 sah ich diesen Gruß als passende Inschrift auf dem Schilde des Wirtshauses in dem ostfriesischen Dorfe Loga bei Leer angebracht[1]).

Bereits die altfriesischen Gesetze, die uns noch in altfriesischer Sprache aus dem Mittelalter erhalten geblieben sind, verkündigen und befestigen nachdrücklich in dichterischer Sprache die Freiheit der Friesen, daß da Fresen ymmermeer wolden wessa fryheren, di berna ende di onberna, also langh soe di wynd fan da wolkenen wayd ende dyoe wrald stoede. Oder, an einer andern Stelle: alsoe langhe soe di wynd fan dae vlkenum wayth, ende ghers groyt ende baem bloyt, ende dio sonne optyocht ende dio wrald steed, dat i dat ne lete vm mannis rede, vm frouwen sponste, ner vm seluis tochta, ner vm nene seckum ther ioe framia ief scadia moghe; thet ioe God alsoe helpe u. s. w.[2]).

Ihre alte Volksfreiheit wurde den Friesen durch Karl den Großen, der die Sachsen und Friesen zum Christentume bekehrte, anerkannt und befestigt. Darauf bezügliche alte Volksüberlieferungen finden sich noch bei den Friesen im Umlauf. Gegenüber spätern deutschen Kaisern beriefen sie sich auf die von Kaiser Karl verbürgte Freiheit, ebenso gegen andre kleinere Fürsten, welche sie bezwingen und überwältigen wollten, ehe sie zu dem ruhmreichen, erlösenden Schwerte griffen. In verschiedenen, zuweilen sehr kleinen Bundesgenossenschaften vereinigt, hatten alle diese kleinen Republiken wenig Zusammenhang. Sie umfaßten in der Regel ein sehr begrenztes Gebiet, unter selbst gewählten Edelleuten, welche sie Haedlingen, Hovetlingen, Hoofdlingen (Häuptlinge) nannten, oder auch bei drohender oder vorhandener Kriegsgefahr unter tapferen Truppenanführern, echten Volksherzogen, die in niederländisch Friesland mit dem Namen Potestaten bezeichnet wurden. Nur einmal jährlich versammelten sich diese Häuptlinge und Truppenführer, um über allgemeine Landes- und Volksangelegenheiten zu beratschlagen. Diejenigen aus den niederländisch-friesischen Gauen (westlich der Ems) und aus Ostfriesland tagten zur Pfingstzeit bei dem Upstalsboom, einem alten Gerichtsplatz, und gewiß einem alten Heiligtum in der Nähe von Aurich in Ostfriesland. Die weiter östlich an der Weser und Elbe wohnenden Friesenstämme kamen zusammen bei der Staleke (Gerichtseiche) von Hagen, Osterstade (am Ostufer der Weser, Hannover).

Dieses Zusammenwirken war aber stets von sehr geringer Bedeutung. Häufige Zwiste, die oft wegen nichtiger Ursache oder kleinlicher Eifersüchteleien der Häuptlinge entstanden, und die in niederländisch Friesland in den Parteien der Skieringers und Fetkeapers ihren Gipfelpunkt erreichten, vernichteten den Bruderbund, das Eintrachtsband, und brachten Land und Volk in Schimpf und Schande. Durch diesen Mangel an gemeinsamem Gefühl und Zusammenhang, die aus den heillosen Zwisten hervorging, wurden hier und da die Seewehren, die doch zur Erhaltung des niedrigen Landes so dringend nötig waren, vernachlässigt. Durch gewaltige Sturmfluten und Überschwemmungen, mandrenken genannt — weil darin viele Männer ertranken — wurden große Strecken des fruchtbarsten Landes von der wilden Nordsee verschlungen, gingen mit Städten, Dörfern, Äckern, Menschen und Vieh in den ungestümen Wogen der See zu Grunde. Ja, gerade durch ihre übertriebene Vorliebe für persönliche Selbständigkeit und Unabhängigkeit, durch diesen ihren entarteten Freiheitssinn haben die Friesen (zum Teil wenigstens) ihre Volkseinheit, ihre Selbständigkeit eingebüßt. Am Ende des Mittelalters war ihre Volkskraft großenteils gebrochen und vom Streit, Bruderzwist, Blutvergießen, Morden und Brennen müde, fielen sie, gutwillig oder böswillig, in die Hände der benachbarten Fürsten: Schleswig-Holstein (Dänemark), Hannover, Oldenburg: Ostfriesland, obwohl es einen Teil des Deutschen Reiches ausmachte, blieb noch unter dem einheimischen Fürstengeschlecht der Sierksenas ein gewisses Maß von Selbständigkeit erhalten; dieses dauerte bis in das vorige Jahrhundert, als diese Landschaft nach dem Aussterben des heimischen Fürstenhauses an Preußen fiel. Was die friesischen Gauen westlich der Emsmündung betrifft, so vereinigten sie sich freiwillig zur Bundesgenossenschaft mit Holland und den andern niederländischen Provinzen, deren Schicksal sie nun seit dreihundert Jahren geteilt haben.

Seit dem Jahre 1500 giebt es daher noch viel weniger eine friesische Volkseinheit im politischen Sinne, als, so gering sie auch war, vorher im Mittelalter. Im Beginn des 19. Jahrhunderts, als die Friesenlande zu vier Reichsbänden gehörten, war die politische Zersplitterung auf den Gipfel gestiegen. Nordfriesland gehörte zu Dänemark, Helgoland noch bis 1890 zu England, die friesischen Gaue an der Weser und Jade, sowie Ostfriesland zu Deutschland, außerdem noch verteilt unter Hannover und Oldenburg, später Preußen und Oldenburg. Das übrige Friesland westlich der Emsmündung machte, wie heute noch, einen Teil der Niederlande aus. Ja, will man die südwestlichsten friesischen Stämme noch hinzurechnen — wiewohl sie schon sehr mit Franken und Sachsen vermischt sind — dann besitzt auch Belgien (im Küstenland an der Nordsee, Westflandern) und Frankreich (an der Küste um Dünkirchen) jedes noch einen Teil des alten Frieslands in seinem allergrößten Umfange und seinem allerausgebreitetsten Sinne.

Diese politische Verteilung war den Friesen keineswegs förderlich, im Gegenteil schädlich für den Zusammenhang ihrer ethnographischen Einheit; und ebenso thaten die natürlichen Verhältnisse des von ihnen bewohnten Landes daran Abbruch. Wie heute noch, bewohnten die Friesen die Südküste der Nordsee von der Widau im Nordosten, ja noch darüber hinaus, von der Königsau an der jütischen Grenze bis zur Mündung der Schelde im Südwesten und noch weiter hin. Es ist ein langer, ausgedehnter Küstenstrich von niedrigen Landschaften, die reichlich von breiten Flußmündungen (Elbe, Weser, Ems, Lauers, Yssel (Flie), Rhein, Maas, Schelde) durchschnitten ist, mit einer langen Reihe von Inseln davor, von Texel bis Sylt, der friesische Archipel. Dieser Küstenstrich, das uralte Erbteil des friesischen Volkes,

---

1) Eigentlich stand dort und steht vielleicht noch heute Eala fria Fresena. Dieses ist aber vom sprachlichen Standpunkte eine falsche Form, die aber auch von den niederländischen Friesen meist gebraucht wird. Dieser Fehler rührt aus dem Jahre 1617 her, als der friesische Schriftsteller Sibrand Siccama den Gruß in jener Weise falsch schrieb.

2) Die Friesen immermehr Freiherrn sein wollten, die Geborenen und die Ungeborenen, also lange der Wind aus den Wolken weht und die Welt steht. — Also lange als der Wind von den Wolken weht und Gras wächst und Baum blüht und die Sonne aufzieht und die Welt steht, daß sie das nicht lassen um Mannes Rede, um Frauen Verführung, noch um Selbstgedanken (eigene Gedanken), noch um keine Sache, die ihnen frommen oder schaden mögen; daß ihnen Gott also helfe u. s. w. In die heutige niederländisch-friesische Sprache übersetzt lautet obiges: Dy Friesen jimmer fryheren wêse woeden, dy berne end dy ûnberne, alsa lang as de wînd fenne wolken waeit, end de wrâld stieth. — Alsa lang as de wînd fenne wolken waeit, end gers groit, end beam bloit, end de sinne optiocht, end de wrâld stieth, det Y det net litte meie om mans rede, om froue forliedinge, noch om selfs thochte (ût egin bithinksel), noch om nin saken, dy Jo foardielich eft skeadlik wêse meie; det Jo God alsa helpe.

war an vielen Stellen, namentlich zwischen Weser, Elbe, Eider und Widau, nur sehr schmal. Nirgends war ein geeigneter Mittelpunkt vorhanden, der nicht von den andern Orten weit entfernt gewesen wäre. War auch dieser Küstenstrich anderwärts breiter und erstreckte er sich auch tiefer landeinwärts (im Gebiete der Friesen an der Weser, in Ostfriesland und Groningerland, zwischen Weser, Ems und Lauers, und namentlich im eigentlichen Friesland zwischen Flie und Lauers), so war doch diese letztere Landschaft, von alters her der Hauptsitz der Friesen, von den Wohnsitzen der Weser-, Elb- und Nordfriesen zu weit abgelegen, um einen dauernden Einfluß auf das Volksleben dieser östlich und nördlich wohnenden Stammesgenossen ausüben zu können. Auch der Umstand, daß viele Friesen auf ihren Inseln und Halligen zerstreut saßen, und daß der Geist dieser friesischen Inselbewohner, all ihr Sinnen und Trachten nach außen, seewärts hinging, nicht landeinwärts zu ihren Volksgenossen auf dem festen Lande, trug viel dazu bei, die Isolierung zu begünstigen. Dadurch auch entwickelten sich viele örtliche Besonderheiten im Volksleben, namentlich in der Sprache und Tracht, auf der einen Insel so, auf der andern so, auf dem benachbarten Festlande wieder anders. Die friesischen Gaue an den Flußmündungen, namentlich am Flie, Dollart, der Jade, die durch Sturmfluten, Deichbrüche und Überschwemmungen zu Grunde gegangen waren, oft mit den Inseln, die vor den Mündungen im Meere lagen, waren ebenso viele verlorene Glieder in einer Kette, die ursprünglich die verschiedenen Glieder des friesischen Landes und Volkes zu einem zusammenhängenden Ganzen verbunden hatte. Und so ging auch hierdurch, gerade so wie durch die politische Trennung, die Kette, der unmittelbare Zusammenhang, zum großen Schaden der Volkseinheit zu Grunde.

Das alles waren höchst ungünstige Zustände für die Erhaltung eines einheitlichen Frieslands. Der Enderfolg war denn auch der, daß Allfriesland zu einer Reihe von unzusammenhängenden, verbröckelten, kleinern und größern Gauen und kleinen Volksstämmen aufgelöst ist, als welche es heute dasteht. Wahrlich, man braucht sich nicht darüber zu wundern, daß die besonderen Eigenschaften der Friesen, die sich bis auf unsere Tage in den verschiedenen Gauen, in Ost und West und Nord noch erhalten haben, so viele bedeutende Abweichungen, so sehr viele große Verschiedenheiten aufweisen. Im Gegenteil! Man muß sich noch wundern, daß unter all den höchst ungünstigen Einflüssen, denen Allfriesland Jahrhunderte lang zur Beute fiel, und die den friesischen Geschichtsschreiber Clement ein volles Recht gaben, von einer Leidensgeschichte der Friesen zu sprechen[1], dennoch so viel ureigenes auf ethnographischem Gebiete bei den Friesen sich bis zum heutigen Tage erhalten hat. Mehr, viel mehr als bei einem andern germanischen Volke. So viel, daß man in der That noch im ethnographischen Sinne von einem einigen Volke der Friesen sprechen kann und muß, von einem einigen Volke friesischer Brüder, obgleich sie im politischen Sinne als Deutsche und Niederländer, ja bis vor wenigen Jahren noch als Dänen und Engländer voneinander geschieden waren.

Und dieses zeugt ehrenvoll für den gesunden, erhaltenden ehrenfesten Sinne des ganzen friesischen Volkes. Zugleich ein Beweis für den tüchtigen Kern, der diesem urgermanischen Volke der „freien Friesen" innewohnt; von den kräftigen eigenen Lebensgrundsätzen, die sich bei ihnen offenbaren und welche machen, daß sie ihre Volksehre, ihre Volkseigenschaften mit Recht so hoch halten.

Von dem heute zum Deutschen Reiche gehörigen Teil Allfrieslands, von den östlich der Ems gelegenen friesischen Gauen, soll hier nicht die Rede sein. Diese sind den deutschen Lesern dieser Zeitschrift gewiß genügend bekannt durch belangreiche, wissenschaftliche wie volkstümliche deutsche Bücher und Schriften, von verschiedenen Gesichtspunkten genommen, und durch deutsche Gelehrte geschrieben.

Die ganze niederländische Küste der Nordsee mit dem darangrenzenden mehr oder minder tief landeinwärts reichenden Landstriche war von alters her von Friesen bewohnt. Ihre Nachkommen, sowohl reine als vermischte Friesen, sind noch heute dort ansässig. Der Mittelpunkt dieses niederländisch-friesischen, ja des allfriesischen Gebiets, der Hauptsitz des Friesenvolkes in seiner größten Ausdehnung, war von alten Zeiten an und ist es noch heute das Land zwischen Flie[1]) und Lauers[2]), die heutige niederländische Provinz Friesland[3]).

---

[1]) K. J. Clement, Die Lebens- und Leidensgeschichte der Friesen, Kiel 1845, ein sehr merkwürdiges und in vieler Beziehung belangreiches Werk, geschrieben von einem Standfriesen von der Insel Amrum, in tiefer Wehmut über sein dem Untergange zuneigendes Volk.

[1]) Das Flie ist eigentlich die Mündung des Flusses Yssel in die Nordsee. Als das Land zwischen dem heutigen friesischen Gestade und jenem Westfrieslands (dem nördlichen Nordholland) noch bestand, noch nicht überschwemmt und ertrunken und in offenes Meer verwandelt war, strömten die Gewässer der Flüsse Yssel und Vechte (Zwarte Water) durch die niedrigen Lande, durch den altfriesischen Ysselgau, zwischen Schokland und der Lemmer, zwischen Enkhuizen und Staveren nordwärts ab, entlang Hindeloopen, Harlingen und das Grind, um durch die Meeresstraße zwischen den Eilanden Flieland und Ter Schelling (auch durch das Marsdiep zwischen Texel und dem Helder) in die Nordsee zu gelangen. Ob damals schon der Abfluß von Yssel und Vechte den Namen Flie trug, ist nicht sicher. Jetzt aber führt, im ausgedehntesten Sinne genommen, die ganze weite Mündung der Zuiderzee — nämlich die ganze See, die sich nördlich von einer angenommenen Linie zwischen Enkhuizen und Staveren ausdehnt — im allgemeinen den Namen Flie. (Die eigentlichen Holländer, aber nicht die Friesen, schreiben auch wohl fälschlich Vlie und Vlieland.) Doch immer mehr kommt dieser Name für den südlichen Teil jenes Meerbusens, zwischen Staveren, Hindeloopen, Workum und Makkum einerseits, und zwischen Enkhuizen, Medemblik, Wieringen und Helder andrerseits in Abnahme. Heute gilt er hauptsächlich nur für die See, den Strom zwischen der Stadt Harlingen und den Inseln Flieland und Ter Schelling, während außerdem noch ganz besonders die Straße zwischen diesen beiden Inseln Flie genannt wird. Den Namen Zuiderzee, Südersee, trägt dieses Binnenmeer nicht im Gegensatz zur Nordsee. Keineswegs, denn der Name Südersee ist friesischen Ursprungs, wurde von Friesen jener See beigelegt, die sich südlich von ihrem Lande zwischen Staveren und dem Kuinder ausbreitet. Also ergiebt sich auch schon aus diesem Namen, daß er nicht auf die See sich beziehen kann, die westlich von Friesland liegt, westlich von Staveren bis Harlingen, mit andern Worten, daß er nicht für das Flie gelten kann.

[2]) Die Lauers, die in den hohen Veengründen bei dem Dorfe Surhuisterveen entspringt und nach Norden zu in die Nordsee fließt; vor alters war sie eine friesische Gaugrenze, wie sie noch heute die Grenze zwischen den Provinzen Friesland und Groningerland bildet. Ursprünglich floß die Lauers bei der Insel Schiermonnikoog in die Nordsee. Aber seit dem 9. bis 13. Jahrhundert hat ihr Unterlauf südlich von Schiermonnikoog sich zu einem Meerbusen erweitert, in dem die Stadt Esonstad unterging. Der Name Lauers, meist von den Holländern Lauwers geschrieben, kommt in alten Urkunden lateinisiert als Laubachus und Laubacus vor, in der Landessprache Labeki, und später, im 13. Jahrhundert, als Lavica, Laveka, Lavele. Im heutigen Hochdeutsch müßte dieser Name Laubach oder Lobach heißen, im heutigen Niederländischen Loobeek, d. i. Eichenwaldbach. Man muß den Namen des Busens der Lauers als Lauersee und nicht Lauwerszee schreiben, wiewohl dieses aus Mißverständnis vielfach geschieht. Friesisch ee, niederdeutsch, sächsisch wie fränkisch a oder aa, althochdeutsch aha, ach bedeutet Wasser. Wir finden das altfriesische ee z. B. auch in den Namen Wichteree, Accumee, ostfriesischen Meeresstraßen.

[3]) Niederländisch-Friesland wird von Deutschen und Ostfriesen — und nicht mit Unrecht von ihrem Standpunkte aus — Westfriesland genannt, im Gegensatz zum deutschen Ostfriesland. Aber die niederländischen Friesen und alle Niederländer beschränken diesen Namen Westfriesland — und auch sie von

ihrem Standpunkte aus mit vollem Recht — auf den westlichsten friesischen Gau, auf Friesland westlich vom Flie, oder mit andern Worten auf das nördliche Nordholland. Selbst umgekehrt nannten die alten Holländer im Mittelalter das eigentliche Friesland, das friesische Stammland zwischen Flie und Lauers, wohl Ostfriesland, im Gegensatze zu Westfriesland, ohne dabei an das eigentliche Ostfriesland an der Ems zu denken. Um Verwirrung zu vermeiden, gebe ich in der Folge in dieser Arbeit ausschließlich den Namen Friesland dem altfriesischen Stammlande zwischen Flie und Lauers, der heutigen niederländischen Provinz Friesland. Der Name Westfriesland bleibt dann auf das nördliche Nordholland beschränkt.

L. G. Bingers Reise vom Niger zur Oberguinea-Küste.

Von H. Seidel.

Mit dem Ostufer des Komoë, den Binger am 12. Februar überschritt, begann ein granitisches Plateau, überhöht von einzelnen Gipfeln, die in der Routenkarte mit 800 bis 1400 m verzeichnet sind. Von jetzt ab mehrte sich auch die Zahl der Mohammedaner sehr rasch; fast jede Ortschaft hatte ihre Moschee, und der landesübliche Typus dieser Gotteshäuser trat dem Reisenden zuerst in Lokhognile in seiner ganzen Eigentümlichkeit vor Augen. Die dortige Moschee ist ein viereckiges Gebäude von 10 m Seitenlänge und 5 m Höhe, über dessen Dach zwei Pyramiden-Türme aufragen, die außen mit etlichen Reihen langer Holzpflöcke besteckt sind. Auf dieser primitiven Leiter klimmt der Marabut an den Hauptfesttagen bis zur Spitze empor und versammelt mit lauter Stimme seine Gläubigen zur vorgeschriebenen Feier. Auf einem der Türme prangt ein Straußenei, das von Djenne hergebracht ist. Die innere Einrichtung der Moschee bietet wenig Bemerkenswertes; zwei niedrige Mauern zerlegen das Schiff in drei Abteilungen, deren jede ihren besonderen rituellen Zwecken dient.

Moschee in Lokhognile.

Von Lokhognile marschierte Binger in südlicher Richtung nach der Handelsstadt Kong. Am 16. Februar erreichte er den mit dem Lera vereinigten Komoë, jetzt ein stattlicher Fluß von 100 m Breite und 1 m Tiefe bei Niedrigwasser. Aber weder hier, noch später auf der Rundreise im Osten von Kong, wo Binger den Komoë mehrmals zu Gesicht bekam, konnte er bei den Eingeborenen irgend welche Ausnutzung dieser Wasserstraße entdecken. Die Uferdörfer besitzen höchstens ein paar mittelmäßige Kanus, um den Fährverkehr zu bewirken. Schiffbar nach unsern Begriffen wird der Komoë erst im Unterlaufe von Attakru an, und selbst auf diesem beschränkten Teile sind noch viele „Schwierigkeiten, welche teils durch Stromschnellen, teils durch die Handelseifersucht der kleinen Gestadeortschaften hervorgerufen werden, zu besiegen“.

Vier Tage nach der Passage des Komoë tauchte über der trostlosen Ebene ein Strich hoher Bäume empor, und bald ließen sich die Minarets der Moscheen und mehrere flache Dörfer erkennen — es war das lang ersehnte Kong.

Genau ein Jahr nach seiner Abfahrt von Bordeaux trabte Binger auf einem Reittier wohlbehalten durch die Thore von Kong, wo ihn eine zahlreiche, neugierige Bevölkerung freundlich empfing und ihn in Scharen zum Könige geleitete. Im Schatten zweier großen Bäume saß der König Karamokho-ulé, d. h. der „Rote", und ihm zur Linken der Stadtkommandant von Kong, Diarawary Wattara, beide umgeben von ihren Würdenträgern und Beamten, die in ihrer sauberen orientalischen Tracht und in ihren grauen oder weißen Bärten einer stattlichen Versammlung ehrenwerter Patriarchen glichen und die Feier des Empfanges wesentlich erhöhten. Nach den üblichen langen Begrüßungsreden erhielt Binger seine Quartiere angewiesen und fand nun Zeit, sich eingehend mit der merkwürdigen Stadt zu beschäftigen, über die so viele widersprechende Nachrichten früher laut geworden.

Der Ort ist unbefestigt und bedeckt mit seinem Häuserfelde ein von Ost nach West gestrecktes Rechteck. Das Ganze zerfällt in sieben Quartiere oder Obaïla, um welche sich jenseits der Gärten einige Vorstädte gruppieren. Die Straßen sind eng und schmutzig und erfüllt von Hammeln, Ziegen und Federvieh; auf den Bombax-, Feigen- und Dattelbäumen, welche hier und da ein freies Plätzchen beschatten, nisten unsre allbekannten Störche. Gewisse leere Stellen geben Zeugnis, daß dort die Erde zum Häuserbau ausgehoben ist; denn bei dem Mangel an künstlichen wie natürlichen Steinen kennt die Bevölkerung kein andres Material. In einigen Quartieren begegnen uns Indigopflanzungen, und zwischen der Stadt und den Vororten liegen die Hirse-, Mais- und Tabak-Kulturen. Kong besitzt fünf Moscheen, deren eine, die Misiriba oder „große Moschee" auf dem Markte ihren Platz hat und die übrigen durch ihren Umfang gerade um das Doppelte übertrifft. Sonst gleicht auch sie in Anlage und Einrichtung völlig dem vorher beschriebenen Gotteshause von Lokhognile.

Binger schätzt die Einwohnerzahl auf 15 000 Köpfe, sämtlich Mohammedaner, die sich in drei Klassen teilen lassen, nämlich erstens die gebildeten Muselmänner des intelligenten und tonangebenden Standes, zweitens die ungebildeten Muselmänner, welche aber streng nach den Vorschriften des Korans leben, und drittens die Muselmänner laxer Moral, die noch Dolo, d. h. Bier trinken. In Kong befindet sich eine vollständige Dolobrauerei, und zwar im Quartier Sunakhana, nicht weit von einer Moschee. Meist sind es Frauen, die der Dolo-Erzeugung obliegen, und die es auch verkaufen, allerdings nur im Bereich ihrer Häuser, da das Bier nicht auf den Markt kommen darf. Wer also trinken will, muß zu den Brauhütten gehen, nach Dolo-su, d. h. dem „Bierdorfe", wie jener Teil von Sunakhana genannt wird. Das Liter kostet an der Quelle 20 bis 25 Centimes, ein ganz ansehnlicher Preis, wenn man die Leichtigkeit der Herstellung und den bedeutenden Verbrauch in Rechnung zieht, aber — und nun kommt die Lösung — das Dolobrauen ist Monopol einer Gruppe gewinnsüchtiger Muselmänner, und diese frommen Herren verstehen es meisterlich, aus dem Durste ihrer Mitbürger Kapital zu schlagen. Überhaupt werden die religiösen Vorschriften auch in bezug auf den Dologenuß im ganzen westlichen Nigerbogen recht milde gehandhabt. Keiner der drei Herrscher, weder Samory, noch Tiéba, noch Karamokho-ulé, ist Fanatiker von Schlage eines El Hadschi Omar[1]), dieses wahnwitzigen Heiligen, der vor 30 Jahren mit Schwert und Koran in der Faust den Sudan unter die strengsten Satzungen des Islam beugte. Solche Motive sind den heutigen Gewalthabern fremd. Samory und der König von Kong sind vor allem Geschäftsleute, hauptsächlich der erstere, den wir am besten als den „Großsklavenhändler des Sudan" bezeichnen. Um Glaubenssachen kümmert er sich wenig und verlangt auch von seinen Unterthanen keine besondere Frömmigkeit. Das Dolotrinken hat er zwar verboten, aber wohl mehr zum Schein; denn Binger traf unter den westlichen Bambarra leidenschaftliche Verehrer des Hirsebieres. Ja eines Tages veranstaltete solch ein Schwarzer, zusammen mit andern Freunden, in der Hütte des Reisenden ein förmliches Dologelage, das er mit den Worten beschönigte: „Unser Herr hat uns zwar das Biertrinken verboten, aber dies Verbot kann sich unmöglich auf den Weißen erstrecken, der aus einem Lande kommt, wo so viel Bier getrunken wird."

Die Toleranz in Kong geht so weit, daß ein Mohammedaner ohne engherzige Bedenken gern einen Kochtopf oder eine Kürbisflasche an einen Andersgläubigen verleihen würde.

Die Leute wissen sehr wohl, daß es drei Hauptreligionen giebt, die sie Musa-Sila, Isa-Sila und Mohammada Sila nennen, d. h. wörtlich: „Weg des Moses", „Weg Jesu" und „Weg des Mahomet". Oft sprachen sie mit Binger über die Unterschiede dieser drei Lehren, ohne dabei den Islam in starrer Verranntheit als die beste zu bezeichnen; ja einige waren der Ansicht, daß die drei Religionen im Grunde auf dasselbe hinausliefen, auf das Bekenntnis: „Wir glauben all' an einen Gott."

Kong ist Handelsstadt im höchsten Sinne des Wortes. Jeder hat ein Geschäft, jeder sucht zu verdienen. Kleine Mädchen von 6 bis 7 Jahren laufen durch die Straßen und bieten Kolas, Honig, Süßigkeiten, Rtokhos oder Erdnüsse, Bananen, Melonen und Bakhadaras feil; letztere sind Gewürzbrötchen, die aus Hirse, Honig und Capsicum hergestellt werden. Die Armen sammeln Holz und verkaufen es auf dem Markte; die Krämerfrauen, deren Männer einen großen Teil des Jahres in der Fremde zubringen, handeln mit allerlei Früchten. In den Schlächterläden kann man jederzeit frisches Fleisch zu mäßigen Preisen erhalten. Auf den Straßen, an den Kreuzwegen rasieren umherziehende Barbiere für 10 oder 20 Kauris ihre Kunden und salben ihnen nach glücklich überstandener Marter noch gratis Kopf und Wangen mit einem Gemisch von Palmöl und Wasser. Alte gebildete Muselmänner praktizieren als Ärzte und brennen und versehen die Wunden, die der Medinawurm seinen Opfern beigebracht hat. Abends ziehen singende Schüler von Hof zu Hof, um einige Kauris zusammenzubetteln, die sie nachher ihrem Lehrer abliefern und ihn dergestalt für seine Ausgaben an Papier und Tinte und für seine Mühe einigermaßen bezahlt machen.

Kong ist Handelsstadt; das empfindet der Europäer nirgend stärker als im Orte selbst, wo das ganze Geschäft in den Häusern der Eingeborenen liegt, die keinen Fremden neben sich dulden. Man ist in all und jeder Sache durchaus auf die Kong-Leute angewiesen; man hört und erfährt nichts ohne sie, und muß jede Information aus ihrer Münze beziehen. Natürlich stellen sie die Dinge nur so dar, wie es ihnen gerade beliebt, und man hat niemand, der dies subjektive und oft absichtlich gefälschte Urteil berichtigen könnte. Die Kong-Leute reisen sehr viel; allerwärts im Nigerbogen sind sie zu treffen, und hat jemand unterwegs zufällig Unglück gehabt, so läßt er sich im nächsten besten Dorfe nieder und sucht hier zu verdienen; denn keiner geht aus der Heimat fort, der nicht ein ambulantes Handwerk gelernt hat. Die meisten z. B. können weben und üben diese Kunst auf längeren Stationen fleißig aus. Ein Hauptwunsch in

[1]) Vergl. Globus, Bd. LV, S. 146.

Kong zielt auf die Eröffnung eines guten und sicheren Weges zu einem europäischen Handelskomptoir, das jedoch näher liegen müßte als Salaga im Hinterlande von Togo. Binger schlägt vor, solche Warenlager in Bondukn, wo schon jetzt ein lebhafter Zwischenhandel mit europäischen Produkten betrieben wird, oder in Grumania zu errichten, um dadurch, wie er hofft, den Verkehr von Salaga abzulenken. Unbedingt dürften es nur französische Erzeugnisse sein, sagt Binger, die hier an den Markt zu liefern wären, weil diese bei den Eingeborenen den Vorzug hätten vor den deutschen und englischen Waren — sagt Binger. Dagegen meldet die Statistik, daß Frankreichs Export nach dem schwarzen Erdteil wahrlich nicht so hoch beziffert ist, um daraus zu beweisen, daß die französischen Fabrikate diejenigen sind, welche allen Wünschen und Bedürfnissen der Schwarzen so vollauf Rechnung tragen [1]).

Die Nationaltracht der Kong-Männer besteht in einem weiten, faltenlosen Beinkleide aus blau-weiß oder blau-weiß-rot gestreifter Baumwolle mit ein wenig bunter Borde am unteren Teil. Der Doroké oder Überwurf ist lang und wird gleichfalls am Halsausschnitt und an der Tasche mit verschiedenfarbiger Baumwolle oder Seide hübsch bordiert. Ein Burnus aus „Kaffa", wie der in Djenne gefertigte Wollenstoff heißt, oder aus starkem, einheimischen Baumwollenzeuge vervollständigt das Kostüm. Begüterte Leute tragen dazu eine Sammetkappe; am meisten sieht man jedoch die neapolitanische Mütze aus roter, selbsterzeugter Baumwolle, die den in Pomporo und Follana üblichen, zweispitzigen Hut „Bammada", d. h. Krokodilsrachen, ersetzt. An Festtagen zeigt sich die männliche Bevölkerung von Kong in blauen oder weißen Turbans.

Das allverbreitete Schuhwerk, seien es nun die gelben Halbstiefel, die Pantoffeln oder die Sandalen, wird im Lande selbst fabriziert. Die Frauen bedienen sich zur Verhüllung des Unterkörpers der westafrikanischen Pannos oder Hüftentücher, welche in der Länge von 1,20 m bis 1,40 m vom Leibe bis zu den Füßen herabfallen. Um die Schultern schlagen sie ein Stück weißes oder indigblaues Baumwollenzeug. Den Kopf bedeckt in der Regel ein flacher Aufsatz, vor welchem gerade auf der Stirn ein kugelförmiger Haarknäuel liegt, der mit einer „Fattara" oder einem schmalen Bande umwickelt ist. Junge Mädchen haben eine weiße, verheiratete Frauen eine schwarze Fattara, die, wenn sie aus Seide oder auch nur zur Hälfte aus Seide gemacht ist, den Gipfel der Eleganz bedeutet.

Als Rimessen für Salz und wollene Burnusse gehen von Kong nach Djenne rote und weiße Baumwollengewebe, verschiedene Sorten Pfeffer (Capsicum) und endlich Goldstaub, der von Lobi nach Kong gegen Kupferbarren und Sklaven eingetauscht wird. — Aus Tiëbas Ländern kommen allerlei Eisenwaren, Spaten, Äxte, Prunklanzen und gehämmerte Kochtöpfe, da es im Reiche Kong weder Eisen noch Schmiede giebt. Europäische Erzeugnisse gelangen, wie schon mitgeteilt, auf dem Umwege über Salaga nach Kong. Die besuchteste Verkehrsstraße führt eben von Salaga über Bondukn, Kong und Bobodiulaso nach Djenne am Niger. Wir haben damit einen neuen Beleg für die große Bedeutung Salagas und können uns des Hinweises nicht enthalten, daß diese Bedeutung kurz vor Binger auch von unserm deutschen Landsmann Kurt von François auf seiner Reise im Hinterlande von Togo sofort in vollem Umfange erkannt worden ist. Hauptmann von François nennt uns unter den vier Karawanenstraßen [1]), die aus dem weiten Nigerbecken und von der westsudanischen Hochebene strahlenförmig in Salaga zusammentrafen, als erste die Route über Bondukn nach Kong — oder Pong — nebst deren westlicher Fortsetzung nach Tengrera, dem Tengrela Bingers. Letzterer Ort gehört in ein zweites, für die Kong-Leute sehr wichtiges Absatzgebiet, das wir in den kriegerischen Reichen des Westens, also bei Pege und Tiëba zu suchen haben, wohin von Kong aus Pferde, Gewehre, Pulver, Flintensteine ꝛc. exportiert werden.

Binger hat nicht gesäumt, mit dem Herrscher von Kong einen Schutzvertrag abzuschließen.

Um die Mitte des März brach der französische Forscher zu einer größeren Rundreise nach Osten auf. Am vierten Tage entdeckte er in der Ferne eine stattliche Höhenkette, deren Kulminationspunkt etwa 1800 m aufragt und mit seinen Nachbarn in der Gegend als Komono-Konkili oder Gebirge von Konkili bekannt ist. Allerwärts tritt Granit in Masse auf; selbst die Ackererde ist besät mit Glimmerblättchen von 25 bis 30 qcm Oberfläche, die im Sonnenlichte lebhaft glänzen. Anfang April wurde der Gau Dokhosië erreicht, wo sich in der Art des Häuserbaues manche interessanten Neuheiten bemerken ließen, die auf unserm Bilde des Dorfes Gandudugu leicht zu ersehen sind. Der Ort zerfällt in einen älteren und in einen neueren Teil; im erstern hat man die Wohnräume in die Erde gegraben, und in diesen niedrigen, dunklen Höhlen bewegen sich Kinder, Hühner, Ziegen und alte Frauen, die das Essen bereiten, in wilder Unordnung durcheinander. Über dem Kellerloche erhebt sich, wie ein Hochparterre, ein oberer Raum, der aber wegen seines Schmutzes und seines Ungeziefers für einen Europäer auch nicht benutzbar ist. Die Bewohner suchen zwar die Wanzen öfter durch ein Strohfeuer auszuräuchern, aber immer retten sich einige vor dem wohlverdienten Tode, und diese werden dann die Erzeuger eines neuen, nicht minder blutdürstigen Geschlechts. Die Wanzenplage ist übrigens ein allverbreitetes Übel; in Kong werden jeden Abend auf dem Markte große Büschel eines besonderen Strohes verkauft, das den Namen „Samakurubing" oder „Wanzenstroh" trägt.

In dem neuern Teile des Ortes waren die Hütten viereckige mit Stroh gedeckte Erdbauten. Die Thür beschattet eine Veranda, und zum Verschluß des Eingangs dient ein Bambusgeflecht. Binger hatte ähnliche Behausungen schon früher in den westlichen Ländern getroffen, nur daß die Neger dort das Innere der Hütten durch Erdstufen oder Wandsimse zur Aufstellung von Geräten und durch eine kleine, den Bettschirm vertretende Mauer noch wohnlicher und bequemer auszustatten wußten.

Mitten im Dorfe wölbten sich mehrere sonderbare flachkonische Hügel, auch aus Erde zusammengehäuft und mit Federn geschmückt, die den Ort vor bösen Geistern bewahren sollten. Die Hirsespeicher ferner bestanden aus einem cylindrischen Unterbau, auf dem ein halbkugelförmiges Dach ruhte, das wieder zum Schutze gegen Stürme durch eine große Steinplatte beschwert war. — Bei den Tiëfos, deren Sitze der Reisende gleich nachher besuchte, boten sich im Haus- und Speicherbau ganz andre und abweichende Muster; ja es schien, als habe in diesem Umkreise jeder Gau bei der Konstruktion seiner Baulichkeiten irgend einen bestimmten

[1]) Vergl. auch Globus, Bd. LVII, S. 248, wo gezeigt ist, wie sich Frankreich nicht einmal in Tongking, also im eigenen Hause, der deutschen und englischen Konkurrenz erwehren kann, wie viel weniger wird das auf einem afrikanischen Freihandelsgebiete geschehen können.

[1]) Vergl. Mitteilungen aus den deutschen Schutzgebieten, Bd. I, 1888, Heft 4, S. 157, 158, 160, 161 und Mitteilungen, Bd. 2, 1889, Heft II, S. 33 ff. mit Bericht über die zweite Reise nach Salaga, und Mitteilungen, Bd. III, 1890, Heft 3 mit dem Bericht über die Reise des Hauptmanns Kling nach Salaga.

Ansicht von Kong.

Zweck vorzugsweise im Auge gehabt, und sei dem zu Liebe von den Formen der Nachbarschaft abgegangen. —

Ein schwieriger, fast senkrechter Aufstieg von 80 m Höhe leitete Binger über den jähen Plateaurand zu den nördlichen Ländern am oberen schwarzen Wolta hinauf. Östlich dieses Flusses zieht sich eine ausgedehnte Hochplatte von 1000 m Erhebung bis zum Massiv von Nauri hin, das sich fast rein südlich von Waghodugu zu 1800 m auftürmt. „Von dieser höchsten Bergmasse, welche Binger überhaupt angetroffen hat, ist das Gebirge von Gambaga durch das Thal des östlichen oder weißen Wolta getrennt", der sich aus dem Lande Bussang entwickelt.

Im Norden des schwarzen Wolta fanden sich bereits Gäste aus dem mittleren Sudan, nämlich Fulbe, angesiedelt, deren Einfluß auf die bodenständige Bevölkerung in vieler Hinsicht wahrnehmbar ist. Die Bobo-Fing und Bobo-Diula z. B. verraten sich durch ihre wechselnde Hautfarbe und Gesichtsform schon als ein Mischvolk: „on voit aussi tous les profils depuis le nez épasé jusqu'au nez fin, caractéristique du Peul (Foulbé)". — Überhaupt wohnen in den von Binger durchzogenen Räumen, um an dieser Stelle die ethnographischen Resultate der Expedition kurz darzulegen, folgende größere Völkergruppen. In Kong und in dem Reiche Samorys sitzen die Mandingo oder, wie Binger schreibt: Mandé-Diula; dieselben haben außerdem Strecken von Worodugu, Kurudugu, Gondja und andern Distrikten eingenommen. Die Siënereh oder Siënufo hausen in Tiëbas und Peges Staaten und breiten sich auch über Follana und Worodugu aus. Im Osten, also im Gebiete des mittleren Wolta, wo die Gaue Bussang und Gurunsi auf Bingers Karte stehen, begegnen uns die Gurunga-Stämme. Die Mo aus dem Lande Mossi oder Muschi kennen wir bereits durch K. von François, und ebenso wissen wir, daß sich

Das Innere des Dorfes Gandugu in Dokhosië. (Vergl. S. 23.)

weiter an die Mo die Haussa und Aschanti reihen. Von den tief nach Westen vorgeschobenen Kolonieen der Fulbe ist oben schon gesprochen.

Bei den Bobo-Fing entdeckte Binger in Tracht und Schmuck, besonders der Weiber, Ähnlichkeiten mit den Gnings oder Mbunings. Die Häuser dieses Volkes waren dagegen nach den verschiedensten Mustern erbaut. In Bobodiulasu z. B. besaßen die Wohnungen zunächst ein umfangreiches Erdgeschoß, welches nur zum Teil von dem ersten Stock bedeckt wurde, so daß ringsherum eine Art Oberstraße freiblieb. Da immer mehrere Häuser dicht zusammen stehen, kann man bequem auf diesem luftigen Wege ganze Quartiere umschreiten. Etwas anders schauen die Hütten des Dorfes Koroma aus, indem hier das Dach durch einen kleinen Verschlag von 2,50 m Länge und 1,50 m Breite überhöht wird, dessen Thür sich immer nach Osten öffnet, falls man den Kasten nicht unverschlossen läßt und darin allerlei Mittel zur Abwendung böser Geister unterbringt. Noch andre Formen weist Kotodugu auf, wo der tieferliegende Teil der Wohnung eigentlich nur eine Höhle ist, dem oft sogar die Pforte mangelt. Das Dach besteigt man mittelst einer primitiven Leiter, bestehend aus einem längeren Stück Holz mit einer oder zwei Seitensprossen. Vom Dache führt ein Loch von 50 cm Durchmesser in das untere Gemach hinein, wo in ewigem Halbdunkel Kinder und Frauen sich drängen, wo der Herd seinen Qualm verbreitet, Ratten pfeifen, Skorpione drohen und die Vorräte ihre zweifelhaften Düfte ausströmen. (Abbild. S. 26.) —

* * *

Indes es wird Zeit, daß wir an das Ende unsrer Reiseschilderung denken. Binger hat außer einem vorläufigen Bericht vor der Geographischen Gesellschaft zu Paris am 3. Dezember 1889 jetzt in „Le Tour du Monde" (Januar und Februar 1891) eine hier benutzte ausführliche Bearbeitung seiner Tagebücher begonnen. Diese Publikation reicht aber nur bis zum Juni 1888; der Schluß steht also noch aus, und wir müssen uns daher in den Angaben über die letzten Erlebnisse und Resultate sehr kurz fassen. — Die Landschaft Gurunsi fand Binger in völliger Anarchie, von plündernden Haussabanden durchzogen, die Verwüstung und Schrecken um sich her breiteten. Im Juli traf er nach mancherlei Gefahren in Woghodugu, der Hauptstadt von Mossi, ein, wurde aber bald von dort ausgewiesen, da der Sultan, der um die Expedition des Hauptmanns v. Fran-

çois nach Salaga wußte, den neuen Fremdling mit Argwohn betrachtete. So ging dieser ohne den erhofften Anschluß an Barths Route in Libtako bewirken zu können, über Gurma und Bussang weiter nach Walu-Walu, lag hier 1½ Monat krank und konnte erst im Oktober den Handelsplatz Salaga erreichen. Am Wolta hörte er, daß ein Franzose, Treich-Laplène, von der Elfenbeinküste unterwegs sei, der ihm Hilfsmittel zuführen solle. Jenseits Bondukn, schon im Januar 1889, vereinigte sich Binger endlich mit seinem Landsmann und zog mit ihm vor der Hand nach Kong, wo der bereits erwähnte Schutzvertrag abgeschlossen wurde. Dann setzten sich beide in Marsch zur Küste, und zwar auf dem kürzesten Wege längs des Komoë, so daß sie am 20. März, gerade 2 Jahre nach Bingers Aufbruch vom

Auf den Hausdächern der Bobo-Fing in Kotodugu.

Senegal, in der kleinen französischen Kolonie Grand-Bassam eintrafen [1]. —

Abgesehen von den zahlreichen wissenschaftlichen Ergebnissen, die Binger von seiner Expedition heimgebracht hat, ist durch ihn die französische Herrschaft in Westafrika in ungeahnter Weise ausgedehnt und befestigt worden. Eine Reihe von Verträgen mit Kong, Bondukn und den kleineren Staaten bis zum Meere bindet diese Länder jetzt an die dritte Republik, und der Traum von der Schaffung eines großen französischen Kolonialreiches, welches ganz Westafrika von Tunis bis Ober-Guinea umfassen soll, sieht sich der Wirklichkeit um vieles näher gerückt.

[1] Treich-Laplène, weniger glücklich als Binger, ist bald nach seiner Rückkehr in das Innere in Bondukn verstorben. Vergl. Comte rendu des Séances de la Société de Géographie de Paris, 1890, Nr. 6, pag. 145, 146.

Ein Ausflug in die Anaimalai-Berge (Südindien).

Von Emil Schmidt. Leipzig.

II.

Als ich gegen ein Uhr am Forsthaus des Satumally Bungalow, am Rande des niedrigen Dschungels, das den Fuß der Berge umgiebt, angekommen war, lagerten um dasselbe herum in respektvoller Entfernung eine Anzahl dunkler, wüstlockiger Gestalten, die bestellten Malser (Malasar, Mulcers 2c.); von Kaders waren nur drei Frauen erschienen; ihre Männer seien schon vor ein paar Tagen in die Wälder ausgezogen, um dort Cardamomen und Wachs zu suchen. Die Weiber, eine ältere und zwei jüngere, waren klein, zwischen 145 und 150 cm hoch, von mitteldunkelbrauner Hautfarbe und ebensolcher Iris; das schwarze, wellig-lockige, mäßig reichliche Haar war auf dem Hinterkopf in einen

Schopf zusammengebunden, in welchem eine der jüngeren Frauen einen breiten, nach Art der Schildpatteinsteckkämme geformten, mit geometrischem Ornament verzierten Kamm aus Bambus eingesteckt hatte. Eines der jüngeren Weiber hatte ihr großes Kleid-Tuch nach Art der Tamilweiber togaähnlich über die Schultern geschlagen, die beiden andern hatten es nur bis hinauf unter die Achselhöhlen um den Rumpf gewickelt, so daß Schultern und die Arme frei blieben. Die Fußknöchel und Oberarme waren mit Messingringen, der Hals mit mehrfachen Perlschnüren, Finger und Zehen mit dicken Ringen von Weißmetall geschmückt; das auffallendste Ornament aber bildeten zwei Zentimeter breite, sechs Zentimeter Durchmesser haltende Rollen von trockenen aufgewickelten Palmblättern; sie waren in die durchbohrten Ohrläppchen eingezwängt, so daß der Ohrläppchensaum wie ein prall gespannter Kautschukring um sie herum lag; kleinerer Schmuck in Form von silbernen Herzchen &c. war an kleinen Kettchen im Ohrsaum, auch im rechten Nasenflügel der einen Frau aufgehängt. Die Gesichter dieser Frauen waren übrigens durchaus nicht häßlich; die braunen Augen schauten freundlich unter der schmalen und nicht hohen Stirn hervor, das Stumpfnäschen war nicht so breit, die Lippen ganz und gar nicht so wulstig, die Kiefer bei weitem nicht so sehr nach vorn vorgerückt, als bei afrikanischen oder australischen Schwarzen (Fig. 3).

Die zahlreich erschienenen Malser waren durchschnittlich klein, zwischen 150 und 160 cm hoch, von schlankem Gliederbau und geringer Fettentwickelung. Die Farbe ihrer Haut war mittel- bis dunkelbraun, die der Iris mittelbraun, die schwarzen Haare von Natur wellig-lockig, aber durch Vernachlässigung zottelig verfilzt, mäßig lang, bei mehreren jüngeren Leuten hinten mit einer Schnur umbunden, so daß der Rest wie ein chignonartiger Bausch auf dem Nacken auflag. Der Gehirnschädel länglich-oval, die Stirn schmal, niedrig, nicht überhängend, die Nasenwurzel nur mäßig eingesattelt, Nase eher klein als groß, stumpf, etwas breit, aber bei weitem nicht so platt und breit als beim Neger; die Lippen mäßig dick, nicht wulstig, Kieferstellung nicht prognath (Fig. 4).

Ich gebe hier wieder, was ich über die Sitten der Malser von den Forstbeamten, die in beständiger Berührung mit ihnen sind, und was ich mit der Letzteren Verdolmetschung direkt von den Malsers selbst erfragen konnte.

Sie gelten von allen Stämmen des Gebirges als der niedrigste, verachtetste. Kein Puliyar oder Kader würde einen Malser berühren können, ohne sich moralisch zu verunreinigen. Aber auch die Europäer stellen ihnen kein gutes Zeugnis aus: sie sind in hohem Grade unzuverlässig, geneigt, von einer übernommenen Arbeit durchzubrennen, dabei leicht gewaltthätig, Freund von räuberischen Anfällen. Leute des flachen Landes durchziehen die Gegend, wo Malser wohnen, aus Furcht vor diesen nur in größerer Gesellschaft. Im Dienst der britischen Regierung haben sie sich doch brauchbar erwiesen: sie sind gute Waldarbeiter, auch gute Träger. Dabei nehmen sie die Lasten auf den Kopf, nicht, wie die Kaders und Puliyars, die übrigens vor Tragen überhaupt große Scheu haben, auf den Rücken.

Herr Porter erzählte mir die folgende Geschichte, die erst vor wenigen Jahren sich abspielte: Einige Parias besaßen Felder auf etwas erhöhtem Terrain, und da sie sich in den Irrigationsgebieten von den Vortheilen reichlicher Bewässerung überzeugen konnten, beschlossen sie, Wasser aus dem nächsten Bach auf ihre Felder hinaufzuleiten. Natürlich lief das Wasser in dem gegrabenen Kanal nicht hinauf, es wurden daher zuerst den Göttern, rot angestrichenen Steinen, Opfer dargebracht, erst Reis, Bananen und andre Früchte, dann blutige Opfer, Hühner und Ziegen — alles vergebens! Die Götter waren sehr anspruchsvoll, sie erwarteten augenscheinlich größere Opfer. Kurz entschlossen fingen sie drei Malsermädchen ein, schnitten ihnen die Köpfe ab und begruben dieselben im Boden des frisch gegrabenen Kanals. Groß war ihr Erstaunen, als selbst nach solchem Opfer das Wasser noch immer nicht den Berg hinauf laufen wollte, und sie werden wohl nach ihrer Gewohnheit ihren Gott für diese Ungehörigkeit gezüchtigt, geschlagen, oder gar ins Wasser geworfen haben. Die Sache wurde ruchbar, man fand die drei Leichen, später auch ihre Köpfe, einige Parias wurden eingesperrt, da man aber keinem einzelnen nachweisen konnte, daß gerade er den Mord begangen habe, verlief der Fall ohne weitere gerichtliche Folgen.

Das äußere Leben der Malser ist ein außerordentlich dürftiges; in geringer Anzahl — bei der letzten Volkszählung 1881 wurden im Distrikte Coimbatore 174 Köpfe gezählt, vielleicht zu wenig, da sich manche, bei ihrem Argwohn gegen die Weißen, solchen Zählungen entzogen haben mögen — bewohnen sie eine Anzahl kleiner Dörfer, die aus wenigen armseligen Reisighütten bestehen; bei ihrer Arbeit im Walde begnügen sie sich auch wohl mit einem Windschutzdach aus Blättern und Zweigen. In früheren Zeiten waren sie, wie auch der Waldbezirk, der zu ihren Dörfern gehörte (Puddy), Besitz verschiedener Herren in den Nachbardörfern. Von diesen wurden sie gegen eine kleine Entschädigung (das größte Puddy brachte zu Buchanans Zeit, also am Ende des vorigen Jahrhunderts, seinem Herrn nur vier Rupien jährlich ein) an Unternehmer abgegeben, die sie zum Sammeln von Gewürz und Kräutern, von Honig und Wachs ausschickten und dafür ihnen eine unbedeutende Gegenleistung von Salz, Reis, Baumwollenstoff &c. gewährten. Sie wurden so von ihren Unternehmern aufs äußerste ausgenutzt. Jetzt sind sie im britischen Gebiet ganz frei; man hat ihnen feste Wohnplätze am Rande des Gebirges und bestimmte Feldmarken für ihren Ackerbau angewiesen. Sie ziehen Ragi (Eleusine coracana), Cholam (Sorgum vulgare), Avary (Dolichos Lablab), Tonda (Ricinus), verschiedene Kürbisse, aber keinen Reis, der eine sorgfältigere Behandlung erfordern würde, auch keine Bataten. Fleisch, welches ein echter Hindu aufs äußerste verabscheuen würde, wird gern gegessen und zwar sind sie gar nicht wählerisch damit: was Tiger und Panther im Walde übrig lassen, was ihnen ihre Hunde fangen, was von Vieh in ihren und in den Nachbardörfern krepiert, ist ihnen eine leckere Speise. Ziegen- und Ochsenfleisch, Hirsch (Samber) und Reh, Affen und Rieseneidechsen, Fische und weiße Ameisen prangen, je nachdem ihnen das Glück günstig ist, auf ihrer Speisenkarte. Aber bei alledem sind sie doch kein Jägervolk, Bogen und Pfeil sind ihnen unbekannt, ebenso Tierfallen, Schlingen nicht im Gebrauch, Jagdgewehre nicht in ihrem Besitz. Fische werden angeblich nur mit der Hand, nicht in Netzen, Reußen oder mit Angeln gefangen, auch wird das Fischwasser nicht, wie bei andern Gebirgsstämmen des südlichen Indiens, vergiftet.

Die Malser sind dem Trunke sehr ergeben, bereiten sich aber nicht selbst berauschende Getränke, sondern verschaffen sich dieselben durch Kauf oder Tausch. Tabak wird sowohl gekaut, als auch geraucht, in Form einer gerollten, mit einem Stück welken Bananenblattes umwickelten Cigarette; auch Betel wird gern gekaut, Opium dagegen soll bei den Malsern nicht im Gebrauch sein.

Das Feuer, das sie jetzt immer durch Streichhölzer entzünden, wurde früher immer ängstlich bewacht. Daß es früher durch Stahl und Stein, oder durch Reiben von Hölzern entzündet worden sei, wollten sich auch die ältern Malser, die ich danach fragte, nicht entsinnen. Der Feuerplatz ist vor der Hütte, in der Regenzeit unter einem, auf Pfählen erhöhten Blätterschutzdach; hier werden die Speisen

für die zwei bis drei täglichen Mahlzeiten von den Weibern in irdenen Töpfen gekocht, die aber nicht selbst von den Malsern gemacht, sondern in den nächsten Dörfern eingehandelt werden. Angeblich sollen Weiber und Männer zusammen essen, ich möchte aber diese Angabe bezweifeln; bei allen andern Bergstämmen essen, wie überhaupt in Indien, die Weiber erst das, was ihnen ihre Herren und Gebieter übrig gelassen haben.

Die Malser bilden nur eine einzige Kaste, jeder von ihnen kann mit jedem andern Malser zusammen essen, jedoch sollen sie nicht außerhalb des Dorfes heiraten. Die Ehen werden von den beiderseitigen Eltern vereinbart, wenn die zu Verheiratenden noch Kinder sind. Buchanan erzählt, daß ein Mädchen, das bis zur Pubertät noch keinen Mann gefunden hat, für unrein gilt und alle Aussicht verliert, sich noch später zu verheiraten. Stirbt der Verlobte noch vor der Hochzeit, so darf sich die Braut nicht wieder verheiraten, Witwen dagegen soll es unverwehrt sein, eine zweite Ehe einzugehen. Die Ehen sollen streng monogamisch sein und nach Buchanan nur bei nachgewiesener Untreue der Frau gelöst werden können; in diesem Falle würde die Ungetreue vor versammeltem Volk gezüchtigt und zu ihren Eltern zurückgeschickt; der Gatte nähme sie nie zurück, jeder andere aber soll sie heiraten können, wenn er Lust dazu habe.

Die Zeremonie der Eheschließung findet bei eintretender Reife statt; es wird ein Schmaus gegeben und der Vater des Bräutigam giebt dem Brautvater elf Rupien, vier Annas [vor 90 Jahren (Buchanan) nur zwei Fanams, sowie ein Fanam der Braut für ein Kleid, d. h. einen kleinen Baumwolllappen], dann folgt das Mädchen dem Bräutigam in die Hütte der Schwiegereltern, wo es aber zunächst seinen Zukünftigen noch nicht ansehen darf. Die Ehe gilt erst als wirklich geschlossen, wenn der Braut das Pasi oder Mani (das dem Tali der Malabarküste entspricht), d. h. eine Perlenkette von der Schwester des Bräutigams umgebunden wird. Es folgt wieder ein Schmaus mit Musik; die jungen Eheleute bleiben noch drei Wochen im Hause der Eltern des Ehemannes, dann baut sich letzterer selbst eine Hütte.

Während einer Schwangerschaft sollen keine besondern Gebräuche beobachtet werden; bei der Geburt hilft irgend ein beliebiges anderes Weib; die Wöchnerin gilt sieben Tage als unrein (bei einer gewöhnlichen Menstruation dauert die Unreinheit nur so lange als diese, zwei bis vier Tage); nach dem siebenten Tage kehrt die Mutter mit ihrem Kinde wieder zur übrigen Gesellschaft und zu ihrer gewohnten Arbeit zurück.

Fig. 3. Kaderfrau aus Satumally. Originalaufnahme von Prof. E. Schmidt.

Fig. 4. Malser aus Serkarpuddy. Originalaufnahme von Prof. E. Schmidt.

Bei Erkrankungen werden zuerst gewisse Kräuter und Wurzeln angewandt; helfen sie nicht, so schickt man nach Teufelstänzern. Die Malser selbst haben keine Teufelstänzer, man läßt solche im Nothfall aus andern (Tamil-) Kasten kommen. Der böse Geist der Krankheit wird durch lärmende Musik und Tanz von den phantastisch aufgeputzten Beschwörern ausgetrieben, die ihre geräuschvolle Arbeit gewöhnlich die ganze Nacht hindurch fortsetzen.

In der Weise der Totenbestattung scheint sich in den letzten 100 Jahren eine Änderung vollzogen zu haben; noch zu Buchanans Zeit wurden die Toten verbrannt, jetzt geschieht das nur noch mit den alten Leuten, die Jüngeren werden auf dem hoch auf einem Berge gelegenen Begräbnisplatz des Dorfes begraben, den Kopf nach Süden gewendet. Die Leichen werden aus der Thür hinausgetragen; die Leichenträger waschen sich nach der Beerdigung, werden dann aber nicht länger für unrein gehalten. Die Hütte des Verstorbenen wird einfach mit Kuhdünger bestrichen, um die durch den Tod eines Bewohners eingetretene Unreinheit aufzuheben, wird aber dann ohne Bedenken weiter bewohnt. Was aus der Seele nach dem Tode wird, darüber behaupten sie keine Vorstellung zu haben.

Ein gemeinsames Oberhaupt über alle Malser soll nicht existieren, dagegen soll jedes Dorf seinen besondern Vorsteher, den Mupan, haben, dessen Amt sich von Vater auf Sohn vererbt. Auch das Familieneigentum, Hütte, Gerät, vererbt sich in männlicher Linie.

In der Rangstufe der Kasten nehmen die Malser eine der untersten Stellen ein. Das Herkommen gebietet, daß sie einem Brahmanen auf etwa zehn Meter ausweichen, den mittleren Kasten nur auf einige Schritte. Gegrüßt wird von den Malsern, indem die rechte Hand vor das Gesicht erhoben und der rechte Ellenbogen mit der Spitze des linken Mittelfingers berührt wird; manchmal grüßen sie auch durch Erheben beider Hände vor das Gesicht.

Als Gottheit, Ayapasami, werden Steine verehrt, die mit roter Farbe bestrichen werden (nach Buchanan verehrten die Malser ihren Steingott unter dem Namen Mallung). Den Götzen werden als Opfer Kokosnüsse, Bananen, Reis, Ragi, auch Hühner und Ziegen dargebracht. Das Fleisch der

letzteren, die vor dem Stein geschlachtet werden, wird nach dem Opfer mitgenommen und zu Hause verzehrt, der Gott muß sich mit dem Blute des Thieres begnügen. Regelmäßig wird einmal im Jahre, im April, dem Gott ein größeres Opfer dargebracht, auch im Januar wird ein größeres religiöses Fest, Taï nombi, für das Gedeihen des Großviehes gefeiert. Jeder opfert dem Gott für sich; Priester (Pudschäris), oder geistliche Berater (Gurus), wie bei den Hindus, giebt es bei den Malsern nicht.

Der folgende Tag war für den Besuch der mit Elefanten betriebenen schmalspurigen Trambahn bestimmt. Der Weg zu derselben führt vom Forsthaus von Satumally zunächst durch angebautes Land, dessen reicher Pflanzenwuchs (Ricinus, Sorghum) noch von dem Humus zehrt, den der Urwald seit Jahrtausenden hier angesammelt hat. Dann führt die für schwere Karren gut fahrbare Straße noch zwei englische Meilen weit durch niedriges Strauch-Dschungel. Um den ganzen Fuß der Berge herum ist der hohe Wald erst seit wenigen Jahren abgeholzt; tötliche Fieber herrschten früher in seinem Bereich, und auch jetzt ist die Gegend noch sehr ungesund. Besonders in der trocknen Zeit ist die Malaria noch sehr gefährlich, wenn nach den Monsunregen die Wälder ausdörren und der Boden austrocknet, am meisten im Februar, März und April. In diesen Monaten ruht hier alle Feld- und Waldarbeit; erst wenn im Mai die Regen des SW-Monsuns wieder einsetzen, wird der Wald wieder fast fieberfrei und die Forstarbeit nimmt wieder ihren Anfang. Eine sehr lästige Plage sind dann aber die kleinen durstigen Blutegel, die zu Millionen überall, auf Stämmen, Blättern, Steinen auf Beute lauern.

Am Fuße der Höhen, die hier eine etwa 240 m hohe, am vordern Rand steil abfallende Einsattelung zwischen andern höher aufragenden Bergen bilden, erwarten uns einige eingeborene Forstleute, Tamils, und mit ihnen der Elefant, ein junges, etwa 2 m hohes Weibchen von besonders friedfertigem und sanftem Temperament. Sein Führer, der Mahout (spr. Mahaut), ist mit einem gewöhnlichen Gehstock, sowie mit einem kurzen, flößerhakenähnlich armierten Stab bewaffnet, macht aber von letzterem, der im Notfall einfach in die Haut des Kopfes eingehauen wird, keinen Gebrauch, sondern kommt mit guten Worten aus. Es ist wunderbar, wie der Elefant jedes Wort des hinter ihm gehenden Führers, den er gar nicht einmal sehen kann, versteht. Der Rücken des Thieres ist mit einem breiten, strohsackähnlichen Kissen vom Schulterblatt bis zum Schwanz bedeckt; es besteht aus zwei seitlichen Hälften, die in der Mitte nur durch eine einfache, nicht gefütterte Stofflage miteinander verbunden sind. Dieser dünnere Teil kommt auf die kantige, wie ein Kiel vortretende Mittellinie der Dornfortsätze der Wirbelsäule zu liegen [1]). Will man aufsteigen, so legt sich der Elefant auf Geheiß des Führers einfach auf den Bauch, indem er Vorder- und Hinterfüße nach vorn und hinten ausstreckt. Man setzt sich quer auf; der Vorderplatz, quer über beide Schultern, ist viel bequemer als der breite Hinterplatz, der nur ein Sitzen auf der einen Seite gestattet, wodurch das Kissen trotz seiner engen Befestigung mit Kokosstricken doch eine Neigung zum Abrutschen nach der betreffenden Seite erhält. Beim Erheben und Niederknieen des Elefanten, sowie beim Überschreiten steiler Böschungen muß man sich fest an die Stricke anhalten. Das kommt oft genug vor, da der unerwartet starke Regen vor wenigen Tagen die meisten Brücken weggeschwemmt hat. Aber der Elefant geht die steilen, selbst für Menschen unbehaglich zu passierenden Abhänge mit einer Vorsicht hinab, die bald das Gefühl vollständigster Sicherheit erwecken. Die Bewegung beim Gehen ist bei dem jungen, kleinen Tier durchaus nicht unangenehm, ein sanftes breites Wiegen oder Schaukeln. Ganz anders ist das Gefühl beim Reiten auf alten großen Elefanten, ein höchst unangenehmes Stoßen und Werfen nach vorn und von einer Seite zur andern. Der Rajah von Jeypur hat die Liebenswürdigkeit, allen Europäern, die seine Hauptstadt besuchen und die ihn darum bitten, einen Elefanten zur Verfügung zu stellen, um sie nach der wundervoll malerischen verlassenen Stadt und Residenz Ambir zu tragen. Die Tiere imponiren durch ihre gewaltige Größe, aber auf ihnen zu reiten „mag eine Ehre sein, ein Vergnügen ist es nicht".

Die Schnelligkeit der Bewegung ist nur eine mäßige, kaum drei Kilometer die Stunde. Wird der Elefant warm, so kondensiert sich der Respirationsdampf in seinem Rüssel und er prustet dann von Zeit zu Zeit einen gewaltigen Sprühnebel heraus.

Der Weg, neu angelegt für das Herabkarren der gewaltigen Nutzholzstämme über den letzten steilen Abhang, führt in mäßiger Steigung bergaufwärts, indem er den schroffen Felsabsturz durch große Biegungen überwindet. Der Wald wirft in dieser Höhe, zwischen 450 und 900 m, zum größten Teil in der trockenen Zeit die Blätter ab (deciduous forest); nur da, wo Quellen hervortreten, oder wo der Boden durch seine Beschaffenheit oder besonders schattige Lage die Feuchtigkeit länger hält, ist immergrüner Wald, meist mit scharfgezogener Grenzlinie gegen den blätterabwerfenden Wald abgesetzt. Das eigentliche Gebiet des immergrünen Laubes aber sind die größern Höhen, auf welchen einerseits durch reichlichere Niederschläge, andrerseits durch die, bei der verminderten Wärme geringere Verdunstung keine Gefahr für das Austrocknen und Absterben der Bäume vorhanden ist. Gegen diese Gefahr, daß bei geringer Feuchtigkeitszufuhr die Blätter zu viel Feuchtigkeit verdampfen, schützt sich der deciduous forest durch Abwerfen der Blätter in den trockenen Monaten, vom Januar bis April.

Die wichtigsten Nutzhölzer gehören dem blätterabwerfenden Walde an. Vor allem der Teakbaum, Tectonia grandis, mit seinen großen fahlgrünen Blättern. Durch früheren Raubbetrieb ist im Bestand dieser wertvollen Bäume stark aufgeräumt worden, doch ist seit der Reorganisation des südindischen Forstwesens auch hier Wandel geschaffen und so sieht man neben Strecken mit großen, alten, schlagreifen Stämmen auch halbwüchsigen Wald, oder ganz offene Schläge mit frischgepflanzten Bäumchen. Weitere Nutzholzbäume dieses Striches sind die mit noch größern Blättern ausgestattete Dillenia pentagyna, Anogeissus latifolius mit weißer Rinde und bereits sehr dünnem Laub, Sterculia urens mit gleichfalls weißem, an die Platanen erinnerndem Stamm und mit ihren verdrehten, dicken, jetzt schon ganz blätterlosen Ästen weit hinaus greifend, eine kleine Sterculia (villosa), deren Bast zur Herstellung der fast unzerreißbar zähen Stricke für den Elefantendienst benutzt wird, die mächtige Terminalia tormentosa, die in ihrem Gerüst an die knorrigen Formen unserer Eichen erinnert, denen sie auch mit ihrer korkreichen Rinde gleicht, von welchen sie aber das weichere, sanfter gezeichnete Laub unterscheidet, endlich die einzelnen, hoch über das Niedergebüsch herausragenden Bombax-Bäume, Bombax malabaricum, deren leuchtend rote Blütenkrone die Stelle der abgeworfenen Blätter ersetzt und die später ihre Samen in ein dichtes Wollbett einhüllen (Wollbäume). Dazwischen im Niederholz ein Strauch, Helicteris Isora, mit Blättern, die fast vollständig denen unsrer Haselnuß gleichen.

[1]) Das beschriebene Kissen ist nur ein Packsattel für schwere Lasten; der Reitelefant wird mit einer kleinen hölzernen Plattform gesattelt.

An einzelnen Bäumen des Waldes, besonders an hochhervorragenden Wollbäumen, lehnen lange, einfache Leitern aus hochstämmigem Bambusrohr, die Seitenäste 10 bis 15 cm weit vom Stamm abgeschnitten, letzterer am Baumstamm durch eingetriebene Holzpflöcke befestigt. Es sind die Steigleitern, auf denen die Kaders zu dem Honig gelangen. Auch über einer steilen, fast überhängenden Felswand hängt, an langgliedrigen Ketten aus Schlingpflanzentauen, die oben an einem starken Baum befestigt sind, eine ähnliche Leiter herab; auch hier handelt es sich darum, den in Felsspalten abgesetzten Honig zu gewinnen, keine leichte Arbeit. Die Biene, welche hier ihre Waben baut, ist groß und ihr Stich außerordentlich schmerzhaft, so daß es vorkommt, daß die Gestochenen vor Schmerz den Halt an der Leiter verlieren und in der Tiefe zerschellen. Die Nester sind verhältnismäßig groß, der Honig gut und deshalb wird diese gefährliche Art des Honigsammelns doch immer noch betrieben. Bei Tage würde eine Annäherung an den Bienenstock gar nicht möglich sein; nur in dunklen Nächten, in der Neumondzeit, gelingt die Beraubung des Honignestes, wenn die Bienen schlaftrunken sind, und der Räuber durch die Dunkelheit geschützt ist. Nachdem der Kader schon ein paar Tage vorher die Schlingpflanzenleiter bis in das Nest herabgelassen hat, steigt er in der Nacht leise herunter, sammelt mit raschen Griffen den Honig in einem mitgebrachten Bambusgefäße und zieht sich dann schleunigst wieder aus dem gefährlichen Bereiche der umherschwärmenden Bienen zurück.

Weniger gefährlich und schwierig ist die Gewinnung des Baumhonigs. Es sind drei Bienenarten, die hier ihren Honig absetzen; die eine, ziemlich große Art baut ihre Waben zilindrisch um Zweige herum; die Wabe ist zwar klein, der Honig aber vorzüglich und von sehr aromatischem Geschmack, die Biene läßt sich leicht durch Fuchteln mit einem blätterreichen Zweig verscheuchen. Zwei andere kleinere Bienenarten setzen ihren Wachs und Honig in hohlen Bäumen ab. Der Kader beobachtet den Flug der Bienen und hat, wenn er das Flugloch ausfindig gemacht hat, nur dieses zu erweitern, um zu seiner Beute zu gelangen.

Auf dem durch den Regen plastisch erweichten, zähthonigen Boden sinkt der Elefantenfuß tief ein und hinterläßt scharfe Abdrücke; andere ganz frische Spuren zeigen, daß große Hirsche (Sambers) und Tiger den Weg passiert haben; kleinere Abdrücke von Füßen des Panthers oder junger Tiger sind ziemlich häufig; auch die Anwesenheit des Bären erkennt man aus den Eindrücken seiner platten, langen Sohle, sowie aus der reichlich vorhandenen Losung.

Höher oben kommen wir in den Bereich des immergrünen Waldes, in dessen Schatten wir, zunächst eine Lichtung mit niedrigem Strauch- und Baumwerk passierend, einen Abstecher machen. Der Elefant findet an armdicken Bambusen und Holzstämmchen gar kein Hinderniß, sie biegen sich an ihm einfach zur Seite oder werden umgeknickt. Mehr belästigt ist der Reiter, der immer auf der Hut sein muß, entgegenstehende Zweige abzubiegen oder ihnen auszuweichen. Sobald man in den immergrünen Wald eintritt, wird der Weg bequemer. Unter dem dichten, tiefschattigen, kühlen Laubdach wächst nur spärliches, dünnholziges, blätterarmes Unterholz; der Boden ist nur mit Laub bedeckt, fast ganz grasleer; an den Stämmen und Ästen der größeren Bäume hinauf ranken und verschränken sich strickähnliche Schlingpflanzen, während in der Rinde, in hohlen Stellen, in Astachseln zahlreiche Epiphyten, Orchideen, Farne und Moose Wurzel gefaßt haben.

Die Bahn, welche ihren Anfang erst ziemlich hoch oben, nahe dem obern Rand des Steilabsturzes nimmt, erhebt sich zunächst mit einer Steigung von 1 : 12 bis zur Höhe, um dann, bald etwas sich senkend, bald mit geringer Neigung ansteigend, im Ganzen elf Kilometer weit in die Wälder hineinzuführen. Sie ist schmalspurig und hat stellenweise Kurven mit sehr kurzem Radius; sie ist bestimmt, das Holz aus einem ziemlich umfänglichen Waldbezirk bis an den Rand des letzten Gebirgsabsturzes herauszuführen. Von hier aus wird es dann auf einer steilen Rutschbahn weiter befördert, die überall ein paar Fuß tief in den Boden eingesenkt, auf ihrer Sohle mit runden Querschwellen besetzt ist. Sie bringt die Blöcke vom Abladeplatz am untern Ende des Schienenweges herab bis zum Anfang des neu hergestellten Karrenweges, von wo sie dann auf der Achse bis nach dem Stapelplatz in Anaimalai, und von da bis zum Aliya zum Weiterflößen, oder bis zur nächsten Eisenbahnstation Pothanur verfrachtet werden. Auf der Bahn selbst genügt ein Elefant zum Ziehen mehrerer großen Stämme, die auf einer Anzahl kleiner Wagen ruhen.

Wir folgten, fast immer auf dem Bahnkörper reitend, dem Schienenweg bis zu dem auf freier sanfter Anhöhe gelegenen Forsthaus Mount Stuart Bungalow. Kurz vorher begegnete uns noch ein älterer, sehr dunkelhäutiger, kleingewachsener Kader mit graumelierten, sehr zotteligen Haaren; er schleppte von der Bahn zu seiner höher gelegenen Hütte Wasser hinauf in einem einfachen, aber zweckmäßigen Gefäß, einer zwei Meter langen, stark schenkeldicken Bambusstange, deren Zwischenscheidewände bis auf die unterste durchstoßen sind.

Mount Stuart ragt aus einem weiten, flachen, rings von höheren gerundeten Bergen umgebenen Kessel als mäßige Anhöhe auf, die eine freie Rundsicht gestattet; doch ist der ganze Zug von Bergen, von hier aus gesehen, etwas einförmig, die Begrenzungslinien wenig unterbrochen, nur wenige felsige Spitzen treten schärfer heraus. So weit man sehen kann, ist überall dichter Wald, dem von dem dürren Rothbraun der östlichen Ebene ermüdeten Auge ein erfrischender Anblick. Im Walde aber kann man an den verschiedenen Entwickelungsstufen des Nachwuchses noch deutlich erkennen, wie die Bergstämme mit ihrer waldverwüstenden Bodenkultur (Kúmeri oder Ponäkád) zu verschiedenen Zeiten hier gehaust haben. Neben dem Wohnhaus steht die Elefantenküche, in welcher in gewaltigen kupfernen Kesseln der Reis für die Tiere gekocht wird; daneben eiserne Ketten zum Anfesseln der Elefanten am Abend.

Am Nachmittag folgen wir wieder auf dem Rückwege der Bahn bis zu ihrem Anfange, der am Rande des steilen Abfalls gelegenen Endstation. Eine stattliche Menge starker, viereckig behauener Stämme ist hier abgelagert, die meisten mit einem Loch versehen, das entweder schräg unter einer Kante hindurchgeht oder das einen besondern, beim Zimmern ausgesparten Henkel durchbohrt. Um die an den Abladeplatz anschließende Rutschbahn zu probieren, soll ein schwerer Stamm auf ihr herabgelassen werden. Mit wunderbarem Verständnis stößt und schiebt der Elefant mit Rasenwurzel und Vorderfuß den Block von seiner Lagerstätte weiter bis auf die Rutschbahn und hier versetzt er ihm dann noch einen kräftigen Fußtritt, der ihn weiter abwärts schießen läßt. Aber der Regen hat den Boden aufgeweicht, die Schwellen mit Schmutz überzogen, und die Reibung dadurch so vermehrt, daß der Block mehrmals zur Ruhe kommt. Auch hier kommt der Elefant zu Hilfe, immer den Umständen nach geschickt angreifend. Bei stärkerem Hindernis drückt er mit der Rasenwurzel, in leichteren Fällen hebt er auf Geheiß des Führers, nicht ohne eine gewisse Eleganz, den schweren Vorderfuß und löst so den Block, der zuletzt mit zunehmender Geschwindigkeit durch den herrlichen Wald von Laubbäumen und im Winde knarrenden Bambusen hinabsaust, um erst wieder auf dem untern flachen Ladeplatze zur Ruhe zu kommen.

Wir wählten zum Abstieg nicht den bequemeren, aber weiteren Karrenweg, sondern kletterten auf der alten steilen Rutschbahn über gerundete, von herabbeförderten Stämmen an vielen Stellen ganz glattgeriebene Gneisfelsenflächen hinunter. Wegen der starken Beschädigung, die hier alle Stämme erlitten haben, ist diese Rutschbahn für Blöcke jetzt ganz außer Gebrauch. Spät am Abend kehrten wir nach Satnmally Bungalow zurück, um am andern Tage unsern Rückweg über Anaimalai und Pollachi nach Coimbatore anzutreten.

Eine neue Expedition im westlichen Zentralaustralien.

Von H. Greffrath.

Der reiche Großkaufmann und Squatter Sir Thomas Elder in Adelaide, Kolonie Südaustralien, ist in geographischen Kreisen allbekannt. Keiner hat sich um die Erforschung des zentralen westlichen Australiens verdienter gemacht als er. Er war es, welcher zuerst im Jahre 1863 Kamele aus Ostindien einführte, mit denen ein tieferes Eindringen in das wüste Innere des Kontinents ermöglicht ward. Die beiden großen Expeditionen unter Warburton 1873 und 1874 und unter Giles 1875, welche das westliche Australien zum erstenmal durchquerten, wurden auf seine Kosten unternommen, und wo immer es sich um eine Forschungsreise handelte, steuerte er nicht nur in der liberalsten Weise bei, sondern lieferte auch die Kamele kostenfrei. Letztere haben sich auf seinen großen Ländereien jetzt zu Hunderten vermehrt.

Wie ein Blick auf die Karte zeigt, zieht sich im westlichen Zentralaustralien noch immer ein nicht unbedeutender und unbekannter Landgürtel hin. Um auch diesen endlich für die geographische Kenntnis zu erschließen, erbot sich Sir Thomas Elder im August vorigen Jahres, als er in London verweilte, den Royal Geographical Societies of Australia gegenüber, auf seine Kosten eine Expedition dahin auszusenden. Die Gesellschaften sollten einen Reiseplan entwerfen und ihm zur Genehmigung vorlegen. Dies geschah, alles ward, namentlich durch den regen Eifer des Baron von Müller, Vorsitzenden der Royal Geographical Society in Melbourne, geordnet und die Expedition konnte um Ende April 1891 von der Eisenbahn- und Überlandtelegraphenstation the Peake in 28° 4′ südl. Br. und 135° 52′ östlich von Gr. aus die Reise antreten. Der angenommene Plan ist folgender. Die auf die Dauer von zwölf Monaten berechnete Reise soll von the Peake zunächst in westlicher Richtung verlaufen, und zwar zwischen den früheren Reiserouten von Forrest 1874 und Giles 1875 entlang bis zu den Quellen des Murchison River [1]) in ungefähr 25° 35′ südl. Br. und 117° östlich von Gr. in der Kolonie Westaustralien — ein Areal von rund 1300 Miles (2092 km) Länge und 200 Miles (322 km) Breite. Dann wird eine nordöstliche Richtung eingeschlagen werden, um das zwischen den Reiserouten von Giles und Warburton gelegene Areal, etwa 900 Miles (1448 km) lang und 200 Miles (322 km) breit, zu erforschen, und zuletzt eine östliche ins Northern Territory über die zwischen dem Viktoria R. und dem Sturt Creek im Westen und dem Überlandtelegraphen im Osten sich hinziehende 400 Miles (644 km) lange und 300 Miles (483 km) breite Gebiet, wo der Baron v. Müller Spuren von Leichardt vermutet.

Die Leitung der Expedition sollte dem bekannten australischen Erforscher Charles Winnicke, dem Sohne eines vor Jahren in Südaustralien eingewanderten Deutschen, übertragen werden, allein dieser wurde durch den plötzlichen Tod seines Vaters an der Annahme verhindert. Die Wahl fiel dann auf Mr. David Lindsay, einen nicht minder bewährten Forschungsreisenden.

David Lindsay, Sohn des verstorbenen Kapitän John Lindsay, wurde im Juni 1857 in dem Städtchen Goolwa am Murray R. geboren. Nach Beendigung seiner Schuljahre trat er in das öffentliche Vermessungsamt in Adelaide ein und war dann bis zum Jahre 1882 als Regierungsfeldmesser im Northern Territory, um dessen Erforschung er sich während dieser Zeit sehr verdient machte, thätig. Im Jahre 1883 leitete er mit großem Erfolge eine von der südaustralischen Regierung ausgerüstete Expedition in Arnheim-Land, und 1885 wieder eine Expedition zur Erforschung des Gebietes zwischen den Dalhousie-Springs in 26° 26′ südl. Br. und 135° 45′ östlich von Gr. und dem Herbert R., wo er dann Vermessungen ausführte. Auf dieser Reise entdeckte er in den Macdonnell-Ranges Rubinen, Gold und Mica (Katzensilber). Auch wies er nach, daß der Finke R. nicht den Lake Eyre erreicht, sondern sich in Sandhügeln ostnordöstlich von Dalhousie verliert, bei hohen Regenfluten aber seine Wasser an den Macumba R. abgiebt.

Mr. F. W. Leech, Begleiter des Mr. Lindsay auf seinen früheren Reisen, ist der Expedition als Zweiter im Kommando zugewiesen.

Dr. Elliott, seit längerer Zeit in Queensland als Arzt thätig, begleitet die Expedition als Naturforscher, Mr. R. Helms, Angestellter am Sydney-Museum, als Sammler und Herr Viktor Streich aus Freiburg in Sachsen als Geologe und Mineraloge. Dazu kommen mehrere Leute zur Führung der Kamele und für allgemeine Dienste.

[1]) Der Murchison R. mündet an der Westküste der Kolonie Westaustralien in 27° 35′ südl. Br. und 114° 4′ östlich von Greenwich.

Bücherschau.

Dr. Emil Küster, Die deutschen Buntsandsteingebiete, ihre Oberflächengestaltung und anthropogeographischen Verhältnisse. (Forschungen zur deutschen Landes- und Volkskunde, Bd. V, Heft 4, 1891.)

Der gesamte Flächeninhalt, welchen die Buntsandsteinareale in Deutschland einnehmen, läßt sich, allerdings vorläufig nur annäherungsweise, zu etwa 27100 qkm angeben, das ist das Doppelte der Oberfläche des Königreichs Sachsen und 7,7 Proz. jener des Deutschen Reiches. Diese beträchtliche Ausdehnung der Buntsandsteingebirge, ihre mannigfachen, oft sehr scharf ausgeprägten charakteristischen Eigentümlichkeiten nach geologischer Zusammensetzung, topographischer Gestaltung, den Vegetations- und Besiedelungsverhältnissen, ließen es als eine dankenswerte Aufgabe erscheinen, dieselben als Ganzes monographisch zu behandeln. Mit dieser Untersuchung wollte der Verf. einen Beitrag zur Lehre vom Einfluß des inneren Bodenbaues auf das

Leben der Menschen, etwa im Sinne der schon von B. v. Cotta in „Deutschlands Boden“ angebahnten Lehre, liefern. Man darf wohl sagen, daß ihm dieser Versuch, soweit es überhaupt möglich ist, jetzt schon in dieser Hinsicht etwas zu leisten, geglückt ist. Mit großem Fleiß und Geschick hat der Verf. die überaus umfangreiche, aber auch recht weit zerstreute Litteratur benutzt und sich mit allen einschlägigen geologischen, forstwirtschaftlichen, botanischen und bodenkundlichen Schriften bekannt gemacht. Auch der geologische Fachmann wird diese zusammenfassende Darstellung über das Buntsandsteingebirge Deutschlands gern lesen. Die Verteilung des Stoffes ist folgende: Verbreitungsgebiet des Buntsandsteins in Deutschland; petrographische Zusammensetzung; geologische Gliederung; die stehenden Wasser des Buntsandsteins; die Quellen; die fließenden Wasser des Buntsandsteins; Oberflächenformung; Oberflächengestaltung im großen; Thalbildung; Bodenschätze; Waldungen; Acker- und Wiesenbau; Gewerbfleiß und Handel; Besiedelung.

A. Sauer.

Dr. phil. Heinrich Schurtz, Die Pässe des Erzgebirges. Leipzig 1891 (64 Seiten und eine Karte).

„Wege und Straßen sind älter als die Menschheit“, so lautet der erste Satz; gemeint sind damit die Pfade, wie sie die größern Säugetiere sich bahnen, denen dann später auch der Mensch folgt. Andrerseits giebt es Straßen und Wege, die von der Natur vorgezeichnet sind, die Pässe, wenn dieses Wort gleich Gebirgsstraßen gesetzt wird. Von diesen beiden Sätzen aus kommt der Verfasser nach einer allgemeinen Betrachtung des Erzgebirges zu der vorläufigen Aufstellung des Ergebnisses seiner Untersuchung: „Die Pässe des Erzgebirges sind in ihrer allgemeinen Lage und Richtung nicht von der Natur vorgezeichnete Wege, sondern ihre Entstehung ist ein Problem der Anthropogeographie, oder die Städte als Kulturzentren haben mit der Zeit bewirkt, daß sich aus der Fülle möglicher Straßen bestimmte Gruppen vorwiegend entwickeln.“ Es handelt sich demnach um Verkehrslinien, die das Erzgebirge überschreiten. Dieses ist nach Schurtz als eine von Nord nach Süd ansteigende Hochebene mit steilerem Abfall nach Böhmen zu betrachten.

Der Verf. unterscheidet nun vier Straßenzüge, zu deren Bezeichnung als Ausgangspunkte Dresden, Freiberg, Chemnitz und Zwickau gewählt sind, wenn auch die beiden ersteren erst spät eigentliche Bevölkerungsmittelpunkte geworden sind, Zwickau aber keinen nennenswerten Verkehr nach Böhmen gehabt hat. Dessen Bedürfnis nach Salz und Blei habe den Handelsverkehr im allgemeinen bedingt. Der Schwerpunkt der Ausführung liegt — unabhängig von den Bezeichnungen der Straßen — in der Art, wie deren Richtung durch historische Nachrichten und durch die Etymologie der Ortsnamen ermittelt wird. Es ist ohne Zweifel eine mühsame und dankenswerte Zusammenstellung vielfach, besonders in lokalen Publikationen, verstreuten Materials, eine Art Entschuldigung auf S. 64 gegenüber der Verwöhnung durch glänzende geographische Entdeckungen — höchstens für einen Teil von Interessenten veranlaßt. Auch die Heranziehung der Ortsnamen ist ein fruchtbarer Gedanke; sicher ist wenigstens, daß zwischen den einzelnen Ansiedelungen auch Wege von je bestanden haben müssen. Dem gegenüber scheint es weniger ins Gewicht zu fallen, ob die einzelnen Deutungen aus dem Slawischen immer Stich halten könnten; der Verf. sucht gern eine Beziehung auf eine größere Handelsstraße darin; so Birkwitz von berkja, Steuereinnehmer; oder Mückenberg und ähnliche Bildungen von mike, Priester, also eine Kultusstätte. Es könnte damit in Zusammenhang gebracht werden, daß die sogenannten Hummelbauern bei Bayreut in Oberfranken durch das Nachahmen des Summens einer Hummel sich ärgern lassen müssen. Der Grund dürfte wohl etwas anders sein als das bekannte Schildbürgerstück. Nur ist die Deutung von Ortsnamen ein schlüpfriges Gebiet, wenn nicht die urkundlichen Formen leiten. Wer sucht hinter Berlepsch die Grundform Berahtleibeshuson? (vergl. Arnold, Ansiedelungen und Wanderungen). Großes in Verballhornungen leisten bekanntlich gerade offizielle Karten, aus Mißachtung der Mundart!

Auch aus dem alten Namen für das Erzgebirge: Fergunna im Chronicon Moissiacense ad 805 und Fergunna Mirquidui bei Thietmar, VI, 10 läßt sich kaum der Schluß (auf S. 6) einer „gewissen Wichtigkeit“ ziehen; beides sind Appellative. Das erstere vom gotischen fairguni = Bergwald abzuleiten, da es in einer aquitanischen Aufzeichnung vorkommt, nahe westgotischen Sitzen, liegt bei der Hand. Virgunnia oder Virgunda hieß auch der Höhenzug zwischen Ellwangen und Ansbach (Förstemann, Ortsnamen II, 555), wenn es das gleiche Wort ist. Mirewidu, „finsterer Wald“, galt auch an der Merwe (Thietmar IX, 28). Die „gutbegrenzte Gebirgsindividualität“ S. 5 hat also mit diesem Namen wenig zu thun; wohl aber könnte er, ganz entsprechend dem noch vor kurzem bestehenden Urwaldreste im Bairischen Wald, die Vorstellung des „Urwalds der deutschen Gebirge“ lebendig machen, besser als die Entlehnung aus den Tropen (S. 11), die mit Recht abgewiesen wird.

Die Einzelangaben über die Straßenzüge brauchen wohl nicht besprochen zu werden; an ihrem Ende ist aus dem „Problem der Anthropogeographie“ eine „Frage der Heimatskunde“ geworden. Name ist Schall und Rauch. Aber das „starke Betonen des historisch Gegebenen“ bedarf keiner Verzeihung, auch in einer Abhandlung geographischen Inhalts (S. 131); eher noch der mehrmals auftretende Annalist Saxo. Es ist eben bewiesen, daß der Gegenstand selbst seine Begrenzung und Methode fordert, nicht die „Zweigwissenschaft der Erdkunde, die Anthropogeographie“ (S. 4). Die gewaltthätige Wortbildung einer Menschengeographie, die noch nicht analog der Tier- oder Pflanzengeographie sein soll, durfte wohl von Anfang an Zweifel erwecken. Die nachträgliche Rechtfertigung des gewordenen durch allgemeine geographische Begriffe, wie der Sieg des Meißener Markgrafen als des Vertreters des norddeutschen Volkslebens (S. 7), kann wohl kaum mehr als eine scheinbare Vertiefung durch inhaltslose Abstraktionen gewähren. Da das Historische doch die Hauptsache der vorliegenden Schrift ist, so dürfte man sie als einen recht anregenden Beitrag zur lokalen Kulturgeschichte bezeichnen oder, wenn man darauf Gewicht legt, sie einer Kulturgeographie einreihen.

München. G. Schultheiß.

R. Lehmann, Das Kartenzeichnen im geographischen Unterricht. Halle a. S., 1891. 201 S.

Der Umstand, daß in letzter Zeit von verschiedenen Seiten her Stimmen gegen das Kartenzeichnen im geographischen Unterrichte laut geworden sind, hat den Verfasser veranlaßt, die ganze Frage des Kartenzeichnens einer gründlichen Prüfung zu unterziehen. Die Ergebnisse dieser Prüfung sehen wir in dem oben angeführten Werke vor uns.

Der Verf. spricht zunächst eingehend über den Zweck des geographischen Zeichnens und geht, nachdem er dessen Wert für die schärfere Auffassung der verschiedenen Kartenobjekte hervorgehoben, zu den Methoden über, welche hierbei angewandt werden; es sind dies: I. Das Einzeichnen in gegebene Grundlagen; II. Das völlig freihändige Kartenzeichnen und zwar 1) in Gradnetzen, 2) in Quadratnetzen, 3) auf Grund einzelner ausgewählter Gradnetzlinien, 4) auf Grund konzentrischer Distanzkreise, 5) mit Hilfe von Normallinien und 6) auf Grund freier geometrischer Hilfskonstruktionen. — Bei allen diesen giebt Lehmann zunächst das Wesen einer jeden Methode klar und übersichtlich an, wägt ihre Vorzüge und Nachteile gegen einander und gegen die andrer Methoden ab und kommt zu dem Schlusse, daß dem Zwecke, den das Kartenzeichnen in den Schulen haben soll, das Kirchhoffsche Verfahren (Zeichnen im Gradnetze) weitaus am besten entspreche. — Den Schluß bilden allgemeine Bemerkungen zu der unterrichtlichen Handhabung des Kartenzeichnens.

Alles dies behandelt Lehmann mit der Gründlichkeit, welche uns auch sonst in seinen Schriften entgegentritt. Aber diese Gründlichkeit ist es nicht allein, welche den Wert dieser Arbeit ausmacht, vielmehr die Unparteilichkeit, mit welcher er die Vorzüge und Nachtheile eines jeden Verfahrens prüft und danach seine Entscheidung trifft. Recht deutlich tritt diese letztere Eigenschaft hervor am Ende des Abschnittes über die Zeichenmethoden (S. 122 bis 126), wo er die Schlüsse aus den bisherigen Darlegungen zieht. Hier entscheidet er sich zwar ohne Rückhalt für die Kirchhoffsche Methode des Zeichnens im Gradnetz, aber keineswegs versagt er seine Anerkennung den Vorzügen, welche andre Methoden gewähren und giebt an, wo und in welcher Weise dieselben nutzbar angewandt werden können.

Gerade auf diesem Gebiete kommt Lehmann seine in langjähriger Schulpraxis gesammelte Erfahrung vorzüglich zu statten; jede Seite seines Buches bringt uns den Eindruck, daß wir hier nicht die Arbeit eines einseitigen Theoretikers vor uns haben, sondern das Urteil eines Mannes, der Theorie und Praxis in gleicher Weise beherrscht. Das Studium desselben wird daher jedem Schulmanne, der geographischen Unterricht erteilt, von hohem Interesse und Wert sein, und kann ihm daher auf das wärmste empfohlen werden.

Braunschweig. Dr. W. Petzold.

Herausgeber: Dr. R. Andree in Heidelberg, Leopoldstraße 27. Druck von Friedrich Vieweg und Sohn in Braunschweig.

Bd. LX. Globus. Nr. 3.

Illustrierte Zeitschrift für Länder- und Völkerkunde.

Begründet 1862 von Karl Andree.

Herausgegeben von Richard Andree.

Druck und Verlag von Friedrich Vieweg & Sohn.

Braunschweig. Jährlich 2 Bände in 24 Nummern. Durch alle Buchhandlungen und Postanstalten zum Preise von 12 Mark für den Band zu beziehen. 1891.

Die Erhaltung des Elefanten Afrikas.

Von Prof. W. Götz. München.

Die Frage der Zukunft des afrikanischen Elefanten ist besonders durch zwei weitgreifende Thatsachen zum Aufwurf gelangt. Am meisten wohl infolge der Bekämpfung jener Arabergreuel der Sklavenjagden, welche jeden Nerv der christlich gesitteten Welt aufregen; denn die Sklavenjagden wären nicht entfernt zu solcher satanischen Bösartigkeit ausgeartet, wenn man nicht Träger und Menschenware als Zahlungsmittel für den Erwerb und Vertrieb der Elefantenzähne unter Mord und Brand zu rauben sich gewöhnt hätte. Andrerseits aber heißt das Bedürfnis nach einem billigeren und einfacheren Transportmittel, als es die menschliche Schulter ist, namentlich in der Nähe von Flüssen und Wasserstellen, nach dem klügsten und stärksten aller Tiere der Tropenwelt Ausschau halten, zumal ja der Elefant auch überaus rasch ist, den besten Pferden im Laufen gleichkommt und besonders in bergigen Gegenden die hervorragendsten Dienste leisten kann.

Zahlreich und immer häufiger werden Klagen laut über die massenhafte Vernichtung dieses in Asien so nützlichen Tieres, welches in jeglichem Alter so mannigfach und meist höchst grausam von den zu Habgier aufgestachelten Wilden in Afrika lediglich seiner beiden Zähne wegen getötet wird. Man klagt, daß schon in zwei Menschenaltern der afrikanische Elefant eine Seltenheit in den dichtesten Wäldern sein werde, wenn der Ausrottungseifer sich so fort entwickelt wie in den letzten 20 Jahren und jährlich 80 000 getötet würden. Andere freilich preisen jenen Tag als ein Freudenfest der Zukunft, an welchem der letzte Zahn des letzten Elefanten an die Küste gelangt, wodurch dann die Bluthetze der arabischen Händler aufhöre, unter Jammer und Thränen des Elfenbeins wegen die einst glücklichen oder immerhin harmlosen Negerkrale zu verschütten. Man wird aber die Frage bejahen, ob nicht, abgesehen von Elefantenjagden, doch der feste Arm deutscher und englischer Hoheit zwischen Nil und Sambesi dem Leid der Sklavenjagden in zehn Jahren ein Ende gemacht haben wird, und andrerseits darauf hinarbeiten, daß die europäischen Kultivatoren dem großen afrikanischen Dickhäuter einen weit größeren Wert abzugewinnen suchen werden, als sie ihn durch das Abbrechen der zwei Zähne unter Vernichtung des Tieres erlangen können.

Wenn letztere Bestrebung nicht zur Geltung kommt, dann wird ja freilich in immer schwunghafter betriebener Massentötung auf Grund der rasch zunehmenden Ortskenntnisse über das Innere in etlichen Jahrzehnten das erwähnte Ende für den Elefanten eintreten. Und doch sollte schon die noch immer vorhandene gewaltige Menge von Elefanten, welche Afrika trotz ausgiebiger Einschränkung ihres Verbreitungsgebietes beherbergt, dazu mahnen, dieses enorme Kapital von tierischer Kraft und Intelligenz nicht nach Art leichtsinniger Verschwender um einer untergeordneten Annehmlichkeit willen zu verpuffen, sondern es zu dauerndem Zinsertrag zu führen. Sehen wir also zunächst nach seiner derzeitigen Verbreitung.

Bekanntlich ist die Grenze des häufigeren Vorkommens des Elefanten nicht nur im Norden und Süden und von allen Küsten landeinwärts zurückgeschoben worden, sondern man hat auch beträchtlich tief in das Binnenland hinein da und dort Lücken in die Verbreitung gerissen. Man hatte noch in der Mitte dieses Jahrhunderts Elefanten allerorten westlich und östlich der Ufer des Blauen und Weißen Nil, soweit nicht Stein- und Sandwüste oder baumlose Savanne sich ausbreitete; denn die Tiere ersetzten sich trotz jahrtausendlanger Gewinnung des Elfenbeins, welches man durch Jagd von der Küste des Roten Meeres aus gewann, immer wieder von ihren üppigen Nahrungsgebieten südlich des 10. Breitegrades her. Auch noch zur Zeit Baker Paschas, anfangs der siebenziger Jahre, war das Land Makaraka zwischen 4. und 5. Grad n. Br. durch reiche Eigenlieferung ein wertvolles Elfenbeingebiet. Denn es jagten ja die einheimischen Stämme den Elefanten nur des Fleisches und Fettes wegen, bevor die Händler aus Chartum eindrangen [1]) und den Ausfuhrhandel für die Zähne organisierten, auch Sklavenraub und Wegnahme von Herden und Nahrungsmittel zu einem

[1]) Junker, Reisen I, S. 373.

regelmäßigen Geschick der Bewohner machten. Aber die immer zahlreicheren Stationen, in welchen berufsmäßige Elefantenjäger, geführt von ortskundigen Negern, unterhalten wurden — sie mußten es bald dahin bringen, daß diese Tiere, in Gruben und mit der Lanze von einzelnen kühnen Jägern allerorts erlegt, aus den nördlicheren Gebieten verschwanden. Zur Zeit sind es noch die Njam-Njam oder Sandehgebiete zwischen dem 5. und 3. Breitegrad, besonders jenseit der Wasserscheide der Congozuflüsse (Mobangigebiet), in welchen der Elefant noch zahlreich überall zu finden ist. Casati traf ihn vielfach im Bereich der dortigen Flüsse Kibali und Bomokandi. Allerdings geschah dies auch schon vor neun Jahren; aber infolge der Wirren der Machdibewegung darf man immerhin annehmen, daß infolge von Elfenbeinnachfrage in diesen Gegenden wenig Elefantenjagd stattgefunden. So wird auch nördlicher, im Bahr el Ghasalgebiet, sich gleichfalls der Stand der Dinge seit acht Jahren bezüglich des Tieres wenig verändert haben. In Abessinien, zunächst im nördlicheren Teile, im Atbaragebiete, fand sich im vergangenen Jahrzehnt auch in bergigen Strichen nach den Beobachtungen von Menges der Elefant keineswegs selten, wie er auch im Süden dieses Landes im Bereich des Blauen Nil im Sobatgebiete haust. Elfenbeinausfuhr findet deshalb immerzu auch nach Zeila an der Tadschurrabai statt. Dagegen ist ziemlich gewiß, daß die Galla in den südlichen Hinterländern von Harar, vielfach weithin steinige Wüste und ohne Savannenwald und Wasser, auf Elefantenjagd verzichten müssen. Auch nach dem Kenia hin und von da zum Kilimandscharo fehlt das Elfenbein, während nördlich des Baringosees und am Tana in geringer Anzahl Elefanten sich erhielten (Peters, Teleki). Am Kilimandscharo trifft man ihn häufiger; er treibt sich auf diesem Bergmassiv bis zu 3600 m Seehöhe umher. Während aber Abessinien für ihn sozusagen eine nordöstliche Ausbuchtung seiner Grenzen bietet, schränkte die Natur und die Jagden der letzten 40 Jahre sein Gebiet nach dem Tanganjika und Nyassa hin ein. An diesem und zahlreicher beiderseits des Schire, wie auch am Sambesi, wird er als Standwild gejagt. Im Betschuanenland und oberen Limpopogebiet hausen noch kleinere Herden; mehr vereinzelt hält sich das Tier in Strichen von Transvaal, Sululand und Oranje. Hier im Südosten ist jedenfalls zur Zeit auch ein weiteres Herantreten an die Küstenländer gegeben als im Südwesten. Freilich war es vor kurzem auch in letztgenannter Richtung anders als heute. Wie Livingstone am Ngamisee noch stattliche Herden sah, so gab es auch in den wasserarmen Landschaften westlich davon Elefanten: heute ist letzteres ausgeschlossen, und am Ngami betrachtet man das Tier nur als Strich-, nicht als Standwild. Daher lesen wir ganz verschwindende Zahlen, wenn die Durchfuhr von Zähnen aus der Kapstadt oder Port Elisabeth berichtet wird, obwohl ja die Eisenbahn so billig vom Oranjefluß her befördern würde. Wohl hat die englische Kolonialverwaltung für einzelne östlichere Waldgebiete reservierte Gehege bestimmt, in welchen nur gegen ganz besondere Erlaubnis Elefanten getötet werden dürfen. Aber man erlegt sie eben ohne solche, so daß in Kürze Schutzmaßregeln gegenstandslos sein werden [1].

In Westafrika wird man innerhalb des bisherigen portugiesischen Gebietes freilich den Elefanten als nahezu ausgerottet betrachten müssen (nach Wißmanns „Im Innern Afrikas"). Wenn auch nach den Hafenplätzen wechselnde Mengen von Elfenbein gebracht werden, so ist gerade der Umstand, daß in Malansche ein beträchtlicher Handel mit Zähnen stattfindet, ein Hinweis darauf, daß dieser Platz ein Zielpunkt der weiter binnenwärts stattfindenden Elefantenjagd und ihrer Ausfuhr sei. Erst mit dem Kassaigebiet beginnt das riesige Revier des großen Elefantenreichtums, welchen das Congosystem besitzt, worauf übrigens schon die Savannenwaldstriche am Kuango langsam vorbereiten.

Beiderseits des untern Congo haust das Tier noch in kleineren Herden bis zum Stanleypool und im Innern des Ogowelandes. Überhaupt scheint etwa 400 km von der Oberguineaküste seine Außengrenze bis zur geographischen Breite des Kamerunpik zu verlaufen. Ausnahmsweise trifft man den rasch wandernden Dickhäuter natürlich auch näher an den Seeorten. Am oberen Benue ist er noch in beträchtlicher Zahl zu finden, selten am untern. In den Haussaländern erhielt er sich, soweit unbewohnte Gegenden in Betracht kommen. Aber nach Westen hin ist erst das obere Senegalgebiet wieder reicher an Elefanten, wie er natürlich am Gambia und Rio Grande ebenso ausgerottet ist, als nahezu am mittleren Niger.

Im innern Sudan tritt er in den sumpfigen Gegenden von Sokoto häufiger auf (Staudinger, „Im Herzen der Haussaländer", S. 691). Da ist Kano ein starker Handelsplatz für Elfenbeinzähne, sowohl aus den Uferstrichen des Tschadsee als ganz besonders aus dem südlichen und östlichen Adamana und den nach dem Nile hin sich erstreckenden Zwischenländern.

Innerhalb dieser Randgebiete endlich ist natürlich wiederum alles baumlose Savannenland in Abzug zu bringen, wenn es sich um Feststellung des Areals handelt, in welchem der Elefant als Standwild gejagt werden kann. Allein es sind freilich noch weite Regionen, in welchen er, wenig von Verfolgung gestört, sich vermehren kann. Traf doch die Expedition v. François' am obern Tschuapa, etwa 0° 30′ südl. Br. und zwischen 22 und 23 Grad östl. Länge, eine Bevölkerung, welche das Elfenbein nur wegen seiner Härte und Dauerhaftigkeit zu Keulen und Mörserstempeln verwendete und für einen Blechteller einen Zahn von 20 kg Schwere einzutauschen ihn flehentlich bat.

Die Zahl der Tiere mit einer einigermaßen berechtigten Ziffernangabe zu schätzen, würde allerdings zur Zeit noch zu gewagt sein. Aber man darf trotz aller gewinnsüchtigen Ausrottungsarbeit während der letzten 15 Jahre immerhin behaupten, daß noch mehrere hunderttausende zur Zeit die Frage bejahen lassen, ob sich erhaltende Maßnahmen erfolgreich dem derzeitigen Vernichtungseifer entgegenstellen können, so daß man dieses enorme Kapital tierischer Arbeitskraft zu einer für Afrikas Kultur segensreichen Verwendung auch jetzt noch zu bringen vermöchte.

Es bedarf hier keiner Auseinandersetzung, welche Unsumme von Arbeit, die Jagd auf Raubtiere eingeschlossen, durch den afrikanischen Elefanten für die Kultivation und Verwaltung aller nicht wasserarmen Gebiete billiger und rascher als durch irgend welche andern Mittel geleistet würde, wenn eben die Frage gelöst wäre, wie man dieses Tier dort zum Arbeiten bringen könne. Wiederholt sind nicht nur berufene Stimmen dafür eingetreten (z. B. Schweinfurth, Wauters), sondern es wurden auch schon einzelne Ansätze zu dem großen Werke gemacht, den afrikanischen Elefanten auf die vorteilhafte Stufe seines indischen Vetters zu bringen, welcher namentlich der Regierung so trefflich dient.

Würde es zweifellos feststehen, daß der jetzige afrikanische Elefant ganz die gleiche Art sei wie jener, welcher bis in Diokletians Zeit (Anfang des vierten Jahrhunderts) in Nord-

[1] So ist es nach dieser Richtung immerhin noch nicht so schlimm geworden, wie nach einer Bemerkung in Wißmanns neuestem Werke (S. 224) anzunehmen wäre. Er sagt, daß im Bereich des Schießgewehres südlich des achten Breitegrades der Elefant nur an wenig Punkten noch ständig sich aufhalte. Wenn wir auch die Berichte eines Farini („Durch die Kalahariwüste") als afrikanisches Jägerlatein aufnehmen, so geben doch Holub und englische Notizen Zeugnis genug, daß das zusammenhängende Elefantengebiet nicht im südlichen Congolande aufhöre.

afrika hauste, so wäre ohnedies von vornherein zu betonen, daß es lediglich heute an der nötigen Umsicht mangle, das gewünschte Ziel sofort zu erreichen. Denn darüber kann keine Meinungsverschiedenheit bestehen, daß der Kriegselefant der Karthager im eignen Gebiete gefangen und gezähmt wurde, nachdem doch z. B. im Staatsauftrag Hasdrubal, der Sohn Giscons, im Jahre 205 ins Land gesendet wurde, um für den Krieg Elefanten zu jagen (Appian, bell. pun.), wie ja auch Hanno bei seiner Fahrt an die Sierra Leone-küste (450 v. Chr.) am Wadi Draa Elefanten sich tummeln sah und Mauretaniens Kriegselefanten wiederholt erwähnt werden. Auch die Verwendung afrikanischer Elefanten in den römischen Cirkussen steht durch Abbildungen fest. Nur ist damit nicht auch schon bewiesen, daß gerade sie die abgerichteten gewesen sein mußten, denn die erzählten Kunststücke konnten auch von indischen produziert worden sein [1]).

Aber wenn man auch kritisch unnachsichtig die Identität dieses nördlichen Elefanten mit den heutigen Afrikas verneinen will, so sprechen doch zwei Thatsachen für die Zähmbarkeit des letztern. Das eine ist, daß in zoologischen Gärten und Menagerien Europas schon viele gezähmte afrikanische Elefanten sich gezeigt haben [2]), und das andere, daß auch schon Afrikaner einen solchen Erfolg erlangten. Wenn wir nämlich von minder sicheren Mitteilungen absehen, so war es wenigstens Mtesa von Uganda, welcher 1871 an Sultan Said Bargasch einen völlig gezähmten jungen Elefanten sendete, welchen dann J. Kirk erhielt und wiederum als Geschenk nach Bombay überführen ließ.

Allerdings sind alle solche Exemplare zweifelsohne nur als junge Tiere unter die Hand ihrer Abrichter gelangt, aber manche erst drei bis vier Jahre alt. Dies beweist jedenfalls, daß es in der Natur des afrikanischen Tieres nicht liegt, unbändig einem unvertilgbaren Triebe der Wildheit verfallen zu sein und lebend unnütz bleiben zu müssen. Man lese doch die genaueren Beschreibungen über die lange anhaltende Wildheit und den Grimm der indischen Elefanten, die zum Zweck der Zähmung in die Korals getrieben worden sind! Mehr Widerstand kann schwerlich das freiheitsdurstigste und stärkste afrikanische Tier beweisen.

Es ist aber noch kein ernstlicher Versuch an erwachsenen Elefanten in der Weise der indischen Zähmung auf afrikanischem Boden angestellt worden, nachdem die von König Leopold im Jahre 1879 veranlaßte Unternehmung teils infolge unaufgeklärter mißlicher Zufälle nicht in Gang gebracht werden konnte. Bekanntlich wurden damals vier kräftige indische Elefanten unweit Dar es Salaam ans Land gebracht, um im Innern, zunächst von Karema am Tanganjika aus, wie in ihrem Heimatlande ihresgleichen zähmen zu helfen. Aber für bereits andere klimatische Verhältnisse durch ihre Natur angelegt, erlagen vor der Westgrenze von Ugogo zwei Tiere, und nur eines erreichte Karema, ohne daß man jedoch das Klima zweifellos als verderblich zu erachten hätte. Es kamen ja z. B. die indischen Elefanten, welche Gordon von Chartum nach Dufilé führen ließ, trotz Nahrungsmangel auf mühsamem Wege alle wohlbehalten an. So bleibt es eine der nächstliegenden Aufgaben, einen Anfang mit dem Nutzbarmachen des afrikanischen Elefanten erst noch zu machen.

Dieser verspricht ja in mehrfacher Hinsicht noch mehr Vorteile als der indische. Vor allem ist er etwas größer [3]) und daher zweifellos auch zu noch höheren Kraftleistungen geeignet. Er hat längere Beine und vermag sich naturgemäß dann auch noch schneller zu bewegen, wie er ja ungemein rasch wandert (100 km im Tage). Er ist vorzüglich im Ersteigen steiler Berghalden sowohl im Kilimandscharo- wie im östlichen Nilgebiet und Abessinien. „Bodenhindernisse scheinen für ihn nicht zu existiren." Namentlich aber machen ihn die Vegetations- und Wasserverhältnisse Afrikas auch anspruchsloser hinsichtlich seiner Ernährung.

Gerade die Ernährungsfrage wird man nicht durch unveränderte Übertragung der Ansprüche des indischen Elefanten auf den afrikanischen erledigen dürfen. Dann aber fällt viel von einem öfter gehörten Einwand hinweg. Dies ist um so belangreicher, als das afrikanische Tier sich auch damit begnügt, je am zweiten Tage Wasser aufzusuchen. Wird dann die Raschheit seiner Fortbewegung auf den nur dann und wann von dichtem Urwald unterbrochenen Verkehrslinien Afrikas ausgenützt, so verliert auch dies spärliche Auftreten von Wasser in vielen flachen und in gebirgigen Gegenden für den Waarentransport und für Personenverkehr wesentlich an Widrigkeit. Mit den Fortschritten der Kultivation ist übrigens der Anbau von Getreide und Anpflanzung von Bäumen an sich schon gegeben, und erst wo diese Thätigkeit stattfindet, schließt sich das Bedürfnis eines das Jahr hindurch stetig zu benutzenden Transportmittels an, wie dies eben die Kraft des Elefanten ist. So ist dann in der Regel für dessen Ernährung vor allem mit Getreide, anstatt etwa mangelnden Grases und Laubes schon vorgesorgt, wenn man nach ihm verlangt.

Wenn also auch das in Afrika hier in Betracht kommende Gebiet meist eine geringere Rente abwirft als die bezüglichen von Indien, so daß man in ersterem nur geringeren Kultivationsaufwand rechtfertigen möchte, so wird ja daselbst auch die Verwendung der einheimischen Elefanten minder anspruchsvoll.

Aber sie ist vor allem für die Kulturarbeit in Afrika notwendiger als in Indien. Denn die vielfache Unterbrechung der bewässerten und baumbestandenen Gebiete durch Savanne und Ödland und die Bedürfnisse des Wegbaues in den stark erodierten Flußfurchen, die in der Regenzeit so massenhaft überströmen, verlangen dringend eine rasch und wirkungsvoll transportierende Kraft. Klimatische Hindernisse (die Regenzeit gegenüber Kamelen) und Insekten stehen auf weiten Gebieten der Benutzung von Kamelen, Maultieren und Rindern entgegen, und die menschliche Arbeitskraft wäre auch dann zu kostspielig, wenn der Neger sich an wochenlang anhaltende schwere Tagesarbeit gewöhnen möchte. Gerade das völlige Absterben des Laubes und des Grases in der Trockenzeit und das Aufhören ungezählter Wasserstellen erheischt um so mehr während der bessern Jahreszeiten eine Beschleunigung von all den eingreifenderen Arbeiten, die in Europa durch Hand- und Spanndienst zu stande kommen. Da ist es immer nur die Leistung des gezähmten Elefanten, welche den betreffenden Anforderungen sofort genügen kann.

Es gilt also, der verblendeten Zerstörung dieses unvergleichlichen und unersetzlichen Arbeitsgehilfen Einhalt zu thun. Dies vermag nur die Macht der zivilisierten europäischen Mächte, welchen die betreffenden Teile Afrikas unterstellt sind.

Mittelbar werden sie wohl schon an und für sich bald dazu übergehen müssen. Afrika ist nämlich im ganzen ein waldarmer Erdteil. Man wird deshalb vor allem zur Schonung des Gruppen- oder Savannenwaldes und der schmalen Galeriewälder ernstlich anhalten. Dies wird zugleich ein Schutzmittel für den Elefanten bilden. Aber es wäre allzu langsam wirkend: die Habsucht könnte daneben zu lange ihr Ausrottungsgeschäft fortsetzen. Daher sind unmittelbare Maßregeln unerläßlich, deren wir der Unterstützung von seiten

[1]) Menges (Peterm. Mitt. 1888) nimmt allerdings an, daß der abessinische Elefant von den Ptolemäern und dann von den Römern abgerichtet, also gezähmt worden sei. Uns ist bis jetzt keine unbestreitbare Notiz hierüber bekannt; es würde sonst freilich die Zähmbarkeit der Masse dieser afrikanischen Art außer Frage gestellt sein.

[2]) Menges giebt deren Zahl auf nicht weniger als 200 an.

[3]) Alle Jagdberichte geben uns merklich größere Zahlen für Höhe und Länge an, als sie für die indischen Exemplare sich finden.

der öffentlichen Meinung und der kolonialen Kreise mehrere empfehlen.

1. *Der Ausfuhrhandel mit Elfenbein wäre zum Monopol der politischen Obergewalt zu erklären.* Die Negerstämme waren vielfach schon daran, gegenüber ihren Häuptlingen, gewöhnt. Die Überwachung der Ausfuhr ist durch den größten Teil der afrikanischen Küste sehr erleichtert, da die Landungs- oder Verladungsstellen nur auf kurze Strecken und wenig Buchten beschränkt sind. Der Ausgang nach dem mittleren Nil ist durch die Zustände des Machdigebietes und durch die englische Aufsicht in Ägypten kommerziell verschlossen oder überwacht. Alle Küsten, außer der von Monrovia, stehen unter europäischer Gewalt. (Der Norden kommt abgesehen von Tripolis ohnedies nicht in Betracht.)

2. *Es wären Prämien von Belang auf die erfolgreiche Durchführung von Zähmungsversuchen an afrikanischen Elefanten zu setzen.* Geldprämien für volkswirtschaftliche Fortschritte werden in allerlei Form und Zusammenhang heute wie seit Jahrhunderten in Europa angewendet.

3. *Die Kolonialverwaltung sollte sowohl selbst mit so gezähmten Elefanten arbeiten,* als auch jenen, welche mit ihnen größere Leistungen erzielen, z. B. für Bauten oder Transporte, Bevorzugungen gewähren.

4. *Die Jagd auf Elefanten behufs deren Zähmung sollte durch die öffentliche Gewalt als ein gemeinnütziges Werk auf jede Weise gefördert werden.*

Derjenige Staat, welcher zuerst für die ungeheure Tragweite einer solchen Behandlung dieser Kulturfrage Verständnis mit der That bekundet, wird sogar positiver auf die Umgestaltung Afrikas zu einem großen Kulturfeld einwirken, als dies durch die Beseitigung der Sklavenjagden geschieht. Denn diese höchste Arbeit, welche die zivilisierte Menschheit bis jetzt in Afrika unternommen, ist doch nur abwehrender Art und bringt an sich noch keinen positiven Fortschritt im Innern Afrikas zuwege. Der reichste Elefantenbesitzer nun wäre der Congostaat und damit Belgien. Nächst ihm ist England sowohl durch seine neueren Besitzergreifungen, besonders im Südosten und durch sein vieles Küstengebiet und die Niger-Benneufer, zum Vorgehen berufen.

Aber auch Deutschland hat durch Kamerun und Ostafrika noch hinreichend viel Land unter sich, in welchem die Nutzbarmachung der vorhandenen Elefanten großes wirken könnte, genug für das moralische Recht, zu einem solchen Kulturfortschritt als erster Staat voranzugehen. Würde bei uns in allen berufenen Kreisen auf Grund ernster Studien allmählich mehr erfaßt, daß der Nährboden für die Weltstellung und Zukunft des deutschen Volkes in der vermehrten Nutzung auswärtiger Gebiete liegt, so würde man eine Angelegenheit, wie die hier besprochene, nicht wie eine Art von neutraler Tagesneuigkeit behandeln, sondern als eine Aufgabe, die unter allen Umständen und bald zu ihrem Ziele hindurchzuführen ist.

Friesland, Friesen und friesische Sprache in den Niederlanden.

Von Johan Winkler. Haarlem.

II.

Zwischen Flie und Lauers erstreckt sich das alte Erbteil der Friesen am tiefsten landeinwärts, bis ans hohe Veen und die Heidestrecken von Drente und Overyssel, die von Sachsen und, als Verbindungsglied, von Friso-Sachsen bewohnt werden. Östlich und westlich von diesem friesischen Hauptlande und zum Teil unmittelbar daran grenzend, dehnen sich einige andre, ursprünglich ebenso rein friesische Gaue aus, wo jedoch die Bevölkerung ihr Friesentum nicht unverletzt bewahren konnte, infolge dessen die kennzeichnenden friesischen Eigenschaften jetzt weniger stark bemerkbar als im Hauptlande sind. Es sind dieses, östlich, zwischen Lauers und Ems, der ganze Hunsegoo (Hunsingau), Fivelgoo (Fivelinggau), Humsterland, Middachten, Fredewold, Langewold, Goorecht (bereits frühe stark sächsisch), das Oldambt und Westerwolde, die sämtlich heute die Provinz Groningerland bilden. Westlich vom Hauptland, über dem Flie, liegt der westlichste Teil vom ehemaligen Altfriesland, insoweit dieses als echtes, reines, zweifelloses Friesenland galt und noch gilt. Dieses westlichste Friesland, das von je Friesland zwischen Flie und Rekere (ein alter jetzt verschwundener Fluß bei Alkmaar) genannt wurde, oder auch Friesland zwischen Flie und Kinhem (das heutige Kennemerland, das Land um und zwischen den Städten Alkmaar und Haarlem entlang dem Dünensaum), bildet heute den nördlichsten Teil der Provinz Nordholland, also alles Land, das von einer angenommenen Linie zwischen Alkmaar und Hoorn nördlich liegt. Dieser alte Friesenboden, in seiner Gesamtheit Westfriesland genannt, wird in zwei Teile geschieden: in Drechterland, den östlichen Teil zwischen den Städten Hoorn, Medemblik und Enkhuizen und das eigentliche Westfriesland im allerengsten Sinne, aus dem übrigen nördlichsten Teil von Nordholland bestehend, mit dem alten, ansehnlichen Marktflecken Schagen als Mittelpunkt.

Auch der übrige Teil Nordhollands, südlich von der Linie Alkmaar — Hoorn, ist wohl noch alter Friesenboden in bezug auf Volksart und allerlei Eigentümlichkeiten seiner Bewohner, aber der Name Friesland ist hier nicht bewahrt geblieben. Es sind dies die Gauen Waterland (um die Städte Monnikendam und Edam herum), die Zaankant (östlich und westlich vom Flüßchen Zaan mit Zaandam), das Kennemerland (oben bereits erwähnt) und Amstelland (östlich und westlich vom Flusse Amstel mit Amsterdam). Im Gooiland dagegen, dem südlichsten Gau von Nordholland, in der Umgegend von Naarden und Hilversum (Hilwarthsheim), befindet sich das friesische Element schon sehr in der Minderheit und wird, ethnographisch genommen, vom sächsischen überwogen.

Der nordholländische Gau Kennemerland und alles, was in der Provinz Südholland friesischen Ursprungs ist, so die Gäue Rijnland (nördlich und südlich vom Ouden Rijn, von Woerden und Leiden bis Katwijk), Westland (südwestlich von 's Gravenhage mit dem Dorfe Naaldwyk als Mittelpunkt) und Delfland (bei der Stadt Delft), stellt die friesische Volksart und Eigenschaft nicht nur in einer sehr gemischten, sich verlierenden und durch fränkische Einmischung entarteten, sondern auch in einer ursprünglich einigermaßen veränderten Form dar. Je weiter südlicher und östlicher in Südholland, destomehr tritt der fränkische Volksbestandteil in den Vordergrund und verdrängt das Friesische. Auch in der Provinz Seeland ist dies in starker Weise der Fall. Hat man es hier in Südholland und Seeland mit einem friesischen Volksstamm zu thun, der schon von Anfang an mehr oder minder vom friesischen Urbilde abwich, wie letzteres durch den friesischen Hauptstamm zwischen Flie und Lauers dargestellt wird? Oder haben sich die Friesen bei ihrem südlichen Zuge entlang der

Nordseeküste nach den Mündungen des Rhein, der Maas und Schelde mit den alten Landsassen, die hier im Beginn unsrer Zeitrechnung wohnten, mit Caninefaten und Batavern verschmolzen? Es ist wohl nicht gut möglich, darauf heute noch Antwort zu geben.

In einiger Hinsicht und etwas stärker und deutlicher treten die Spuren friesischen Ursprungs und friesischer Eigenart wieder bei dem alten Land- und Seevolk hervor, das südlich vom eigentlichen Seeland wohnt, südlich von den seeländischen Inseln, südlich der Hont oder Westerschelde im sogenannten seeländischen oder Staatsflandern, jenem schmalen Landstriche, der sich entlang dem Südufer der Hont hinzieht und noch zu den Niederlanden, zu der Provinz Seeland im politischen Sinne gehört; dieses ist eigentlich vlamisches, kein seeländisches Land. Ebenso in den nördlichen Teilen der belgischen Provinz Ostflandern, nördlich von Gent, in den Gauen Waasland und Meetjesland, der Umgebung der Städte St. Nicolaas und Eekloo. Namentlich aber auch an der Küste Westflanderns, rundum, jedoch meist nördlich von Brügge, welcher Gau Het Vrije van Brugge heißt. Dann rund um die Städte Ostende, Nieuport, Dixmude und Veurne, in dem sogenannten Bloote (Blöße) von Flandern, nämlich dem von Wald entblößten, baumlosen, nur mit Weiden und Wiesen bedeckten Lande, ein vlamisches Friesland. Schließlich noch im nördlichsten Zipfel des heutigen Frankreichs, in der nächsten Umgegend der Stadt Dünkirchen (vlamisch Duinkerke, friesisch Dûntsjerke), in französisch oder Seeflandern, in einem Gau, der den Namen de Wateringen (etwa „Wasserungen") führt, ein ursprünglich niederdeutscher Name, den die Franzosen zu Quattringues verhunzten. Aber die Spuren des Friesentums sind doch bei der Bevölkerung in diesem Far West des niederdeutschen Sprachgebietes nur noch sehr wenig bemerkbar. Im allgemeinen kann man sagen, je weiter man sich westlich von dem friesischen Stammlande zwischen Lauers und Flie wendet, desto mehr tritt das Friesentum in den Hintergrund, es entartet, verbastert und geht allmählich im Fränkischen auf; und je schmaler wird auch der Küstenstrich, an dem es sich zusammenzieht. Endlich auf den schmalen Küstenstrich bei Dünkirchen beschränkt, verschmilzt der geringe Rest friesischer Volksart westlich von Dünkirchen zusammen mit dem gleichfalls schwachen sächsischen Volksbestandteil, der dort, am alten Litus saxonicum, noch in der Umgegend der Städte Kales und Boonen[1]), ja selbst über Dieppe hinaus, bis Bayeux angesessen ist.

Auch mit diesen altfriesischen Gauen im Südwesten, mit allem, was südlich und westlich von der alten Gaugrenze bei Alkmaar liegt, wollen wir uns hier nicht weiter beschäftigen[2]); ebensowenig mit der Bevölkerung, die südlich vom Hauptsitze des friesischen Volkes, längs der Ostufer der Zuiderzee in Overyssel[3]), in Gelderland und auch in Drente wohnt. Auch diese Bevölkerung, die im ganzen nördlichen Teile der Provinz Overyssel wohnt, im altfriesischen Ysselgau, bis an die Thore der Stadt Zwolle und in der Umgegend der Stadt Kampen (de Kuinder, Steenwijk, Blokzijl, Zwartsluis, Mastenbroek und Umgegend umfassend), und ferner noch die Bevölkerung des Nordzipfels der Provinz Gelderland an der Meeresküste im Gau Over-Veluwe, die Umgegend der Stadt Elburg bis nach Harderwyk, ist friesischen Ursprungs. Unzweifelhaft war dieses auch der Fall mit dem Volke, welches das untergegangene Land in diesen Gauen bewohnte, zwischen Vollenhove, Urk und der Lemmer, von dem noch die Insel Schokland der letzte Rest ist. Doch sind diese Overyssel'schen und Gelder'schen Friesen, diese Ysselfriesen, nicht von dem gleich reinen Friesenstamme, der im friesischen Hauptlande sitzt. Sie zeigen einigermaßen veränderte Kennzeichen und namentlich haben sie sich vielfach mit ihren nächsten Nachbarn vermengt, mit der sächsischen Bevölkerung in den höher gelegenen Teilen von Overyssel und Gelderland und mit den Nachkommen der alten salischen Franken, die noch im Salland an der Yssel zwischen Kampen und Deventer wohnen. Aus dem Namen des uralten Dorfes Oldemark im nördlichsten Zipfel Overyssels, an Frieslands Grenze gelegen, läßt sich erkennen, daß diese Ysselfriesen in der That kein Stamm sind, der mit den echten, reinen Friesen des friesischen Stammlandes eines Ursprungs ist. Dieser Name bezeichnet nämlich alte Grenze, alte Volksgrenze[1]).

Dieses alles gilt auch von der friesischen oder friesenartigen Bevölkerung, die in der Provinz Drente wohnt, in der Umgegend der Stadt Meppel östlich bis Hoogeveen; ferner längs der drentisch-friesischen Grenze zwischen Meppel und Assen und nordwestlich von Assen in dem an Friesland und Groningerland grenzenden Strich.

Alle die hier aufgeführten Friesen und Friesengenossen kann man daher nicht zu den reinen, unvermischten Friesen rechnen. Unzweifelhaft reine Friesen aber, so gut wie im Stammlande zwischen Flie und Lauers, waren jene in den Gauen zwischen Rekere und Flie (Westfriesland) und die zwischen Lauers und Ems (Groningerland), wie oben S. 20 bereits näher auseinandergesetzt wurde. Eine kleine, aber wichtige Ausnahme in Bezug auf das Friesentum der Bevölkerung macht hier die Hauptstadt Groningen. Die alte Bürgerschaft dieser Stadt stammte aus sächsischem, westfälischem Blute, abgesehen von den altfriesischen adligen Geschlechtern, die vom platten Lande aus, von ihren „Stinsen" (befestigten Türme) und „Burchten" in der blühenden Hauptstadt sich niedergelassen hatten. Die sächsischen Einwohner Groningens bildeten im friesischen Gebiete einen Vorposten des sächsischen Volkes, der sich auf einen Ausläufer des hohen Drentschen Sandrückens, der Geest, in die friesische Marsch hinein niederließ; es ist dieses ein langgestreckter, steiniger, hoher, von Drente aus nordwärts ziehender Sandrücken, der sogenannte Hondsrug, auf dem die Stadt Groningen erbaut ist.

Vieles aus alter und neuer Zeit, was sich auf die Eigenartigkeit in Volksleben und Sprache der Friesen in Westfriesland und Groningerland als Beweis ihres friesischen Ursprungs bezieht, muß ich hier übergehen. Sie brauchen auch nicht besonders hervorgehoben zu werden; sie liegen klar zu Tage vor dem Geschichtsschreiber, dem Altertumskundigen, dem Volkskundigen und Sprachgelehrten.

---

[1]) Kales und Boonen sind die altvlamischen, also niederdeutschen, germanischen Namen der Städte, welche die Franzosen Calais und Boulogne sur Mer nennen. Diese alten, bei den heutigen Vlamingen noch gebrauchten Namen sollten daher auch im Hochdeutschen bevorzugt werden.

[2]) Wer sich näher darüber unterrichten will, den verweise ich auf die Abhandlungen Friesland over de grenzen, Land, Volk en taal in West-Vlaanderen und Nederland in Frankrijk en Duitschland in meinem Sammelwerke Oud Nederland, 's Gravenhage (Haag) 1888.

[3]) Von Deutschen wird der Name dieser niederländischen, an Deutschland grenzenden Provinz wohl Oberyssel geschrieben, als wäre es ein Seitenstück zu Oberrhein oder Oberweser. Das ist falsch. Overyssel bedeutet Überyssel, das Land über (jenseit) der Yssel, eigentlich vollständig: das Stift über der Yssel, nämlich jener Teil des alten Stiftes (Bistums) Utrecht, der jenseit der Yssel lag, im Gegensatze zum Hauptteil des Bistums, der sich rund um die Stadt erstreckte und der Hauptsache nach die heutige Provinz Utrecht bildet. Overyssel liegt gerade an der Unteryssel; die obere Yssel fließt in Gelderland und Deutschland (bei Ysselborg). Ein deutsches Oberyssel müßte niederländisch Bovenyssel und nicht Overyssel heißen.

[1]) Auf vielen deutschen und niederländischen Karten findet man den Namen fälschlich „Oldemarkt" geschrieben, als sollte er „Alter Marktplatz" bezeichnen.

Wir wollen jetzt auf das eigentliche Friesland zwischen Flie und Lauers näher eingehen. Dazu möge uns ein Deutscher, Dr. Karl Freiherr von Richthofen, der die friesischen Rechtsquellen (Berlin 1840) veröffentlichte, ermutigen. Er sagt: „Die Römerzeit kennt als Hauptland der Friesen die heutige niederländische Provinz Friesland. Scharf unterscheidet Sprache, Recht und Sinnesart den Friesen von seinen Nachbarn; ein Jahrtausend hat nicht vermocht, seine eigentümlich starre Kraft zu brechen; noch heute ist sie den Nachkommen der alten Friesen geblieben. In der jetzt niederländischen Provinz Friesland, deren Mittelpunkt Leeuwarden bildet, kennen wir keinen Volksstamm, der vor den Friesen dort gesessen hat; und wenn wir auch annehmen müssen, daß vor ihnen dort andre Menschen gewohnt haben, so hat doch keine deutsche Bevölkerung irgend einer andern Gegend größere Ansprüche für Ureinwohner zu gelten, als die jenes merkwürdigen Küstenstriches zwischen dem Flie und dem alten Laubach (Lauers), der im Osten die Provinz Friesland von der Provinz Groningen scheidet. Mit Fug und Recht nennen wir dieses Land für den Forscher ältester deutscher Volksart einen heiligen Boden."

Ja, gewiß, es ist ein heiliger Boden, dieses alte Stammland der Friesen, nicht allein für die Friesen, sondern für alle Germanen!

Ein Land voller geschichtlicher Erinnerungen an das eigentümlichste, das edelste Volk der Germanen — ein Land voller alter Überreste, was die Bodenbeschaffenheit betrifft (Terpen), was alte Bauten (romanische Dorfkirchen des elften und zwölften Jahrhunderts in Jelsum, Oudega in Smallingerland und viele mehr) und andre Kunstwerke angeht, die heute noch dastehen oder gelegentlich dem Boden entrissen werden.

Ein Land, dessen Bewohner dort seit ihrem ersten Auftreten in der Geschichte auf dem Erbteil der Väter saßen — ein Volk, das seinen Adel findet und beweist in der großen Liebe, mit der es an seiner Volkseigenart hängt, in dem zähen Beharren an derselben gegenüber fremden Einflüssen — ein Volk, das an seiner alten Sprache trotz so vieler schädlicher äußerlicher Einwirkungen festhält, nicht nur als Umgangs- sondern auch als Schriftsprache, und das, im litterarischen Sinne, diese Sprache noch mit Vorliebe gebraucht.

Ein Land endlich, reich gesegnet, schön und fruchtbar, voller Abwechslung und lieblicher Naturschönheiten, mit Weiden und Äckern, mit Seen und Strömen, mit Wald und Heide, als freies Eigentum von einem kräftigen, frischen, tüchtigen und ehrbaren Menschenschlag, der in elf größtenteils blühenden Städten und hunderten von wohlhabenden Dörfern oder in vielen hundert schönen, gut unterhaltenen Landsitzen wohnt.

So liegt das Stammland der „freien Friesen", der edlen „Standfriesen" da zwischen seinen uralten Gaugrenzen Flie und Lauers, zwischen den unfruchtbaren hohen Veenen und dürren Heidestrecken, die nach Süden zu der Sachsen Erbteil ausmachen, und der endlos scheinenden Wasserfläche der ruhelosen Nordsee und der stillen träumerischen Zuiderzee; an der Meeresküste umsäumt von einem starken Gürtel kostbarer, hoher Seedeiche, von tüchtigen, kunstvollen Wehren gegen den kräftigen Wogenschlag der Nordsee, die ihre erste Kraft in blinder Wut schon zum Teil am flachen Strande und den weißen Dünen der lieblichen Nordseeeilande eingebüßt hat.

Mit Recht rühmt jauchzend daher auch der Friese — und der Schreiber dieser Abhandlung, ein Vollblutfriese aus altfriesischem Geschlechte in Friesland geboren, stimmt von Herzen dabei ein:

Det âld skier lând, fol skiente end greatheid,
Det foar elts each as pronkbîld bleat leit,
Is Frieslând, is ûs Heitelând! [1])

Kein Land in der Welt hat seit seinem geschichtlichen Bestehen so viel Bodenveränderungen durchgemacht als Friesland im allgemeinen. Ganz besonders ist dies im stärksten Maße bei Friesland zwischen Flie und Lauers der Fall, sowohl an der Küste als im Binnenlande. Sturmfluten, Deichbrüche, Überschwemmungen, durch die ausgedehnte Landschaften untergingen, Durchgrabungen und Trockenlegungen haben von grauer Vorzeit durch das Mittelalter bis auf unsre Tage die Gestalt des Landes wesentlich umgestaltet und verändert.

Wenn aber auch das salzige wie das süße Wasser dem Friesenland ein mächtiger und gefährlicher Feind war, gegen den unaufhörlich sich die Bevölkerung zu wehren hatte, so war dasselbe Wasser doch wieder ein Freund, der reiche Gaben brachte. Wenn auch die See das Land an der einen Küste zernagte und unterspülte, zum Verderben, ja ganz zum Untergange führte, so häufte doch dieselbe See an andern Ufern wiederum breite und dicke Lagen von fruchtbarem Schlick und Schlamm an. So bildete sie breite Untiefen, große Flächen, die beim Wechsel von Ebbe und Flut halb über halb unter dem Wasser liegen. Durch andauernde Zufuhr von Seekleischlamm hoben sich diese Kleibänke höher und höher über den Wasserspiegel der Ebbe, bis sie von der gewöhnlichen Flut nicht mehr überspült wurden — also trocken gelegt und eingepoldert werden konnten. So ist im Westen Frieslands im Flie viel Land verloren gegangen mit den Städten Grind (jetzt nur ein unbewohntes Inselchen zwischen Harlingen und Ter Schelling, aber 1222 noch mit Wällen und Gräben versehen, mit theologischer Schule und ansehnlicher Kirche), Westworkum, de Grebbe und den Dörfern Westerbierum, Dykshorn, Goeseind, Lammoer u. s. w. Auch östlich im Lauersee (Esonstad) und südlich in der Zuiderzee (Bantega, Lemstrahorn) ging viel Land verloren. Dagegen ist ein breiter und mächtiger Seearm, der tief von Norden her in Friesland eindrang, ganz zu Land geworden. Er begann mit breiter Mündung zwischen Minnertsga und Hallum und verlief fernerhin zwischen Berlikum und Stiens, Marsum und Leeuwarden, Weidum und Wirdum, Oosterwierum und Rauwerd bis in die Nähe der Städte Sneek und Bolsward. Dieser Arm hieß die Middelzee oder nach dem in ihn mündenden Flüßchen Boorn, das Boorndiep oder Boerdiep; er schied den Oster- und Westergau (fr. Eastergoa und Westergoa) voneinander. Diese zwei Gauen sammt einem dritten im Süden, Siebenwälder (friesisch Sawnwâlden, altniederdeutsch Sevenwolden) genannt, bildeten zusammen von altersher Friesland zwischen Flie und Lauers. Im späten Mittelalter wurde diese Middelzee, die nach und nach durch eingeschwemmte Seeschlick aus der Nordsee ausgefüllt wurde, nach und nach eingedeicht und trocken gelegt, ein Werk, das, abgesehen von der Mündung zwischen Berlikum und Stiens, im Jahre 1300 vollendet war. Hierdurch wurde ein breiter, fruchtbarer Landstrich gewonnen, der noch heute unter dem Namen Nyland bekannt ist, ein Name, der auch noch an dem Dorfe Nyland haftet, das zwischen Bolsward und Sneek auf dem alten Boden der Middelzee erbaut ist. Die breite Mündung der Middelzee, an welcher das seitdem untergegangene Städtchen Utgong lag, wurde erst zwei Jahrhunderte später eingedeicht und in die heutige Landgemeinde (Grieteny) het Bildt verwandelt.

Die in unsern Tagen mehr und mehr vervollkommneten

[1]) Jenes altersgraue Land voll Schönheit und Größe, das für jedes Auge als Prunkbild offen liegt, ist Friesland, ist unser Vaterland. J. G. van Blom, Frieslând.

Deiche und Seewehren haben dem vernichtenden Einflusse der wilden Meeresgewässer Ziel und Grenze gesetzt; die Anschwemmung von neuem Lande dauert stetig fort, namentlich in den Watten, den Seeuntiefen, die sich zwischen dem friesischen Festlande und den Nordseeinseln ausdehnen. Daraus kann man mit gutem Grunde, ja mit Sicherheit schließen, daß die Inseln, namentlich Ameland, in nicht allzuferner Zeit durch fruchtbare Polder mit dem Festlande verbunden werden.

Auch das Binnenwasser hat in Friesland große Veränderungen verursacht. Große inmitten des Landes gelegene Bodenflächen, die in alter Zeit, um das Jahr 1000, noch mit Wald bedeckt waren, wurden durch langsam eintretende Erhöhung des Wasserstandes, durch Verveenung des Bodens in Meren (Binnenseen), Sümpfe, Teiche und Moräste umgewandelt. Noch ist der alte Waldreichtum dieser jetzt so wasserreichen Gegenden Mittelfrieslands aus den vielen mächtigen Stämmen erkenntlich, die man gelegentlich aus dem weichen Moorboden, aus den Seen und Sümpfen herausbaggert. Auch erkenntlich aus den hier befindlichen Ortsnamen: Suawoude (woud, woude niederl. für Wald; friesisch wâld, gesprochen woa'd), Eernewoude (fr. Earnewâlde, gespr. ungefähr Jennewoa'd), Hemswoude, Ymswoude, Lippenwoude, Woudsend (fr. Wâldsein), Oostwoude, Kolderwolde, mit den Gaunamen De lege Wâlden und de Igewâlden. Auch die Gewinnung des als Brennstoff in Friesland und dem eigentlichen Holland sehr geschätzten Torfes im großen Maßstabe, wodurch viele zum Teil unter dem gewöhnlichen Wasserspiegel liegende ausgedehnte Veengründe tief ausgegraben wurden, verursachte die Entstehung vieler Binnenseen und Sümpfe, die heute durch die rastlos an der Veränderung und Verbesserung ihres Landes arbeitenden Friesen wieder trockengelegt und eingepoldert werden.

Die den Boden Frieslands bildenden Grundarten sind schwere und leichtere Klei im Norden und Westen, hohe und niedrige Sandgründe und hohe und niedrige Veenen (fr. Heeg und Leeg Fean) im Osten und Süden. Der Friese unterscheidet diese beiden Bodenarten als Klaei und Wâlden, was völlig mit dem übereinstimmt, was die Friesen und Friso-Sachsen Deutschlands Marsch und Geest nennen. Während aber in den deutsch-friesischen Gauen Marsch und Geest gewöhnlich dicht aneinandergrenzen, sind Klaei und Wâlden durch einen breiten Strich von Moorgründen geschieden, durch ausgedehnte, meistens schon ausgegrabene Veenen, die mit großen Binnengewässern und hunderten von Teichen und Sümpfen abwechseln, die ihrerseits durch kleinere und größere Flußläufe in Verbindung stehen. Nur im Nordosten, bei Dokkum und Kollum, grenzen auch hier Marsch und Geest, Klaei und Wâlden unmittelbar aneinander.

Dieser Strich niedrigen Moorbodens, den die Friesen das Wettirlând (gespr. Wettirloan), Wasserland, nennen und der in der Umgegend des Dorfes Eernewoude, weiter zwischen Grou und Oldeboorn (fr. Aldeboarn, gewöhnlich einfach Boarn genannt, gesprochen Boon), zwischen Sneek und de Joure, rundum Heeg und Woudsend seine größte Ausdehnung hat, erstreckt sich quer durch Friesland von Stroobos an der Grenze von Groningerland im Nordosten bis nach Staveren im Südwesten. Es umfaßt alle die großen Binnenseen: Bergumermeer, Sneekermeer, Tjeukemeer, Slotermeer, Flueßen (fr. Birgumermar, Snitsermar, Thieukemar, Sleatemermar, Fljüesen), und die vielen Teiche und Sümpfe, die diesem Teile Frieslands ein so kennzeichnendes Gepräge verleihen.

Das friesische Wettirlând zeichnet sich durch saftige Viehtriften und Heufelder aus, die mit den ausgezeichneten Weiden und Wiesen auf dem leichteren Kleiboden südlich von Harlingen, Franeker und Leeuwarden in der Richtung auf Sneek, rundum um Bolsward und auf Workum hin (die sogenannte Greidhoek) für die berühmte Viehzucht und die Molkerei der Friesen den geeigneten Boden liefern. Der schwere Kleiboden nördlich von Harlingen, Franeker, Leeuwarden und Dokkum, die sogenannte Bouhoek, dient besonders zum Anbau des Getreides, der Ölsamen, Kartoffeln und Cichorie, und bei Berlikum zur Obstzucht. Die im Osten und Süden gelegenen Sand- und Veengründe dagegen werden namentlich zum Anbau des Roggens und Buchweizens benutzt, auch zu etwas Waldwirthschaft. Viehzucht, Milch- und Käsewirtschaft breitet sich jetzt aber auch mehr und mehr aus, auch über den schweren Kleiboden im Norden und über den Sand- und Veenboden im Südosten.

Der Moorstrich inmitten des Landes ist ein Paradies für den Fischer und Wasserwildjäger, aber nicht minder durch seine eigenartige Schönheit ein Paradies für den Freund einfach lieblicher, stiller, fast träumerischer Naturschönheit. Einzig schön, zumal bei Sonnenauf- und Untergang ist die fast unbegrenzte Fernsicht über die hellgrünen Weiden mit ihrem in ungestörter Ruhe grasenden Vieh, über die endlosen einsamen Wiesen, über den blinkenden Wasserspiegel der zahllosen Binnenseen und Teiche mit ihrem breiten, wogenden, goldbraungefiederten Rohrsaume.

Das friesische Wasserland steht einerseits in reizvollem Wechsel mit dem hohen Sandboden im Süden, wo stattliche Wälder, lieblich duftende Buchweizenfelder und wogende Roggenäcker das Auge entzücken und andrerseits mit dem schweren Kleiboden des Nordens, der, obschon fast ganz baumlos, doch durch die verschiedenen dort gedeihenden Feldfrüchte Abwechselung bietet — alles überwölbt von dem schönen, formreichen in verschiedenen Farben und Lichtern strahlenden Wolkenhimmel, mit dem nebelig verschwimmenden Horizont, welcher der niederländischen Landschaft einen so anziehenden Ausdruck verleiht. Und endlich die Seeküste und die Nordseeeilande mit all ihren herrlichen Schönheiten, welche die gewaltige Nordsee, die stille Zuidersee bieten!

Wahrlich! Friesland ist ein schönes Land, lieblich und anziehend für jeden, der ein offenes Auge, ein empfängliches Gemüt für stille, einfache Naturschönheiten hat, welche durch ihre Farbenverteilung bei wechselnder Beleuchtung, eine dichterische, fast wehmütige Stimmung erwecken. Keineswegs verdient Friesland die Schmach ein plattprosaisches, eintöniges, langweiliges Land genannt zu werden — eine Schmach, die nur von nüchternen, gefühllosen Seelen diesem abwechselungsreichen Boden angethan werden kann. Dahin gehören Seelen wie Voltaire, der ganz Holland bespöttelte als un pays de canaux, canards et canaille — war das französischer esprit? oder nur die gewöhnliche, liebenswürdige französische Überhebung? — oder der lateinische Dichter Enricius Cordus (16. Jahrh.) der von Friesland reimt:

> Qui laudata aliis, placeat mihi Frisia, quaeris?
> Non adeo male, si bos vel anas fuerim.
> Was denkt von Friesland Ihr und wie
> Gefällt es Euch? — Recht gut! Wär' Ent' ich oder Vieh.

Der Schlund von Padirac.

Von Franz Kraus.

Schon einmal[1]) waren wir in der Lage, über die interessanten Forschungen in den Cevennen zu berichten, welche eine ganz neue Welt erschlossen haben. Damals war jedoch der neuentdeckte unterirdische Flußlauf, welcher sich am Grunde des Schlundes von Padirac befindet, noch nicht bis zu seinem Ende verfolgt worden. Dies geschah erst am 9. September 1890 durch den Entdecker Herrn E. A. Martel und seine Begleiter bei vielen andern derartigen waghalsigen Expeditionen. Herr Martel hat über seine Erfolge in französischen Zeitschriften mehrfach berichtet und der glückliche Umstand, daß einer seiner Begleiter, Herr M. G. Gaupillat, eine große Geschicklichkeit im Photographieren von Höhlenräumen besitzt, gestattet ihm, seine Aufsätze mit höchst lehrreichen Abbildungen auszustatten, von denen wir heute einige vorzuführen in der Lage sind[1]).

Der Schlund von Padirac liegt in dem „Causse de Gramat“ genannten Teile der Cevennen im Departement

Fig. 1. Eingang in den Schlund von Padirac.

„Lot“, unweit vom Walfahrtsorte Rocomadour, und ist unter diesem Namen auch in der französischen Generalstabskarte eingezeichnet. Wie Abbild. 1 zeigt, öffnet sich dieser Schlund ganz unvermittelt im freien Felde, und gehört unzweifelhaft zu den durch Einsturz entstandenen Schlünden, wofür nicht nur der bedeutende Durchmesser von 65 m am Grunde spricht, sondern auch die aus den Abbildungen ersichtlichen scharfen Brüche, und wohl am deutlichsten der mächtige Schuttkegel, welcher noch unberührt am Grunde des Schlundes liegt (Abbild. 2). Herr Martel, der sonst die Bildung der Schlünde gern andern Ursachen zuzuschreiben liebt, erkennt selbst an, daß hier keine andre Erklärungsart zulässig ist. Die Tiefe des senkrechten Abfalles bis zum höchsten Punkte des Schuttkegels beträgt vom Tage aus gemessen 54 m. Rund um den Gipfel des Kegels sind die Tiefen bedeutender (62 bis 75 m). Im Süden und im Norden öffnet sich je ein großes Portal. Das südliche hat nicht weniger als 25 m Höhe auf 10 m Breite. Rechnet man dazu die Mächtigkeit der Auffüllung durch den Schuttkegel mit mehr als 40 m, so kann man beurteilen, welch gewaltiger Hohlraum hier einst bestanden haben mag. Dem schon früher veröffentlichten Plane des Schlundes nach, dürften hier einst sich zwei Arme einer Höhle vereinigt haben, von denen der Seitenarm gänzlich verschüttet wurde, während die Firste des geräumigen Hauptganges nach beiden Richtungen frei blieben. Solche Vereinigungspunkte neigen stets sehr zu Einstürzen, wie man

[1]) Globus, Bd. LVIII, S. 12.

[1]) Vergl. Tour du Monde, Bd. LX, S. 401 (1890).

dies am Karste wiederholt festgestellt hat. Der Flußlauf am Grunde der Höhle kommt aus dem Südaste, wo er aber nur 160 m weit verfolgbar ist, denn die Decke taucht am Ursprunge unter das Wasser. Ob genügendes Gefälle vorhanden ist, um das Niveau des Tümpels an jener Stelle so weit zu erniedrigen, daß die Decke frei werde, erwähnt keine der Beschreibungen, theoretisch gesprochen, kann aber hier nicht das Ende des Oberlaufes sein.

Der hier entspringende Fluß bohrt sich durch den Schuttkegel bei niedrigem Wasserstande; bei Hochwasser übersteigt er denselben zeitweise, wenn die engen Zwischenräume zwischen den Blöcken für den Wasserandrang nicht mehr genügen, und stürzt sich über denselben hinweg in den nördlichen Hauptgang. Es muß dies selten der Fall sein, denn Herr Martel erwähnt ausdrücklich, daß er nach 14 Monaten die Fußspuren im Höhlenlehm, welche von der ersten Expedition herrührten, noch deutlich erkennen konnte, ungeachtet sie kaum 1 m über dem Niederwasserstande sich befanden. Der nördliche Hauptgang fällt im Anfange schlundförmig ab. In einer Tiefe von 103 m (vom oberen Schlundrande aus gemessen) erscheint der Fluß wieder, dessen Erforschung am Tage der Entdeckung (9. Juli 1889) längs der Ufer versucht wurde, was nur insoweit gelang, als festgestellt werden konnte, daß die Höhle sich noch weiterhin fortsetze, aber nur mit Hilfe eines Bootes verfolgbar sei. Am nächsten Tage wurde daher das mitgebrachte zerlegbare Osgoodboot (Crocodile genannt) in die Höhle geschafft, und auf diesem gelang unter unbeschreiblicher Mühe und Gefahr ein Vorstoß bis auf 2000 m vom Eingange. Diese Fahrt wurde nur von den Herren Martel u. Gaupillat unternommen. Im Anfange floß das Wasser so sanft, daß die Entdecker diesem Teile des Flusses den Namen rivière plane gaben. Nach 425 m kam die erste Stromschnelle, die aber unbedeutend war, dann folgten prachtvolle, mit Tropfstein ausgekleidete Räume, in denen der Fluß sich zu kleinen seeartigen Becken erweitern konnte. Schwieriger gestaltete sich die weitere Fahrt, denn es zeigten sich viele Stromschnellen, welche durch Barren aus Tropfstein hervorgerufen wurden, die sich quer über den Flußlauf legten, wie es Abbild. 3 auf der folgenden Seite zeigt.

Fig. 2. Inneres des Schlundes mit dem Schuttkegel.

Diese aus kristallisiertem Calcit bestehenden Dämme von verschiedener Höhe (von wenigen Centimetern bis zu mehreren Metern) bilden sich nur dort, wo mit Kalk gesättigtes Wasser sich befindet. Bei der Verdunstung wird der überschüssige Kalk ausgeschieden und zur Kristallisation gezwungen. In Wasserhöhlen mit ununterbrochenem Wasserlauf sind diese Bildungen freilich schwer erklärbar, allein bei periodischer Wasserzirkulation sind sie nicht sehr selten. Schöne, leicht erreichbare Beispiele trifft man auch in den Karstgrotten, insbesondere in der Adelsberger Grotte und in der Grotte bei Castun. Es muß auch in der Höhle von Padirac Zeiten geben, in denen nur übersättigtes Wasser sich in diesen Tümpeln befindet, welches den Überschuß in Kristallform absetzt. In dem im Monat April 1891 entdeckten neuen Gange der Adelsberger Grotte kann man die Bildung dieser rundum mit prachtvollen Calcitkristallen ausgekleideten Wassertümpel gut studieren. Die Wände, der Boden und alle in die Tümpel gefallenen Fels- oder Tropfsteinstücke sind mit Kristallen überkleidet und gleich einem Korallenriffe wächst diese Masse empor zu einem kompakten Aggregate, welches auch einem starken Wasserschwalle Widerstand zu leisten vermag. Wie es durch die Entstehungsweise dieser Dämme bedingt ist, sind ihre Ränder eben. Sie wachsen durch Überrieselung, während die ausgebildeten Kristalle an der Innenseite aufschießen. Herr Martel nennt die Bassins zwischen diesen Barren, „gours“, was der in den Alpen vorkommenden Bezeichnung „Tumpf“ entspricht. Das Befahren eines solchen mit mehr als 30 solcher Hindernisse bespickten Flusses ist keine leichte Sache, wenn derselbe noch überdies Engen enthält, durch welche das Boot kaum durchzuzwingen ist und niedrige Durchgänge, wie jener, den Abbild. 4 zeigt. Bei der ersten Fahrt fiel Herr Martel vom Kamme einer Calcitbarre in das Wasser und verdarb seinen Zündholzvorrat, dies war auch teilweise die Ursache, daß die beiden Forscher nur bis zur 34. Stromschnelle gelangten. Die vollständige Entdeckung des befahrbaren Teiles des Flusses erfolgte erst später in größerer Gesellschaft und mit vollständigerer Ausrüstung, worunter besonders drei Boote anstatt eines einzigen.

Unter denselben Mühen wie bei der ersten Fahrt gelangte

Fig. 3. Tropfsteinbarren im unterirdischen Flußlaufe.

die Expedition bei der zweiten bis zur 36. Stromschnelle, von der aus es keine Hindernisse mehr gab. Diese 36. Stromschnelle ward für Herrn Martel insofern verhängnisvoll, als er von ihr aus in das Wasser fiel, welches sehr kalt war. Bald darauf verlor sich der Fluß in einer engen Spalte. Eine trockene Höhle führte nach 200 m wieder zum Flusse. Als ein Boot herbeigeschafft worden war, bestieg Herr Martel mit einem Arbeiter trotz der Übermüdung dasselbe, um den 11. größeren See zu übersetzen, auf den eine kleine Verengung, und darauf der 12. See folgte, der 60 m lang war und in eine Sandbank auslief. Außer einem kurzen, aufwärtssteigenden Höhlenstumpfe zeigte sich keinerlei Fortsetzung. Herr Martel nimmt an, daß hier das Ende der Höhle sei, was aber nicht denkbar ist, denn die gewaltigen Naturkräfte, welche die großartigen Räume ausgehöhlt haben, können nicht an dieser Stelle so plötzlich ihre Kraft eingebüßt haben. Es ist vielmehr anzunehmen, daß irgend ein Hindernis den weiteren Verlauf der Höhle verlegt habe. Ob dasselbe in einem Einbruche der Decke, oder in der Verlegung einer Enge durch Einschwemmung bestehe, müßte erst eine genaue Untersuchung erweisen. Nachdem ein Plan der ganzen Höhle vorliegt, so wäre es möglich, die Stelle oberirdisch aufzufinden, an welcher die Höhle aufhört. Vielleicht befindet sich dort ein eben solcher Schlund wie jener von Padirac, dessen Schuttkegel die Fortsetzung der Höhle so gründlich abgesperrt hat, daß nur das Wasser durch die Klüfte zu sickern vermag, ohne daß für Menschen passierbare Gänge offen geblieben sind. Auch können ähnliche Seitengänge gefunden werden, wie jener vor dem 11. See, die wieder zum Wasser führen.

Die Fahrt einschließlich der Rückkehr bis zur Stelle, wo der Fluß aus dem Schuttkegel des Schlundes tritt, erforderte 16 Stunden, während welcher weder gerastet, noch Speise

Fig. 4. Niedriger Tunnel mit Barren des unterirdischen Flußlaufes.

und Trank genommen werden konnte, denn die Zeit war zu kostbar. Daß unter solchen Umständen die Erforschung sich nur auf den Hauptgang beschränken durfte ist klar, die Einzeluntersuchung wird aber noch viel Wichtiges zutage bringen, wenn einmal die beabsichtigte Gangbarmachung des Schlundes durchgeführt sein wird, welche Herr Martel beabsichtigt, zu welchem Zwecke er auch das Eigentumsrecht des Schlundes erworben hat. Nachdem Herr Martel und seine Begleiter die Bahn gebrochen haben, werden seine Nachfolger nach dem Hinwegfallen des schwierigen Abstieges leichtes Spiel haben. Eine so bedeutende Höhle wie jene von Padirac, kann nicht auf einer einzigen Fahrt erforscht werden. Die Adelsberger Grotte ist wohl der beste Beweis dafür, daß selbst in vielfach besuchten Höhlen Schlupfe bestehen können, die zu neuen Entdeckungen führen, und auch Padirac dürfte seine Seitengänge haben, deren Entdeckung einer späteren Zeit vorbehalten ist.

Daß Herrn Martel die Verfolgung keines einzigen unterirdischen Wasserlaufes bis zu seinem Austritte gelungen ist, mit Ausnahme des „Bonheur", darf ihn nicht entmutigen, denn es ist, wie die Erfahrung gelehrt hat, nur in den seltensten Fällen eine Verfolgung stromabwärts durchführbar. Viel leichter ist dies in der entgegengesetzten Richtung, und es ist auch weit ungefährlicher. Die mutmaßlichen Mündungen der verfolgten Wasserläufe liegen noch mehrere Kilometer weit ab. Diese Quellen sind zumeist, gleichwie am Karste, künstlich gestaut und ein Vordringen von ihnen aus wäre nur nach Beseitigung der Mühlenwehren möglich. Zur Forçirung der Gurkquelle wurde die Mühle an der Grotte von Obergurk vom Landesausschusse von Krain für die Dauer der Arbeiten gepachtet, und hofft man durch Tieferlegung des Quellenspiegels das Hindernis überwinden zu können, welches in einem Syphon besteht, der allem Anscheine nach nicht sehr tief ist. Auf ähnliche Weise könnte auch in den Cevennen vorgegangen werden. Sehr erwünscht wäre auch eine hydrographische Karte, in welche die neuentdeckten unterirdischen Wasserläufe eingezeichnet sind. Erst diese würde es gestatten,

zu beurteilen, welche Quellen mit den unterirdischen Wasserläufen in Verbindung stehen können.

Es giebt außer den von Herrn Martel entdeckten unterirdischen Flußläufen, deren Ursprung und Mündung unbekannt ist, in den Cevennen auch Schlundbäche, die einen mitunter mehrere Kilometer langen oberirdischen Lauf haben und welche in Höhlen verschwinden, die bis 1890 noch unerforscht waren. Selbstverständlich lockte dies den unerschrockenen Forscher, und er machte sich daran, die noch von niemand betretenen Räume zu untersuchen; weiter als 400 m vorzudringen, gelang ihm nirgends, und dies führte ihn zur Ansicht, daß diese Höhlen nur blasenförmige Quellenreservoire seien, welche durch enge Klüfte das Wasser allmählich an die entfernten tiefer liegenden Quellen in den Thalfurchen abgeben, und bestärkte ihn in der Ansicht, daß auch die Höhle von Padirac nur ein solches Reservoir sei, und deshalb keine Fortsetzung zu haben brauche. Dieser Irrtum ist insofern gefährlich, als er leicht Herrn Martel auf eine falsche Fährte lenken kann, wodurch er die weitere Verfolgung der Grotte von Padirac als hoffnungslos betrachten könnte, was durchaus nicht der Fall ist. Hat man ja doch 70 Jahre nach der Entdeckung des neuen Teiles der Adelsberger Grotte und 35 Jahre nach den Untersuchungen von Schmidt den Zusammenhang der Adelsberger und der Ottokar Grotte, sowie mehrere bedeutende Nebenhallen und Gänge gefunden. Die großen Erfolge traten erst ein, als man durch Kartographierung der Höhlenzüge und der unterirdischen Flußläufe ein einheitliches Bild gewonnen hatte. Dazu bedarf es aber jahrelanger Forschung. Jene in den Cevennen ist noch zu jung, um die Frage der unterirdischen Wasserläufe als abgeschlossen betrachten zu dürfen, und es steht noch ein weites Feld offen für neue Entdeckungen von weittragender Bedeutung.

Französische Ehrung für Adolf Schlagintweit.

Herr Eduard Blanc hatte die Pariser Geogr. Gesellschaft bei der Ausstellung in Taschkend vertreten und dann einen Abstecher nach Kaschgar gemacht an den Fuß des dort auf Betreiben des Konsuls Petrowski seitens der russischen Geogr. Gesellschaft für unsern Bruder Adolf errichteten Denkmals. In der Sitzung vom 3. April berichtete Herr Blanc über seine Reise und stellte sodann den Antrag, es wolle seitens der Gesellschaft dem Monumente eine Inschrift, ähnlich in Form und Inhalt wie die von der Petersburger Schwester-Gesellschaft gewidmete Platte eingefügt und das unvollkommene Kreuz auf seiner Spitze durch ein schön gearbeitetes eisernes Kreuz ersetzt werden. „Von weniger einsichtsvollen Zuhörern möchte ein Einwand von der Nationalität von Schlagintweit als Bayer zu erwarten sein; auch könnte Anstoß erregen, daß der Reisende bereits 1857 ermordet wurde und daß er Katholik sei. Die deutsche Regierung hatte vollständig recht, den Ruhm und das Denkmal für den Bayern Schlagintweit für das ganze Reich in Anspruch zu nehmen im Namen der deutschen Einheit; wir befinden uns in unserm besondern Fache als Geographen, wenn wir die Verdienste des Verblichenen in Anspruch nehmen für ganz Europa, ja für die ganze Welt im Namen der Wissenschaft. Noch ehe der Tod dem Reisenden ein neues Anrecht auf unsere Bewunderung gegeben hatte, wurde sein Name und der seiner Brüder auf einer der Gedenktafeln in der Eingangshalle zu unsern Sälen eingegraben, welche den hervorragendsten Reisenden gewidmet ist.

„Auf dem Schlachtfelde der Wissenschaft giebt es nicht Gegner, sondern nur Mitarbeiter. Die Kritiken der Deutschen über die Unsrigen sind durchweg streng und selbst ungerecht; wir wollen ihnen bei diesem Anlasse erwidern, wie es sich für einen Franzosen ziemt, wie es Männern der Wissenschaft ansteht und wie man es von uns als Leuten von Geschmack gewohnt ist: wir wollen einen ihrer ausgezeichnetsten Angehörigen, dessen hervorragende Arbeiten, unermüdliche Hinneigung zur Wissenschaft, große Kenntnisse und herrliche Entdeckungen der gesammten Menschheit zur Ehre gereichen und der seine Arbeiten sogar mit seinem Tode krönen mußte, die verdiente Huldigung und Bewunderung angedeihen lassen, noch ehe die Deutschen selbst zur Niederlegung einer Gedenkplatte an diesem Denkmal schritten."

Die Einsetzung eines Kreuzes wird damit gerechtfertigt, daß die Eingeborenen ein solches nicht zu schmieden verstehen und „daß Frankreich seit Jahrhunderten, getreu der Überlieferung, im Orient die glorreiche Aufgabe erfüllte, die erste und am wenigsten selbstsüchtige Beschützerin der Zivilisation und des Christentums zu sein."

Vorsitzender in dieser Sitzung war Vizeadmiral Vignes; derselbe dankte dem Berichterstatter dafür, „die Erinnerung an die herrlichen Reisen der Brüder Schlagintweit wachgerufen zu haben" und erklärte, „es soll alles geschehen, was möglich ist, um die Anträge wie gestellt zur Ausführung zu bringen".

Der Pariser Verein ist die älteste aller geographischen Gesellschaften; die Verhandlungen gereichen dem Antragsteller wie der Versammlung zu hoher Ehre und hielt ich es für meine Pflicht, der Anregung des geehrten Herrn Herausgebers dieser Zeitschrift nachzukommen und diese überaus taktvoll geführten Verhandlungen im Auszug hier bekannt zu geben. Emil Schlagintweit.

Das englisch-portugiesische Grenzabkommen.

Von H. Seidel.

Der englisch-portugiesische Grenzstreit in Afrika ist endlich als erledigt anzusehen, seit die Volksvertretung in Lissabon jüngst den Abmachungen beider Kabinette zugestimmt hat. Damit ist eine neue Verteilung des Machtbesitzes, wie der Interessensphären in Süd- und Mittelafrika zur Thatsache erhoben, und das verpflichtet uns, diese Änderung in ihren Hauptpunkten klarzulegen.

Portugal suchte von seinem früheren Eigentum naturgemäß soviel wie nur möglich zu retten, zuerst das Marutse-Mambunda-Reich im großen Sambesibogen, dann weiter östlich die Distrikte in der Umgegend von Sumbo und dann, als diese Wünsche kein Gehör fanden, ein Stück des von den Briten usurpierten Landes südöstlich vom Nyassa und östlich vom Schire. Vergebens. England ließ nur den Beweis gelten, daß Portugal „nördlich von Tete begründete Ansprüche auf größere Territorien habe, als ihm in der Note vom 20. August vorigen Jahres zugestanden seien." Sonach erhält es jetzt statt jenes schmalen Dreiecks, das zwischen dem Schire und Zambesi eingekeilt lag und durch eine Linie von der Ruomündung (in den Schire) nach Tete abgeschnitten wurde, „a large concession covering some 50000 square miles". Die neue Grenze läuft von Schiwanga am Schire in gewundener Linie bis zum Schnittpunkte des 14. Parallels mit dem Meridian 33° 30′ östl. v. Gr. Darauf biegt sie nach Südwesten um und eilt der Stelle zu, wo der 15. Breitenkreis den Loanga (oder Loangwa) kreuzt und dann diesen Fluß in der Mitte des Fahrwassers hinab nach Sumbo. Im Süden des Zambesi folgt die Grenze meist der August-Linie, d. h. sie läßt hier den 10-Meilen-Streifen südlich von Sumbo für Portugal frei und zieht sich auch ferner noch etwas gen Osten fort, worauf sie plötzlich scharf nach Südosten umspringt und den Masoë oder Mazu-Fluß in $32\frac{1}{2}°$ östl. Länge erreicht. Von dort wendet sich die Grenze zwischen $32\frac{1}{2}°$ und 33° östl. Länge stracks südlich zum Parallel $18\frac{1}{2}°$ südl. Breite und begleitet diesen westlich eine kurze Strecke lang bis an

den Sabi. Alle Länder östlich vom 33. Meridian sollen zu Portugal gehören, wohingegen westlich von 32° 30′ die britische Herrschaft beginnt. Der Spielraum von einem halben Grade ist mit Rücksicht auf die noch mangelhaften Ortsbestimmungen gewählt und besonders auch deshalb, weil Massi-Kesse [1]) an Portugal, Mutassa aber an England fallen soll. Vom Sabi streicht die Grenze schließlich auf den Limpopo zu, vor dem sie noch eine kleine westliche Ausbuchtung beschreibt.

Durch diese Abmachung wird das englische Südzambesia fast ganz von Nordzambesia und dem Nyassalande abgeschnitten. Außerdem mußte der Limpopo im Unter- und Mittellaufe den Portugiesen belassen werden, ebenso ein bedeutendes Stück von König Gungunhamas Reich, welches die South Africa Company mit Zustimmung der schwarzen Majestät bereits als ihr wohlerworbenes Eigentum angesehen hatte. Die Gesellschaft begehrt vorläufig zwar noch nicht das gesamte Königreich; sie würde sich mit dem Strich zwischen dem Sabi und Limpopo (bis zur Küste?) zufrieden geben, obschon „Gungunhamas Besitz sich thatsächlich bis an den Busi erstreckt". Darin, fürchten wir, wird die Chartered South African Company Grund zu neuen Verwickelungen finden, was schon in einem Satz der Times über diese Frage ziemlich unverblümt durchschimmert. „It is to be feared that if under the new treaty the Portuguese should attempt to bring any pressure to bear on the King mischief would result."

Über die Grenzen zwischen der englischen und der portugiesischen Interessensphäre in Zentralafrika hat die amtliche „London Gazette" bei der Protektorats-Erklärung über Nyassa-Land vom 14. Mai dieses Jahres nachstehende Angaben veröffentlicht. Die Nyassa-Distrikte umfassen alle Gebiete, welche im Osten und Süden durch die portugiesischen Besitzungen begrenzt werden, im Westen durch eine Linie, die südlich von dem Punkte beginnt, wo die portugiesische Grenze durch die im Artikel I der Berliner Kongo-Akte festgesetzte Linie der Freihandelszone geschnitten wird. Letzterer folgend, zieht sich die Grenze nördlich zu dem im selben Artikel näher bezeichneten geographischen Südrand des Kongo-Beckens fort, den sie bis zur Scheide der deutsch-englischen Interessensphäre, wie solche nach dem Abkommen vom 1. Juli 1890 niedergelegt ist, begleitet. Genauer ausgedrückt, soll die Grenze von den Katimafällen des Zambesi ihren Anfang nehmen; sie streicht dann, immer in der Mitte der Stromrinne, nördlich um das Marutse-Mambunda-Reich und trifft zuletzt auf einer durch eine beiderseitige Grenzkommission endgültig zu fixierenden Linie den südlichen Kongostaat.

Adolf Bastians neueste Reisen.

Adolf Bastian, von seiner anderthalbjährigen, im Interesse des Berliner Museums für Völkerkunde unternommenen Reise zurückgekehrt, erstattete darüber in der Junisitzung der dortigen Gesellschaft für Erdkunde Bericht. Über den Kaukasus und das Kaspische Meer gelangte er auf der transkaspischen Bahn nach Samarkand in Innerasien.

An den Bau dieser Bahn, in dem unser Forscher ein Unternehmen von außerordentlicher Tragweite sieht, knüpfte er folgende Betrachtung: In dem Vordringen der Kultur des Westens nach dem uns verschlossenen Osten vollzieht sich ein interessanter völkerpolitischer Prozeß. Einst standen hier zwei Welten streng abgegrenzt einander gegenüber, einmal die sich auf ägyptisch-assyrischer Grundlage aufbauende westliche Welt, die sich jetzt auf das Übergewicht des arisch-germanischen Stammes stützt, sodann die Kultur der mongolisch-chinesischen Welt, der turanischen Rasse. So oft im Osten die Wogen hoch gingen, sind in Kämpfen die Franken niedergeworfen worden, so in den Hunnenzügen Attilas. Gegenwärtig ist aber der Schwerpunkt nach Westen gefallen; der Widerstand des Ostens ist gelähmt, er sieht das Unvermeidliche herannahen. Durch diese Rußland im Osten gestellte Aufgabe werden alle seine Kräfte in Anspruch genommen sein; sein Hineinwachsen in Asien wird sich dauernd vollziehen. Der russische Kolonist erblickt hier seine Heimat, und der schmiegsame slawische Charakter bietet für die russischen Bestrebungen die günstige Vermittelung. Der erste entscheidende Schlag in dieser Sache fiel 1865 mit der Eroberung von Taschkend; für die damit eingeleitete Umwälzung war der Bau der transkaspischen Bahn von großer Bedeutung. Bisher ging der Weg sicher über den Norden; durch die Bahn ist plötzlich Turkestan in unmittelbare Berührung mit Europa gekommen. Dieser Bahnbau war kein wohlüberlegter Plan, man könnte ihn beinahe einen Zufall nennen, denn er wurde durch eine bessere Verproviantierung der Truppen veranlaßt.

Nachdem Bastian Taschkend, Kokan und Merw besucht, kehrte er über Vorderasien und Konstantinopel zurück, um dann über Suez sich nach Indien zu begeben. Indien, so führte unser Forscher aus, befindet sich gegenwärtig, wie die meisten Länder Süd- und Ostasiens, in einem kritischen Übergangsstadium infolge der europäischen Einflüsse. Durch den Suezkanal und den Bau von Bahnen und Telegraphen ist in diese Länder eine Menge fremdartiger Gährungsstoffe hineingetragen, und zwar so rasch und unvermittelt, daß ein allmählicher Gang von Reformen dadurch behindert wurde. Zu der Zerspaltung der Bevölkerung in nationale Parteien tritt die in religiöse und Kastenscheidungen hinzu. Dessenungeachtet sind die Inder geschichtlich nie selbständiger gewesen als heutzutage, und haben es nie besser gehabt als unter englischer Herrschaft. Durch die Klassenscheidungen sind sie vor der sozialistischen Bewegung bewahrt geblieben. Jeder Inder ist stolz auf diejenige Kaste, der er angehört, sogar der Paria; seine Weltanschauung und sein religiöser Glaube geben ihm die sichere Aussicht auf die einstige Ausgleichung alles ihm im Leben geschehenden Unrechts.

In Indien hat Bastian, überall ethnographisch forschend, Bombay, Maisur, Madura, Tandschur, Travankor, Kotschin, Mangalur, die Radschputana, Adschmir, Surat, Karatschi und Quetta in Afghanistan besucht. Letzteres erreichte er mit der Eisenbahn. Während früher auf solche Fahrten Monate hingingen, werden sie jetzt durch das ausgedehnte Eisenbahnnetz wesentlich abgekürzt. Auf die Kastenscheidung wirken die Eisenbahnen ausgleichend. Zwar hat die englische Regierung im Bahnbetrieb auf die religiösen Scheidungen Rücksicht genommen und besondere Wagen für Mohammedaner und Hindus, Brahminen und Parias eingerichtet, indessen der starke Verkehr macht die strenge Durchführung solcher Maßregeln oft unmöglich, und so kommt es vor, daß neben einem Paria ein Brahmine zu sitzen kommt, obwohl die religiöse Satzung letzterem vorschreibt, daß er sich von ersterem 69 Schritte entfernt halten muß.

Bastian hat noch das Sulaimangebirge und Ceylon besucht und ist dann nach Australien gegangen, das er auch infolge des europäischen Einflusses in völliger Umwälzung begriffen fand. Über Algerien und Südfrankreich kehrte er zurück.

Alte römische und sächsische Bergwerke in Bosnien.

Von Fried. S. Krauß.

Nach der Besitznahme Bosniens und des Herzögischen durch Österreich-Ungarn bildete sich in Wien eine Aktiengesellschaft zur Ausbeutung der alten und Schaffung neuer Berg-

[1]) „At Massi Kessé, a small patch is left to Portugal in the plateau where her officials can take refuge from the unhealthy plains." — Wie human!

werke im Okkupationsgebiet. Seit vier oder fünf Jahren hat das Finanzministerium das Geschäft von der Gesellschaft übernommen. Die Hoffnungen auf Funde neuer Adern von Edelmetall sind bisher nur in bescheidenem Maße in Erfüllung gegangen. Einen Gewinn hat man jedenfalls zu verzeichnen, daß nämlich endlich Klarheit über die Art des Gewerkbetriebes in älteren Zeiten gewonnen wurde. Einer der verdienstlichsten und tüchtigsten, und wie ich aus eigener Erfahrung hinzufügen darf, liebenswürdigsten bosnischen Bergwerksbeamten ist Herr Ludwig Pogatschnigg in Srebrnica, der nun seit etwa acht Jahren in einer schwer zugänglichen Wildnis kahler düsterer Berge die Grabungen leitet.

Seinen Mitteilungen im Glasnik zem. muzeja, Sarajevo II, S. 125 ff. entnehmen wir folgende Angaben. Bei Srebrnica (am linken Drinaufer) neben dem Flüßchen Križevica und dem Bache Čičevac giebt es eine ganze Reihe alter Schlackenhaufen. Auf dem Wege von Ljubovije nach Srebrnica befindet sich beim Han Soločuša ein riesiger Schlackenhaufen und ein zweiter bei der serbischen Kirche. An diesen Orten waren offenbar in alter Zeit Schmelzstätten, zu welchen man das Gestein aus den Gruben der südwestlichen Seite des Kvarac-Gebirges ober Vitlović herholte. Bei Čičevac hat Pogatschnigg im Jahre 1885 die Fundamente der alten Schmelzstätte bloßgelegt. Dort stand das römische Municipium Domavia und späterhin arbeiteten hier sächsische Bergleute im venezianischen Solde.

In den römischen Bergwerken, welche die Erzadern des nordöstlichen Abhanges des Kvarac durchziehen, sind die Eingänge so groß, daß Wagen einfahren und die Erze herausfahren konnten. Ein solcher Stollen ist die Kovačica, der 3 m hoch und 2,5 m breit ist und in seinem Bau eine große Regelmäßigkeit und Sorgfalt zeigt. Alle diese Erzgruben waren mit Straßen verbunden, die zur Schmelzstätte nach Čičevac führten. Über die breiten Tiefen waren Brücken gebaut, deren Pfeiler noch zu sehen sind. Es stehen noch zum Teil ganz unversehrte Mauern da. Nach den wertvollen Funden in den Ruinen ist man berechtigt zu schließen, daß zur Römerzeit dort ein bedeutender Wohlstand geherrscht haben müsse.

Der mittelalterliche Bergwerkbetrieb weist insofern einen Fortschritt auf, als die Stollen nur niedrig sind, so daß man nur in gebückter Haltung schreiten und stellenweise sich kaum durchzwängen kann. Die Schmelzstellen waren von einfachster Art. Ziegel und behauene Steine scheinen gar nicht angewendet worden zu sein. Die Nachgrabungen auf der Schlackenstelle in Čičevac ergaben bloß einige irdene Scherben, einige Holznägel und einen hölzernen Rechen. Darin liegt ein Beweis für große Armut der damaligen sächsischen Bergwerksleute, die um ihr kümmerliches Dasein kämpften. Die Ragusaer Kaufleute gaben ihnen für die Erze bloß Nahrungsmittel. Es scheint, daß es im Mittelalter keine eigentliche Hauptschmelzstätte dort gab, sondern daß man vielmehr die herausgeförderten Erze gerade schmolz, wo sich ein geeigneter Platz fand. Nichts berechtigt uns aber zur Annahme, daß in dieser Gegend vor der römischen Herrschaft Bergbau betrieben worden sei. Auch scheint es, daß der Ort Srebrnica (Silberstadt) erst im Mittelalter entstanden sei.

Bücherschau.

Prof. Dr. H. Nabert, Karte der Verbreitung der Deutschen in Europa. Nach österreichischen, russischen, preußischen, sächsischen, schweizerischen und belgischen amtlichen Quellen, Reiseberichten des Dr. Lotz u. a., sowie nach eigenen Untersuchungen in den Jahren 1884 bis 1887 im Auftrage des deutschen Schulvereins und unter Mitwirkung von R. Böckh. Maßstab 1:925000. Glogau, C. Flemming (1891). In 8 Sektionen à *M.* 3.

Amtlich gab es in Frankreich nur Franzosen, und die nichtfranzösischen Sprachen des Landes hatten keine amtliche Geltung; daher wurde weder vom Königreiche, noch dem Kaisertum, noch der Republik die nichtfranzösische Bevölkerung des Landes gezählt und festgestellt. Vor einem halben Jahrhundert wußte man wohl, daß in Elsaß und Lothringen noch Deutsch geredet wurde, wie weit sich dasselbe aber erstreckte, wie die Sprachgrenze verlief, darüber hatte man keine genaue Kunde. Da unternahm es der Braunschweiger H. Nabert, diesem Mangel abzuhelfen und er beging einen großen Teil der Sprachgrenze. Seine fleißige und mühevolle Arbeit, die H. Berghaus in seinem physikalischen Atlas 1852 veröffentlichte, blieb die Grundlage aller späteren Darstellungen der deutsch-französischen Sprachgrenze, bis die Wiedergewinnung der deutschen Reichslande 1871 amtliche Aufnahmen behufs Feststellung der Sprachverhältnisse der einzelnen Gemeinden ermöglichte. Unermüdlich hat Prof. Nabert, der im Mai 1890 starb, seitdem auf dem betretenen Gebiete weiter geforscht, wenn er auch wenig an die Öffentlichkeit trat. Aber die Frucht seiner rastlosen Arbeit hat er uns in der hier angezeigten Karte hinterlassen, deren erste Sektion vorliegt.

Diese Arbeit erscheint gleichsam wie eine Übertragung von R. Böckhs ausgezeichnetem Werke „Der Deutschen Volkszahl und Sprachgebiet in den europäischen Staaten" (Berl. 1869) in das Kartenbild, fortgeführt und ergänzt bis auf die Gegenwart und mit den neuesten Ergebnissen wissenschaftlicher Forschung bereichert. Sie reicht vom Asowschen Meere im Osten bis zur Straße von Dover im Westen, von Jütland im Norden bis Oberitalien im Süden. Sie ist deutlich und sauber in Lithographie nach Art der Wandkarten ausgeführt und in 20 Farbentönen gedruckt, welche die Deutschen (in drei Tönen: Hochdeutsche, Niederdeutsche und Niederdeutsche mit eigener Schriftsprache) nebst ihren Nachbarn zur Anschauung bringen. Somit erhalten wir eine Gesamtübersicht über die Wohnsitze der Deutschen in Europa, über das zusammenhängende Sprachgebiet und über die Ausbreitung der deutschen Sprachinseln nach Osten und Südosten hin; es ist ein Bild, aus dem sich ein gutes Stück deutscher Kulturgeschichte ablesen läßt, das uns aber auch die Verluste zeigt, welche die deutschen Ansiedelungen durch Entfremdung von ihrem Volkstum erlitten haben.

Die vorliegende Sektion 2 bringt den Nordosten Deutschlands bis Memel und einen Teil Polens sowie Böhmens. Die gewählten Farben treten gut und kräftig hervor und Gelb, für die Deutschen, springt, namentlich in den Sprachinseln, herrschend hervor, somit dem Zwecke der Karte gut dienend. Für Rußland sind die Juden, die dort noch eine völlig abgeschlossene Nationalität bilden mit einer besonderen Farbe ausgezeichnet. Diese Darstellung scheint der großen Rittichschen ethnographischen Karte von Rußland entnommen zu sein, mit welcher Nabert ganz übereinstimmt. Die Abgrenzung der Polen und Deutschen in Preußen stimmt im wesentlichen überein mit der Böckhschen „Sprachkarte vom Preußischen Staate" (1861), die schon deshalb als Grundlage dienen mußte, weil seit 1864 in Preußen keine Aufnahmen der Nationalitäten stattfanden und zur Berechnung derselben man sich an die Sprache der Schulkinder halten mußte, die mehrmals erfolgte. Weit über Russisch-Polen hin erstrecken sich deutsche Kolonisten, oft in breiten Sprachinseln. Doch glaube ich, daß hier des guten oft zu viel gethan ist; denn wenn auch diese zum Teil alten Ansiedelungen der Deutschen in Polen nicht zu unterschätzen sind, so sind dieselben doch sehr häufig mit Polen gemischt, was bei der Darstellungsweise nicht zum Ausdruck gelangt. Überhaupt stellt sich die Sprachgrenze im Osten nicht überall so reinlich dar, wie die Nabertsche Karte sie uns zeigt. Es sind da vielfache Mischungen vorhanden, die nicht berücksichtigt wurden. Indessen will ich gern zugestehen, daß entsprechend dem Charakter der Karte, die mehr als Wandkarte gedacht ist, dieses vermieden werden mußte, um die Klarheit des Bildes zu erhalten. Es ist da der Grundsatz maßgebend gewesen, daß die Mehrheit einer Nationalität in der Farbe zum Ausdruck gelangte. Auf die Besprechung des in diese Sektion fallenden Teiles von Böhmen will ich zurückkommen, wenn die übrigen Teile Österreich-Ungarns vorliegen.

Die Sektion giebt uns auch die Südgrenze der niederdeutschen Sprache gegenüber der oberdeutschen in ihrem östlichen Teile vom Harze bis zur polnischen Sprachgrenze und hier sind einige kritische Bemerkungen am Platze. Aschersleben liegt nicht

mehr im niederdeutschen, sondern jetzt im mitteldeutschen Sprachgebiete (Haushalter); an der Mündung der Saale in die Elbe greift das Niederdeutsche noch mit einigen Dörfern auf das rechte Saaleufer über (Kirchhoff), läuft also nicht entlang dem Flusse. Bedenklich erscheint aber die Abgrenzung in der Mittelmark und Niederlausitz, wo sicher dem Niederdeutschen ein zu großer Raum zugewiesen ist. Wenn auch, wohl mit Recht, die Arbeit von Haushalter über die niederdeutsche Sprachgrenze östlich der Elbe (Halle 1886), was die Umgebung von Berlin betrifft, nicht als stichhaltig anzusehen ist, so steht doch fest, daß da, wo in den letzten Jahrhunderten seit der Reformation die Wenden germanisiert wurden, diese nicht die niederdeutsche, sondern die hochdeutsche Sprache annahmen. Diese germanisierten Wenden wohnen bis über Beeskow-Storkow nördlich, und bis Teupitz westlich, wo überall noch das falsch anlautende h erklingt, (Hund statt und, 'ammel statt Hammel) und niederdeutsche Kolonisten nur in spärlicher Anzahl vorhanden sind. Das Land Sternberg zwischen Warthe und Oder büßte schon im 15. Jahrhundert die niederdeutsche Sprache ein; der Kreis Lebus war überhaupt zweifelhaft niederdeutsch und so auch Frankfurt a. O. Keinenfalls sind sie es heute, und danach wäre bei Nabert die Sprachgrenze des Niederdeutschen gegen das Hochdeutsche zu berichtigen. Eine Linie Dahme, Baruth, Zossen, Köpenik, Müncheberg, Küstrin dürfte annähernd richtig sein. Doch liegen hier leider keine eingehenden Aufnahmen vor und Haushalters Erkundigungen genügen nicht.

Richard Andree.

Dr. H. Pröscholdt, Der Thüringerwald und seine nächste Umgebung (Forschungen zur deutschen Landes- und Volkskunde, Bd. V, Heft 6). 51 S. Stuttgart, J. Engelhorn, 1891.

Es ist mit Dank zu begrüßen, daß einer von den Geologen, welche den Thüringerwald und seine Umgebung seit einer Reihe von Jahren aufnehmen, auch für weitere Kreise die geologischen Verhältnisse und die Entstehungsgeschichte dieses schönen Gebirges dargestellt hat, da naturgemäß die Fachlitteratur, besonders in den von der Geologischen Landesanstalt herausgegebenen Schriften, die Jahrbücher, Abhandlungen und Erläuterungen zu den einzelnen geologischen Blättern, auf einen bestimmten Leserkreis beschränkt bleiben.

Der Verfasser hat es verstanden, ein klares, anschauliches Bild von dem Bau und der Entstehung des Thüringerwaldes zu entwerfen, indem er die eigenen Beobachtungen wie das massenhaft angehäufte Material zahlreicher andrer Beobachter in knappen Zügen zusammengefaßt [1]).

Ein kurzes einleitendes Kapitel ist der Begrenzung und der Orometrie gewidmet. Bei der folgenden Übersicht der geologischen Formationen ist naturgemäß das südöstliche Schiefergebirge mit Schichten vom Kambrium bis Karbon aufwärts für sich behandelt; es folgt der mittlere und nordwestliche Teil des Gebirges, welcher sich, abgesehen von einigen untergeordneten archäischen Gebieten, hauptsächlich aus den Schichten des Rotliegenden und den zahlreichen gleichzeitigen Eruptivgesteinen (besonders Porphyren) aufbaut; viel untergeordneter tritt das jüngere Karbon auf. Der dritte Abschnitt behandelt die Hauptphasen der Entwickelung. Das südöstliche war ein Teil der paläozoischen „mitteldeutschen Alpen“, welcher sich in der Karbonzeit und zwar in der Richtung von Südwest nach Nordost emporwölbte, dann aber der Abtragung anheimfiel und vom Zechsteinmeer zu einer schräg aufsteigenden Abrasionsfläche abgehobelt wurde; auf letzterer lagerten sich dann in langen Zeiträumen die Schichten des Zechsteins, der Trias, des Jura, vielleicht auch der Kreide ab und bedeckten die Reste des paläozoischen Faltengebirges in einer Mächtigkeit von weit über 1000 m.

In der Kreidezeit wurde Thüringen Festland, an welchem das Wasser abermals seine nivellierende Thätigkeit ausübte. In der Tertiärzeit lagerte sich über Thüringen eine oligocäne Braunkohlenbildung ab. Nunmehr treten gewaltige Druckkräfte in Thätigkeit und führten zu zahlreichen Spalten, an welchen sich die Schichten vertikal verschoben. Dieselben traten hauptsächlich in der Richtung von Nordwest nach Südost (in „hercynischer Richtung“) auf. Der Thüringerwald blieb nunmehr als Horst stehen und ist thatsächlich fast allenthalben durch Schichtenstörungen von seinen Vorlanden getrennt. Durch das Absinken seiner Vorlande trat im Thüringerwald ein Stück der ehemaligen mitteldeutschen Alpen zu Tage, zunächst aber noch überlagert von einer mächtigen Decke der Zechstein- und Triasschichten, welche seitdem bis auf verschwindende, durch besondere Umstände geschützte Reste weggeführt wurden. Die gewaltigen Beträge der Erosion im Gebirge wie in dessen Vorlanden werden nun eingehender dargelegt, ebenso die Vorgänge des jüngsten geologischen Zeitalters und das Fortwirken der gebirgsbildenden Kräfte bis zur Gegenwart besprochen.

Den Einwirkungen dieser Kräfte auf die einzelnen Gesteinsschichten ist der vierte Abschnitt gewidmet und hier auch die schließliche Ausgestaltung der heutigen Reliefformen erörtert. Verfasser geht dann im Schlußkapitel noch auf die Entwickelung der hydrographischen Verhältnisse des Thüringerwaldes näher ein und kommt dabei auch auf die Entstehung der größern Ströme im Vorland, speziell der Saale und Werra, zu sprechen. Manche seiner Ausführungen, namentlich hinsichtlich der Werra, dürften auf Widerspruch stoßen, da Verf. den von Penck, Philippson, Jäschke ausgesprochenen Ansichten entgegentritt; mit der Zeit dürften aber auch diese schwierigen Fragen mit der weiter voranschreitenden Detailforschung mehr und mehr sich klären. Dazu werden die hier niedergelegten Entwickelungen ebenfalls beitragen. Sie sind ganz dazu angethan, das Interesse für unsre heimatlichen Gebirge zu beleben und zu weiteren Forschungen anzuregen.

Der Titel dieser Studie durfte enger gefaßt werden, da ja in derselben nur der Gebirgsbau behandelt wurde, während klimatische, biologische und anthropogeographische Verhältnisse nicht berücksichtigt sind.

Jena. Fr. Regel.

[1]) Da eine Spezialkarte nicht beigefügt ist, so wird vielen Lesern die einzige, auf modernem Standpunkt stehende geologische Übersichtskarte des Gebirges in Meyers Konversationslexikon, 4. Aufl., Bd. XV (von Beyschlag), gute Dienste leisten.

A. Rothpletz, Das Karwendelgebirge (Zeitschr. d. Deutschen und Österr. Alpenvereins. Geolog. Karte 1:50000; Erläuterungen 75 S., mit 9 Tafeln und 29 Figuren im Text. München 1888 u. 1889).

Das Karwendelgebirge, das eigentlichste Quellgebiet der Isar, im Westen und Norden vom Isarthal selbst, im Osten vom Achenthal, im Süden vom Innthal begrenzt, ein Stück der östlich im österreichisch-bayerischen Grenzgebiete liegenden Kalkalpen bildend, wurde auf Veranlassung und mit Unterstützung des deutschen und österreichischen Alpenvereins geologisch vom Verf. aufgenommen. Demselben leisteten Beihilfe: Clark, Fraas, Geyer, Jäkel, Reis und Schäfer. Eingehende topographische Revisionen, besonders Eintragung von Höhenlinien auf bayerischer Seite, wurden von Bischof ausgeführt. Das Gebiet setzt sich aus vier langen ostweststreichenden Bergketten, der hinteren Karwendelkette, der Gleierschkette, der vorderen Karwendelkette und dem Karwendelgebirge zusammen. In der ersteren, der bei weitem größten, ist eine auch sonst im übrigen Gebiete mehrfach wiederkehrende topographische Eigentümlichkeit besonders scharf ausgeprägt, nämlich die Ausbildung von Seitenkämmen rechts und links von der Kammlinie, welche durch tiefe zirkusartige, auswärts in schmale Klammen sich öffnende Kare getrennt sind. Tiefe Längsthäler trennen die vier Hauptketten, doch biegen sie merkwürdigerweise in ihren oberen Enden mehrfach in Querthäler um. Gletscher und Firnfelder fehlen dem Gebiete, daher sind die aufragenden Gesteinsmassen meist wasserarm, um so ergiebiger ihr mit Schuttmassen bedeckter Fuß; in den mit thonigen Zwischenschichten versehenen Raibler, Kössener und Neokomschichten stellen sich auch Schichtquellen ein, von denen 19 in Höhen von 1150 bis 1750 m gemessen 2,5 bis 6° C. Wärme ergaben. Das Gebiet setzt sich aus Trias (Werfenerschichten), Myophorienschichten, Muschelkalk, Partnachschichten, Wettersteinkalk, Raiblerschichten, Hauptdolomit, Plattenkalk, Kössenerschichten (Dachsteinkalk), Jura (Lias, Malm), Kreide (Neokom) und Diluvium zusammen. Die Tektonik erwies sich bei weitem mannigfaltiger, als man bisher anzunehmen geneigt war, und zwar deswegen, weil sie nicht allein durch die am Schluß der Tertiärzeit allgemein sich vollziehende Auffaltung des Alpengebirges bedingt war, sondern auch durch vielfache ältere Tafelbrüche der noch nicht aufgefalteten Sedimente. Denkt man sich hierzu noch in dem präalpin dislozierten Gebiete energische Erosionswirkungen, so wird es klar, daß bei nachfolgender Auffaltung nicht die aus andern alpinen Gebieten bekannten schematisch einfachen Sättel- und Muldenbildungen entstehen konnten. — In wissenschaftlicher und technischer Hinsicht ist vorliegende Publikation eine überaus beachtenswerte Leistung. Diese veranlaßt zu haben, ist für den deutschen und österreichischen Alpenverein um so verdienstlicher, als es geologische Spezialkarten im Maßstabe von 1:50000 in den östlichen Alpen bisher nur sehr wenige giebt.

A. Sauer.

Aus allen Erdteilen.

— Über die Verbreitung von Märchen und Erzählungen unter den Eingebornen Nordamerikas hat Franz Boas eine belangreiche Abhandlung veröffentlicht. Dieses fand in Amerika ganz ähnlich statt wie in der Alten Welt, z. B. von Indien nach Europa. Freilich auf Grund litterarischer Quellen, wie bei uns, ist die Verbreitung dort nicht nachweisbar und wir kennen nur die Volksmärchen der heutigen Stämme. Daraus ergiebt sich, daß nur der Vergleich des gegenwärtig vorhandenen Stoffes uns zu Schlüssen über die Verbreitung führen kann. Doch hier taucht wieder die Schwierigkeit auf, daß solche Märchen auch, wie wir wissen, unabhängig voneinander entstanden sein können. So ist z. B. sicher die Geschichte vom Manne, der den Fisch verschlingt, trotz dieses charakteristischen Zuges eine unabhängig bei verschiedenen Völkern entstandene, schon deshalb, weil die Sache eine ganz einfache, natürliche ist. Jonas wird vom Walfisch verschlungen, unser Däumling von der Kuh, der Menaboschu der Rothäute vom Fisch, ein indischer Prinz vom Fisch u. s. w. Findet sich aber eine Kombination verschiedener Elemente in verschiedenen Gegenden, so darf man auf Entlehnung schließen. Wie hier nun die Kritik zu verfahren hat, zeigt uns Professor Boas an verschiedenen Beispielen. Namentlich haben die Eskimos mit den Indianern an der Küste des Stillen Weltmeeres viele gemeinsame Erzählungen und es bestehen auch solche Übereinstimmungen zwischen den Algonquinstämmen (im Osten) mit denen der Indianer an der Westküste, die, wie ihre Elemente beweisen, nur aus einer Quelle stammen können.

Noch weiter greift Boas aus, durch Vergleich mancher Erzählungen der Alten mit jenen der Neuen Welt. Die identische Geschichte vom Menschenfresser, welcher Kinder verfolgte und die Castrén bei den Samojeden fand, ist mit überraschenden Einzelheiten nach Boas an der nordpazifischen Küste Amerikas bekannt. Desgleichen finden sich hier Erzählungen der Ainos (Nordjapan) und von den Pelauinseln wieder. Für Folkloristen ist die Abhandlung des Prof. Boas von Wichtigkeit. A.

— Die englische Mission in Uganda. Bischof Tucker von der Church Missionary Society hat eine Inspektionsreise nach dem vielbesprochenen Uganda unternommen, wo er am 27. Dezember 1890 eintraf. Die Reise über den Viktoriasee von Usambiro aus hatte 23 Tage gedauert. Schon am Tage nach seiner Ankunft predigte er vor 1000 evangelischen Christen, von denen aber viele, aus Furcht vor einem Überfall durch die katholische Partei, mit Flinten bewaffnet waren. Unter den Zuhörern befand sich der Katikiro, der höchste Würdenträger des Staates. Der König, bei dem Tucker seinen Besuch abstattete, machte auf ihn keinen günstigen Eindruck, auch war er unzufrieden, weil Tuckers Geschenke durch ein Versehen in Usambiro zurückgeblieben waren. Hauptsächlich ließ es sich Tucker angelegen sein, die Streitigkeiten zwischen den beiden christlichen Parteien beizulegen. Französisch und katholisch, englisch und protestantisch gelten als gleich und der erbitterte Streit hat politischen Beigeschmack. Da aber Uganda jetzt zur englischen Interessensphäre gehört, so hofft Tucker auf Beilegung durch den englischen Kommissar (damals Kapitän Lugard). Sein Hauptaugenmerk richtete er auf die Erziehung eingeborner Lehrer (Prediger), von denen er eine Anzahl weihte. „Die Waganda sind als Lehrer sehr geschickt.“ Bischof Tucker sieht alles im günstigsten Lichte und betont die Opferwilligkeit der Eingebornen, welche unentgeltlich Häuser für die Missionare bauten. Mit dem Vorstande der katholischen Mission, Père Brard, hatte Tucker eine Zusammenkunft, in welcher die Grundlagen für einen Ausgleich zwischen beiden Parteien angenommen wurden. Die englische Mission wird auch jetzt auf das durch Peters bekannt gewordene Nachbarland Usoga ausgedehnt. Am 22. Januar 1891 verließ Tucker Uganda wieder. (Nach dem „Church. Miss. Intell.“, Mai 1891.)

— Die Goldgräber in Matebeleland. Die große englische Expedition von 700 Menschen, welche im verflossenen Jahre nach dem Matebelelande im Norden von Transvaal zog, hofft dort gute Ergebnisse zu erlangen. Der Geistliche, welcher dieselbe begleitete, F. H. Surridge, hielt darüber kürzlich einen Vortrag im Royal-Colonial-Institute. Danach wird die Umgebung der Hartley-Berge (vergl. die Karte in den Proc. Geogr. Soc., Februar 1891) als besonders goldreich geschildert. Die besten Quarzgoldriffe liegen an der Vereinigung des Umfuli und Simbo, wo bereits 2000 „Claims“ ausgeteilt sind. Etwa 160 km nordöstlich davon befinden sich die Mazoe-Goldfelder, welche auch gute Ergebnisse versprechen. Überall trifft man auf alte Goldbergwerke. Das Waschen des Goldes in den Strömen ist bisher nicht sehr lohnend gewesen. Die Maschona, von Natur ein fleißiges Volk, erweisen sich als sehr nützlich bei den Arbeiten. Surridge hofft, daß bald ein großer christlicher Staat in Matebele- und Maschonaland sich bilden werde.

— Die größten Tiefen im Mittelmeere sind nach einer von einer Karte begleiteten Mitteilung G. Coras im Kosmos 1891 vom italienischen Dampfer Washington im Jonischen Meere gelotet worden. Zwischen 35° 39′ und 36° 56′ nördl. Breite unter 18° 18′ bis 18° 38′ östl. Länge findet sich hier eine Tiefenzone von durchschnittlich 4000 m Tiefe. Der tiefste Punkt befindet sich unter 35° 52′ 25″ nördl. Breite und 18° 18′ 30″ östl. Länge mit 4067 m. Der Boden ist äußerst schlammig. Cora schlägt für dieses Gebiet nach dem Leiter der Sondierungen, dem Kontreadmiral Magnaghi, den Namen „Abisso Magnaghi“ vor. Eine Erforschung dieser Einsenkung mit dem Schleppnetz wäre von der allergrößten Wichtigkeit, da sie durch die flacheren Teile des Mittelmeeres und die Schwelle von Gibraltar von dem Tiefwasser des Ozeans getrennt, jedenfalls eine ganz eigentümliche Fauna hat und vielleicht noch manche Relikten aus der Tertiärzeit beherbergt.

— War der vorgeschichtliche Mensch linkshandig? Diese Frage hat Gabriel de Mortillet in der Pariser anthropologischen Gesellschaft am 3. Juni zu beantworten gesucht. Er stützt sich dabei auf die vorgeschichtlichen Schaber und Geräte in den Sammlungen, die er unter dem erwähnten Fragepunkte untersuchte und an denen er unter 354 untersuchten Stücken nachzuweisen sucht, daß 197 für den Gebrauch der linken und nur 105 für den Gebrauch der rechten Hand eingerichtet waren, während bei 52 sich eine Entscheidung über die Frage nicht treffen ließ. Danach schließt er, daß in vorgeschichtlicher Zeit mehr die linke als die rechte Hand benutzende Menschen lebten. Übrigens warnt Mortillet selbst vor zu hastiger Verallgemeinerung seiner Beantwortung der Frage und fordert zu weiterer Prüfung auf. Würde sich seine Lösung bestätigen, so wäre dann weiter zu forschen, wie aus den linkshandigen rechtshandige Menschen wurden.

Herausgeber: Dr. R. Andree in Heidelberg, Leopoldstraße 27. Druck von Friedrich Vieweg und Sohn in Braunschweig.

Bd. LX. — Globus. — Nr. 4.

Illustrierte Zeitschrift für Länder- und Völkerkunde.

Begründet 1862 von Karl Andree.

Herausgegeben von Richard Andree.

Druck und Verlag von Friedrich Vieweg & Sohn.

Braunschweig. Jährlich 2 Bände in 24 Nummern. Durch alle Buchhandlungen und Postanstalten zum Preise von 12 Mark für den Band zu beziehen. 1891.

Das Gräberfeld von Reichenhall in Bayern.

Von Dr. M. Weigel, Assistent am Museum für Völkerkunde. Berlin.

Das Königl. Museum für Völkerkunde in Berlin ist vor kurzem durch eine großartige Sammlung bereichert worden, welche in archäologischer und kulturhistorischer Beziehung von ganz hervorragendem Werte ist.

Herr M. v. Chlingensperg-Berg in Reichenhall hatte im Jahre 1884, gelegentlich eines Ausfluges in der Nähe der Stadt, ganz zufällig an dem Abhange des Kirchberges, an einem durch Abbau entstandenen Bergeinschnitt eine Anzahl von muldenartigen Lehmgruben und die Reste menschlicher Gebeine entdeckt und war infolgedessen auf die Vermutung gekommen, daß sich hier eine Nekropole aus alter Zeit befände.

Der Besitzer des Grundstücks versicherte zwar, daß hier die im Anfange dieses Jahrhunderts, gelegentlich der blutigen Kämpfe zwischen den Bayern und Tirolern, erschlagenen Krieger bestattet seien, aber Herr v. Chlingensperg schenkte dieser Tradition keinen Glauben, da der schlechte Erhaltungszustand und das Aussehen der Knochen, sowie das Vorkommen von Metallbeigaben, von dem ihm erzählt wurde, auf ein bei weitem größeres Alter hinwiesen. Er nahm eine genaue Untersuchung der Lokalität vor und seine Vermutung wurde in glänzender Weise bestätigt. Im Laufe von fünf Jahren, von 1884 bis 1888, gelang es ihm, ein großes, umfangreiches Gräberfeld aufzudecken, dessen Schätze zu den großartigsten gehören, welche bisher aus dieser Periode unsrer deutschen Vorzeit erhalten sind. Und die außerordentlich sorgfältige Art der Ausgrabung, die peinliche Akkuratesse, mit der jedes Grab und jeder Fund gesondert und aufgezeichnet ist, verleiht dieser Sammlung ihren einzig dastehenden Wert in wissenschaftlicher Beziehung.

Die Funde sind von dem Entdecker selbst in einem sehr splendiden und mit vorzüglichen Photographieen ausgestatteten Werk publiziert [1]), und wurden dann durch Vermittelung von Herrn Prof. A. v. Heyden und Herrn Direktor Dr. A. Voß von Sr. M. Kaiser Wilhelm II. angekauft, um jetzt als kaiserliches Geschenk in der Reichshauptstadt in der prähistorischen Abteilung des Königlichen Museums für Völkerkunde eine würdige Aufstellung zu finden.

Die ganze Umgegend von Reichenhall, dessen außerordentlich reiche Salzquellen schon Jahrhunderte vor unsrer Zeitrechnung von den Kelten, dann später von Germanen und Römern ausgebeutet wurden, ist reich an Altertümern der verschiedensten Kulturperioden. Auch die älteren Funde, die nicht speziell zu dem großen Gräberfelde und der Kaisersammlung gehören, aber in der Umgegend der Stadt gefunden wurden, sind in dem erwähnten Werk publiziert worden. Die Armspirale (Tafel I, Fig. 4), die Schaftlappen-Zelte (Tafel I und II), sowie das Bronzeschwert von echt ungarischem Typus weisen auf die ältesten Perioden der Metallzeit hin und dürften wohl noch älter sein, als das nicht allzuweit entfernte berühmte Hallstätter Gräberfeld. Die beiden Ringe (Tafel III) zeigen La Tène-Charakter, und die römischen Skulpturen und Inschriftsteine gehören der Kaiserzeit an. Das große Gräberfeld selbst wird von Herrn v. Chlingensperg vom Anfang des 6. Jahrhunderts bis zum Ende des 7. bezw. Anfang des 8. Jahrhunderts gesetzt. Wir werden uns jedoch am Schlusse noch eingehender mit der Chronologie in dieser Lokalität zu befassen haben.

Es herrscht, mit einer Ausnahme, wo der Entdecker partiellen Leichenbrand annimmt — ob mit Recht oder nicht, wage ich nicht zu entscheiden —, durchweg Leichenbestattung, die nach der Zeit der Völkerwanderungen bei allen germanischen Stämmen, mit Ausnahme der Sachsen und Thüringer, Regel war. Die Fundstelle fällt somit in die Kategorie der sogenannten Reihengräberfelder, obgleich hier die Gräber nicht in regelmäßigen Reihen aneinander geordnet, sondern oft recht unregelmäßig nach verschiedenen Richtungen orientiert sind. Die Zahl der sämtlichen von Herrn v. Chlingensperg untersuchten Gräber beträgt 525, 184 Männer-, 204 Frauen- und 132 Kindergräber. Durch frühere Grabungen und Verwüstungen schien aber bereits ein sehr

[1]) Max v. Chlingensperg-Berg, Das Gräberfeld von Reichenhall in Oberbayern. Geöffnet, untersucht und beschrieben. Reichenhall 1890. Bühler. 4°. V, 164 S. Mit einer Karte und 40 Farbentafeln in unveränderlichen Lichtkupferdrucken auf Crayonpapier. 40 Mk.

großer Teil, vielleicht sogar der größere des ganzen Feldes zerstört worden zu sein, so daß möglicherweise früher vielleicht die doppelte Zahl von Gräbern vorhanden gewesen ist. Es kommen Einzelgräber vor, gemeinsame Bestattungen von zwei, drei und vier Personen, dann Erbbegräbnisse mit einer größeren Zahl von Familienmitgliedern verschiedenen Alters und Geschlechts und schließlich Nachbestattungen, d. h. zufällige Anlegung von spätern Gräbern auf der Stelle von alten Grabanlagen, so daß diese letzteren oft mehr oder weniger zerstört sind. Dadurch läßt es sich auch am leichtesten erklären, daß die halb zerstörten Gebeine verschiedener Skelette so oft ohne Ordnung wüst durcheinander lagen und daß sehr häufig die ältern Gräber bei Anlegung der neuen alles kostbaren Inventars beraubt wurden, was Herr v. Chlingensperg oft ganz sicher zu erkennen glaubte.

Die Situation der Skelette war in der Regel eine gestreckte Rückenlage, wie es in dieser spätgermanischen Zeit üblich ist, im Gegensatze zu der Bestattungsweise in der neolithischen Zeit, wo die Toten meist auf der Seite und fast immer mit zusammengezogenen Beinen bestattet sind. Einige zufällige Ausnahmen auf dem Reichenhaller Felde, wo z. B. ein Skelett wie in roher Weise einfach in die Gruft hineingeworfen erscheint, sind nicht von Belang.

Von dem bei weitem größten Interesse bei diesen aufgedeckten Gräbern sind natürlich die zahlreichen Beigaben, mit denen die meisten Skelette mehr oder minder ausgestattet waren, denn sie entrollen vor uns ein klares Bild von der Kultur, von den Sitten und Gebräuchen der damaligen Zeit und geben uns, so weit es möglich ist, einen Anhalt für eine genaue chronologische Bestimmung.

In vollständiger Gewandung, wie sich aus den zahlreichen Abdrücken von Geweben im Rost der Eisensachen konstatieren läßt, auf einer weißen Kiesunterlage und dann mit Holzbrettern bedeckt, wurden die Toten reihenweise ziemlich dicht nebeneinander zur Erde bestattet. Dem vornehmen Krieger lag das lange zweischneidige Schwert, die Spata, an der linken, das kurze einschneidige, der Skramasax, an der rechten Seite, daneben gelegentlich eine eiserne Lanzen-

Schnalle. (Von Tafel XXVI.)

Große Schnalle, $1/2$ natürl. Größe. (Von Tafel XXVII.)

Riemenbeschlag. (Von Tafel XXXI.)

Beschlag. (Von Tafel XXXV.)

spitze oder ein Messer; eine eiserne Schere und ein Kamm von Knochen, als Zeichen des freien Mannes, der mit lang herunterwallendem Haar daher stolzierte, lagen unter dem Kopf, und Schnalle und kostbare Riemenbeschläge auf Leib oder Brust, wo sie am Gürtel oder an sonstigen Riemen befestigt waren. Viele Gräber enthalten natürlich auch bedeutend weniger, zwei oder drei Gegenstände, etwa ein Schwert, ein Messer, eine Schnalle, einen Feuerstahl mit dazugehörigem Feuerstein, irgend einen Riemenbeschlag oder dergl. Manche Gräber, vielleicht die der Ärmeren, zeigen auch gar keine Beigaben.

Die Frauengräber zeigen hauptsächlich Schmuckgegenstände und unter diesen spielen vor allem die Halsketten von bunten Glasperlen eine Hauptrolle, die in keinem besser ausgestatteten Frauengrabe fehlen, hier und da Bernsteinperlen, dann silberne Ohrringe, einige darunter mit feiner Filigran-Arbeit, Knochen-Kämme, Schnallen, gelegentlich auch von Geräten ein Messer, eine Nadel oder Schere.

Sehr interessant ist, daß man einigen Leichen nach der Sitte der Griechen und Römer eine Münze mit ins Grab gelegt hatte, die als Viatikum für die große Reise ins Jenseits oder als Fährgeld für Charon dienen sollte. So hatte das Skelett einer Frau einen goldenen Bracteaten im Munde und mehrere Krieger eine römische Kupfermünze ebenfalls im Munde oder in der Hand. Bei sehr vielen Gräbern glaubte Herr v. Chlingensperg die Spuren eines Opfer- oder Totenmahls erkennen zu können, das nach altheidnischer Sitte wahrscheinlich am offenen Grabe zu Ehren des Verstorbenen gefeiert wurde. Daher rührten die häufigen Tierknochen, von Schwein, Ziege, Rind ꝛc. her, ferner Kohlen- und Aschenreste und schließlich die Thonscherben von Gefäßen, die man dabei gebraucht und dann, wie es auch bei den Römern üblich war, zerbrochen hatte, um sie den Manen der Verstorbenen zu weihen und jeden fernern profanen Gebrauch unmöglich zu machen.

Betrachten wir nun die in den Gräbern gefundenen Stücke selbst, so fällt unter ihnen besonders die große Zahl der meist mit Silber, zum Teil auch mit Gold tauschierten Eisensachen auf. Besonders Schnallen, Riemen- und Gürtelbeschläge von der verschiedensten Form und Größe zeigen

die mannigfaltigsten Muster dieser eigenartigen Technik und Ornamentik, die wahrscheinlich schon sehr früh aus dem Orient nach Byzanz kam und von hier aus zu den germanischen Völkern gelangte, wo sie die ausgebreitetste Verwendung fand und, nach ihrem häufigen Vorkommen zu schließen, außerordentlich beliebt war.

Die Technik — worauf mich Herr Prof. v. Heyden einmal gelegentlich einer genaueren Besichtigung der Sammlung aufmerksam machte — ist bei diesen Reichenhaller Funden insofern eine ganz eigentümliche, als nicht nur die feinen Streifen, sondern auch die breiten Streifen und selbst die größeren Flächen in den Furchen und vertieften Feldern der Eisensachen nicht durch aufgelegte dünne Silberplatten, sondern auch feine dicht nebeneinander gelegte und dann breit gehämmerte Silberdrähte gebildet sind, wie an vielen Stücken noch ganz deutlich zu erkennen ist. Die Ornamentik bei den tauschierten Stücken, wie auch bei den übrigen, ist eine außerordentlich mannigfaltige, so daß auch nicht zwei gleiche Stücke in verschiedenen Funden vorkommen. Besonders bandförmige arabeskenartige Verschlingungen, Spiralen, Zickzack- und Gittermuster kommen in den verschiedensten Anordnungen und Detaillierungen vor, an den Bronzen sehr oft auch phantastische Tierbildungen mit Schlangen und Vogelköpfen. Alle Details sind durchschnittlich mit großer Sauberkeit und Akkuratesse durchgeführt, während z. B. die fränkischen Fundstücke ähnlicher Art recht oft ziemlich unregelmäßig und nachlässig gearbeitet sind.

Die gegenüberstehenden Schnallen von Taf. XXVI und XXVII, sowie die Riemenbeschläge von Taf. XXXI und XXXV geben ein anschauliches Bild dieses eigentümlichen, für die altgermanische einheimische Kunstindustrie so außerordentlich charakteristischen Stils.

Die sehr zahlreichen Knochenkämme, die leider meist infolge der festen lehmigen Beschaffenheit des Bodens nicht so sehr gut erhalten sind oder so mürbe waren, daß sie wohl nur mit der größten Mühe im defekten Zustande herausgebracht werden konnten, sind meist reich mit Linear-, Kreis- und Punkt-Ornamenten bedeckt. Mehrere darunter sind nach Art unsrer Taschenmesser zum Zusammenklappen eingerichtet und mit Griff und Schalen versehen, andre sind Doppelkämme auf einer Seite mit feineren, auf der andern mit gröberen Zähnen. Die verschiedenen Platten werden gewöhnlich durch bronzene oder eiserne kleine Niete zusammengehalten.

Die in den Männergräbern gefundenen Waffen, die bereits erwähnten langen zweischneidigen und kürzeren einschneidigen Schwerter, zum Teil noch mit den Resten von hölzernen oder ledernen Scheiden, sowie die Lanzenspitzen haben genau dieselben Formen, wie diejenigen bei den übrigen germanischen Stämmen während dieser Zeit. Sie haben alle etwas Klobiges und Massiges an sich, scheinen aber sehr gut geschmiedet gewesen zu sein, wie überhaupt die Eisenschmiedekunst bei den germanischen Stämmen Süddeutschlands, vielleicht infolge der Nachbarschaft von Norikum, bereits ziemlich früh außerordentlich entwickelt und zu hoher Blüte gelangt war.

Die umstehende Abbildung zeigt einen Skramasax (Taf. VIII, Fig. 192), der mit seiner ledernen, mit Knöpfchen, kleinen Nieten und einem Beschlage von Bronze verzierten Scheide außerordentlich gut erhalten ist. Der lange Griff war früher, wie aus den Resten zu ersehen ist, mit Holz umkleidet. Das Stück muß im Altertum mit seinen goldglänzenden Bronzeverzierungen auf dem schwarzen Leder einen ungemein prächtigen Eindruck gemacht haben und gehört zu den schönsten Exemplaren, die bisher in diesem Genre gefunden sind.

Die Messer und Scheren, die letztern in der gewöhnlichen Form unsrer heutigen Schafschere, sind, wie alle Waffen und Werkzeuge, von Eisen — Bronze kommt nur hier und da für Schmucksachen und zur Dekorierung eiserner Geräte zur Verwendung — und zeigen meist die auch sonst allgemein gebräuchlichen Typen. Merkwürdig sind nur die ziemlich häufigen Klappmesser, ziemlich große, mit eisernen Schalen versehene Exemplare von der Konstruktion unsrer Taschenmesser, die in fränkischen und allemannischen Gräbern außerordentlich selten sind.

Unter den eisernen Pfeilspitzen sind einige, zusammen in einem Grabe gefundene, dreikantige, mit stark hervortretenden Flügeln zu erwähnen, die bisher meines Wissens noch Unika sein dürften. Die in den Frauengräbern gefundenen Ketten von Glasperlen sind zwar in außerordentlich großer Anzahl vertreten und zeigen einen großen Farbenreichtum, rote, blaue, gelbe, violette, grüne und verschiedenfarbige, mit Bändern und Augen versehene, kommen bunt durcheinander vor, aber nirgends eigentlich ganz besonders hervorragende Exemplare. Die Form ist kugelartig, bald zilindrisch oder doppelkonisch, sehr oft aber auch recht unregelmäßig und roh gearbeitet. Sie sind durchweg aber ziemlich klein und machen im Ganzen doch einen primitiveren Eindruck als die prachtvollen Perlen, die wir, wenn auch nicht annähernd in so großer Zahl, aus manchen römischen und fränkischen Gräberfeldern besitzen. Tafel XXV zeigt zwei solcher Perlketten, die an dem Halse von weiblichen Skeletten gefunden sind; die drei großen Mittelstücke der kleineren Kette sind Bernstein, das Mittelstück der größern Achat. (Abbildung umstehend.)

Auf derselben Tafel ist eine prachtvolle, große, silberne, zum Teil vergoldete Fibel abgebildet, das einzige Exemplar ihrer Art auf dem ganzen Gräberfelde, welche in Form und Ornamentik, besonders mit dem schlangenkopfartigen Ende über dem Nadelhalter, lebhaft an die fränkischen Typen erinnert.

Die in einzelnen Gräbern oder wenigstens im Terrain des Gräberfeldes gefundenen Thonscherben — ganze Gefäße sind nicht gefunden worden — sind, soweit sie einheimischen, d. h. germanischen Ursprungs sind, alle von grauer Farbe und sehr hart gebrannt. Meist zeigen sie den Gebrauch der Töpferscheibe, aber doch eine ziemlich rohe Technik und wenige oder gar keine Ornamente. Die mehrfach vorkommenden horizontalen Furchen erinnern schon an die Gefäße des eigentlichen Mittelalters, wie ich überhaupt einen Teil der zur Sammlung gehörigen Thonscherben als nicht eigentlich der Kultur des Gräberfeldes, sondern einer etwas spätern Zeit angehörig ansprechen möchte.

Mehrere Scherben aus terra sigillata sind Produkte römischer Industrie. Ob sie aber von römischen Fabrikanten, die noch unter germanischer Herrschaft in dieser Gegend sitzen blieben, verfertigt wurden, oder ob sie durch den Handel oder als Beutestücke aus Italien oder irgend einer kultivierten römischen Provinz in diese Gegend gekommen sind und dann gewiß lange aufbewahrt und in Ehren gehalten wurden, möchte ich dahin gestellt sein lassen. Mir scheint das erstere, was Herr von Chlingensperg anzunehmen scheint, eigentlich das unwahrscheinlichere zu sein.

Sonst zeigen außer den Münzen nur eine kleine Bronzefibel in Grab Nr. 356 und das Bruchstück einer bronzenen Kette aus Grab Nr. 165 echt römische Arbeit. Das letztere Stück spricht Herr von Chlingensperg als Rest eines Gürtels an, wozu es möglicherweise ja auch gedient haben kann; ursprünglich ist es aber das Fragment eines aus römischer Fabrik stammenden Zaumzeuges, wie ähnliche Stücke in verschiedenen Gegenden Deutschlands aus der römischen Zeit mehrfach gefunden sind. Die große Masse der übrigen Fundstücke dürfen wir ohne Zweifel als echt germanisch, als einheimische nationale Kultur betrachten, die sich allerdings ursprünglich zum großen Teil auf römischer Basis aufbaute, aber sich

sehr bald, mit Hinzuziehung mancher aus alter Zeit übrig gebliebener nationaler Elemente so eigenartig entwickelte, daß bald kaum mehr noch etwas von römischen Einflüssen zu erkennen ist.

Auch von der Kultur der Franken und Allemannen, die, obwohl sie nur einen verhältnismäßig kleinen Teil im Westen unsres heutigen Vaterlandes innehatten, doch bisher immer als Haupt-, wenn nicht als einzige Repräsentanten dieser Kulturperiode nach den Völkerwanderungen angesehen wurden, unterscheiden sich diese Reichenhaller Funde in mehrfacher Beziehung, wenn auch zum Teil nur in negativer Weise.

Charakteristisch für Reichenhall ist das Überwiegen des Eisens, das häufige Vorkommen sorgfältig gearbeiteter Silber- und Goldtauschierungen, der zahlreichen kleinen bunten Glasperlen und der Klappmesser. Die kleinen einfachen Schnallen ohne daranhängende Riemenbeschläge sind meist bedeutend feiner und zierlicher als die fast immer sehr massiven bei den Franken und erinnern mehr an römische Formen.

Die einheimische Reichenhaller Keramik ist eine gänzlich andre und vielleicht wohl etwas primitivere als diejenige am Rhein; kein einziger Scherben zeigt die merkwürdigen eingestempelten Ornamente der fränkischen Gefäße; das Material ist weniger fein geschlemmt und zum Teil sogar recht reichlich mit Kies untermischt, wie die alten Töpfe aus der vorrömischen Zeit, was bei den fränkischen, fein profilierten Gefäßen kaum vorkommen dürfte. Auffallend ist dann die außerordentlich geringe Zahl von Fibeln; die drei Exemplare, eine römische Bügelfibel, eine mit bunten Glasstückchen und Goldplättchen belegte runde Scheibenfibel und die bereits besprochene Fibel vom fränkischen Typus kommen bei einer Anzahl von 525 Gräbern gar nicht in Betracht. Auch die Scheibenfibel ist wohl ein allemannisches, fränkisches oder

Schwert, stark verkleinert.
(Von Tafel VIII.)

Ketten und Fibel, $1/2$ natürl. Größe. (Von Tafel XXV.)

longobardisches Importstück, so daß bei den alten Bajuwaren die Schnalle zum Zusammenhalten des Mantels gewöhnlich vollständig die Fibel ersetzt zu haben scheint. Beachtenswert ist ferner unter so vielen zum Teil so reich ausgestatteten Kriegergräbern die geringe Zahl der Schildbuckel, nur ein einziger mit einem kleinen flachen Knopf auf der Mitte ist im gut erhaltenen Zustande, ein andrer vollständig verrostet und zerbrochen gefunden worden.

Vollständig fehlen in Reichenhall, ebenso wie ganz erhaltene Thongefäße, Glasgefäße, die am Rhein in den Gräberfeldern dieser Zeit keineswegs zu den Seltenheiten gehören, und, was für ein kriegerisches Volk wie die Bajuwaren eigentlich am merkwürdigsten ist, eiserne Äxte, die, sowohl als Kriegswaffe und als auch zum praktischen Hausgebrauch verwandt, so sehr häufig in den verschiedensten Formen in den fränkischen und allemannischen Gräbern gefunden werden. Die eigentümliche Form der Franziska scheint doch sonst nicht bloß auf die Franken beschränkt zu sein, sondern auch bei Allemannen und Thüringern vorzukommen, und die flacheren breiteren Äxte mit gewöhnlich gerundeter Schneide haben eine außerordentlich weite Verbreitung, wir finden sie sowohl am Rhein wie in den Gräbern der Wikinger, in den Burgwällen der Slawen wie in den Gräbern der Preußen und Littauer.

Was schließlich die Zeitstellung dieses Gräberfeldes anbetrifft, so setzt Herr von Chlingensperg dasselbe, wie bereits mitgeteilt, in das sechste und siebente Jahrhundert nach Christi, vielleicht sogar noch bis in den Anfang des achten, und glaubt in der letzten Periode des Gräberfeldes bereits Spuren des Christentums erkennen zu können. Das letztere scheint mir etwas gewagt zu sein; es sind nirgends Kreuze gefunden, wie z. B. die bekannten longobardischen Goldkreuze, oder wie sie von Bronze in den altlivischen Gräbern der ersten christlichen Zeit vorkommen, und dann dürfte es immerhin unwahrscheinlich sein, daß die zum Christentum Bekehrten ihre Toten auf demselben Felde begraben haben

sollten, wo es die Heiden gethan hatten. — Ich möchte das Gräberfeld von Reichenhall in seiner ganzen ursprünglichen Ausdehnung, d. h. mit dem bereits früher zerstörten älteren Teile schon im fünften Jahrhundert beginnen lassen und möchte kaum annehmen, daß es das siebente Jahrhundert überdauert hat.

Von den römischen Münzen, ein Antoninus Pius oder Markus Aurelius (138 bis 161, 161 bis 180), ein Konstantin (306 bis 337) und zwei Valens (364 bis 378) ist noch nicht einmal eine aus dem fünften Jahrhundert. Die römische Bügelfibel würde ich, wenn es ein Einzelfund wäre, in das dritte oder vierte, kaum noch in das fünfte Jahrhundert setzen. Aber freilich sind, wenn unter Hunderten von Stücken zwei oder drei chronologisch nicht genau mit den übrigen übereinstimmen, diese nicht als maßgebend oder ausschlaggebend zu betrachten. Die Fibel kann, ebenso wie die Münzen und die Terra sigillita-Gefäße, lange Zeit, vielleicht von mehreren Generationen in einer Familie als Wertobjekt aufgehoben worden sein. Immerhin besteht die Thatsache, daß sämtliche datierbaren römischen Stücke auf eine ältere Zeit als das sechste Jahrhundert hinweisen.

Bereits im fünften Jahrhundert haben wir in den großen fränkischen und allemannischen Gräberfeldern zur Zeit Childerichs und Chlodwichs eine annähernd ähnliche Kultur, wie hier in Reichenhall. Wir sehen in diesem wilden Jahrhundert Attilas einen großen Völkerschwarm nach dem andern durch diese Gaue Süddeutschlands im wüsten Durcheinander bald in südlicher, bald in westlicher oder östlicher Richtung daherziehen, manche mögen sich länger aufgehalten, manche sich zeitweise, andre für immer häuslich niedergelassen haben, zumal an einem Ort, der wegen seiner Salzquellen gewiß überall bekannt und in nationalökonomischer Beziehung eine wichtige Station gewesen sein mußte.

Im Laufe des fünften Jahrhunderts siedeln sich in Bayern die verschiedensten germanischen Stämme, Burier, Skyren, Juthungen, Markomannen, Heruler, Rugier, Turcilinger 2c. an und bilden, ähnlich wie die Allemannen, mit der Zeit einen großen Völkerbund, den der Bajuwaren, unter denen man aber neben den verschiedenen germanischen Elementen wohl sicher noch einen gewissen Prozentsatz keltischen und romanischen Blutes annehmen darf. Darauf weisen auch die verschiedenen Formen der in Reichenhall gefundenen Schädel hin, es kommen brachycephale, mesocephale und dolichocephale nebeneinander vor, so daß von einer einheitlichen Abstammung aller Bestatteten keine Rede sein kann.

Die Kultur, die uns entgegentritt, ist aber eine echt germanische und ich denke, wir haben in dem Gräberfeld die ganze Zeit vertreten, während der sich germanische heidnische Stämme, wenigstens seit dem Ende des fünften Jahrhunderts, in dieser Gegend aufgehalten haben, die Zeit Garibalds, Grimoalds, Tassilo I. 2c. bis seit dem Ende des siebenten Jahrhunderts zur Zeit der beiden Throdos die ganz allmähliche Bekehrung der bayerischen Volksstämme durch Eustachius, Agilius und ihre Nachfolger vor sich ging.

Friesland, Friesen und friesische Sprache in den Niederlanden.

Von Johan Winkler. Haarlem.

III.

Friesland hat nach einer amtlichen Volkszählung vom 31. Dezember 1889 335 558 Einwohner, die auf einer Fläche von 327 480 ha, in elf Städten, in etwa 350 Dörfern mit vielen Weilern (so viel Dörfer als Tage im Jahre sagt das Sprichwort), und in vielen hundert zerstreut liegenden Bauernhöfen, die unter dem Namen „Staten“ und „Saten“ bekannt sind, wohnen. Wiewohl als Bauernhöfe (friesisch boerepleatsen) jetzt nicht mehr von einander unterschieden, ist eine State von jeher ein Edelsitz, eine Sate dagegen ein Bauernsitz. Staten und Saten sind meist uralte Heimstätten der vielen, heute größtenteils ausgestorbenen friesischen altadeligen Geschlechter und der noch häufig bestehenden Geschlechter von „eigenerfden“, der auf väterlichem Erbteil als freiem Eigentum angesessenen Bauern. Diese Eigenerfden oder Enierden, — was dasselbe wie Erfegsen der Weserfriesen ist, der adeligen freien Bauern unter den Wursterfriesen — sind ihrem alten Ursprunge nach nicht von den friesischen Adeligen unterschieden und bilden noch heute den ehrenfesten Urkern des friesischen Volkes, die Standfriesen im besten Sinne des Wortes. Die Staten und Saten tragen noch heute die Namen der alten Friesengeschlechter, in deren Besitz sie sich ursprünglich befanden: Cammingha-State, Burmania-State, Dekama-State, Andringa-Sate, Botma-Sate, Feddema-Sate u. s. w.

Diese Bauernhöfe sind weit und breit über das Land zerstreut, denn der friesische Bauer wohnt nicht Haus an Haus dicht an einandergedrängt in enggebauten Dörfern. Er wohnt, wie schon Tacitus (De situ et moribus Germanorum) von seinen Vorvätern und andern Germanen berichtet, abgesondert, jeder mit seinem Gesinde für sich allein, auf seinem „Pleats“ inmitten seiner Ländereien, seiner Äcker und Weiden.

Die friesischen Dörfer sind im allgemeinen klein, viele sehr klein. Nicht wenige, zumal im Norden, Westen und der Mitte des Landes, bestehen nur — abgesehen von den weitumherliegenden Bauernhöfen — aus Kirche und Schule, den Häusern des Geistlichen und Lehrers und einigen kleinen Arbeiterwohnungen. Bei andern kommen dazu noch das Wirtshaus, die Häuser von einigen Krämern und Handwerkern, Bäcker, Schneider, Schuster, Zimmermann, Schmied u. s. w. Dagegen sind die großen Dörfer, namentlich im Bouhoek und einige im Wasserland (Warga, Grou, Oldeboorn, Heeg, Woudsend), sehr volkreich und dem Äußern nach kleinen netten Städtchen gleichend. Im allgemeinen, besonders im Norden, Westen und der Mitte des Landes, liegen die Dörfer dicht beieinander, oft nur eine halbe oder viertel Stunde voneinander entfernt.

Molkerei und Viehzucht sind die Haupterwerbsquellen der Friesen. Als Beweis von der Höhe, bis zu welcher die Milchwirtschaft gediehen ist, die jetzt sich auf Kosten der weniger lohnenden Landwirtschaft immer mehr ausbreitet, kann die Thatsache dienen, daß der Viehstapel im Sommer 1890 nur beim Rindvieh die Zahl von 250 000 Stück bereits erreicht hatte. An zweiter Stelle stehen der Landbau, namentlich von Getreide und Ölsaat, und die Torfgräberei. Es folgen Handel und Schiffahrt, namentlich die binnenländische; auch Ausfuhr zur See, namentlich Vieh, Butter und Käse aus Harlingen nach England; Fischerei, von Peasens (Moddergat) und Wierum aus an der Nordseeküste betrieben, doch mehr auf den Binnengewässern, die einen sehr belangreichen Handel von Heeg, Gaastmeer und Workum mit Aalen nach London erzeugt. Dazu ein wenig Waldbau; und etwas mehr Jagd, Entenfang in Vogelkojen u. s. w. Industrie wird von den Friesen in geringem Maße betrieben.

Große Fabriken findet man überhaupt nicht; jedoch sind in den letzten fünf Jahren viele kleine Butterfabriken oder Dampfmeiereien errichtet worden.

Die meisten Friesen sind Protestanten und zwar Reformirte, in drei kirchlichen Abteilungen. Unter den Katholiken, deren Zahl durch Einwanderung, namentlich aus Westfalen zunimmt, befinden sich nur wenige aus altfriesischem Blute. Die es aber sind, gehören gerade zu den ältesten friesischen Geschlechtern, namentlich im Bauern- und Bauernarbeiterstand. Die Zahl der Mennoniten, Anhänger des friesischen Reformators Menno Simons, früher sehr zahlreich, nimmt fortwährend ab.

Der Hauptort Leeuwarden (fr. Liowerd, gespr. Ljou't, mit 30433 Einwohnern) ist eine schöne blühende Stadt mit viel Binnenhandel und starkem Verkehr, zumal an Markttagen, wenn das Landvolk aus ganz Friesland hier zusammenströmt. Mitten im Lande gelegen, vertritt sie in jeder Hinsicht die Stelle einer kleinen Hauptstadt, den Mittelpunkt des Verkehrs auf verschiedenen Gebieten. Sneek (Snits, 11469 Einwohner) zeigt das Bild der Hauptstadt im verkleinerten Maße. Sie ist, wie Bolsward (Boalswert, gespr. Boalse't, 6015 Einwohner), eine hübsche Stadt, die an Reinlichkeit und freundlichem Aussehen noch alle andern friesischen und niederländischen Städte im allgemeinen übertrifft. Bolsward und Franeker (Frjeantsjer, 7198 Einwohner) sind von altersher ansehnliche Städte. Bolsward, durch seine ehemalige Lage an der Middelzee begünstigt, trieb im Mittelalter ansehnlichen Handel und war Mitglied der Hansa; Franeker hatte von 1584 bis 1811 eine berühmte Hochschule. In beiden Städten sind noch einige schöne alte Gebäude vorhanden, unter denen sich die Hauptkirchen und Rathäuser auszeichnen. Die Hauptkirchen, beide St. Martinus geweiht, im gotischen Stile erbaut, stammen aus dem späten Mittelalter. Die wunderbar zierlichen Rathäuser sind im Renaissancestil erbaut; das Franekersche von 1591, das Bolswardsche von 1614. Außer diesen beiden schönen Rathäusern befindet sich auch noch zu Leeuwarden ein herrliches Renaissancegebäude aus dem Jahre 1571 mit dem Bilde Kaiser Karls V. auf dem hohen Giebel, dem einzigen in den nördlichen Niederlanden; es ist dieses die sogenannte Canselary, ursprünglich ein Gerichtsgebäude. An alten Kunstwerken, Architektur und Holzschnitzerei weisen die zwei alten Bolswarder Kirchen, die Parochiekirche St. Martin und die nicht mehr benutzte Klosterkirche (Brüderkirche, fr. Broaretsjerke), viel schönes auf. Im späten Mittelalter standen überhaupt in Bolsward die schönen Künste in hoher Blüte; sie fanden dort Pflege und Verständnis. Auch Dokkum (4053 Einwohner), jetzt ein freundliches Landstädtchen, ist ein sehr alter Ort; dort werden Reliquien, von St. Bonifacius, d. i. Winfred dem Friesenapostel, aufbewahrt, der in der Nähe Dokkums bei Murmerwoude (fr. Moarmerwâld, Mörderwald) im Jahre 755 von den heidnischen Friesen ermordet wurde. Harlingen (fr. Harns, 10195 Einwohner), der wichtigste friesische Hafen, besitzt Handel und Ausfuhr nach England. Staveren[1]) (fr. Starum, Stearum, 820 Einwohner), die uralte friesische Hauptstadt, vor dem Aufkommen Amsterdams im Mittelalter eine blühende Handelsstadt, berühmt als Sitz der friesischen Herzöge und Könige in sagenreicher Vorzeit, ist jetzt ein kleiner, ganz unbedeutender Ort. Auch das benachbarte Hindeloopen (fr. Hinljippen, 1030 Einwohner), dessen Einwohner das Friesische in einer besonderen Mundart reden, und die bis in unser Jahrhundert eine eigene, merkwürdige Tracht besaßen, ist von seiner ehemaligen Größe und Wohlfahrt, die in Handel und Schiffahrt wurzelte, ganz herabgesunken. Workum (Woarkum, Warkom, 4245 Einwohner) treibt Handel und ist nicht ohne belang; Ylst (Drîlst, 1529 Einwohner) und Sloten (Sleat, 771 Einwohner) sind unbedeutende Landstädtchen.

Die friesischen Dörfer erstrecken sich über 30, rechnet man die Inseln hinzu, über 32 Landgemeinden. Letztere, dem Umfange nach größer und volkreicher als diejenigen der übrigen niederländischen Provinzen, führten — und führen in der Volkssprache noch jetzt — den altfriesischen Namen der Grietenyen, ebenso wie der vorgesetzte Regierungsbeamte Grietman hieß, jetzt niederländisch Burgemeester. Im Jahre 1848 oder kurz darauf mußten auch diese altfriesischen Benennungen der Centralisationswut der Holländer, der Egalité der Umstürzler zum Opfer fallen. Doch die alte Einteilung ist geblieben, ebenso der altfriesische, jetzt taliter qualiter verholländerte Name der Grietenyen Leeuwarderadeel (fr. Liowerteradiel), Menaldumadeel, Tietjerksteradeel, Wymbritseradeel, Doniawarstal, Hemelumer-Oldefert u. s. w. Sind die friesischen Städte im allgemeinen klein, einige sogar sehr klein und nicht volkreich, so sind im Gegensatze die Grietenyen meist größer und bevölkerter. Opsterland hat 14570 Einwohner in 14 Dörfern; Schoterland 14094 Einwohner in 19 Dörfern; Tietjerksteradeel 13949 Einwohner in 14 Dörfern; West-Stellingwerf 15492 Einwohner in 20 Dörfern; Wonseradeel 12844 Einwohner in 29 Dörfern; Wymbritseradeel 12321 Einwohner in 28 Dörfern.

Außer den elf Städten machen acht belangreiche und blühende Flecken, die ebenso vielen kleinen netten Städten gleichen, einen Schmuck des Friesenlandes aus. Es sind dieses Kollum, Drachten, Gorredyk, Heerenveen, de Joure, Balk, de Lemmer und Makkum. Außer den beiden letzten an der See, an der Süd- und Westküste des Landes gelegenen, liegen die sechs übrigen Marktflecken alle in den schönsten, waldreichsten Gegenden Frieslands, in der unmittelbaren Nähe von Beenklooster, Beetsterzwaag und Olterterp, des Oranjewoud, Gaasterland (de Joure auch noch ans Wasserland grenzend), wo Natur und Kunst die lieblichsten Landschaften hervorbrachten. Diese Lage der friesischen Marktflecken steht im völligen Gegensatze zu jener der friesischen Städte, die alle auf baumlosem Klei- und Moorboden stehen, inmitten endloser Weiden. Und da nun die Fremden meist die Städte aufsuchen, weit mehr als Flecken und Dörfer, so ist dieses auch mit die Ursache gewesen, Friesland in den ganz unbegründeten Ruf eines unschönen, prosaischen Landes zu bringen. Große und schöne Dörfer, abgesehen von den bereits oben genannten sind noch Bergum (fr. Birgum), Stiens, Hallum, Berlikum (fr. Beltsum), Dronrijp, Arum, Witmarsum, Wolvega, Koudum, Gron, Akkrum u. a.

Das friesische Volk zeichnet sich durch viele Eigentümlichkeiten aus. Wo fände ich ein Ende, wenn ich alle diese Eigenheiten, wenn auch noch so oberflächlich, meinen Lesern mitteilen wollte? Ich will mich daher auf eine Eigentümlichkeit beschränken, auf die vornehmste und merkwürdigste, auf die friesische Sprache. Doch kann ich dazu nicht übergehen, ohne noch vorher flüchtig den uralten, aus der Vorväterzeit stammenden Kopfschmuck der Friesinnen, die sogenannten Ohreisen (fr. eariser, gesprochen jerîsd'r, niederl. ooryzer) zu erwähnen. Es ist dieses ein metallener Bügel

---

[1]) Die amtliche niederländische Schreibart dieses Ortsnamens, der man auch gewöhnlich in Deutschland folgt, ist Stavoren; wobei jedoch der Ton nicht auf vo, sondern auf Sta liegt. Diese Schreibart ist falsch. Sie beruht nur auf der haltlosen Meinung der Stubengelehrten in der Perückenzeit, die einen altfriesischen Götzen Stavo annahm, der in dieser altfriesischen Hauptstadt besonders verehrt worden sein und ihr den Namen gegeben haben soll.

(ursprünglich ein vollständiger, später durchschnittener Ring), welchen die Frauen, das Hinterhaupt umschließend, tragen. Er besitzt verzierte Enden, die zu beiden Seiten des Gesichtes der Frau zwischen Ohr und Auge sitzen. Diese Ohreisen — man findet sie noch in altgermanischen Gräbern, nur die Deutung der Altertumsforscher als Hals- und Beinringe ist unrichtig — waren, wie der Name schon andeutet, ursprünglich von Eisen, später von Kupfer, heute wohl auch aus vergoldetem Kupfer, meistens aber aus Silber und Gold. Sie sind in sehr verschiedener Form, die von Gau zu Gau, hier und da von Dorf zu Dorf wechselt, ein besonderes Kennzeichen des friesischen Volkes, und daher nicht nur bei den reinen Friesen zwischen Vlekere und Flie, zwischen Flie und Lauers, zwischen Lauers und Ems im Gebrauch, sondern auch von alters her bis in die Hälfte unsers Jahrhunderts — heute allerdings noch sehr selten! — in Ostfriesland und Saterland (Oldenburg); sowie heute noch allgemein bei allen andern gemischten Friesen, den friso-sächsischen und friso-fränkischen Volksstämmen in ganz Niederland, namentlich beim Landvolk in den beiden Provinzen Holland und in Seeland bis nach Westflandern hin.

Vielleicht finde ich später noch einmal Gelegenheit, in dieser Zeitschrift auf diesen merkwürdigen, uralt germanischen Kopfschmuck zurückzukommen, der oft mit den schönsten Diamanten besetzt an der Stirn und vorn auf dem Kopfe der Frau, zusammen mit den prachtvollen Spitzenhauben mit in den Nacken herabhängendem, fächerförmig ausgebreitetem Spitzenschleier, noch massenhaft von tausenden und aber tausenden Frauen und Mädchen in den niederländischen Provinzen als herrliche Zierde getragen wird. Vorderhand sei es mir gestattet, den sich dafür interessierenden Altertumsforscher und Volkskundigen auf meine eigene, die Sache ausführlich behandelnde Arbeit zu verweisen, die unter dem Titel Haarringen, hoofdbeugels en ooryzers in meinem Sammelwerk Oud Nederland, Haag 1888 erschienen ist.

Alle Friesen ohne Ausnahme haben früher und ursprünglich die friesische Sprache gesprochen. Alle Friesen haben ihre eigene Sprache, als die wichtigste Äußerung ihres besonderen Volkslebens, sowohl körperlich- als geistig-natürlich gesprochen. Ebenso körperlich-natürlich wie friesisches Blut durch ihre friesischen Adern rollt, ebenso geistig-natürlich wie friesische Gedanken in ihrem friesischen Gehirne geboren werden. Ja, alle Friesen, gleichviel ob sie im Haupt- und Stammlande ihres Volkes, zwischen Flie und Lauers wohnten, oder in den angrenzenden Gauen nach Ost und West, ob sie weiter nach Nordost oder Südwest saßen, bis zu den äußersten Marken ihres Gebietes.

Durch den starken und anhaltenden Einfluß von Fremden, wiewohl stammverwandten und benachbarten Völkern, zumal Franken und Sachsen — im äußersten Norden auch Jüten und Dänen — ist Frieslands Volk und Sprache zum großen Teil verbastert (entartet) worden. Nicht im Stammlande — es sei denn in ganz unbedeutendem Verhältnisse. Aber — um die friesischen Gaue Deutschlands außer Betracht zu lassen — westlich und östlich vom Stammlande, westlich des Flie, östlich des Lauers. Im Westen erfolgte diese Verbasterung durch die Franken, so daß dort die reine friesische Sprache zu einer friso-fränkischen Mischsprache wurde, wie noch heute die Volksmundart in den beiden Provinzen Holland, in Seeland und Westflandern, also in dem ganzen Landstriche, der sich entlang der Nordseeküste von Texel und de Helder im nördlichen Nordholland bis Dünkirchen am Eingange des englischen Kanals in Frankreich hinzieht. Aus den friso-fränkischen Mundarten in diesen Gauen — die das Volk noch heute und sehr verschieden von der Schriftsprache redet — hat sich nach weiterer Vermischung mit dem reinen Fränkisch, das in Ostflandern und den brabantischen Provinzen (Brüssel, Löwen, Antwerpen) die Volkssprache bildet, in den südlichen Niederlanden (Belgien) die vlamische Schriftsprache herausgebildet. Und in den nördlichen Niederlanden, mit einer geringen Beimengung von sächsischen Bestandteilen, aus den rein sächsischen Gauen der Provinzen Gelderland (Zütfen) und Overijssel (Trente) der nordniederländische dialectus communis des Niederdeutschen, woraus dann wieder und namentlich aus der besonderen holländischen Form desselben, die heutige amtliche niederländische Schriftsprache entstand. Das Vlamische und das Holländische, oder besser das süd- und nordniederländische Niederdeutsch, die von Haus aus im Ganzen nur wenig voneinander abweichen, nähern in der jüngsten Zeit sich immer mehr und mehr, so daß jetzt nur noch von einer einzigen allgemeinen niederländischen Schriftsprache die Rede sein kann, die für ganz Nordniederland und die germanischen (nicht wallonischen) Provinzen von Südniederland (Belgien) gemeinschaftlich gilt.

Schon früh im Mittelalter, um die Jahre 800 bis 1000, muß das Aussterben der friesischen Sprache in ihrer reinen Form, muß das Emporkommen der friso-fränkischen Mischsprache als Vlamisch und Holländisch bei den westlich und südwestlich wohnenden Friesen Platz gegriffen haben. Dazu trug die Einführung und der Sieg des Christentums, der in diesen Gauen meist durch fränkischen Einfluß, unter fränkischem Schutze erfolgte, gewiß in großem Maßstabe das seinige bei. Länger aber hat sich die rein friesische Sprache in dem Gau zwischen Vlekere und Flie, unmittelbar an der Grenze des Stammlandes, erhalten, wiewohl die dort auf dem platten Lande sitzende Bevölkerung heute auch ihre friesische Sprache mit der friso-fränkischen Mischsprache der eigentlichen Holländer verwechselt hat, trotzdem sie in körperlicher Beziehung wenig oder gar kein fränkisches Blut in sich aufgenommen hat. Sie herrschte dort sicher noch im 14. Jahrhundert, ja noch viel später, sei es auch nur als Volksmundart. Zu jener Zeit schon hatten die Friesen westlich vom Flie, die sich früher tapfer gegen den Einfluß und die Herrschaft der Grafen von Holland widersetzt und gewehrt hatten in manchem blutigen Streite, sich in Sprach- und Volksleben langsam assimilirt mit dem Volke in den südlichen Gauen Nordhollands (Kennemerland und Amstelland) und Südhollands, das unter der Herrschaft der spätern Grafen von Holland stand, die selbst ursprünglich friesische Gaugrafen unter fränkischer Oberhoheit gewesen waren. Keine Urkunden, Gesetze, Sprachproben noch andre Stücke in friesischer Sprache in diesem Friesland westlich des Flies geschrieben und verfaßt, sind uns erhalten oder überliefert worden, aus denen wir erkennen könnten, sowohl die Zeit, wann die friesische Sprache in reiner Form dort noch lebte, als auch die besondre Form, in der sie dort bestand. Wenn wir aber bedenken, wieviel friesisch noch im heutigen friso-fränkischen Dialekt — je nördlicher im Lande desto mehr und rund um Schagen am meisten — übrig geblieben ist, dann können wir daraus sicher schließen, daß im nördlichen Nordholland noch bis zu den Jahren 1550 und 1600 die friesische Sprache in einigermaßen reiner Form gesprochen wurde. Seit jener Zeit unter dem Einflusse der Reformation, die nicht mit der friesischen Sprache rechnete und durch den engern, ja bald vollständigen Anschluß dieses Westfrieslands an die südlicher gelegenen Gauen von Nordholland (Kennemerland und Amstelland) und an Südholland, wo die Hauptmacht der Vereinigten Niederlande ihren Sitz hatte, seit jener Zeit hat sich die friesische Sprache dort verwandelt in die heute noch stark friesisch-gefärbte Mischsprache, die dort heute als Volksmundart herrscht. Auf einigen Inseln und an einigen abgelegenen Orten westlich vom Flie (Texel, Wieringen, Marken, Kolhorn) hat sich

denn auch noch länger und später ein Überrest der altfriesischen Sprache erhalten, wenn auch je länger, desto unreiner in der Form. So wird erwähnt, daß noch 1660 das Friesische im nordholländischen Waterland gesprochen wurde, also in der Strecke in dem Winkel vom Y und Zuiderzee, zwischen Amsterdam und Monnikendam.

Auf der andern Seite des friesischen Stammlandes, nach Osten zu, in den Gauen zwischen Lauers und Ems, wovon oben schon die Rede war, blieb die friesische Sprache als Landessprache im allgemeinen länger und namentlich kräftiger, als westlich vom Flie. Sie war dort auch im Mittelalter als Schriftsprache völlig im Gebrauche. Es sind uns namentlich einige Urkunden, hauptsächlich aus alten Gesetzen, Willküren und Verordnungen bestehend, erhalten geblieben und überliefert worden, die in jenen Gauen verfaßt, und in der damaligen friesischen Sprache geschrieben sind. Diese Urkunden stammen aus dem 13. und 14. Jahrhundert (soviel ich weiß, die jüngste von 1385); sie geben uns eine völlig deutliche Anschauung von der Sprachart jener Zeit und in jenen Gauen. Sie war damals noch rein friesisch, hatte die ursprünglichen alten, vollen Formen und Ausgänge bewahrt und wich einigermaßen von jener friesischen Sprache ab, wie sie damals im angrenzenden Stammlande herrschte.

Dieses Altfriesische der Gaue zwischen Lauers und Ems, dies groningerlandische Altfriesisch hat mit dem ostfriesischen Friesisch ganz dasselbe Los geteilt. Seit dem Jahre 1400 ist es langsam immer mehr und mehr mit dem Niedersächsischen vermengt worden, und ist damit endlich ganz verschmolzen zu derselben Form der friso-sächsischen Mundart, die noch heute sowohl im niederländischen Groningerland als im deutschen Ostfriesland herrscht. Zum großen Teile ging diese Versachsung vom Friesischen zwischen Lauers und Ems aus, von der ansehnlichen und mächtigen Stadt Groningen (fries. Grins) — nicht mit Gewalt, sondern auf sehr friedlichem Wege. Die Stadt Groningen hatte schon von altersher eine sächsische Bevölkerung; sie war stets eine ummauerte Veste und in einer solchen wohnten die „freien Friesen“ nicht gern. Sie blieben nach alter Volkssitte lieber auf dem platten Lande, jeder Hausvater als Patriarch umringt von Kindern, Kindeskindern und ledigen Verwandten auf seiner State oder Sate, hier gewöhnlich Borg oder Burcht und Heerd[1]) genannt. Doch war der Einfluß, den Groningen — vom friesischen Landvolke zwischen Lauers und Ems noch heute nur schlechthin „de Stad“ genannt — in allerlei Hinsicht auf das umliegende Land ausübte, stets sehr groß. Kultur und Entwickelung, Ehre und Lehre kam den „Ommelanders“ — nämlich der Friesenbevölkerung rund um „de Stad“ — stets von Groningen zu. Und seit Groningen am Ende des 16. Jahrhunderts sich endgültig den Vereinigten Niederlanden anschloß, auch Herrschaft und Regierung. Der friesische Geschichtsschreiber Ubbo Emmius meldet, daß zu seiner Zeit, am Ende des 16. und im Anfange des 17. Jahrhunderts „nur noch wenige in Groningen die friesische Sprache verstanden, weil die Einwohner aus Drente, oder Westfälinger waren“, also Sachsen. Und an einer andern Stelle schreibt Ubbo: „Die friesische Sprache ist eine beschränkte, beinahe allen Städtern unbekannt.“ Hier spricht er von den Ommelander Friesen und der Bürgerschaft der Stadt Groningen.

Eine andre Ursache, die den Verlust der ursprünglichen Reinheit der friesischen Sprache zwischen Lauers und Ems zur Folge hatte, und deren Untergang in der heutigen sächsisch-friesischen Mundart verursachte, lag darin, daß die Bauern in diesen Gegenden im 15. bis 17. Jahrhundert ihre Gefilde mehr und mehr mit hohen Deichen umgaben, einpolderten und vor den vernichtenden Sturmfluten der wilden Gewässer, sowohl der Nordsee als der Ems und der kleinen Binnenflüsse, sicherten. Dadurch wurden ihre Ländereien ansehnlich vergrößert und wertvoller. Die Bauern konnten nun weit mehr Land mit dem Pfluge bestellen; dadurch aber hatten sie zur Bearbeitung ihrer Äcker weit mehr Arbeitskräfte nötig, als sie aus ihrem eigenen Volke entnehmen konnten, und diese Kräfte fanden sie bei ihren Nachbarn, der sächsischen Bevölkerung des nördlichen Westfalen. Diese Arbeiter müssen sich in großer Zahl unter den groningerlandschen Friesen niedergelassen, wohl auch durch Heiraten mit ihnen vermischt haben, wodurch dann die Reinheit des Blutes und der Sprache bei den Friesen stark geschädigt wurde. Noch jetzt dauert der stetige Zufluß von Arbeitern aus Nordwestfalen (dem südlichen Oldenburg und der Umgegend von Osnabrück und Lingen) nach den reich gesegneten friesischen Fluren fort. Noch heute ziehen alljährlich zur Erntezeit, und namentlich zur Heuernte, Hunderte und aber Hunderte von Arbeitern, die sogenannten Hannekemaaiers (friesisch Hantsjemieren), in Deutschland als Hollandgänger bekannt, in hellen Haufen nach den friesischen Provinzen an Ems, Lauers und Flie. Jetzt allerdings ziehen diese Arbeiter, nach Beendigung der Ernte, wieder in ihre Heimat zurück, haben also keinerlei Einfluß mehr auf die Eingeborenen. Aber in alter Zeit müssen diese Arbeiter sich auch dauernd in den friesischen Gauen zwischen Lauers und Ems niedergelassen haben, jedoch nicht zwischen Flie und Lauers, wo man, wie es scheint, stets genug eigene Volkskräfte zur Arbeit hatte. Heute noch ist für den Aufmerksamen und Sachkundigen der Unterschied zwischen den erbgesessenen Bauern und dem Bauernarbeiter in der Provinz Groningerland gut zu erkennen, da der erstere den friesischen Typus darstellt, auch in seinem Geschlechtsnamen, und der letztere den sächsischen.

Als Schriftsprache ist das Friesische im Groningerlande seit dem Ende des 14. Jahrhunderts außer Gebrauch gekommen und seit dem 15. Jahrhundert ganz verschwunden, doch blieb es als tägliche Volkssprache noch anderthalb Jahrhunderte lebendig. Die heutige friso-sächsische Mundart, im wesentlichen die gleiche wie die auch in Ostfriesland gebrauchte, wechselt in den verschiedenen Gauen ein wenig; hier ist sie mehr sächsisch, dort mehr friesisch. Letzteres zumal und natürlich meist in den westlichen Strichen, die an das friesische Stammland grenzen. Dort, vor allem in den Dörfern Marum, Doesum, Groote- und Lütje-Gast, Sibaldaburen u. s. w., wo die Mundart noch heute reichlich mit rein altfriesischen Wörtern und Ausdrücken vermengt ist, blieb ein mehr oder minder reines Friesisch, gestützt und gestärkt durch die standfesten Friesen westlich der Lauers, noch bis ins 17., ja bei einigen noch bis tief ins vorige Jahrhundert erhalten.

Wir wollen jetzt all die friesischen Gaue, wo die friesische Sprache in ihrer reinen Form und als besondere Sprache untergegangen ist, verlassen und uns zum friesischen Stammlande wenden, der heutigen niederländischen Provinz Friesland, wo die Sprache noch heute wie in den ältesten

---

[1]) Viele dieser Heerde bestehen noch heute unter ihrem alten Namen, so gut wie die oben angeführten Staten und Saten im nachbarlichen Stammlande. Z. B. Cleveringa-heerd, zwischen den Dörfern Uskwert und Uithuizen. Das uralte Geschlecht von erbgesessenen freien friesischen Bauern, die diesen Heerd als Stammsitz bewohnten, die Cleveringas — ursprünglich wohl Klefhardinga, ein Patronymikum in friesischer Form vom altgermanischen Mannesnamen Klefhard, verlaufen in Klevert, wie Eberhard in Evert — besteht heute noch im Groningerland, auch als Kleveringa, Clevering und Klevering und als Clavering in England, wahrscheinlich schon seit der Übersiedelung der Friesen unter Hengist und Horsa (mit Sachsen, Jüten, Angeln u. s. w.) nach Britannien im Jahre 449 dorthin gelangt.

Zeiten frei und froh lebt und webt, sowohl im Munde des Volkes, wie in der Feder des Schriftstellers.

Die friesische Sprache im friesischen Hauptgau, zwischen Flie und Lauers, herrschte natürlich vor alters dort völlig unbeschränkt als einzige und ausschließliche Sprech- und Schriftsprache des Volkes. Dieses blieb so bis zum Ende des Mittelalters, bis zum Jahre 1500. Bereits aber zeigen sich in der zweiten Hälfte des 15. Jahrhunderts einige Spuren, die auf einen späteren Verfall des Friesischen als Schriftsprache hindeuten. Denn es sind einige Urkunden (Testamente und derartige Schriften) aus jener Zeit bekannt, die in Friesland verfaßt und niedergeschrieben, nicht in rein friesischer Sprache, sondern in einer teils friesischen, teils niedersächsisch-plattdeutschen, teils holländischen Mischsprache verfaßt sind. Hierzu kann nur der Umstand ursächlichen Anlaß gegeben haben, daß einige Leute, auf welche diese Schriften Bezug haben, oder derentwillen sie geschrieben wurden, keine Friesen waren, sondern andre, der friesischen Sprache unkundige Niederländer, welche in Friesland wohnten.

Am Ende des 15. Jahrhunderts (1498) wurde den durch innerliche Zwiste und Parteiungen, sowie durch blutige Kriege erschöpften Friesen durch den deutschen Kaiser Maximilian (als Vogt über seinen Sohn Philipp II., der Graf von Holland war) ein deutscher Fürst, Herzog Albrecht von Sachsen-Meißen, zum „Gubernator" gegeben [1]). Dieser Fürst und seine ihm folgenden Söhne Heinrich und Georg vermochten sich jedoch nicht lange bei den widerspenstigen Friesen im Amte zu erhalten — sie regierten nur von 1498 bis 1515 —, aber diese Fremdlinge und ihre Unterstatthalter, Kriegsobersten — denn die Friesen widersetzten sich mit den Waffen in der Hand der Regierung der Sachsen — und ihr weiterer Anhang, alle der friesischen Sprache unkundig, schädigten doch sicherlich durch ihren Einfluß die friesische Sprache als amtliche Schriftsprache. Seit dem Jahre 1500 werden dann die offiziellen und offiziösen, ja bürgerlichen Schriftstücke häufiger, die nicht mehr in rein friesischer Sprache, sondern in einer besonders häßlichen Mischsprache aus Friesisch, Holländisch und Niedersächsisch-Plattdeutsch (letzteres aus Groningerland und Ostfriesland eingeführt) geschrieben sind — ein Sprachungeheuer, das als Schriftsprache allmählich im Verlaufe des 16. Jahrhunderts reiner und reiner, mehr und mehr holländisch wird, um endlich im allgemeinen Niederländisch sich zu verlaufen [1]).

[1]) Merkwürdigerweise führte diese Ernennung des sächsischen Herzogs noch einen letzten schwachen Versuch herbei, einige weit auseinander liegende Teile Allfrieslands wieder unter einen Hut zu bringen. Denn Herzog Albrecht wurde vom Kaiser zum Gubernator ernannt von Ostergau, Westergau und den Siebenwäldern (diese drei Gaue bilden mit dem später erwähnten Stellingwerf das heutige niederländische Friesland), von Groningen und den Ommelanden (heutige niederländische Provinz Groningerland), von Dithmarschen, von den Strandfriesen (Nordfriesland), den Wursterfriesen (Land Wursten an der östlichen Seite der Wesermündung in Hannover) und von Stellingwerf.

[1]) Diese höchst unreine Schriftsprache ist im Verlauf des 16. Jahrhunderts auch als Sprechsprache in Gebrauch gekommen. Anfangs nur bei den höheren Ständen, bei solchen, die durch Amt oder Stand mit Fremden in Berührung kamen, zunächst mit Deutschen und unter den nachfolgenden burgundischen und spanischen Regierungen auch mit andern Fremden, zuletzt meist mit holländischen und andern unfriesischen niederländischen Regierungsbeamten. Dadurch kam durch reine Nachäfferei der höheren Stände die Bastardsprache auch bei den Bürgern und niederen Volksklassen der friesischen Städte in Schwang. Diese Mischsprache, die in sprachwissenschaftlicher Hinsicht ein stark friesisch gefärbtes Friso-Fränkisch mit friso-sächsischer Beimischung genannt werden muß, und die bereits im Jahre 1600 zu einer gut abgerundeten, selbständigen Mundart geworden war, hat die friesische Sprache aus dem Munde der friesischen Städter verdrängt. Sie lebt noch heute als ungeschriebene tägliche Volksumgangssprache in den sechs oder sieben größeren friesischen Städten und ist unter dem falschen, zu Mißverständnissen Anlaß bietenden Namen des Stadtfriesisch bekannt (friesisch Stedsk-frîsk, gewöhnlich in Stedsk, städtisch, verkürzt). Mehr und mehr verläuft sie in der heute stets allgemeiner werdenden holländisch-niederländischen Verkehrssprache, indem sie fortdauernd rein friesische Wörter ausmerzt und dafür holländische aufnimmt. Ja, sie zeigt jetzt im Munde einiger Pedanten nur noch sehr wenig friesische Besonderheiten und unterscheidet sich von der gewöhnlichen allgemein niederländischen Umgangssprache nur noch durch den unverwüstlichen friesischen Accent, mit dem sie geredet wird.

Oregonische Märchen.

Von Albert S. Gatschet. Washington.

K'mukamtchs Jagdabenteuer.

Nachdem der Weltenschöpfer und Hauptgott K'mukamtch die Erde erschaffen hatte, durchzog er das Land und erblickte fünf Luchse auf Bäumen sitzend. Sein Kleid war ein alter, durchlöcherter Hasenfellmantel, den er nun zerriß und wegwarf mit den Worten: „Gelingt es mir, die fünf Luchse auf den Bäumen zu erlegen, so kriege ich einen weit besseren Mantel aus Fellen, als dieser alte da." Er las nun Kiesel zusammen, doch als er mit einem derselben eines der Tiere zu treffen suchte, verfehlte er sein Ziel und der Luchs kletterte hinunter und weg war er. Unbeschreiblich traurig rief er aus: „So kriege ich also auch diesmal keinen guten Überwurf!" Dann schleuderte er seinen zweiten Kieselstein nach einem andern Luchse, verfehlte auch diesen, und die Jagdbeute entwischte ihm auch dieses Mal. „Mein zukünftiger Mantel ist jetzt noch kleiner geworden!" Die drei übrigen Luchse fingen nun an, über den ungeschickten Gott zu spotten; noch mehr dadurch angereizt, schmiß er einen weitern Stein nach dem dritten, mit demselben Mißerfolge; nach dem vierten, fünften Luchse, ohne zu treffen. Als diese alle davongerannt waren, rief K'mukamtch schmerzvoll aus: „Jetzt wird nicht einmal ein Fell meinen Rücken bedecken." Indem er das Liedchen vor sich hertrillerte:

loi lo'yan lo'yak, lo'-i lo'yan lo'yak,

las er die Stücke seines Mantels wieder zusammen, den er eben zerrissen, heftete sie mit Holzsplittern aneinander, legte das Flickwerk um seinen Leib und setzte seinen Weg fort.

Eine kurze Strecke Weges hatte er zurückgelegt, als er eine Antilope auffand, die an Zahnschmerzen litt, und auf einem abgeholzten Landstück im Walde lag. Sofort legte er seinen geflickten Fellmantel über das Thier und gab ihm Fußtritte, um es blutrünstig zu machen. Um ein Steinmesser in der Nähe zu finden, um ihr das Fell abzuziehen, entließ er die Antilope auf eine Weile aus seinem Griff; sie lief natürlich davon und ging hinter seinen Rücken. Er drehte sich um, sah sie laufen, und sagte: „Meine Antilope, die ich eben erlegt, sieht gerade so aus!" Dann lief diese neben ihm vorbei, und er sah seinen Mantel auf ihrem Rücken. Er

schrie: „Bleib doch stehen! Die Menschen werden ja über dich lachen, wenn sie dich mit meinem erbärmlichen, zerfetzten Mantel bekleidet sehen!"

Die Waldratte und die fünf Kaninchen.

Eine Waldratte, so erzählt man, lebte mit ihrer Mutter und fünf weißschwänzige Kaninchen hatten ihre Wohnung ganz in der Nähe. Eines Tages sagte die Ratte zu ihnen: „Laßt uns einmal einen Zank anfangen." Als eins der Kaninchen zu wissen wünschte, weshalb sie sich mit ihnen zanken wolle, erwiderte die Ratte: „Es ist ja nichts weiter dabei! wir wollen einmal Händel haben. Bist du es nicht, der die bittern Blätter einer großen Kohlpflanze allem andern vorzieht?" Das Kaninchen erwiderte hierauf: „Du bist gewiß ein Dieb vom Handwerk! just gestern sah ich dich noch überall herumstreichen, in der Absicht etwas zu mausen, mit deinen breiten Ohren abwärts gebogen!" Hierauf sagte die Ratte: „Und dich sehe ich überall mit deinen krummen Beinen herumhüpfen, um die breiten Kohlblätter abzureißen!" Das Kaninchen entgegnete: „Du bist ein Nichtswisser und ein alter Narr; du bist zu nichts zu gebrauchen als um Löcher in den langen Rock deiner Großmutter zu nagen. Das ist der Grund weshalb du mich angreifst!"

Hierauf entfernte sich die Ratte eine Strecke weit, und spannte dort ein Netz aus, um ihr Opfer zu fangen. Sie ergriff sodann einen Stecken, stieß ihn in die Erdwohnung des Kaninchens hinein und zwang dieses, hervorzukommen. Als es heraus war, drängte sie es ins Netz hinein, und wie es dort gefangen saß, schlug sie es tot.

Gleich darauf begann die Waldratte einen neuen Disput mit einem zweiten Kaninchen, das dort wohnte. „Laß uns einmal einen Zank beginnen!" „Warum sollen wir denn Händel haben?" Und der Zank begann, weil das Kaninchen der Ratte auf ihre Herausforderung geantwortet hatte: „sie sei nur gut, um in das Kleid ihrer Großmutter Löcher zu nagen." „Du bist zu nichts zu gebrauchen, und ein alter Narr, du Kohlblattfresser!" Das Kaninchen erwiderte: „Wir alle wissen, daß du ein gemeiner Dieb und Plünderer bist, der in einer alten baufälligen Holzhütte wohnt!" „Du dummer Teufel", erwiderte sein Gegner, „du einfältiger Sprößling von Eltern einer bessern Sorte, bedenke wohl was du mir zufügen willst! Mach daß du fortkommst!" Und die Ratte trieb das Kaninchen fort, rannte hinter ihm drein und tötete es, brachte dann den Körper heim und fraß ihn auf.

Auf dieselbe Weise machte sie dem Rest der Kaninchenfamilie den Garaus, getrieben von ihrer grausamen Gemütsart. Sie und ihre Mutter fraßen die Tiere samt und sonders auf, und tanzten einen Medizintanz zum Schlusse des blutigen Aktes. Doch während dieses Tanzes wurde die Wohnung der Ratte vom Feuer ergriffen, und da den beiden Inwohnern der Rückzug abgeschnitten war, verbrannten sie beide elendiglich. — Soweit geht die Erzählung.

Die Waldratte und der Biber.

Ein Biber saß in seinem Einbaum und hatte zwei seiner Jungen neben sich sitzen. Als er das Fahrzeug am Ufer hinruderte, kam eine Waldratte zu ihm, fragend, was es neues gebe. „Neuigkeiten weiß ich keine; wenn du welche weißt, so sage mir gleich was du weißt!" erwiderte der Biber. Die Waldratte sagte darauf: „Die Ratte hatte ihre Mutter zur Frau; das ist alles, was ich von Neuigkeiten weiß." Hierauf entfernte sich die Ratte, wartete auf das Fahrzeug in einem Hinterhalte, schoß dann auf dasselbe, griff es an und warf es um. Als die Insassen im Wasser lagen, rettete sie die beiden Jungen, während der Biber selbst auf den Grund hinabtauchte. Die Waldratte fürchtete die Rache des Bibers, und floh daher schnell heim, um sich in der Behausung ihrer Mutter zu verstecken. Der Biber kam heran, entdeckte die Übelthäterin und wollte wissen, weshalb sie davongelaufen sei. „Warum willst du dies wissen?" Die Ratte entgegnete: „Ich wollte eine Perlenhalskette abholen, um sie dir zu überreichen." Der Biber nahm die Halskette zwar an, warf sie aber gleich ins Feuer mit zorniger Geberde. Die darüber ungehaltene Ratte griff ihn nun an und hieß ihrer Mutter in der Mitte des Lagerfeuers einen Raum frei zu machen, damit sie den Biber dort hineinwerfen könne. „Ich will das Tier in das Feuer werfen; ist es drin, so decke es mit Erde zu!" Doch sie hatte die Rechnung ohne den Wirt gemacht, denn der starke Biber ergriff beide, Ratte und Mutter, und warf sie in den Brand hinein. „Ututufu! wehe mir!" schrie die Ratte im Feuer drin; „also bin ich es, die nachher in der Erde verscharrt werden soll!" und rannte noch in Verzweiflung im Feuer herum, während schon ihre Borsten und Fleisch abgesengt waren. Zu guterletzt hielt der Biber ihr noch eine Strafrede betreffs ihrer Gemeinheit. „Gewiß nicht wegen einer Kleinigkeit kam ich hierher; du wirst jetzt hart bestraft, und wenn die Indianer sähen, wo du jetzt bist, würden sie dich gehörig ausspotten. Nachdem dein elender Leib verkohlt ist, wird kein Mensch das Verlangen äußern, an dir zu riechen, sondern man würde dich ein stinkendes Aas nennen, du nichtsnutziger Lümmel, der du nichts besitzest als ein Haus von Holzstücken!" [1]) Der Biber legte nun obendrein noch Feuer an die Holzwohnung der Ratte und ihrer Mutter, nahm seine zwei Jungen unter die Arme und kehrte nach Hause zurück.

Amhuluk, das Ungeheuer des Bergsees.

Amhuluk beabsichtigte zuerst seinen Aufenthalt in den Ebenen von Alfalati, Oregon, zu nehmen, sah aber bald ein, daß dieselben für ihn nicht weit genug seien. Er fand auch einen geräumigeren Ort und ist seither stets dort geblieben. Alles Lebende, das ihn erblickt, ist dem Wassertode geweiht, alle Bäume in der Nähe sind kopfüber mit dem Wipfel ins Nasse gestürzt und viele andre Dinge sind in seinem Teiche versammelt. Das Ungeheuer hat Hunde von mehreren Arten auf seiner Seite und seine Schenkel scheinen ganz von Haaren entblößt zu sein. Seine Hörner sind übergroß und tragen Flecken an sich.

Drei Kinder gruben in der Erde, um die eßbaren Knollen der Abschabsch-Pflanze zu suchen, als Amhuluk in ihrer Nähe aus der Erde stieg. Als die Kinder ihn sahen, riefen sie: „Laßt uns seine Hörner benutzen, um Grabwerkzeuge daraus zu schnitzen!" Doch das unheimliche Wesen näherte sich ihnen, und nahm zwei derselben auf die Hörner, während das älteste Kind, ein Knabe, eiligst sich flüchtete. Überall, wo derselbe seine Schritte hinlenkte, sank die Erde ein. Nach Hause zurückgekehrt, erzählte er seinem Vater: „Ein gefährliches Etwas hat sich uns genähert und meinen Bruder mit Schwester entführt!" Er ging dann schlafen und als die Eltern ihn während seines Schlummers betrachteten, merkten sie, daß sein Leib voll Flecken war.

Hierauf gürtete sich der Vater und machte sich nach dem Sattelberge (oder gegabelten Berge) auf, wo die Kinder in dem Bergsee ertrunken waren. Die Fußstapfen fand er

---

[1]) Bezieht sich auf den Umstand, daß Indianerstämme der Pacifickküste, wie z. B. die Shasti, Ratten und Feldmäuse unter ihre Nahrungsmittel zählen, und sie gebraten verzehren. Diese Tiere bringen nach ihren Wohnungen zusammengetragene Holzstäbchen, welche oft um ihre Erdlöcher herumliegen.

leicht und folgte ihnen; es waren die Fußspuren seines zurückgekehrten Sohnes. Nach Umgehung der Berghöhe fand er den Teich, und sah die Kinder daraus hervorragen. Dann verschwanden sie, um wieder am andern Ufer des Bergsees aufzutauchen. Dies Schauspiel wiederholte sich fünfmal vor seinen Augen, und als er ganz nahe ans Ufer getreten war, fand er die Stelle, wo das Monstrum sie aufgehoben und entführt hatte. Aus dem Bergsee erhob sich Nebel, und mitten im Nebel sah er die Kinderleichen auf den Hörnern des Tieres schwebend. Er winkte ihnen mit der Hand, und sie erwiderten: „didei! didei! didei!" d. h. unser Körper ist verwandelt!

Der Vater ergoß sich in Thränen und blieb die ganze Nacht durch am Ufer. Des nächsten Morgens hob sich der Nebel wieder soweit in die Höhe, daß er seine Kinder wieder auf den Hörnern des Ungetüms sehen konnte. Nochmals machte er ihnen Zeichen mit der Hand und sie erwiderten auch diesmal: „didei! didei! didei!" In Thränen gebadet, konnte er sich nicht von den Kindern trennen und blieb fünf Tage und Nächte am Platze, und jeden Tag kamen die Kinder empor und versanken wieder in der trüben Flut. Als sie nicht mehr emportauchten, machte sich der Mann auf den Weg nach Hause und sagte zu seiner Familie: „Amhuluk hat die Kinder uns entrissen; sie sind am Sattelberge, im Bergsee, und dort sah ich sie auf den Hörnern des Ungetüms; viele Bäume sind auch dort kopfüber ins Wasser geworfen."

* *
*

Die eben erzählten Produkte der mündlich fortgepflanzten Volkslitteratur sind sämtlich oregonischen Ursprungs; die ersten drei rühren von den Modoc-Indianern, das vierte von den Kalapuya-Indianern des Willamet-Thales her. Zum vollen Verständnisse sind einige Erläuterungen von nöten.

Die Modoc-Indianer bilden die südliche Gruppe des Volkes der Máklaks-Indianer, während die nördliche, an Zahl dreimal so starke Gruppe die der E-ukshikni (d. h. Seeanwohner) oder Klamath-Indianer ist. Die Modocs sind jetzt an zwei Stellen angesiedelt, indem sie nach dem Aufstande von 1872 bis 1873 gezwungen wurden, ihr bisheriges Vaterland am Lost River, im südwestlichen Teile Oregons, zu verlassen. Neunzig derselben wohnen im Indianer-Territorium im Exil, während ebensoviele die obern Teile des Sprague-Flusses auf der Klamath Reservation innehaben[1]). K'mukamtch ist der Hauptgott in der Mythologie beider Gruppen und repräsentiert meistens die Sonne des Winters und des Sommers, aber auch zu Zeiten das Himmelsgewölbe. Sein Name bezeichnet ihn als den „alten Mann der Vorzeit". In den Mythen erscheint er als ein Dämon, unüberwindlich an Kraft und List, tückisch und grausam seinem Sohne Aishish gegenüber, mächtig als Schöpfer der Erde und des Weltalls, aber auch die Zielscheibe des Witzes und Spottes aller vergötterten Dämonen und Tiere, sowie der mit ihm in den mythischen Erzählungen in Verbindung tretenden Menschen. In der ersten dieser „Fabeln" haben wir einen guten Nachweis dessen, was die Menschen, die die Geschichte erfunden, von ihm gedacht haben. Die Zahl fünf hat in ganz Oregon eine mystische Bedeutung, wie bei uns die Drei- und Siebenzahl; und erscheint mehrmals in den obigen vier Texten. Die Worte lo-i loyan loyak scheinen aus einer Verdrehung des Verbalausdruckes lualuiχa (verspotten) entstanden zu sein.

Die zweite und dritte dieser Tiergeschichten bilden treffliche Naturschilderungen der betreffenden Tiere, bieten aber keine besondern Anlässe zu sachlichen Erläuterungen.

Der Mythus von Amhuluk rührt von dem Atfálati-Stamme der Kalapuyas her, der auch Tuálati und Wappatu-Stamm heißt. Letztern Namen empfing er, weil die Ansiedlungen desselben rings um einen See angelegt waren, dem Gaston-See, an dessen Ufern das Pfeilblatt (oder die Sagittaria) mit seiner eßbaren Wurzel in ungeheuren Quantitäten wuchs. Diese Wurzel heißt nämlich im Chinook-Jargon: wápatu. Dieser Stamm ist jetzt bis auf etwa fünfundzwanzig Indianer heruntergeschmolzen und lebt auf der Grande-Ronde Reservation, zwischen Portland und dem Stillen Meere. Seine Mythen, soviel ich ihrer habe sammeln können, zeugen von poetischer Anlage und die Sprache dieser und aller verwandten Stämme ist wohllautend und stark vokalisch, doch ist sie morphologisch auf einem sehr primitiven Standpunkte verblieben. Die Konjugation des Verbums ist außerordentlich formenreich schon deshalb, weil das direkte und das indirekte Personalpronomen in das Verbum inkorporiert wird.

Die mythische Schöpfungsgabe dieses Volkes hat zwar viele Tiere und Naturgegenstände anthropomorphisiert, aber Hauptgötter, wie bei Germanen, Griechen, Indern u. s. w., hat dasselbe nicht geschaffen — denn alles mehr transzendentale wird mit dem Namen Ayuthlmé-i bezeichnet, was „wunderbar, mirakulös, göttlich" bedeutet und ganz dem Dakota-Worte: wákan, dem Chinook: itamánnash gleichkommt. Die Götter des Himmels, der Erde, der Unterwelt und des Wassers sind also hier nicht differenziert, alles ist Ayuthlmé-i. Die Sonne erscheint zwar in den Mythen als Flint-Boy[2]), doch ist sie als solcher nicht Gegenstand des Volksglaubens, sondern erscheint eben nur in Mythen, deren wahre Bedeutung kein dortiger Indianer mehr versteht.

Die Ausmalung der düstern Landschaft, wo sich der Bergsee befindet, ist von großer Naturwahrheit. Dieser See und der „Sattelberg" befinden sich fünfzehn englische Meilen westlich von Forest-Grove, das nur zwei Meilen vom Gaston-See entfernt ist.

Eine andre Rezension dieses Märchens stellt das Ungetüm so dar, als ob dasselbe den Körper, nicht bloß die Hörner, voll Flecken gehabt hätte. Die zwei ertrunkenen Kinder hatten sich, als sie auf dem Wasser erschienen, in einen Körper vereinigt, und Haare zeigten sich allerwärts auf ihrer Haut. Ihr Vater suchte sie durch Schwimmen zu erreichen, doch vergeblich.

---

[1]) Vergl. meinen Aufsatz über diese beiden Stämme: Volk und Sprache der Máklaks im südwestlichen Oregon; im Globus 1879, Band 35, S. 167 bis 171, 187 bis 189.

[2]) Eigentlich „Quarz-Junge"; Quarz ist die Substanz, woraus Pfeilspitzen gemacht wurden, und hier sind die Pfeilspitzen symbolisch als die durchdringende Kraft der Strahlen der Sommersonne aufzufassen. Dr. Franz Boas hat 1890 diesen Mythus in mehreren Versionen von den Chinook, Tillamuk und Fraser-River Indianern erlangt.

Die streitigen Gebiete in Guayana.

Von A. Scobel.

Der Kaiser von Rußland entschied am 25. Mai dieses Jahres den Streit zwischen Frankreich und den Niederlanden zu Gunsten der letztern. Der Schiedsspruch sagt: „Der Fluß Lawa ist als Grenzfluß zwischen dem französischen und niederländischen Guayana zu betrachten. Alles Land oberhalb der Vereinigung der Flüsse Lawa und Tapanahoni soll von nun an den Niederlanden zugehören.“ Die Flüsse Lawa und Tapanahoni begrenzen das bisher streitige Gebiet im Osten und Westen und bilden nach ihrem Zusammenflusse den Maroni, welcher als nördlichste Grenze zwischen dem französischen und niederländischen Guayana schon seit 1668 gilt. Auf beiden Seiten war man aber nicht einig über den

Grenzansprüche und Grenzregelung in Guayana.

Oberlauf des Maroni, also über die Bedeutung seines wichtigsten Quellflusses als Grenzscheide. Die Franzosen wählten den westlichen Tapanahoni, die Holländer natürlich den östlichen Lawa. Das ganze Gebiet ist noch wenig bekannt. Die Karten zeigen dort keine einzige Niederlassung von Europäern; doch sind ausbeutungswerte Goldfelder vorhanden. Die Bewohner sind meist Abkömmlinge entlaufener Negersklaven und nur zum kleinen Teile Indianer.

Der südamerikanische Kontinent war ursprünglich durch den Vertrag von Tordesillas (7. Juni 1494) und eine Bulle des römischen Stuhles (24. Januar 1506) ausschließlich zwischen Spaniern und Portugiesen geteilt worden. Während Portugal das heutige Brasilien erhielt, bekam Spanien das ganze übrige Südamerika, von dem es den größten Teil in Besitz genommen hat. Rings um Brasilien erwuchs ein Kranz spanischer Kolonialstaaten, nur das Land im Norden Brasiliens, das sogenannte Guayana, blieb von den Spaniern unbesetzt. Andre europäische Nationen fanden dort einen Tummelplatz für ihren Unternehmungsgeist. Ende des 16. Jahrhunderts bemühten sich die Holländer, kleine Handelsfaktoreien zu gründen, wurden jedoch von den Spaniern, welche Indianer zu Hilfe gerufen hatten, vertrieben. Die Holländer gewannen im Anfang des 17. Jahrhunderts abermals festen Fuß am Essequibo und fingen an, Negersklaven aus

Afrika zu holen, um Plantagen in Betrieb zu setzen. Die von ihnen gegründeten Ortschaften wurden während der Kriege im 17. Jahrhundert teils von den Engländern, teils von den Franzosen geplündert und auch späterhin war die Kolonie manchen Wechselfällen ausgesetzt. Den Holländern blieb nur ein Teil von Guayana, das sogenannte Surinam; den Franzosen gehört Cayenne; und die drei englischen Kolonieen Demerara, Essequibo und Berbice wurden 1831 vereinigt und Britisch Guayana genannt.

Bis um das Jahr 1644 war die portugiesische Kolonisation längs der brasilianischen Ostküste nordwärts etwa bis zum Nordkap (Cabo do Norte) fortgeschritten, sie hatte demnach beide Ufer und das Deltaland des Amazonas eingenommen. Anstatt nun aber weiter nordwärts vorzudringen, ergoß sie sich landeinwärts in das Amazonasthal und überließ Guayana andern europäischen Handelsvölkern. Den Franzosen gelang es, sich zunächst der brasilianischen Grenze festzusetzen. Nach Gründung der Kolonie Cayenne 1664, die 1674 unter die unmittelbare Herrschaft der Krone Frankreichs gelangte, führte der Ehrgeiz die Franzosen bald weiter. An der Mündung des Amazonas erschienen französische Kauffahrer und versuchten die Stromauffahrt. Weit im Hinterlande des Amazonasthales stießen die portugiesischen Missionare auf Franzosen, welche dort mit den Wilden um Indianersklaven handelten. Der damalige Generalkapitän von Para erließ eine Beschwerdeschrift, nach welcher „das Deltaland mit beiden Ufern des Amazonas allein der portugiesischen Herrschaft, die Flußschiffahrt allein der portugiesischen Flagge zustehe und den Franzosen untersagt bleibe" (Handelmann, Geschichte von Brasilien, Berlin 1860). Frankreich ließ sich aber nicht so leicht abschrecken, sondern forderte das nördliche Ufer des Amazonas und wollte den Lauf des Hauptstromes als Grenze und als gemeinsames Eigentum erkannt wissen. Aus politischen Gründen aber (im Begriff, die reiche Erbschaft der spanischen Krone für seinen Enkel Philipp von Anjou in Anspruch zu nehmen, wäre es unklug gewesen, sich das Nachbarland Portugal zu verfeinden) entsagte Ludwig XIV. in dem Provisional-Traktat vom 4. März 1700 allen Ansprüchen auf Macapa und die nördlichen Uferlande des Amazonas, und dieser Verzicht ward in dem Allianz-Traktat vom 18. Juni 1701 nochmals erneuert. Aber auch diese Verträge wurden in kurzer Zeit nichtig. Das Lissaboner Kabinet gab den Bund mit Frankreich auf und trat der Tripelallianz von England, Niederland und Österreich bei. Dafür bedang es sich aus und erhielt von jenen drei Mächten unter anderm eine Gewährleistung für seine Besitzungen am Cabo do Norte am 16. Mai 1703. An dem spanischen Erbfolgekriege, der nunmehr entbrannte, hat Portugal nur geringen Anteil genommen, und Brasilien hat davon nur in einigen Freibeuterzügen gegen Rio de Janeiro eine kleine Probe erfahren. Desto größer waren die Vorteile, welche der endliche Frieden zu Utrecht am 11. April 1713 brachte. So ungern König Ludwig XIV. seinen großartigen südamerikanischen Kolonisationsplänen entsagte, er mußte, von England gedrängt, alle portugiesischen Forderungen bewilligen. So hat Frankreich seine Ansprüche auf das nördliche Amazonasufer, auf das Cabo do Norte in aller Form zu gunsten Portugals aufgegeben und sich den weiter nordwärts gelegenen Fluß Oyapock oder Vincent Pinçon (Pinzon) als Südgrenze von Cayenne, als Nordgrenze von Brasilien gefallen lassen. Zu gleicher Zeit leistete die französische Krone ausdrücklichen Verzicht auf die beanspruchte Amazonasschiffahrt und versprach, ihren Unterthanen jeden Verkehr nach den benachbarten Häfen zu untersagen.

Die Auffassung dieser Bestimmungen war aber von beiden Seiten eine sehr verschiedene. Portugal verstand diejenigen Grenzlinien, welche von seiner Seite schon bei früheren Abmachungen als gültige angesehen wurden; als den Fluß Japoc, also den Oyapock. Frankreich meinte einen nördlichen Arm des Araguary, der südlich der Insel Maraca mündete, und beanspruchte ebenso das Land nördlich des Amazonas, während es den Portugiesen nur das nördliche „Ufer" des Flusses überlassen wollte. Trotzdem hat aber der portugiesisch-französische Frieden zu Utrecht, für den Großbritannien noch eine besondere Garantie übernahm, bis zum Ende des 18. Jahrhunderts eine sichere völkerrechtliche Schutzwehr gebildet. Kam es auch zwischen beiden Mächten noch mehrmals zu ernsten Reibungen, so ist an der stipulierten Abgrenzung nichts geändert worden, so lange Könige aus dem Hause Bourbon auf Frankreichs Throne saßen. Erst die französische Republik hat die Vergrößerungspläne Ludwig XIV. wieder aufgenommen. Nach dem kurzen Kriege des Jahres 1801 erzwang sie im Frieden von Madrid (29. September 1801) eine Ausdehnung des französischen Guayana bis zum Carapanatuba; doch ist hierin bald eine Änderung eingetreten, indem England, als es mit der französischen Republik zu Amiens am 27. März 1802 seinen Frieden schloß, zu gunsten Portugals ausbedang, daß der Arauari (Arapuary) die Grenze zwischen Brasilien und Cayenne bilden solle. Wenige Jahre darauf wurde Portugal abermals von den französischen Waffen heimgesucht und das Königshaus Bragança mußte sich 1807 zur Übersiedelung nach Brasilien entschließen. Es gab damit sein europäisches Erbland an Frankreich verloren, aber dafür hat es sich in Südamerika entschädigt. Ein vereinigtes englisch-brasilianisches Geschwader segelte gegen die französische Nachbarkolonie, die Hauptstadt Cayenne mußte 1809 kapitulieren, und nun unterwarf sich ganz Französisch-Guayana den Siegern, welche dasselbe vorläufig dem brasilianischen Reiche einverleibten.

Erst in der Wiener Kongreßakte (9. April 1815) hat das Kabinet von Rio de Janeiro, nachdem es selbst längst in den Besitz Portugals wieder eingesetzt war, sich zu einer Rückgabe Cayennes an die Krone Frankreich verstanden. Nach einer mehrjährigen Verzögerung wurde die Grenzfrage in der Konvention zu Paris am 28. August 1817 dahin erledigt, daß die Bestimmungen des Utrechter Friedensvertrages wieder in Kraft treten sollten (Handelmann, l. c.). Dabei blieben freilich auch die frühern Streitpunkte über eine genaue Abgrenzung bestehen. Nach der Unabhängkeitserklärung Brasiliens im Jahre 1822 und während der Bürgerkriege 1834 bis 1837 war erst recht an endgültige Abmachungen nicht zu denken. Erst 1855 bis 1856 wurde die Angelegenheit von Napoleon III. wieder aufgenommen. Frankreich bestand auf seiner Auslegung der alten historischen Grenze: Die Grenze wird gebildet vom Kanal von Carapaporis, welcher die Insel Maraca von den an das Nordkap grenzenden Ländereien trennt, dann von dem Nordarm des Flusses Arauari, wenn dieser Arm offen ist, oder im andern Falle der erste Wasserlauf flußaufwärts gegen Norden, welcher unter dem Namen Mannain oder Carapaporis bei 1° 45′ Nordbreite in den Kanal von Carapaporis mündet. Von der Küste ab folgt die Grenze dem Flusse bis zur Quelle und zieht dann in gleichem Abstande vom Amazonas westlich, bis sie den Rio Branco erreicht (Verhandlung vom 1. Juli 1856; nach Bull. soc. géogr., Paris 1890, 3, dem auch die Abgrenzungen der streitigen Gebiete auf unsrer Karte entnommen sind). Unter dem Nordarm des Araguary oder Arauari verstehen die Franzosen heute den Fluß Jourdon, den See Macari, den Fluß Comprido, den See Novo und endlich dessen Abfluß in den Arapuary. Der brasilianische Vertreter (der schon 1855 erklärt hatte, eine annehmbare Abgrenzung sei nur von den Quellen des Oyapock über die westliche Wasserscheide möglich) verzichtete auf eine Abgrenzung im Innern überhaupt und betonte die Schwierigkeit für eine Einigung,

die nur in der verschiedenen Auffassung des Vertrages von Utrecht ihren Grund habe. 1840 hatte bereits Brasilien auf dem linken Ufer des Arapuary einen Militärposten gegründet und 1860 das Gebiet von Apurema zwischen den Flüssen Arapuary und Tartarugal in Besitz genommen. Trotz alledem erneuern heute die Franzosen ihre vermeintlichen Ansprüche bis zum Arapuary und beanspruchen im Innern alles Land nordwärts des Amazonas, von einer Entfernung von 200 km vom Flusse ab gerechnet, bis westlich zum Rio Branco. Coudreau schätzt die beanspruchte Küstenstrecke auf 400 km, also 50 km mehr als die Küstenlänge des bisherigen französischen Gebietes. Das heutige französische Guayana umfaßt etwa 105000 qkm, während der von Brasilien beanspruchte Teil etwa 260000 qkm mißt, von denen ungefähr 100000 qkm Prärien sind. Das Klima der Prärien soll trocken, gesund und demjenigen von Algerien ähnlich sein. Die eingeborne Indianerbevölkerung wird auf 100000 Seelen geschätzt.

Auch der Streit zwischen England und Venezuela ist neuerdings wieder in den Vordergrund getreten. England hat hier stets alles Land nordwestlich bis zum Flusse Amacura als sein eigen betrachtet. Die untern Klassen der Grenzbevölkerung sind aber noch heute sehr gereizt darüber, daß England die Hand auf diese reichen Landschaften legte. Die Grenzfrage vom britischen Guayana ist immer eine Aufregung für den Venezuelaner, ein „Dorn im Herzen des Volkes", wie sich der Präsident von Venezuela selbst ausdrückte. Augenblicklich lassen auch die Sicherheitsverhältnisse dort manches zu wünschen übrig. Venezuela beansprucht die streitigen Gebiete auf Grund der ehemaligen Besitzergreifung des spanischen Mutterlandes (!) und ist auch in handelspolitischer Beziehung wenig entgegenkommend gegen England, da es für britische Einfuhren einen dreißigprozentigen Zoll erhebt. Vor kurzem wurden in den Goldfeldern des britischen Guayana Diamanten entdeckt. Von 638 gesammelten Steinen wurden in London nur fünf für wertlos erklärt, die übrigen aber als reine Diamanten vom ersten Wasser. Ein Syndikat zur Anlage und Ausbeutung von Diamantminen ist in Bildung begriffen. Die britische Regierung sieht bereits eine neue Wohlstandsquelle entstehen und wird darum umsoweniger geneigt sein, gegen Venezuela irgend welche Nachgiebigkeit zu zeigen.

Die Ansprüche Brasiliens auf einen Teil des britischen Guayana scheinen sich auch nur auf sehr alte Abmachungen zu gründen. Der am 15. Januar 1750 zu Madrid abgeschlossene spanisch-portugiesische Grenzvertrag (der den Vertrag von Tordesillas annullierte) legte mit lobenswerter Mäßigung den damaligen faktischen Besitzstand zu Grunde. Über die Nordgrenze zwischen spanischen und portugiesischen Besitz giebt er folgende Einzelheiten: Von der Mündung des Flusses Yavari geht die Grenze entlang dem Amazonas, von dem sie wieder nordwärts in die Mündung des Hyapura einlenkt, um diesen Strom bis an seine Quelle zu begleiten. So wird sie die Wasserscheide zwischen den Grenzen des Amazonas und Orinoko erreichen und diese soll dann bis nach Guayana hinein die politische Grenze zwischen dem spanischen und portugiesischen Südamerika bilden. Ein Zeitgenosse sagt darüber: „Es war eine wahrhaft königliche und sehr sichtbare Linie, denn sie sollte durch Gebirgsketten und tiefe Ströme, welche beide keinem Wechsel unterworfen sind, dargestellt werden." In einer 1761 abgeschlossenen Konvention wurde auch dieser schöne Grenzvertrag wieder aufgehoben. So wenig wie Venezuela wird Brasilien die Engländer vermögen, von ihrem Gebiete nur einen kleinen Teil wieder abzutreten.

Über Schneeverwehungen auf den Eisenbahnen in Rußland.

Von V. Sresnewskij.

Die Schneeverwehungen bilden für unsre Eisenbahnen ernste Übelstände, in Rußland nehmen dieselben schon einen bedrohlichen Charakter an, der sich sowohl für die Verwaltungen der Eisenbahnen, wie auch für den Personen-, Post- und Warenverkehr besonders fühlbar macht. Man braucht nur hinzuweisen auf die Stärke und Gefährlichkeit der Schneestürme „Buran" im Winter, wie sie Dahl u. A. schildern: „Menschen erfrieren in geringer Entfernung von ihren Wohnhäusern, bisweilen sogar auf den Straßen der Dörfer, ihrer Kräfte beraubt und ohne sich zu rühren oder beständig im Kreise herumirrend. Das Vieh rennt mit dem Winde hunderte von Werst ohne anzuhalten, stürzt nicht selten in Abgründe und kommt dabei um. Der Steppen-Kaissak, welcher sonst wie bei Tage, so bei Nacht bereit ist uns durch jede beliebige Einöde zu führen, weigert sich entschieden, während eines solchen Burans den Führer zu spielen; wird er aber unterwegs von ihm überrascht, so steigt er vom Pferde, legt sich hin und bedeckt sich, wenn möglich mit Schnee und wartet den Vorübergang des Sturmes ab" — um zu erkennen, welche mißliche Wirkungen die in ihrer Folge eintretenden Schneeverwehungen ausüben müssen. Es waren beispielsweise zufolge des Schneegestöbers vom 1. (13.) bis 3. (15.) März 1883 in Mittelrußland auf der Nikolaibahn 12000 Arbeitstage erforderlich, und auf der Moskau-Kursker Bahn 7000 Arbeiter thätig, um die Verkehrsstörung zu heben. Im europäischen Rußland ist der Bahnverkehr im Winter bei aller Bequemlichkeit und Schnelligkeit durch Schneewehen mehr gehemmt als der Verkehr mit Pferden. Das reisende Publikum in Rußland muß im Winter stets darauf vorbereitet sein, daß es möglicherweise auf seiner Reise aufgehalten werden kann. Einzelne Bahnverwaltungen haben deshalb die Notwendigkeit erkannt, Maßregeln zu treffen, damit der eventuelle Eintritt von Schneewehen vorhergesehen werden könne, um dann rechtzeitige Maßnahmen treffen zu können. Die Morschansk-Ssysraner Bahn hat ihren Beamten die Ausführung meteorologischer Beobachtungen aufgetragen, um beurteilen zu können, ob die bemerkten gefährlichen Winde Schneeverwehungen zu verursachen drohen.

Das Departement für Eisenbahnen in Rußland zweifelte ursprünglich daran, daß die Wetterprognosen denjenigen Grad der Vollkommenheit besäßen, welche zu einer thatsächl. Nutzanwendung für die Praxis erforderlich sei. Der wachsende Erfolg der Sturmwarnungen für am Meere gelegene Gebiete von Seiten des physikalischen Zentralobservatoriums in Petersburg veranlaßten jedoch Herrn V. Sresnewskij zur Untersuchung der meteorologischen Bedingungen, welche die Schneeverwehungen auf den Eisenbahnen verursachen. Die ersten Resultate hierüber veröffentlichte H. Sresnewskij in den Jahren 1886 und 1887 in verschiedenen Zeitschriften, deutsch insbesondere in der deutschen Petersburger Zeitschrift. In einer neuen, außerordentlich interessanten Studie „Über Schneeverwehungen auf den Eisenbahnen in Rußland", welche im Repertorium für Meteorologie, redigiert von D. H. Wild, Bd. XIII, Nr. 6 enthalten ist und der wir alle hier mitgeteilten Daten verdanken, untersucht H. Sresnewskij auf Grund eines reichen Materials über die stattgehabten Schneeverwehungen von den Eisenbahnlinien in Rußland in den Jahren 1879 bis 1889 die einzelnen Fälle mit Hilfe der synoptischen Karten des physikalischen Zentralobservatoriums und gelangt zu folgenden Ergebnissen:

„Die Schneeverwehungen sind Folgeerscheinungen starker

atmosphärischer Störungen, welche von Schneefall oder starken Schneewehen begleitet werden. Die Störungen der Atmosphäre bei Schneeverwehungen stehen den Störungen bei Stürmen auf dem Meere an Stärke nicht nach. An verschiedenen Orten stimmt die Richtung des Windes, bei welcher Schneeverwehungen entstehen, sehr nahe mit der vorherrschenden Windrichtung und der gewöhnlichen Richtung der Stürme überein; also hat die Richtung der Eisenbahnlinie selbst im allgemeinen keinen bestimmten Einfluß auf die Schneeverwehungen der Bahnen. Die Störungen der Atmosphäre werden durch Wirbel bewirkt, die am Rande der Maxima und im Gebiete der Minima des Luftdruckes auftreten. Sowohl Schneeverwehungen, wie auch Stürme stehen im Norden Rußlands vornehmlich mit den Minimis, im Süden aber im gleichen Grade mit den Maximis und Minimis des Luftdruckes im Zusammenhang. Die jährliche Periode der Schneeverwehungen weist übereinstimmende Eigenschaften mit der Periode der Windstärke auf. Die größte Zahl der Schneeverwehungen fällt auf die Monate Januar und März, in denen auch die Windstärke größtenteils ihr Maximum erreicht. Im Februar macht sich ein Nachlassen in der Häufigkeit der Schneeverwehungen und der Stürme bemerkbar. Der jährliche Gang der Schneefälle weist eine bedeutende Verschiedenheit gegenüber dem der Schneeverwehungen auf und es ist daher der Schluß berechtigt, daß der Schneefall allein nicht die Schneeverwehungen bedingt. Die Zunahme der Häufigkeit der Schneeverwehungen in der ersten Hälfte des Winters erklärt sich aus der Zunahme der Mächtigkeit der auf der Erde ruhenden Schneeschicht; das Nachlassen der Häufigkeit der Schneeverwehungen im Februar und die Steigerung derselben im März ist aus den entsprechenden Schwankungen der Windstärke zu erklären". Gs.

Aus allen Erdteilen.

— Die Deutsche Anthropologische Gesellschaft hält ihre diesjährige (22.) Versammlung nicht in Königsberg, wie ursprünglich festgesetzt war, ab, sondern (wegen des am 18. Juni erfolgten Todes des erwählten Geschäftsführers Dr. O. Tischler) in Danzig und zwar vom 3. bis 5. August. Geschäftsführer ist Dr. Lissauer in Danzig.

— Die transandine Eisenbahn macht nach neuern Mitteilungen erfreuliche Fortschritte. Man bezeichnet damit jene Strecke Eisenbahn, welche, über die südamerikanischen Andes führend, die Eisenbahnsysteme von Chile und Argentina verbindet. Die Gesammtstrecke der Bahn beträgt 240 km, von denen 174 auf argentinischem Boden liegen mit Mendoza (724 m) als Ausgangspunkt. Auf chilenischem Boden liegen nur 66 km, ausgehend von dem chilenischen Eisenbahnendpunkt Santa Rosa (824 m). Die größte Höhe, welche die Bahn erreicht, liegt in 3188 m, wo in einem Tunnel die höchste Höhe des Gebirges, die den Tunnel noch um 600 m überragt, durchsetzt wird. Im ganzen werden acht Tunnels gebaut, die zusammen gegen 15 km lang sind. Das Bohren dieser Tunnel ist deshalb ein schweres Stück Arbeit, weil Brennmaterial wegen ungeheurer Kosten nicht zugeführt werden kann und damit die Verwendung von Dampfmaschinen ausgeschlossen ist; Wasserkraft ist nicht nahe genug, um dieselbe unmittelbar zu verwenden; man erzeugt daher erst mit deren Hilfe elektrische Kraft, die zu den Bohrstellen geleitet wird.

— Die arktische Expedition Robert Pearys (Globus, Bd. LIX, 240), welche von der naturwissenschaftlichen Akademie in Philadelphia unterstützt wird und zum Ziele nicht die Erreichung des Nordpols, sondern nur des nördlichsten Punktes von Grönland hat, ist begründet auf die Erfahrungen Nordenskiölds und Nansens über das Binneneis von Grönland. Peary wird sein Ziel mit Schlitten und Schneeschuhen zu erreichen suchen und zwar auf dem Überlandwege entlang und im Innern der grönländischen Nordwestküste, östlich am Smithsunde hin. Bereits 1886 hat sich Peary auf Schneeschuhen in Grönland geübt. Unter seinen fünf Begleitern befindet sich ein Schwede, Donn Gracie; Ausgangspunkt ist Whale Sound, von wo aus allmählich an den verschiedenen in Nordwestgrönland einschneidenden Föhrden Niederlagen angelegt werden sollen, die bei der Rückkehr benutzt werden. Auf Pearys Karte sieht die Erreichung of the northern terminus of Greenland sehr hübsch aus. Hoffen wir, daß das Werk gelinge.

— Ein Denkmal für Gustav Nachtigal ist am 28. Juni in Stendal in der Altmark enthüllt worden. Vertreten waren bei der Feier die Behörden der Stadt und Provinz, die Geographischen Gesellschaften von Halle und Berlin, die Berliner Anthropologische Gesellschaft. Der Vorstand der Kolonialabteilung, Dr. Kayser, würdigte in seiner Rede Nachtigal, dessen Verdienste als Gelehrter und Forschungsreisender genugsam bekannt seien, namentlich in der Thätigkeit als Beamter des Auswärtigen Amtes. Pflichttreue, Umsicht und Sachkenntnis hätten ihn alle Schwierigkeiten überwinden lassen, und so stehe er noch heute auch dort im allerbesten Andenken. „So mischten sich in ihm die Elemente, daß die Natur aufstehen konnte und der Welt verkünden: das ist ein Mann". Übrigens sei ihm nicht nur die Unsterblichkeit beschieden gewesen, die der Dichter denen verheißt, welche den Besten ihrer Zeit genug gethan. Nachtigal habe das Glück gehabt, den Markstein für eine neue Entwicklung des Volkes zu errichten. In Togo und Kamerun (wo Nachtigals sterbliche Überreste bestattet liegen), um deren Erwerbung er sich verdient gemacht, wird er stets unvergessen bleiben. Deutschland werde die von Nachtigal mit eingeleitete Kolonialthätigkeit nie aufgeben, sondern kräftig fördern. Gustav Nachtigal war übrigens, wie wir hier hervorheben wollen, nicht in Stendal selbst, sondern am 23. Februar 1834 in dem nahen Eichstätt geboren. Gestorben ist er am 20. April 1885 an Bord der „Möwe" gegenüber Kap Palmas, wo zuerst seine Bestattung erfolgte. (Abbildung des dortigen Grabes bei Büttikofer, Liberia I, 440.)

— Amerikanische Expedition nach Labrador. Am 27. Juni ist auf dem Schoner „Decker" von Brunswick in Maine aus eine kleine Expedition nach der Hamilton-Einfahrt gesegelt. Die Hamilton-Einfahrt ist der große, unter 54° nördl. Br. westlich in den Landkörper von Labrador einschneidende Fjord. Der Einfahrt sind eine große Zahl Untiefen und Inseln vorgelagert. Der Eskimoname für den Fjord ist Ivuktok, welchen Namen auch die britische Admiralitätskarte dem Hamilton-Inlet beischreibt, darunter aber auch noch die breite Erweiterung im oberen Teile der Einfahrt, den Lake Melville, einschließt. Die Längserstreckung dieses großen Fjordes beträgt drei Längengrade. Professor Leslie-Lee hat die wissenschaftliche Leitung der Expedition; ihm beigegeben sind 17 Studenten. Vier Mitglieder sollen die Einfahrt aufwärts verfolgen, etwa 260 km, und dann die Wasserfälle des Grand River untersuchen, denen eine Überlieferung die fabelhafte Höhe von 600 m giebt, in welcher

sie von dem Tafelland des innern Labrador herabstürzen sollen. Die Indianer versichern, diese Fälle schon gesehen zu haben und erzählen auch, daß früher schon ein weißer Mann von der Hudsonbai aus dorthin gekommen sei. Die Sonderabteilung wird später den „Decker" wieder in Hamilton-Inlet treffen. Die ganze Expedition wird dann der Küste entlang nordwärts segeln bis Kap Chudleigh oder Chidley, unter 60° 30′ nördlicher Breite, am Eingange zur Hudsonstraße. Wenn möglich, sollen die Missionsstationen der mährischen Brüder an der Labradorküste, Nain und Oskak, besucht werden. Am 15. September soll die Reise wieder in Maine beendigt sein. Der Hauptzweck der Expedition ist die Sammlung ethnographischer Gegenstände und genaue Messung der Eskimos. Zur Fixierung der Sprache und der Gesänge der Eskimos soll ein Edisonscher Phonograph dienen. Über die Wasserfälle im innern Labrador berichtete schon 1888 Holme der Britischen Geograph. Gesellschaft. Danach unternahm Mr. Maclean 1839 eine Flußfahrt bis zu den großen Fällen des Grand oder Hamilton-River, oberhalb des Sees Waminikapou. Holme selbst besuchte den südwestlichen Teil des Melvillesees, den er Goosebai nennt, und von da aus die untersten Fälle des Grand River, die er photographierte und etwa 20 m hoch schätzte. Von hier aus aufwärts überwand er zahlreiche Stromschnellen und schätzte die Höhe des innern Tafellandes auf 600 m, aber auf die Entfernung von etwa 50 km, von dem Lake Waminikapou bis zu den Grand Falls. Die Höhe der letzteren ist bis heute unbekannt, es sei aber kein Zweifel, daß diese großen Fälle in Wassermasse und Absturzhöhe kaum ihresgleichen in der Welt finden werden.

— Richard Henry Major, geboren 1818, starb am 25. Juni 1891 zu London. Mit ihm ist der größte Kenner der Geschichte der Erdkunde in England dahingegangen. Als Sekretär der Hakluyt-Society hat er von 1849 bis 1858 verschiedene alte Reisewerke, sowie ausgewählte Briefe von Chr. Columbus herausgegeben. In seinem 1857 veröffentlichten Early Voyages to Terra Australis wies er darauf hin, daß Australien schon im Beginne des 16. Jahrhunderts von den Portugiesen entdeckt worden war; auch verdanken wir ihm eine Abhandlung über die Weltkarte des Leonardo da Vinci. 1868 gab er sein bekanntes Werk über das Leben des Prinzen Heinrich, des Seefahrers, von Portugal heraus, was ihm namentlich von Portugal aus große Ehrenbezeugungen eintrug. Zu seinen spätern Werken gehört die Herausgabe der Voyages of the Venetian Brothers, Nicolo and Antonio Zeno. Major war bis 1880 Vorstand der Kartenabteilung des Britischen Museums und von 1881 bis 1884 Vizepräsident der Londoner Geographischen Gesellschaft.

— Die Insel Peregil (Marokko). Diese wenig bekannte Insel wurde bisher allgemein als spanischer Besitz angesehen, dies ist ein Irrtum, sie gehört vielmehr zu Marokko. Don José Jimeno Agius bemerkt hierüber in seiner Schrift: Territorio y poblacion de España (Madrid, 1890) folgendes: „Bis vor kurzem wurde auch die Insel Peregil oder Coral als spanische Besitzung betrachtet; sie liegt an der Straße von Gibraltar, eine Seemeile von der Punta Arlanza und in derselben Entfernung von der Punta Leone, 1½ Kabel vom Fuße der Sierra Bullones. Sie besitzt eine (See-) Meile Umfang, liegt 74 m über dem Meere und hat nur zwei kleine Rheden — an der Südseite — aufzuweisen. Heute ist es nicht mehr möglich, sie zum spanischen Gebiete zu zählen. Sie wird zwar in verschiedenen offiziellen Publikationen als spanisch angeführt und in einer derselben stützt man sich darauf, daß die spanische Regierung im Jahre 1746 den Befehl gab, eine Karte der Insel zu dem Zwecke aufzunehmen, um eine Befestigung dort zu errichten und sie in ein Presidio zu verwandeln, aber trotz alledem darf man sie nicht mehr als spanisch betrachten, seitdem der spanische Staatsminister im Unterhause der Cortes am 3. Dezember 1887 folgends gesagt hat: „ . . die Dokumente, welche ich zitiert habe, und jene, welche ich der Kammer vorlegen werde, bestätigen auf eine entscheidende Weise, die keinen Zweifel gestattet, daß der Staatsminister durch Vermittelung der spanischen Gesandtschaft zu Tanger die Insel Peregil als Besitz und unterthäniges Gebiet des Kaisertums Marokko anerkannt hat." B.

— Über die Chatham-Inseln im Osten von Neuseeland berichten die Deutschen geographischen Blätter Lindemans nach einer australischen Quelle, daß sie neuerdings von einem Neuseeländer, J. A. Robertson, besucht wurden. Die größere der beiden Inseln, Warekauri, ist von Neuseeland mit dem Dampfer in 40 Stunden zu erreichen. Sie hat eine Länge von 38 und eine Breite von 25 Miles, erhebt sich im Süden bis 300 m und senkt sich allmählich nach Norden hin, wo der beste Hafen liegt, besser als die mehr besuchte Waitangubucht im Süden. Größere Flüsse sind nicht vorhanden, dagegen zahlreiche Seen. Der Boden ist teils noch mit Wald bedeckt, der aber nur minderwertiges Holz besitzt, teils mit Torflagern, die zwei Drittel der Oberfläche einnehmen. Mais und Kartoffeln werden gebaut; Haupterwerb bietet die Schafzucht; auch die Schweinezucht wird betrieben. Eine fernere Erwerbsquelle ist der Fischfang. Die Ureinwohner, die Moriori, nächste Verwandte der neuseeländischen Maori, sind im Aussterben begriffen.

— Die Anlage von Kapitalien nach geographischen und ethnographischen Bedingungen behandelte G. Martin in einer Mitteilung an die Pariser geographische Gesellschaft am 1. Mai. Die Franzosen verborgen ihre Kapitalien meistens in Europa, weniger in Amerika. Die Engländer geben der ganzen Welt Kredit; die Deutschen legen auswärts ihre Kapitalien, namentlich in Österreich-Ungarn, Rußland und den Vereinigten Staaten an; die Holländer in ihren Kolonien, Rußland und Nordamerika. Martin teilt die Kulturvölker in borgende und verborgende ein. Die größten Borger sind die Amerikaner und unter ihnen namentlich die Nordamerikaner, welche an Europa jährlich 500 bis 550 Mill. Francs Zinsen zahlen. Kreditgebende Länder sind nur Frankreich, England, Deutschland, Holland, Belgien und die Schweiz. Diese alle sind in der Mitte und im Nordwesten Europas gelegene Länder; sie bilden die geographische Gruppe, mit derem Gelde die übrigen Länder arbeiten.

— Emin Pascha ist, nach Berichten aus Sansibar, am 22. März von Kafurro in Karagwe nach Nordwesten aufgebrochen. Kafurro liegt östlich vom Windermere-See, nahe bei der Hauptstadt des Königs von Karagwe (früher Rumanika) und ist durch Speke und Stanley bekannt. Emin hat daselbst einen Araber als Verwalter eingesetzt. Wenn der Bericht sagt: Emin wolle nach dem „Hafen" Mpororo am Albert-Edwardsee aufbrechen, so ist dieses wohl eine Verwechslung mit der — wenig bekannten — Landschaft gleichen Namens am Südende jenes Sees. Damit würde Emin die deutsche Interessensphäre überschreiten und sich bereits in der britischen bewegen. Weiterhin will Emin das auf der letzten Stanleyschen Expedition entdeckte Schneegebirge des Ruwensori näher erforschen und mit seinen früheren Untergebenen in der ehemaligen Äquatorialprovinz Fühlung suchen.

Herausgeber: Dr. R. Andree in Heidelberg, Leopoldstraße 27. Druck von Friedrich Vieweg und Sohn in Braunschweig.

Bd. LX.

Globus.

Illustrierte Zeitschrift für Länder- und Völkerkunde.

Nr. 5.

Begründet 1862 von Karl Andree.

Herausgegeben von Richard Andree.

Druck und Verlag von Friedrich Vieweg & Sohn.

Braunschweig. Jährlich 2 Bände in 24 Nummern. Durch alle Buchhandlungen und Postanstalten zum Preise von 12 Mark für den Band zu beziehen. 1891.

Albert Hermann Post.

Von Th. Achelis.

Der Verfasser der „Ethnologischen Gedanken“ in Nr. 19 des letzten Bandes dieser Zeitschrift ist wahrscheinlich den meisten Lesern des „Globus“ nicht mehr unbekannt; gehört er doch in die erste Reihe der Forscher, welche unermüdlich bestrebt sind, der großen sozialpsychologischen Perspektive, wie sie ja ganz besonders klar in der vergleichenden Rechtswissenschaft sich dokumentiert, eine immer breitere Basis und immer weitreichendere Gesichtspunkte abzugewinnen. Da die wissenschaftliche Thätigkeit des einzelnen nun zugleich ein mehr oder minder getreues Abbild der herrschenden geistigen Stimmung ist, die darin zum Ausdruck gelangt, so verlohnt es sich vielleicht der Mühe, in diesem Reflex das Ziel der ethnologischen Untersuchung überhaupt einer kurzen Betrachtung zu unterziehen, indem wir thunlichst unserm Gewährsmann selbst die Entwicklung und Begründung seiner Lebensaufgabe überlassen; von irgend einem Eingehen in das Detail kann natürlich nicht die Rede sein. Beginnen wir mit den üblichen biographischen Daten.

Post ist geboren in Bremen am 8. November 1839. Nach Absolvierung des Gymnasiums besuchte er die Hochschulen zu Heidelberg, Berlin und Göttingen, um Jurisprudenz zu studieren, selbstverständlich in dem hergebrachten römischen Sinne und nicht etwa in der durch die Völkerkunde erst neuerdings bewirkten Erweiterung; in den Jahren seines Universitätsaufenthaltes (1859 bis 1863) war noch von einer vergleichenden Rechtswissenschaft auf ethnologischer Basis wenig in Deutschland zu spüren, jedenfalls aber am wenigsten auf den Hochschulen. Nach Ablegung des juristischen Examens bei dem damaligen Oberappellationsgericht in Lübeck, ließ er sich in Bremen zunächst als Anwalt nieder, wurde 1866 zum Gerichtssekretär und am Anfang des Jahres 1874 zum Richter am Landgericht in seiner Heimatstadt ernannt. Jede freie Zeit, die ihm seine überbürdete praktische Berufsthätigkeit übrig läßt, benutzt er, um das lediglich durch eigenes hartnäckiges Studium errungene Ideal seiner wissenschaftlichen Forschung immer voller auszugestalten. Das ist in wenigen Worten der äußere Rahmen des Bildes, suchen wir uns nun mit dem eigentlichen Inhalt näher vertraut zu machen.

Der Einblick in die Entstehung der ethnologischen Weltanschauung bei unserm Gewährsmann ist um so müheloser zu gewinnen, als Post selbst uns überall die nötigen Aufschlüsse über die einzelnen Stufen dieser Entwicklung an die Hand giebt, denen wir uns natürlich in unsrer Darstellung anschließen. Wie die meisten andern Forscher seines Zeichens, ist auch er von der landläufigen römisch-juristischen Vorbildung ausgegangen, um dann erst durch den Umweg der Nationalökonomie auf den Standpunkt der vergleichenden Ethnologie zu gelangen; daß auch philosophische und naturwissenschaftliche Ideen bei diesem Prozeß wenigstens ein wichtiges Ferment abgegeben haben, ist leicht begreiflich. Hören wir ihn selbst: „Das Studium der herrschenden Rechtsphilosophie war für mich durchaus unbefriedigend. Es befestigte sich täglich mehr und mehr die Überzeugung in mir, daß die bisherigen Fundamente der Rechtsphilosophie nicht im Stande sein würden, den Bau der Rechtswissenschaft der Zukunft zu tragen, und daß ein vollständiger Neubau von unten herauf unumgänglich sein werde. Die ersten allerdings noch ganz embryonalen Versuche zu einem solchen Neubau findet man in dem von mir in den Jahren 1866 bis 1871 herausgegebenen „Entwurf eines gemeinsamen deutschen und hansastadtbremischen Privatrechts auf Grundlage der modernen Volkswirtschaft“ (drei Bände). Die dort entwickelten Gedanken blieben für die juristische Wissenschaft schon um deswillen unfruchtbar, weil sie gelegentlich der Behandlung eines Partikularrechts zum Ausdruck gelangt waren. Die im ersten Bande dieses Werkes niedergelegten Ideen fanden eine weitere Bearbeitung in einer 1867 unter dem Titel „Das Naturgesetz des Rechts. Einleitung in eine Philosophie des Rechts auf Grundlange der modernen empirischen Wissenschaft“ publizierten Schrift. Beide Schriften lehnen sich noch stark an die Kantsche und Schopenhauersche Philosophie an. Für einen wirklichen Neubau der Fundamente der Rechtswissenschaft reichte das Material, auf welches sich dieselben stützten,

lange nicht aus. Der mächtige Aufschwung der Naturwissenschaften, wie er sich an den Namen Darwins knüpft, trieb mich alsdann in das Studium von Gebieten hinein, welche mir bis dahin ziemlich fremd geblieben waren und legten mir die Verwendung der neugewonnenen naturwissenschaftlichen Anschauungen im Gebiete des Rechts nahe. Das nächste Resultat dieser Studien war eine kleine Schrift, welche 1872 unter dem Titel „Einleitung in eine Naturwissenschaft des Rechts" erschien. Bald jedoch war mir auch der hier eröffnete weitere Gesichtskreis nicht mehr weit genug. Ich kam zu der Überzeugung, daß die einzige haltbare Basis für die Rechtswissenschaft der Zukunft in einer allgemeinen, ausschließlich auf Erfahrungsthatsachen gestützten Soziologie zu finden sei, und so begann ich denn an der Hand der Ethnologie die Thatsachen des Rechtslebens bei allen Völkern der Erde zu sammeln und ihren Ursachen nachzugehen. Diese Arbeit ist niedergelegt in den Schriften: Die Geschlechtsgenossenschaft der Urzeit und die Entstehung der Ehe, 1875. Der Ursprung des Rechts, 1876. Die Anfänge des Staats- und Rechtslebens, 1878. Bausteine für eine allgemeine Rechtswissenschaft auf vergleichend ethnologischer Basis, zwei Bände, 1880, 1881. Da hier ein vollständig jungfräuliches Gebiet vorlag, so handelte es sich zunächst um Herbeischaffung eines umfangreichen empirischen Materials. In einigen dieser Schriften tritt infolge dessen der Gedankengang, auf welchem dieselben beruhen, stark zurück. Es galt zunächst nach Rechtsgebräuchen bei allen Völkern der Erde zu suchen, wo immer ich vermuten konnte, solche aufzufinden. Soweit Rechtsbücher nicht aufzutreiben waren, blieb in dieser Beziehung nichts übrig, als nach Rechtsgewohnheiten der Völker in Reisewerken zu suchen. Es mußten unzählige Bände solcher Reisewerke durchgesehen werden, um zu entdecken, ob etwa dieser oder jener Rechtsbrauch in glaubwürdiger Art und Weise in denselben berichtet sei. Diese Arbeit war mühsam, aber fruchtbringend und führte zu dem merkwürdigen Resultat, daß eine Reihe von Rechtsgebräuchen sich in auffallender Weise bei den stammfremdesten Völkerschaften wiederholte. Es galt nun die so gesammelten Rechtssitten in einen Zusammenhang miteinander zu bringen, die sozialen Ideenkreise aufzufinden, denen die einzelnen Sitten angehörten. Es gehörte ein jahrlang fortgesetztes Nachdenken dazu, bis sich diese isoliert aufgefundenen Bruchstücke zu einem Entwicklungsbilde vereinigten, in welches sie sich alle ohne Zwang einreihten. In den „Bausteinen" konnte ich es bereits wagen, aus dem gewonnenen Material einige allgemeinere Schlüsse zu ziehen. Die vorliegende Schrift (es sind die „Grundlagen des Rechts und die Grundzüge seiner Entwicklungsgeschichte") beabsichtigt, in kurzen Grundzügen darzulegen, welche Konsequenzen meiner Ansicht nach aus dem Material zu ziehen sind, welches in meinen frühern Schriften aufgespeichert liegt. Da ich mir nicht verhehlen kann, daß das Material, auf dem diese Schrift sich aufbaut, überall ein unzureichendes und lückenhaftes ist, so kann es sich nur um einen Versuch handeln, eine allgemeine Rechtswissenschaft zu begründen, nicht darum, ein fertiges System aufzustellen, welches allen Stürmen zu trotzen fähig wäre. Einen solchen Versuch zu machen, schien mir aber nicht unfruchtbar für die Wissenschaft. Selbst für den gelehrten Juristen wird es sehr schwer sein, sich dasjenige klar zu machen, was in einer im wesentlichen nur aus Material zusammengesetzten Schrift, wie z. B. „die Anfänge des Staats- und Rechtslebens" zwischen den Zeilen zu lesen ist. Die hier berührten Ideenkreise sind der Rechtswissenschaft noch so fremd und unzugänglich, daß es wohl gerechtfertigt erscheint, sie im Zusammenhange zu beleuchten. Man prüfe dann an der Hand weiteren ethnologischen Materials, inwieweit das entwickelte Bild verzeichnet ist, und inwieweit dasselbe Richtiges enthält. Daß es ein durchaus andres sein muß, wie das in den bisherigen rechtsphilosophischen Werken gegebene, ergiebt sich schon daraus, daß diese im wesentlichen auf römisch-rechtlichen Anschauungen beruhen, während sich meine Schrift auf die Rechtsanschauungen aller Völker der Erde stützt, soweit ich dieselben mir zugängig machen konnte. Daß dieser erweiterte Gesichtskreis zu durchaus andern Anschauungen über das Wesen des Rechts führen mußte, wie es die landläufigen sind, ist leicht einzusehen" (Vorrede zu „Die Grundlagen", S. 3 ff.).

Das ist in kurzen Umrissen das Programm für die wissenschaftliche Thätigkeit unsres Gelehrten, dessen wesentlichsten Elemente wir nun zu betrachten haben. Der erste und fast allein ausschlaggebende Punkt ist die rückhaltlose Durchführung des sozialpsychologischen Gesichtspunktes, wie er in allen modernen soziologischen Wissenschaften (Statistik, Nationalökonomie, Völkerkunde u. s. w.) jetzt zum Durchbruch gelangt ist. Post hat mit Rücksicht eben auf die fundamentale Wichtigkeit dieser Perspektive in einer eigenen Schrift diesen Gedanken ausführlich begründet („Einleitung in das Studium der ethnologischen Jurisprudenz"), aus der wir hier einige Ausführungen entlehnen. Zunächst muß gegen den in der spekulativen Philosophie zu so trauriger Berühmtheit gelangten Kultus des Ich und des individuellen Bewußtseins überhaupt, als angeblich letzten Quellen alles organischen Werdens, entschieden Protest erhoben werden, wenn man etwa denselben fragwürdigen Faktor auch für die Ethnologie in Anwendung bringen will. Bei genauerer Betrachtung (erklärt Post) stellt sich heraus, daß nicht das individuelle Rechtsbewußtsein der Schöpfer des Rechtslebens ist, sondern daß vielmehr umgekehrt das individuelle Rechtsbewußtsein ein Produkt des Rechtes als eines sozialen Lebensgebietes ist. Nur soweit das Rechtsbewußtsein Bewußtsein ist, stoßen wir auf eine biologische Grundlage, soweit es aber Rechtsbewußtsein ist, finden wir nur eine soziologische. Das menschliche Bewußtsein hat in den Zentralorganen eine körperliche Basis, aber man wird vergebens im menschlichen Körper nach irgend einem Organ suchen, welches der Sitz des sittlichen oder des Rechtsbewußtseins sein könnte. Ein isoliert aufwachsender Mensch würde denken, weil er ein Gehirn besitzt und er dieses im Kampfe mit der Natur ohne weiteres anwenden würde. Von einem sittlichen Bewußtsein oder einem Rechtsbewußtsein würde man bei einem isoliert aufgewachsenen Menschen gar nichts spüren. Beide sind lediglich Produkt des geselligen Zusammenlebens der Menschen. Sie entstehen erst durch die Anpassung an die geselligen Verhältnisse, in denen der Mensch lebt. Erst durch diese füllt sich das menschliche Bewußtsein unter unzähligen andern Anschauungen auch mit sittlichen Anschauungen und Rechtsanschauungen. Daher läßt sich das Rechtsleben überhaupt nicht aus der Natur des menschlichen Individuums, sondern nur aus der Natur der sozialen Verbände erklären, in denen es sich entwickelt und nur von hier aus wird auch das individuelle Rechtsbewußtsein begreiflich. Obgleich das Rechtsbewußtsein rein triebartig in uns wirkt, ist es doch das Erzeugnis sozialer Faktoren und nicht individueller. Es ergiebt sich dies auch schon daraus, daß es den individuellen Neigungen entgegen wirkt. Wie will man eine biologische Basis für zwei Seiten finden, welche miteinander in Konflikt kommen, wenn das Individuum eine Missethat zu begehen die Neigung spürt und sein Rechtsbewußtsein sich dagegen stemmt? Und wenn keine biologische Basis da ist, so beruht die psychologische Anschauung, daß der Mensch durch die ihm angeborene Vernunft seinen sinnlichen Neigungen Halt gebieten könne, auf Phantasie. In der That ist das, was Halt gebietet, kein biologischer oder individualpsychologischer Faktor, sondern ein soziologischer und sozialpsychologischer. Der schärfste Beweis aber dafür, daß das individuelle Rechtsbewußtsein kein biolo-

gisches, sondern ein soziologisches Produkt ist, liegt darin, daß es, abgesehen von den Variationen, die es dadurch erleidet, daß es überhaupt Bewußtsein ist (also durch Alter, Geisteskrankheit u. s. w.), in seinem Inhalte durchaus bestimmt wird durch die Natur des sozialen Verbandes, in welchem das Individuum lebt oder doch, in welchem es groß geworden ist. Wäre dies nicht der Fall, so müßte das Rechtsbewußtsein des auf gleicher intellektueller Bildungsstufe stehenden Franzosen, Deutschen, Russen, Chinesen identisch sein. Dies ist aber keineswegs der Fall; es deckt sich nur so weit, als die soziale Organisation sich deckt (a. a. O., S. 19). Deshalb muß auch für die streng objektive Auffassung der Ethnologie jede persönlich bedingte Wertschätzung, wie sie uns noch immer im Blute steckt, völlig aufgegeben werden, da es sich zunächst nur um die Feststellung der bezüglichen Thatsachen und in zweiter Linie um die Auffindung der maßgebenden Ursachen handelt. „Es giebt daher in der Ethnologie und speziell also auch in der ethnologischen Jurisprudenz die Frage überhaupt gar nicht, ob irgend etwas gut oder böse, recht oder unrecht, wahr oder unwahr, schön oder unschön sei, sondern es giebt nur die Frage, ob irgend eine Sitte, irgend eine Anschauung im Völkerleben existiert und weshalb sie existiert oder weshalb nicht, ohne daß der individuellen Wertschätzung einer solchen Sitte oder einer solchen Anschauung irgend ein Gewicht beigelegt wird. Die individuelle Wertschätzung ist ein ganz schwankender Faktor, welcher jede streng wissenschaftliche Behandlung des ethnologischen Gebietes unmöglich macht. Sittliche Entrüstung darüber, daß ein Volk ehelos lebt, daß es dem Kannibalismus huldigt, daß es Menschenopfer bringt, daß es seine Verbrecher spießt oder rädert oder seine Hexen und Zauberer verbrennt, trägt gar nichts zur Lösung ethnologischer Probleme bei; sie verwirrt nur den Kausalzusammenhang der ethnischen Erscheinungen, dem der Ethnologe mit dem kalten Auge eines Anatomen nachzuspüren berufen ist. Wer im Stande ist, von unsinnigen Sitten und unsinnigen Volksanschauungen [1]) zu sprechen, der ist für die ethnologische Forschung noch nicht reif (a. a. O., S. 52)". Daß aber anderseits dem individuellen Rechtsbewußtsein nicht schlechterdings jede Bedeutung abzusprechen ist, daß insbesondere ein letztes aprioristisches Gefühl, Recht von Unrecht je nach den gegebenen sozialen Bedingungen unterscheiden zu können, in diesem ganzen Prozesse eine wichtige Rolle spielt, versteht sich von selbst; nur muß in der Analyse dieser Entwicklung dies Moment weder als das allein berechtigte betrachtet, noch überhaupt an die Spitze der ganzen Untersuchung gestellt werden (vergl. Aufgaben einer allgemeinen Rechtswissenschaft, S. 26).

Ein zweiter Gesichtspunkt, dessen Wichtigkeit bei dem naturwissenschaftlich-empirischen Charakter der Ethnologie nicht genug betont werden kann, ist der unmittelbare Anschluß an die Erfahrung. Es kann hier natürlich nicht der ganze kritische Apparat der Forschung Schritt für Schritt entwickelt werden, wir begnügen uns mit einigen skizzenhaften Andeutungen. Für die authentische Feststellung des Materials kommen in Betracht: Persönliche Beobachtung (freilich im weitaus geringsten Maße), Sammlung der vorhandenen Rechtsbücher, Rechtsgewohnheiten und Aussprüche richterlicher Art, endlich und vor allem die schrankenlose, über alle Völker und Zeiten ausgedehnte Vergleichung analoger Erscheinungen im Rechtsleben. Es ist bekannt, daß gerade diesem komperativen, der gewöhnlichen chronologischen und topographischen Anschauung schnurstracks zuwiderlaufenden Verfahren die vergleichende Rechtswissenschaft auf ethnologischer Basis ihre überraschenden Aufschlüsse zu danken hat. Unser Gewährsmann bestimmt seine Aufgabe folgendermaßen: „Die vergleichend ethnologische Methode hat ihren Ausgangspunkt in der Vergleichung korrespondirender Rechtsinstitute und Rechtsnormen bei allen Völkern der Erde. Sie sammelt daher zunächst Parallelen. Parallelerscheinungen im Rechtsleben des Volkes können natürlich nicht ohne weiteres zu der Annahme gleicher Ursachen für dieselben führen, aber sie geben die Punkte an, an denen man nach den Ursachen der Erscheinungen des Rechtslebens zu suchen hat. Die Parallelen der ethnologischen Jurisprudenz ergeben folgende Grundzüge. Es giebt bestimmte Rechtsinstitute, welche sich so sehr bei allen Völkern der Erde wiederholen, daß man sie als ein Gemeingut der Menschheit betrachten darf. Andre finden sich ebenfalls über die ganze Erde verbreitet, aber nicht bei allen Völkern, sondern nur sporadisch; sporadisch aber wieder bei ganz stammfremden Völkern. Andre sind beschränkt auf bestimmte Völkergruppen, welche sie nicht überschreiten, andre erstrecken sich nur auf ein einzelnes Volk, andre nur auf einzelne Stämme oder noch engere ethnische Gebiete (Aufgaben, S. 18)." Je mehr das Material anschwillt, desto unausweichlicher stellen sich auch gegenüber einer ergiebigen Fülle von sozialen Differenzierungen große, überall gültige soziale Gesetze heraus, welche für die Entwickelung der gesamten menschlichen Rasse entscheidend sind, und an diesem Punkte ist sichtlich die Forschung aus dem Gebiete des rein Thatsächlichen in die freie Atmosphäre einer weltumfassenden philosophischen Perspektive getreten. Aber eben wohl gemerkt, nicht auf Grund beliebiger Spekulationen, sondern nur des streng induktiv gewonnenen Materials; deshalb ist Post manchen soziologischen Schlußfolgerungen gegenüber (so auf dem Gebiete der Geschlechtsverfassung) vorläufig noch recht mißtrauisch, wenn er z. B. bemerkt: „Was in dieser Beziehung jedoch bisher von der Wissenschaft geboten ist, gleicht eigentlich nur einem großen Trümmerhaufen. Auf verhältnismäßig geringem ethnologischen Material sind die luftigsten Hypothesen aufgebaut, welche von den jedesmaligen neuen Bearbeitern des Gebietes mit großer Leichtigkeit wieder umgestürzt sind, und es ist wohl nicht zu hoffen, daß die jüngsten Arbeiten dem Schicksal der ältern entgehen werden." (Studien zur Entwickelungsgeschichte des Familienrechts, S. 4). Und anderwärts bezeichnet er die Verbannung der Metaphysik aus der Wissenschaft geradezu als die Hauptaufgabe der Philosophie der Zukunft (Bausteine II, 237), so daß in dieser Beziehung die Warnung vor dem verhängnisvollen Übermut, der die bekannte Katastrophe im modernen Idealismus heraufbeschworen hat, eindringlich genug an alle Beteiligten ergangen ist.

Es kann nur als ein sehr erfreuliches Zeichen eines sich zwar langsam, aber um so unaufhaltsamer sich vollziehenden Umschwungs der wissenschaftlichen Kritik betrachtet werden, wenn die Klagen unsres Verfassers über die Kälte und vornehme Zurückhaltung, die besonders die Fachgenossen seinen Arbeiten gegenüber geraume Zeit beobachteten, mehr und mehr verstummen; die Überzeugung, daß der landläufige individualpsychologische Gesichtspunkt für das großartige Getriebe des Völkerlebens schlechterdings nicht ausreicht, scheint sich somit immer mehr Bahn zu brechen, und daran hat Post unzweifelhaft einen guten Anteil. Möge es ihm beschieden sein, den vollen Triumph seiner Wissenschaft persönlich mit zu erleben, einstweilen werden alle Gesinnungsgenossen die Hoffnung auf einen ununterbrochenen Fortgang der Entwicklung mit ihm teilen, der es in folgenden Worten Ausdruck giebt: „Auch die Rechtsphilosophie könnte im stärksten Flor sein, wenn sie den großen wissenschaftlichen Strömungen unsrer Tage folgte und es nicht vorzöge, beim Altmodischen zu beharren. Man wird die juristische Welt nicht mehr unter den Fahnen Herbarts oder Hegels versammeln. Es sind ganz andre Strömungen,

[1]) Diese Verwahrung richtet sich besonders gegen den abstrakten Idealismus, wie ihn Lasson vertritt, der in den Rechten der Naturvölker nur Barbarisches erblickt, Entartung und Abnormität und sie als Erzeugnisse brutalen Stumpfsinns betrachtet.

welche zur Zeit unser Leben beherrschen und die Überzeugungstreue, mit welcher unsere Rechtsphilosophen uns ihr altes Erbgut als das Vortrefflichste des Vortrefflichen stets wieder vorsetzen, wird nicht im Stande sein, unser Herz zu erwärmen. Es wird auch die Rechtsphilosophie sich entschließen müssen, auf neuen Bahnen zu wandeln. Ob es der Ethnologie gelingen wird, die stolze Zwingburg derselben in 25 oder 50 Jahren zu Fall zu bringen, das wird lediglich davon abhängen, wie viele Mitarbeiter sich für das Gebiet der ethnologischen Jurisprudenz finden werden. Daß sie dereinst fallen wird, dafür bürgt die Entwickelung der Ethnologie und Soziologie unsrer Tage."

Vom Odilienberg nach Zabern im Unterelsaß.

Von Bruno Stehle in Colmar.

Odilienberg. Die Heidenmauer. Maursmünster. Zabern.

Der Wasgenwald übte zur Pfingstzeit wieder seine alte Anziehungskraft aus — diesmal war der Odilienberg das Ziel der Reise. Er ist unstreitig der schönste Punkt der niedern Vogesen und wird an Pfingsten nicht nur von Touristen, sondern auch von Wallfahrern viel besucht, so daß auf der sonst manchmal ruhigen und stillen Höhe ein buntbewegtes Leben sich entwickelt.

Schon von fern erblickt man den mächtigen Gebirgsstock, der jäh aus der oberrheinischen Tiefebene sich erhebt; in zwei bis drei Stunden führt der Weg durch schattigen Wald auf die Spitze des Berges zum schlichten Kloster. Von dem Garten desselben genießt man eine herrliche Aussicht auf die Rheinebene und den Schwarzwald; die alten Klostergebäude umrankt ein dichtes Gezweig anmutiger Sagen und Legenden; die Heidenmauer gehört zu den großartigsten Überresten von Bauten längst entschwundener Tage. Gewiß Anziehungspunkte genug, um hier, fern von den Sorgen des Alltags Ruhe und Erholung zu genießen und dabei den anziehendsten Studien obzuliegen.

In seinem vortrefflichen Werke „Kunst und Altertum in Elsaß-Lothringen", dem wir in den einzelnen Angaben folgen, nennt Kraus diese Heidenmauer das vielberufenste antiquarische Problem des Elsaß. Sie umfaßt die Bergfläche des Odilienberges vom Männelstein bis zur Ruine Hagelschloß und zeigt nur da Lücken, wo natürliche Felsen sie ersetzen. Vom Hagelschloß bis zum Schaftstein sind es in der Luftlinie 3 km, die Mauer umschließt einen Flächenraum von mehr als 1 000 000 qm und hat einen Umfang von 10 500 m. Eine Umwandrung der ganzen Mauer dauert drei volle Stunden.

Sie besteht aus Sandsteinblöcken von durchschnittlich 0,80 m bis 1,60 m Länge, 0,60 m Höhe und 0,80 m bis 1 m Breite. Die Blöcke sind roh, aber meist viereckig zugehauen und ohne Mörtel aufeinander geschichtet. Zwischen den großen Steinen sind kleinere eingefügt. Die Breite der Mauer beträgt durchschnittlich 1,70 m, sie hat an manchen Stellen eine Höhe von 3 m, für gewöhnlich eine von 2 m bis 2,50 m; im vorigen Jahrhundert soll sie an manchen Stellen eine Höhe von 4 m und darüber gehabt haben. Schlösser und Klöster in der Umgebung des Berges gebrauchten die Steine zu ihren Bauten. Um den Steinen in der Mauer einen Halt zu geben, wurden sie durch die sogenannten „Schwalbenschwänze", Verklammerungen aus Eichenholz, verbunden. Die Einschnitte, welche diese Eichenklötze aufnahmen, haben eine Länge von 0,20 m bis 0,25 m und sind noch an vielen Stellen leicht erkennbar, wie sie auch auf unsrer Abbildung deutlich hervortreten. Meistens sind diese Schwalbenschwänze verfault, durch voreilige Sammler sind sie zerstreut und verloren gegangen, von Zeit zu Zeit findet man etliche zwischen den mächtigen Quadern. Um diesen eigentümlichen Ersatz für Zement auch spätern Geschlechtern aufzubewahren, haben fürsorgliche Hände einige Exemplare in der Bibliothek des Klosters niedergelegt.

Von wem ist die Mauer gebaut? welchen Zweck verfolgte sie? Das sind Fragen, die eine Reihe von Gelehrten beschäftigten. Nach den einen soll der umwallte Platz gottesdienstlichen Verrichtungen gedient haben, nach andern wurde sie zu militärischen Zwecken angelegt, bald wird sie für ein Werk der alten Kelten gehalten, bald sollen die Römer die Erbauer der mächtigen Umwallung sein. Der Ansicht Jakob Schneiders, die er in dem Buche „Beitrag zur Geschichte der alten Befestigungen in den Vogesen, Trier 1844" niederlegte, wird heute größtenteils beigepflichtet. Die Zahl unzweifelbar römischer Bauten, welche aus solchen großen, viereckig zugehauenen, durch Klammern untereinander verbundenen Blöcken bestehen, ist nicht unbedeutend, während wir weder von den Kelten ein Denkmal dieser Art besitzen, noch dieses Volk nach unserm Wissen so zu bauen pflegte. Die in Gestalt eines doppelten Schwalbenschwanzes geformten Klammern erwähnt auch Vitruvius Archit. IV, 7, wo dieselben den Namen subscus tragen [1]). Innerhalb der Ringmauern sind römische Münzen aus dem 3. und 4. Jahrhundert gefunden; in die Umwallung hinein führen dauerhaft angelegte römische Straßen. Die ganze Anlage verrät hohe Geschicklichkeit und tiefe Kenntnisse in der Kriegskunst, wie sie damals nur einem Volke, den Römern, eigen war.

Der berufenste Erklärer süddeutscher Befestigungsarbeiten aus alter Zeit, von Cohausen, teilt Schneiders Ansicht vollständig. In einer Zeit, als die in der fruchtbaren Ebene zwischen Rhein und Gebirge lebende reiche Bevölkerung durch die Waffen und das Ansehen der Römer nicht mehr geschützt wurde, dienten die großen Steinwälle und Steinmauern, welche die Höhen des Hardtgebirges und der Vogesen krönen, als Zufluchtsorte. Ähnliche Befestigungen zeigt der Taunus und der Hundsrück, dagegen fehlen sie im Odenwald und im Schwarzwald. Natürlich, denn aus den Schluchten dieser Gebirge stürmten die germanischen Schaaren und die Bewohner der oberrheinischen Tiefebene konnten diesen doch nicht ostwärts entgegenfliehen. Die Bewohner des rechten Rheinufers versteckten sich in den zahlreichen Rheininseln oder flüchteten sich auf das linke Ufer; die Bewohner dieses Landes eilten vor den herankommenden Eindringlingen auf ihre befestigten Berghöhen, z. B. hinter die Heidenmauer des Odilienberges. Hierher trieben sie ihr Vieh, retteten ihre Habe. Als die Einfälle immer häufiger wurden, die Kraft der Römer dagegen immer schwächer, machte die Not diese Zufluchtsorte zu bleibenden Wohnplätzen.

Nach der Tradition des Mittelalters ist Kaiser Maximianus Herkulens Erbauer der Heidenmauer; sicherlich ist ihre Entstehung in die Zeit vom 3. bis ins 6. Jahrhundert zu setzen.

Odilienberg heißt der ganze Bergrücken, im engern Sinne wird darunter auch nur das Kloster verstanden, das

[1]) Schneider fand später solche schwalbenschwanzförmige Verklammerungen auch in den Lavaquadern der römischen Moselbrücke zu Trier.

im 8. Jahrhundert unter dem Namen Altitona, später unter dem Namen Hohenburg erscheint. So nennt es auch heute noch das Volk. Schon zur Zeit Karls des Großen befand sich hier ein Frauenkloster, das der heiligen Jungfrau Maria und dem heiligen Petrus geweiht war. Eine Urkunde vom Jahre 837, die Ludwig der Fromme ausstellte, durch die er das Kloster in seinen Schutz nahm, befindet sich im bischöflichen Archiv zu Straßburg. In dem berühmten Teilungsvertrag von 870 zu Mersen, in welchem die fränkischen Lande bekanntlich nach Sprachverhältnissen zwischen Ludwig dem Deutschen und Karl dem Kahlen geteilt wurden, kam die Hohenburg zu dem Gebiete des erstern. Infolge der Einfälle der wilden Ungarn im 9. und 10. Jahrhundert hatte das Kloster vieles zu leiden, so daß 1049, als der aus dem elsässischen Städtchen Egisheim bei Colmar gebürtige Papst Leo IX. das Kloster besuchte, er wenig mehr vorfand und gewissermaßen als zweiter Gründer anzusehen ist. Von den nachfolgenden Äbtissinnen erlangte Herrad von Landsberg die größte Berühmtheit. In einem Folioband von 648 Seiten, der mit vielen Miniaturen geschmückt war, bekannt unter dem Namen hortus deliciarum oder der Wonne- oder Lustgarten, stellte sie alles zusammen, was die damalige Welt an wissenschaftlichen Schätzen besaß. Leider ist das wertvolle Buch, ein beredtes Zeugnis deutschen Fleißes, bei dem Brande der Bibliothek während der Belagerung Straßburgs zu Grunde gegangen. Herrad arbeitete an ihrem Werke mehr denn 16 Jahre. „Wenn einer fragt, wann das gemacht wurde: im Jahr 1159 nach der Menschwerdung Christi“ lesen wir

Die Heidenmauer am Odilienberg. Nach einer Photographie.

an einer Stelle, und auf einem andern Blatte steht: „Gemacht wurde diese Seite 1175“. In der Vorrede vergleicht sie sich selbst mit einem Bienlein, welches dieses Buch aus den verschiedenen Blüten der heiligen und philosophischen Litteratur zusammengetragen habe. Zum Inhalt hat das Buch den Bericht der biblischen Geschichte von der Schöpfung bis zum jüngsten Gericht; überall weiß sie aber, so oft sich Gelegenheit dazu bietet, das einzuflechten, „was die Philosophen durch weltliche Weisheit, die aber auch der heilige Geist inspirierte, erforscht haben“: es sind Auszüge über Astronomie, Geographie, Naturkunde, über Philosophie und freie Künste. Was immer den Nonnen auf der hohen Burg zur Belehrung dienen, was sie im Unterricht verwerten konnten, ist hier mit seltenem Sammelfleiß zusammengetragen. Ein Schulbuch sollte der hortus deliciarum sein, wie aus dem Einleitungsgedicht deutlich hervorgeht, das in Woltmanns „Kunst im Elsaß“ in folgender trefflicher Übersetzung gegeben ist:

> Hört, was Herrad zu Euch sagt,
> Herrad, Mutter Euch und Magd,
> Die im frommen Herzensdrang
> Zu Euch singet diesen Sang.

Man nimmt auch allgemein an, daß Herrad nicht nur die gelehrte Verfasserin dieses großartigen Litteraturwerkes, sondern auch Schöpferin der zahlreichen Illustrationen war. Ein Glück, daß das Buch schon früh in seinem Werte erkannt und Text wie Zeichnungen durch Nachbildungen spätern Zeiten erhalten wurden.

Wie die Schicksale der Bücher, so sind auch die der Klöster gar mancherlei. Wo ehedem Herrad von Landsberg

ihren hortus deliciarum eigenhändig schrieb, wo die Hohenstaufen auf lustiger Höhe gern weilten, wo Sibylle, des Königs Tankred Witwe, in Haft gehalten wurde, zog bald Zuchtlosigkeit ein, die guten Sitten aber zogen sich scheu zurück, das Kloster ging seinem Verfall entgegen, ein Brand legte seine Mauern nieder; die letzte Äbtissin entschied sich für die neue Lehre. Im nächsten Jahrhundert nahmen Prämonstratenser von den Ruinen Besitz und bauten das Kloster bis zum Jahre 1696 so auf, wie es im großen und ganzen noch heute besteht. Neue Gefahren brachte die französische Revolution; es wurde als Nationalgut erklärt und ging in verschiedene Hände über, bis 1853 der Straßburger Bischof Raeß dasselbe kaufte und es seiner alten Bestimmung überwies, indem er Klosterfrauen aus Rheinacker bei Zabern berief. An ihrer Spitze steht die im ganzen Elsaß und über dessen Grenzen hinaus wohlbekannte „Frau Mutter“.

Unter den zahlreichen Gebäulichkeiten sind hervorzuheben die Kirche, im Barockstil erbaut, die aus den Jahren 1687 bis 1692 stammt. Die Kreuzkapelle setzt Woltmann „Geschichte der deutschen Kunst im Elsaß“ in die Zeit der Äbtissin Relindis, einer Frau von ungewöhnlicher Bildung, die eine Verwandte Kaiser Friedrich Barbarossas war. Diese Kapelle ist ein kleiner quadratischer Raum, von vier Kreuzgewölben überdeckt, welche von einer Mittelsäule und vier an den Wänden aufsteigenden Halbsäulen getragen werden. In derselben steht ein alter steinerner Sarg, der leer ist. Derselbe soll bis ins 9. Jahrhundert hinaufreichen und ehedem die Gebeine Etichos und der Bereswinde, der Eltern der heiligen

Die Klosterkirche zu Maursmünster. Nach einer Photographie.

Odilia enthalten haben. Über der Kreuzkapelle lag ehedem eine zweite: der Ölberg, die heute als Klosterbibliothek dient. An der Nordseite des Klosters, angeblich an der Stelle, wo die heilige Odilia die Sünden ihres Vaters beweinte, liegt die Zährenkapelle mit romanischem Portal und romanischen Fenstern. Auf dem äußersten Felsvorsprunge nach Nordosten „hängt“ die Engelskapelle, von ihrer Lage auch „hangende Kapelle“ genannt. An sie knüpft sich die Sage, daß das Mädchen, das neunmal die Kapelle umgeht, noch in demselben Jahre einen Mann bekommt. Ältere Schriftsteller erzählen auch von einem Heidentempel, der ein auf sechs Säulen ruhender Rundbau gewesen zu sein scheint. Heute ist er verschwunden; schon 1734 soll er abgebrochen worden sein. Von der heiligen Odilia selbst wurde nach der Sage die Odilienkapelle zu Ehren des heiligen Johannes errichtet, weshalb sie auch Johanniskapelle genannt wird. Sie ist romanischen Ursprungs, aber stark modernisiert. In derselben steht das leere Grab oder Kenotaphium der heiligen Odilia; die auf die Wände gemalten Bilder weisen auf nachfolgende Legende der Heiligen.

Es war vor etwas mehr als 1200 Jahren. Da wurde in Oberehnheim, einem kleinen Städtchen am Fuße des Odilienberges, dem rauhen und gestrengen Herzog des Elsasses, Attich, Etich oder Eticho mit Namen, ein Kindlein von Gott geschenket. Doch der Vater wollte nichts von demselben wissen: es war ein schwaches Mädchen und noch dazu blind. Der Grausame schwur, daß solch ein Wurm sein adlig Geschlecht nimmer schänden dürfe, und er wolle es töten lassen. Aber die liebende Mutter wußte Rat und rettete ihr Kind in das Stift Palma, heute Beaume-les-Dames genannt. Der Bischof

Ehrhard taufte das Mägdlein, und während der heiligen Handlung schlug es die Augen auf und war sehend.

Die Klosterfrauen erzogen ihren anvertrauten Schatz sorgfältig, und bald erblühte Odilia zur lieblichen Jungfrau. Nachdem sie erfahren hatte, welchen Standes sie sei, faßte eine unwiderstehliche Sehnsucht nach der Heimat, nach der lieben Mutter ihr Herz, und in einem Briefe wandte sie sich an ihren Bruder Hugo, daß er ihr die Erlaubnis zur Rückkehr erwirken möge. Der Vater wollte davon nichts wissen. Allein die Bruderliebe war mächtiger in Hugo als der kindliche Gehorsam, er schickte ihr einen Wagen und Geleite in der sichern Hoffnung, daß der Vater seine Tochter nicht verstoße, sobald er sie sähe. Vater und Sohn standen auf der Höhe des Berges; von fern nahten sich die Burgmannen mit dem Wagen. Hugo teilte seinem Vater die Ankunft Odiliens mit; doch kein Funke von Liebe glimmte in dem väterlichen Herzen. Attich ergriff sein Schwert und stieß seinen Sohn nieder.

Altes Haus in Zabern (Elsaß). Nach einer Photographie.

Jetzt erst überlegte der Herzog seine rasche That; er eilte Odilia entgegen und warf sich ihr reuig zu Füßen. Er wollte alles wieder gut machen und den edelsten seiner Ritter zu ihrem Gemahle erküren. Doch davon wollte seine Tochter nichts wissen. Gott hatte ihr das Augenlicht geschenkt, ihm wollte sie zeitlebens danken, eine reine Braut des Himmels bleiben. Vor dem drängenden Vater entfloh sie über den Rhein, und als dieser mit dem Bräutigam sich ihr schon nahte, war wiederum Gott ihr Retter. Ein Felsen that sich auf, und Odilia verschwand vor den Blicken ihrer Verfolger. Heute noch trägt der Felsen ihren Namen; es ist der Odilienberg bei Freiburg.

Das neue Wunder änderte den Sinn des Wüterichs; der heimkehrenden Odilia schenkte Attich die Hohenburg, damit sie da ein Kloster errichte, und außerdem manche Hufe Landes, manch prächtigen Wald, auch eine Anzahl

Städte und Dörfer, die für den Unterhalt des Klosters zu sorgen hatten.

Jetzt hatte sie das Ziel ihrer Wünsche erreicht. Sie führte ein heiligmäßiges Leben, das nur den Werken der Barmherzigkeit geweiht war. Pilger kamen von fern und nah. Als eines Tages ein armer Greis mit einem blinden Kinde die steile Höhe hinaufschritt, um bei der Gottgeliebten Hilfe zu suchen, trat Odilia ihm entgegen, schlug mit ihrem Stabe gegen einen Felsen, und ein rauschender Quell sprang aus demselben. „Die Augen deines Kindes sind hell wie dieser Brunnen", sprach sie — und das Kind war sehend. Noch heute waschen sich die Gläubigen mit dem Wasser und suchen Heilung kranker Augen.

Nach dem Tode ihres Vaters, der in tiefer Reue über seine Sünden aus dem Leben geschieden war, betete und weinte sie für seine Seelenruhe, „das von den Threnen, so aus ihren Augen auff den Felsen getroffen seindt, ein tieff Loch is worden." Arme und Kranke, Hilflose und Schwache, Bresthafte und Aussätzige waren ihre Freunde. Ihr Ruf zog viele Gleichgesinnte an. Sie wurde die erste Äbtissin des Klosters. Als es zum Tode ging, erschien ein Engel und brachte ihr in einem Kelch den Leib des Herrn. Lange wurde der Kelch auf Hohenburg, später in Zabern gezeigt. Gesegnet und tief betrauert von den Armen dieser Welt entschlief sie unter dem Gebet ihrer Mitschwestern im Jahre 720.

Die nüchterne Kritik nahm der Heidenmauer den Charakter eines keltischen Bauwerkes, zeigte, daß die angeblich von der heiligen Odilia erbaute Johanniskapelle wenigstens 400 Jahre jünger sei; schade, daß sie ihre Kraft auch an dieser duftigen Erzählung erprobte, die auch auf Goethe ihren Eindruck nicht verfehlte. „Unweit der Kapelle", so erzählt er in Wahrheit und Dichtung, „wo sich die Wandrer erbauen, zeigt man ihren (Odiliens) Brunnen und erzählt gar manches Anmutige. Das Bild, das ich mir von ihr machte, und ihr Name prägte sich tief bei mir ein. Beide trug ich lange mit mir herum, bis ich eine meiner zwar späteren, aber nicht minder geliebten Töchter damit ausstattete, die von frommen und reinen Herzen so günstig aufgenommen wurde." Am schärfsten ging gegen die Legende der Baseler Professor Roth in der Zeitschrift „Alsatia" 1856 bis 1857 vor und suchte zu beweisen, daß die Mönche von Ebersmünster die Urheber der frommen Sage seien. Gegen ihn wandte sich der elsässische Gelehrte L. Spach und suchte seinem Vaterlande Odilia und Eticho zu retten. Kraus will, wenn auch kein beglaubigtes Dokument vor dem 11. Jahrhundert von Odilia spricht, gleichwohl den Kern der Legende, nämlich die Gründung des Klosters durch einen Herzog Ethico, Vater Odiliens, nicht aufgegeben.

Es läßt sich das Bestreben nicht verkennen, die Gründung des Odilienklosters, den Bau der einzelnen Kirchen und Kapellen in möglichst ferne Zeiten zu rücken, um dadurch den beliebten Wallfahrtsort um so ehrwürdiger, um so heiliger erscheinen zu lassen. St. Odilien wird vielfach als das älteste Heiligtum der ganzen Gegend angesehen. Viel älter ist jedoch die Klosterkirche zu Maursmünster, das an der Eisenbahn von Oberehnheim nach Zabern, unweit dieses Städtchens liegt. Die Façade dieser Kirche gehört zu den herrlichen Denkmälern der romanischen Baukunst, wie wir sie in Schlettstadt, Rosheim, Gebweiler, Murbach finden. Maursmünster ist ein Städtchen von ungefähr 2000 Einwohnern. Die Benediktinerabtei dahier ist die älteste des Elsaß. Schon um das Jahr 590 gründete der heilige Leobardus, ein Irländer, Schüler Columbans, an dieser Stätte eine Einsiedelei; der fünfte Abt des Klosters, der heilige Maurus, legte um 740 das eigentliche Kloster an. Ihre höchste Blüte erreichte die Abtei im 12. Jahrhundert; in diese Zeit fällt auch der Bau der turmreichen romanischen Façade, an welche sich eine große Kirche im frühgotischen Stile schließt, die dem 13. Jahrhundert angehört. Auffallend sind an der Façade die kleinen Fenster, die fast nur als Mauerschlitze erscheinen, nur der Mittelturm hat größere gekuppelte rundbogige Fenster. Zwei Fenster am zweiten Stockwerk zeigen reiche Ornamentik.

Das Elsaß kann mit seinen herrlichen Baudenkmälern mit jedem andern deutschen Lande in die Schranken treten. Eine Anzahl romanischer Bauten sind oben angeführt. Aus der Zeit der Gotik Kirchen zu nennen, ist kaum nötig; ich erinnere nur an die Münster zu Straßburg, Colmar, Rufach, vor allem Thann im Oberelsaß. Andre Städte haben ihren altertümlichen, mittelalterlichen Charakter völlig gewahrt; in Türkheim wie in Reichenweier tritt man in das Innere durch das Stadtthor, über dem ein gewaltiger Turm, aus mächtigen Quadern erbaut, wie ehedem Wache hält. Auch einzelne alte Häuser zeigen verschiedene Städte: So steht in Colmar das Pfisterhaus, das Kammerzellsche Haus in Straßburg. In dem von Maursmünster nicht weit entfernten Zabern findet sich ebenfalls eine Anzahl alter Häuser Unsre Abbildung zeigt das schönste derselben. In der Mitte der schmalen Giebelfront springt ein Erker in zwei Seiten eines gleichschenkligen Dreiecks heraus. Das Schnitzwerk der Balken ist schon ziemlich barock, aber die Hausthür ist noch im Eselsrücken geschlossen, ein Beispiel, wie lange hier die gotischen Motive nachwirken, denn zweimal, unter dem Erker und über der Thür, steht hier die Jahreszahl 1605 (Woltmann).

Zabern selbst gehört zu den ältesten Städten des Elsaß. Hier lag einstens das römische Tabernä, eine Station an der großen Römerstraße, welche Argentoratum oder Straßburg mit Metz oder Divodurum verband. In jenem furchtbaren Kriege, den der Alemannenfürst Chnodomar mit Julianus dem Abtrünnigen führte, wurde Zabern 357 von den germanischen Völkern zerstört; nach dem glücklichen Ausgange der Schlacht stellte der römische Kaiser den Ort wieder her. Zabern liegt am Ende der Zaberner Steige, jener Gebirgsstraße, welche von Lothringen ins Elsaß führt. Hier kamen alle die römischen Legionen durch, die aus dem Inneren Galliens nach dem Rheine zogen; den Paß herunter stiegen 1439 12 000 Armagnaken, geführt von dem lothringischen Ritter Johann von Finstingen; hier wurden im Bauernkriege Anno 1525 18 000 wehrlose Bauern in einem furchtbaren Morden hingemetzelt. Als Ludwig XIV., Herr der elsässischen Lande geworden, von den Zaberner Höhen auf das reichgesegnete Tiefland niederschaute, soll er voll Entzücken ausgerufen haben: Quel beau jardin! In der That ein Garten, eines der lieblichsten Bilder des an Naturschönheiten in verschwenderischem Maße ausgestatteten Elsaß!

Friesland, Friesen und friesische Sprache in den Niederlanden.

Von Johan Winkler. Haarlem.

IV.

Indessen blieb in der ersten Hälfte des 16. Jahrhunderts die friesische Sprache nach wie vor die eigentliche Volkssprache. Und bei einigen Standfriesen, bei Adligen und im allgemeinen bei den hervorragenden Leuten des Landes blieb sie in dieser Zeit noch neben dem Niederländischen als Schriftsprache im Gebrauch. So wurde z. B. noch das Testament des Herrn Pieter van Camminghga, eines hervorragenden Edelmannes aus allerältestem friesischem Geschlechte, im Jahre 1521 zu Leeuwarden in altfriesischer Sprache verfaßt. Noch eine andre Thatsache kann zur Kennzeichnung des damaligen Zustandes der friesischen Sprache dienen. Im Jahre 1542, unter der Regierung Kaiser Karls V., wurde von allen Geistlichen in Friesland eine genaue Eingabe des Einkommens und Eigentums gefordert, welches ihre Kirchen und sie selbst besaßen. Die Regierung, die unter Frau Maria, des Kaisers Schwester, in Brüssel ihren Sitz hatte, verlangte den Ausweis in niederländisch-niederdeutscher Sprache. Damals aber gab es nur wenig friesische Geistliche, die sich nur einigermaßen gut in dieser Sprache ausdrücken konnten. Bei weitem die meisten schrieben ihre Ausweise in einer abscheulichen Mischsprache, worin das Friesische bei weitem überwog. Einige, wahrscheinlich die älteren Herren, und die an abgelegenen Orten wohnten, wohin noch das Niederländische seinen Weg nicht gefunden hatte, schrieben einfach in altfriesischer Sprache. Wieder andre begannen ihr Schreiben wohl in der verlangten Sprache, fielen aber im Verfolg in ihre friesische Muttersprache, in der sie ihren Ausweis dann auch vollendeten[1]). Vor dem Jahre 1550 war es dem Niederdeutschen nicht möglich, das Friesische als Schriftsprache zu verdrängen; später aber gelangte es zur Herrschaft und verdrängte, wenigstens im offiziellen Sinne, das Friesische aus der Feder der Friesen.

Die Reformation und der enge politische Anschluß Frieslands an die übrigen niederländischen Provinzen haben im 16. Jahrhundert, das für friesische Sprache und Eigenart im ganzen so schädlich war, schließlich der Sprache ihren größten Stoß versetzt. Namentlich hat die Reformation der friesischen Sprache nirgends Rechnung getragen, in Deutschland so wenig wie in den Niederlanden. Und doch hatten die Friesen ihren eigenen Reformator, wenn auch anfangs Luther und später namentlich Calvin großen Einfluß auf das reformationsfreundliche friesische Volk hatten, und schließlich Calvin doch über den eigenen friesischen Reformator triumphierte. Dieser, Menno Simons mit Namen, ein im Jahre 1496 in Witmarsum (Witmarsheim, in Wonseradeel, zwischen Harlingen und Bolsward) geborener Friese, als römisch-katholischer Priester auferzogen, war 1524 Kapellan in dem benachbarten Dorfe Pingjum (Pingia-, Pinningaheim) und später Pastor in seinem Geburtsorte. So lange Menno Simons im Dienste der römischen Kirche war, hielt er ohne Zweifel, so wie alle seine Amtsbrüder, seine Predigten in friesischer Sprache, wie er auch mit seiner Gemeinde in keiner andern Sprache verkehrte. Auch nachdem er sich 1536 von der römischen Kirche abgewendet hatte, bediente er sich gewiß keiner andern als der friesischen Sprache, um seine friesischen Landsleute mit der neuen Lehre vertraut zu machen. Aber außerdem trat er auch außerhalb Frieslands in andern niederländischen Gegenden und in ganz Norddeutschland als Lehrer auf, in Landschaften, wo die friesische Sprache ihm nichts nützen konnte. Selbst als Schriftsprache bediente er sich bei der Verbreitung seiner Lehren der halb holländischen, halb niedersächsisch-plattdeutschen Mischsprache, die, damals in den nördlichen Niederlanden gebräuchlich, das Friesische zu verdrängen begann. Er that dieses natürlich, um auch von andern Niederländern als den Friesen, und von den Niederdeutschen in Deutschland verstanden und gelesen zu werden. Hätte nun Menno Simons, um seiner Muttersprache zu dienen und sie zu fördern — was ihm gewiß nicht in den Sinn kam, weil man im ganzen in seiner Zeit die Volkssprachen wenig achtete und ehrte — hätte nun Menno Simons die Bibel ins Friesische übersetzt, wie Luther ins Deutsche, hätte er so seine Landsleute von der Notwendigkeit befreit, das Niederdeutsche in der vlamischen, holländischen oder niedersächsisch-plattdeutschen Form sich anzueignen, um eine Antwerpener, Amsterdamer oder Emdener Bibel zu lesen — hätte er bei dem Gottesdienst in friesischen Landen auch die friesische Sprache eingeführt, so würde diese Sprache die Krisis der Reformation und die ganze Entwickelung auf geistlichem, materiellem und politischem Gebiete im 16. Jahrhundert höchst wahrscheinlich glänzend überstanden haben. Sie wäre dann als amtliche Schriftsprache, als Büchersprache in Allfriesland lebendig geblieben und infolgedessen auch in manchem friesischen Gau als Umgangssprache nicht untergegangen. Denn in der ersten Hälfte des 16. Jahrhunderts war die friesische Sprache in allen altfriesischen Gauen außerhalb des heutigen niederländischen Friesland, in allen Gauen an der Nordseeküste, an dem Flie und zwischen Lauers, Ems, Weser, Elbe, Eider und Jütland thatsächlich noch in Herz und Mund der dortigen Bewohner noch lebendig genug, um durch eine friesische Bibel lebendig erhalten zu werden. Wäre das geschehen, die alte Landes- und Volkssprache hätte wie vor alters alle friesischen Gaue umfaßt und zusammengehalten, auch in politischer Hinsicht. Wie ganz anders würde jetzt die Karte von Nordniederland und Norddeutschland aussehen!

Eine jegliche Sprache ist im Wechsel der Zeiten der Veränderung unterworfen. Zumal in Zeiten belangreicher Umwälzungen auf geistigem, gesellschaftlichem und politischem Gebiete pflegen Schrift- wie Umgangssprache großen Veränderungen unterworfen zu sein. Mit der friesischen Sprache war dieses im starken Maße in dem unruhigen und umwälzungsvollen 16. Jahrhundert der Fall. Durch den Geist der Veränderung, der mit so vielen alten überlieferten Formen brach, dann durch den Umstand, daß in der Hälfte jenes Jahrhunderts die friesische Sprache, die als Schriftsprache noch ihre vollen alten Formen wesentlich erhalten hatte, gerade als Schriftsprache beinahe ganz außer Gebrauch kam, und am Ende durch den Einfluß des ziemlich klangarmen besondern Holländisch-Niederländisch, das im Verlauf des 16. Jahrhunderts schon mehr und mehr in allen

[1]) In bezug auf diese Sache vergleiche: Johan Winkler, Opmerkingen by het doorbladeren van de Beneficiaalboeken van Friesland, im Friesche Volksalmanak für 1889.

niederländischen Provinzen zur Geltung gelangte, mußte auch die friesische Sprache viele ihrer alten, vollständigen Formen und klangreichen Ausgänge, die gerade ihre Eigenart und Schönheit ausmachten, verlieren. Selbst ein Teil ihres Wortschatzes ging verloren und an dessen Stelle traten holländische Wörter. Sie verlief mehr und mehr zu der Form, in welcher sie heute noch besteht. Das alte Friesisch, in seinen alten Formen, starb aus oder vielmehr: es verjüngte sich durch die Übergangsform des 17. und 18. Jahrhunderts, die man das Mittelfriesische nennt, zu dem (niederländischen) Neufriesisch unsers 19. Jahrhunderts.

Hätte die ehrenvolle eigenartige Festigkeit, die tüchtige Zähigkeit, die ein Kennzeichen des friesischen Volksgeistes ausmacht, nicht bei dem Hauptstamm des Volkes sich in starkem Maße geltend gemacht, so wäre leicht der friesischen Sprache auch im Stammlande während des 16. Jahrhunderts der Todesstoß versetzt worden, wie dieses in andern friesischen Gauen an Ems und Weser geschah. Aber zwischen Flie und Lauers hielten die treuen Standfriesen ihre alte Sprache noch wert und hoch und es waren immer noch einige, die sie, wiewohl sie doch eigentlich nur als Umgangssprache lebte, noch als Schriftsprache gebrauchten — meist aus Liebhaberei. Indessen den größten Anteil an der Erhaltung der friesischen Sprache, sowohl als Schrift- als auch als Umgangssprache, haben die friesischen Gelehrten, Dichter und Prosaschreiber gehabt. Diese erhielten den friesischen Geist im Volke lebendig, sie hüteten die Sprache, namentlich in ihrer Reinheit, vor noch größerem Verfall und gänzlichem Untergang. Unter diesen nimmt der berühmte Dichter Gysbert Japicx (Holckema) die erste Stelle ein. Dieser fromme und einfache Mann, ein tüchtiger Standfriese, ein liederreicher Sänger, war Schullehrer in seiner Vaterstadt Bolsward, wo er 1603 geboren wurde und 1666 starb. Er gab ein Bündel Gedichte heraus, nur ein kleines Bündel, aber von den schönsten und lieblichsten, zum Teil erhabenen, zum Teil echt volkstümlichen Gedichten und Liedern, Psalmen u. s. w.[1]).

Seine Nachfolger, u. a. Simon und Jan Althuysen, Vater und Sohn, in der ersten Hälfte des 18. Jahrhunderts, und einige andre, darunter der gelehrte Prof. Ev. Wassenbergh zu Franeker, in der letzten Hälfte des vorigen Jahrhunderts, erhielten das Feuer der friesischen Dichtkunst, andre das der friesischen Litteratur und Sprachwissenschaft, wenn es auch nicht besonders hoch flammte, bis zum Beginne unsers Jahrhunderts am Leben. Nach dem ersten Jahrzehnt unsers Jahrhunderts und nach Abschüttelung des schmachvollen Jochs der Franzosen lebten auch die Friesen gleich andern germanischen Völkern in ihrer Volksart wieder auf. Damals begann in Pangermanien das eigene Volksleben wieder kräftig zu blühen. Namentlich auch in Friesland. Und besonders was die friesische Sprache betraf. In jenen köstlichen Jahren des auflebenden germanischen Volksbewußtseins traten die Gebrüder Halbertsma auf, jetzt in Friesland als Dichter wie als Prosaschreiber so berühmt: Dr. Joost Hiddes Halbertsma, ein Mennonitenprediger in Bolsward und Deventer, und Dr. Eeltje Hiddes Halbertsma, Arzt in seinem Geburtsdorfe Grou; der erste ein scharfsinniger Sprachforscher, der andre ein lieblicher, süß singender Dichter. Im Jahre 1822 gaben sie ihren ersten Band Gedichte und volkstümliche Schriften in Prosa unter dem Titel: De Lapekoer fen Gabe Scroar heraus[1]).

Es ist ein Werk, das für die friesische Litteratur von größtem Einfluß wurde und eine Umkehr zum Besseren zur Folge hatte und dem noch viele andre Werke von großem litterarischen Werte von den Gebrüdern Halbertsma folgten. Groß war die Zahl der Nachfolger der Halbertsmas. Wenn unter diesen Nachfolgern, namentlich im Anfange, auch manche die friesische Sprache und Litteratur bloß vom Standpunkte des niederen Volkes auffaßten, so stellten sich doch andre den Halbertsmas würdig zur Seite. Unter den ersten und vor allen andern muß unter diesen Nachfolgern Rinse Rinses Posthumus, ein Zeitgenosse der Halbertsmas, genannt werden, der einige Werke Shakespeares ins Friesische übersetzte; Tiede Roelofs Dykstra und Harmen Sytstra, die es sich vor allem angelegen sein ließen, die heutige friesische Sprache von ihren holländischen Beimischungen zu reinigen und die altfriesische Rechtschreibung des Mittelalters wieder der Sprache anzupassen suchten, ein ehrenvolles Streben, das aber wenig Nachfolge fand; Waling Dykstra, der in seinen fließenden Gedichten den rechten Volksgeist traf; Jan Gelinde van Blom, Pieter Jelles Troelstra, gleichfalls verdiente Dichter und viele andre. Die Reihen der friesischen Dichter und Schriftsteller haben seit dem Beginne des zweiten Viertels unsers Jahrhunderts keine Verminderung erlitten. Auch erfreut sich bis in unsre Tage die friesische Sprache und Litteratur des unverminderten Interesses des friesischen Volkes. Mit vollem Recht kann die friesische Sprache sich auf eine reiche Litteratur berufen, eine Litteratur, die sich wohl fast ausschließlich auf Belletristik beschränkt, und die nur sehr schüchtern hier und da einige Schritte auf wissenschaftliches Gebiet, gewöhnlich Sprachkunde und Geschichte, thut — aber die eines Reichtums schöner Erzeugnisse sich rühmen darf, wie sie kein andres Volk, das auf ein gleich kleines Gebiet wie die heutigen Friesen beschränkt ist, aufzuweisen hat.

Zur Aufrechterhaltung der friesischen Sprache tragen auch eigenartige Volksversammlungen an Winterabenden bei, wo Gedichte und volkstümliche Schriften in Friesisch vorgetragen werden; als Leiter solcher Volksvereinigungen, die unter dem Namen Winterjûndenocht, Winterabendvergnügen, bekannt sind, haben sich Waling Dykstra und Tjibbe Geerts van der Meulen einen Namen gemacht. Auch kommen Theatervorstellungen für das Volk in friesischer Sprache, meistens Stoffe aus dem friesischen Leben und in friesischer Kleidung darbietend, der Erhaltung des Friesischen zu gute. Tjeerd Ritskes Velstra und Sjouke Hylkes Hylkema haben sich als Verfasser solcher Schauspiele einen Namen erworben. Sowohl die „Winterjûndenochten" als die „Toanielfoarstellingen" entsprechen völlig dem Geschmack des friesischen Volkes; sie finden nach Schluß derselben ihre Fortsetzung in geselligen Vereinigungen, bei denen friesische Lieder gesungen werden und ein friesischer Tanz, der „Skotske-thrye", den Beschluß macht. Mit Begeisterung wird denn auch, wie bei andern Volksfesten — Wettrennen der berühmten friesischen Pferde, „Hirddra-

[1]) Die Werke Gysbert Japicxs sind in diesem Jahrhundert aufs neue herausgegeben von Dr. E. Epkema unter dem Titel Friesche Rijmlerye, Leeuwarden 1821, in der alten Schreibweise des 17. Jahrhunderts, versehen mit einem Wörterbuche. Im Jahre 1853 besorgte Waling Dykstra noch eine Ausgabe zu Franeker in der heutigen Schreibweise.

[1]) De Lapekoer, ein friesisches Standardwerk und noch heute vom friesischen Volke mit Vorliebe gelesen, erlebte verschiedene Auflagen, auch eine Übersetzung ins Hochdeutsche: Der Lappenkorb von Gabe Schneider aus Westfriesland mit Zuthaten aus Nordfriesland, bearbeitet und herausgegeben von K. J. Clement, Leipzig 1846. — Über den Einfluß, den Hebel und seine allemannischen Gedichte auf die Halbertsmas in ihrem Lappenkorb ausgeübt haben, siehe meine Abhandlung: Hebel end Halbertsma im Friesche Volksalmanak für 1891.

veryen“, und Wettschlittschuhlaufen, „Hirdrideryen“, welche die Friesen sehr lieben — das friesische Volkslied gesungen:

Frîsk bloed, tsjoch op! wol nou ris brûse end siede
End bûnsje throch ûs ieren om!
Flean op! Wy sjonge ’t beste lând fenn’ ierde,
Det frîske lând, fol eare end rom.
Klink den end dawerje fier înnath rûnd,
Dîn âlde eare, o Frîske grûnd [1]).

Die friesischen Lieder, welche das friesische Volk einigen verdienstvollen Dichtern zu danken hat — vor allem Eeltje Hiddes Halbertsma, Jan Gelinde van Blom, Waling Dykstra u. a. — tragen auch reichlich das ihrige dazu bei, die alte Volkssprache zu erhalten [2]).

Einige friesische Jahrbücher [Swanneblommen [3]), de Byekoer] und auch einige Zeitschriften (Iduna, de Frîske Hûsfriûnd, Forjit my net, For hûs en hiem) erscheinen oder erschienen teilweise regelmäßig Jahr für Jahr und bieten den friesischen Schriftstellern und Dichtern Gelegenheit, ihre Erzeugnisse dem Volke bekannt zu machen. Auch hat man wiederholt Versuche gemacht, eine friesische Zeitung ins Leben zu rufen, doch hatten diese Blätter keinen Bestand und gingen nach einem kümmerlichen Dasein wieder ein. Ankündigungen und Bekanntmachungen von Privatleuten, auch „Eingesandtes“ und Feuilletons in friesischer Sprache finden sich jedoch in allen Zeitungen Frieslands, und werden unweigerlich darin aufgenommen.

In jüngster Zeit bedienen sich auch einige Volksleiter und Volksredner, die sich in Volksversammlungen über gesellschaftliche und politische Fragen auslassen, der friesischen Sprache. Und damit haben sie einen Schlüssel, der ihnen die Herzen des Volkes öffnet — einen Schlüssel, den die Kirche sehr zu ihrem eigenen Schaden verschmäht.

Denn in der Kirche hat die friesische Sprache kein Bürgerrecht erlangt. Vor der Reformation, als noch keine andre Sprache in Friesland bekannt war, haben natürlich die friesischen Geistlichen der römisch-katholischen Kirche ihre Volkspredigten ausschließlich in friesischer Sprache gehalten. Doch die Reformation führte hierin Veränderungen herbei, wie weiter oben schon mitgeteilt wurde. Obgleich man annehmen kann, daß auch noch einige protestantische Pfarrer im 16. Jahrhundert in der friesischen Sprache gepredigt haben werden, so hörte dieses doch bald auf, als die reformirte Landeskirche in geordnete Verfassung kam und nur noch niederländisch-niederdeutsche Predigten gestattete [4]). Wohl haben die Friesen ihr gereimtes friesisches Psalmbuch zum singen — von dem aber kein Gebrauch gemacht wird —, doch eine vollständige friesische Bibelübersetzung gehört noch zu den frommen Wünschen. Doch hätte noch im verflossenen Jahrhundert eine solche friesische Bibel wegen Unkenntnis der niederländischen Sprache Aussicht auf Bestehen gehabt, was aber in unsrer Zeit, wo wenigstens fünf Sechstel, wenn nicht alle Friesen des Niederländischen vollkommen mächtig sind, um die Predigt zu verstehen und eine niederländische Bibel lesen zu können, nicht mehr der Fall ist. Doch sind noch in unserm Jahrhundert die Übersetzungen von zwei Evangelien erschienen: It Ewangeelje fen Matthéwes von Dr. J. H. Halbertsma, London 1858 und It Ewangeelje fen Lukas, yn’e Fryske tael oerset throch G. Colmjon, Leeuwarden 1879.

So wie aus der Kirche, ist die friesische Sprache auch aus der Schule und aus dem Gericht verbannt. In der ersten Hälfte unsers Jahrhunderts wurden besondere Verkündigungen von der Kanzel, die nicht den eigentlichen Gottesdienst (Gesang, Gebet, Predigt) betrafen, hier und da in den Dorfkirchen noch friesisch verlautbart, bedienten sich altmodische Schulmeister in den Dorfschulen noch allgemein der friesischen Sprache beim Unterrichte und im Verkehr mit den Kindern; sprach noch zuweilen ein altfriesischer Richter den Beschuldigten friesisch an oder hörte die Zeugen in dieser Sprache ab, wenn diese selbst friesisch sprachen, verkehrte auch mancher Regierungsbeamter amtlich, z. B. der Grietman (oben S. 54) noch in friesischer Sprache mit dem friesischen Volke. Seit dem Jahre 1848 hat sich das alles aber geändert, verholländert, durch die Regierung, die der friesischen Eigenart keine Rechnung mehr trug und viele nicht friesische Beamte nach Friesland versetzte. Doch kann man natürlich auch heute nicht den friesischen Angeklagten verhindern, sich vor dem Richter in friesischer Sprache zu verteidigen, oder den friesischen Zeugen, sein Zeugnis in der Landessprache abzulegen, wie das auch vielfach geschieht. Auch sehen sich die Volksschullehrer in den Dörfern genötigt, wenigstens mit den jüngsten Schulkindern in ihrer Muttersprache zu reden, wie denn auch noch dieser oder jener alte Landpfarrer, er sei Protestant oder Katholik, außerhalb der Kirche im Umgange mit seinen Gemeindegliedern die friesische Sprache gebraucht. Auch hört man noch wohl einige Standfriesen, die im Gemeinderat sitzen, bei den Verhandlungen desselben in friesischer Sprache reden. In der jüngsten Zeit begannen sogar einige friesische Dorfschulmeister außerhalb der gewöhnlichen Schulstunden freiwillig ihren Zöglingen der höheren Klassen, die solches verlangten, Unterricht in der friesischen Sprache (Grammatik, Rechtschreibung) zu geben oder den Sinn dafür zu erwecken. Andre wieder lesen friesische Stücke mit ihnen und singen, was nicht selten, mit ihnen friesische Lieder.

Hieraus ergiebt, wie nützlich und notwendig es ist, in Friesland ausschließlich oder doch hauptsächlich friesische Regierungsbeamte, Richter, Geistliche, Lehrer u. s. w. anzustellen. Auch wären friesische, die friesische Sprache redende Ärzte, Notare u. s. w. hier am rechten Platze, namentlich auf dem platten Lande, wo sie dadurch ihr Amt viel besser und heilreicher für das Volk ausüben könnten. Der nichtfriesische Bürgermeister (Grietman), Prediger, Lehrer, Arzt, Notar u. s. w. ist in Friesland eigentlich ein Unding. Doch liegt der Reichsregierung hieran nichts; sie versetzt allerlei holländische und andere niederländische Beamte unter das friesische Volk, zu dessen gegenseitigem Verdrusse und mannigfachem Schaden auf vielen Gebieten.

Zur Kennzeichnung der Stellung, welche die amtliche niederländische Sprache (von den Friesen gewöhnlich „hollândsk“ genannt) gegenüber der friesischen Sprache in Friesland, und nach der naiven Auffassung der gewöhnlichen Leute einnimmt, mag erwähnt werden, daß das friesische Volk hier und da (z. B. in Opsterland) dieselbe bibelsk, biblisch nennt, weil es die Sprache ist, in der es die Bibel liest, oder lesen hört; anderwärts, z. B. im Dorfe Holwerd,

[1]) Friesisches Blut, ziehe auf (erhebe dich)! wolle jetzt mal brausen und kochen
Und stark klopfen durch meine Adern!
Fliege auf, wir singen dem besten Lande der Erde,
Das friesische Land voller Ehre und Ruhm.
Klinge dann und dröhne weit ins Rund,
Deine alte Ehre, o friesischer Boden!

[2]) In reicher Auswahl findet man diese Lieder beisammen in: J. van Loon und M. de Boer, It Lieteboek. Frysce Sang mei Pianolieding, Hearenfean (Heerenveen) 1876.

[3]) Die Swanneblom, Schwanenblume, die Blüte der Nymphaea alba (Teichrose, weiße Wasserrose), ist die friesische Nationalblume; ihre Blätter, friesisch pompebledden, kommen im alten allfriesischen Wappen vor und stehen noch heute im Wappen der Provinz Groningerland, und in der Friesischen Flagge.

[4]) Näheres über diese Frage der friesischen Sprache vom kirchlichen Standpunkte bringt Johan Winkler, Ytlike Bledsiden oer Frîske Tael- end Skriftekennisse. Abhandlung in der Niederl. Zeitschrift De Tijdspiegel 1891.

nennt man die holländische Sprache wohl Sneinsk, d. h. sonntägliche, von snein = Sonntag, also die Sprache, die nicht für den Werktag, das alltägliche Leben, sondern nur bei festlicher, besonderer Veranlassung gilt. Dagegen bezeichnen die Holländer und einige schlecht friesisch gesinnte, das Friesische nicht redende Städter, die friesische Sprache wohl als „Boerefriesch“ (Bauernfriesisch) oder Landfriesch, Namen, die einigermaßen geringschätzig lauten und daher im Ohre der opriuchten (aufrichtigen) Standfriesen einen häßlichen Klang haben.

Hat nun aber auch die friesische Sprache in Niederland sowenig wie in Deutschland keinerlei Rechtsstellung, so thut dieses doch der Blüte derselben in litterarischer Beziehung oder als Volkssprache keinen Abbruch. Wohl haben die letzten 40 Jahre — seit auch in Friesland Eisenbahnen und Pferdebahnen ihr Netz ausgedehnt haben, seit allerlei Verkehrsmittel auch die Friesen auf früher unbekannte, teilweise nichtfriesische, teilweise gar schädliche Wege geführt haben, und namentlich seit die Friesen so „gelehrt“ (!), so „offiziell und niederländisch“ wurden durch den nichtfriesischen, furchtbar aufgeschraubten Schulunterricht, den sie genossen (genossen!) haben — vielerlei schädliche Folgen für den Bestand des alten Friesentums auf mancherlei Gebieten herbeigeführt. Doch lebt die alte Volkssprache noch heute, wie in der uralten Vorzeit, frisch und froh im Munde und Herzen von tausenden und abertausenden Friesen und Friesinnen. Möge dieses noch tausend Jahre so bleiben. Oder länger, wenn Gott will! —

Vorgeschichtliche Spielkiesel.

Die mit Beharrlichkeit fortgesetzte Arbeit des Spatens vermittelt uns immer neue Kenntnisse über den Kulturzustand vorgeschichtlicher Völker. Ihre künstlerischen Leistungen in Gravierungen und Schnitzwerk, ihre Waffen und Geräte sind mehr und mehr bekannt geworden; neue Entdeckungen, die jetzt in Frankreich gemacht wurden, werfen auch Licht auf deren Spiele und zeigen uns eine eigentümliche Bezeichnungsweise von Gegenständen, die mit den Uranfängen einer Art Schrift sich zusammenstellen läßt.

Der wohlbekannte französische Urgeschichtsforscher **Eduard Piette** hat sein besonderes Augenmerk seit dem Jahre 1887 der Grotte Mas d'Azil zugewandt, die am Ufer des Flüßchens

Bemalte vorgeschichtliche Spielkiesel aus der Grotte Mas d'Azil. 1/2 natürl. Größe.

Arize im Departement Ariège gelegen ist. Diese Grotten zeigen Ablagerungen mit den Knochen des Renntiers, des Höhlenbären und Elephas primigenius, alle zusammen mit Resten unzweifelhafter menschlicher Thätigkeit, z. B. knöchernen Harpunenspitzen mit zahlreichen Widerhaken. Alles deutet auf eine paläolithische Zeit am Ende der Quaternärepoche.

Die wichtigsten Funde der Grotte Mas d'Azil, und bisher an keinem andern Orte beobachtet, sind **bemalte Flußkiesel**, die dort in großer Anzahl vorkommen. Piette hat deren dort über 200 gefunden, Cartailhac hat bei einem kurzen Besuche neun Stück der Erde entnommen, der Geolog Boule u. A. haben diese merkwürdigen Gegenstände eigenhändig den ursprünglichen, unberührten Lagerstätten entnommen, so daß über deren Echtheit keinerlei Zweifel aufkommen dürfen.

Alle diese Kiesel sind glatt, flach, länglich und keiner über 9 cm lang. Sie sind zum Teil, wie die Abbildung zeigt, mit einem gepulverten Minerale, wahrscheinlich Blutstein, gefärbt. Die groben, breiter gehaltenen Zeichnungen sind vielleicht einfach mit der in die Farbe getauchten Fingerspitze aufgetragen; bei denjenigen, welche feinere Zeichnungen tragen, hat man wahrscheinlich auch eine Art Pinsel benutzt. Die Farbe war ursprünglich dick, aber heute hat sie keinen Zusammenhang mehr mit den Kieseln, haftet nicht mehr und verschwindet bei der geringsten Reibung. Das die aufgetragene Farbe aber bis heute sich erhalten hat, verdankt sie nur dem Umstande, daß die Kiesel vollkommen ruhig in der Erde eingebettet an ihrer ursprünglichen Lagerstätte gelegen haben. Wie die Auftragung und Befestigung der Farbe auf den Kieseln ausgeführt wurde, läßt sich heute nicht mehr ausmachen, doch kann man annehmen, daß dazu Fett oder Leim diente, organische Substanzen, die jetzt natürlich verschwunden sind.

Bei den meisten Kieseln ist der Rand mit einer feinen roten Linie eingefaßt, welche die Zeichnung umgiebt. Bei einigen fehlt aber dieser Rand. Die Zeichnungen, wenn dieser Name erlaubt ist, sind sehr einfacher Natur und machen teilweise, wie schon bemerkt, den Eindruck, als seien sie mit der Fingerspitze aufgetragen. Andre, bei denen zur Bemalung ein Pinsel oder ein Hölzchen diente, bieten feinere Muster dar.

Cartailhac, dem wir diese belangreiche Nachricht verdanken (L'Anthropologie 1891, 141), sagt, er würde sich hüten, etwas über den Zweck zu sagen, den diese bemalten Kiesel im Leben der wilden Bewohner der Grotte gespielt hätten. Indessen ist er wohl auf der richtigen Spur zur Deutung gewesen, wenn er die heutigen Naturvölker zum Vergleiche heranzuziehen versuchte. „Beim Studium der bewundernswerten Sammlungen aus Ostsibirien und Nordamerika in Berlin und St. Petersburg", sagt er, „deren heutige Bevölkerungen ganz ähnliche Erzeugnisse besitzen, wie dieselben in unsern vorgeschichtlichen Stationen vorkommen, habe ich vergeblich nach ähnlichen Kieseln gesucht".

Wenn ich hier eine Deutung dieser bemalten Kiesel versuchen will, so kann diese nur auf dem von Cartailhac angedeuteten Grundsatze beruhen, nämlich auf dem Vergleiche mit ähnlichen Gegenständen der heutigen Naturvölker und da glaube ich, liegen die Spiele mit deren Marken und Würfeln am nächsten. Gewisse Spiele der nordamerikanischen Indianer werden mit bezeichneten Steinen, Fruchtkernen u. s. w. gespielt, die man in einer Schüssel schwenkt oder mit der Hand wirft. Je nach der Anordnung der Marken und Farben im Wurfe wird verloren oder gewonnen. Im Washington-Territorium haben die Weiber ein derartiges ihnen eigenes Spiel, das mit besonders bezeichneten Biberzähnen gespielt wird, die meh-ta-la heißen. Man wirft sie gleich Würfeln und der Gewinn hängt davon ab, wie sie fallen (Gibbs in Contribut. North American Ethnology 1877, I, 206). Schoolcraft beschreibt uns im Pugasaing the game of the bowl, etwas ganz ähnliches. Pugasaing bedeutet Wurfspiel. Die geworfenen Gegenstände sind bereits über das erste Stadium hinausgeschritten, es sind keine Steine, Kerne u. dgl. mehr, sondern bereits roh zugeschnitzte Figürchen von Tieren, Menschen u. s. w. Das ist offenbar ein Fortschritt und unterscheidet den zu werfenden Gegenstand besser; an die Stelle des Einschnitts in einen Zahn, einen Kern oder an die rohe Färbung desselben tritt ein kleines Schnitzwerk (Schoolcraft, The Indian in his Wigwam, New York 1848, 188). Die Irokesen in Delaware benutzten dazu Pflaumenkerne, die auf der einen Seite gelb, auf der andern schwarz gefärbt waren. (Loskiel, Mission der evangelischen Brüder, Barby 1789, 136). Das Spiel scheint allgemein amerikanisch, denn bei den Araukanern finden wir es als Ava wieder, wo es mit markierten Bohnen gespielt wird (Reuel Smith, The Araucanians, New York 1855, 322).

Greife ich nun nicht fehl, so sind die gefärbten Kiesel der Grotte Mas d'Azil als Spielsteine ähnlich den erwähnten indianischen zu deuten. Die aufgetragene rote Farbe bezeichnete vielleicht den Besitzer des Steines, welcher solchergestalt gekennzeichnet wurde. Damit werden diese vorgeschichtlichen Kiesel sich wiederum mit den Eigentumszeichen berühren, in denen man die Uranfänge einer Schrift erkennen mag. Die Marke vertritt als Personenzeichen (wie das Kreuz) die Unterschrift und ist auch an Gegenständen angebracht, die beim Wurfspiele benutzt werden. Dieses giebt Anlaß, sie hier, wo es sich um die Deutung der bemalten Kiesel von Maz d'Azil handelt, heranzuziehen. Daß die alten Germanen die Stäbchen beim Losen mit Zeichen versahen, wissen wir durch Tacitus (Germania 10). Die vom Baume abgeschnittenen Reiser wurden, zum losen, mit gewissen Merkmalen versehen und dann ausgestreut, worauf Deutung durch den Priester erfolgte. Wie sowohl Homeyer als Liesch gezeigt haben, losen die Bauern in Mecklenburg und Rügen mit Kaveln, Holzstückchen, auf denen die Hausmarke eingeschnitten ist und die Kabylen benutzen nach W. Kobelt (Reiseerinnerungen aus Algerien und Tunis, 225) bei der Fleischverteilung Losstäbchen, auf denen die Eigentumszeichen eingeschnitten sind. Losen und Spielen decken sich aber, wo es auf den Glückszufall ankommt und daher dürfen die hier erwähnten markierten Lose bei Erläuterung der vorgeschichtlichen bemalten Kiesel nicht außer Acht gelassen werden. R. Andree.

Das Klima Helgolands.

Die Besonderheiten der meteorologischen Verhältnisse Helgolands forderten zur sorgfältigen Untersuchung des Klimas des neuen deutschen Besitzes heraus. Herr Dr. V. Kremser hat unter obigem Titel (Ann. der Hydrographie, XIX. Jahrg., Heft V und VI) ein mustergiltiges Klimabild des vorzüglichsten Repräsentanten des Seeklimas innerhalb des Deutschen Reiches gezeichnet, aus dem wir nachstehendes mitteilen: Es ist bekannt, daß die deutsche Nordseeküste wärmer ist als das übrige Norddeutschland in gleicher Breite. Helgoland ist indessen wieder, wenn auch nur unbedeutend, wärmer als die Küste auch in deren südlicher Erstreckung. Besonders charakteristisch für Helgoland sind jedoch: die geringe Jahresschwankung und die Verspätung im Eintreffen der extremen Werte. Helgoland erfreut sich der kleinsten mittleren Jahresschwankung der Temperatur in ganz Deutschland. Ebenso sind die Monats- und Tagesschwankung der Temperatur sowohl im Mittel wie in den Extremen kleiner als in irgend einer andern Gegend Deutschlands. Der wärmste Monat ist August; der September ist wärmer als der Juni, der kälteste Monat ist Januar und Februar. Helgoland stellt unzweideutig und allgemein den wärmsten Punkt Deutschlands dar; ja selbst die südlicher (um 8 Grade) gelegenen klimatischen Kurorte Bozen, Meran, Montreux, Lugano bleiben vom November bis Januar gegen Helgoland zurück. Dem warmen Herbst und milden Winter steht gegenüber ein kaltes Frühjahr und ein kühler Sommer, so daß Helgoland in Deutschland (mit Ausschluß der Gebirge) den kühlsten Sommer hat. Fast dreiviertel Jahr hindurch (in den kühleren Jahreszeiten) ist es um 6 Uhr früh wärmer, ebenso lange (in den wärmeren Jahreszeiten) um 2 Uhr nachmittags kühler als sonst in Deutschland. Die periodischen Temperaturverhältnisse erscheinen auf Helgoland in mildester Form von allen deutschen Landesteilen; rücksichtlich der aufeinander folgenden unregelmäßigen Temperaturschwankungen ist Helgo-

land der begünstigste Punkt von ganz Centraleuropa; denn Helgoland zeigt nicht nur im Jahresmittel, sondern sogar in jedem Monat die geringste Temperaturveränderlichkeit von Centraleuropa, so daß es allen südlichen, maritim gelegenen klimatischen Kurorten an die Seite gestellt werden kann. — Helgoland gehört zu den feuchtesten Orten und hat auch die stärkste Himmelsbedeckung in Deutschland. Die jährliche und tägliche Schwankung der absoluten und relativen Feuchtigkeit sind geringer als sonst in Norddeutschland. Helgoland zeichnet sich im Gegensatz zum Binnenland durch ein ziemlich nebelreiches Frühjahr und einen nebellosen Herbst aus.

Bezüglich der Größe des Niederschlages gehört Helgoland zu den feuchtesten Gegenden des ebenen Deutschlands, bezüglich der Häufigkeit der Niederschläge hat es im norddeutschen Binnenlande keinen Rivalen; die eigentliche Regenzeit bilden Spätsommer und Herbst, die Trockenzeit das Frühjahr bis Juni (einschließlich). Im Juni kommt auf drei Tage ein Niederschlagstag, im Oktober zwei. Schneefälle sind seltener als in Norddeutschland; am meisten schneit es im März, der erste Schneefall verspätet sich. Die Windstärke zeigt einen jährlichen Gang, sie erreicht ihr Maximum im Oktober bis November, ihr Minimum im Mai bis Juni. Sturmsicher ist kein Monat, am seltensten stürmt es von April bis Juni, am stürmischsten ist der Anfang Dezember. Bezüglich der Windverteilung liegt Helgoland in der Mitte zwischen der südlichen und östlichen Nordseeküste. Die Gewitter haben ihr Maximum wie die Wärme im August; sie treten auch oft in der kalten Jahreszeit auf. Der Schnee bleibt auch auf Helgoland oft wochenlang liegen und seine Höhe kann bis zu einem viertel Meter anwachsen. Dr. Gruß.

Bücherschau.

A. W. Schleicher, Afrikanische Petrefakten. Ein Versuch, die grammatischen Bildungen und Formwurzeln der afrikanischen Sprachen durch Sprachvergleichung festzustellen. Berlin 1891. 8. V. 93 S.

Die Tendenz dieser originellen Schrift ergiebt sich am deutlichsten aus dem S. 92 stehenden Satze: „Im Studium der hamitischen Sprachen in erster, und der Bantusprachen in zweiter Linie liegt das Heil für den semitischen Sprachforscher", dessen ersten Teil wir unbedenklich unterschreiben und über dessen zweiten Teil wir dann, wenn der erste erledigt ist, diskutieren können. Die meisten der zünftigen Semitisten werden freilich andrer Meinung sein; doch sind ja diese Herren nicht infallibel. Ich erinnere mich noch sehr genau jener Zeit, wo J. Oppert seine Entzifferungen der assyrischen Keilinschriften veröffentlichte und aus dem Munde eines damals berühmten semitischen Orakels hören mußte, alle diese Studien seien wertlos, weil unrichtig und ein andrer großer Semitist bewies haarscharf, daß die assyrischen Keilinschriften unmöglich eine semitische Sprache enthalten könnten, da die Keilschrift zum Charakter einer semitischen Sprache gar nicht passe. Doch Oppert, seine Mitarbeiter, Schüler und Nachfolger haben sich durch den Bannfluch der semitischen Oberpriester nicht irre machen lassen, haben ruhig fortgearbeitet und heute gehört die Assyriologie zu den bedeutendsten Disziplinen der semitischen Philologie.

Nach unsrer Ansicht wird es der semitisch-hamitischen Sprachvergleichung ebenso ergehen, wie es der Assyriologie ergangen ist.

Der Verfasser des vorliegenden Büchleins ist kein Semitist vom Fach, auch von Grund aus kein Sprachforscher, sondern Ingenieur. — Doch war E. W. West, der Gehilfe M. Haugs, dessen Arbeiten über die Pahlawi- und Pazand-Philologie zu den besten gehören, was wir haben, nicht auch Ingenieur?

Der Verf. versteht unter den „Petrefakten" das, was wir die „Formelemente" nennen. Der Gedanke ist dem Sinne nach nicht neu, sondern wurde schon lange von R. Lepsius in der Einleitung zur nubischen Grammatik ausgesprochen.

Schleicher leitet die ganze einheimische Bevölkerung Afrikas, Zwergvölker, Neger, Bantu und Hamiten — welche er als primär, sekundär, tertiär und quartär bezeichnet, von Asien, speziell von der mesopotamischen Ebene ab. — Er trennt die Hottentotten von den Grenzvölkern, ohne ihnen eine bestimmte Stellung einzuräumen und betrachtet die Fulbe als nahe Anverwandte der Somali.

In den meisten dieser Dinge könnten wir dem Verf. Recht geben, insofern er diese Völker voneinander trennt; wir können ihm aber in Betreff der Herleitung aller dieser Stämme oder richtiger Rassen aus Mesopotamien nicht folgen, da die echten Afrikaner, zu denen wir die Zwergvölker, Hottentotten, Bantu und Neger zählen, Afrika schon zu jener Zeit bevölkert haben, wo die Konfiguration der Kontinente von der jetzigen ganz verschieden war.

Was nun die sprachlichen Untersuchungen des Verf. anlangt, so muß man sich stets vor Augen halten, daß ihr Urheber auf dem von ihm betretenen Gebiet ein Neuling ist; er hat aber einen sichern Blick und weiß das Wichtige von dem Unwichtigen zu scheiden. So wird man z. B dem meisten von dem was S. 34 und 42 abgehandelt wird, beistimmen können, und in den Bemerkungen über die Fulbe-Sprache ist manches sehr Beachtenswerte enthalten. Die Bemerkung auf S. 86: „Die Semiten und die große Mehrzahl der Afrikaner haben einerlei Grammatik", ist gewiß richtiger und wissenschaftlicher als die Arbeiten jener Sprachforscher, welche einen Zusammenhang der semitischen Sprachen mit den indogermanischen nachzuweisen unternahmen.

Wie wir zuversichtlich glauben, wird der Verf., der ein vielgereister, reifer Mann ist, und ein zweiter Schliemann, in voller Unabhängigkeit dem Studium der afrikanischen Sprachen sich zu widmen gedenkt, bei fortgesetztem Studium seine Ansichten klären und dann etwas wichtiges zu Tage fördern. Daß es nicht seine Absicht ist über die von ihm behandelten Dinge nur oberflächlich mitzureden, sondern auf Grund eines soliden Wissens zu arbeiten, dies beweist der Umstand, daß er gegenwärtig in Wien weilt, um bei einem Kollegen, L. Reinisch hamitische Sprachen zu studieren und bei dem Kollegen D. H. Müller seine Kenntnisse der semitischen Sprachen zu erweitern und zu vertiefen. Ein Mann, der sein selbsterworbenes Vermögen zu solchen edlen Zwecken gebraucht und sich im reifen Mannesalter noch auf die Schulbank setzt, verdient in der That unsre volle Anerkennung und Hochachtung!

Wien, Juni 1891. Friedrich Müller.

Die freie und Hansestadt Lübeck, Ein Beitrag zur deutschen Landeskunde, herausgegeben von einem Ausschusse der Geogr. Ges. in Lübeck. Mit 5 Karten und einer geographischen Übersichtstafel. Lübeck 1890. Dittmarsche Buchhandlung. 347 S.

Es ist eine wahre Freude zu sehen, welche Fortschritte die Darstellung der Landeskunde in Deutschland gemacht hat, seit sie 1882, auf Professor R. Lehmanns und Kirchhoffs Anregung, namentlich von den geographischen Vereinen systematisch in die Hand genommen wurde. Es sind meist gediegene Leistungen, die da mit vereinten Kräften erzielt werden und die dem neuen Standpunkte der geographischen Wissenschaft entsprechen, was man sofort durch den Vergleich mit ältern tüchtigen Arbeiten, wie z. B. die Bavaria, erkennen kann. Die vorliegende Landeskunde Lübecks, die mit großer Liebe und sehr ins Einzelne gehend, einen kleinen Fleck deutscher Erde zur Darstellung bringt, reiht sich den besten Arbeiten auf diesem Gebiete würdig an. Als Bearbeiter, welche sich in die Aufgabe teilten, sind genannt die Herren J. Müller, P. Friedrich, W. Schaper, H. Lenz, H. Genzken und G. Papst. Vortreffliche Karten (in 1:50000 und die deutsche Karte 1:100000, sowie ein Plan) dienen zur Veranschaulichung der geologischen und politischen Verhältnisse, der Höhenschichten, der Bonitierung der Äcker u. s. w.

Lübeck, der zweitkleinste deutsche Staat, besteht aus zehn gesonderten Teilen, dessen größter die Stadt selbst umschließt. Es ist eigentlich nur das Mündungsbecken der Trave, welches Lübeck ausmacht, das in seinen oro- und hydrographischen Verhältnissen im engsten Zusammenhange mit den zur norddeutschen Tiefebene gehörigen Nachbarstaaten steht. Die Gesamtfläche beträgt knapp 300 qkm, wovon 200 auf den Hauptteil, der Rest auf 9 Enklaven entfallen. Das Hauptgebiet, das wir hier vorzugsweise berücksichtigen wollen, liegt in einer 0 bis 20 m hohen Mulde des norddeutschen Landrückens und wird von der

Trave durchflossen, die als echter Tieflandfluß mit geringem Gefälle beim Eintritt ins lübeckische Gebiet nur 1,6 m hoch liegt und deren Wasserstand bei Travemünde nur 4 cm mehr als die Ostsee zeigt. Der Travemünder Winkel, der nordöstlichste Teil des Gebietes, ein Stück des nordöstlichen Randes des baltischen Höhenzuges, übertrifft an Höhe die übrigen hohen Bodenanschwellungen Lübecks. Die Everskoppel mit 37,5 m ist dort der höchste Punkt, sonst sind nur einige Stellen vorhanden, welche eine Höhe von 20 m erreichen. Für die Lage der Ansiedelungen erweisen sich die Verteilung von Wasser und Land, die Abgrenzung von Alluvium und Diluvium bestimmend. Wo letzteres sehr fruchtbar, trifft man die größten Ortschaften. Die Hauptstadt selbst liegt an der bezeichnenden Stelle, wo die seeartig erweiterte Wackenitz in die Trave mündet mit einem höchsten Punkte von 16 m, aber immer noch 23 km von der Ostsee entfernt. Daß Lübeck trotzdem sich zur ostseebeherrschenden Seestadt entwickeln konnte, verdankt es der föhrdenartigen Erweiterung der Travemündung, welche selbst größern Fahrzeugen gestattet, bis an die Stadt zu gelangen. Die Binnenlage selbst gewährt dagegen Schutz vor Angriffen von der See und Verkürzung des Landweges.

Was die geologischen Verhältnisse betrifft, so tritt das Diluvium mit Diluvial- und Moränenmergeln, Korallensand, Blocklehm und sehr ausgedehntem Heidesand auf. Darüber das Alluvium mit Moor, Torf, Wiesenmergel und Flugsandbildungen. Eine eigentümliche Erscheinung sind die Söllen, kleine, kreisrunde, mit Wasser gefüllte napfartige Löcher, ohne sichtbaren Zu- und Abfluß, die auch in Mecklenburg häufig sind. Sie gelten als Riesentöpfe oder Strudellöcher, die sich in der Abschmelzperiode bildeten und einen Beweis für die einstige Vergletscherung Norddeutschlands liefern. Innerhalb der Stadt ist Glimmersand und bei 140 m Septarienthon erbohrt worden, beide zum Tertiär gehörig.

Die meteorologischen Beobachtungen werden seit 1835 regelmäßig geführt und aus ihnen ergeben sich keine besonders abweichende klimatische Erscheinungen; das Meeresklima herrscht vor, jedoch weniger ausgesprochen als an der Nordsee. Die tiefste beobachtete Temperatur im Januar 1861 betrug — 24° C. Auch Flora und Fauna, in nichts abweichend von den Nachbargebieten, finden liebevolle Schilderung, woran sich ein Abschnitt „Zur Kunde der Bevölkerung“ reiht, in welchem zunächst die prähistorischen Vorkommnisse, Ringwälle, Dolmen, Steinkammern, Gräber kurz erwähnt werden, alle sich den viel durchforschten holsteinischen vorgeschichtlichen Denkmälern genau anschließend. Eine anthropologische Schilderung der Einwohner fehlt. Sie sind auf slavischer Grundlage durch niedersächsische Kolonisation erwachsen, die hier im sächsischen Bauernhause und dem echten, kleiehaltigen Schwarzbrote ihre Anwesenheit verrät. Da in Lübeck 1875 die Erhebungen über die Farbe der Haut, der Haare und der Augen der Schulkinder stattfanden, so hätten die Ergebnisse in dieser Landeskunde nicht fehlen dürfen. Wir fügen deshalb hier hinzu, daß Lübeck in die entschieden blonde Zone unsres Vaterlandes fällt, denn von 100 Schulkindern gehörten 38 dem blonden, nur 10 dem brünetten Typus an, während 52 auf die Mischformen entfielen (Virchow im Arch. für Anthropol., Bd. XVI). Erst durch die deutsche Eroberung Wagriens, durch die Herbeiführung von niedersächsischen Kolonisten und Verdrängung der Slaven, durch die Errichtung eines Bischofsitzes unter Heinrich d. Löwen (1163), wurde Lübeck zur meerbeherrschenden Handelsstadt, zum Stapelplatz für die Erzeugnisse des Nordens und Südens. Von der ehemaligen Größe, die sie als Hauptstadt der Hansa besaß, ist sie wohl stark zurückgegangen und das ganze Gebiet zählt nur 76 500 Einwohner (1890), zumeist in der Stadt, aber trotzdem blüht wieder frisches Leben dort und zeigt sich neuer Aufschwung im Handel, dessen Einfuhren über 200 Millionen Mark im Jahre betragen, wovon Zweidrittel zur See kommen. Holz und Getreide sind die wichtigsten Einfuhrartikel. Eine sehr genaue topographische Beschreibung der Stadt und der einzelnen Landgemeinden macht den Beschluß. Hervorzuheben sind die vollständigen Litteraturangaben auf den einzelnen Gebieten.

R. Andree.

Kaarle Krohn, Mann und Fuchs. Drei vergleichende Märchenstudien. Helsingfors. J. C. Frenckell und Sohn 1891.

Kaarle Krohn der Jüngere, bekannt wie sein tüchtiger Vater, Prof. Julius Krohn, durch seine Forschungen auf dem Gebiete des finnischen Volkstums, zeigt in diesen Studien, wie die Märchenforschung zu behandeln ist. Die Grimms betrachteten die Märchen als den letzten Bodensatz alter Mythen, Theodor Benfey leitete sie aus litterarischen Quellen her und Andrew Lange sucht in ihnen die Überreste uralter Vorstellungen und Gebräuche. Krohn dagegen gesteht ihnen selbständiges wissenschaftliches Material zu; die mythologischen Einschiebsel sind zufällige Beigaben von nationalem Charakter. Das gemeinsam internationale der Märchen besteht in der Schürzung und Auflösung der Handlung, im ganzen Thema und dieses Grundthema muß von allem überflüssigen Beiwerke losgelöst werden, damit eine internationale Wissenschaft der Märchen entstehen kann. Die oft sehr verwickelte Handlung eines Märchens wird von Krohn in einzelne Handlungen zerlegt, die nur aus einer Schürzung und einer Auflösung bestehen und daran knüpft er alsdann seine Untersuchung. Er löst die einzelnen Abenteuer weiter auf, um die Urform zu finden, die sich gewöhnlich nirgends rein erhalten hat. Nur durch die Fixirung der ursprünglichen Form in jedem einzelnen Elemente der Handlung ist die Urform eines Abenteuers zu finden. Und nur wenn diese gefunden ist, kann man Schlüsse auf den Ursprungsort, die Nationalität, die Entstehungszeit, die ursprüngliche Verbindung mit andern Abenteuern, die ihr zu Grunde liegende allgemeine Idee ziehen. — Die Herausfindung der ursprünglichen Form des Märchens ist aber nicht das wichtigste, was die geographisch vergleichende Märchenkunde leisten kann. Noch wichtiger ist die Erforschung der Veränderungen, welche die Urform auf ihren Wanderungen erlitten hat. Krohn zeigt uns, wie in dem bunten Gewebe der Märchen alle Veränderungen nach bestimmten Gesetzen des Gedankens und der Phantasie entstanden, und erläutert diese Gesetze an den vorliegenden Märchen. Zeigt sich nun hier ein Gewinn für die Völkerpsychologie, so ergiebt sich auch die große Bedeutung der Märchen für die Kulturgeschichte. Indem sie uns die Wege zeigt, auf welchen die Märchen von einem Volke zum andern mündlich, nicht nur durch die Litteratur, gelangt sind, erhalten wir sichere Beweise der Kultureinflüsse eines Volkes auf das andre. Denn wie Krohn gezeigt hat, sind die Volksmärchen nicht mit der Sprache, sondern mit der Kultur gewandert. Andrerseits sind ebenso wenig, wie unsre Kultur einer Rasse, einer Nation zu verdanken ist, die Volksmärchen aus der Geistesthätigkeit eines einzigen Volkes entstanden. Sie sind vielmehr das durch vereinte Arbeit erworbene gemeinsame Eigentum der ganzen mehr oder weniger zivilisierten Welt und somit ein Gegenstand der internationalen Wissenschaft.

Dr. F. Carlsen.

Hans Witte, Zur Geschichte des Deutschtums in Lothringen. Die Ausdehnung des deutschen Sprachgebietes im Metzer Bistume zur Zeit des ausgehenden Mittelalters bis zum Beginn des 17. Jahrhunderts. Dabei eine Karte. Inaugural-Dissertation. Metz. Druckerei der Lothringer Zeitung, 1890.

In dieser nach Materialien des Metzer Bezirksarchivs verfaßten gewissenhaften Arbeit zeigt uns der Verfasser die nationalen Zustände und den Rückgang des Deutschtums in Lothringen in der im Titel näher angeführten Zeit und Gegend. Nach der Völkerwanderung erlitt das deutsche Sprachgebiet Lothringens keinen Zuwachs mehr; die Sprachgrenze gegen die Romanen stand fest und erst mit der Zeit der französischen Herrschaft begannen die Rückschritte und Verluste, welche mit einem Blick die Karte (1:300000) klar übersehen läßt. Im bald breiteren (namentlich in Südwesten), bald schmäleren Gürtel zieht sich vor der heutigen deutschen Sprachgrenze bis nach Luxemburg das seit dem 16. Jahrhundert französierte Gebiet hin, nachdem bereits früher einzelne, durch besondere Farbe kenntlich gemachte Vorposten (darunter Marsal) verwälscht waren. Welchen Anteil daran namentlich die Bischöfe von Metz hatten, wird klar gezeigt. Unter dem deutschen Bischof Konrad Beyer von Boppart (1415 bis 1457) wurde der Grundsatz eingeführt, mit dem deutschen Sprachgebiete des Bistums deutsch, mit dem französischen französisch zu urkunden und dieser gerechte Grundsatz, für dessen Durchführung Beamte angestellt wurden, die beider Sprache mächtig waren (und daher wohl vorwiegend Deutsche) wurde auch unter seinem Nachfolger Georg von Baden (1457 bis 1481) durchgeführt. Erst als der Franzose Heinrich v. Lothringen (1484 bis 1505) den Bischofsstuhl bestieg, begann die Ungerechtigkeit, und an deutsche Gemeinden und Privatpersonen wird französisch geurkundet, nur Leute niederen Standes im deutschen Sprachgebiete erhalten noch deutsche Zuschriften. Mit dem Eindringen der französischen Herrschaft (1552) hört die deutsche Urkundensprache der Metzer Bischöfe ganz auf. Marsal und Düse (Dieuze), ganz oder vorwiegend deutsche Städte, wurden französiert, in Marsal 1548 schon durch Bischof Johann v. Lothringen die deutsche Gerichtssprache abgeschafft. Indessen bis zum 30jährigen Kriege erkennen wir im allgemeinen noch die alte Sprachgrenze feststehend, wie sie im Gefolge der Völkerwanderung entstanden war. Erst mit jenem unseligen Kriege treten französische Familiennamen in

den deutschen Ortschaften auf und beginnt die Französierung, die zur Verwälschung eines guten Teils des deutschen Sprachgebietes führte. Die sorgfältige Beweisführung Wittes für die ehemalige deutsche Nationalität der verlorenen Örter stützt sich auf die deutschen Beurkundungen von Ortsangehörigen, auf Flurnamen, Grundbücher, Ortsnamen. Es ist eine lange Reihe von Ortschaften, von der Luxemburger Grenze bei Hussingen (verwälscht Hussigny) bis zu den Saarquellen, die Witte der Reihe nach durchgeht und deren Verwälschung an der Hand der Urkunde er nachweist. Geschlossen schritt das Französische vor und französische Sprachinseln sind für die Zeit des ausgehenden Mittelalters bis 1600 im deutschen Sprachgebiete nicht nachweisbar. Erst die durch den 30jährigen Krieg herbeigeführte furchtbare Verwüstung des deutschen Bodens und die schon vorher begründete und beständig zunehmende Macht eines fremden Staates in Lothringen, haben ein starkes Zuströmen französischer Elemente in die ehemals rein deutschen Gebiete und damit den eigentlichen Rückgang des Deutschtums dortselbst bewirkt, als dessen Ergebnis wir die jetzige von der früheren erheblich abweichende Gestalt der Sprachgrenze vor uns sehen.

Aus allen Erdteilen.

— Hamburgische Amerikafeier. Hamburg ist vermöge seiner regen Beziehungen zu Amerika an erster Stelle unter den deutschen Städten dazu berufen, den Tag (12. Oktober 1892) festlich zu begehen, an dem vor 400 Jahren Columbus die Neue Welt entdeckte. Infolgedessen ist auf die Anregung der Geographischen Gesellschaft und deren rührigen Schriftführer, Ludwig Friedrichsen, dort ein Festkomitee zusammengetreten, an dessen Spitze der „Verein für Kunst und Wissenschaft“ steht, welcher die Feier in die Hand nehmen wird.

— Dr. Otto Tischler, Direktor der prähistorisch-archäologischen Abteilung des ostpreußischen Provinzialmuseums zu Königsberg, starb daselbst am 18. Juni im Alter von 48 Jahren. Mit ihm ist, viel zu früh für die junge Wissenschaft der Prähistorie, ein selten liebenswürdiger und bescheidener Gelehrter dahingegangen, der mit zu den hervorragendsten Männern seines Faches in Deutschland zählte. Die Erforschung der Gräber auf der kurischen Nehrung, sowie der ostpreußischen Grabhügel überhaupt, veröffentlicht in den Schriften der Physikalisch-ökonomischen Gesellschaft zu Königsberg, ist sein Werk und meisterhaft hat er es verstanden, die Glanzperiode ostpreußischer Urzeit (1 bis 4 Jahrh.) aus ihren Funden wieder aufzubauen. Auf kulturhistorischem Gebiete verdanken wir ihm eine Geschichte des Emails. Tischlers Monographien sind meist in den Schriften der genannten Gesellschaft erschienen; vieles bringen auch die Verhandlungen der Berliner Anthropologischen Gesellschaft.

— Einer zum Zweck der naturwissenschaftlichen Erforschung der Halbinsel Kola im Jahre 1887 von Finnland ausgesandten Expedition verdanken wir folgende neuere Erfahrungen über topographische Gestaltung und geologischen Aufbau dieser Halbinsel. Das höhere Gebiet liegt im westlichen und südwestlichen Teile derselben, welcher durch bis 970 m hoch aufragende Gebirgsmassen und zahlreiche meist flache, sumpfige Thäler bei weitem reicher gegliedert erscheint als der östliche Küstenteil, nach welchem hin sich das Gebiet allmählich senkt und einförmig plateauartig gestaltet. Am Meere endet nach Ost und Nordost das Plateau mit steilem Absturz, nur am Südrande findet allmähliche Verflachung statt. Im allgemeinen vermißt man Schären. In geologischer Hinsicht besteht die Halbinsel vorwiegend aus dem sogenannten Grundgebirge, d. h. aus krystallinen, zum Teil metamorph sedimentären, zum Teil metamorph-eruptiven Schiefern, die steil aufgerichtete Komplexe bilden und östlich von horizontal aufgelagerten Thonschiefern, Dolomit- und Sandsteinbänken des Devon bedeckt werden. In der Mitte von Kola wurden mächtige Massive von Nephelinsyenit mit parallel zur Bankung eingeschalteten Diabasporphyriten entdeckt. Weite Flächen des festen Gebirgsgrundes findet man mit Moränenbildungen überschüttet, die in dem westlichen höheren Teile mächtiger entwickelt sind, als in dem östlichen niedrigern. Die Schrammung des Felsbodens ist zum Teil west-östlich, zum Teil nord-südlich orientirt. Unter den Glacialbildungen scheint fast ausschließlich Grundmoräne vorzuherrschen, da weder marine Thone noch äsbildendes Geröll irgendwo beobachtet wurden, doch ist die Grundmoräne vielfach geschichtet und wahrscheinlich früher unter Wasserbedeckung abgelagert worden. Für beträchtliche Landhebungen sprechen die an mehreren Punkten noch erkennbaren Strandlinien. Im Kolafjord und an der vor dem Ausgange desselben liegenden Insel Kildin wurden zusammen an drei Punkten Strandlinien entdeckt, die nicht weniger als fünf übereinander liegende Terrassen in 25 m, 52 m, 65 m, 82 m und 125 m Höhe über dem Wasserspiegel des Kolafjord bilden. (Nach Ramsay, Geologische Beobachtungen auf der Halbinsel Kola, Fennia III, 7, S. 1 bis 52. Helsingfors 1890.) Sr.

— Neu-Guinea. Besteigung des Mount Yule. Am 14. November 1890 verließ eine von der Geographischen Gesellschaft in Viktoria ausgerüstete Expedition unter Herrn G. Belford Port Moresby, um den Mount Yule zu ersteigen, einen der hervorragendsten Berge im Britischen Neu-Guinea, dessen Höhe im Jahre 1846 von der Bramble-Expedition zu 3060 m bestimmt worden war. Die Ersteigung des Berges, der bei den Eingebornen Kovio heißt, ist auch am Weihnachtstage des verflossenen Jahres geglückt. Das Koviogebirge besteht aus einer Reihe vulkanischer Spitzen, welche von der Bergkette des Mount Owen Stanley isoliert sind. Mount Yule steht wieder für sich isoliert. Diese Berge sind bis zu ihrer Spitze bewaldet und erreichen nicht 3350 m, bieten daher auch nicht Erhebung genug, um jene baumlosen und grasigen Hochebenen mit klarer, trockner Atmosphäre zu besitzen, welche das Owen-Stanley-Gebirge auszeichnen. Am Abhang des Berges liegen viele Dörfer der Eingebornen, deren Pfade auch bis zur Spitze emporführen. Am Südwestabhange fällt eine Reihe prachtvoller Wasserfälle zu Thal; in der Ebene südwestlich von dem Mount Yule entdeckte Belford einen See, $2^1/_2$ km breit und fast 8 km lang; zwischen Mount Drew und der Mekes-Range fand man einen großen Fluß. Das Tierleben war in den durchreisten Gegenden arm (Proceedings Geogr. Soc., Juli 1891).

— Opium als Kleingeld. In der Gegend von Hankau in China geht, nach einem neuen Konsularberichte, Opium sehr viel als Kleingeld um, zumal auf dem platten Lande, fern von den größeren Städten. Das Abschlagen des Silbers von den Barren, um Kleingeld zu gewinnen und das große Gewicht des Kupfergeldes machen beides für den Verkehr unbequem. Daher tritt das Opium an die Stelle des Kleingeldes; es wird allgemein benutzt, ist sehr leicht und läßt sich schnell in kleine Mengen teilen.

Herausgeber: Dr. R. Andree in Heidelberg, Leopoldstraße 27. Druck von Friedrich Vieweg und Sohn in Braunschweig.

Bd. LX. **Globus.** Nr. 6.

Illustrierte Zeitschrift für Länder- und Völkerkunde.

Begründet 1862 von **Karl Andree.**

Herausgegeben von **Richard Andree.**

Druck und Verlag von Friedrich Vieweg & Sohn.

Braunschweig. Jährlich 2 Bände in 24 Nummern. Durch alle Buchhandlungen und Postanstalten zum Preise von 12 Mark für den Band zu beziehen. 1891.

Die Halbinsel Istrien.

Ein geographischer Überblick von Friedrich v. Hellwald.

Obgleich dicht vor den Pforten der bevölkerten und stark besuchten Hafenstadt Triest gelegen, zählt doch die Halbinsel Istrien zu den wenigst bekannten und ungenügend gewürdigten Teilen des österreichisch-ungarischen Kaiserstaates, ist sie im gewissen Sinne ein Stiefkind des Weltverkehrs. Eng begrenzt allerdings, vereinigt Istrien dennoch anziehende Landschaftsgebilde so verschiedenartig, wie kaum manch weit ausgedehnteres Land. Hohe, jähe, pflanzenarme, rauhe Alpen, nackte, felsige Hochebenen wechseln mit den üppigsten Fluren, mit reben- und olivenreichen Hügeln und fruchtbaren Flächen ab, auf welchen die Agave blüht, die Dattelpalme ihre Krone wölbt und die würzige Myrte ihre immergrünen Wipfel in die milden Lüfte sendet. Und dieselben Gegensätze bieten auch die Bewohner und ihre Werke: hier Wohlstand, Gesittung und Bildung, dort Dürftigkeit, Verwahrlosung und Unwissenheit; hier die herrlichsten Denkmäler des Altertums, die ehrwürdigsten Tempel und prächtigen Gebäude, dort die niedrigsten und elendesten Hütten!

Istrien erstreckt sich südlich von Triest in dreieckiger, oder auch, wenn man will, birnförmiger Gestalt weit in die Adria hinein nach Süden, gleichsam eine natürliche Grenze zwischen südslawischem und romanischem Volkstume, zugleich ein Übergangsgebilde von Mittel- nach Südeuropa. Die natürliche Abgrenzung der Halbinsel gegen das Festland läuft in der Richtung von Nordwest nach Südost, etwa 260 km von Duino am Nordrande des Triester Meerbusens über das Bergland von Sessana nach Herpelje-Cosina, von da weiter herab über die Höhen, welche unter dem Namen Tschitschenboden oder Tschitscherei bekannt sind, bis zum Meer in der Nähe der Hafenstadt Fiume in Kroatien. Von Norden nach Süden, bis zu dem weit in die See vorspringenden Vorgebirge Promontore beträgt die Länge 315 km. Die steil und unvermittelt ins Meer abstürzende, daher buchten- und hafenarme Ostküste bespült der inselreiche Golf des Quarnero, dessen Fluten ostwärts an das ebenso hafen- und buchtenlose Gebirgsufer Kroatiens schlagen, um weiter südostwärts, zwischen und hinter den Inseln der gleichsam in Scherben zersprengten Strandküste Dalmatiens, dem örtlichen Verkehr tausend Ankerplätze und Schlupfwinkel, der großen Schiffahrt jedoch nur wenige Häfen zu bieten. Klippen, von welchen das Meer starrt, dann die nicht selten verheerende Bora, dieser wilde, scharfe Nordostwind, machen die fast gar nicht gegliederten Gestade am quarnerischen Meerbusen gefährlich, weshalb sie auch nur spärlich bevölkert sind. Die Eilande des Quarnero, worunter einige, wie Veglia, Cherso und Lussin, ansehnliche Größe besitzen, haben ebenfalls meist ganz steile Ufer und gehören politisch, zum Teil auch orographisch wie geologisch zu Istrien. Voll von Naturschönheiten sind sie, obgleich mit den großen Lloyddampfern bequem erreichbar, vom reisenden Publikum doch weniger gekannt als das eisumgürtete Spitzbergen oder die palmengeschmückten Atolle der Südsee.

Im Westen breitet sich das offene Seebecken der Adria aus dem gewaltigen Doppelbusen von Triest und Monfalcone ununterbrochen hinunter bis in das italienische Flachland. Diese Westküste weist im Norden von Triest bis Salvore, vom Sprachgebrauche selbständig als Oltra bezeichnet, zwei breite und tiefe Buchten mit dazwischen schroff vorspringendem Vorgebirge auf. Valle di Muggia mit Istriens Orte gleichen Namens heißt die obere, Valle di Stagnon die untere mit der ehemaligen Hauptstadt des Landes, Capo d'Istria, das Vorgebirge dazwischen Punta Grossa. Capo d'Istria liegt auf einem Inselfelsen als Labyrinth enger Gäßchen zusammengeknäuelt und ist mit dem Festlande durch einen Steindamm verbunden. Seine frühere venetianische Vornehmheit vermag es nicht zu vergessen und erinnert allenthalben mit dem geflügelten Löwen, besonders aber mit den öffentlichen Gebäuden der Piazza daran. Seine nächste Nachbarin, Pirano, scheint heute noch wie im grauen Altertume, stolz, gebieterisch und malerisch auf schroff vorspringender Landzunge eine dahinter tief ausgerundete Bucht mit ihren Zinnenmauern und Türmen zu schützen. Von Salvore hinab bis Cap Promontore giebt es nur mehr Baien und Hafenplätze, letztere überwiegend italienisch, und italienisch

sind auch Aussehen und Zuschnitt dieser Städte selbst. Sie alle, wie die meisten Flecken und Burgen, sind auf steil anlaufenden Bergkegeln, vorgeschobenen Hörnern oder andern leicht zu verteidigenden Punkten angelegt und weisen fast überall die venetianische Bauart: enge Gassen und hohe, ungetünchte Plätze darf man nicht erwarten, wohl aber jäh aufsteigende Straßen oder gar Stiegen, welche wie die Salite in Genua aus den niedrigeren Stadtteilen in die höheren führen.

Da die Halbinsel nach Südwesten zu abfällt, so ist diese Küste naturgemäß die belebtere und für den Seeverkehr wichtigere. Auch bietet sie mit ihrem bunten Wechsel rebenumkränzter Hügelreihen und Olivenhaine, aus denen verstohlene Weiler und Dörfer hervorlugen, und trockenen, oft schroffen Felsgehängen weit mehr Mannigfaltigkeit als die ernste Ostküste. So zeigt sich, mit Rebgärten, Oliven und Waldbüschen anmutig umstanden, Parenzo, unter Byzantinern und Goten des Landes stolze Kapitale, heute Bischofssitz und Residenz des istrischen Landtags, reich an Bauresten aus altrömischer Zeit. Malerisch und halbmondförmig auf einer vom stattlichen Dom gekrönten Landzunge lagert sich dann tiefer im Süden das ruhige Rovigno, der Mittelpunkt der istrischen Fischerei. Die ganze Südhälfte der Halbinsel umziehen dann im mäßigen Abstande, gleich Trümmerstücken eines versunkenen Vorsaumes die sogenannten Skoglien, bald riff-, bald inselartige, bald einzelne, bald gruppenständige Eilande, selten bebaut oder beweidet, öfter nur von Unmassen ekliger Vipern bekrochen, oft auch nackte Steinklumpen, hier mit seichtem, dort mit tieferem Zwischenwasser, manchmal aber wohl auch mit mittelitalienischer lieblicher Vegetation von Myrten und Lorbeeren geschmückt. So zeigt sich uns die massige Skogliengruppe der Brionischen Inseln, hinter welcher die Hafenbucht von Pola sich öffnet, die zweckentsprechendste und sicherste vielleicht des ganzen europäischen Festlandes. Über drei hintereinander erhöhte Hügel steigt aus der ganzen Breite des Doppelhafens an einer schon im Altertum gewürdigten Stelle, wofür das vorhandene römische Amphitheater spricht, die Stadt empor bis zu der sie übergipfelnden Veste, welche frei und gewaltig ihre schimmernden Mauerbreiten vom tiefblauen Himmel abhebt. Das ist das stark und wohlbefestigte Heim der österreichischen Seemacht!

Ganz Istrien gehört zum Gebiete des Karst, dieser als Jammerbild verrufenen Bodengestaltung, welche fast durchgehends aus Kalkstein besteht. Seiner Wesenheit nach ist der Charakter des Karstes der nämliche wie jener der Kalkalpen überhaupt, doch treten in ihm die ungünstigsten Faktoren besonders in den Vordergrund. Der Boden ist häufig von tiefen Furchen und Schlünden zerrissen, voll von Grotten, Höhlungen, zufälligen Zerklüftungen und jenen eigentümlichen trichterartigen oder muldenförmigen Vertiefungen, die man gemeiniglich als „Dolinen“ bezeichnet, obgleich der Name an Ort und Stelle nicht gebräuchlich zu sein scheint. Der bis ans Südende der Halbinsel sich erstreckende istrische Karst bildet im allgemeinen ein Tafelland von 600 m durchschnittlicher Erhebung, an das sich im Osten jedoch Höhenzüge anschließen, die in mehrere Teile zerfallen. Von der Furche von Fianona, welche in die Ostküste einschneidet, bis zum Monte Maggiore, Istriens höchstem Gipfel, heißt die Kette Caldiera bei den Italienern, Učka bei den Slawen. Von da bis in die Gegend von Duino streicht nordwestlich die Venakette, welche wiederum in zwei verschiedene Gruppen zerfällt: der Hochwall des Tschitschenbodens oder der Tschitscherei und der Triestiner Karst. Ersterer wird an seinem Südostende von dem 1396 m hohen Monte Maggiore abgeschlossen, besitzt eine mittlere Erhebung von 550 m, gipfelt im Slavnik mit 1273 m und reicht bis zur Bodensenke bei Herpelje-Cosina. Die Tschitscherei, als deren Hauptort Mune gilt, ist nur sechs Stunden lang und fünf Stunden breit, und umfaßt den Landstrich zwischen Pinguente, Planik, Mune und Slavnik. Es ist der unfruchtbarste, steinigste Teil des ganzen Karstes, kaum daß dürftiges Gras zwischen den Steinen sprießt und ein Wachholderstrauch seine stachligen Zweige entfaltet. Dabei herrscht große Wassernot, weshalb Kaiserin Maria Theresia in Vigga einen großen Wasserbehälter anlegen ließ. Nur im Frühjahr hat dieses weiße Steinfeld einen etwas frischeren grünlichen Farbenton von würzigen Kräutern, die zwischen Kalkscherben üppig hervorsprießen. Im Hochsommer und Herbst aber flimmert der ganze Kalkboden unter den sengenden Strahlen der Sonne, in einem die Augen drückenden gräulichen Weiß. Nur hin und wieder unterbricht eine Gruppe von niederstämmigen, aber baumartigen Wachholdersträuchen und ganz vereinzelt ein kleiner Bestand alter knorriger Eichen die öde Kahlheit der Landschaft. Der andre Teil der Vena, der Triestiner Karst, ist durchschnittlich nur mehr 475 m hoch und darin ist der Terstel mit 640 m der höchste Punkt.

Die ganze Höhenkette ist kahl und unfreundlich, bietet aber dennoch hin und wieder wohlthuende Abwechselung in anmutigen Thälern, welchen die Natur all ihre Gaben in reichster Fülle spendet und die durch liebliche Landschaftsgebilde erfreuen. Insbesondere ist eine Besteigung des Monte Maggiore ungemein lohnend. Da in der Nähe des Meeres absolute und relative Höhe fast zusammenfallen, so ist immerhin eine beträchtliche Steigung zu überwinden, die manchen Schweißtropfen kostet. Von Lupoglava, einer Station der das Innere durchschneidenden Eisenbahn, wandert man über den Paß Vela Učka auf der gegen Fiume führenden Fahrstraße zum Stefanien-Schutzhause, das schon hübsche Aussicht gewährt. Von da führt ein neuer Weg teilweise durch schönen Wald auf den breiten Gipfelkamm. Die Rundsicht dort oben ist weit umfassend, Meer und Alpen einbegreifend. Von Südost beginnen die Berge, die weit im kroatischen Festlande drinnen liegen, zu Füßen der Golf von Fiume mit seinen Schiffen, die Inseln des Quarnero und ganz Istrien vom Meer umschlossen, während in der Ferne die Veste San Michele auf der Insel Ugliano bei Zara winkt und das Auge zur Küste von Ancona und Venedig bis zu den Klagenfurter Karawanken schweift.

Außer den beiden Pässen von Vela, Učka und Herpelje, welch letzteren auch die den Tschitschenboden kreuzende Eisenbahn von Triest nach der Hafenstadt Pola benutzt, ist keiner mehr von Belang. Fußsteige führen jedoch häufig über das Gebirge. Eine schräge Linie von der Reede von Pirano an der Oltra über die Binnenplätze Buje und Canfanaro zur Mündung der Arsa an der Ostküste weist dann im Anschlusse an die Hauptkette ein stark gegliedertes Bergland, die Regione Pedemontana, mit 300 bis 500 m hohen Erhebungen auf. Daran schließt sich süd- und südwestwärts gegen das Meer eine vielfach wellenförmige Hügelregion an, die Regione Marittima, beide aber, das bergige wie das flachere Istrien, sind in ihrer Beschaffenheit vielfach jener des Karstes ähnlich. Das eigentliche Karstland bietet nur kahle, vegetationsarme, schuttbedeckte, wasserlose Flächen. Durch die dünnen Humusschichten versickert das Regenwasser im Boden sehr rasch und sammelt sich dann in den unterirdischen Höhlen. Es fehlt in Istrien gänzlich eine Thalung, die als Pulsader für den Verkehr dienen könnte. Das Land ist arm an fließenden Gewässern an der Oberfläche, hingegen reich an unterirdischen Wasseradern. In trockener Jahreszeit versiegen fast alle Bäche, steigen aber nach anhaltendem Regen ganz außerordentlich rasch.

Der Flüsse, welche das Land in tiefen Rinnen durchschneiden, sind wenige. Hauptfluß ist der aus der Tschitscherei langsam zur Westküste herabsteigende Quieto. Den

echten Typus istrischer Gewässer stellt aber der Wildbach Foiba dar, welcher im Innern bei Pisino in einer gewaltigen Felsschlucht von 128 m Tiefe verschwindet. Bei normalem Wasserstande genügt er nur notdürftig zum Betriebe einiger kleiner Mühlen; sein Bett ist voll Untiefen und Felsspalten. Nach heftigem Gewitter oder anhaltendem Regen staut er sich jedoch in der genannten Schlucht zu einer Höhe von zehn und mehr Meter auf. Mit dem Namen Foiba bezeichnet man übrigens allgemein die trichterförmigen, tiefen Schlünde, in welchen das Regenwasser zusammenfließt und sich dann unter der Erde Bahn bis ans Meer bricht. In der Nähe von Pola sieht man sie bei niederm Wasserstande gleich artesischen Brunnen emporsprudeln. An Seen ist nur der Cepičsee südwestlich am Fuße des Monte Maggiore zu erwähnen.

Aus dem bisher Gesagten geht hervor, daß Istrien kein reiches Land ist. In der That sind die Bodenverhältnisse ungünstig genug, daher auch alle Zweige der Rohproduktion gering, obgleich die Vegetation stellenweise die mannigfachsten Pflanzen in reicher Fülle spendet. Die unfruchtbarsten Bodenstrecken sind natürlich die Karstgegenden. Ebenso ist das südliche Istrien minder ergiebig, und die quarnerischen Inseln zeigen zum Teil noch ungünstigere Verhältnisse, wogegen im Norden besserer Boden herrscht. Mais und Weizen, darunter ziemlich bedeutende Mengen Spelt, sind die Hauptkulturen, Buchweizen und Cinquantino die Nachfrüchte; Roggen tritt in den Hintergrund. Obgleich Ackerbau vorwiegt, reichen doch die Bodenerzeugnisse für den Bedarf der Bewohner nicht aus und müssen durch Einfuhren ergänzt werden. Von überwiegender Bedeutung sind Öl- und Weinbau. Istriens Olivenöl, schon im Altertum berühmt, bildet heute noch einen Ausfuhrgegenstand. Zwischen Triest und Capo d'Istria finden sich Ölbäume nur hin und wieder, aber schon bei Pirano bedecken sie ganze Hügel und Rovigno im Süden bildet beinahe mit seinem ganzen Gemeindebezirk einen wahren Olivenwald. Von dort bis zur Südspitze nimmt die Zucht des Ölbaumes wieder merklich ab. Wein wird, besonders bei Pisino und an der Westküste, nicht wenig gezogen, nur darf man sich in der Regel keinen guten Tropfen vorstellen. Zwar ist Wein Nationalgetränk, aber die Kultur läßt noch viel zu wünschen übrig. Bloß einige Sorten, wie Rifosko, Terrano und Ribolla, der bei Isola und Muggia wächst und nur etwa noch vom Marsanic und Rosenwein aus der Gegend von Dignano im Süden übertroffen wird, sind von vorzüglicher Güte, halten sich aber nicht lange.

Obstzucht gedeiht beinahe nur als Luxusbetrieb der Liebhaberei, obschon das Klima die herrlichste Ausbildung der Früchte begünstigt. In der Oltra wie im Bezirke Volosca am quarnerischen Golf giebt es ganze Kastanien- und Nußbaumwälder, Feigen, Pfirsiche, Aprikosen, Mandeln, Mispeln, Quitten in Anpflanzungen, auch Kirschen und, in den nördlichen Gegenden, Pflaumen, endlich Granatäpfel und Maulbeeren, an welch letztere sich eine nicht unbeträchtliche Seidenzucht knüpft. Doch wird die Obstbaumkultur lange nicht mit dem Eifer betrieben, den sie verdient. In Südistrien, namentlich um Pola, kommt auch die Korkeiche in mehreren tausend Stämmen vor und liefert einen nicht unerheblichen Ertrag an süßen Eicheln, welche gleich Kastanien gebraten und genossen werden. Obgleich übrigens angeblich der Wald eine große Fläche einnimmt, ist doch außer Dalmatien kein Land Österreichs so waldarm wie Istrien. Was davon vorhanden ist, besteht zum größten Teile aus Niederwald. Am ausgezeichnetsten sind die Waldungen von Montona am Südflusse des istrischen Berglandes. Auffallenderweise fehlt ihnen fast gänzlich die Tanne.

Wegen des wenigen und schlechten Graslandes ist auch die Viehzucht gering. Die Pferde sind von gemeinem, kleinem Schlage, phlegmatischen Temperaments und werden zum Lasttragen wie zum Reiten benutzt, doch ersetzt man sie mit Vorliebe durch Maultiere und besonders durch Esel. Selbst in den Straßen Triests fallen die Menge eselbespannter Landfuhrwerke auf, womit die Tschitschen ihre spärlichen Erzeugnisse zu Markte bringen. Der Stand des Rindviehs, das den größten Teil des Jahres im Freien weidet, ist unzureichend, die Schweinezucht von untergeordneter Bedeutung, am beträchtlichsten jene der Schafe. Neben Ackerbau und Viehzucht gewährt die See den Bewohnern weitere Hilfsquellen. Wie in den nördlichen Meeren die Heringszüge, so kommen hier die der Sardellen und Sardinen oder Anschovis schon im Januar und Februar. Bald werden ihre unermeßlichen Scharen von ebenso starken Massen der 30 bis 45 cm langen Skombri oder Seemakrelen, dem gewöhnlichsten Speisefische der Adria, in hitziger Verfolgung gejagt, so daß die See oft stundenweit wie von einem Windstrich aufgeregt erscheint — für den Fang die reichste Zeit. Im Quarnero und seinem Inselgebiet blüht der Thunfischfang. Die Züge der 60 cm bis 2 m langen und oft mehrere Zentner schweren, keulenförmigen Thunfische halten sich meist dicht am Ufer. Daneben bieten periodisch oder jederzeit die Rotbarbe, der Meeraal, die Seeäsche, Störe, Tinten- und Schwertfische, besonders aber Hummern, Spinnen, Austern und andre Muscheln ebenfalls reiche Jagdbeute. Nicht unerwähnt bleibe endlich die Gewinnung von Seesalz, wenngleich heute die Erzeugung geringer ist als ehedem. Pirano und Capo d'Istria an der Oltra haben die Seesalzgewinnung fast ausschließlich in Händen. An Produkten des Bergbaues ist Istrien arm, nennenswert bloß der Gewinn von Braunkohlen, Alaun und Vitriol. Bei Rovigno, Pola, Albona gewinnt man hydraulischen Kalk, und von Belang ist auch hier und da der vortreffliche Baustein, den man namentlich in den uralten Steinbrüchen von Pola bricht.

Istriens Klima wird nicht selten ungesund genannt. Dem ist indes keineswegs beizupflichten. Wahr ist: einzelne Uferstädte wie Pola, Umago, Cittanovo, Parenzo haben unter schädlichen Ausdünstungen, die Südspitze der Halbinsel insbesondere an Malaria zu leiden; doch sind die häufig auftretenden Wechselfieber die einzige endemische Krankheit, und diese hängen mehr von der Lebensart der Eingebornen, als von den klimatischen Einflüssen ab. Beim Vergleich der Sterbelisten ergeben sich aber keine ungünstigen Verhältnisse, ja ein großer Teil der Leute erreicht ein hohes Alter. So darf man wohl im allgemeinen sagen, das Klima sei mild und gesund, nur im gebirgigen Teile der herrschenden Winde wegen rauh. An den Küstenplätzen lassen sich die Jahreszeiten wohl unterscheiden, im Innern aber treten bloß Winter und Sommer scharf gesondert auf, da ein allmählicher Übergang fast völlig fehlt. Auf der Hochebene des Karstes sind die Schwankungen der Temperatur oft ganz unvermittelt und im Zeitraum von zwölf Stunden kann das Thermometer 12 bis 16 und mehr Grad Unterschied aufweisen.

Istrien liegt im Gebiete der Frühjahrs- und Herbstregen, im Sommer ist die Niederschlagsmenge außerordentlich gering. Oft vergehen Monate, ohne daß ein Regentropfen die lechzende Erde netzt. Dann trocknen die Bäche völlig aus und die Dürre wird im höchsten Grade peinlich. Häufig hat man über Wassermangel zu klagen. Brunnen sind selten, und sogar an der Bahn von Triest durch die Tschitscherei sind es vielfach bloß Zisternen, welche die Lokomotive speisen. Wasser bleibt Istriens oberste Lebens- und Kulturfrage. Im Winter schneit es selten auf der südwestlichen Abdachung des Gebirges; auf der nordöstlichen hingegen ist der Winter ziemlich lang und schneereich, doch wird selbst in den höher

gelegenen Gegenden der Schnee meistens von der Bora verweht, so daß nur die Gipfel der Berge davon bedeckt erscheinen. Die Winde beeinflussen natürlich das Klima. Die schlimmste Plage ist die trockne, kalte, vorzüglich im Winter heftig wütende Bora, welche auf dem Karst die Frachtwagen umwirft, besonders stark die Hochebenen und Mulden der Tschitscherei heimsucht und auf den Quarnero meist in urplötzlichen Stößen (Rifolli) herniederfällt. Ihr Gegensatz ist der meist im Frühjahr und Herbst wehende, mit gewaltigen Regengüssen eintretende, alles erschlaffende, warme Südwind oder Sirokko, der nicht selten Kopfschmerzen und Schlagfluß verursacht und wegen der damit zumeist vereinten Springfluten von den Schiffern mehr noch als die Bora gefürchtet wird.

Als ob nun die Natur daran erinnern möchte, daß Istrien das Land der überraschenden Gegensätze sei, schuf sie an den südöstlichen Gehängen des Karstgebirges, im Schutz und Quellenbereiche des Monte Maggiore, im nördlichsten Quarnero, einen gegen Bora und Sirokko gefeiten Winkel und verlegte dahin ein hesperisches Paradies. Dieser Erdenfleck von reizender Schönheit ist die Gegend von Lovrano bis Volosca, von Fiume aus in kurzer Fahrt erreichbar. An der halben Höhe des Berges thront in wald- und mattenreicher Umgebung Castua auf einem hohen Fels mit großartiger Aussicht auf den Busen von Fiume und das südkrainische Bergland. Mehrere Schloßruinen in der nähern und fernern Umgebung mahnen daran, daß es einst Hauptort des alten Liburnien gewesen sein soll. Unmittelbar am Meeresufer und Bergfluß liegt dann Volosca, eingebettet in die üppigste Vegetation voll italienischen Charakters. Zierliche Villen steigen darüber mit Gärten voll tropischer Pflanzenpracht empor. Noch weiter nach oben umgrünt Kastanien-, Buchen- und Nadelwald den Bergleib. Die Perle des Seeufers ist aber Abbazia, jetzt wohl Istriens bekanntester Ort, umzogen von einem Lorbeerhain mit Zypressen gemischt, mit wundervollem Ausblick auf Fiume und die durch eine Inselzunge von Cherso malerisch abgeschlossene Hafenbucht. Betäubende Aushauchung von Lorbeerkampher umfängt uns in Abbazia. Der Lorbeer, hier so hoch wie unsre höchsten Fruchtbäume, verhindert allenthalben das Durchdringen der Sonnenstrahlen auf den Boden. Es riecht nach Meer und Lorbeer — der Boden ist unter Grün versteckt. Der Wind weht die Blätter roter und weißer Rosen umher, von denen manches Haus bis zum Dache hinauf zugedeckt ist, denn die Rosen sind hier Bäume. Mit Recht oder Unrecht hat man dieses istrische Gestade die österreichische Riviera, Abbazia, wo seit mehr denn einem Jahrzehnt eine Kolonie vornehmer Gasthöfe entstanden ist und das sich zunehmenden Aufschwunges als Seebad und Luftkurort erfreut, das österreichische Nizza genannt. Darüber läßt sich streiten, nicht aber über ein andres: Seebad und Alpenluft vereinigt, das findet, wie Heinrich Noë, der gründliche Kenner, treffend ausgeführt hat, der Gast nur an diesem Strande, sonst nirgends in Europa.

Friesland, Friesen und friesische Sprache in den Niederlanden.

Von Johan Winkler. Haarlem.

V.

(Schluß.)

Was die Ausbreitung der friesischen Sprache zwischen Flie und Lauers betrifft, so ist darin seit dem Jahre 1500, namentlich aber seit 1600 keine oder nur wenig Veränderung zu verzeichnen bis zum heutigen Tage. Im allgemeinen kann man sagen, daß die friesische Sprache über die Provinz Friesland verbreitet und von deren Grenzen eingeschlossen ist. Es giebt aber Ausnahmen. Erstens sprechen die Bewohner der sechs größeren Städte, und die der Stadt Workum teilweise, die oben erwähnte und beschriebene friso-fränkische (die städtisch-friesische) Mischsprache. Weiter gehören der Gau Stellingwerf, sowie die Landgemeinde Het Bildt und zwei oder drei Orte in der Landgemeinde Kollumerland und Nieuw-Kruisland, nebst der Insel Ameland nicht zum friesischen Sprachgebiete. Dagegen spricht die Insel Ter-Schelling, die staatlich nicht zu Friesland, sondern zu der Provinz Nordholland gehört, friesisch.

Der Gau Stellingwerf, welcher die zwei Landgemeinden Ost- und West-Stellingwerf, mit je 10 und 20 Dörfern (Hauptdörfer Olde-Berkoop und Makkinga, Wolvega, Noordwolde, Oosterwolde und Appelsga) umfaßt, liegt im Südosten von Friesland, umschlossen von dem Flüßchen Kuinre (friesisch Tsjonger) und den Grenzen der Provinzen Overyssel und Drente. Durch seine Abgeschiedenheit von den übrigen Teilen Frieslands, von dem es durch einsame niedrige Moorstrecken im Norden geschieden ist, und durch das anhaltende Eindringen der Volkssprache der unmittelbar angrenzenden Gauen Overyssel (Ysselgau) und Drente, die im Mittelalter dem Bischof von Utrecht unterthan waren und mit denen Stellingwerf politisch abwechselnd wohl die gleichen Schicksale teilte, ist auch dieselbe friso-sächsische Mundart jener Gauen in Stellingwerf eingebürgert worden. Ursprünglich jedoch haben die Stellingwerfer nur rein friesisch gesprochen, wahrscheinlich noch um das Jahr 1500. Und wenn auch hierfür keine anderweitigen Beweise vorlägen, so würde die noch heute ziemlich stark friesisch gefärbte Mundart es bezeugen, ebenso wie die Dorfnamen, die typisch friesisch sind und teilweise noch den altfriesischen Ausgang auf ga (friesisch gea = Dorf) haben: Wolvega, Makkinga, Appelsga, Peperga, Spanga, Finkega. Das Flüßchen Tsjonger scheidet die Stellingwerferfriesen von den übrigen rein friesisch sprechenden Friesen; sie werden denn auch von diesen als „Oertsjongsters" (Übertsjongerische, Überkuinderische) gekennzeichnet.

Die Landgemeinde Het Bildt, welche drei Dörfer, St. Anna-Parochie (fr. Stannebûren, St. Annebûren), St. Jakobi-Parochie (fr. St. Japik) und Onze-lieve-Vrouwen-Parochie (fr. Froubûren) nebst einigen Weilern und vielen sehr ansehnlichen, zerstreut liegenden Bauernhöfen umfaßt, ein sehr fruchtbarer Kleiboden, liegt an der Stelle der Mündung des ehemaligen Middelzees (oben S. 38). Gleich nach Beginn des 16. Jahrhunderts wurde sie dem salzigen Meere endgültig abgewonnen und dann nicht mit Friesen, sondern mit holländischen Bauern bevölkert. Ihre Nachkommen (friesisch Bilkers) sprechen noch heute eine altholländische (friso-fränkische) Mundart, die allerdings ziemlich starke friesische Färbung erlitt.

Die friso-sächsische Mundart des Groningerlandes hat an einer Stelle im Nordwesten Frieslands die alte Gaugrenze, die Lauers, überschritten und westlich von diesem Flüßchen im Dorfe Burum und großenteils auch im nahe-

liegenden Dörfchen Gerkesklooster mit dem friesischen Anteil des Weilers Stroobos die friesische Sprache verdrängt. Auch im naheliegenden Marktflecken Kollum wird heutzutage nicht mehr rein friesisch, sondern die städtisch-friesische Mundart gesprochen. Doch ist in dieser nur halbfriesischen Mundart Kollums noch etwas mehr rein, sogar altfriesisch erhalten geblieben, als in den friesischen Städten der Fall ist. Sie beschränkt sich indessen ausschließlich auf den dicht bebauten Teil des Fleckens, auf den sogenannten Kerkebuurt (friesisch Tsjerkebûren). Gleich östlich von diesem spricht man in den zerstreut liegenden Bauernhäusern schon die friso-sächsische Mundart des angrenzenden Dorfes Burum; und ebenso gleich westlich davon herrscht wieder die rein friesische Sprache, wie sie dem naheliegenden Dorfe Oudwoude, dem ganzen Waldgau im allgemeinen eigen ist. Die Sprachgrenzen verlaufen hier ganz scharf nebeneinander.

Die Insel Ameland, obwohl sie früher und wahrscheinlich teilweise im vorigen Jahrhundert nur friesisch sprach, spricht jetzt eine friso-fränkische Mundart, gleich dem Stadtfriesisch, doch mit etwas mehr holländischer Färbung. Was Veranlassung dazu gegeben hat, daß gerade auf Ameland die reinfriesische Sprache ausgestorben ist, während doch die beiden benachbarten Inseln Schiermonnikoog und Ter-Schelling, in deren Mitte sie liegt, die alte Sprache so treu bewahrten, ist nicht bekannt. Freilich nahm die Insel Ameland früher eine besondere Stellung ein, war nicht mit dem friesischen Festlande staatlich verbunden, sondern reichsunmittelbar unter den Herren von Ameland aus dem uralten friesischen Geschlecht derer van Cammingha. Vielleicht liegt in dieser Sonderstellung der ursprüngliche Grund ihrer Abweichung auf sprachlichem Gebiete. Zwar wird oftmals hervorgehoben, daß die Amelander Männer und Jünglinge auf holländischen Schiffen vielfach als Seeleute dienen, doch darin kann die Ursache nicht wohl liegen; denn dasselbe trifft bei der männlichen Bevölkerung von Ter-Schelling und Schiermonnikoog zu.

Die merkwürdige und schöne Insel Ter-Schelling (fr. Skilinge, Schellingerfriesisch: Skîlge und Skîlje) dagegen

Die Sprachverhältnisse in den nördlichen niederländischen Provinzen. Von Johan Winkler.

spricht rein friesisch, obgleich sie zu der Provinz Nordholland gehört, wo das rein Friesische sonst ausgestorben ist. Wenigstens zum allergrößten Teil, doch macht das mittelste Dorf, Midlands (auch Midsland und Midland), eine Ausnahme, da man dort die gewöhnliche friso-fränkische Mundart der friesischen Städte redet, wie auf Ameland und Texel. Diese sprachliche Abweichung des kleinen Dorfes ist noch eigentümlicher als die Sonderstellung Amelands und mir eigentlich gerade so unerklärlich. Falscher Weise ist die Insel Ter-Schelling der Provinz Nordholland zugeteilt worden, denn sie liegt östlich vom Flie, östlich von dieser alten Gaugrenze, also zwischen Flie und Lauers (Friesland) und nicht zwischen Flie und Nekere, wie die benachbarte Insel Flieland, die denn auch nicht mehr friesisch, sondern eine ganz eigentümliche Mundart spricht.

Die gesamte Bevölkerung der Provinz Friesland beträgt 335 558 Einwohner. Nach Abzug der nicht friesisch redenden Bevölkerung von Leeuwarden (30433), Sneek (11469), Harlingen (10195), Franeker (7198), Bolsward (6015) und Dokkum (4053), von der kleinen Hälfte etwa der Einwohner von Workum (im Ganzen 4245, also 2000), von Ost-Stellingwerf (9315), West-Stellingwerf (15492), Het Bildt (8827), Ameland (2246), Burum, Kollum und Gerkesklooster (berechnet auf 3550) zusammen 110793 und mit Beifügung der 3430 friesisch redenden Ter-Schellinger (die Insel zählt im ganzen 3730 Einwohner, von denen die 300 nicht friesisch redenden Einwohner des Dörfchens Midlands abgezogen werden müssen) kommt man zu einer Anzahl von 224 765 friesisch sprechenden in Friesland und von 228 195 friesisch sprechenden im ganzen Reiche der Niederlande. Die Zahl derjenigen im ganzen Reiche, die friso-fränkische und friso-sächsische Mundarten reden, zu berechnen, ist nicht möglich, weil diese Gausprachen nirgends genau begrenzt sind, sondern überall in die anstoßenden rein fränkischen und rein sächsischen Mundarten übergehen. Immerhin gehört bei weitem der größere Teil des niederländischen Volkes zu dem Gebiete dieser zwei weit verbreiteten Gruppen niederländischer Gausprachen.

Bei der vorstehenden Berechnung der friesisch sprechenden Friesen ist jedoch noch in Betracht zu ziehen, daß allerdings unter diesen auf dem platten Lande in Friesland nicht wenige Familien wohnen, die, als Holländer oder andre Niederländer oder auch als friesische Städter, untereinander wie auch im Verkehr mit friesisch sprechenden die friesische Sprache nicht gebrauchen. Dem steht gegenüber, daß unter der Bevölkerung der friesischen Städter, unter den Arbeitern der Vorstädte und namentlich unter den Bauern, deren Landhufen zuweilen in weitem Umkreise die eigentliche Stadt umgeben und zu deren Verwaltung (fr. Steds-Klokslag) gehören, sich auch viele befinden, die in ihrer Familie und überhaupt im täglichen Leben nur friesisch reden. Die nicht friesisch redenden auf dem Lande, die friesisch redenden, die noch zur Stadtbevölkerung gerechnet werden, werden einander der Zahl nach wohl die Wage halten; immerhin ist dabei der Vorteil noch auf Seite der friesischen Sprache. Somit ist die oben genannte Endzahl gewiß nicht zu hoch angenommen.

Unter den friesischen Städtern, die gewöhnlich im täglichen Verkehr und in ihren Familien nicht rein friesisch, sondern das sogenannte Stadtfriesisch reden, befinden sich viele, namentlich beim männlichen Geschlecht — das in dieser Beziehung konservativer als das weibliche ist, während sich die Frauen in bezug auf die Tracht konservativer verhalten — welche die friesische Sprache nicht nur vollkommen verstehen und lesen, sondern auch sprechen und schreiben. In erster Linie sind dieses diejenigen, die als größere und kleinere Kaufleute, als Ladenbesitzer oder anderweitig mit friesisch sprechenden nur des Vorteils wegen vielfach in Berührung kommen. Aber auch abgesehen von diesen giebt es nicht wenige unter den friesischen Städtern, die aus Nationalgefühl und Nationalstolz, die unter den Friesen sehr verbreitet sind, die alte Volks- und Landessprache lieben und ihrer mündlich und schriftlich sich bedienen.

Man kann mit Sicherheit annehmen, daß beinahe alle friesisch sprechenden Friesen die allgemein niederländische Sprache vollkommen verstehen, und daß ferner der größere Teil sie auch sprechen kann, mehr oder minder fließend und mehr oder minder rein; lesen und schreiben auch je nach dem Maße der Schulbildung. Kein einziger Friese spricht aber die niederländische Sprache so aus, wie die eigentlichen Holländer, die ihre besondre Aussprache zur amtlichen durchzudrücken wußten, glauben, daß es sein müßte. Ihr Zungenschlag (Accent), auch wenn sie sich mit aller Gewalt die holländische Aussprache anquälen, ist unverwüstlich. Allzeit und überall erkennt man den Friesen z. B. an seiner Aussprache des g, das er wie der Engländer, Deutsche oder Franzose in great, groß, grand spricht, während die Holländer diesen Buchstaben tief aus der Kehle hervorholen und herausgurgeln; ferner an seinem sk statt des holländischen sch (dieses Letzte wie in Westfalen ausgesprochen), und an seinem scharfen s und f im Anfange eines Wortes, wo die Holländer ihr äußerst weiches z und v hören lassen. Umgekehrt bringt kein Holländer und sonst nichtfriesischer Niederländer es so weit, gut Friesisch zu sprechen, selbst wenn er es überhaupt der Mühe wert halten sollte, sich darauf zu verlegen, was nur ganz ausnahmsweise vorkommt und wenn er auch inmitten einer friesisch redenden Bevölkerung leben würde. Denn dann kommen ihm schon die Friesen mit ihrer halbholländischen Mischsprache entgegen oder gar mit dem amtlichen Niederländisch; denn die Friesen sind in dieser Beziehung in ihrem eigenen Lande dem Fremden gegenüber gar zu gefällig. Im allgemeinen hat die friesische Sprache sich außerhalb ihres Gebietes nur wenig Beachtung zu erfreuen; man bekümmert sich nicht um sie, ja, man verachtet sie oftmals. Der nichtfriesische Niederländer, zumal der holländische Städter, hält das Friesische einfach für eine verdorbene Bauernmundart, während es doch eine uralte, reine, schöne, edle Germanensprache ist. In den letzten Jahren wird das Friesische jedoch auch von holländischen Sprachforschern, nach Vorgang deutscher und englischer Sprachgelehrten, mehr und mehr nach Gebühr gewürdigt.

Es ist hier nicht der Ort, die friesische Sprache einigermaßen eingehend, und wenn es auch noch so oberflächlich geschehen sollte, sprachwissenschaftlich zu behandeln. Wir verzichten gänzlich darauf und können dem Deutschen, der die friesische Sprache in ihrer gegenwärtigen niederländisch-neufriesischen Gestalt näher kennen lernen will, nur die jüngste, niederländisch abgefaßte, populäre Sprachlehre empfehlen: Dr. Ph. van Blom, Beknopte Friesche Spraakkunst voor den tegenwoordigen tijd; de Joure 1889. Es möge ferner hier genügen anzuführen, daß das Friesische eine rein germanische Sprache ist, am nächsten dem alt- (nieder-) sächsischen verwandt, und in vieler Beziehung mitten innestehend zwischen den eigentlich niederdeutschen und den nordischen Sprachen. Aus altsächsisch und altfriesisch, und vielleicht noch einem andern kleinen altgermanischen Sprachzweige, ist das Angelsächsische entstanden, aus dem sich bekanntlich das heutige Englische entwickelt hat. Die nahe Verwandtschaft des Friesischen mit dem Angelsächsischen ist Ursache geworden, daß die Einführung des Christentums bei den widerspenstigen heidnischen Friesen schließlich vor allen den angelsächsischen Glaubensboten (Willebrord, Winfred oder Bonifazius, Willehad, Switbrecht) glückte. Denn diese, in ihrer Muttersprache predigend und sprechend, konnten sich den Friesen, als Stammverwandte, fast wie

Stammesgenossen verständlich machen; sie gewannen dadurch großen Einfluß. Darum schreibt auch Melis Stoke, ein altholländischer Chronist, zum Jahre 1305:

Inghels was Willibroert becant,
Gheboren van Noorthumberlant;
En want de Inghels sijn gewassen,
Als men leest, van Neder-Zassen:
Conste hi te bet de Vriesche tale;
Dit mach elcman proeven wale [1]).

Aber während das Friesische seine ursprüngliche Reinheit noch bis zum Ende des Mittelalters bewahrte, verlief sich das Angelsächsische durch starke Beimischung von fremden, normannisch-französischen Bestandteilen, im 11. Jahrhundert, zu der heutigen englischen Mischsprache. So kam es, daß das Angelsächsische, als es seit Jahrhunderten bereits in England ausgestorben war, im Friesischen des späten Mittelalters noch gleichsam fortlebte. Der alte Standfriese Tileman Dothias Wiarda bemerkt dieses in seiner „Geschichte der alten friesischen Sprache, Aurich 1784", und fügt ganz richtig hinzu: „So genau kommt noch das Friesische aus dem 13. und 14. Jahrhundert mit dem Angelsächsischen aus dem 6. Jahrhundert überein." Seit dem Jahre 1000 aber ist einerseits das Angelsächsische und Englische, anderseits seit dem Jahre 1500 das Friesische, ein jedes seinen eigenen Weg gewandert; sie haben sich in verschiedener Richtung weiter entwickelt. Doch der alte Zusammenhang, die ursprüngliche Einheit der beiden Sprachen, blickt heute noch aus einer jeden hervor. Sowohl englische wie friesische Sprachgelehrte haben dieses wiederholt erwiesen. Fast den ganzen germanischen Bestandteil des heutigen Englisch, oft in überraschender Übereinstimmung, findet man im Friesischen wieder. Mit Recht sagt daher auch ein friesischer Geschichtsschreiber: „Seit dem Verlaufe von so vielen Jahrhunderten ist noch heute eine so große Sprachgleichheit zwischen dem Englischen und dem Friesischen, daß, wenn die friesischen Wörter aus dem Englischen weggenommen würden, kaum die Hälfte übrig bleiben würde" [2]). In der jüngsten Zeit hat auch ein deutscher Sprachgelehrter, Dr. Theodor Siebs, ein Bremer, und dem Namen nach friesischer Abstammung, der sich durch die Erforschung der friesischen Sprache unter den niederländischen Friesen selbst und unmittelbar aus ihrem Munde viel Ruhm erworben hat, diese Sache näher beleuchtet in seiner sehr verdienstvollen Arbeit „Zur Geschichte der englisch-friesischen Sprache", Halle a. S. 1889. Im 17. Jahrhundert kam ein angesehener Engländer, ein tüchtiger Sprachforscher, Francis Junius, durch den Ruhm des friesischen Dichters Gysbert Japicx (oben S. 74) angezogen, nach dessen Wohnort Bolsward, um von ihm die friesische Sprache zu lernen und darin sich zu üben. Zwei Jahre lang blieb der Engländer in Bolsward als Schüler des Friesen, den er später hoch rühmte. Im Beginne unsres Jahrhunderts kam ein andrer englischer Sprachgelehrter, Dr. John Bowring, zu demselben Zwecke nach Friesland, wo er namentlich unter der Leitung des friesischen Sprachforschers und Dichters Rinse R. Posthumus, reformierter Pastor in den Dörfern Waaxens und Brantgum in Westdongeradeel, seine friesischen Sprachstudien machte. Und noch heute beschäftigt man sich vielfach in Ländern englischer Zunge eingehend mit der friesischen Sprache. Selbst in Nordamerika, in Ithaka (New York) erschien 1879 The Frisian language and literature by W. F. Hewett.

Ein einziges Beispiel von der Übereinstimmung, die zwischen Englisch und Friesisch besteht, möge hier einen Platz finden. Wählen wir dazu, wie dieses auch schon andre vor uns gethan, eine Stelle aus einem friesischen Gedicht von Rinse R. Posthumus, mit dessen Übersetzung ins Altenglische durch John Bowring bearbeitet; friesisch und englisch Zeile für Zeile:

Lîk as Gods sinne swiet ûs wrâld oerskînt,
Like as Gods sun sweetly our world o'ershines,
Her warmtme end liacht end groed end libben skinkt,
Her warmth and light and growth and life sends,
Lîk as de mîlde rein eltse eker finth,
Like as the mild rain each acre finds,
Sa docht ek det, hwet în ûs, minsken, thinkt.
So does eke that, what in ûs, men, thinks.
Dy sprankel fen Gods fiûr, în ûs lein, jowt
That sparkle of God's fire, in us laid, gives
Oeral ek liacht end freugde oan Adams team;
O'erall eke light and joy on Adam's train;
Hwer dy wenn't, hulken eft paleisen bout,
Where they dwelt, hulks or palaces builds,
End fen hwet folk er is, ho 't er him neam'.
And of what folk he is, how he him (self) names.

Jedoch nicht bloß bei den Gelehrten, sondern auch bei dem eigentlichen Volke in Friesland und England ist das Bewußtsein der ursprünglichen Zusammengehörigkeit, die auch in der Sprache sich äußert, noch bewahrt geblieben. Dafür spricht ein bereits in alter Zeit bei den Friesen umlaufendes Volksreimchen:

Bûter, bread end griene tsjis [1])
Is goed Ingelsk end goed Frîsk.

In England gilt die Volkssprache von Halifax, in Yorkshire, als besonders nahe dem Friesischen verwandt. Darum sagen die Engländer:

Good bread, butter and cheese,
Is good Halifax and good Freese.

In der Volkssprache von Halifax:

Guuid bred, boter en tshiiz
Iz guuid Elifeks en guuid Friiz.

Bezüglich dieser englisch-friesischen Sprachsache kann man noch nähere Besonderheiten in dem Werke des großen englischen Sprachforschers Alexander J. Ellis, On early english pronunciation, London 1875 (4 Teile) und zwar im vierten Teile, Johan Winkler, On low German and Friesian Dialects, S. 1396 ff. finden. Dort erkennt man u. a. die große Übereinstimmung von Englisch und Friesisch aus der englischen und friesischen Übersetzung des Gleichnisses vom verlorenen Sohne (St. Lucas XV, 11 bis 33).

Neufriesisch.	Altenglisch.
30. Mar nou disse soan fen Jou kommen is, dy jou goed mei hoeren der throch brocht hath, nou habbe Jou't fet-meste keal for him slachte.	30. But now this son of you come is, that your good with whores there through brought hath, now have you the fat-masted calf for him slain.
31. Do sei de heit tsjin him: Bern! Dou bist altîd by my, end al hwet mines is, is dines ek.	31. Then said the father against him: Bairn! thou be'st alltide by me, and all what mine is, is thine eke.

Das Friesische ist eine wohllautende und schöne Sprache auch noch in seiner heutigen Form. Indessen hat es doch zum großen Schaden seines Wohllauts viele seiner ursprüng-

[1]) „Bekanntlich war Willebrord englisch (ein Engländer), geboren in Northumberland; Und da die Englisch (Engländer) sind gewachsen (fortgekommen), wie man liest, von Niedersachsen: (so) konnte er um so besser die friesische Sprache; dies mag jedermann wohl erproben."

[2]) Foeke Sjoerds, Algemeene Beschryvinge van Oud- en Nieuw-Friesland; Leeuwarden 1765, I, 298, 299.

[1]) griene tsjîs, grüner Käse, der berüchtigte friesische (texelsche) grüne Schafkäse.

lichen vollen Formen und seiner volltönenden Ausgänge auf a und i und on verloren und zum tonlosen e abgeschwächt. Trotzdem kann das Friesische noch mit vollem Rechte die altertümlichste und edelste unter den germanischen Sprachformen genannt werden.

Eine merkwürdige Eigenheit der Friesen, die sich auf die Eigenart der friesischen Sprache gründet, verdient noch im hohen Maße die Beachtung der Deutschen, ja aller germanischen Sprachforscher. Nämlich die Namen der Friesen, sowohl ihre tausend und mehr verschiedene Mannes- und Frauentaufnamen, als die ebenfalls sehr zahlreichen Familiennamen und die Ortsnamen der friesischen Städte, Dörfer, Fluren und Gewässer, die alle einen besonderen friesischen Charakter aufweisen. Alle sind eigenartig, alle uralt germanisch. Die Taufnamen und die Ortsnamen findet man in hunderterlei Formen und Abweichungen, hier mehr, dort minder über das ganze friesische Land, über All-Friesland in Niederland und Deutschland von der Rekere in Nordholland bis Jütland verbreitet. Dagegen sind die eigentümlichen, alle auf a endigenden Geschlechtsnamen auf das Land zwischen Flie und Weser beschränkt, jedoch so, daß sie im friesischen Stammlande zwischen Flie und Lauers am häufigsten und allgemeinsten vorkommen, und der Zahl nach abnehmen, je weiter man sich nach Osten wendet; östlich der Weser findet man sie nicht mehr. Die Namen zeigen vielerlei Formen und Ausgänge, die alle eine besondere Bedeutung haben, auf einfaches a, auf inga (enga, unga), ma, sma, sema, na, sna, sena, stra u. s. w. z. B. Algra, Sohn des Alger, Adelger, Athalgar; Jorna, Sohn des Jorn, zusammengezogene friesische Aussprache des Mannesnamen Eberwin; Idserda, Sohn des Idsart, Edzard; Ferwerda, von dem Dorfe Ferwerd, nördlich von Leeuwarden, abgeleitet; Deinuma, von dem Dorfe Deinum westlich von Leeuwarden; Smeda, Sohn des Schmieds; Voorda, der Mann, der an einer Voorde, Furt, wohnt; Abbinga, Mennenga, Boyunga sind Patronymica von den Mannesnamen Abbo, Menno, Boy; Ottema, Bennema, Brinkama, Jansma, Geertsema, Halbertsma, Bronsema, Agena, Habbena, Tiadmersna, Sierksena oder Cirksena bezeichnen: Sohn des Otto, Benno, Brinko (deminitivum von Brinio), Jan (Johannes), Geert (Gerhard), Halbert (Halbrecht), Bronno, Age, Habbo, Thiadmar (Dietmar), Sierk oder Cirk (zusammengezogen aus Siegerik, Viktor). Zum Schlusse noch Ylstra nach dem Städtchen Ylst; Troelstra nach dem Dörfchen Ter Oele in Doniawarstal; Leekstra nach dem Dorfe de Leek in Groningerland; Dykstra vom Deiche; Zijlstra von sîl, syl (Schleuse), in den Niederlanden verholländert zu zijl, in Deutschland hochdeutsch siel. (Tacozijl, Delfzijl, Blokzijl, in den Niederlanden; Greetsiel und Hilgenriedersiel in Ostfriesland; Hooksiel in Jeverland.) Es bedeutet also Zijlstra = von der Schleuse; Ekstra vom îk, eke, Eiche; Strandstra, vom Strande u. s. w. in fast unendlicher Reihe. Alle diese Namen sind sehr merkwürdig; sie liefern dem Sprachforscher, der sich eingehender damit beschäftigt, sehr überraschende Aufklärungen.

Abgesehen von vielen verschiedenen Abhandlungen in niederländischen und deutschen Zeitschriften, worunter namentlich Beachtung verdient: Karl Strackerjan, Die jeverländischen Personennamen unter Berücksichtigung der Ortsnamen, Jever 1864, findet man noch einige nähere Besonderheiten und ausführliche Namenlisten in der Arbeit von Bernhard Brons jr., einem Standfriesen in Emden, „Friesische Namen und Mitteilungen darüber“, Emden 1877. Eine allgemeine Übersicht, mit vielfacher Erklärung dieser friesischen Namen findet man in meiner eigenen Arbeit: De Nederlandsche Geslachtsnamen, in oorsprong, geschiedenis en beteekenis. Haarlem 1885.

Für Fremde ist die friesische Sprache, wenn auch nicht besonders schwer zu erlernen, doch gewiß recht mühsam auszusprechen. Das letztere gelingt einem Fremden in der That niemals vollständig. Das häufige Vorkommen eines j nach einem Konsonant oder nach Zusammenstellung von Mitlautern verursacht dem Fremden am meisten Beschwerde: bjiar, Bier; djûr, teuer; fjüchtsje, fechten; Gjalt, ein Mannesname; hjearing, Hering; kjitte, Kot; ljeaf, lieb; mjükse, schmutzige Sachen vermischen (in der friesischen Mundart von Saterland, Oldenburg, ist mjuks, Mist); njirre, Natter; pjükje, mit einer Pike stechen; rjü, ziemlich viel; sjonge, singen; tjems, Sieb, wjük, Flügel; snjillen, eine Art Rohr oder Schilf; spjelde, Stecknadel; stjûre, schicken; smjüent, eine Art Ente, Pfeifente, Anas Penelope; tsjerke, Kirche. Ferner noch dze, mit sanftem holländischen oder französischen z, in widze, Wiege; dsje in arbeidsje, arbeiten; hl in hlaitsje, lachen u. s. w. Auf diese Eigenart der friesischen Sprache sind denn auch einige Wörter und Sprüche begründet, die den Friesen als Schibolet dienen. Gerade so wie die alten Vlamingen im Mittelalter, nach der Feldschlacht, alle die ihnen in die Hände fielen, die Worte Schild ende Vriend sagen ließen, um zu erkennen, ob sie es mit Wallonen und Franzosen oder mit Vlamingen zu thun hatten, so ließen in jener Zeit die Friesen bei der Belagerung von Franeker im Jahre 1500 ihre Feinde, die Kriegsknechte des Herzogs Heinrich von Sachsen, folgenden Kennspruch hersagen: Fjouwer lotter kleare ljiepaeyen op ûs finneherne în ien nest; d. i. Vier lauter helle (frische, unbebrütete) Kiebitzeier auf der Ecke unsrer Weide in einem Nest. Diejenigen, welche dieses nicht ganz fehlerfrei nachsagen konnten und dadurch bezeugten, daß sie keine Friesen waren, wurden ohne weiteres ins Wasser geworfen, wo sie ertranken. Auch hatte man von alters her noch andre derartige Kennsprüche im Gebrauch. Heute läßt man jemandem, um zu erkennen, ob er ein Friese oder Fremdling ist, oder meistens um ihm die Schwierigkeit deutlich zu machen, wohl nachsagen: sljucht end rjucht, schlicht und recht — ein friesischer Wahlspruch; oder noch schwieriger: njoggen-end-njoggentich Frjeantsjer ter ljiepewjükken, neunundneunzig franekersche Kiebitzflügel. Das bringt kein Nichtfriese zu Wege. Merkwürdig, daß dasselbe Wort njoggen-end-njoggentich auch bei den Saterlandfriesen in Oldenburg noch als Schibolet dient [1]).

Wie es bei allen Sprachen der Fall, wird auch die friesische Sprache in den Niederlanden in verschiedenen Mundarten gesprochen. Doch weichen im allgemeinen die friesischen Mundarten nicht so stark von einander ab, wie dieses bei andern Sprachen vorkommt. Als Hauptmundart gilt die, welche man in der Mitte des Landes spricht, in den Dörfern, die zwischen den Städten Leeuwarden, Sneek, Bolsward und Franeker liegen. Diese Mundart ist am weitesten verbreitet und hat Geltung im Kern des Landes, für einen großen und sehr bevölkerten Teil; denn sie erstreckt sich mit sehr geringen Abweichungen auch über die Landstriche nördlich von Leeuwarden und Dokkum und rund um Harlingen. Wiewohl sie keineswegs durch größere Reinheit und altertümliche Formen über den andern friesischen Mundarten steht, ja in dieser Beziehung wohl hinter andern zurücksteht, ist sie doch wegen ihrer großen Verbreitung, als Dialectus communis des Friesischen, zur Schriftsprache erhoben worden. Die Gebrüder Halbertsma (oben S. 74), die durch ihre Schriften in unserm Jahrhundert die frie-

[1]) Hettema und Posthumus, Onze reis naar Sagelterland; Franeker 1836, S. 203.

sische Sprache zu neuem Leben erweckten, gebrauchten die Mundart ihres Geburtsortes Grou, die vom Dialectus communis auch nur in ein paar ganz unbedeutenden Fällen abweicht. Gewöhnlich nennt man diese friesische Hauptmundart 't Frîsk fenne Klaei, nach der Bodenart (Klaei, Klei), auf der sie geredet wird. Nur sehr wenig abweichende Unterarten dieses Dialectus communis sind die Mundarten von de Biernmen (Landgemeinde Barradeel, die Dörfer Oosterbierum, Pietersbierum und Sixbierum, Tjummarum und Minnertsga, nordöstlich von Harlingen umfassend), Bierumer Frîsk; und die von de Dongeradeelen (Landgemeinden Ost- und West-Dongeradeel, die Dörfer Holwerd, Ternaard, Anjum, Ee u. s. w. nördlich von Dokkum umfassend, gewöhnlich de Dokkumer Klaei genannt), Donger-Frîsk. Mehr aber weicht vom Dialectus communis die Mundart ab, die man im Osten des Landes redet, südlich von Dokkum und östlich von Leenwarden und Grou, in den sogenannten Wâlden (Wäldern) und die man daher Wâldfrîsk, Wâldmanne-Frîsk oder Wâldtsjers-Frîsk nennt. Waldfriesisch spricht man in Rinsumageest, Buitenpost, Bergum, Drachten, Gorredijk und Umgegend, namentlich aber am reinsten in Oudega in Smallingerland. Waldfriesisch ist eine reine und schöne Mundart. Sie übertrifft darin bei weitem die Mundart, welche südlich von Sneek und östlich von Heerenveen, südlich bis zu dem Flecken de Lemmer gesprochen wird. Diese Mundart nennt man gewöhnlich Jouster Frîsk, nach dem wichtigsten Orte dieses Gaues, dem Flecken de Joure; oder auch Legewâldster Frîsk, weil dieser Gau de lege Wâlden, die niedrigen Wälder heißt.

Mehr noch weicht die Umgangssprache im südwestlichen Winkel des Landes vom Dialectus communis ab, in den Landgemeinden Hemelumer-Oldefert und Noordwolde und im Gaasterland. In alter Zeit und noch im vorigen Jahrhundert war dieses Südhoekster Frîsk, zumal in der erstgenannten Grietenij (die Dörfer Koudum, Molkwerum, Warns) sehr wesentlich von der gewöhnlichen Form der friesischen Sprache verschieden. Es war, und ist es auch noch heute, ursprünglicher, hatte ältere Formen und Wörter reiner bewahrt. Abgesehen von der täglichen Umgangssprache des Fleckens Makkum und der Stadt Workum, die auch noch einige besonders alte Wörter und Formen bewahren, ist namentlich die Mundart des Städtchens Hindeloopen vom sprachkundigen Standpunkte aus eigenartig und merkwürdig. Und dieses gilt auch von dem Friesischen, wie es auf dem schönen idyllischen Eilande Schiermonnikoog geredet wird. Dieses Schiermonnikooger Friesisch weicht am meisten vom Dialectus communis ab, es ist eine schöne, klangvolle Mundart und bildet einen Übergang zu den altostfriesischen und nordfriesischen Gausprachen. Auch das Friesische der Insel Ter Schelling hat seine Eigenarten und hat einige alte Wörter bewahrt, die anderswo nicht mehr im Gebrauche sind, z. B. Hors = Pferd, in allen anderen niederländisch friesischen Mundarten hînsder oder hînser. Das Schellinger Friesisch zerfällt wieder in zwei Unterabteilungen, die im östlichen und westlichen Teile der Insel gesprochen werden, geschieden voneinander durch die frisofränkische Mischsprache von Midlands (oben S. 86). Im allgemeinen verlieren sich alle diese Dialekte je länger je mehr in der allgemeinen friesischen Schriftsprache; die von Hindeloopen, Schiermonnikoog und Ter Schelling bleiben noch am eigentümlichsten. Näheres über alle diese Eigentümlichkeiten der friesischen Sprache kann man in meiner Arbeit finden: Algemeen Nederduitsch en Friesch Dialecticon, 's Gravenhage 1874.

Zum Schlusse und als Zugabe will ich hier noch ein paar Beispiele der niederländisch-friesischen Sprache aus den drei Zeitperioden ihres Bestehens folgen lassen: Altfriesisch bis zum Jahre 1500; Mittelfriesisch zwischen 1500 und 1800 und Neufriesisch aus unserm Jahrhundert, nach der Einteilung von Dr. F. Buitenrust Hettema in dessen Werk: Bloemlezing uit Oud-, Middel- en Nieuwfriesche Geschriften, met Glo sarium, Leiden 1887. Diese „Blumenlese" gibt eine gute und vollständige, nur in Bezug auf das Neufriesische etwas zu kurze Übersicht der gesamten friesischen Litteratur.

Altfriesisch: Dyo tredde need is. Als dat kind is al stocnaken iefta huuslaes, ende dan di tiuestera nevil ende calda winter oen comt, so faert aller manick oen syn hof, ende oen syn huis ende an waramme gaten. Ende da wiilda dier seket diin holla baem, ende der birgha hlii, aldeer hit siin liif oen bihalda mey. So weinet ende scryt dat onieriga kind ende wyst dan syn nakena lyae, ende siin huuslaes; ende syn fader deer him reda schuld to ienst dyn honger ende winter nevil cald, dat hi so diepe end dimme mitta fiower neylen is onder eke ende onder da eerda bisloten ende bitacht, so moet dio moder her kindes eerwe setta ende sella, om dat hio da bchield habbe ende biwaer, also lang so hit onierich is dat hit oen forste ner oen honger naet forfare [1]).

Mittelfriesisch:

Nu lit Y, Heer! ijn free
Jon Tjienner d'yerdsche stee
Forlitte, ney Jon sizzen;
Nu, oermits mijn blier eag
Jon silligheyt oonseag
Ijn mijn klimm' earmen lizzen.

Dy Y, for tijd in stuwn',
Beschaet habbe in mijld juwn
For al't folck, om op t'eagjen;
Yen hijmmel-liedend stier
Fore Heydnen heyn in fier,
Yen Isrels glanz-op-deagjen [2]).

Neufriesisch:

It wier op ien simmerjûnd,
Det sintsje stoe oppe grûnd
Wol heal înne dawe wei,
Krekt as er în 't wettir laei.
Sefkes end stil wier de wrâld,
Det wettir laei sûnder fâld,
End 't goudne sinnefiûr
Spraette sîn gleaunens d'r oer [3]).

---

[1]) Die dritte Noth ist: Wenn das Kind ist ganz stocknackend oder hauslos, und dann der dunkle Nebel und kalte Winter ankommt, so fährt jedermann in seinen Hof und in sein Haus und in warme Löcher. Und das wilde Tier sucht den hohlen Baum und die Leeseite der Berge, allda es seinen Leib erhalten möge. So weint und schreit das unjährige Kind und weist dann seine nackenden Glieder und seine Hauslosheit und sein Vater, der es retten sollte vor (gegen) dem Hunger und Winternebelkälte, daß der so tief und verborgen mit vier Nägeln ist unter Eiche (in einem eichenen Sarge) und unter der Erde beschlossen und bedeckt, so muß die Mutter ihres Kindes Erbe versetzen und verkaufen, weil sie die Behütung und Bewahrung hat, also lange als es unjährig ist, daß es durch Frost noch durch Hunger nicht umkomme. — Altfriesische Gesetze, Landrecht (Londriucht).

[2]) Gysbert Japicx, Lof-gesjong fen de âde Symion, Mitte des 17. Jahrh. Eine deutsche Übersetzung des bekannten Nunc demittis (St. Lucas II, 29 bis 33) ist hier wohl nicht nöthig.

[3]) Es war auf einem Sommerabend; das Sönnchen stand auf dem Grunde (war bis zum Horizonte untergegangen) wohl

Und dann noch die letzte Strophe aus einem der beliebtesten friesischen Volkslieder:

> Frieslând, Frieslând! dy forjitte
> Scil ik înnath tsiûestere gref!
> End dîn heldenrom ûtmjitte,
> Sa lang as ik sîkje kin [1]).

halb im Taue weg, gerade als ob es im Wasser lag. Sanft und stille war die Welt, das Wasser lag ohne Falte, und das goldene Sonnenfeuer breitete seine Glut darüber. Dr. E. H. Halbertsma, It Marke (die kleine See), 1822.

[1]) Friesland, Friesland! Dich vergessen werde ich im dunklen Grabe! Und deinen Heldenruhm ausmessen (verbreiten), so lange ich athmen kann. Dr. J. H. Halbertsma, Frieslând 1822.

Die gegenwärtige Lage der Maori auf Neuseeland.

Von Dr. med. Ch. Prieber, früher in New-Plymouth.

Das ritterliche und ausdauernde Volk der Maori, welches so lange und zähe gegen die Übermacht der britischen Fremdlinge für sein gutes Recht, für seinen heimischen Boden kämpfte, ist heute in seinen geringen Resten nicht mehr zu fürchten. Was von der Zivilisation der Flinten und Kanonen, des Branntweins und der Blattern noch übrig geblieben ist, hat seinen Frieden mit den „Pakehas", den Weißen, geschlossen, die „Könige" waren herabgestiegen in die Küstenstädte der Engländer, hatten sich unterworfen und Frieden gelobt. Wiremu Kingi, William King, einer der letzten streitbaren Maorihäuptlinge, zeigte vor 16 Jahren in meiner Gegenwart zu New-Plymouth seine Unterwerfung an: es war ein trauriges Schauspiel. Ohne Gefahr kann man jetzt auch die Nordinsel durchwandern, ruhig kann man am Tauposee eine Villeggiatur beziehen, wo sonst hinter Kaurifichten der tättowierte Wilde lauerte und seine Kugel auf den verhaßten Weißen abschoß. Pflugschar, Axt und Grabscheit führt heute die Hand des Maori statt der Kriegskeule, und als Chausseearbeiter haben sie vorzügliches geleistet; viele Landstraßen der Nordinsel sind das Werk der Maori, sie haben auch die Telegraphenpfähle eingerammt und abends Schaffleisch und Kartoffeln geschmaust. Als ich einst einen Trupp Maori bei solcher Arbeit und solchem Essen traf, da enthüllte sich mir ein Stück Kolonialgeschichte! Wenn man weiß, mit welcher Ausdauer die Maori gegen die Briten kämpften, wie sie von ihren vortrefflich angelegten Kriegpahs herab die wohlgezielten Kugeln in die Reihen der Rotjacken und Kolonialmilizen sandten, dann muß ein solcher Umschlag der Stimmung uns wundern. Aber die Maori waren gebrochen und jeder fernere Widerstand nutzlos.

Die Abnahme der Maori ist ja oft statistisch nachgewiesen worden. Zu Cookes Zeit (1769) nahm man etwas über 100000 an. Allein nach dem, was ich gesehen habe, scheint dieses eine sehr geringe Schätzung gewesen zu sein. Im Jahre 1859 wurde ihre Zahl zu 56000 angegeben, von denen 53700 auf der Nord- und 2300 auf der Südinsel lebten. Der Zensus von 1888 giebt noch 41969 an. Danach scheint es, als ob das 20. Jahrhundert ihr gänzliches Aussterben sehen wird. Dagegen wohnen in Neuseeland schon 620000 weiße Ansiedler. Der Maori sieht, daß alles um ihn herum anders wird, daß Städte erblühen, die Eisenbahn bis in die Berge reicht, die heimischen Pflanzen vor den europäischen verschwinden und daß Millionen Schafe in einem Lande weiden, welches vor der Entdeckung durch die Europäer kaum Säugetiere kannte. Was hat da noch der braune Mann zu schaffen? Er tritt ab von der Bühne.

Maorifrau (Mischling) mit tättowiertem Kinn.
Nach einer Photographie.

Als Hauptkrankheiten, die zum Verfall der Rasse führten, kann ich Schwindsucht, chronisches Asthma und Skropheln bezeichnen; die erstern beiden sind eine Folge des halb wilden, halb zivilisierten Lebens gewesen, in das die Maori hineingerieten; die letztern stammen von den Krankheiten, die ihnen seit der ersten Berührung mit den Europäern überbracht wurden. Trotzdem fand ich im sogenannten King Country, im Südwesten der Nordinsel, noch prachtvoll schöne Menschen unter den Maori. Aber dieser schöne Typus, diese großen Leute, zuweilen noch mit tättowierten Gesichtern, gehörten bereits dem ältern Geschlecht an; sie waren geistig und körperlich dem jüngern überlegen, und diese Thatsache läßt die Zukunft des Volkes im trüben Licht erscheinen. Selbst da, wo sich noch vergleichsweise am meisten alte Lebenssitte erhalten hatte, waren viele europäische Gewohnheiten eingerissen und Alt und Jung fröhnte dem Tabakrauchen und Branntweintrinken in einer geradezu schädlichen Weise. Die Ehen waren sehr wenig fruchtbar, selbst wo die Weiber noch hübsch und kräftig waren. Als ich einst mit Pehi Hetan Turoa, einem hervorragenden Häuptling im King Country, über den Verfall seiner Rasse sprach, sagte dieser: „Früher lebten wir anders. Jeder Stamm hatte seine Landschaft. Wir lebten in Pahs hoch in den Bergen. Die Männer beschäftigten sich mit dem Krieg, die Weiber und Kinder bestellten die Felder. Damals waren wir stark und gesund. Als aber die Pakeha (Weißen) kamen, da begann alles zu sterben und sich zu ändern. Wenn wir früher unter Bäumen standen, konnten wir uns kaum verstehen, so lärmten die Vögel oben. Wir hatten Pigmoris und alles in Fülle. Jetzt ist vieles fort. Damals waren die Felder wohlbestellt, wir hatten zu essen und kleideten uns anders in Matten und Federn. Die Missionare holten unsere Kinder von den Feldern. Dann kam der Krieg mit den Pakeha, dann kamen die zahllosen Ansiedler, die unser Land nahmen, die uns rauchen und trinken lehrten und Kleider gaben. Wie

konnten wir widerstehen? Wir werden verschwinden wie der Kiwi, und die Namen von Bergen und Flüssen allein bleiben von uns übrig.“ Diese richtige Auseinandersetzung des Häuptlings deckt sich ganz mit einem bekannten Ausspruch, den ein Maori gegenüber F. v. Hochstetter that.

Nach meinen Messungen ist die durchschnittliche Höhe der Männer 5 Fuß $6^1/_2$ Zoll englisches Maß, doch ragen viele darüber hinaus, namentlich in der Umgegend des Tauposees, wo man die schönsten Maori findet und vergleichsweise das meiste Ursprüngliche sich erhalten hat. Sicher bildeten die Häuptlinge die schönste Spielart der Rasse und so ist es auch noch heute. Mohi, der Häuptling des Stammes Ngatimohareta am Tauposee, war der herkulischste Maori, den ich gesehen und gemessen habe. Er maß 6 Fuß 4 Zoll. Auf ihn folgte der oben schon erwähnte Pehi Hetan Turoa, Häuptling des Stammes am Whanganui, der 6 Fuß 3 Zoll maß. Brust und Schultern waren bei diesen beiden, sowie bei einigen andern von mir gemessenen Häuptlingen, ganz ungewöhnlich entwickelt. Die kleinsten Maori fand ich in Ruakaka, im Thal des Whanganui; sie lebten allerdings in der Tiefe. Auf die anthropologischen Eigenschaften kann ich hier nur flüchtig eingehen — wir haben darüber ja eine nicht kleine Litteratur — aber berichtigen möchte ich doch die falsche, durch Abbildungen (auch bei Hochstetter) verbreitete Ansicht, als ob die Maori Adlernasen hätten, wie etwa die Rothäute. Dieses ist so wenig bei ihnen als bei den übrigen Polynesiern der Fall. Das einst lang getragene, in einem Knoten auf dem Scheitel geknüpfte Haar, wird jetzt nach europäischer Art geschnitten. Schön, dunkel, ausdrucksvoll wie früher sind auch heute noch die Augen der Maori, blendend weiß und gesund ihre Zähne. Tättowierung in der bekannten Art, namentlich an den Lippen und am Kinn, findet man noch, wenn auch ganz tättowierte Gesichter heute schon zu den größten Seltenheiten gehören. Doch ist eine genügende Anzahl solcher Tättowierungen uns in Photographien erhalten geblieben. Das Benehmen habe ich meist höflich und ansprechend gefunden, was den Ausdruck „Gentlemen der Südsee“ für die Maori

Maorihaus (Kings Country). Mischung von altem Stil mit europäischem.
Nach einer Photographie.

wohl rechtfertigt. Sie altern schnell und sehen dann häßlich und ausgemergelt aus.

Sollten nun auch die reinen Maori gänzlich aussterben, so wird doch ihr Blut noch lange in den Adern der weißen Bevölkerung Neuseelands rollen, wenn auch immer verdünnter und verdünnter. Es ist nämlich mit der Zeit ein Mischlingsgeschlecht von weißen Vätern und Maorimüttern herangewachsen, das ein Bindeglied zwischen beiden Rassen bildet und sich nicht nur durch schöne Körperbeschaffenheit, sondern auch durch Intelligenz auszeichnet. Diese Mischungen begannen bereits zur Zeit der ersten Ansiedelungen, als die Europäer ohne Frauen einwanderten. Die Folge ist, daß in Neuseeland nicht bloß Halbblut vorhanden ist, sondern daß schon Terzerons und Quarterons sich finden, bei denen das Maoriblut fast nur in den großen, schwarzen, glänzenden Augen noch erkennbar ist. Ich verkehrte in New-Plymouth viel in einer englischen Familie, wo die Frau $^1/_4$ Maoriblut in den Adern hatte. Sie stand in keiner Beziehung hinter den übrigen Damen der Stadt zurück und war die Mutter von fünf prächtigen Kindern, von denen nur eins schwarze Augen und Haare hatte; die übrigen vier waren blond und blauäugig. Diejenigen Mischlinge, welche Halbblut sind, haben noch eine braune Färbung (café au lait) und zeigen manche Ähnlichkeit mit den Südspaniern. Mischlinge von Maorivater und weißer Mutter habe ich nicht kennen gelernt.

Der Untergang der Maori, der Verfall, welcher mit den Europäern über die ganze Rasse gekommen ist, zeigt sich auch deutlich in ihrem Geistesleben und in Kleidung, Sitte, Kunst. Wohl sieht man noch Gestalten in Geflecht aus dem heimischen Flachs (Phormium) gehüllt, aber europäische Kleider und Decken überwiegen. Da sitzen sie zusammengekauert in die bunten, schmutzigen Blankets, mit dem nie fehlenden Pfeifenstummel im Munde und Schnaps begehrend. Ist man glücklich, so findet man noch einige alte Nephritstäbchen in den Ohren oder sieht Tättowierungen oder beobachtet den bekannten Nasengruß (Hongi), welcher mit der ernsthaftesten Miene von alten Leuten noch ausgeübt wird, während die jüngern schon den europäischen Kuß kennen. Die Hütten sind zumeist der charakteristischen, schönen

Schnitzereien entkleidet, welche mühsam mit Muscheln oder Obsidian hergestellt wurden; nur einzelne zeigen noch an den Balken und auf dem Giebel Schnitzerei und Figuren, dabei aber auch schon Fenster. Ich habe keinen Maori mehr getroffen, der noch die wunderbar schönen Schnitzereien hätte anfertigen können, die einst die Geräte, Kanus, Häuser, Bildstatuen schmückten und solche Exemplare von Statuetten, wie sie in der vorliegenden Abbildung (nach einer Photographie) vorkommen, findet man wohl nur noch in den Museen. Es sind diese sogenannten „Götzenbilder" oder Tikis jetzt alle gesammelt, über das Meer fort in europäische Museen gebracht, oder in denjenigen der Doppelinsel selbst untergebracht worden. Nachgemacht werden sie nicht, wie andre ethnographische Gegenstände. Bloße Kopien würde man sofort erkennen. Aber wie schade, daß mit der Einführung des Eisens das alte Stilgefühl der Maori geschwunden ist! Wie mühevoll war das Schnitzen des harten Holzes mit Obsidiansplittern oder Muschelschalen! Durchaus eigentümlich und in sich geschlossen war der Charakter des Maoriornaments, sicher bei diesem Volke selbständig herausgebildet. Sind auch Schnitzkunst und Stilgefühl bei andern Polynesiern im reichen Maße vorhanden, zu der gleichen Höhe wie bei den Maori erhoben diese sich nicht. Ein altes Maoriwerk erkennt man sofort unter Hunderten von andern polynesischen Schnitzereien heraus. Nur ganz bestimmte Motive wendete der Neuseeländer an und unter diesen ragt die sich wieder aufrollende Spirale vor allen übrigen hervor, die angewendet wurde bei den Holzfiguren, beim Schmuck der Häuser, der

Maori aus dem Kings Country (heutige Tracht). Nach einer Photographie.

Geräte, der Kanuschnäbel und bei den Tättowierungen. Gewiß, es ist ein großer Fortschritt, daß die Maori heute keine Kannibalen mehr sind, daß sie lesen und schreiben können; aber Künstler sind sie auch nicht mehr und zu Grunde gehen sie sicher.

Am kennzeichnendsten ist der Verfall dieser intelligenten Rasse — einzelne sind Parlamentsmitglieder geworden — auf religiösem Gebiet, wo die Einführung des Christentums ganz wunderbare Erscheinungen und eine geistige Zerrüttung eigener Art herbeiführte. Der erste Missionar, Samuel Marsden, begann 1814 sein wohlwollendes Werk. Römisch-katholische und evangelisch-englische Missionare bekehrten bald die weißen Maori, die aber zumeist nur dem Namen nach Christen wurden und im King Country Heiden bis auf unsre Tage blieben. Der gute Wille und die Thätigkeit der aufopfernden Missionare soll damit keineswegs geschmälert werden und es giebt auch sicher Maori, die das Christentum in unserm Sinne erfaßt haben — aber im Durchschnitt ist dieses nicht der Fall. Es ereignen sich und ereigneten sich früher noch häufiger, wunderliche Dinge auf religiösem Gebiet. Dahin gehört die Erscheinung des „Hau-Hauismus", die vor noch nicht zwanzig Jahren stattfand. Im April 1864 kam es in der Umgebung von New-Plymouth zwischen englischen Truppen und den Maori zum Kampfe, in dem ein Kapitän Lloyd fiel. Die Neuseeländer schnitten ihm den Kopf ab und dieser wurde nun zu dem Symbol ihres neuen Glaubens. Ein Maori, Te Ua, trat als Oberpriester auf und verkündigte, daß er vom Engel Gabriel Offenbarungen erhalten habe. Er ließ nach alter Landessitte Lloyds Kopf räuchern und denselben weit

und breit durchs Land tragen. „Dieser Kopf", sagte er, „sei fortan der Vermittler, durch welchen man im Verkehr mit Jehovah bleibe." Die neue Religion ward Pai=marire, d. h. gut und friedfertig, genannt und der Engel Gabriel zum Beschützer derselben erkoren. Was England und die Bibel lehrte, so erklärten die Anhänger der neuen Religion, sei falsch; der Sabbath brauche nicht geheiligt zu werden und Männer wie Frauen müßten gemischt durcheinander leben, damit sie sich vermehrten wie Sand am Meer. Nach dem neuen Glauben besaßen die Priester übernatürliche Kräfte und konnten ihren Anhängern vollständigen Sieg verleihen, wenn sie das Wort „Hau" recht kräftig aussprachen. Das Volk, welches die neue Religion annahm, würde binnen kurzem die Europäer vertreiben, die Heerscharen der Engel würden selbst vom Himmel herniedersteigen und ihnen bei der Vertreibung der Weißen behülflich sein, deren Künste und Wissenschaften dann auf die Maori übergingen.

Tikis. Alte Maoriholzschnitzerei. Nach einer Photographie.

Das Ganze war ein rohes und wirres Durcheinander von heidnischen und christlichen Vorstellungen und zeigte, wie das Christentum trotz aller Bemühungen der Missionare keine Wurzel unter den Maori gefaßt hatte. Lloyds Kopf, den die Priester im geräucherten Zustande durch die Insel schleppten, that Wunder und redete überall zu den Gläubigen, daß sie ja an den Satzungen festhalten sollten. Aber das Wunder bei dieser Geschichte verschwindet sofort, wenn man weiß, daß unter den Maori sich ganz vortreffliche Bauchredner befinden und die braunen Priester verstehen sich so gut auf Täuschungen ihrer Herde, wie anderwärts die weißen. Lloyds Kopf gebot die Silbe „Hau" so auszusprechen, wie wenn ein Hund laut belle, sie solle ein geheiligtes Erkennungs- und Bundeswort sein, wer es spreche, könne von keiner Kugel eines Weißen getroffen werden. Mit dem Hau=Hau=Gebell stürzten die Maori nun im national=religiösen Eifer und Aberglauben auf die Weißen und schlachteten sie ab; ehe sie in den Kampf zogen, aus dem sie unverwundet hervorzugehen hofften, tranken sie aber von dem geweihten Wasser, in welches Lloyds Kopf getaucht worden war und leisteten einen Schwur, jeden Weißen ohne Unterschied des Geschlechts zu vertilgen.

Einer der ersten, der diesen Fanatikern in die Hände fiel, war unser Landsmann, der Missionar Völkner, welcher im Auftrage der Londoner Church=Missionary=Society auf Neuseeland arbeitete und in Opotiki eine christliche Maorigemeinde um sich versammelt hatte. Aber kaum war die neue Lehre der Hau=Haus verkündigt worden, so fielen Völkners Zöglinge über sein Eigentum her und plünderten es aus. Ihm selbst band man ein Tuch um die Augen, gestattete ihm einige Minuten zum beten und knüpfte ihn dann unter diabolischem Gelächter an einem Baume auf. Die Leiche wurde dann herabgenommen und neben die Kirche gebracht, wo man ihr den Kopf abschnitt. So widerwärtig das Nachstehende ist, muß es doch verzeichnet werden, da es charakteristisch für die Fanatiker und ihren Aberglauben ist. Die Hau=Haus nahmen das Gehirn aus dem Schädel, rissen die Augen aus und verzehrten beides; Männer, Weiber und Kinder drängten sich heran, um das Blut aufzulecken. Der Körper wurde vielfach verstümmelt und den Hunden vorgeworfen.

Die Hauhaus sind dann jahrelang eine Plage für die Insel gewesen; aber zu ihrem Fanatismus, ihrer Rachsucht und zu den gräßlichen Ausschreitungen sind sie nur durch die Weißen getrieben worden, die ihnen nicht nur ihr Land nahmen, sondern sie auch aus dem psychischen Gleichgewicht warfen. Das Alte ist unwiederbringlich dahin und das Neue vermögen sie ihrer ganzen Beschaffenheit nach nicht zu bewältigen. Sie nehmen es an und auf, aber es bleibt ihnen innerlich ganz fremd, und die europäische Zivilisation ist ihr Untergang.

Die bereits oben von mir erwähnte Unterwerfung des King William unter den Kommissioner für die Angelegenheiten der Maori, Mc Lean, die zur Zeit meiner Anwesenheit in New=Plymouth stattfand, bezeichnet das politische Ende der letzten unabhängigen Maori. Mit dem Reste seines Stammes, 150 Menschen, und den gleichfalls friedesuchenden Waikatos, erschien der greise King, halb in europäische Lumpen gehüllt, halb noch in heimischer Tracht und das Korero, die Verhandlung, begann. Mac Lean sprach ihm begütigend zu und der King erkannte die Königin Viktoria als Herrin an. Nicht fern von New=Plymouth liegt an der Küste Waitara, der Stammsitz König Wilhelms, von dem er geflohen war, als der Krieg mit den Weißen ausbrach. Jahrelang hatte er in den Wäldern gelebt und seinen alten „Pah", d. h. seine Feste, nicht wieder gesehen. Jetzt erblickte er ihn wieder und Thränen traten ihm in die Augen, als er zahlreiche weiße Arbeiter damit beschäftigt sah, ein großes Gebäude auf dem ihm heiligen Boden zu errichten. „Ach", rief König Wilhelm seufzend gegenüber einem seiner Freunde aus, „siehe da, meine alte Wiege, und nun verwandeln die Pakehas (die Weißen) sie in einen Stall für ihre eisernen Pferde, die in einem Tage bis nach Wellington laufen werden." — Aus König Wilhelms Kriegspah ist eine Eisenbahnstation geworden, nur der alte Maorikönig weint eine Thräne darüber; das neue, weiße Geschlecht jauchzte aber und freute sich ob der Errungenschaft. So stehen sich alte und neue Zeit in Neuseeland gegenüber. Wir kennen die

merkwürdige Grenze, wir erleben noch die Berührungen zwischen Zivilisation und Wildheit und verzeichnen in unsern Annalen die Thränen König Wilhelms, die er vergoß beim Anblick seines Kriegspahs, der in einen Bahnhof verwandelt war.

Das Sargassomeer.

Über die nordatlantische Sargassosee veröffentlicht Prof. Dr. O. Krümmel in Petermanns Mitteilungen (1891, S. 129. Mit Karte.) eine sehr interessante Untersuchung. Den Alten ist dieses Sargassomeer, wie Krümmel zunächst nachweist, nicht bekannt gewesen; auch die mittelalterlichen Schiffermärchen von einem geronnenen „Lebermeere“, das die Schiffe festhielt, sind nicht hierher zu ziehen. Der Entdecker der Sargassosee ist vielmehr Kolumbus, der sie in seinen Tagebüchern mit bewundernswerter Genauigkeit beschreibt. Freilich ist er zugleich der Vater jenes Mythus von der Ortsbeständigkeit einer großen Fukusbank südwestlich von den Azoren, einer Ansicht, die sich hartnäckig bis in unsre Tage erhalten hat und in Humboldt ihren klassischen Vertreter fand. Letzterer, der die Erscheinung zum erstenmal eingehend untersuchte, glaubte, daß diese Fukusbank seit den Zeiten des Kolumbus sich unverändert an demselben Platze erhalten habe und ihre Entstehung einem unterseeischen Rücken verdanke, von dem die Tange losgelöst würden. Daneben gedachte er allerdings der Möglichkeit eines Einflusses des Golfstromes. Nun wiesen aber alle spätern Expeditionen in jene Gegenden immer überzeugender nach, daß jene von Humboldt vorausgesetzten Untiefen im Atlantischen Ozean thatsächlich nirgends vorhanden sind.

Infolgedessen stellte O. Kuntze 1881 eine neue Theorie auf, die der Humboldtschen diametral entgegengesetzt ist. Nach Kuntze kann von einer ortsbeständigen Fukusbank im Nordatlantischen Ozean keine Rede sein; es giebt überhaupt kein eigentliches Sargassomeer, denn treibendes Kraut findet sich in allen Meeren. Das Sargassomeer im Atlantischen Ozean stammt vom westindischen Strande, wo Kuntze es in situ beobachtet hat. Dort wird es von Stürmen losgerissen und durch den Golfstrom in den offenen Ozean hinausgeführt, wo es innerhalb weniger (dreier) Monate versinkt.

Zwischen diesen beiden Extremen nimmt nun Krümmel eine vermittelnde Stellung ein. Er machte die Plankton-Expedition im Sommer 1889 mit und hatte dabei Gelegenheit, reichlich treibendes Seekraut zu beobachten. In seiner Untersuchung stellte er zunächst sorgfältig alle ihm zugänglichen Schifferberichte zusammen, berechnete danach die Häufigkeit des Vorkommens von Sargassum für jedes Eingradsfeld in jedem Monat des Jahres und konstruierte dann Linien gleicher Sargassofrequenz (Isophykoden). Daraus ergab sich nun mit Rücksicht auf die beiden Hauptfragen als erste unbezweifelbare Thatsache, daß es wirklich im Nordatlantischen Ozean ein Gebiet giebt, welches sich zu allen Jahreszeiten durch reichliches Vorkommen von treibendem Tang auszeichnet, ferner, daß dieser Tang vom Floridastrom ergänzt wird. Das Ursprungsgebiet desselben aber sind vor allem die Westindischen Inseln, wo nach Kuntze die im Sargassomeer häufigsten Arten sämtlich im Brandungsbereich festgewachsen vorkommen. Hier werden im Sommer bei jedem Orkan große Mengen desselben losgerissen, weshalb der Floridastrom gerade im Sommer besonders reich an Sargasso ist. Im Winter kommen vornehmlich die Küsten der nördlichen Antillen, sowie die Bahamariffe und die Außenriffe der Bermudasinseln in Betracht. Nicht wenige Monate bloß, wie Kuntze wollte, sondern einige Jahre lang können sich diese Tange nach Krümmel im Meere treibend erhalten, wobei sie jedenfalls noch weiter vegetieren. Eine Vermehrung durch Sprossung scheint jedoch ausgeschlossen.

Die Frage, warum nur im Nordatlantischen, nicht auch in den andern Ozeanen eine Sargassosee gefunden wird, erklärt Krümmel dadurch, daß „nirgends sonst ein starker und schneller Strom, durch die Konfiguration des Festlands gezwungen, sich durch so zerstreute und durch Riffreichtum dem Wuchse der Fukazeen günstige Inselschwärme bewegt, wie in Westindien der Kariben- bezw. Antillenstrom und seine Fortsetzung als Floridastrom“.

Bücherschau.

Der Darwinismus, eine Darlegung von der natürlichen Zuchtwahl und einiger ihrer Anwendungen, von Alfred Wallace. Autorisierte Übersetzung von D. Brauns, Dr. phil. und med., Prof. extr. zu Halle a. S. Braunschweig, Druck und Verlag von Friedrich Vieweg und Sohn, 1891, XVIII und 758 S. 8⁰. Mit einer Karte und Holzschnitten. Preis 15 ℳ.

Gewiß ist es nicht bloß der Name des Autors, eines der bedeutendsten lebenden Schriftsteller auf biologischem und namentlich darwinistischem Gebiete, welcher uns die Einführung vorliegenden Buches in die deutsche Litteratur mit Genugthuung begrüßen läßt, sondern auch die ganze Anlage und Tendenz des Werkes. Wie schon der Titel besagt, und wie der Verfasser wiederholt ausführt, ist der Hauptzweck eine Darlegung, Begründung und allseitige Rechtfertigung der Lehre von der natürlichen Zuchtwahl (theory of natural selection), welche eben nach den Ausführungen Wallaces recht klar als der eigentliche Kern des echten Darwinismus erscheint. Das Buch hält sich den theoretischen Auseinandersetzungen, wie sie neben und gegen Darwin neuerdings sowohl bei uns, als auch namentlich von der Schule der neuern amerikanischen Evolutionisten veröffentlicht sind, durchaus nicht fern, steht indessen durchweg auf dem eigentlich Darwinischen Standpunkt noch fester als dies selbst Darwin in seinen letzten Schriften that. Nur durch diese Lehre von der Zuchtwahl der Natur ist ja auch, und zwar ganz gerechtfertigter Weise, der große, im ersten Kapitel vorliegender Schrift geschilderte Umschwung der Ansichten über die „Art“ und deren Ursprung möglich gewesen, welchen Darwin unleugbar seit etwa einem Menschenalter herbeigeführt hat, und nur so ist der Sieg von der Lehre der „Evolution“, d. h. der allmählichen Entwickelung der Lebewesen mit Übergang einer Form in die andre herbeigeführt.

Alsdann wendet sich Wallace zu den ersten Vorbedingungen der natürlichen Zuchtwahl, zu dem vielberufenen „Kampfe ums Dasein“ (Kap. 2 und 5), welcher thatsächlich zwischen den verschiedenen Tier- und Pflanzenarten stattfindet, und die den bestehenden Bedingungen schlechter angepaßten, daher den Unbilden der Elemente und der von allen Seiten herandrängenden Konkurrenz minder guten Widerstand leistenden Arten und Individuen ausmerzt. Seine Tragweite ist wesentlich bedingt durch die ungeheure Anzahl von Einzelwesen, welche Jahr für Jahr vernichtet werden, indem stets nur ein sehr geringer Prozentsatz der erzeugten Keime zur vollen Entfaltung kommt. Da nun, im großen und ganzen genommen, diejenigen Tiere und Pflanzen bei weitem bessere Aussicht haben zu überleben, welche den äußern Verhältnissen besser angepaßt sind, so kann sich in der That mit der Zeit ein Stamm heranbilden, welcher gewisse Eigenschaften besitzt, die den Vorfahren fehlten. Die Möglichkeit davon liegt nun einmal in der großen, meist sehr unterschätzten Veränderlichkeit aller Lebewesen ohne Ausnahme, namentlich auch aller wilden Tiere und Pflanzen, deren großen Spielraum und deren Häufigkeit zugleich Wallace (in seinem 3. Kapitel) mit Hilfe vieler Schemata und graphischer Darstellungen nachweist. Zweitens liegt sie darin, daß solche Veränderungen (variations) erblich werden und sich bei den Nachkommen steigern und anhäufen; der Spielraum, den z. B. die Flügellänge eines Vogels hat, wird allmählich im Laufe vieler Generationen ein andrer, wenn es sich den gegebenen

Bedingungen gemäß als vorteilhaft herausstellt, daß eine solche Verschiebung nach der einen oder andern Richtung hin stattfindet.

Daß nun die Eltern diese von Jugend auf ihre vermöge der „Variation" zu eigen gewordenen Eigenschaften vererben können, das zeigt vor allem die „künstliche Zuchtwahl" (Kapitel 4), welche der Mensch an allen gezähmten Tieren und angebauten Pflanzen mit dem Erfolge geübt hat, daß in der That vermöge derselben eine Steigerung der von ihm gewünschten Eigenschaften stattgefunden hat. Diese Verhältnisse, bei denen der Mensch natürlicherweise nur die in dem Wesen des Tieres oder der Pflanze vorhandenen Anlagen benutzen konnte, haben bei Tieren Veränderungen der Hautbildung, des Euters, der ganzen Statur, ja der Intelligenz hervorgebracht, bei Pflanzen Abänderungen der Blumen und Früchte, Blätter, Stengel und Wurzeln; kein Teil des Organismus ist davon ausgeschlossen, und gerade die wichtigsten Eigenschaften, nach welchen man am meisten die Arten abzugrenzen pflegt, sind unter ihnen einbegriffen.

Eine besondere Widerlegung widmet der Verf. (Kap. 7) den Einwänden, welche von jeher den Darwinisten auf Grund der Erfahrung gemacht sind, daß die „Arten" sich nicht unbedingt fruchtbar fortpflanzen, wenn sie gekreuzt werden, während die „Rassen", d. h. verschiedene, einer Art zugehörige, aber stabil gewordene Varietäten (z. B. solche von Hunden) dies unbedingt thun. Eine sorgfältige Prüfung der Beobachtungen zeigt nämlich, daß man sich vielfach dabei des sogenannten falschen Zirkelschlusses schuldig gemacht hat; auch ist selten gebührendes Gewicht darauf gelegt, daß zahme Tiere überhaupt eine große Fruchtbarkeit besitzen und in den Funktionen ihrer Geschlechtsorgane weit weniger durch äußere Einflüsse behelligt werden, als dies bei den gegen Störungen meist sehr empfindlichen wilden Tieren der Fall ist.

Die Kapitel 8 bis 11 sind der Tier- und Pflanzenfärbung gewidmet, der hohen Bedeutung entsprechend, welche die organischen Farben eben durch die Darwinsche Theorie und zugleich als wesentliche Stütze derselben erlangt haben. Der Verf. hat sich schon früher lebhaft und ohne überall mit Darwin übereinzustimmen an der Aufstellung der Darwinschen Farbentheorie beteiligt und dieselbe mit ihren Anhängseln, der Lehre von dem Schmucke gewisser Tiere, zum Gegenstande eingehender Betrachtungen gemacht, so daß wir wohl erwarten dürfen, an seiner Hand ein reichliches Verständnis dieses überaus anziehenden Abschnittes der Biologie zu erlangen. Zunächst wendet sich Wallace zu den einfachen Schutzfarben, d. h. der Bevorzugung solcher Farben von Tieren und Pflanzen, welche mit der Umgebung in Einklang stehen, und deren Entwickelung eine sehr allgemeine Erscheinung ist; sie veranlaßt, daß im hohen Norden Weiß, im Walde Grün (neben Grau und Braun), in der Wüste ein bräunliches Gelb, im Sargassomeer ein eigentümliches Gelbgrün die vorherrschende Tierfarbe ist, daß ferner die Raupe sich ihrer Nährpflanze oft täuschend ähnlich zeigt und überhaupt die sonderbarsten Nachahmungen solcher Art auftreten. Da, wo Tiere jedoch Eigenschaften besitzen, welche sie ihren Gegnern gefährlich oder sie als Beute ungenießbar und unzuträglich machen, da ist es ihnen dienlicher, recht auffällig zu sein, und hier zeigt sich die Farbe nicht an die der Umgebung gebunden, sondern im Gegenteil wie ein weithin sichtbares Warnsignal. Diese „Trutzfarben" werden nun in merkwürdiger Weise von Tieren nachgeahmt — nachgeäfft, wie man sagt —, welche von jenen gefährlichen, giftigen, oder doch ungenießbaren Tieren völlig verschieden sind, aber doch ihnen äußerlich ähneln, so daß sie im Fluge oder Laufe wohl mit ihnen verwechselt werden können. Offenbar gewährt ihnen diese Ähnlichkeit in derselben Weise Schutz, wie es die auffallende Trutzfarbe bei den von ihnen nachgeäfften Arten thut. Die Klasse der Insekten und namentlich die Ordnung der Schmetterlinge ist sehr reich an Fällen dieser Art, aber auch unter den Vögeln hat man wehrlose Arten, namentlich Kuckucke, welche wehrhafteren, z. B. den tropischen Drongo-Würgern, in auffallender Weise ähnlich gefärbt sind, wie ja auch unser Kuckuck dem Sperber ähnelt. Ein Fall von Trutzfärbung ist von Wallace auch bei einem Säugetiere, dem Skunk, beobachtet. Eine andre Ausnahme von der Schutzfärbung wird durch das Bedürfnis der Tiere bedingt, sich auf geringere oder größere Entfernung als gleichartig zu erkennen, und in der That lassen sich hierdurch eine Menge der feinen Unterschiede zwischen den einzelnen Arten erklären, welche namentlich in gewissen Familien, z. B. der der geselligen Antilopen, mancher Singvögel und Sumpfvögel, einen hohen Grad erreicht haben. Dieser Umstand bildet auch für den Verf. den Schlüssel zu den Geschlechtsfarben, einem Kapitel, in welchem Wallace sehr wesentlich von Darwin abweicht. Während dieser der Auswahl und dem Schönheitssinne des umworbenen Weibchens den größten Einfluß auf die Entwickelung der Ornamente des Männchens zuschreibt, weist jener (in seinem 10. Kapitel) nach, daß eine solche Wahl, wenn sie überhaupt stattfände, der gewöhnlichen Zuchtwahl der Natur unbedingt weichen müßte, und setzt diese auch hier in ihr volles Recht ein, da ihr zufolge ja die kräftiger entwickelten, daher auch stattlicheren Männchen den Vorzug haben müssen.

Im 11. Kapitel werden die Pflanzenfarben erörtert, zunächst die „Appetitfarben" der mit Fleisch versehenen Früchte und der Nutzen, den diese Fruchtbildung für die Art hat; dem gegenüber die Schutzfärbung der Nüsse; ferner die Blumen, deren Bau, Gruppierung, Duft und Farbe, namentlich in Beziehung zu den Insekten, welche eins der Hauptmittel der Kreuzbefruchtung abgeben, deren Bedeutung nach jeder Richtung hin kritisch beleuchtet wird.

In den nächsten Kapiteln wird eine kurze Darstellung der Lehren gegeben, welche uns die Tier- und Pflanzengeographie und die Geologie und Paläontologie für den Darwinismus an die Hand giebt. Auch in diesen Kapiteln ist ein umfassendes, überaus lehrreiches Material enthalten, wie wir dies für die Verbreitung der Tier- und Pflanzenarten auch seitens des Verf. der „Geographical distribution of animals" nicht anders erwarten durften. Im 14. Kapitel folgen dann noch die notwendigsten Erörterungen über das Prinzip der Erblichkeit, hinsichtlich dessen der Verf. im wesentlichen auf dem Standpunkte der namentlich durch Weismann vertretenen neuesten Forschung steht, mit Hilfe deren er nicht nur den von Spencer angenommenen einfachen Folgen des „Gebrauchs und Nichtgebrauchs der Organe", sondern auch den von Geddes den Pflanzen zugeschriebenen Wachstumsgesetzen, sowie dem „direkten Einflusse der Umgebung", dem bekanntlich selbst Darwin schließlich zu große Conzessionen machte, und endlich dem Einflusse des Willens der Tiere selbst, aufs entschiedenste entgegentritt, um ganz seinem Plane gemäß der Zuchtwahl der Natur ihr volles Recht zu wahren.

Nach dieser Lösung seiner Hauptaufgabe geht indessen Wallace noch in seinem Schlußkapitel zu einer Auseinandersetzung der Beziehungen des Darwinismus zu dem Menschen über. Hinsichtlich dieses Punktes würde es gewiß ungerecht sein, wenn man nicht einem jeden einen Spielraum für seine persönlichen Überzeugungen gewähren wollte, und so dürfen wir auch Wallace nicht verargen, daß er bei aller Folgerichtigkeit, mit der er den Menschen, körperlich genommen, durchaus als der Tierwelt entsprossen hinstellt, doch seiner geistigen Natur einen wesentlich andern Ursprung zuschreiben will. Bei dieser mit seinem philosophischen Standpunkte eng verflochtenen Ansicht entgehen ihm nun freilich alle die feinen Beziehungen, welche Darwin zwischen den geistigen Leistungen der Tiere und denen des Menschen mit solcher Meisterschaft nachgewiesen, es entgehen ihm alle die Fäden, welche den Kulturmenschen zu dem Naturmenschen und durch diesen mit seinen Mitgeschöpfen verknüpfen und an Stelle davon finden wir nur einen Beweis, daß sich die höheren Fähigkeiten des Menschen, seine Anlagen für Kunst und Wissenschaft und seine moralischen Eigenschaften nicht nach Darwinschen Gesetzen herausgebildet haben. Dies vollkommen zugegeben, ist doch nicht zu verkennen, daß der Kern der Frage von diesen Auseinandersetzungen nicht berührt wird, und daß dieselben ein dem übrigen Inhalte des Buches nicht ganz konformes Anhängsel bilden, das jedoch sowohl seinem Inhalte als der Bedeutung des Verf. nach unser Interesse immerhin in Anspruch nehmen dürfte.

Was die Übersetzung anlangt, so bürgt wohl der Name des Übersetzers — dem wir auch bereits die im nämlichen Verlage erschienene Übersetzung der „Tropical Nature" desselben Verf. verdanken — dafür, daß der Sinn des Originals überall aufs sorgfältigste wiedergegeben und jede Einzelheit aufs sorgfältigste beachtet ist. Daß sie dabei bemüht ist, auch dem Geiste der deutschen Sprache gerecht zu werden, darin dürfte ein gewisser Unterschied von manchen andern, wenn auch im übrigen anzuerkennenden Übersetzungen ähnlicher Werke liegen, bei denen man Satz für Satz an den fremden Ursprung erinnert wird. Im Gegensatze dazu ist rühmend hervorzuheben, daß die Lektüre vorliegenden Buches den Eindruck der eines deutschen Originalwerkes macht.

Aus allen Erdteilen.

— Die Quellen des Rio Aconcagua, welcher nördlich von Valparaiso in den pazifischen Ozean mündet, haben nicht, wie man bisher annahm, an dem gleichnamigen Berge ihren Ursprung. Letzterer entsendet alle an seinen Abhängen entspringenden Gewässer nach Argentinien. Dieses begründete Herr A. Herrmann in der Sitzung des deutschen wissenschaftlichen Vereins zu Santiago vom 29. April 1891.

— Neue Ortsnamen in Algerien. Die Namen der berühmten Franzosen Pasteur, Prévost-Paradol und Tocqueville sind algerischen Ortschaften beigelegt worden und damit ist ein neuer Weg der Ortsnamengebung dort betreten, ähnlich, wie er in Amerika herrscht, der aber schon unter dem Königreiche (Nemours, Aumale) seine Vorgänger hatte. Herr O. Réclus entwickelt in der Beilage zu Tour du Monde, daß dreierlei Gründe vorliegen, in Algerien die arabischen und berberischen Ortsnamen durch französische zu ersetzen. Die vorhandenen waren teilweise mit ihren schrecklichen Kehllauten nicht auszusprechen, das sei ein Grund; dann zweitens wiederholten sich zu viele berberische und arabische Ortsnamen in Nordwestafrika, was zu Verwechslungen führe; außerdem beginne die Hälfte mit Aïn (Quelle). Endlich seien die vielen Ortsnamen nach mohammedanischen Heiligen und Wunderdoktoren besser der Vergessenheit anheimzugeben; man träfe so viele Sidi-abd-el-Kader wie bei uns St. Johann, St. Martin u. s. w., wodurch auch nur Verwechslungen entständen.

— Die städtische Bevölkerung der Vereinigten Staaten ist, wie die Ergebnisse des Census von 1890 zeigen, in einem fortdauernden Aufschwunge begriffen. In der von Porter bearbeiteten vorläufigen Übersicht sind alle Städte mit mehr als 8000 Einwohnern in betracht gezogen. Beim ersten Census (1790) machte die Stadtbevölkerung nur 3,35 Proz. der Gesamtbevölkerung aus und jetzt, nach hundert Jahren, war dieselbe auf 29,12 Proz. gestiegen, so daß beinahe ein Drittel in Städten über 8000 Einwohner lebt. 1790 zählte man nur sechs Städte über 8000 Einwohner, jetzt 443. Bei weitem die meisten liegen im Nordosten. Im Jahre 1870 zählte man erst 14 Städte mit mehr als 100 000 Einwohner, jetzt ist deren Zahl auf 28 gestiegen. Von diesen haben New York, Chicago und Philadelphia über eine Million Einwohner. Am meisten ist Chicago gewachsen, das 1880 erst 503 185 Einwohner hatte und 1890 deren schon 1 099 850 zählte oder 119 Proz. zunahm in zehn Jahren. In westlichen Städten wie Omaha, Minneapolis, St. Paul und Denver ist die verhältnismäßige Zunahme noch größer; sie beträgt 360 bis 200 Proz. Auch in Amerika zeigt sich dasselbe wie in Europa; eine Abnahme der ländlichen Bevölkerung in den alten, am meisten kultivirten Staaten, Maine, Vermont, Massachusetts und New York. Im Süden dagegen tritt das städtische Element stark zurück; es beträgt in Mississippi nur 2,64, in Nordcarolina 3,87 und Arkansas 4,89 Proz. der Gesamtbevölkerung.

— Weitere Erforschung des Uëlle. Dieser bekannte rechtsseitige Nebenfluß des Kongo war in einigen Strecken noch nicht befahren worden; diese Lücken sind jetzt durch die Offiziere des Kongostaates, van Gèle und Milz, ausgefüllt worden. Van Gèle erforschte das Stück von Mokwangu (das er jetzt Monunga nennt) bis Abdallah, welches Junker 1883 besucht hatte (ungefähr 23° östl. L. und 4° nördl. Br.). Auf dieser Strecke befinden sich verschiedene Stromschnellen und Felsenbarren, welche die Schiffahrt hindern. Milz nahm die noch weiter oberhalb liegende Strecke von Djabbir (24° östl. L.) bis zum Einflusse der Mbima in den Uëlle auf, gleichfalls bis zu einem im Januar 1883 von Junker erreichten Platze. (Vergl. die Karte im Globus, Bd. 59, S. 225.)

Nach van Gèle ist der Uëlle nicht der Hauptarm des in den Kongo mündenden Ubangi, sondern nur ein Nebenfluß des letztern. Der Hauptquellfluß und obere Lauf des Ubangi ist der von Norden kommende Mbomu, den van Gèle im August 1890 befuhr. Bei Yakoma unter 22° 40′ östl. L. findet die Vereinigung beider Arme statt. Ubangi und Uëlle zeigen nach van Gèle sehr verschiedenen Charakter. Der Ubangi ist von den Fällen von Songo bis Yakome dicht mit Dörfern besetzt, von Kähnen belebt; die Ufer des Uëlle dagegen sind nur sehr dünn bevölkert; er ist tot, einförmig. Ziegen, am Ubangi häufig, fehlen am Uëlle. (Mouv. géogr., Juli 1891.)

— Der Kratersee Dschala am Ostabhange des Kilimandscharo, nördlich von Taweta, ist im Frühjahr von einer unternehmenden Engländerin, Mrs. French Sheldon, besucht worden. Aufgefunden hat 1871 der Missionar New diesen See, Wray gelangte 1886 zuerst an den See, dessen Kraterwand er zu 300 m angiebt. Frau Sheldon gelang es mit Hilfe des Herrn Austretter, Pontons auf den See zu bringen, den sie so befuhr. Die Menge des Wassergeflügels, die sich dort befindet, wird als ungeheuer geschildert; auch Krokodile sollen zahlreich sein. Die Kraterwände fallen meist senkrecht ab und sind oben dicht bewaldet. Der See hat eine Unterströmung, die die Zufuhr des Wassers bedingt — ein Zufluß von außen ist nicht bemerkbar (Proceedings, Juli 1891).

— H. Coudreaus Reisen in Guayana. Der bekannte Forscher, welcher 1889—1891 Französisch-Guayana bereiste und über den wiederholt im „Globus" berichtet wurde, ist von seinen Reisen heimgekehrt. In seinem am 15. Juni vor der Pariser geogr. Gesellschaft erstatteten Berichte betonte er namentlich seine im verflossenen Jahre unternommene Reise, die ihn in das Gebiet der Amazonas führte. Er zog bis zu den Quellen des Ojapok, überstieg die Tumuc-Humac-Kette und kam in das Land der Rukujenne, wo die Flüsse bereits zum Jari, linker Nebenfluß des Amazonas, fließen. Diese Indianer wohnen dort in 35 Dörfern mit je 25 bis 50 Einwohnern. Das Land ist arm, mit dürftiger Vegetation, sandig oder sumpfig. Coudreau erforschte den Mapaony, einen Nebenfluß des Jari, ging über die Tumuc-Humac-Berge zurück, dann die Lawa (Maroni) entlang nach Norden bis zur Mündung des Inínikriks in dieselbe (Januar 1891), darauf östlich durch das Land der Emarillons zum Apornaguefluß, auf dem er das Meer erreichte. Durch diese Reise sind bedeutende Strecken von Französisch-Guayana uns näher bekannt geworden. Die Aufnahmen Coudreaus umfassen 5000 km, darunter 1000 km in ganz unbekannter Gegend. Seine Karten sind in den großen Maßstäben von 100 000 und 25 000 gezeichnet. Er hat viel ethnographisch geforscht, mehrere Indianerwörterbücher aufgenommen und empfiehlt die Ausbeutung der Kolonie in wirtschaftlicher Beziehung durch große Handelsgesellschaften.

Herausgeber: Dr. R. Andree in Heidelberg, Leopoldstraße 27. Druck von Friedrich Vieweg und Sohn in Braunschweig.

Bd. LX. Globus. Nr. 7.

Illustrierte Zeitschrift für Länder- und Völkerkunde.

Begründet 1862 von Karl Andree. Herausgegeben von Richard Andree.

Druck und Verlag von Friedrich Vieweg & Sohn.

Braunschweig. Jährlich 2 Bände in 24 Nummern. Durch alle Buchhandlungen und Postanstalten zum Preise von 12 Mark für den Band zu beziehen. 1891.

Padre Armentias Reise in der bolivianischen Provinz Caupolican.

Von Chr. Nusser-Asport.

I.

Caupolican ist der Name eines durch seine Kämpfe mit den spanischen Eroberern berühmt gewordenen Kaziken, und eine Reise nach der gleichnamigen Provinz in der nordwestlichen Ecke von Bolivia gehört noch zu denjenigen Unternehmungen, vor denen jeder zurückschreckt, der nicht durch ganz besonderes Interesse zum Besuch jener Region bewogen wird. Die Strapazen und Entbehrungen, welche Forscher, Missionar und Spekulant zu erleiden haben infolge der unsagbar schlechten, stellenweise gefährlichen Wege, der durch das Klima und die Verproviantirungsnot bereiteten Schwierigkeiten, sind so groß, daß ihnen thatsächlich nur die drei genannten Kategorien die Stirn zu bieten geneigt sind. Und auch die Zahl der Spekulanten, welche diese Route wählt, um in die Distrikte zu gelangen, wo sie Chinarinde schneiden, Gold suchen oder Kautschuk ausbeuten, ist sehr gering. Namentlich die Kautschukgewinnung ist es, welche die Spekulanten in diese Distrikte führt; in der Regel wählen sie aber den ganz entgegengesetzten Weg, um an die die Ufer des Beni, Madre de Dios, Acre u. s. w. einsäumenden Bestände von Gummibäumen zu gelangen, was so zu verstehen ist, daß statt mit dem Oberlauf jener Flüße über den an die Flanken der Anden sich anlehnenden Teil von Caupolican herabzusteigen, um das tropische Flußgebiet zu erreichen, der Zusammenfluß des Beni mit dem Mamoré der Punkt ist, von welchem aus sie flußaufwärts die verschiedenen Wasserläufe untersuchen, die auf jenem ungeheuren Territorium gewissermaßen ein Netz mit weiten Maschen bilden.

In welchem Verhältniß Caupolican zu den Landesteilen steht, welche durch ihre kommerzielle und industrielle Regsamkeit das Herz der Republik darstellen, geht daraus hervor, daß politische Verbrecher nach dieser Provinz verbannt werden, wo sie unter Aufsicht indianischer Alkaldes gestellt sind. Auch manche andere Verbrecher suchen dort einen Zufluchtsort — sehr zum Mißbehagen der dünngesäten, alteingesessenen Bevölkerung Caupolicans, welche, insoweit sie die aus wenigen Mestizen und Weißen bestehende Dorfaristokratie betrifft, ursprünglich naiv, zuvorkommend und gastfreundlich war, durch das Eindringen schlechter Elemente nach und nach aber auch ungünstig beeinflußt werden muß.

Die Indianer, d. h. die ansässigen, Ackerbau und Viehzucht treibenden Indianer sind lenksam wie ihre Brüder der andinischen Hochebene, nur muß man sie, wenn sie an den kirchlichen Festen ihre Trinkgelage feiern, zu behandeln wissen. Dieses Gebot der Klugheit außer Acht gelassen zu haben, mußte ein uns befreundeter Korregidor im Jahre 1865 mit dem Tode bezahlen. Mit der Verwaltung eines bedeutenden Distriktes von Caupolican betraut, glaubte er mit den Indianern der Hochebene zu thun zu haben, die nur in größter Bedrängnis zu offener Widersetzlichkeit sich hinreißen lassen. Als er daher eines Tages die bei einer Festlichkeit sich streitenden betrunkenen Indianer auseinanderjagte und bestrafte, fiel die ganze Bande über ihn her und schlug ihn mit Knütteln tot. Die Regierung war, um ihre Autorität zu wahren, genötigt, eine militärische Expedition auszurüsten. Nach Monaten kam letztere zurück und brachte einige Gefangene (wohl kaum die Schuldigen) mit, welche dann in La Paz kriegsrechtlich erschossen wurden. Es war ein Anblick zum Erbarmen, diese mit ihren leichten weißen Baumwollzeugen bekleideten, vor Kälte schlotternden Gestalten zum Tode gehen zu sehen und die Veränderung zu beobachten, welche trotz alledem das unabwendbare Geschick auf die Repräsentanten dieser stoischen Rasse hervorbrachte: die braune Gesichtsfarbe wich einem fahlen Gelbbraun.

Der kleine Ort Pelechuco, sagt der Padre Nic. Armentia, dessen Notizen aus seinen Reisen in den Jahren

1884 bis 1885 wir hier benutzen[1]), liegt in einer tiefen Schlucht am Fuße des Gebirgsknoten von Cololo, am Rande des durch dieselbe fließenden Gewässers. Obwohl klein, ist dieser Ort doch eine bedeutende Handelsstation gewesen, da alle Produkte der Provinz hier zusammenströmten und die ganze Einfuhr für den Bedarf von Caupolican notwendigerweise über Pelechuco zu gehen hat. Seitdem aber die Ausfuhr der Chinarinde bedeutend gesunken ist, hat Pelechuco viel von seiner früheren Wichtigkeit verloren. Die Häuser sind aus unbehauenen, mit Lehm zusammengefügten Steinen aufgeführt und haben ein ärmliches Aussehen. In der Umgebung werden Gerste und Kartoffeln angebaut; der Boden ist nicht günstig. Das Klima ist feucht und kalt, wegen der häufigen dicken Nebel, der Nachbarschaft der Schneeberge und der bedeutenden Höhe über dem Meere. Die Etymologie von Pelechuco ist in Quichoa: Puyucucho, der Aufenthalt des Nebels.

Die Hauptstadt der Provinz Caupolican ist Apolobamba, gemeinhin Apolo genannt. Um nach ihr zu gelangen, passiert man zuerst das von Pelechuco vier Leguas entfernte Callcan, wo sich die Zollstätte für die Erhebung der Binnenlandzölle befindet. Vier Leguas von Callcan ist Quichara, neun Leguas weiter ein el Fuerte genannter Punkt, weil hier, in der Flußecke zwischen dem Rio von Pelechuco und einem andern der Cordillera entspringenden Flüßchen, ein steiler Felsen sich erhebt, dessen Spitze früher befestigt war. Das Klima ist hier schon so heiß, daß Zuckerrohr angepflanzt werden kann. Eine Legua von dem Fuerte entfernt, am Zusammenfluß des Amantala mit dem Pelechuco, liegt die Ortschaft Amantala. Von diesem Punkte an nimmt der Fluß den Namen Tuichi an und ist schon von Bedeutung, kann aber wegen seiner starken Strömung und der das Flußbett durchsetzenden Riffe nicht befahren werden (die Schiffahrt auf dem Tuichi beginnt, vermittelst Flößen, Balsas, erst bei Buturu, zwölf Leguas vor San José de Uchupiamonos).

Ein Weg von sechs Leguas Länge führt von Amantala nach dem Dorfe Pata, das auf einer von dem Ufer des Piliapo zwei Leguas entfernten Anhöhe liegt. Die Ufer des Piliapo sind sehr fruchtbar und bringen Orangen und Limonen in Menge hervor. Die ziemlich zahlreiche Bevölkerung wendet sich hauptsächlich der Zuckerrohrkultur zu. Früher am Piliapo selbst gelegen, wurde Pata wegen der am Flußufer beständig herrschenden Wechselfieber an seine jetzige Stelle verlegt. Alljährlich am 15. August findet hier ein Markt statt, zu welchem die Indianer aus nah und fern herbeiströmen. Sie bringen Chokolade, Tamarinden, Brasilnüsse, Copaivabalsam, Faultier-, Fischotter- und Jaguarfelle zum Verkauf und handeln einheimischen weißen Wollstoff, englische Baumwollzeuge, bunte Nastücher, Scheren, Messer und andre Kleinigkeiten dafür ein.

Sieben Leguas von Pata ist das Dorf Santa Cruz de Valle Ameno. Zwischen beiden Orten befindet sich der berüchtigte Übergang von Tentacion, auf welchem der Reisende bei jedem Schritt Sumpfstellen und riesige Sprungstaffeln zu überwinden hat. Auf eine große Strecke ist der Weg mit dicken Prügeln belegt, damit die Tiere nicht im Sumpf stecken bleiben. In der Nähe von Santa Cruz wird der nun glatte und gute Weg von bezaubernder Vegetation eingefaßt. Zwei Bäche mit ausgezeichnetem Wasser fließen an dem wenig Einwohner zählenden Dorf vorbei. Die in der Mitte letzten Jahrhunderts erbaute Kirche und Konvent der Franziskaner stehen heute noch. Das $4^1/_2$ Leguas von Santa Cruz auf einer schönen, aber öden Fläche gelegene Apolobamba (1700 m über dem Meere) hat viel von seiner einstigen Bedeutung verloren. In der Umgebung wird ein wenig Kaffee und Mais angepflanzt. Die Landgüter aber, auf welchen Kaffe, Coca, Mais u. s. w. im großen angepflanzt werden, sind ziemlich weit entfernt. Von der Plaza aus sieht man bei heiterm Wetter die Schneegipfel des Illampu und Huayna-Potosi. — In Apolo beginnen die eigentlichen Transportschwierigkeiten. Um zum Rio Beni zu gelangen, ist man für die Gepäckbeförderung auf indianische Träger angewiesen, welche von dem weiter nördlich gelegenen Isiamas bestellt werden müssen.

Die erste Station auf diesem Wege ist das von Apolo vier Leguas entfernte Machariapo (2100 m über dem Meere), ein kleines zerfallenes Estanziagebäude. Eine Legua vor diesem Orte muß der Bach gleichen Namens überschritten werden, welcher durch sein häufiges Anschwellen den Verkehr erschwert. Die Ländereien der Umgegend scheinen für Viehzucht sehr geeignet zu sein und ein Schweizer Namens Mercier, der im Jahre 1824 nach Bolivia kam, hatte versucht, Hornvieh hier aufzuziehen, mußte von seinem Versuch aber wieder abstehen, weil ein Teil der Tiere durch Schlangenbiß zu Grunde ging, die Weideplätze während der Trockenzeit nur ungenügend Nahrung lieferten und das von dem viel heißeren Reyes (Provinz Mojos) eingeführte Vieh sich nicht gut akklimatisieren konnte. Es ist durch Erfahrung bewiesen, daß das Hornvieh viel leichter den Übergang von der Kälte zur Hitze als umgekehrt erträgt.

Nach Überschreiten des Turi und Turina, die wie der Machariapo ihre Gewässer dem Tuichi zuführen, gelangt man nach Cuchiguani (2300 m über dem Meere), eine von Weideland umgebene Hütte. Auf dem Gipfel des Cuchiguani steht in einer Höhe von 2480 m die Hütte des Indianers Mariano, wo übernachtet werden kann. Ist der Paß überstiegen, so befindet man sich an einem Pajonal de Peralta genannten Punkte, wo die Montaña, das bewaldete Gebiet, und mit ihr die Qual abscheulicher Wege anfängt. Der Weg vom Pajonal de Peralta bis nach San José de Uchupiamonos ist so gefährlich, daß alljährlich eine große Zahl von Hornvieh, das aus den Ebenen des Beni nach Apolo heraufgetrieben wird, in die Abgründe stürzt, an deren Rand der Weg sich zeitweise hinschlängelt. Von Cuchiguani zählt man acht Leguas nach dem in einer Höhe von 1870 m gelegenen Mamakona. Zwei Leguas vor letzterem Ort kreuzt man den berüchtigten Sumpfboden des Palmital (in Tacanasprache Ebidadaua, wegen der Menge von Palmbäumen, die hier wachsen). Zuerst muß eine tüchtige Strecke im Flußbett zurückgelegt werden, was wegen der gewaltigen Felsblöcke, mit welchen es besät ist, besonders für die Tiere beschwerlich ist; dann kommt, während $1^1/_2$ Leguas, sumpfiger Boden mit einem Untergrund von zahllosen sich kreuzenden Wurzeln, in deren Maschen sich Tiere und Menschen verfangen und beinahe bei jedem Schritt stürzen. Armentia brauchte 1871 zur Zurücklegung dieser etwa drei Leguas langen Strecke acht Stunden.

Mamacona liegt am linken Ufer der Cramasa oder tiefen Flusses, der unterhalb der famosen Flußenge von Bén in den Beni einmündet. Er hat genügend Wasser, um nicht durch eine Furt überschritten werden zu können, sein Lauf ist reißend, das Bett aber voller Felsblöcke, die selbst die Schiffahrt auf Balsas zu einer Unmöglichkeit machen. So groß ist die Zahl der an ihm sich aufhaltenden Tapire, daß es lohnen würde, in den Monaten Juli, August und September Jagd auf sie zu machen und ihr Fleisch zu trocknen. Der Ort ist

[1]) Nach dem „Tagebuch der Reise nach dem Madre de Dios, unternommen von dem Padre Fray Nic. Armentia in den Jahren 1884 bis 1885 in seiner Eigenschaft als Regierungsbeauftragter, um den Madre de Dios und seine Entfernung vom Rio Acre zu erforschen und um einige Missionen unter den Araconasindianern zu gründen“. (La Paz 1890; in spanischer Sprache.) Dieses Tagebuch enthält eine Fülle wichtiger Einzelheiten, welche in Armentias Werke „El Madre de Dios“ nicht enthalten sind. Höhenangaben und Ortsbestimmungen rühren von Armentia her.

sehr feucht und von allen Seiten von hohen Bergen eingeschlossen. In der Umgebung von Mamacona stößt man auf die Spuren eines alten Inkaweges. Vier Leguas weiter liegt in einer Höhe von 1920 m über dem Meere Macho-Atunari. Nach Überschreitung des Gipfels des Atunari, des gefürchteten Chocal, der eine Stelle ist, wo die dornige Tacna so dicht steht, daß es kaum möglich ist durchzukommen, und wo Kleider sowohl wie die Haut in Fetzen gehen, nach Überwindung des ebenfalls große Schwierigkeiten bietenden Mal Paso (schlimme Passage) von Eslabon, so genannt von den Feuersteinen, die hier in Menge gefunden werden, gelangt man an die Ufer des Eslabon. Vom Gipfel des Eslabon (1800 m) sieht man in nördlicher Richtung ganz deutlich San José de Uchupiamonos und mit solcher Klarheit, daß die Leute, die sich auf der Plaza ergehen, mit bloßem Auge unterschieden werden können, obwohl bis dorthin noch ein Weg von $9^{1}/_{2}$ Leguas, zuweilen mit Stufen, die häufig die Höhe von einem Meter erreichen, zurückzulegen ist. Der Übergang über den Fluß liegt in einer Höhe von 1500 m.

Die Zahl der armen Tacanas, die auf diesem schwierigen Wege den Krankheiten, Entbehrungen und der Erschöpfung erlegen sind, ist sehr groß. Beladene Tiere kommen hier nicht durch und selbst von lose gehenden verunglücken viele. Die ganze Ein- und Ausfuhr wird auf dem Rücken von Indianern transportiert, welche für 60 spanische Pfund 3 Thaler von Isiamas und Tumupasa nach Apolo und 6 Thaler für 50 Pfund nach Pelechuco erhalten. Es ist dies die Hauptbeschäftigung der Tacana-Indianer.

Die Tagreise nach San José de Uchupiamonos ist beschwerlich. Zuerst der Mal Paso und der Paß von Japabava (1480 m), dann der Paß von Guayruru (1550 m), dann 23 mal den Uchupiamas zu passieren (die erste Furt 880 m über dem Meere), bis man an die Ufer des Tuichi gelangt (650 m), von welchen San José de Uchupiamonos noch $^{3}/_{4}$ Leguas entfernt ist. An einer der Furten des Upuchiamas ist eine schreckhaft steile Wand von mehr als 6 Varas (= 5 m) Höhe, über welche sich die Tiere herabstürzen müssen. Es ist sicher, daß man nicht glauben würde, Hornvieh sei imstande, solche Wege zu begehen, wenn man sich nicht selbst durch den Augenschein davon überzeugen könnte. Und dennoch haben mehr als 3000 Stück diesen Weg in einem Jahre passiert, auf welchem auch ungefähr 700 Zentner Chinarinde und 200 Zentner Kakao alljährlich befördert werden.

San José de Uchupiamonos ist auf einem Plateau, 102 m über dem Zusammenfluß des Tuichi mit einem kleinen Bach, gelegen, 14° 6′ s. Br. Der Ort datirt vom Jahr 1844. In bezug auf San José besteht eine sonderbare Legende. Man erzählt, gegen Ende des vorigen Jahrhunderts habe ein Padre Franziskaner namens Oropeza für die Mission einen Christus (Santo Cristo) aus Holz in Lebensgröße kaufen lassen, den seine Indianer von Pelechuco zu bringen hatten. Er war in eine Kiste verpackt und die Indianer hatten schwer an ihm zu schleppen. An einem der auf diesem Weg so häufigen Abgründe stellten die Indianer die unförmliche Last, die sie so schwer drückte und ermüdete, auf den Boden und fingen an, unter sich darüber zu diskutieren, was diese Kiste wohl enthalten könne, um so entsetzlich schwer zu sein. Sie kamen überein, sie zu öffnen, und beim Anblick des Santo Cristo fragten sie sich erstaunt, zu welchem Zweck der Padre diesen „viracocha“ (Herr, Fremdling) wohl nach ihrem Dorfe bringen lasse. Es heißt, daß sie ihn mit ihren Messern stachen, und daß den Stichen Blut nachfloß. Die Untersuchung endigte damit, daß sie den Santo Cristo in den Abgrund warfen. Von diesem Augenblick an fühlten sich die Urheber dieses Frevels von Blutdissenterie ergriffen, an welcher der größte Teil unterwegs starb, und die andern langten bloß in ihrem Dorfe an, um die Ansteckung weiter zu verbreiten. Man nannte diese Krankheit, die beinahe alle Einwohner dahinraffte, die Züchtigungspest.

Die Einwohnerzahl von San José beläuft sich auf etwa 200 Seelen. Die Sprache ist das Quichoa, obwohl die meisten auch das Tacana sprechen. San José besitzt eine im Jahre 1864 errichtete Kirche. Sie ist aus Holz, und die zum Bau verwendeten Stämme kommen von einem Euchi genannten Baum, dessen rötliches, wohlriechendes, hartes Holz so dauerhaft ist, daß es selbst unter der Erde der Fäulnis Widerstand leistet. Die 3 m von einander entfernten Balken werden $1^{1}/_{2}$ m tief in die Erde eingerammt, die Zwischenräume mit Stein und Lehm ausgefüllt und den so aufgeführten Wänden durch Palmholzstreifen, die der Länge nach auf 20 cm Entfernung angenagelt werden, Festigkeit gegeben. Dann kommt ein Bewurf, der mit Kalk geweißt wird. Das Dach besteht aus einem Gerippe von Bambusstäben, das mit Palmblättern (vom Motacú oder Cusi) überdeckt ist; es dauert 16 bis 20 Jahre. Diese Bauart findet man in allen Missionen; in neuerer Zeit wird sie aber auch, wo guter Lehm vorhanden ist, durch an der Luft getrocknete Lehmziegel (adobes) ersetzt, was viel haltbarer ist. Die Dächer sind immer aus Palmblättern. San José wird viel von Fiebern heimgesucht, worunter hauptsächlich das Wechselfieber, die Terciana, zu verstehen ist. Man pflanzt Zuckerrohr, Kaffee, Mais, Reis, Bohnen, spanischen Pfeffer in verschiedenen Sorten, Bananen, süße Kartoffeln (camoteo), Maniok (Yuca), Orangen, Limonen, Cidras, kurz alle möglichen Tropengewächse. Von hier an wächst der Kakao wild, wird deshalb nicht angepflanzt.

Zwei Leguas von San José de Uchupiamonos ist die Höhe von Iuruma (920 m über dem Meere) zu überschreiten, die ihren Namen von einer Art vom Zimmetbaum hat, der Iuruma genannt und dort häufig angetroffen wird. Die Indianer schreiben dessen Rinde Heilkraft zu und bedienen sich derselben hauptsächlich gegen Fieber. $2^{1}/_{2}$ Leguas von Iuruma ist der dem Tuichi zufließende Iariapo, an dessen Ufern (630 m über dem Meere) früher Tumupasa stand. $1^{1}/_{2}$ Leguas weiter stößt man auf den Limon genannten Bach (710 m), von dem ein $1^{1}/_{2}$ Leguas langer steiler Anstieg beginnt, dessen höchster Punkt 1010 m über dem Meere ist. Auf der halben Höhe dieser Steige zieht sich der Weg hart an dem Rande eines Guabudajaida genannten Abgrundes hin, 820 m über dem Meere. Dieser Weg wird durch Graderias, natürliche Treppenbildung des Felsens, sehr erschwert. Auf dem Gipfel selbst entspringt der Rio von Tumupasa, an dessen rechtem Ufer der Weg durch eine enge, langgestreckte Schlucht zu der Ortschaft hinabführt, welche den Augen des Reisenden verborgen bleibt, bis er zu seiner angenehmsten Überraschung plötzlich vor ihren ersten Häusern steht. Tumupasa ist 740 m über dem Meere, so daß es die Ebenen, die sich in seinem Norden und Osten wenigstens 400 m tiefer ausbreiten, beherrscht. Der Ortschaft gegenüber, auf eine Entfernung von acht Leguas, fließen die mächtigen Wasser des Beni, dessen Lauf besonders in der Frühe durch den Dunst, der von ihm auffsteigt, deutlich zu erkennen ist. Von Mitternacht bis acht Uhr Morgens ist sein Wasser wärmer, als die ihn umgebende Atmosphäre. Dadurch entwickelt sich anscheinend eine bedeutende Wasserverflüchtigung, welche in der Frühe emporsteigt, sich der Atmosphäre mitteilt als der starke Thau, der in dieser Region beobachtet wird, niederfällt und das Wachstum und Leben der Pflanzen während der fünf bis sechs Monate aufrecht erhält, in welchen bei einer tropischen Hitze, die imstande ist, die riesigsten Bäume auszutrocknen, kein Tropfen Regen fällt.

Die geographische Lage von Tumupasa ist 14° 8′ südl. Br. und 70° 46′ westl. L. von Paris. Der Boden ist steinig.

Die Einwohnerschaft, deren Umgangssprache das Tacana ist, beläuft sich auf 1200 Seelen und 265 Familien. Tumupasa ist von Apolo 44 Leguas (220 km) entfernt. Um sich einen Begriff von der Marschfähigkeit der dortigen Indianer zu machen, sei erwähnt, daß einer derselben, Mateo Cordero, diese Entfernung laut eingeschriebenem Brief in 22 Stunden zurückgelegt hat. Die Bevölkerung wohnt sehr zerstreut auf ihren Grundstücken. Viele Indianer leben beinahe immer auf ihren Pflanzungen und betreten oft jahrelang die Ortschaft nicht, andre begeben sich bloß zu den hauptsächlichsten Festen dorthin, erhalten demnach keinerlei Unterricht und verbleiben in Unwissenheit.

Dr. H. Schinz' Reisen in Deutsch-Südwestafrika.

Das Deutsche Reich umfaßt eine Fläche von 540 000 Quadratkilometer, unser Schutzgebiet in Südwestafrika wird auf 810 000 Quadratkilometer berechnet, wonach man sich eine Vorstellung von der Ausdehnung desselben machen kann; es reicht im Norden noch über den 18., im Süden über den 26. Breitengrad hinaus. Betrachtet man die Karte, welche (im Maßstab 1 : 2 534 400) Herr Dr. H. Schinz seinem neuen Reisewerke[1]) beigegeben hat, so erkennt man sofort, daß kein wesentlicher Teil des ausgedehnten Schutzgebietes von ihm unbesucht blieb; im Süden gehen die Routen von Angra Pequena bis zum Großen Fischfluß und über diesen hinaus nach Osten; von da nach Norden, mitten durch das ganze Gebiet bis zum Kunene und auf portugiesisches Gebiet mit Parallelreisen und Abstechern nach der Walfischbai; im Osten bis zum Ngamisee und in die Kalahariwüste. Die Reisen erstreckten sich über die Jahre 1884 bis 1887 und Herr Dr. Schinz, ein bewährter Botaniker, auch auf andern Gebieten vortrefflich vorbereitet und zu Hause, darf uns daher als ausgezeichneter Führer in Deutsch-Südwestafrika dienen. Da er geborner Schweizer ist, dem deutscher Kolonialenthusiasmus fern liegt, so dürfen wir auch mit Vertrauen auf sein Urteil in bezug auf koloniale Dinge uns verlassen.

An einen halb vergessenen Mann, an den bei seinen Kolonialbestrebungen gescheiterten Bremer Lüderitz, knüpft die Reise an, denn dieser war es, der Dr. Schinz, zugleich mit einer Expedition, aussandte. „So lange Deutschlands Adler an fernen Gestaden weht, so lange darf auch der Name Lüderitz nicht vergessen werden", sagt uns der Schweizer in dankbarer Erinnerung an denjenigen, welcher mit Anstoß zur Entstehung unsrer Kolonialreiche gegeben hat.

Keineswegs ist Deutsch-Südwestafrika das aussichtslose Gebiet, als welches die Gegner der Kolonialentwicklung es uns hinstellen wollen. Ackerbauansiedlungen werden in Groß-Namaland (im Süden) und im mittleren Hereroland nur dann auf Erfolg rechnen können, wenn es gelingt, den Bauern einen sichern Markt für ihre Erzeugnisse zu schaffen. Jetzt fehlt dieser noch und er kann erst dann ins Leben gerufen werden, wenn der Abbau der Erzlagerstätten begonnen hat. Dann stellt sich das Bedürfnis nach Feldfrüchten von selbst ein und im Verein damit auch ein Kern von ackerbauenden Ansiedlern. Das ganze nördliche Hereroland, Upingtonia und jene unermeßlichen Landstriche östlich von Grootfontein bis gegen den Ngamisee hin sind nicht schlechter als die besten Striche des Transvaal, unendlich viel besser als das nördliche und nordwestliche Kapland. Wasser ist allerdings nicht überall vorhanden, in den gebirgigen Gegenden aber sah Schinz reiche Quellen mit meterbreitem Lauf in der trocknen Jahreszeit. Unerschöpflich sind die Wassermassen in der Regenzeit und es kommt nur darauf an, dieselben entsprechend zu sammeln. Bohrungen und Pumpwerke werden auch genügend Wasser liefern. Das Küstengebiet ist von der Ansiedlung ausgeschlossen; auch Groß-Namaland kann, wie oben schon erwähnt, auf Einwanderung von Ackerbauern keinen Anspruch erheben; geringer Regenfall und spärliche Quellen bedingen dieses.

Abgesehen vom Bergbau läßt sich aber in der Zucht von Schafen und Angoraziegen in Namaland eine Quelle des Reichtums schaffen. Es ist hierzu gerade so gut geeignet wie die Karru südlich vom Oranjefluß, wo die Zahl der von den Farmern gezüchteten Merinoschafe auf 5 Millionen geschätzt wird. Die Wollausfuhr der Kapkolonie, die im Jahre 1830 bloß 3300 Pfd. Sterl. betrug, ist fortwährend im Steigen begriffen und ist schon heute als eine der sichersten und reichsten Einnahmequellen dieses Landes zu bezeichnen. Im Jahre 1885 erreichte dieselbe nach der amtlichen Statistik bereits den Wert von $28\frac{1}{2}$ Millionen Mark. Eine solche Summe kann auch in Deutsch-Südwestafrika verdient werden, denn klimatisch und in bezug auf den Pflanzenwuchs stimmt Groß-Namaland mit der Karru überraschend überein. „Was dem Kapfarmer aber in der Karru möglich ist, das sollte doch in Groß-Namaland mit denselben Nutzen erzielt werden können. Daher frisch angefaßt!" ruft Dr. Schinz aus. Auch die Anpflanzung von Faserstoffen empfiehlt sich, weniger die Straußenzucht. Daß dagegen die Viehzucht zu großer Blüte gelangen kann, bedarf gar keines Beweises. Dafür genügt es, darauf zu verweisen, das die Herero eines jener afrikanischen Völker sind, bei denen das Rind, in gewaltigen Heerden gezogen, vollständige Lebensbedingung des ganzen Stammes geworden ist. In einer Beziehung ist das südwestafrikanische Schutzgebiet und namentlich Hereroland viel günstiger als die andern deutschen Kolonieen bedacht, indem dort nämlich nichts weniger als Mangel an Arbeitskraft ist. „Ich habe", schreibt Dr. Schinz, „den Bergdamara, der das gerade Gegenteil des hochmütigen und arbeitsscheuen Herero ist, stets als zuverlässigen, ausdauernden und bescheidenen Arbeiter kennen gelernt, der ohne viel Mühe zu jeder Beschäftigung angelernt werden kann. Für jedes Unternehmen, groß oder klein, wird es sich daher empfehlen, stets in erster Beziehung Bergdamara heranzuziehen; durch freundliche Behandlung läßt er sich, wie die Erfahrung zeigt, leicht gewinnen und erweist sich dann als williger und mit dem geringsten Lohn zufriedener Knecht".

Solche Aussichten, wie sie hier nüchtern, an der Hand der Thatsachen, gestützt auf dreijährige Landeskenntnis von einem Schweizer entwickelt werden, sind allerdings nicht „glänzend", aber doch tröstlich, genügend und die Behauptungen der Gegner entkräftend, Behauptungen, die aus Parteileidenschaft, aber nicht aus Sachkenntnis entspringen.

Ein derartiges sicheres Urteil vermochte Dr. Schinz aber nur abzugeben, weil er die natürlichen Verhältnisse des Schutzgebietes in wissenschaftlicher Weise erforscht hatte. Geologie,

[1]) Deutsch-Südwestafrika. Forschungsreisen durch die deutschen Schutzgebiete Groß-Nama- und Hereroland, nach dem Kunene, dem Ngamisee und der Kala Xari. Mit einer Karte, 18 Vollbildern und vielen Textillustrationen in Holzschnitt. Oldenburg, Schulzesche Hofbuchhandlung.

Klimatologie, Hydrographie, Fauna und Flora sind uns jetzt so eingehend bekannt, daß wir auf Grundlage des Bekannten sichere Schlüsse ziehen dürfen.

Das Schutzgebiet bildet eine von der Küste aus erst sanft, später rasch und steil aufsteigende Linie, die sich, nachdem sie die höchste Plateauerhebung erreicht hat, mit schwacher Neigung nach Osten senkt. So einheitlich nun aber auch die allgemeine Gestaltung, die Rohform Südwestafrikas, die in der hier dargestellten Profillinie zum Ausdruck kommt, erscheint, so verwickelt ist doch der feinere Bau derselben. Das Bild der orographischen Verhältnisse zeigen drei Formationen: 1) die Gneis- und Granitmassive, 2) die Sandsteinplateaus und 3) die Depression der Kalahari. Der westliche Abfall, entsprechend den Gneis- und Granitmassiven, ist vom Oranjefluß bis zum Kunene ein zusammenhängendes Gebirgsland; unmittelbar nördlich der Kapkolonie beschränkt sich diese Zone auf eine Breite von wenig mehr als 100 km; breitet sich aber nach Norden hin mehr und mehr aus. Gneis und Granit sind schon aus großer Entfernung an ihren charakteristischen Bergumrissen erkennbar. Nahe der Küste verschwinden die Hügelzüge unter der beweglichen Decke des Flugsandes, dort herrscht die Region wandernder Dünen, die, aus lockerm Sand aufgebaut, bis 30 m Höhe erreichen. Das ist der „große Sand“, durch den sich, bei stets wechselnden Wegen die Wagen von der Küste nach dem Innern durcharbeiten müssen. Gneis überwiegt den Granit;

Quer- und Längenprofil durch Deutsch-Südwestafrika.

ersterer bildet die sogenannte Kopjes, ein wüstes, zerklüftetes Haufwerk von Blöcken. Der Granit dagegen zeichnet sich durch seine schalige Plattenabsonderung aus und tritt in Form mächtiger Schollen auf. Gneis und Granit führen vielfach edle Erze, Graphit, Kupfer, Gold — bisher jedoch nicht in abbauwürdiger Menge. Zu ganz besonderer Entfaltung kommt die Gneis- und Granitformation im Hereroland, wo in den beiden Omatako-Pyramiden (2250 m), die sich als vereinzelte Kegel 1100 m über die Ebene erheben, die höchste Erhebung liegt.

Ostwärts lehnt sich an diese Urgesteine die Formation der Tafelberge an, die in Groß-Namaland zur größern Geltung gelangt und, von hier aus nach Norden zu sich mehr und mehr verschmälernd, im Hereroland nur inselartig vorkommt. Ihr Charakter wird durch die Tafelberge (umstehende Abbild.) bestimmt, durch Erosion herausmodellierte Gerippe eines großen, ehemals zusammenhängenden Hochplateaus sedimentären Ursprungs. Alle diese Berge scheinen gleichsam der Thalsohle künstlich aufgesetzt zu sein. Ihre Zusammensetzung ist keineswegs einheitlich, wie es nach der Form scheinen möchte, denn ein Teil besteht aus quarzitischen Sandsteinen (z. B. auf dem Huibplateau), ein andrer aus Schiefersandstein; als Decke des Sandstein findet sich dolomitischer Kalk.

Die Kalaharidepression im Nordosten bildet endlich die dritte Formation des Schutzgebietes. Es ist dieses das trocken gelegte und mit Sand überdeckte Becken eines Systems ehemals ausgedehnter Binnenseen, als deren Überreste wir den Ngamisee und die zahlreichen, der gänzlichen Austrocknung nicht mehr fern stehenden Salzpfannen zu betrachten

haben. Hauptgestein dieser Formation ist ein junger, weißer Kalkstein.

Was das Klima betrifft, so besitzt die Küstenlandschaft abweichende Verhältnisse vom Hinterland. Das südwestafrikanische Küstenklima zeigt eine verhältnismäßig niedrige Temperatur, zahlreiche nächtliche Nebel und geringe Regenmenge. Die Jahrestemperatur von Walfischbai (unter 24° s. Br.) ist nur 17°. Der heißeste Monat ist dort der Februar (20,3°) der kälteste der August (14,3°). Höchste Temperatur im Mai 35°, niedrigste im August + 3°. Unter Null sinkt das Thermometer nicht. Nur 21 Regentage! im ganzen Jahr ergaben die geringe Regenmenge von 44 mm, was für die Vegetation natürlich ohne Belang ist. Die Kühle des Küstenstriches und die ganzen klimatischen Verhältnisse desselben werden durch die kalte Strömung und kalten Südwestwinde bedingt. Breite dieser Zone 50 bis 70 km.

Deutsch-Südwestafrika. Tafelberge (Westabfall der Huibhochebene).

Ganz anders ist das Klima des Hinterlandes, das sehr extreme Temperaturen zeigt. Man unterscheidet eine heiße, durch Zenithalregen ausgezeichnete Periode, Oktober bis April, und eine kalte Trockenzeit, Mai bis September. In letzterer sinkt das Thermometer nachts bis auf — 7°. Während derselben Zeit aber giebt es nicht selten Mittagstemperaturen von + 40°, somit Unterschiede von 33°. Der Sonnenbrand erreicht zur Winterzeit bei Tag für Tag wolkenlosem Himmel eine gewaltige Größe und bewirkt Bodenerwärmung bis zu 60°. Es ist leicht verständlich, daß bei der nachfolgenden starken Nachtkühle dann die Felsen mit lautem Geknatter, wie von Gewehrsalven, springen, wofür die Herero einen besondern Ausdruck haben.

Deutsch-Südwestafrika. Westabfall des Tschirubgebirges in Groß-Namaland.
Übergang der Euphorbienzone zur Binnenlandvegetation. Im Hintergrunde die Sandregion. Vorn Aloe dichotoma.

Der Regen, der im Hererolande vorwiegend in die Monate Dezember bis Februar fällt, wird gewöhnlich von nordöstlichen Winden begleitet. Der Charakter des Regens ist meist jener der Gewitterregen; in Hereroland ist die Niederschlagsmenge größer als im Namalande. In beiden aber kommt es vor, das gewisse, keineswegs kleine Landstriche bis zu einem Jahrzehnt vollständig jeden Regens entbehren müssen! Hagel und Reif sind in Groß-Namaland, wo alljährlich vom Mai bis Juli die Bäche öfter zufrieren, keine unbekannte Erscheinung. Ob Schnee fällt, ist noch nicht sicher festgestellt.

Bezüglich der hydrographischen Verhältnisse sind der süd-

liche Grenzstrom (Oranje) und der nördliche (Kunene) nicht schiffbar. Auch der Okavango im Nordosten nicht; er ist ein sich zersplitternder Sumpfstrom, der in den Ngamisee (besser Nchabi), schon im britischen Gebiet mündet. Charakteristisch für das Gebiet sind die Omuramba, lehmige Flußbetten, die nur zur Regenzeit kotiges Wasser führen, schnell kommen und ebenso schnell verschwinden; nicht in ihrer ganzen Länge haben sie dann, einen oder zwei Tage lang, Wasser, sondern nur an einer bestimmten Stelle, so lange oberhalb derselben die Gewitter dauern. Sind die Omuramba, deren Zahl sehr groß, nur klein, dann benennt sie der Afrikaner mit dem holländischen Ausdruck Bley. Wirkliche Quellen sind im Süden sehr selten, häufiger im Norden. Dagegen ist das Grundwasser durch einen sehr großen Teil des Gebietes verbreitet und auf ihm, das künstlich zu Tage gefördet werden kann, beruht auch zum großen Teil die wirtschaftliche Zukunft des Landes.

Dem Klima entsprechend, zerfällt auch die Pflanzenwelt des Gebietes in eine Küstenzone und eine Hinterlandzone. Aber selbst die traurige Küstenlandschaft mit ihrem Sonnenbrand, dem Flugsand, dem fehlenden Grundwasser zeigt noch Pflanzenwuchs und stämmige Pelargonien, harzige Sarcocaulon, Salzbüsche, Giesekien, namentlich Asklepiadeen, alles Pflanzen, deren anatomischer Bau Wasseransammlung zuläßt und damit sie zum Dasein in der Wüste befähigt. Einjährige Pflanzen fehlen dort ganz, dagegen treiben die vorhandenen das ganze Jahr hindurch Blüten, beides durch klimatische Verhältnisse verursacht. Jenseit der Dünenzonen, wo das Grundwasser beginnt, bildet der Melkbosch (Milchbusch, Euphorbia) den Übergang von der Küstenvegetation zu jener des Binnenlandes. „Gleich Heuschobern auf einer großen Wiese, stehen diese dunkelgrauen, $1\frac{1}{2}$ bis $2\frac{1}{2}$ m hohen Büsche auf der weißen, sandigen Fläche zerstreut. Die einzelnen Hauptäste eines solch rundlichen, einem gewaltigen, verkehrt in den Boden gesteckten Besen nicht unähnlichen Busches, entspringen einem kurzen Stammstück und bilden in ihrer Gesamtheit eine dicht gedrängte, oben abgeflachte Buschmasse“. Es beginnt in den Ebenen der dem Fußwanderer lästige Busch mit kleinen, sperrigen, oft scharf bewehrten Sträuchern, endlich an der Grenze der Euphorbienzone tritt der erste, eigenartige Baum auf, die Aloe dichotoma (vergl. Abbildung). Akazien gesellen sich dazu, und ausgedehnte Grasfluren, die im Frühjahr mit entzückenden Blumen bedeckt sind, schieben sich dazwischen, freilich um bald wieder unter dem Einflusse glühender Sonnenstrahlen zu verschwinden. Namentlich der biologische Teil der Vegetationsschilderungen von Schinz ist ein Meisterstück des Werkes; doch können wir hier auf die Pflanzenverbreitung nicht weiter eingehen und erwähnen nur, daß die Südgrenze der Palmen (Hyphaene) im Schutzgebiet bei 19° 40′ liegt, etwas nördlicher davon die Südgrenze des Baobab.

Hererofrauen in Felltracht. Nach einer Photographie.

Die Tierwelt bildet auch in unserm Schutzgebiete nur noch „einen trüben Abglanz des frühern fabelhaften Tierreichtums“. Nashorn, Büffel, Flußpferd sind der Büchse gewichen, selten ist der Elefant im Nordosten. Auch den Löwen, Leoparden ist es so ergangen.

Zum Schlusse nur noch wenige Worte über die Menschen. Auch auf ethnographischem Gebiet bewährt sich die Tüchtigkeit und Sachkenntnis des Verfassers. Seine eignen erworbenen Kenntnisse verknüpft er mit den reichen Erfahrungen früherer Forscher und derjenigen der rheinischen Missionare, deren Thätigkeit in jeder Beziehung, und auf wissenschaftlichem Gebiet ganz besonders, er uneingeschränkt lobend erwähnt. Im Süden die Nama und Buschleute, im Norden die zu den Bantunegern gehörigen Herero, so scheidet sich die Bevölkerung des Schutzgebietes in zwei feindliche Rassen. Im Süden hat sich von weißen Vätern und Hottentottenfrauen stammend, das mehr und mehr an Bedeutung gewinnende, nach Schinz zukunftsreiche Volk der Bastards herausgebildet, „ausgestattet mit einer großartigen Fruchtbarkeit und einer daraus hervorgehenden Expansivkraft“. Es wird demnächst das Volk, von dem es mütterlicherseits abstammt, beherrschen und eine Stütze der deutschen Regierung werden. Hang zur Seßhaftigkeit gepaart mit hottentottischem Umherstreifen, und Ackerbau und Jagd, beide sind beim Bastard vertreten. Das Haar hält in der Länge die Mitte zwischen dem beider Eltern mit Neigung zur Wollbildung, so auch die wechselnde Haarfarbe. Kennzeichnend für den Bastard sind runde Nasenlöcher und zierliche, kleine Hände, beides Erbstücke mütterlicherseits.

Die viehzüchtenden Ovaherero (sing. Omuherero), die der deutschen Schutzherrschaft widerstreben, was seit dem

kürzlich erfolgten Tode ihres Herrschers Kamaherero sich ändern dürfte, sind häufig und eingehend von den rheinischen Missionaren u. a. geschildert worden und es finden diese Schilderungen in dem von Schinz Mitgeteilten Bestätigung und Ergänzung. Eingehend schildert er die eigentümliche Felltracht der Frauen, die in der Abbildung wiedergegeben ist. Grundlage ist ein Leibchen (omutombe), das aus 30 bis 50 seitlich verbundenen Ketten besteht, die aus aufgereihten Scheibchen von Straußeneiern gebildet werden. Sie sind mühsam herzustellen und haben daher den Wert von ein bis zwei Ochsen. Mit dem vorschreitenden Aussterben des Straußes verschwindet diese alte Tracht. Außer der handbreiten Schamschürze ist der Unterkörper noch in gegerbtes, breites Fell gehüllt, das beim Gehen hochgeschürzt wird. Über dem Rücken hängt ein großer, bis auf den Boden reichender, schmiegsamer Mantel aus einem Ochsenfell, dessen Außenseite vom Kopf an mit Schnüren von Eisenperlen geschmückt ist. Die Kopfbedeckung wird durch eine Lederhaube mit drei Flügeln gebildet, die mit feiner Stickerei versehen wird. Das Ganze gleicht einem mittelalterlichen Helm und wird nur von verheirateten Frauen getragen.

Daniel Garrison Brinton.

Mit dessen Bildnis.

Vor reichlich 30 Jahren, als die amerikanische Archäologie noch in den Windeln lag, erschien zu Philadelphia ein Büchlein von 200 Seiten in Duodezformat, betitelt: „Bemerkungen über die Halbinsel Florida". In seiner Vorrede bemerkt der Verfasser desselben: „Das vorliegende kleine Werk ist das teilweise Ergebnis müßiger Stunden, die ich auf das Studium der Geschichte der Halbinsel Florida verwandte." Ein „kleines" Buch war es allerdings nur, aber zu gleicher Zeit doch ein Werk von so hervorragender Bedeutung, daß es noch heute den besten Überblick über die Archäologie dieser wunderbaren Halbinsel bietet. Der Verfasser dieses Büchleins, der beim Erscheinen desselben erst 22 Jahre alt war, ist heute eine der ersten Autoritäten auf dem Gebiete der indianischen Linguistik und Archäologie: Daniel Garrison Brinton.

Dr. Brinton wurde geboren am 13. Mai 1837 zu Thornbury, Chester County, Pennsylvania, er stammt aus altenglischer Quäkerfamilie.

Das Interesse, mit dem Brinton sich sein Leben lang dem Studium der amerikanischen Indianer gewidmet hat, mag zu nicht geringem Teile dem Umstande zuzuschreiben sein, daß auf seiner väterlichen Farm sich die Reste eines alten Delawarenlagers befanden. Manchen Tag verbrachte der Knabe damit, an diesem und ähnlichen Plätzen die zerbrochenen Pfeilspitzen, die Steinäxte und Topfscherben zu sammeln, welche an jene geheimnisvolle, ältere Rasse erinnerten. Das Studium von Mac Clintocks Antiquarian Researches, einem heute fast vergessenen Buche, befestigte und erweiterte diese Interessen. Das Werk jedoch, dem er vor allen andern einen bildenden Einfluß auf seine jugendlichen Neigungen zuschreibt, war Humboldts Kosmos, dessen englische Übersetzung im Alter von 15 bis 16 Jahren seine Lieblingslektüre bildete.

Er absolvierte Yale College im Jahre 1858 und studierte dann Medizin in Philadelphia, wo er 1860 zum Doktor der Medizin promovierte. Nach einem Jahre, das er größtenteils in Paris und Heidelberg zubrachte, riefen ihn die Kriegsereignisse ins Vaterland zurück, und er trat als Wundarzt in die Reihen der Freiwilligen ein. Nachdem er im Felde eine zeitlang als Generalarzt des elften Armeekorps gedient hatte, wurde er als Inspektor der Hospitäler nach Illinois gesandt, wo er bis zum Ende des Krieges verblieb. 1867 wurde ihm die Stelle als Redakteur des Medical and Surgical Reporter angeboten, der in jener Zeit die einzige medizinische Wochenschrift zu Philadelphia war. Diesen Posten hat er ununterbrochen bis 1887 versehen.

Im Jahre 1884 wurde er zum Professor der Ethnologie an der Academy of Natural Sciences zu Philadelphia ernannt und 1886 zum Professor der amerikanischen Linguistik und Archäologie an der University of Pennsylvania. An beiden genannten Anstalten hält er jeden Winter eine Reihe von Vorlesungen, die sich der allergrößten Beliebtheit erfreuen, wie die zahlreiche Zuhörerschaft beweist.

Brinton begann seine wissenschaftliche Thätigkeit, wie gesagt, 1859 mit seiner Abhandlung über die Insel Florida, ihre Geschichte, Indianerstämme und Altertümer. Sein nächstes bedeutenderes Werk waren „The Mythes of the New World", eine Arbeit über den Glauben und die Mythologie der roten Rasse Amerikas (New York 1868, 2. Aufl. 1876). Weitere Bücher aus seiner Feder sind: „The Religious Sentiment, its Source and Aim", ein Beitrag zur Religionswissenschaft (New York 1876); „American Hero Myths: a study in the native religions of the Western Continent" (Philadelphia 1882); „Essays of an Americanist" (Philadelphia 1890); „Races and Peoples"; „Lectures on the Science of Ethnography" (New York 1890). Sein neuestes Werk ist betitelt: „The American Race", welches eine sprachliche Klassifizierung und ethnographische Be-

schreibung der eingeborenen Stämme von Nord- und Südamerika liefert.

Von den ethnologischen Abhandlungen Brintons sind die hervorragendsten: „Die Nationalsage der Chahta-Muskokistämme“, „Bemerkungen über den Kodex Troano“, „Die Längenmaße der halb zivilisierten Nationen von Mexiko und Zentralamerika“, „Über die Xincaindianer von Guatemala“ und „Die Bücher von Chilan Balam“. Dazu die speziell archäologischen Schriften, wie: „On the Probable Nationality of the Mound-builders“, worin der Verfasser die Theorie verficht, daß jene Erbauer der rätselhaften Grabhügel im Ohiothale demselben Stamme, wie die Choctaws, angehörten und wahrscheinlich deren Vorfahren waren; „On the Cuspidiform Petroglyphs, or Bird track Sculpture of Ohio“; und endlich seine Arbeit über die prähistorische Chronologie von Amerika.

Auch mit Folklore hat sich Brinton beschäftigt. „Die Reise der Seele“, eine vergleichende Studie über die Mythologie der Azteken, Arier und Ägypter, sowie sein „Folklore von Yukatan“ sind die Früchte dieser Studien.

Diese stattliche Reihe von Schriften, auf welche jeder Gelehrte stolz sein könnte, wenn sie das Resultat eines ganzen Menschenlebens wäre, stellt doch noch längst nicht Brintons gesamte wissenschaftliche und litterarische Thätigkeit dar. Er ist ferner Herausgeber und Redakteur der „Bibliothek für die eingeborene amerikanische Litteratur“. Von den acht Bänden, die bisher in derselben erschienen sind, hat er selbst die folgenden sechs verfaßt: The Chronicles of the Mayas, The Comedy-Ballet of Güegüence, The Lenâpé and their Legends, The Annals of the Cakchiquels, Ancient Nahuatl Poetry und The Rig Veda Americanus.

Alle diese Werke sind von unzweifelhaftem Wert. Trotzdem haben sie von verschiedenen Seiten die heftigsten kritischen Angriffe erfahren. Bei der rückhaltlosen Art und Weise, in der Brinton schreibt, kann man sich darüber nicht wundern; der Geschicklichkeit, mit welcher seine Schriften verfaßt sind, thut diese Opposition keinen Abbruch; sie zeugt vielmehr gerade von der großen Bedeutung derselben für die Förderung und Klärung der Wissenschaft.

Auf dem Gebiete der Linguistik hat Brinton in den letzten beiden Jahrzehnten erscheinen lassen: Eine neue Ausgabe von Rev. Cyrus Byingtons Grammatik der Choctawsprache; Beiträge zu einer Grammatik der Muskokisprache; das alte phonetische Alphabet von Yukatan (Landas sogenanntes Mayaalphabet); die Arawacksprache von Guayana, worin der Verfasser nachweist, daß die Nationen, welche zur Zeit der Entdeckung die Bahama- und Antilleninseln bewohnten, der Arawackfamilie angehörten; diese Abhandlung enthält auch eine Analyse der Sprache der Natchez auf Hayti, welche nach der Ansicht des Verfassers nur ein Dialekt der Chata-Muskoki-Familie; ferner: die Namen der Götter, eine exegetische Studie über das Popol Vuh, das nationale Buch der Quiches von Guatemala; eine Grammatik der Cakchiquelsprache von Guatemala; amerikanische Sprachen, und warum wir sie studieren sollten; die wissenschaftliche Grammatik der amerikanischen Sprachen nach Wilhelm von Humboldt, nebst der Übersetzung eines unveröffentlichten Aufsatzes desselben über das amerikanische Verbum; Bemerkungen über das Mangue, einem ausgestorbenen Dialekt, der früher in Nicaragua gesprochen wurde; Taensa-Grammatik und Wörterbuch; Studie über die Nahuatlsprache; die phonetischen Elemente in dem graphischen System der Mayas und Mexikaner; der Begriff der Liebe in einigen amerikanischen Sprachen; über die ikonomatische Methode der phonetischen Schreibweise; und endlich 1889 ein Lenâpé-Englisches Wörterbuch, das er in Verbindung mit Rev. Albert Segaqkind Anthony herausgab auf Grund eines Manuskriptes aus dem letzten Jahrhundert, welches in der Herrnhuterkirche zu Bethlehem, Pennsylvania, aufbewahrt wird.

Auf dem Gebiete der allgemeinen Sprachwissenschaft hat er verschiedene Aufsätze über die Möglichkeit einer internationalen Gelehrtensprache in den Verhandlungen der Amerikanischen Philosophischen Gesellschaft veröffentlicht. Die Hauptgedanken derselben wurden zusammengefaßt in einer Broschüre über „die Ziele und Grundzüge einer Weltsprache“, welche 1889 erschien.

Dr. Brintons wissenschaftliche Thätigkeit umfaßt ein so weites Gebiet, daß es schwierig ist, ihm auf allen seinen Streifzügen zu folgen. Aber wenn wir uns dem allgemeinen Urteil der ethnologischen, archäologischen und linguistischen Kritik anschließen dürfen, so hat er keinen Gegenstand berührt, ohne neues Licht auf denselben zu werfen. Und jung an Jahren, steht er heute noch da im Vollbesitz seiner geistigen und körperlichen Kraft und bereitet sich vor auf eine Reihe weiterer Arbeiten. Die amerikanische Wissenschaft und Litteratur darf stolz sein auf solch einen Mann. (Charles Abbott in Popular Science Monthly.)

Neue Forschungen über Korea.

Von Dr. W. Kobelt.

Woodville Rockhill. — Staatseinnahmen. — Rechtspflege. — Tibetanische Einflüsse. — Dr. Koikes Forschungen. — Fusan. — Unempfindlichkeit für abendländische Einflüsse. — Volksmedizin. — Kastenartige Standesgruppen. — Viehzucht. — Häuser. — Schmeltz über ethnographische Gegenstände aus Korea. — Koreanische Totenurnen. — Das Klima.

Die Halbinsel Korea, der Teil Asiens, welcher es trotz seiner Lage am Meer verstanden hat, sich der europäischen Zivilisation am längsten zu verschließen, gehört noch zu den verhältnismäßig am wenigsten bekannten Teilen des Kontinents, und jeder Beitrag zu seiner genaueren Kenntnis muß darum mit Freuden begrüßt werden. Die letzten Monate haben einige recht schätzenswerte Arbeiten gebracht; Amerikaner, Deutsche und Japaner sind um die Wette bemüht, die Litteratur über Korea zu bereichern.

Aus Amerika erhalten wir eine Arbeit von W. Woodville Rockhill[1]), welcher das Material dazu während eines viermonatlichen Aufenthalts als amerikanischer Resident in Söul teils aus dem Munde von Koreanern und Chinesen, teils aus der einheimischen Litteratur gesammelt hat. Er ist überrascht von der Ähnlichkeit des koreanischen Lebens mit dem chinesischen, aber nicht mit dem des China von heute, sondern mit dem des Landes der Tang und Ming, des China vor tausend Jahren. Damals hat Korea sich dem Einfluß des hochzivilisierten Nachbarreiches willig hingegeben, sich aber nachher um so hartnäckiger gegen jede fremde Einwirkung abgeschlossen. — Die Staatseinnahmen werden, wie in China, hauptsächlich in Natura erhoben. Die wichtigste Abgabe ist eine Art Grundsteuer, die vom bebauten Land erhoben und alljährlich dem Stand der Ernte entsprechend festgesetzt wird, sie besteht natürlich der Hauptsache

[1]) Notes on some of the Laws, Customs and Superstitions of Korea. In the American Anthropologist, Vol. IV, p. 177 (April 1891).

nach in Reis, welcher in den Provinzialhauptstädten in Magazinen angesammelt wird. Außerdem leistet noch jede Provinz einen bestimmten Tribut entweder in Natura (Pferde, Reis, Hanfgewebe, Papier, getrocknete Fische, Ginsengwurzeln) oder deren Wert in Kupfergeld. Handwerker, Händler und dergleichen zahlen ihre Abgabe in Hanfgewebe oder in Papier, Fischer in getrockneten Fischen. Geld außer den kupfernen Scheidemünzen kommt in den koreanischen Gesetzen heute noch nicht vor. Trotzdem existieren jetzt zahlreiche Banken und Geldwechsler, die unter behördlicher Aufsicht stehen und eine Abgabe zahlen. — Eine wichtige Einnahme liefert der Regierung das Monopol des Verkaufs der Ginsengwurzel, welche nur in der Provinz Kuan-ting gezogen werden darf; der Ertrag des Monopols wird auf 250000 Dollars jährlich geschätzt.

Die Rechtspflege ist ziemlich gut organisiert; es bestehen Provinzialrichter, ein höherer Gerichtshof und als höchste Instanz der König. Wer den letztern anrufen will, setzt sich mit einer Bittschrift in der Hand an das Thor des Palastes auf eine Matte, oder er stellt sich an eine Straßenstelle, die der König zu passieren hat, und klopft, wenn derselbe mit dem Hofstaat vorüberzieht, an ein leeres, metallenes Reisgefäß, in beiden Fällen kommt alsbald ein Beamter und nimmt die Bittschrift in Empfang. Die Strafen sind Hinrichtung durch Enthauptung, Prügel in verschiedenen Abstufungen und Verbannung auf verschiedene Zeit und verschiedene Entfernung von der Hauptstadt; indes können viele Strafen abgekauft werden und besteht dafür ein förmlicher Tarif: für 100 Stockhiebe sieben Unzen Silber oder zwei Stück Hanftuch, und so fort. Vertretung vor Gericht ist nicht gestattet, Anwälte giebt es nicht. Das Recht innerhalb der Familie entspricht ganz dem chinesischen, der Vater hat unbedingtes Recht über das Leben seiner Kinder, er kann sie auch als Sklaven verkaufen. Der Herr kann aber seinen Sklaven nicht töten ohne vorhergehenden gerichtlichen Prozeß. Kinder, die eine Sklavin von ihrem Herrn bekommt, gehören diesem, aber die Söhne werden, sobald sie großjährig sind, frei (d. h. sie sind wohl gerade so gestellt, wie legitime Kinder auch).

Die Regierung thut gegenwärtig viel für die Entwickelung der Hilfsquellen des Landes, das allerdings von der Natur nicht sonderlich glänzend ausgestattet ist. Sie befördert nicht nur die Anpflanzung von Obst- und Lackbäumen, sondern auch die Wiederbewaldung der arg verwüsteten Küstenberge und hat zu diesem Zweck ausgedehnte Baumschulen angelegt. Alle Arbeiten werden in Frohne ausgeführt; jeder männliche Koreaner hat vom Beginn der Majorität bis zum 60. Jahre eine bestimmte Anzahl von Tagen jährlich zu frohnen; die Zahl wird nach dem Grundbesitz bemessen und beträgt sechs Tage für je 8 Acres.

W. Rockhill hat es sich sehr angelegen sein lassen, seine einheimischen Gewährsmänner über den Ursprung einiger auffallender Gebräuche auszufragen; was ihm über die Einführung der eigentümlichen Hutform, der weißen Oberkleidung und dergleichen mitgeteilt wurde, trägt vielfach den Stempel der modernen Erfindung, während andre Notizen für den Folkloristen hochinteressant sind. Bemerkenswert sind auch seine Angaben über die Spuren tibetanischen Einflusses; die Gebräuche der Buddhisten in Korea weichen in vieler Hinsicht von denen der Chinesen und Japanesen ab und ähneln denen der Tibetaner; auch manche Feste sind wohl in Tibet, aber nicht in den andern buddhistischen Ländern bekannt.

Einen sehr wichtigen Beitrag zur Kenntnis von Korea liefert der japanische Arzt Dr. Koike[1]), der als Vorsteher des von der japanischen Regierung für ihre Unterthanen in Fusan errichteten Krankenhauses zwei Jahre lang in Korea stationiert war. Völlig europäisch gebildet, sieht der geborene Japaner die Koreaner doch mit ganz andern Augen und mit einem ganz andern Verständnis an, als der Europäer, der ihnen so unendlich viel ferner steht und dem selbst schon die religiösen Vorstellungen der Japaner kaum faßbar sind. Dr. Koike hatte außerdem als Arzt die allerbeste Gelegenheit, den vornehmen Koreanern näher zu treten, und ein ganz besonderer Vorteil für seine Arbeit war, daß seine Frau, obwohl Japanerin, mit vollem Verständnis daran teilnahm und ihm den genauesten Aufschluß über vieles verschaffen konnte, was die koreanischen Damen einem Manne nie enthüllt haben würden. Auch hatte er in dem Ortsvorsteher des 30 koreanische Meilen von Fusan entfernten Fleckens Torai, Kin Zenkin, einem Hauptvertreter der koreanischen Fortschrittspartei, einen ebenso zuverlässigen wie sachverständigen Gewährsmann für alle Korea betreffenden Fragen.

Die Umgebung der Hafenstadt Fusan ist öde und unfruchtbar, die Berge kahl, auf den Kämmen mit Krummholz (Pinus parviflora) bedeckt, nur nach Norden hin wachsen wertvollere Nadelhölzer (Cryptomeria japonica, Chamaecyparis obtusa). Das Klima ist sehr gesund, obschon die häufigen jähen Temperaturschwankungen leicht Katarrh hervorrufen; die angesiedelten Japaner gedeihen sehr gut. Dr. Koike hat die Bekanntschaft der Koreaner schon gemacht, als die große Gesandtschaft des Königs in die japanische Residenz einzog. Sie haben ihm und andern Japanern damals sehr imponiert durch den „echt chinesischen Ernst, womit sie, jeder kleinlichen Neugierde bar, gegenüber dem Anblick all dieser Herrlichkeiten ihre Fassung bewahrten. Nil admirari schien der Wahlspruch der Koreaner zu sein. Alle neueren, auf der technischen Nutzanwendung der Naturkräfte beruhenden Einrichtungen, wie Telegraphen und Eisenbahnen, Maschinenwerkstätten und Fabriken, vermochten auch nicht den allergeringsten Eindruck auf sie zu machen." Mit großen Erwartungen ging er deshalb in das Land dieser Philosophen, aber schon eine kurze genauere Bekanntschaft genügte, um ihn gründlich zu enttäuschen. „Die nähere Bekanntschaft mit dem Volk läßt bei mir keinen Zweifel darüber aufkommen, daß lediglich Unempfänglichkeit für äußere Eindrücke und dumpfe Trägheit zum Handeln Hauptcharaktere sind. Erstere erklärt ohne Zwang jene von uns fälschlicherweise bewunderte Gleichmütigkeit, welche mit der Handlungsträgheit auch insofern zusammenhängt, daß sie bewußte Teilnahme an dem großen ostasiatischen Kulturkampfe von vornherein ausschließt. — Nicht allein der fremden Kultur, sondern auch der unmittelbaren Umgebung gegenüber verhalten sich die Koreaner vollkommen gleichgültig. In ihrer schmutzigen Hülle von Kleidung, mit ihrem unreinen Trinkwasser und erbärmlichen Mahl zeigen sie den höchsten Grad confuzianischer Selbstzufriedenheit, ausgeartet einerseits, wie sie anderseits die grausamste Tortur und den himmelschreiendsten Justizmord geduldig über sich ergehen lassen. In ihrer Unempfindlichkeit setzen sie ihr Leben der äußern Gewalt aus, als wäre es ein fremdes Gut."

Dr. Koike giebt in streng wissenschaftlicher Form zunächst eine Übersicht der Sitten und Gebräuche, welche mit dem Leben des Koreaners von der Wiege bis zum Grab in Verbindung stehen, der Feste und abergläubischen Zeremonien. Die Volksmedizin ist natürlich krasser Aberglaube. Alle Krankheiten entstehen durch den Zorn böser Sterne. Diesen zu beschwichtigen, muß ein naher Verwandter des Kranken, nachdem er kalt gebadet, um Mitternacht Gebete an die Sterne richten; dann werden auch den andern Göttern Opfer gebracht und endlich der Rock des Kranken an eine Stange gebunden und nach den vier Himmelsgegenden geschwenkt.

[1]) Zwei Jahre in Korea. Übersetzung des im Verlag der militärärztlichen Gesellschaft in Tokio 1887 erschienenen Aufsatzes im Internationalen Archiv f. Ethnogr. IV, Heft 1.

Endlich wird der Rock an der Feststätte feierlich und tüchtig ausgeklopft. Eine besondere Zeremonie findet bei genesenden Pockenkranken statt. Die Ansteckungsfähigkeit dieser gefürchteten Krankheit ist auch bei den Koreanern bekannt und Häuser, in denen sie herrscht, werden durch ein aus Fichtenzweigen geflochtenes Seil gesperrt. Ist die Krankheit erloschen, so muß der Pockengeist noch einmal bewirtet und dann heimgesendet werden. Dazu werden die Verwandten eingeladen, es wird dann ein Pferd aus Stroh geflochten, diesem der für den Geist bestimmte Anteil an den Speisen aufgeladen, und mit ihm bis an die Dorfgrenze gebracht. Erst nach Erledigung dieser Zeremonie darf das Seil entfernt und das Haus geöffnet werden. — Täuschung der bösen Krankheitsgeister wird auch hier und da versucht. Wer in das „verhängnisvolle Lebensalter" tritt, bekleidet in der Nacht des vierzehnten Tages im ersten Monat eine Strohpuppe mit seinen Kleidern und trägt sie aus dem Hause; er muß dann aber am folgenden Tage eine bestimmte Diät beobachten und am Abend auf einer Brücke den Aufgang des Mondes abwarten. Brücken sind überhaupt gesegnete, von den bösen Geistern gemiedene Orte; wer an dem genannten Tage, den man den Tag des auf die Brücke Tretens nennt, sieben verschiedene Brücken besucht, hat das ganze Jahr hindurch Glück.

Von der Justiz und Verwaltung ist der Japaner viel weniger erbaut als der Amerikaner Rockhill. „Obgleich die konfuzianisch-menzische Sittenlehre sich im koreanischen Familienleben durchaus eigenartig wiederspiegelt, so vermag sie doch nicht die grellen Mißtöne der Laster und Gebrechen dieses garstig heruntergekommenen Volkes zu bedecken. Zur Trägheit und Unempfänglichkeit für äußere Eindrücke, wovon schon oben die Rede war, gesellen sich schrankenloser Hochmut, Heimtücke, Genußsucht und Mangel an Ehrgefühl. Fast allein Geschenke bewirken die Beförderung der Beamten und die Erlangung eines günstigen Richterspruches. Trotz des grausamen Strafverfahrens kommen Diebstahl und Unterschlagung sehr häufig vor, während jene chinesische Räuberromantik, die in Shwuy Hoo Chuen eine wirkungsvolle poetische Gestaltung gewann, den Koreanern völlig fremd erscheint."

Die Koreaner zerfallen in vier kastenartig gesonderte Standesgruppen. Die erste umfaßt den Adel und die meisten Beamten, und sie zerfällt in eine östliche oder Militär- und eine westliche oder Zivilabteilung. Die zweite Kaste umfaßt Gelehrte, Künstler und einige Beamte, auch die höheren Ärzte, die dritte die Kaufleute, die vierte die Arbeiter, mit denen die niederen Ärzte rangieren. Die Zahl der Handwerker ist eine sehr geringe, Weberei, Papierfabrikation und Porzellanmanufaktur sind fast ausgegangen. Von den Priestern, die seit Jinsos Zeit militärisch organisiert sind, wird eine Art Examen verlangt; sie treiben übrigens ein Handwerk nebenher und stehen in geringer Achtung.

Die Gesetze verpflichten den Koreaner zur Zucht von Rindern, Schweinen, Hunden und Hühnern, die alle gegessen werden; ferner von Pferden und Maultieren; Ziegen und Schafe werden nur in wenigen Gegenden gehalten, die Bienenzucht ist wenig verbreitet, die Seidenzucht nur in der Provinz Heian stärker entwickelt.

Die koreanischen Häuser sind noch ärmlicher und weniger komfortabel als die japanischen, aber sie haben einen großen Vorzug, eine äußerst praktische Heizung, die wie in den römischen Hypokausten unter dem Fußboden angebracht ist und Sommer und Winter in Thätigkeit bleibt, im Sommer, um die Bewohner vor Feuchtigkeit und Insekten zu schützen. Diese Ontotsu oder Kutsuao genannte Vorrichtung wurde unter der Regierung Shukusos von dem Rat Kin Shiten erfunden; sie erspart den Koreanern das Bett. Dr. Koike hat auch in seinem Hospital Zimmer damit versehen lassen und giebt eine ganz genaue Beschreibung der Anlage [1]). Der Boden wird mit Papier überzogen, welches durch einen Überzug mit Toyeki, einer aus der Soyabohne, Perillaöl und Eiweiß bereiteten Flüssigkeit gegen Wasser unempfindlich gemacht worden ist. Mit der Reinlichkeit ist es in ganz Korea nicht weit her und die Verwendung der Abfallstoffe zum Düngen ist in Korea noch unbekannt. Nur Torai hat unter seinem intelligenten Ortsvorstande in dieser Beziehung Fortschritte gemacht und seine fleißigen Bewohner holen sogar die Fäkalien aus Fusan.

Der hier zur Verfügung stehende Raum gestattet nicht, die Mitteilungen aus der Arbeit des japanischen Militärarztes weiter auszudehnen; das Vorstehende wird genügen, um zu beweisen, welche reiche Fundgrube für die Kenntnis Koreas seine Beobachtungen bilden.

Unmittelbar an die japanische Arbeit schließt sich in demselben Bande des Intern. Archivs für Ethnographie eine umfangreiche und sehr reich ausgestattete Abhandlung des verdienstvollen Herausgebers dieser Zeitschrift, J. D. E. Schmeltz, über die im Reichsmuseum in Leiden befindlichen Ethnographica aus Korea [2]), welcher auch eine Übersicht der neueren, die Halbinsel betreffenden Litteratur beigegeben ist. Ein Eingehen auf Einzelheiten ist hier unmöglich; sie ergänzen Koikes Mitteilungen auf das Erfreulichste. Schmeltz bemerkt, daß die Ornamentmotive der koreanischen Geräte sich wohl sämtlich in der chinesischen, aber nur teilweise in der japanischen Ornamentik wiederfinden. Korea empfing seine Kultur von China und teilte sie an Japan mit, aber in letzterem Lande fand eine reiche und selbständige Weiterentwickelung statt, während Korea stationär blieb und langsam wieder zurückging. Die Ursache dürfte auf anthropologischem Gebiet liegen. Japan hat neben den Ainos und dem mongoloiden, den Chinesen und Koreanern ähnlichen Stamm eine starke, den Malaien verwandte Beimischung, welche Adel und Herrscherhaus geliefert hat; in Korea fehlt dieses Element und die koreanische Kultur wurde zu Ende des sechzehnten Jahrhunderts durch den verheerenden Einfall der Chinesen unter Hideyoshi gebrochen. Die Porzellanmanufaktur z. B., welcher das japanische Satsumaporzellan entsproßte, ist seit der Zeit vollständig erloschen; in ganz Korea wird kein Porzellan mehr bereitet, welches diesen Namen verdient.

Wir haben endlich hier noch eine amerikanische Arbeit zu erwähnen, welche die Schmeltzsche in einer Richtung ergänzt, nämlich über Produkte alter koreanischer Töpferei, welche jetzt nur noch in koreanischen Grabhügeln gefunden werden [3]). Japanischer Sammeleifer hat zuerst auf den Inhalt der in Korea massenhaft vorhandenen alten Grabhügel aufmerksam gemacht. Diese Gräber, die in manchen Gegenden ein Viertel der Oberfläche einnehmen sollen, werden von den Koreanern sehr in Ehren gehalten und systematische Ausgrabungen besonders seitens Fremder sind unmöglich. Doch finden sich immer Eingeborene bereit, gegen eine geringe Belohnung sie zu plündern und Jouy hat als Resident in Korea eine reiche Sammlung zusammenbringen können, zum Teil

[1]) Es ist gewiß von Interesse, daß lange vor der Erschließung Koreas ein Ingenieur in Frankfurt, dessen Namen mir leider entfallen ist, sich eine Zimmerheizung konstruiert hat, welche in allen Einzelheiten mit dem koreanischen Ontotsu übereinstimmt Ko.

[2]) Die Sammlungen aus Korea im ethnographischen Reichsmuseum zu Leiden. In Intern. Archiv für Ethnographie IV, 1 u. 2, S. 45 bis 65 und 3, S. 105 bis 138, mit Tafel 1 bis 3.

[3]) Jouy, Pierre Louis, the Collection of Korean Mortuary Pottery in the U. S. National Museum in the U. S. National Museum. In Rep. Smithson. Institution for the year ending June 30, 1888. Washington 1890. Pl. 83—86.

sogar aus sehr alten Gräbern, mit steinernen Pfeilspitzen und Dolchen zusammen und noch ohne Benutzung der Töpferscheibe hergestellt. Die Gestalt und die Ornamentik ähneln vielfach den ältesten südjapanischen Geschirren in den japanischen Museen und Privatsammlungen. Andre finden sich mit Bronzeringen und Pferdegeschirren zusammen und so fort in lückenloser Folge bis zur Neuzeit. Es würde bei einiger Ausdauer nicht schwer fallen, die ganze Entwickelung der koreanischen Töpferei von ihren ersten Anfängen an zusammenzubringen und wir machen deshalb auf diese reiche und kaum ausgebeutete Fundgrube noch einmal besonders aufmerksam. Die Beigaben sind mit den Leichen in Steinkisten verwahrt und deshalb meist tadellos erhalten.

Zum Schlusse wollen wir auf eine Arbeit über das Klima Koreas aufmerksam machen, welche in den Annalen für Hydrographie 1891, Nr. 1 sich befindet. Dieselbe begründet sich auf regelmäßige meteorologische Beobachtungen in den Häfen Fusan und Juensan an der Ostküste und Tschimulpo an der Westküste. Nach den dort vorgenommenen dreijährigen Beobachtungen zeigt der Luftdruck eine ausgesprochene jährliche Periode; er ist hoch vom November bis Februar und niedrig vom Mai bis September. Die Lufttemperatur, die an der Westküste etwas kühler als an der Ostküste ist, entspricht im Jahresmittel den auf derselben Breite gelegenen Plätzen Nordamerikas. Während der Sommer an den genannten drei Plätzen gleiche Wärme zeigt, ist der Winter in Tschimulpo und Juensan strenger als in Fusan. Temperaturen unter Null Grad kommen überall vor; die mittlere Lufttemperatur der wärmsten Monate (Juli, August) ist 26,2 bezw. 26,8°; der kältesten (Januar, Februar) — 4,4 bezw. — 5,1°. Der Wind zeigt ausgesprochene Periodizität von fast monsunartigem Charakter. An der Nordostküste herrschte die östliche Richtung, an der Westküste die südwestliche. Die Regenzeit fällt in den Sommer, die Trockenzeit in den Winter. Schneefälle kommen in Fusan nicht vor.

Der Sternhimmel bei den Finnen[1]).

Es ist ganz natürlich, daß der glänzende Sternhimmel während der langen Winternächte in Finnland Gegenstand der Aufmerksamkeit und Beobachtung des Volkes gewesen ist. Eher könnte man darüber in Erstaunen geraten, daß davon verhältnismäßig wenig Spuren in der erhaltenen finnischen Mythologie zu finden sind. Die Ursache scheint dafür doch nur die zu sein, daß man bis in die letzte Zeit diese Seite des Volkswissens nicht studiert hat. Doch hörte schon Dr. Reinholm im Kirchspiel Halikko unweit von Åbo, daß die „Sterne ehemals vergöttert gewesen sind".

Die erste Reihe von etwa zehn finnischen Namen der Konstellationen und Sterne wurde von Gottlund in seinem Werke „Otawa" veröffentlicht und einige neue wurden von Lönnrot, Reinholm und H. Laitinen aufgezeichnet. Sie waren aber alle, wie es scheint, nur zufällig gefunden und aufgeschrieben. Erst durch die Sammlungen von Dr. K. Krohn fängt man an zu ahnen, wie bekannt die sichtbare Sternwelt einst dem finnischen Volke gewesen ist. Auf seinen Reisen in den Jahren 1884 und 1885 traf er nämlich in dem Kirchdorf Karstula, nordöstlich von Jyväskylä, ein Weib damit beschäftigt, die Sternbilder mit Spänen auf dem Fußboden den Kindern zu veranschaulichen. „Jeder Stern", erklärte das Weib, „hat seinen Namen, nur nicht die kleine Puhkatähdet (Aschensterne)". Aus dem Munde dieses Weibes zeichnete Dr. Krohn etwa 60 Namen von Konstellationen, Fixsternen und Planeten auf. Die Anzahl dieser Namen ist also gegenwärtig ungefähr hundert. Unter den benannten Sternen kennt man, so weit sie bisher bestimmt sind, nur vier Planeten, und da selbst die Wissenschaft — in der die verschiedenen Sterne der Konstellationen mit Buchstaben bezeichnet werden — kaum eine größere Anzahl Namen für die Fixsterne des nördlichen Sternhimmels besitzt, so kann man vermuten, daß das finnische Volk ebenso bewandert in dieser Beziehung gewesen ist, wie die alten Völker, aus deren Wissen die astronomische Wissenschaft sich allmählich entwickelt hat.

Leider sind die bisher aufgezeichneten Sternnamen noch zum großen Teil unbestimmt; von vielen Benennungen weis man nämlich nicht, welche Sterne sie bezeichnen. Dr. Krohn, der die astronomischen Namen selbst nicht kannte, zeichnet nur die Erklärungen des Weibes auf.

Das Weib wurde darum Ende April 1888 von einem Sachverständigen, Herrn Petrelius, besucht. Wegen der vorgerückten Jahreszeit konnten indessen nur etwa 50 Namen bestimmt werden, welche dann in der Zeitschrift der geographischen Gesellschaft Finnlands „Fennia" veröffentlicht wurden.

Die größte Schwierigkeit bei der Bestimmung der Namen machten die Planeten, die das Weib wenigstens von den Fixsternen nicht gut unterscheiden konnte. So wurde von den Planeten in verschiedenen Zeiten Venus, bisweilen auch Jupiter, Kointähti (Morgendämmerungssterne) und Iltatähti (Abendsterne) genannt; Mars, bisweilen auch die Fixsterne Regulus und Spica, Kuunseuraaja (Mondfolger); Mars, wie auch die Fixsterne Vega, Silmäntähti (Augensterne); Saturnus wurde bald Luomantähti (Stern der Schöpfung), bald Ryönäntähti (Stern des auf das Ufer geworfenen Meergewächses) genannt.

Es ist kaum anzunehmen, daß dieses Weib völlig das Volkswissen der Finnen in bezug auf die Sterne ausgedrückt hat. Sie hatte ihre Kenntnisse als Kind von einem nahezu hundertjährigen Weibe geerbt. Diese Kenntnis aber selbst setzt eine genaue Beobachtung voraus, durch welche das Unterscheiden zwischen Planeten und Fixsternen verlangt wird. Oikein Otavat käyvät, tähdet taiten taivo sella (Richtig kreisen die Bärenkonstellationen, geschickt die Sterne am Himmel), sagt das alte finnische Sprichwort und beweist, daß die feste Ordnung in dem Weltraum dem Volke bekannt war, und ein anderes Sprichwort Aika vanhin, avaruus suurin (am ältesten ist die Zeit, der Weltraum am größesten) beweist, daß das Bild von dem Schmieden des Himmelsgewölbes und dessen Besetzen mit Sternen das Volk nicht gehindert hat einzusehen, daß der Gesichtskreis in dem Weltraum begrenzt ist. Die wechselnde Stellung des Sternhimmels bei Tag und Nacht und nach verschiedenen Jahreszeiten hat wahrscheinlich beim Volke die Begriffe von Maansarana (die Angel der Erde) und Maailman napa (die Achse der Welt) erzeugt, auf welche sich die beobachtete Ordnung gründet. Dahin deutet auch die Benennung Maailmanpolvi (das Gelenk der Welt), womit ein Stern, der leider nicht bestimmt ist, von dem Weibe bezeichnet wurde,

[1]) Vergl. Globus LIX, S. 313. Nach Uusi Suometar 1890 und Fennia I.

wie auch Taivaanpolvi (das Gelenk des Himmels), die Benennung für gewisse „sehr klare Sterne“. Dieses Sternbild kommt auch vor in einer Redensart beim frühen Aufstehen: Taivaanpolvi ei ob vielä kaukana (das Gelenk des Himmels ist noch nicht weit vorgeschritten).

In dem Kirchspiel Nurmijärvi erzählt man, daß die Sterne vormals als Wegweiser benutzt wurden, wenn man sich verirrte, und sicherere Wegweiser konnten natürlich weder die Jäger in den ausgedehnten Urwäldern, noch die Schiffer auf dem Meer oder auf den großen Seen finden. Noch bedeutungsvoller war aber der Sternhimmel für die Zeitbestimmung. In Halikko benutzte man als Zeiger Otawa (Siebengestirn, Ursa Major), Kolmoiset (δ, ε, ζ Orionis) und Seulaiset (die Plejaden). Besonders bekannt war Otawa, das Siebengestirn. Die vordersten Sterne dieses Sternbildes (α und β Ursae majoris) wurden die Augen des Otawa genannt und die zwei Sternreihen vor denselben ι, $\varkappa$, ϑ und o, λ, τ Ursae majoris) die Hörner des Otawa. „Das Otawa wendet seine Hörner in der Richtung der Sonnenbahn gegen den Sonnenaufgang“, sagte man, und „von den Hörnern aus, die immer dem Polarstern folgen, schwingt sich der Schweif des Otawa (die meisten Sterne im Sternbild Bootes) in die Höhe“. In Kalewala (XXIII, 121) wird davon gesagt:

„Stehen die sieben Sterne richtig
Mit den Hörnern nach Süden zu,
Mit dem Schweife gerade nach Norden,
Dann naht auch die Stunde für dich,
Aus dem Schlummer dich zu erheben,
Aufzustehn vom wärmenden Bett,
Feuer in der Asche zu suchen,
Funken in den Kohlen am Herd
Um zur Flamme sie anzufachen.“

Uralt ist auch das Sprichwort: „Im Otawa hat der Sklave sein Zeichen, weder in dem Mond, noch in dem Hahn, noch in der Morgendämmerung“. Nach dem Namen Orjantähti (Stern des Sklaven Var. Kukontähti, Hahnstern) zu urteilen, ist auch Arcturus einst als Zeiger für die Sklaven betrachtet worden. Aber in historischer Zeit haben die Finnen keine Sklaven mehr gehabt, daher sprechen jene Benennungen für ein hohes Alter. Das Siebengestirn wird auch Suomen Otawa (Otawa Finnlands) genannt zum Unterschied von Lapin Otawa (Otawa Lapplands, Ursa minor) und Wenäjän Otawa (Otawa Rußlands, Kassiopeja).

Solche Sternnamen wie Kalewantähti (Stern des Kalewa) für Sirius, Kalewan miekka (Schwert des Kalewa) oder Wäinämöinen wikahde (Sense des Wäinämöinen) für δ, ε, ζ Orionis, Wäinämöinen virsu (Schuh von Birkenrinde des Wäinämöinen) für das Haar der Berenice, „Wäinämöinen tie (Weg des Wäinämöinen), Joukahaisen vyö“ (Gürtel des Joukahainen) und andre deuten darauf, daß der Sternhimmel vormals mit mythischen Volkssagen erfüllt gewesen ist. Von solchen Sagen sind aber gegenwärtig nur noch wenige bekannt. Wäinämöinen war, wie alle übrigen Kalewiden, laut der Sage, ein gewaltiger Mäher. Einmal nahm er sich vor, eine ungeheure Wiese irgendwo im Norden abzumähen und bei dem Mähen fiel das Gras so weit, wie das Rauschen der Sense sich bei jedem Schlag hörbar machte. Gegen Abend, da das Ende der Wiese noch nicht zu sehen war, mähete Wäinämöinen so gewaltsam, daß die Sense schließlich aus seinen Händen flog und an dem Himmel haftete, wo sie noch glänzt als das schönste Sternbild desselben. Ein andres Mal wollte der ermüdete Volksheld sich auf dem Ackerrain ausruhen, dabei schleuderte er den Schuh von seinem Fuß so heftig, daß dieser erst am Himmel haftete und dort als Sternbild seitdem zu sehen ist. Es ist zu hoffen, daß auch diese Gruppe der Volkssagen sich ergänzen läßt, da nun endlich die Aufmerksamkeit sich darauf zu lenken beginnt. Auch andre volkstümliche Vorstellungen von den Sternbildern sind zu beachten. So ist in Halikko der Volksglaube aufgezeichnet worden, daß Arcturus (Orjantähti) der Stern war, der die drei Könige zu dem Heiland geleitete; die Milchstraße heißt Linnunrata (Bahn der Vögel), weil die Zugvögel in der Richtung derselben im Herbste wegfliegen.

Um einen Begriff von den übrigen Volksnamen der Sterne zu geben, sind einige Beispiele genügend. So heißen α Andromedae Pöivätähti (Tagesstern), α und β Persei Vesitähdet (Wassersterne), β und γ Ursae minoris Lumitähdet (Schneesterne), α und γ Leonis Kulkutähdet (Wandelsterne), α Cygni Püritähti (Kreisstern), Corona borealis Paivaanrukki (Spinnrocken des Himmels), β Cephei Ämmäntähti (Stern des Weibes) u. s. w.

Da das Volk den Mondwechsel ebenso genau kennt, so muß man annehmen, daß diese große Kenntnis in der Weltordnung auch zu chronologischen Zwecken benutzt wurde. Leider ist aber diese Seite des Volkswissens in Finnland von Fachleuten noch wenig erforscht, obgleich dazu ein bedeutendes Material von Holzkalendern, die unter dem Volke gesammelt wurden, vorliegt. Volkskalender dieser Art kommen auch vor bei den Syrjänen und Ostjaken, und auf knöchernen Scheiben sogar bis zur Beringsstraße. Ein vergleichendes Studium dieses Kalenderwesens, in dem sehr verschiedene Zeitrechnungen dargestellt sind, wäre sicher von unberechenbarem wissenschaftlichen Wert. Bereits vor der Reformationszeit erzählt Olaus Magnus, wie die finnischen Greise die Jünglinge diese einheimischen Kalender benutzen lehrten und nur der vergleichenden Forschung ist es vorbehalten, nachzuweisen, wie weit diese chronologischen Traditionen sich erstrecken.

Ein arabischer Bericht aus dem 10. oder 11. Jahrhundert über verschiedene deutsche Städte.

Die neuesten Forschungen haben gezeigt, daß im frühen Mittelalter eine verhältnismäßig reiche Litteratur über die nordeuropäischen Länder in arabischer Sprache vorhanden war. Doch ist dieselbe an dem mangelnden Interesse späterer Geschlechter fast ausnahmslos zu Grunde gegangen. Um so dankbarer müssen wir Herrn Dr. Georg Jacob in Berlin sein für die belangreichen Mitteilungen über verschiedene deutsche Städte, welche er aus einem arabischen Bericht des 10. oder 11. Jahrhunderts zum erstenmal in deutscher Sprache veröffentlicht hat [1]). Die Bruchstücke sind dem arabischen Kosmographen Qazwînî entnommen, welcher im 13. Jahrhundert lebte. Qazwînî nennt als seine Quelle zunächst einen gewissen Udrî. Damit kann nur der spanische Geograph Ahmad ibn Omar el Udrî gemeint sein, welcher 1003 bis 1085 lebte und aus Almeria stammte. Sein Werk ist uns leider auch verloren gegangen. Außer al-Udrî nennt Qazwînî aber als seinen Gewährsmann noch einen Tartušî (d. h. einen Mann aus Tortosa), und dieser Mann, dessen Name sich nicht mehr feststellen läßt, war nach Jacob Mitglied der bekannten maurischen Gesandtschaft, welche Otto der Große im Jahre 973 zu Merseburg empfing, und bei der sich auch Ibrâhîm ibn Jaqûb, jener andre, in letzter Zeit so viel genannte arabische Geograph befand. Als Greis hat nach Jacobs Auffassung Tartušî dem jungen Udrî von seinen Reisen erzählt.

[1]) Ein arabischer Berichterstatter aus dem 10. oder 11. Jahrhundert über Fulda, Schleswig, Soest, Paderborn und andre deutsche Städte. Von Dr. Georg Jacob. Berlin 1890, Mayer & Müller.

Die Schilderung nun, welche Qazwînî von den Ordalen, Feuer- und Wasserproben der Deutschen entwirft, stimmt fast aufs Haar mit der Darstellung überein, wie sie sich in Grimms Rechtsaltertümern findet. Es zeugt das gewiß von der Zuverlässigkeit seiner Mitteilungen bezw. seiner Quellen. Mythologisch interessant ist die Bemerkung, daß vor dem Zweikampf die Kämpfer in einiger Entfernung voneinander gegen Osten gekehrt beteten.

Deutschland wird bezeichnet als Rûm, ein Name, der gewöhnlich für das oströmische Reich gebraucht wird, der hier aber offenbar auf das „Heilige römische Reich deutscher Nation“ übertragen ist.

Von Fulda (Bulda) heißt es: „Sie ist eine große Stadt im Lande der Franken, aus Steinen gebaut. Sie wird nur von Mönchen bewohnt, und kein Weib betritt sie, weil ihr Märtyrer es so angeordnet hat.“ Rätselhaft ist der Name dieses Märtyrers, welchen Qazwînî als Bâg 'lb angiebt. Derselbe soll vorher Bischof in Franken gewesen, aber infolge eines Streites nach Fulda gekommen sein und das Kloster gegründet haben. Fulda wurde bekanntlich von Sturmen, dem Schüler des Bonifatius, gegründet. Tartušî, dem Qazwînî hier folgt, rühmt den außerordentlichen Reichtum des Platzes an Gold und Edelsteinen. Höchst anschaulich ist die Art und Weise, wie die Torfgewinnung in der Gegend von Utrecht ('Itrht) geschildert wird. Sie kann nur auf Beobachtung an Ort und Stelle fußen. Der Torf wird dabei als Lehm bezeichnet; seine Gewinnung war damals schon genau die gleiche, wie heute noch. Schleswig (Slšwiq) wird eine sehr große Stadt genannt, deren Bewohner den Sirius (!) anbeten, außer einer kleinen Anzahl, welche Christen sind und eine Kirche besitzen. „Werden einem von ihnen Kinder geboren, so wirft er sie ins Meer, um sich die Ausgaben zu sparen.“ Das Recht der Scheidung ist bei der Frau; sie scheidet sich selbst, sobald es ihr gefällt. Den Gesang der Schleswiger nennt Tartušî „ein Gebrumm, das herauskommt aus ihren Kehlen gleich dem Gebell der Hunde, nur noch viehischer als dies“; er habe nie etwas Häßlicheres gehört.

Mainz (Mganga) nennt er eine sehr große Stadt, von der ein Teil bewohnt und der Rest mit Getreide besät ist. Tartušî traf daselbst Münzen aus Samarkand vom Jahre 923 und 924 n. Chr. Außerdem drückt er seine Verwunderung darüber aus, daß es dort Gewürze, wie Pfeffer, Ingwer, Gewürznelken, Spikanarde u. s. w. gebe, die nur aus Indien eingeführt sein können. Diese Notizen sind ein wichtiger Beleg dafür, wie ausgedehnt in jener Zeit (im Jahre 1000 n. Chr.) der Mainzer Handel schon gewesen sein muß.

Soest (Šušit) wird als ein Kastell im Lande der Slawen bezeichnet; die Bezeichnung Slawen wird von den Arabern häufig auch auf die Germanen ausgedehnt. Es soll dort eine Salzquelle sein, womit nach Jacobs Ansicht vielleicht die Salzquellen zu Werl und Sassendorf gemeint sein können. Paderborn (Wâterbûrûna) wird ebenfalls ein wohlbefestigtes Kastell im Lande der Slawen genannt, in der Nähe von Soest. Die arabische Namensform ist für die deutsche Etymologie vielleicht von Interesse. Dr. J. Hoops.

Nochmals „Anthropologie und Geschichte“.

Von Dr. Ludwig Wilser.

In den Nummern 13, 14, 17 und 18 des LIX. Bandes vom laufenden Jahrgang dieser Zeitschrift hat Dr. F. Guntram Schultheiß einen Aufsatz veröffentlicht, dem er, gewiß unabsichtlich, die nämliche Überschrift gegeben, die auch eine Arbeit von mir (Ausland 1890, Nr. 46 und 47) trägt. Ich sehe mich dadurch veranlaßt, nochmals in Kürze auf den Gegenstand zurück zu kommen. Wenn Herr Dr. Schultheiß die Ansicht ausspricht, daß die Geschichtsschreibung sich nicht der Aufgabe entziehen könne, „die Ergebnisse der anthropologischen Forschung mit der historischen Überlieferung in Einklang zu bringen“, so wird man ihm darin vollständig recht geben müssen, und gerade aus diesem Gedanken ist meine genannte Abhandlung erwachsen. In derselben sind jedoch auch die Gründe auseinandergesetzt, warum dies bisher nicht möglich war. Mit einer Wissenschaft, die selbst nicht weis, was sie will, deren Ergebnisse so unklar und verworren sind, wie sie sich auch in dem Schultheißschen Aufsatze darstellen, konnten die Historiker nichts anfangen und sie hatten ganz recht, „mit vornehmem Lächeln“, wie ich mich damals ausdrückte, auf dieselbe herabzusehen. Ganz anders gestaltet sich die Sache, wenn man mit aller Bestimmtheit nachweist, wo und wie eine wirkliche Verknüpfung von Geschichte und Urgeschichte möglich ist. Diesen Nachweis zu erbringen, habe ich mich angegebenen Orts bemüht. Von allen europäischen Völkern sind es allein die Germanen, der letzte unvermischte Kern des arischen Urvolkes, deren Geschichte sich unmittelbar mit der Vorgeschichte in Verbindung setzen läßt. Ist dies geschehen, so schließen sich die übrigen Völker ganz von selbst an und auch auf die älteste Geschichte der Deutschen fällt ein ganz neues Licht, es zeigt sich, daß die sogenannten „neuen Stämme“, an deren Zurückführung auf die urzeitlichen Verhältnisse die hervorragendsten Geschichtsschreiber verzweifelten (vergl. L. v. Ranke, Weltgeschichte III, S. 36), keine „politischen“ Verbände, sondern die uralten verwandtschaftlichen Gruppen sind, die schon Tacitus und Plinius bekannt waren und noch heute ihren Einfluß ausüben. Die ältesten Überlieferungen der Germanenstämme weisen übereinstimmend nach der skandinavischen Halbinsel; von dort aus haben sich die germanischen Wanderscharen strahlenförmig über Europa verbreitet. Der skandinavische Boden hat außerdem durch die ihm entnommenen Altertümer alle Zeugnisse geliefert für die ganze mehrtausendjährige vorgeschichtliche Entwickelung unsrer Vorfahren. Dort also, nirgend anderswo, kann und muß angeknüpft werden. Schultheiß selbst muß zugeben, daß durch die fortschreitende Forschung der asiatischen Hypothese der Boden entzogen ist, er kann sich jedoch nicht entschließen, den entscheidenden Schritt ganz zu thun, bleibt zögernd auf halbem Wege stehen und kann deshalb an Stelle der alten nur eine neue „Hypothese“ setzen. „Nehmen wir hypothetisch“, sagt er, „das Land von den Sudeten östlich, von den Karpathen nördlich, das Gebiet, von dem große Ströme nach Osten und Norden und eine niedrige Wasserscheide nach Süden den Weg weisen, als den Ursitz der arischen Sprachgenossenschaft an.“ Abgesehen davon, daß eine Menge geschichtlicher und archäologischer Thatsachen mit dieser Annahme unvereinbar sind, macht sie ein einfacher naturwissenschaftlicher Grund ganz unmöglich. Die Germanen waren in den ersten Jahrhunderten ihrer Geschichte nicht nur nach den übereinstimmenden Berichten der Augenzeugen, sondern auch nach dem durch Hunderte von Grabfunden unzweifelhaft als einheitlich festgestellten Knochenbau eine „reine Rasse“. Erfahrungsgemäß haben sich aber solche nur da erhalten, wo unübersteigliche äußere Hindernisse jede Möglichkeit einer Rassenmischung ausschlossen. Das einzige Land aber, in Asien wie in Europa, für das diese Voraussetzung zutrifft, ist Skandinavien; denn das Nordmeer war im Altertum eine solche unübersteigliche Völkerschranke, und nur dort haben sich auch Inseln völlig rassereiner Germanen erhalten. Sucht man ferner die arische Urheimat anderswo, so muß man für Skandinavien, wie dies auch Schultheiß thut, eine „vorgermanische Bevölkerung“ annehmen. Eine solche, die folgerichtig nur eine „nicht arische“ gewesen sein könnte, müßte sich notwendigerweise in Sprache

und Körperbildung der Skandinavier bemerklich machen, was nicht der Fall ist. Außerdem stellen die nordischen Altertumsforscher, Montelius, Vedel u. a., auf Grund der Funde jede Einwanderung eines neuen Volkes seit dem Beginn der neueren Steinzeit in Abrede. Schultheiß wendet sich besonders gegen Penka und de Lapouge und sucht die Forschungsergebnisse dieser scharfsinnigen Gelehrten durch allerlei, oft etwas weit hergeholte Einwände zu entkräften. Zugegeben, daß beide Forscher von einzelnen Einseitigkeiten und Übertreibungen nicht ganz frei zu sprechen sind, so ist doch die Schultheißsche Darlegung keineswegs im stande, deren Hauptsätze zu erschüttern. Beide Männer sind durch ihre gelehrten und eingehenden Schriften die Hauptstützen für die zuerst von mir im Jahre 1881 aufgestellte Lehre von der skandinavischen Abstammung der sogenannten „arischen“ Rasse geworden und finden täglich neue Anhänger. Die neue Lehre erweist sich als ungemein fruchtbar und gestattet, außer der Verknüpfung von Geschichte und Urgeschichte, die einfache Lösung einer Reihe von Streitfragen, über die sich die Gelehrten bis jetzt nicht zu einigen vermochten (vergl. meine Aufsätze und Vorträge über den Ursprung der Bronze und der Runen in den Nummern 18 und 20 des „Auslands“ 1890 und in den Veröffentlichungen des „Karlsruher Altertumsvereins“ 1891). Über „die Genesis der alteuropäischen Bronzekultur“ hat sich kürzlich Dr. M. Hoernes (Globus LIX, Nr. 21) ausgelassen, ohne jedoch etwas Bestimmtes bieten zu können. Daß „verschleierte Bilder auf die Zukunft vertrösten“, glauben wir den Anhängern der alten Lehre gern, daß es aber „einmal Licht werden wird in der dunkeln Frage“, ist für sie nur zu hoffen, wenn sie ihre alte vorgefaßte, durch keinerlei wissenschaftliche Gründe gestützte Meinung von der asiatischen Abstammung der Europäer endlich aufgeben. Sonst müssen sie immer wieder in Widersprüche verfallen, wie Hoernes, der den Ursprung der Bronze in Ländern sucht, wohin das Zinn aus weiter Ferne durch verwickelte Handelsbeziehungen gebracht werden mußte, der die Bronzekultur als „glänzend entwickelt“ anerkennen muß in einem Lande, das, wie Skandinavien, von den hypothetischen Ursprungsgebieten am weitesten entfernt ist. Was die Runenfrage anlangt, so ist durch die Forschungen Aspelins in Sibirien, Glasers in Arabien, Flinders Petries in Ägypten das phönikische Alphabet als Mutteralphabet für die Buchstabenschrift unmöglich geworden. Auch die Wimmersche Ableitung der germanischen Runen aus der lateinischen Schrift der Kaiserzeit ist nur unter Widersprüchen möglich, die die ganze Hypothese von vornherein zu Falle bringen. Auf Seite 120 der „Runenschrift“ ist der völlig richtige „Hauptgrundsatz“ aufgestellt, der „für die Ableitung zweier Alphabete voneinander“ gefordert werden muß, „daß die Zeichen einander sowohl in Form wie Bedeutung entsprechen“. Auf der gleichen Seite aber leitet Wimmer die Wen-Rune vom lateinischen Q ab, mit dem sie weder nach Form noch Bedeutung etwas gemein hat. — Die Überschrift „Anthropologie und Geschichte“ führt der Schultheißsche Aufsatz insofern mit Unrecht, als eine Verbindung von Geschichte und Urgeschichte, die von seinem Standpunkte aus ja auch unmöglich ist, nicht einmal versucht wird.

Das Zurückweichen der Nordgrenze der Eskimos.

Wiederholt haben die Nordpolfahrer Spuren menschlicher Niederlassungen in Breiten entdeckt, die weit über die heute bewohnten hinausreichen. Während wir heute im allgemeinen den 75. Grad nördl. Br. als die Nordgrenze menschlicher Wohnungen ansetzen dürfen, welche nur von dem isolierten Häuflein der Etah-Eskimos um wenige Grade überschritten wird, sind Bessels, Nares und Greely noch unter dem 82. Parallelgrade auf zahlreiche Spuren gestoßen. In einer größeren Arbeit (Petermanns Mitt., 1891, S. 141, mit Karte) hat sich nun Dr. Kurt Hassert der Aufgabe unterzogen, „die Nordpolargrenze der bewohnten und bewohnbaren Erde“ festzustellen.

Es zeigt sich hiernach zunächst ein Unterschied zwischen Asien und Amerika. Während in Asien kaum eine Verschiebung jener Grenze bemerkbar ist, läßt sich eine solche in Amerika sehr deutlich erkennen. Es hängt dies mit der verschiedenen Gestaltung der beiden Kontinente und der daraus entspringenden verschiedenen Lebensweise der Bewohner zusammen. Der breiten Masse Asiens sind nur wenige und mit einer Ausnahme recht unbedeutende Inseln vorgelagert; doch sind die großen Tiefebenen von mächtigen, fischreichen Strömen bewässert, die frühzeitig aufbrechen. Dazu kommt, daß der Wald hier bis über den Polarkreis vordringt. Infolgedessen haben die nordasiatischen Völker eine Reihe verschiedener Hilfsquellen für ihren Lebensunterhalt: sie sind in erster Linie Nomaden, aber daneben auch Fischer und Jäger. Ihre Nordgrenze fällt im ganzen mit der Baumgrenze zusammen und hat sich wenig verändert, weil sie sich eben auf irgend eine Weise immer genügenden Lebensunterhalt verschaffen konnten.

Ganz anders in Nordamerika. Hier löst sich der Kontinent bis hoch hinauf zum 80. Breitengrade in einer Unmenge größerer und kleinerer Inseln auf, welche im Winter vom Eise ringsum eingeschlossen werden. Wälder können hier natürlich nicht mehr fortkommen, und es besteht dementsprechend in der Neuen Welt eine tiefe Kluft zwischen den indianischen Jägern und den fast ausschließlich auf die See angewiesenen Innuit. Letzteren stehen nicht so viel Hilfsquellen für ihren Lebensunterhalt zu Gebote, wie den nordasiatischen Völkern. Sie leben fast ausschließlich vom Fischfang und können sich deshalb nur da ansiedeln, wo dieser ihnen möglich ist. Hieraus ergeben sich auch von selbst die Gründe, welche diese Eskimos zum Zurückweichen nach Süden veranlaßten. Man wird sie in erster Linie in klimatischen Veränderungen zu suchen haben. Immer und immer wieder machten die Hyperboreer Vorstöße nach dem Nordpol; sie behaupteten sich auch eine Zeitlang; aber dann wurden in strengen Wintern die Inseln und Buchten vereist und der Fischfang unmöglich gemacht, so daß sie ihre Wohnsitze wieder aufgeben mußten. Die Schrecken der langen Nacht, Krankheiten und die Ausrottung der nordischen Seefauna mögen auch das Ihrige dazu beigetragen haben.

Überhaupt ist ja das beständige Umherstreifen einer der Hauptcharakterzüge dieser polaren Völker. Sie müssen sich über eine möglichst große Fläche zerstreuen, wenn sie überhaupt fortkommen wollen. Mit dieser Unstetigkeit des Wohnsitzes hängt der zweite charakteristische Zug, die Unmöglichkeit politischer Gebilde in unserm Sinne, zusammen. Die Altersbestimmung der verlassenen Wohnstätten ist sehr schwierig. Zwar geben uns die Schätzung der Bodeneindrücke und die Verwitterung des Baumaterials zwei Mittel an die Hand; doch können dieselben nur mit großer Vorsicht verwendet werden. Manche der aufgefundenen Wohnungsreste sind nach Hassert jedenfalls über 1000 Jahre alt. Ebenso lassen sich auf die Bevölkerungszahl jener alten Niederlassungen aus der Zusammenhäufung der Dörfer und der Menge der Gräber nur sehr unsichere Schlüsse ziehen; in manchen Gegenden, wie in Ostgrönland, werden z. B. die Leichen ins Meer geworfen, weil der Boden zu hart ist.

Aus allen Erdteilen.

— Volkszählung und Magyarisierung in Ungarn. Man wird mit Spannung auf die Ergebnisse der Volkszählung in Ungarn gewartet haben, besonders so weit sie die Stärke der verschiedenen Nationalitäten betrifft. Handelt es sich doch bei der mit allen Mitteln betriebenen Magyarisierung hauptsächlich um die zwei Millionen Deutschen, deren Minderung zur Stärkung des Magyarentums gereichen soll. Schon die ersten Mitteilungen mußten Staunen erregen, daß die Bevölkerung im ganzen sich seit 1880 um 10 Proz. gemehrt habe, daß die Mehrung in dem eigentlich magyarischen Tiefland 13 bis 17 Proz. betrage, daß man triumphierend 8,2 Millionen Magyarischredender herausgerechnet habe statt 6,5 bei der Zählung von 1880, so daß die absolute Mehrheit im Lande erreicht wäre. Man muß eine Aufklärung abwarten: Die angebliche Zunahme des magyarischen Elementes um 1,7 Millionen übersteigt die gesamte Zunahme der Bevölkerung (1,4 Millionen) rund um 300000. Darin liegt eine Unwahrscheinlichkeit, die uns an Potemkinische Dörfer denken läßt. Die Ergebnisse der Zählung in der Hauptstadt, wie sie der Vorstand des statistischen Amtes dem Bürgermeister vorgelegt hat, scheinen einen besseren Anhalt zu bieten. Es heißt da: „Unter den erfreulichen Resultaten der Volkszählung nehmen eine hervorragende Stelle nachfolgende Thatsachen ein, die von der weitreichenden und raschen Magyarisierung der Hauptstadt unseres Vaterlandes zeugen. Vor zehn Jahren machte der magyarische Anteil 55 Proz., jetzt 68 Proz. der Bewohnerschaft aus, 1880 waren es 196000, heute 329000. Die Zahl der Deutschen ist um 740 gesunken, mit 117867 machen sie aber nur mehr 24 Proz. aus statt 33 Proz. im Jahre 1880. Die gesamte Zunahme um 131000 dient der Stärkung des magyarischen Elements. Im ganzen sind auf der Ofener Seite 54 Proz., auf der Pester Seite an 71 Proz. der Einwohner magyarisch." So der amtliche Bericht. Wenn wir auch vom deutschen Standpunkt aus die rasche Magyarisierung für weniger erfreulich halten müssen, so werden wir doch die Thatsache, daß immer noch der vierte Teil sich offen zur deutschen Muttersprache zu bekennen den Mut hat, betonen dürfen. Gegenüber dem völligen Mangel deutscher Schulen beweist sie, daß die gänzliche Aufsaugung der Deutschen in Ungarn einen natürlichen Widerstand findet. Unter diesem Gesichtspunkt kann man abwarten, wie das rasche Anschwellen der magyarischen Bevölkerung in Ungarn sich im einzelnen erklären wird, ob durch Verschiebung der nationalen Elemente oder durch Geburtenzunahme innerhalb der Magyaren selbst, oder durch Zuzug von außen her, z. B. durch galizische und russische Juden oder durch die Nötigung, magyarisch zu lernen und sich der magyarischen Umgangssprache zuzuwenden, wie dies bei allen Beamten gewünscht wird. Sch.

— Ten Kates Reise auf Timor. Der niederländische Anthropolog Dr. Ten Kate, welcher im November 1890 Europa verließ, um Forschungen im Ostasiatischen Archipel anzustellen, traf im Februar d. J. auf Timor ein, wo er verschiedene Ausflüge machte und die Eingeborenen studierte. Unter denselben ist einer von Wichtigkeit. Von Atapupu an der Nordostküste drang er ins Innere bis zu den Distrikten Fialarang und Lamakenen vor, die schon nahe an der portugiesischen Grenze liegen, wobei er in Gebiete kam, die seit zehn Jahren von keinem Europäer besucht worden waren. Die Belos, welche jene Regionen bewohnen, sind von den sonst verwandten Bewohnern Südtimors doch in mancher Hinsicht verschieden. Sie sind vorherrschend gelblich, heftigen Charakters, große Diebe und Krieger, bewaffnet mit Wurfspeer, Bogen und runden Lederschilden, was sie von den eigentlichen Timoresen unterscheidet. Das Tabu, hier Lulik genannt, spielt eine große Rolle bei ihnen. Im Innern fand Ten Kate keine große Wälder; Eucalyptus und Casuarinen waren häufig. Die höchste Stelle von Niederländisch Timor, der Berg Lakan (etwa 2000 m), wurde bestiegen. (Comptes rendus der Pariser Geogr. Ges. 1891, S. 346.)

— Das Bewässerungswesen im südlichen Kalifornien hat jetzt einen solchen Umfang genommen, daß die Physiognomie und Natur des Landes dadurch wesentlich geändert worden ist. Vor 30 Jahren begannen damit Deutsche, welche da, wo jetzt das blühende Städtchen Anaheim liegt, Grund kauften, welcher der Acre zwei Dollars kostete und jetzt 1000 Dollars wert ist. Der wüste, dürre Boden wurde sachverständig aus dem Santa Anafluß berieselt und so zu einem jetzt berühmten Wein- und Obstgarten umgestaltet. Das Beispiel der deutschen Pioniere hat gewirkt, die Bewässerung ist so durchgeführt, daß in den „Bewässerungs-Counties" Los Angeles, San Diego, San Bernardino, Kern, Tulare, Fresno und Merced sich der Eigentumswert von Grund und Boden in den letzten zehn Jahren vervierfacht und versechsfacht hat. Das Erträgnis an Obst und Trauben ist dort selten unter 100 Dollars per Acre. Blühende Städte wie Fresno, Riverside, Bakersfield verdanken alle der Bewässerung ehemals dürrer, wüster Gegenden ihr Dasein. Von der Großartigkeit des Aufschwungs, den die künstliche Bewässerung in neuesten Zeiten in Kalifornien genommen, kann man sich einen Begriff machen aus dem Umstande, daß Fresno County allein gegen 1500 Miles Wasserleitungen zählt, die Hälfte davon in Hauptkanälen, die andre Hälfte in Zweigleitungen. Sogar bis in die Mojavewüste hinein schieben sich die lebenspendenden Einrichtungen vor und der obere Teil der Coloradowüste verwandelt sich zusehends in einen grünen Garten.

— Der Tschagos-Archipel im Indischen Ozean wird wenig besucht. Willkommen ist daher der Bericht eines österreichischen Flottenoffiziers in der Monatsschrift für den Orient (Mai 1891), welcher mit dem Kriegsschiff Saida vor zwei Jahren das bedeutendste südliche Glied des Archipels, den typischen Atoll Diego Garcia, besuchte. Er zeigt Hufeisenform, mißt in der großen Achse 10 Seemeilen, in der kleinen $4\frac{1}{2}$ und ist nirgends über eine halbe Seemeile, an einer Stelle nur 60 m breit. Die höchste Erhebung ist 6 m. Korallenbänke, Korallensand und außerordentlich üppiger Wald von Kokospalmen fügen das Bild des Atolls zusammen. Es bestehen zwei Ansiedlungen, East Point und Marianne Point mit 400 Ansiedlern, alles Farbige, die von Mauritius stammen. Unter ihnen leben nur 10 Weiße. Die französische Sprache herrscht, trotzdem der Archipel britischer Besitz ist, vor, eine Compagnie huilière beutet die Kokospalmen aus. Die Einwohner sind alle Arbeiter der französischen Gesellschaft; ihr Zustand ist ein ganz patriarchalischer. „Magistrat" ist der Vertreter der Ölgesellschaft, er übt die Polizeigewalt und verhängt Strafen. Es giebt keine Schule, keinen Geistlichen (die Einwohner sind dem Namen nach Katholiken) und keinen Arzt. Die Gesetze sind die in Mauritius gültigen, eine Verquickung des Code Napoleon mit dem englischen Gesetzbuche.

Herausgeber: Dr. R. Andree in Heidelberg, Leopoldstraße 27. Druck von Friedrich Vieweg und Sohn in Braunschweig.

Bd. LX. Globus. Nr. 8.

Illustrierte Zeitschrift für Länder- und Völkerkunde.

Begründet 1862 von Karl Andree.

Herausgegeben von Richard Andree.

Druck und Verlag von Friedrich Vieweg & Sohn.

Braunschweig. Jährlich 2 Bände in 24 Nummern. Durch alle Buchhandlungen und Postanstalten zum Preise von 12 Mark für den Band zu beziehen. 1891.

Korsika[1].

Von Dr. Johannes Hoefer.

I.

Trotzig, verwegen den Groll der Elemente herausfordernd, vom Sturm gepeitscht und zerklüftet, die schneebedeckten Häupter majestätisch zu den Wolken erhebend, den Fuß in ein paradiesisches Pflanzenkleid gehüllt: das ist das seltsame Korsika. Und seltsam und eigentümlich, wie das Land, ist das Volk, welches es bewohnt; kühn, unbeugsam, freiheitsliebend, hat es Jahrhunderte lang seine Unabhängigkeit gegen fremde Eindringlinge behauptet, hat es bis in die Gegenwart Sitten und Zustände bewahrt, die sonst nur einer grauen Vergangenheit angehören.

Korsika ist durch und durch ein Gebirgsland. Nur an der Ostküste ziehen sich schmale Ebenen entlang, sonst gewahrt man nichts als eine einzige gewaltige, hochragende Bergmasse, „von der sich nur die hellen Häuser der Ortschaften und wie dunkle Flecken die großen Wälder des Innern abheben". Die Richtung der Gebirge ist im wesentlichen dieselbe wie in Sardinien, und die völlige Übereinstimmung der beiden Inseln in ihrem innern Bau läßt auf eine ursprüngliche Verbindung derselben schließen.

Aber wenn die Bergmasse Korsikas auf den ersten Blick auch einen sehr kompakten Eindruck macht, so ist doch die gewöhnliche Angabe, daß dieselbe ein einziges, die Insel in meridionaler Richtung durchziehendes System bilde, nicht ganz richtig; es lassen sich nach Toeppen vielmehr deutlich zwei Systeme unterscheiden, die in mehr als einer Hinsicht voneinander verschieden sind. Das kleinere und niedrigere dieser beiden Systeme nimmt den Nordosten ein, vom Kap Corso bis zum Tavignano, das Hauptsystem den übrigen Teil. Die Grenzlinie tritt scharf genug hervor; sie wird durch den Lauf des Tavignano, einen Teil des Gololaufes und den Lauf des Ostriconi bezeichnet. „Diese Linie bildet einen tiefen Einschnitt, und ihre Meereshöhe bleibt selbst in den Jochen von San Quilico und Pietralba, die die beiden Systeme verbinden, beträchtlich unter der mittlern Höhe der gesamten Insel zurück, die nach Leipolds Berechnung 676 m beträgt (Toeppen)."

Aber die Scheidung ist keine bloß orographische; auch der geologische Charakter der beiden Systeme ist gänzlich verschieden. Das Hauptsystem besteht, mit Ausnahme der südwestlichen Teile, im wesentlichen aus Granit, der im Nordwesten durch eine ziemlich umfangreiche Porphyrinsel durchbrochen wird; das nordöstliche System dagegen gehört der primären Formation an und besteht vornehmlich aus Glimmerschiefer, Talkschiefer und kristallinischem Kalk, vielfach durchbrochen von Serpentin und ähnlichen Gesteinen.

Das nordöstlichste Gebirgssystem wird durch den untern Lauf des Golo in zwei Teile zerlegt. Es erreicht in dem Monte San Pietro bei Orezza mit 1766 m seine größte Höhe. Im Norden endigt es in der Halbinsel des Kap Corso, welche so vollkommen von ihm ausgefüllt wird, daß der Raum für die Küstenstraße größtenteils durch Sprengung der Felsen gewonnen werden mußte.

Das granitische Hauptgebirge streicht im allgemeinen von Süden nach Norden, mit einer Ausbuchtung nach Westen; es entsendet zahlreiche, in der Hauptrichtung von NO nach SW verlaufende Seitenäste. Rauhe, himmelanstrebende Berge bilden die Wasserscheide, deren mittlere Höhe man mindestens zu 1700 m annehmen kann, und die an den meisten Stellen fast unübersteigbar ist. Auch die Pässe, unter denen der 2029 m hohe Coll' della Scaglia, westlich vom Monte Rotondo, der höchste ist, werden mit Ausnahme des Passes von Vizzavona (s. unten) nur von Saumpfaden überschritten. Die ganze Insel wird durch diesen Kamm deutlich und scharf in eine östliche und westliche Hälfte geschieden. Seit den ältesten historischen Zeiten wurde diese Scheidung in das Land diesseits und jenseits der Berge vorgenommen, und der gänzlich verschiedene Charakter der Landschaft wie der Bewohner rechtfertigt dieselbe vollkommen.

[1] Benutzt sind: Gregorovius, Corsica, 3. Aufl., 1878. Biermann, Die Insel Korsika, 1868. Hugo Toeppen, Korsika; Mitteilungen der Geogr. Gesellsch. in Hamburg, 1882 bis 1883, S. 1 bis 25. Die Abbildungen stammen aus der Schilderung Korsikas von Gaston Vuillier im Tour du Monde, LXI (1891).

Auf der Westhälfte steigen die hohen, bewaldeten Bergrücken unmittelbar ins Meer hinab und bilden eine fortgesetzte Reihe von schroffen Parallelthälern, deren Mündungen den stürmischen Westwinden preisgegeben sind. Die Folge davon ist eine ähnliche Formation, wie wir sie bei dem gleich gebildeten Skandinavien finden: die Westküste ist reich an Buchten und Fjorden, die sich weit ins Land erstrecken und von malerischen, wild zerklüfteten Felsen und Vorgebirgen umlagert werden. Die bedeutendsten dieser Golfe sind die von Caloi, Porto, Sagona, Ajaccio und Valinca, die sämtlich wieder mit kleinern Buchten ausgestattet sind, denen aber durchweg eine vorgelagerte Ebene fehlt. Überall erheben sich die Felsen schroff aus dem Meere und machen dadurch umfangreichere menschliche Niederlassungen unmöglich. Nur bei Ajaccio ist eine kleine Küstenebene vorhanden, Campo d'Oro, das Goldfeld genannt, und diese hat in Verbindung mit dem hier mündenden Gravone, dessen Thal einen Verkehrsweg ins Innere bot, der Stadt zu ihrer größern Bedeutung verholfen.

Ganz anders die Osthälfte. Hier dacht sich das Gebirge sanft und allmählich ab; die Gebirgszüge und Thäler reichen nicht bis ans Meer, sondern weichen ziemlich weit ins Innere zurück und lassen weite Ebenen und Niederungen frei, die sich in einer Länge von gegen 100 km, aber meist nur wenige Kilometer breit an der Ostküste hinziehen und als Ebenen von Biguglia und von Aleria unterschieden werden. Sie sind nur mit Heide und Gestrüpp bedeckt und bieten dem Auge einen traurigen Anblick. So großartig romantisch die Westküste ist, so melancholisch eintönig ist die Ostküste. Vergebens sucht man menschliche Wohnsitze; fieberschwangere Lagunen und Sümpfe, welche die ganze Küste begleiten, machen diese Niederungen zu Brutstätten von Krankheiten. Nur im äußersten Norden und Süden springt das Gebirge wieder unmittelbar an die See vor, und gerade hier finden sich die beiden einzigen größeren Hafenstädte: Bastia und Porto Vecchio.

Und doch sind gerade diese Ebenen der Ostküste die fruchtbarsten Gebiete der ganzen Insel, und man brauchte nur Kanäle anzulegen und die Sümpfe auszutrocknen, um die ganze Gegend in einen herrlichen Garten zu verwandeln. Es zeugt von dem Scharfblick der Römer, daß sie Aleria, ihre einzige Kolonie auf der Insel, gerade mitten in diesem Bezirk anlegten, und man muß sich wundern, daß die französische Regierung die Kolonisierung desselben nicht schon lange in Angriff genommen hat; sie würde sich gewiß besser lohnen, als so manche Kolonisationsversuche in Afrika.

Die Entstehung dieser Ebenen bereitet der Erklärung einige Schwierigkeiten. Natürlich wird man den Hauptgrund darin zu suchen haben, daß das Meer im Osten von Korsika im allgemeinen flacher und weniger bewegt ist als im Westen. Dazu kommt, daß gerade hier die größern Flüsse münden, und daß diese auf beträchtliche Strecken hin die leichter angreifbaren Steine des nordöstlichen Gebirgssystems durchbrechen. Nun haben wir es hier aber nicht nur mit Alluvialland zu thun, sondern wir stoßen streckenweise auch auf diluviale und selbst tertiäre Formationen. Es müssen deshalb wohl außer den heute erkennbaren noch andere, jetzt verschwundene Ursachen zur Bildung der Ebenen mitgewirkt haben. Da, wie wir gleich sehen werden, Korsika auch seine Eiszeit durchgemacht hat, so wäre vielleicht an die Thätigkeit alter Gletscher zu denken.

Wenn somit die Küstenentwicklung auf der Westseite eine außerordentlich größere ist als auf der Ostseite, so zeigt auch der angrenzende Meeresboden eine entsprechend verschiedene Gestaltung auf beiden Seiten. Denn während man im Westen die Fünfzigmeterlinie oft nur 500 m vom Ufer findet, ist sie von der Ostküste bis zu $6^1/_2$ km entfernt.

Es hängt dies damit zusammen, daß die Ostküste von Korsika durch einen unterseeischen Rücken, der sich nirgends tiefer als 100 Faden senkt, mit dem italienischen Festlande in Verbindung steht. Die toskanischen Inseln sind die zu Tage tretenden Reste dieser einstigen Verbindungsbrücke. Dagegen ist die Insel nach Norden zu von der Provence durchweg durch Tiefen von über 1000 Faden getrennt. Korsika ist seiner geologischen Struktur, wie seiner geographischen Lage (zwischen $41^1/_3$ und 43° nördl. Br.), seinem Klima, seinen Produkten und der Sprache und Geschichte seiner Bewohner nach ein italienisches Land.

Bei diesem innigen geologischen Zusammenhange mit Sardinien, Toskana und der benachbarten Eiseninsel Elba sollte man von Korsika denselben Metallreichtum erwarten, der jene auszeichnet. Nun ist Korsika wohl eine unerschöpfliche Schatzkammer der seltensten Gesteine, eine wahre Fundgrube für den Geognosten, aber an Metallen ist es überraschend arm. Zwar hat man zahlreiche Anzeichen von dem Vorhandensein metallischer Minen entdeckt, von Eisen, Kupfer, Antimon, Mangan und andern Metallen, aber diese Minen haben immer nur eine höchst unbedeutende Ausbeute geliefert. Nur hier und da sind einige Bergwerke in Betrieb, und in Bastia und Porto Vecchio haben sich die schwachen Anfänge einer Eisenindustrie entwickelt. Aber selbst diese verwertet zum Teil fremdes Material; so werden z. B. in der Hütte Toga bei Bastia hauptsächlich Erze verarbeitet, die von Elba herübergeschafft sind.

Die höchsten Erhebungen der Insel fallen alle in das Gebiet des Hauptsystems, und zwar mehr in den nördlichen Teil desselben. Es sind mächtige, rauhe Granit- und Porphyrspitzen, die einen großen Teil des Jahres mit Schnee bedeckt sind. Fast genau im Mittelpunkt der Insel liegt der Monte Rotondo (2625 m), auf dessen Abhängen ein Volk von Ziegenhirten in homerischer Einfachheit sein Dasein fristet. Von seinem Gipfel genießt man einen Rundblick, der weit großartiger ist, als ihn selbst der Montblanc zu bieten vermag. Über die Berge und Thäler der Insel, die man fast nach allen Seiten hin überschaut, schweift der Blick hinaus auf die blauen Meeresfluten, hinüber nach den toskanischen Inseln bis zum italienischen Festlande, während von Süden her die Schwesterinsel Sardinien und von Norden die Berge Toulons herüberwinken. Meere, Inseln, Alpen und Apennin, alles schließt dies Panorama ein und wird so zu einem der schönsten Europas.

Nach der älteren Aufnahme Korsikas, welche 1770 bis 1791 ausgeführt wurde, hielt man den Monte Rotondo für den höchsten Punkt. Eine neue Aufnahme, welche in den sechziger Jahren dieses Jahrhunderts vorgenommen wurde, deren Resultate aber erst wenig in Bücher übergegangen sind, hat ergeben, daß diese Stelle dem nördlicher gelegenen Monte Cinto gebührt, der sich bis zu einer Höhe von 2710 m erhebt (s. gegenüberstehende Abbild.). Der Grund, weshalb man den Monte Cinto bis dahin sozusagen übersehen hatte, ist darin zu suchen, daß er weiter von den gewöhnlichen Verkehrsstraßen entfernt liegt, und daß er weniger über seine Umgebung hervorragt als der Monte Rotondo. Dieser hat keinen einzigen Nachbarn von über 2500 m, während der Monte Cinto von sieben über 2500 m hohen Spitzen umgeben ist, die er somit nur um 200 m überragt. Der Monte Cinto und seine Genossen sind die Spitzen jener oben erwähnten Porphyrinsel, während der Monte Rotondo und mit ihm die übrigen zentralen Erhebungen aus Granit bestehen. Übrigens liegen beide, der Monte Cinto wie der Monte Rotondo, nicht auf dem Hauptkamme, sondern nahe demselben auf Seitenästen, wie dies ja auch bei andern Gebirgen, z. B. dem Kaukasus, der Fall ist.

Südlich vom Monte Rotondo erhebt der majestätische

Monte d'Oro (2391 m) seinen breiten Rücken, der den Ausblick von ersterm Berge auf den südlichen Teil der Insel versperrt (s. Abbildung S. 116). Er galt bisher für den zweithöchsten Gipfel, ist aber seit der Vermessung jener Porphyrspitzen des Nordwestens ganz bedeutend im Range herabgedrückt. Noch weiter südlich endlich sind zu bemerken der Monte Renoso (2357 m) und der treffend nach seiner Gestalt (Amboß) benannte Monte l'Incudine (2131 m).

Diese Bergriesen sind sämtlich einen beträchtlichen Teil des Jahres mit Schnee bedeckt, aber von ewigem Schnee kann bei dem Gebirge Korsikas gleichwohl keine Rede sein. Die Gipfelhöhe des Monte Cinto entspricht nur gerade der durchschnittlichen Höhe der Schneegrenze in den Alpen; diese liegen aber beträchtlich nördlicher und sind nicht dem fast wolkenlosen Sommerhimmel des Mittelmeeres ausgesetzt. Nur an den Nordabhängen der höchsten Berge finden sich beständig bedeutendere Schneemengen, die nur dann schmelzen, wenn auf trockne Winter besonders heiße Sommer folgen. Die größten Schneemassen trägt der Monte Rotondo, während die steileren Spitzen der Monte Cinto-Gruppe dem Schnee weniger Fläche darbieten. Hierin dürfte ein weiterer Grund für die oben erwähnte Überschätzung des Monte Rotondo zu suchen sein.

Eine Besteigung der Gipfel Korsikas bietet natürlich nicht die Schwierigkeiten dar, die in den Alpen alljährlich eine Menge Opfer an Menschenleben kosten. Immerhin ist es doch keine bequeme Wanderung, wie etwa in den deutschen Mittelgebirgen. An steilen Abhängen und unübersteigbaren Bergwänden fehlt es durchaus nicht, und die Punta Paglia Orbe, eine dem Monte Cinto benachbarte Spitze, fällt z. B. nach Osten 600 bis 700 m tief mit einer Neigung von 75 Grad ab und bildet so eine Wand, wie sie selbst die steilsten der Alpengipfel nicht aufzuweisen haben. Zudem muß man bedenken, daß es nirgends Wegweiser, Schutzhütten u. dergl. und nur sehr wenig gebahnte Wege giebt.

Calacuccia und der Monte Cinto (Korsika). Nach einer Photographie.

Korsika hat auch seine Eiszeit gehabt, wie die Untersuchungen von Pareto, Collomb, Pumpelly, Grandsaignes und Toeppen übereinstimmend nachgewiesen haben. In verschiedenen Thälern der Insel finden sich deutlich erkennbare Gletscherschliffe, sowie erratische Blöcke und Stirnmoränen; und bei Bastia (wie auf Sardinien) hat man fossile Überreste einer Lagomysart (Lagomys alpinus) gefunden, die jetzt nur noch in Sibirien vorkommt.

In den höchsten Teilen des Hauptgebirgssystems fehlt es nicht an Hochgebirgsseen, aber sie sind alle sehr klein. Sie scheinen zum Teil dadurch entstanden zu sein, „daß die Schuttmassen größerer Thäler die Ausgänge kleiner Seitenthäler abschnürten" (Toeppen S. 7). Die bedeutendsten derselben sind der See von Nino, aus welchem der Tavignano entspringt, und der See des Monte Rotondo, der 300 m unterhalb des Gipfels liegt; aber auch dieser ist nicht größer als etwa der Feldsee im Schwarzwald.

Aus der ausgesprochenen Gebirgsnatur Korsikas erklärt sich von selbst die Beschaffenheit seines Flußsystems. Die Flüsse sind durchweg klein und eilen mit starkem Gefälle dem Meere zu. Die meisten sind überhaupt nur Gebirgsbäche zu nennen, die im Winter mächtig anschwellen, aber im Sommer nicht selten ganz versiegen. Kein einziger ist schiffbar oder

Der Monte d'Oro (Korsika). Nach einer Photographie.

auch nur flößbar. Die bedeutendsten sind auf der Westseite der Gravone und Taravo, auf der Ostseite der Golo (84 km) und Tavignano (75 km). Die letztern beiden entwickeln sich da, wo das Gebirge am weitesten vom Meere zurücktritt und Raum für die Ebenen läßt. Fast alle Flußthäler sind tief ins Gebirge eingeschnitten und geben dadurch Veranlassung zu den großartigsten Landschaftsbildern. Allen voran steht in dieser Beziehung das Thal der Restonica, welche in der Nähe des Monte Rotondo entspringt und sich bei Corte in den Tavignano ergießt. Zwischen mächtigen Granitblöcken rauscht sie dahin, während die Felswände zu beiden Seiten sich in unglaublicher Schroffheit 600, 800, ja 1000 m über den Boden des Thales erheben und dabei, wo immer sich nur ein Plätzchen bietet, mit wild aufragenden Tannen bekleidet sind. Auch der Golo bildet, nachdem er das breite Hochthal Niolo, das er in seinem Oberlaufe durchfließt, verlassen hat, eine Thalschlucht, die sich an Wildheit mit der der Restonica messen kann, wenn sie ihr auch an landschaftlicher Schönheit nachsteht.

Von besonderer Wichtigkeit sind seit alten Zeiten die Thäler des Gravone und Golo gewesen, weil die Hauptstraße von Ajaccio nach Bastia, wie auch die neuerdings angelegte Eisenbahn ihrem Laufe folgt. Aber wie schwierig der Verkehr im Innern ist, mag daraus entnommen werden, daß diese Straße im Paß von Vizzavona, südwestlich vom Monte d'Oro, eine Höhe von 1145 m erreicht. Und die Straße, die aus dem Golothal nach dem Golf von Porto führt, erhebt sich im Paß von Vergio sogar zu einer Höhe von 1532 m; sie wird gewöhnlich „Calanchenstraße“ genannt (s. Abbildung) und ist nicht nur ein Meisterwerk der Wegbaukunst, sondern auch von hervorragender landschaftlicher Schönheit. Eine Nachtwanderung bei Mondschein durch diese wilden, phantastisch zerrissenen Klippen, mit dem Blick auf den silberhellen Golf gehört zu dem Grausigsten und Schönsten, was man sich denken kann.

Die Calanchenstraße (Korsika). Nach einer Photographie.

Das Klima Korsikas ist, von der ungesunden, fieberreichen Ostküste abgesehen, ein herrliches; durch die hohen Gebirge und die frischen Seewinde wird die Sonnenglut angenehm gemäßigt, und wenn im Winter auch manchmal plötzliche Witterungswechsel vorkommen, so sind die Temperaturschwankungen doch sehr gering. Die mittlere Jahrestemperatur beträgt an der Küste 17 bis 18° C., also etwa soviel wie im südlichen Italien. Man kann eigentlich nur zwei Jahreszeiten: Frühling und Sommer, unterscheiden; denn selbst in den Wintermonaten sinkt das Thermometer selten unter Null und dann auch nur für einige Stunden. Schnee fällt in den Küstengebieten fast nie. Mit entsprechender Abnahme der Temperatur finden sich dieselben Verhältnisse bis zu einer Höhe von etwa 500 bis 600 m über dem Meer. Die zweite Höhenzone, die man am besten von da bis zu den letzten menschlichen Wohnungen, d. h. bis zu 1000 oder 1100 m, rechnet, hat schon deutlich unterscheidbar vier Jahreszeiten und erinnert in seinem Klima an das mittlere Frankreich. Die darauf folgende Waldregion hat bereits einen rauhen, schneereichen Winter, während man auf den höchsten Spitzen die klimatischen Verhältnisse von Nordeuropa wiederfindet.

Von ganz besonderer Milde ist das Klima der Westküste, vor allem von Ajaccio, „wo sich die günstigen Bedingungen der berühmten Riviera in einer um mehrere Breitengrade südlicheren Lage wiederholen“ (Toeppen S. 8). Bei einer mittlern Jahrestemperatur von 17,7° C. beträgt hier die Durchschnittstemperatur im Sommer 24,5° und im Winter 11,2°, d. h. so viel, wie bei uns etwa im Mai. Die täglichen Temperaturschwankungen sind äußerst gering, die Luft ist ganz staubfrei und von außerordentlicher Reinheit, heftige Winde sind sehr selten, die Preisverhältnisse noch ziemlich mäßig: alles das macht Ajaccio zu einem Winteraufenthalt für Brustkranke, welcher der Riviera weit vorzuziehen ist und neuerdings auch ja immer mehr in Aufnahme kommt.

Die jährliche Regenmenge beträgt in Ajaccio 631 mm; in den Gebirgen nimmt sie der Höhe entsprechend zu. Doch sind die Sommermonate hier, wie im ganzen Mittelmeergebiet, außerordentlich regenarm; in Ajaccio z. B. fallen in den drei Sommermonaten nur sechs Prozent der gesamten Regenmenge, und nicht selten regnet es monatelang überhaupt nicht.

Auch an Mineralquellen ist Korsika ungewöhnlich reich, und zwar sind es auf dem westlichen Abhange der Hauptgebirgskette hauptsächlich schwefelhaltige, im Osten eisenhaltige Quellen. Unter jenen ist die Schwefelsodaquelle von

Guagno, am Westfuße des Monte Rotondo-Massivs gelegen, die bedeutendste, unter diesen nimmt die Eisenquelle von Orezza die erste Stelle ein; sie übertrifft die berühmtesten Eisenquellen Mitteleuropas, die von Spa und Schwalbach, fast um das Doppelte an Eisengehalt. Gleichwohl wird sie fast nur von einigen reichen Korsen besucht.

Das vorzügliche Klima in Verbindung mit einem äußerst fruchtbaren Boden hat eine Üppigkeit und Mannigfaltigkeit der Vegetation entwickelt, die vielfach an die Tropengegenden erinnert. Ein erfrischender, balsamischer Blütenduft erfüllt die ganze Atmosphäre und strömt weit auf das Meer hinaus dem Ankömmling entgegen. Mit Recht sagte daher Napoleon auf St. Helena, als seine traurigen Gedanken zu seiner schönen Heimatsinsel zurückkehrten: „Alles war dort besser, bis auf den Duft des Bodens; am Wohlgeruch allein würde ich mit geschlossenen Augen Korsika erkennen!"

In der ersten Vegetationszone nehmen die immergrünen Gewächse einen sehr breiten Raum ein. Bis zu einer Höhe von 500, 600, ja 800 m sind alle Berge damit überzogen, außer wo sie künstlich ausgerottet sind. Macchia (frz. maquis) nennen die Korsikaner diese Gewächse, und wegen der hervorragenden Häufigkeit derselben auf der Insel ist der korsische Name auf diese Vegetationsform überhaupt übertragen worden. Diese Macchia ist ein fast undurchdringliches Gewirr aus allen möglichen Arten von Pflanzen: Erdbeerbäume, wilde Feigenbäume, immergrüne Eichen, Buxbaum, Myrte, Heidekräuter, Spartium, Cistusrosen, Rosmarin, Geranium, Lavendel, Brombeerbüsche, Waldrebe, Stechwinde und andre machen die Hauptbestandteile aus. Gewöhnlich bilden sie ein niedriges Buschwerk, das man, aufrechtstehend, weithin überblicken kann; aber stellenweise erreichen sie auch mehrere Meter Höhe. Die Macchia war einstmals ein willkommener Zufluchtsort der korsischen Banditen, so daß „in die Macchia gehen" geradezu so viel hieß, wie Bandit werden.

Heute wird die Macchia mehr und mehr ausgerottet, und weite Gegenden an der Meeresküste sind bereits in herrliche Terrassengärten umgewandelt, in welchen Feigen, Mandeln, Aprikosen, Pfirsiche, Birnen, Granatäpfel, Citronen, Apfelsinen u. s. w. reifen. Von besonderer Bedeutung ist die Weinkultur, die besonders stark auf Kap Corso betrieben wird. Der Wein hat Ähnlichkeit mit Malaga und einigen französischen Sorten. Jährlich werden auf 15000 ha Weinland 300000 hl Wein geerntet.

Auch Tabak wird viel gepflanzt, da das französische Tabaksmonopol für Korsika keine Geltung hat. Daneben kommen die Korkeiche und der Maulbeerbaum ziemlich häufig vor und werden besonders von südfranzösischen Unternehmern verwertet. Zahlreiche tropische Gewächse sind eingeführt und gedeihen vorzüglich. Cactus opuntia und die amerikanische Agave wachsen überall an warmen felsigen Orten. Die Agrumenkultur hat in einigen Gegenden, z. B. bei Ajaccio und in den Thälern von Kap Corso, eine ziemliche Bedeutung gewonnen. Auf den Felsen am Meeresstrand spielt die Fächerpalme mit den Seewinden, und selbst die Dattelpalme gedeiht hin und wieder an den geschütztesten Stellen der Küste.

Der eigentliche Charakterbaum Korsikas aber ist der Ölbaum. Alle Hügel und Thäler, welche sich nach dem Meer hinziehen oder dem Einflusse desselben offen stehen, sind mit Olivenpflanzungen bedeckt, welche stellenweise, wie in der Balogna, zu förmlichen Wäldern werden. Bis 700, ja manchmal sogar bis zu 1100 m trifft man den Baum, und selbst vorübergehender Schneefall schadet ihm nichts. Jährlich werden aus diesen Olivenpflanzungen von 10000 ha gegen 400000 kg Öl gewonnen.

Und wo der Ölbaum nicht mehr gedeiht, da tritt die Edelkastanie an seine Stelle; sie ist der zweite, noch ungleich bedeutendere Charakterbaum der Insel. Schon bei 300 bis 400 m Meereshöhe tritt sie auf, gelangt aber erst in der zweiten Zone zur eigentlichen Entwicklung und bedeckt hier alle Bergabhänge, soweit das Auge reicht, teils in lichten Beständen, teils in dichten Waldungen. Ihre Bäume erlangen dieselbe gewaltige Höhe und denselben enormen Umfang, wie die schönsten auf dem Ätna oder dem Apennin. Ihre Höhengrenze fällt ziemlich genau mit der der menschlichen Wohnsitze zusammen; 1000 m kann wohl als die mittlere Höhengrenze angesetzt werden. Die Kastanie ist aufs engste mit dem Leben und der Beschäftigung des Korsen verknüpft. Ihre Früchte ernähren einen großen Teil der Bevölkerung; Weizenbrot wird nur selten gegessen. Im Oktober werden die Kastanien geerntet, getrocknet und gemahlen; aus dem Mehl werden dann die verschiedensten Speisen bereitet, vor allem die Polenta, jener feste, bräunliche, stark sättigende Brei, der meist mit Eier- oder Fleischspeisen genossen wird.

Diese bequeme Ernährungsweise hat das Volk erklärlicherweise von einer intensivern Bodenkultur abgehalten, ja hat geradezu eine unüberwindliche Abneigung gegen die mühselige Thätigkeit des Ackerbaues erzeugt. Der Korse ist zu stolz, um seinen Acker selbst zu bestellen; er überläßt das den Lucchesen, d. h. italienischen Arbeitern, deren alljährlich an 10000 von Lucca herüberkommen, um auf diese Weise ihr Brot zu verdienen. Weizen und Mais sind die beiden Getreidearten, die am meisten gebaut werden; ersterer liefert 18- bis 30fachen, letzterer bis 100fachen Ertrag. Der Ackerbau reicht ungefähr genau so weit hinauf, wie die Kastanie, doch tritt er in den höheren Gegenden an Umfang schon sehr zurück.

An die Kastanienregion schließt sich nach oben hin als dritte Zone die Region der Nadelholzwälder, welche hauptsächlich von der Schwarzkiefer (Pinus laricio) und der Meerkiefer (Pinus maritimus) gebildet werden. Vor allem der Schwarzkiefer, die unsrer Waldkiefer ziemlich ähnlich sieht, verdanken die korsischen Wälder ihre hohe Bedeutung und ihren wohl verdienten Ruf. Sie gelangt zu ihrer größten Entwickelung in den unermeßlichen Waldungen von Aitone und Valdoniello, wo sie meist eine Höhe von 25 bis 30 m bei einem Durchmesser von 1 m und darüber erreicht. Diese Riesenbäume werden über den Coll' di Vergio nach der Westküste geschafft und dort von dem kleinen Hafen Porto aus nach Genua verschifft, um hier zum Schiffsbau verwendet zu werden.

Übrigens schwinden diese prächtigen Urwälder, welche die Insel ehemals so dicht bedeckten, daß sie die Kolonisationsversuche der Römer vereitelten, in neuerer Zeit immer mehr dahin. Jedes Jahr stecken die Hirten beträchtliche Teile der Waldungen in Brand, um im Frühjahr frische Weide zu haben.

Die obere Waldgrenze schwankt zwischen 1500 und 1900 m. An manchen Stellen wird sie bereits von der Schwarzkiefer und Meerkiefer gebildet; an andern treten über diesen noch Edeltannen und Buchen auf. In der obersten Zone endlich trifft man nur noch niedriges Gebüsch und zwar ist es der Wachholder, der am höchsten hinaufreicht.

Von der Tierwelt Korsikas ist wenig zu sagen. Von den Haustieren und dem gewöhnlichen Wild (Hirsche, Wildschweine u. s. w.) abgesehen, ist nur das Wildschaf, der Muflon, bemerkenswert, der in den höchsten Gebirgsregionen noch sein Wesen treibt, aber eben so scheu und selten ist, wie die Gemse in den Alpen.

Unter den Haustieren spielen Schaf und Ziege bei weitem die größte Rolle und bilden für die Mehrzahl der Bevölkerung den wesentlichsten Besitz. Bei der gebirgigen Natur des Landes eignen sie sich am besten zur Zucht und

bevölkern im Sommer die Bergwiesen bis in die höchsten Regionen. Die Ziegen sind von sehr schönem Schlag; die grobwolligen Schafe sind meist schwarz und mit vier, auch sechs Hörnern versehen. Rindvieh wird überhaupt nur zur Bestellung der Äcker und zum Austreten des Getreides benutzt, und Kuhmilch verwertet man nur in der Nähe der größern Städte, wo der Fremdenverkehr ein bedeutenderer ist. Alle Haustiere der Insel aber zeichnen sich durch auffallende Kleinheit aus, was besonders stark bei den Pferden und Eseln hervortritt, die oft geradezu zierlich zu nennen sind.

Padre Armentias Reise in der bolivianischen Provinz Caupolican.

Von Chr. Nusser-Asport.

II.

Das System, die Indianerdörfer in Caupolican halb weltlich, halb geistlich zu regieren, besteht darin, daß die aus verschiedenen Stämmen sich zusammensetzende Bevölkerung in den öffentlichen Dienstleistungen wöchentlich je am Sonntag abwechselt. Jeder Stamm hat seinen Alkalde, Kommissäre, Alguazil (Gerichtsdiener), Katechisten, Fiskal, Alkalde für Wasserverteilung, Sakristane, ferner einen Oberalkalde oder Kaziken und Polizeivorsteher; die beiden letztern bilden die oberste Autorität des Dorfes. Die Angehörigen eines Stammes halten sich nicht für verpflichtet, im Dorf zu wohnen, sondern bloß in der Woche, wo sie Dienst haben, und selbst in dieser versuchen sie auf alle mögliche Weise sich zu entfernen. Sie lieben das Waldleben über alles, ernähren sich von wilden Früchten, den Produkten der Jagd und der Fischerei, verschmähen aber auch Mäuse, Fledermäuse, Frösche, Würmer und andre Tiere nicht. Wenn sie sich einige Monate im Wald aufgehalten haben, kehren sie sehr aufgeblasen zurück, mit bemaltem Gesicht und die Arme und Beine mit dem violetten Saft eines Bi genannten Apfels gefärbt, wie wenn sie große Thaten verrichtet hätten. Auf das Tanzen sind sie sehr erpicht und ist dies das Einzige, was sie an gewissen Hauptfesten: Ostern, Trinidad (das Patronatsfest) und Frohnleichnam nach dem Dorfe zieht. Diesen Festen ist die Fastnacht beizufügen, bei welcher kein einziger fehlt. Ihre Tänze sind die gleichen wie diejenigen der zivilisierten Distrikte: der Chachipuli und der Callaguaya, auch der Morenos (im allgemeinen Rundtänze mit Verbeugungen). Diese Tänze haben sie in Apolo und Pelechuco gelernt, wohin sie oft gehen. Von der Provinz Mojos haben sie den Macheteros eingeführt, bei welchem das gleiche Individuum Rohrpfeife und Trommel handhabt, während zwei Tänzer, mit den Füßen stark auf den Boden aufschlagend, unaufhörlich Verbeugungen machen. Sie haben einen eigenen Baile de los Barbaros (Tanz der Wilden) genannten Tanz, bei welchem ein Indianer der Rohrpfeife monotone Melodien entlockt, der andre die Trommel schlägt. An diesem Tanz beteiligt sich wer will, mit Ausnahme der Weiber. Sie stellen sich dabei in eine Reihe auf, springen, unaufhörlich hüpfend, vorwärts, indem sie diese Ordnung beibehalten und sich in Schlangenwindungen drehen. Für diesen Tanz schmücken sie sich mit Bälgen aller Arten von Vierfüßlern und Vögeln und sehenswert ist es, wenn sie hüpfend und springend, 20 bis 30 an der Zahl, eine kleine Hütte betreten, jeder an seinem Platz, ohne die Ordnung zu unterbrechen. Beinahe alle blasen auf der Pinquillo genannten Rohrpfeife, auf der sie eine Reihe von Melodien, die sie in Mojos gehört haben, spielen.

Jeder Stamm hat seine Musiker, die wöchentlich für den Kirchendienst abwechseln, gerade wie die andern Dienstpflichtigen. Ihre Instrumente sind Geigen, von denen einige im Dorfe selbst angefertigt sind, Rohrpfeifen und Bässe, welche in der Form von zwei Varas langen Sprachrohren aus dem Blatt der Cusi genannten Palme angefertigt werden; ihr Hauptinstrument ist die Trommel (Bombo), ohne welche die Musik keinen Wert für sie hätte. Ihre Hütten sind das armseligste, was man sich einbilden kann. Die Alkaldes und Sklaven (siehe weiter unten) ausgenommen hat niemand Tisch oder Stuhl, und noch weniger Bettstellen oder Guarachas, auf welchen man schlafen könnte. Alle schlafen auf dem Boden, auf einer Art Matte von Charo oder Chuchio (Art wilden Rohrs) und nicht alle besitzen eine Decke. Das Weib kann den ganzen Hausrat in einem Korb forttragen, denn er besteht bloß aus einem Kochtopf, um ihre Bananen zu kochen, einer Spindel, um zu spinnen und einem Stück weißer Erde, um die Spindel damit einzureiben. Ihre Kleidung besteht aus einem ärmellosen Hemd, das bei den Weibern bis auf die Füße reicht, bei den Männern kaum bis zum Knie; dasjenige der Weiber ist aus rohem, weißem oder bedrucktem Baumwollstoff, das der Männer aus rohem Baumwollstoff (Tocuyo), hier und da aus weißem Wollstoff, den die Weiber anfertigen. Die Männer tragen keine Hosen. Die ursprüngliche Bevölkerung des schon vor 1756 gegründeten Tumupasa setzte sich aus Tacanas, Marcanis, Sapurunas, Pamainos, Toromanos, Araonas und Chilliuvos zusammen. Sie glaubten an einen Gott, Schöpfer und Herr des Weltalls, der den Berg Caquiahuaca vergöttlicht und einen Schutzgott gleichen Namens darauf gesetzt hatte. Die Toromanos kamen im Jahr 1780 von ihren Dörfern, um diesen Berg zu besuchen und schleppten bei dieser Gelegenheit ein „Edutzi" genanntes Götzenbild mit sich fort, damit es sie zur Glückseligkeit geleite, denn Edutzi will sagen: der Führer. Die Tumupaceños glaubten an die Unsterblichkeit der Seele, das jüngste Gericht, die ewige Glückseligkeit und die Hölle. Gott heißen sie Edutzi; Seele Enidu; jüngstes Gericht Bi pea zine heatusu; Glückseligkeit Diosu eaua (dies klingt aus Spanische an und hat nichts primitives. Anmerk. von N. Armentia); Hölle Ichaunasa euati. Der Bidui paititi ist der Götze, welchen die Tumupaceños verehrten und von dem sie glaubten, daß er am Tage des Gerichts komme, um zu belohnen oder zu strafen. Diese Notizen sind dem alten 1756 angefangenen Taufregister entnommen. — An ihren heidnischen Gebräuchen und Vorstellungen hängen aber die Tumupaceños noch heute. Japurumabati will unter ihnen besagen: seine alten Gebräuche befolgen.

Sie verlangen vom Padre bloß, daß er sie mit Feierlichkeit taufe, verheirate und begrabe und an den Hauptfesten seinen Funktionen nachkomme, während sie sich mit Tanz und Trinkgelagen dabei beteiligen. Armentia hat bei einer solchen Gelegenheit mehr als 300 Krüge voll Chicha (Maisbier) gezählt, jeder Krug etwa 60 Flaschen haltend, und alles dies war innerhalb dreier Tage geleert. Obwohl sie nun viel und starke Chicha trinken, berauschen sie sich doch nicht; in $2\frac{1}{2}$ Jahren sah er nie eine Schlägerei infolge von Betrunkenheit.

Wenn einer stirbt, so versetzen sie, sobald der Leichnam entfernt ist, die Thür an die andere Seite der Hütte, damit sie der Verstorbene nicht mehr finde. Die Witwe muß während acht oder vierzehn Tagen nach Mitternacht aufstehen, um die Hütte zu umkreisen und um mit Jammergeschrei und Trauergesängen alles, was dem Mann gehörte, zu zerstören und zu vergraben. Sie glauben, daß, so lange der Leichnam nicht in geweihter Erde ruhe, die Seele leidend im Feld umherirre. Sie unterwerfen sich deshalb allen Opfern und Anstrengungen, um ihren Verwandten kirchlich Begräbnis zu verschaffen, selbst wenn der Todesfall sich auf beträchtliche Entfernung vom Dorfe ereignet hat.

Sie haben im Walde ihre heiligen Stätten, wo sie alljährlich verschiedene Male ihre alten Gebräuche feiern, verheimlichen sie aber sorgfältig vor dem Missionar. Tänze und Trinkgelage, die immer mit der krassesten Sittenlosigkeit endigen, spielen dabei die Hauptrolle. Das Ganze wird vom Baba geleitet, d. h. einem Indianer, welcher unter ihnen das Amt eines Priesters versieht. Sie haben nie Götzen in der Figur von Menschen oder Tieren gehabt, nur rohe Gegenstände aus Stein oder Holz, ebensowenig hat man Spuren vom Sonnenkultus bei ihnen angetroffen, sie haben also in dieser Hinsicht nichts mit den wahren von den Incas beherrschten Peruanern gemein. Ihr Kultus richtet sich nicht, wie sie sagen, an ein Wesen, das Gott ist, sondern an eines, das mit Gott spricht und ihm alles anzeigt. Sie glauben an Hexerei und Zauberei, man muß aber dabei nicht außer Acht lassen, daß bei ihnen vergiften und behexen die gleiche Sache ist. Häufig benutzen sie den Saft von Kräutern und Pflanzen zu verderblichen Zwecken.

Es ist bedauerlich, daß diese Indianer, die doch auch mit guten Eigenschaften begabt sind, sich gegen jede Art von Zivilisation hartnäckig wehren. Wenn der Missionar sie ermahnt, ihre Kinder in die Schule zu schicken, so antworten sie: Wie, willst du, daß wir uns unserer Kinder berauben, um sie dir zu schenken? Wenn er sie aufforderte, die Vorschriften der Beichte in der Charwoche zu erfüllen, gaben sie lachend zur Antwort: Der Padre möchte gern unsere Sünden kennen lernen. Warum sollen wir sie ihm auch gestehen?! Im Übrigen sind sie stark und flink und lernen mit Leichtigkeit lesen und schreiben, besitzen für Musik Geschmack und Anlage, sind geschickte Maurer und Zimmerleute u. s. w. Die Weiber spinnen und weben, fertigen auch Töpferwaren aller Art an, für welche sie einen besondern Ataruru genannten Thon verwenden, der mit Rindsfett viel Ähnlichkeit hat. Die Nahrung besteht hauptsächlich aus Maniok und Bananen.

Von Tumupasa aus genießt man eine herrliche Rundsicht. Der Sonnenaufgang bietet ein Schauspiel dar, wie es selten zu erblicken ist. Armentia sah häufig neun bis zehn Gewitter an verschiedenen Punkten, während dazwischenliegende Striche das heiterste klarste Wetter hatten. Aber diese Vorteile wiegen die Nachteile nicht auf, von denen sie begleitet sind. Sein Klima ist gesund, aber zuweilen wehen starke Winde, welche die Hütten zusammenreißen. Um das Dorf zieht sich ein Pajonal (mit hohem Rohrgras bewachsene Fläche), den man jedes Jahr abbrennen mußte, um ihn zu erhalten und den wenigen Milchkühen und Maultieren der Ortschaft Futter zu gewähren. Die Furcht der Indianer vor den öftern Feuersbrünsten, welche sie heimsuchten, ist aber so groß, daß sie den Pajonal seit 1868 nicht mehr abbrennen lassen; er nimmt daher fortwährend zu, und der Tag ist nicht weit, wo das Gebüsch bis zum Dorf vordringt.

Die Padres sorgen, da die Kirche kein Vermögen besitzt, für den Schmuck des Gotteshauses und die zum Kultus gehörigen Gegenstände. Indianer, welche Sklaven genannt werden, stellen die Beleuchtung; es sind ihrer 24, zwei für jeden Monat. Um sich Wachs zu verschaffen, gehen sie in Begleitung ihrer Familien und Verwandten auf vier bis fünf Monate in den Wald, und wenn sie zurückkommen, lassen sie das Wachs durch die Sakristane reinigen, welche sie während zwei Tagen mit Essen und Trinken zu verköstigen haben. Um die Kerzen zu machen, müssen sie die gleichen Sakristane weitere zwei Tage mit Essen und Trinken versorgen, und wenn sie schließlich die Kerzen nach der Kirche bringen, was am Samstag vor dem ersten Sonntag im Monat geschieht, halten sie am Samstag und Sonntag das ganze Dorf mit Essen und Trinken frei. Hierfür ist ein Dutzend Weiber schon vom vorhergehenden Mittwoch an thätig, indem sie Chicha zubereiten; am Samstag früh aber stellen sie eine Batterie von ungeheuren Kochtöpfen auf, in welche sie Fleischstücke vom Affen, Jabali, Tatu oder Armadill, Tapir, Ameisenbären, in einem Wort von allen Vierfüßlern oder Vögeln werfen, welche die Indianer einen Monat vorher auf der Jagd erbeuten konnten. Diese Stücke werden, um sie haltbar zu machen, gebraten.

Man füllt die Töpfe vollends mit Reis, Maniok und Bananen an und läßt das Ganze bis Sonntag früh kochen. Am Samstag werden die Kerzen mit Musik in die Kirche gebracht, dann beginnen die Tänze, welche erst aufhören, wenn auch der ganze Chichavorrat erschöpft ist, spät Sonntag abends. Am Sonntag nach der Messe und Prozession kommen alle Weiber mit großen Schüsseln, um von den zubereiteten Speisen ihren Anteil zu erhalten und mit nach Hause zu nehmen. Während dieser Zeit ist die Hütte der Sklaven voll von Leuten. Diese halten sich für die Edelsten des Dorfes und sind auf ihr Amt sehr stolz. Sie wenden das ganze Jahr daran, aus unreinem Wachs eine Anzahl von Kerzen zu fabrizieren, welche rauchen und glimmen, statt zu brennen und zu leuchten. Es ist den Padres nie gelungen, diese Gebräuche auszurotten. Die Indianer sind so faul und sorglos, daß es wenige giebt, welche Hühner oder Schweine aufziehen, um für den Fall von Krankheit eine bessere Nahrung zu haben. Ebensowenig pflanzen sie Reis an, und ihr Mais ist bis Anfang Juni zum Frohnleichnamsfeste in Chicha aufgebraucht.

Die herrschenden Krankheiten sind die Dysenterie, die von Dezember bis März wütet; es hat Jahre gegeben, wo allein mehr als 90 Personen in diesen vier Monaten an dieser Krankheit gestorben sind; die Pocken, welche zuweilen auftreten und viele Opfer fordern (ihr Erscheinen flößt den Indianern den größten Schrecken ein); die Espundia, ein Geschwür, an welchem diejenigen sterben, bei denen es Nase und Mund ergreift. Wechselfieber kennt man in Tumupasa nicht. Lungenentzündungen und Lungensucht sind in der Zeit der Südwinde, von Mai bis Juli häufig, ebenso Keuchhusten.

Achtzehn Leguas von Tumupasa liegt die Ortschaft Isiamas. Die ersten zwölf Leguas ist der Weg sehr angenehm; er führt am Abhang eines Hügelzuges hin und ist stets schattig, weil er mitten durch den Wald geht. Beinahe von Legua zu Legua stößt man auf Bäche kristallhellen Wassers, welche, auf den Höhen entspringend, nach Osten dem Beni zufließen. In der Regenzeit ist es eine mühsame Aufgabe, diesen Weg zurückzulegen, wegen der sumpfigen Stellen, die sich in der Nähe des Tarene bilden und der Gefahr, welche das Überschreiten des Tarene, des Cuñahuaca und des Tequeje mit sich bringt. Isiamas liegt unter 13° 32′ südl. Br. und 70° 53′ westl. L. von Paris, 380 m über dem Meere und wird bewohnt von Tacanas, Marcanis, Sapurunas, Wawayanas, Pariamas, Araonas und Toromanos, letztere vom Madre de Dios stammend, den sie Mann ena nennen. Die Ortschaft liegt in einer großen Ebene, zwei Leguas von den Ausläufern des erwähnten Höhenzuges auf dem linken Ufer des Itaca; zweihundert Familien mit 1000 Seelen bevölkern sie. Die Sprache ist das Tacana. In der Umgegend

befinden sich viele für die Rindvieh- und Pferdezucht geeignete Pajonales. Der Viehbestand auf den verschiedenen, drei bis sechs Leguas von der Ortschaft entfernten Estancias mag sich auf 5000 Kühe und Ochsen und 150 Pferde belaufen. Der Itaca fließt in den Tequeje, er kann aber nicht befahren werden, obschon er ziemlich wasserreich ist, denn an einem gewissen Punkt breitet er sich aus und bildet eine Art von See oder Curichi voller Vegetation, welche die Boote nicht durchläßt. Einige Leguas im Norden von Isiamas ist der Undumo wasserreicher als der Tequeje, aber auch nicht schiffbar, weil Palissaden (aufgeschwemmte Baumstämme) sein Bett sperren und beide Ufer in der Gewalt der feindlichen Guarayos sind. Die Isiameños müssen sich daher auf dem Tarene oder Enapurera, drei Tagreisen von Isiamas, einschiffen. Die oberen Teile dieser beiden Gewässer sind durch Palissaden gesperrt. An ihren Ufern wächst der Kakao im Überfluß wild. Diese Frucht reift im Januar; und es ist sehr sonderbar, daß sie an den Ufern des Beni, vom Madidi bis zum Norden und am Madre de Dios drei bis vier Monate später, im März und April, reift. Der größte Teil dieses Kakao geht verloren oder es fressen ihn die Affen, denn die Indianer sammeln höchstens 75 bis 100 Pfund für die Familie davon ein.

Weder in Isiamas noch in Tumupasa weiß man etwas von Gold- oder Silberminen. Ein Franzose zwar, Namens Rossignol, der vor Jahren in Tumupasa lebte und Expeditionen an die Quellen des Enadere an den Fuß des erwähnten Caquiahuaca machte (drei bis vier Leguas von Tumupasa), soll dort Silbererze gefunden haben. Auf seinen Ausflügen war er nur von zwei Indianern begleitet, die er stets an einem bestimmten Punkt zurückließ. Eines Tages, als er länger als gewöhnlich ausblieb, forschten die erschrockenen Indianer nach ihm und fanden ihn, seine Flinte zu seinen Füßen, tot mit einem Schuß durch den Kopf. Häufig das Ende von Europäern in solchen von der Welt abgeschnittenen Gegenden. Die Erinnerung an eine zivilisiertere Lebensweise, der Überdruß an einem verfehlten Dasein führen sie zum Selbstmord. Der Arzt Coldwell ließ sich im Jahre 1871 von den beiden Indianern an die von Rossignol besuchte Stelle führen, fand zwar keine Spur von Silbererzen, Waschgold dagegen überall, jedoch nur in so kleinen Mengen, daß eine ernstliche Ausbeutung nicht lohnte.

Achtzehn Leguas südöstlich von Tumupasa liegt, auf dem linken Ufer des Beni, San Buenaventura, 14° 26′ südl. Br. und 70° 24′ westl. L. von Paris, etwa 300 m über dem Meer. Der Weg dahin führt durch Wald, am Abhang des letzten Höhenzuges; auch hier begegnet man bei jedem Schritt kristallhellen Bächen, die in den Verzweigungen des Höhenzuges entspringen und nach einem Lauf von vier bis zwölf Leguas sich in den Beni ergießen, da letzterer von San Buenaventura an mit den Gebirgsausläufern einen Winkel bildet, dessen Scheitel in San Buenaventura selbst ist. Diese Ortschaft wird von Indianern aus Tumupasa und Isiamas und zwei oder drei Honoratioren (Vecinos) bewohnt. In ihrem Hafen finden sich häufig Mosetenes, Mojos und Tacanas ein, weil hier der wichtigste Transitpunkt für die Verbindung von Caupolican mit dem Beni ist.

Um die für eine Flußreise nötige Verproviantierung zu vervollständigen, ist man gezwungen, über den Beni zu setzen nach dem auf dem rechten Ufer liegenden Rurenabaque, welches den Hafen des von ihm acht Leguas entfernten Reyes vorstellt. Reyes liegt unter 14° 4′ südl. Br. und 70° 18′ westl. L. von Paris. Der Weg zwischen diesen beiden Punkten ist recht schlecht und sumpfig. Nicht ungefährlich ist das Überschreiten der aus Holzstämmen angefertigten Brücken von Suapi und Turucuru, welche eine große Lagune oder Curichi durchschneiden. Die ersten fünf Leguas ziehen sich durch den Wald hin, die drei andern über Pajonales. Das zu Anfang des vorigen Jahrhunderts durch die Jesuiten gegründete Reyes liegt 330 m über dem Meer und ist von einem Curichi umgeben, dessen Wasser zum Trinken benutzt wird, obschon sich Menschen und Tiere darin baden. Die Einwohner sind Maropasindianer, deren Sprache mit derjenigen von Tumupasa und Isiamas so verwandt ist, daß an einem gemeinschaftlichen Ursprung nicht gezweifelt werden kann. Die indianische Bevölkerung ist ziemlich bedeutend, trotzdem viele nach den Kautschukdistrikten ausgewandert sind. Auch die Zahl der Honoratioren (Vecinos), deren Hauptbeschäftigung die Viehzucht ist, ist beträchtlich. In letzterer vornehmlich beruht der Reichtum des Ortes; unglücklicherweise ist die Ausfuhr sehr schwierig und da sich das Vieh so sehr vermehrt, so wird es gerade der Überfluß sein, der schädlich wirkt. Heute, wo es so viel Vieh giebt und keine Knechte zu haben sind, um es zu hüten, fängt es an, sich zu verlaufen und zu vermengen, da es nicht mehr möglich ist, den jährlichen Zuwachs zu verzeichnen. Zu diesen Übelständen gesellt sich ein andrer, größerer. Im Jahr 1857 kam von Brasilien eine Seuche, welche die Maultiere und Pferde erfaßte, hauptsächlich die letzteren. Seither tritt sie alle drei bis vier Jahre im Distrikt Mojos auf, wodurch alle Pferde unfehlbar zu Grunde gehen, die doch so notwendig sind, um das Vieh zu umreiten und zusammenzutreiben, das einzige Mittel, um es zu zähmen und zahm zu erhalten. Heute wird in den Estancias nicht mehr gemolken, folglich giebt es keinen Käse, der zur Zeit, als das Vieh seltener war, im Überfluß zu haben war. Außer einigen Stücken, die jährlich nach Apolo ausgeführt werden und einer Anzahl, die man schlachtet und trocknet (Charque). Für den Verbrauch in den Kautschukdistrikten des Beni und Madre de Dios hat das Vieh absolut keine Verwendung.

Das Spinnen und Weben, in welchem sich früher alle Ortschaften von Mojos so sehr auszeichneten, ist ganz verschwunden. Kaum, daß einige Hängematten (Hamacas) für den Hausgebrauch angefertigt werden und selbst der größere Teil davon kommt aus Brasilien. Früher wurde auch sehr guter Zucker in großen Mengen fabriziert, der billig (sechs Mark für 25 Pfund) verkauft wurde. Diese Industrie ist wie die andern aus Mangel an Arbeitskräften und infolge der Erhöhung der Arbeitslöhne sehr zurückgegangen; jetzt ist es schwierig, sich Zucker zu verschaffen und nie kostet er weniger als 18 Mark die Arroba (25 Pfund).

Die Anwerbung von indianischen Ruderknechten ist trotz des hohen Lohnes, den man ihnen heute bezahlen muß, mit vielen Schwierigkeiten verknüpft. Einerseits gehen sie nicht gern von Haus weg, andrerseits ziehen sie die gewinnbringendere Arbeit in den Kautschukdistrikten vor. Es ist unglaublich, mit welchen Schwierigkeiten man für Spedition von Pelechuco nach dem Hafen von San Buenaventura zu kämpfen hat. Bis Apolo gehen Maultiere mit sechs Arrobas Last. Von Apolo zum Hafen geht alles auf dem Rücken von Trägern, die sich nicht über zwei Arrobas aufladen (die Indianer von Apolo sind aus Furcht vor der Espundia nicht nach Tumupasa zu bringen). Die Fracht wird durch das tote Gewicht der Verpackung wenigstens um ein Fünftel verteuert. Die Indianer von Tumupasa, auf die man so sehr angewiesen ist, verkommen jeden Tag mehr.

Nachdem Armentia mit vieler Arbeit und Geduld endlich die nötige Mannschaft zusammengebracht hatte, schiffte er sich in San Buenaventura auf einer einem Deutschen, Herrn Fried. Claussen (Vertreter des Hauses Braillard Frères in Arequipa), gehörigen, mit 16 Leuten bemannten Barke ein, die eine Tragfähigkeit von 130 Zentnern hatte und ein Vara tief im Wasser ging. Die Schiffahrt auf dem Beni stößt in diesen oberen Regionen noch auf viele Hindernisse. Schon nach $1\frac{1}{2}$ Stunden saß die Barke zwischen den

Mündungen der Zuflüsse Calgene und Tuihuapa fest und konnte den ganzen Tag nicht flott gemacht werden. Der Fluß hatte, wie Sondierungen ergaben, in der ganzen Breite nicht über dreiviertel Varas Tiefe. An der Flußschnelle gegenüber der Mündung des Tuihuapa angelangt, war man, nachdem mit dem Boot die ganze Flußbreite sondiert worden war, genötigt, die Ladung aus Land zu bringen und dort auf die Entfernung von einem Kilometer weiterzuschaffen. Es ist dies die schlimmste aller Schnellen, denn der Fluß breitet sich sehr aus und ist voller Baumstämme. Unterhalb dieser Schnelle hört der Felsengrund auf. Dagegen rannte sich an diesem Punkt die Barke auf einer Sandbank fest und bei den Bemühungen, sie flott zu machen, ertrank einer von der Mannschaft. Auf der linken Flußseite, einer oberhalb des Hafens Salinas liegenden Insel gegenüber, wurde übernachtet. Am folgenden Morgen wurde der Hafen Salinas nach $1^1/_2$ stündiger Fahrt erreicht.

Salinas liegt unter 14° 16′ s. Br. und 70° 22′ w. L. (von Paris) nordwestlich von Reyes, von dem es $4^1/_2$ Leguas entfernt ist. Der Weg dahin geht zur Hälfte durch den Wald, zur Hälfte durch Pajonales. Der durch den Wald führende Weg ist sehr sumpfig, da die Sonne nie durchdringt, um die Wasserlachen auszutrocknen. Bei großen Flußanschwellungen wird er auf eine beträchtliche Strecke zwei Varas tief unter Wasser gesetzt. Nach diesem Hafen, wie nach Rurenabaque, werden die Waren von Reyes auf Karren befördert, die elf Zentner laden; oft ist es nötig, drei Paar Ochsen vorzuspannen, um sie durch die aufgeweichten Wege zu bringen, wo sie zuweilen bis an die Achsen einsinken. Die Fracht beträgt für ein Arroba 60 Zentavos. Der Weg ist mit zerbrochenen Jochen, Deichseln u. s. w besät, denn wenn ein Stück, was oft vorkommt, zerbricht, so muß es an Ort und Stelle ersetzt werden; alle Stücke sind ohne Ausnahme aus Holz.

Um die ersten fünf Leguas flußabwärts zurückzulegen, waren $3^1/_2$ Tage nötig. Der Fall des Flusses von San Buenaventura bis Atamarani ist beträchtlich, ungefähr 15 m. Bei jeder Biegung breitet sich der Beni auf eine Breite von 500 bis 600 m aus, verteilt sich in verschiedene Arme, hat eine sehr starke Strömung, die sehr veränderlich ist und ist mit ungeheuren Baumstämmen besät. Die Fahrt ging ohne Unterbrechung bis gegen Abend, wo auf dem rechten Flußufer genächtigt wurde. In der Nacht entflohen zwei Knechte; es war überflüssig, die Zeit mit vergeblicher Verfolgung der Ausreißer zu verlieren. Am 23. morgens war die Mündung des Sayuva 13° 58′ südl. Br. erreicht. Sayuva ist der Hafen von Tumupasa, von dem er zehn Leguas entfernt ist. Um 2 Uhr Nachmittags zeigte das Thermometer 36 Centigrade im Schatten (in der Kajüte). Wieder entwich in der Nacht ein Knecht, der ein feines Jagdgewehr mit Munition, Eigentum Armentias, mitlaufen ließ. Da drei entflohen waren und einer ertrunken, so mußte jetzt jedermann Bootsdienste verrichten. Nach einstündiger Fahrt war die Mündung des Tarene erreicht; sowohl ober- als unterhalb dieses Flusses breitet sich der Beni wieder bedeutend aus. Drei Stunden wurden verloren, um die Barke, die aufgefahren war, wieder in tieferes Wasser zu bringen. Auch am folgenden Tage wurden $1^1/_2$ Stunden verloren, um die Barke von einer Untiefe weg zu bringen. Am 26. war die Mündung des Enapurera Mittags 12 Uhr erreicht, am 27. diejenige des Undumo. Dieser Fluß ist sehr wasserreich und könnte auf einige Tagreisen mit Barken befahren werden zur Verbindung mit Isiamas, wenn die Schiffahrt nicht durch die Guarayos verhindert würde, die im Besitz der beiden Ufer sind, an welchen auch schon die Syphonia elastica in einzelnen Exemplaren auftritt. Am 28. wurde die Mündung des auf der rechten Seite zufließenden Rio Negro erreicht, der verstopft war. Dieser Fluß, wenn er überhaupt diese Bezeichnung verdient, entspringt der Lagune Rogagua im Nordwesten von Reyes, fließt parallel mit dem Beni und ergießt sich in ihn unter 13° südl. Br. In seiner Nähe breitet sich der Beni sehr aus, sein Grund ist sandig, weshalb er ohne Unterlaß seinen Lauf verändert. Seine Gewässer waren vollständig gestaut, obwohl der Beni sehr niedrig war.

Weiter den Fluß hinab standen die Pajonales an beiden Ufern in Feuer, es war kein Zweifel, daß die Wilden sie angezündet hatten. Auf dem linken Ufer halten sich Guarayos auf, auf dem rechten lassen sie sich von niemand sehen, man weiß daher nicht, welchem Stamm sie angehören. Am 30. war die Mündung des Vira erreicht, welche den Hafen von Cavinas bildet. Ein furchtbarer Südsturm mit Regen zwang die Expedition auf der Weiterfahrt, am linken Ufer anzulegen, wo sie frische Spuren von Wilden entdeckte. Der folgende Tag bringt die Reisenden nach $1^1/_2$stündiger Fahrt nach Santa Rosa, wo in der ganzen Flußbreite eine Felsenbank ansteht, aber an beiden Seiten Kanäle offen läßt. Von hier bis zur Mündung des Madidi treten genug Felsenbänke auf, hauptsächlich auf dem linken Ufer; aber sie sind nur gefährlich, wenn der Beni sehr niedrig ist. Von San Buenaventura bis zum Madidi zählt man 67 Leguas. Die Expedition legte sie in 13 Tagen zurück; wenn der Fluß hoch ist, nimmt die Reise höchstens sechs Tage in Anspruch. Die Mündung des Madidi liegt unter 12° 33′ südl. Br. Nacheinander werden Saguasepere, Todos Santos, wo wieder ein Felsenriff sich durch den Fluß zieht, und Carmen passiert und in San Antonio genächtigt. Hier tritt nochmals eine Steinbank auf, ist aber bloß bei niedrigstem Wasserstande sichtbar. An der Lagune von Naruru, die in den Beni abfließt, stand ursprünglich das Dorf Cavinas. Bei Natividad tritt wieder eine Felsbank am rechten Ufer auf. An dem la Olla (der Topf) genannten Punkt blieb die Barke stecken; es bedurfte großer Anstrengungen, um sie flott zu machen. Nach Passierung von Sinnsinn machte die Expedition auf dem sich breit ausdehnenden Flußufer de la Asunta Rast. Am 3. Oktober saß die Barke bei San Juan eine Stunde lang fest, passierte dann Santo Domingo, California und San Lorenzo, wo ein Südsturm mit Regen zum Anhalten zwang. In San Franzisko wurde übernachtet. Alle diese erwähnten Punkte sind Barracas, d. h. Etablissements, von welchen aus die Kautschukgewinnung betrieben wird. Am 4. Oktober wird San Lorenzo de la Barranca passiert, abends 5 Uhr die Mündung des Biata erreicht und diesen Fluß aufwärts gefahren, um in der Barraca von Franco das Nachtquartier aufzuschlagen. Man war nahe am Ziel. Am 5. Oktober den Biata weiter aufwärts bis zur Barraca von Claussen, wo die Barke entladen wird. Ein großer Teil der Ladung ist havariert oder verfault, sowohl weil die Barke schlecht geladen, als weil sie nicht wasserdicht war.

Am gleichen Tag fuhr Armentia im kleinen Boot den Biata hinab in den Beni nach Mamorebey, wo er Antonio Roca, den Erforscher des Rogo Aguado und des Mamore aufsuchte. In Mamorebey durchzieht ein Felsenriff die ganze Strombreite und läßt nur einen schmalen Durchgang am rechten Ufer. In der Barraca Copacabana hielt er sich bis zum folgenden Tag auf, an welchem an Exaltacion vorbei Concepcion erreicht wurde. Am 8. Oktober wird an der Barraca von Salvatierra, der Mündung des Genesuaya gegenüber (wie der Biata, ein Zufluß von der rechten Flußseite, genannt wird), Halt gemacht und nach eingenommenem Frühstück nach Carmen weitergefahren, in Cotoca aber, bei dem 6 Uhr abends angelegt wird, genächtigt. Von Cotoca am 9. Oktober um $5^1/_2$ Uhr morgens aufgebrochen, ist Buen Jardin erst um 4 Uhr abends in Sicht. Nach einer Stunde Aufenthalt, Weiterfahrt nach dem Ivon, wo das Boot abends 8 Uhr eintrifft.

Von der Mündung des Madidi bis zu dem auf dem rechten Ufer zufließenden Ivon zählt man 77 Leguas, die, den Aufenthalt in Biata abgerechnet, in $6^1/_2$ Tagen zurückgelegt worden sind.

Die Fahrt von Buenaventura bis Salinas war abscheulich, von Salinas bis zum Madidi schlecht, von letzterem bis zum Ivon ziemlich gut; man muß dabei aber in Betracht ziehen, daß vom Madidi aus der Fluß zu wachsen anfing und Armentia diese Strecke sehr gut kannte, daß dort ferner der Lauf weniger Veränderungen ausgesetzt ist. In Ivon wurden die Vorbereitungen für die Erforschung des Madre de Dios getroffen. Elf Personen stark schiffte sich die Expedition acht Tage später auf einer Barke ein und befand sich nach zweistündiger Fahrt — die Distanz beträgt 5 Leguas — an der Mündung des Madre de Dios. Auf dieser Strecke werden noch einige Felsenbänke im Bett des Beni angetroffen. Seine Strömung wechselt viel, je nachdem der an seiner Mündung 720 m breite Madre de Dios angeschwollen ist oder nicht, denn wenn er groß ist, pflegt er den Beni zu stauen, der dann bis zum Ivon so glatt ist wie ein Teich, während der Beni, wenn das Gegenteil stattfindet, nach Aufnahme des Madre de Dios in starker Strömung dem nur noch wenig entfernten Mamore zueilt, mit welchem er nach erfolgter Vereinigung den mächtigsten Zufluß des Amazonas, den majestätischen Madeira bildet. (Schluß.)

Die Sanskritstudien in Indien.

Der Aufschwung der Sanskritstudien in Europa hat seinen wohlthätigen Einfluß auch auf die gebildeten Kreise Indiens erstreckt und auch im Vaterlande dieser altehrwürdigen Sprache eine wissenschaftliche Beachtung und Bearbeitung derselben herbeigeführt, die schon zahlreiche hocherfreuliche Ergebnisse zur Folge hatte. Dabei ist aber das Sanskrit in den gelehrten Kreisen Indiens niemals ganz vernachlässigt gewesen. In seiner klassischen Form hörte das Sanskrit schon vor dem Aufkommen des Buddhismus, ungefähr 500 v. Chr., auf, die Umgangssprache zu sein, aber unter den Gelehrten behielt es noch Geltung, wurde mehr benutzt, wie z. B. das Lateinische bei uns im Mittelalter, und kann auch nicht als tote Sprache gelten, denn in Benares erscheinen heute noch im Sanskrit gedruckte Zeitungen. Die Panditen greifen bei ihren gelehrten Urteilen mit Vorliebe zu der alten Sprache, nicht etwa zum Bengali oder Hindustani. Dazu kommen Gedichte, Schauspiele, philosophische Abhandlungen, die alle in so gutem Sanskrit geschrieben sind, daß man sie für Erzeugnisse der klassischen Zeit halten könnte. Râmanâthas Gedicht, „Der Triumph Wâsudevas", erschien soeben in zweiter Auflage in vollendeter Sanskritsprache. Wenn Kâlidâsas Sakuntala, ein Stück, das vor 2000 Jahren geschrieben wurde, heute aufgeführt wird, so ist sicher ein zahlreiches verständnisvolles Publikum dafür vorhanden, wenn auch die Schauspieler junge Studenten der Hochschulen von Kalkutta, Bombay oder Benares sind.

Von großem Nutzen für die Wissenschaft ist auch, daß mehr und mehr die Schätze der alten Sanskritlitteratur, die noch in Indien vorhanden sind, ans Licht gezogen werden. Schnell sind neue Ausgaben der alten Werke vergriffen und viele erleben mehrere Auflagen. Als man in Europa sich mit Sanskrit zu beschäftigen begann, glaubte man, daß das Gesetzbuch des Manu, die Werke Kâlidâsas und einige philosophische Abhandlungen alles enthielten, was ein Gelehrter zu wissen brauche. Groß war das Erstaunen aber, als vor ungefähr zwanzig Jahren die indische Regierung ein Verzeichnis der noch in Indien vorhandenen Sanskrithandschriften aufnehmen ließ. Die Kataloge der in öffentlichen und Privatbibliotheken enthaltenen Manuskripte enthalten einen ganz unerwartet großen Schatz von etwa 10000 Handschriften. Zumal erwies sich die Bibliothek des Maharadschah von Tandschur als ungemein reich an Manuskripten. Erscheint diese Zahl, zu der noch 5000 Handschriften in der Bibliothek des India Office, 1000 in der Bodleian-Bibliothek, mindestens ebensoviel in Berlin kommen, uns als sehr groß, so muß man dem gegenüber bedenken, daß Sanskrit mehr als 3000 Jahre die litterarische Sprache Indiens war. Was erhalten ist, stellt nur einen kleinen Teil des ursprünglich vorhandenen vor. Oft findet man bei Schriftstellern, die vor 200 oder 300 Jahren schrieben, Werke erwähnt, die wir heute umsonst suchen. Dank der indischen Regierung und solchen Gelehrten, wie Burnell, Bhandarkar, Bühler, Rajendralal Mitra, Peterson u. a. besitzen wir jetzt ausgezeichnete Verzeichnisse der Sanskritschätze, genug, um kommende Geschlechter noch lange wissenschaftlich zu beschäftigen. Dr. Peterson ist gerade jetzt mit der Abfassung eines Generalverzeichnisses sämtlicher Sanskrithandschriften Indiens beschäftigt.

Aber abgesehen von der Katalogisierung sind in Indien zahlreiche Texte und Übersetzungen von Sanskritwerken erschienen. Dabei hat die Regierung äußerst freigebige Unterstützungen gewährt und sehr viel ist auch von Privatleuten geschehen. Die Bibliotheca Indica bringt wertvolle Texte in Sanskrit, Arabisch, Persisch und Tibetanisch mit gelegentlichen Übersetzungen. Die Herausgabe besorgt die Asiatic Society of Bengal, die Kosten bestreitet die Regierung. Letzteres ist wenigstens teilweise der Fall bei den Bombay Sanscrit Series. Die Zeitschrift The Pandit, die in Benares bei Lazarus u. Co. erscheint, giebt alljährlich einen Band Sanskritlitteratur heraus. Die Benares Sanscrit Series werden von den Lehrern am Benares Sanscrit College veröffentlicht, und unter dem Protektorate des Maharadschah von Visianagram erscheint die nach ihm benannte Sammlung von Sanskritwerken unter der Redaktion von Arthur Venis. Es ist derselbe indische Fürst, welcher Prof. Max Müller die Mittel zur Herausgabe des Rig Veda hergab.

Unter dem Titel Ushâ (die Morgendämmerung) hat Satyavrata Sâmâsrami eine Sammlung sehr seltener Sanskrittexte in Kalkutta begonnen. Mit welcher Begeisterung und wie praktisch man bei der Ausbeutung und Förderung der Sanskritstudien verfährt, kann das Beispiel des sehr reichen Rechtsanwalts beim Obergericht in Bombay, Ch. Apte, lehren, der in Puna bei Bombay ein großes Haus mit Druckerei und Bibliothek errichtete. Es führt den Namen Anandâsrama, Stätte der Glückseligkeit, und gewährt bedürftigen einheimischen Studenten freie Wohnung und Kost. Die Bibliothek zählt 4000 Handschriften und monatlich erscheint für äußerst mäßigen Preis ein Band von 200 Seiten, der sehr schön auf den Pressen des Hauses gedruckt wird.

Die meisten der neuen ans Licht gezogenen Sanskritwerke beschäftigen sich mit Religion, Philosophie, Gesetzkunde und Poesie. Doch vernachlässigt man darum keineswegs andere Wissenschaften und auch mathematische, astronomische und medizinische Werke im Sanskrit sind aus alten Handschriften schon veröffentlicht worden. Colebrooke war der erste, der auf den mehr als historischen Wert vieler Sanskrithandschriften hinwies. Es ist ein Verdienst Professor Thibauts, in seinem

großen Werke Panchasiddhâtikâ 1889 darauf hingewiesen zu haben, wie hoch die Astronomie bei den Brahmanen entwickelt war und wieviel die Griechen in dieser Beziehung von den Indern geborgt haben. Auch die medizinischen Kodices, denen man Aufmerksamkeit zu widmen beginnt, versprechen Ausbeute. Der Pandit Avinash Chandra Kaviratna, der Herausgeber einer medizischen Monatsschrift in Bengalen, hat den Text des Susruta mit einem Sanskritkommentar sowie mit Bengali- und Hindiübersetzung veröffentlicht. Noch älter als Susruta soll das medizinische Handbuch Charakas sein, das der genannte Pandit ins Englische übersetzt hat. Die medizinische Litteratur des alten und mittelalterlichen Indien soll nach dem genannten einheimischen Gelehrten so umfangreich sein, daß sie allein eine große Bibliothek füllen würde. Charakas Name wird bei Avicenna erwähnt und es ist kein Zweifel darüber, daß Griechen wie Araber viele ihrer medizinischen Kenntnisse aus Indien erhielten.

Was hier mitgeteilt wurde, giebt nur einen schwachen Begriff von der rührigen Thätigkeit auf litterarischem und wissenschaftlichem Gebiete, die heute in Indien herrscht. Dabei kommt vielfach ein patriotisches Element mit ins Spiel und gerne weisen die Indier darauf hin, wie hoch bei ihnen die Wissenschaften schon entwickelt waren, als die sie beherrschenden Engländer noch im Zustande der Barbarei verharrten, Griechenland und Rom aber erst von der Morgenröte der Kultur beleuchtet wurden.

Deutsche Einwanderer in Rio Grande do Sul (Brasilien).

Von Pastor Pechmann in Santa Maria da Bocca do Monte [1]).

Seit Anfang 1890 regt es sich hier gewaltig, der Handel blüht, wie seit Jahren nicht — für Besserung unsrer Wasser- und Landwege werden riesige Summen verausgabt. So wird mit gewaltigen Unkosten die Barre bei Rio Grande, die stark durch die Zuführungen der Lagoa dos Patos versandet ist, ausgebaggert und für die größten Seeschiffe zu jeder Zeit fahrbar gemacht, ferner soll bei Torres ein neuer Hafen angelegt werden, eine neue Bahn soll denselben mit P. Alegre verbinden. Vor einem halben Jahre hat man mit den Vermessungen der Bahn begonnen, die den Süden mit dem Norden verbinden soll, die Bahn von St. Maria nach Itararé. Der Bau dieser Bahn soll bald beginnen. Wir hier oben in St. Maria werden besonders von dem Wellenschlag dieser Bewegungen berührt. Vor allen Dingen ist die so gewaltige Einwanderung, die uns hier nicht zu Atem kommen läßt. Im Oktober 1890 kamen die ersten Züge Einwanderer, Deutsch-Russen aus Lodz und Tomaschow etwa 800 Köpfe, hier an. Dann kamen 600, dann 300, 400, etwa 150, alles Deutsch-Russen, Rheinländer-Westfalen. Endlich kamen noch 600, dann 400 Polen. Diese massenhafte Einwanderung hatte die Regierung nicht erwartet. Man hatte Kolonisten verlangt, und ehe Kolonieen vermessen waren, waren schon Tausende gelandet. Wäre nun das Land bald vermessen gewesen, aber obwohl alles so sehr drängte, so ging die Regierung doch damit sehr saumselig voran. Zu Hunderten lagen anfangs (die ersten zwei Monate) die Leute zusammen in großen zweistöckigen Holz- oder Steinhäusern. Eine schreckliche Luft war in diesen Räumen — kein Wunder, daß bald allerlei Krankheiten die Einwanderer heimsuchten. Alles mußte dazu mit beitragen, das schlechte Wasser, der so plötzliche Klimawechsel, man denke aus dem russischen Winter in den brasilianischen Sommer, die veränderte Nahrungs- und Lebensweise. In Rußland waren die Leute gewöhnt, viel Speck zu essen, so hielt man es auch hier, aß nun dazwischen massenhaft Orangen ꝛc., kein Wunder, daß Ruhr und schleichende Krankheiten die Leute befielen, ja endlich der Typhus seine schrecklichen Opfer forderte. Wie gern wäre ich manchmal zu Hause geblieben, um das Elend nicht sehen zu brauchen, mußte ich doch den ganzen Tag von morgens bis abends von einem Kranken zum andern wandern — überall dieselbe Klage. Wäre nun ein guter Arzt zur Hand gewesen, aber leider hatte die Regierung, die sonst, das muß man sagen, ihr möglichstes that, hier nicht energisch genug gearbeitet. — Ich habe schon sieben Leichen auf einen Tag gehabt — zwei Familien starben ganz aus, drei Männer starben, hinterließen die Witwen und eine Schar kleiner Kinder hilflos im fremden Lande. Von einer Truppe, die viel hatte herumziehen müssen, vorher schon auf Caxias war, starben allein von 300 Personen in drei Monaten über 80. Man kann nicht sagen, daß die Regierung gefühllos diesem zugesehen und wie es so vielfach heißt, die Leute schlecht verpflegt — dies ist nicht der Fall, die Tagesgelder, die für jede Familie ein halbes Jahr ausgezahlt werden, reichen bei gutem Haushalt wohl aus, erhielt doch Mann und Frau — 900 Reis pro Tag, für jedes Kind je nach Alter 200 bis 300 Reis mehr. — Viele konnten und wollten sich an die hier dienliche Kost, Bohnen, Mehl, getrocknetes Fleisch, nicht gewöhnen.

Jetzt sind denn endlich alle Deutschen und Deutsch-Russen auf ihren Kolonieen und alle haben vollauf mit Haus- und Wegebau zu thun. Wie oben schon bemerkt, zahlt die Regierung ein halbes Jahr Subsidien, d. h. tägliche Unterstützung. Nach dieser Zeit läßt dieselbe Wege bauen durch die Kolonisten. Für diese Arbeit zahlt sie $1^1/_2$ Mil für Männer und 1 Mil für Frau und Kinder. So fehlt es an Unterstützung und Hilfe der Regierung nicht. Im April 1891 habe ich nun die Kolonisten auf der Kolonie Ijutry besucht. Diese liegt 32 Meilen nördlich von St. Maria und kann man diese Reise nur zu Pferde machen. — Der Wald, der mit diesen Deutschen besiedelt wird, liegt zwischen den Aroi dos Conećai und dem Ijutry Grande, mag zirka 5 Meilen breit sein und zieht sich an diesen Flüssen entlang bis zu den großen Wäldern am Uruguay. Hier ist das Gebiet der alten Missionen, das Land, das der verstorbene von Koseritz so gern mit Deutschen bevölkert wissen wollte. Ich habe hier viele Wälder gesehen, kenne die Kolonieen bei Pelotas, St. Leopoldo, St. Cruz und die Wälder um St. Maria. Doch nirgendwo habe ich solchen mächtigen Urwald angetroffen, schade, daß die Riesenbäume so nutzlos jetzt verbrannt werden müssen. Der Boden soll auch vorzüglich für Weizenbau sein, ist nur leicht hügelig. Berge fehlen dagegen vollständig. Reich ist jene Kolonie dagegen an Bächen und Flüssen. Ich glaube, die Regierung hat in der Wahl dieser Kolonie einen guten Griff gethan und dies ist um so besser, da gerade diese Kolonie fast ausschließlich mit Deutschen besiedelt wird. Das deutsche Element bekommt durch diese Kolonie einen starken Hinterhalt, besonders kommt dies der deutschen Bevölkerung in und um St. Maria zu Gute, die inmitten der Brasilianer einen schweren Stand hat. Diese Deutsch-Russen sind in Sprache und Wesen noch urdeutsch. Gott gebe, daß sie ihr Deutschtum hier bewahren und pflegen. Damit dies möglich, müssen wir hier das Unsrige thun. Nach meiner Rückkehr von Ijutry war ich in S. Sebastian zur Synodalversammlung der evangelischen Kirche dieses Staates. Ich habe dort über unsre Einwanderung referiert und freue ich mich, daß ich nicht vergebens diese Reise gemacht habe, indem die Synode auf meinen Antrag verschiedene Maßregeln zum Schutze und zur geistigen Förderung der Einwanderer ergriff.

---

[1]) Aus einem gütigst uns mitgeteilten Schreiben an Herrn Prof. Kirchhoff.

Inzwischen habe ich dem Inspektor der Kolonisation in Porto Alegro Eingaben gemacht und dort persönlich um „Schulkolonieen" für die neuen Kolonieen gebeten, so zwar, daß für je 80 Familien die Regierung eine Kolonie Land als „Schulkolonie" reserviert. Um Erhaltung von deutschen Schulen sind die Leute sehr besorgt, dafür möchten alle arbeiten. Leider sind die Leute meist zu arm — überhaupt fehlt es dort noch an so manchem nötigen. Im Laufe dieses Sommers wird die Einwanderung, wenn nicht alles trügt, noch gewaltiger werden. Ist doch in der Nähe von St. Angelo (Missionen) ein deutscher Ingenieur v. Kalden daran, Kolonieen für 2000 Familien auszumessen. Da es den Einwanderern besonders an deutschen Büchern fehlt, so ist die Gründung von Schulen schwierig. Und doch muß ich, damit die deutsche Sprache auch hier oben erhalten bleibt und zu Ehren kommt, sorgen, daß dem Mangel abgeholfen wird. Die Sendung deutscher Bücher wird denen große Freude bereiten, die bloß und leer dastehen, die darum die Heimat verließen, weil die russische Regierung ihnen deutsche Sprache, Sitte und Glauben rauben wollte.

Die deutsch-französische Sprachgrenze im Schweizer Jura.

Dr. J. Zimmerli aus Basel, ein Schüler Moritz Heynes, hat seit drei Jahren die Sprachgrenze der Westschweiz eingehend an Ort und Stelle studiert und die romanischen Patois festgestellt. Seine auch in ethnographischer Beziehung vortreffliche Arbeit [1]) berücksichtigt überall die geschichtlichen Verhältnisse und zeigt die mancherlei Verschiebungen, die in der sprachlichen Abgrenzung zwischen Romanen und Germanen in der Westschweiz vor sich gingen, bald zum Vorteil der einen, bald der andern Nationalität. Merkwürdig viele schweizerdeutsche Wörter sind in die jurassischen Patois übergegangen, wie z. B. bueb, gelrüeb, rieme, oblebank, geis, gmües, krueg, brantwin, viele auf das Milchwesen bezügliche Ausdrücke. Der Eisenbahnbau und die Industrie, namentlich die Uhrmacherei, die über viele Ortschaften ausgedehnt wurde und Herbeiziehung fremder Arbeiter bedingte, haben viel zur Sprachverschiebung in dem einen oder andern Sinne beigetragen, und so sehen wir denn eine große Anzahl gemischter Ortschaften längs der Sprachgrenze, mehr Deutsche auf französischer Seite als umgekehrt, wie überhaupt in der Schweiz (vgl. Zemmrich, Das deutsche Element in der Schweiz. Deutsche Rundschau für Geographie, Mai 1891) mehr Deutsche im französischen Sprachgebiete wohnen als umgekehrt.

Daß die natürlichen Verhältnisse, Berge, Flüsse und Seen im Schweizer Jura abgrenzend auf die beiden Sprachen wirken, erkennen wir nur ausnahmsweise; im Gegenteil: die geschichtlichen, politischen und wirtschaftlichen Beziehungen sind hier weit mehr ausschlaggebend gewesen, und solches mag warnend vor Überschätzung der Einwirkung physikalischer Verhältnisse auf diesem Gebiete dienen. Indessen haben doch auch zuweilen physikalische Verhältnisse schützend für die eine oder andre Sprache gewirkt, wie im Bezirke Delémont, wo einzelne deutsche Gemeinden gar keine Beziehungen zu den nächsten wälschen Dörfern haben. „Der Höhenzug, welcher hier die Sprachgrenze bildet, fällt zu beiden Seiten steil ab und kann nur auf Fußwegen überschritten werden, die im Winter fast ungangbar sind." Damit sind auch sprachliche Einflüsse herüber und hinüber abgeschnitten.

Weit mehr, ja fast allein ändernd und verschiebend wirken die Verkehrs- und industriellen Verhältnisse mit ihrem großen Aufschwung in der Neuzeit. Die Eröffnung der Eisenbahn Basel-Delsberg (Delémont) 1875 hat dem deutschen Elemente im welschen Jura viel Verstärkung zugeführt. So hat Soyhière, deutsch Saugern, früher ganz welsch, jetzt 54 romanische und 38 deutsche Haushaltungen. Delémont ist zu drei Siebenteln deutsch geworden; das Bahnhofsquartier ist dort ganz deutsch; in dem romanischen Courrendlin (deutsch Rennendorf) derselben Gegend findet man jetzt 153 welsche und 43 deutsche Haushaltungen, doch ist die Mehrheit der stimmberechtigten Bürger deutsch. Crémine im Bezirk Balsthal ist genau zur Hälfte deutsch und welsch und dieses erst seit der Gründung einer Weberei in den sechziger Jahren. In dem bekannten Moutier (Münster) steigt das Deutschtum fortwährend; es kommen dort schon auf 266 romanische 216 deutsche Haushaltungen. Die Welschen gehen in die Industrie (Uhrmacherei), der Deutsche nimmt die Felder. „Unsre Felder würden brach liegen, wenn wir die Deutschen nicht hätten." Am westlichen Ufer des Bielersees sind in der letzten Zeit eine Reihe Dörfer germanisiert worden, so z. B. Ligerz (fr. Gléresse), das im vorigen Jahrhundert noch ganz romanisch war. Bis 1656 war der Gottesdienst ausschließlich französisch, von da bis 1843 abwechselnd französisch und deutsch, von 1843 an nur deutsch. Romanische Familiennamen der Einwohner, romanische Flurnamen weisen auf die ehemalige nationale Zugehörigkeit hin.

Umgekehrt aber macht an der Hand von industriellen und Verkehrsverhältnissen sich eine Romanisierung in andern Orten geltend. So in dem hübschen Städtchen Biel, wo 1841 die Uhrenindustrie begründet wurde; damit beginnt eine lebhafte Einwanderung in diese deutsche Stadt, so daß 1888 auf 2200 deutsche schon 925 welsche Haushaltungen kamen. Die Straßennamen sind jetzt doppelsprachig; in beiden Sprachen wird amtiert. In Biel (deutsche Gründung, Bühl-Hügel) zeigt sich der Deutsche weniger konservativ als der Franzose; er lernt französisch, während der Franzose nur ungern deutsch lernt. Deutsche Geschäfts- und Wirtshäuser zeigen oft nur französische Schilder. Was die deutschen Minderheiten betrifft, die in französische Dörfer ziehen, so romanisieren sich gewöhnlich schon deren Kinder. „Die deutsche Sprache wird im Jura nur so lange ihre jetzige Stellung behaupten, als der starke Strom der Einwanderung anhält. Diese Erscheinung erklärt sich zum Teil aus der relativen Inferiorität der deutschen Mundart (d. h. des Schweizerdeutsch) gegenüber der französischen Kultursprache, vor allem aber aus dem Umstand, daß die Schulen fast ohne Ausnahme französisch sind." Wir finden bei Zimmerli viele Beispiele, wie hier geradezu ungerecht gegen das deutsche Element vorgegangen wird.

Wie sich im allgemeinen das praktische Bedürfnis zur Verständigung für beide Teile an der Sprachgrenze gestaltet, können wir an dem Beispiel des Dorfes Gänsebrunnen (fr. St. Joseph), nordwestlich von Solothurn, erkennen. „Es ist vollständig deutsch; auch im Gasthause können die Leute nicht französisch, während in der vier Kilometer entfernten welschen Ortschaft Crémine jedermann deutsch versteht." Hier sind also die Welschen voraus, sonst aber herrscht fast ausnahmslos bei gemischten Gemeinden „Doppelsprachigkeit".

In ethnographischer Beziehung ist noch von Belang, daß die Sprachgrenze (welche Zimmerli sowohl auf der deutschen als französischen Seite von Dorf zu Dorf aufführt) im Schweizer Jura mit der Scheidelinie zwischen dem kelto-romanischen Hause, das für den welschen Jura kennzeichnend ist, und dem dreisässigen Hause, das die ganze Nordschweiz beherrscht, zusammenfällt. Auch diese Beziehungen sind neben dem sprachlichen Teile, namentlich den noch weniger erforschten Patois, die vor der französischen Sprache zu weichen beginnen, von Zimmerli ausführlich behandelt worden. R. Andree.

---

[1]) Die deutsch-französische Sprachgrenze. I. Die Sprachgrenze im Jura. Nebst einer Karte. Basel 1891.

Einfluß des Waldes auf die periodischen Veränderungen der Lufttemperatur.

Herr Professor A. Müttrich hat im Februarheft der meteorologischen Zeitschrift eine sehr belangreiche Bearbeitung der auf den forstlich-meteorologischen Stationen Deutschlands angestellten Temperaturbeobachtungen veröffentlicht. Die Ergebnisse, welche über den Gang der täglichen Temperaturschwankungen im Freien und im Walde abgeleitet worden sind, lauten: Die Größe der täglichen Temperaturschwankungen nimmt auf freiem Felde auf allen Stationen in den ersten Monaten des Jahres langsam, dann rascher zu und erreicht auf den meisten Stationen im Juni, seltener bereits im Mai ihr Maximum. Die Abnahme erfolgt hierauf zuerst langsam bis gegen den September, dann rascher bis zum November und erhält schließlich im Dezember ihr Minimum. — Die täglichen Temperaturschwankungen im Walde nehmen ebenfalls von Winter zum Sommer zu und dann wieder zum Winter ab, sind aber in allen Monaten und bei allen Bestandesarten kleiner als die im Freien. — Der Gang der Temperaturschwankungen im Laufe des Jahres hängt von der Art des Bestandes ab. Der Einfluß des Waldes auf die tägliche Temperaturschwankung ist bei allen Beständen in den Monaten Mai bis September (Oktober bei Kiefernstationen) größer als in den übrigen Monaten, zeigt aber im Laufe des Jahres bei den verschiedenen Holzarten einen verschiedenen Gang; er ist ferner in den Winter- und ersten Frühlingsmonaten absolut am kleinsten im Buchenwald (0,8°), etwas größer im Kiefernwald (1,2°) und am größten im Fichtenwald (2,3°). Anders verhält es sich im Sommer und ersten Herbstmonat, wo der Einfluß des Waldes am größten im Buchenwald (4,1°), kleiner im Fichtenwald (3,7°) und noch kleiner im Kiefernwald (2,8°) ist. — Die täglichen Temperaturschwankungen in der Baumkrone liegen ihrer Größe nach mit geringen Ausnahmen zwischen denen des Erdbodens und denen auf freiem Felde, kommen aber dem ersteren meistens näher als dem letzteren. Im Buchenwald ist der Unterschied zwischen den täglichen Temperaturschwankungen in der Nähe des Erdbodens und in der Baumkrone während der Monate Januar bis Mai und November bis Dezember meistens nur gering. Von Juni bis Oktober sind die Temperaturschwankungen in der Baumkrone im Durchschnitt um 0,9° größer als in der Nähe des Erdbodens und um 2,5° kleiner als auf freiem Felde. Im Nadelwald ist dagegen dieser Unterschied entweder sehr gering, oder derselbe zeigt nicht immer denselben regelmäßigen Gang.

Der Einfluß des Waldes auf die Maxima- und Minimatemperaturen besteht darin, daß die Maxima erniedrigt und die Minima erhöht werden; der Gang des Einflusses ist für die Stationen mit gleichartigem Waldbestand im großen und ganzen derselbe, unterscheidet sich aber nach den verschiedenen Formen des Bestandes. Der Einfluß auf die Maximatemperaturen ist in den Sommermonaten für alle Bestände größer als in den Wintermonaten und zwar ist er im Sommer am größten im Buchenwald, kleiner im Fichten- und am kleinsten im Kiefernwald, während er im Winter seinen größten Wert im Fichtenwald besitzt und einen kleineren im Kiefern- und Buchenwald (in beiden nahezu gleichen Wert) erhält. Der Einfluß auf die Minimatemperaturen ist ebenfalls für alle Bestände in den Sommermonaten größer als in den Wintermonaten, ist aber das ganze Jahr hindurch im Fichtenwald größer als im Kiefern- und Buchenwald. Der absolute Wert des Einflusses, den der Wald auf den Stationen mit gleichartigem Waldbestand auf die Maxima- und Minimatemperaturen besitzt, ist ein sehr verschiedener und davon abhängig, ob der Wald durch einen dichteren oder weniger dichten Bestand gebildet ist. — Die Untersuchung über den Einfluß des Waldes auf die Monats- und Jahresmittel der Temperatur bleibt wegen derzeitigem Mangel an nötigen Daten einer späteren Zeit vorbehalten.

Dr. G. Gruß.

Bücherschau.

Dr. F. Freiherr v. Nettelbladt. Suahéli-Dragoman. Gespräche, Wörterbuch und praktische Anleitungen zum Verkehr mit den Eingebornen in Deutsch-Ostafrika. Mit einem Vorwort von Hauptmann C. Freiherrn von Gravenreuth. Mit einer Karte von Deutsch-Ostafrika. Leipzig, Brockhaus. 1891. 16°. XII, 256 S.

Das Suahéli, welches zu dem großen südafrikanischen Bantu-Sprachstamm gehört, ist gleichsam die Hauptsprache, die lingua franca von Deutsch-Ostafrika, jenem Lande, welches zwischen dem Indischen Ozean und den drei Seen Viktoria Njanza, Tanganjika und Njassa gelegen ist und im Süden vom Flusse Rovuma begrenzt wird. Im Norden bildet eine von der Insel Pemba über den Berg Kilima-Ndžaro gegen den Viktoria Njanza gezogene gerade Linie seine Grenze. Das Wort Suahéli ist aus dem arabischen sawāhili „den Küsten angehörig" entstanden, einem Adjektivum, das von sawāhil, dem Plural des Wortes sāhil „Küste" abstammt. Es wäre ganz verkehrt, das Wort Suahéli sowie das Wort Sudān mit scharfem s (ss) zu schreiben, wie der Verf. in der Vorrede S. VII lehrt, da dieses ss leicht auf das arabische Ssād bezogen werden könnte, während es doch Sīn ist.

Das Büchlein enthält so ziemlich alles, was einem Deutsch-Ostafrika betretenden Ankömmling zu wissen notwendig ist. Es umfaßt eine Belehrung über Land und Leute mit einer ganz guten Übersichtskarte des Landes, eine kurze, 12 S. füllende Grammatik und reichhaltige Gespräche (70 S.) sowie ein Wörterbuch (Suahéli-Deutsch = 60 S. und Deutsch-Suahéli = 86 S.).

Nach unsrer Ansicht wäre das Büchlein viel brauchbarer und nützlicher geworden, wenn der Verf. die Grammatik vorausgeschickt und auf den ersten 10 bis 15 S. des Sprachführers die Gespräche mit einer getreuen Interlinearversion und kurzen Anmerkungen versehen hätte. Dadurch wäre der Schüler in die Lage gekommen, in den Geist der Sprache einzudringen, während er bei der Benutzung des Büchleins in der jetzigen Form das Gedächtnis beinahe ausschließlich zu Hilfe nehmen muß.

Wien, Juli 1891. Prof. Friedrich Müller.

A. Schlatterer, Die Ansiedlungen am Bodensee in ihren natürlichen Voraussetzungen. Stuttgart, Engelhorn, 1891. (Forschungen zur deutschen Landes- und Volkskunde, herausgegeben von A. Kirchhoff, 5. Bd., Heft 7.)

Verf., der längere Zeit in Konstanz gelebt und auf seinen Wanderungen um den See die Gestaltung des Ufergebietes mit seltener Sorgfalt beobachtet hat, giebt nach Aufstellung allgemeiner Gesichtspunkte über Ansiedlungen an Seebecken einen Überblick über die Niederlassungen am Bodensee von den Pfahlbauten der Steinzeit an bis zur mittelalterlichen Glanzzeit von Konstanz und bis zum neuen Aufschwung in unserm Jahrhundert, um dann die geographischen Voraussetzungen zu prüfen, unter denen die einzelnen Orte rings um den See angelegt sind und unter deren Einfluß sich ihre verschiedenartige volkswirtschaftliche und historische Entwickelung vollzogen hat. Die geographischen Verhältnisse sind auf das Eingehendste besprochen, die historischen mehr angedeutet: was darin seine Berechtigung hat, daß die ersteren noch niemals ausführlich und gründlich behandelt sind; für letztere, soweit sie nicht, wie beispielsweise bei Reichenau und Konstanz, in die allgemeine Kulturgeschichte der Deutschen herüberreichen und allgemein bekannt sind, konnte der Verf. die „Schriften des Vereins für Geschichte des Bodensees und seiner Umgebung", auf die hier gleichzeitig verwiesen sei, für viele Einzelheiten ausgiebig verwerten. Leider unterstützt die beigegebene Karte, welche ebenso jede Andeutung der Bodenforma-

tion wie alle historischen Andeutungen (die Richtung der Römerstraßen, Fundstellen von Pfahlbauten u. s. w.) beiseite läßt, die anschauliche Darstellung des Verf. nicht. Daß derselbe das selbst empfunden hat, sehen wir aus seinem Hinweis auf die von oben genanntem Verein in Aussicht gestellte „Karte des Bodenseegebietes“, welche auch den hier maßgebenden Gesichtspunkten Rechnung tragen soll und dadurch erst den Wert der vorliegenden verdienstvollen Arbeit in das richtige Licht setzen wird.
Karlsruhe. O. Kienitz.

Dr. Fisch, Tropische Krankheiten. Anleitung zu ihrer Verhütung und Behandlung für Missionare, Kaufleute und Beamte. Basel, Missionsbuchhandlung, 1891.

Das Wesen, die Verhütung und Behandlung der tropischen Krankheiten, insbesondere der Malaria und der Dysenterie (Ruhr), erörtert der schon seit langer Zeit als Missionsarzt an der afrikanischen Goldküste wirkende Dr. Fisch in dieser sehr belehrenden, auch dem Laien leicht faßlichen Schrift. Angesichts der Thatsache, daß nach Fischs Erfahrung kein Europäer in den Tropen auf die Dauer frei von Malaria bleibt, daß ferner die Dysenterie wegen ihres qualvollen, jahre- und jahrzehntelanges Siechtum nach sich ziehenden und sehr oft das Leben bedrohenden Verlaufs als die schrecklichste Geißel der Tropen gilt, erscheint es allerdings begründet, eine allgemeine Belehrung über das Wesen und die möglichste Verhütung besonders dieser Krankheiten zu geben; bedenken wir ferner, daß gar mancher Europäer auf isoliertem Posten oder auf Reisen in den Tropen auf ärztliche Hilfe in Krankheitsfällen nicht rechnen kann, so müssen die dem Laien vollauf verständlichen Winke über die Behandlung, besonders wenn Gefahr im Verzuge liegt, als höchst wertvoll betrachtet werden. Das erwähnte Schriftchen verdient deshalb den Beifall jedes Menschenfreundes und ist sicher allgemeiner Verbreitung auch unter unsern in den Kolonieen thätigen Landsleuten wert.

Die aus den ausführlichen Erörterungen sich ergebenden Regeln zur Erhaltung der Gesundheit in den Tropen sind kurz folgende: Nur gesunde, rüstige Leute, insbesondere solche mit normalem Herzen und gesunden Nieren, sowie ohne nervöse Anlagen, sollen in die Tropen gehen. Für zweckentsprechende Kleidung ist zu sorgen, die Unterkleider müssen auch im feuchten Zustande porös und schlechte Wärmeleiter sein; daher ist Barchent und Flanell unzweckmäßig, dagegen Woll- oder Baumwolltrikot zu empfehlen. Die Oberkleider sind für Arbeit im Hause hell, im Freien, besonders in der Sonne, dunkel zu wählen (am besten blaue, braune oder graue englische Serge). Man setze sich nie ohne Schutz (Hut und Schirm) der Sonne aus und sei auch gegenüber dem Mondschein vorsichtig (es giebt in den Tropen nicht nur Sonnen-, auch Mondstich). Tägliche, mäßige Körperbewegung ohne Überanstrengung, nötigenfalls durch Gymnastik, sowie tägliche Bäder und sorgsame Hautpflege sind nötig. Tabak und Spirituosen werden, weil die Herzkraft schädigend, am besten ganz gemieden; leichte deutsche Biere sind in mäßigen Mengen, bis zwei Flaschen am Tage, gestattet, ebenso $1/2$ Flasche leichten Weines. Trinkwasser ist nur filtriert und möglichst gekocht zu genießen. Gemischte Kost nach europäischer Sitte ist, wenn ausführbar, beizubehalten, daneben aber auch allmählich einige der appetitanregenden Gerichte der Negerkost (Vegetabilien stark mit Pfeffer versetzt) in die Diät aufzunehmen. Zuviel Konserven sind schädlich. Aufenthalt im Freien nach stärkerem Regen muß vermieden werden, weil dann besonders die Malariakeime enthaltende Bodenluft aus dem Boden durch das eindringende Wasser in die Atmosphäre gedrängt wird; ebenso sind Orte zu meiden, wo der Boden zum erstenmale aufgebrochen wird. Jedes Jahr ist eine Zeitlang durch Aufenthalt in den Bergen, oder durch eine Seereise Erholung zu suchen. In bezug auf die Behandlung der Malaria spricht Dr. Fisch einzig und allein dem Chinin in großen, einmaligen, rechtzeitig vor einem ausgebildeten Anfall dargereichten Dosen (1 bis 3 g) eine heilende, nicht bloß einzelne Krankheitssymptome vorübergehend beseitigende Wirkung zu. Dr. D—r.

Dr. W. Sievers, Zur Kenntnis des Taunus. Mit einer Karte. Stuttgart, J. Engelhorn, 1891.

Wenn auch wohl über den geologischen Bau des Taunus und das Alter der ihn aufbauenden ältesten Schichten noch immer nicht, trotz der umfassenden Arbeiten C. Kochs, das letzte Wort gesprochen ist, so ist es doch von Wert, wenn das bisher Erforschte und Geltendgemachte in klarer Weise zusammenfassend dargestellt wird. Nachdem Verf. eine wenn auch nicht vollständige Liste der auf den Taunus bezüglichen Litteratur, wie er ihn versteht, vorausgeschickt, wendet er sich zum Bericht über Bau und Entstehungsgeschichte nach Koch und Kaiser. Daß auf der Nordseite sich die älteren Tertiärablagerungen, wie auf der Südseite ausdehnten, kann Ref. nicht für zutreffend halten. Die kurze Zusammenstellung der geologischen Ansichten findet eine schöne Bereicherung durch den geographischen Teil, in dem der Schwerpunkt der Sieverschen Arbeit liegt. Eine natürliche Gliederung erscheint dem Verf. durch die Idsteiner Senke gegeben. In der Oberflächenplastik findet er mehrfache Parallelen mit dem Erzgebirge. Besonders möchten wir auf die sehr klare Darstellung des abnormen Verhaltens hinweisen, daß im Taunus auch die Wasserscheiden der südlich fließenden Bäche mehrfach nördlich der Kammlinie liegen. Sievers weist diesbezüglich besonders auf den Zusammenhang mit durch Quarzgänge angedeutete Störungen hin. Nicht minder anziehend ist die eingehende Darstellung über die Anordnung der Wasserläufe und Thalbildung. Eine Höhenschichtenkarte 1:263000 erleichtert in hohem Maße das Verständnis. Von Interesse sind schließlich auch die Studien über Kammhöhe und Waldbedeckung.
Frankfurt a. M. F. Kinkelin.

Aus allen Erdteilen.

— Das archäologische Museum in Philadelphia. In sehr erfreulicher Weise wächst in Amerika das Interesse an der Urgeschichte und Ethnologie der Neuen Welt. Philadelphia, dessen Academy of natural Sciences sich seit langem eines guten Namens in der wissenschaftlichen Welt erfreut, besitzt seit zwei Jahren eine University Archaeological Association, die unter dem Vorsitz des verdienten Amerikaforschers Brinton bereits mehr als 200 Mitglieder zählt, sowie ein rasch aufblühendes Museum of Archaeology and Palaeontology. Als Kurator desselben wirkt Ch. Abbot, der Entdecker der paläolithischen Steingeräte im Flußkies des Delaware, deren Auffinden die Anwesenheit des Menschen in Amerika zurückweist bis in die Eiszeit. Diese von Abbot gesammelten Stücke bilden einen wertvollen Teil der Sammlungen des Museums; ihnen schließen sich an die jüngeren präkolumbischen Gegenstände aus Stein, Kupfer, Bronze, Knochen, Holz und Thon. Zahlreich sind die Funde aus den Mounds Ohios und den Steingräbern Tennessees, deren Thongeräte eine hoch entwickelte Technik und einen eigenartigen Formensinn erkennen lassen. Die Umgebung des Oberen Sees hat eine größere Anzahl von Geräten, Waffen und Schmucksachen aus Kupfer geliefert, das dort gediegen in mächtigen Gängen vorkommt und von den Indianern noch vor der Entdeckung Amerikas in ausgedehntem Maße bergmännisch gewonnen, aber auch im Gletscherschutt erratisch gefunden und dann verarbeitet wurde. Trotzdem kann von einer Kupferzeit Amerikas nicht in dem Sinne einer europäischen Kupferzeit die Rede sein: in der Alten Welt wurde das Kupfer geschmolzen und durch Guß in die bestimmten Formen gebracht, die Indianer am Lake Superior dagegen hatten das Geheimnis noch nicht entdeckt, daß Kupfer durch Schmelzen formbar sei; für sie war das gediegen gefundene Kupfer nur ein Stein, der außer seiner schönen Farbe noch die sehr schätzbare Eigenschaft besaß, daß er sich durch Hämmern formen ließ. Weit verbreitet wurden die kupfernen Geräte durch uralten Handel, man hat selbst in Florida Schmuck aus gediegenem Kupfer gefunden, also in einem Lande, in welchem außer Korallenkalk kaum ein Stein, geschweige denn gediegen Kupfer vorkommt. Hier waren es besonders Muschelschalen, die das Material zu den Geräten der Indianer lieferten; das Museum in Philadelphia besitzt eine stattliche Anzahl solcher Muschelgeräte. In Florida, wo

an den gefährlichen Korallenriffen und Untiefen in der ersten Zeit nach der Entdeckung Amerikas so viele europäische, besonders spanische Schiffe strandeten, findet man auch verhältnismäßig am häufigsten Gegenstände europäischer Herkunft in Mounds, ein Beweis, daß die Moundbuilders bis in die Zeit nach der Entdeckung Amerikas hineinragten.

An diese Gegenstände aus den Vereinigten Staaten reihen sich solche aus Mexiko (besonders zahlreich sind die Terrakotta-Köpfe aus San Juan Teotihuacan), dann aus Nicaragua, den westindischen Inseln, Peru ꝛc. Auch die europäische Urgeschichte ist durch typische Gegenstände vertreten. Für die ethnologische Abteilung sind gleichfalls gute Anfänge vorhanden; besonders wertvoll sind darunter die echten, schon in älterer Zeit gesammelten Gegenstände aus Polynesien. Wir wünschen dem Museum, dessen Katalog schon nach so kurzer Zeit mehr als 20000 Nummern aufweist, aufrichtig ferneres Gedeihen.

S—t.

— Eine Frau als Nordpolarreisende. Wir verdanken Herrn Dr. C. Steffen in New York die Übersendung eines Bildnisses und die Übersetzung eines Briefes, welchen die Frau des Ingen. R. Peary, Frau Josephine Diebitsch-Peary bezüglich ihrer Beteiligung an der Nordgrönlandfahrt ihres Mannes (vgl. S. 63 dieses Bandes) geschrieben hat. Es heißt in dem Briefe: „Eine Frau als Mitglied einer arktischen Expedition scheint auf den ersten Blick eine Anomalie zu sein und doch werden gut Unterrichtete es nicht als verkehrt ansehen. In mehr als einem Falle haben Frauen die Eigenschaften bewiesen, um mit Erfolg unter Entbehrungen und Gefahren an der Erforschung von Gegenden teilnehmen zu können, die mehr Drangsale als die arktische Region darbieten. Lady Baker und Frau Holub sind nur zwei Beispiele unter mehreren Frauen, die nicht nur Monate, sondern Jahre im unbekannten Innern Afrikas ausgedauert haben."

Frau Josephine Diebitsch-Peary.

„In den arktischen Regionen hat mehr als einmal das Weib eines englischen Walfischjägers überwintert in dem Fahrzeuge ihres Mannes. An der Westküste Grönlands bis nach Upernavik wohnen dänische Beamte mit Frauen und Kindern, deren hauptsächliches Ungemach ihre Vereinsamung ist. — Nach eingehender Prüfung wurde entschieden, daß ich die Expedition begleiten sollte. Ein Opfer, wie manche Mitschwester glauben wird, ist dieses für mich nicht; denn Wißbegierde und die Freude, meinem Manne hilfreich zur Seite stehen zu können bei seinem Forschungswerke lassen mich die Reise nicht als Opfer erscheinen. Ich bin stark und gesund, gelte als gute Fußgängerin und fürchte keine Gefahr. Es giebt dort nur Unbequemlichkeit, keine Gefahren, kein Fieber, keine giftigen Reptilien u. s. w." (Folgt Beschreibung der Ausrüstung.)

— Der Zensus Irlands vom 5. April d. J., dessen vorläufige Ergebnisse jetzt bekannt geworden sind, spiegelt die traurigen Zustände dies Landes deutlich wieder. Die Zensusdirektoren sind bezeichnend genug alle Polizeibeamte gewesen. Irland hatte 4706162 Einwohner, das sind 468674 oder 9,1 Prozent weniger als 1881. Im Jahre 1801 hatte das Land noch 5395456 Einwohner, und die Bevölkerung stieg bis 1841 auf 8175124. Dann trat der rasche Verfall ein, der im letzten Jahrzehnt am größten gewesen ist. Alle Provinzen sind zurückgegangen und nur zwei Counties zeigen eine Zunahme. Munster hat 12,2 und Connaught 11,9 Prozent der Bevölkerung verloren; es sind die beiden Provinzen, wo das keltische Element am stärksten vertreten ist. In Ulster betrug die Abnahme 7,2 und in Leinster, der am meisten englischen Provinz, 6,5 Proz. Aber auch diese sind unter dem Einflusse der allgemeinen Not stärker zurückgegangen als im vorigen Jahrzehnt. Von den Counties hat Dublin um 2,4 und Antrim um 1,4 Proz. zugenommen. Dagegen beträgt der Rückgang in Monagham 16,2 Proz. Hauptsächlich ist die starke Auswanderung nach den Vereinigten Staaten schuld an dem Rückgange. Die Auswanderung 1881—1891 wird auf 768105 Köpfe berechnet; der natürliche Zuwachs in derselben Zeit betrug nur 267653.

Was die Verteilung nach der Religion betrifft, so sind römisch-katholisch 3549745 oder 75,4 Proz.; 600830 oder 12,8 Proz. episkopale Protestanten; 446687 oder 9,5 Proz. Presbyterianer; 55235 oder 1,2 Proz. Methodisten. Die Zahl der Juden beträgt 1798. Sie allein haben zugenommen, sind in dem Jahrzehnt 1881—1891 um 1326 Köpfe oder 281 Proz. gewachsen, in einem der ärmsten Länder Europas!

— Die Kulturfortschritte in der Mission Karema am Tanganjikasee, welche von den „weißen Brüdern" des Kardinals Lavigerie besetzt ist, werden in dem neuen Werke von Jane F. Moir (A Lady's Letters from Central Africa, London 1891) als sehr bedeutend hingestellt. Frau Moir begleitete ihren Mann, Direktor der afrikanischen See-Gesellschaft, von den Schirehochlanden bis Udschidschi. Sie fand in Karema unter der Obhut von fünf Missionaren mehrere hundert drei- bis fünfjährige, den arabischen Sklavenhändlern abgekaufte Kinder. Man lehrt sie zunächst arbeiten, seltener lesen, das erst später an die Reihe kommt, und jedes Kind hat ein Stückchen Garten, das es bebauen lernt. Da alle heimischen Einflüsse von den Kindern durchaus fern gehalten werden, so wachsen sie ganz in christlichen Anschauungen auf. Die Erwachsenen leben, nach Geschlechtern getrennt, für sich; ebenso bilden die Verheirateten eine kleine Kolonie für sich. Frau Moir sagt, dieses Missionssystem bewähre sich vorzüglich.

— Der jüdische Fischtanz. Im Juni dieses Jahres fand zu Sarajewo in Bosnien unter genauester Beachtung der bei den Spanjolen (spanischen Juden) üblichen hergebrachten Gebräuche die Trauung des Herrn Abraham Levi mit Fräulein Simha Salmon statt, wobei die Honorationen der Stadt zugegen waren. Nach dem Austausch der Ringe fand in der Wohnung des Bräutigams der übliche Fischtanz statt. Die Verwandten traten nacheinander vor die Braut hin und jeder legte einen oder mehrere Fische, die am Kopfe mit Blumen und am Leibe mit Rauschgold geschmückt waren, zu den Füßen der Braut, die dann über jeden Fisch hinweghüpfen mußte. An diesem Brauche, der den Wunsch der Fruchtbarkeit symbolisiert, wird streng festgehalten (Allgem. Ztg. des Judentums). Der ja in Erfüllung gehende Wunsch nach Fruchtbarkeit zeigt sich auch in den Hochzeitsgebräuchen unsrer deutschen Juden, wenigstens da, wo an alter Sitte festgehalten wird. Die Braut wird bei der Trauung unter dem Baldachin zu diesem Zwecke mit Weizen beworfen und beim Hochzeitsmahl (Chasma) wird ihr ein rohes Ei vorgesetzt, damit sie so leicht gebären möge, wie eine Henne das Ei legt.

Herausgeber: Dr. R. Andree in Heidelberg, Leopoldstraße 27. Druck von Friedrich Vieweg und Sohn in Braunschweig.

Bd. LX. Globus. Nr. 9.

Illustrierte Zeitschrift für Länder- und Völkerkunde.

Begründet 1862 von Karl Andree.

Herausgegeben von Richard Andree.

Druck und Verlag von Friedrich Vieweg & Sohn.

Braunschweig. Jährlich 2 Bände in 24 Nummern. Durch alle Buchhandlungen und Postanstalten zum Preise von 12 Mark für den Band zu beziehen. 1891.

Zur Geschichte der Ehe.

Von Dr. M. Winternitz. Oxford.

I.

Es ist in neuerer Zeit Mode geworden, von „Promiscuität“ oder „Hetärismus der Urzeit“ und „Kommunalehe“ zu sprechen, als ob die Annahme, daß der Institution der Ehe ein eheloses Zeitalter und der „individuellen Ehe“ ein Zeitalter der „Kommunalehe“ vorausgegangen sei, keines Beweises mehr bedürfte.

So glaubt Sir John Lubbock in der neuesten Auflage seines berühmten Werkes „The Origin of Civilisation and the Primitive Condition of Man“ sagen zu können, es sei nunmehr von den meisten Forschern zugestanden, daß es eine Zeit gegeben habe, in der individuelle Ehe nicht existierte und die Menschheit in einem Zustande lebte, den man als Kommunalehe (communal marriage) bezeichnen könne [1]). Etwas vorsichtiger drückt sich Post aus, wenn er sagt: „Nach meiner Ansicht ist es wahrscheinlich, obgleich bisher nicht zu erweisen, daß die monogamische Ehe ursprünglich überall aus der reinen Weibergemeinschaft durch die Mittelstufen einer beschränkten Weibergemeinschaft, einer polyandrischen und polygynischen Ehe entstanden ist“ [2]).

Ploß äußert sich im ersten Bande seines Werkes „Das Weib in der Natur- und Völkerkunde“ über die von Lubbock, McLennan, Morgan, Post u. A. vertretene Hypothese noch vorsichtig genug, indem er sagt: „Es ist noch zweifelhaft, ob die Untersuchungen dieser Männer den Schleier von dem Geschlechtsleben in der grauen Vorzeit gehoben haben, und ob ihre Theorie, daß in Vorzeiten vor Begründung einer Familienzusammengehörigkeit die sogenannte Gemeinschafts- oder Genossenschaftsehe überall geherrscht habe, den Thatsachen entspricht.“ Jedoch lesen wir im zweiten Bande desselben Werkes von Ploß: „Der Begriff der Ehe und Familie ist allerdings ohne allen Zweifel kein dem Menschen als Gattungswesen ein- oder angeborener; er ist vielmehr ein mit der Kultur erworbener. Die tiefsten Rassen kennen keine Bande, die wir als eheliche Verbindungen bezeichnen könnten; sie sind mit dem Eheverhältnis ebenso unbekannt, wie die Tiere. Auch Honegger hält in seiner allgemeinen Kulturgeschichte dafür, daß es in der Urzeit nur einen sogenannten Hetärismus gab, welcher jenen Gebräuchen voranging, die dann als Brautraub oder Brautkauf in der niedersten Form der Erwerbung eines Eigentumsrechtes an einem Weibe sich bei den Völkern einführten“ [3]).

In einer außerordentlich bedeutenden Dissertation über den Ursprung der menschlichen Ehe — veröffentlicht als der erste Teil eines größeren Werkes über die Geschichte der Ehe — beschäftigt sich nun Westermarck [4]) mit dem Nachweise, daß die tiefsten Rassen, ebensowenig wie die Tiere mit dem Eheverhältnis unbekannt sind, und daß die Hypothese einer „Promiscuität“ oder eines „Hetärismus der Urzeit“ jeder wissenschaftlichen Basis entbehrt.

Westermarck weist zunächst nach, daß die Institution der Ehe — im weitesten Sinne des Wortes [5]), in welchem es nur ein mehr oder minder dauerndes Zusammenleben von Männchen und Weibchen, das über den Fortpflanzungsakt hinaus fortgesetzt wird, bedeutet — keineswegs auf den Menschen beschränkt ist. Unter den höheren Säugetieren finden wir viele, bei denen Männchen und Weibchen auch nach der Geburt eines Jungen zusammenleben, indem beide Eltern sich in der Sorge um das Junge teilen. Dies ist namentlich der Fall bei den Vögeln, deren eheliche Treue Brehm in den beredtesten Worten geschildert hat. Es ist ebenso der Fall bei den höheren Affen. Der Gorilla z. B. baut ein Nest für seine schwangere Genossin und hält Wache über Mutter und Junges. Ähnliches wird vom Chimpanse berichtet.

Daß bei den niedrigsten Menschenrassen ein mehr oder minder dauerndes Verhältnis zwischen Mann und Weib die Regel ist, wird selbst von jenen Forschern zugestanden, welche behaupten, daß einige Naturvölker mit der Institution der Ehe unbekannt sind. Lubbock stellt es allerdings als Thatsache hin, daß die niedrigsten Rassen keine Ehe haben [6]). Der vorsichtigere Post gesteht jedoch zu, daß sich der „Ur-

zustand einer reinen Weibergemeinschaft" zur Zeit „nur noch äußerst selten, vielleicht rein gar nicht mehr" auf Erden finde [7]). Wir werden weiter unter sehen, wie es mit den Thatsachen in dieser Beziehung bestellt ist. Daß bei den weitaus meisten Völkern dieser Erde eheliche Bande von größerer oder geringerer Festigkeit anerkannt sind, wird selbst Lubbock nicht leugnen können.

Wenn nun diese Thatsachen darauf hinweisen, daß die Institution der Ehe nicht erst ein Produkt der Kultur, sondern im eigentlichsten Sinne des Wortes eine natürliche Einrichtung ist, die der Mensch von seinem anthropoiden Vorfahren überkommen hat, so fragt es sich, ob wir für eine solche Annahme in bekannten Naturgesetzen eine Stütze finden. Westermarck glaubt diese Frage im bejahenden Sinne beantworten zu können, indem er auf das Prinzip der natürlichen Zuchtwahl hinweist. Während bei den niedern Tieren die Natur auf andre Weise für die Erhaltung der Jungen sorgt, ist in der höheren Tierwelt eine bessere Garantie für die Erhaltung der Spezies gegeben, wenn Männchen und Weibchen eine einigermaßen dauernde Verbindung eingehen, und der Vater an der Beschützung der Jungen teilnimmt.

Dazu kommen noch physiologische und psychologische Thatsachen, welche die Hypothese der Promiscuität unwahrscheinlich machen. Maine hat darauf hingewiesen, daß Promiscuität die Tendenz hat, Unfruchtbarkeit zu erzeugen, und daß insbesondere bei kriegerischen Völkern Unfruchtbarkeit Schwäche herbeiführt und zur Vernichtung führen muß. Es ist auch aus diesem Grunde unwahrscheinlich, daß die Menschheit jemals in einem dauernden Zustande von Promiscuität lebte.

Das stärkste Argument jedoch gegen die Hypothese der Promiscuität findet Westermarck in der psychologischen Erscheinung, daß sowohl bei den höheren Säugetieren als auch bei den primitivsten Menschenrassen Eifersucht eine so große Rolle im geschlechtlichen Leben spielt. Schon Darwin hat bemerkt, daß die über die Eifersucht der männlichen Säugetiere bekannten Thatsachen gegen die Annahme sprechen, daß regelloser Verkehr der Geschlechter im Naturzustande geherrscht habe. Und was von den Säugetieren gilt, gilt in erhöhtem Maße nicht nur von den rohesten Naturvölkern, sondern vom Menschen überhaupt. Bei vielen der rohesten Naturvölker, wie den Feuerländern, Australnegern, den Veddahs auf Ceylon, sowie bei vielen Indianerstämmen wachen die Männer mit der größten Eifersucht über die Weiber, wir finden bei vielen dieser Völker die grausamsten Strafen für Ehebruch. Auf Eifersucht müssen wir auch die schauderhafte Sitte der Infibulation bei so vielen Völkern Afrikas [8]) zurückführen. Und nicht anders wird man das Verlangen nach Virginität der Braut, welches bei den Völkern Asiens und Afrikas zu den rohesten Bräuchen geführt hat [9]), erklären können. Wenn aber Westermarck das Mitsterben der Frau bei dem Tode des Mannes, Witwenverbrennung und Mitbegraben der Witwe, aus dem der Eifersucht entspringenden Wunsche, daß die Frau auch nach dem Tode des Mannes keinem andern angehören solle, erklärt, so scheint mir das zu weit zu gehen. Die Idee, welche der Witwenverbrennung zu Grunde liegt, ist unzweifelhaft, daß das Weib als ausschließliches Eigentum des Mannes angesehen wird. Die Frau wird mit dem Manne verbrannt oder begraben, sowie sein Pferd, sein Sklave oder andre Eigentumsstücke des Mannes mit ihm bestattet werden. Diese Idee des Eigentumsrechtes des Mannes über die Frau hat jedoch mit Eifersucht nichts zu thun, sie entwickelt sich naturgemäß aus der Raubehe. Es ist bezeichnend, daß in Indien die Sitte der Witwenverbrennung sich am zähesten bei der Kriegerkaste erhalten hat, und daß auch die Râkshasa-Ehe, d. h. die Ehe durch Raub, nach dem Gesetzbuche Manus [10]) den Kshatriyas „gestattet" ist, was doch wohl nur heißt, daß sie eben bei der Kriegerkaste besonders im Schwange war. Das Verbot der Wiederverheiratung von Witwen, das sich bei so vielen Völkern findet, ist wohl nur ein Überlebsel der älteren Sitte des Mitsterbens. Doch wäre es immerhin möglich, in dem Widerstreben gegen Wiederverheiratung von Witwen Eifersucht über den Tod hinaus zu sehen.

Ein besonders mächtiger Faktor würde die Eifersucht bei primitiven Völkern gewesen sein, wenn Westermarcks Hypothese, daß es, wie bei den meisten Tieren, so auch beim primitiven Menschen eine jährliche Paarungszeit gegeben habe, sich beweisen ließe. Ich glaube jedoch nicht, daß diese Hypothese viel für sich hat. Die von Westermarck zur Stütze derselben angeführten Frühlingsbräuche, welche mit geschlechtlichen Ausschweifungen verbunden sind, scheinen mir vielmehr rein religiöse Feste zu sein.

Auf Grund aller der angeführten Thatsachen nun kommt Westermarck zu dem Schlusse, daß die Gemeinschaft von Mann und Weib, Eltern und Kindern die früheste soziale Einheit war, daß der Urmensch nicht in Horden, sondern in Familien lebte, daß der Vater stets einen integrierenden Bestandteil der Familie ausmachte und in der Regel der Beschützer von Mutter und Kind war, daß die Ehe daher eine soziale Institution ist, die der Urmensch vom Anthropoiden überkommen hat.

Wie steht es nun mit allen den Argumenten, welche von Bachofen, McLennan, Lubbock, Morgan, Post und andern Forschern vorgebracht worden sind, um die Hypothese einer Promiscuität oder einer Kommunalehe der Urzeit zu erweisen? Westermarck hat den größeren Teil seines Werkes einer eingehenden Kritik dieser Argumente gewidmet. Ich will es versuchen, Westermarcks Argumentation im Folgenden zu skizzieren. Ich werde manches hinzuzufügen haben, das zu Gunsten von Westermarcks Annahme spricht, während ich in einigen Fällen (so in der Frage nach dem Matriarchat) einen etwas abweichenden Standpunkt einnehme. Wir werden dann zum Schlusse sehen, inwieweit die Kritik Westermarcks berechtigt ist und inwieweit seine eigenen Aufstellungen über die primitive Familie haltbar sind.

---

[1]) The Origin of Civilisation etc., 5th Ed., London 1889, p. 104: „... and indeed it is now admitted by most of those who have studied the subject, that there was a time when individual marriage did not exist, and when mankind lived in a state of what I have suggested we might call communal marriage".

[2]) A. H. Post, Die Geschlechtsgenossenschaft der Urzeit und die Entstehung der Ehe. Oldenburg 1875. S. 17.

[3]) H. Ploß, Das Weib in der Natur- und Völkerkunde, 2. Auflage von M. Bartels (Leipzig 1887) I, 327; II, 434.

[4]) The History of Human Marriage. Part I. The Origin of Human Marriage. By Edward Westermarck, Helsingfors 1889.

[5]) C. N. Starcke, The Primitive Family, London 1889, p. 13: „In its widest sense, marriage is only a connection between man and woman which is of more than momentary duration, and as long as it endures they seek for subsistence in common."

[6]) „The lowest races have no institution of marriage", Lubbock, a. a. O., p. 69.

[7]) Post, a. a. O., S. 17.

[8]) Siehe Ploß-Bartels, Das Weib, I, 154 ff.

[9]) Ebend. I, 303 ff.

[10]) Manu, III, 24 und 33.

Korsika.

Von Dr. Johannes Hoefer.

II.

Die Ureinwohner Korsikas waren höchst wahrscheinlich iberischen Stammes; wenigstens fand Seneca, der eine zeitlang auf der Insel in der Verbannung lebte, ihre Sprache derjenigen der Cantabrer sehr ähnlich. Aber frühzeitig hatten auch die Etrusker Niederlassungen auf der Insel gegründet, denen später phönizische und phocäische Kolonisten folgten. Dann nahmen die Karthager das Land in Besitz, mußten es aber nach dem ersten punischen Kriege 238 den Römern überlassen. Diese unterwarfen das tapfere Volk in langen, blutigen Kämpfen und legten dann später unter Marius und Sulla verschiedene Kolonien auf der Ostküste an, von denen die bedeutendste Aleria war. Die Insel blühte jetzt rasch auf und gelangte in der Kaiserzeit zu beträchtlichem Wohlstand. Aber mit dem Zusammenbruche des römischen Reiches ging auch für Korsika eine Zeit der Unruhen an. Vandalen, Goten, Byzantiner, Franken und Sarazenen herrschten nacheinander auf der Insel, bis die Einwohner endlich 1077 Papst Gregor VII. als ihren Oberherrn anerkannten, dessen Nachfolger Urban II. dann die Verwaltung an die Pisaner übertrug. Damit beginnt für das schwer geprüfte Land eine Periode des Friedens, die aber leider nur zweihundert Jahre dauern sollte. Denn 1300 sahen sich die Pisaner gezwungen, Korsika an die Genuesen abzutreten, welche schon wiederholt Einfälle gemacht hatten. Es folgten nun Jahrhunderte lange, ununterbrochene Kämpfe gegen die verhaßte genuesische Gewaltherrschaft, die mit ihrem oligarchischen System die freiheitsliebenden Korsen fortwährend zu Aufständen reizte. Ihren Höhepunkt erreichten diese Empörungen zuerst im 16. Jahrhundert unter der Führung des großen korsischen Kriegshelden Sampiero, den die Genuesen nach langen, verzweifelten Kämpfen endlich durch Meuchelmord beiseite schafften, und dann nach einer Periode der Erschöpfung und Ruhe aufs neue im 18. Jahrhundert, wo sich allmählich die jetzigen politischen Verhältnisse anzubahnen begannen.

Im Jahre 1735 landete Theodor von Neuhoff auf Korsika, jener phantastische deutsche Baron, der nach langen, abenteuerlichen Irrfahrten durch fast alle Länder Europas nach Korsika verschlagen und von den Korsen zum König erwählt wurde, um das Land von der Herrschaft der Genuesen zu befreien. Zwar endete diese Tragikomödie schon nach wenigen Jahren mit der Flucht des Abenteurerkönigs, aber sie war nur das Vorspiel jenes großartigen Dramas, welches nicht lange nachher, 1752, anhebt und sich um die Person des größten korsischen Patrioten, Pasquale Paoli, dreht. Die Genueser konnten sich der heldenmütigen Korsen nicht mehr erwehren und hatten von dem mächtigen Frankreich Hülfe erbeten. Aber die Korsen unter ihrem großen Führer blieben trotz alledem überall Sieger. Unter steten Kämpfen gelang es Paoli, auf demokratischer Grundlage eine musterhafte Staatsverfassung zu schaffen, eine nationale Regierung in Corte einzurichten und durch Erbauung einer Kriegsflotte, Hebung des Ackerbaus, Begründung von Schulen u. s. w. den Grund zu einer selbständigen, hoffnungsvollen Entwickelung der Insel zu legen. Da entschlossen sich die Genuesen, an allem verzweifelnd, 1768 die Insel an Frankreich zu verpfänden, und nun war es um die Freiheit der Korsen geschehen. Zwar nahm der heldenmütige Paoli, im Vertrauen auf englische Unterstützung, den Kampf selbst gegen diese Übermacht auf und schlug die Franzosen in mehreren Gefechten. Aber die britische Hilfe blieb aus; eine große französische Armee von 30000 Mann landete im folgenden Jahre auf der Insel, und in der blutigen Schlacht bei Ponte Nuovo am Golo wurde die korsische Freiheit zu Grabe getragen. Paoli floh nach England, und sein Vaterland wurde eine Provinz des französischen Reiches. Aber in demselben Jahre, nur wenige Monate nach jener verhängnisvollen Schlacht, wurde von einer korsischen Frau der Mann geboren, der in einem Siegeslaufe ohne gleichen sein Vaterland an den französischen Eroberern rächen und zugleich durch Bezwingung des gesamten Europas seine Mitbürger mit ihrem Schicksale aussöhnen sollte.

Seitdem sind die Korsen gute Patrioten geworden, wenn auch größtenteils mit bonapartistischer Färbung, und heute fällt es keinem mehr ein, nach Wiederherstellung der alten Freiheit zu trachten oder etwa Anschluß an Italien zu suchen.

Soviel über die Geschichte der Korsen, von der Gregorovius uns in seinem Werke eine so meisterhafte Darstellung giebt, daß dieser Teil sogar ins Französische und Italienische übersetzt worden ist. In dieser Geschichte aber spiegelt sich aufs lebhafteste der korsische Nationalcharakter wieder, obwohl er anderseits jedenfalls durch die Geschichte erst seine ausgeprägte Eigentümlichkeit gewonnen hat.

„Der Korse ist außerordentlich freiheitsliebend, kühn und tapfer, hoher Begeisterung und poetischer Erregung fähig; er ist von ritterlicher Gesinnung und liebt die schwere Arbeit nicht; dabei hat er ein tiefes und leicht verletzbares Ehrgefühl, ist leidenschaftlich, hartnäckig, jähzornig, leicht aufbrausend und nachtragend; den Wert des Lebens schätzt er gering. Anderseits ist er offen, freundlich, gefällig, zuverlässig, mäßig und außerordentlich gastfrei. Der Grundzug seines Charakters ist ein ernster; daher ist er meistens schweigsam und liebt nicht, viele Umstände zu machen. Er achtet fremdes Eigentum hoch, und Diebstähle gehören zu den Seltenheiten. Falschheit macht man dem korsischen Charakter wohl mit Unrecht zum Vorwurf" (Toeppen).

In der Körperbeschaffenheit stimmt der Korse im allgemeinen mit den übrigen Romanen Südeuropas überein. Er ist schlank, von mittlerem Wuchse, hat meist schwarzes, leicht gelocktes Haar und dunkle Augen, die oft unruhig hin und her gehen und dann einen unheimlichen Eindruck machen. Sein Auftreten hat immer etwas Freies, Selbstbewußtes. Dagegen haben die korsischen Frauen durchweg ein gedrücktes, niedergebeugtes Wesen, was freilich nicht zu verwundern ist, da sie von jeher die schwersten Arbeiten verrichten mußten und auch heute noch eine sehr untergeordnete gesellschaftliche Stellung einnehmen. Es ist das eine der Schattenseiten des korsischen Lebens.

Von einer Nationaltracht ist in den verkehrsreicheren Teilen der Insel nichts mehr zu bemerken; in den entlegenen Gebirgsthälern dagegen, wie unter den Hirten des Monte Rotondo und Monte Cinto, findet man dieselbe noch ziemlich häufig. Aber während in andern Ländern fast immer die Frauen die Nationaltracht am längsten bewahren, ist dies auf Korsika merkwürdigerweise nicht der Fall. Eine eigentliche nationale Frauentracht giebt es nicht mehr, wenn auch bei festlichen Gelegenheiten vielleicht hier und da noch die von Gregorovius und andern beschriebene Faldetta angelegt wird. Die Frauen tragen mit Vorliebe dunkle Farben und haben regelmäßig ein dunkles Kopftuch um.

Dagegen hat sich unter den Männern die alte Nationaltracht stellenweise noch erhalten. Sie besteht in einer weiten Hose und einem joppenartigen Rock von einem sehr

groben, dunkelbraunen Tuch, welches die korsischen Frauen eigenhändig aus der Wolle der einheimischen Schafe verfertigen; dazu kommt eine phrygische Mütze von demselben Stoff und ein Paar kräftiger, stark benagelter Schnürschuhe. Im Winter gewährt ein Mantel von demselben braunen Tuch oder von Ziegenfell Schutz gegen die Kälte (s. beistehende Abbildung). Auf Reisen nimmt der Korse regelmäßig eine Kürbisflasche voll Wein mit, welche französisch gourde, italienisch zucca genannt wird. Einen Stock trägt er gewöhnlich nicht, zum Bergsteigen verachtet er ihn sogar. Dagegen ist das Waffentragen noch sehr allgemein, trotzdem es aufs strengste verboten ist, verborgene Waffen bei sich zu führen. Übrigens geht der wohlhabende Korse selten zu Fuß; er reitet gewöhnlich. Auch die Frauen sieht man oft zu Pferde, und zwar rittlings wie Männer sitzend.

Unter den Sitten und Gebräuchen des korsischen Volkes ist natürlich vor allem die Blutrache oder Vendetta zu erwähnen, weil Korsika immer noch als klassisches Beispiel für diese uralte, schreckliche Sitte gilt. Allerdings gehört dieselbe heute auch in Korsika bereits der Geschichte an, aber noch vor 40 Jahren, als Gregorovius die Insel besuchte (1852), war sie allgemein verbreitet. Übrigens ist die Blutrache durchaus keine spezifisch korsische Eigentümlichkeit, sie ist noch heute bei vielen Völkern zu finden, aber auf Korsika hat sie unter günstigen Verhältnissen eine besonders ausgeprägte Gestalt angenommen. Festes, solidarisches Zusammenhalten der Familien und Geschlechter bildete auf Korsika, wie überall, die Grundlage für die Entstehung der Sitte; aber der jähzornige, ehrgeizige, leidenschaftliche Charakter des Korsen in Verbindung mit den gesetzlosen, anarchischen Zuständen, die Jahrhunderte lang unter der Genuesenherrschaft obwalteten, trugen in hervorragendem Maße zu ihrer Vertiefung bei. Streit, Beleidigung, Eifersucht u. a. gaben Veranlassung zu einem Morde; der Mörder floh ins Gebirge, in die Macchia, und wurde Bandit, d. h. ein vom Gesetze Gebannter; er lebte hier unter den Hirten oder bei Bekannten und war dem Arm der Gerechtigkeit entrückt. Der Mord blieb also ungesühnt; aber die leidenschaftliche Erregung der Hinterbliebenen des Erschlagenen forderte Rache. An wen sollten sie sich da halten, wenn nicht an die Familie des Mörders? So begann denn jetzt eine endlose Familienfehde, ein wechselseitiges Morden, welches so lange dauerte, bis die Zeit die Leidenschaften abgekühlt hatte und wohlwollende Freunde durch ihre Vermittelung den Frieden wiederherstellten. Jene Banditen, welche in der Macchia oft fünfzehn bis zwanzig Jahre ein scheues unstätes Leben führten, waren keine Räuber oder Briganten, wie sie auf dem italienischen Festlande vielfach zu treffen sind; ihr Feind war nur die Staatsgewalt und die Verwandten der andern Familie; einem Fremden thaten sie nichts zuleide. Noch heute leben die Thaten mancher dieser Banditen, wie jenes Massoni, der vor 40 Jahren im Kampf mit den Vertretern der Obrigkeit fiel, unter dem Volk in aller Munde.

Mann von Calasima (Korsika). Nach einer Photographie.

Unzählige Opfer muß die Blutrache im Laufe der Jahrhunderte gekostet haben. Im 16. Jahrhundert scheinen jährlich gegen 1000 Personen der entsetzlichen Sitte erlegen zu sein, und noch in den Jahren von 1821 bis 1852 sind ihr nicht weniger als 4000 Menschen zum Opfer gefallen, obwohl bereits Paoli heftig gegen sie vorgegangen war, und obwohl die Franzosen alles aufboten, um sie zu unterdrücken. Erst dem energischen Eingreifen des dritten Napoleon gelang es, das Übel gänzlich auszurotten. Zwei Maßnahmen waren es, die endlich eine durchschlagende Wirkung erzielten. Einmal wurde im Jahre 1853 ein Gesetz erlassen, welches aufs strengste alles Waffentragen verbot, ein Gesetz, das für verborgene Waffen noch heute Geltung hat; und dann befolgte die Regierung von jetzt an die Praxis, sobald der Mörder ins Gebirge geflohen war, sich an die Familie desselben zu halten. Bei dem außerordentlich ausgeprägten Familiensinn der Korsen war die Folge davon die, daß der Mörder sich meist selber dem Gerichte stellte. Heute, wie gesagt, gehört die Vendetta bereits der Vergangenheit an, und nur die älteren Leute erinnern sich noch der Zeiten, wo eine Familie vor der andern nicht sicher war und die Banditen wie das Wild in den Bergen gejagt wurden.

Bei einem Volke, in dessen Schoße der Tod so reiche und häufige Ernten hält, wie bei wenig andern, darf man sich nicht wundern, wenn auch die Leichenfeierlichkeiten sich in außerordentlicher Weise entwickelt haben. Zu den uralten Gebräuchen der korsischen Nation gehören auch die Totenklagen. Am frühen Morgen vor dem Leichenbegängnisse,

Bonifacio (Korsika). Nach einer Photographie.

wenn der Tote in den Sarg gelegt wird, kommt der Chor der Klageweiber, von einer Frau, die Dichterin und Sängerin zugleich ist, geführt, und nachdem sie von einem Weibe der trauernden Familie zum Klagen aufgefordert sind, bilden sie einen Kreis um den Toten und schwingen sich in wildem Reigen herum, den Kreis lösend und wieder schließend, immer mit Klageruf und den stärksten Zeichen des Jammers. In den Bergen des Innern, vor allem im Niolo, haben sich diese Pantomimen noch in ihrer ganzen altheidnischen Kraft erhalten. „Ihre dramatische Lebendigkeit ist grauenvoll. Es sind nur Weiber, welche tanzen, klagen und singen. Die Haare aufgelöst und mänadenhaft um die Brust fliegend, die Augen voll sprühendem Feuer, die schwarzen Mäntel flatternd, so schwingen sie sich um, stoßen ein Klagegeheul aus, schlagen die flachen Hände zusammen, schlagen sich die Brüste, raufen sich an den Haaren, weinen, schluchzen, werfen sich an der Bahre nieder, bestreuen sich mit Staub — dann schweigt das Geschrei, und diese Frauen sitzen nun still, den Sibyllen gleich auf dem Boden der Totenkammer, tiefaufatmend, sich beruhigend. — Schrecklich ist der Gegensatz zwischen dem wilden Totentanz und dem Toten selber, welcher starr auf der Bahre liegt und doch diesen Furientaumel regiert."

„Plötzlich springt aus dem Kreise der Frauen eine empor, gleich einer begeisterten Seherin hebt sie ein Lied auf den Toten an. Recitativisch trägt sie das Lied vor, Strophe für Strophe, und eine jede endigt mit Weh! Weh! Weh! welches der Klagechor wiederholt, nach Weise der Tragödie bei den Griechen. Die Sängerin ist auch die Chorführerin, welche das Lied gedichtet hat oder improvisiert. In der Regel werden diese Gesänge, Loblieder oder Rachelieder, in denen der Preis der Toten mit der Klage um ihn oder mit der Aufforderung zur Rache wechselt, auf der Stelle gedichtet" (Gregorovius).

Einige dieser Dichterinnen gelangten zu hoher Berühmtheit und ihre Lieder waren vielbegehrt; so im vorigen Jahrhundert Mariola delle Piazzole und Clorinda Franceschi aus der Casinca. Diese Totenlieder (Voceri), von denen Gregorovius eine ziemliche Anzahl in der Übersetzung mitteilt, sind meist in trochäischem Versmaß mit dreifachem Reime geschrieben; es könnte keine bessere Form zum Ausdruck des dumpfen Schmerzes gewählt werden. Der Inhalt der Voceri aber giebt uns einen tiefen Einblick in die leidenschaftliche Natur des Korsen. Bald in stiller Verzweiflung den Tod des Dahingeschiedenen beklagend, bald in wilden Ausrufen zur Rache auffordernd, wissen sie das Furchtbare und Schreckliche in einen Hauch so wehmütiger Schönheit zu kleiden, wie es sich fast in keiner Volkspoesie wiederfindet.

Ghisoni und der Christe-Eleison (Korsika). Nach Photographie.

Neben diesen Totenklagen und Totentänzen haben die Korsen auch den Waffentanz, welcher seit den Kämpfen der Christen mit den Mauren Moresca genannt wird. Es sind theatralische Aufführungen, welche stets eine Episode aus den Kämpfen mit den Sarazenen und zwar mit besonderer Vorliebe die Rückeroberung der korsischen Städte Aleria und Mariana zum Gegenstande haben. Sie haben auf diese Weise ein profan-religiöses und zugleich nationales Gepräge erhalten und haben in den Zeiten der Volkserhebung wohl oftmals dazu gedient, den Mut der Jugend an den Heldenthaten der Vorväter zu entflammen. Die Moresca ist zugleich das einzige Nationaldrama der Korsen und ist für die Geschichte des Dramas von hohem Interesse. (Vgl. Gregorovius I, 287 ff.)

Das alte korsische Haus erinnert in seiner Einrichtung noch lebhaft an die Zeit der Blutrache. Es ist aus Steinen gebaut, besteht in der Regel aus dem Erdgeschoß und einem Stockwerk und macht mit seinen kleinen, schießschartenähnlichen Fenstern, die im Erdgeschoß oft sogar ganz fehlen, einen festungsartigen Eindruck. Die Bewohner konnten sich ja auch jeden Augenblick darauf gefaßt machen, ihre Wohnung in eine wirkliche Festung umwandeln zu müssen. Oft genug ist es vorgekommen, daß sich Leute 15 bis 20 Jahre in ihren Häusern eingeschlossen hielten und schließlich, wenn sie sich unvorsichtig ins Freie wagten, doch noch der Kugel ihrer Blutfeinde zum Opfer fielen. Bequemlichkeit darf man in den Häusern nicht suchen; alles ist nur mit dem Notdürftigsten ausgestattet, und nicht selten leben in wenigen Räumen mehrere Familien zusammen. Die Dächer sind in dem Bereich des nordöstlichen Gebirgssystems vielfach mit Schiefer gedeckt, der dort häufig vorkommt; in der Granitgegend nimmt man Holzschindeln statt dessen. Die Hütten der Hirten im Gebirge sind aus Steinen ohne Mörtel erbaut; manchmal wohnen diese Hirten freilich auch in Gruben, die sie mit einem Stein zudecken. In größeren Ortschaften werden schon vielfach Backsteine und Dachziegel verwendet; die Häuser sind hier meist mehrere Stockwerk hoch und sehr einförmig, oft an den Felsen angebaut, so daß man von der Rückseite in eins der oberen Stockwerke eintreten kann.

Die korsische Sprache ist ein Absenker des Lateinischen, von dem sie sich frühzeitig abgesondert hat. Untereinander bedienen sich die Korsen fast ausschließlich dieser Nationalsprache; nur in Bastia und Umgegend greift das Französische schon mehr und mehr um sich; doch wird letzteres

auf der ganzen Insel, selbst in entlegenen Gebirgsthälern, verstanden, weil es Gerichts- und Unterrichtssprache ist. Zudem werden die jungen Korsen fast ausnahmslos in französische Regimenter gesteckt, damit sie von da die Liebe zu Frankreich in die Heimat mit zurückbringen. — Außer dem Korsischen und Französischen wird noch eine dritte Sprache auf der Insel gesprochen, das Griechische, aber nur in einem Orte auf der Westküste, Carghese, einer griechischen Kolonie, welche die Genuesen im Jahre 1676 hier anlegten, in der irrtümlichen Hoffnung, die Korsen durch diese fremden Elemente zu zähmen.

Die Bevölkerungszahl Korsikas ist im Laufe der Jahrhunderte großen Schwankungen unterworfen gewesen. Während nach den Berichten der korsischen Schriftsteller im 15. Jahrhundert 100000 Familien, d. h. 400000 bis 500000 Menschen, auf der Insel wohnten, schmolz die Zahl in den folgenden Zeiten so stark zusammen, daß das Land zu Beginn der französischen Herrschaft nur noch ungefähr 120000 Einwohner zählte. Seitdem hat sie sich allerdings wieder gehoben, so daß sie 1886 sich auf etwa 278000 belief; aber Korsika ist trotz alledem immer noch schwächer bevölkert, als alle andern französischen Departements außer dreien; auf 1 qkm kommen nur 32 Einwohner gegen 72 in ganz Frankreich und 88 in Deutschland. Am dichtesten bevölkert ist das Land diesseits der Berge, d. h. der Nordosten und Osten, während die öde Balagna im Nordwesten die geringste Dichtigkeit aufweist. Die natürliche Vermehrung der Korsen ist eine sehr große, wie man an dem außerordentlichen Kinderreichtum sieht; doch hält eine starke Auswanderung nach Italien, Algier, Amerika und besonders nach Frankreich die Bevölkerungszahl stets etwa auf dem gleichen Niveau.

Weiße Büßer auf Korsika. Nach einer Photographie.

Die Volksbildung nimmt trotz der über 600 Volksschulen nur sehr langsam zu. Bei der Zählung im Jahre 1876 fand man noch 42,8 Proz. Analphabeten unter den über 6 Jahre alten Bewohnern, also fast die Hälfte. Freilich ist die Volksbildung in einem großen Teile von Frankreich selbst noch schlechter. Der Schulunterricht zielt vor allem darauf ab, aus den jungen Korsen gute französische Patrioten zu machen; aus ihrer eigenen vaterländischen Heldengeschichte erfahren sie deswegen so gut wie nichts, während sie die französische Geschichte ziemlich eingehend lernen.

Der Wohlstand Korsikas hat sich zwar unter der französischen Regierung gehoben, ist aber noch immer sehr gering. Die meisten Korsen begnügen sich mit einem Besitz von ein paar Kastanienbäumen und einigen Ziegen, soviel als ausreichen, um eine Familie zu ernähren. Doch ist die Verteilung der Güter eine sehr gleichmäßige. Es giebt weder übertriebenen Reichtum noch große Armut auf der Insel, und Bettelei kennt man — von Ajaccio, Orezza u. a. Fremdenstädten abgesehen — eigentlich gar nicht. Die Arbeitslöhne sind sehr gering; man bedient sich deshalb mit Vorliebe der genügsamen italienischen Arbeiter, welche zu Tausenden in Steinbrüchen, bei Straßenbauten und der Ackerbestellung verwandt werden.

Der Außenhandel ist im Verhältnis zu den natürlichen Hilfsquellen der Insel noch recht unvollkommen entwickelt, da die Einfuhr fast $2\frac{1}{2}$ mal so groß als die Ausfuhr ist, was zum großen Teil auf dem äußerst niedrigen Zustande der Industrie, zum Teil aber auch auf dem Charakter der Einwohner beruht. Die Haupteinfuhrartikel sind dem ent-

sprechend Kolonialwaren und Industrieprodukte, während unter den Ausfuhrgegenständen Holz, Öl und Wein obenanstehen.

Im Innern hat sich der Verkehr erst seit der Übernahme der Insel durch die Franzosen entwickelt. Straßen gab es vorher noch gar keine; erst in den siebziger Jahren des letzten Jahrhunderts wurde mit deren Erbauung begonnen. Heute verbindet ein weitverzweigtes Netz wohlgepflegter Straßen auch die entlegensten Ortschaften miteinander; nur das Hochgebirge ist noch völlig unwegsam. Welche gewaltigen Schwierigkeiten und Hindernisse man aber zu überwinden hatte, ehe man zu dem jetzigen Zustande gelangte, das zeigt am besten jene großartige Anlage der Calanchenstraße, welche wir S. 117 bereits besprachen. Vor ein paar Jahren ist endlich auch die erste Eisenbahnlinie eröffnet, welche die beiden Hauptstädte Ajaccio und Bastia miteinander verbindet, und schon beginnt sich das Netz weiter auszubreiten.

Der Fremdenverkehr ist noch sehr unbedeutend, wenn man von den Kurgästen Ajaccios absieht. Das Innere wird außer von Franzosen und Italienern fast nur noch von Engländern bereist; Deutsche sind gänzlich unbekannt, auch von Deutschenhaß weiß man nichts. Man reist jetzt in allen Teilen des Landes vollkommen sicher und ziemlich billig; Gasthäuser giebt es fast in jedem Ort, und wo keins ist, darf man sich immer auf die Gastfreundlichkeit der Korsen verlassen.

Die korsischen Ortschaften liegen fast sämtlich auf der Kuppe von Hügeln und Bergen, nur ganz selten unten auf dem Thalboden. Besonders malerisch nehmen sich diese Ansiedlungen aus, wenn sie, wie Bonifacio oder wie Ronza an der Westküste des Kap Corso, auf steilen Felsen gleich Adlerhorsten hoch über der brandenden See schweben.

Unter den Städten Korsikas nimmt Bastia mit etwa 20 000 Einwohnern durch Größe und Bedeutung für Handel und Verkehr noch immer den ersten Rang ein, trotzdem Ajaccio, die nominelle Hauptstadt, ihm denselben schon seit langem streitig macht. Bastia ist keine alte Stadt; es verdankt seinen Namen und seine Entstehung der Bastei, welche die Genuesen dort anlegten; noch heute ist die Stadt stark befestigt. Sie liegt amphitheatralisch um einen kleineren

Dolmen von Cauria (Korsika). Nach einer Photographie.

Hafen herum, über welchem die hohen, dicht gedrängten Häuser terrassenförmig aufsteigen. Weiter hinauf erheben sich die grünen Berge mit verlassenen Klöstern und Olivenhainen und Fruchtgärten voll Orangen und Citronen. Das Leben konzentriert sich auf eine lang gezogene Hauptstraße und den Napoleonsplatz, welcher unmittelbar am neuen Hafen gelegen ist und einen schönen Blick auf den toskanischen Kanal mit den Inseln Elba, Capraja und Monte Christo gewährt.

Außer Bastia und dem verödeten Aleria hat die Ostküste nur noch einen bedeutenderen Hafenort, Porto Vecchio, an dem geräumigen Golf gleichen Namens. Der Hafen kann als Ankerplatz für die Flotte im Falle eines Krieges mit Italien für Frankreich von Bedeutung werden. Zudem ist die Umgegend auch hier sehr fruchtbar; aber so lange die Sümpfe nicht trocken gelegt sind, wird an einen Aufschwung des Platzes nicht zu denken sein.

Wenden wir uns weiter südwärts, so erreichen wir in Bonifacio den südlichsten Punkt und zugleich den seltsamsten Platz der ganzen Insel (s. Abbild. S. 133). Auf einem steilen, 60 m hohen Kalkfelsen erbaut, auf drei Seiten vom Meer umbrandet und mit starken Befestigungen versehen, blickt dieses korsische Gibraltar herausfordernd nach dem benachbarten Sardinien hinüber, die ganze Meerenge beherrschend. Ein steiler Pfad führt vom Gestade zu der Stadt empor; durch zwei Zugbrücken und zwei alte Thore gelangt man ins Innere. Die ganze Stadt liegt innerhalb der Festung, und da infolgedessen der Raum sehr beschränkt ist, mußten die Häuser sämtlich dicht aufeinander gedrängt und möglichst hoch gebaut werden. Sie sind meist aus Kalksteinen aufgeführt und daher ebenso weiß wie ihre Umgebung; auch die Mauern und die stumpfen Türme sind weiß. Ein dichter, unangenehmer Kalkstaub wird jeden Augenblick in den engen, unentwirrbaren Gassen aufgewirbelt. Freie Plätze oder breitere Straßen giebt es nicht, und von Menschenleben und Verkehr ist deshalb wenig zu bemerken. Die Umgegend ist im allgemeinen recht öde und melancholisch, aber stellenweise trifft man doch auf so üppige Olivenhaine und Fruchtgärten, daß man staunen muß über den Fleiß der Bewohner, der aus diesem trocknen Kalkboden eine so üppige Vegetation hervorzuzaubern verstand. Unten am Meeresgestade aber haben die Wellen phantastische Figuren in den Felsen ge-

graben und prächtige Grotten gebildet, deren eine sogar der blauen Grotte auf Capri an die Seite gestellt wird.

Zwei Städte waren es, welche einstmals an dem allgemeinen Hasse der Korsen gegen die genuesische Herrschaft nicht teilnahmen, sondern jederzeit treu zu derselben gehalten haben und dafür auch mit manchen Vorrechten ausgestattet wurden: Bonifacio und Calvi. „Libertas!“ steht deshalb auf dem Wachtturme der einen Stadt, „Civitas Calvis semper fidelis“ über dem Thore der andern. Calvi, am entgegengesetzten Ende der Insel malerisch gelegen, da, wo die Westküste sich nach Osten biegt, ist durch seine Schiffsverbindung mit Frankreich und Genua noch heute die wichtigste Stadt des Nordwestens.

Der natürliche Stütz- und Mittelpunkt für alle nationalen Bestrebungen war von jeher Corte, die Hauptstadt im Innern. Aus dem Tavignano, der sich hier mit der wilden Restonica vereint, erhebt sich auf dem linken Ufer steil ein 100 m hoher Felsen, dessen Gipfel die vielbestürmte Citadelle krönt. Hier war der Sitz jener nationalen Regierung, die Paoli eingesetzt hatte; hier hatte er sogar eine Universität gegründet, die lange Zeit in ziemlicher Blüte stand; und noch heute zeigt man das Haus, welches der große Patriot in den Jahren 1755 bis 1769 bewohnte. Die Stadt zählt übrigens nur etwa 5000 Einwohner und bietet heutzutage außer ihren historischen Erinnerungen und ihrer wunderbaren Lage dem Besucher kaum noch etwas Interessantes dar.

Corte ist die Hauptstation auf der Eisenbahn, die Bastia mit Ajaccio verbindet. Weiter südlich, in dem Col di Vizzavona, erreicht dieselbe ihren Höhepunkt, um dann wieder nach Westen abzufallen. Wenn man sich von hier aus dagegen nach Osten wendet, so gelangt man in eine wilde, großartige Gebirgsgegend, in welcher der Fium Orbo seinen Ursprung nimmt. Hier, in weltentrückter Einsamkeit, liegt der kleine Ort Ghisoni, und in dessen Nähe erhebt sich jener auffallend gezackte Berg (s. Abbildung S. 134), welcher den seltsamen Namen Christe Eleison führt. In der Revolutionszeit soll ein armer Priester hier in einer Grotte Zuflucht gefunden und den Hirten der Umgegend gepredigt haben, wofür diese ihn mit Lebensmitteln versorgten. Daher habe der Berg seinen Namen erhalten.

Sartene (Sartona), die wichtigste Binnenstadt des Südens, etwa von derselben Größe wie Corte, bietet wenig Interessantes. Erwähnenswert sind nur die nächtlichen Wallfahrten der weißen Büßer, welche alljährlich in der Charfreitagnacht nach der kleinen Kapelle von San Bastiano unternommen werden (s. Abbildung S. 135).

Aber in der Nähe von Sartene, bei dem kleinen Orte Cauria befindet sich einer jener rätselhaften Dolmen, denen wir auf Sardinien und den Balearen so häufig begegnen, und welche der wissenschaftlichen Forschung noch immer so große Schwierigkeiten bereiten (s. Abbildung S. 136).

Es bleibt uns jetzt nur jene Stadt zu erwähnen übrig, welche als Geburtsort des ersten Napoleon einen weltgeschichtlichen Ruf hat: Ajaccio. Wenngleich Bastia an Größe nachstehend, ist sie doch nicht nur die politische Hauptstadt, sondern zugleich die schönste Stadt der Insel. „Sie liegt am Nordufer eines herrlichen, bergumrahmten, tiefblauen Golfes, der einen Blick auf die meist schneebedeckten Häupter des Monte Renoso, Monte d'Oro und Monte Rotondo gewährt; ihre Straßen und Plätze sind sauber, der leider verkehrsarme Hafen ist schön eingerichtet. Den Glanzpunkt der Stadt bildet der Diamantplatz, welcher unmittelbar am Meere liegt, und auf welchem die beiden Hauptstraßen, Cours Grandval und Cours Napoleon, ausmünden; ihn ziert auch ein schönes Standbild, welches Napoleon I. zu Pferde als römischen Kaiser darstellt, umgeben von seinen vier Brüdern“ (Toeppen, S. 25). An napoleonischen Erinnerungen ist Ajaccio natürlich so reich, wie keine andre Stadt; vor allem die Casa Bonaparte ist voll der interessantesten Gegenstände, die in irgend welcher Beziehung zu dem großen Eroberer stehen. Über Ajaccios Bedeutung als klimatischer Kurort haben wir schon oben gesprochen. Mögen von Jahr zu Jahr mehr Reisende und Kurgäste ihre Schritte hierher lenken, um dem Genius des großen Korsen einen Tribut zu zollen, sich in vergangene Zeiten und Sitten zu versenken oder ihre geschwächte Gesundheit wieder herzustellen; sie werden es gewiß nicht bereuen.

Der Korse aber darf mit Recht jedem Fremdling voll Stolz und Selbstbewußtsein entgegentreten: eine Nation, die Männer, wie Paoli und Napoleon erzeugt hat — von so manchen andern gar nicht zu reden — hat sich ihren Platz in der Weltgeschichte erobert. (Schluß.)

Seebildung in der Coloradowüste.

Von Dr. C. Steffens. New-York.

Die plötzliche Bildung eines großen Süßwassersees in der Coloradowüste ist eine der interessantesten naturwissenschaftlichen Erscheinungen der Neuzeit. Die Sache hat nicht nur vom wissenschaftlichen Standpunkte aus Interesse erregt, sondern ist auch praktisch von Wichtigkeit, da es sich um die Gefährdung der durch die Wüste führenden Bahn, sowie um die Gewinnung fruchtbarer Ländereien an Stelle einer großen wüsten Landschaft handelt. Ich will daher versuchen, zusammenzustellen, was hier bisher über dieses jedenfalls wichtige Vorkommnis verlautet.

Die Wüste erstreckt sich im südlichsten Teile von Kalifornien bis nach der mexikanischen Grenze hin. Im Osten reicht sie fast bis an den Coloradofluß, im Westen ist sie von den Jacintobergen begrenzt und im Norden verläuft sie in das Coahuillathal am Fuße der St. Bernhardinoberge. Dieses Thal bildet zusammen mit der Coloradowüste eine der größten Depressionen unsrer Erde, die an ihrer tiefsten Stelle, ungefähr im Mittelpunkt 90 m unter dem Spiegel des Ozeans gelegen ist. Nach Süden und Norden zu hebt sich die Depression wieder. Im Nordosten, wo sie von der Süd-Pacificbahn durchschnitten wird, hat sie noch eine durchschnittliche Tiefe von —70 bis —75 m. Ihren Namen Wüste (Desert) erhielt sie wegen ihres trocknen, sandigen, salzhaltigen (alkalischen) Bodens und ihres höchst dürftigen Pflanzenwuchses. An manchen Stellen ist der Bodensand so locker, daß er Berge von Triebsand bildet, an andern ist er steinhart, mit einer harten, glatten Oberfläche, welche das Licht wie aus einem Spiegel zurückstrahlt.

Zahlreiche Reste von Meerestieren weisen darauf hin, daß die Wüste ehemals See war. Man nimmt an, daß der Golf von Kalifornien einst weiter nach Norden gereicht hat wie jetzt und daß der Coloradofluß allmählich so hohe Ufer an seinem Laufe anspülte, welche schließlich einen Teil des Golfes vom Meer abschnitten, aus welchem dann durch Verdunstung des Wassers diese alkalinische Wüste wurde, welche allen Passierenden Qualen durch Mangel an Schatten, durch furchtbare Hitze im Sommer und Kälte und Schneetreiben im Winter, und durch Mangel an Trinkwasser bereitet.

Die von Los Angeles und San Bernardino kommende und nach Fort Yuma am Colorado führende Süd-Pacific-Eisenbahn erreicht die Depression, nachdem sie den San Gorgonio-Paß herabgeführt ist und zieht auf 80 km durch die eigentliche Wüste hin.

Zuerst am Rande der Wüste herrscht noch an den Bergabhängen eine tropische Vegetation, die aber bald abnimmt und dann der Kaktuspflanze Platz macht; etwa 50 km vom Ausgange des San Gorgonioflusses aber hört aller und jeder Pflanzenwuchs auf. Hier wird der Boden flach wie ein gedielter Zimmerflur, ohne jedes Leben von Pflanzen, Tieren, Menschen, nur daß das Bahngeleise und die Telegraphenpfähle und Drähte vom Walten der letzteren Kunde geben.

Wenn man den glatten, glänzenden Boden betritt, so kracht dessen alkalinische Kruste ein, man versinkt bis zum Knöchel in einen weichen und pulverartigen Grund. Sobald sich ein Sturm erhebt, ist die Luft von fliegendem Sand, der von den gelockerten Stellen fortgetragen wird, erfüllt, so daß man nur zuweilen auf einige Dutzend Schritte sehen kann, während man den Sonnenschein nicht sieht, aber durch eine unerträgliche Hitze nur allzu sehr empfindet.

Die einzige Industrie, welche hier gepflegt werden kann, ist die Gewinnung von Salz. An der Stelle, wo man dasselbe in fast reinem Zustand findet, wurden die Salzwerke von Salton angelegt, deren Gruben jetzt unter Wasser stehen. Daß man diese Öde bewässern und fruchtbar machen könne, war schon die Idee und das Projekt der ersten Goldjäger, welche 1849 vom Süden her nach Kalifornien kamen. Die Nähe des Coloradoflusses und eines kleinen Ablenkers desselben, des New River, der sich aus demselben in der Regenzeit mit Wasser füllt und einen Teil der Wüste durchschneidet, schien die Ausführung eines solchen Projektes sehr leicht zu machen.

Jetzt hat die Natur diese Projekte, die bereits 1849 von dem Ingenieur Wozencraft aufgestellt wurden, selbst erfüllt.

Man war in jener von den Kulturmittelpunkten entfernten menschenarmen Gegend anfangs völlig im Unklaren, woher die Wasser in der Depression kamen, und glaubte anfangs es mit aufsteigenden Grundwässern zu thun zu haben. Aber der bereits im Februar ungewöhnlich hohe Stand des Coloradoflusses ließ anderseits ein Überfluten desselben annehmen und so wurden denn in dieser Richtung Expeditionen entsendet, sowohl von der bedrohten Süd-Pacificbahn als von dem in San Franzisko erscheinenden Blatte The Examiner. Letzteres entsendete seinen sehr unternehmenden Korrespondenten H. W. Patton, der vom Coloradoflusse aus auf dem durchbrechenden Strom bis in den neuen See eine höchst gewagte Bootfahrt unternahm, deren Schilderung ich, nebst der flüchtigen Karte Pattons, hier im Auszuge wiedergebe.

Der neue See in der Coloradowüste. Nach einer Skizze nach Patton. Mit dessen Route.

Patton verließ am Dienstag (7. Juli) mit einem wohlbemannten und mit Lebensmitteln versehenem Boote Yuma am Einflusse des Gila in den Coloradofluß und folgte demselben 32 km abwärts, wo er auf die Stelle stieß, wo derselbe in unzähligen Kanälen über sein rechtes Ufer nach Norden abfloß. Ursache war einmal der hohe Wasserstand und dann eine quer durch den Fluß gehende Barre. Der Abflußkanal war $1\frac{1}{2}$ km breit und $3\frac{1}{2}$ m tief. „Soweit wir blicken konnten, war in der Abflußrichtung nur Wasser zu sehen, aus welchem Inseln mit Mesquitegesträuch emporragten. Hier war ursprünglich ein gutes Weideland und viel Rindvieh ist durch den Wassereinbruch ertrunken. Zwischen den Mesquitebäumen hindurch steuerte unser Boot nach einer kleinen Insel, wo unser indianischer Führer leider von einer Klapperschlange gebissen wurde und zurückbleiben mußte. Bald darauf fuhren wir über die alte von Yuma nach San Diego führende Poststraße hinweg; sie stand jetzt $4\frac{1}{2}$ m breit unter Wasser. Nachdem wir an den Stationen Cooks Wells, Gardener u. s. w. vorübergefahren, sahen wir, wie der Kanal, hier 200 m breit und $5\frac{1}{2}$ m tief, gewaltig, wie der Colorado selbst, dahinrauschte. Am Sonnabend kamen wir an Alamo Mucho vorüber, das auf der Straße von Yuma nur 83 km entfernt liegt, doch hatten wir, den Umwegen des Wassers folgend, bis dahin mindestens 240 km zurückgelegt. Von hier segelten wir direkt nach Norden,

trafen einen gewaltigen andern Strom, der mit dem unsrigen zusammenfloß und gelangten in den New River, der auf der Karte verzeichnet ist und nun auch zum Bette des neuen Coloradoabflusses wurde.

Am Sonntag (12. Juli) gelangten wir durch 4 m tiefe Kanäle, die zwischen 200 und 400 m breit waren, in verschiedene aufeinander folgende große Seebecken. Unsre Richtung war nun nach Norden, auf eine Reihe Sandhügel zu, die sich dem ausbrechenden Strome in den Weg stellten. Durch diese Sandhügel hat sich der Strom in einer Breite von 200 m und mit einer Tiefe von 2 m einen Weg gebahnt und von hieraus ergießt derselbe sich in die Wüste. Jenseit des Durchbruches wird das Wasser seichter und breitet sich weit aus; dann aber, etwa 5 km nördlich vom Durchbruche, sammelt sich dasselbe abermals und stürzt in kleinen Fällen in einem 9 m tiefen Kanal zusammen, dem wir folgten. Weiterhin nimmt derselbe, gleich Nebenflüssen, andre Kanäle auf. Rechts und links erhoben sich hier Sandberge, von 9 bis 120 m Höhe, die steil und senkrecht abfielen wie die Palissaden des Hudson. Indem die Fluten diese Sandberge unterwühlten, brachten sie dieselben hier und da zum Einsturz, und ein 300 m langes Stück stürzte hernieder gerade als wir die Stelle passiert hatten. Unser Boot tanzte mit schaukelnden Bewegungen auf den stürmischen Wassern dahin, so daß ich hier seekrank wurde. In einem Wirbel litten wir fast Schiffbruch und der größte Teil unsrer Nahrungsmittel wurde fortgeschwemmt. Noch sollte uns eine Überraschung bevorstehen. Schon von fern hörten wir ein gewaltiges Getöse und als wir näher kamen, sahen wir unsern Kanal einen Wasserfall von 5 ½ m bilden. Hier konnten wir nicht weiter und zogen das Boot ans Land. Die Wasser wüteten aber mit solcher Gewalt in dem sandigen Grunde, daß am nächsten Morgen der Wasserfall fast 1 km rückwärts geschritten war und wir unser Boot wieder in den Stromkanal bringen konnten. Mit rasender Schnelligkeit schoß es dahin und am Dienstag erreichten wir die Saltondepression, die nicht fern vom Eintritt unsers Kanals ein zweiter großer Strom (wahrscheinlich der Carresco-Creek) erreicht. Im Salton Lake selbst stand das Wasser ⅓ bis 1,5 m tief. Steigt dasselbe nur noch 1 m, so sind die Saltonwerke verloren; alle Maschinen sind schon jetzt entfernt.

Ich glaube, fährt Patton fort, daß der Verbindungskanal zwischen dem Colorado und der Wüste durch die Naturkräfte nun fertig gestellt ist. Er wird immer Wasser führen, höchstens dann nicht, wenn der Colorado seinen niedrigsten Stand erreicht. Seine Durchbruchstelle ist etwa 1,5 km lang und das dort abfließende Wasser 3,5 m tief. Die bedrohte Süd-Pacificbahn denkt daran das Loch zu stopfen — das wäre ein gewaltiges Unternehmen! Ob aber je die Wasser die Saltondepression ganz ausfüllen werden ist eine Frage der Zukunft; wahrscheinlich werden dieselben vorher zur Bewässerung des Landes verbraucht."

Die Völkerbewegung in Kamerun.

Die in jüngster Zeit mehrfach ausgeführten Expeditionen in das Hinterland von Kamerun haben uns in erfreulicher Weise über die noch unbekannten ethnographischen Verhältnisse im Innern der Kolonie aufgeklärt. Schon die ersten, tiefer binnenwärts dringenden Forscher nahmen mit Erstaunen wahr, daß die an der Küste sitzenden Bantustämme nördlich des Sannaga bald den Sudannegern, deren Ausbreitung bis hierher niemand vermutet hatte, weichen müssen. Nur im Süden vom Sannaga schieben sich die Bantu weiter gen Osten vor; so leben bei der Jaunde-Station, hart an der Grenze des Gras- und Waldlandes, außer den Jaunde selbst noch zahlreiche kleinere Volksgemeinden derselben Verwandtschaft [1]). Ihnen folgen in der Gegend der Nachtigal-Schnellen des Sannaga die Upangwe oder Mpangwe und die Mwelle, auch Bakokos genannt, welche sich westwärts bis an den Abfall des Binnenplateaus erstrecken. Der Mittellauf des Njong mit den Neven-Du-Mont-Fällen liegt in ihrem Gebiet. Den Ufersaum haben die Batangas inne, denen sich im Norden der Bungo-Mündung, also im eigentlichen Kamerunbecken, die viel erwähnten Dualla anreihen. Letztere stehen als verschlagene und eifersüchtige Zwischenhändler bei den Europäern längst in schlechtem Geruch, obschon sich ihr Einfluß gar nicht so weit von Kamerun nach Osten ausdehnt. Der Handel scheint hier vielmehr den Wasserwegen [2]) und zwar in nordöstlicher Richtung zu folgen, wie dies Premierleutnant Morgen auf der Nürnberger Hauptversammlung der Deutschen Kolonial-Gesellschaft kürzlich näher erläutert hat [3]). Schon ist ein Teil dieser Sperre beseitigt, vor allem auf dem Malimba-Fluß, wo die Firma Wörmann bis an die Edea-Fälle vorgedrungen ist. — Desto weiter zieht sich dafür der Batanga-Handel in das Innere hinein, der erst am Sannaga, wo die Haussakaufleute den Strom der Landesprodukte zum Niger und Benuë ableiten, sein Ende findet.

[1]) Mitteilungen aus den deutschen Schutzgebieten, Bd. II (1889), S. 61. — [2]) A. a. O., S. 62. — [3]) Deutsche Kolonialzeitung 1891, Nr. 8, S. 108 u. 109.

Ganz andre Verhältnisse walten in den trockenen Grasebenen nördlich des Sannaga vor. Statt der Bantu wohnen hier Sudanneger, statt der Heiden gläubige Mohammedaner. Der Boden ist teils von reinen Fullahs, teils von den gemischten Grenzstämmen Adamanas, von den Wutes, Balis und Bafuts, kolonisiert. Der von Westen kommende Europäer sieht sich plötzlich in eine fremde Welt versetzt, unter Völker [1]), die anders sprechen, anders sitzen, sich anders kleiden, anders essen, andre Waffen tragen, die kurz und gut fast in allen Stücken von den Stämmen an der Küste gänzlich verschieden sind. Zwischen beiden droht ein erbitterter Kampf ums Dasein, weil die Sudanneger stetig nach Süden vordrängen. Die Wute z. B. haben nach „übereinstimmenden Aussagen früher viel nördlicher gesessen"; sie sind jedoch von den Fullahs nach Süden geschoben worden, so „daß ihre jetzige Nordgrenze etwa der 6. Grad nördl. Breite ist, während sie sich nach Süden bis an den Sannaga, nach Westen bis an den Mbam und nach Osten etwa bis an den 13. Grad östl. Länge von Gr. ausdehnen [2])." Die Wute, ein starkes, kriegsgeübtes und mutiges Volk, drücken ihrerseits wieder auf die benachbarten Bantu in der Plateauregion zwischen Mbam, Sannaga und Njong. „Die Völker, welche dies Gelände bewohnen" — schreibt Premierleutnant Morgen in den letzten „Mitteilungen aus den deutschen Schutzgebieten" — „haben seit dem Vorjahre bereits eine Verschiebung erlitten, und zwar die Ngumba und Jaunde eine solche nach Norden, die Kwolle und Jetoni nach Westen und die Mwelle nördlich des Sannaga nach Süden und Südwesten. Auf die beiden ersteren drücken die Mpangwe von Süden, auf die zweite Gruppe die Mwelle von Osten und auf die letzten die Wute von Norden her."

[1]) „Ich glaube kaum", sagt Morgen, „daß der Ethnograph ein interessanteres Feld seiner Thätigkeit findet, als es ihm das Hinterland von Kamerun bietet." A. a. O., S. 108.

[2]) Mitteilungen aus den deutschen Schutzgebieten, Bd. IV (1891), S. 149.

Ein großer Völkerkrieg steht hier bevor, und es ist kaum zweifelhaft, daß er zu Gunsten der fremden Eindringlinge ausfallen wird. Dieser Kampf bedeutet gleichzeitig ein Ringen zwischen Islam und Heidentum; Mohammeds Lehre erscheint an den Thoren der deutschen Kolonie, und damit erwachsen uns neue Gefahren und neue Sorgen, denen einzig durch eine schnelle und nachhaltige Machtentfaltung begegnet werden kann. Wenn auch nach Morgens Beobachtungen „der Islam von der großen Masse lau aufgenommen wird, so stellt sich doch der Häuptling als ein gläubiger Anhänger derselben hin[1])."

Unleugbar tritt der Mohammedanismus unter den Negern als Kulturförderer auf. Die Schwarzen müssen sich an gewisse Reinlichkeits- und Speisegesetze gewöhnen, sie lernen die Nacktheit verachten, und durch die Einführung des Koran erweitert sich unbedingt ihr geistiges Fassungsvermögen. Das Grenzvolk der Wute hat sich im fortgesetzten Verkehr mit den Tibati auffällig über die benachbarten heidnischen Bantus hinausgearbeitet. Noch höher stehen die Tibati (Fullahs) selbst, bei denen fast jeder Sklave eine Tobe oder einen Burnus trägt. Ihre Häuser sind sorgfältig hergerichtet und mit einer hohen Strohwand umgeben, um die Bewohner und Bewohnerinnen derselben, insbesondere die Geheimnisse des Harems, den Blicken Vorübergehender zu entziehen[2]).

Diesen Vorteilen stehen für uns auf der andern Seite desto schwerer wiegende Nachteile entgegen. Statt der kleinen, untereinander meist feindlichen heidnischen Staaten droht uns die geschlossene disciplinirte Macht des mohammedanischen Fullahreiches Adamaua. Als Premierleutnant Morgen dem Sultan von Tibati die deutsche Flagge überreichen wollte, wies der unserm Forscher sonst sehr freundschaftlich gesinnte jugendliche Häuptling dieses Geschenk mit der Bemerkung zurück, daß er hierzu erst die Erlaubnis des Oberherrn von Jola einholen müsse"[3]). Jola aber ist durch die Londoner Grenzregulierung vom 27. Juli bis 2. August 1886 in die englische Interessensphäre gefallen, und der Sultan von Jola empfängt außer andern schönen Sachen ein jährliches Gehalt von 1000 Pfd. Sterl. aus britischer Tasche.

Unsre Widersacher in Kamerun sind nicht blos Heiden und Mohammedaner! H. Seidel.

Die Eisenbahnen der Erde 1885—1889.

Das vom preußischen Ministerium der öffentlichen Arbeiten herausgegebene „Archiv für Eisenbahnwesen" bringt im dritten Hefte des Jahrgangs 1891 eine auf den besten Quellen beruhende Zusammenstellung der Eisenbahnen der Erde von 1885—1889.

Wie die, soweit möglich und zum größten Teile nach amtlichen, im übrigen auf sonstigen zuverlässigen Quellen gefertigte Zusammenstellung ergiebt, haben die Eisenbahnen am Schlusse des vorletzten Jahrzehnts unsres Jahrhunderts eine Ausdehnung von 595 767 km erreicht — eine Ausdehnung, welche nahezu dem Fünfzehnfachen des Erdumfanges am Äquator gleichkommt und die mittlere Entfernung des Mondes von der Erde um mehr als 200 000 km übertrifft. Der Zuwachs, welchen die Eisenbahnen bis jetzt alljährlich noch erfahren, läßt erwarten, daß das Wachstum der Eisenbahnlänge noch immer weiter fortschreiten werde. Am Schlusse des achten Jahrzehnts, am 31. Dezember 1879, betrug die Länge der im Betrieb befindlichen, in den ersten vier Jahrzehnten des Eisenbahn-Zeitalters fertiggestellten Eisenbahnen 350 031 km, die Zunahme an Länge hat in einem einzigen, dem neunten Jahrzehnt unsres Jahrhunderts also, 245 731 km betragen. Nimmt man eine gleiche Zunahme für das letzte Jahrzehnt an, so wird das Ende des Jahrhunderts eine Eisenbahnlänge von mehr als 840 000 km — mehr als das 21fache des Erdumfanges und mehr als das Doppelte der Entfernung des Mondes von der Erde — im Betriebe sehen.

Übersicht der Entwickelung des Eisenbahnnetzes der Erde vom Schlusse des Jahres 1885 bis zum Schlusse des Jahres 1889:

Länder:	Länge der im Betriebe befindlichen Eisenbahnen am Ende des Jahres		Es treffen Ende 1888 km Bahnlänge auf je	
	1885	1889	100 qkm	10 000 Einwohner
I. Europa.				
1. Deutschland:				
Preußen	22 352	24 968	7,2	8,5
Bayern	5 087	5 421	7,1	9,8
Sachsen	2 203	2 380	15,9	7,1
Württemberg	1 442	1 500	7,7	7.4
Baden	1 331	1 432	9,5	8,8
Elsaß-Lothringen	1 347	1 472	10,1	9,4
Übrige deutsche Staaten	3 810	4 620	8,8	9,3
Zusammen Deutschland	37 572	41 793	7,7	8,6
2. Österreich-Ungarn einschl. Bosnien u. s. w.	22 613	26 501	3,9	6,3
3. Großbritannien und Irland	30 843	32 088	10,2	8,3
4. Frankreich	32 491	36 348	6,9	9,5
5. Rußland einschl. Finnland	26 847	30 140	0,6	3,1
6. Italien	10 484	13 063	4,4	4,2
7. Belgien	4 409	5 174	17,5	8,5
8. Niederland einschl. Luxemburg	2 800	3 037	8,5	6,4
9. Schweiz	2 854	3 104	7,5	10,6
10. Spanien	8 933	9 860	1,9	5,6
11. Portugal	1 529	2 060	2,3	4,8
12. Dänemark	1 942	1 969	5,1	9,0
13. Norwegen	1 562	1 562	0,5	7,9
14. Schweden	6 892	7 910	1,8	16,6
15. Serbien	385	526	1,1	2,5
16. Rumänien	1 682	2 543	2,0	4,7
17. Griechenland	323	708	1,1	3,2
18. Europäische Türkei, Bulgarien, Rumelien	1 394	1 765	0,6	2,3
19. Malta	102	110	—	—
Zusammen Europa	195 657	220 261	2,3	6,2
II. Amerika.				
20. Verein. Staaten von Amerika	207 508	259 687	3,3	39,8
21. Britisch-Nordamerika	16 330	21 439	0,3	48,8
Übrige Staaten	25 408	36 799	—	—
Zusammen Amerika	249 246	317 925	—	—
III. Asien.				
22. Britisch-Indien	19 308	25 488	0,7	1,0
23. Japan	559	1 460	0,5	1,0
Übrige Staaten	2 418	4 076	—	—
Zusammen Asien	22 285	31 024	—	—
IV. Afrika zusammen	7 032	8 635	—	—
V. Australien zusammen	12 947	17 922	0,2	46,9
Zusammen auf der Erde	487 197	595 767	—	—

Das Scheitern der Expedition Crampels.

Die Expedition des noch jungen und tüchtigen französischen Reisenden Paul Crampel, die zum Zweck hatte, die Landschaften zwischen dem französischen Kongolande und dem Tsadsee zu durchreisen und unter den Einfluß Frankreichs zu

[1]) A. a. O., S. 148. — [2]) A. a. O., S. 150. — [3]) Deutsche Kolonialzeitung 1891, S. 108.

bringen, ist leider durch die Ermordung des Reisenden und zahlreicher seiner Gefährten gescheitert. Wenn wir auch den politischen Bestrebungen dieser Expedition, welche die Ausbreitung des französischen Einflusses im Hinterlande von Kamerun anstrebte und die Utopie einer Verbindung der Besitzungen Frankreichs in Nordafrika mit jenen am Kongo verfolgte, von unserm Standpunkt als Deutsche nicht freundlich anschauten, so bedauern wir doch im Interesse der Wissenschaft den Untergang Crampels, denn seine Reise sollte durch das letzte größere, noch unbekannte Stück Afrikas führen, welches der Erschließung harrt. Ein großer weißer Fleck liegt noch zwischen dem Hinterlande Kameruns, dem Ubangi (dem größten rechten Zufluße des Kongo) und dem Süden von Bagirmi und Wadai, wo unsere Kenntnis einzig auf den Erkundigungen von H. Barth u. G. Nachtigal beruht. Es ist das Gebiet der Wasserscheide zwischen Ubangi-Kongo und dem Schari, welcher in den Tsadsee mündet.

Crampel, wiewohl er jetzt erst das 28. Lebensjahr erreicht hat, war kein Neuling auf afrikanischem Boden. Im November 1886 wurde ihm vom Ministerium eine wissenschaftliche Sendung nach Französisch-Äquatorialafrika anvertraut, er begab sich zu Savorgnan de Brazza, welcher ihm den Auftrag erteilte, von Madiville (oder Lastourville) am oberen Ogowé im Lande der Aduma nach Norden zu durch die Lande der Batokas und Pahuins vorzudringen und an der Coriscobai wieder den Ozean zu erreichen. Am 12. August 1888 verließ Crampel Madiville und Ende Januar 1889 hatte er seine Aufgabe gelöst. Er hat dabei neue Gegenden in die Karte eingetragen und im steten Kampfe mit den Eingebornen gelebt, die mehreren seiner Gefährten den Tod, ihm selbst verschiedene Wunden einbrachten. Zum Gelingen der Expedition trug bei, daß er die neunjährige Tochter eines Pahuinhäuptlings heiratete, die ihn treulich begleitete und die er später in Paris erziehen ließ. Auf dieser Expedition hat er auch die Zwergstämme im Norden des Ogowé kennen gelernt (Globus LIX, S. 237). Die Expedition selbst ist geschildert im Tour du Monde, T. LX, p. 321 (1890).

So vorbereitet erhielt Crampel vom Comité de l'Afrique française den Auftrag zu seiner neuen Expedition, welche im März 1890 Frankreich verließ. Vorgeschrieben war, daß sie den Ubangi aufwärts fahren und alsdann von diesem aus nach Norden gegen den Schari und Tsad vordringen solle. Am 15. August 1890 befand sich dieselbe zu Brazzaville am Stanleypool. Sie bestand, nachdem bereits unterwegs mehrere Mitglieder zurückgeblieben waren, aus Paul Crampel als Führer, dem Ingenieur Lanzière, Nébout als Führer der Träger, Biscarrat als Führer der aus 30 Senegalesen bestehenden Schutztruppe, dem arabischen Dolmetscher Mohamed Ben Said und 250 Trägern. Die Fahrt den Kongo aufwärts wurde am 16. August angetreten, dann den Ubangi aufwärts und am 25. September war Bangui, der am weitesten an diesem Strome nach Norden zu vorgeschobene Posten unter 19° östl. L. und 4° 30′ nördl. Br. erreicht. Schon auf dieser Fahrt am Ubangi hatte Crampel wiederholte Zusammenstöße mit den Eingeborenen und mußte „Frieden herstellen", was nicht ohne Blutvergießen und Verluste auf Seiten der Franzosen abging. Aber frisch und wohlgemut brach er von Bangui nach Norden zu auf in das unbekannte Innere, während von Frankreich aus seine Schritte voll patriotischen Mitgefühls verfolgt wurden, in der Hoffnung, daß Crampel in dem „Wettrennen um den Tsadsee" über Deutsche und Engländer den Sieg davon tragen würde. Im März 1891 war die zu Crampels Unterstützung ausgesandte Expedition unter Dybowski bereits in Loango angelangt („Globus" Bd. 59, S. 368), und man sah bereits im Geiste Algerien und Französisch-Kongoland durch Crampel miteinander verknüpft, als die Hiobspost vom Untergange desselben eintraf. Der Gouverneur von Brazzaville, Dolisie, meldete unter dem Datum des 15. Juli, daß Crampel mit seinen Begleitern am 9. April ermordet worden wäre; Nébout, der Führer der Träger, entkam nach Bangui am Ubangi, von wo er sich nach Brazzaville begab. Die Verfolgung der Ziele Crampels ist jetzt Dybowski übertragen worden.

Die Einwanderung in die Vereinigten Staaten seit 1820.

Der Vorsteher des statistischen Amtes in Washington hat einen sorgfältigen Bericht über die Einwanderung in den Vereinigten Staaten seit ihrem Bestehen zusammengestellt. Wir geben davon das Folgende:

Bis zum Jahre 1820 liegen keine amtlichen Berichte über die Einwanderung vor. Sachverständige schätzen sie vom Schluß des Unabhängigkeitskrieges bis zu dem genannten Jahre auf 225 000 Köpfe. Im nächsten Jahrzehnt (1821 bis 1830) betrug sie 143 439, im folgenden (1831 bis 1840) 599 125, springt im nächsten (1841 bis 1850) auf 1 713 251, im folgenden (1851 bis 1860) auf 2 598 214 und sinkt im Jahrzehnt 1861 bis 1870 auf 2 466 752, welche Abnahme auf Rechnung des Bürgerkrieges zu schreiben ist. Im Jahrzehnt 1871 bis 1880 steigt sie wieder auf 2 944 695, und im letzten Jahrzehnt (1881 bis 1890) erreichte sie ihren höchsten Stand mit 5 176 212.

Die Gesamt-Einwanderung der sieben Jahrzehnte von 1821 bis 1890 stellt sich somit auf 15 641 688. Davon kamen aus:

Deutschland	4 551 719
Irland	3 501 683
England	2 460 034
Den englischen Besitzungen in Nordamerika	1 029 083
Norwegen und Schweden	943 330
Österreich-Ungarn	464 455
Italien	414 513
Frankreich	370 162
Rußland und Polen	356 363
Schottland	329 192
China	292 578
Schweiz	174 333
Dänemark	146 237
Den übrigen Ländern	603 006

Die Einwanderung aus Deutschland steht hier an der Spitze, da England und Irland getrennt aufgeführt werden. Nimmt man die ganze englisch sprechende Einwanderung zusammen, so überwiegt sie die deutsche um ein beträchtliches. Im allgemeinen weist die Einwanderung aus allen Ländern eine Zunahme auf. Nur Frankreich und China machen davon eine Ausnahme. Die französische Einwanderung ist von 73 301 im Jahrzehnt 1871 bis 1880 auf 51 420 im Jahrzehnt 1881 bis 1890 gefallen. Ohne Zweifel hängt dies mit der geringen natürlichen Zunahme der Bevölkerung Frankreichs zusammen. Die chinesische Einwanderung, die eine Zeit lang sehr stark war, hat in der letzten Zeit infolge der Ausschließungsgesetze fast ganz aufgehört.

Nach Weltteilen (abgesehen von den Inseln) geordnet, kamen in den letzten 20 Jahren: aus Europa 7 627 233, Asien 220 977, Afrika 769, Amerika 896 668. Von den Inseln im Atlantischen Ozean kamen 26 729, von denen im Stillen Ozean 23 524, von allen anderen hierin noch nicht eingeschlossenen Ländern und Gegenden 2 875.

Was wären die Vereinigten Staaten, wenn diese $15^1/_2$ Millionen nicht eingewandert wären? Diese Frage ist den heutigen Knownothings zur ernstlichen Erwägung zu empfehlen!

Bücherschau.

Friedrich Ratzel, Anthropogeographie. Zweiter Teil. Die geographische Verbreitung des Menschen. Stuttgart 1891. XLII und 781 S. Mit 1 Karte u. 32 Abbildungen.

Vor nunmehr neun Jahren erschien der erste Band dieses Buches. Der damals neue Name der Anthropogeographie erhielt durch den Nebentitel „Anwendung der Erdkunde auf die Geschichte“ seine vorläufige Erklärung; die „Probleme des geschichtlich-geographischen Grenzgebietes“ sollten systematisch behandelt werden. Als Ausgangspunkt wurden die geistigen Bedürfnisse von Studierenden des Lehrfaches für Geographie und zugleich Geschichte bezeichnet. Nicht, daß eigentlich die Sache als etwas Neues hingestellt wurde, da es von Montesquieu einerseits, von Voltaire andrerseits wohl in keiner namhafteren Geschichtsdarstellung an solchen allgemeinen Betrachtungen gefehlt hatte. Neu war vielmehr nur der Name und der darin liegende Anspruch auf dieses Grenzgebiet, auf das allerdings die zünftige Geschichtsforschung so viel wie keinen Wert zu legen schien. Als Menschengeographie sollte er der Tier- und Pflanzengeographie zur Seite treten, doch sie überragen an Vielseitigkeit der Aufgaben. Ausdruck und Auffassung haben Verbreitung und Geltung gewonnen; beiläufig sei aber darauf hingewiesen, daß der gefügere Ausdruck Kulturgeographie als Wechselbegriff sich Bd. I, S. 17 vorfindet. Mag die Etikette des Wissenszweiges auf sich beruhen, mit Wesen und Wert des Gebotenen hat sie bei Meister und Schülern kaum etwas zu thun.

Einen gewissen Zusammenhang mit der Praxis, mit dem fachmännischen Betrieb der Geographie hat auch der vorliegende zweite Band. Gegenüber dem Vorwiegen der geologischen Richtung innerhalb der geographischen Forschung und Wissenschaft betont Ratzel, daß die auf Universitäten gelehrte Geographie vielfach eine ganz andre sei als die Lernenden, soweit sie sich später dem Lehrfach an mittleren Schulen widmen, da brauchen können. Der bisherigen Vernachlässigung der politischen, man könnte sagen verwendbaren Geographie strebt Ratzel wissenschaftliche Pflege angedeihen zu lassen. Nur in Bayern besteht dieser Zwiespalt gar nicht, da es an den Universitäten noch keine Lehrkanzel für Geographie giebt, und somit die Annahme stillschweigend herrscht, daß die Geographie als Lehrfach keiner allgemeinen wissenschaftlichen Vorbildung und keines weiteren Gesichtskreises bedürfe. Aber richtig bleibt doch, daß die Anthropogeographie an sich ebenso wenig in den Schulunterricht hineinpaßt als die Philologie. Auch der Katechismus wird stets etwas andres sein als die wissenschaftliche Theologie. Der Prediger trägt keine Kirchengeschichte oder Bibelkritik vor. Aber er würde zum Bonzen herabsinken, wenn er deshalb des Zusammenhanges mit der Wissenschaft entraten wollte.

In dieser hier nur anzudeutenden Richtung kann und — wird hoffentlich auch — das vorliegende Buch seine Bedeutung und Wirksamkeit geltend machen; als Sonntagsbuch der Geographen, an die der Verfasser denkt, aber auch andrer Leute, wie die kurze Angabe der behandelten Fragen erweisen wird. Im Vergleich zum ersten Bande bietet der vorliegende eine Ergänzung und Vertiefung zugleich. Dort war, nach Ratzels eigenen Worten, eine große Gruppe von Wirkungen der Natur auf den Menschen, deren Ergebnis ein Zustand, mit den Unterabteilungen Zustand der Einzelnen: Ethnographie, und Zustand der Gesellschaft: Soziale und politische Wirkungen ausgeschieden. Ihre Behandlung ist nur hier aufgenommen; für reichen Stoff, für fesselnde selbständige Betrachtungen ist von vornherein Gewähr geboten. Die Forderung einer allgemeinen Geographie des Belebten, zu der die Anthropogeographie sich mit der Pflanzen- und Tiergeographie zusammenschließen müßte, wird begründet und belegt. Vom gesamterdlichen Augenpunkt aus erscheint der Kampf ums Dasein in erster Reihe als Kampf um den Raum, wie das glückliche Bild eines Schlachtfeldes in der Enge oder Weite verdeutlicht.

Im ersten Abschnitt ist der Unterschied der Ökumene von der gesamten Landfläche hervorgehoben. Es ist der wirkliche oder bewohnbare Teil der Erde, die Männererde, das Menschenheim der altnordischen Kosmographen, dessen Begrenzung der Verf. ebenso eingehend feststellt, als die gelegentliche Scheidung von Unbewohnt und Unbewohnbar und das Zurückweichen des geistigen Horizontes für die Erdansicht seit den alten Zeiten oder gegenüber den Naturvölkern. Das Hauptgewicht des Buches fällt aber auf die drei folgenden Abschnitte. Das statistische Bild der Menschheit (S. 145 bis 398) ist eine groß angelegte Darstellung der Bevölkerung der „Wirklichkeit“ als Naturerscheinung, sowie der Gesetze ihrer inneren Bewegung als Ausdruck oder Korrelat der Kultur. Den dritten Abschnitt „Spuren und Werke der Menschen an der Erdoberfläche“ könnte man eine Naturgeschichte der Siedelungsformen nennen, wenn nicht eigene Kapitel über die Wege und die geographischen Namen sich anreihen müßten. In diesen beiden Abschnitten ist es eigentlich die Zahl, die als lebendige Größe, als Ausdruck der Zustände, als Übergang der Vergangenheit zur Zukunft erscheint; es ist eine Anwendung der Geographie auf die Statistik. Ähnlich ist der vierte Abschnitt „Geographische Verbreitung von Völkermerkmalen“ und zwar sowohl des Körpers als des Kulturbesitzes, die Angliederung des allgemeinen Teiles der Völkerkunde an die Geographie, hauptsächlich durch die Wirkung des Raumes und der Bewegung durch ihn begründet.

Es ist im Rahmen einer Anzeige unmöglich, mehr als dürftige Hinweise auf den reichen Inhalt zu geben, der auf jeder Seite zum Nachdenken anregt, nicht nur die engeren Fachgenossen des Verf., sondern jeden, dem es um ein Verständnis des Völkerlebens zu thun sein sollte, und nicht nur um die Feststellung der Einzelheit. Daß in dem einen oder andern Punkt die Prüfung von einem andern Standpunkt aus möglich und vielleicht ersprießlich sein wird, das kann der Bedeutung des Buches keinen Abtrag thun oder den schuldigen Dank für die strenge Denkarbeit verringern.

Dr. Schultheiß, München.

J. Partsch, Philipp Clüver, der Begründer der historischen Länderkunde. Ein Beitrag zur Geschichte der geographischen Wissenschaft. Wien und Olmütz 1891, Ed. Hölzel (Pencks Geogr. Abh. V, 2) 47 S.

Wenn es Pflicht jeder Wissenschaft ist, sich ihres Entwickelungsganges immer bewußt zu bleiben und der Männer nicht zu vergessen, denen sie ihre Fortschritte verdankt, so hat die Erdkunde diese Pflicht einem ihrer Begründer gegenüber bisher nur sehr schlecht erfüllt. Von Philipp Clüvers Leben und Wirken haben wir bisher nur höchst unvollkommene Darstellungen gehabt, und wir müssen es dem bewährten Verf. umso mehr Dank wissen, wenn er uns in der vorliegenden Abhandlung ein gründliches, möglichst erschöpfendes Bild von dem Streben und Entwickelungsgange des großen Begründers der historischen Länderkunde entworfen hat.

Clüver (1580 bis 1622) stammte aus einer alten bremischen Patrizierfamilie, von der ein Zweig frühzeitig in Preußen und Livland seßhaft wurde. In günstigen Verhältnissen aufgewachsen, auf dem Gymnasium seiner Vaterstadt Danzig erzogen, ging der junge Clüver etwa 20 Jahr alt nach der rasch aufblühenden Universität Leiden und genoß hier den Unterricht und persönlichen Verkehr eines Lipsius und Scaliger. Letzterer vor allem wurde von entscheidendem Einfluß auf das Studium des jungen Mannes. Er hatte eben die Ordnung der antiken Chronologie vollendet und empfahl nun seinem Schüler als Gegenstück dazu die Behandlung der geographischen Beziehungen des antiken Kulturlebens. Mit Feuereifer machte sich Clüver an dies Werk, das er zu seiner Lebensaufgabe erwählte. Aber es sollte lange dauern, bis er dieselbe endlich erfüllte. Sein Vater war mit dieser Richtung seiner Studien nicht einverstanden, es kam zum Bruch zwischen Vater und Sohn, und nun begann für den letzteren ein abenteuerliches Wanderleben. Unter harten Entbehrungen trieb er sich in allen Ländern Europas herum, hielt sich aber seit 1610 mit Vorliebe in England auf und heiratete 1613 ein armes englisches Mädchen. Dadurch wurde ihm der Kampf ums Dasein natürlich noch mehr erschwert. Clüver war eine jener unglücklichen, unwirtschaftlich angelegten Naturen, die nie auf einen grünen Zweig kommen.

Aber inmitten dieser Drangsale hatte er sein Lebensziel nie aus den Augen verloren. Im Jahre 1616 erschien zu Leiden sein gewaltiges Werk „Germania antiqua“, dessen durchschlagender Erfolg ihn sofort zu einem der ersten Geographen und Altertumskenner seiner Zeit erhob und ihm die Stelle eines Geographus Academicus der Universität Leiden mit 500 Gulden Gehalt eintrug. Heute ist die Forschung über dieses erste große Werk Clüvers allerdings schon ganz hinweggeschritten. Dagegen ist sein letztes großes Hauptwerk, die Italia antiqua, die er erst auf dem Totenbette vollendete, noch heute die unentbehrliche Grundlage jeder topographischen Untersuchung auf dem Boden Altitaliens. Ausgerüstet mit einer beispiellosen Kenntnis der antiken Litteratur und fußend auf seiner eigenen, gründlichen Ortsanschauung, die er auf planmäßig durchgeführten

Reisen gewonnen hatte, entscheidet er alle streitigen Fragen mit einer Klarheit, die geradezu verblüffend auf seine Zeitgenossen wirkte und uns heute noch mit der größten Bewunderung erfüllt. Es ist schwer zu beklagen, daß sein vorzeitiger Tod all seine andern großen Pläne vereitelte. — Prof. Partschs Abhandlung sei allen Freunden der historischen Geographie nochmals aufs wärmste empfohlen. Dr. Johannes Hoops.

G. E. Haarsma, früher. Inspekt. der Deli-Maatschappij in Deli. Der Tabaksbau in Deli. Mit 9 Abbild. und 3 Grundr. Amsterdam, J. H. de Bussy, 1890. 240 S. gr. 8°. — Preis in elegant. Leinbd. 7,20 fl. holl.

Das vorliegende Werk ist von dem größten Werte nicht nur für den Tabaksbauer und Händler, sondern auch für den Kolonialpolitiker und Geographen. Ganz besonders erwünscht wird dasselbe aber allen denen sein, die sich für die Verwertung unsrer afrikanischen Kolonieen interessieren. Daß große Gebiete derselben, besonders in Ostafrika und Neu-Guinea sich für den Tabaksbau eignen, ist von verschiedenen Seiten festgestellt worden. Es handelt sich nun aber bei Anlage von Tabaksplantagen um eine sorgfältige Beobachtung zahlreicher scheinbar unwichtiger Kunstgriffe und Hilfsmittel, welche durch die Erfahrung festgestellt worden sind. Eine sorgfältige Benutzung und Berücksichtigung derselben ist die erste Vorbedingung für das Gedeihen einer neuen Tabakskultur in bisher dazu nicht benutzten Gebieten. Wir Deutsche können deshalb nur zu Dank verpflichtet sein für die Übersetzung des vorzüglich ausgestatteten Werkes. Sehr richtig wird in der Vorrede desselben gesagt: „Wenn auch in andern Ländern und Himmelsstrichen die näheren Einzelheiten der Tabakskultur teilweise andre sind als in Deli, so werden die Grundlagen, wie die natürlichen Bedingungen und die technischen Ausführungen nahezu dieselben sein, und jedenfalls dürften die in dem Buche niedergelegten Prinzipien über Verwendung und Behandlung des Tabaks und über Heranziehung der nötigen Arbeitskräfte überall ein schätzenswertes Material bilden."

Die Angaben über die verschiedenen Arbeiten, ihre Reihenfolge und Ausführung gelten nicht nur für die Provinz Deli, sondern für die ganze Ostküste von Sumatra. Die Arbeiterverhältnisse sind dort schwierig. Es werden Eingeborne, Javanen, Chinesen und Klings (aus Britisch Indien) verwandt. Die Verwalter und Assistenten sind Europäer. Diese müssen etwas malaiisch und chinesisch sprechen, wollen sie nicht den Vormännern der Kulis, den Tamlds, einen zu großen Einfluß gewähren. Die Wohnhäuser der Beamten und Arbeiter, ihre Lebensweise und Gehälter, die Art der Kontrakte mit den Arbeitern, die an einen Assistenten und Tabakspflanzer im allgemeinen zu stellenden Ansprüche werden angegeben. Grundrisse für die Hauptgebäude (Trockenscheuer, Fermentierschuppen, Kulihäuser) und photographische Ansichten der Pflanzungen und Gebäude, schmücken das Werk.

Das Schlußkapitel ist ein historischer Abriß der Entwickelung der Tabakskultur auf Sumatra mit Angaben über die großen Vorteile, welche die verschiedensten Industrieen und Bevölkerungsklassen in Holland durch diese Kultur in den letzten 20 Jahren erworben haben. 1864 kamen die ersten 50 Packen (à 80 kg) Sumatratabak in Amsterdam auf den Markt und erzielten einen Preis von 48 Cents holländisch pro Pfund. Bereits 1865 zahlte man 149 Cents. Im Jahre 1888 wurden 168114 Packen im Werte von 33128000 holländischen Gulden auf den Markt gebracht, gleich 129 Cents pro Pfund. Dabei wird mit stets wachsendem Eifer mehr auf die Qualität als auf die Quantität der geernteten Blätter gesehen.

Dr. H. Polakowsky.

Strehl, Negative Strandverschiebungen im Gebiete des westlichen Pacific, insbesondere auf Neu-Guinea. (Weimar 1890, Ergänzungsheft 3 der Zeitschr. für wissensch. Geogr.)

Je größere Wichtigkeit der Frage der Hebungen und Senkungen für einzelne Teile der Geophysik beigemessen wird, um so wichtiger ist es, zuverlässige Beobachtungen über solche Vorgänge zu besitzen, und um so erfreulicher, wenn für bestimmte Länderräume das Material kritisch durchgearbeitet wird.

Für die Küstengebiete des westlichen Pacific thut dies Strehl in obengenannter Arbeit. Es handelt sich in diesem Falle um Neu-Guinea und die umliegenden Inselgruppen, an welchen Riffkalke in großer Mächtigkeit über dem Meeresspiegel und zum Teil in bedeutender Höhe auftreten, welche die bisherigen Annahmen von 100 m Seehöhe um das Vier- bis Fünffache übersteigt.

Der Verf. stimmt dafür, daß diese Riffkalke wohl mehr durch die Wirkung hebender Kräfte als durch das mehrmalige „Absinken des Meeresniveaus" zu solcher Höhe gelangt seien, und bringt also gegenüber der Sueßschen Senkungstheorie die Hebung wieder zur Geltung. Er geht jedoch noch weiter und nimmt an, daß diese Riffkalke stets an den Außenzonen von Insel- und Vulkanbogen liegen, von welchen die inneren Zonen abgesunken sind. Dies wird hauptsächlich von dem nördlichen Neu-Guinea behauptet, vor dessen Küste ein Vulkaninselbogen liegt. Leider scheinen die Beobachtungen aber doch noch zu lückenhaft zu sein, um in dieser Weise zu verallgemeineren. Für die Frage nach der Entstehung der jetzigen Korallenriffe ist die Untersuchung obiger Riffkalke ohne Belang, da sie teils jungtertiär, teils nachtertiär zu sein scheinen. Hoffentlich erfüllt sich bald die Hoffnung des Verf., daß das Innere und auch die Küsten Deutsch-Neu-Guineas genauer wissenschaftlicher Erforschung unterzogen werden mögen. W. Sievers.

Aus allen Erdteilen.

— Die russische Expedition nach Abessinien unter Leutnant Maschkow, deren Abgang wir (Bd. 59, S. 256) gemeldet haben, scheint nach ausführlichen Berichten, welche die Times (25. und 28. Juli) enthält, weit mehr politischer als wissenschaftlicher Art zu sein. Allerdings steht dieselbe unter der geographischen Gesellschaft in St. Petersburg, allein der Hauptveranstalter ist der russische Kriegsminister Wanowsky und der Zweck soll kein geringerer sein, als Abessinien zu einem russischen Vasallenstaat zu machen. Vincent Maschkow war bereits früher in Begleitung des Montenegriners Zlatytschanin in Abessinien, wo er in Antoto, der Residenz des Negus Menilek, von diesem als Gesandter „seines Bruders, des Negus von Moskowien" empfangen wurde. Menilek beklagte sich bitter über die Italiener und ersuchte die Russen darum wieder zurückzukehren, nachdem sie einen Brief und mündlichen Auftrag an den Zaren ausgerichtet hätten. Maschkow bewies damals schon die „Gleichheit des abessinischen und russischen Glaubens", nahm Teil am abessinischen Gottesdienst und beobachtete alle Zeremonien desselben. — Nach seiner Rückkehr im Winter 1889 auf 1890 übergab Maschkow einen ausführlichen Bericht dem Kriegsminister; die sämmtlichen übrigen Minister empfingen ihn und schließlich auch der Zar, der ihm den Wladimirorden mit Schwertern verlieh. Die neue Expedition, die eine wissenschaftliche genannt wird, kann nach unsrer Quelle kaum darauf Anspruch machen, wenigstens nicht ihrer Zusammensetzung nach. Maschkow selbst war ein einfacher Leutnant in einem kaukasischen Linienregimente, sein Freund Zlatytschanin, der allerdings drei Sprachen redet, kann nicht ordentlich schreiben; auch Maschkows Bruder besitzt keine besondere Vorbildung. Der Mönch Tychon, dem eine Hauptaufgabe zufällt, war ursprünglich Wundarzt; endlich Herr Wsevoloschky, der als Jäger mitgeht. — Der russische Minister Giers erwirkte in Paris, daß die Expedition den französischen Behörden in Obok empfohlen wurde; dem italienischen Gesandten in Petersburg, Marochetti, erklärte Giers, die Expedition sei eine rein wissenschaftliche und Abessinien würde von Rußland als durchaus unabhängiger Staat angesehen. In Obok wurde von Seiten der Franzosen alles für die russische Expedition vorbereitet und als Maschkow im April in Kairo eintraf wurde er von einem Gesandten des Negus, mit Namen Ilioß, in Empfang genommen. Maschkow überbringt goldene Siegel

für den Negus Menilek, außer zahlreichen andern Geschenken, sowie Schreiben russischer Kirchenfürsten an den Abuna, das geistliche Oberhaupt der abessinischen Kirche.

Infolge der Thätigkeit katholischer und evangelischer Missionare in Abessinien, ist man dort gegen diese beiden Kirchen feindlich gesinnt. Die Russen aber betonen das viele übereinstimmende, was in den beiderseitigen Religionen liegt: die Priester stehen hier wie da auf dem gleichen (niedrigen) Standpunkte; die Zahl der Feiertage ist eine gleich große; die Fasten hier wie da lange und streng u. s. w. Dagegen sind viele jüdische Satzungen, die bei den Abessiniern gelten, eine Scheidewand. Dahin gehören die Feier des Sabbats (neben dem Sonntag), die Beschneidung, die Speisegesetze (die Gans z. B. ist bei den Abessiniern ein unreines Tier) u. s. w.

Wir nehmen von diesem Berichte der Times hier Kenntnis, da es sich um eine angeblich wissenschaftliche Expedition handelt und lassen die weiteren daran geknüpften hochpolitischen Betrachtungen (z. B. die geplante Abtretung des französischen Gebietes an der Tadschurrabai mit Obok an Rußland) bei Seite.

— Dr. Karl Friesach, geboren 1821 zu Wien, starb am 10. Juli zu Graz, wo er Professor der Astrophysik war. Von 1855 bis 1860 unternahm er zum Zwecke von Studien in der physikalischen Geographie ausgedehnte Reisen in Amerika und Australien. Zu demselben Zwecke besuchte er später Ägypten und Kleinasien. Unter seinen wissenschaftlichen Arbeiten ist hier hervorzuheben: Geographische und magnetische Beobachtungen in Nord- und Südamerika (Sitzungsbericht der Wiener Akademie 1858).

— Dr. Rajendralala Mitra, ein gelehrter indischer Orientalist, starb im Juli zu Kalkutta. Über 40 Jahre hat er an der Spitze der gelehrten Indier gestanden, die ihre Beiträge zur Kunde des Landes und seiner Sprache in den Verhandlungen der Asiatischen Gesellschaft von Bengalen niederlegten. Unter seinen Abhandlungen sind hier zu erwähnen: Über griechisch-baktrische Überbleibsel in Rawal Pindi (1862); über die griechische Kunst in Indien (1875); die Darstellungen der Fremden in den Ajantafresken (1878). Über Menschenopfer in Indien bringt die genannte Zeitschrift zahlreiche Aufsätze von ihm. Seine Hauptwerke sind: Buddha Gaya, die Einsiedelei Sakjamunis. Die Altertümer Orissas (2 Bände, 1868—69). Die Indo-Arier (1881) und die Buddhistische Sanskritlitteratur Nepals (1882).

— Fräulein Johanna Mestorf, geboren 17. April 1829 zu Bramstedt in Holstein, hochverehrt wegen ihrer ausgezeichneten Kenntnisse auf dem Gebiete vorgeschichtlicher Altertümer und bekannt als Übersetzerin vieler gelehrter skandinavischer Werke, ist nach dem Tode Prof. Handelmanns zum Vorstande des Museums vaterländischer Altertümer in Kiel ernannt worden, an welchem sie schon lange in der Stellung als Kustodin thätig war. Ihre eigenen Forschungen sind in gelehrten Zeitschriften zerstreut; von hohem Werte ist ihr mit 62 Tafeln versehenes Werk „Vorgeschichtliche Altertümer aus Schleswig-Holstein" (Hamburg 1882). Zahlreiche Beiträge von ihr finden sich auch in den älteren Jahrgängen des „Globus".

— Ijzerman's Zug quer durch Sumatra. Der holländische Ingenieur Ijzerman hat, etwas nördlich vom Äquator, einen Zug durch die Insel Sumatra unternommen, um die Vorarbeiten zur Anlage einer Eisenbahn quer durch die Insel zu machen. Sein Ausgangspunkt waren die Padangschen Hochlande, von wo er mit den östlich wohnenden unabhängigen Stämmen zunächst durch einen Araber, Ba Usman, Unterhandlungen wegen des Durchzuges anknüpfte, namentlich mit den Häuptlingen am Kwantan, der seine Gewässer der Malakkastraße zusendet. Die Expedition selbst rüstete der Leutnant im topographischen Dienst A. Backhuis aus; sie bestand aus 250 Kulis, die, weil schwache Leute, außer ihrem eigenen Gepäck nur 16 Kilo tragen konnten. Die Nahrung derselben bestand auf der ganzen Reise aus Reis, der auch zuweilen knapp wurde, so zwischen Logei und Langgam. Die Fahrt in kleinen Kähnen auf dem stromschnellenreichen Kwantan wird als sehr gefährlich geschildert; ein Vorgänger Ijzermans, de Greve, war auch in diesem Flusse ertrunken und sein Grab wurde besucht. Bei den feindlich gesinnten Talnkers — die sich als konw, d. h. Frau und nicht, wie sonst auf Sumatra, angku, Mann, anreden lassen — verlor die Expedition ein Mitglied, van Raalten, durch einen heuchlerischen Schuß aus dem Hinterhalt.

Je weiter die Reisenden nach Osten vordrangen und namentlich im Gebiete der Ströme Kwantan und Kampar, desto mehr nahmen Urwälder und Moräste zu, in denen nur wenige elende Menschen lebten. Ungeheure Schwärme von Stechmücken belästigten die Reisenden. Die Spuren von Tigern, Elefanten, Rhinozerossen und Bären waren sehr häufig, doch bekam man diese Tiere selbst nicht zu Gesichte. Die Bäume der Urwälder zeigten meistens Meterdicke, erhoben sich kahl zu ungeheurer Höhe und breiteten dann erst ihre dichten Kronen aus. Der Boden zwischen den beiden Flüssen Kwantan und Kampar ist ein hohes Hügelland mit zahlreichen Ausläufern, durchschnitten von tiefen Schichten. Hier und da traf man auf Pflanzungen von Zuckerrohr. Die Anlage einer Eisenbahn quer durch Sumatra auf der erforschten Route wird sehr schwierig sein; die größten Schwierigkeiten liegen indessen in jenen Gegenden, wo die Holländer bereits herrschen, nicht auf unabhängigem Gebiete. Durch die Kreidefelsen von Moko Moko muß ein Tunnel geführt werden; im Osten bereiten die Sümpfe zwischen dem Kampar und Siakflusse Schwierigkeiten. (Nach einem Vortrag Ijzermans im königl. Ingenieurverein zu Batavia mitgeteilt vom Java Bode).

— Statistik der evangelischen Missionen in Südafrika. In den sämtlichen bis an den Kunene und Sambesi, also bis zum 17. Grad südl. Br. sich erstreckenden Ländergebieten des südlichen Afrikas, die von vielleicht $4\frac{1}{2}$ Mill. Eingebornen bewohnt sind, hatten die evangelischen Missionen auf 502 Haupt- und vielen Nebenstationen 1888 — 344 835 eingeborne Christen in mehr oder weniger selbständigen Gemeinden. Fast zwei Drittel dieser Summe 229 345 kamen auf die Kapkolonie, auf Natal 22 454, auf britisch Bassutoland 17 800, den Oranjefreistaat 15 098, die südafrikanische Republik 33 763, britisch Betschuanenland 14 650; in Herero- und Namaland gab es nur 6765, in Pondoland 3000 und im Zulu-, Swasi- und Amatongagebiet 1960 eingeborne evangelische Christen. Von deutschen Missionsgesellschaften sind in Südafrika vertreten die Brüdergemeinde, die Rheinische, die Berliner und die Hermannsburger Missionsgesellschaft mit zusammen zirka 67 000 Heidenchristen. In dem benachbarten Madagaskar beträgt die Gesamtzahl der evangelischen Heidenchristen 280 000 bis 300 000. Ganz genau läßt sich die Summe nicht bestimmen wegen der Lückenhaftigkeit der Statistik der Londoner Missionsgesellschaft, welche hier die Hauptarbeit thut. Katholische Heidenchristen, nicht gerechnet die Zahl der eingewanderten Katholiken, gab es 1888 in Südafrika zirka 2000, auf Madagaskar 28 571. In den katholischen Missionsstatistiken werden die eingewanderten Kolonisten, Kaufleute 2c. stets mitgerechnet, was verwirrend wirkt. W—k

Herausgeber: Dr. R. Andree in Heidelberg, Leopoldstraße 27. Druck von Friedrich Vieweg und Sohn in Braunschweig.

Bd. LX. Globus. Nr. 10.

Illustrierte Zeitschrift für Länder- und Völkerkunde.

Begründet 1862 von Karl Andree.

Herausgegeben von Richard Andree.

Druck und Verlag von Friedrich Vieweg & Sohn.

Braunschweig. Jährlich 2 Bände in 24 Nummern. Durch alle Buchhandlungen und Postanstalten zum Preise von 12 Mark für den Band zu beziehen. 1891.

Zur Kenntnis des Zwergwuchses.

Von Dr. R. Neuhauß.

Durch die unter dem gleichen Titel erschienene Abhandlung (Archiv f. Anthrop. XX, S. 43, 1891) von Dr. A. Schmidt (Altona) wird unsre Kenntnis dieser Mißbildung durch eine Reihe genau untersuchter Fälle abermals erweitert. Unter Zwergen versteht man solche Menschen, welche im Verhältnis zu ihrem Alter allzu erheblich unter dem Mindestmaß ihres Stammes zurückbleiben. Die Übergangsformen zur gewöhnlichen Größe bezeichnet man als „zwerghafte Gestalten". Das Vorkommen der letzteren ist ein verhältnismäßig recht verbreitetes. Ranke fand beispielsweise unter 45 500 bayerischen Militärpflichtigen, die im Jahre 1875 gemustert wurden, 43 zwerghafte Gestalten, deren Körpergröße zwischen 1,15 bis 1,40 m schwankte. Die Ursachen des Zwergtums sind fast vollständig dunkel. Bei einzelnen deutet die Kleinheit bei der Geburt schon darauf hin, daß eine Entwickelungsstörung, eine Hemmungsbildung, vorliegt. Bei andern gestalten sich die ersten Jahre der Entwickelung durchaus normal; dann tritt plötzlich ein völliger oder fast völliger Stillstand im Wachstum ein. Sehr interessant sind die von Dr. Boveri festgestellten Thatsachen, daß es gelingt, bei künstlicher Befruchtung von Seeigeleiern Zwerglarven zu erzeugen, wenn kernlose Abschnitte des Eies befruchtet werden; ferner, daß man bei künstlicher Bebrütung von Hühnereiern durch Anwendung ungewöhnlich hoher Temperaturen und durch mangelhafte Sauerstoffzufuhr Zwergformen hervorbringen kann. Von Vererbung des Zwergwuchses kann keine Rede sein, da Zwerge mit verschwindend geringfügigen Ausnahmen unfruchtbar bleiben. Wie bei einer großen Reihe andrer krankhafter Bildungen, so mußte auch hier die Darwinsche Theorie über alle Schwierigkeiten hinweghelfen: Man bezeichnete den Zwergwuchs als Atavismus, als Rückschlag in die Körperform unsrer Urvorfahren, der leibhaftigen Affenmenschen. Daß der Affenmensch ein vollständig hypothetisches Gebilde ist, welches nur in den Köpfen gewisser Menschen ein nebelhaftes Dasein führt, von welchem in Wirklichkeit aber niemals ein Knochensplitter aufgefunden wurde — das sind Thatsachen, durch welche sich die Unterhaltungsblatt-Anthropologen nicht beirren lassen. Klar denkende Forscher wie Virchow betonen mit Recht, daß eine Hemmungsbildung nur dann auf Atavismus beruhen könnte, wenn das betreffende Individuum zur selbständigen Existenz und zur Erhaltung seiner Art befähigt wäre.

Die Zwerge sind häufig Mikrocephalen; ihr Schädel hat nur so geringe Ausdehnung, daß kaum der dritte oder vierte Teil eines normalen Gehirns in demselben Platz findet. Welcher Art jedoch die Wechselbeziehungen sind zwischen dem Zurückbleiben im Wachstum der Schädelknochen, der vorzeitigen Verknöcherung bestimmter Schädelnähte und der Wachstumshemmung der übrigen Skelettknochen, ist bisher noch nicht aufgeklärt. Man neigt jetzt vielfach der Ansicht zu, daß das krankhafte Zurückbleiben im Wuchse bedingt ist durch ursprüngliche Hemmungsbildung des Großhirns.

In allen Teilen völlig ebenmäßige Formen mit gesunder Hirnthätigkeit finden sich beim Zwergwuchs selten. Hierher gehört der gegenwärtig 28 jährige Zwerg Ulps mit einer Körperlänge von 92 cm; ferner die sogenannte „Prinzessin Pauline", die bei einer Größe von 53,4 cm durchaus wohlgebaut ist. In der Mehrzahl der Fälle ist der Kopf zu groß oder zu klein, der Bauch ungewöhnlich dick, die Arme und Beine verkürzt. Nur ausnahmsweise erreichen Zwerge ein höheres Alter und erfreuen sich einer guten Gesundheit.

Aus nahe liegenden Gründen entzieht sich eine nicht unbeträchtliche Anzahl von Zwerggestalten der wissenschaftlichen Untersuchung. Zweifellos existieren jederzeit und in jedem Lande bei weitem mehr Zwerge, als zur allgemeinen Kenntnis gelangen. Unter den von Dr. A. Schmidt der Vergessenheit entrissenen Fällen machen wir folgende namhaft:

Jakob Maier wuchs in den ersten sechs Lebensjahren anscheinend normal; dann trat fast völliger Stillstand ein. Seine geistigen Fähigkeiten blieben äußerst beschränkt; er mußte gefüttert werden und erkannte aus seiner Umgebung nur seine Mutter. Meist lag er ganz regungslos und horchte nur beim Rufen seines Namens auf. Als er im Alter

von 19 Jahren starb, maß er 930 mm, hatte also etwa die Größe eines vierjährigen Knaben. Maiers Schädel war ungewöhnlich klein, ohne den typischen Bau eines echten Mikrocephalenschädels zu zeigen. Durch Vergleich mit einem normalen Schädel (dem größeren auf den beigefügten Abbildungen) werden diese Verhältnisse ohne weiteres klar.

Beim Anblick dieses Zwergschädels wird der Laie an den Kopf des Gorilla oder Chimpanse denken. Und doch ist in Wirklichkeit ein derartiger Vergleich vollständig haltlos. Die starke Entwickelung der Zahnpartie und das Vortreten der Kiefer finden ihre einfache Erklärung in der Entwickelungshemmung der Schädelknochen und in der dadurch bedingten Verschiebung der Gesichtsknochen. Maiers Schädelinhalt beträgt nur 590 ccm, bleibt also weit hinter dem eines Knaben am Ende des ersten Lebensjahres zurück, dessen Schädel 700 ccm bis 1000 ccm umfaßt.

Theres Fend mißt bei einem Alter von 16 Jahren 1160 mm, hat also die Größe eines achtjährigen Mädchens. Sie wuchs bis zum achten Jahre in normaler Weise. Der Körperbau ist ein ebenmäßiger, die Größe des Kopfes der übrigen Körpergröße entsprechend. Die geistigen Gaben lassen nichts zu wünschen übrig: die Zwergin kann schreiben, fließend lesen, etwas rechnen und beantwortet Fragen in vernünftiger und freundlicher Weise.

Margareta Neisberger wuchs bis zum fünften Jahre; dann kam im Anschluß an eine mehrwöchentliche schwere Krankheit plötzlicher Stillstand im Längenwachstum, während die Entwickelung in die Breite fortschritt. Im Alter von 26 Jahren mißt sie 1083 cm, hat also etwa die Größe eines siebenjährigen Mädchens. Ihre geistigen Fähigkeiten blieben sehr gering; sie lernte weder Lesen noch Schreiben, doch kann sie stricken, nähen und andre leichte Handarbeit verrichten. Die Sprache ist schwerfällig und unverständlich.

Sophie Petersen zeigte im Alter von neun Monaten deutliche Spuren von englischer Krankheit; gleichzeitig wurde der Kopf ungewöhnlich groß. Im zwölften Lebensjahre maß sie 979 mm, hatte also die Größe eines fünfjährigen Mädchens. Sprechen lernte sie früh und leicht; ihre geistigen Fähigkeiten sind vorzüglich entwickelt; sie erhält in der Schule die besten Zeugnisse. Wie aus nebenstehender Abbildung ersichtlich, ist der Gesichtsausdruck ein intelligenter. Auffallend sind die kurzen Arme und Beine. In diesem Falle dürfte der Zwergwuchs auf Hemmungsbildung des Skelettes im Anschluß an die englische Krankheit zurückzuführen sein. Von einer ursprünglichen Hemmungsbildung des Großhirns ist wohl nicht die Rede.

Jakob Hoeppner, ein 63jähriger, geistig gesunder Mann, hat eine Größe von 1263 mm, also diejenige eines Knaben von neun bis zehn Jahren. Er wuchs bis zum Alter von zehn Jahren, um dann plötzlich nicht mehr größer zu werden. Er behauptet mit größter Überzeugung, daß dieser plötzliche Stillstand im Wachstum eine Folge von übergroßer, körperlicher Anstrengung in seinen Knabenjahren gewesen sei. Von seinem neunten Jahre an habe er in einer Sägemühle schwere Holzblöcke tragen müssen; aus kindlichem Ehrgeiz suchte er sich stets die größten Blöcke aus. Ob dieser Grund zutreffend ist, bleibt dahingestellt. Jedenfalls ist es Thatsache, daß z. B. Pferde, die man in früher Jugend überanstrengt, im Wachstum zurückbleiben. Mit 35 Jahren heirathete Hoeppner eine ebenfalls sehr kleine Frau, seine Kinder starben aber kurz nach der Geburt. Der Kopf des Zwerges erscheint ziemlich normal; der untere Abschnitt des Rumpfes und die Extremitäten sind gleichmäßig verkürzt.

Peter Rose, $19\frac{1}{4}$ Jahr alt, hat mit 1280 mm die Größe eines zehnjährigen Knaben. Der Gesichtsausdruck ist blödsinnig, die Sprechfähigkeit fast gleich Null, der Gang mühsam und schleppend, der Körperbau im Ganzen proportioniert.

Heinrich Nisse erreichte mit 17 Jahren die Größe eines siebenjährigen Kindes (1149 mm). Der Blödsinn ist bei ihm angeboren, der Gang unsicher. Abgesehen von einer geringen Kleinheit des Kopfes zeigt der Körperbau keine wesentliche Abweichung vom Ebenmaß.

Schädel des Zwergs Jakob Maier verglichen mit einem normalen Schädel.

Wilhelm Willkowsky mißt im Alter von 20 Jahren 1320 mm. Sein im übrigen proportioniert gebauter, ziemlich fetter Körper trägt einen Wasserkopf. Schon bei der Geburt fiel der Kopf durch ungewöhnliche Größe auf. Die früher ziemlich verständliche Sprache ging in letzter Zeit fast gänzlich verloren.

Die Geschwister Struß sind zwei ausgesprochene Mikrocephalen. Das Mädchen Minna hatte im elften Lebensjahre die Körperlänge eines fünfjährigen, der Knabe im dreizehnten Lebensjahre diejenige eines sechsjährigen Kindes erreicht.

Anna Oelrich mißt im Alter von 21 Jahren 1212 mm, entspricht also der Größe eines neunjährigen Mädchens. Sie leidet an Wasserkopf; ihre geistigen Fähigkeiten stehen auf sehr tiefer Stufe. Charakteristisch ist die vorhängende Unterlippe und die ungewöhnlich dicke, wulstige Zunge,

Kennzeichen, welche bei Kretins nicht selten sind. Zu körperlicher Arbeit konnte sie nie angehalten werden.

Welsing, 15½ Jahr alt, entspricht mit seiner Körperlänge (1199 mm) etwa der Größe eines siebenjährigen Knaben. Ein im dritten Jahre beginnender und dann zwölf Jahre anhaltender Darmkatarrh ließ das Kind zum Skelett abmagern. Die Körperproportionen sind gut, die geistigen Fähigkeiten normal. Der Kopf zeigt keine Mißbildung. Wahrscheinlich hängt die Hemmungsbildung mit einem mäßigen Grade von englischer Krankheit zusammen.

Sophie Petersen.

Blicken wir auf die soeben besprochenen Fälle noch einmal zurück, so muß vor allen Dingen die große Verschiedenheit in den geistigen Fähigkeiten der Zwerge und in den Proportionen ihres Körpers auffallen. Während einige nur das Miniaturformat des geistig und körperlich gesunden Menschen zu sein scheinen, springt bei andern die Mißbildung des Körpers, insbesondere des Kopfes, sofort in die Augen, und dementsprechend erheben sich die geistigen Fähigkeiten nicht über die Höhe derjenigen eines neugebornen Kindes. Niemandem aber wird es zweifelhaft sein, daß bei der letzteren Klasse von Atavismus keine Rede sein kann. Individuen wie Jakob Maier, Wilhelm Willkowsky, die Geschwister Struß u. A. konnten ebensowenig wie heute vor Millionen von Jahren ihren Unterhalt finden oder gar ihr Geschlecht fortpflanzen.

Anna Oelrich.

Über die Gründe derartiger Hemmungsbildung werden wir erst einigermaßen sichere Hypothesen aufstellen können, wenn bei weitem mehr Einzelfälle als bisher zu unsrer Kenntnis gelangen. Ein jeder Gebildete kann das Werk fördern, indem er auf Zwergbildungen ein aufmerksames Auge hat und Nachrichten hierüber an geeigneten Ort gelangen läßt.

Die Windhöhle von Zavala (Herzogland).

Von Friedr. S. Krauß.

Zu den Kennzeichen des Herzoglandes (Hercegovina) gehören die zahlreichen Höhlen in den Gebirgen. Die wenigsten darunter sind bisher wissenschaftlich durchforscht worden, aber soviel steht fest, daß viele von diesen Höhlen in grauester Vorzeit und manche sogar bis in unser Jahrhundert hinein Menschen als Wohnstätten dienten. Eine der seltsameren Höhlen dieser Art ist die Vjetrenica (Windhöhle) bei dem Dorfe Zavala im Popovo Polje gelegen, vier Stunden vom Orte Ejubinje und drei Stunden von Slani in Dalmatien entfernt. Die erste ausführlichere Beschreibung dieser Höhle liefert der Hegumenos Christopher Mihajlović im Glasnik zemalj muzeja u Bosni i Hercegovini, Bd. I, S. 18 bis 21 und Bd. II, S. 138 bis 143. Daraus entnehmen wir folgende Mitteilungen.

Der Eingang in die Vjetrenica liegt nördlich 40 m hoch über dem Niveau des Popovo Polje. Der untere Teil des Berges, durch welchen sich die Höhle hinzieht, heißt Gradac (die kleine Burg), der obere Teil aber Klisura (steiler Fels) oder Brekovac. Vor der Windhöhle sind noch die Ruinen einer Burg zu sehen. Aus der Höhle dringt ein schneidig kalter Wind heraus, der um so stärker ist, je höher die Temperatur der äußeren Luft steht. Im harten Felsen vor der Höhle sind mehrere Jagdbilder (Reiter und Fußgänger) ausgehauen. Mihajlović hält die Darstellungen für römisch, aber er meint, sie könnten auch christlichen Ursprunges sein, weil in einem Winkel auch ein kleines Kreuz eingekerbt ist. Dazu ist zu bemerken, daß die christlichen Jagddarstellungen aus der älteren slavischen Zeit eine ungleich geringere Kunst zeigen als die vorliegenden. Das Kreuz kann erst nachträglich angebracht worden sein.

Der Eingang ist kaum 1 m hoch und breit und 4 m lang. Durch einen schmalen und niedrigen Gang mit drei Thoren gelangt man in die geräumige Höhle, die Raskrsnica (Kreuzweg). Vor dem Eingang ist ein Steinwall erbaut, der zur Verteidigung des Inneren diente. Hier giebt es genug sichtbare Spuren, daß die Höhle Menschen als Aufenthaltsort gedient. Geschirrscherben und Tierknochen liegen umher, auch sieht man die Spuren von Feuerstellen. Südwestlich erstreckt sich von hier in der Länge von 50 m ein Gang, in welchem verschiedene Stellen die „Handmühle" (žrvanj), die „Trommel" (bubanj) und die „Mühle" (mlin) benannt sind. Durch eine Ritze im Felsen dringt ein Geräusch hervor, das jenem einer mahlenden Handmühle ganz ähnlich ist, aus einem Winkel tönt deutliches Getrommel. Das Volk sagt, zu diesem Trommelspiel tanzen die Vilen, welche im Berge hausen, ihren Reigen. Auch erzählt man, es gebe Krieg, wenn einmal im Sommer das Getrommel aufhöre. Im rechten Ausläufer dieses Ganges stößt man auf das Mühlgeräusch, jenem der Handmühle ähnlich, doch viel kräftiger.

Der Hauptteil der Höhle, der noch nicht ganz erforscht ist, führt tief in die Erde hinab. 100 m vom ersten Eingange kommt man über Sandboden zu einem kleinen See, der im Juni auszutrocknen pflegt. Hinter dem See beginnen die wunderbarsten Tropfsteingebilde. 40 m weiter gelangt man durch eine niedere Pforte zu einem hochgewölbten Raum, genannt Čejreci (Lammschinken), weil von der Decke Stalaktiten herabhängen, die Schinken im Rauchfange ähneln. Durch einen Schlund dringt man ferner in einen mit Tellern (pijali) bedeckten Raum. Die Teller sind vom Wasser ausgehöhlte Gebilde. Mihajlović beschreibt noch den Arm bis 600 m Länge. Weiter war er nicht vorgedrungen.

Zur Geschichte der Ehe.

Von Dr. M. Winternitz. Oxford.

II.

Um die Hypothese der Kommunalehe zu stützen, hat man sich gern auf die Nachrichten von Reisenden berufen, welche von einigen Naturvölkern berichten, daß sie in einem Zustande vollständiger Promiscuität leben. Es ist aber ganz unglaublich, mit welcher Kritiklosigkeit einige der bedeutendsten Forscher derlei Nachrichten als unumstößliche Thatsachen hingenommen haben. Ganz vage Nachrichten von Herodot und Strabo über Weibergemeinschaft bei gewissen Völkern der Alten Welt hat man ohne Bedenken als ethnographische Thatsachen hingenommen. Von modernen Naturvölkern sind es besonders die Buschmänner und Andamanesen, von denen behauptet wird, daß sie mit der Ehe unbekannt seien.

Wood sagt von den Buschmännern, daß das Eheband bei denselben ein sehr lockeres sei. Der Mann habe das Recht, die Frau nach Belieben fortzuschicken, während die Frau kein Recht auf Scheidung habe. Es komme auch nicht selten vor, berichtet er, daß, wenn ein Stärkerer an dem Weibe eines andern Gefallen findet, er ihm dasselbe mit Gewalt wegnimmt. Die Frau selbst wird in keinem Falle gefragt, sie wird aufgegeben oder behalten, ohne Rücksicht auf ihre Gefühle. Als eine merkwürdige Thatsache fügt Wood hinzu, daß es in den verschiedenen Dialekten der Buschmänner kein Wort gebe, um ein unverheiratetes Mädchen von einem Weibe zu unterscheiden [11].

Der unbefangene Leser wird in dieser Schilderung, welche, wie uns neuere Berichte lehren [12], etwas übertrieben ist, keine Spur von Promiscuität sehen können. Die Buschmänner sind ein Jägervolk. „Das erste und durchgreifende Gesetz", wie Ratzel bemerkt, „ist auf dieser Kulturstufe das Recht des Stärkeren, und die Folge dieses Gesetzes ist die Herabdrückung des Weibes . . . . auf die Stufe der Dienerin und sogar des Lasttieres." Die Folge dieses Gesetzes ist es auch, daß die Festigkeit des Ehebandes von der Willkür des Mannes abhängt, und daß die Rechte des Eheherrn nur so lange anerkannt sind, als er dieselben gegen Eingriffe Stärkerer verteidigen kann. So erklären sich die von Wood angeführten Thatsachen. Und doch haben sich sowohl Post wie Lubbock auf die Buschmänner, und insbesondere auf Woods Schilderung berufen, um ihre Hypothese zu begründen. So sagt Post [13]: „Die Buschmänner in Südafrika leben fast gänzlich ohne Ehe." Und während Post noch das Wörtchen „fast" einfügt, lesen wir bei Lubbock [14]) ganz einfach: „The Bushmen of Southafrica are stated to be entirely without marriage." Hierzu bemerkt Westermarck: „Was die Buschmänner anbelangt, so weiß ich nicht, wo Sir John Lubbock seine Angabe gefunden hat, daß sie „gänzlich ohne Ehe" sind, aber alle Autoritäten, die ich zu Rate gezogen, behaupten einstimmig das Gegenteil." Er führt Burchell und Barrow an, nach deren Angaben die Buschmänner selten eine zweite Frau nehmen, bevor die erste alt geworden, in welchem Falle aber auch die alte Frau bei dem Manne bleibt, und Dr. Fritsch, nach welchem die Familie die Hauptinstitution ist, welche die Buschmänner kennen.

Westermarck hätte aber noch viel stärkere Zeugen anrufen können. Wir sind ja, was die Buschmänner anbelangt, nicht mehr auf bloße Reiseberichte angewiesen. Den Sammlungen Bleeks [15]) verdanken wir einen Einblick in die Ideenwelt der Buschmänner, in ihre Sagen, Märchen und Fabeln, in ihre Mythologie, sowie in ihr Gefühlsleben, und indirekt auch in ihre sozialen Institutionen. So finden wir z. B. in den von Bleek veranstalteten Auszügen aus den von ihm gesammelten Texten Auszüge wie die folgenden: „Die letzten Worte eines Sterbenden zu seiner Gattin, in welchen er ihr Ratschläge giebt &c. — Die Klage einer Witwe, in welcher sie sagt, daß sie sich zu Tode weinen möchte, und daß sie keine Nahrung zu sich nehmen wolle. Ihre Schwiegermutter tröstet sie. — Nach dem Begräbnis des Verstorbenen kehrt die Witwe zu ihrem Vater zurück, wo ihre Brüder sie freundlich aufnehmen. Sie teilt ihren Kummer ihrer Familie mit und drückt ihre Absicht aus, nicht wieder zu heiraten, aus Furcht, daß sie keinen Gatten finden würde, der dieselben guten Eigenschaften hätte wie der Verstorbene" u. s. w. [16]). Und sollen wir von einem Volke sagen, daß es ohne Ehe lebe, welches solche Geschichten erzählt, wie die folgende: „Buschmann-Frauen senden Krähen aus, um zu erfahren, was aus ihren Männern geworden sei, die nicht von der Jagd zurückgekehrt sind. Sie hängen Fett um den Hals der Krähen, damit sie Futter für die Reise haben. Daher kommt es, daß die Krähen weiße Flecke auf Hals oder Brust haben" [17]).

Sowohl Post als Lubbock weisen auf die von Wood hervorgehobene Thatsache hin, daß die Buschmänner in ihrer Sprache ein unverheiratetes Mädchen nicht von einer verheirateten Frau unterscheiden können. Ratzel zieht die Thatsache selbst sehr stark in Zweifel, indem er sagt [18]): „Es scheint vor allem übertrieben zu sein, daß sie selbst in der Sprache keinen Unterschied zwischen Jungfrau und Frau machen sollten." Aber selbst, wenn es gar nicht übertrieben wäre, würde das Fehlen eines Wortes auf keinen Fall beweisen, daß den Buschmännern der Unterschied zwischen Verheirateten und Unverheirateten nicht zum Bewußtsein gekommen ist. Post [19]) führt ja auch an, daß die spanischen Missionare bei den Indianern in Altkalifornien kein Wort für Ehe fanden, und daß die Keriahs in Zentralindien in ihrer Sprache kein Wort für Ehe haben. Gewiß hat Westermarck Recht, wenn er sagt, daß das Fehlen eines Wortes nicht das Fehlen der Thatsache selbst beweist. Denn wenn das der Fall wäre, so müßten wir den alten Griechen nicht minder als den Altkaliforniern die Ehe absprechen. Kein geringerer als Aristoteles sagt uns selbst, daß der griechischen Sprache ein Wort für Ehe fehle (*ἀνώνυμον γ̀ρ ἡ γυναικὸς καὶ ἀνδρὸς συζευξις* [20]), und Delbrück hat gezeigt, daß es in der indogermanischen Ursprache wahrscheinlich kein Wort für Ehe gegeben hat. [21]). Und doch ist nichts sicherer, als daß das indogermanische Urvolk mit der Institution der Ehe bekannt war.

Von den Andamanesen ist behauptet worden, daß Mann und Weib nur so lange beisammen bleiben, bis das Kind entwöhnt ist. Dem gegenüber weist Westermarck auf das Zeugnis von Man hin, der bei den Bewohnern der Andamanen nicht nur Monogamie gefunden hat, sondern auch hervorhebt, daß Ehescheidungen sehr selten und eheliche Treue bis zum Tode die Regel bei ihnen sei.

Ähnlich steht es mit andern Völkern, welche angeblich die Ehe nicht kennen. Es ist aber nicht zu verhehlen, daß hier ein wunder Punkt in unsrer Wissenschaft zu Tage tritt. So lange ein Forscher sich auf diesen, ein andrer auf jenen Reisebericht beruft, um eine Theorie zu erweisen, und so

lange wir nur zwei oder mehrere sich widersprechende Zeugen vor uns haben, werden wir zu keinen befriedigenden Resultaten über die Urgeschichte der Menschheit kommen. Man wird gewiß Westermarck Recht geben, wenn er sagt, niemand sollte sich in Spekulationen über Ursprung und Entwickelung menschlicher Zivilisation einlassen, der die Mühe scheut, sich durch eine ungeheure Masse ethnographischer Litteratur hindurchzuwinden. Aber die Quantität allein kann die Qualität nicht ersetzen. Was dringend not thut, ist kritische Sichtung des Materials [22]), um zu sicheren Resultaten für jedes einzelne Volk zu kommen, bevor wir Schlüsse auf primitive Zustände der Menschheit ziehen können. Delbrück, der es unternommen hat, das Material für eine, die indogermanische, Völkergruppe kritisch zu untersuchen, schließt seine Abhandlung [23]) mit den beherzigenswerten Worten: „Nach meiner Ansicht kann es sich bei der jetzigen wissenschaftlichen Lage nur darum handeln, bei einem Volke oder einer durch gemeinsame Abstammung verwandten Völkergruppe den Stoff, der sich auf die Gestaltung der Familie bezieht, zu sammeln und mit kritischer Vorsicht Schlüsse aus demselben zu ziehen.“

Man hat sich aber nicht damit begnügt, auf angebliche thatsächliche Überreste von Promiscuität hinzuweisen, sondern hat namentlich in einer Anzahl von Bräuchen, die sich auf einer vorgeschritteneren Stufe der Entwickelung erhalten haben, Überlebsel von Promiscuität oder Kommunalehe der Urzeit sehen wollen.

So sieht Post [24]) ein Überlebsel ursprünglicher Weibergemeinschaft darin, daß manche Völker zügellosen Verkehr zwischen den Geschlechtern vor der Heirat gestatten, und daß sie auf Jungfräulichkeit gar keinen Wert legen.

Westermarck weist nun zunächst darauf hin, daß Keuschheit bei Naturvölkern keineswegs eine seltene Tugend ist, daß wir bei vielen rohen Völkern strenge Gesetze gegen Unkeuschheit finden, und daß bei vielen Völkern die Forderung der Virginität bei der Heirat eine große Rolle spielt. Er führt schlagende Beispiele an, welche beweisen, daß in zahlreichen Fällen geschlechtliche Zügellosigkeit bei Wilden die Folge von Bekanntschaft mit civilisierten Völkern ist. Das würde nun freilich an sich nicht viel beweisen. Es könnten die von Post angeführten Thatsachen noch immer Überlebsel sein, wenn auch in den von Westermarck angeführten Fällen diese angeblichen Überlebsel geschwunden wären. Viel stärker scheint mir ein andres von Westermarck vorgebrachtes Argument zu sein. Er macht darauf aufmerksam, daß irreguläre Verbindungen zwischen den Geschlechtern im allgemeinen die Tendenz zeigen, mit dem Fortschritt der Civilisation zuzunehmen. So sind nach Fritsch die Buschmänner strikter in geschlechtlichen Dingen als ihre höher civilisierten Nachbarn. Und die erschreckenden Ziffern der Moralstatistik betreffend die Prostitution in den Städten der civilisierten Welt weisen darauf hin, daß in unsrer Civilisation die Wurzeln zu geschlechtlicher Zügellosigkeit gelegen sind, insofern Prostitution und illegitime Geburten in demselben Maße zunehmen, als die Zahl der Heiraten abnimmt. Ich stimme daher mit Westermarck [25]) vollkommen überein, wenn er bemerkt: „Marriage is, it seems to me, the natural form of the sexual relations of man, as of his nearest allies among the lower animals. Far from being a relic from the primitive life of man, copulation without cohabitation is, then, an anomaly, chiefly owing to certain circumstances coherent with human development.“

Diese Ausführungen über das Verhältnis von Civilisation und geschlechtlicher Moral mögen parador und der Evolutionstheorie zuwiderlaufend erscheinen. Ich erinnere aber daran, daß die Civilisation, deren wir uns berühmen, eine in vieler Beziehung einseitige ist, und daß bis vor kurzem fast ausschließlich nur eine — die männliche — Hälfte der Menschheit an dieser Civilisation Teil genommen hat.

Wie immer es sich damit verhalten mag, auf keinen Fall können wir mit Post und Lubbock aus einem laxen Verkehr zwischen Unverheirateten auf ehemalige Kommunalehe zurückschließen. Dieser freie Verkehr ist bei den Völkern, wo er nachweisbar ist, in der Regel auf Liebespaare beschränkt und führt häufig zu Heirat. Und selbst wo das nicht der Fall ist, läßt sich diese Freiheit viel einfacher aus dem Wechsel der Anschauungen über sexuelle Moral erklären; finden wir ja doch bei civilisierten Völkern Beispiele genug, welche zeigen, wie sich in historischen Zeiten die Anschauungen in dieser Beziehung ändern. Man bedenke auch, daß im civilisierten Europa eigentlich nur die Frau nach einem strengen Moral-Kodex be- und verurteilt wird, während dem Manne eine Laxheit zugestanden wird, wie sie sich kaum bei den rohesten Naturvölkern findet. Gewiß handelt es sich hier nicht um Überlebsel von primitiver Kommunalehe.

Und wenn von einigen Völkern, z. B. den Aboriginern Brasiliens, berichtet wird, daß Mädchen, welche viele Liebhaber gehabt haben, für die Ehe vorgezogen werden, so wird man wohl keinen Anstand nehmen, dies dem Wunsche zuzuschreiben, in Liebeskünsten bewanderte Frauen zu haben. Wir wissen, daß die ars amatoria bei einigen der rohesten Naturvölker nicht minder ausgebildet ist, als in der römischen Kaiserzeit oder in Indien zur Zeit Vatsyayanas [26]).

Lubbock hat auch in der Hochschätzung der Hetären bei Griechen und Indern Nachklänge einer ehemaligen Kommunalehe entdecken wollen [27]). Dagegen hat schon McLennan bemerkt, daß man mit demselben Rechte in London oder Paris Überlebsel von Kommunalehe suchen könnte. In der That, es giebt Gründe genug, diese Hochschätzung zu erklären. Sowohl in Griechenland wie in Indien [28]) waren die Hetären die einzigen Frauen, welche eine höhere Bildung besaßen und deshalb eine besondere Anziehungskraft auf die Männer ausübten. Man bedenke auch, daß bei der niedrigen Stellung der Ehefrau der „freien“ Frau eine höhere Achtung zukommen mußte. Während die Frau Sklavin war, war die Hetäre „frei“, sie konnte verweigern, was die Gattin gewähren mußte. Gänzlich ungerechtfertigt ist es aber, von einer „Verehrung“ der Hetären in Indien zu sprechen, und rein willkürlich ist die Behauptung, daß die Hetären „ursprünglich die freien Töchter des Stammes“ sind [29]).

Die mit dem Namen der „gastlichen Prostitution“ bezeichnete Sitte, welche fast über den ganzen Erdkreis verbreitet ist und darin besteht, daß die Frau dem einkehrenden Gaste angeboten wird, ist ebenfalls zu den Überlebseln der Kommunalehe gerechnet worden [30]). Gewiß ist es einfacher, diese Sitte als einen Akt roher Gastfreundschaft zu erklären. Man könnte sonst, wie Westermarck treffend bemerkt, mit demselben Rechte in der Sitte, Geschenke auszutauschen oder überhaupt Gastfreundschaft zu üben, Reste von Kommunismus in Eigentum erblicken. Man wird deshalb doch keineswegs mit Ploß-Bartels [31]) dem beipflichten, was Adalbert von Chamisso über diese Art von Gastfreundschaft sagt: — „Der Hausvater erwartet am Wege den Fremdling und zieht ihn unter sein Zelt oder sein Dach, daß er in seine Wohnung den Segen des Höchsten bringe. Da macht es sich leicht zur Pflicht, ihm sein Weib anzubieten, welches dann zu verschmähen eine Beleidigung sein würde. Das sind reine unverderbte Sitten.“ Wir werden vielmehr in dieser Sitte einen Ausfluß der Anschauung zu sehen haben, wonach die durch Raub oder Kauf erworbene

Frau Eigentum des Mannes ist und daher verliehen werden kann, wie sie ja auch verschenkt und verkauft wird.

Auch in gewissen phallischen Kulten, die sich jedoch nicht bei Naturvölkern, sondern auf höheren Kulturstufen finden, hat Lubbock Reste der Kommunalehe sehen wollen, indem er sie als Sühnakte für die individuelle Ehe auffaßt. Ich glaube aber, daß eine eingehendere Untersuchung dieser Kulte den rein religiösen Charakter derselben zeigen würde. So kann es keinem Zweifel unterliegen, daß es sich bei dem indischen Feste der Sakti um religiösen Mysticismus handelt. Die Göttin Sakti ist die zeugende Naturkraft, und es ist begreiflich, daß ihre Feste mit obscönen Kulten verbunden sind [32]). Auch sind diese Kulte auf gewisse Sekten beschränkt, und wir werden ihnen kaum mehr Bedeutung zuschreiben dürfen als den heiligen Orgien, die selbst bei gewissen christlichen Sekten gelegentlich vorgekommen sind [33]).

Auch bei dem sehr mit Unrecht sogenannten „Jus primae noctis" der Priester wird man mit der religiösen Erklärung auskommen, soweit es sich nicht um priesterliche Anmaßungen handelt; während es sich bei dem ebenfalls mit Unrecht als „jus" bezeichneten „jus primae noctis" von Häuptlingen gewiß nur um Folgen von Despotismus und nicht um Überlebsel handelt. Es ist bekanntlich sehr viel Unfug mit dem „jus primae noctis" getrieben worden, trotzdem Karl Schmidt in seiner Schrift „jus primae noctis" (Freiburg 1881) viel zur Klärung der Thatsachen und zur Beseitigung von Mißdeutungen beigetragen hat. Auch das Privilegium der Hochzeitsgäste in der Brautnacht, das sich bei einigen Völkern nachweisen läßt, ist mit diesem Namen bezeichnet worden, und auch „jus primae noctis" wird von Lubbock als „Sühnakt" für die individuelle Ehe aufgefaßt. Sehr ansprechend ist hingegen Westermarcks Auffassung, wonach dieses Recht eine Art Entschädigung für die beim Raube der Braut geleistete Hilfe wäre. Zu Gunsten dieser Annahme spricht zum mindesten, was Mr. Brough Smyth von gewissen Australiern berichtet, daß „in any case where the abduction has taken place for the benefit of some one individual, each of the members of the party claims as a right a privilege which the intended husband has no power to refuse [34])".

Es handelt sich bei allen diesen Argumenten um eine wichtige methodische Frage, nämlich inwieweit wir berechtigt sind, Überlebsel anzunehmen. Es ist unstreitig eines der größten Verdienste E. B. Tylors, zuerst hervorgehoben zu haben, daß Survivals oder Überlebsel für die Geschichte der Civilisation dieselbe Bedeutung haben, wie Rudimente für die Naturwissenschaft. Und es ist nicht Tylors Schuld, wenn manche Gelehrte übers Ziel geschossen haben und in der Annahme von Überlebseln zu weit gegangen sind. Westermarcks Warnung ist daher keineswegs überflüssig, daß man sich hüten solle, Gebräuche, die sich auf andre Weise befriedigend erklären lassen, für Rudimente zu erklären; obwohl es selbstverständlich scheint, daß ein Brauch nur dann als Rudiment aufgefaßt werden kann, wenn er aus den gegebenen Verhältnissen sich auf keine Weise erklären läßt.

Zu welchen Mißbräuchen die Nichtbeachtung dieses Grundsatzes führen kann, zeigt sich recht deutlich in den Versuchen, welche gemacht worden sind, Überlebsel von Kommunalehe im indischen Rechte nachzuweisen. Aurel Mayr hat in seinem verdienstlichen Werke über „das indische Erbrecht" (Wien 1873) versucht, aus indischen Rechtsinstitutionen Beweise für Lubbocks Theorien beizubringen. Wie er dabei zu Werke gegangen ist, mögen die folgenden Beispiele zeigen.

Im Kâthaka, einem zum Yajur-veda gehörigen sehr alten Werke, begegnet uns folgende Stelle: „Unrecht thut diejenige, welche, obwohl sie von ihrem Gatten gekauft ist, sich mit andern abgiebt." Diese Stelle bezieht sich natürlich auf Kaufehe und will nichts andres besagen, als daß eine rechtmäßig erworbene Frau Unrecht thut, wenn sie ihrem Gatten untreu ist. Aurel Mayr behauptet jedoch, daß diese Stelle aus dem Kâthaka, „wonach eine gekaufte (also nur die) unrecht thut, wenn sie mit andern als dem Käufer umgeht", auf „einstige Gemeinschaft der Weiber" hinweist [35])!!

Einen ferneren Beweis für ehemalige Weibergemeinschaft bei den Indern erblickt Mayr in der Erbfähigkeit eines unehelichen Sohnes. Die indischen Gesetzbücher konstatieren nämlich, daß in Ermangelung eines leiblichen Sohnes oder eines geeigneten Stellvertreters (z. B. eines Adoptivsohnes) im Notfalle auch der gûdhaja, d. i. „der heimlich geborne" erben kann. Dieser gûdhaja wird erklärt als ein Sohn, der heimlich im Hause geboren, oder doch der Sohn einer mit ihrem Gatten lebenden Ehefrau ist. Ein solcher ist nach Manu als der Sohn des Ehemannes anzusehen, von dessen Weibe er geboren wurde. Gewisse Kommentatoren (nicht die Autoren der Rechtsbücher selbst) fügen die Klausel hinzu, daß ein solcher gûdhaja, um erbberechtigt zu sein, doch wenigstens sajâtîya oder savarnaja sein müsse, d. h. wenn man auch nicht wisse, wer der Vater sei, so müsse es doch außer Zweifel sein, daß es ein Mann von derselben Kaste (varna jâti) sei [36]). Kein Sanskritist wird die Ausdrücke varna und jâti hier anders als durch „Kaste" erklären. Nicht so Aurel Mayr. „Unstreitig", behauptet er [37]), „bedeutet hier jâti und varna eben nicht Kaste, sondern Stamm. Wir erkennen demnach im gûdhaja den Sohn des Stammes, der, seitdem die Weiber in Besitz eines einzelnen übergingen, demjenigen zugewiesen wird, dessen Gattin ihn gebar." Und darin, daß die gûdhajas bei allen Autoren zu den Erbberechtigten gezählt werden, liegt nach Mayr „eine Anerkennung der Rechte der übrigen Stammesgenossen auf die Ehegattin, und ist die Stellung derselben in der Familie und der Successionsordnung einer der schlagendsten Beweise für die einstige Gemeinschaft der Weiber bei den arischen Indern".

Welch ein Wust von unwissenschaftlichen Behauptungen! Die späteren indischen Kommentatoren, welche immer mit Vorliebe auf die strenge Wahrung der Kasteneinteilung bestehen, finden es nötig, die Rechte des gûdhaja zu beschränken, indem sie erklären, er müsse auf jeden Fall von derselben Kaste sein. Mayr behauptet ohne jeden Versuch eines Beweises, daß es nicht „Kaste", sondern „unstreitig" „Stamm" heißen müsse. Und daraus leitet er „einen der schlagendsten Beweise" für die ehemalige Weibergemeinschaft ab!

Daß der gûdhaja, der uneheliche Sohn, nach den indischen Rechtsbüchern unter Umständen erbberechtigt ist, erklärt sich vollkommen aus bestehenden indischen Rechtsideen, aus denselben Ideen, welche auch zu einer Reihe andrer Gebräuche — Niyoga, Leviratsehe, Adoption — geführt haben.

Seit den ältesten Zeiten galt es in Indien für die erste Pflicht eines Hausvaters, einen Sohn zu erzeugen; und kein größeres Unglück konnte einem Manne zustoßen, als zu sterben, ohne einen Sohn zu hinterlassen, der die Todtenopfer für ihn darbringen würde. „Durch einen Sohn," heißt es bei Manu (IX, 137), „besiegt man die Welten, durch einen Enkel erlangt man Unsterblichkeit, aber durch eines Sohnes Enkel gelangt man zum höchsten Gipfel der Sonnenwelt." Wer keinen Sohn besitzt, fährt zur Hölle. (Manu IX, 138.) Nach einer alten schon im Yajur-veda erwähnten Lehre kommt jeder Brahmane mit drei Schulden

beladen auf die Welt. Er schuldet den Rischis, den Sehern, ein frommes Leben im geistlichen Stande, das dem Studium des Veda gewidmet ist; den Göttern schuldet er Opfer; und den Manen ist er einen Sohn schuldig. Darum ist derjenige schuldlos, der einen Sohn besitzt, der Opfer darbringt und sich dem Studium des Veda hingiebt[38]). So heißt es auch im Gesetzbuch des Vishnu (XV, 45): „Der Vater überträgt seine Schuld auf seinen Sohn und geht zur Unsterblichkeit ein, wenn er das Antlitz eines lebenden Sohnes erschaut."

Da es nun aber doch nicht jedem Vater gegönnt ist, das Antlitz eines leiblichen Sohnes zu schauen, so haben die indischen Gesetzgeber Vorsorge getroffen, daß ein solcher Vater sich durch verschiedene legale Mittel einen Quasi-Sohn anschaffen könne. Eines dieser legalen Mittel ist die Adoption. Und es ist ganz unerfindlich, wie man selbst in diesem Brauche einen Überrest der Kommunalehe erblicken konnte[39]). Ein andres Mittel, sich einen Sohn zu verschaffen, ist der Niyoga, welcher darin besteht, daß die Gattin von ihrem Manne, der außer Stande ist, einen Sohn zu erzeugen, autorisiert wird, zum Zwecke der Sohneserzeugung mit ihrem Schwager oder einem andern Verwandten des Gatten zu kohabitieren. Wenn der Gatte ohne männliche Nachkommenschaft stirbt, kann der Niyoga auch von den Verwandten des Mannes ausgehen. Mit großem Nachdruck wird in den Gesetzbüchern, welche Vorschriften über den Niyoga enthalten, hervorgehoben, daß es sich hierbei nur um die Erzeugung eines Sohnes handeln dürfe; sinnliche Lust müsse ausgeschlossen sein, und das Verhältnis müsse sofort gelöst werden, sobald der gewünschte Erfolg erzielt sei. In diesem Zusammenhange erklärt es sich, wenn Manu (IX, 143) sagt, daß der Sohn einer aniyuktâ (d. h. einer Frau, die nicht feierlich autorisiert ist, mit dem Schwager zu kohabitieren) und der Sohn einer Frau, die allerdings autorisiert (niyuktâ) war, aber schon einen Sohn geboren hat, nicht erben sollen; denn der erstere ist als im Ehebruche, der zweite als durch bloße sinnliche Lust erzeugt anzusehen. Frühzeitig hat man schon an dem Niyoga Anstoß genommen, und die Gesetzbücher, wenn sie ihn nicht ganz verdammen, sind stets darauf bedacht, denselben möglichst einzuschränken. Nur in der äußersten Not soll zum Niyoga gegriffen werden. Wenn daher von mehreren Brüdern einer einen Sohn hat, so sind alle Brüder als putrinas, d. h. als „sohnbegabt" anzusehen; in dem Falle ist demnach Niyoga ausgeschlossen. (Manu IX, 182.) Nichts andres als Vorsichtsmaßregeln gegen Mißbrauch des Niyoga sind in diesen Regeln enthalten. Es ist daher gänzlich ungerechtfertigt, wenn Mayr mit Berufung auf diese Stellen (Manu IX, 143 und 182) behauptet: „Auch die Verbote des Verkehrs der Frauen mit den Verwandten ihres Gatten scheinen auf den Zustand des communal marriage noch hin zu deuten, wie auch Stellen, nach welchen der Sohn eines Bruders für den Sohn aller gelten soll[40])." Nur wenn man die betreffenden Stellen aus ihrem Zusammenhange herausreißt, kann man Spuren von Kommunalehe in ihnen entdecken.

Soviel dürfte genügen, um zu zeigen, daß die Hypothese der Promiscuität von indischen Rechtsinstitutionen keine Stütze erhält, sondern daß vielmehr Westermarcks Argumentation gegen die Hypothese nur noch mehr gerechtfertigt erscheint. (Schluß folgt.)

---

11) J. G. Wood, Natural History of Man I, (London 1868) 268 ff.

12) Siehe z. B. Ratzels Völkerkunde, S. 71 ff.

13) A. a. O., S. 19.

14) A. a. O., S. 86.

15) W. H. J. Bleek, A Brief Account of Bushman Folk Lore and other Texts. London 1875.

16) Bleek, S. 19.

17) A. a. O., S. 15.

18) Völkerkunde, S. 71. Vgl. Ploß-Bartels I, 293.

19) A. a. O., S. 19.

20) Politik I (Bekker 2, 1253 b.), citiert von B. Delbrück, Die indogermanischen Verwandtschaftsnamen (Abhandlungen der phil.-hist. Klasse der Kgl. Sächsischen Ges. der Wiss. Bd XI) Leipzig 1889, S. 441.

21) Delbrück, a. a. O., S. 440 ff.

22) „It must be taken for granted", sagt Starcke in der Einleitung zu seinem Werke The Primitive Family, p. 4, „that we are not, in this case, bound to prove the trustworthiness of our material. Such proof, which is very difficult, must be assumed to have been given elsewhere." Das wäre gewiß ganz in der Ordnung, wenn der Beweis wirklich anderswo gegeben wäre.

23) Die indogermanischen Verwandtschaftsnamen, S. 593.

24) A. a. O. S. 29 ff.

25) Ebend. S. 85.

26) Vergl. Ploß-Bartels I, 310 fg.

27) Origin of Civilisation, pp. 133, 537 ff.

28) Lubbock selbst bemerkt a. a. O. S. 539: „Until recently the courtezans were the only educated women in India."

29) Aurel Mayr, Das Indische Erbrecht (Wien 1873), S. 73, folgt blindlings den Ausführungen Lubbocks, wenn er sagt, daß die „Verehrung" der Hetären in Indien dafür spricht, „daß wir in denselben die freien Töchter des Stammes zu erblicken haben". Mit grenzenloser Zuversicht, obwohl ohne jede andre Autorität als die von Lubbock und Aurel Mayr, behauptet Post a. a. O. S. 31: „Die indischen Huren werden deswegen verehrt, weil sie ursprünglich die freien Töchter des Stammes sind, welche mit jedem frei verkehren können."

30) Post, a. a. O. 34 ff. Vergl. Ploß-Bartels I, 329, 292 fg. Westermarck, S. 89.

31) I, 292.

32) Vergl. A. Barth, The Religions of India (Translation) 2nd Ed. London 1889, p. 204 seq.

33) Vergl. Ploß-Bartels I, 337.

34) Westermarck, S. 92.

35) Mayr, a. a. O. S. 162.

36) Der Kommentator zu Manu IX, 170 gebraucht den Ausdruck sâjatîya, während es im Kommentar zu Yâjnavalkya II, 129 savarnaja heißt.

37) A. a. O. S. 113.

38) Taittiriya-Samhitâ, VI, 3, 10, 5.

39) Z. B. Lubbock, a. a. O. S. 95 ff.

40) Mayr, a. a. O. S. 163.

Der Ruapehu auf Neuseeland.

Von R. v. Lendenfeld.

In der Mitte der Nordinsel von Neuseeland liegt ein See von beträchtlicher Größe, der Lake Taupo, 381 m über dem Meere. Der südöstlich von diesem See gelegene Teil der Insel besteht aus gefalteten Sedimentgesteinen paläozoischen und mesozoischen Alters, welchen ziemlich ausgedehnte tertiäre Schichten in größtenteils ungestörter Lage an mehreren Stellen discordant aufliegen. Die paläo- und mesozoischen Gesteinsschichten streichen völlig geradlinig von SW nach NO. Im Nordosten taucht dieses ziemlich niedrige Kettengebirge, eine Riasküste bildend, unter das Meer und bildet ein ziemlich weit hervorragendes Kap.

Viel unregelmäßiger als dieses südöstliche Gebiet ist der übrige Teil der Insel gebaut. Längere, gerade Faltenzüge werden im mittleren und nordwestlichen Teile nicht ange-

Der Vulkan Ruapehu (Neuseeland). 3077 m hoch. Nach einer Photographie.

troffen, und auf weite Strecken hin bildet vulkanisches Gestein die Oberfläche des Landes. Hier stehen, besonders in der Umgebung des Tauposees, zahlreiche, teils erst vor kurzem erloschene, teils noch thätige Vulkane, und es fand in dieser Gegend noch vor einigen Jahren eine große Eruption statt.

In Neuseeland, besonders in der Nordinsel, werden sehr zahlreiche Erdbeben beobachtet. Für einige von diesen ist die Gegend des Tauposees der Mittelpunkt, andre, und vielleicht die meisten, gehen von einem submarinen vulkanischen Zentrum in der Cook-Straße (zwischen Nord- und Südinsel) aus.

Der höchste Berg der Nordinsel, welcher etwas südöstlich des Tauposees liegt, ist der aus basischem, vulkanischem Gestein bestehende Ruapehu, welcher eine Höhe von 3077 m erreicht. Außer im Ruapehu-Massiv selbst finden sich noch am Ufer des Tauposees einige Stellen, wo basisches vulkanisches Gestein vorkommt. Der weitaus überwiegende Teil des vulkanischen Gesteins und besonders die große Fläche nordwestlich vom Tauposee und das breite Massiv des 2499 m hohen Mount Egmont, welches in Form eines Kaps über die Westküste vorragt, bestehen aus sauren vulkanischen Gesteinen.

In dem langen Landzipfel, welcher von der Insel in nordwestlicher Richtung abgeht, finden sich Granit und kristallinische Schiefer. Diese Gesteine fehlen im mittleren und südwestlichen Teile der Insel. Außerdem werden hier auch paläozoische und tertiäre Gesteine angetroffen. Mesozoische Bildungen fehlen fast ganz.

Der Bau der ganzen Nordinsel erinnert etwas an Süditalien.

Das vulkanische Massiv des Ruapehu selbst ist von SWS nach NON langgestreckt und trägt drei hervorstechende Zipfel, von denen der südlichste der höchste ist. Das Massiv ist etwa 40 km lang, 10 km breit und überragt das umgebende, aus pliocänen und recenten Bildungen zusammengesetzte Tiefland, welches einen vollkommen geschlossenen Ring in der Umgebung des Ruapehu bildet, um ungefähr 2 km, so daß dieser schneebedeckte Berg ein sehr stattliches Aussehen gewinnt.

Die Ursachen der Unruhen in China.

Von Dr. Joseph Grunzel.

Das Yangtsethal, das bisher allein der abendländischen Kultur einen Weg in das Innere des Landes bahnte und gegenwärtig, wenn man den eben neu eröffneten Hafen Tschungking mit in Betracht zieht, in einer Länge von 1250 Meilen von der Mündung des Yangtse-kiang dem fremden Handel und Verkehr offen steht, war in jüngster Zeit der Schauplatz von Unruhen, welche ein bezeichnendes Streiflicht auf die derzeitigen Verhältnisse und Strömungen in China werfen. Das Zeichen zu denselben gab am Abend des 12. Mai ein Überfall auf die Gebäude der französischen Jesuitenmission in Wuhu, einem kleineren Vertragshafen. Mit überraschender Schnelligkeit griff der Aufruhr, der sich gegen die Niederlassungen der Fremden richtete, um sich, zerstörte und plünderte an 20 Kirchen und Spitäler und erreichte am 6. Juni in dem Blutbade von Wusuch, in dem zwei Engländer ihr Leben verloren, seinen Höhepunkt; erst dem energischen Einschreiten der diplomatischen Vertreter und der fremden Stationsschiffe gelang es, die Bewegung einzudämmen und insbesondere die ausgedehnten und reichen Niederlassungen der Fremden in Shanghai vor unberechenbarem Unglück zu bewahren.

Auf den ersten Blick wäre man geneigt zu glauben, daß dieser Ausbruch der Volksleidenschaft nur ein Glied jener großen Kette von Verfolgungen und Mißhandlungen sei, denen die katholische Kirche seit jeher in China ausgesetzt war; und dies um so mehr, als auch das Manifest, welches vier Tage nach Ausbruch der ersten Feindseligkeiten in Wuhu von den Anführern der Menge angeschlagen wurde, als den Grund der Bewegung die verschiedenen barbarischen Verbrechen bezeichnet, deren sie die dortigen Missionare und Klöster beschuldigt. Namentlich wird den Missionaren vorgeworfen, daß sie die hergebrachte Moral und gute Sitte dadurch verletzen, daß sie den gemeinschaftlichen Kirchenbesuch beider Geschlechter dulden und daß sie Kinder in ihre Häuser locken, um ihnen insgeheim die Augen und das Herz auszuschneiden. Das Manifest führt eine Menge diesbezüglicher Fälle mit genauer Angabe der Namen und Daten an. Ja selbst bei gebildeten Chinesen soll der Glaube verbreitet sein, daß Christen die Augen der einheimischen Kinder als Arzneimittel verwenden.

Nachdem der erste Sturm vorüber war, erkannte man jedoch in den Kreisen der in China ansässigen Fremden, daß diese Beschuldigungen nur als Mittel zum Zweck dienen mußten, um die unwissende und abergläubische Menge zu fanatisieren, und daß die Bewegung in Wirklichkeit von einer der geheimen Gesellschaften geleitet werde, wie sie in China seit undenklicher Zeit bestehen und auf die chinesische Geschichte nicht selten einen bestimmenden Einfluß übten. Gleich zu Beginn war die geregelte einheitliche Führung sowie die roten Fahnen, welche als Abzeichen dienten und bereits im Jahre 1883 in den Unruhen in Hankow eine Rolle gespielt hatten, aufgefallen. Diesmal war es die aus bewaffneten Leuten der Provinz Hunan anscheinend zum Zweck gegenseitiger Hilfeleistung in Krankheits- und Todesfällen gebildete geheime Gesellschaft Ko-lao Hui. Dieselbe bezog eine Unterstützung im Betrage von etwa 10 000 Pfd. Sterl. monatlich, welche der Vizekönig der Provinzen Kiangsu und Nganhui seit der Unterdrückung der Taiping-Rebellion im Jahre 1864 regelmäßig auszahlte, bis sie der gegenwärtige plötzlich einstellte. Da friedliche Vorstellungen nichts fruchteten, griff man zu Gewaltmaßregeln, und gerade die beiden genannten Provinzen hatten unter den Unruhen zu leiden. Man hoffte dadurch dem Vizekönig arge Verlegenheiten zu bereiten, denn in China wird der Beamte für alle Vorkommnisse, ja sogar für alle Elementarereignisse in seinem Amtsbezirke verantwortlich gemacht; deswegen kommt es häufig vor, daß er sich eines gefährlichen Feindes, der ihm leicht seine Stellung kosten könnte, durch Zahlung einer Summe oder Rente entledigt. In dieser Abhängigkeit von der Volksgunst liegt auch der Grund, weshalb sonst und auch jetzt so viel über die Ohnmacht und den Mangel an Energie bei den chinesischen Behörden geklagt wird; sehr oft erfolgen einige Maßregeln nur zum Scheine, aus Furcht vor der Menge, die den betreffenden Beamten mißliebig finden und leicht beseitigen könnte.

Daß die Bewegung, wie man anfänglich auch glaubte,

auf den Sturz der Dynastie gerichtet war und zunächst den Zweck hatte, die gegenwärtige Regierung in kriegerische Verwickelungen mit dem Auslande zu bringen, ist wenig wahrscheinlich. Es herrscht zwar bekanntlich seit dem Jahre 1644 über China die fremde Mandschu-Dynastie, zudem sind in der chinesischen Geschichte Dynastienwechsel keine Seltenheit, jedoch dürfte es nur einem kühnen Eroberer, an dem es augenscheinlich fehlt, gelingen, die Massen hinzureißen und den Thron in Peking ins Wanken zu bringen. Der im Volke tief eingewurzelte und noch heute die politische und wirtschaftliche Entwickelung des Landes bestimmende Fremdenhaß wäre wohl allerdings einer der ersten Hebel für eine derartige Wandlung der Verhältnisse im großen Reiche der Mitte.

Die Sakit-Kanoes im Indischen Archipel.

In der Sitzung der Cambridge Antiquarian Society vom 4. Mai zeigte S. J. Hickson verschiedene sogenannte „Sakit"-Kanoes vor, die er auf den Nannsa-Inseln erworben hatte, welche zwischen Celebes und Mindanao liegen.

Die Kanoes stammen aus einem Hause in dem Kampong Karaton, wo sie an einem Balken unter dem Dach der Haupthalle desselben aufgehängt waren, während sich in der Mitte ein dreieckiger Käfig befand, der eine kleine hölzerne Figur enthielt. Die Eingebornen ließen sich erst nach langen Verhandlungen überreden, Hickson die Kanoes samt dem Götzenkäfig zu überlassen. Durch weitere Nachforschungen erfuhr Hickson, daß die Kanoes „Sakit-Kanoes" genannt werden, und daß ihr Hauptzweck die Abwehr von Krankheiten ist.

Die meisten Malaien und unter ihnen auch die auf der nördlichen Halbinsel von Celebes glauben an das Vorhandensein einer großen Anzahl frei umherwandernder guter und böser Geister. Es giebt Geister in den Bäumen, Geister in den Felsen, Geister in Flüssen und Wasserfällen und außerdem Haus- und Familiengeister. Diesen Geistern errichtet das Volk Altäre, auf welche sie Betel, Tabak, Speisen und Wein legen. Sie nehmen sich sorgfältig in acht, daß sie keinen von ihnen verletzen, weil sie fürchten, daß sonst die bösen Geister sie mit Krankheiten heimsuchen und die guten aufhören könnten, ihren Segen auf sie auszustreuen. Die Altäre haben verschiedene Gestalt: bald sind sie kleine Häuser, bald kleine Käfige, bald einfache glatte Steine oder Felsblöcke. In einigen Fällen, wie z. B. unter den Tondanesen, werden kleine Strickleitern, mit Kokosnußblättern geschmückt, angefertigt, um den Geistern das Herabsteigen von den benachbarten Bäumen nach dem Altar zu erleichtern. Hickson hält es nun für sehr wahrscheinlich, daß diese Kanoes ebenfalls solche Altäre sind. Es sind Ruheplätze für die bösen Geister, und die Eingebornen hängen sie in den Häusern auf, daß die Sakits nicht böse werden und die Insassen heimsuchen. Auf vielen Malaieninseln herrscht nämlich der Glaube, daß bei Krankheit der Geist des Patienten sich vorübergehend entfernt und daß statt seiner ein Sakit so lange den Körper bewohne. So werden z. B. in der Minahassa auf Nord-Celebes die Krankheiten geheilt, indem der Geist zurückgerufen wird. Es wird ein Fest veranstaltet, Manempeh genannt, und die Priester gehen hinaus in den Wald, oder wo sich sonst der Geist ihrer Meinung nach aufhält, und rufen oder pfeifen ihm, wie man einem Hunde pfeift. Sind Anzeichen vorhanden, daß der Geist da ist, so wird er in einem Tuch gefangen und dies Tuch wird dann über dem Kopf des Patienten geöffnet.

In Bulang Mongondu, wo die Volksgebräuche mehr den unter der Bevölkerung von Sangir herrschenden, als denjenigen der Minahasser gleichen, findet folgende Zeremonie statt. Nach einem Wechselgesang zwischen den Priestern und dem anwesenden Volk tanzen zwei Priesterinnen in den Zimmern umher. Sie halten in ihren Händen farbige Tücher, welche sie hin- und herschlagen. Einige Tücher sind an eine Speerspitze gebunden, und darüber ist eine kleine Holzpuppe angebracht. Diese wird von einer der Priesterinnen in die Höhe gehalten, und wenn sie dann glauben, daß die Seele da ist, d. h. daß sie sich auf die Figur gesetzt hat, so nähert sich eine andre Priesterin ihr auf den Zehenspitzen und fängt sie in einem farbigen Tuch. Wenn dies geschehen ist, begiebt sie sich zu dem Patienten, hüllt sein Haupt in das Tuch und bleibt einige Augenblicke mit einem sehr ernsten, ängstlichen Ausdruck stehen, ihre Hand auf den Kopf des Patienten legend. Sollte diese Zeremonie erfolglos sein, so nimmt man an, daß der Geist des Patienten zu seinen Vätern versammelt ist, und man läßt den Kranken sterben.

Den Glauben an die Sakit-Kanoes treffen wir in verschiedenen Formen auch auf andern Inseln des Archipelagus. Unter den Dajaks werden, wie Hardeland berichtet, den bösen Geistern, welche eine Frau während ihrer Schwangerschaft umschweben, Ziegen, Hühner, Tauben und kleine Häuser und Boote geopfert, indem man sie vermittelst Erde und Steinen im Flusse versenkt. Ähnlich giebt es auch unter den Alfuren auf Halmaheira unsichtbare böse Geister, welche es lieben, von Zeit zu Zeit eine Ruderfahrt auf dem Meere zu machen. Das Volk fertigt daher kleine Kanoes für sie an, füllt sie mit Nahrung und läßt sie treiben. Baeßler erzählt, daß bei Krankheitsfällen auf den Wettar-Inseln die Verwandten des Kranken ein kleines Kanoe zimmern, Pomali-Prau genannt, welches sie in die See hinausstoßen in der Meinung, daß auf diese Weise die Krankheit ausgetrieben wird.

In Buru werden die Krankheiten durch männliche und weibliche Suwanggi erzeugt, böse Geister, die oben im Gebirge, in dichten Wäldern oder in den Wipfeln der Bäume wohnen, oder aber sie rühren von den Manen der Vorfahren her, deren Geister noch nicht in Waidi zur Ruhe gekommen, oder deren Gräber geschändet worden sind. Bei Epidemieen, wie Pocken u. dergl., verfertigen die Eingebornen eine Prau, 6 m lang und $^1/_2$ m breit, rüsten sie mit den nötigen Rudern, Segeln und Ankern aus und bringen vorn und hinten eine niederländische Flagge an. Der Rand der Prau wird mit jungen Kokosnußblättern geschmückt und in die Prau selbst eine Matte gelegt, die mit einem Stück weißer Leinwand bedeckt wird. Sodann wird eine endlose Menge von Speisen herbeigeschleppt und in dem Boote aufgespeichert: ein gebratenes Huhn, ein Rehkopf und ein Schweinekopf, gekochte Fische, sieben Hühner- und sieben Megapodins-Eier, ein Teller voll gekochten Reis, ein Teller voll gekochtes Korn, verschiedene Früchte und Gemüsearten, eine Schüssel mit Sago, ein Bambusgefäß voll Sagowein, ein Bambusgefäß voll Wasser, eine Schale mit Kokosnußöl und endlich eine Schüssel mit Sirihblättern, Betelnüssen und Tabak. Dann werden einen ganzen Tag und eine Nacht lang die Trommeln

gerührt und die Gongs geschlagen, und das Volk springt umher, um den Geist in die Prau zu treiben. Am folgenden Morgen wählt man zehn kräftige junge Leute aus, welche einen lebenden Hahn mit indianischem Rohr an den Mast der Prau binden, worauf sie letztere mittels einer andern Prau weit aufs Meer hinausbugsieren. Hier angekommen, lassen sie sie los, und einer von ihnen ruft: „Großvater Pocken, weiche von uns, weiche von uns für immer: geh und suche dir ein andres Land, wir haben dir Nahrung für die Reise bereitet; wir haben dir jetzt nichts mehr zu geben." Nach der Rückkehr der Prau gehen die Männer, Frauen und Kinder alle ans Gestade und baden sich in der See, damit die Krankheit nicht zurückkehrt.

Auch in Amboina wird bei gewissen Krankheitsfällen eine kleine Prau gezimmert und in dieselbe eine Schüssel und ein Teller gestellt mit zehn Stücken Silber, einem Stück weißer Leinwand, einer Anzahl brennender Kerzen und einem weißen Hahn. Bevor man sie treiben läßt, muß der Körper des Kranken von dem weißen Hahn gehackt werden, damit der Sawano, d. i. der Krankheitsgeist, herausfährt.

Ähnlich verfährt man in Ceram. Entsprechende Zeremonien finden sich auch im Gorong-Archipelagus, auf den Watubela-Inseln, im Aru-Archipel, im Babar-Archipel, in Wettar, auf Timor Laut und der Leti-Gruppe.

Dobinsons Reise im Hinterlande des Nigerdelta.

Wiewohl im Nigerdelta und am unteren Laufe des Niger jetzt zahlreiche Faktoreien der englischen Nigergesellschaft liegen und dort seit langem die europäischen Dampfer fahren, ist doch abseit der Flußläufe das Land wenig oder gar nicht erforscht und jeder kleine Beitrag zur Kenntnis desselben uns willkommen. Einen solchen, für eine kurze Strecke des Gebietes westlich vom unteren Nigerlauf unter 6° 10′ nördl. Br., hat der Missionar H. H. Dobinson durch einen im Januar 1891 unternommenen Vorstoß geliefert. Es ergaben sich dabei manche neue physikalische Züge des Landes.

Am 4. Januar früh setzte derselbe von seiner Station Onitscha am linken Nigerufer nach Asaba am rechten über, stellte eine kleine Karawane zusammen und brach nach Westen hin auf, in bisher völlig unbekannte Landschaften, wo noch kein Weißer gesehen worden war. Der Weg führte durch die weit ausgedehnten, vortrefflich bestellten Baumwollfelder und Zuckerrohrpflanzungen von Asaba und dann durch ein welliges mit dichten, schattigen Wäldern bestandenes Land, in dem jedoch keinerlei Wasser zu finden war. „Wir verließen das Land des Wassers, um in ein quellenloses, flußloses Land einzutreten." Etwa 14 km von Asaba wurde die saubere Stadt Okpanam erreicht, in der herrliches Vieh gezogen wird, wo man das letzte gute Wasser trank. Dann 9 km Marsch durch dichten Wald, in dem viele unregelmäßig gepflanzte Kokosnußbäume standen. Über dem bisherigen, dichten Unterwald stiegen ungeheure Baumriesen von 36 bis 45 m Höhe empor; die scharlachroten Blüten des Baumwollbaumes lagen so massenhaft auf dem Boden, daß sie einen roten Teppich bildeten, über den die Karawane hinzog. Beim Austritt aus dem Walde befand sich Dobinson auf dem Marktplatz von Issele-Asaba, eine der drei großen Städte, die unter dem Könige von Issele stehen. Eine gewaltige Menschenmenge war hier versammelt, die beim Anblick des ersten weißen Mannes in Aufruhr geriet. Sofort war der Markt beendet, mit Furcht starrte alles auf den Weißen, dem man schreiend nach dem Häuptlingshause folgte. Wiewohl dieser den Missionar zum Bleiben einlud, setzte er doch seinen Marsch bis zum Einbruche der Nacht fort, um in dem Dörfchen Obi zu bleiben; doch dort wollte man ihn nicht haben und so mußte er denn noch einen Nachtmarsch von 10 km machen, um nach Oboro zu gelangen. Hier war der Empfang trotz der späten Nachtstunde ein gastlicher und in einer Hütte, deren Wände aus fünf aufrechtstehenden Stämmen bestand, fand man Unterkunft bei einem freundlichen Neger, der den Fremdlingen Yams und Palmölsuppe bereitete. Moskitos gab es hier nicht mehr — ein Zeichen des sparsamen Vorkommens von Wasser. Das Wasser, das man zur Bereitung des Getränkes darreichte, war dunkelbraun und dick; es gab keine Quellen und Bäche und man behalf sich mit dem Sammeln des Regenwassers in Zisternen von sechs bis zehn Meter Tiefe.

Am nächsten Morgen (6. Januar) predigte Dobinson vor einer zusammengeströmten Menge von etwa 400 Menschen. Dann zog er weiter nach Issele, das nach einem Marsche von 6 km erreicht war. Große, gerade, saubere Straßen zeigten sich schon beim Eingange; es folgte dann die eigentliche Stadtmauer, etwa 2 m hoch, verziert mit Figuren von Alligatoren, Leoparden und andern Geschöpfen. Über einen schönen, weiten Platz führte der Weg zum Hause des Königs. Hier sah man schöne Häuser aus rotem Thon, 3 bis 5 m hoch, mit Bambus eingedeckt, darüber eine Lage Blätter. Nachdem Dobinson eine halbe Stunde gewartet, erschien unter Schellengeläute der König von Issele, ein 30jähriger, schöner Mann mit gepflegten Händen, in tadellos reinem Anzug, der wie eine Krinoline von ihm abstand, Ordnung, Ruhe und Höflichkeit herrschten in seiner Umgebung, die aus vielen Häuptlingen u. s. w. bestand — ein wohlthuender Gegensatz zu dem Treiben an den Höfen der Nigerkönige. Geschenke wurden ausgetauscht und Dobinson erhielt dabei eine Kalebasse mit reinem Trinkwasser, das aus aufgefangenem Regenwasser bestand, ehe dieses den Boden berührt und so verunreinigt wird. Der Rest des Tages und der folgende (7. Januar) wurden der Mission gewidmet, auch der Königin-Mutter, die hier wie in andern Negerländern eine Rolle spielt, ein Besuch gemacht. Der Name des Königs ist Egbuna und dieses Wort bedeutet in der dort gesprochenen Ibosprache „Töte nicht!" Es stammt daher, weil drei ältere Brüder des Königs gleich nach der Geburt starben und seine Mutter bei der Geburt des vierten Sohnes, des jetzigen Königs, zu dem Gott (Cuku) betete: Egbuna, Töte nicht! Missionar Dobinson knüpfte hieran Lehren über das fünfte Gebot, du sollst nicht töten, und der König schien bereitwillig darauf einzugehen; doch bemerkte Dobinson, daß er ihn getäuscht habe, denn bei Begräbnissen und Festlichkeiten werden oft in Issele Menschen getötet. Auch Ehebruch wird mit dem Tode bestraft. Wahrscheinlich hat der König den Missionar für eine Art Albino angesehen, die am unteren Niger nicht selten sind, wenigstens schließen wir dieses aus seiner an Dobinson gerichteten Frage: „Giebt es bei Dir mehr als zwanzig Menschen wie Du?"

Am 8. Januar wurde nach Onitscha-Ugbo aufgebrochen, nicht zu verwechseln mit Onitscha am Niger. Dasselbe war nach einem Marsche von 8 km erreicht. Auch hier waren die Einwohner auf Zisternenwasser angewiesen, trotzdem waren alle sehr sauber. Der von Egbuna unabhängige Häuptling empfing den Missionar freundlich, der auch hier predigte. Nachdem er das Innere des mit Idolen vollgestopften Häuptlingshauses gesehen, verließ jener Ugbo, um noch an demselben Tage den Heimweg über Issele anzutreten, das am Abend desselben Tages erreicht wurde. Am 9. Januar wurde der Heimweg nach Asaba am Niger angetreten, wo Dobinson gegen Abend wieder anlangte. (Auszug aus dem Church Missionary Intelligencer, August 1891.)

Eine Gesundheitsstation im Kamerungebirge.

In den ersten Monaten des laufenden Jahres hat Dr. Preuß sich in dem Dorfe Bwea an der Ostseite des Kamerungebirges aufgehalten, um dasselbe mit Rücksicht auf die Anlage einer Gesundheitsstation zu prüfen. Nach seinem Berichte (Mitteilungen aus dem deutschen Schutzgebiete IV, 128) ist Bwea das größte Dorf des Bakwiristammes und liegt in 950 m Höhe. Es erstreckt sich 4 km lang und zählt 1500 Einwohner. Unter den Eigentümlichkeiten der Bewohner hebt Dr. Preuß hervor, daß sie Röhren aus hohlen Knochen in den Ohrläppchen tragen, in denen sie, leidenschaftliche Schnupfer, ihren Schnupftabak aufbewahren. Die waffenfähigen Männer, die meist mit Flinten versehen sind, tragen Helme aus Flechtwerk mit Fell überzogen, die den alten bayerischen Raupenhelmen gleichen. Bei der Jagd bedienen sie sich der Hunde, welche hölzerne Glocken am Halse tragen. „Jeder Mann erkennt seinen Hund an dem Tone der Klapper.“ Selbst die Knaben treiben Vogeljagd, wobei sie sich der Armbrüste mit hölzernem Laufe bedienen. Diese Bemerkung des Herrn Dr. Preuß ist von Belang, denn die Armbrust, eine abendländische Erfindung, ist in Afrika selten. Im Westen ist sie bisher nur vom Gabun bekannt gewesen, bei den Fan. Der mehrstimmige, sehr richtige Gesang der Bergbewohner wird von unserm Gewährsmann gelobt. Sie sind große Viehzüchter, besitzen schönes Rindvieh, Ziegen, Schafe, Schweine und Hühner.

„Das Klima von Bwea in der Trockenzeit ist, falls man aus den Beobachtungen dreier Monate schon einen Schluß ziehen darf, für den Europäer ein durchaus günstiges zu nennen.“ Dr. Preuß fand ein mittleres Minimum von 15,9° und ein mittleres Maximum von 25,3° C. „Es geht aus diesen Beobachtungen hervor, daß die Temperaturverhältnisse in den Monaten Februar und März, welche zu den heißesten des Jahres gehören, für den Europäer durchaus keine ungewohnten sind, sondern ihm im Gegenteil angenehm sein müssen. Ein Sommer in Deutschland mit diesen Temperaturen würde kaum als besonders heiß empfunden werden. Dazu kommt, daß die Bewölkung ziemlich stark ist und man von der Sonne wenig zu leiden hat.“ Der Schlaf und die Eßlust sind dort oben größer als in der feuchten, ungesunden Küstenatmosphäre. Das lästige Schwitzen hört auf und nach einem Aufenthalt von fünf bis sechs Wochen fühlt man, daß mit dem Körper eine gründliche Umwandlung vor sich gegangen ist. In der ersten Zeit traten noch Fieber auf, zu denen aber der Grund nicht in Bwea gelegt ist. Vielleicht ist ein Aufenthalt in jener Höhe einem vierwöchentlichen Aufenthalt auf den kanarischen Inseln gleichzusetzen. „Daß die Sterblichkeit unter den Europäern in Kamerun, besonders unter den Beamten, um einen hohen Prozentsatz verringert werden würde, wenn denselben alljährlich Gelegenheit zu einem zeitweiligen Aufenthalt in Bwea gegeben würde, unterliegt keinem Zweifel.“

Die Verpflegung ist dort ausgezeichnet; frisches Fleisch und Milch sind stets zu haben und die von Dr. Preuß gesäeten europäischen Gemüse gediehen schnell und prachtvoll. Radieschen waren 24 Tage nach der Aussaat eßbar und erreichten später Faustgröße, grüne Bohnen und Kopfsalat nach 43 Tagen. Kartoffeln standen 17 Tage nach dem Legen bereits einen Fuß hoch im Kraute. Am 15. Januar gelegt, hatten einzelne Strecken am 3. April schon 20 Knollen, die eßbar, wenn auch nicht reif waren. Man kann sich nach diesen Erfahrungen in Bwea zu allen Jahreszeiten den Genuß guter frischer Gemüse täglich verschaffen.

„Obgleich aus den geschilderten Beobachtungen, da sie kaum den Zeitraum von drei Monaten umfassen, bestimmte Schlüsse nicht gezogen werden können, so scheint mir doch Bwea ein so lohnender Platz zunächst für Versuchsplantagen zu sein, wie er irgendwo im Kamerungebiete gefunden werden kann.“

Neue Forschungen über den paläolithischen Menschen in Nordamerika.

Nordamerika ist reich an Zeugnissen der Anwesenheit des Menschen in vorkolumbischer Zeit, und es konnte nicht fehlen, daß die oft sehr merkwürdig gestalteten, nach vielen Tausenden zählenden Erdwälle und künstlichen Hügel (Mounds) schon frühe die Aufmerksamkeit der europäischen Ansiedler, besonders in den fruchtbaren Nebenthälern des Mississippi, auf sich zogen. Sehr zahlreich waren die Funde schön polierter Steinwerkzeuge und Waffen, kunstvoll geschnitzter Steinpfeifenköpfe, aus gediegenem Kupfer gehämmerter Gerät- und Schmucksachen, und ein lebhafter Sammeleifer führte in privaten und öffentlichen Sammlungen stattliche Reihen prähistorischer, d. h. präkolumbischer Gegenstände zusammen. Man betrieb eine Art von Raubbau, die Sammlungen waren das letzte Ziel, an Stelle kritisch-wissenschaftlicher Behandlung der Funde wucherten wilde Phantasien und ganz in der Luft stehende Hypothesen. Aber allmählich kam auch hier Besserung: in die erste Reihe ernster Forschung stellte sich das Smithsonian Institution (Bureau of Ethnology) in Washington und das Peabody Museum in Cambridge (Mass.) mit seinem thätigen, kritisch-klaren Direktor Putnam. Die Fundobjekte waren von nun an nicht mehr Selbstzweck, sondern nur Mittel, die Urgeschichte, den Kulturzustand der Ureinwohner Amerikas zu erforschen. Und da mußte bald das hohle Gebäude eines einzigen, hochgebildeten Kulturvolkes, der Moundbuilders, auf welche früher alles Gefundene bezogen worden war, in sich zusammenbrechen. Jetzt fanden aber auch die unscheinbareren Funde, die früher kaum beachtet worden waren, gerechte Würdigung. Ein einziges, äußerst roh gearbeitetes Steinwerkzeug in den ungestörten glacialen Schichten des Delawarekieses (und Abbot, der amerikanische Boucher de Perthes, fand deren viele Hunderte in jenen Schichten) redete eine Sprache von weit bedeutenderer Tragweite, als eine ganze Sammlung der schönsten polierten Steingeräte, wie sie sich in den Mounds fanden, und wie sie auch die modernen Indianer herzustellen verstanden. Durch jenes Vorkommen war der untrügliche Beweis geliefert, daß die Anwesenheit des Menschen in Amerika in unabsehbare Zeitfernen zurückgerückt ist, und daß Amerika schon von Menschen bewohnt wurde zu einer Zeit, wo die Urbewohner Südfrankreichs das Mammut und der Wilde an der Schussenquelle das Renntier jagte. So gewannen die unscheinbaren aufs roheste behauenen Steingeräte eine früher nicht geahnte Bedeutung. Kein Wunder, daß man ihnen jetzt auch ganz andre Aufmerksamkeit zuwandte als früher. Nachrichten von „paläolithischen“ Funden kamen aus Jowa, aus Wyoming, aus Minnesota, Ohio (Flußkies des Little Miamiriver), aus Nevada ꝛc., eine übergroße Menge solcher Steingeräte wurde in der unmittelbaren Nähe der Reichshauptstadt selbst gefunden. Wie weit über die ganze nordamerikanische Union verbreitet solche rohe Steingeräte vorkommen, zeigte sich erst recht, als das Smithsonian Institution im Januar 1888 einen Fragebogen aussandte: aus 23 Staaten und Territorien liefen Antworten ein, die von 6762 (und außerdem noch viele, nicht speziell gezählte) Nummern solcher Objekte berichteten. Dazu kommen noch die im Nationalmuseum selbst befindlichen „paläolithischen“ Geräte, so daß die Gesamtsumme sich auf 8501 beläuft, eine stattliche Zahl.

Beweist diese weite Verbreitung „paläolithischer" Steingeräte, wie es Thomas Wilson, der Kurator der prähistorischen Abteilung des Nationalmuseums, annimmt, daß der „paläolithische" Mensch über das ganze Gebiet der Vereinigten Staaten verbreitet war? Von vornherein ist dies ja sehr wahrscheinlich, und die Funde von Steingerät in ungestörten Kiesschichten des Delaware, des Little Miami, bei Little Falls in Minnesota etc. sprechen unzweifelhaft für seine weite Verbreitung. Aber Oberflächenfunde von „paläolithischen" Geräten sind kein so untrügliches Beweismaterial. Es heißt allzusehr schematisieren, wenn man gewisse primitive Erzeugnisse der Menschen, die ihren Zweck mit der einfachsten Form erreichen, ausschließlich den frühesten Vorzeiten zuschreiben will. Warum soll sich nicht auch der fortgeschrittenere Mensch neben der künstlichen auch einfacherer Gerätformen bedient haben? Giebt es doch auch in hochstehenden Kulturstaaten noch Höhlenbewohner, baut sich doch auch der mit Centralfeuergewehr bewaffnete Jäger gelegentlich noch eine Reisighütte, und bedient sich doch auch der Gärtner, der in raffinierten Gewächshäusern tropische Pflanzen trotz einem rauhen Klima kultiviert, noch des Grabstockes, der sich in keinem wesentlichen Punkte von dem des Australiers oder des Ulladen der südindischen Berge unterscheidet. Man braucht für jene Gerätformen die Bezeichnung „paläolithisch" nicht aufzugeben; es gab sicher eine uralte Zeit, in welcher man Steingerät nur in jenen Formen anfertigte. Aber umgekehrt ist der Satz nicht gültig, daß jedes Steingerät von jener rohen Form einzig und allein in jenen Urzeiten hergestellt worden wäre. Die Anwesenheit des paläolithischen Menschen in Amerika ist durch Abbots Funde unzweifelhaft erwiesen, sehr wahrscheinlich ist seine weite Verbreitung über ganz Amerika, aber wir können in Oberflächenfunden, die jene Formen aufweisen, und mögen sie auch noch so verbreitet sein, keinen zwingenden Beweis für die weite Verbreitung des paläolithischen Menschen erblicken. E. Schmidt.

Der Eidechsenglauben der Malayo-Polynesier.

Die Darstellung der Eidechse kommt sehr häufig auf Geräten, Waffen, Webstoffen, Matten der Völker von Sumatra bis zur Osterinsel vor, ja die in der letzten Zeit bekannt gewordenen sehr spitznasigen Masken der Eingebornen von der Nordküste Neu-Guineas erweisen sich mit der Eidechse verknüpft, denn die lange spitze Nase derselben entspricht dem Schwanze einer der Maske aufgelagerten Eidechse. Prof. G. A. Wilken ist hierauf zuerst aufmerksam geworden und hat in einer Abhandlung (De Hagedis in het volksgeloof der Malayo-Polynesier) in den Beiträgen zur Sprach-, Land- und Volkskunde von Niederländisch-Indien (1891) die Sache weiter verfolgt. Die Eidechse findet sich auf den Zauberstäben des Bataks von Sumatra und sonst noch auf Schnitzwerken dieses Volkes; sie ist auf den Särgen der Dajaks (Borneo), den Kleidern der Timoresen, namentlich auf Schildern (Mentaweiinseln, Nordluzon, Salibabu) angebracht.

In Polynesien werden die Götter oft zoomorphisch gedacht und der große Gott Tangaloa erscheint den Neuseeländern in einer grauen Eidechse inkarniert. Auf den Hervey-Inseln erscheint der Gott Tongaïti in Gestalt einer schwarz- und weißgefleckten Eidechse. Ersterer ist wesentlich Lichtgott, Gott des schönen Wetters; Tongaïti aber Personifikation des Nachthimmels und dieser naturalistische Charakter der beiden Götter spiegelt sich auch in den Eidechsen wieder, die ihnen geheiligt sind. Die graue lebt im freien Sonnenlicht, die andre schwarzgefleckte in Höhlen; erstere wurde Lichtsymbol, letztere Symbol der Finsternis. So Wilken. Auch auf den Samoa wird der Kriegsgott Le Sa in Form einer Eidechse verehrt; auf den Tonga-Inseln sind die höchsten Götter, die Atuas, in den Eidechsen verkörpert, nicht minder auf der Osterinsel.

Da auch persönliche Schutzgötter von den Polynesiern in Gestalt von Eidechsen verehrt werden, so kann man wohl sagen, daß die Verehrung dieses Tieres bei ihnen eine allgemeine ist. Andrerseits erscheint es als böser Geist und als böses Omen, wenn man ihm begegnet. Das Vorkommen der Eidechse in den mythologischen Erzählungen der Polynesier ist nach dem angeführten selbstverständlich. Aus Mikronesien berichtet uns Hernsheim, daß die Seelen Verstorbener auf Yap in die Körper von Eidechsen übergehen, die daher geachtet werden. Auch aus Melanesien erfahren wir wenig über dieselben. Reichlicher sind wieder die von Wilken aus Indonesien beigebrachten Beläge, die sich oft auf den Leguan beziehen (und das Krokodil).

Danach kann es nicht Wunder nehmen, wenn religiöse und profane Geräte in der ganzen malayo-polynesischen Welt mit Abbildungen der Eidechsen vorkommen. Als Orakeltier findet sie an den Zauberstäben der Bataks ihre Stelle. Als Schutzgeist und Kriegsgott erklärt sie sich in ihrer Anwesenheit auf Schildern, ja Schilder von Süd-Nias sind ganz in der Form von Eidechsen gearbeitet. An den Masken Neu-Guineas wird das Vorkommen der Eidechsen wohl auf ähnliche Ursachen zurückzuführen sein.

Bücherschau.

G. A. Wilken, Ehe- und Erbrecht bei den Völkern von Südsumatra. (Over het huwelyks- en erfrecht by de volken van Zuid-Sumatra.)

Das Schriftchen (87 S., Haag 1891) ist ein Sonderabzug aus den Beiträgen zur Sprachen-, Länder- und Völkerkunde von Niederländisch Indien. Der Inhalt stützt sich hauptsächlich auf Mitteilungen und Beobachtungen, die an Ort und Stelle für den Verf. im amtlichen Auftrag gemacht wurden, um die Verbreitung des Matriarchats festzustellen. Schon dadurch erhält die vorliegende Bearbeitung des Materials den höchsten Grad von Zuverlässigkeit. Und der Belang solcher Forschungen über das Familienrecht beschränkt sich ja keineswegs auf die juristischen Kreise, aus denen naturgemäß die Pfleger einer allgemeinen Rechtswissenschaft hervorgehen; eine historische Ethik, die sich an die Stelle des Geredes von angebornen Sittengesetzen, von sittlicher Weltordnung setzen muß, kann sie nicht mehr lange übersehen. Welch klares Licht fällt jetzt z. B. auf den Unterschied der Motive in der deutschen und der nordischen Nibelungensage; bei uns ist Kriemhild die Rächerin ihres Gemahls an dem Bruder; dort ist es umgekehrt!

Bei der geringen Verbreitung holländischer Produktionen in Deutschland wird somit eine summarische Aufführung der Hauptergebnisse nicht ohne Interesse sein.

Zunächst orientiert der Verf. über den Bereich; es handelt sich um die Mittel-Malaien in Palembang und die Hauptmasse von Bengkulen, ein wichtiger Stamm von ihnen sind die Pasemah; die Redjang im nordwestlichen Teil von Palembang und im Norden von Bengkulen; die Lampong in den Lampongischen Distrikten und dem Süden von Bengkulen.

Während in Mittelsumatra die mütterliche Organisation der Familie vorherrscht, besteht in Südsumatra im allgemeinen die Vaterfamilie, wobei die Frau durch Kauf in den Besitz des Mannes übergeht. Ausnahme ist die Ehe ohne Brautkauf, wobei der Mann völlig in die Familie der Frau übertritt.

Nach der Annahme des Verf. bestand früher ohne Zweifel allgemein die Exogamie; noch jetzt ist bei den Pasemah im

engern Sinne Ehe zwischen Angehörigen desselben Stammes streng verboten. Außerdem ist aber auch der Stamm der andern beiden Eltern ausgeschlossen. Anderwärts ist die Exogamie ersetzt durch das Verbot der Verwandtenehen, in verschiedener Begrenzung z. B. vom Urgroßvater ab in Semendo, während bei den Redjang in Bengkulen sich die Analogie der im „Globus“ 1891, Bd. 59, S. 37 unten behandelten Übung der Batak findet.

Ausführlich ist der Brautpreis, djudjur, behandelt — es versteht sich von selbst, daß seine Höhe schwankt. Durch Bezahlung in überschätzten Waaren wird er fiktiv, ja der Mann kann ihn auch schuldig bleiben und durch Verpfändung seiner Arbeitskraft amortisieren, die Verpflichtung geht wohl auch noch auf seine Nachkommen fort.

Die ursprünglich gültige, unbedingte Verfügung des Mannes über die Frau bei der Kaufehe (terdjun pesuwi, Hirschsprung, metaphorisch, weil diese Art, einmal versprengt, nicht mehr zurückkehrt in die Berge) — ausgedrückt durch das Recht des Verbots, die elterliche Wohnung wieder zu betreten — ist gemildert bei Rückgabe eines Teils der Kaufsumme, was tali kulo heißt. Hingegen folgt aus der Unselbständigkeit der Frau, daß sie beim Tode des Mannes an dessen Bruder übergeht, und wenn dieser noch unreif ist, auf ihn wartet; es ist das Levirat des alten Testaments, hier mit Polygamie verknüpft. (In der ja sehr späten Aufzeichnung 5. Mos., 25, 5 ist diese Spur verwischt.) Ehescheidung ist eigentlich nicht möglich, wo der Wille der Frau nicht mitspricht; auch böswilliges Verlassen bleibt außer Betracht. In neuerer Zeit scheint aber Milderung zu bestehen; nach den von europäischem Einfluß nicht unberührten Rechtsaufzeichnungen (undang undang) in Palembang wenigstens geben Impotenz, Erdbeerpocken, Mißhandlungen der Frau das Antragsrecht. Ebenso sind die Kinder Eigentum des Vaters, selbst wenn er den Brautpreis schuldig geblieben ist; bei Nahrungsnot kann er sie in Sklaverei verkaufen.

Eine durchaus andre Form der Ehe ist die ohne Kauf geschlossene, wobei der Mann in die Familie der Frau übergeht, so daß er wohl auch sprachlich als Frau bezeichnet wird, während die Frau sich als Mann fühlt. Auch die Kinder gehören ihr zu, setzen ihr Geschlecht fort. Es ist also das Matriarchat, das nach dem Verf. durchaus das Ursprüngliche ist; ein Übergang zum Patriarchat ist es, wo beide Eheformen neben einander stehen, so bei den Pasemah im engern Sinne, wo die Mutterfamilie vorwiegt, zugleich Exogamie herrscht, also der Mann in den Stamm der Frau aufgenommen wird. Anderwärts steht die männliche Linie als die Fortsetzung der Familie voran, was sich z. B. bei Ogan Ulu und Komerang Ulu in der größern Vornehmheit der Brudersöhne vor den Schwestersöhnen zeigt; letztere müssen aus Ehrerbietung nicht zulassen, daß die andern ihren Fruchtbaum besteigen, wertvollere Geschenke geben als sie erhalten. Nur in Ermangelung von Söhnen liegt es der Tochter ob, die Familie durch ihre Söhne fortzuführen. In Lampong wird dieses Bedürfnis öffentlich bekannt gegeben; man nennt es das Haus stützen oder aufrecht erhalten. Diese Art Ehe findet sich auch sonst bei patriarchaler Organisation, z. B. Indern und Griechen in alter Zeit, wobei entweder die Tochter selbst in die vollen Rechte des Stammhalters eintritt, sogar mit Annahme männlicher Namensform oder erst ihre Söhne sie erhalten. In Südsumatra ist nun das erstere der Fall. Vom Grund schweigt der Verfasser; es wird allenthalben mit der Ahnenverehrung zusammenhängen.

Jedoch auch bei Armut des Mannes wird diese Eheform gewählt. Sie ist durchweg capitio deminatio für ihn, er verliert das Recht, die eheliche Wohnung eigenmächtig zu verlassen, wird sogar als Sklave der Frau bezeichnet, obgleich die Bezeichnung der Ehe ambil onak eigentlich Kindesannahme bedeutet. Mildere Formen sind es denn schon, wenn dem Vater das zweite und vierte Kind gehört, oder wenn er die Rechte der von ihm aufgegebenen Familie wenigstens durch einen Sohn fortführen darf.

Außer diesen beiden einseitigen Eheformen findet sich aber doch auch schon die jüngere Form der kognatischen, parentalen, also zweiseitigen Ehe und Familie, so in Bengkulen in den Hauptplätzen der Küste, während im Innern die alten Sitten sich behaupten. Im Norden ist dabei eine kleine Anzahlung des Mannes erhalten, sie dient aber zur Bestreitung des Hochzeitsfestes. Wie die Kinder beiden Eltern zugehören, so stehen sich diese auf gleichem Fuße gegenüber.

Besonders interessant sind die Ausführungen, wie die europäische Herrschaft sich bemüht hat, die alten Eheformen zurückzudrängen, hauptsächlich aus Rücksicht auf die Bevölkerungszunahme. Wegen der Höhe des Brautpreises gab es viele Junggesellen; den Armring, das Abzeichen der ledigen Mädchen, konnte man mit grauen Haaren sehen. Es erhellt nicht, ob die gewöhnliche Folgeerscheinung von Heiratserschwerungen hier vielleicht durch besondre Sittenstrenge ausgeschlossen blieben. Das Verderbliche des Brautkaufs hatte früher schon ein Sultan in Palembang eingesehen, ohne viel durchzusetzen; die holländische Regierung verbot schließlich 1862 bei Strafe einen Brautpreis, djudjur, zu fordern, was in die undang undang Eingang gefunden hat. Gleichwohl ist die alte Sitte so festgewurzelt, daß sie unter der Hand, mit anderm Namen, fortdauert. Als ganz erfolglos dürfte trotzdem das Verbot nicht bezeichnet werden.

Was die Behandlung des Erbrechts angeht, so zwingt die Rücksicht auf den zur Verfügung stehenden Raum zur Kürze. Es besteht der Unterschied zwischen dem Erbgut und dem Erworbenen. Der unbewegliche Besitz gilt vielfach als Familiengut. Während nun bei der Brautkauf-Ehe die Frau im allgemeinen selbst Eigentum ist, mithin auch kein Eigentum haben kann, verliert umgekehrt bei der ambil anak-Ehe der Mann den Anspruch auf den Besitz seiner Agnaten, sein Eingebrachtes bleibt wenigstens in Kroë (Bengkulen) sein, sonst gehört auch gemeinsam Erworbenes ausschließlich der Frau. Hingegen bei der jüngern Eheform ist es zu gleichen Rechten gemeinsam, und wird bei Ehescheidung halbiert.

Wichtig sind dann noch die Analogien des Erstgeburtsrechts, so bei den Lampong, im Zusammenhang mit der Polygamie und bei Lebzeiten des Vaters. Die dritte Frau ist hier der ersten untergeordnet, die vierte der zweiten, Nebenfrauen allen vier. Dies drückt sich in den ihnen gebührenden Schlafräumen aus. Heiratet nun der Stammhalter, in der Regel der älteste Sohn der ältesten Frau, so verdrängt er sie und damit den Vater der Reihe nach aus den Gemächern und schließlich bis unter das Dach — in den Altenteil von Rechtswegen.

Hingegen findet sich ausnahmsweise in Bengkulen auch die Erklärung des tüchtigsten Sohnes zum Nachfolger als Geschlechtshaupt.

Bei Ermangelung von Söhnen ist die ohne Brautpreis verheiratete Tochter natürlich Erbfolgerin; wenn es nur wegen Armut des Mannes geschehen ist, so erbt sie wenigstens mit. Bei Mangel an Kindern ist der nächste Agnat, also der Bruder, erbberechtigt, mit der Verpflichtung jedoch, in Leviratsehe den Nachfolger des Verstorbenen zu erzeugen oder wo nicht, von einer seiner eigenen Frauen einen zu stellen (Lampong). Wenn dieser wieder reich genug ist, so nimmt er zwei Frauen, der Sohn der erstern ist Nachfolger des Großvaters, der Sohn der zweiten der des Vaters.

Die weitern Angaben über Erbrecht können hier eher übergangen werden als der wichtige Schlußabschnitt. Die herrschenden Eheformen sind, wie gezeigt, die Vaterfamilie begründende und die Heirat von Erbtöchtern als Häupter von Mutterfamilien. Nur bei den eigentlichen Pasemah überwiegt die Ehe ohne Brautkauf, die echte Mutterfamilie, innerhalb der Übergangsstufe. Der Übergang zur Vaterfamilie ist hingegen so ziemlich zurückgelegt in Lematong Ulu, gleichfalls Pasemah, bei denen die Ehe ohne Brautkauf Ausnahme ist. Merkwürdigerweise sind aber ihre Nachbarn und Stammverwandten in Semendo ebenso Pasemah und zwar Ausgewanderte, gleichfalls mit Aufgabe der Exogamie, aber mit Verbot des Brautkaufes völlig auf die Mutterfamilie zurückgegangen, und zwar erst seit 6 Generationen. Hier gilt die älteste Tochter als Stammhalter. Daß die Witwe nach dem Tode ihres Mannes dessen Bruder heiratet, ist etwas ganz andres als das Levirat in der Vaterfamilie.

Als Grund für diese jedenfalls auffallende Umkehr entscheidet sich der Verfasser, im wesentlichen mit seinem Gewährsmann übereinstimmend, den Einfluß des Islams anzunehmen, der bei diesem Bruchteil eifrige Anhängerschaft gefunden hat. Wenigstens habe er eine Form begünstigen müssen, welche den im Islam erzogenen Frauen gegenüber unbekehrten Männern das Heft in die Hand gegeben.

Damit schließt die interessante Abhandlung, die der Verf. als verbesserte und vermehrte Umarbeitung der betreffenden Abschnitte seines Buches „Über Verwandtschaft, Ehe- und Erbrecht bei den Völkern malaiischer Rasse“ bezeichnet.

Dr. Schultheiß.

Aus allen Erdteilen.

— Die Ruinen von Simbabje. Wie telegraphische Nachrichten aus der Kapstadt vom Anfang August melden, hat Theodor Bent seine im Auftrage der Londoner Geogr. Gesellschaft unternommene Untersuchung dieser Ruinen im Maschonalande ausgeführt. Die allgemeine Schilderung derselben stimmt ganz mit jener K. Mauchs überein, welche, nebst Abbildungen, im Globus, Bd. 59, S. 13 veröffentlicht wurde. Th. Bent zog mit der vorgefaßten Meinung nach Südafrika, jene Ruinen seien persischen Ursprungs. Von dieser haltlosen Ansicht scheint er abgekommen zu sein, denn jetzt erklärt er sie für „phönizisch-arabisch". Die phönizische Herkunft (und der Zusammenhang mit Ophir) ist keine neue Hypothese und vor zwanzig Jahren von Petermann und Mauch vertreten worden.

Th. Bent erklärt Simbabje jetzt für einen phallischen Tempel. Neu sind ausgemauerte Höhlen, die er entdeckte. Auch einen phallischen Altar mit Skulpturen von Vögeln, großen Schalen und einem Fries, der eine Jagdscene darstellt, hat er gefunden. Es sind vier Quaggas dargestellt, auf die ein Jäger, der einen Hund hält, ein Wurfgeschoß sendet. Dahinter zwei Elefanten. Auch einige blaue und grüne persische (?) Topfscherben, sowie eine goldplattierte Kupferklinge wurden gefunden. — Th. Bent bleibt noch einige Zeit in den Ruinen, die uns durch diese neuen Funde immer rätselhafter werden.

— Die wenig bekannten Alandinseln sind im verflossenen Jahre von dem Geologen Professor Cohen besucht worden, welcher in der Geographischen Gesellschaft zu Greifswald darüber einen Vortrag hielt, aus dem folgendes entnommen ist. Außer der großen Hauptinsel bestehen sie aus einem Labyrinth kleiner Inseln und Klippen, in welche die See überall Buchten eingewaschen hat, so daß eine Fülle von Spitzen und Vorgebirgen entstanden ist. Die Gesamtzahl der Inselchen dürfte 3000 betragen. Zusammengenommen sind sie etwa halb so groß wie Rügen. Die Gesamtzahl der Bewohner, lauter Schweden, beträgt 18500, wovon 12000 auf der Hauptinsel wohnen. Obgleich die Inseln sich nirgends zu bedeutender Höhe erheben, zeigen sie doch den Charakter einer Gebirgslandschaft; die meisten sind bewaldet und besitzen nordischen Vegetationscharakter.

Der Hauptmasse nach bestehen die Inseln aus Granit, der als Alandsporphyr, Alandsgranit, Alands-Rapakiwi auftritt. Nur im Osten findet sich altes, archäisches Gebirge, Gneis, Hornblende und Schiefer. In der norddeutschen Tiefebene, zumal in Pommern, finden sich außerordentlich viele erratische Gesteine, welche mit den Gesteinen der Alandsinseln oder benachbarter Gebirge identisch sind. Alle diese Gesteine zeigen eine außerordentlich charakteristische Ausbildung, wie sie an andern skandinavischen Felsarten bisher nicht beobachtet worden ist. Besonders gilt das von dem in Pommern häufig vorkommenden Rapakiwi (Granit mit vielen Feldspatkristallen), der sich außer auf Aland nur noch in Finnland und in der Gegend von Wiborg, sonst aber nirgends mehr in Skandinavien findet. Der Rapakiwi verwittert sehr leicht und hat daher seinen Namen „fauler Stein" erhalten. Auch die andern Granitarten der Alandinseln finden sich in Pommern u. s. w. häufig. Diese Findlinge sind mit dem großen nordischen Gletscher zur Eiszeit in ihre heutigen Fundstätten gebracht worden und da sie mit den Gesteinen der Alandinseln identisch sind, so ergiebt sich, daß die Bewegung des Gletschers in der Richtung von NNO nach SSW, also in der Richtung von den Alandinseln oder von der Ostküste Schwedens nach Rügen zu stattgefunden hat. Es wird diese Annahme dadurch bestätigt, daß sich in der Gegend von Greifswald auch Gestein von Gotland und Öland, Kalksteine mit Versteinerungen, der Silurformation angehörig, sowie von Bornholm, Grünschiefer, kambrische Schiefer, Neröſandsteine, ferner Granite, Quarzite und Kreide in größerer Menge finden. Gotland, Öland und Bornholm liegen aber in der erwähnten Richtung, welche hiernach als feststehend für die Gletscherbewegung erachtet werden muß.

— Magnetische Anomalien. Die russische geographische Gesellschaft ließ im Jahre 1889 unter Leitung des Generals Alexis de Tillo die Gegend zwischen den Städten Charkow und Kursk bezüglich der Verteilung der magnetischen Elemente untersuchen, nachdem vom verstorbenen J. Smirnow für die Stadt Bjelograd eine außerordentlich große magnetische Anomalie festgestellt worden ist. Das durchforschte Gebiet hat in der Richtung Nord-Süd eine Länge von 35 km, in der Richtung Ost-West eine solche von 25 km. Die magnetische Deklination variiert zwischen Nepchaevo (+ 48°) und Kisselevo (— 38°) um 86°; die Inklination zwischen Nepchaevo (+ 81°) und Visloje (+ 52°) um 29°. Die Entfernung beträgt kaum 12 km. Die normalen Werte der magnetischen Elemente für die durchforschte Gegend sind: Deklination —1°, Inklination + 64°. Die geologische Beschaffenheit des Bodens, insofern sie bekannt ist, kann diese außerordentlich große magnetische Anomalie nicht erklären. (Grandes anomalies magnétiques au centre de la Russie d'Europe. Par A. de Tillo. C. R. des séances de l'académie des sciences, Tome CXII, Nr. 13.)

Eine noch größere magnetische Anomalie weist die aus dem 11. Jahrhundert stammende Georgskapelle auf dem Basaltberge Rip (Georgsberg) bei Raudnitz in Böhmen. Die Magnetnadel kehrt sich schon in der horizontalen Distanz einiger Dezimeter vollständig um. Diese hier durch den Basaltmagnetismus beeinflußten Richtungen der Magnetnadel wurden auf Anregung des Entdeckers H. Ritter v. Sterneck in den Steinplatten des Kapellen-Fußbodens durch Einmeißeln von Pfeilstrichen bleibend kenntlich gemacht. Gs.

— Katholische und evangelische Missionen in Indien. Mit Bezug auf die S. 16 dieses Bandes mitgeteilte indische Statistik erhalten wir von Herrn Superintendenten Dr. Warneck ein Schreiben, dem wir nachstehendes entnehmen.

Erst seit 1886 erscheint jährlich unter dem Titel „Missiones Catholicae" eine von der Propaganda herausgegebene offizielle römische Missionsstatistik, mit welcher die im Globus angegebenen Zahlen nicht übereinstimmen. Nach Marschall, der eine Hauptquelle bildet, gab es 1820 „mehr als eine Million". Bis zum Erscheinen der „Miss. Cath." ist die römische Missionsstatistik sehr verworren; den ersten einigermaßen sichern Anhalt gewährt der amtliche Regierungszensus, der folgende Zahlen bringt: 1861 815519 Katholiken und 1881 963058 Katholiken.

Nach den „Miss. Cath." gab es indische Katholiken: 1887 1228253, 1890 1077016.

Auch diese Angaben geben zu Bedenken begründete Veranlassung (vergl. „Allg. Miss. Z." 1891, August), ich unterlasse es jedoch, dieselben hier darzulegen, und bemerke nur, daß nach dieser offiziellen Statistik die Zunahme der Katholiken in Indien durchaus nicht als eine „sehr beträcht-

liche“ bezeichnet werden kann. Die Vermehrung durch Geburten beträgt allein auf die Million 12 000 pro Jahr. In den letzten Jahren kommt die darüber hinausgehende Vermehrung fast ausschließlich auf das Kolsgebiet. Selbst katholische Missionsschriftsteller geben zu, daß „sich die Katholiken Indiens mehr durch Geburten als durch Neubekehrung Erwachsener vermehren“.

In den „Miss. Cath.“ werden die — in den Tabellen nicht mitgezählten — portugiesischen Katholiken nicht auf 470 000, sondern auf 300 000, und die — mitgezählten — in Pondichery lebenden nicht auf 1/2 Million, sondern auf 210 910 bestimmt. Ebensowenig stimmt die Zahl der katholischen Missionare und die der Schulen mit den Angaben der Propaganda. Nach dieser giebt es 705 kathol. Missionare außer 194 Eingebornen und 1338 Schulen, nicht 2200. Die Zahl der Schüler (100 000) ist viel zu hoch angegeben. Nach meiner Schätzung beträgt sie höchstens 75 000.

Zur Vergleichung mögen Sie mir noch die Mitteilung der indischen evangelischen Missionsstatistik gestatten. Die dortige evangelische Mission ist — die kleine dänisch-hallesche abgerechnet — noch nicht 100 Jahre alt und hat anfangs mit ziemlich geringen Kräften gearbeitet. Nach dem offiziellen Zensus gab es in Indien 1861 213 370 evangelische Heidenchristen, 1881 528 590 evangelische Heidenchristen.

Für 1891 ist der offizielle Zensus noch nicht erschienen; vermutlich ist im letzten Jahrzehnt die Zahl auf über 700 000 gestiegen. Nach diesen amtlichen Zahlen ist leicht zu ermessen, auf welcher Seite der Prozentsatz der Vermehrung größer ist. Auch die Schulthätigkeit der evangelischen Mission ist nicht bloß relativ, sondern selbst absolut viel bedeutender als in der viel ältern katholischen.

Die evangelische Mission zählte 1881 4175 Knaben- und 1452 Mädchenschulen mit zusammen 234 759 Schülern, und seitdem ist sie wieder beträchtlich gewachsen.

— Totemismus auf den Salomonen. Auf den Riffen verschiedener Inseln dieses Archipels bemerkte neuerdings der englische Naturforscher Charles M. Woodford ganz eigentümliche Dorfanlagen. In der Urn-Bai, der Nordwestbai und auf dem westlichen Küstenriff von Malaita sah er jeden kleinen Fels, jeden trocknen Korallenfleck und jedes Sandinselchen von den Wohnstätten eines armen Strandvolkes besetzt. Der ursprünglich niedrige Grund war durch Zuhäufung von Korallenblöcken so weit erhöht worden, daß er mindestens drei bis vier Fuß über die Flutlinie emporragte. Auf dieser immerhin soliden Basis stehen dann die Häuser, deren Insassen in ihrer Lebensführung fast an die vorgeschichtlichen Pfahlbaumenschen unsrer europäischen Seen erinnern. Die Riffdörfler beschäftigen sich nur mit Fischfang und der Herstellung des bekannten Muschelgeldes, welches sie gegen Nahrungsmittel und andre Produkte bei den Eingebornen der Hauptinseln eintauschen. Etwa an jedem dritten Tage findet auf einem geeigneten Platze der Markt statt. Woodford besuchte einen solchen an der Nordwestbai, und soviel er in Erfahrung bringen konnte, dürfen selbst Leute aus feindlichen Dörfern ungefährdet diese Märkte besuchen. Wenn das der Fall ist, dann wäre also auch den Salomoinsulanern der Begriff einer Marktfreiheit (oder eines Marktschutzes), wodurch sonstige Fehden zeitweilig aufgehoben werden, nicht mehr fremd. Es scheint uns aber nicht ausgeschlossen, daß jene dem Feinde gewährte Schonung nur ein Ausfluß des in der Gruppe verbreiteten Kastensystems ist. Diese Kasten, besser „Totems“ genannt, sind zur Zeit noch wenig erforscht; ihre Bedeutung ist jedoch ungemein groß. Kein Mann darf ein Mädchen desselben Totems ehelichen, genau wie bei vielen andern Naturvölkern. Die Angehörigen eines Totems sind nicht auf Stämme gleicher Sprache beschränkt, sondern kommen ebensowohl unter verschiedensprachigen Völkerschaften vor. Einzig der Schutz des Totems ist Ursache, daß gewisse Insulaner ruhig und sicher zwischen Stämmen, die im offenen Kriege leben, verkehren können. Oft werden von fremden Ankömmlingen etliche in Frieden beherbergt, während man ihre Begleiter schroff von dannen schickt. Der Name für die Kasten ist auf Gela oder Florida „Kema“, auf Savo „Ravu“, und in Weisali am Westende von Guadalcanar gilt das Wort „Kua“. Die größte und mächtigste dieser Kasten ist die „Gambata“ auf Gela und Guadalcanar; außer dieser nennt uns Woodford (A Naturalist among the Head-Hunters, London 1890) noch die Totems „Kiki“, „Lakoli“, „Kakau“ und „Tanakindi“. Er fügt hinzu, daß es ohne Frage auf den Salomonen noch weit mehr solcher „Kasten“ gäbe und daß künftige Reisende wohlthun würden, ihr Augenmerk auf die Erforschung derselben zu richten. H. S.

— Die Einwohnerzahl Frankreichs beträgt nach dem letzen Census jetzt 38 095 000, was gegenüber der Zählung vom Mai 1886 eine Zunahme von 208 000 Seelen beträgt. Diese Zunahme ist eine weit geringere als sämtliche frühere Zählungen ergaben und entfällt wesentlich auf die städtische Bevölkerung, während bei der ländlichen sich eine starke Abnahme zeigt. Paris, ohne Vorstädte, hat um 167 000 Einwohner zugenommen, rechnet man die Vorstädte hinzu, so beträgt die Zunahme 249 000 oder 40 000 mehr als die Gesamtzunahme Frankreichs beträgt. Von den Departements zeigen nur 28 eine Zunahme, aber 59 eine Abnahme. — Die Anzahl der in Frankreich lebenden Fremden ist noch nicht festgestellt. Dieselbe betrug im Jahre 1886 1 126 000, gegenüber der Zählung von 1881 eine Zunahme von 125 000 zeigend. Man kann daraus schließen, daß die Zunahme, welche 1891 sich zeigt, zu drei Viertel den Fremden zuzuschreiben ist. Die eigentliche französische Bevölkerung ist so gut wie zum Stillstande gekommen.

— Das Grab des Kaisers Yung-Lo, welches Herr Caspari im Globus, Bd. LIX, S. 248 beschrieb, veranlaßt Herrn Prof. G. Schlegel in Leiden zu einigen Bemerkungen (in T'oung-Pao II, Nr. 2), die sich auf Mitteilungen des Herrn Dr. de Groot stützen und die wir zur Berichtigung und Ergänzung wiedergeben. Das Mausoleum, welches dicht an den riesigen Tumulus anstößt, ist nämlich nicht, wie Caspari anführt, „die eigentliche Grabstätte Yung-Los“, sondern dieser liegt, wie aus den Forschungen von de Groot hervorgeht, im Tumulus selbst begraben, doch weiß man die Stelle in demselben nicht, auch nicht wie der Kaiser beigesetzt wurde. Wozu, fragt Prof. Schlegel ganz richtig, wäre denn der Tumulus aufgeworfen worden, wenn er nicht selbst als Grabstätte gedient haben sollte?

— Zunahme der Geisteskrankheiten unter den Eingebornen Australiens. Dieses traurige Kapitel, welches in das Buch vom Aussterben der Naturvölker gehört und des weiteren die schädlichen Einwirkungen der Kultur auf dieselben beleuchtet, wird in einem Vortrage erläutert, welchen Dr. Morton Manning, Inspektor der Irrenanstalten von Neu-Süd-Wales hielt. Je mehr die Australier mit der Kultur in Berührung kommen, desto mehr treten Geisteskrankheiten und Wahnsinn bei ihnen auf. Seit 1868 fanden 18 Eingeborne in den Irrenanstalten von Neu-Süd-Wales Aufnahme, von einer Bevölkerung von nur 2500 Seelen, die heute aber um die Hälfte geringer ist. Im Jahre 1881 rechnete man dort auf 1000 Eingeborne 2,83 Geisteskranke, Ende 1885 aber schon 5. Wesentlich führt die Trunksucht zu diesem traurigen Ergebnis.

Herausgeber: Dr. R. Andree in Heidelberg, Leopoldstraße 27. Druck von Friedrich Vieweg und Sohn in Braunschweig.

Bd. LX. **Globus.** Nr. 11.

Illustrierte Zeitschrift für Länder- und Völkerkunde.

Begründet 1862 von **Karl Andree.**

Herausgegeben von **Richard Andree.**

Druck und Verlag von Friedrich Vieweg & Sohn.

Braunschweig. Jährlich 2 Bände in 24 Nummern. Durch alle Buchhandlungen und Postanstalten zum Preise von 12 Mark für den Band zu beziehen. 1891.

Die Lage in Deutsch-Südwestafrika.

Von Rektor Kleinschmidt aus Rehoboth.

Während man mit ganz besonderem Interesse die Vorgänge in Deutsch-Ostafrika verfolgt, ist die Teilnahme an denen in Deutsch-Südwestafrika so sehr gesunken, daß man in den öffentlichen Blättern kaum noch irgend eine Notiz über sie findet. Unsre deutschen Besitzungen in Südwestafrika haben schon gleich von vornherein eine etwas sehr stiefmütterliche Behandlung erfahren. Zum Teil ja auch mit Recht. Denn während Kamerun und Togo einerseits und Ostafrika andrerseits, trotz ihres mörderischen Klimas, eine gewisse sichere Aussicht auf gewinnbringende Benutzung der verschiedenen Faktoren daselbst gewähren, bietet Südwestafrika wenig Sicheres, was den Kaufmann und Industriellen veranlassen könnte, sein Geld gerade in dies Land zu stecken. Die Goldfunde, welche vor einiger Zeit die ganze Welt in Aufregung versetzten und die Bildung einer Reihe von Handelsgesellschaften veranlaßten, haben sich als nicht abbauwürdig erwiesen: eine Gesellschaft nach der anderen zog sich und ihre Kapitalien aus dem Lande. Besonders auch noch aus einem andren Grunde. Die politischen Verhältnisse in Deutsch-Südwestafrika sind so traurige, die Zustände dort so verwirrte und stellenweise gefährliche, daß man es kaum jemand verdenken kann, wenn er den afrikanischen Staub von den Füßen schüttelt und mit Groll nach Europa zurückkehrt. Mit Groll insbesondere gegen die Ohnmacht und Thatenlosigkeit der deutschen Reichsregierung. Mag man zu ihrer Entschuldigung sagen, was man will, ihr ganzes Verhalten hat das deutsche Ansehen in Südafrika schwer geschädigt.

Die politischen Verhältnisse Deutsch-Südwestafrikas sind ja wirklich schwieriger Natur, schwierig, weil sie hervorgegangen sind aus einer Reihe von kleineren oder größeren Fehden, besonders zwischen den beiden Hauptstämmen, der Nama und der Herero.

Vor 50 und mehr Jahren war das große, weite Gebiet in den Händen der (gelben) Nama. Sie zerfielen in eine Anzahl von einzelnen Stämmen, deren einzelne Gebiete — sie waren und sind noch Nomaden — sich niemals haben streng abgrenzen lassen. Wie zu den Zeiten Abrahams und Lots entstanden oft Streitigkeiten zwischen den Hirten der verschiedenen Stämme, die öfters zu blutigen Zusammenstößen führten. Im allgemeinen war aber die Lage eine verhältnismäßig ruhige, sodaß die evangelische Mission während des ganzen Jahrhunderts, sich in erfreulicher Weise entwickelte. Die Sendboten der rheinischen Missionsgesellschaften waren meist aus dem Handwerkerstande hervorgegangen und so waren sie denn auch praktisch genug befähigt, der Kultur des Landes sich in der ausgiebigsten Weise zu widmen. Bekanntlich ist Südafrika nicht ein Land, „wo Milch und Honig fließt“, aber der zähe Fleiß der Missionare schuf mit der Zeit eine Reihe von Stationen, Ortschaften, welche durch ihre blühende Kultur zum Teil noch jetzt, so Bethanien u. a., zum Teil noch nach ihrer Zerstörung (+ Hoach + ãnas) ein beredtes Zeugnis ablegen für die erfreuliche Entwickelung des Ackerbaues in jenen öden Gegenden, freilich wirkten diesen kulturellen Bestrebungen eine Reihe ungünstiger Faktoren entgegen. Es war zunächst der Mangel an regelmäßigen Niederschlägen, der den Ackerbau hinderte. Die Eingebornen sahen und sehen sich infolge dessen noch heute genötigt, von Ort zu Ort zu ziehen, dahin wo Regen gefallen ist, um ihren Rinder- und Schafherden Futter zu verschaffen. Dieses Nomadenleben ist natürlich, weil weniger mit Arbeit verbunden, dem faullenzenden Nama viel mehr zusagend als die stramme Arbeit auf dem Felde und im Garten. Und doch haben sich eine ganze Anzahl von Leuten, verlockt durch die schönen Erträge, welche die Missionare ernteten, sich ebenfalls dem Ackerbau gewidmet, der aus natürlichen Gründen vielfach in den Betten der nur periodischen Flüssen betrieben wurde. Kurz, der Zustand in den vierziger und fünfziger Jahren war ein erträglicher, und mit Zufriedenheit konnte man auf die Entwickelung europäischer Kultur in diesem von der Natur recht vernachlässigten Lande blicken.

Da entstand aber den Nama plötzlich eine drohende Gefahr und zwar von Seiten eines Volkes, das bisher nur die Rolle von Sklaven gespielt hatte. Schon im Laufe der vierziger, aber ganz besonders während der fünfziger Jahre war vom Norden her immer zahlreicher das Volk der (dunkelfarbigen) Herero in das Land gedrungen, nicht auf einmal, sondern in einzelnen Trupps, und hatten sich zum Teil als

Knechte an die herdenbesitzenden Nama verdungen. Mit der Zeit hatten sie sich aber bereichert und sich ausgedehnt. Es kam zu Reibereien, Schlägereien und Kämpfen, in denen anfangs die Nama unterlagen, bis diese den Jonker Afrikaner, einen im Süden ansässigen Namahäuptling, zu Hilfe riefen. Nicht mit Unrecht hat man ihn den „Napoleon des Südens“ genannt. Hochbegabt und ungewöhnlich klug und schlau, wußte er im kurzen nicht nur die fremden Eindringlinge zurückzuschlagen, sondern — er verlegte seine Residenz nach dem Norden — sich die Oberherrschaft im ganzen Lande zu sichern. Mit den Europäern, insbesondere mit den Missionaren stellte er sich auf verhältnismäßig guten Fuß, so daß er auch von dieser Seite nichts zu befürchten hatte. Den einzelnen Stammeshäuptlingen ließ er ziemlich freie Hand, wachte aber eifersüchtig darüber, daß nicht etwa hinter seinem Rücken irgend welche Machinationen vorgenommen wurden, während er im Stillen alles that, um die einzelnen Machthaber gegeneinander zu hetzen. — 1861 starb er; in derselben Nacht floh einer seiner Hirten, Katjamaha, mit einer großen Anzahl der Herden Jonkers zu seinen Landsleuten, den Herero. Diese hatten sich in der Stille, angestiftet und angeführt von zwei Europäern, dem bekannten schwedischen Reisenden und Elefantenjäger Andersson und dem Engländer Gilen, gesammelt und den Nama den Krieg erklärt. Wußten sie doch, daß Jonkers Sohn und Nachfolger Christian Afrikaner, in jeder Beziehung seinem Vater unähnlich war. Die Schlacht bei Otyimbingué (Juni 1863) entschied sich zu gunsten der Herero, an deren Spitze als Oberhäuptling der schlaue Kamaharero, der Sohn jenes Katjamaha, sich stellte. Die nächsten Jahre befestigten die Herrschaft der Herero im nördlichen Teile, während Jan Afrikaner, der Nachfolger des unfähigen Christian Afrikaner, sich noch immer die Suprematie über die andren Namahäuptlinge zu wahren wußte. Eine Reihe von Kämpfen, unter denen natürlich besonders auch die Missionsstationen litten, erfüllten die sechsziger Jahre.

Endlich wurde im September 1870 eine Art Friede geschlossen, der insbesondere durch den um die Hereromission, besonders aber um die Erforschung der Hererosprache hochverdienten Missionar Dr. Hugo Hahn herbeigeführt wurde. Der augenblickliche Besitzstand sowie die nationale Unabhängigkeit der Herero wurde anerkannt und bestätigt.

Wir deuteten schon oben an, daß auch besonders die Missionsstationen unten den Wirren gelitten hätten. Wiederholt hatten diese sich mit dringenden Bitten an die preußische Regierung um Schutz gewandt. Es war, und das muß man ja beiden kriegführenden Teilen nachsagen, den Missionaren kein unmittelbarer Schade zugefügt worden, es hatten sich im Gegenteil öfters erfreuliche Beweise von Rücksichtnahme gegen die Missionare und ihre Wünsche gezeigt — aber dennoch hatten selbstverständlich der Krieg, oder besser die einzelnen Kämpfe und Räubereien, denn darauf lief meistenteils das Ganze hinaus, vielen Schaden angerichtet. Die allgemeine Unsicherheit hinderte die fernere Entwickelung der missionarischen Bestrebungen in kultureller Beziehung, während die jahrelangen Kriegszüge besonders auch in sittlich-religiöser Beziehung manches zerstörten, was bis dahin geblüt hatte. — Aber die preußische Regierung, späterhin der Norddeutsche Bund und das neue Deutsche Reich hatten dazumals ganz andre Dinge zu erledigen, als die Pacifizierung von Südwestafrika, und verwiesen deshalb wiederholentlich die Barmer Mission, welche sich an die betreffenden Stellen gewandt hatte, an die englische Regierung, bezw. an das Cape Government. Dieses ernannte denn auch einen Kommissar in der Person eines Mr. W. C. Palgrave, der aber im Herero- und im Namalande eine ziemlich klägliche Rolle gespielt hat. Sein Bestreben, das Land unter englischen Schutz zu stellen, fand sogar unter den Häuptlingen Anklang, ganz besonders aber natürlich bei den Europäern. Ja, sie erklärten sich sogar bereit, Steuern zu zahlen, wofür ihnen dann feierlichst der weitgehendste Schutz verheißen wurde. Um dem Cape Government ein Bild von Land und Leuten geben zu können, reiste Her Majesty's Commissioner im Lande umher und ließ überall Photographieen aufnehmen. Dadurch hat er sich ein bleibendes Verdienst um das Land erworben. Das war aber auch fast das Einzige, was er geleistet. Er war ein „dear, good fellow“, wie ihn eine kapsche Zeitung sarkastisch nannte — aber er unterschätzte die nationalen und die Rassenleidenschaften, die in den beiden Völkern, insbesondere aber in den Herero, schlummerten. Mitten im tiefsten Frieden, Sommer 1880, entwickelte sich aus einer Prügelei zwischen Nama- und Hererohirten ein Krieg, der in mehr als einer Beziehung hoch dramatisch begann. Kamaharero ließ, wie seiner Zeit Karl IX. in der Bartholomäusnacht die Hugenotten, in einer Nacht alle Nama, die sich in seinem Dorfe befanden, niedermetzeln und gab den Befehl, dasselbe im ganzen Lande zu thun. Voller Wut griffen natürlich die Nama zu den Waffen und Mr. Palgrave — die Flucht nach der Kapkolonie und ließ die seinem Schutze anvertrauten Europäer in Stich. Es brach ein mörderischer Krieg aus, der nicht nur die Nama an den Rand des Verderbens brachte, sondern vor allem schonungslos auch gegen Hab und Gut der Europäer wütete. Der oben erwähnte Dr. Hahn, der unterdessen Pastor an der deutschen Gemeinde in der Kapstadt geworden war, trat in den Riß und versuchte im Namen und Auftrag des Cape Government (1884) die kämpfenden Parteien zum Frieden zu bewegen, aber ohne nachhaltigen Erfolg. Die Grausamkeiten häuften sich, die gegenseitigen „Abschießereien“ und Räubereien nahmen so überhand, daß schließlich beide Parteien ganz ermattet waren. Jedenfalls war der Sieg auf Seiten der Herero.

Um diese Zeit war es, als Lüderitz einen Teil jener vom Kriege verwüsteten Länder erwarb. Der traurige Ausgang der Lüderitzschen Unternehmungen ist bekannt. Es wäre nicht dazu gekommen, wenn man damals und später auf den nunmehr verstorbenen vormaligen Missionsinspektor von Barmen, Dr. Fabri, gehört hätte. Er warnte vor jeder Überstürzung — aber umsonst. Im Namen des Deutschen Reiches schloß Nachtigal Schutz und Trutzbündnisse mit einigen Negerhäuptlingen, späterhin der nunmehr auch verstorbene deutsche Generalkonsul Bieber in Kapstadt mit Maharero. Es würde uns zu weit führen, wollten wir ins Einzelne gehen. So viel ist sicher, daß die deutsche Regierung sich dem schlauen und gewissenlosen Maharero, dem Häuptling der Herero, gegenüber manche Blöße gegeben hat. Maharero hatte z. B. hinter dem Rücken der Deutschen mit dem Engländer Lewis einen Separatvertrag abgeschlossen, der diesem die weitgehendsten Rechte auf Land und Leute einräumte. So sollte z. B. dieser allein das Recht auf Ausbeutung der Bodenschätze haben, er befugt sein, Missionare ein- und abzusetzen und sie des Landes zu verweisen u. s. w. Der deutsche Reichskommissar Dr. Goering und sein Kanzler, Referendar Nels, haben das Beste gewollt, haben aber eigentlich nichts ausgerichtet. Die Instruktionen, welche sie vom auswärtigen Amte erhalten hatten, banden ihnen völlig die Hände, so daß sie thatenlos zusehen mußten, wie die Deutschen und die deutschen Interessen den Launen und der Willkür eines Maharero und seines Günstlings Lewis und der übrigen großen oder kleinen Machthaber preisgegeben waren. Man schickte freilich eine Schutztruppe von 25 Mann unter dem Befehle der Gebrüder v. François hin, aber auch diese sind thatsächlich pro nihilo dort, da sie nichts zum Schutze der Deutschen thun, weil — laut Instruktion — nicht thun dürfen. Das war um so trostloser, als unterdessen der Krieg von neuem losgebrochen war.

Den Nama war nämlich ganz plötzlich ein Erretter erstanden und zwar in der Person des Hendrick Witbooi. Er

war der Sohn des Häuptlings Moses Witbooi auf Gibeon. Er war geistig so hoch begabt, daß ihn der Ortsmissionar zum Stationalgehülfen, also zu einer Art Lehrer oder Hilfsprediger ausbildete. Von schwärmerischer religöser Gemütsart, bildete er sich bald ein, daß Gott ihn zum Heiland und Erretter seiner Stammesgenossen, der Nama, erwählt habe. Infolge angeblicher Offenbarungen entschloß er sich zu einem Rachekrieg gegen die Herero, der aber nichts andres war als fortwährende Raubzüge gegen das Hereroland, das in der That schutzlos dastand, weil Hendricks unleugbare Thatkraft und Schlauheit fast überall den Sieg davontrug. Da hätte die deutsche Regierung energisch eingreifen sollen. Was Wißmann unter viel schwierigeren Verhältnissen in Ostafrika fertig gebracht hat, das hätte sie auch ohne große Machtentfaltung in Nama und Hereroland erreichen können. Sie hat aber gleich von vornherein einen großen Fehler gemacht. Sie hätte, statt Männer, welche zwar vorzügliche Beamte in heimischen Verhältnissen sind, aber keine blasse Ahnung von Land und Leuten Südwestafrikas hatten, dorthin zu senden, solche Männer zu ihren Bevollmächtigten ernennen sollen, welche der verschiedenen Sprachen kundig und vertraut waren mit all den schwierigen Verhältnissen, vor allem aber eine genaue Personalkenntnis hatten. Es ist das wieder die leidige deutsche Art, immer nur solche Personen an die betreffenden Stellen zu beordern, welche in folge eines Examens Brief und Siegel haben, statt wie die Engländer und Holländer, diese geborenen Kolonialpolitiker, jeden, der die Verhältnisse genau kennt und das Herz auf dem rechten Flecke hat. So aber dienen unsre deutschen Beamten und die ganze deutsche Regierung nur zum Gespött der Engländer und der Eingebornen, welche auch nicht die geringste Spur von Achtung vor uns Deutschen mehr haben. Maharero hat doch recht gehabt, wenn er damals, als die Engländer und die Deutschen sich um seine Gunst bewarben, höhnisch ausrief: „Da kommen die Engländer und wissen nicht genug die Macht ihrer Königin zu rühmen, und dann die Deutschen, welche ihren Kaiser als den mächtigsten Herrscher der ganzen Welt preisen. Das muß doch beides nicht wahr sein. Ich bin offenbar mächtiger als sie beide, sonst würden sie mich doch nicht so anbetteln".

Er hatte recht, der alte Fuchs, wenigstens in bezug auf den guten deutschen Michel, der sich lieber Fußtritte geben läßt, als sich wehren.

Unterdessen plündert Hendrick ruhig weiter. Sein Rivale Maharero ist in hohem Alter, am 7. Oktober 1890 gestorben. Interessant ist es, daß bei seinem Begräbnis die verschiedenartigsten Dornarten herbeigeschleppt und auf den Sarg gelegt wurden. Man that das in Erinnerung an das Wort des Verstorbenen, daß die Nama sich wie die Dornen stechen und zersetzen würden. Da das ja in der That der Fall ist, legten die Herero den Worten eine weissagende Bedeutung bei, und wollten, durch Häufung der Dornen auf des verstorbenen Häuptlings Grab, diesem die Möglichkeit geben, auch nach seinem Tode die Feinde zu entzweien.

Der Nachfolger Mahareros ist sein Stiefbruder Kavazeri, der aber besonders in politischer Beziehung so unfähig ist, daß Samuel, der Sohn des alten Häuptlings, der schon bei Lebzeiten seines Vaters an den Regierungsgeschäften teilnahm, der eigentliche Herrscher ist. Die Europäer erwarten auch von ihm nicht viel Gutes. Deshalb sieht man mit großer Sorge in die Zukunft, besonders, da, wie man hört, Hendrick Witbooi sich mit englischer (privater) Hilfe (Munition u. s. w.) anschickt, sich zum Herrn des ganzen Landes zu machen. Es wird ihn niemand daran hindern können, falls sich die deutsche Regierung nicht entschließt, seinem räuberischen Treiben ein Ende zu machen. Das ist jetzt aber um so schwerer geworden, als er von den Nama, wenigstens von einem großen Teil derselben, als eine Art Nationalheros gepriesen wird, wofür er sie nebenbei auch hier und da ausplündert.

So viel ist sicher, so lange diese ungesunden Zustände dort herrschen, kann von einer fruchtbringenden Kolonisation des Landes nicht die Rede sein. Und wenn die Zeitungen neuerdings die Nachricht brachten, daß die deutsche Regierung zur Unterstützung etwaiger Ansiedelungsversuche eine Summe Geldes ausgeworfen habe, so will das nichts bedeuten. Erst Ruhe im Lande, dann wird das andre sich schon finden. Deutsch-Südwestafrika ist nicht so schlimm, wie sein Ruf. Die Pioniere deutscher Kultur, die deutschen Missionare haben blühende Stationen geschaffen, die zum Teil, trotz aller Kriegs- und Raubzüge, noch jetzt das Staunen aller Reisenden hervorrufen.

Costaricanische Schmuckgeräte aus Gold und Kupfer.

Von Dr. Max Uhle.

Im Jahre 1889 veröffentlichte Herr Lüders (Der große Goldfund in Chiriqui im Jahre 1859) 46 Bleizeichnungen goldener Gegenstände, welche einem nahezu 1 000 000 Dollars werten Fund antiker Goldgeräte entstammten, nach der Abzeichnung aber sämtlich eingeschmolzen zu sein scheinen. Diese Bleizeichnungen bilden sehr wichtiges Material für unsre Kenntnis der zentralamerikanischen Metallurgie. Außerdem bildete Herr Holmes in Ancient Art of the Province of Chiriqui (Washington 1888) einige Goldarbeiten der Gegend ab, an welchen man die Richtigkeit der von Herrn Lüders veröffentlichten Zeichnungen ermessen kann.

„Globus" hat in Bd. LIX auch einige dieser Gegenstände gebracht, so daß ich noch einige Abbildungen von Metallgeräten der Gegend von Cartago in Costarica, welche sich im Charakter jenen seltenen Abbildungen anschließen, hier untergebracht zu sehen, mit Dankbarkeit begrüße.

Diese Metallgeräte bilden mit andern solchen einen äußerlich wichtigen, an Umfang aber doch nicht so beträchtlichen Teil der wichtigen Sammlung Troyo, welche der Haciendenbesitzer dieses Namens auf seinem Grund und Boden im Thal von Aguacaliente bei Cartago dem Erdboden enthoben und dem Staate Costarica vermacht hat.

Die Notizen, welche die Beschreibungen geben, sind teils den photographischen Reproduktionen (im Besitz von Herrn Polakowsky), teils einem Cataloge der Goldgeräte dieser Sammlung, Anales del Museo nacional de Costarica 1887, I, verfaßt von dem Direktor des Museums, Herrn Alfaro, entnommen.

Fig. 1. Schmuckplatte (von Männern, namentlich im Kriege, auf der Brust getragen). Dünnes Gold, gehämmert, die den Rand einfassenden Buckel sind von der Rückseite aus herausgehämmert. Gewicht 47 g. In der Mitte ein Affe in laufender Bewegung, seinen in einen Schlangenkopf endigenden Schwanz haltend. Die Figur ist in schwachem Relief und mit Grabstichel-Gravüren von der Vorderseite aus schärfer begrenzt.

Fig. 2. Schmuckplatte gleicher Art. Dünnes Gold, gehämmert. Gewicht 30 g. Im Mittelteil ein von vier Strahlen eingefaßtes Gesicht mit Stirnhaar, Ohren, Zeichnungen an Backen und Kinn und zwei vielleicht Lippen-

Fig. 1. Gold. 1/2 natürl. Größe.

Fig. 2. Gold. 1/2 natürl. Größe.

Fig. 7. Vergoldetes Kupfer. Natürl. Größe.

Fig. 5. Gold. 1/2 natürl. Größe.

Fig. 3. Gold. Natürl. Größe.

Fig. 6. Gold. Natürl. Größe.

Fig. 8. Gold. Natürl. Größe.

Fig. 4. Gold. Natürl. Größe.

schmuck andeutenden Linien am Munde. Das Bild ist nur in erhöhten Konturen ausgeführt (Technik der Linien wie die der einfassenden Punkte). Schmuckplatten gleicher Art und Verwendung sind nach Süden zu bis über Colombia verbreitet gewesen, wahrscheinlich auch über die Antillen. (Ähnliche Schmuckplatten von Antioquia, Colombia, bei den Herren Stübel, Reiß, Koppel, Kult. und Industr. südam. B. I, T. 23). Vergl. auch Jahresber. d. Ver. f. Erdkunde, Dresden 1883, 123. Überraschend ähnliche goldene Brustplatten werden auf Kisser und Latti zwischen Celebes und Neu Guinea (Belege in der Samml. Jacobsen im Berliner Museum) getragen.

Fig. 3. Adler (als Gehänge). Wenig feinhaltiges Gold, gegossen. Gewicht 34 g. (Man vergleiche Herr Lüders, Nr. 40, 41, Herr Holmes, S. 33.)

Fig. 4. Pelikanartiger Vogel (als Gehänge), aus drei Kettengliedern bestehend, beweglich. Gold, gegossen. Gewicht 27 g. Ein ähnlicher Vogel mit einem Fisch als Fraß bei Herrn Lüders, Nr. 34.

Fig. 5. Vogel oder Insekt (als Gehänge). Die Zacken der Flügel begünstigen die Deutung als Vogel, die Spiralen am Kopf, wenn nicht ein bloßes Ornament oder einen Fraß vorstellend, die als Insekt. Gold, gegossen, Gewicht 56 g.

Fig. 6. Paar Vierfüßler (als Gehänge), an den Klauen einer Seite verbunden, mit symmetrischer Außendrehung der Köpfe. Gold, gegossen. Gewicht 50 g. Die Schwänze enden in Schlangenköpfe. Die Tiere stellen vermutlich Pumas dar (vergl. Herr Holmes, S. 45).

Fig. 7. Ungeheuer, halb Mensch, halb Tier (als Gehänge) „Kupfer, vergoldet“. Gewicht 20 g. Der Rumpf der Figur scheint menschlich, doch laufen die unteren Extremitäten in Schlangenköpfen aus, die Arme sind schlangenartig gebogen und Ausläufer in der Mitte stellen vielleicht ein drittes und viertes oder ein fünftes und sechstes Tierbein dar, zu dem Kopf, welcher der eines reißenden Tieres ist. Der viereckige, zweiseitig klaffende Kopfschmuck stellt nur eine an Kopf und Schwanz beköpfte Schlange dar, deren Köpfe am linken und rechten Ende vortreten. Man vergleiche Herr Holmes, S. 43, ein Gefäß von Hebejico in Colombia mit ähnlicher Darstellung (im Berliner Museum) und zahlreiche ideell verwandte Darstellungen aus Peru.

Fig. 8. Kleiner Ring mit Tierfigur. Gold, gegossen. Gewicht 5 g. Als Fingerring nicht sicher, da ein Aufhängering am Kopf des Tieres ist.

Offenbar sind die Mehrzahl der Gegenstände Halsgehänge gewesen. Sie hatten gewiß mindestens zum Teil talismanische Bedeutung. Fig. 7 erweist das. Glaube an Abkunft (zumal ganzer Stämme) von den Tieren und Glaube an persönliche Schutzmacht von Tieren durchdrang in unendlich weiten Gebieten Amerikas das Denken der Volksseele.

Die merkwürdige „Vergoldung“ von Fig. 7 kann nur mit Kenntnis des Originals näher festgestellt werden (man vergleiche auch Herr Holmes, S. 38 fg.). Sonst ist die Technik eine doppelte: Hämmerung (resp. Gravüre) und Guß. So stehen, und mit ganz ähnlichen Erzeugnissen, auch beide Techniken in Colombia nebeneinander.

Herr Holmes wundert sich über die Häufigkeit und Mannigfaltigkeit der Legierungen von Gold und Kupfer. Die Unreinheit der gegossenen Goldgegenstände vieler amerikanischer Gebiete (besonders der minder zivilisierten) ist von jeher aufgefallen. Sie hatte nicht zum Grund den Mangel des Goldes (wie ich im Text zu der Herren Stübel, Reiß, Koppel Werk, S. 62 für Cundinamarca geäußert hatte), sondern den Vorteil des Besitzes des Kupfers. Kupfer hat man in Costarica, ja auch bei Cartago.

Wo Kupfer fehlte, mußten sich die Goldschmiede meist auf das Hämmern beschränken. Kupfer erleichterte die Gußtechnik. Reines Gold läßt sich vorzüglich hämmern. Das Hämmerverfahren ist das einfachste, das primitivste. Es ist bekannt, daß Gold schwer schmilzt, und Fachleute, deren Rat für Ergründung des Gußverfahrens der Eingebornen zu Hilfe gezogen wird, pflegen oft auf der Bedingung, daß die Eingebornen Flußmittel kannten, zu bestehen. Gold schmilzt bei 829° R., Kupfer noch schwerer, bei 960° R., Kupfer und Gold legiert, aber schmelzen leichter als beide. Es ist bemerkenswert, daß die Eingebornen diese Kenntnis besaßen und sich zu Nutze machten, sofern sie Kupfer hatten. Daher die Güsse von wenig feinhaltigem Golde.

In einem costaricanischen Bericht von 1610 bei Herrn Peralta, Costarica y Colombia 1886, 27 heißt es: „Ihre geringe Kunstfertigkeit zwingt sie, Kupfer zuzusetzen, um das Gold zu gießen, weshalb dasselbe von geringem Gehalte ist. Aber in den Schilden und Schaumünzen (als Hals- und Brustschmuck gebraucht), bei denen sie das Gold nur durch Schlagen ausdehnen, ohne die Notwendigkeit es zu legieren, zeigt sich die Feinheit des Goldes, die bis zu 22 Karat beträgt.“

Und in Walter Raleighs Bericht seiner Reise nach Guiana 1595 (Richard Hakluyt, Voyages, Navigations, Trafiques, and Discov. 1600, III, 656) heißt es von den Epuremei (anscheinend im östlichen Venezuela): „Er erzählte mir, daß das meiste Gold, welches sie zu Schüsseln und Gebilden benutzten, nicht aus dem Gestein gewonnen wurde, sondern daß sie es am See von Manoa und in vielen andern Flüssen in reinen Goldkörnern sammelten und in Stückchen, so groß wie kleine Steine, und daß sie es mit einem Teil Kupfer mischten, da sie es sonst nicht bearbeiten konnten und sie benutzten einen großen irdenen Topf mit Löchern ringsum denselben herum, und wenn sie Gold und Kupfer zusammengemischt hätten, dann befestigten sie Rohre an die Löcher und erhöhten durch Zublasen von menschlichem Atem das Feuer, bis das Metall flüssig wurde und dann gossen sie es in Formen von Stein und Thon und so machten sie jene Schüsseln und Gebilde.“

Daher also das Gold, wie Herr Andree, Die Metalle bei den Naturvölkern 1884, 155 anführt, so häufig 12 oder 14 karätig.

Die verlorenen zehn Stämme Israels können nicht zur Ruhe gelangen, sie bilden eine Art ethnographischer Seeschlange und sind nun bald bei allen Völkern gesucht worden, bei solchen namentlich, wo Beschneidung, Speiseverbote, Leviratsehe und krumme Nasen vorkommen, Dinge, die recht häufig auf dem Globus bei einander sind. Den Anspruch auf Neuheit hat jedenfalls eine Ansicht, die der bekannte Arabienreisende Dr. Eduard Glaser jetzt (Allgem. Ztg. des Judentums, 7. August 1891) ausspricht. Er sucht aus Jeremias nachzuweisen, daß die zehn Stämme „im Norden“ wohnten und das Nordland ist die Gegend nördlich von Medien, also im allgemeinen der Kaukasus mit Nachbarschaft. Von hier aus entwichen die Gefangenen in die Uferländer am Kaspischen und Asowschen Meere, „von wo aus der Weg nach dem östlichen Europa bis Polen und Litauen förmlich vorgezeichnet war“. Der Handel wies den Israeliten den Weg. „Also meine Ansicht geht dahin, daß die osteuropäischen Israeliten, d. h. die russischen, deutschen und österreichischen, das Gros der Nachkommen der eigentlichen Kinder Israels sind.“ Wir sagen dazu nur Credat Judäus Apella! A.

Zur Geschichte der Ehe.

Von Dr. M. Winternitz. Oxford.

III.

(Schluß.)

Eine ergiebige Quelle für Rückschlüsse auf primitive Gesellschaftsverhältnisse glaubte man in der Nomenklatur der Verwandtschaftsgrade bei den verschiedenen Völkern gefunden zu haben.

L. H. Morgan hat die Verwandtschaftsnamen von nicht weniger als 139 Völkern gesammelt und untersucht und hat darauf weitgehende Schlüsse auf primitive Eheverhältnisse gezogen. Er geht dabei von dem Gedanken aus, daß die Verwandtschaftsnamen auf thatsächlichen Verwandtschaftsverhältnissen beruhen und daher zu Schlüssen auf primitive Eheverhältnisse berechtigen. Wenn wir daher bei den malaiischen Völkern finden, daß mit dem Namen „Vater" auch die Brüder von Vater und Mutter bezeichnet werden und daß es überhaupt nur Bezeichnungen für Verwandte derselben Generation giebt ohne Rücksicht auf nähere oder entferntere Verwandtschaft, so glaubt Morgan daraus schließen zu können, daß bei diesen Völkern ursprünglich „Gruppenheirat" geherrscht habe, wo alle Brüder, Schwestern und Geschwisterkinder derselben Generation eine „Kommunalehe" bildeten, und daß man aus dieser Stufe einen Rückschluß auf vorhergegangene Promiscuität machen könne.

Die Grundlagen von Morgans Theorien sind vielfach angegriffen worden, am schärfsten wohl jüngst von Starcke[41]), der zu dem Schlusse kommt, daß Morgans Hypothesen gänzlich unwissenschaftlich und nur geeignet sind, wenn man dieselben nicht gänzlich ignorirt, die Frage zu verwirren.

Starcke sucht seinerseits zu beweisen, daß die Verwandtschaftsnamen ursprünglich nicht auf Blutsverwandtschaft hinweisen, sondern vielmehr die rechtlichen Beziehungen zwischen den Mitgliedern einer Sippe zum Ausdrucke bringen.

Auch Westermarck bestreitet, daß die von Morgan angezogenen Verwandtschaftsnamen von Anfang an Bezeichnungen für Blutsverwandtschaft waren. Er geht von etwas allgemeineren Gesichtspunkten aus und macht es im höchsten Grade wahrscheinlich, daß die Verwandtschaftsnamen aus Ansprachen entstanden sind, und daß diese Ansprachen nicht so sehr auf genaue Bezeichnung des wirklichen Verwandtschaftsverhältnisses abgesehen waren, als auf Unterscheidung von Geschlecht, Alter und den äußerlichen Verhältnissen, in denen die Sprechenden zueinander stehen.

Es ist nachgewiesen worden, daß in den meisten Sprachen die Bezeichnungen für Vater und Mutter aus Lallworten wie „Papa" und „Mama" entstanden und aus der Kindersprache in die Sprache der Erwachsenen übergegangen sind. Und wenn Kinder diese Bezeichnungen nicht auf Vater und Mutter beschränken, sondern auf männliche und weibliche Verwandte derselben Generation ausdehnen, so kann man doch gewiß darauf keine weitgehenden Schlüsse bauen. Wir finden überdies, daß ganz allgemeine Ausdrücke wie Vater, Mutter, Großvater, Großmutter auf alle Leute überhaupt ausgedehnt werden, und man sollte es kaum für nötig halten, darauf hinzuweisen, daß Bezeichnungen wie „Väterchen" und „Mütterchen" für alte Leute keine Schlüsse auf primitive Eheverhältnisse gestatten.

Sehr lehrreich sind in dieser Beziehung die Südslaven. Wenige Völker haben ein so reich entwickeltes System von Verwandtschaftsnamen aufzuweisen, wie es Krauß[42]) bei den Südslaven nachgewiesen hat. Und doch finden wir auch bei den Südslaven eine große Freiheit im Gebrauche von Verwandtschaftsnamen im alltäglichen Leben. So wird mit seko, „Schwesterchen", ein unverheiratetes junges Mädchen angesprochen. Man sagt snaho, „Schnur", zu einer jungen Frau, während mit strino „Frau des Vatersbruders", „ein unbekanntes Frauenzimmer, das in den mittleren Jahren steht" angesprochen wird. Ebenso werden čiča und striko, Bezeichnungen des Oheims, in der Anrede an ältere Männer gebraucht. Die Frau nennt in Serbien den ältesten Bruder des Gatten djever, während die übrigen Schwäger Kosenamen erhalten, wie brato, „Brüderlein". Ebenso wird die jüngste Schwägerin von der Frau des Mannes mit seja, „Schwesterlein", angesprochen. Geschwisterkinder reden sich gewöhnlich als Brüder (braća) und Schwestern (sestre) an[43]).

Aehnliche Beispiele für den vagen Gebrauch von Verwandtschaftsnamen ließen sich von andren Völkern beibringen, welche noch klarer zeigen würden, wie unhaltbar alle auf die Normenklatur der Verwandtschaftsgrade gestützten Hypothesen sein müssen.

Die Thatsachen, welche zur Hypothese des Matriarchats geführt haben, — daß bei zahlreichen Völkern die Kinder nicht nach dem Vater, sondern nach der Mutter benannt werden, und daß bei der Erbfolge nur die weibliche Linie in Betracht kommt —, haben McLennan zu gleicher Zeit als Stütze für die Hypothese der Promiscuität der Urzeit gedient. Er nimmt nämlich an, daß Muttersolge nur aus Unsicherheit der Paternität erklärt werden könne, und daß diese Unsicherheit auf einen Zustand von Promiscuität hinweise.

Es ist hier nicht der Ort, näher auf die Hypothese des Matriarchats[44]) einzugehen. Westermarck bemüht sich zu beweisen, daß die Mutterfolge[44]) nicht bei allen Völkern der Vatersolge vorausgegangen sei, indem er eine große Anzahl von Belegen für patriarchalische Zustände bei vielen sehr primitiven Völkern anführt. Ich sehe aber nicht recht, wozu diese Aufzählung dienen soll. Darüber kann ja gar kein Zweifel sein, daß die Unterjochung der Frau und der Übergang zum Patriarchat (wenn es einen solchen Übergang gegeben hat), einer sehr frühen Kulturstufe angehören. Und es würde an und für sich gar nichts gegen die Hypothese des Matriarchats sprechen, wenn wir auch weniger Spuren von Mutterfolge fänden als es thatsächlich der Fall ist. Wenn daher auch Leist in seinem Werke „Altarisches Jus Gentium" und Delbrück in seiner Abhandlung über die indogermanischen Verwandtschaftsnamen sich neulich so viel Mühe gegeben haben, nachzuweisen, daß bei den indogermanischen Völkern jede Spur von Matriarchat geschwunden sei, so beweisen sie, glaube ich, nur, was jedermann erwartet. Es kann keinem Zweifel unterliegen, daß die Indogermanen vor der Trennung durch viele Stufen der Entwickelung durchgegangen und bereits auf der Stufe einer patriarchalischen Familie angelangt waren. Nicht nur die sprachlichen Thatsachen, wie Delbrück unwiderleglich gezeigt hat, weisen darauf hin, sondern auch die Hochzeitsgebräuche. Eine Vergleichung der indogermanischen Hochzeitsgebräuche läßt keinen Zweifel darüber, daß das Urvolk bereits die Ehe durch Kauf kannte. Wenn daher von Matriarchat bei indogermanischen Völkern die Rede ist, so kann damit nur gemeint sein, daß es so weit in der Urzeit zurückliege, daß wir nicht mehr als höchstens die allerspärlichen Überlebsel erwarten dürfen. Daß Dargun

in seiner Schrift über „Mutterrecht und Raubehe" gar so viele Spuren von Mutterrecht bei Indogermanen und Germanen gefunden hat, genügt allein, uns gegen seine Argumente bedenklich zu machen. Und was von den Indogermanen gilt, mag auch von andern Völkergruppen gelten. Das Matriarchat gehört einer so frühen Kulturstufe an, daß wir nicht mehr als spärliche Reste desselben zu finden erwarten dürfen.

Wie immer es sich aber mit der Hypothese des Matriarchats verhalten mag, auf keinen Fall werden wir McLennans Folgerung zugeben, daß Promiscuität dem Matriarchat vorausgegangen sein müsse. Zunächst ist es eine ganz willkürliche Voraussetzung, daß von Haus aus der Vater das Haupt der Familie sein sollte, und daß, wo er es nicht ist, der Grund darin zu suchen sei, daß man den Vater nicht kennt. Ferner aber lassen sich Gründe genug anführen, welche einen engeren Zusammenhang zwischen Mutter und Kind als zwischen Vater und Kind erklären. Es ist nicht einmal nothwendig, auf die Naturvölker hinzuweisen, welchen die Mutterschaft durch den Geburtsakt von Anfang an zum Bewußtsein kommen mußte, während die physiologische Thatsache der Vaterschaft keineswegs so klar zu Tage trat; daß, wie Maine sich ausdrückt, Mutterschaft eine Sache der Beobachtung, Vaterschaft eine Sache der Schlußfolgerung ist. Es ist auch kaum nötig, daran zu erinnern, daß durch das Säugen, welches bei vielen Völkern Jahre lang fortgesetzt wird [45]), sowie durch das stete Zusammensein von Mutter und Kind in den ersten Lebensjahren ein engerer Zusammenhang zwischen Mutter und Kind gegeben ist, als zwischen Vater und Kind. Hören wir ja noch heutzutage von den Gegnern der Frauenemancipation, daß die Familie zerfallen würde, wenn die Frau an dem öffentlichen Leben teilnähme, wenn sie, wie die Phrase lautet, der Familie entzogen würde. Hören wir doch fortwährend, daß die Mütter fast ausschließlich für die Erziehung der Kinder verantwortlich sind, als ob der Vater gar keine andre Verpflichtung hätte, als für Mutter und Kind die Subsistenzmittel zu erjagen.

Daß Unsicherheit der Paternität Mutterfolge bedingt, wird aber auch durch die Thatsachen selbst widerlegt. Starcke hat auf zahlreiche Völker hingewiesen, bei welchen wir patriarchalische Zustände finden, trotzdem Vaterschaft entschieden unsicher ist. So finden wir bei den in Polyandrie lebenden Todas, daß die Kinder dem Vater gehören, trotz der natürlichen Unsicherheit bezüglich der Vaterschaft. Ja, wir finden Völker, bei denen die Kinder einem „Vater" angehören, von dem es sicher ist, daß er nicht der Erzeuger derselben war; so, wenn die Eskimos ihre Weiber dem Angekok überlassen, um ausgezeichnete Kinder zu bekommen [46]).

Auf der andern Seite ist Mutterfolge nicht immer aus Matriarchat zu erklären. Starcke hat unter andrem darauf hingewiesen, daß wir bei polygynischen Völkern häufig die Sitte finden, daß jedes Weib mit ihren Kindern in einer separaten Hütte lebt. Nichts ist natürlicher, als daß in solchen Fällen die Kinder auch nach der Mutter benannt werden. Hier ist Polygynie die Ursache von Mutterfolge.

In einer außerordentlich wichtigen Schrift [47]), welche die Grundlage für alle künftigen Untersuchungen über den Ursprung menschlicher Institutionen bilden muß, hat E. B. Tylor darauf hingewiesen, daß in der Regel Mutterfolge sich bei jenen Völkern findet, wo der Mann bei der Heirat in das Haus der Frau übersiedelt; und er hat es wahrscheinlich gemacht, daß die verschiedenen Sitten von Mutterfolge und Vaterfolge wesentlich davon abhängen, ob der Mann zur Frau ins Haus zieht, oder umgekehrt. Freilich bleibt die Frage noch unentschieden, wodurch der Wohnort der Neuvermählten bestimmt wird. Aber wie immer auch diese Frage beantwortet werden wird, man wird jedenfalls zugeben müssen, daß es bessere Erklärungen für die Mutterfolge giebt als Unsicherheit der Paternität; wodurch aber McLennans Schlußfolgerung von Mutterfolge auf vorhergegangene Promiscuität hinfällig wird.

Aus all den angeführten Gründen glaube ich, daß wir mit Westermarck die Hypothese, wonach die individuelle Ehe sich aus einem Zustand von Promiscuität entwickelt habe, als wissenschaftlich nicht berechtigt bei Seite legen müssen. Wenn es aber den Forschern, welche diese Hypothese aufgestellt haben, nicht gelungen ist, „den Schleier von dem Geschlechtsleben in der grauen Vorzeit" zu heben, so werden wir mit um so größerer Spannung den weiteren Untersuchungen Westermarcks entgegen sehen. Wird es ihm gelingen, aufzubauen, wie es ihm gelungen ist, zu zerstören? Wird es ihm gelingen, das Dunkel zu erhellen, welches noch immer über den ersten Anfängen der Raub- und Kaufehe lagert, und Licht zu werfen auf jene in mehr als einem Sinne dunkle Periode der Geschichte der Menschheit, wo die Unterjochung der Frau ihren Anfang nahm?

---

41) The Primitive Family' p. 171 ff.

42) F. S. Krauß, Sitte und Brauch der Südslaven. Wien 1885, S. 1 bis 14.

43) Krauß a. a. O. S. 7 ff., 12.

44) Ich bezeichne mit „Matriarchat" die Hypothese, wonach die Mutter in der Urzeit das Haupt der Familie bildete, während ich mit „Mutterfolge" die Thatsachen der Benennung nach der Mutter und der Erbfolge in der weiblichen Linie zusammenfasse.

45) Siehe Ploß-Bartels, II, 413.

46) Starcke a. a. O. S. 121 ff., 123, 126.

47) E. B. Tylor, On a Method of Investigating the Development of Institutions; applied to Laws of Marriage and Descent. (Journal of the Anthropological Institute, February 1889, pp. 245 ff.) Siehe S. 258.

Der König von Annam.

Von H. Seidel.

Die jüngsten blutigen Kämpfe der Franzosen mit den tongkinesischen Piraten lenken die allgemeine Aufmerksamkeit von neuem auf die ostasiatischen Besitzungen der dritten Republik. Wahre Schauernachrichten werden über die Grausamkeit laut, mit welcher beide Teile, Eingeborne und Fremde, gegen einander wüten. Am meisten leidet in diesen Wirren das unglückliche Land, das nun seit einem Jahrhundert von Räuberhorden zerfleischt wird.

Diese Plage erschien im Gefolge der Revolution von 1773, als der Usurpator Nac aus Kui-Nhon die altheimische Leh-Dynastie stürzte und sich zum Beherrscher Tongkings erhob. Bald darauf fiel ihm auch Annam zur Beute, dessen letzter angestammter König, N'Guyen-Anh, nach Siam flüchten mußte. Dort knüpfte er durch Vermittelung des Bischoffs Pigneaux de Béhaine mit dem französischen Hofe Beziehungen an, die 1787 zu einem förmlichen Bündnis führten [1]), dahin lautend, daß Frank-

---

1) Genaueres findet der Leser im Globus, Bd. LVII, S. 261, „Land und Leute in Tongking III".

Dong-Khanh, König von Annam. Nach einer Photographie.

reich gegen Überlassung der Bai von Turan und der Insel Pulo Kondor die N'Guyens in Annam restituieren sollte. Die große Revolution ließ diesen Vertrag unerfüllt, so daß der unternehmende Bischof für seinen Schützling nur private Hilfe, bestehend in Schiffen, Waffen und einem Dutzend wagehalsiger Offiziere, aufbringen konnte. N'Guyen-Anh erschien in seinem Vaterlande, schlug und tötete den Usurpator und eroberte das herrenlose Tongking, das von nun ab ein Teil des annamitischen Reiches wurde. Der glückliche Sieger legte sich den Titel „Kaiser" und den Regentennamen Gia-Long bei.

Fortan blieben die N'Guyens ungestört in ihrem Erbe, bis 1858 unter Tu-Duc, dem Vater des jetzigen Königs, der Krieg mit Frankreich ausbrach, der den Annamiten in der Folge Kambodscha, Tongking und zuletzt die eigene Unabhängigkeit kostete. Am 6. Juni 1884 wurde im Palais des französischen Residenten zu Hué das kaiserlich-chinesische Lehnssiegel feierlich zerstört und Annam unter das Protektorat der Republik gestellt. Tu-Duc nahm sich diese Niederlage derart zu Herzen, daß er in seiner Trauer selbst den großen öffentlichen Umgang durch die Straßen der Hauptstadt, eine der wichtigsten Handlungen im Leben der N'Guyen-Fürsten, ganz unterließ. Erst der junge König Dong-Khanh hat diese Gepflogenheit seiner Ahnen wieder aufgenommen und zeigt sich jetzt alljährlich an einem bestimmten Tage vor dem getreuen Volke.

Sonst ist es nicht Sitte, daß sich der Herrscher von jedermann begaffen läßt; er sieht, ohne gesehen zu werden, indem er sich im Palais hinter dünne Vorhänge begiebt oder durch die Jalusien blickt, welche seinen Palankin oder die Fenster in den Staatskabinen seiner Schiffe verschließen. In seiner Lebhaftigkeit und Wißbegierde beachtet Dong-Khanh oft scheinbar geringfügige Vorfälle. Ein neuer französischer Arzt, der die Citadelle von Hué, worin der König residiert, zu sehen wünscht, interessiert ihn derart, daß er ihn und seinen älteren Kollegen zur Audienz befiehlt[1]). Dr. Hocquard photographiert; Dong-Khanh hat davon gehört, vielleicht auch heimlich zugeschaut, als der Fremde im Palaste seine Aufnahmen machte. Jetzt muß er die Bilder vorlegen.

Dong-Khanh ist noch jung, nicht über 27 Jahre alt und völlig bartlos, von regelmäßigen Zügen und matter Gesichtsfarbe; seine Augen sind schwarz und munter, seine Nase für einen Annamiten ausnehmend wohlgebildet, nur sein Mund ist etwas groß. Er weis sich bei feierlichen Anlässen mit erstaunlicher Würde und Majestät zu bewegen. Im Verkehr mit Europäern pflegt er die Hofetiquette gern außer acht zu lassen; seine Landeskinder bleiben jedoch bis zum Minister hinauf allen Geboten des Zeremoniells streng unterworfen. Fortwährend stehen Mandarinen vom ersten bis zum dritten Range in einem benachbarten Palais zur Verfügung des Königs. Nur zu häufig erscheint ein Eunuch und ruft diesen oder jenen der graduierten Herren zur Dienstleistung auf. Zwanzig Schritt vor dem Herrscher fällt der Gerufene auf die Kniee und beugt das Haupt, indem er das Abzeichen seines Standes, ein kleines Elfenbeinscepter, gerade vor das Gesicht hält. In dieser Stellung verharrt er, bis Dong-Khanh ihn näher befiehlt; dann erhebt er sich, um dicht vor der Majestät von neuem in die Kniee zu sinken und mit leiser Stimme die gewünschten Antworten zu erteilen.

Der König arbeitet in der Regel an einem zierlichen Schreibtisch, der in einem mit kostbaren Waffen geschmückten Saale aufgestellt ist. Sein jüngerer Bruder oder ein Mandarin legt ihm die Zuschriften und Berichte vor, die er entweder liest oder, wenn er ermüdet ist, von einigen der geschicktesten Frauen des Harems sich vorlesen läßt. Geheime Depeschen und sonst vertrauliche Meldungen kommen allerdings nicht in die Hände der Schönen. Dong-Khanh hat sehr viel zu thun; früh um 5 Uhr verläßt er sein Lager und bringt den größten Teil des Tages mit Regierungsgeschäften zu, denn die Zahl der einlaufenden Rapporte ist Legion. Der König schreibt stets mit roter Tinte, richtiger mit roter Farbe, da er nach Landessitte einen kleinen Pinsel, nicht eine Feder benutzt. Seine Wünsche, die er in Gestalt von Anmerkungen den Berichten zufügt, werden sofort den betreffenden Ministern zur Nachachtung übermittelt. Den Wacht- und Eilbotendienst versehen die Krongarden oder Thi-vé; in den Seitenräumen der Gänge und Säle halten sich Polizeiposten verborgen.

Des Königs gewöhnliche Erholung ist ein mehrstündiger Spazierritt auf seinem munteren schwarzen Leibroß. Auch dem Theater ist er nicht abhold, was schon daraus hervorgeht, daß er gelegentlich selbst ein Stück für die aus 45 weiblichen Personen bestehende Hoftruppe schreibt. Auswahl und Unterricht dieser Künstlerinnen überwacht die Königin-Mutter. Sie hält auch den königlichen Harem in Obacht, der immer ziemlich reichlich besetzt ist. Tu-Duc z. B. hatte nicht weniger als 104 Frauen. Sie zerfallen in neun Klassen, jede verschieden betitelt und besoldet, ja sogar ihre Kleidung richtet sich nach der Klasse, welcher sie angehören. Ihren Unterhalt bestreitet der Staat; die erste Frau, also die eigentliche Königin „Hoang-qui-phi" empfängt jährlich an Geld 1000 „Schnüre" [1]) oder 800 Franks, dazu 250 Maß schwarzen und 50 Maß weißen Reis und 60 Stück Seidenzeug zu ihrer Toilette. Recht kärglich sind die Frauen 9. Ranges gestellt; sie erhalten 33 Sapekenschnüre, 180 Maß schwarzen, 36 Maß weißen Reis und 12 Stück Seidenzeug. Über die Haremsschönen wacht eine bestimmte Zahl älterer Weiber, denen zugleich der Oberbefehl über die Hunderte von uniformierten Dienerinnen (nucong) zusteht. Alle Morgen wählen sie die für den König und seine Mutter erforderlichen Frauen und Dienerinnen aus. Letztere sind mit einem großen Säbel bewaffnet und hüten sorgfältig die Eingänge zu den königlichen Privatgemächern.

Für die Hoftafel sorgt ein Heer von 100 Köchen; daneben sind 500 vong-tranh oder Jäger angestellt, die das größere Wild zu beschaffen haben, und ferner noch 50 Mann, die als königliche Vogelschützen amtieren. Selbstverständlich giebt es auch königliche Fischer und Salanganensucher, je 50 an der Zahl, und schließlich kommen noch die 50 tuong-travien, d. h. Theeaurichter, dazu, so daß das Küchenpersonal des annamitischen Herrschers im ganzen 800 Personen umfaßt. Außerdem hat jede Provinz verschiedene Tafelspenden in Natura zu leisten; so lieferte Kochinchina das bei Dong-Khanh sehr beliebte Kaiman-Fleisch; in Hué wird der königliche Tafelreis, eine besonders feine Art, gezogen; Tongking muß die ersten reifen Letschi-Früchte senden; die Provinz Ba-Tuc giebt Fische, Krabben und Mangusten. Natürlich suchen die Beamten bis zum Finanzminister hinauf von diesen Tafeltributen einen Anteil für sich beiseite zu schaffen. Um etwaigen Vergiftungsversuchen vorzubeugen, wird über die Speisen des Königs die peinlichste Aufsicht geführt. Sein Vater Tu-Duc rührte keine Schüssel an, von der nicht einer seiner Leib-

[1]) Es ist der Oberstabsarzt Dr. Hocquard, bekannt durch seine Artikel „Trente mois au Tonkin" in der Zeitschrift Le Tour du Monde 1891, Nr. 1586 u. 1587.

[1]) Die landesüblichen durchlöcherten (Zink-) Sapeken werden zu je 500 auf Rohrseile gezogen und machen dann einen „Faden" oder eine „Schnur" aus. Näheres im „Globus", Bd. LVII, S. 267.

ärzte zuvor gekostet hatte. Er benutzte auch nie andre als einfache Bambuseßstäbchen, die obendrein jeden Tag erneuert werden mußten.

So lebt der Fürst, umgeben von seinen Frauen und dem endlosen Troß der Beamten und Diener ziemlich abgeschieden von der Welt in dem weitläufigen Palaste, den sein Vorfahr Gia-Long inmitten der Citadelle von Hué erbauen ließ. Die Festung zerfällt in einen äußeren, für die Mandarinen und Soldaten bestimmten Teil und in einen inneren, welchen ausschließlich der König bewohnt. Der Zugang zu letzterem erfolgt durch die Pforte N'go-Mon. Ihr gegenüber weht auf hohem Mast die gelbe königliche Standarte, denn Gelb ist die Farbe des Herrschers. Rechts vom Thor beginnt die „Ministerstraße“, früher das belebteste Viertel im Bereich der königlichen Ringmauer, jetzt still und verlassen, wie der entzückende Lustgarten, dessen kühlen Schatten Dong-Khanh nicht mehr aufsucht. Er meidet selbst die Bäder in der Bai von Thuan-An, einst das Bajä Annams, wo sich alljährlich in der heißen Zeit der Hof und die vornehme Welt der Hauptstadt einfand.

Im Schloßgarten sehen wir ferner die Königl. Druckerei, in der unter anderm auch der annamitische Kalender mit Hilfe zahlreicher, sauber ausgearbeiteter Holzplatten hergestellt wird. Tiefer im Park liegt die Königl. Münze, das berühmte Institut, darin der Fürst außer den üblichen Gold- und Silberbarren noch die mit Drachenbildnissen und philosophischen Sprüchen gezierten Ehrenmedaillen für die verdientesten Würdenträger prägen läßt. Durch die Citadelle zieht sich in ihrer ganzen Länge ein von reizenden chinesischen Holzbrücken überspannter Kanal; an seinen Ufern erheben sich prächtige Ahnen-Pagoden, namentlich zeichnen sich die unter Tu-Duc für seine Vorväter Gia-Long und Tien-Tri errichteten Tempel durch architektonische Schönheit und reichen Innenschmuck aus.

Nicht weit von der Reitbahn, wo Dong-Khanh täglich sein Pferd tummelt, dehnt sich ein quadratisches, von einer niedrigen Mauer umfriedigtes Feld aus. Dasselbe wird Tich-Dien oder „Acker des Königs“ genannt, weil der Herrscher jedes Jahr an einem bestimmten Tage hier mit eigener Hand etliche Furchen pflügt. Der Akt geschieht im Beisein des ganzen Hofes und unter feierlichen Opfern, um dem Volke anschaulich darzuthun, daß der Ackerbau unter allen Beschäftigungen des Menschen die höchste und edelste ist.

Eine wahrhaft blendende Pracht entfaltet der König bei Gelegenheit der großen öffentlichen Audienzen. Dann sitzt er auf dem roten, vergoldeten Throne, seine Füße stützen sich auf kunstvolle Drachen, sein gelbes Seidengewand strahlt von Diamanten und kostbaren Steinen. In der Hand führt er das Elfenbeinscepter seines Geschlechts, auf der Brust leuchten die mystischen Zeichen des Glücks, die chinesischen Worte „Tausend Jahre und tausend Leben“. Perlen und Brillanten schmücken sein Haupt, kostbare Stickereien das Kleid und vor ihm liegt im Staube das Heer der Mandarinen und Diener, die je nach Amt und Würden in seltsam verzierten Röcken erscheinen. Auf den Gewändern der Offiziere drohen goldene Tigerköpfe, auf dem Leibrock des Zivilbeamten schillert das Fabeltier Phong[1]).

Allein des Königs Jahre mehren sich; er altert, krankt und wird gebrechlich, bis das letzte Übel naht. Die Kunst der Ärzte ist vergebens, das Räucherwerk dampft nutzlos auf den Hausaltären seines Volkes, kein Opfer hilft und kein Gebet. Der König stirbt. Mit ernster Sorgfalt werden alle Bräuche nach dem Totenkultus Annams[2]) mit dem Entschlafenen vorgenommen. Eine stolze Nekropole kündet sein Gedächtnis; hier bringt der Erbe auf dem Thron dereinst am Feste Nam-Giao dem Himmel seine Spenden dar. Doch ruht des Fürsten Leib nicht unter jenem Riesenstein mitten in dem Grabgebäude. Die N'Guyens halten seit der Rebellion des Nac die letzte Stätte ihrer Toten sehr geheim. Als damals Gia-Long nach Siam flüchten mußte, schändeten die Europäer selbst den Leichnam seines Vaters, indem sie den Sarg aus der Erde rissen und die Gebeine des Königs in den Fluß verstreuten. — Deshalb macht jetzt der große Leichenzug am Außenthor der Nekropole Halt, — nur etliche erprobte Diener betreten mit dem Sarg den inneren Raum und senken an verborgener Stelle ihren Herrn zur Gruft.

[1]) Der Phong, ein dem Adler ähnlicher Vogel, gehört zu den vier heiligen Tieren der Annamiten, Globus, Bd. LVII, S. 248.

[2]) Über den Totenritus vergl. Globus, Bd. LVII, S. 249 ff. und Bd. LVIII, S. 278 bis 280.

Das Gewohnheitsrecht der Samojeden.

Von P. v. Stenin.

I.

Das Volk der Samojeden, welches im Norden des russischen Kaiserreiches bis nach Lappland hin nomadisiert und dessen Spuren der berühmte finnische Forscher M. A. Castrén noch am Oberlaufe des Jenissei am Sajanischen Gebirge verfolgen konnte, interessierte die Ethnographen und Linguisten zu allen Zeiten, das geht schon daraus hervor, daß seit dem Erscheinen der klassischen Werke Castréns, „Die russischen Samojeden“ und „Reisebriefe aus dem nördlichen Rußland“, eine Masse ethnographischen und ethnologischen Stoffes über die Samojeden sich aufgehäuft hat. Eine gediegene Arbeit lieferte in jüngster Zeit die in ethnographischen Kreisen einen guten Ruf genießende Frau A. Efimenko unter dem Titel: „Juriditscheskije obytschaï Loparei, Korelof i Çamojedof“ (die Rechtsgebräuche der Lappländer, Korelier und Samojeden[1]). Wir werden auf Grund dieser und einiger andrer Arbeiten in folgendem das Gewohnheitsrecht der Samojeden des Gouvernements Archangelsk, d. i. derjenigen, welche auf dem Raume zwischen dem Flusse Mesen, dem Uralgebirge, dem nördlichen Eismeere und der Grenze des Gouvernements Wologda wohnen, zu schildern suchen.

So lange die Samojeden noch Heiden waren, beobachteten sie streng die Sitte, sich Frauen nie aus demselben Geschlechte in männlicher Linie zu nehmen, denn eine solche Ehe war nach ihrer Ansicht eine Blutschande, dagegen durfte man die Schwester seiner eigenen Mutter zur Frau nehmen oder zwei Brüdern war es erlaubt, zwei Schwestern zu heiraten. Diese Sitte beobachtete in der Mitte unsers Jahrhunderts Isslawin unter den heidnischen Samojeden der Bolschesemelskaja Tundra[2]). Auch herrscht bei den

[1]) In den „Sapiski der Kaiserl. russischen geographischen Gesellschaft“, Sektion für Ethnographie. Bd. VIII.

[2]) W. Isslawin, Die Samojeden in ihrem häuslichen und öffentlichen Leben. 1847.

heidnischen Samojeden das Levirat: Der Bruder ist bei ihnen sogar verpflichtet, die Witwe seines Bruders zur Frau zu nehmen [1]). Der Vater hält sich in der Regel für verpflichtet, seine verwitwete Schwiegertochter zu heiraten. Weder der Vater noch der Bruder brauchen dabei den Brautpreis zu bezahlen und bekommen noch obendrein die ganze Aussteuer der Witwe. Sehr richtig bemerkt daher der Akademiker Schrenck, daß zur Entstehung dieser Sitte ebensowohl die Sorge um die Witwe und ihre Waisen, als auch die billige Erwerbung der Frau beigetragen haben [2]).

Die Samojeden heiraten meistens sehr junge Weiber, beinahe Kinder, und nie kommt es bei ihnen vor, daß ein 18- bis 20jähriger Jüngling aus Gewinnsucht eine 60jährige Frau heiratet, wie das bei den Lappländern so oft der Fall ist [3]). Castrèn beschreibt eine samojedische Hochzeit, der er beigewohnt hat und bei welcher die Braut nur 13 Jahre alt war [4]), ja Schrenck schreibt sogar, daß Mütter von 12 Jahren keine Seltenheit sind. Doch soll es auch vorkommen, daß bei den Heiden unmündige Knaben mit erwachsenen Mädchen oder ganz kleine Mädchen mit Männern im besten Mannesalter verheiratet werden [5]). Trotzdem bei den heidnischen Samojeden die Vielweiberei gestattet ist, sieht man nur bei den Reichen zwei oder mehrere Frauen, da das Heiraten mit großen Ausgaben verknüpft ist. Die griechische Kirche, zu der die Mehrzahl der Samojeden sich bekennt, hat noch wenig Einfluß auf das Leben des Volkes, so z. B. feiern die getauften Samojeden die Hochzeit nur dann, wenn sie recht viel Branntwein besitzen, ohne Rücksicht darauf, ob es Fastenzeit oder andre nach dem kanonischen Rechte der griechischen Kirche zum Heiraten verbotene Zeit ist. Kirchlich werden die Brautleute nur dann getraut, wenn sich in der Nähe eine Kirche befindet. Nicht selten muß vor der Trauung der Eltern ihr Kind getauft werden.

„Die Unentbehrlichkeit der Einwilligung der Eltern bei der Ehe", sagt Frau Efimenko, „erklärt sich aus dem ganzen Wesen der Eheschließung, welche von einer Seite Kauf, von der andern Verkauf ist. Es ist klar, daß der junge Mann, welcher in materieller Hinsicht von seinem Vater abhängig ist, nicht ohne dessen Einwilligung die Ehe eingehen darf; die Braut dagegen ist im vollen Sinne des Wortes eine Ware" [6]). Doch berichtet Wladimir Isslawin, daß, wenn auch selten, Fälle vorkommen, wo das Mädchen mit ihrem Geliebten entflieht, wodurch ihre Eltern des Brautpreises verlustig gehen [7]). Der Vater des Bräutigams wählt gewöhnlich ein Mädchen für seinen Sohn und schickt zu ihren Eltern einen Heiratsvermittler (ewu, analog dem çwat der Russen), in der Regel einen Verwandten. Der Heiratsvermittler hält in der Hand einen Ladestock oder einen Haken, an dem der Kessel im Tschum (Zelte) hängt. Im Tschum des Vaters der Auserwählten angekommen, legt er demselben das Fell eines roten oder dunkelbraunen Fuchses, je nach den Mitteln des Bräutigams, in den Schoß. Ist der Vater des Mädchens gewillt, seine Tochter dem Betreffenden zur Frau zu geben, so behält er das Fell, widrigenfalls sendet er sofort dasselbe zurück. Hat der Vater der Braut das Geschenk behalten, so begiebt sich der Heiratsvermittler mit dem Bräutigam zu demselben. Der Bräutigam betritt den Tschum seines künftigen Schwiegervaters so lange nicht, bis der Heiratsvermittler den Brautpreis mit dem Vater des Mädchens festgestellt hat; bei diesem Handel wird kein Wort gesprochen, sondern der Heiratsvermittler überreicht dem Vater des Mädchens einen mitgebrachten Kerbstock; der letztere macht darauf so viele Einschnitte, wie viele Renntiere, Polarfuchsfelle 2c. er für seine Tochter verlangt und giebt ihn dem Heiratsvermittler zurück. Übersteigt das Vorschlagen die Mittel des Bräutigams, so schneidet der ewu einige Einschnitte ab. Beharrt der Vater bei seinem Preise, so geht er hinaus und pflegt mit dem Bräutigam Rat. Sind die beiden Parteien endlich einig, so legen sie ihre Stempel auf den Kerbstock auf und spalten denselben in zwei Teile, von denen die eine Hälfte der künftige Schwiegervater, die andere der Bräutigam erhält. Nach dem Abschluß des Handels betritt der Bräutigam den Tschum seiner Braut; ist der Handel nicht zustande gekommen, so entfernt er sich, ohne sich dem Vater des Mädchens gezeigt zu haben [1]). Als Aufgeld giebt der Bräutigam seinem Schwiegervater einige Renntiere. Wenn der Bräutigam aus irgend welchem Grunde das Mädchen nicht heiratet, geht das Aufgeld für ihn verloren; wenn dagegen der Vater des Mädchens ihm seine Tochter verweigert, muß derselbe für eine solche Beschimpfung dem Bräutigam das doppelte Aufgeld zurückerstatten. Einige Zeit darauf fährt der Vater der Braut zum Bräutigam, um den Brautpreis in Empfang zu nehmen. Der Bräutigam giebt ihm jedoch nicht alles, sondern nur die Hälfte oder zwei Drittel von der ausbedungenen Summe, der Rest bleibt bis zur Übersiedelung der Braut in seinen Tschum.

Die Hochzeitsgebräuche der Samojeden sind sehr einfach und bestehen im wesentlichen in einem gewaltigen Trinkgelage. Ohne Branntwein ist eine samojedische Hochzeit undenkbar. Beim Freien wird gewöhnlich ausgemacht, wieviel Branntwein jede Partei zu geben hat. Ärmere Leute kaufen nicht mehr als zwei Eimer Branntwein, und dabei sind 10 bis 15 Gäste, die Reichen dagegen stellen 10 und mehr Eimer auf. Alle ohne Unterschied des Geschlechts trinken Branntwein und sehr bald artet das Fest in eine allgemeine Schlägerei aus. So ungefähr beschreibt Castrèn einen samojedischen Hochzeitsschmaus: Bei unsrer Ankunft im Hochzeitstschum waren einige Gäste schon besinnungslos betrunken, einige lagen draußen auf dem Schneehaufen ohne Mützen und der Schnee bedeckte ihre Gesichter. Da kam ein Betrunkener aus dem Tschum heraus und suchte seine Frau, bis er sie fand und, neben ihr sich auf den Schnee niederlegend, schlief er bald ein. Ein andrer Samojede lief suchend mit einer Kaffeekanne umher; er fand zuletzt seine total betrunkene bessere Hälfte und goß ihr aus der Kaffeekanne etwas Branntwein in den Mund hinein. Der am meisten Betrunkene unter der Gesellschaft war der Bräutigam selbst. Als ein Renntier geschlachtet war, wurde ihm der Bauch aufgeschlitzt und es auf den Rücken gelegt. In seinem Innern schwammen im warmen Blute Stücke von Lunge, Leber und andre Leckerbissen. Die Hochzeitsgäste stürzten, mit langen Messern bewaffnet, auf den Kadaver und verschlangen die noch bluttriefenden Fleischstücke mit wahrer Gier; Blut floß ihnen am Bart und Halse hinab. Während dieses scheußlichen Mahles sangen die Mädchen samojedische Lieder von schönem poetischen Inhalt, der Melodie nach aber an das Quaken der Frösche erinnernd. Plötzlich erschien ein fremder Samojede, der auch am Feste teilnahm, doch auf den Wunsch des Gastgebers vor die Thür gesetzt wurde. Augenblicklich entstand eine riesige Schlägerei, wobei der

[1]) Archimandrit Benjamin, Die Samojeden von Mesen. 1849.
[2]) Schrenck, Reise nach dem Nordosten des Europäischen Rußlands durch die Tundren der Samojeden.
[3]) Archangelskija gubernskija wjedomosti. 1861. Nr. 39.
[4]) Castrèn, Die russischen Samojeden.
[5]) Akademiker Lepechin, Reisetagebuch.
[6]) A. J. Efimenko, Die Rechtsgebräuche der Lappländer, Korelier und Samojeden.
[7]) W. Isslawin, Die Samojeden 2c.

[1]) M. A. Castrèn in der Zeitschrift „Çowremennik" 1845.

Vater des Bräutigams sich mit dem Heiratsvermittler prügelte. Überall sah man zerbrochenes Geschirr und Leute, welche einander an den Haaren rissen und mit Fäusten, abgenagten Knochen etc. einander wacker bearbeiteten. Sobald der Branntwein zu Ende ist, endigt auch die Feier und die Hochzeitsgäste mit blaugeschlagenen Augen und verstümmelten Gesichtern begeben sich nach Hause [1]).

Die Hochzeitsbräuche der Samojeden beschreibt der Akademiker Lepechin folgendermaßen: „Der Bräutigam begiebt sich mit seinen Freunden und Verwandten zu seiner Braut. Alle gehen in den Tschum unter Vorantritt des Heiratsvermittlers hinein. Die zu beiden Seiten des Eingangs sitzenden Weiber versuchen ihnen den Eingang zu verwehren. Der Heiratsvermittler beschenkt sie mit Tuchfetzen und andern Kleinigkeiten, worauf sie ihn und seine Begleiter hereinlassen. Alle setzen sich nieder und das Fest beginnt. Der Hauswirt erdrosselt ein Renntier, sein Fleisch wird gekocht und seine Haut erhält der Heiratsvermittler. Alle Anwesenden werden reichlich mit Branntwein bewirtet; der erste Becher gebührt dem Heiratsvermittler, dann bekommen die Brautleute und alle übrigen Gäste nach dem Range und Ansehen. Einige Fleischstücke werden gemeinschaftlich von den Brautleuten verspeist. Nach dem Essen fahren alle nach Hause, nur der Bräutigam bleibt mit der Braut zusammen, ohne jedoch von seinen ehelichen Rechten Gebrauch zu machen. Am folgenden Tage begiebt er sich in seinen Tschum und schickt seine Mutter oder die älteste unter seinen weiblichen Verwandten nach der Braut. Die Eltern derselben bespannen zwei zusammengebundene Schlitten mit Renntieren (je einem von jeden 10 Stück des Brautpreises), ein Renntier noch besonders für den Kessel, den der Bräutigam ihnen zugeschickt hat, zugebend, legen auf die Schlitten die Aussteuer ihrer Tochter und fahren die Schwiegermutter und die Braut zu dem Bräutigam. Sobald sie dem Tschum des letzteren sich nähern, müssen sie zwischen zwei Reihen der weiblichen Verwandten und Bekannten des Bräutigams fahren. Diese eilen zum Schlitten der Braut und rufen ihr zu: „Warum liegst du? Sitze gerade: dein Vater lebt und deine Mutter lebt!“ Dann berühren sie ihr Gesicht mit den Worten: „Das Gesicht ist hübsch!“ Auf diese Weise umkreisen sie mit der Braut den Tschum dreimal, dann führt die Schwiegermutter die Braut dem Sohne zu und damit erreicht die Hochzeit ihr Ende. Von nun an schlafen die Eheleute zusammen, natürlich, wenn sie schon erwachsen sind, sonst müssen sie die Geschlechtsreife abwarten [2]).

Ein andrer moderner Kenner der Samojeden, W. Isslawin, beschreibt die Hochzeitsbräuche etwas anders: „Nach dem Feste, wenn die Dunkelheit eintritt, verlassen die Hochzeitsgäste den Tschum, darin nur den Bräutigam mit seiner Braut zurücklassend. Nach Mitternacht verläßt auch der Bräutigam den Tschum, wobei er unbemerkt seinen Schlitten anspannen und abfahren muß. Am andern Tage setzen der Heiratsvermittler und der Vater der Braut den Tag der Hochzeit fest. Am bestimmten Tage fahren der Bräutigam und seine Freunde zu der Braut, in deren Tschum ihre Verwandten schon versammelt sind und die Thür von innen halten, dadurch den Angehörigen des Bräutigams den Eintritt verwehrend. Der Heiratsvermittler muß den Eintritt in den Tschum mit dem Felle eines gewöhnlichen Fuchses oder eines Polarfuchses, je nach dem Reichtum des Bräutigams, erkaufen. Im Tschum lassen sich alle nieder und der Bräutigam neben der Braut. Nach der Bewirtung mit rohem Renntierfleisch und Branntwein setzt sich die Braut in einen mit buntfarbigem Teppich bedeckten Schlitten, an welchen mehrere andre mit ihrer Aussteuer angebunden werden, und fährt zuerst um den Tschum ihrer Eltern, dann dreimal und möglichst schnell um den ihres Bräutigams, wobei seine weiblichen Verwandten und Bekannten, welche sich in zwei Reihen aufgestellt haben, sie mit Freudengeschrei begrüßen. Die Schwiegermutter führt darauf die Braut dem Sohne zu und damit ist die Hochzeit zu Ende“ [1]).

Der Brautpreis ist immer sehr bedeutend und richtet sich natürlich nach dem Reichtum des Bräutigams und nach den Vorzügen und der Schönheit der Braut. Nicht ohne Einfluß auf die Höhe des Brautpreises ist selbstverständlich die Schönheit der Braut. Als Ideal der weiblichen Schönheit wird in einem samojedischen Liede ein Mädchen besungen, welches „kleine Äuglein, breites Gesicht mit der an die Morgenröte vor dem Gewitter erinnernden Röte, gerade Nase und nach auswärts gekehrte Füßchen“ hat. Die Reichen zahlen für die Braut 100 bis 200 Renntiere, 100 bis 200 Felle von Polarfüchsen, 1 bis 2 Felle von dunkelbraunen Füchsen oder 10 von Rotfüchsen, 21 Fuß feines rotes, blaues oder gelbes Tuch, und einen kupfernen Kessel, die Armen dagegen 10 bis 20 Renntiere oder bares Geld zwischen 7 und 15 Rubel. Eine Witwe, die sich zum zweiten Male verheiratet, wird nicht so hoch geschätzt. Als Ersatz für den Brautpreis bekommt die Braut von ihren Eltern eine Aussteuer, welche aus einem Tschum mit Zubehör, Kleidern, Brot, Butter, Renntierfleisch, Betten, Decken etc. und außerdem Renntieren, je einem von jedem „Zehner“ [2]) des Brautpreises besteht. Der Bräutigam erhält von seinem Schwiegervater zwei Schlitten mit Kleidern und Jagd- und Fischereigeräten zum Geschenk. Auch hat die verheiratete Tochter das Recht, am Ende eines jeden Jahres von ihrem Vater ein Renntier zu verlangen. Die Aussteuer gehört nicht der Frau, sondern dem Manne. Stirbt die Frau kinderlos, so wird ihre Aussteuer ihrem Vater oder denjenigen Verwandten, welche ihre Vormünder waren, zurückgegeben, der Brautpreis wird aber dem Mann zurückerstattet. Hinterläßt die verstorbene Frau Kinder, so bleibt ihre Aussteuer dem Manne, damit er sie ernährt und erzieht. Die verheirateten Frauen haben äußerst wenig Eigentum; nur die Renntiere, welche der verheirateten Frau ihr Vater zum Geschenk macht, gehören ihr und ihr Stempel wird ihnen eingebrannt. Bei reichen Männern darf die Frau manchmal die Haut eines jungen Renntieres, von ihr selbst verfertigte Schuhe (pimy) oder die Haut von den Füßen eines Renntieres (kamussy) verkaufen und das dadurch gewonnene Geld für sich behalten. Dabei arbeitet die Frau am meisten.

Die heidnischen Samojeden betrachten die Ehe als eine temporäre Verbindung, welche jeder Zeit auf den Wunsch eines der Eheleute leicht gelöst werden kann. Sobald der Mann seine Frau der Untreue verdächtigt oder aus irgend welchem Grunde mit ihr unzufrieden ist, schickt er sie einfach zu ihren Eltern zurück, manchmal verfolgt er seine Frau, bis dieselbe zur Verzweifelung gebracht, sich unter Mitnahme ihrer Aussteuer zu ihren Eltern flüchtet. Hat sie keine Eltern, so zieht sie in solchem Fall von einem Tschum zum andern, sich durch Bettelei ernährend. Schickt der Mann seine Frau ihrem Vater zurück, so behält der Vater der Frau die als Brautpreis bezahlten Renntiere; verläßt dagegen die Frau ihren Mann aus freien Stücken, so muß ihr Vater dem Schwiegersohn die von ihm erhaltenen Renn-

---

[1]) Castrén in „Cowremennik“ 1846.
[2]) Lepechin, Das Reiselagebuch.

[1]) W. Isslawin, Die Samojeden etc.
[2]) Es sei hier nebenbei bemerkt, daß der Samojede immer nach 9 rechnet, wenn er auch von 10 redet, so bedeutet z. B. 10 × 10 = 81 (9 × 9) und nicht 100. (A. Efimenko, Die Rechtsgebräuche etc.)

tiere zurückerstatten[1]). Doch bleibt die Aussteuer der Frau in beiden Fällen von rechtswegen bei ihrem Gatten[2]). Die getauften Samojeden kennen keine Ehescheidung, weil dieselbe in der griechischen Kirche mit großen Schwierigkeiten verknüpft ist. Der Chef der Uralexpedition, Hoffmann, berichtet, wie er oft angegangen wurde, die ehelichen Zwistigkeiten zu schlichten, so bat z. B. eine von ihrem Manne verstoßene Samojedin, welche bei ihren Verwandten am Flusse Kara wohnte, den Begleiter des Reisenden, den Syrjanen Tschuproff, Hoffmann zu ersuchen, diese heikle Familienangelegenheit zu regeln. Unter Androhung, daß, falls er dem Befehle des Reisenden nicht unbedingt gehorcht, er leicht die Bekanntschaft des Gefängnisses in Mesen machen wird, wurde der samojedische Don Juan dazu gebracht, seine neue Geliebte zu entlassen und seine verlassene Gattin mit ihren Kindern wieder zu sich zu nehmen. Am Flusse Oio trat vor Hoffmann eine getaufte Samojedin und bat ihn um Erlaubnis, sich von ihrem Manne scheiden zu lassen, da er ein notorischer Dieb und Schuft sei, und sie und die Kinder beständig mißhandle, außerdem, fügte die samojedische Schöne hinzu, wolle sie schon lange ein andrer Mann zur Frau nehmen. Überhaupt schreibt dieser Forscher die große Abneigung der Samojeden gegen das Christentum der Furcht zu, unauflösbare Ehen schließen zu müssen. Noch vor der Ehe ist der Verkehr der beiden Geschlechter zügellos und ein Mädchen, welches keine Kinder hat, wird mit Mißtrauen betrachtet[3]).

Die heidnischen Samojeden haben weder Familien- noch Taufnamen, sondern nur Beinamen, welche die Eltern nach den Eigenschaften oder Gebrechen des Kindes, nach den Ereignissen bei dessen Geburt rc. ihrem Kinde geben, so z. B. die männlichen Beinamen: Atschekan (das Kind), Nentschyiko (der Mensch), Tarko (der Behaarte), Barmi (der Schwarze), Watalja (der Überflüssige), Njaruei (der Weiße), Jargad (der Greiner), Chanju (der Frierende), Tagana (der Kränkliche), Carmik (der Wolf), Teneko (der Fuchs), Mjus (der Wagenzug), Paiga (die Moräne, salmo corregonus), Nemsja (der Deutsche[4]), u. s. f. Die weiblichen Beinamen sind: Colone (die Dumme), Njukze (das Kindchen), Njeko (die Dirne), Piribtje (die Jungfrau), Maida (die Lahme), Jantschei (die Schielende) u. s. w. Die getauften Samojeden tragen in der Regel zwei Namen, den christlichen Taufnamen und den einheimischen Beinamen. Der heidnische Samojede, wenn er reich ist, rechnet es sich zur hohen Ehre von einem Russen einen Namen zu erhalten, er hält denselben für seinen Taufpaten und macht ihm jedes Jahr das beste Renntier seiner Herde zum Geschenk[5]). In offiziellen Papieren werden die getauften Samojeden meist nur mit dem Taufnamen und dem Patronymikum, manchmal mit dem Familiennamen und sogar nach dem Geschlecht oder der Horde genannt, z. B. Iwan Wassiljeff, Peter Michailoff Ardejeff, Grigorij Wassiljeff aus dem Wyutschei-geschlechte, Sawwa Chataufei — Tißji, Logeiskaja (d. h. aus dem Logeigeschlecht).

Die Samojeden leben gewöhnlich vereinzelt, und, wenn auch häufig die Eltern mit ihren Kindern nur eine Familie bilden, was die Ernährung, gemeinsame Arbeit, Renntiere anbelangt, bewohnen sie doch besondere Tschums. Sehr selten hört man von einer so zahlreichen beisammenwohnenden Familie, wie P. Efimenko berichtet, die aus 11 Personen bestand: aus dem Manne und seiner Frau, seinem Schwager mit der Frau, seiner Schwester mit ihrem Manne und den Kindern[1]). Die Eltern genießen bei den Samojeden große Verehrung[2]), sie sitzen im Tschum auf dem Ehrenplatze zur Rechten des Feuerherdes, die Kinder dagegen links von demselben[3]). Der Vater verwaltet in der Regel das gesamte Familienvermögen, doch besitzen auch die noch nicht abgefundenen Söhne ihr Privateigentum, welches sie vollkommen nach ihrem Gutdünken verwenden können[4]). Nach dem Ableben des Vaters geht die Herrschaft in der Familie auf den ältesten Bruder über; versteht derselbe die Wirtschaft nicht zu führen, so geht die patria potestas auf einen der jüngeren Brüder über, der am meisten Fähigkeit gezeigt hat. Wie oben schon betont wurde, arbeitet bei den Samojeden am meisten das Weib. Sie muß den Tschum aufstellen, Erde und Moos oder Schnee rund um den Tschum legen, den Boden in demselben mit Matten aus geflochtenen Birkenruten bedecken und darüber Renntierhäute ausbreiten, das Essen zubereiten, Brennmaterial sammeln, Wasser tragen, Renntierhäute bearbeiten, Pelze und Kleider nähen, ja sogar ihrem Manne bei der Seehundsjagd und dem Fischfang behilflich sein[5]). Die Männer dagegen verbringen ein paar Wochen im Sommer auf der Gänsejagd und mit dem Fischfang, im Winter revidieren sie ab und zu die von ihnen für Polarfüchse aufgestellten Fallen, die übrige Zeit bringen sie vor dem Feuer sich wärmend im dolce far niente zu[6]). Und trotzdem das Weib am meisten zum Wohlstande der Familie beiträgt, genießt sie gar kein Ansehen. Die samojedischen Weiber sind die unglücklichsten und verachtetesten Geschöpfe, sie gelten für unrein und müssen sich vielen lästigen Verboten fügen, so dürfen sie den Cinikui (die heilige Stätte der Thür gerade gegenüber, wo das Götzenbild sich befindet) nie betreten, sonst geschieht irgend ein Unglück, und der Cinikui muß dann gereinigt werden, indem man dahin eine glühende Kohle wirft, denn das Feuer reinigt nach der Ansicht der Samojeden alles[7]). Sie dürfen auch nicht das Feuer überschreiten und überhaupt jede Sache, über welche ein Weib schreitet, wird unrein und muß mit Renntierfett oder Haidekraut beräuchert werden. Kommt einem heidnischen Samojeden, welcher auf seinem Schlitten Götzenbilder fährt, ein Weib entgegen, so kehrt er um und macht lieber einen Umweg. Das Bett, worauf das Weib schläft, und sogar der Schlitten, worauf dasselbe fährt, gelten für unrein, so erzählt von Middendorff, daß, als er aus Versehen seinen Kompaß auf einen Weiberschlitten legte, der Samojedenfürst entsetzt ausrief: „Ein Weiberschlitten! du sündigst furchtbar gegen deinen Götzen“[8]). Seine samojedische Erlaucht hielt den Kompaß für eine fremde Gottheit. Das Weib darf nicht durch ihre Gegenwart den Tschum entweihen, in welchem der Tadibei (Schamane) seine Schellentrommel (penser) verfertigt. Sie darf nicht einem Opfer beiwohnen oder vom Fleische des Opfertieres essen, ebenso darf sie nicht das Götzenbild berühren und das Fleisch derjenigen Tiere genießen, welche die Samojeden für heilig halten, wie z. B. des Bären.

---

[1]) Lepechin, Das Reisetagebuch.
[2]) Schrenck, Reise rc.
[3]) Hoffmann, Der nördliche Ural und das Küstengebirge Poë-Choi.
[4]) Dem finnischen Gelehrten Castrèn zu Ehren, welcher im Petschoragebiet für einen Deutschen galt.
[5]) W. Jsslawin, Die Samojeden rc.

[1]) P. C. Efimenko, Sammlung der Rechtsgebräuche des Gouvernements Archangelsk.
[2]) Ganz vereinzelt steht der Fall da, daß 1837 ein Samojede seine alte und schwache Mutter ermordete und aufgefressen hat, wofür er in die Arrestantenkompagnie in Tobolsk eingereiht wurde. (Schaschkoff, Die Samojeden von Archangelsk und die Syrjanen 1879.)
[3]) Castrèn in „Cowremennik“ 1846.
[4]) Castrèn in „Cowremennik“ 1845.
[5]) Lepechin, Das Reisetagebuch; Jsslawin, Die Samojeden.
[6]) Schrenck, Reise rc.
[7]) Jsslawin, Die Samojeden rc.
[8]) v. Middendorff, Die Reise nach dem Norden und Osten von Sibirien.

Geht das Weib der heidnischen Samojeden durch einen heiligen Hain, so bringt sie für solche Entweihung des Heiligtums Sühneopfer dar, indem sie einen Fetzen von ihrem Kleide, einen Knopf oder eine andre Kleinigkeit an einen Baumast aufhängt.

Für besonders unrein gilt die Wöchnerin. Für sie wird ein besonderer Tschum (cjamai mjadiko = das unreine Zelt) aufgestellt. Diesen Tschum darf kein Mensch außer der Wöchnerin und der erfahrenen alten Frau, welche die Rolle der Hebamme spielt, betreten. Die Wöchnerin und die Hebamme dürfen nicht eher diesen Tschum verlassen, bis sie sich mit der Lauge aus Birkenschwämmen gewaschen haben. Sind die Leute nicht imstande, einen besondern Tschum für die Wöchnerin zu errichten, und sie kommt in dem gemeinsamen Tschum nieder, so muß dann die Hebamme den ganzen Tschum und alle Bewohner desselben mit der Lauge aus Birkenschwämmen besprengen. Acht Wochen lang nach der Niederkunft wird die Wöchnerin für so unrein gehalten, daß sie nicht einmal mit ihrem Mann zusammen speisen darf. Nach acht Wochen wird sie mit Renntierfett oder Haidekraut beräuchert und dadurch gereinigt. Kommt ein Weib unterwegs auf einem Schlitten nieder, so wird derselbe verbrannt, die vorgespannten Renntiere werden geschlachtet und deren Fleisch wird den Hunden vorgeworfen[1]). Wird ein Renntier geschlachtet, so essen zuerst die Männer sich satt, und, wenn noch Fleisch übrig geblieben ist, so dürfen es die Weiber essen[2]). Als Castrén einer samojedischen Hochzeit beiwohnte, gelang es ihm nur nach langem Zureden, den Gastgeber dazu zu bringen, die Begleiterin des Reisenden, die Frau eines Pfarrers, zum Thee einzuladen[3]). Wenn der Mann Branntwein trinkt, muß seine Frau, welche ebenfalls leidenschaftlich den Branntwein liebt, ruhig zusehen und geduldig abwarten, bis der Mann ihr ein paar Tropfen von diesem Nektar zukommen läßt. Hat ein heidnischer Samojede mehrere Frauen, so müssen sie ihn abwechselnd bedienen, obgleich die erste Frau einen gewissen Vorzug hat. Die an der Reihe befindliche Frau muß den Tschum in Ordnung bringen, die Betten aufmachen, ihren Herrn und Gebieter an- und auskleiden, seine Schuhe (ljupty) trocknen ꝛc. Die Zeit, daß eine Frau an der Reihe ist, dauert gewöhnlich eine Woche[4]).

Nicolaus Cusas Karte von Deutschland 1491.

Nicht bloß das britische Museum, sondern auch das germanische Museum in Nürnberg bewahrt ein Exemplar dieser als Beilage zu Nr. 1 des „Globus“ gebrachten ersten Karte von Deutschland. Sie ist dort, wie ich mich bei meinem letzten Besuche des Museums überzeugt habe, im ersten Stock, den alten Globen gegenüber, ausgestellt, und trägt zwar die allgemeine, für die Museumsbesucher berechnete Bezeichnung „Deutschland 1491“, aber ohne den Namen Cusas zu erwähnen. Das Blatt ist wunderbar schön erhalten, vollkommen rein und klar im Stich, so daß ich nur bedaure, von dem Vorhandensein dieses Exemplares so spät erst Kenntnis erhalten zu haben. Eine Kopie nach diesem Blatte würde weit schmucker ausgefallen sein, als die nach dem unter der Last der Jahre und des Staubes schwarz gewordenen englischen Exemplare gelieferte. Auch die nach meinem Aufsatze im „Globus“ noch vermißte, von Peutinger besorgte Kopie hat sich inzwischen gefunden. Durch eine Mitteilung in der Beilage zur „Allgemeinen Zeitung“ (1891, Nr. 192, Beilagenummer 160) aufmerksam gemacht auf die karthographischen Schätze der Plankammer in München, fand ich im Katalog des Hauptkonservatoriums der Armee zu München (München 1832) auf S. 123 folgende Karte beschrieben: Germania . tota . tabella . communi . erudit . utilitati . Chuonradus . Peutinger . Augustan . jure . cons . archetypum . aen . pecunia . sua . emptum . Joan . Burgkmair . pictori . municipi . suo . et . de . S . E . B . M . imprimend . concessit. Quod picta est parva etc. Eystat 1491. Daraus ist ersichtlich, daß Peutinger sein käuflich erworbenes Exemplar der Originalkarte durch Hans Burgkmair kopieren und neu stechen ließ. Münsters Vermutung, daß der in meinem Aufsatze genannte schweizer Buchdrucker die Kopie besorgt habe, bestätigt sich danach nicht.

Es ist erfreulich, daß sich von Cusas Karte sowohl Original als Kopie in Deutschland erhalten haben.

Ruge.

Eine Mailänder Hexengeschichte 1891.

Da Sie im „Globus“ wiederholt auf Volkskunde bezügliche Nachrichten gebracht haben, übersende ich Ihnen hier die Schilderung einer Hexengeschichte, welche in diesem Sommer sich hier ereignete und viel Aufsehen erregte. Es genügt wohl die einfache Aufführung der Thatsache, zu der jeder sich selbst leicht den Kommentar machen kann.

Im vierten Stock eines bescheidenen Hauses der Via Ripa Porta Ticinese Nr. 61 wohnte der Anstreicher Malatera Franciosi mit seiner Frau Virginia, einer Handschuhmacherin und deren zwei Kindern, von denen das eine schon längere Zeit krank war. Eine Nachbarin, die vorgab, von Krankheiten etwas zu verstehen, erklärte, daß das Kind behext sei. Priester und Arzt konnten hier nichts mehr helfen; nur allein die Entdeckung der bösen Hexe würde das Kind von seinen Qualen befreien und hierzu wisse sie Rat. Folgendes riet sie den Eltern: „Nehmt die Kleider des kranken Kindes, legt sie in einen großen Kessel voll Wasser und kocht sie darin. Sobald das Wasser zu kochen beginnt wird die Hexe durch unsichtbare Kraft angezogen werden, sie muß erscheinen und ihr habt die Übelthäterin.“

Die Eheleute Franciosi befolgten sofort den Rat, in der Hoffnung, ihrem kranken Kinde damit zu helfen. Da wollte es der Zufall, daß gerade, als das Wasser im Kessel zu kochen begann, eine gewisse Angela Micheletti, 34 Jahre alt, wohnhaft Via Tortona Nr. 11, die Frau eines Handarbeiters und damals im siebenten Monate schwanger, bei den ihr befreundeten Franciosi vorsprach, um sich nach dem Befinden des Kindes zu erkundigen. Ihr Erscheinen versetzte die Eheleute Franciosi, welche sofort in der Micheletti die gesuchte Hexe erkannten, in Wut und trotzdem diese ihre Unschuld beteuerte und die Leute zu besänftigen versuchte, begannen sie zu brüllen: Zur Hilfe, wir haben die Hexe! Sofort war die ganze Nachbarschaft auf den Beinen und ohne weiter zu fragen, stürzten alle sich über das arme Weib Micheletti her, das geschlagen und getreten wurde und sich flüchtete. „Dalli alla strega“ (drauf, gebt es der Hexe) — mit diesem Rufe stürzte die Menge hinter dem gehetzten Weibe her, welches sich in die Kirche Santa Maria del Naviglio flüchtete, wohin ihr die Wütenden folgten, um sie zu zerreißen. Das unglückliche, am Hochaltar knieende Weib flehte um Gnade — umsonst, die wütenden Megären rissen ihr das Haar aus, traten sie und schlugen sie, bis der Priester herbeikam, der aber auch umsonst sich den Tobenden entgegenstellte und selbst bedroht wurde und sich zurückziehen mußte. Der Haufen ergriff nun die Micheletti und schleppte sie unter fortwährendem Schreien und Schlagen zur Wohnung der Franciosi zurück, die vier Treppen hinauf zu dem kranken Kinde. Was

[1]) Lepechin, Das Reisetagebuch.
[2]) Jsslawin, Die Samojeden ꝛc.
[3]) Castrén in „Sowremennik“ 1846.
[4]) Nach dem Berichte der Kommission zur Erforschung des Petschoragebiets.

hier mit ihr geschehen sein würde, läßt sich nicht sagen; aber zum Glück erschien noch die Polizei mit dem Delegaten Omodei an der Spitze, um die halbtot Gemißhandelte zu befreien, die dann schwer krank zu Bette lag. Außer dem gerichtlichen Nachspiele hatte diese Geschichte noch ein andres: Die Weiber, welche in der Kirche der Micheletti die Haare ausgerauft hatten, verbrannten dieselben unter besondern Beschwörungsgesängen, wodurch dem kranken Kinde geholfen sein sollte.

Mailand, 1. August 1891. F. Bürkli-Wyß.

Aus allen Erdteilen.

— Birma. Der kleine Shanstaat Kaiamtschaing ist, wie der Mandalay Herald meldet, unter britische Oberhoheit gestellt worden. Derselbe dehnt sich zu beiden Seiten des Mekong aus und über den östlichen Teil behauptete bisher Siam Hoheitsrechte zu besitzen.

— Statistik der evangelischen Missionen (1889):

I. Asien.		
Vorderasien	43 000	Heidenchristen [1])
Britisch Indien . .	700 000	"
Niederl. Indien . .	185 000	"
China	75 000	"
Japan.	45 000	"
Sa.	1 048 000	
II. Afrika:		
Nordafrika	6 500	Heidenchristen
Westafrika	115 000	"
Südafrika	355 000	"
Ostafrika	6 000	"
Afrik. Inseln . . .	300 000	"
Sa.	782 500	
III. Ozeanien:		
Australien	800	Heidenchristen
Neuseeland	25 000	"
Melanesien	18 500	"
Mikronesien	10 000	"
Polynesien	228 000	"
Sa.	282 300	
IV. Amerika:		
Grönland u. Labrador	10 000	Heidenchristen
Nordam. Indianer .	130 000	"
Westindien	407 000	"
Centr.- u. Südamerika	140 000	"
Sa.	687 000	
Gesamtsumme	2 799 800	

Auf die deutschen Missionen kommen von dieser Gesamtsumme 232 714. Die Zahl der sämtlichen evangelischen Missionare (ordinierte und nicht ordinierte) beträgt zirka 4000, die der selbständigen weiblichen Mitarbeiterinnen zirka 1400. Deutsche Missionare sind 561. Die Gesamteinnahmen der evangelischen Mission betragen zirka 40 Mill. Mark. Die Hauptbeiträge kommen auf England und die Vereinigten Staaten. Deutschland liefert zirka 3 Mill. (inkl. Schweiz).

Mitarbeiter aus den Eingebornen (Pastoren, Evangelisten, Katechisten, Lehrer) zählt die evangelische Mission zirka 30 000; Schulen aller Grade 14 000; Schüler und Schülerinnen zirka 750 000. W—k.

[1]) Die evangelische Mission zählt nur die aus den Eingebornen (Heiden) gewonnenen Christen; die katholische giebt stets die katholische Bevölkerung (also inkl. Kolonisten ꝛc.).

— Die Indianerstämme Guayanas. „Es giebt fast keine Indianer in Guayana mehr", ist ein häufig gehörtes Wort. Dagegen wendet sich jetzt (Bull. Soc. de géogr. 1891, p. 116) der gründliche Kenner des Landes, H. Coudreau. „Für mich", sagt er, „giebt es heute in unsrer Kolonie (Französisch-Guayana), wenn nicht mehr, doch sicher ebenso viele Indianer als zur Zeit der Entdeckung. Kein einziger Stamm ist ganz ausgestorben; nur die alten Völkerschaften haben sich mehr oder minder untereinander verbunden; sie haben sich vermischt, wieder zersetzt u. s. w., haben mit einem Wort im Verlauf von drei Jahrhunderten die verschiedensten ethnographischen Wandlungen durchgemacht, aber sie sind nicht verschwunden. Sich selbst überlassen, haben sie Zeit gehabt, ihre Kriege untereinander auszufechten und einander zu verzehren; aber sie verringerten sich nicht an Zahl; denn die Vermehrung bei den Siegern glich den Verlust bei den Besiegten aus. Nur die Stämme, die sich vor den fremden, weißen Eindringlingen an der Küste zurückziehen mußten, haben sich in die Gebirge im Innern und an die oberen Zuflüsse der Hauptströme zurückgezogen. Das alles und ein zweijähriges Reiseleben, der Besuch von 30 Stämmen, sowie das Studium der alten Quellen bestätigen mich in meiner Ansicht."

Coudreau zählt 53 Stämme in Französisch-Guayana auf, von denen 16 an der Küste und 37 im Innern lebten und leben. Heute sind davon noch 18 bekannt, in denen die übrigen aufgegangen sind. Sie wohnen zwischen dem Äquator, dem Maroni-Tapanahoni, dem Meere und dem 58. Grad westl. L. von Paris. Ihre Zahl schätzt Coudreau auf 50000.

— Die Sterblichkeit unter den indischen Mekkapilgern ist eine ganz ungewöhnlich hohe; über ein Drittel der Pilger, welche Bombay verlassen, kehrt nie wieder zurück. Von 1885 bis 1890 verließen 64 638 Pilger Bombay und 22 449 kamen nicht wieder. Diese große Anzahl der Fehlenden geht an Seuchen, Hunger und, wie die „Times of India" sagt, durch Ermordung zwischen Dschedda und Mekka zu Grunde. Schon auf den überfüllten Schiffen, sowohl auf dem Hin- als dem Rückwege, starben viele, denn der Raum, der für einen Pilger zur Verfügung steht, beträgt an Bord nicht mehr als 6 Fuß in der Länge und $1\frac{1}{2}$ Fuß in der Höhe. Die indischen Gesundheitsbeamten schreiten jetzt gegen diese Zustände ein, welche der Verbreitung der Cholera nur zu günstig sind.

— Die Interglacialzeit in Rußland. Der Blocklehm, welcher ganz Mittelrußland bedeckt, ist nach der Ansicht der russischen Geologen nur die Grundmoräne der Eiskappe, welche sich in der Glacialzeit von Skandinavien und Finnland im Norden bis zur Breite von Kiew und Poltawa im Süden erstreckt. Professor Pawlow, der mit der geologischen Aufnahme der Gegend von Nischni-Nowgorod beschäftigt war, wies zuerst vor einigen Jahren Spuren einer Interglacialzeit, einer mildern Periode, zwischen den Glacialablagerungen jenes Gouvernements nach. Ähnliche Ablagerungen wurden aus den Gouvernements Poltawa und Tschernigow nachgewiesen. Weitere Bestätigungen hat neuerdings N. Krischtafowitsch

beigebracht. Nach einer gründlichen Untersuchung der quaternären Ablagerungen von Troitzkoje an der Moskwa, westlich von Moskau, gelangte er zu der Ansicht, daß diese Ablagerungen einer Interglacialzeit angehören, während welcher Mittelrußland eine Flora und Fauna besaß, welche der heutigen ganz ähnlich waren; doch war das Mammut vorhanden. Die von Krischtafowitsch beschriebenen Schichten sind lacustrinen Ursprungs; sie sind mit zweifellosen Eiszeitablagerungen überdeckt und liegen wiederum auf Glacialsanden mit nordischen Blöcken. Eine nähere Untersuchung, namentlich mit Rücksicht auf die Schwankungen, das Vor- und Rückwärtsgehen der Eiskappe, wie wir es in Grönland und bei unsern Gletschern beobachten, ist noch notwendig, um festzustellen, daß es sich um eine wirkliche Interglacialzeit handelt (Nature).

— Das Gebirgsland an Olekma und Witim, zwei mächtigen rechten Zuflüssen der Lena in Ostsibirien, ist im verflossenen Jahr von dem russischen Geologen W. A. Obrutschew untersucht worden. Die Proceedings der Londoner Geographischen Gesellschaft (1891, S. 506) berichten darüber Folgendes. Die Region, welche jährlich 15000 bis 18000 Pfund Gold liefert, war bisher nur oberflächlich bekannt und ist jetzt durch Obrutschew auch in orographischer Beziehung näher erforscht worden. Man wußte, daß der Witim etwa 56 km oberhalb seiner Vereinigung mit der Lena aus einer Schlucht hervortritt, die in ein 80 bis 110 km breites, sich von SW nach NO erstreckendes Hochland eingeschnitten ist. Kropotkin hatte dieses das Patom-Plateau genannt. Es erreicht eine mittlere Höhe von 1200 m, besteht aus Granit und Gneis, ist in verschiedene Rücken getrennt, die mit abgerundeten Höhen von ungefähr 1500 m Höhe besetzt sind.

Obrutschew hat jetzt gefunden, daß an den westlichen Ausläufern der Patom-Hochlande nach WNW hin sich eine Anzahl Parallelrücken mit Höhen von 1000 bis 1200 m hinziehen. Er unterschied mindestens fünf solcher Ketten, die sich auch weiter nach Osten verfolgen lassen und so eine Reihe von Erhebungen darstellen, welche das Hochland fast rechtwinkelig kreuzen. Der wichtigste dieser Rücken, den Obrutschew nach Kropotkin benannte, trägt den Wyetkin Pik (1370 m), den Nakatami Pik (1280 m) und den Kremnevji Pik (1430 m). Alle diese Parallelrücken entstanden durch Faltung der untersilurischen und vorsilurischen (cambrischen ?) Schichten.

Hiernach scheint, daß in Ostsibirien sich die gleichen Verhältnisse finden, die Maschketow in Turkestan beschrieben hat, nämlich, daß, abgesehen von massiven Erhebungen, die in nordöstlicher Richtung streichen, parallel der Grenze des großen mittel- und ostasiatischen Hochlandes, eine Reihe späterer Erhebungen in senkrechter Richtung zu derselben (nordwestlich oder westnordwestlich) stattfanden und somit eine überraschende Gleichheit in der Struktur in dem ganzen Alpengürtel besteht, der im Nordwesten das große zentralasiatische Plateau umgiebt. — Obrutschew hat auch die Erscheinungen der Eiszeit in den Patomhochlanden studiert. Seine zahlreichen Beobachtungen über die goldführenden Schichten geben zum erstenmal einen Einblick in den Zusammenhang derselben mit den glacialen und nachglacialen Ablagerungen.

— Australische Eisenbahnen. Die Regierung der Kolonie Südaustralien hat am 25. März 1891 mit einem Syndikat englischer Geldmänner ein wichtiges Übereinkommen getroffen. Das Syndikat übernimmt den Bau einer ungefähr 850 km langen Eisenbahn von Port Augusta westlich nach Port Eucla, und erhält anstatt Barzahlung ausgedehnte, durch weitere Verhandlungen festzustellende Landkomplexe zu Seiten des Bahnkörpers entlang als freies Eigentum. Port Augusta mit 760 Seelen ist eine Hafenstadt an der Spitze des Spencer-Golfs und Port Eucla ein unbedeutender Ort auf der Grenze der Kolonie Süd- und Westaustralien an der großen australischen Bucht. Dasselbe Syndikat hat sich gleichzeitig mit der Regierung der Kolonie Westaustralien über den Bau einer ungefähr 1125 km langen Eisenbahn von Albany nach Port Eucla unter ähnlichen Bedingungen geeinigt. Albany ist eine Hafenstadt mit 1200 Seelen am King Georges Sound an der Südküste von Westaustralien.

Das von diesen beiden Bahnen zu bestreichende Land hat allerdings wenig Wert. Es ist, soviel darüber bekannt, meist an Wasser armer Sandboden mit viel Scrub (Gestrüpp), vielleicht existieren Mineralien. Da Albany durch eine 550 km lange Eisenbahn mit Perth, der Hauptstadt Westaustraliens, verbunden ist, so werden nach Vollendung beider Bahnen, worüber aber wohl acht Jahre vergehen mögen, die Hauptstädte der australischen Kolonieen, also Perth, Adelaide, Melbourne, Sydney und Brisbane, durch Eisenbahn verbunden sein.

Die große transkontinentale Eisenbahn der Kolonie Südaustralien, welche von Port Adelaide aus durch Zentralaustralien nach Port Darwin an der Nordküste des Kontinents laufen soll, ist jetzt in der Länge von 1188 km bis Angle Pool oder Mount O'Halloran in 27° 30' südl. Br. und 135° 25' östl. L. von Greenwich fertig. Da der Kolonie die Geldmittel für den Weiterbau fehlen, so verhandelt die Regierung jetzt ebenfalls mit einem Syndikat englischer Kapitalisten, welches, gegen Überweisung beträchtlicher Landflächen auf Seiten des Bahnkörpers, den Ausbau der Bahn übernehmen will. Greffrath.

— Die Bevölkerung Serbiens. Die vorläufigen Ergebnisse der Volkszählung vom 31. Dezember 1890 sind veröffentlicht worden: Danach gab es im Königreiche 71 städtische und 1199 Dorfgemeinden. Bei der Zählung der Häuser und der auf dieselben entfallenden Einwohnerzahl ergab sich die Thatsache, daß in der Stadt 5,8, auf dem Lande 6,5 Bewohner auf ein Haus entfallen. Dieses in den übrigen europäischen Staaten umgekehrte Verhältnis erklärt sich durch die Hausgenossenschaft (Zadruga), das kommunistische Beisammenleben großer Familien. Die Gesamtbevölkerung, welche vor 6 Jahren 1 901 736 betrug, ist auf 2 172 814 Seelen gewachsen, was einer jährlichen Zunahme von 2,37 Proz. entspricht. Die städtische Bevölkerung allein ist um 19,86 Proz. gewachsen, wobei auf die Hauptstadt Belgrad der Löwenanteil fiel. Sie stieg von 35 483 Einwohnern in 1884 auf 54 458 Einwohner. Über 10 000 Einwohner haben nur noch Wranja (11 591), Kragujewatz (11 932), Nisch (19 970), Pirot (10 108), Požarewatz (11 216), Leskowatz (12 264). Die größte Dichtigkeit zeigt der Donaukreis mit 80 Einwohner auf den Quadratkilometer (wegen der Hauptstadt). In der Krajina leben nur 28 Menschen auf dem Quadratkilometer.

— Bevölkerung der Kanalinseln. Der Census für dieselben vom 5. April 1891 liegt vor. Danach hat die Insel Jersey eine städtische Bevölkerung von 28 953 Einwohnern, sie zeigt gegen das Jahr 1881 eine Zunahme von 933 Seelen. Was Guernsey betrifft, so sind die Ziffern schon vollständig angegeben und danach zählt die Insel 35218 Einwohner. Auregny (so ist die amtliche Schreibart) hat 1843, darunter eine englische Besatzung von 451 Mann, Sercq 572, Herm 38 und Jethou nur 6. Herm gehört dem Fürsten Blücher von Wahlstatt. Mit Ausnahme von Guernsey, welches um 2839 Einwohner seit der letzten Zählung zunahm, haben die Inseln an Einwohnerzahl abgenommen. Die Stadt Saint-Pierre-Port zählt 17041 Einwohner.

Herausgeber: Dr. R. Andree in Heidelberg, Leopoldstraße 27. Druck von Friedrich Vieweg und Sohn in Braunschweig.

Bd. LX.

Globus.

Nr. 12.

Illustrierte Zeitschrift für Länder- und Völkerkunde.

Begründet 1862 von Karl Andree.

Herausgegeben von Richard Andree.

Druck und Verlag von Friedrich Vieweg & Sohn.

Braunschweig. Jährlich 2 Bände in 24 Nummern. Durch alle Buchhandlungen und Postanstalten zum Preise von 12 Mark für den Band zu beziehen. 1891.

Versuch einer Geschichte der Ureinwohner von Rio Grande do Sul.

Von Dr. H. v. Jhering in Rio Grande do Sul.

I.

Über die Geschichte Brasiliens und der La Platastaaten liegen so zahlreiche und gediegene Arbeiten vor, daß es niemand schwer fallen kann sich darüber zu unterrichten. Anders aber steht es um die Kenntnis der Urbewohner, ihrer Geschichte und Kultur. In historischen Werken sind denselben nur wenige dürftige Worte gewidmet, die vielleicht kaum vom Standpunkte jener Studien aus genügen mögen. Heutigen Tages aber kann eine so einseitige Behandlung nicht mehr befriedigen; Anthropologie und Ethnologie haben sich als ebenbürtige Schwestern der Geschichtsforschung zur Seite gestellt, und wie dieselben aus dem Studium der Naturvölker wertvolle Schlußfolgerungen für die Urgeschichte menschlicher Kultur ableiten, so erheischen sie andrerseits auch eine Neubearbeitung der älteren Geschichte dieser großenteils erloschenen oder halb zivilisierten Stämme, durch welche das ältere unvollkommene Bild allseitig ergänzt und ausgeführt werden muß.

Von diesem Gesichtspunkte aus ist hinsichtlich der Ureinwohner Brasiliens noch sehr viel zu thun übrig. Unvermittelt stehen einander die alten Schilderungen aus der Zeit der Conquista und die linguistischen und ethnologischen Darlegungen neuerer Reisenden gegenüber, Prähistorie und Ethnologie sind völlig getrennte, aufeinander trotz der Einheit des Untersuchungsobjektes nicht Rücksicht nehmende Gebiete, während die historischen Forschungen wieder ihrerseits ganz einseitig vorgehen. Von vielen Stämmen Brasiliens wissen wir wenig mehr als die Namen und einige dürftige Angaben über Wohngebiet und Beschäftigung, dazu günstigsten Falles eine kleine Wörtersammlung; wie viel unbefriedigender erst stellt sich das Verhältnis für jene jetzt erloschenen Stämme, von denen uns wenig mehr als Name und Wohngebiet überliefert worden ist! Hinsichtlich der älteren Geschichte der Urbewoher von Peru und Mexiko haben alle die verschiedenen oben genannten Disziplinen einander in die Hände gearbeitet und auch für Venezuela und für Nordamerika ist in dem von mir angedeuteten Sinne schon viel geschehen. Nicht so in Brasilien. Eine ganz besonders wertvolle Förderung hat die Ethnologie Brasiliens durch die Xinguexpeditionen v. d. Steinens erfahren, aber die älteste Geschichte dieser Stämme bleibt uns dunkel.

Wesentlicher Fortschritt in dieser Richtung dürfte wohl nur durch fortgesetzte Studien im Lande selbst zu erzielen sein, welche für die betreffenden Regionen sowohl die geschichtlichen und prähistorischen Überlieferungen sammeln und zu kombinieren suchen, als auch die Herkunft der noch vorhandenen Indianerelemente zu enträtseln bestrebt sind. Ich habe in diesem Sinne seit Jahren mich um die Geschichte der Urbewohner von Rio Grande do Sul bemüht, auch einzelne kleine bezügliche Mitteilungen veröffentlicht, die aber teilweise von am La Plata wirkenden Forschern beanstandet werden. Es ist ja ganz wohl denkbar, daß wir in Brasilien zu teilweise andern Ergebnissen gekommen sind als die Gelehrten am La Plata, dann kann ja aber eine Klarlegung der Differenzen nur dienlich sein. In der deutschen Litteratur vollends fehlt es ganz an einschlägigen Arbeiten und da die zum Teil sehr wenig verbreiteten, in portugiesischer Sprache gedruckten Werke brasilianischer Autoren dort kaum besonders bekannt sein dürften, so wird eine Zusammenstellung dessen, was uns zur Zeit als bekannt und richtig erscheint, gewiß von Nutzen sein.

In Rio Grande do Sul leben zur Zeit wenig mehr als 1000 Indianer. Dieselben wohnen am oberen Uruguay in einer Anzahl kleiner staatlich beaufsichtigter „Aldeamentos“ und werden als „Coroados“ bezeichnet. Sie haben, wie schon R. Hensel hervorhob, offenbar keine besondere Bedeutung gehabt in der Geschichte von Rio Grande, denn keinerlei Ortsbenennungen, Pflanzen- oder Tiernamen sind ihrer Sprache entnommen. Sie scheinen erst in relativ später Zeit von San Paulo her gen Süden verdrängt oder eingewandert zu sein, was ich weiterhin besonders nachweisen

will. Daß aber ein guter Teil indianischen Blutes mit in die brasilianische Landbevölkerung aufgegangen ist, davon habe ich mich in der Bevölkerung, in deren Mitte ich wohne, an der Mündung des Rio Camaquam in die Lagoa dos Patos zur Genüge überzeugen können. Auch ihre alten Industrien und die dabei üblichen Namen, und unzählige Bezeichnungen der Tiere, Pflanzen, Orte 2c. haben diese alten Bewohner des Landes uns überliefert. Alle diese Wörter sind der Guaranisprache entnommen, ebenso auch am La Plata und ihr also müssen auch diese in die heutige Bevölkerung übergegangenen Stämme angehört haben. Wenn uns berichtet wird, daß zu Anfang des 16. Jahrhunderts Spanier wie Portugiesen an der ganzen Küste des östlichen Südamerika, vom Orinoko bis zum La Plata, die verschiedenartigen Stämme im Besitze einer gemeinsamen, von den Eroberern Guarani genannten Sprache antrafen, so würden wir auch, ohne von solchen Angaben Kenntnis zu haben, mit Notwendigkeit doch zur gleichen Erkenntnis kommen, wenn wir die identischen Bezeichnungen für bestimmte Tiere und Pflanzen an so weit voneinander entfernten Orten uns zu erklären versuchen wollten.

1. Geschichtliche Überlieferungen.

Bevor wir auf die Geschichte dieser Stämme eingehen können, wird es ratsam sein, die Geschichte der Entdeckungen dieser Länder kurz zu berühren. Das Gebiet der früheren Provinz, des jetzigen Staates von Rio Grande do Sul, bildete nicht, wie jenes der andern Provinzen Brasiliens, von Anfang an eine jener Capitanias, die teils an hervorragende Edelleute vergeben, teils als Staatseigentum verwaltet wurden. Erst sehr spät überhaupt hat sich Portugal um Rio Grande do Sul bekümmert, und dasselbe dann der Generalcapitania von Rio de Janeiro unterstellt. Erst 1807 wurde eine selbstständige Generalcapitania San Pedro do Rio Grande do Sul geschaffen, zu welcher anfangs auch St. Catharina noch gehörte. Da sich lange Zeit hindurch weder Spanien noch Portugal um diese Gebiete bekümmerten, so unterlagen sie während des 17. und im Anfang des 18. Jahrhunderts überhaupt keiner Verwaltung. Beide zivilisierende Mächte erhoben darauf Anspruch, doch blieben die Spanier Herren der Küste und so kam es, daß beide südlichste Provinzen Brasiliens anfangs dem Governador von Paraguay unterstellt waren. Gay bemerkt hierüber (S. 15), daß zwischen 1530 bis 1534 Kämpfe stattfanden zwischen Portugiesen und den Spaniern unter Ruy Garcia Mosqueira, wobei letztere die portugiesische Kolonie S. Vicente, d. h. also die Küste von S. Paulo, besetzten und sich dann in St. Catharina niederließen. 1540 nahm der spanische Governador von Paraguay, Alvar Nunes Cabeça de Vacca, Besitz von Cananea an der Küste von Paraná und hier befand sich dann die nördliche Grenze von Paraguay. Cabeça de Vacca zog dann zu Land von St. Catharina nach Paraguay.

Man schreibt in Brasilien die Entdeckung dieses Landes allgemein dem Portugiesen Cabral zu, obwohl schon einige Monate früher, schon im Jahre 1499 zwei Spanier die Küste erreichten. Erst neun Jahre später, 1509 entdeckte Solis den La Plata, an dessen Gestaden ihn später die Charruas erschlugen. Damit war im wesentlichen die künftige Trennung der Kolonisationsgebiete gegeben, nur die Grenzgebiete Uruguay und Rio Grande do Sul blieben zunächst streitig, wie sie denn ja auch noch bis in unser Jahrhundert hinein für zahlreiche kriegerische Verwickelungen als Zankapfel den Anlaß bildeten. Obwohl nun die Portugiesen schon 1680 durch Gründung der Colonia do Sacramento in Uruguay ihre Interessensphäre ostentativ bis an die Mündung des La Plata vorschoben, so nahmen sie doch erst 1715 effektiv Besitz von Rio Grande do Sul, indem sie von Laguna in St. Catharina aus zwei Expeditionen nach Rio Grande ausrüsteten. Die eine derselben mißlang, die andre erreichte glücklich den La Plata und stieß auf dem Rückwege auf eine andre in gleicher Absicht von den spanischen Jesuiten ausgesandte, aus zivilisierten Indianern bestehende Expedition. Dieses Zusammentreffen und die daran sich anschließenden Reklamationen der Portugiesen hatte die Folge, daß die Jesuiten, welche bereits auf riograndenser Gebiete, also am linken Ufer des Uruguay, sieben Missionen gegründet hatten, sich nicht weiter nach Osten hin auszubreiten trachteten, dagegen verblieben ihre Missionen zunächst unter spanischer Oberherrlichkeit. Erst 1737 begann die militärische Okkupation von Rio Grande durch portugiesische Streitkräfte.

Wie Handelmann (Geschichte von Brasilien, Berlin 1860, S. 490) angiebt, ist indessen schon im 17. Jahrhundert Rio Grande teilweise von S. Paulo aus besiedelt worden, auch gelang es den Kaufleuten von Santos einen vorteilhaften Handel mit den eingeborenen Stämmen zu unterhalten; ihnen folgten Missionare und so waren schon um 1680 auf dem Gebiete von Rio Grande einige kleine Ortschaften gegründet. Jedenfalls haben aber wohl außer diesen uns bekannten Handelsbeziehungen schon im 16. Jahrhundert solche auch mit den Bewohnern von Rio Grande bestanden. In alten Begräbnisplätzen oder Wohnstätten der Indianer, und zwar im Urwaldgebiete von Rio Grande do Sul haben wir schon mehrfach farbige, sogenannte Aggryperlen gefunden, welche, wie Tischler[1]) an einer besonders großen und schönen von mir erhaltenen nachwies, ihrer Technik nach altvenetianischen Ursprungs sind. Sicher sind derartige Perlen in Venedig am Ende des 15. und Anfang des 16. Jahrhunderts hergestellt worden, ob auch noch später ist nicht bekannt und wegen der anderweiten dann in Mode kommenden Verfahren nicht wahrscheinlich. Zu solchen älteren Importartikeln zähle ich auch die sparsamen Funde einzelner als Zierat dienender Plättchen von Silber und Kupfer, welche hier und da, zum Teil in Graburnen, aufgefunden wurden. Die Indianer Rio Grandes haben in bezug auf industrielle Leistungen stets einen sehr niedrigen Rang eingenommen, und es nur zur Fabrikation von groben Urnen, Steinwaffen 2c. gebracht, so daß wir nach allem was uns bisher von Altertümern vorliegt, solche Metallstückchen selbst dann als importierte Handelsartikel ansehen müßten, wenn wir nicht in jenen venetianischen Perlen viel beredtere Zeugen besäßen.

Außer den kurz geschilderten Unternehmungen der Spanier und Portugiesen waren es vor allem auch die Beziehungen zu den Jesuiten, welche die Geschicke der Indianer von Rio Grande und der angrenzenden La Plategebiete bestimmten, und wir müssen auch auf sie hier um so eher eingehen, als gerade die mancherlei meist in Guaranisprache gedruckten Veröffentlichungen oder Manuskripte der Jesuiten zu den wertvollsten Quellen gehören, die wir über die Indianerstämme unsres Gebietes besitzen. Natürlich beabsichtige ich hier nicht die bekannte Geschichte des Jesuitenreiches in Südamerika zu wiederholen, sondern neben kurzem Hinweis auf die speziell für Rio Grande wichtigen Momente diejenigen Thatsachen mitzuteilen, welche bisher nicht oder kaum mitgeteilt wurden. Ich halte mich dabei vorzugsweise an das Werk des Paters J. P. Gay, Historia da Republica jesuitica do Paraguay, Rio de Janeiro 1863. Da Gay lange Jahre in S. Borja, in der Gegend also dieser alten Missiones lebte und vielerlei ungedruckte Guaranimanuskripte der Jesuiten benutzen konnte, und gerade diese offenbar den wertvollsten Teil seines Buches bilden, so ist sein Werk wenigstens für Rio Grande do Sul offenbar die wichtigste Quelle zum Studium der Geschichte und Kultur der Eingeborenen.

---

[1]) O. Tischler, Über Aggryperlen. Sitz. Ber. phys.-ök. Ges. Königsberg, XXVII, 1886.

João Dias de Solis, welcher 1509 die Mündung des La Plata entdeckt hatte, kehrte 1515 dorthin zurück. Bei St. Luzia traf er am nördlichen Ufer des La Plata, in geringer Entfernung von Montevideo, auf Indianer, mit denen er in Verkehr treten wollte, welche aber ihn und einen Teil seiner Mannschaft erschlugen. Es waren dies Charruas, ein umherstreifender Stamm, welcher damals die Gegend zwischen dem Uruguay und Maldonado bis etwa 30 geographische Meilen landeinwärts und gen Norden besetzt hielt. Auch Solis Nachfolger, Gaboto, schildert um 1530 die Guaranistämme des La Plata als kriegerisch, stolz, grausam und hinterlistig. So kam es, daß die Spanier 1539 ihre kurz zuvor gegründeten Niederlassungen bei Buenos Ayres aufhoben und von da ab bis 1580 nur in Paraguay Niederlassungen gründeten, weil dort die Wilden im allgemeinen friedfertiger waren. Hier erzielten dann die Spanier rasch gute Erfolge und traten nach mancherlei Wechselfällen in gute Beziehungen mit den Indianern. So lagen die Verhältnisse als 1610 die Jesuiten nach Paraguay kamen, wo sie zumal in der Provinz Guayra eine so ersprießliche Thätigkeit in der Zivilisierung der Wilden entfalteten, daß sie 1631 dort 31 Reduktionen hatten. Trotzdem konnten dieselben nicht gedeihen, weil die in S. Paulo ansässigen Portugiesen in Verbindung mit den Tupyindianern Paraguay als günstigstes Ziel für ihre auf Erlangung von Sklaven berechneten Raubzüge ansahen. Diese als „Mameluccos“ bezeichneten Paulistas raubten nach d'Orbigny allein während der Jahre 1628 bis 1631 aus den Reduktionen der Jesuiten über 60000 Menschen. Sehr wahr sagt daher das brasilianische Sprichwort: Nicht der Teufel fügt dem Menschen Übles zu, sondern ein Christ dem andern.

Unter diesen Umständen entschloß sich der Pater Mazeto mit dem Reste seiner Gläubigen Paraguay zu verlassen und 1200 km weiter südlich zu ziehen, wo zwischen dem Uruguay und Parana bereits zahlreiche andre Missionen bestanden und somit eher Hoffnung auf erfolgreiche Verteidigung gegen die Mameluken war. Dieser Zug mit über 15000 Menschen durch das Dickicht der Urwälder gehört zu den großartigsten Leistungen, welche die Geschichte in dieser Art kennt. Nicht Xenophon mit seiner tapfern Schar, nur Moses, der ein ganzes Volk aus der ägyptischen Sklaverei der Heimat wieder zuführte, kann dem wackern Pater Mazeta verglichen werden.

Nach vieler Mühsal gelangte der Zug an den Salto de Guayra, die großen Katarakte des Parana, wo die ganze Masse des großen Stromes plötzlich von 4500 m auf 66 m sich eingezwängt sieht, tosend etwa 18 m tief abfällt und noch auf 30 Meilen hin mit Wasserfällen weiter stürzt, einen Lärm erzeugend, den man auf acht geographische Meilen hin hört. In der Gegend dieser Fälle gingen die Lebensmittel zu Ende, welche auf dem Rücken mitgeschleppt wurden und von denen man nicht hinreichenden Vorrat mitnehmen konnte, weil die Weiber ihre Kinder, viele Männer aber Greise und Kranke trugen. So verteilten sich die Männer in die Waldungen um Nahrung zu schaffen, wobei selbst Schlangen und andres Ungeziefer nicht verschmäht wurde, was neue Erkrankungen und Todesfälle zur Folge hatte. Viele starben so unbeachtet in der Wildnis, willkommene Beute für die zahlreichen Raubtiere, welche, wenn es ihnen an Leichen fehlte auch unter den Lebenden große Verheerungen anrichteten. Pater Mazeta war der Verzweiflung nahe, als Gott seine heißen Gebete erhörte und ein großes Bot leer ans Ufer antrieb, mit dessen Hilfe unter Hinzunahme von Flößen alle glücklich am andern Ufer landeten. Zwar waren sie hier nun ihren auf den Fersen ihnen folgenden Peinigern entzogen, allein die Bewohner der Gegend fingen von den nach Nahrung umherstreifenden Leuten noch mehr als 2000 ab. Endlich kam man in Loreto, dem Reiseziele an, wo bereits eine Mission bestand und Rindvieh in großer Menge vorhanden war. Da aber die ausgehungerten Indianer im Fleischgenusse zu unmäßig waren, brach die Ruhr aus, so zwar, daß über 40 Personen täglich starben, bis die neuangelegten Pflanzungen heranreiften. Mit den noch übrig gebliebenen 12000 Menschen begannen nun 1631 die Jesuiten am Parana und Uruguay neue Reduktionen anzulegen.

Es ist bekannt, wie glücklich in der Organisierung und Verwaltung ihrer Missionen nunmehr die Jesuiten waren, und wie auch sieben solcher Missiones auf riograndenser Gebiete angelegt wurden. Nie späterhin wieder haben Spanier oder Portugiesen es verstanden, irgendwo die Eingeborenen auf eine solche Höhe der Entwicklung zu bringen als die Jesuiten in den reichgesegneten Ländereien. Nicht nur, daß Ackerbau und Viehzucht reiche Erträge gaben und das materielle Wohl ihrer Pfleglinge gesichert war, selbst zu großartigen Kunstleistungen waren diese anstelligen Wilden zu brauchen. Welch ein Gegensatz! Heute eine ungebildete, halbverkommene arme Bevölkerung, wo vor 150 Jahren die Jesuiten beim Baue stolzer Kathedralen alles mit indianischen Arbeitern und Künstlern fertigten, von den Steinmetz-, Zimmererarbeiten &c. bis zu den Glocken, Orgeln, Altargemälden und den in eigenen Druckereien hergestellten Büchern! Auch nach der militärischen Seite traf die Voraussicht der Jesuiten ein. Als die Paulistas auch über St. Catharina und Rio Grande ihre Raubzüge nach dem neuen Missionsgebiete ausdehnten, trafen sie schon im Matto Castelhano die Wachen der Jesuiten, welche sich zur Warnung eilig zurückzogen, und als die Räuberheere am Ziele anlangten, trafen sie auf einen wohlbewaffneten starken Feind, der sie mit blutigen Köpfen heimschickte.

Diese Waffentüchtigkeit wurde bekanntlich, wie wohl mit geringerem Erfolge auch im 18. Jahrhundert bethätigt in den Kämpfen, durch welche der Jesuitenstaat der Ausführung des Traktates von 1750 sich widersetzte, doch waren und blieben die Jesuiten so sehr die geistigen Urheber und Leiter der neuen Zivilisation, daß diese in sich zusammenbrach als 1768 der Governador von Buenos Ayres das zuerst 1759 in Portugal, dann 1767 auch in Spanien erlassene Ausweisungsgesetz gegen die Jesuiten zur Ausführung brachte. Die Patres stellten sich willig und wurden nach Italien eingeschifft. Ihre Schutzbefohlenen, über 100000 an Zahl, verkamen rasch unter der nachlässigen, unfähigen Verwaltung der Spanier; die mancherlei kriegerischen Verwicklungen der Missiones, auch die Blattern &c. thaten das Übrige. Die sieben Missionen auf Rio Grandes Gebiete waren in ihrer Bevölkerung von ungefähr 30000 Seelen zur Zeit der Jesuiten schon 1801 auf 14000 und 1825 auf 1847 Seelen zurückgegangen. Die nun folgenden drei Kriegsjahre zerstreuten diesen Rest vollends; ein Teil derselben vereinigte sich mit den Charruas und nur wenige Familien dieser Indios missoneiros haben sich noch in der Aldea de S. Vicente erhalten.

Bei dieser Sachlage ist es sehr begreiflich, daß unsre Nachrichten über die Ureinwohner von Rio Grande wenigstens bezüglich des 16. Jahrhunderts überaus dürftig sind, oder vollkommen fehlen. Selbst über die La Plataindianer sind diese älteren Quellen schon um deswillen sehr unvollkommen, weil die Conquistadores nur in feindliche Berührung mit ihnen kamen. Dagegen ist für den Anfang des 17. Jahrhunderts, zumal durch die Jesuiten, die Litteratur eingehender und ich stelle hier zunächst nach Gay das Bezügliche zusammen, wobei ich auf die nächst angrenzenden Gebiete mit Rücksicht nahm, nicht aber auf die weiter entlegenen.

1) Guaranis. Zwischen den Flüssen Parana und Paraguay und zwischen ersterem und dem Uruguay war die überwiegende Mehrzahl der Bewohner aus Guaranis gebildet. Obwohl wesentlich von Jagd und Fischfang lebend, trieben

sie teilweise doch auch etwas Ackerbau. Sie waren auch eher wie die meisten andern Stämme geneigt mit den europäischen Bewohnern der benachbarten Ortschaften sich zu vermischen. Diese Einteilung ist ungeschickt, da auch fast alle folgenden Stämme Guaranis sind.

2) Guayanas. Dieselben unterschieden sich in Sprache und Lebensweise wenig von den übrigen; sie lebten in der Nähe des Salto Grande do Parana. Hiermit sind wohl identisch die Guaycanans der Campos von Vaccaeahy.

3) Tapes. Ein großer Volksstamm, welcher ansässig war im Centrum von Rio Grande do Sul, zwischen dem Meere, dem Uruguay und der Serra dos Tapes in Rio Grande do Sul. Sie waren groß von Statur, aber bösartig und grausam. Die Toten beerdigten sie mit ihren Hängematten, Pfeilen und andern Waffen. Die Jesuiten gewannen einen Teil von ihnen der Zivilisation. Die Reste von ihnen, welche etwa noch bestehen, sind in der Bevölkerung von Rio Grande und Uruguay aufgegangen. Auf sie weisen außer der Serra dos Tapes noch eine Landzunge und eine Insel am westlichen Ufer der Lagoa dos Patos hin, welche auch den Namen Tápes oder Taipes, wie es andre aussprechen, führen.

4) Minuanos. Zur Zeit der Conquista bewohnten sie die nördlichen Ebenen am Parana, sowie das Territorium zwischen Parana und Uruguay bis zur Höhe der Insel St. Fé. Bedrängt von den Conquistadores und den Jesuiten, überschritten sie den Uruguay und beherrschten die Region im Norden und Westen von der Lagoa Mirim und der Lagoa dos Patos. Als die Portugiesen sich in Rio Grande ausbreiteten, zogen sich die Minuanos nach Westen gegen die Flüsse Vaceacahy und Cacequi zurück. Sie errichteten aus Stangen und Matten ihre Hütten. Jedes Dorf bestand aus 50 von einem Chef regierten Familien. Sie waren korpulenter und resoluter als die Tapes. Ihre Waffen waren Pfeil und Bogen. Sie waren geschickt in der Zähmung von Tieren und gute Reiter. Nach Azara waren die Minuanos an der Gründung von S. Borja im Jahre 1690 beteiligt, wogegen der Visconde de S. Leopoldo diese Mission der Jesuiten aus Charruas bestehen läßt. Möglicherweise haben beide Recht, da die Minuanos von den Portugiesen, die Charruas von den Spaniern zurückgedrängt, beide in eine Art von Allianzverhältnis traten, das Territorium zwischen dem Rio Negro und dem Rio Ibicuhy besetzt haltend, wobei die ersteren mehr am Ibicuhy, die Charruas mehr am Rio Negro sich hielten. Sie nahmen nahezu die gleichen Gewohnheiten an, so daß manche Autoren sie sogar konfundieren. Der Autor der Cosmographia Brazilica sagt, daß kurz vor der Erbauung der Missiones durch die Portugiesen die Minuanos in der Reduktion von S. Borja einfielen, da vielen Schaden anstiftend. Gegenwärtig sind sie wie die Tapes alle zivilisiert. Die Minuanos waren es, die João de Guaray, einen der ersten Conquistadores, töteten.

5) Charruas. Dieser volkreiche Stamm, welcher den Entdecker des La Plata, J. de Solis tötete, grausam und kriegerisch war, herrschte zwischen der Lagoa Mirim und dem Uruguay bezw. dem La Plata. Von den Paulistas beunruhigt, die, so viele sie ihrer nur erlangen konnten als Sklaven verkauften, zogen sie sich zum nördlichen Ufer des Rio Negro und in die Gegenden der Missiones zurück, sich mit den Minuanos alliierend. Im Kriege bedienten sie sich außer Pfeil und Bogen auch der Lanzen und Schleudern, in deren Handhabung sie sehr geschickt waren. Diese Schleudern sind nun offenbar nichts andres als die Bolas, auf deren Gebrauch wir noch zurückkommen. Noch heute bezeichnet der riograndenser Campbewohner diese ab und zu aufgefundenen Schleudersteine der Indianer als Bolas de Charrua. Da Charruas auch noch in den Revolutionsjahren Rio Grandes, von 1835 bis 1844, als Hilfstruppen teilnahmen, so sind sie vielen der älteren Bewohner noch wohl in der Erinnerung, und geschichtliche Überlieferung und Tradition stehen daher hier in Einklang, ebenso auch die Archäologie, die uns gerade in Rio Grande, zumal in den Kampos die Schleudersteine jener Charruas nachweist, welche sonst in Brasilien nicht angetroffen werden. Es ist mir aber sehr wahrscheinlich, daß auch die Mannanos, vielleicht auch noch andre riograndenser Stämme von den Charruas den Gebrauch der Bolas annahmen. Ich glaube daher, daß Gay irrt, wenn er (S. 56) sagt: Die letzten Charruas verschwanden durch das Blutbad, das D. Fructuoso Rivera durch seine Expedition von 1828 unter ihnen anrichtete. Es müssen vielmehr versprengte Teile derselben sich noch ein Dezennium länger erhalten haben. Einiges über sie findet man bei Azara in der Memoria historica soln a provincia de missoes von 1785. Es wird darin von einem Caziquen Miguel Caray berichtet. Sie nehmen, heißt es da, in ihren Zelten alle Guaranis auf, welche aus den Niederlassungen fliehen und bei ihnen leben wollen, unterhalten auch gute Beziehungen mit den Spaniern und Portugiesen, denen sie gegen Geschenke die Erlaubnis erteilen, Vieh aus ihren Campos wegzutreiben. Sie widersetzen sich daher auch der Ansiedlung in Reduktionen weniger aus Abneigung gegen die christliche Religion, als aus Widerwillen gegen den Zwang, den ihrer Lebensweise die Ansiedlung in Missionen auferlegen würde.

6) Tupys. Vor ihnen, welche bei Entdeckung Brasiliens die ganze Küste in Besitz hatten, wohnten die Carijos von S. Paulo bis zur Insel St. Catharina. Ein Stamm derselben erschien zuweilen bei den riograndenser Missionen, ohne aber auf friedlichen Verkehr sich einzulassen. Sie lauerten wie Tiger auf die etwa isoliert in die Waldungen sich wagenden Indianer der Missionen und wenn dieselben daher Maté aus den Wäldern holen wollten, mußten sie sich hüten, sich von ihren Gefährten zu trennen. Die Guaranis haben daher eine überaus große Angst vor den Tupys, welche ihre Phantasie mit unglaublichen Eigenschaften ausstattete; so glaubten sie z. B., daß die Tupys keine Zehen an den Füßen hätten, sondern zwei Fersen, weil aus ihren Fußspuren nicht ersichtlich sei ob sie gingen oder kamen.

7) Bugres. Von S. Paulo über St. Catharina bis zum oberen Uruguay in Rio Grande und Corrientes verbreitet. „Einige durchbohren die Unterlippe wie die Botokuden, andre unterscheiden sich durch die in Art einer Krone geschnittenen Haare. Sie errichten ihre Hütten aus Pfosten und bekleiden sie seitlich wie oben mit den Blättern der Anäpalme, die sie Guarieanga nennen." Die Urieanapalme des Hochlandes von Rio Grande do Sul ist Geonomma gracillima.

Mit diesen Bugres irrt nun Gay. Man bezeichnet in Rio Grande alle wilden Waldindianer als Bugres, im Gegensatze zu den seßhaften Indios, oder den Campindianern (Charruas und Minuanos). Es sind daher die „Bugres" nicht etwa eine Nation, sondern ein Sammelbegriff für Coroados, Botocudos und andre isolierte Waldindianer, zumal der Crens.

Nächst diesen für Rio Grande in Betracht kommenden Stämmen gab es im 16. und 17. Jahrhundert noch mehrere am Uruguay hausende Stämme, die teils wie die Chanas sich mit den Spaniern verbanden und vermischten, teils wie die Jaros und Jarris von den Charruas vernichtet wurden. Vergessen aber hat Gay in seiner Liste die

8) Patos. Dieses Fischervolk hauste nicht nur an der Lagoa dos Patos und zwar, wie ich denke, vorzugsweise an deren östlichem Ufer, sondern wahrscheinlich längs der ganzen Kette kleiner Binnenseen an der Küste von Rio Grande zwischen der Lagoa dos Patos und St. Catharina. Man findet in geographischen Werken zwar allgemein angegeben, die Lagoa dos Patos habe ihren Namen von den Enten, die

Separat-Abdruck aus: „Internationales Archiv für Ethnographie" Bd. IV. 1891.

4.

7.

6.

5.

3.

8.

1.

2.

ex.coll.auct.

P.W.M.T.exc.

Beilage zum Globus. Bd. LX. 1891.

Braunschweig Fr. Vieweg & Sohn.

CHINESISCHES BRAUTKOSTÜM.

an ihr so massenhaft vorkämen. Nun ist aber pato nicht Ente (marecca), sondern die türkische Ente (cairina moschata), welche an der Lagoa dos Patos nicht gemein ist, es wohl auch nie gewesen ist, da sie waldige Flußufer ꝛc. vorzieht. Es könnte sich also nur um den schwarzhalsigen Schwan handeln, den man auch Pato arminho nennt, und der früher wenigstens häufig an diesem großen See vorkam, der aber eben doch keine Ente ist, sondern ein Schwan. Wenn ich nun behaupte, daß die Lagoa dos Patos nicht von Enten ihren Namen hat, sondern von den Patosindianern, so bestärkt mich darin der Umstand, daß in der ältesten Litteratur St. Catharina nicht unter diesem Namen vorkommt, sondern als „Porto dos Patos", womit also, da dort Meer und nicht ein „entenreicher Binnensee" den Hafen bespült, doch wohl auch wieder die Patosindianer gemeint gewesen sein dürften. Auch der Hafen Laguna heißt anfangs Laguna de los Patos.

Endlich finde ich noch erwähnt die Guanaos, welche in der nördlichen Hälfte von Rio Grande, sowie in St. Catharina wohnten, und über deren teilweise Bekehrung ein vom Jahre 1683 stammender Brief des Paters Garcia berichtet. Da er in ihrer Sprache sich mit ihnen unterhielt, sind sie offenbar ebenso wie alle die andern bekehrten Stämme Angehörige der Guaranigruppe gewesen. Ihre Hütten waren aus Matten von langem Stroh oder Schilf errichtet, bei Trauerfällen schnitten sie sich ein Fingerglied ab. Dies sind wahrscheinlich die von Paraguay bekannten Guanás.

Zur Ergänzung dieser Angabe füge ich noch einige Notizen bei, die Gay einem 1612 verfaßten Werke entnahm. „Der Rio de Prata hat im Süden das Cabo branco, im Norden Cabo de St. Maria bei den Ilhas dos Castilhos an seiner Mündung. Nördlich vom letzeren Kap dehnt sich die spanische Herrschaft auf 200 Leguas weit aus bis Cananea. Diese Küste ist flach und bis zur Insel St. Catharina auch ohne Schutz. Der zweite Hafen ist jener von Rio Grande, in 70 Leguas Entfernung vom Rio da Prata. Seine Einfahrt bietet große Schwierigkeit wegen der großen Strömung mit der dieser Fluß ins Meer fällt. Ist man aber eingelaufen, so ist das Wasser ruhig und dehnt sich aus wie ein See. Die Einfahrt ist verborgen durch eine sie verdeckende Insel [1]). An seinen Ufern wohnen mehr als 20000 Guaraniindianer, welche man dort Arachánes nennt, nicht etwa weil sie in Sprache oder Gewohnheit von den übrigen Guaranis sich unterscheiden, sondern weil sie das Haar aufgetürmt, nach oben gekämmt tragen. Es sind wohlgeformte kräftige Leute, die häufig im Kriege liegen mit den Charruas vom La Plata, oder mit den im Innern wohnenden Guayanas, ein Name, den man allen Indianern beilegt, die nicht Guaranis sind und keine besondere Bezeichnung führen."

[1]) Diese Insel existiert nicht mehr. Es hat sich also in den letzten 280 Jahren hier die geographische Konfiguration der Küste wesentlich verändert.

„Der Hafen von Rio Grande liegt unter 32°; an der Küste nordwärts giebt es noch einige Niederlassungen derselben Stämme. Das ganze Territorium enthält ausgezeichnete Weiden für Vieh. An der nicht weit abgelegenen Cordillera bemerkt man Zuckerrohr- und Baumwollenpflanzungen, auch Gold und Silber soll da vorkommen."

„Unter 28½° folgt der Hafen Laguna de los Patos mit schwieriger Einfahrt 40 Leguas von Rio Grande. Es wohnen da über 10000 zahme Guaranis, die Freunde der Spanier sind. Zehn Leguas weiter folgt die Insel St. Catharina, die sieben Leguas lang und vier Leguas breit ist und einen vortrefflichen Hafen bietet. Sie hat Berge und große Waldungen. Sie war von Guaranis bevölkert, ist jetzt aber verlassen, da die Eingeborenen sich auf das Festland zurückgezogen haben. Am oberen Uruguay wohnen Guayanas, Bates, Chovas und Chovaras die alle fast einerlei Sprache reden."

Es wäre denkbar, daß die als im Innern Rio Grandes wohnhaft bezeichneten Guanaos oder Guanoas mit diesen Guayanas identisch sind, und auch der Guaranigruppe zugehören, trotz obiger gegenteiliger Versicherung. Der Umstand, daß Pater Garcia mit ihnen gleich in ihrer Sprache reden konnte, weist darauf klar hin. Von den echten Guanas aber versichern d'Orbigny, Martins u. A., daß sie ihrer Sprache nach nicht zur Guaranigruppe gehören. Überhaupt sind in Südbrasilien wie am La Plata und in Paraguay offenbar die Mehrzahl der zahmen, resp. der Zivilisierung leichter zugänglich und in größeren Ansiedlungen lebenden Völkerschaften Guaranis gewesen. Sehr richtig bemerkt Varnhagen, daß gerade diese relativ weitgehende Übereinstimmung in der Sprache bei den Tupys der brasilianischen Küstengebiete wie bei ihrer Südgruppe, den Guaranis, welche zur Bezeichnung derselben als Lingua geral Anlaß bot, in so hohem Grade den Portugiesen die Ausbreitung in dem immensen Reiche erleichterte.

Die Hochzeitskleider einer Chinesin.

Von J. J. M. de Groot [1]).

(Mit einer Tafel.)

Von allen in China getragenen Trachten ist keine vom ethnographischen Standpunkte aus so belangreich, als jene, in welcher die Braut in das Haus des Mannes gesendet wird, welcher von nun an der Gefährte ihrer Freuden und Leiden sein soll. Von dem Augenblicke an, wo sie die Schwelle ihres Bräutigams überschreitet, ist es ihr hauptsächlichster Beruf, eine zahlreiche männliche Nachkommenschaft zu erzeugen, welche ihren Mann einer endlosen Reihe von Nachkommen versichern, die getreulich die vorgeschriebene Verehrung und die Opfer für die Ahnen vollführen. Diese Nachkommen sollen aber auch glückliche Nachkommen sein, reich beglückt durch kaiserliche Gunst in Gestalt von amtlichen Titeln und Würden, die in China der sicherste und kürzeste Weg zu einem großen Vermögen und hoher Achtung sind. Gleichzeitig sollen es Nachkommen sein, begabt mit der Eigenschaft, ein hohes Alter zu erreichen; kurz, die Braut soll auf die zahlreichen Kinder, mit denen sie ihren Eheherrn einst erfreuen soll, die drei größten Güter übertragen, welche der Chinese kennt, nämlich: fuh, Glückseligkeit, luh, kaiser-

[1]) Mit Zustimmung der Redaktion übersetzt aus dem „Internationalen Archiv für Ethnographie" IV, S. 182, wo der bekannte Sinologe dieses Hochzeitskleid nach einem Stück aus seiner Sammlung beschreibt. Es freut uns, bei dieser Gelegenheit wiederholt auf das jedem Fachmanne unentbehrliche, von J. D. E. Schmeltz mit großer Umsicht geleitete „Internationale Archiv für Ethnographie" (Leiden, Verlag von P. W. M. Trap) hinweisen zu können. Die Ausstattung ist trotz des geringen Preises von 21 Mk. eine außergewöhnlich schöne und gediegene, wofür die heute dem Globus beigegebene, uns von dem Verleger überlassene Tafel beredtes Zeugnis ablegt.
Der Herausgeber.

liche Gunst und Einkommen mit amtlicher Stellung verbunden und sehen, langes Leben.

Wie aber dieses anstellen? Als das beste Mittel hierzu gilt, daß man die zukünftige Mutter an ihrem Hochzeitstage in einer Weise kleidet, welche durch den Stoff, den Zuschnitt und die Verzierungen alle die eben genannten Glücksgüter vorstellt. Dadurch wird sie befähigt, die gewünschten Dinge in ihr neues Haus einzuführen; die wohlthätigen, durch die Tracht auf sie übergehenden Einflüsse werden sich alsdann durch natürliche Vererbung der Eigenschaften auf ihre Söhne übertragen. Hieraus können wir aber ersehen, daß die Chinesen noch nicht weit genug in der Kultur vorgeschritten sind, um zwischen Symbolen und dem, was solche in Wirklichkeit vorstellen sollen, klar zu unterscheiden. Die Unfähigkeit, zwischen dem Schein und der Wirklichkeit zu unterscheiden, ist sehr natürlich bei einem Volke, dessen Zivilisation noch keine bestimmte Grenzlinie zwischen dem möglichen und unmöglichen, zwischen dem natürlichen und unnatürlichen ziehen lehrt.

Die Abbildung des Brautanzuges, wie er in Amoy und dem ganzen Süden der Provinz Fuhkien getragen wird, ist auf der beigefügten Tafel gegeben. Diese Tracht wird von allen Klassen des Volkes getragen, selbst von den ärmsten, die dieselbe allerdings nicht kaufen können und sie deshalb in einem Laden gegen ein geringes für den Hochzeitstag leihen müssen oder sonstwie auftreiben. In der nachfolgenden Beschreibung sind die einzelnen Teile in der Aussprache von Amoy wiedergegeben.

Der Unterrock ist von grüner glänzender Seide. Er heißt bóng kûn oder „Drachenunterrock", weil (siehe Fig. 2) er vorn und hinten mit einem Drachen gestickt ist, der sich aus den Wogen erhebt und landeinwärts fliegt, um sich auf die Felder und Wiesen in Gestalt befruchtenden Regens niederzulassen; denn der Drache gilt in China seit undenklichen Zeiten als die Hauptgottheit, welche Regen- und Nahrungsfülle verleiht. Jeder Drache ist von gestickten Figuren umgeben, welche Wolken vorstellen. Zur Rechten und Linken eines jeden Ungeheuers ist eine Fledermaus eingestickt, weil die Fledermaus das Zeichen der Glückseligkeit ist und zwar wegen der Klangähnlichkeit ihres Namens fuh mit dem Worte fuh, Glückseligkeit; auch kehrt dasselbe chinesische Element 畐 = Fülle, in der geschriebenen Form eines jeden der beiden Worte wieder. Endlich steht unter jedem Drachen ein Hirsch, eine Schildkröte und ein Kranich aus nachstehenden Gründen.

Der Hirsch gilt allgemein als das Zeichen des Alters, der Freude und des Geldgewinns. Der berühmte Philosoph Liu Hiang, der im ersten Jahrhundert vor unsrer Zeitrechnung lebte, stellt in seinen „Serien von Überlieferungen über die Unsterblichen" (Lieh-sien-ch'wen) fest, daß dieses Tier nach 1000 Jahren blau wird; und Koh Hung, der berühmte taoistische Autor aus dem vierten Jahrhundert nach Christus, erzählt in seinem Werke „Der Philosoph Pao P'oh" (Pao P'oh-tszē), daß es 1000 Jahre leben könne und nach 500 Jahren weiß werde. Der Hirsch ist auch ein Symbol der Freude und des Gedeihens, weil sein Name luh gleich einem Schriftcharakter ist, welcher „Vergnügen" bedeutet, gesprochen wird und gleich einem Symbol, welches bedeutet „ein großes, aus einer amtlichen Stellung bezogenes Einkommen".

Die Schildkröte angehend, so haben die Chinesen, die wissen, daß dieses Tier in der That recht alt wird, sich immer gern über deren Langlebigkeit verbreitet und es sind immer verschiedene hierauf bezügliche Wundergeschichten erzählt worden. Der berühmte Liu Ngan, aus dem zweiten Jahrhundert vor Christus, giebt in seinen „Auseinandersetzungen über das große Licht" (Hung-lieh-kiai) an, daß sie 3000 Jahre leben könne. Der Kranich oder Storch endlich ist ein Symbol des langen Lebens, weil er, „wenn 1000 Jahre alt, blau, und wenn doppelt so alt, schwarz wird." Diese weise Lehre wird gepredigt in den „Kommentarien über das Vergangene und Gegenwärtige" (Ku-kin-chu), einem Werk aus dem vierten Jahrhundert. Liu Ngan sagt auch in seinen „Auseinandersetzungen über das große Licht", daß der Kranich 1000 Jahre lebt. Seine Stellung als Vogel von glücklichem Einflusse verdankt er namentlich dem Umstande, daß sein Name hok oder hoh in vielen Mundarten des Reiches ein Synonym oder nahezu ein solches des Wortes für „Glückseligkeit, Gedeihen" ist.

Das Hauptstück der in Rede stehenden Tracht ist aber ein hellroter Seidenmantel, genannt bóng ó oder Drachenmantel. Er hat auf der Brust einen breiten Aufschlag, der an der rechten Körperseite befestigt wird. Auf Brust und Rücken befindet sich ein großer Drache, der sich ebenfalls aus den Wellen erhebt und landeinwärts bewegt, außerdem auf jedem der sehr weiten Ärmel ein kleinerer Drache.

Jedes dieser Ungeheuer sucht die Sonne zu verschlingen und ist von Wolken und Fledermäusen umgeben. Außerdem ist der Mantel beiderseits verziert mit Fischen, Blumen und Sternen, desgleichen mit Phönixen (Fig. 4), die in China das Symbol ehelicher Treue sind.

Über diesen Mantel kommt ein sogenanntes hê poè oder „Wolkenmäntelchen" von schwarzer Seide. Es besitzt keine Ärmel und wird auf der Mitte der Brust befestigt. Auf der Brust und auf dem Rücken ist ein großes Viereck von Seidenstoff befestigt, gestickt mit dem Vogel oder Vierfüßer, welcher das Emblem des amtlichen Ranges ist, und unter jedem Viereck sind ein Paar einander zugewandte Drachen, welche die zwischen ihnen befindliche Sonne zu verschlingen suchen. Auch diese Ungeheuer sind als aus den Wogen aufsteigend dargestellt und umgeben von Wolken (Fig. 5), Fledermäusen (Fig. 3) und Phönixen, während das Kleid an den Schultern aufgerafft und um den Nacken mit Blumen verziert ist. Sowohl vorn wie hinten befindet sich hier eine lange seidene Franse von verschiedenen Farben, die von einer Art seidenen Netzwerkes herabhängt.

Alle Figuren an diesem kostbaren Kleidungsstücke sind gestickt, die Drachen meist mit hellgelbem und dunkelgrünem Golddraht in geschmackvoller Abwechslung, die übrigen mit verschiedenfarbiger Seide und Dank der Kostbarkeit dieses Anzuges soll die Braut Söhne gebären, die wohlhabend genug sind, Kleider zu tragen entsprechend der geschilderten reichen Tracht; außerdem haben dadurch ihre Söhne Aussicht Mandarinen zu werden, da der Anzug nur eine Nachahmung der amtlichen Kleidung der Mandarinenfrauen ist. In der That haben nur vornehme Frauen unter gewöhnlichen Umständen das Recht, Drachen auf ihren Kleidern zu tragen, denn diese Ungeheuer sind, wie allgemein bekannt, das Wappen des Sohnes des Himmels und die Insignien der Würde seiner Mandarinen, seiner Regierungsstellvertreter in den verschiedenen Provinzen des Reiches. Es sind jetzt noch einige Worte über die zugehörigen Stücke des Anzuges zu sagen.

Ein sogenannter Kak toā oder „Horngürtel" von Bambus, bedeckt mit roter Seide und verziert mit kleinen viereckigen Kästchen, die jedes ein Stück echten oder nachgemachten Nephrit enthalten, hängt von dem roten Mantel herab, nur lose und nicht eng anschließend den Oberkörper umgebend. Zu dieser Tracht gehören auch ein Paar kleiner roter Seidenschuhe (Fig. 6), die sich dicht an die verkrüppelten

Füße der Dame anschließen und fast bis zur halben Wade reichen. Der Kopf ist bedeckt mit der hong koan oder „Phönixkappe“ genannten Brautmütze (Fig. 7). Diese merkwürdige Kopfbedeckung kann als das Viertel von einer Kugel aus dünnem, geflochtenem Draht geschildert werden, bedeckt an der Außenseite mit Blättern, Blüten, Schmetterlingen u. dergl., alle aus dünnem, vergoldetem Kupferblech gefertigt. Vier über den andern hervorstehende Blätter sind mit chinesischen Charakteren versehen, welche zusammen den Spruch ergeben: „Ich habe eine amtliche Bestimmung vom Himmel erhalten“, d. h. von der kaiserlichen Regierung. Ein breites Band aus roter Seide wird mit dieser Mütze zusammen getragen; an diesem Bande sind Kupferfiguren der acht Hauptwesen, die zur Unsterblichkeit gelangten, befestigt, die sogenannten pah Sien, welche den Zweck der Tracht, langes Leben den zukünftigen Söhnen der Braut zu verleihen, noch fördern. Endlich geht durch die Haartracht eine silberne Nadel mit einem Edelstein als Knopf (Fig. 8); eine solche wurde schon im frühesten Altertum als unumgänglich nötig bei der Hochzeitsfeier angesehen.

Noch haben wir eine belangreiche, mit dem geschilderten Brautkleide zusammenhängende Thatsache zu erwähnen, nämlich, daß es sehr häufig als Totenkleid benutzt wird. Es ist bekannt, daß das ganze chinesische Volk davon überzeugt ist, daß die Seelen beim Leichnam im Grabe bleiben und von da aus Segen auf ihre Nachkommen verbreiten. Aus dieser Vorstellung entstand eine andre, daß nämlich das Schicksal einer Familie vollständig von den Gräbern ihrer Vorfahren abhänge und daß von allen glückverheißenden Dingen, welche sie innerhalb dieser Gräber säen, sie die Frucht in Gestalt wirklicher Segnungen ernten werden. Infolgedessen kleiden Söhne ihre verstorbene Mutter sehr gern in ihr Hochzeitskleid, das die drei Segnungen fuh, luh und scheu repräsentiert, indem sie nun überzeugt sind, auf diese Art die drei Glückseligkeiten sich und ihren Nachkommen zu sichern.

Ein Besuch auf den Falklandinseln.

Von Gustav Schulz[1]).

Der Verkehr mit den abseits im Südatlantischen Ozean gelegenen Falklandinseln wird von der deutschen Dampfschiffahrtsgesellschaft „Kosmos“ unterhalten, deren Schiffe in Dartmouth und Antwerpen anlaufen. Der Anblick, den die Inseln bei dem Näherkommen gewähren, ist ein sehr wilder und keineswegs verlockender. Über den Felsklippen des Gestades erheben sich hohe Gipfel, und etwas öderes und weniger Einladendes als diese zerrissenen Küsten kann man sich kaum vorstellen. Überall prallen die von weißen Kämmen gekrönten Wogen gegen die Riffe und Felsen und wenn das Auge nach dem Innern zu blickt, sucht es vergeblich nach einem Baume, der die Felseneinöde unterbricht. Wo es auf Vegetation trifft, hat diese nur ein braunes, sturmzerrissenes Ansehen, das nur noch mehr den Anblick der Wildheit steigert. Hier und da leuchten gespensterhaft weiße Quarzitfelsen aus den Flanken der Berge hervor — so ist der erste Eindruck, den wir beim Landen empfangen.

Der Verkehr unter den einzelnen Inseln und an den Küsten wird in Booten unterhalten und in einem solchen habe ich auch die Küsten umfahren. Zwischen der Küste von Patagonien und den Inseln dehnt sich ein untermeerisches Plateau aus, welches im Mittel nur 100 Faden tief liegt. Die Inseln liegen auf dem östlichsten Ende dieses Plateaus, so daß weiter nach Osten hin das Meer ungleich viel tiefer als im Westen derselben ist. Im Südwesten finden wir eine tiefe und enge Rinne im Plateau, durch die, von Feuerland her, ein starker Strom führt, welcher viel Treibholz mit sich führt, eine willkommene Erscheinung in diesem baumleeren Lande.

Die Ufer sind überall tief von Buchten und Föhrden zerrissen, die weit ins Land hineinführen, so den Verkehr erleichternd. Bald nachdem wir Port William (den Hafen von Stanley) verlassen haben, gelangen wir nach Port Fitzroy, benannt nach dem Kapitän des Beagle. Es folgt Choiseul Sund, in dem Darwin, der zweitgrößte Ort, gelegen ist. Dieser und der gegenüberliegende Brenton Sund trennen die Ostinsel in zwei Hälften. Zwischen beiden liegt ein nur wenig über 2 km breiter Isthmus. Weiterhin folgt Adventure Sund, mit der davor liegenden Breaker-Insel, die ihren Namen von den sich an ihr brechenden Wogen erhielt. Überall dieselbe zerrissene Küste, die trübe Färbung der Felsenberge, der unwirtliche Eindruck des Landes! Felsen, Klippen, große Massive bleiben sich stets gleich. Kap Meredith, der südlichste Punkt der Ostinsel, ist 240 m hoch; die drei Kronen bei Port Stephens erreichen 140 m; Fanning Head 180 m. Im Norden dagegen zeigen die Küsten einen andern Charakter. Hier ist das Ufer flach und von einem etwa 2 km weit auf See befindlichen Schiffe kann man nur eine wolkige Linie bemerken, über der sich verschwommen die Wickhamhöhen erheben.

Von dem Innern der Inseln war vor dem Jahre 1833, als Fitzroy und Darwin dieselben besuchten, wenig bekannt. Vieles hat sich seitdem geändert und Buchten, die damals öde und menschenleer waren, zeigen heute blühende Farmen.

Wie schon erwähnt, ist die Ostinsel durch den Choiseul- und Brentonsund in zwei Hälften zerschnitten. Im nördlichen Teile liegen die bis 680 m hohen Wickhamberge, von Ost nach West verlaufend, scharf abfallend, mit Thälern, die mit Quarzblöcken übersäet sind. Im Süden derselben ist das Land vergleichsweise flach, mit wenigen bis 60 m hohen Hügeln. Fast in jedem Thale findet man kleine Süßwasserseeen und versiegende Bäche, eine Hauptgefahr für den Reisenden, denn sie machen den Boden sumpfig, so daß man leicht versinkt. Im Norden und Osten der Wickham-Berge ist das Land bergiger, mit dem Mount Simon, 480 m, und dem Mount Usborne, 653 m. Am letzteren wird Kalkstein gefunden und Dachschiefer gebrochen. — Die Westinsel ist noch felsiger als die Ostinsel; ihre ganze Küste wird von Bergen umsäumt, die im Norden in Adamsberge am Byron Sund mit 705 m gipfeln, während die dem Falklandsund (zwischen beiden Hauptinseln) parallel laufenden Stornby-Berge eine mittlere Höhe von 580 m erreichen. Das Land gleicht hier den schottischen West-

[1]) Herr Gustav Schulz hat seit dem Jahre 1875 große Reisen unternommen, die ihn nach Südafrika, Südamerika, nach dem Feuerlande, wo er die Minerallager untersuchte, und durch Patagonien und Brasilien führten. Am fruchtbarsten ist wohl sein einjähriger Aufenthalt auf den Falklandinseln gewesen, die verhältnismäßig wenig besucht werden. Er hat, wie auf allen seinen Reisen, auch hier vortreffliche Photographien aufgenommen, die in seinem Album „Falkland-Islands“ (London, G. Groß & Co.) veröffentlicht wurden. Herr Schulz kehrte im verflossenen Jahre nach Europa zurück. A.

eilanden. Der Mariaberg im Hintergrunde von Port Howard ist 670 m hoch.

Das Klima der Inseln ist, bei vorwiegend westlichen Winden, ein gesundes, doch ungemein wechselndes. Es ist hier niemals sehr heiß, doch auch nicht sehr kalt. Dezember und Januar sind die heißesten Monate, wo die mittlere Temperatur zwischen 40 und 65° F. schwankt mit einem Mittel von 47° F. Sie schwankt dagegen in den beiden Wintermonaten zwischen 30° und 50° F. mit einem Mittel von 37° F. Das Klima ist daher ein keineswegs extremes. Im Sommer weht von früh 8 Uhr bis nachmittags 6 Uhr ein starker Wind, der um Mittag seinen Höhepunkt erreicht. Wenn starke Stürme eintreten, so beginnen sie gewöhnlich nach Mittag und wehen drei Tage lang ohne Unterbrechung. Süd- und Südwestwinde sind die vorherrschenden. Der Südwind, stets kalt, bringt selbst im Sommer nicht selten Schnee und Hagel; der Ostwind bringt Regen. Dank dem warmen Brasilstrom ist das Klima der Inseln wärmer als jenes Patagoniens. Der jährliche Regenfall beträgt 20 Zoll. Der einzige trockene Monat ist der November. Nebel sind häufig, leichter Regen sehr häufig, aber heftige Regen mit Gewitter sind unbekannt. Der Himmel ist meistens bedeckt und man zählt 200 Regentage im Jahre. Trotzdem ist, wegen der ständigen Winde, die Luft nicht übermäßig feucht und daher gesund. Im Winter erreicht die Eisdecke selten eine größere Stärke als 1/2 oder 1 Zoll; Schnee verschwindet schnell.

Der Verkehr auf den Inseln im Innern ist ein sehr schwieriger, da Straßen nicht vorhanden sind, sondern nur Saumpfade, die sich zwischen den Sümpfen und Morästen hinziehen und zu den Farmen führen. In der Viehzucht beruht jetzt die Bedeutung der Falklandinseln; sie wurde im größeren Maßstabe zuerst 1845 von einem Fellhändler aus Buenos Ayres, Lafone, eingeführt und wird in noch größerem Umfange seit 1851 durch die Falklandinselgesellschaft mit dem Sitze in London, betrieben, welche viele Schaffarmen anlegte und jetzt ein blühendes Geschäft betreibt. Die eigentliche Kolonisation der Inseln wurde 1840 von der englischen Regierung in die Hand genommen. Im Jahre 1847 lebten erst 270 Menschen auf der Ostinsel; die Westinsel war ganz unbewohnt; hier ließen sich erst zwanzig Jahre später Ansiedler nieder. Im Jahre 1887 betrug die Bevölkerung 1853 Seelen, von denen 650 in dem Hauptorte Port Stanley lebten. Die ersten Ansiedler waren 1820 dorthin von Buenos Ayres eingeführte Sträflinge und Argentinien erhob Ansprüche auf die Inseln, die aber 1833 von den Engländern in Besitz genommen wurden.

Steinstrom (Falklandinseln). Originalphotographie von G. Schulz.

Der Handel begann mit der Ausfuhr der Häute des verwilderten Rindviehs; dann mit Seehundsfellen und Pinguinfedern. Die Vernichtung der zuletzt genannten beiden Tiere nahm einen solchen Umfang an, daß man ihre Ausrottung befürchtete und ein Schongesetz erlassen werden mußte. Eine weitere Quelle der Einnahmen bildet die Jagd auf Walfische, die bei der Westinsel früher häufig waren. Aber erst mit der Einführung der Schafzucht begann die Handelsblüte und Wolle und Talg bilden jetzt den Haupthandelsartikel. Auch gefrorene Schafe hat man, nach australischem Muster, schon nach England mit Erfolg verfrachtet. Die Einfuhren

von England erreichten im Jahre 1887 die Summe von 1357000 Mark; die Ausfuhr 2027000 Mark.

Die Falklandinseln sind eine englische Staatskolonie. Hauptort ist das 1844 begründete Port Stanley an der Nordostecke der Ostinsel mit dem Hafen Port William. Hier wohnt der Gouverneur und ist der Sitz der Regierung. Die etwa 700 Einwohner sind fast nur Engländer, doch finden sich auch Deutsche dort. Es bestehen drei gute Schulen, darunter eine katholische, eine englische Kathedrale und eine katholische Kapelle. Selbst zwei Gasthöfe sind vorhanden und es erscheint allmonatlich eine Zeitschrift The Falkland Island Magazine. Die Hauptbeschäftigung der Einwohner ist der Handel und was damit zusammenhängt. Der zweitgrößte Ort ist Port Darwin im Choiseul Sund, eine Ansiedlung schottischer Schäfer, die hier in 30 Häusern wohnen und eine kleine aus Eisen erbaute Kirche besitzen. Von den kleineren Inseln ist Keppel-Island im Nordwesten von West-Falkland am Eingange des Keppelsundes die wichtigste, denn hier hat die südamerikanische Mission eine blühende Anstalt errichtet, in welcher die Kinder von Feuerländern (vom Yaghanstamme) unterrichtet werden, die man von der Missionsstation Uschuwia im südlichen Feuerlande hierherschickt. Sie kehren, nachdem sie hier eine christliche Erziehung erhalten haben, wieder in ihre Heimat zurück.

Die geologischen Verhältnisse der Falklandinseln sind sehr einfache. Das niedere Land besteht aus Thonschiefer und Sandstein und die Berge aus weißem, körnigem Quarzfelsen, welcher unmerklich in Sandstein übergeht. Im

Tussock-Gras (Falklandinseln). Originalphotographie von G. Schulz.

Sandstein und Thonschiefer sind zahlreiche Versteinerungen, Terebrateln, Encriniten und Trilobiten, enthalten, welche der Silurformation angehören und den entsprechenden europäischen Petrefakten sehr nahe stehen. Von den Gesteinen wird der Schiefer gebrochen und zur Dachdeckung verwendet. Sonst gewinnt man noch Kalk (am Mount Usborne), während andre nutzbare Mineralien fehlen; doch hat man Zinkerze entdeckt. An der Nordwestküste der Westinsel ist ein 100 m breiter und 48 km langer Strom von basaltischer Lava aufgefunden worden.

Die interessanteste geologische Erscheinung der Inseln sind die sogenannten Steinströme, die von Darwin folgendermaßen beschrieben werden: „In vielen Teilen der Insel ist der Boden der Thäler auf eine außerordentliche Weise mit Myriaden von großen, eckigen Stücken von Quarzfelsen bedeckt. Jeder Reisende, seit der Zeit von Pernetty, hat ihrer mit Erstaunen gedacht. Man kann das Ganze einen Steinstrom heißen. Die Blöcke wechseln zwischen der Größe eines Mannesrumpfes bis 10- oder 20mal diese Größe und zuweilen sind sie noch viel größer. Ihre Ränder sehen nicht aus, als wenn sie durch das Wasser abgerundet wären, sondern sind nur etwas abgestumpft. Sie kommen nicht in unregelmäßigen Haufen vor, sondern sind in gleiche Schichten oder großen Strömen ausgebreitet. Es ist unmöglich, sich eine Vorstellung von ihrer Dicke zu machen, aber man hörte das Wasser von kleinen Strömen viele Fuß tief unter der Oberfläche der Steine rieseln. Ihre wirkliche Dicke ist wahrscheinlich viel größer, denn die Spalten zwischen den unteren Bruchstücken müssen seit langem mit Sand ausgefüllt und das Bett des Baches muß auf diese Weise ge-

hoben worden sein. Die Breite dieser Ströme wechselt zwischen einigen hundert Fuß bis zu einer Meile. Aber der Torfboden drängt sich von den Rändern immer weiter vor und bildet selbst Inseln, wo zufällig einige Trümmer nahe bei einanderliegen. Die geringe Neigung ist der merkwürdigste Umstand bei diesen Steinströmen. An der Steile der Hügel bemerkte ich, daß sie in einem Winkel von zehn Graden sich gegen den Horizont neigten; aber in einigen von den flachen, breitgrundigen Thälern ist die Neigung nur so, daß man sie eben noch bemerken kann. An einigen Stellen erstreckte sich ein zusammenhängender Strom dieser Trümmer ein Thal hinauf, selbst bis zum Kamm der Berge. Auf diesem Kamme schienen ungeheure Massen, die größer als ein kleines Haus waren, in ihrem Laufe plötzlich aufgehalten worden zu sein: dort lagen auch die gekrümmten Schichten der Gewölbe über einandergehäuft, wie die Ruinen einer ungeheuren Kathedrale."

Was die Entstehung dieser Steinströme betrifft, so hat Whyville Thompson in seinem Berichte über die Challenger Expedition eine Ansicht ausgesprochen, die sich der Wahrheit nähern dürfte. Die harten Quarzitschichten wurden durch die Auflösung der weicheren Schichten bloßgelegt. Da ihnen so die Stütze fehlte, brechen sie in der Richtung ihrer natürlichen Gliederung und die Bruchstücke fallen den Abhang hinunter auf den vegetabilischen Boden. Dieser Boden ist schwammig und — da er abwechselnd trocken und naß ist und sich infolgedessen ausdehnt und zusammenzieht — gestattet so den schweren Blöcken durch ihr Eigengewicht in das Thal hinabzurutschen, wo sie sich aufschichten und wo die Thalwässer später den Boden über oder zwischen ihnen entfernen. Das einzige, was hiergegen spricht, ist aber, daß der Boden sich nicht von den Steinströmen entfernt, sondern im Gegenteil in dieselben hineinwächst, daß die Temperaturunterschiede hier sehr gering sind und endlich, wenn diese Bildung sich so hier ereignet hat, warum nicht anderweitig auch?

Was die Vegetationsverhältnisse betrifft, so fällt zunächst die gänzliche Abwesenheit von Bäumen auf, die doch auf den Inseln Feuerlands unter ähnlichen Verhältnissen gut gedeihen. Anpflanzungsversuche sind bisher mislungen. Die schöne Senecio candicans, eine weißblühende Kompositee, ist die größte Pflanze der Inseln, die über meterhoch wird. Veronica decussata wird fast ebenso hoch; doch fand ich sie nur an einigen Plätzen der Westinsel. Nicht so hoch werden das gleichfalls buschförmige Chiliotricum amelloides und Permettia empetrofolia. Myrtus nummulifolia ist eine kriechende Myrte mit holzigem Stamme und süßen Beeren, deren Blätter die Schäfer als Thee benutzen. In den Ebenen und auf den Torfgründen herrschen vor Caltha appendiculata, Astelia pumila, Giamardia australis, Bostkovia grandiflora, Juncus grandiflorus und vor allem Empetrum rubrum, welches die Hälfte der Torfbildung mit ihren holzigen Wurzeln ausmacht. Als gutes Brennmaterial dienen die holzigen Stengel des harzreichen Bolax gummifer. Ohne diese Pflanze kann man kaum Feuer in dem regnerischen Lande im Freien erhalten. Gras ist kurz und häufig; Moose und Flechten sind massenhaft vorhanden.

Die beiden botanischen Merkwürdigkeiten der Inseln sind die Balsambogs und das Tussockgras. Erstere wurden anfangs für Steine gehalten, auf denen Gras und Flechten wuchsen, bis man erkannte, daß es eine harzausschwitzende Doldenpflanze, die Bolax glebaria sei; es ist eine verfilzte und verwachsene Staudenmasse, die so hart wird, daß man kaum mit dem Messer Stücke von ihr abschneiden kann. Gleich großen Steinblöcken stehen die massiven Büsche über den Boden verbreitet, an heißen Tagen ein blaßgelbes Harz ausschwitzend. Das charakteristische Tussockgras (Dactylis caespitosa) bildet 2 bis 3 m hohe, ausgebreitete Garben von gedrängtem, schilfartigem Wuchse, gleichsam Hügel. Die Schafe und das Rindvieh fressen dieses Gras außerordentlich gern bis auf die Wurzel ab, so daß es in einigen Gegenden schon ausgerottet ist. Beide Pflanzen kommen auch auf dem südamerikanischen Festlande vor.

Mit einigen Bemerkungen über die Tiere der Inseln, die besonders die Aufmerksamkeit von Darwin erregten, will ich schließen. Die Geier, Enten, Gänse, Pinguine, der Albatros sind noch immer in großer Menge vorhanden. Von Reptilien findet man nur eine Eidechse; Kröten und Frösche fehlen. Insekten sind nicht häufig in dem feuchten Lande; die Hausfliege kommt vor und 1887 führt das Schiff „Selembria" auch die blaue Schmeißfliege ein. Die einst so zahlreichen Kaninchen sind nur noch auf Lively- und Saunders-Island vorhanden. Der berühmte Falklandfuchs oder Wolf (Canis antarcticus), das einzige einheimische Säugetier, ist jetzt vollständig ausgestorben. Auch die wilden Pferde, von den 1764 von den Franzosen eingeführten Exemplaren stammend, sind fast ganz verschwunden und das gleiche ist mit dem schönen wilden Rindvieh der Fall, das ich nur noch zweimal antraf. Man hat es der Häute wegen getötet. Statt der Pferde und Rinder herrscht das nutzbringende Schaf. Bekannt sind die Seelöwen der Falklandinseln. In neuer Zeit hatte ihre Vernichtung so zugenommen, daß sie unter ein eigenes Schongesetz gestellt wurden und dasselbe ist mit den Pinguinen der Fall gewesen.

Das Gewohnheitsrecht der Samojeden.

Von P. v. Stenin.

II.

Nach dem Tode des Mannes, wenn minderjährige Kinder zurückgeblieben sind, vertritt die Mutter die Stelle des pater familias, verwaltet das Vermögen, mietet zu der Jagd und dem Fischfang Arbeiter und so fort. Die außerehelichen Kinder genießen dieselben Rechte, wie die ehelichen, doch kommt es auch vor, daß der Mann seine Frau mit dem Kinde zu ihren Eltern unter dem Vorwande zurückschickt, daß das neugeborne Kind nicht von ihm sei. Die Sorge für die Waisen übernehmen gewöhnlich die Verwandten, sie kleiden und ernähren die Kinder auch dann, wenn sie gar kein Eigentum besitzen; haben dagegen die Waisen ein Vermögen, so verwalten es die Vormünder mit der größten Rechtschaffenheit und geben es ihnen, sobald sie großjährig sind, mit dem Zuwachs an Geld und Vieh heraus. Sind die Verwandten nicht in der Lage die Waisen zu sich zu nehmen, so geben sie dieselben irgend einem Bekannten mit der Bedingung ab, ihm für den Unterhalt der Kinder eine bestimmte Anzahl Renntiere jährlich zu zahlen.

Da die Samojeden keine Schrift besitzen, so befindet sich eine jede Familie im Besitze eines Stempels, welcher von einer Generation auf die andre vererbt wird. Die Samojeden der Kanin-Halbinsel und der Malosemelskaja oder

Timan-Tundra, welche im lebhaften Verkehr mit den Russen stehen, gebrauchen anstatt früherer phantastischer Stempel heutzutage schon Stempel mit den Anfangsbuchstaben (in russischer Schrift) ihrer Namen. Die Samojeden drücken ihre Stempel amtlichen Papieren, Bittschriften &c. auf. Als Schuldschein gilt ein Kerbstock mit dem aufgedrückten Stempel des Schuldners, auch das getötete Wild wird so gestempelt auf der Tundra liegen gelassen und niemand wagt es anzurühren[1]). Doch hauptsächlich sind diese Stempel beim Aufbrennen der Zeichen bei den Renntieren im Gebrauch. Die Reichen brennen ihre Stempel den Renntieren auf den Rücken, die Armen auf die Ohren. Stiehlt jemand ein Renntier, so ist seine erste Sorge, seinen Stempel ihm aufzubrennen, so machten es z. B. die samojedischen Hirten der Bauern von Pustosersk und Ust-Zylma, welche ihren Herren Renntiere stahlen und an ihre Landsleute zu Spottpreisen verkauften. Die Syrjanen nehmen in der Regel den Samojeden nicht nur ihre Weide fort, sondern vertreiben sie auch gewaltsam von fischreichen Flüssen und Seen, worin ihnen die russischen Bauern von Meseñ und Pustosersk eifrig nachahmen. Der Finder einer Sache bekommt bei den Samojeden selten eine Belohnung, höchstens bietet man ihm ein Glas Branntwein an. Findet ein Samojede ein getötetes Tier, so kann er die Hälfte davon beanspruchen.

Die Samojeden sind sehr freigebig und beschenken recht gern, so herrscht z. B. die Sitte, daß der Mann der Wöchnerin ein Renntier schenkt[2]). Ein heidnischer Samojede schätzt sich zur Ehre, wie schon oben erwähnt ist, von einem Russen einen Namen zu bekommen und macht ihm jährlich ein Renntier zum Geschenk, aber meistens erwartet er ein Gegengeschenk, ja verlangt es geradezu, so erzählt Castrèn, daß eine Samojedin ihm einen Fisch zum Geschenk brachte und dafür seinen Siegelring verlangte. Bei der großen Vorliebe der Samojeden für geistige Getränke ist es selbstverständlich, daß kein Handel ohne reichlichen Schnapsgenuß abgeschlossen werden kann. Die russischen Händler (promyschlenniki) und die Syrjanen[3]) nutzen diese verderbliche Leidenschaft der armen Nomaden aus und betrügen die betrunkenen Samojeden aufs Schamloseste[4]). Ein Samojede beschrieb folgendermaßen den Genuß, total betrunken zu sein: „Der Schnaps schmeckt besser als das Fleisch. Wenn man betrunken ist, fühlt man sich reich. Man hat viele Renntiere und wähnt sich ein Kaufmann zu sein. Kommt man aber zu sich, so sieht man, daß man arm ist und sein letztes Renntier vertrunken hat“ [5]). Ebenso wie den Branntwein lieben die Samojeden Tabak zu kauen und für eine Handvoll starken Blättertabak geben sie oft ein Polarfuchsfell hin[6]).

Anstatt Gehalt bekommen die samojedischen Arbeiter häufig von ihren Herren, den Russen und Syrjanen, nur Nahrung (čidjat na jedomje, wie der terminus technicus in der Bolschesemelskaja Tundra lautet), welche nicht gerade besonders gut und nahrhaft zu nennen ist, denn sie besteht aus verendeten oder von Wölfen zerrissenen Renntieren, verfaultem Fisch und einem geringen Quantum Brot. Seltener schon übernimmt der Herr für den Samojeden den Jassak (Tribut, 1 Rubel pro Mann jährlich) zu zahlen oder bezahlt ihm jährlich einen kleinen Gehalt (nach Jsslawin etwa 15 bis 18 Rubel.) Sehr oft gerät der Samojede in eine Art Leibeigenschaft zu seinen Kreditoren[1]), den Russen und Syrjanen, und zwar nicht nur für seine eigenen, sondern auch für die Schulden seiner Eltern und Verwandten, von denen er oft keine Ahnung hat. Die Einwohner von Pustosersk bezahlen ihre samojedischen Knechte noch ziemlich gut (sie geben ihnen Essen und zirka 50 Rubel jährlich), verlangen aber von ihnen dafür, daß sie nicht nur ihre Renntiere hüten, sondern auch für ihre Rechnung Pelztiere jagen und Fischfang treiben[2]). Auch werden die Samojeden von den Einwohnern von Meseñ und Pustosersk zur Jagd auf der Insel Kolgujeff gemietet, wobei sie mit Waffen, Renntieren und Kleidern ausgerüstet im Frühjahr auf der Insel gelandet werden und dort überwintern, Seehunde, Polarfüchse, Eisbären und Gänse jagend und Eiderdunen sammelnd[3]). Meistens bekommen sie dafür einen Anteil an der Beute. Auch bei ihren reicheren Landsleuten haben es die armen Samojeden nicht viel besser; am günstigsten sind diejenigen Knechte gestellt, welche von ihrem Herrn einen Gehalt von fünf bis zehn Rubeln jährlich bekommen oder für welche derselbe den Jassak zahlt und sie mit Kleidern und Nahrungsmitteln versieht. Die Weiber vermieten sich, Gras zu mähen oder Pelze aus Renntierhäuten zu nähen, worin sie große Kunstfertigkeit besitzen. Die reicheren Samojeden halten sich für verpflichtet, ihre armen Landsleute zu unterstützen, indem sie ihnen Renntiere schenken oder unentgeltlich leihen, da ihre Herden, wie sie sagen, das Moos auf der Tundra, dem gemeinsamen Eigentum aller Samojeden, abweiden. Weigert sich ein reicher Samojede, seinem armen Landsmann ein Renntier zur Ernährung zu geben, so hat der Arme das Recht, dem Reichen eins oder einige Renntiere wegzutreiben, ohne daß der letztere ihn gerichtlich belangen darf[4]). Jetzt jedoch verstehen sich auch die Samojeden auf Zinsen, so verlangen sie für 10 Rubel jährlich einen Rubel Zinsen oder für eine geliehene Renntierkuh auch ihre in dieser Zeit geworfenen Jungen. Natürlich zu solcher gewissenlosen Ausbeutung der ärmeren Samojeden, wie es die Syrjanen und Russen thun, haben es die reichen Samojeden noch nicht gebracht. Wie es einem Samojeden ergeht, wenn er in die Hände solcher verworfenen Wucherer gerät, schildert sehr gut W. Jsslawin: ein Samojede nahm bei einem russischen Händler in Meseñ zwei Sack (à 400 Pfund) Mehl auf Kredit. Nach Ablauf der Frist erpreßte von ihm der Wucherer zuerst zehn Rubel an baarem Geld und dann nahm er mit Hilfe der Polizei ihm noch sechs Renntiere ab, welche er zu drei Rubel das Stück schätzte, während in Wirklichkeit ein Renntier nicht unter fünf Rubel kostet. Auf diese betrügerische Weise bekam der Händler für einen Sack Mehl, welcher gewöhnlich nur fünf Rubel kostet, 20 Rubel[5]). Merkwürdig ist dabei die Thatsache, daß die Samojeden ohne Widerspruch Schulden ihrer Väter und Großväter anerkennen, wenn der Kreditor auch gar keine Beweise für die Wahrheit seiner Behauptungen aufzubringen vermag[6]). Recht charakteristisch ist ein Gespräch mit einem Samojeden, welches der Akademiker Schrenck mitteilt: „Höre mal, Hochwürden“, sprach zu mir ein Samojede, welcher diese Titulation wohl aus dem Verkehre mit den russischen Missionaren gelernt hat, „wie denkst

---

[1]) Archangelskija gubernskija wjedomosti 1870, Nr. 22.
[2]) Jsslawin, Die Samojeden &c.
[3]) Zur Ehre der Samojeden sei hier erwähnt, daß keiner von ihnen mit Fusel Handel treibt: eine traurige Ausnahme macht ihr Gemeindeschreiber, ein Mischling, welcher lange in Archangelsk gelebt hat (nach den Mitteilungen des Pfarrers Joseph Einzoff.)
[4]) Archangelskija gubernskija wjedomosti 1850, Nr. 18.
[5]) Schaschkoff, Die Samojeden von Archangelsk &c.
[6]) E. W. Maximoff, Ein Jahr im Norden.

[1]) Im Norden des russischen Reiches mit dem speziellen Namen „Kabala“ bezeichnet.
[2]) Nach dem Berichte der Kommission zur Erforschung des Petschoragebietes.
[3]) Archangelskija gubernskija wjedomosti 1850, Nr. 18.
[4]) A. Efimenko, Die Rechtsgebräuche &c.
[5]) Jsslawin, Die Samojeden &c.
[6]) Archangelskija gubernskija wjedomosti 1867, Nr. 82.

du darüber, daß mein Wirt mich nicht entlassen will?“ „Warum will er denn dich nicht entlassen?“ fragte ich. „Die Leibeigenschaft (Kabala) hindert ihn daran.“ „Aber heutzutage giebt es keine Leibeigenschaft mehr.“ „Ich kann darüber nichts sagen, aber ich befinde mich in derselben.“ „Wie lange dienst du deinem Wirt?“ „Zwei Jahre.“ „Wieviel bekommst du jährlich?“ „Der Wirt sagt: 20 Rubel.“ „Wie oft bekommst du dein Geld?“ „Geld bekomme ich niemals.“ „Warum nicht?“ „Das ist eben die Leibeigenschaft.“ „Wie kamst du dazu?“ „Ich weiß es nicht; ich habe keine Schuld daran, aber mein Wirt sagt, daß meine Mutter und mein verstorbener Bruder bei ihm Schulden gemacht hätten.“ „Warum arbeitest du denn Schulden ab, welche du niemals gemacht hast? Vielleicht betrügt dich dein Wirt.“ „Ich weiß es nicht, aber der Wirt sagt, ich müsse ihm dienen, das Gesetz verordne es so, da meine Mutter und mein Bruder bei ihm Schulden gemacht hätten.“ „Wie hoch belaufen sich diese Schulden?“ „Wie kann ich es wissen? Der Wirt weiß es besser als ich, bei ihm sind sie notiert“ [1]). Auch beim Tauschhandel übervorteilen und betrügen die Händler den Samojeden, so verlangen z. B. die Syrjanen von Ishma für 20 Pfund Salz, welche etwa 40 Kopeken kosten, eine Renntierhaut oder ein Fell von einem weißen Polarfuchse, also 1 Rubel bis 1 Rubel 15 Kopeken; für 40 Pfund Mehl (85 Kopeken) drei Polarfüchse (3 Rubel); nicht minder unverschämt sind die Russen in Pustosersk, so verlangen sie für 40 Pfund Roggenmehl 80 Pfund Thran (3 Rubel 60 Kopeken); für drei Pfund Blättertabak zwei weiße Polarfüchse (2 Rubel 20 Kopeken); für ein Pfund Pulver und etwas Blei 20 Pfund Thran; für 40 Pfund gebackenes Roggenbrot zwei schwarze Renntierkälber (das Stück 1 Rubel 25 Kopeken) oder zehn Kreuzfüchse (etwa 4 Rubel). Es ist natürlich, daß bei solchem Tauschhandel die Samojeden mit jedem Tage mehr und mehr verarmen. Schon in den vierziger Jahren fand man, daß unter 5000 Samojeden im Gouvernement Archangelsk 1400 keine Renntiere besaßen und 1200 Bettler waren [2]).

Die Samojeden zeigen große Vorliebe für das Genossenschaftswesen, ähnlich den russischen Artels. Oft vereinigen sich zwei bis zehn Samojeden zu einer Genossenschaft, welche Jagd auf Polarfüchse oder wilde Renntiere oder Gänse treibt und die Beute in gleiche Teile teilen soll. Diejenigen Genossenschaften, welche auf der hohen See dem Seehundsfang obliegen, bestehen je nach der Größe und Tragfähigkeit des Fahrzeuges aus fünf bis acht Mann. Die Jagdbeute wird auch hier in gleiche Teile geteilt, doch wird ein Teil für das Imstandhalten des Fahrzeuges bestimmt, so daß bei fünf Teilnehmern der Jagdertrag in sechs gleiche Teile geteilt wird. Jeder Teilnehmer muß 60 bis 80 Pfund Roggenmehl, 40 Pfund gebackenes Roggenbrot oder 20 Pfund Schiffszwieback, vier Pfund Butter, 120 Pfund Renntierfleisch oder gesalzene Fische, und etwas Pulver und Blei beisteuern. Gewehre giebt es zwei bis vier auf dem Fahrzeuge und sie gehören meist dem Steuermanne, welcher in der Regel ein ausgezeichneter Schütze und häufig der Besitzer des Fahrzeuges ist [3]). Es giebt aber auch Genossenschaften, welche aus einem reichen Patron und mehreren Armen bestehen, denen der Reiche Nahrungsmittel, Kleider und Jagdgeräte leiht und einen Anteil an der Jagdbeute gewährt, meistens auf solche Weise, daß, falls die Genossenschaft aus ihm und sieben ärmeren Teilnehmern besteht, er $4\frac{1}{2}$ oder $3\frac{1}{2}$ Teile bekommt, und die übrigen je $\frac{1}{2}$ oder $\frac{1}{3}$.

Der Samojede ist selten eines Verbrechens fähig, weil sein Charakter friedfertig, gesellig und sanft ist. Der Einfluß der Russen und Syrjanen wirkt sehr nachteilig auf die Samojeden und es kommt vor, daß sie abgefeimte Spitzbuben werden, so z. B. verkaufte ein Samojede einem russischen Händler in Pustosersk Kreuzfuchsfelle, wobei natürlich tüchtig getrunken wurde; der Russe unterlag im Trinken und schlief ein; der schlaue Samojede nahm das Geld und die schon verkauften Felle, verkaufte sie wieder einem andern Händler und verschwand mit dem Erlös spurlos in der Tundra. Ein andrer Samojede spannte vom Schlitten eines betrunkenen Händlers, welcher gefrorene Fische nach Pinega brachte, zwei Renntiere ab [1]). Todschlag kommt bei den Samojeden verhältnismäßig oft vor, weil sie im Zustande der Trunkenheit immer Streit suchen, welcher bald in eine großartige blutige Schlägerei ausartet, vorsätzliche Morde dagegen sind selten und ein Raubmord kam bis jetzt nur einmal vor [2]). Selbstmorde sind nicht selten, wobei Männer sich erschießen, Weiber sich erhängen, als Hauptmotiv kann man unglückliche Familienverhältnisse betrachten. Der sonst sehr ehrliche Samojede, welcher sein Hab und Gut nur dem Schutze des hölzernen Götzenbildes überläßt und weit davon mit seiner Familie der Jagd und dem Fischfang obliegt [3]), stiehlt häufig Renntiere, was er gar nicht als ein Verbrechen, sondern als eine Art Jagd betrachtet, deshalb erklärt sich die eigentümliche Thatsache, daß, wenn ein Samojede dem andern zehn Renntiere gestohlen hat, der Bestohlene keine Klage darüber beim Gericht erhebt, sondern noch mehr Renntiere dem Diebe wegzutreiben sucht, als der bei ihm gestohlen hat [4]). Namentlich sind die Samojeden, welche ihr Nomadenleben aufgegeben haben und ansässig geworden sind, durchtriebene Diebe, so sind z. B. die Bewohner des Kirchdorfes Kolwa berüchtigte Renntierdiebe [5]). Findet ein nomadisierender Samojede in der Tundra Häute der von einem andern Samojeden auf der Jagd erlegten Tiere, welche mit dessen Stempel versehen sind, so nimmt er, falls er welche braucht, einige Häute mit und läßt einen Kerbstock mit so vielen Einschnitten zurück, als er Häute mitgenommen hat, und drückt auf denselben seinen Stempel. Dieser gestempelte Kerbstock gilt dann als Schuldschein [6]). In der Kanin-Tundra übten die erbitterten Samojeden nicht selten Lynchjustiz an den schamlosen russischen Händlern, indem sie dieselben überfielen, ihnen ihren ganzen Branntweinvorrat abnahmen und sie aus der Tundra vertrieben, unter Androhung, nächstes Mal sie dem Gerichte zu überliefern [7]).

Nach dem Archimandriten Benjamin lehren die Tadibei (Schamanen) den Heiden folgende Moralregeln:

1. Ehre deinen Vater und deine Mutter. 2. Ehre und achte ältere Personen. 3. Klage keinen Menschen ohne Grund an und spotte nie über einen andern. 4. Du sollst nicht morden und stehlen. 5. Liebe deine Frau und trage nie Verlangen nach einer fremden. 6. Sei nicht stolz. 7. Betrinke dich nicht. 8. Rede keinen Unsinn. 9. Gieb einem Bittenden, damit er nicht ohne eine Unterstützung dich verläßt; dafür wird Gott dir noch mehr geben [8]).

---

[1]) Schrenck, Reise &c.
[2]) Schaschkoff, Die Samojeden von Archangelsk &c.
[3]) Archangelskija gubernskija wjedomosti 1867, Nr. 82.

---

[1]) Maximoff, Ein Jahr im Norden.
[2]) Archangelskija gubernskija wjedomosti 1868, Nr. 28 u. 29.
[3]) Schrenck, Reise &c.
[4]) Nach einer Mitteilung des russischen Pfarrers Joseph Einzoff.
[5]) Hoffmann, Der nördliche Ural und das Küstengebirge Paë-Choi.
[6]) Archangelskija gubernskija wjedomosti 1870, Nr. 22.
[7]) Die russische Regierung hat eigentlich die Einfuhr von Branntwein in die Tundra der Samojeden streng untersagt. Wie diesem Befehle die russischen Händler nachkommen, ersieht der Leser aus dieser Abhandlung.
[8]) Archim. Benjamin, Ethnograph. Samml., Bd. IV.

Die Gemeinde (hier rod = das Geschlecht) übt einen sehr großen Einfluß auf das ganze Leben der Samojeden, namentlich bei denjenigen in der Bolschesemelskaja Tundra. Schrenck teilt alle Samojeden in ethnographischer Hinsicht in drei Stämme (samojedisch: taenz[1]): Lagae, Wanoita und Harüzi (Karatschei) ein. Diese Stämme zerfallen in Geschlechter (samojed. jerkar) und Zweige (russisch: pokoljenija), z. B. der Stamm Lagae besteht aus den Geschlechtern: 1. Haetynzeï, 2. Paganzeï (die Bewohner des Meerbusens, von der Bai Haejodepaedaera so benannt), 3. Taiwori, 4. Tysyï, welches in zwei Zweige: Hohotysyï (Polarfuchstyser) und Wonakana (Hundeschlitten) zerfällt, 5. Hoho (Polarfüchse), 6. Sadaeï, 7. Paedraeggasowo (die Waldsamojeden), 8. Gyiwai, 9. Seda und 10. Waerae. Der Stamm Wanoita zerfällt in folgende Geschlechter: 1. Wyutschi, welches die Zweige Laptander und Lamduï umfaßt, 2. Waleï, 3. Pyrirky, 4. Hude, 5. Horolo, 6. Saeraedaeta, 7. Gokdaeta, 8. Jaeptik, 9. Myd, 10. Jabene, welches in zwei Zweige: Apizyn und Waraetsyn zerfällt. Die Samojeden erzählen verschiedene Sagen von der Entstehung der Namen dieser Geschlechter und Zweige, so leitet das Geschlecht Seda seinen Namen von einem Häuptling ab, welcher kindisch geworden war und den seine Enkel in den Schlaf singen mußten. Waerae leitet seine Abstammung von einem Samojeden ab, welcher aus der Bolschesemelskaja nach der Malosemelskaja (Timan-) Tundra eingewandert war, und wenn man von ihm sprach, so hieß es: „waeraetà jagghamy“ (bei ihm jucken die Fußsohlen[2]). Lamduï betrachtet als seinen Ahnherrn einen Mann von sehr kleinem Wuchs, welcher deshalb „lamdo“ (klein von Wuchs) hieß. Als Ahnherr des Saeraedaeta gilt ein Mann, welcher weiße Renntiere (sar = weiß, ta = Renntier) und als derjenige des Gokdaeta, welcher sehr viele Renntiere (gok = viel, ta = Renntier) besaß.

Der Ahnherr des Wonakana kam einst aus dem Ostjakenlande her, wo man Hundeschlitten (wonka = Hund, han = Schlitten) benutzt. Andere Kenner der Samojeden, wie W. Isslawin und der Archimandrit Benjamin, teilen alle Samojeden in sechs Geschlechter ein: 1. Tyssyï mit den Zweigen jam (jam = Meer), laptander (auf den Moosinseln = lapta hausend), nogo (nogo = Polarfuchs), pagancjeda (paga = Meerbusen, cjeda = Vulkan), ciu-cjeda (von ciu = sieben und cjeda = Vulkan), 2. Logeï mit den Zweigen cjadei (cja = Berg, icjadei = Berggötze), uanakan (uan = Hund), wylka, pyrerka (pyre = Hecht), 3. Wyutschi (Biber), 4. Chatansei, 5. Walei und 6. Wanoita[3]). Im Gouvernement Archangelsk giebt es unter den Samojeden keine Fürstengeschlechter, welchen solche hochangesehenen kriegerischen Häuptlinge entsprießen, wie Wauli Piettomin und Mairi Chadyk, die 1841 einen förmlichen Aufstand unter den sibirischen Samojeden organisierten, die Ostjakenhauptstadt Obdorsk mit bewaffneter Hand eroberten und den Ostjakenfürsten (knjasek) absetzten[4]), sondern nur eine Geldaristokratie, welche sich allmählich zu den höchsten Ämtern in den Tundren aufgeschwungen hat und erblich geworden ist[5]). Heutzutage besetzen diese Aristokraten regelmäßig alle öffentlichen Ämter unter den Samojeden. Die Samojeden von Archangelsk werden nämlich von zwei Häuptlingen (starschina) regiert, unter einem stehen die Horden in der Malosemelskaja oder Timan-Tundra und auf der Kanin-Halbinsel, unter dem andern diejenigen der Bolschesemelskaja Tundra; der letztere hat zwei Gehilfen: einen in Ust-Zylma, den andern in Ishma. Diese Beamten werden von der Gemeindeversammlung auf drei Jahre gewählt. Diese Versammlungen werden selten zusammenberufen, nur die Samojeden der Kanin-Halbinsel halten alljährlich zwei Versammlungen ab, eine im Herbst am Flusse Gubenicha, die andre im Dorfe Nessj, wo ihr Gemeindeschreiber wohnt und eine samojedische Kirche sich befindet. An der Spitze des Geschlechtes steht ein Sotskij (der Vorgesetzte über hundert Mann), welcher den Jassak eintreibt und den Polizeidienst versieht, sein Amt ist erblich[1]). Außer dem Jassak[2]) beschränken sich die Verpflichtungen der Samojeden dem Staate gegenüber nur auf die Unterhaltung der Postverbindung zwischen Nessj und Sömsha. Welche beinahe abergläubische Furcht die Samojeden vor einem russischen Beamten haben, schildert Castrèn, welcher unterwegs einen Samojeden traf. „Wohin?“ fragte der Reisende. „Nach der nächsten Branntweinschenke!“ war die Antwort. Castrèn erklärte dem Samojeden, daß er ein reisender Beamter wäre, und erkundigte sich nach der Zahl seiner Renntiere. Der Samojede riß sich augenblicklich die Mütze vom Kopfe, warf sich auf die Kniee vor dem Reisenden und flehte ihn um Gnade an[3]).

Die samojedischen Schamanen (Tadibei) sind zugleich Wahrsager und Ärzte. Ihr Amt ist erblich in einer Familie, denn niemand darf Tadibei sein, ohne aus einer Tadibeifamilie abzustammen. Tadibei kann sowohl ein Mann als auch ein Weib werden, das letztere aber nur dann, wenn kein männlicher Erbe in der Familie existiert[4]).

Nicht nur die heidnischen Samojeden, sondern auch die getauften und die Russen im Gouvernement Archangelsk glauben an die übernatürliche Macht der Tadibei und ihren Verkehr mit den bösen Geistern. Maximoff schreibt der Kurpfuscherei der Tadibei die große Sterblichkeit unter den Samojeden zu, welche selten das fünfzigste Lebensjahr erreichen[5]). Für ihren Opferdienst oder ihre Zauberei (wofür bei den Russen des Nordens ein terminus technicus: „bitj kudessa“, eigentlich Gaukeleien schlagen, existiert) werden die Tadibei mit Renntieren und andern Sachen beschenkt, doch nur dann, wenn ihre Mühen von Erfolg gekrönt werden, wenn ihre Prophezeiung nicht eintrifft, oder der Tod des Kranken erfolgt, müssen sie die erhaltenen Geschenke zurückgeben[6]). Der Tadibei erhält auch ein Renntier für Absolution einer Wöchnerin von der Sünde der ehelichen Untreue, welcher die Samojeden schwere Geburten zuschreiben[7]). Nach dem Buchstaben des Gesetzes entscheidet der Häuptling in allen Gerichtssachen, mit Ausnahme des Aufstandes gegen die kaiserlichen Behörden, des Mordes, des

---

[1]) taenz heißt im samojedischen Volk, z. B. Lutsae-taenz = die Russen, Habij-taenz = die Ostjaken. Schrenck, Reisen &c.

[2]) Daher heißt bei den Samojeden der Tschernaja-Fluß, an welchem er angeblich einst kampierte, Wara.

[3]) Isslawin, Die Samojeden &c. Archimandrit Benjamin, Die Samojeden von Mesen.

[4]) Schaschkoff, Die sibirischen Samojeden 1879.

[5]) Werestschagin, Übersicht des Gouvernements Archangelsk.

[1]) Nach dem Berichte der Kommission zur Erforschung des Petschora-Gebietes.

[2]) Beim Steuereintreiben haben die russischen Händler wieder ein Mittel gefunden, die Samojeden zu betrügen, indem sie für eine geringe Geldsumme von den Beamten sich das Recht erkaufen, den Jassak einzutreiben und anstatt des festgesetzten Tributes von nur einem Rubel pro Mann je nach ihrem Gutdünken 2 bis 2 Rubel 50 Kopeken von den unwissenden Nomaden erpressen. (Maximoff, Ein Jahr im Norden.)

[3]) Castrèn in der Zeitschrift „Sowremennik“ für das Jahr 1845.

[4]) Archangelskija gubernskija wjedomosti 1849, Nr. 12.

[5]) Maximoff, Ein Jahr im Norden. Dabei übersieht er die für die Gesundheit des Volkes schrecklichen Folgen der Trunksucht, die Syphilis und den Skorbut, welche auch ohne die Tadibei die Zahl der Samojeden von 70000 Seelen auf etwa 5600 zu reduzieren vermochten.

[6]) Archangelskija gubernskija wjedomosti 1849, Nr. 12.

[7]) v. Poschmann, Beschreibung d. Gouvernem. Archangelsk.

Raubes, der Notzucht und der Falschmünzerei, jedoch de facto teilt er seine richterliche Gewalt mit der Gemeindeversammlung, welche eigentlich die entscheidende Stimme hat. Statt des Eides nimmt der getaufte Samojede ein Heiligenbild (ikona) von der Wand und legt sich dasselbe auf den Kopf mit den Worten: „Möge Gott mich totschlagen, wenn ich schuldig bin." Die heidnischen Samojeden halten noch an der alten Form des Eides (rotta) fest, indem sie ein aus Schnee oder Erde verfertigtes Götzenbild entzweischneiden und dabei sagen: „Möge ich ebenso entzweigeschnitten werden, wenn ich eine Unwahrheit gesagt habe, und daß ich morgen nicht aufstehe, sondern wie ich schlief, ewig liegen bleibe!" oder sie benagen die Haut oder die Schnauze eines Bären mit dem Ausruf: „Möge mich das Tier so benagen, wie ich jetzt es benage[1])!" Castrén berichtet, daß bei den Samojeden noch folgende Eidesformel existiert: Ein Götzenbild aus Stein, Holz, Erde oder Schnee wurde verfertigt, vor ihm ein Hund geschlachtet und dabei rief man dem Angeklagten zu: „Wenn du gestohlen hast, so wirst du wie dieser Hund sterben!" Dieser Eid wird von den Samojeden sehr gefürchtet und jeder Verbrecher gesteht lieber seine Schuld ein, als daß er sich diesem Eide unterzieht. Auch giebt es noch eine Art feierlichen Eid, welcher darin besteht, daß alle Beteiligten sich ganz nackt ausziehen, mit Andacht die Worte: „Möge Gott uns bestrafen, die Erde uns verschlingen und reißende Tiere unsre Körper zerfleischen!" sprechen, einen schwarzen Hund schlachten, dessen noch zuckendes Herz sowie die Schnauze eines Eisbären verzehren und mit dem Blute des geschlachteten Tieres ihre thönernen Götzen beschmieren[1]).

[1]) Otetschestwennyja Sapiski 1830. Finnländischer Bote 1845, Nr. 4.

[1]) Archangelskija gubernskija wjedomosti 1846, Nr. 11.

Bücherschau.

Philippson, Alfr., Der Peloponnes. Versuch einer Landeskunde auf geologischer Grundlage. Nach Ergebnissen eigener Reisen. Nebst einer geologischen und einer topographisch-hypsometrischen Karte mit Isohypsen (in je vier Blättern, Maßstab 1:300000), einer Profiltafel und 40 Profilskizzen im Text. Herausgegeben mit Unterstützung der Gesellschaft für Erdkunde in Berlin, Abt. I (S. 1 bis 272). Berlin. R. Friedländer u. S., 1891. 8⁰. Preis pro kompl. 45 Mk.

Wir besaßen über die Peloponnes — leider haben die Namen Peloponnes und Moreas in den meisten modernen Sprachen ihr Geschlecht vertauscht — ziemlich viele geographische Arbeiten, aber kein zusammenfassendes Werk aus neuerer Zeit. Aus dem Fonds der Karl Ritter-Stiftung war Herr Dr. Philippson in den Stand gesetzt worden, auf mehreren Exkursionen 1887 und in den folgenden drei Jahren die ganze Peloponnes nach den verschiedensten Richtungen hin zu bereisen und zu durchforschen. In zahlreichen Monographieen gab er von den Resultaten seiner Beobachtungen Kenntnis. Auch diese Zeitschrift brachte im Jahrgang 1890 aus seiner Feder eine Studie über die Volkswirtschaft der Griechen.

Nunmehr hat Herr Philippson, der übrigens auch in Nord- und Mittelgriechenland geologische Forschungen anstellte, die Ergebnisse seiner peloponnesischen Studienreisen in einem Werke zusammengefaßt, dessen hier angezeigter erster Teil eigentlich ein ausführlicher Kommentar zu der beigegebenen geologischen Karte ist.

Als seine Hauptaufgabe betrachtete der Verfasser die geologische Erforschung des Landes „als die wichtigste Grundlage für alle andern Zweige der Geographie und als dasjenige Wissensgebiet, in dem hier noch alles zu thun war". Er kam nämlich bei seinen Untersuchungen, namentlich was Tektonik und Stratographie betrifft, zu andern Ergebnissen als die Geologen von der expéd. scient. de la Morée. Sein Verfahren bei der Schilderung der einzelnen geologischen Gebiete ist folgendes: zuerst werden die Reisetage und die Reiserouten kurz angegeben, dann eine topographische Übersicht geliefert, die Einzelbeobachtungen mitgeteilt und endlich die Resultate zusammengefaßt. In der vorliegenden Abteilung behandelt der Verfasser nachstehende Haupt- und Unterabschnitte: A. Das ostpeloponnesische Gebirge: I. Die Landbrücke zwischen Mittelgriechenland und der Peloponnes und zwar 1. den Isthmos von Megara, der zum größeren Teil aus jungtertiären Gebilden aufgebaut ist, 2. das Geraneiagebirge, das a) aus grauem Kalk, b) Serpentin, c) Rudistenkalk, d) Quarztrachyt, e) Neogenmergel und Konglomeraten besteht. Er geht dann in der Beschreibung nach Süden zur (II.) sedimentären Halbinsel Argolis, die er in folgende Unterabteilungen zerlegt: 1. in das neogene Schollenland von Chiliomodion, 2. in das Kalkgebirge von Chéli (folgendermaßen geschichtet: a) Sandstein, b) Kalk von Chéli [heller, gelblicher bis grauer, dichter bis halbkristallinischer Kalkstein an der unteren Grenze der griechischen Kreideformation], c) Schiefer, Serpentin u. s. w., d) Kalk von Epidauros [Kreideformation], e) eocäner, schwarzer, massiger oder grob geschichteter Nummulitenkalk [Tripolitzakalk], f) Flyschsandstein und -Thonschiefer, g) Neogenablagerungen an den Säumen). 3. das Kalkgebirge von Phanári und das Schiefergebirge Aderes. 4. Das Gebirge von Nauplia: a) untere Kalketage, b) Schiefersandsteinformation mit Serpentin, c) obere Kalketage. 5. Alluvial-Tiefebene von Argos.

B. Das zentralpeloponnesische Gebirge: I. das arkadische Gebirgsland: 1. Das argolisch-arkadische Grenzgebirge: a) Glimmerschiefer, b) Tripolitzakalk, c) Kalkschiefer und Sandstein, d) Olonoskalk (ein heller, dichter Plattenkalk ohne Fossilien, nach einem 2224 m hohen Gipfel des achäisch-arkadischen Grenzgebirges genannt [alt Erymanthos]). 2. Das ähnlich angeordnete arkadische Gebirgsland in engerem Sinne und die ostarkadische Hochebene. II. Die Hochgebirge und das Stufenland des östlichen Achaïa, der Sikyonia und Phliasia in zwei scharf gesonderten Schichtgruppen, nämlich einer stark gefalteten und steil aufgerichteten vorneogenen Schichtreihe (Siria [geologisch besonders interessant] und Chelmós [hier Vergletscherungsspuren]) und nicht gefalteten, sondern horizontal oder flach gelagerten, bis zu sehr bedeutender Meereshöhe ansteigenden Neogenablagerungen, die im Osten unmittelbar mit dem Schollenland von Chiliomodion verwachsen. III. Das Parnongebirge mit stark zusammengefalteten kristallinischen Schieferschichtgruppen mit darüberliegenden mächtigen Kalkmassen von der Tripolitzastufe, die wieder zuerst von Flysch und darauf von Olonoskalk überlagert werden. IV. Der Taygetos, die mächtigste Auffaltung der Peloponnes, ein kristallinisches Zentralmassiv, darüber der Tripolitzakalk; das Neogen tritt in marinen und unterpliocänen Binnensee-Sedimenten auf. Nordwestlich von dem durch einen großen Querbruch ausgezeichneten Nordende des Taygetos tritt das kristallinische Grundgebirge in dieser Richtung auf griechischem Boden nicht mehr zu Tage. V. Das Becken von Megalopolis: blauer Mergel, darüber Alluvium.

C. Das westpeloponnesische Gebirge: I. Der Woïdiás: Flysch, darüber stark zusammengefalteter, sehr dichter Plattenkalk; der Hornsteinkalk bildet die unmittelbare Fortsetzung der plattigen Hornsteinkalke der ätolischen Kalkalpen und verbindet sich ohne Unterbrechung mit den Olonoskalken; ebenso ist der Flysch Mittelgriechenlands und Achaïas identisch. Hier bricht die erste Abteilung mitten im ersten Buch (speziellen Teil) ab. Ein allgemeiner Teil ist in Aussicht gestellt.

Der erste Teil enthält die Resultate außerordentlich vieler Peilungen. Die Höhen wurden mittels Aneroidbarometern gemessen, deren Korrektion nicht mit genauester Sicherheit bestimmt werden konnte (S. Zeitschrift der Ges. f. Erdk. zu Berl. 1889, S. 331 ff.). Die so gewonnenen Höhenkoten weichen von den Zahlen der Carte de la Grèce im allgemeinen erheblich ab. Die Arbeit macht den Eindruck großer Zuverlässigkeit. Herr Philippson ist so offen, auf die Punkte, die eingehenderer Erforschung bedürfen, hinzuweisen.

Zwischen der eingehenden geologischen Beschreibung finden sich zahlreiche dankenswerte Notizen über Windgang, Klima, Pflanzendecke, Vegetationsbedingungen, über die Bewohner, die

Besiedelungsbedingungen und die Siedelungsgeschichte in Altertum und Jetztzeit, über die wirtschaftlichen Verhältnisse eingestreut. Auch der Reste aus dem Altertum wird öfters gedacht. Die unterseeischen Ruinen bei Plitra (Bursian: Pulitra) in der Bucht von Xyli werden der Aufmerksamkeit der Archäologen empfohlen. Wenn die Toponomastik, die gelegentlich berücksichtigt ist, im zweiten Teil etwa im Namensverzeichnis eine besondere Behandlung erführe, wäre das für diesen Wissenszweig der Geographie um so erfreulicher, als er für die östlichen Mittelmeergebiete noch nicht recht gefördert ist. Nicht jeder Geograph weiß z. B., daß Myjesswrissis Fliegenquelle bedeutet. Daß in einem umfangreichen Buch, das so viele Namen und Zahlen enthält, Inkonsequenzen, unrichtige Schreibungen und Accentuierungen zuweilen vorkommen, ist zu entschuldigen. Es möge nur auf ein Versehen hingewiesen werden, das sich von der „Bemerkung über die Schreibweise der Ortsnamen" an durch den ganzen Teil hinzieht und unter dem auch die Namen auf der Karte leiden: Dem Text wurde die landesübliche Aussprache zu Grunde gelegt. Für *αυ* ist als Schreibweise nur av, für *ευ* nur ev angegeben, so das also Avgo und Navplion geschrieben wird. Nun scheiden aber alle in der Jetztzeit griechisch redenden Stämme ganz scharf zwischen der Aussprache von *αυ*, *ευ* und *ηυ* vor Liquiden und sogenannten weichen Konsonanten und zwischen der Aussprache, wenn dieselben Silben vor (neun) sogenannten harten Konsonanten stehen. Vor ersteren lauten dieselben aw, ew, iw, vor letzteren aber af, ef, if, mit scharf ausgesprochenem F-Laut; *σ* lautet am Anfang, in der Mitte und wenn es am Ende der Wörter überhaupt ausgesprochen wird, wie ss in Messe.

Das Litteraturverzeichnis wird erst der zweiten Abteilung beigegeben werden. Wenn Bursians Geographie von Griechenland ein trockenes Buch genannt wird, so möge die Bemerkung gestattet sein, daß die allerwenigsten Verfasser gelehrter Handbücher die glückliche Gabe eines E. Curtius oder V. Hehn besitzen und daß es bei einem wissenschaftlichen Werk vor allem auf den Inhalt ankommt. Was das betrifft, daß die Griechen nicht selbst die Erforschung ihres Landes in die Hand nehmen, so möchte das in etwas damit entschuldigt werden, daß die Pflege der Naturwissenschaften auf griechischen Schulen ganz jungen Datums ist und daß gerade die genannten Wissenschaften nur nach langjährigem, sorgfältigen Betrieb sich gedeihlich entwickeln.

Die Profilzeichnungen im Buche sind übersichtlich und deutlich. Ebenso die Karte, die auf Grund der Karte der französischen Morea-Expedition mit streckenweiser Zuhilfenahme der einschlägigen Küstenkarten des britischen Hydrographic Office entworfen ist. Nur wird die Übersicht über die Isohypsen auf den Gebieten, die mit gestrichelten geologischen Bezeichnungen bedeckt sind, einigermaßen gestört. Indes wird ja die topographisch-hypsometrische Karte auch wieder die Isohypsen bringen.

Hoffentlich wird der zweiten Abteilung, der wir mit Spannung entgegensehen und deren Inhalt die weitesten Kreise der Geographen anziehen dürfte, ein recht umfängliches Namen- und Sachregister beigegeben werden. — Jeder, der unter ähnlichen Umständen Forschungsreisen im östlichen Mittelmeergebiet unternommen hat, weiß, wie vielen Beschwerden, Entbehrungen, ja sogar Gefährdungen sich der Reisende unterziehen muß und wird dem Verfasser für seine Arbeitsleistung Bewunderung und Dank zollen. L. Bürchner.

Aus allen Erdteilen.

— Pearys Nordpolarexpedition (vergl. S. 63 dieses Bandes) ist im Beginn von Mißgeschick betroffen worden. Der Whale-Sund, wo man landen wollte, war durch Eis versperrt und die Expedition war daher gezwungen, in der M'Cormick-Bai des Murchison-Sundes ans Land zu gehen. Das Durchfahren der Melville-Bai war des Eises wegen mit großen Schwierigkeiten verknüpft, so daß man drei Wochen zur Bewältigung von 160 km gebrauchte. Peary hatte dort das Unglück, daß durch das Zurückschlagen der eisernen Ruderpinne ihm das Bein unter dem Knie zerbrochen wurde; doch ging die Heilung gut vor sich. Der arktische Dampfer „Kite", welcher diese Nachricht nach Neufundland überbrachte, verließ Peary am 30. Juli. Er bringt verschiedene nordische Produkte mit, auch einen 300 Pfund schweren Meteoriten. Peary beabsichtigt im Herbste den Humboldtgletscher zu erforschen und alsdann nach dem Nordende Grönlands aufzubrechen.

— Der Zensus des Dominion of Canada 1891 ergab eine Einwohnerzahl von 4 823 344 gegenüber 4 324 810 im Jahre 1881. Diese Zunahme von rund 500 000 beträgt 11,52 Prozent, aber gegenüber dem Jahrzehnt 1871 bis 1881 eine Abnahme, denn damals betrug die Zunahme 18,97 Prozent. Die östlichen, am Meere gelegenen Teile, zumal Neu-Schottland, Neu-Braunschweig, Prinz-Edward-Insel sind im Stillstande, während westlich von Ontario sich eine starke Zunahme zeigt. Manitoba zeigt eine Zunahme von 148 Prozent, die Nordwestprovinzen von 140 und Britisch Columbia von 87 Prozent. Die Provinz Ontario hat jetzt 2 112 989, die Provinz Quebek 1 488 586 Einwohner.

— Mrs French Sheldon gehört zu den Frauen, die, ohne besondere wissenschaftliche Ausbildung, doch daran Freude finden, große Reisen zu unternehmen. Sie ist etwa von dem Schlage unsrer Ida Pfeiffer und hat den Kilimandscharo allein, ohne einen weißen, männlichen Begleiter, besucht und ist zu dem dort am Ostabhange gelegenen Kratersee Dschala hinabgestiegen. Es lag ihr, so erzählte sie auf der britischen Naturforscherversammlung in Cardiff, nur daran, die Sitten primitiver Menschen kennen zu lernen; sie stellte sich in Sansibar eine Trägerkarawane von 130 Mann zusammen, die sie selbst führte und der sie ganz allein gegenüberstand, da ihre weiße Dienerin erkrankte. Alle die vielen Mühseligkeiten und Widerwärtigkeiten, die mit den Trägern durchzumachen sind, hat auch Frau Sheldon erlebt, hat sie bemeistert und gelegentlich hat sie die Peitsche gebraucht. Manchmal, so sagt sie, hätte sie Lust gehabt, den einen oder andern Träger niederzuschießen. Sie hat auf dem Marsche alles ertragen, was harten Männern schwer angekommen ist und wurde von den Eingeborenen als woman master bezeichnet, ja, sie wurde, weil sie es verstand mit den Negern zu verkehren, „wie eine Fürstin" von diesen behandelt. Ihrer Weiblichkeit, so erzählt Frau Sheldon, habe sie auf der Reise nichts vergeben und als einst eine Schar Krieger vollkommen nackt in ihrem Lager erschien und dieses ihr nicht angenehm war, merkten die feinfühligen Schwarzen die Sache und waren am andern Tage hübsch verhüllt. Der gelungene Besuch des Kratersees Dschala durch Mrs Sheldon ist in diesem Bande S. 96 geschildert worden.

— Große Höhlen sind in Oregon im Josephine County in der Nähe von Kirby entdeckt worden. Sie liegen im Kalkstein und sind durch zwei schmale Öffnungen zugängig. Die Gänge, Kammern, Dome, alle mit herrlichen Stalaktiten geschmückt, sollen an Ausdehnung und Schönheit noch die berühmte Mammuthhöhle in Kentucky übertreffen. Nahe dem Eingange wurden Überreste von Bären aufgefunden.

— Die deutsch-ostafrikanische Küste ist durch Verordnung des Gouverneurs vom 9. April in folgende fünf Bezirke eingeteilt worden. 1) Tanga mit Pangani; 2) Bagamojo mit Saadani; 3) Dar-es-Salaam, im Norden durch den Bezirk Bagamojo, im Süden durch die nördliche Rufidschi-Mündung begrenzt; 4) Kilwa, derselbe reicht von der nördlichen Rufidschi-Mündung bis zu einem Punkt, welcher in der

Mitte zwischen den Orten Kisiwani und Kiswere liegt; 5) Mgau, begrenzt im Norden durch den Bezirk Kilwa, im Süden durch den Fluß Rowuma. Eine genaue geographische Abgrenzung dieser Bezirke soll noch erfolgen.

— Die Verteilung der Bevölkerung der Union nach der Höhenlage ergiebt sich aus einem Berichte des „Geographen des Zensusamtes", Henry Gannett. Über ein Sechstel der Bevölkerung lebt in einer Höhe bis zu 100 Fuß, eine Stufe, welche im allgemeinen die Meeresgestade und die alluvialen und sumpfigen Regionen des Südens umfaßt. Mehr als Dreiviertel leben unter 1000 Fuß. In große Höhen ist die Bevölkerung noch nicht oder doch sehr wenig vorgedrungen. In der Area unter 500 Fuß lebt die ganze Bevölkerung, welche Handel und Industrie treibt, sowie diejenige, welche der Baumwoll-, Reis- und Zuckerkultur obliegt. Die Stufe von 500 bis 1500 Fuß umfaßt den größten Teil der Präriestaaten und der Getreide-bauenden Nordweststaaten. Im Osten des 98. Meridians zeigt die Höhenlinie von 1500 Fuß die Grenze der Bevölkerung an; darüber hinaus ist das Gebirge unbewohnt. Die zwischen 2000 und 5000 Fuß seßhafte Bevölkerung findet sich hauptsächlich am Abfall der großen westlichen Ebenen. In dieser Region ist die Stufe zwischen 2000 und 3000 Fuß der streitige Boden zwischen dem trockenen Plateau der Felsengebirge und den feuchten Landschaften des Mississippithales. Über 3000 Fuß ist, wenn Ackerbau ermöglicht werden soll, fast überall eine künstliche Bewässerung nötig. Zwischen 4000 und 6000 Fuß steigt die Bevölkerung wieder und ist dichter als in der zunächst unter 4000 Fuß liegenden Stufe. Der Grund hierfür ist die Ansiedelung am östlichen Abfalle der Felsengebirge und in den Thälern am Großen Salzsee, Regionen, die zwischen 4000 und 6000 Fuß liegen. Die über 6000 Fuß wohnende Bevölkerung in Colorado, Neu-Mexiko, Nevada und Californien lebt einzig und allein vom Bergbau.

In allen Höhenstufen nimmt die Bevölkerung absolut zu. Je höher aber, desto mehr wächst sie relativ und dieses relative Wachstum ist am größten in der Stufe zwischen 1000 und 6000 Fuß. Am dichtesten wohnen die Nordamerikaner in dem an den Meeresgestaden sich hinziehenden schmalen Striche, wo auch die meisten großen Städte liegen. Die Dichtigkeit vermindert sich allmählich bis zur Höhe von 2000 Fuß, wo dieselbe äußerst dünn wird. Abgesehen von Alaska beträgt die mittlere Höhe der Vereinigten Staaten 2500 Fuß. Die Durchschnittshöhe der ganzen Vereinigten Staaten, in welcher Menschen wohnten, betrug im Jahre 1870 erst 687 Fuß; sie rückte 1880 auf 739 Fuß vor und stieg 1890 auf 788 Fuß.

— Erforschung des Kebbi-Bennë. Die Wasserverbindung zwischen Bennë und dem Tsadsee scheint nach einem Reiseberichte des Majors Claude M. Macdonald nicht zu existieren. Bisher nahm man an, daß die Sumpflandschaft Tuburi, bis zu welcher 1854 der deutsche Reisende Dr. Vogel vordrang, nicht nur mit dem Flußgebiete des Schari, also mit dem Tsadsee, in Zusammenhang stehe, sondern daß auch aus dieser Sumpflandschaft der Kebbi fließe, der oberste Nebenfluß des Bennë. Macdonald, der britische Oberkommissär für das Gebiet der Ölflüsse, erstattete über seine Reise der Britischen Geographischen Gesellschaft genaue Mitteilungen (Proceedings 1891, VIII), welche über die Hydrographie des oberen Bennë ganz Neues bringen. Bei Tepe (Taëpe) am oberen Bennë, an der Barthschen Reiseroute von 1851, mißt der Strom 270 m Breite bei einer Tiefe von 30 m. Weiter aufwärts liegt Garna (Gurna), die am weitesten vorgeschobene Station der Britischen Royal Niger Company, wo der Strom 600 m breit ist, und 10 bis 12 m tief. Es ist zweifellos, daß die Bennëquellen südlich in der Nähe der Bubandjiddaberge zu suchen sind. Die englische Karte giebt diesen Teil nur als ungewiß in gestrichelten Linien, trotzdem über die Quellflüsse die Flegelschen Beobachtungen in der hübschen Verarbeitung von Kiepert vorhanden sind (Mitteilungen der Afrikanischen Gesellschaft in Deutschland, Bd. V, Tafel 8). Flegel überschritt sämtliche Quellflüsse, von denen der nördliche 15 m breit ist, auf seiner Reise nach Ngaundere. Die Wasserscheide liegt hier etwa 1260 m hoch und der südlichste Quellbach, nach Angabe der Eingeborenen der eigentliche Bennë, bildet im obersten Teile Sturzbäche von ungefähr 300 m Fall.

Der Kebbi war bisher von einem Weißen noch nicht besucht worden. Macdonald fand ihn bei seiner Einmündung in den Bennë 230 m breit, aber nur 3 m tief, und zwar im August 1890 bei sehr hohem Wasserstande. Der Fluß bewässert ein gut kultiviertes und bevölkertes Land. Zwischen bergigen, bewaldeten Ufern, über welche einige Wasserfälle herabstürzen, wurde der Ort Kaku erreicht. Hier breitet sich der Fluß zu einem seeartigen Sumpf, Nabarat, aus, der aber in der Trockenzeit nur ein Viertel seines größten Umfanges hat. Im Süden sah man bewaldete Berge, das Land nördlich und östlich war offen und leicht gewellt. Nordöstlich vom Nabarat liegt die 6000 Einwohner zählende Stadt Bifara oder Bifare. Hier war die Schiffahrtslinie nur noch 7 m breit und 1 m tief bei schnellster Strömung. Nicht weit davon war der Reisende zur Umkehr gezwungen, da hier nur 60 cm Wassertiefe war und die Breite des Flusses nur noch 5 bis 7 m betrug. In trockener Jahrezeit kann er hier durchwatet werden. Macdonald schließt hieraus, daß die Quelle des Kebbi nur etwa 5 km weiter zu suchen sei. Von Dana, dem fernsten Punkte der Vogelschen Reise, wäre dies aber noch 50 km entfernt, und deshalb könne man eine Wasserverbindung nach Osten hin nicht mehr festhalten.

— New Nursia, die Kolonie westaustralischer Eingebornen, etwa 110 km von der Hauptstadt Perth entfernt gelegen, hat sich nach Mitteilungen von Miß Clarke auf der Cardiffer Versammlung der britischen Naturforscher, ausgezeichnet entwickelt. Die Kolonie wurde im Jahre 1846 von zwei spanischen Benediktinern, den Patres Serra und Salvado, begründet, die es verstanden das Vertrauen der Schwarzen zu gewinnen und sie allmählich zu fleißigen und ordentlichen Menschen heranbildeten. New Nursia besteht aus einem Kloster, einer Kirche, Schule, einem Dorfe von 50 Hütten, in welchem ebenso viele christliche schwarze Familien wohnen, verschiedenen Werkstätten und ist von weiten, gut bestellten Feldern umgeben. Ein dort erzogenes schwarzes Mädchen hat von der westaustralischen Regierung eine Anstellung beim Post- und Telegraphenamte erhalten. Die Knaben entwickeln sich gut, lernen leicht und werden gute Diener und Arbeiter. Jedenfalls ein Fortschritt gegenüber den ursprünglichen kannibalischen Gewohnheiten dieses immer mehr dahinschwindenden australischen Stammes.

— Eine Volkszählung in Afghanistan ist neuerdings vom Emir für das ganze Land angeordnet worden.

— Tasman See ist der neue Name, welcher von der britischen Admiralität dem Meere zwischen dem australischen Festlande und Neuseeland beigelegt worden ist. Die Anregung hierzu war von der australischen Naturforscherversammlung ausgegangen.

Herausgeber: Dr. R. Andree in Heidelberg, Leopoldstraße 27. Druck von Friedrich Vieweg und Sohn in Braunschweig.

Bd. LX. Globus. Nr. 13.

Illustrierte Zeitschrift für Länder- und Völkerkunde.

Begründet 1862 von Karl Andree.

Herausgegeben von Richard Andree.

Druck und Verlag von Friedrich Vieweg & Sohn.

Braunschweig. Jährlich 2 Bände in 24 Nummern. Durch alle Buchhandlungen und Postanstalten zum Preise von 12 Mark für den Band zu beziehen. 1891.

George Alexander Wilken.

Mit dessen Bildnis.

> Seine Laufbahn war kurz, sein Lauf schnell, doch lange leben ist nicht viel leben. — Und wenn viel denken allein viel leben ist, so war seiner Jahre nur für uns zu wenig.
> Lessing.

Der vorstehenden Worte ist es nötig, sich zu erinnern, wenn wir es unternehmen, den Lesern dieser Blätter zu berichten von einem Manne, der gestern hier, 44 Jahre alt, sein Leben beschloß, viel zu früh für seine Familie, für seine Freunde, für die ethnologische Wissenschaft. Der Tod Wilkens ist einem Blitz aus heiterm Himmel, einem Unglück für das Studium der Ethnographie Niederländisch-Indiens gleich zu achten; er läßt eine Lücke hinter sich, die nur schwierig wieder auszufüllen sein wird. So sei es uns denn gestattet, einen nur kurzen Abriß seines Lebens und seines Wirkens als einen Scheidegruß auf sein Grab zu legen.

Wilken wurde am 13. März 1847 zu Tomohon (Celebes) geboren als Sohn des deutschen Missionars P. N. Wilken, aus Hannover stammend, der sich ebenfalls durch gründliche Arbeiten auf ethnologischem Gebiete vorteilhaft bekannt gemacht, und mit einer inländischen Christin aus der Minahassa verehelicht war. Er besuchte die höhere Bürgerschule zu Delft und hernach die Vorlesungen der sogenannten Indischen Schule am selben Orte, um sich zum Beamten bei der Regierung Niederländisch-Indiens auszubilden. Nach abgelegtem Staatsexamen wirkte er an verschiedenen Plätzen in Indien als Beamter, erreichte den Rang eines Kontroleurs erster Klasse und benutzte schon derzeit seine Freistunden zu eifrigen Studien auf ethnologischem Gebiete. Gelegentlich eines ihm erteilten Urlaubes legte er in Leiden das Admissionsexamen für das Studium und später das eines Kandidaten der Jurisprudenz ab; sich gleichzeitig in Leiden niederlassend, wo er dann zum Lektor an der städtischen Anstalt für die Ausbildung indischer Beamten ernannt wurde, welches Amt er bis zur Aufhebung derselben Anstalt im Juni dieses Jahres, zuletzt seit sechs Jahren, sogar unbesoldet ausfüllte. Dabei war er immer bestrebt, an seiner weiteren Vervollkommnung zu arbeiten und hatte sich darin der Hilfe von Männern, wie de Goeje und Kern zu erfreuen, die noch heute der Leidener Universität zu hoher Zierde gereichen. Schon bald begann Wilken Beweise zu geben, daß der ausgestreute Same bei ihm auf fruchtbaren Boden gefallen und lenkte die Aufmerksamkeit der Ethnologen seiner Heimath und Indiens sowie der Fremde durch eine Reihe mustergültiger Arbeiten auf sich. Es kann denn auch kaum Wunder nehmen, daß die litterarische Fakultät der Universität ihn schon am 1. Dezember 1884 zum Doctor honoris causa der Sprachen- und Litteraturkunde des Indischen Archipels ernannte; worauf schon schnell, am 27. April 1885, seine Ernennung zum Professor der Geographie und Ethnographie des Indischen Archipels als Nachfolger des berühmten P. J. Veth, der noch jetzt in Arnheim lebt, erfolgte; welches Amt er am 16. September 1885 mit einer Rede über: „Die Frucht der Ethnologie für die vergleichende Rechts-

wissenschaft“, antrat. Mit rastlosem Eifer wirkte Wilken in diesem Amte, arbeitend an dem, was er sich zu einer Lebensaufgabe gestellt hatte, nämlich beizutragen zu einer besseren Kenntniß jener schönen Inseln, die Niederlands Scepter unterstellt. Stets bereit, mit seinem Wissen anderen jüngeren Kräften beizustehen, streute er bei seinen Schülern, meist für den Beamtendienst in Indien bestimmt, Saaten aus, die dereinst sicher reiche Früchte tragen werden. Bei alledem fand er noch Zeit zur Abfassung weiterer zahlreicher Arbeiten, alle zeugen von der Gelehrsamkeit, außerordentlichen Belesenheit und vorzüglichen Beobachtungsgabe des Verfassers, den trotz aller ihm gezollten Anerkennung große Bescheidenheit kennzeichnete. Im gesellschaftlichen Leben beschränkte sich Wilken nur auf den Verkehr mit Wenigen; die einzige Erholung, die er sich sonst gönnte, war die des Hörens guter Musik und der Besuch klassischer Schauspiele, sobald sich für letzteres hier oder in den benachbarten Städten infolge des Auftretens Possarts, Barnays, u. A. die Gelegenheit dafür bot; im übrigen gehörte seine ganze Zeit von des Morgens früh bis spät in die Nacht hinein seiner Wissenschaft. Von den vielen durch ihn publizierten Arbeiten erwähnen wir hier u. a. als die hauptsächlichsten folgende: Over de Verwantschap en het Huwelijks- en Erfrecht bij de Volken van den Indischen Archipel (Leiden 1883). — Het Matriarchaat by de Oude Arabieren (Amsterdam 1884). — De Besnijdenis bij de Volken van den Indischen Archipel (Haag 1885). — De betrekking tusschen Menschen-, Dieren- en Plantenleven in het volksgeloof (Amsterdam 1884). — Het Animisme bij de volken van den Indischen Archipel (Amsterdam 1884—1888). — Über das Haaropfer und einige Trauergebräuche bei den Völkern Indonesiens (Amsterdam 1886 bis 1887). — Jets over de betekenis van de Ithyphallische beelden bij de volken van den Indischen Archipel (Haag 1886). — Plechtigheden en gebruiken bij verlovingen en huwelijken by de volken van den Indischen Archipel (I, Haag 1886; II, 1889). — Het Shamanisme bij de volken van den Indischen Archipel (Haag 1887). — De couvade bij de volken van den Indischen Archipel (Haag 1889). — Jets over de Schedelvereering bij de volken van den Indischen Archipel (Haag 1889). — Albinos in dem Indischen Archipel (Haag 1890). — Struma en Cretinisme in den Indischen Archipel (Haag 1890). — Over het huwelijks- en erfrecht bij de volken von Zuid Sumatra (Haag 1891). — Over Kinderhuwelijken enz. (Tijdschrift voor Strafrecht, Deel V.) — De Hagedis in het volksgeloof des Malayo-Polynesiers (Haag 1891) ꝛc. ꝛc.

Schon diese immerhin noch unvollständige Aufzählung der Arbeiten Wilkens dürfte ein Bild geben, wie sehr durch ihn unsre Kenntnis der Völker des Indischen Archipels gefördert wurde. Und wieviel wäre noch von ihm, der nun so jung heimgegangen, zu erwarten gewesen; zumal wäre sein Lieblingswunsch in Erfüllung gegangen, nämlich der, noch einmal die Inseln, wo er einen Teil seiner Kindheit und später einen Teil seiner Jünglingsjahre zugebracht, wieder besuchen zu dürfen. Große Hoffnungen baute man auf die Ergebnisse dieser Reise Wilkens. — —

Es sollte aber anders kommen! Im Frühling dieses Jahres wurden bei Wilken die ersten Spuren eines krankhaften Zustandes der Atmungsorgane bemerkt, die derart zunahmen, daß Wilken seit Beginn des Juni das Bett hüten mußte, bis ihn nun gestern ein sanfter Tod von hinnen rief. — Ein gut angewandtes Leben liegt abgeschlossen vor uns! Mögen andre ein Beispiel daran nehmen und in Wilkens Fußstapfen treten.

Nachschrift. Am 1. September wurde Wilken unter zahlreichem Geleite seiner Kollegen, Fachgenossen, Freunde und Bekannten auf dem Groensteegs-Kirchhofe zur letzten Ruhe bestattet. Einfach war sein Leben dahin gegangen, einfach und prunklos war auch seine Beerdigung. Reicher Kranzesschmuck deckte seine letzte Wohnung und nachdem der Sarg oberhalb des offenen Grabes aufgestellt war, trat Professor de Goeje, als Dekan der litterarischen Fakultät, zu demselben heran und schilderte zum letztenmal in kurzen, kernhaften Worten den Dahingeschiedenen, der sich aus eigener Kraft infolge ernsten Strebens emporgearbeitet und so dahin gekommen war, sich einen weit über die Grenzen seines Vaterlandes klingenden Namen zu erwerben, der der Universität zu dauernder Ehre gereichen und bei ihr nie vergessen sein werde. In ergreifenden Worten nahm de Goeje Abschied von dem Heimgegangenen und nun trat Dr. jur. T. H. de Kinderen hervor, um im Namen des vollzählig erschienenen Vorstandes des Königlichen Institutes für Sprach-, Landes- und Volkskunde von Niederländisch-Indien im Haag den Toten zu ehren und ihm in kurzer Weise zum letztenmal zu danken für Alles, was der Verstorbene durch seine Arbeiten beigetragen zum Ruhme des Institutes, zum Besten jenes schönen Indiens, für das sein Herz so warm geschlagen. Nach einem Dankeswort für die erwiesene Teilnahme seitens eines der Verwandten, trennte sich die Trauerversammlung in tief bewegter Stimmung.

Leiden, 28. August 1891. J. D. E. Schmeltz.

Versuch einer Geschichte der Ureinwohner von Rio Grande do Sul.

Von Dr. H. v. Ihering in Rio Grande do Sul.

II.

2. Heutige Überreste der Indianer in Rio Grande.

Wenden wir uns nun den heute noch in Rio Grande lebenden Indianern zu, so sind, wie schon bemerkt, die meisten Stämme, von denen sich Reste erhalten haben, in der übrigen Bevölkerung aufgegangen. Daß sie alle den Guaranis zugehörten, geht daraus hervor, daß alle die zahllosen Ortsnamen, Tier- und Pflanzennamen ꝛc., welche von den Eingeborenen Rio Grandes übernommen wurden, der Guaranisprache angehören. Im Gegensatze dazu haben die einzigen noch unvermischt erhaltenen Indianer Rio Grandes, die Coroados, mit ihrer Sprache keine derartige Erfolge erzielt. Hensel, dem wir darüber eine vortreffliche Abhandlung [1]) verdanken, erklärt diesen Umstand offenbar ganz richtig aus einer erst relativ späten Einwanderung nach Rio Grande. Das Gros dieser Coroados wohnt in Corrientes und in der

[1]) R. Hensel, Die Coroados der brasilianischen Provinz Rio Grande do Sul. Zeitschr. f. Ethnol., Bd. I, 1869, S. 124 bis 135.

Provinz Parana. Es ist mir aus dem Vergleiche des Vokabulares der Coroados von Hensel mit jenem der Camés, welches Martius mitteilt, gelungen, festzustellen, daß beide Stämme identisch sind. Wir haben somit in den riograndenser Coroados nichts andres vor uns, als nach Süden verdrängte Camés. Beide, Camés wie Coroados, stellt Martius zu den Crens, zu welchen auch die Botokuden gehören. Diese Camés werden auch Bugres genannt.

Die Coroados und Botokuden sind von allen Crens die einzigen, welche bis in die südlichsten Provinzen Brasiliens vorgedrungen sind. Die Botokuden haben noch bis in die letzten Dezennien vielfach Unheil in den deutschen Kolonieen von St. Catharina angerichtet. Auch nach Rio Grande do Sul sind sie von da aus zeitweise gekommen. So giebt O. Cannstadt an, sie am oberen Uruguay getroffen zu haben (Brasilien, Land und Leute. Berlin 1877, S. 82), und die drei von ihm gesehenen Leute hätten Holzscheiben in Unterlippe und Ohrläppchen gehabt und eine Haarschnur rings um den Kopf. Während es sich bei diesen Leuten nur um einige von St. Catharina aus in die angrenzenden Waldungen Rio Grandes vorgedrungene Botokudos handelt, giebt dagegen Hensel (l. c., p. 125) an, daß im Norden der Provinz sich Botokuden vorfänden, „die sich dadurch von den nördlichen Botokuden unterschieden, daß sie in der Unterlippe nur eine kleine Öffnung ohne Holzpflock besaßen, deren sie sich zum Pfeifen bedienten. Sie waren ihrer Wildheit wegen sehr gefürchtet und haben noch die ersten deutschen Kolonisten im Urwald viel belästigt". Ferner meint Hensel, am oberen Taquary und zwischen ihm und dem Cahy scheinen noch vollständig wilde Coroados vorzukommen. Das ist aber für die Zeit, in welcher Hensel hier lebte (1864 bis 1865), nicht mehr richtig gewesen, wohl aber war es noch in den vierziger Jahren dieses Jahrhunderts der Fall, wo eine von Mabille geführte Expedition zur Eröffnung eines Weges von Vaccaria nach S. Leopoldo mit ihnen in freundlichen Verkehr trat. Danach hörten die räuberischen Überfälle fast ganz auf, denn der letzte, vom Jahre 1852, ging nicht direkt vom ganzen Stamm aus, sondern von einer kleinen Bande, die sich von ihrem Caziquen Dobre abgetrennt hatte und von diesem deshalb später vernichtet wurde. Ich glaube daher auch nicht an die von Hensel erwähnten Botokuden, die schon wegen des angeblichen Pfeifens durch das kleine Loch in der Unterlippe verdächtig sind. Es ist ja möglich, daß auch die Coroados resp. Camés ehemals den Lippenschmuck besaßen und daß als Erinnerung daran bei den von Hensel als Botokudos gedeuteten Wilden noch die Durchbohrung der Unterlippe beibehalten wurde, so etwa wie zu Hensels Zeit die Coroados die Tonsur schon aufgegeben hatten und nur noch einmal bei den Kindern sie scherten. Da die Durchbohrung der Unterlippe ja auch bei Guaranis und Tupys weit verbreitet vorkam, so ist es sogar fraglich, ob diese Hensel'schen Botokuden überhaupt zu deren Verwandtschaft gehörten. Jedenfalls haben Botokuden, wenn sie noch zeitweise von St. Catharina aus nach dem Norden von Rio Grande gekommen sind, doch nie eine erhebliche Rolle in Rio Grande gespielt. Dagegen waren die heute in wenigen Dörfern noch überlebenden Coroados des Alto Uruguay im Anfange dieses Jahrhunderts noch weit über Rio Grande bis an die Costa da Serra verbreitet. Ob sie erst während der letzten hundert Jahre in Rio Grande einwanderten, oder ob sie schon zur Zeit der Jesuitenmissionen am oberen Uruguay hausten und dann mit einem der früher aufgezählten, nur dem Namen nach bekannten Stämme identisch waren, bleibt noch zu ermitteln. Ich beabsichtige an andrer Stelle näher auf diese Coroados zu sprechen zu kommen. Die einstige Anwesenheit der Botokuden auf dem Hochlande von St. Catharina bestätigt auch Avé-Lallement (Reise durch Südbrasilien. Leipzig 1859, Bd. II, S. 82). Er berichtet von einem ausgeführten räuberischen Überfalle der Botokuden 1854 bei Rio Bonito, in der Nähe von Lages und erzählt, daß zu seiner Zeit im Oberland von Lages noch Botokuden hausten, also in St. Catharina und in den Grenzgegenden von Rio Grande und St. Catharina.

3. Prähistorische Altertümer.

Werfen wir nun einen Blick auf die Altertümer, welche wir in Rio Grande do Sul antreffen. Am häufigsten sind Steinwaffen und zwar behauene wie geschliffene, doch überwiegen letztere. Zu Pfeilspitzen zumal hat man gehauene Kiesel, Achate und andre Steine benutzt, wogegen die größeren Äxte ꝛc., in der Regel aus Diorit bestehend, poliert sind. Sehr gemein sind daneben Urnenscherben, alle sehr roh, durch übereinander gelagerte wurstförmige Ringstücke hergestellt, bald mit Eindrücken verziert, bald mit weißen und roten Thonerden bemalt und mit linearen Ornamenten geschmückt. Solche Urnen findet man in allen Größen, kleinere, offenbar zum Küchengebrauch bestimmte, und ganz große bis zu acht Sack (à 80 Liter) Frucht fassende, sogenannte Igacabas. In ihnen wurden die Leichen bestattet in hockender Stellung und zwar mit abwärts gerichteter Öffnung der Urne. Als in den sechziger Jahren Riograndenser als Soldaten zum Uruguay und weiter gen Paraguay marschierten, trafen einige von ihnen, Söhne deutscher Kolonisten, wie sie mir erzählten, einmal in der Nähe des Uruguay einen so bestatteten Indianerleichnam. Andrerseits erzählt Hensel, daß die Coroados ihre Toten nicht in Urnen, sondern in einen Poncho eingehüllt in die Erde bestatteten. Die häufigen Funde solcher Leichenurnen in allen Teilen von Rio Grande stehen daher ganz in Einklang mit der weiten Verbreitung der Guaranis in diesem Staate, und diesen Guaranis müssen wir daher auch die Beerdigung in Igacabas zuschreiben.

Die vollendetsten und in Form mannigfachsten Produkte ihrer keramischen Thätigkeit treffen wir in den Pfeifenköpfen. Zuweilen sind dieselben in Form eines Kopfes ausgearbeitet, immer ist der kegelförmige Behälter sehr klein, das in der Regel rechtwinkelig abgehende kurze Zugrohr sehr eng. Es bleibt noch ganz dahingestellt, ob nicht alle diese sogenannten Caximbos neueren Datums sind, d. h. also, ob nicht erst die Europäer den Guaranis das Rauchen und vermutlich auch selbst die Kenntnis des Tabaks beibrachten.

Von Schmucksachen findet man durchbohrte Zähne, zuweilen auch Meeresschnecken. Über die mancherlei importierten Schmucksachen sprach ich schon. Als besondere Seltenheiten sind zu erwähnen: polierte Mörser, öfter findet man Steinkeulen, die wohl als Stößer für Mörser dienten. Rinnen in Sandsteinstücken haben wohl zum Schleifen gedient, rätselhaft sind runde oder würfelförmige Steine mit einem oder mehreren Eindrücken von der Größe einer Fingerspitze, Näpfchensteine, wie sie auch in Europa vorkommen und auch dort in ihrer Bedeutung noch unverstanden scheinen.

Die Steinwaffen sind entweder nach hinten einfach geglättet, oder wie wohl selten mit einer Rinne zur Befestigung am hinteren Ende versehen. Sehr selten sind Äxte mit halbmondförmiger Schneide, sogenannte Ankeräxte, die auch in andern Teilen Brasiliens vorkommen. Dagegen ist, soweit wir bis jetzt wissen, auf Rio Grande, St. Catharina und Parana eine andre höchst merkwürdige Form von Steinwaffen beschränkt, polierte, scheibenförmige, in einen scharfen Rand auslaufende und in der Mitte durchbohrte Äxte, wie sie ähnlich auch in Europa vorkommen. Es wird von großer Wichtigkeit sein, die sonstige Verbreitung dieser durchbohrten Äxte zu erforschen, da sie bei ihrer beschränkten Verbreitung doch wohl ein Charakteristikum eines einzelnen bestimmten Stammes darstellen.

An der Meeresküste von Rio Grande trifft man Sam-

baquys[1]), meist von geringer Mächtigkeit und größtenteils aus den Schalen einer Muschel (Mesodesma mactroides Desh.) bestehend, welche heute noch an der Küste aus dem Sande gegraben und gegessen wird. Die in ihnen gemachten Funde sind in mehrfacher Hinsicht interessant. Pfeifen, Bolaskugeln und durchbohrte Äxte fehlen. Die Steinäxte sind poliert, wie es scheint aus einem sonst nicht verbreiteten Materiale gefertigt, und am hinteren Ende mit ringförmiger Vertiefung für die Befestigung am Stiele. Die im Waldgebiete von Rio Grande gefundenen Äxte besitzen diese Rinne nicht, wohl aber findet man gleiche Waffen in St. Catharina und Parana. Vielleicht gehörten sie den in vermutlich gleicher Ausbreitung einst seßhaften Patos. Außerdem hat man zwei Tembetásteine gefunden, also den Zierat der Unterlippe, woraus C. v. Koseritz den Schluß zog (Bosqueijos ethnologicos, Porto Alegre 1884, p. 61), daß diese Sambaquys Botokuden zugeschrieben werden müßten. Dies ist falsch. Tembetá ist ein Wort der Tupysprache, und bei Tupy und Guarany kam offenbar dieses Tembetá weit verbreitet vor. Es ist ein zilindrischer polierter Stein, dessen oberes in der Unterlippe befestigtes Ende knopfförmig erweitert ist. Dagegen heißt die Holzscheibe in der Unterlippe der Botokuden Betö, und sie ist stets aus einem sehr leichten Holze gefertigt. Es ist somit sicher, daß die Sambaquyindianer keine Botokudos waren. Hinsichtlich der Litteratur über prähistorische Altertümer von Rio Grande verweise ich noch auf folgende Mitteilungen in den Verhandlungen der Berliner Gesellschaft für Anthropologie: H. v. Ihering, Die Verbreitung der Ankeräxte in Brasilien (26. Mai 1888, S. 217 ff.) und zur Urgeschichte von Uruguay (16. November 1889, S. 655 ff.); sowie Kunert, Rio Grandenser Altertümer (11. Jan. 1890, S. 31 ff.).

Besonders merkwürdig erwies sich ein Sambaquy bei Conceiçao do Arroio, welcher etwa $1^1/_2$ Legua von der heutigen Meeresküste entfernt liegt. v. Koseritz mißt demselben deshalb ein Alter von ungefähr 6000 Jahren bei. Der Umstand aber, daß in einer der dort aufgefundenen Urnen auch Schmuckstücke aus Silberplatten angetroffen wurden, läßt sich meines Erachtens nur so erklären, daß diese Metallstücke, ebenso wie an andern Stellen Kupferplättchen und altvenetianische Perlen, oft auch eiserne Messer, Bügeleisenbolzen u. s. w. den Indianern von den Spaniern oder Portugiesen geschenkt wurden oder als Tauschobjekte oder Beute in deren Hände kamen. Die große Entfernung von ungefähr 10 km, in welcher diese Sambaquys von der jetzigen Meeresküste entfernt liegen ist gar kein Beweis für hohes Alter, denn diese ganze Gegend ist flach. Ein von den Ingenieuren der Barrakommission vorgenommenes Nivellement ergab zwischen der Lagoa dos Patos und dem Ozeane eine Niveaudifferenz von 8 cm. Jedes neue Nivellement wird vermutlich andre Zahlen ergeben, da der Wasserstand auf 20 bis 25 cm Differenz vom Winde beeinflußt wird. Wir haben nicht den mindesten Grund zur Annahme, daß die vielen nach Norden an die Lagoa dos Patos sich anschließenden Seen ein wesentlich höheres Niveau einnehmen. Es kommt hinzu, daß erwiesenermaßen die Küste von Rio Grande in Hebung begriffen ist[2]). Wenn diese Erhebung nur 1 Fuß auf 100 Jahre ausmacht, so kann seit der Zeit jener Sambaquys die betreffende Gegend schon um 3 bis $3^1/_2$ Fuß gehoben sein, was vollständig genügt, um die seichten Buchten in Binnenseen abzuschließen. Das Übrige besorgte dann der Treibsand mit seinen Dünenketten. Diese Ansicht wird bestätigt durch die Thatsache, daß die Muscheln, welche jene Sambaquys bilden, ganz dieselben sind, welche auch heute im seichten Wasser der Uferzone an der Küste leben, jene obengenannte Mesodesma nämlich. Daß in der kurzen Zeit von 200 bis 300 Jahren die Küsten von Rio Grande schon wesentliche Änderungen erfahren haben, geht ja auch hervor aus dem oben erwähnten Umstande, daß im Jahre 1612 die Einfahrt in den Hafen von Rio Grande durch eine Insel verlegt war, welche wahrscheinlich unterdessen ein Teil des Festlandes geworden ist. So wird es auch begreiflich, daß ich bei Rio Grande, d. h. der Stadt, ungefähr 8 km von der heutigen Barre, Sambaquys fand, welche aller Wahrscheinlichkeit nach ebenfalls an einem Teile der Meeresküste lagen, als sie noch den alten Bewohnern jener Gegend zur Wohnstätte dienten. Jetzt aber wechselt an jener Stelle Meerwasser und Süßwasser die Herrschaft, so daß Meermuscheln einwärts der Barre nicht leben.

Es ist mir sehr wahrscheinlich, daß die von Azara labiata gebildeten Sambaquys von St. Catharina, welche auch heutigen Tages weit von der Küste entfernt liegen, in ähnlicher Weise zu erklären sein werden. Alle Behauptungen, die ohne Rücksicht auf die minimale Niveaudifferenz zu nehmen lediglich aus der jetzt beträchtlichen Entfernung vom Ozeane ein sehr hohes Alter der Sambaquys voraussetzen, halten vor gewissenhafter Kritik, soweit bisher ersichtlich ist, nicht Stand. In Rio Grande wenigstens haben wir keinerlei prähistorische Altertümer oder Kulturstätten, die wir als präkolumbisch ansehen müssen, wohl aber setzen die Änderungen, welche die Topographie der Küste in den letzten Jahrhunderten erlitten hat, uns in den Stand, die entfernter von der Küste liegenden Sambaquys als mehrere hundert Jahre alt zu bezeichnen.

Von besonderer Wichtigkeit sind bei den Altertümern aus Rio Grande die Bolaskugeln. Der Campbewohner verwendet noch heute neben der Lassoschnur zum Einfangen flüchtigen Viehes auch die Bolas. Es sind das aus Eisen oder Stein gefertigte Kugeln von nahezu der Größe eines Hühnereies, welche in Leder eingewickelt an einem Riemen befestigt sind. Solcher ungefähr zwei Meter langen Riemen sind drei durch einen Knoten zusammengebunden, und zwar ist eine der Kugeln etwas kleiner als die andern beiden. Mit dieser kleineren Kugel faßt der Viehhirt die Bolas, sie im Kreise ums Haupt schwingend und dann plötzlich in der Richtung gegen das zu erlangende Stück Vieh loslassend, welches, sobald die Kugeln und Riemen sich um seine Beine schlingen, gefesselt zu Boden stürzt. Die Campbewohner fertigen sich noch heute diese Kugeln aus Stein an — der letzte Rest der Steinzeit. In 100 Jahren wird wohl auch er mit samt den Bolas der Geschichte angehören; schon jetzt nimmt ihr Gebrauch sehr ab gegenüber jenem des Lasso.

Die Charruas, welche in den Revolutionsjahren 1835 bis 1844 in Rio Grande do Sul zeitweise an den Kämpfen Teil nahmen, waren noch mit Bolas bewaffnet, deren sie aber nur zwei an einem ungefähr vier Meter langen Riemen befestigt hatten. Die Kugeln waren aus Stein gefertigt und nicht in Leder gehüllt, sondern mit einer kreisförmigen Rinne zur Befestigung der Schnur versehen. Diese heute noch von den älteren Bewohnern der Campos von Rio Grande „Bolas de Charrua“ genannten Steinwaffen werden nun in Rio Grande noch häufig gefunden, auch an der Seeküste, aber nicht in den Sambaquys. Vereinzelt trifft man sie auch im Waldgebiete, ein Zeichen, daß die berittenen Stämme zeitweise auch Waldgebiete betraten, denn im Wald ist naturgemäß diese Waffe nicht brauchbar. Man findet die Bolaskugeln auch nicht im mittleren oder nördlichen Brasilien, sondern nur in den Campos von Rio Grande do Sul und in den angrenzenden Gebirgen. Wenn wir annehmen dürfen, daß

[1]) Vgl. Th. Bischoff, Über die Sambaquys in der Provinz Rio Grande do Sul. Zeitschr. f. Ethnologie, Bd. 19, 1887, S. 176 bis 198, Taf. V, sowie H. v. Ihering, Zum Vorkommen von Kürbiskernen in Sambaquys. „Ausland“, 1891, Nr. 8, S. 149 ff.

[2]) Am eingehendsten ist die ganze Frage der Hebung dieser Küste behandelt in meiner Abhandlung „Die Lagoa dos Patos“. Deutsche geographische Blätter, Bremen, Bd. VIII, 1885, S. 190 bis 196.

die in der Serra dos Tapes gefundenen Bolaskugeln von den Tapes herrühren, so ergiebt sich, daß außer den Charruas und Minuanos auch noch andre Stämme in Rio Grande von den Charruas den Gebrauch der Bolas annahmen. Die Funde von marinen Schnecken bei S. Sebastiaõ do Cahy wie in der Kolonie S. Lourenço weisen uns darauf hin, daß auch diese Gebirgsindianer zeitweise in den Campos bis zur Seeküste umherstreiften, es kann daher nicht überraschen, wenn sie auch mit den Waffen der Camposindianer sich befreundeten.

4. Zusammenfassung.

Wir vermögen somit in Rio Grande aus den prähistorischen Kulturresten mindestens drei verschiedene Volks- und Kulturelemente nachzuweisen. Es sind das die Reste von:

1) einem Fischervolk, welches an der Küste und deren Buchten Seefische und solche Arten, die gern Flußmündungen ꝛc. aufsuchen, erbeutete und auch andre Meerestiere, zumal Muscheln, genossen. Ich habe aus den angetroffenen Gehörsteinen, die allein erhaltenen größeren Arten bestimmen können. Es sind zumal Pogonias chromis, Arius Commersonii und Micropogon undulatus L., alles Arten, die noch heute von den Fischern derselben Gegend vorzugsweise erbeutet werden[1]). Daneben weisen Reste von Säugetieren, Rehe ꝛc. darauf hin, daß zeitweise auch die Jagd für den Lebensunterhalt eintreten mußte. Auch Menschenknochen finden sich in ganz derselben Weise wie andre Knochen unter den Küchenresten. Diese Sambaquybewohner kannten weder Pfeifenköpfe noch Bolas, waren aber, wie so viele Stämme der Tupy-Guaranigruppe in der durchbohrten Unterlippe mit dem Tembetásteine geschmückt. Eigenartig war ihnen die Ausstattung der Steinwaffen mit kreisförmigen, an deren oberem Ende angebrachten Rinnen zur Befestigung am Stiele, welche Befestigungsweise sonst in Rio Grande und am La Plata fehlt, aber im übrigen Brasilien nicht selten ist, vielleicht den Tupys zukommt.

2) Waldbewohnern. Auf sie bezieht sich vorzugsweise unsre obige Schilderung. Hier treffen wir die Pfeifenköpfe, die Ankeräxte und die durchbohrten Wirtelsteine, ferner die großen Graburnen. In bezug auf letztere kommen mancherlei Unterschiede vor, da man außer umgestülpten auch solche antrifft, die aufrecht stehen und mit einem Deckel versehen sind (Kunert).

3) Campindianer. Sie bieten in ihrer Kultur nichts dar, was nicht auch im Estado Oriental sich fände. Charakteristisch sind vor allem ihre Bolaskugeln.

Wir sehen hieraus, daß sich die Ergebnisse der prähistorischen Forschung recht wohl in Einklang bringen lassen mit den Daten, die uns Ethnologie und Geschichte über die alten Bewohner Rio Grandes liefern.

Die Sambaquys an der Lagoa dos Patos und an der Küste bis St. Catharina werden wir dem Fischervolk der Patos zuschreiben dürfen, um so eher als auch die alten Namen von Laguna (dos Patos) und von St. Catharina als Porto dos Patos dafür sprechen, daß die Patos nicht auf die Lagoa dos Patos beschränkt waren, sondern längs der Küste bis St. Catharina ihre Wohnsitze hatten, an den zahlreichen fischreichen Seen dieser Zone.

Hinsichtlich der Waldbewohner sind unsre Kenntnisse ja sehr dürftig, doch wissen wir immerhin die Namen einer Anzahl dieser größtenteils der Guaranygruppe zugehörigen Stämme. Ob neben ihnen auch schon in älterer Zeit Crens vorkamen, welche heute in den Coroado-Camés und einigen Botokudenhorden in dem Gebiete von Corrientes bis St. Catharina ihre äußersten südlichen Repräsentanten besitzen, bleibt noch zu erforschen; vermutlich wird der Fortschritt in der Archäologie uns hier weiter helfen. Unter den von der Expedition Mabille mitgebrachten Sachen der Coroados sollen sich auch Exemplare von jenen durchbohrten Äxten befunden haben, von denen ich oben sprach. Wenn dies richtig ist, so stellt sich vielleicht heraus, daß wir diese Äxte den Camés und Crens zuzuweisen haben.

In den Campindianern endlich, deren Bolaskugeln in Rio Grande und Uruguay angetroffen werden, können wir mit Bestimmtheit die Charruas und Minuanos, sowie wohl auch die Tapes und andre in der Nachbarschaft der Charruas lebende Stämme wieder erkennen. Die vereinzelten Bolaskugeln, welche auch im angrenzenden Waldgebiete gefunden wurden, zeigen nur aufs Neue, daß auch Wanderungen vorkamen.

Hiernach eröffnet sich uns die Perspektive, der Reihe nach eine ganze Anzahl von eigenartigen Typen südamerikanischer Altertümer auf bestimmte geographische Regionen beschränkt zu erkennen, und so bald dies geschehen, wird auch ihre ethnologische Erklärung leichter werden. Es ist sehr wahrscheinlich, daß wir in dieser Art wohl zwischen Tupy- und Guaranyaltertümern später Unterschiede nachzuweisen in die Lage kommen werden. So ist z. B. bisher nur ein einziges Mal eine Ankeraxt in Rio Grande do Sul angetroffen worden. Diejenigen, welche Ladislao Netto im 6. Bande der Archivos do Musea nacional beschreibt, stammen vom mittleren und nördlichen Brasilien und von ebendaher stammt eine noch im Stiel eingefaßte Ankeraxt, welche zur Zeit der holländischen Herrschaft in Nordbrasilien nach Holland gelangte und auf welche jetzt Schmeltz[1]) die Aufmerksamkeit lenkte. Vermutlich wird sich somit aus der Verbreitung dieser Ankeräxte entnehmen lassen, ob man sie den Tupys zuschreiben kann. Auch auf die mehr dem Norden zukommende, aber auch dort nicht allgemeine Verbreitung der ringförmigen Rille in den polierten Äxten, behufs deren Befestigung am Stiele, wäre in dieser Art zu achten. Namentlich aber wird sich dies Studium der durchbohrten wirtelförmigen Äxte und ihre Verbreitung wichtig erweisen. Ladislao Netto giebt an, daß Florentino Ameghino dieselben auch vom La Plata abbilde, leider kenne ich das betreffende Werk noch nicht. Sehr bemerkenswert scheint mir, daß in dem alten Mound auf der Marajóinsel in der Amazonasmündung nach L. Netto gleichfalls wie in den hiesigen alten Sambaquy die Caximbos noch fehlen.

Es ist selbstverständlich, daß ein erster Versuch zur Lösung der hier behandelten Fragen nur unvollkommen ausfallen konnte, aber ermutigend scheinen mir die gewonnenen Ergebnisse immerhin zu sein, und wenn in gleicher Weise, wie es hier geschehen, einmal sämtliche Staaten Brasiliens und die angrenzenden Gebiete durchforscht und erklärt sein werden, so wird auch für die Beurteilung der alten Kulturen Rio Grandes eine zuverlässigere Grundlage gewonnen sein. Allzu sanguinischen Hoffnungen freilich wird man sich nach dieser Richtung hin nicht hingeben dürfen. Die Brasilianer fördern derartige Unternehmungen sehr wenig, und alle diejenigen, welche in Rio Grande do Sul an der archäologischen Forschung sich beteiligt haben (v. Koseritz, v. Ihering, Th. Bischoff, A. Kunert, P. A. Schupp) sind eingewanderte Deutsche. Daß die deutsche Kolonisation auch nach der wissenschaftlichen Seite Brasilien nützlich geworden, wird überhaupt Niemand verkennen können, der einen tieferen Einblick in die bezügliche Litteratur zu gewinnen sucht.

Rio Grande do Sul, Mai 1891.

---

[1]) Die Trivialnamen derselben sind in gleicher Reihenfolge: Miraguaya, Bagre, Corvina.

[1]) Internation. Archiv f. Ethnographie. Leiden, Bd. III, 1890, S. 195, Taf. XV, Fig. 3.

Der Domplatz zu Pisa.

Einsam um den Domplatz gereiht, liegen am äußersten Nordwestende von Pisa jene vier erhabenen Meisterwerke der Baukunst, denen die Stadt in erster Linie ihre Berühmtheit verdankt. In heiliger Stille stehen sie nebeneinander auf der weiten, grünen Ebene und zeugen wie ein monumentaler Friedhof von der ehemaligen Größe Pisas. Überall pflegt sonst die Kathedrale im Mittelpunkte der Stadt zu liegen, sie ist der Kern, um den sich nach und nach Häuser und Straßen herumkristallisieren. Pisa macht hiervon eine merkwürdige Ausnahme. Man könnte versucht sein, diese eigentümliche exzentrische Lage des Domes Verschiebungen in der topographischen Gestalt der Stadt zuzuschreiben; aber daran ist nicht zu denken. Als Pisa im zwölften Jahrhundert (1155) mit Mauern umgeben wurde, zog man dieselben schon unmittelbar an der Kathedrale vorbei, ein Beweis, daß dieselbe damals bereits am Ende der Stadt gelegen war.

Diese Verbannung der natürlichen Verkehrsmittelpunkte an die äußersten Grenzen der Stadt hat mehr als irgend eine andre Ursache dazu beigetragen, Pisa seine düstere Physiognomie, seinen Charakter einer toten Stadt zu verleihen. Aber eben diese Abwesenheit von Geräusch, diese imposante Ruhe und die Nachbarschaft der weiten, grünen Ebene erhöhen nur noch die eigentümliche Wirkung jener heiligen Gebäude.

Der Domplatz bildet ein unregelmäßiges, mit grünem Rasen bewachsenes Rechteck. Wenn man aus der Stadt kommt, hat man zur Rechten den Campanile, im Zentrum den Dom, zur Linken das Baptisterium und im Hintergrunde den Campo Santo, hinter welchem die Zinnen der alten Stadtmauern sichtbar sind. Keine Kaufbude, kein Baum stört die Aufmerksamkeit, welche sich vollständig auf die vier mächtigen Denkmäler beschränkt. Aus prachtvollen Blöcken weißen Marmors errichtet, denen die Zeit einen wundervollen gelblichen Schimmer verliehen hat, heben sich dieselben mit außerordentlicher Schärfe von dem Blau der Berge, welche man über die Stadtmauern hinaus gewahrt, und von dem reinen Azur des Firmamentes ab. Es ist ein Anblick, der selbst das kühlste Herz zu andächtiger Bewunderung hinreißen muß.

Bronzethür des Bonnano im Dome zu Pisa. Nach einer Photographie.

Der Dom. Die Grundlegung des Domes knüpft sich an eine der ruhmvollsten Thaten der pisanischen Republik. Es war im Jahre 1003: die Pisaner hatten einen siegreichen Zug gegen die Sarazenen von Palermo unternommen; sie hatten den Hafen erobert und sich sechs großer, mit Reichtümern beladener Schiffe bemächtigt. Fünf derselben übergaben sie den Flammen, das sechste verkauften sie, und der Erlös wurde zum Bau dieses Heiligtums bestimmt.

Als Bauplatz wurde die Stelle gewählt, auf der sich eine Basilika des vierten Jahrhunderts, „Santa Reparata in Palude“, erhob; diese selbst war die Nachfolgerin von warmen Bädern gewesen, welche Kaiser Hadrian hier angelegt hatte. Die sumpfige Beschaffenheit des Terrains rechtfertigt den Beinamen „in Palude“ nur zu sehr; sie erklärt die zahlreichen Verschiebungen und Senkungen, die sich am Dom wie am Campanile gezeigt haben.

Der Name des Baumeisters ist Buschetto. Inmitten eines barbarischen Zeitalters, in dem die Persönlichkeit des Künstlers nur selten zur Geltung gelangte, tritt seine Physiognomie eigentümlich scharf hervor. Man weiß nicht genau, welches sein Heimatland war; die meisten nehmen Griechenland als solches an; in diesem Falle wäre die alte pisanische Schule eine Tochter der byzantinischen. Jedenfalls ist Buschetto eine hervorragende Erscheinung; wegen einer Reihe bedeutender Erfindungen ward er der Dädalus seiner Zeit genannt.

Die Arbeiten an dem Dome wurden mit außerordentlicher Schnelligkeit ausgeführt. Dem Meister selbst war es allerdings nicht vergönnt, die letzte Hand an sein Werk zu legen; sein Schüler Rainaldus vollendete es im Jahre 1100, kaum 40 Jahre nach der Grundsteinlegung; aber erst 1118 wurde das neue Gotteshaus durch Papst Gelasius II. geweiht.

Der Dom von Pisa hat die Form eines Kreuzes; er ist in fünf Teile geteilt, mit einer Kuppel über dem Transept. Seine größte Länge beträgt 95 m, die Totalbreite der fünf Schiffe 32½ m, die Höhe des Mittelschiffes etwas über 33 m. Die Fassade besteht aus fünf Etagen; 58 Säulen steigen in vier Reihen übereinander in Galerien über den Blendbogen des Portalgeschosses auf. Nur die oberen Etagen sind von Fenstern durchbrochen. Der prächtige Marmor ist aus den benachbarten Steinbrüchen genommen; doch ist vielfach antikes Material verwendet worden, was besonders in der Apsis bemerkbar ist. Eine Menge Säulen aus Granit, Porphyr oder numidischem Marmor, die einen glatt, die andern kanneliert oder spiralförmig gewunden, stammen augenscheinlich von altrömischen Gebäuden. Man hat sich nicht einmal die Mühe genommen, sie zu ordnen; die Kapitäle sind nicht nur von verschiedener Gattung, sondern auch ganz ungleich in der Größe. Korinthischer und ionischer Stil gehen wirr durcheinander.

Das Äußere des Domes ist arm an Skulpturen, besonders an Statuen. Die ernsten Architekten der romanischen Schule müssen diese Art Ornamente zu frivol und profan gefunden haben. Nur die Fassade macht einen reicheren Eindruck. Die beiden stolzen Säulen mit den verzierten Schäften, welche das Hauptportal einfassen; die beiden Löwen, welche auf diesen Säulen ruhen; die Grimassenköpfe, die auf allen pisanischen Bauwerken so häufig sind; die fünf Statuen aus der Schule des Giovanni Pisano, endlich die (modernen) Mosaiken der Thürlünetten verleihen dem Ganzen ein recht lebhaftes Aussehen.

Zahlreiche Sarkophage und Skulpturen, welche einst zu den architektonischen Schönheiten noch ein historisches Interesse hinzufügten, sind längst nach dem Campo Santo hinübergeschafft. Der Dom hat nur den Sarkophag behalten, in dem sein Gründer Buschetto ruht; derselbe ist in der Nähe des linken Portals eingelassen.

Der Hauptschmuck der Fassade sind die drei Bronzethüren, welche von Gianbologna entworfen und von seinen Schülern Francarilla, Tacca, Susini u. A. modelliert wurden. Die alten Thüren, ein Werk des Bonnano (12. Jahrhundert), waren 1596 durch Brand beschädigt worden. Nach wenigen Jahren angestrengter Arbeit waren die neuen vollendet; es ist ein reizendes Werk der Spätrenaissance (1602). Auf den Feldern des Hauptportals ist das Leben Mariä, auf denen des linken Seitenportals die Geschichte Christi bis zum Einzug in Jerusalem, auf denen des rechten die Leidensgeschichte dargestellt. Diese Szenen sind unverkennbar denjenigen auf den Thüren des Baptisteriums zu Florenz nachgeahmt; aber wie schnell ist der Verfall seit dem 15. Jahrhundert vorgeschritten! Es war jedenfalls sehr unklug von Gianbologna, durch die allgemeine Anlage wie durch die Einzelausführung zu einem Vergleich mit dem Meisterwerke Ghibertis herauszufordern.

Eine andre Bronzethür von hohem Alter befindet sich im rechten Kreuzschiffe, dem schiefen Turm gegenüber. Sie wird von verschiedenen Archäologen dem Bonnano zugeschrieben, demselben, der auch jene zerstörten Thüren des Hauptportals verfertigt hatte. Die Reliefs, das Leben Christi darstellend, zeigen trotz der grotesken, unproportionierten Behandlung doch schon ein erwachendes Formgefühl (s. Abbildung).

Treten wir jetzt in das Innere ein. Der erste Eindruck ist Staunen und Bewunderung. In ganz Italien haben nur San Marco in Venedig, die Kathedrale von Siena und die St. Paulsbasilika bei Rom eine derartige Pracht aufzuweisen. Da ist zuerst der Reichtum des aufgewandten Materials, die 24 gewaltigen monolithischen Säulen des Mittelschiffes und die unzähligen andern Säulen von Marmor oder Granit, die ringsum in den übrigen Schiffen zerstreut stehen; dann der malerische Wechsel von schwarzem und weißem Marmor; dann die Sauberkeit und Kraft der Anordnung, die Größe der Proportionen — das Transept allein ist so umfangreich, wie eine Basilika —, endlich der harmonische Glanz der Koloratur, deren Wirkung noch erhöht wird durch ein geheimnisvolles Halbdunkel, eine majestätische Dämmerung. (Der Dom wird von über 100 Fenstern erleuchtet, aber dieselben sind klein und sehr hoch angebracht.) Mit dem Säulenwald wechseln jene in der pisanischen Schule so beliebten Blendbögen ab.

Prächtig ist der Durchblick von der Kreuzung aus durch die lichten Arkaden in beide Querschiffarme und ebenso prächtig die Durchsichten der oberen Pfeilerhallen. Zwei Treppen zwischen Sakristei und Presbyterium führen zur Galerie hinauf. Über dem Transept erhebt sich, von zwei gewaltigen Bögen aufstrebend, die etwas längliche Kuppel. Der Fußboden unter derselben ist mit kostbarer Mosaikarbeit geschmückt.

Die zwölf Altäre der Seitenwände, in karrarischem Marmor von Stagi da Pietrasanta einfach, aber geschmackvoll ausgeführt, sind wahrscheinlich von Michelangelo entworfen, als er 1529 zu Pisa die Arbeiten an der Citadelle leitete. Die Räume zwischen den Altären sind mit 23 großen Leinwandbildern von Manieristen des 17. und 18. Jahrhunderts angefüllt. Sehr schön ist auch der 1744 errichtete Hochaltar mit einem Bronze-Christus darüber von Gianbologna. Berühmt ist endlich jene hübsche, im Mittelschiff hängende Bronzelampe (s. Abbildung), deren Schwingungen Galilei zur Entdeckung des Isochronismus der Pendelschwingungen veranlaßt haben sollen. Aber auch ihr künstlerischer Wert ist bedeutend. Sie ist ein Werk von seltener Eleganz und Harmonie und macht ihrem Schöpfer, dem Pisaner Vincenzo Possenti (1587), alle Ehre.

Das Baptisterium. Der Hauptfassade des Domes gegenüber liegt die Taufkirche, il Battisterio, welche 1153 von dem pisanischen Architekten Biotisaloi begonnen, aber infolge von Geldmangel erst 1278 vollendet wurde. Es ist ein gewaltiger Rundbau in noch viel edlerem, strengerem Stil als der Dom, von einer 54½ m hohen, birnförmigen Kuppel überragt. Verschiedene gotische Zuthaten am Außenbau erhöhen noch den malerischen Eindruck, den dieses ehrwürdige Bauwerk macht. Vier kreuzweis gestellte Portale, reich geschmückt, führen ins Innere. Hier lenkt zuerst ein gewaltiges achteckiges Becken die Blicke auf sich, welches im Mittelpunkt des Gebäudes auf einem Fundament mit drei Stufen ruht. Durch seine Dimensionen, wie durch seine Gestalt, versetzt uns dieses Taufbecken in die Zeit, wo die Taufe noch durch Untertauchen besorgt wurde. An vier Ecken des Octogons sind kleinere Aushöhlungen angebracht, welche, wie berichtet wird, für die Taufe von Kindern bestimmt waren. Die drei Stufen und die acht Seiten des Beckens sind von Bigarelli (Como, 1246) mit feinen Ornamenten und eleganten, sauber ausgeführten Dekorationen versehen.

Wenige Schritte von dem Taufbecken erhebt sich, isoliert von allen Seiten, die herrliche Marmorkanzel, das Meisterwerk des Niccolo Pisano (1260), die Perle des Baptisteriums und eins der bedeutendsten Werke der Kunst überhaupt. Über neun Säulen, von denen mehrere auf dem Rücken von Löwen ruhen, erhebt sich die sechseckige Brüstung, deren Felder mit vorzüglichen Reliefs geschmückt sind. An den Ecken über den Säulen sind allegorische Figuren als Träger der Kanzel angebracht, während die Bogenzwickel durch die Gestalten der vier Evangelisten und sechs Propheten ausgefüllt werden.

Diese Marmorkanzel des Pisaner Baptisteriums ist

Baptisterium. Der Domplatz zu Pisa. Nach einer Photographie. Dom. Campanile.

nicht bloß das Meisterwerk eines großen Künstlers: sie bezeichnet einen Abschnitt in der Geschichte der Skulptur. Letztere befand sich im Stadium der tiefsten Erniedrigung zu der Zeit, als diese herrlichen Bauwerke in Pisa entstanden. Es ist schwer, sich plumpere, rohere Schöpfungen vorzustellen, als die der damaligen Skulptur. Jedes Verständnis für die Verhältnisse der menschlichen Gestalt ist verschwunden; die Körper sind ungeheuerlich, der Gesichtsausdruck stupide. Man kann das an den Fratzenköpfen beobachten, die in allen Kirchen Pisas auf den Kapitälen, an den Biegungen der Gewölbe, wie auch auf der Bronzethür des Domtransepts, die Bonnano zugeschrieben wird, im Überfluß vorhanden sind.

Das Innere des Domes zu Pisa. Nach einer Photographie.

Die allgemeine Tendenz der romanischen Schule war dem Studium der Natur keineswegs günstig. Da sie nur abstrakte Kombinationen verfolgte, so waren Regelmäßigkeit und Harmonie ihre Hauptzwecke; unter der Herrschaft solcher Grundsätze ordnete sie die menschliche Figur der Gesamtwirkung, welche dieser oder jener Teil eines Bauwerks hervorrufen mußte, vollkommen unter; ebenso trat für sie die Symbolik an die Stelle der Darstellung realer Formen. Ein Stamm mit drei Blättern stellte einen Baum dar, einige summarisch angedeutete Zinnen eine Stadt. Endlich beherrschten die düstersten, traurigsten Ideen die Einbildungskraft der Künstler, wie der Glän-

digen. Am Eingange der Kirchen scheinen ungeheure Löwen bereit, die Schuldigen zu verschlingen; aus der Fassade starren uns lange Reihen fabelhafter Tiere, Basilisken, Drachen, Greife an und lagern wie ein Alp auf der Einbildungskraft. Finstere Ideen und barbarischer Stil: das ist mit einem Worte der Charakter dieser ältesten Schule in Italien.

Plötzlich erscheint eine jener außerordentlichen Künstlergestalten, welche im ersten Anlauf das Ziel erreichen, ja bisweilen sogar überholen, und welche mehr mit der Nachwelt als mit ihren Zeitgenossen zu leben scheinen. Niccolo Pisano ist ein Reformator nach der Art eines Brunellesco, Donatello oder der Brüder van Eyck, er ist einer jener Meister, die es verstehen, sich so hoch zu heben, daß ihre Nachfolger mehrere Generationen hindurch außer stande sind, ihnen gleichzukommen, geschweige denn sie zu übertreffen.

Im Studium der Antike hat Niccolo Pisano jene Kunst der Verhältnisse, des Rhythmus und des edlen Ausdrucks wiedergefunden, deren Geheimnis seit Jahrhunderten verloren war. Das Studium der Antike hat ihm den Stoff und die Anregung gegeben, die formlosen Versuche seiner Vorgänger durch einen ebenso neuen wie vollkommenen Stil zu ersetzen. Mit Verwerfung der Vorbilder der bisherigen christlichen Kunst hat er zum erstenmale wieder die Kunst des antiken Rom, von der gerade in Pisa noch so viele Überreste erhalten waren, mit vollem Verständnis in die Kirchen eingeführt.

Possentis Bronzelampe im Dome zu Pisa. Nach Photographie.

Der Campanile. Hinter dem Dom erhebt sich, frei von allen Seiten, der berühmte schiefe Glockenturm, Campanile genannt. Er wurde 1174 von Bonnanus v. Pisa begonnen und 1350 von Tommaso da Pisa vollendet. Während die deutsche und französische Architektur Glockenturm und Kirche zu künstlerischer Einheit zu vereinigen strebte, waren dieselben in Italien unter dem Einfluß der antiken Überlieferung gewöhnlich getrennt und wurde jedes als selbständiges Bauwerk behandelt.

In acht Geschossen steigt der zilindrische Campanile empor, von geometrisch regelmäßigen Arkaden reizvoll umrahmt. Unten ist er durch 15 starke Wandsäulen gestützt, und darüber laufen sechs luftige, heitere Kreisbogenloggien mit 180 meist antiken Stützen um den Turm herum, während oben das Glockengeschoß ein wenig zurücktritt.

Über den Grund der schiefen Richtung des Turmes ist viel gestritten worden. Wahrscheinlich hat sich der Turm während des Baues trotz aller Vorsichtsmaßregeln auf dem sumpfigen, Erdbeben unterworfenen Boden stetig gesenkt, ist aber trotzdem in großen Zwischenräumen allmählich zu Ende geführt worden, indem die Differenzen regelmäßig ausgeglichen wurden. Dadurch ist er allerdings zugleich krumm geworden; die Konvexität der Südseite beträgt im Mittel gegen 30 m. Der oberste Punkt der Achse hängt gegen den untersten etwa $4^1/_2$ m nach Süden über! Die Aussicht von der Plattform ist prachtvoll. Auf der einen Seite, nach Lucca zu, gewahrt man die Appenninen, auf der andern die weite Fläche des Meeres, aus welcher zur Rechten, wie ein isoliertes Gebirge, die Insel Gorgona aufsteigt; nach links hin folgen der Reihe nach Capraja, fern am Horizont Korsika und endlich die Insel Elba, von der nur das eine Ende hinter dem Monte Nero südlich von Livorno sichtbar wird.

Die Schiefe des Turmes benutzte der 15jährige Galilei, indem er Kugeln von gleichem Durchmesser und verschiedener Dichtigkeit niederfallen ließ, zur Begründung der Fallgesetze. Eine Gedenktafel erinnert an diese berühmten Experimente.

Der Campo Santo. Noch berühmter ist der nördlich vom Dom gelegene Campo Santo, der Friedhof, ein edler gotischer Bau voll Poesie und Würde. Einer Inschrift zufolge ist er 1278 von Giovanni Pisano begonnen und im 14. Jahrhundert gleich dem schiefen Turm von Tommaso, dem Schüler des Andrea Pisano, vollendet.

Erzbischof Ubaldo de Lanfranchi von Pisa, der Anführer der Pisaner Truppen im dritten Kreuzzuge (1189—1192), hatte nach der Schlacht von Ptolemais heilige Erde vom Kalvarienberg aus Palästina nach Pisa gebracht, um sie zur Anlage eines Friedhofes in seiner Vaterstadt zu verwenden. Auf diesem Friedhof erhob sich dann später jener monumentale Bau, den wir noch heute bewundern. Der Campo Santo, der parallel mit dem Dom und dem Baptisterium gelegen ist, bildet ein längliches Viereck von 127 m Länge und 52 m Breite. Bis 1771 war er allgemeiner Begräbnisplatz; seit der Zeit werden nur noch außerordentlich verdiente Personen dort bestattet. Die Westfassade ist, wie der Dom, der Campanile und das Baptisterium, durch 44 Pilaster mit Kreisbogen gegliedert, welche die Wirkung der langen nackten Mauern mildern und beleben. Die Bogenverbindungen sind mit Köpfen von seltsamem Stil und Ausdruck geschmückt.

Öffnungen sind fast keine vorhanden, als ob das Heiligtum ohne Verbindung mit der Außenwelt bleiben sollte. Nur zwei Thüren führen ins Innere. Das Thor des Haupteinganges ist von einem Baldachin überdacht, den sechs Statuen zieren, darunter eine Madonna von Giovanni Pisano.

Die Wirkung beim Eintritt in den heiligen Raum ist eine tief ergreifende und wird durch die Einfachheit des

Äußern nur noch erhöht. Wohl selten hat der stille Ernst des Friedhofs einen so hehren, überwältigenden Ausdruck gefunden. Der Anblick ist einer der fremdartigsten und eigensten, die Italien uns bietet. Die Führer empfehlen, den Campo Santo des Nachts bei schönem Mondschein zu besuchen, und sie haben nicht unrecht; um derartige Schauspiele voll zu genießen, bedarf es nicht bloß einer besonderen Seelenstimmung, sondern auch einer übernatürlichen Beleuchtung.

Anfangs entspricht der Campo Santo von Pisa nicht ganz der Vorstellung, die man sich von einem derartigen Bauwerk macht. Man erwartet, einen geräumigen Friedhof zu finden, der von engen Galerieen umgeben ist, wie zu Mailand, Bologna und Genua. Die Verhältnisse sind aber gerade umgekehrt, und vom künstlerischen Standpunkt aus ist das sicherlich nicht zu beklagen. Der Kirchhof ist nur winzig, um so gewaltiger aber sind die Hallen, welche ihn einschließen. Giovanni Pisano hat sich hier als genialen Architekten bewiesen; der Kreuzgang sollte einfach, aber zugleich großartig sein und würdig der Schätze, die er aufzunehmen bestimmt war. Ein Korridor teilt die Arkaden und den Friedhof in zwei Hälften.

Von eigentlichen Gräbern, von Kreuzen und Grabsymbolen keine Spur; nur Gedächtnissteine und Sarkophage haben einen Platz in dieser idealen Nekropolis. So ist der Campo Santo trotz seines Namens und seiner ursprünglichen Bestimmung viel mehr das Pantheon des pisanischen Ruhmes als eine Ruhestätte. Da herrscht kein Klagen und keine Trauer, und nichts erinnert an das schließliche Ende alles Seienden. Die Toten stellen sich uns nur in ihrer unvergänglichsten Hülle, im Gedächtnis großer Thaten, glänzender Entdeckungen und Geistesschöpfungen dar.

Welch außerordentliche Vereinigung von berühmten Gedenksteinen: von demjenigen der Gräfin Beatrix, Mutter der berühmten Markgräfin Mathilde, bis zum Grabmal des Historikers Fabroni, vom Sarkophag Kaiser Heinrichs VII. bis zu dem des Polygraphen Algarotti, der auf Kosten Friedrichs des Großen errichtet wurde! Und dann die weltberühmten Freskobilder, die sich an den Wänden hinziehen! Es ist eine Fülle, ein Reichtum von Kunstwerken, die in der Einfachheit ihrer Anordnung ganz unvergleichlich ist.

So stehen diese vier altehrwürdigen Gebäude in hehrem Frieden beisammen. Fern vom Getöse der profanen Welt haben sie schon Jahrhunderte mit Bewunderung erfüllt und werden noch späten Jahrhunderten zeugen von dem Glanz und der Macht des mittelalterlichen Pisa.

Die Befestigung und Ausbreitung der französischen Herrschaft im westlichen Sudan.

Am oberen Senegal und Niger hat Frankreich neuerdings durch den Kriegszug des Oberstleutnants Archinard über zwei der gefährlichsten Gegner einen großen Erfolg errungen. Der Sultan von Segu, Achmadu, ein Sohn des Fanatikers Omar, ist völlig niedergeworfen und hält sich als Flüchtling in Massina auf, und ebenso hat der Tyrann Samori, bekannt aus Bingers Schilderungen, vor der Schärfe der französischen Waffen das Feld räumen müssen.

Von Achmadus Herrschaft ist vor der Hand das wichtige Kaarta, gerade nördlich von der Strecke Medine-Badumbe, der Senegal-Kolonie eingefügt worden, die dadurch einen ansehnlichen Zuwachs empfängt. Das Land grenzt im Süden und Südwesten an den Ba-ulé, im Norden an die Sitze der maurischen Duaïsch, im Osten an Bakhunu und im Südosten an Beledugu. Das Ganze ist ein Schieferplateau, von einzelnen Hügelreihen durchzogen, die wieder der allbekannte afrikanische Laterit überdeckt. — Ursprünglich wohnten hier die Soninké, ein Mischvolk aus Mandingos und Fulbes, die, von Osten kommend, vor etwa 400 Jahren das Reich Galam bis in die Gegend von Bakel überschwemmten. Ihnen folgten im vorigen Säkulum die Bambarras aus der Bergregion von Kong und besetzten nacheinander Segu, Beledugu, Kaarta und den Bezirk um Nioro. Zuletzt, von 1855 bis 1860, erschien an der Spitze seiner Toucouleurs (einem Fulbe-Stamm) der Schwertapostel des Islam, El Hadschi Omar, und bemächtigte sich unter gräulichem Blutvergießen all der genannten Länder.

Allein die mohammedanischen Eroberer machen trotz fortgesetzten Nachschubes noch heute die Minderzahl der Bevölkerung aus; sie sind fast durchweg auf die Städte beschränkt, während die Hauptmasse des Bodens sich in den Händen der heidnischen Bambarras und Soninkés befindet. An Flächenraum mißt Kaarta gegen 55 000 qkm mit höchstens 300 000 Einwohnern. Die Residenz des Sultans ist Nioro, ein lebhafter Handelsplatz, hart an der nördlichen Grenze, wo bereits der arabische Einfluß überwiegt.

Frankreich hatte in den unterjochten heidnischen Völkern längst seine stillen Bundesgenossen, die sehnlichst auf die Erlösung von der Despotie Achmadus warteten. Ihnen erschien Oberstleutnant Archinard als willkommener Befreier; sein Sieg bedeutet zugleich den Sieg des Heidentums, richtiger: des zivilisierten Europa über den Halbmond. Für die Mohammedaner fällt diese Niederlage um so schwerer ins Gewicht, weil Achmadu im westlichen Sudan allgemein als der „Beherrscher der Gläubigen" galt. Dabei ist dieser „Eckpfeiler des Islam", wie ein weiterer Ehrentitel des Sultans lautet, ein erbärmlicher Feigling, der noch nie seine Soldaten persönlich ins Feuer geführt hat. Bei den Kämpfen vor Yuri, auf dem Wege nach Nioro, floh der große Held nach den ersten Schüssen mit seinen Weibern in ein sicheres Versteck. Als die Hauptstadt fiel, hatte er längst die Grenze gewonnen. Sein Sturz erhöht das Ansehen und die Macht der Franzosen in ganz besonderem Maße und öffnet ihnen, wenn nicht inzwischen ein unberechenbarer Ausbruch des Fanatismus erfolgt, den Weg nach Timbuktu. Allein bei der gefährlichen religiösen Erregbarkeit der Massen dürfte ein Aufruf zum „heiligen Kriege" kaum Wunder nehmen, und damit würden die jüngst erstrittenen Vorteile sämtlich in Frage gestellt. — Die Empörung des Marabut Lamine in 1887 liefert den besten Beweis, wie der Fanatismus jedes andre Gefühl bei den Anhängern des Propheten überwuchert. Noch im vergangenen Jahre haben Schwarze, die vorher lange Zeit als Aufseher und Handwerker in französischen Diensten standen, einen Teil der Eisenbahnstrecke zwischen Kayes und Bafulabe zerstört und Schwellen, Waggons und Telegraphenstangen verbrannt. Äußere Ruhe und scheinbarer Gleichmut sind trügerische Zeichen, hinter denen sich oft genug ein Abgrund von Rachsucht, Blutgier und Intoleranz verbirgt.

Ungleich friedlicher und milderen Gemüts sind die Fetischdiener, die sich auch viel leichter einer fremden Herrschaft anbequemen. Sie würden sicher in größerer Zahl zum

Christentum übertreten, wenn dieses nicht ihrer altgewohnten Vielweiberei so feindlich entgegenstände. — In richtiger Erkenntnis der Sachlage haben deshalb die Franzosen in den neu erworbenen Gebieten eine Reihe kleiner heidnischer Negerherrschaften ins Dasein gerufen und sie zum Teil mit Abkömmlingen der alten, von Omar verdrängten Königsgeschlechter besetzt. So residiert jetzt in Koniakary ein Nachfolger jenes Sambala, der während der Belagerung von Medine 1856 auf Seiten der Franzosen stritt. In Gemu ist ein früherer Häuptling, der greise Dama, den Achmadu 1874 vertrieben hatte, wieder an die Spitze gestellt. Noch wichtiger erscheint die Regentenfrage für Segu selbst, wo Archinard bald nach der Eroberung des Landes einen geschworenen Feind des Sultans auf den Thron erhob. Ebenso unterstützen die Franzosen, um Samory von Osten her im Schach zu halten, dessen Gegner Tiëba — einen Mohammedaner — in Kenedugu. Bei dem Mangel an Offizieren müssen diese Vasallenfürsten im Kriege zugleich als Truppenführer dienen.

In den letzten Januartagen dieses Jahres hatte Archinard die Unterwerfung Kaartas beendigt und wandte sich nun ohne Zögern zum oberen Niger. Am 24. Februar schlug er die aufrührerischen Baninkos bei Diéna, so daß Samory, eingeschüchtert durch den Fall dieses Platzes, mit seinem Heere den Rückmarsch nach Süden antrat. Oberstleutnant Archinard folgte ihm und besetzte am 7. April das in kommerzieller Beziehung hervorragende Kankan, während ein fliegendes Korps dem zurückweichenden Feinde auf den Fersen blieb.

Etwa zur selben Zeit durchzog die Expedition des Kapitäns Brosselard-Faidherbe das südwestliche Senegambien von Benty an der Mündung der Mallecory (Mellacorée) bis nach Kakunja an der Grenze von Samorys Reich. Der Marsch ging im Thale der großen Scarcie über die Berge nach Wansso, der Hauptstadt von Tamisso, hinauf, wo der Führer mit dem Häuptling einen Schutzvertrag abschloß. Gleiche Verträge wurden in Kakunja und in Kamuké, das Herr des Michels, ein Begleiter des Kapitäns, aufgesucht hatte, mit den Landesfürsten unterzeichnet. Frankreich sieht also auch nach dieser Seite hin sein Gebiet und seinen Einfluß vergrößert; natürlich treten infolgedessen mancherlei neue Anforderungen heran, zunächst die dringlichste nach einer besseren und schnelleren Verbindung der Küste mit dem Hinterlande. Kapitän Brosselard-Faidherbe schlägt eine Bahnlinie vor, die von Maunduë an der Mallecory in der Länge von 312 km um Futa-Djallon zum Niger geführt werden soll. Mit noch mehr Nachdruck tritt der Oberstleutnant Humbert im Bulletin der Pariser Geographischen Gesellschaft (1891, Heft 2, S. 233 ff.) für den Weiterbau der schon vorhandenen Senegalbahn bis Bammako ein. Zur Zeit bestehen 132 km Eisenbahn mit 1 m Spurbreite zwischen Kayes und Bafulabe; daran schließen sich 40 km mit ½ m Spurbreite von Bafulabe nach Dinbéba, ehe der Überlandweg mit seinen beiden Ästen nach Bammako über Kundu einerseits und nach Sigirri über Niagassola andrerseits beginnt. Die Bedeutung dieser Nigerbahn in politischer, militärischer und kommerzieller Hinsicht wird von Humbert gründlichst erörtert, so daß wir uns hier mit einem Fingerzeig auf die Quelle begnügen müssen.

Nicht minder notwendig ist eine Verstärkung der Streitkräfte, die gegenwärtig derart beschäftigt sind, daß der Oberstkommandierende im Sudan kaum 400 europäische und etwa 800 bis 1000 schwarze Soldaten zur Verfügung hat. Damit kann ein Land vom halben Umfang Frankreichs unmöglich in Ruhe und Ordnung gehalten werden. Überdies sind die wenigen Truppen noch in 15 Militärposten zerstreut, die im Durchschnitt je 100 km voneinander entfernt liegen, und von denen nur elf durch den Telegraph in Verbindung stehen. Nach dem Fall von Segu-Sikorro und Nioro hoffte ein französischer Autor durch Verlegung starker Garnisonen nach diesen Plätzen die vorgenannten, oft beschwerlichen Senegal-Niger-Posten ganz oder teilweise entbehrlich machen zu können (Vergl. Le Tour du Monde, Nouvelles géographiques 1891, p. 27). Der in militärischen Dingen maßgebliche Oberstleutnant Humbert sagt aber von einem solchen Plane nichts; es ist auch kaum einzusehen, wie Frankreich ohne eine weitverteilte Macht seinen Absichten im Sudan gerecht werden soll. Diese Absichten zielen vor allen Dingen dahin, der fortschreitenden Entvölkerung des Landes par les luttes entre les noirs et contre les noirs ein Ende zu machen, den Sklavenjagden zu steuern[1]), das Wohl und die Bedürfnisse der Eingeborenen zu heben und damit dem französischen Handel ein neues, kaufkräftiges Absatzfeld zu erschließen.

Ein an Naturprodukten so reiches Gebiet wie der französische Sudan, verdient es unbedingt, daß seine Entwickelung in jeder Weise gefördert werde. H. Seidel.

Die Verwendung der Photographie für Kartendarstellungen.

Dieselbe wird heute mehr und mehr vervollkommnet und dem wissenschaftlichen Reisenden dadurch ein bequemes Hilfsmittel geschaffen. Es ist hier nur die Rede von der photographischen Naturaufnahme für geographische Zwecke, nicht von der Reproduktionstechnik, welche meist ohne alle geistige Arbeit Kartenmaterial reduziert oder „entlehnt", von der Generalstabskarte angefangen bis hinunter zu den einfachsten Schulkarten. Der reisende Forscher jedoch ist jetzt imstande, die Hauptpunkte seines Weges im Bilde festzuhalten, was allein schon für die Konstruktion der Reiseroute von großem Werte sein kann. Über diese Photogrammetrie oder Anwendung der Photographie bei Vermessungen wurde schon in der Osterwoche dieses Jahres im Deutschen Geographentage zu Wien Bericht erstattet. In den letzten Tagen befaßte sich damit auch die Jahresversammlung der Britischen Gesellschaft für Förderung der Wissenschaften zu Cardiff. Hier wies Herr Thomson auf die Bedeutung der Photographie hin, die schon vielfach von Reisenden und Ingenieuren in Europa und Amerika angewandt wird, im allgemeinen aber noch wenig in England. „Bei der Routenaufnahme und dem Festhalten von Landschaftsbildern ist die Photographie von unschätzbarem Werte. Eine allgemeine wissenschaftliche Anwendung wird bei der Geologie stattfinden (Erosion der Bergketten, Deltabildung, Uferformen), bei der Botanik und für militärische Zwecke. Man kann annehmen, daß die Landesaufnahme der Zukunft photographisch vom Fesselballon aus arbeiten wird. Der Ballon würde von den Winkeln eines gleichseitigen Dreieckes aus an drei Stricken verankert sein und seine Bewegungen würden mittelst eines künstlichen Horizontes reguliert werden, bis die Kamera über dem Mittelpunkte des zu photographierenden Raumes zu stehen kommt. Eine Reihe solcher Aufnahmen würde z. B. einen genauen Plan einer Stadt geben und könnte direkt ohne Nachhilfe eines Zeichners oder Stechers für die Druckpresse fertig gemacht werden (?)." Colonel Tanner von der Indian Survey berichtete über die Verwendung der Photographie von solchen Teilen des Himalaja, die von Europäern noch nicht besucht wurden, die aber in Karten niedergelegt werden sollen. Die Resultate sind zufriedenstellend, wenn man die großen Entfernungen (bis 160 km) berücksichtigt und die Höhe der Aufnahmegebiete (bis 6000 m). Dies Verfahren

---

[1]) Dagegen wird man die Haussklaverei, ähnlich wie die Polygamie, wohl oder übel noch dulden müssen.

kommt jetzt bei Herstellung einer Karte von Nepal zur Anwendung. — Die ersteren Angaben erscheinen uns doch etwas zu sanguinisch. Sollen die Ballonaufnahmen brauchbar sein, so dürfen nur verhältnismäßig kleine Teile des Landes aufgenommen werden. Es bleibt aber die Voraussetzung bestehen, daß als Grundlage stets ein sicheres trigonometrisches Netz vorhanden ist, in welches erst die Aufnahmen einzupassen wären. Schon aus diesem Grunde kann meines Erachtens von einer direkten Reproduktion der gewonnenen photographischen Originalaufnahme gar keine Rede sein. Es ist ferner die nach den Plattenrändern hin meist vorkommende Verzerrung in Rechnung zu stellen. Der Ballon müßte auch ohne jede Schwankung bleiben, denn um eine proportionale Wiedergabe zu erzielen, muß Objekt und Bildfläche durchaus parallel sein und senkrecht zur Objektivaxe stehen. Bis zu weiterer Vervollkommnung des Verfahrens wird man also gut thun, die Photographie (aber auch ohne Ballon) als ein ganz vortreffliches Hilfsmittel zu betrachten, aber nichts weiter. Wie viel hier schon gewonnen wurde, geht aus den Aufnahmen im Hochgebirge hervor, die der topographischen Karte manches wertvolle Detail liefern. Und nur durch spezielle photographische Aufnahmen ist es einem Simon möglich gewesen, die topographischen Aufnahmen dahin zu ergänzen, daß er imstande war, das prächtige Relief der Jungfraugruppe zu schaffen, welches bei der Ausstellung des Geographen-Kongresses in Bern so viel bewundert wurde. A. Scobel

Lord Lamingtons Reise in den Schan-Staaten.

Vor der geographischen Abteilung der Britischen Naturforscher Versammlung in Cardiff hielt jüngst Lord Lamington einen höchst anziehenden Vortrag über seine Expedition in den Schan-Staaten an der siamesischen Grenze. Der Reisende wanderte von Schieng-Wai, am Me-Ping im nordwestlichen Siam gelegen, zunächst an diesem Flusse hinauf bis zur Einlaufstelle des kleineren Me-Teng. Das Land erschien durchweg sehr fruchtbar und wohl dazu angethan, um eine dichte Einwohnerschaft zu ernähern; vorausgesetzt, daß bessere Verkehrswege und geordnete Zustände ins Leben gerufen werden. Dann führte der Weg über die Wasserscheide in das Thal des Me-Hang, der bereits dem Saluen zugehöhrt, durch ein fremdes Gebiet nach Mung Tuen, wo eben die britischen Teilnehmer der anglo-siamesischen Grenzkommision eingetroffen waren. Die Länderscheide entbehrt gerade in diesem Bereich noch immer der endgültigen Regelung. Außerordentlich lohnend gestaltete sich ein Besuch der Durchbruchsschluchten des Me-Hang, der sich in einem selbstgegrabenen Tunnel unter Hügelreihen fortwindet. Mit der Kommission marschierte Lamington über Mung Sat auf mühseligen Dschungelpfaden an den Me-Khok, einem kleinen Tributär des Me-Khong. Drei Wochen lang sah man keine bewohnte Stätte; die wenigen Dörfer und Häuser an der Route lagen infolge der ewigen Kriege zwischen den einzelnen Schan-Staaten in Asche und Schutt. Desto erfreulichere Bilder entfalteten sich in der Ebene von Schieng-Seen, südlich der Konfluenz des Me-Khok mit dem Me-Khong. Statt der Dschungeln und Berge überschaute man ein blühendes Fruchtgefild von 100 englischen Meilen Länge bei 10 Meilen Breite, — ein Land, so schön und verlockend, daß die praktischen Engländer gleich an die Herleitung einer Eisenbahn dachten. Der Plan einer solchen — im Me-Khong-Thale hinauf — ist schon im Werke; es gilt nur, für das Gedeihen der Anlage ihre Weiterführung durch die reichen Distrikte von Sibsong-Pana und womöglich bis in das Yünnan den Engländern zu sichern. — In Hongluk, einem Schandorfe am Nordende der Ebene, verließ der Lord die Kommission, um sich allein nach Tongking zu begeben. In vier Tagen traf er bei Kyang-Lap auf den Me-Khong, der jetzt in der Trockenzeit nicht mehr als 120 Yards breit, aber noch sehr tief war. Das Hochwasserbett mißt reichlich 600 Yards. Die erst seit fünf Jahren begründete Hauptstadt von Kyang-Kheng fand der Lord in erfreulichem Aufblühen. Der Ort liegt in einer großen, dicht bevölkerten Ebene von solcher Fruchtbarkeit, daß die indische Regierung wohl thun würde, den ganzen Bezirk unter ihre Schutzherrlichkeit zu nehmen. Solchen Winken pflegt man in England meist bereitwillig nachzukommen. Nun aber sitzen drüben in Annam die Franzosen und geben als gute Nachbarn scharf Obacht auf alle britischen Annektionsgelüste in Siam. Ein ungeschickter oder voreiliger Schachzug gegen dies Reich könnte leicht zu weitgreifenden Gegenmaßregeln Anlaß geben, besonders, weil die Franzosen aus vielerlei Gründen längst nach dem Besitz des linken Me-Khong-Ufers (mit Luang-Prabang) trachten. — Kyang-Kheng war früher tributpflichtig an Kyang-Tung, das jetzt unter englischem Protektorate steht; es sagte sich aber rechtzeitig von dieser Verbindung los und begab sich in den Schutz des nördlichen siamesischen Grenzstaates Nan. Seit dem Besuch der britischen Grenzkommission in der Hauptstadt Mung-Sing scheint der Fürst von Kyang-Kheng indes geneigt, in sein altes und allein berechtigtes (!) Verhältnis zurückzukehren. Damit wäre natürlich die Einverleibung seines Landes in die anglo-indische Machtsphäre so gut wie vollzogen.

Die indischen Landesaufnahmen 1890.

Die indischen Landesaufnahmen wurden im Anfange des Jahrhunderts begonnen, sind aber heute noch weit davon entfernt vollständig zu sein; trotzdem ist man hier viel weiter, als in irgend einem andern asiatischen Lande, Palästina ausgenommen. Der letzte Report of the Indian Survey für das Jahr 1890 zeigt abermals bedeutende Fortschritte, trigonometrische, topographische und Katastervermessungen, sowie geographische Aufnahmen in den Nachbargebieten, in Beludschistan, Persien, Birma u. s. w.

Einer der wichtigsten aufgenommenen Distrikte ist der von Kyaukse im Norden des Distrikts von Mandalay, der von dem schönen und dicht bevölkerten Myitngeflusse bewässert wird. Zahlreiche Kanäle, deren Ursprung man in das Jahr 1065 (427 der birmanischen Ära) zurückverlegt, gehen von diesem Strom ab in das fruchtbare Land. Noch sind die Ruinen der alten Hauptstadt Myinzourg sichtbar, die zu jener Zeit von König Nawyate erbaut wurde. Die Einwohner des Distrikts sind reine Birmanen mit wenig Schanbeimischung.

Unter dem durch seine Reisen bekannten Ney Elias und Kapitän H. M. Jackson ging eine Expedition zur Aufnahme der englisch-siamesischen Grenze ab. Sie wurde in drei Abteilungen zerlegt, welche sich über das Transsalwinland, Schan und die Karenenstaaten verbreiteten. Ihre Aufnahmen umfassen 9620 Miles, niedergelegt in Karten von 1/4 Zoll auf die Mile.

Eine kriegerische Expedition ging von verschiedenen Seiten in das Land der Tschin-Luschai, zwischen Bengalen und Oberbirma. Zwei Heeresabteilungen rückten aus, die eine von Tschittagong am Golf von Bengalen, die andre vom Myitthaflusse (Nebenfluß des Chindwin) in Birma, um in dem wilden Berglande im Süden von Manipur zusammenzutreffen. Die westliche (indische) Abteilung durchzog ein bergiges Land mit engen Thälern, deren Abhänge bis zu 1500 m Höhe dicht bewaldet waren. Nachdem der Kaladynefluß erreicht war, änderte sich der Anblick des Landes, das dichte Unterholz verschwand, eine freie große Landschaft eröffnete sich und eine nordische Vegetation mit Fichten, Eichen

und Rhododendron trat an die Stelle des Dschungels und der Bambusdickichte. Die Triangulation dieser Abteilung erstreckte sich bis Haka an der Grenze Birmas und die topographischen Aufnahmen umfaßten 6000 Squaremiles. Was die östliche, von Birma aus aufgebrochene Abteilung betrifft, so wurden die Aufnahmen von Leutnant Benny Tailyour geleitet. Sie erstrecken sich über 3000 Squaremiles bisher völlig unbekannten Landes.

Beludschistan, immer noch sehr ungenügend bekannt, hat auch in seinen Aufnahmen Fortschritte zu verzeichnen. Hier waren fünf Abteilungen teils mit trigonometrischen, teils mit topographischen und geographischen Aufnahmen beschäftigt, unter Oberst Holdich thätig. Eine dieser Abteilungen wurde der Expedition Sandemans in das Zhobthal angeschlossen; während eines einmonatlichen Aufenthalts in Apozai wurde die Triangulation nördlich und westlich bis an die Ufer des Kandar- und Gomulflusses ausgedehnt. Leutnant Mackenzie gelang es, einen der hohen Berge im Westen der Tacht-i-Solimankette zu ersteigen und von hier aus einen Ueberblick über die Gestaltung des Landes bis nach Afghanistan zu gewinnen. Für die nach Beludschistan sich ausdehnenden indischen Eisenbahnen wurden ganz spezielle Aufnahmen gemacht. Andre Abteilungen triangulirten in Lus Beyla, Pischin, dem Toba-Plateau, in der Gegend von Pandschgur und an der Grenze von Persien. Der allgemeine Eindruck, der bei allen diesen Aufnahmen gewonnen wurde ist der, daß Beludschistan ein recht unfruchtbares Land ist.

Was Persien betrifft, so hat man sich hier zu Aufnahmen der Hilfe eines eingebornen intelligenten Mannes, des Jusuf Scharif Khan Bahadur bedient, der dem Oberst Sartorius beigeordnet wurde, welcher im Sommer 1889 mit einer Sendung nach Persien betraut war und im Oktober vorigen Jahres zurückkehrte. Jusuf nahm nicht weniger als 25 000 Squaremiles im Maßstabe von acht Miles auf den Zoll auf, allerdings ohne eine trigonometrische Basis. Vergleicht man seine Arbeit mit einigen durch Oberst St. John gut bestimmten Orten, so erscheint sie vertrauenswert.

Oberst Tanner, der nach 28jähriger ehrenvoller Thätigkeit jetzt in den Ruhestand getreten ist, hat sich im verflossenen Jahre nochmals um den Himalaja verdient gemacht, den niemand besser als er kennt. In einigen aufgenommenen Seitenthälern zwischen Plach und Bajaura steigen die mit Dschungel bedeckten Berge so steil an, daß er nur mit Mühe einen Platz erreichte, auf dem die Instrumente aufgestellt werden konnten. Unter solchen Thälern zeichnet sich das im Juni 1890 aufgenommene Tirtanthal aus; seine reichen Wälder geben vortreffliche Ausbeute.

In dem diesjährigen Bericht des Surveyor-General, von dem das Mitgeteilte nur ein kurzer Überblick, fehlen die sonst soviel Aufsehen erregenden Expeditionen der einheimischen Pandits gänzlich, was als ein Zeichen aufgefaßt werden kann, daß die noch nicht untersuchten Landstriche friedlicher und zugängiger geworden sind.

Geologische Geschichte des Ohioflusses.

Der Ohio entsteht aus den beiden Quellflüssen, dem Monongahela und Alleghany, von denen ersterer in den wildesten Teilen der nördlichen Appalachen, die von der Kultur kaum berührt sind, entspringt, während letzterer aus einer flachen, reizlosen Gegend kommt und wahrscheinlich in einer früheren Periode dem Eriesee zugeflossen ist. Im Gebiete des Alleghanyflusses liegt die eigentliche Ölregion Pennsilvaniens. Beide vereinigen sich bei Pittsburg. Das Alter des Ohio ist jedenfalls ein sehr hohes, es fällt in den Schluß der Karbonzeit, da die Auffaltung des appalachischen Systemes beendet war. In der langen Periode bis zu Beginn der Diluvialzeit furchte er sich ein breites tiefes Bett aus und war nahe an den Schluß seiner erosiven Thätigkeit angelangt; er mündete jedenfalls direkt in den nordwärts bis zum Staate Illinois vordringenden Nebenarm des Mexikanischen Meerbusens. In der Diluvialzeit aber wurde der Lauf des Ohio durch die bis in sein Gebiet vordringende Eisbarre beträchtlich gestört und abgelenkt. Aus dem Nachweise alter Flußläufe nördlich von Cincinnati hat sich ergeben, daß der Fluß ehedem in einem weit größeren Bogen bis zur Stadt Hamilton floß, mit dem Big Miami sich hier vereinigte und erst bei Lawrenceburg in den heutigen Lauf einlenkte. Nördlich von Cincinnati überschritt also die Eisbarre das alte Ohiothal, bildete eine riesige Thalsperre und veranlaßte so die Entstehung eines großartigen, 400 mls. thalaufwärts reichenden, bis 200 mls. breiten, bis 600 Fuß tiefen diluvialen Ohiosees, der z. B. bei Pittsburg noch 300 Fuß tief war. Neuerdings wurden alte aus Sand-, Lehm- und Thonschichten bestehende Terrassen bei Morgentown im oberen Ohiogebiete nachgewiesen, die überaus mächtig, 75 bis 275 Fuß über der Thalsohle gelegen als Strandbildungen dieses Diluvialsees gedeutet werden. Längs der Barrière hatte sich inzwischen der Abfluß des Sees eingegraben. Oszillationen des Gletscherendes führten zu temporären Entleerungen des Sees. Letztere führten ungeheure Schuttmassen in das südlich vom Gletscher gelegene Ohiothal und erhöhten dessen Sohle mehr oder weniger, so daß später, als das Eis dauernd zurückging, sich der Fluß von neuem ein Bett und zwar in diese Schottermassen eingraben mußte, welche jetzt den Flußlauf als höher gelegene Terrassen begleiten. Auch jetzt noch zeigt der Ohio ein recht extremes Verhalten hinsichtlich der Wasserführung, er ist bald hoch geschwollen, sein Bett bis zum Rand erfüllend, bald so seicht, daß ihn ein Knabe durchwaten kann. Dafür macht J. James, und mit Recht, den Menschen mit seiner rücksichtslosen Waldverwüstung verantwortlich, welcher auf jeden Fall Einhalt gethan werden müsse. (J. James in Popular Science Monthly. April 1891.)

Südafrikanische Etymologien.

Von Missionar P. H. Brincker.

Stellenbosch, 4. August 1891. Die etymologische Bedeutung des jetzt vielgenannten Simbá-bje scheint „Metall“ zu sein, oder „Metallgräbereiort“; es deutet auf bantuistischen Ursprung. — Der Name Ovahérero ist bei den nördlichen Stämmen Ova-shímba (= šimba), d. h. Erdfruchtgräber, wie die armen Erdfrüchte ausgrabenden Ova-hérero Ovat-tjímba = Ova-shimba und das Erdferkel Ondjímba heißen. Ob hier nicht noch ein ethnologisches Rätsel vorliegt? So ist der Name des jetzt so geschriebenen Flusses Zambesi bei einigen Stämmen 'Shimbá-si und Tjimbá-si.

Das Wort Ma-shòna ist wohl eine Korruption von Ma-tjáŏna = Ba-tjáona, woraus man endlich Be-chuána geformt hat. Es ist erstaunlich, wie die richtigen Namen von Stämmen, Orten, Personen der Eingeborenen im Munde des Europäers geradezu verhunzt werden.

Die Vorgänger der Ama-sulu- (= Zulu) und Ba-tjáona-Stämme südlich des Zambesi, die schon die Ureinwohner roter Nation mehr nach Westen und Südwesten gedrängt, scheinen Va-mbári, als Volk Shi-mbári (ohne Nominalpräformativ Mbári, auch dialektisch Mbiri) geheißen zu haben, und sollen nach alten Sagen, wovon ich noch Bruchstücke von sehr alten Ovahérero vor etwa 25 Jahren vernahm, ein gewaltiges und äußerst kriegerisches Volk gewesen sein. Daher nannten die Ovahérero noch zu jener Zeit einen feindlichen Angriff der Khoikhoin (Hottentotten) mit Feuerwaffen Otji-mbari, welcher Ausdruck jetzt ganz obsolet und durch

ovita ersetzt worden ist. Ob die in Pfahlbaudörfern, im Okavángo und in den Morästen des Kuándo-Tshobe-Flusses (die West-Bantu nennen den Okavángo Ombuénge) wohnenden Va-mbangára (für die ich, wenn ich nicht sehr irre, von jenen alten, nun längst verstorbenen, fast hundertjährigen Ovahérero auch den Namen Ovambári = Va-mbari nennen hörte), die eigentlich gar nicht in den Rahmen der West-Bantu passen, vielleicht noch Reste jener großen Nation sind, lasse ich vorläufig dahingestellt. Möglicherweise waren jene Va-mbári (Va-mbari = Va-mbiri) ein mohrischer Stamm mit Kultur, etwa der der Va-ganda gleichstehend, die Handel nach der Ostküste hin trieben, etwa mit phönizischen, persischen rc. Kaufleuten. Was nun den Untergang dieser mächtigen Stämme verursacht, — ob etwa die hereinbrechenden Horden der Zulu-Vorväter, ob innere Zersetzung, liegt und bleibt wohl im Dunkeln.

Aus allen Erdteilen.

— Südafrikanische Eisenbahnen. Seit die britische Südafrikagesellschaft das Maschonaland besetzt und die dortigen Goldfelder in Angriff genommen hat, liegt es ihr daran, die Eisenbahnen möglichst weit in das Innere nach Norden hin zu bauen. Das erste Stück derselben, von Kimberley nach Vryburg im Betschuanalande, 190 km lang, ist von der Kapregierung übernommen worden; die Fortsetzung nach Norden bis Mafeking, 157 km, ist stark im Bau begriffen und soll noch im laufenden Jahre vollendet werden. Die Bahn wird dann bis 26° südl. Br. reichen. Die fernere projektierte Linie geht alsdann über Molopolole und Tati nach Gubuluwayo im Matebeland unter 20° südl. Br. Von Mafeking aus sind bis hierher noch über 700 km zu bauen.

— Die Vulkan-Inseln (Volcano Islands) sind nach einem Berichte endgültig von Japan in Besitz genommen worden. Sie liegen im Süden der Boninenseln unter 25° nördl. Br. und zwischen 141° und 142° östl. L. Die Nordinsel heißt St. Alessandro, die Südinsel S. Agostino und die mittlere und Hauptinsel Sulphur Island. Entdeckt wurden sie von den Spaniern, näher bestimmt 1799 von King und Gore, den Gefährten Cooks. Dr. Warburg aus Hamburg, der sie vor kurzem besucht, fand die Schwefelablagerungen auf der 196 m hohen Vulkaninsel nur gering; die Vegetation auf dem kahlen Eilande, meist Farne, war unbedeutend, so daß er nur dreißig Arten sammeln konnte. Kolonisationsversuche, damals unternommen, schlugen fehl (Verhandl. Ges. für Erdkunde zu Berlin, XVIII, 267). Neue Berichte aus Japan melden jetzt, daß die Schwefellager doch bedeutend seien, einzelne darunter von vier engl. Acker Größe und von ausgezeichneter Güte, so daß direkte Verschiffung stattfinden könne. Es wohnen jetzt 24 Japaner auf Volcano Island und mit den Boninenseln ist ein regelrechter Schiffsverkehr eingerichtet worden.

— Deutsch-Neu-Guinea. Der Tabaksbau beginnt dort sich sehr erfreulich zu entwickeln und das bisher erzielte Erzeugnis, welches in Bremen auf den Markt gelangte, hat sich besser als die so beliebten Sumatratabake erwiesen. Die diesjährige Tabakernte bei Stephansort hatte einen Wert von etwa 100000 Mark und wurde schnell verkauft. Für das nächste Jahr wird eine achtfache Menge erwartet. Neben der Neu-Guinea-Kompanie, welche diesen Tabak lieferte, hat sich eine Astrolabe-Kompanie gebildet, deren Pflanzungen in der Jombaebene beim Friedrich-Wilhelmshafen angelegt werden. Die Pflanzungen werden nach Art jener in Sumatra betrieben.

— Zum Klima von Bangala am mittleren Congo. Herrn M. A. Hodister, Agent der belgischen Congogesellschaft, verdanken wir eine meteorologische Beobachtungsreihe von Bangala (1° 33′ nördl. Breite, 18° 40′ östl. Länge von Greenwich), welche sich von Februar 1888 bis April 1889 erstreckt. Die Beobachtungen beweisen, daß das Klima sehr gesund ist und eine leichte Acclimatisation der Europäer gestattet; die Salubritätsverhältnisse der Eingebornen und Europäer sind vortrefflich; in den Jahren 1887 bis 1890 starben nur vier Weiße. Die mittlere Monatstemperatur beträgt 26° und variirt zwischen 24 und 28°. Die außerordentliche Gleichmäßigkeit der mittleren Monatstemperaturen fällt sofort auf. Der wärmste Monat ist Februar (28°), der kälteste Oktober (24°). Die extremen Temperaturen 34,5 als absolutes Maximum und 20° als absolutes Minimum bezeichnen die Grenzen der Temperaturunterschiede. Angenehmes, hübsches Wetter, das wochenlang anhält, wechselt mit stürmischen und regnerischen Wetter ziemlich regelmäßig ab, zuweilen stellt sich jedoch kühles Wetter ein, ähnlich den Novembertagen Belgiens. Bangala hat keine ausgesprochene Regenzeit, die Regen verteilen sich auf alle Monate, sie treffen in ziemlich regelmäßigen Pausen ein, sind mitteldicht und von kurzer Dauer. Im Mittel beträgt die Regenzeit zwei bis drei Stunden an Regentagen; öfter regnet es jedoch auch sechs bis sieben Stunden. Regentage zählte man im Januar 15, Februar 4, März 10, April 14, Mai 11, Juni 15, Juli 14, August 15, September 11, Oktober 16, November 14 und Dezember 8. Februar und März sind also Monate der Trockenzeit. Gewitter kommen durchschnittlich sechsmal im Monate vor, die wenigstens weisen Januar und Februar auf. Vorherrschende Winde giebt es in Bangala nicht, nur Windstöße von 10 bis 20 Minuten Dauer, die den Tornados vorangehen oder ihnen folgen. Die Temperatur des Congostromes ist um zwei bis drei Grad höher als die der Lufttemperatur. — Die Beobachtungen, deren Resultate wir hier mitteilen, sind enthalten im Journal „Le Mouvement Géographique", 23. August 1891. Gs.

— Die hygienischen Zustände in Indien. In einer besonderen, den Fortschritten des Sanitätswesens in Indien gewidmeten Sitzung des Londoner Kongresses für Hygiene und Demographie kamen am 14. August d. J. drei Abhandlungen von eingebornen Indiern zur Verlesung, welche ein grauenhaftes, aber leider nicht übertriebenes Bild von den hygienischen Verhältnissen in den Dörfern und Städten Indiens entwerfen. Surgeon Major K. R. Kirtikar schildert diese Zustände (in welchen neun Zehntel aller indischen Eingebornen leben) in folgender Weise: Man stelle sich eine Gruppe niedriger, meist mit Stroh und Gras gedeckter Hütten vor, in welchen das Vieh Seite an Seite neben den menschlichen Bewohnern angebunden ist. Es sind Kühe, Ochsen, Büffel, gelegentlich auch Schweine, Esel, Ziegen und Hühner. Während des Tages leben diese Bewohner der Hütte in der freien Luft, in der Nacht liegen sie neben ihrem Herren, dessen Frau und Kindern auf dem Fußboden; ein Fenster oder sonst eine Oeffnung für Lufterneuerung kommt kaum vor. Der Mist der Viehes bleibt auf dem Boden

liegen. Eine gemeinsame Düngergrube in der Nähe der Hütten existiert freilich in jedem Dorf; sie werden jährlich einmal gereinigt und der Dung auf die Felder gebracht. Diese Düngergrube liegt nicht allzuweit ab vom Brunnen, und die flüssigen Bestandtheile der Düngergrube verunreinigen das Wasser im Brunnen. Dicht bei den letzteren werden Tag für Tag Kleider (oft nur schmutzstarrende Lappen) ohne Seife und ohne Desinfektionsmittel gewaschen, ebenso die Thiere und auch die Menschen waschen sich hier. Hat das Dorf einen Teich oder einen Brunnen mit Treppenstufen, auf welchen man zum Wasser selbst hinabsteigen kann, so wäscht man sich im Wasser selbst. Der Mann geht erst mit seinen Füßen ins Wasser, dann taucht er die Hände ein; weiter schlürft er einen Mund voll Wasser ein, um ihn wieder in das Wasser zurück zu speien. Dann wird der Körper gewaschen, das Tuch um die Hüften gewechselt und schließlich auch dies gewaschen. Geht eine Frau zum Bade, so bringt sie ihr ghurra (irdenes Gefäß) behufs Wasserversorgung zum Kochen, Trinken und für andere häusliche Zwecke mit, und trägt später dasselbe Wasser sorglos nach Hause. Auch menschliche Exkremente findet man nicht weit von der Wasserquelle; in kleinen Dörfern giebt es weder im Haus noch außer demselben Abtritte. In einem Lande, wie Indien, ist die Sonne während acht Monaten im Jahre sehr wirksam: sie trocknet stark aus und vermindert so in bedeutendem Maße die Übelstände, die ein Fehlen aller Einrichtungen zur Unschädlichmachung der Abfälle und Auswurfsstoffe mit sich bringt. Das gilt besonders für kleine Dörfer mit sehr geringer Einwohnerzahl; aber in großen Orten, wo die Exkremente von Gesunden und Kranken im Verunreinigungsbereich der Wasserbrunnen und Quellen sich anhäufen, ist die Gefahr für die Gesundheit natürlich groß. Das ists, was in Zeiten von Cholera-Epidemieen alle Mühen der Ärzte vereitelt, was die Intensität des Krankheitsgiftes erhält, was die Epidemie zu einer Gefahr für Alle macht, indem sie Familien rettungslos hinrafft, ohne Unterschied von Reichen und Armen, von Jungen und Alten, von Schwächlichen und Kräftigen. So sieht es in den indischen Dörfern aus.

— Der Kohlenreichtum des neuen Staates Washington am Stillen Weltmeer stellt sich immer mehr als ein ganz gewaltiger dar. Für die im mächtigen Aufschwunge begriffene nördliche Pacificbahn und für den eben so gewaltig sich entwickelnden Dampferverkehr im nördlichen Großen Weltmeer ist dieses von außerordentlicher Wichtigkeit. Dort liegt jetzt das Durchgangsland und die schnellste Verkehrsstraße zwischen Europa und Ostasien. Die Kohlenfelder liegen hauptsächlich zwischen dem Cascadegebirge und den Küstengebirgen; die am Westabhang des Cascade sind am besten aufgeschlossen und liefern den größten Ertrag. Es sind bituminöse Lignite, welche man abbaut und die zur Verkoakung, wie zur Gasbereitung und zum Heizen gleich gut sich eignen. Bei Cowlets Paß im Yaquina County sind auch Anthrazite gefunden worden. Die bedeutendsten Bergwerke befinden sich in der Nähe des Pugetsundes, in King-, Pierce- und Thurston-County. Die Kohlenfelder gelten als geradezu unerschöpflich und ihre Lage nahe dem Weltmeere erhöhen ihre Bedeutung. Nach einem Bericht des britischen Konsuls in Port Townsend, der dieser Notiz zu Grunde liegt, betrug die Gesamtkohlenausbeute des Staates Washington im Jahre 1889 schon 911000 Tonnen, stieg 1890 aber auf 1350000 Tonnen.

— Ursprung der Flora Grönlands. Nachdem Hooker auf Grund sorgfältiger Untersuchungen zu dem Ergebnis gelangt war, daß die Flora Grönlands mehr zur europäischen als zur amerikanischen neige, glaubte neuerdings E. Warming das Gegenteil erweisen zu können. Diese Verschiedenheit der Ansichten hat nun den bekannten Paläontologen und Botaniker A. G. Nathorst veranlaßt, sich auch seinerseits mit dem Gegenstande eingehend zu beschäftigen. Seine Untersuchungen ergaben mit Bezug auf Verteilung der östlichen und westlichen Pflanzenformen, daß an der Island nahe gelegenen Küstenlinie europäische Formen fast wesentlich vorherrschen, an der Südküste noch überwiegen, während die dem amerikanischen Kontinente zugekehrte Seite westliche Pflanzen fast allein aufweist. Im großen und ganzen ist jedoch der europäische Charakter überwiegend. Während man früher die Davisstraße für die Grenze zwischen der amerikanischen und europäischen Pflanzenprovinz erklärte, fand Warming, daß die Dänemarkstraße dafür anzusehen sei. Nathorst wies jedoch darauf hin, daß amerikanische Formen selbst bis nach Island anzutreffen seien. Warming glaubt, daß die Hauptmasse der gegenwärtigen Flora Grönlands den Grundstock einer spezifischen Glacialflora bildete, welche befähigt gewesen wäre, auf eisfreien Punkten die Eiszeit zu überdauern. Nathorst macht dagegen geltend, daß die eisfreien Spitzen zu hoch lagen, um die Existenz von Phanerogamen zu ermöglichen. Demnach ist anzunehmen, daß die westliche wie östliche grönländische Flora in postglacialer Zeit von Amerika und Europa her einwanderte, ohne daß eine Landverbindung nötig war, da Eisschollen mit Bodentheilen, Vögel u. s. w. die Ueberführung von Samen von den Kontinenten ermöglichten. Hinsichtlich seiner Flora befindet sich England in einem ähnlichen Abhängigkeitsverhältnis zum Festlande wie Grönland, es weist eine südliche Flora Frankreich gegenüber auf, eine germanische an der Ostküste, eine lusitanische im Südwestteile und am äußersten Westrande zwei anderweitig in Europa unbekannte amerikanische Pflanzen.

Am Schluß der Tertiärzeit war die britische Flora eine fast subtropische, diese verschwand; es wanderte eine arktische Flora ein, deren Ueberreste im Liegenden der diluvialen Grundmoräne noch im Südteile von Norfolk nachzuweisen sind; dann bedeckte das Inlandeis alles und mit Rückzug desselben wanderte wiederum arktische Flora ein; denn in Schichten über dem Blocklehm wurden in Edinburgh und Devonshire Ueberreste von Salix reticulata, S. polaris, Betula nana gefunden. (Nature.)

— Die Heimat der Bronze ist trotz vieler Untersuchungen noch keineswegs bekannt, wenigstens nicht jene der europäischen und asiatischen Bronze. Virchow verspricht die Angelegenheit neuerdings durch Anhäufung beglaubigter Thatsachen wieder in Fluß zu bringen. Zu diesem Zwecke hat er nordkaukasische und assyrische Bronzen chemisch untersuchen lassen. Erstere zeigten eine ganz ungewöhnliche Mannigfaltigkeit der Zusammensetzung (I. 96,6 Kupfer, 3,4 Arsen, II. 93,1 Kupfer, 6,8 Zinn. III. 77,2 Kupfer, 12,0 Zink, 7,1 Blei, 2,9 Zinn. IV. 99,8 Kupfer, 0,2 Schwefel. V. 75,0 Kupfer, 21,9 Zinn, 2,8 Blei), so daß der Name Bronze kaum zuläßig erscheint. In dem Gräberfeld von Koban im Kaukasus, welches Virchow untersuchte, fand er dagegen häufig die klassische Bronze (9 Kupfer, 1 Zinn). Die neuerdings untersuchten „Bronzen“ zeigen aber fast nur reines Kupfer-, Zink- und Arsenikbronzen. — Die assyrische Bronze stammte von dem berühmten Bronzethor von Balawat (unter Salmanassar II, 859 bis 824 v. Chr.). Die Analyse ergab 92,14 Kupfer und 7,92 Zinn, also eine der klassischen Bronze nahe stehende Mischung, was sich auch bei andern früher analysierten assyrischen Bronzen gezeigt hat. (Verhandlungen Berliner Anthropolog. Ges. 1891, 354.)

Herausgeber: Dr. R. Andree in Heidelberg, Leopoldstraße 27. Druck von Friedrich Vieweg und Sohn in Braunschweig.

Bd. LX.

Globus.

Nr. 14.

Illustrierte Zeitschrift für Länder- und Völkerkunde.

Begründet 1862 von Karl Andree.

Herausgegeben von Richard Andree.

Druck und Verlag von Friedrich Vieweg & Sohn.

Braunschweig. Jährlich 2 Bände in 24 Nummern. Durch alle Buchhandlungen und Postanstalten zum Preise von 12 Mark für den Band zu beziehen. 1891.

Ein Besuch bei den M'pangwes am Muni.

Von Heinrich Hartert.

Im vergangenen Jahre hielt ich mich längere Zeit in Gegenden auf, welche meines Wissens seit langem nicht von Forschern bereist wurden und gegenwärtig wohl nur wenigen, meist jüngeren Kaufleuten und vereinzelten französischen und spanischen Seeoffizieren oberflächlich bekannt sind, welch letztere, an ihre Fahrzeuge gebunden, eben nur die Flüsse, soweit sie schiffbar sind, kennen.

Diese Flußläufe gehören sämtlich zum Flußsystem des **Muni**, welcher unter ca. 1° nördl. Br. seine Fluten in die Coriscobai, jenen innersten Winkel des großen Meerbusens von Guinea, ergießt. Der Muni ist nun an und für sich kein eigentlicher Fluß zu nennen, sondern er ist ein meerbusenartig erweitertes Sammelbecken für die Wassermassen einer ganzen Anzahl größerer und kleinerer Flüsse, deren Mehrzahl noch auf beträchtliche Strecken stromaufwärts für Fahrzeuge mit geringem Tiefgange, bis etwa zu fünf Fuß, schiffbar sind. Von links, d. h. von Süden und Südosten münden in dieses Becken die untere und die obere Noya, fast ganz aus Osten kommt der weit im Innern entspringende Utamboni, von Nordosten der Utonga mit seinen Nebenflüssen Totje und Banje, von Norden kommt endlich der Congwe oder O'congwe mit seinem langen, ebenfalls weit im Innern entspringenden Nebenfluß, dem Manjane, dem „Rio de Mangiani“ der Spanier.

Der Charakter dieser Gebiete ist im allgemeinen der eines einzigen ungeheuren, waldbedeckten Sumpfes, da der Muni und die Unterläufe aller seiner Nebenflüsse träge Wasserstraßen sind, die sich zwischen einer Unzahl von großen und kleinen Inseln und Eilanden während des größten Teiles des Jahres langsam dahinwälzen, und nur während und kurz nach der Regenzeit stärkere Strömungen besitzen. Diese eben erwähnten Inseln sind mit wenigen Ausnahmen nichts als Schlammablagerungen, auf denen sich Mangrove und Pandanus angesiedelt haben, welche auch zum größten Teil die Ufer der Flüsse und die Ränder der zahllosen Creeks, welche diese untereinander in verschlungenem Gewirr verbinden, bedecken. — Je weiter den Mündungen, d. h. dem Muni zu, desto mehr überwiegt die Mangrove, bis sie endlich allein übrig bleibt und erst am sandigen Ufer der See einer andern Flora weicht. — Am Muni und Utamboni öfter, seltener nur an den andern Flüssen wird das dunkle Grün der Mangroven von einem helleren Schimmer unterbrochen, welcher das Vorhandensein einer Bananenpflanzung und somit das eines Dorfes, einer „town“, wie man zu sagen pflegt, anzeigt. Kommt der Reisende nun näher, so sieht er, daß am Ufer die Bäume niedergehackt sind und einem breiten Streifen schwärzlichen, übelriechenden Schlammes Platz gemacht haben, in dem einige mehr oder weniger primitive, oft auch defekte Kanus ruhen. — Nach Durchwaten dieses Streifens, der meist auch als Dorfkloake benutzt wird, gelangt man in eine einfache, hügelanstrebende Doppelreihe von niedrigen Hütten, deren etwa mannshohe Seitenwände meist aus brettartig ausgedehnter Baumrinde, seltener aus Bambu und nur vereinzelt aus etwa armdicken Stämmchen bestehend, ein Rechteck bilden. Gedeckt sind diese Hütten ausnahmslos mit kunstlosen Palmblattmatten, welche dachziegelartig übereinanderliegen und so eine vollkommen wasserdichte Bedachung bilden.

Oft genug findet man jedoch Hütten, deren Wände nur durch ein ziemlich wackeliges Gerüst aus Knüppeln, bekleidet mit eben erwähnten Matten, gebildet werden. Der Schutz, den eine so gebaute Hütte den Bewohnern gewährt, ist naturgemäß ein sehr geringer, und so brennt denn auch während der ganzen Nacht das Feuer in derselben, um den Insassen, welche sich möglichst dicht um die Kohlenglut lagern, wenigstens einen notdürftigen Schutz gegen die in diesen Gegenden besonders empfindliche Nachtkühle zu gewähren.

Das Meublement einer solchen Hütte, deren äußere Erscheinung bei allen nahezu dieselbe ist, besteht aus einem oder mehreren etwa fußhohen Schlafgestellen, die, wie ich aus Erfahrung sagen kann, nicht zu den bequemsten Einrichtungen dieser Art gehören. Das beständig in den Hütten unterhaltene Feuer aus halbtrockenem oder wieder naßgewordenem

Holz entwickelt einen unausstehlich beißenden Rauch, der zwar nahezu absoluten Schutz gegen die Mosquitos gewährt, aber dem hieran nicht gewöhnten Europäer das Schlafen recht erschwert.

Bewohnt werden diese Hütten von mehreren Völkern, deren wichtigstes und entschieden alle andern umwohnenden Völker und Stämme an Zahl und Kraft weit überragendes die M'pangwes sind.

Die äußere Erscheinung dieses in jeder Beziehung kraftvollen Volkes ist eine außerordentlich wilde, so wild, wie ich sie noch bei keinem der zahlreichen mir bekannten Negervölker gesehen habe. — Meist über mittelgroß, breitschultrig und muskulös gebaut, zeigt ihr Gesichtstypus eine anfangs geradezu erschreckende Wildheit.

Dieser Eindruck, den jeder bei seiner ersten Begegnung mit M'pangwes empfängt, wird größtenteils wohl durch die spitz zugefeilten, vielfach auch spitzgewachsenen (?) Schneidezähne, sowie durch eine eigentümliche Haartracht hervorgerufen, die fast jeder freie erwachsene Krieger trägt. Dieser, nur dem Stamme der M'pangwes eigene Kopfputz besteht aus dem eigenen Haar des Trägers, welches zu diesem Zweck erst vorbereitet werden muß, indem man es möglichst lang wachsen läßt, dann die krause Wolle mit dem Kamme zu möglichster Länge ausdehnt, in kleine Zöpfe flicht und diese mit großer Mühe und Sorgfalt in die ungefähre Form eines bayerischen Raupenhelmes zusammenfügt. — Der hintere Rand dieses Helmes steht ab wie die Nackenkrempe eines Südwesters. Festigkeit erhält dieses Machwerk durch eine Unmenge von Kaurimuscheln, die den Kopf wie mit einem Panzer bedecken, aber die über die Mitte des Kopfes laufende Raupe freilassen, welche meist mit einer Anzahl Messingringe durchzogen wird. — Von den Seiten hängen fußlange Schnüre von farbigen Glasperlen herunter, welche im Verein mit wohlriechenden Laub- und Kräuterbüscheln das Groteske der Erscheinung vollenden helfen. Von der Mühe, welche die Anfertigung eines solchen Helmes erzeugt, macht man sich einen Begriff, wenn man bedenkt, daß zu einem einzigen Helm etwa 300 bis 350 Kaurimuscheln gehören, abgesehen von einigen zwanzig Perlschnüren.

Welch einen Ungezieferherd mag ein solcher Kopfschmuck bilden, der niemals abgenommen werden kann, da er buchstäblich mit dem Träger verwachsen ist, der auch stets ein spitzes Rotholz- oder Knochenstäbchen bei sich führt, um die allzu lästig werdenden Insekten hiermit zur Ruhe zu verweisen! — Der Hals der „Dandies“ ist mit einem breiten, eng anliegenden Bande von Messing und Kupferdraht versehen, der kunstvoll aneinander befestigt wird; eben solchen Schmuck weisen auch Unter- und Oberarm auf, während die Knöchel der Männer selten mit mehr als einer einfachen Spange aus dünnem Kupfer oder Messingdraht belastet sind.

Im Gegensatze hierzu sind die Beine der Weiber und Mädchen in einer für die armen Geschöpfe bedauernswerten Weise mit dicken, meist massiven Messingringen überladen, welche die untere Hälfte der Wade bis zu den Knöcheln hinab bedecken, auch direkt unterhalb des Knieces werden meist einige Ringe angebracht, und nicht selten sieht man auch oberhalb des Knieces einen breiten Ring. Der Unterarm ist ebenfalls fast bedeckt mit Messingringen, auch Oberarm und Hals zeigen diesen schweren Schmuck. — Oft genug habe ich kleinere Mädchen, welche die schweren Metalllasten noch nicht lange trugen, bitterlich weinen sehen, wenn die ganze Haut unter denselben blutig gescheuert war; zumal scheint der Halsschmuck besonders lästig zu werden, da er ein Wenden des Kopfes unmöglich macht.

Der Haarschmuck ist bei den Weibern meist ähnlich wie bei den Männern, gewöhnlich aber hängen hinten noch einige lange, mit Kaurimuscheln besetzte Schnüre herunter, die je nach Vermögen immer länger gemacht werden, bis sie bis auf die Fersen herabhängen. Dieser weitläufige, reichhaltige Schmuck ist der Hauptbestandteil der Kleidung; beide Geschlechter gehen bis auf sehr kurze Schurze um die Hüften, die manchmal aus selbstverfertigtem Baststoff, in der Regel jedoch aus geringwertigem europäischen Baumwollstoff bestehen, vollständig nackt. Kinder tragen gewöhnlich nur einen Bindfaden um das Handgelenk oder den Hals mit irgend einem Amulett; Häuptlinge sind meist im Besitz irgend eines europäischen Kleidungsstückes, einer Jacke oder eines Hutes; hosentragende M'pangwes habe ich nicht gesehen. — Ein mir wohlbekannter Häuptling zeigte sich mit Vorliebe in einem langen, überaus schmutzigen Damenhemde; wie dasselbe in seinen Besitz gekommen, habe ich nie aufklären können.

Der äußeren Erscheinung entspricht der Charakter vollkommen, über den ich nur wenig lobenswertes sagen kann. Der M'pangwe ist zwar recht tapfer, aber treulos und verräterisch, grausam, tückisch und hinterlistig, raub- und habgierig, er lügt und betrügt zum Vergnügen und betrachtet das Stehlen als Sport.

Die Kriegsgefangenen werden zwar meist binnen kurzer Zeit als Stammesgenossen betrachtet, aber vorher und wenn sie sich nicht fügen wollen, grausam behandelt. Sklaverei scheint nicht zu bestehen.

Die Stellung der Frau ist bei den M'pangwes eine weit freiere als bei den meisten andern mir bekannten Negervölkern, und nur selten kommt es vor, daß Frauen hart behandelt werden. Trotzdem aber bildet das Weib stets nur ein Kauf- oder Tauschobjekt. — Lobend hervorzuheben ist bei den M'pangwes ein in Afrika nicht eben allzu häufiger Charakterzug, der der großen Sittenreinheit, und will ich hierbei auch hervorheben, daß mir kein Fall von Polygamie bekannt ist, während ihnen solche Beispiele täglich vor Augen stehen, da die meist aus dem französischen Gabon stammenden Händler der Mehrzahl nach wenigstens zwei Frauen haben, mögen sie Heiden oder sogenannte Christen sein.

Die Hauptbeschäftigung der Frauen besteht im Ackerbau und der Herbeischaffung und Zubereitung der Speisen, welch' letztere, da der Herr Gatte eigentlich immer hungrig ist und zu jeder Tages- und Nachtzeit essen kann und mag, sehr viel Zeit in Anspruch nehmen. Der Ackerbau beschränkt sich meist auf Kassawa und Bananen und zwar von letzterer die wohl größte, aber weniger schmackhafte Art, die sogenannten Plantains, welche selbst ein M'Pangwemagen nicht roh verdauen kann. — Die eigentliche süße Banane kommt nur äußerst selten vor und wird erst an der Küste häufiger, ohne sich jedoch auch dort einer besonderen Wertschätzung zu erfreuen. Hin und wieder giebt es, nahe der Küste, auch Bataten, sowie eine Koko genannte Knollenfrucht (Colocasia esculenta Schott.), ab und zu eine melonenartige Frucht, deren Kerne zerstampft eine sehr ölreiche, aber nicht üble Zuspeise zu der täglichen Kassawa bilden. — An Fleisch verzehren die M'pangwes alles, was nur entfernt auf diesen Namen Anspruch machen kann, mit großer Vorliebe, sie halten Hühner und Ziegen in Menge, Enten sieht man an den Flüssen nicht eben selten, weiter im Innern kommen Schafe, die einer großen, glatthaarigen Rasse angehören, welche etwas zur Buckelbildung neigt, in kleinen Herden überall vor. Alle Sorten von Wild, deren man nur irgendwie habhaft werden kann, werden genossen, auch selbst Tiere, die wir in Europa nicht als zur menschlichen Nahrung geeignet zu bezeichnen pflegen, als da sind Eidechsen, Schlangen, allerhand Kerbtiere u. s. w. — Krabben und Fische bilden große Leckerbissen und werden von den Frauen bei niedrigem Wasserstande mit kleinen Handnetzen in Menge gefangen, auch existieren überall an den Flußufern an geeigneten

Stellen Fischfänge, die bei Flut geöffnet werden; bei oder vor Eintritt der Ebbe geschlossen, bleiben nachher die Fische hinter den niedrigen Schilfzäunen zurück und können mühelos durch die Kinder eingesammelt werden. Werden zur Laichzeit größere Mengen Fische gefangen, so räuchert man dieselben an ziemlich scharfem Feuer so, daß dieselben durch und durch hart werden und sich in diesem Zustande lange aufbewahren lassen. Die Bevölkerung vieler ärmerer Gebirgsorte zieht zu diesem Zweck alljährlich an die Flüsse hinab, um an bestimmten Plätzen, wo provisorische Hütten errichtet werden, zu fischen und den Ertrag mitzunehmen in die heimatlichen Berge.

Daß bei einem Volke, welches, wie ich gezeigt, noch auf einer außerordentlich niedrigen Stufe steht, von einer Religion in unserm Sinne nicht die Rede sein kann, wird jedermann einsehen, und so sind denn auch die Anzeichen, welche vielleicht für das Vorhandensein einer solchen bei den M'pangwes sprechen könnte, außerordentlich geringe. Ein Glaube an übernatürliche Kräfte, an höherstehende Wesen, an böse Geister und an Zauberei ist aber vorhanden, dafür sprechen schon allein die Unzahl von Amuletten verschiedenster Art, die, meist sehr einfacher Natur, den Kindern und Kriegern, seltener erwachsenen Frauen angehängt werden, und entweder mit einem schmutzigen Bastfaden oder mit einem zusammengedrehten Zeuglappen am Handgelenk oder Oberarm, bisweilen auch im durchlöcherten Ohrläppchen getragen werden. Es sind mir jedoch auch zwei Fälle vorgekommen, die den Fetischglauben so zur Evidenz beweisen, daß ich nicht umhin kann, dieselben hier zu erwähnen.

Vor meiner Station in Kodódo am Utamboni stand ein mächtiger Rotholzbaum, der mir mit seinem ungeheuren Stamme und dem ihn umgebenden Strauchwerk die Aussicht auf den Fluß arg beeinträchtigte.

Um diesem Übelstande ein Ende zu machen, befahl ich meinen Leuten, welche jedoch nicht zum M'pangwestamme, sondern zu dem der Bassekis gehörten, den Platz von allem Baum- und Strauchwerk zu säubern. Kaum hatten jedoch meine Leute, die übrigens mit sichtlichem Unbehagen an die Arbeit gingen, gleichwohl aber keinen Widerspruch wagten, die ersten Axtschläge gethan, als sich die bis dahin ruhig zuschauenden M'pangwes diesem Vorhaben so energisch und wütend widersetzten, daß ich nur durch meine Dazwischenkunft mit dem Revolver die erhitzten Köpfe auseinanderbringen und vom Blutvergießen abhalten konnte.

Zu meinem großen Erstaunen hörte ich nun, daß der Baum ein Dorffetisch sei und das Wohlergehen und die Existenz des ganzen Ortes, also auch meiner eigenen Faktorei von dem Baume, beziehungsweise von dem ihm innewohnenden Geiste abhängig sei. — Eine sichtbare Verehrung dieses Dorfgottes, etwa durch Darbringung eines Opfers oder dergleichen habe ich nie bemerkt. — Noch manche Woche hindurch hat mir der Baum die Aussicht versperrt.

Einige Wochen nach diesem Vorfall, nach dem ich natürlich noch schärfer als vorher auf irgend eine Religionsäußerung achtete, kam ich nach einem vor mir wohl kaum von Weißen besuchten, sehr abgelegenen Ort, in dem ich vor einer Hütte einen Mann mit Anfertigung einer etwa fußhohen sitzenden Menschenfigur beschäftigt fand, die er, nicht ohne einigen Geschmack, aus Rotholz schnitzte. Auf einen einladenden Wink des bejahrten Mannes trat ich in seine Hütte und sah dort etwa acht bis zehn groteske Holzfiguren, die, wie es schien, alle seit kurzer Zeit erst fertig geworden. Meist in sitzender Gestalt, konnte man an allen deutlich erkennen, welche Figuren Männer, Frauen oder Kinder darstellen sollten. Der Nabel war durchgehends durch einen weißen Porzellanknopf bezeichnet. Arme und Beine waren stets fest anliegend, die Augen, wie bei den Statuen der Alten, geschlossen. Auf einem rohen Pfosten in der Ecke der Hütte stand eine augenscheinlich schon recht alte, vom Gebrauch und Rauch gelbbraun gebeizte Gestalt, vor welcher zu meinem Erstaunen kleine Fruchtstückchen, einige selbstverfertigte eiserne Glöckchen, kleine Tabaksstücke und dergleichen Kleinigkeiten lagen, scheinbar also eine Art Opfer dargebracht war. In andren Hütten dieses Ortes fand ich auch ähnliche Figuren, deren Herkunft augenscheinlich dieselbe war.

Meine Bemühungen, die eine oder andre dieser Götzenbilder, als solche fasse ich dieselben auf, zu erwerben, stießen auf heftigen Widerstand, und zwar nicht bei dem Anfertiger, sondern bei den übrigen Bewohnern, die von dem Augenblicke an, daß der Wunsch geäußert, eine Figur zu erwerben, argwöhnisch und feindselig wurden.

Für nicht ausgeschlossen halte ich es, daß die großartigen Tänze, welche zu Zeiten die Bevölkerung mehrerer Ortschaften an einem Platze versammeln, einen religiösen Hintergrund haben. Nicht selten geschieht es, daß Tänzerinnen aus weit entfernten Orten geholt werden, um dann fast die ganze Nacht im Takte der Trommeln und im Scheine hochlodernder Feuer zu tanzen, bewundert und angestaunt von einer zahlreichen Volksmenge, die jede Bewegung der Tänzerin nach- oder mitmacht, und besonders schwierige und schöne „Pas" mit frenetischem Beifall lohnt.

Palmwein und Rum wird bei solchen Gelegenheiten in erstaunlichen Quantitäten getrunken.

Die Sendlinge des Islam sind zum Glück noch nicht zu den M'pangwes gelangt, denn die wenigen Händler, welche als Soldaten von Senegambien nach Gabun gebracht werden und später nach Vollendung ihrer Dienstzeit im Munigebiet als Händler Verwendung finden, sind meist so schlechte Mohammedaner, daß ihnen alles andre näher liegt als eine Bekehrung der Ungläubigen, die sie aber trotzdem tief verachten.

Die Christenmissionen haben unter den M'pangwes bisher noch so gut wie gar keine Erfolge aufzuweisen gehabt. Eine französische Missionsgesellschaft, die auch in Bata eine große Station besitzt, versuchte im vorigen Jahre am Utamboni Fuß zu fassen, wurde aber überall von den M'pangwes abgewiesen; bezeichnenderweise mit dem Bemerken, daß ihnen die frommen Väter weder Handel noch sonst irgend welchen Nutzen brächten, sondern nur kämen, um ihnen ihre Hühner und Ziegen aufzuessen.

Am Unterlaufe des Muni, gegenüber der französischen Faktorei Botika, in nächster Nähe des ständigen Ankerplatzes französischer Kanonenböte, ist mittlerweile mit der Säuberung eines Platzes für die viel weiter oben geplant gewesene Mission begonnen, und inzwischen wird wohl die Mission schon entstanden sein.

Die spanische Mission auf der Insel Klein-Eloby hat nur sehr wenige M'pangweknaben, etwa 95 Proz. der Zöglinge gehören zu den Küstenbewohnern oder stammen von den vorgelagerten Inseln Groß-Eloby und Corisco.

Nicht ganz so ablehnend, wie den Missionaren gegenüber, haben sich bisher die M'pangwes zu den Kaufleuten verhalten.

Das Vorrücken der Weißen ins Innere wird zwar noch sehr ungern gesehen, und Thatsache ist, daß die Sierra do Cristal, die man bei klarem Wetter vom unteren Utamboni aus deutlich sehen kann, seit der Lenz'schen Expedition im Jahre 1874 nicht von Weißen überschritten ist. In den Vorbergen derselben bin ich wohl mehrfach und an mehreren Stellen längere Zeit gewesen, zu meinem Bedauern hat es mir aber während der ganzen Zeit meines dortigen Aufenthaltes an Zeit und Mitteln gefehlt, diese Bergkette zu überschreiten.

Der Widerstand der Bevölkerung, die überall ziemlich dicht zu sein scheint, der mir in einzelnen Fällen entgegengesetzt wurde, war stets, freilich meist erst nach längeren „Palavern", zu überwinden. Der Erfolg einer Expedition, deren Aufgabe die Überschreitung der Sierra do Cristal wäre, würde sowohl in wissenschaftlicher, als auch in merkantiler Hinsicht hin keinesfalls ausbleiben, da das Land reich ist an Schätzen aller Art, wie Elfenbein, Kautschuk ꝛc., von billigeren Produkten, deren Transportkosten den Gewinn aufzehren würden, gar nicht zu reden. Es dürfte nicht ganz allgemein bekannt sein, daß alle Produkte durch den Zwischenhandel eine ganz ungeheure Verteuerung erleiden, die einzig und allein durch Gründung von mit Weißen besetzten Stationen am Fuße der Gebirge, oder an der Grenze der Schiffbarkeit der Flüsse zu vermeiden ist. Der M'pangwe selbst handelt viel lieber mit Weißen als mit den meist betrügerischen Händlern aus dem Gabunstamme.

Die M'pangwes sind in einem beständigen Vorrücken an die Küste begriffen, unaufhaltsam drängen sie vorwärts, alle sich ihnen entgegenstellenden Stämme und Völker in sich aufnehmend und sie, falls sie dem widerstreben, vernichtend, indem sie sie in die Sümpfe jagen, wo ihr Untergang nur eine Frage der Zeit ist. Fieber und Mangel an Nahrung helfen dort die von den M'pangwes begonnene Arbeit vollenden. Die Zeit, in welcher an all jenen Stellen, an denen jetzt noch Bassekis, Balengis, Itänus ꝛc. friedlich ihre Plantains bauen, der M'pangwe herrschen wird, ist nicht mehr fern, zumal unter den Balengis, die noch am ersten widerstandsfähig sein dürften, die Pocken in furchtbarer Weise aufräumen.

So sind z. B. am Congwe innerhalb eines Jahres weite Länderstrecken ausgestorben und verlassen worden, den leer gewordenen Raum nimmt natürlich der M'pangwe sofort in Besitz.

Nicht nur in den hier beschriebenen Gegenden dringt der Stamm der „Fañ", d. h. „Menschen", wie sich die M'pangwes selbst nennen, siegreich vor, auch weiter im Norden am Benitofluß erscheint er schon, wenn auch nicht in Massen. In Bata und Batanga, wo er bis vor wenigen Jahren eine noch unbekannte Erscheinung, gehört er nicht mehr zu den Seltenheiten.

Ob die M'pangwes von einem mächtigeren Volke aus ihren ursprünglichen Wohnsitzen verdrängt werden und sich fliehend der Küste nähern, habe ich nicht feststellen können. Es hat den Anschein, als ob dem so wäre, es steht aber dieser Hypothese der Umstand entgegen, daß nach allen übereinstimmend lautenden Nachrichten die nächsten Nachbarn der M'pangwes nach dem Innern zu die innerafrikanischen Zwergvölker sind, von denen mir auch zweimal Vertreter zu Gesichte gekommen sind.

Die Masken in Afrika.

Von R. Andree.

Die weite Verbreitung der Masken durch Afrika wird uns erst neuerdings an der Hand der Reiseberichte bekannt. Sie sind bei den Sudannegern und Bantu häufig, scheinen aber bei den Hottentotten zu fehlen. Es liegen bereits sehr alte Nachrichten über dieselben vor, auch wenn wir von den altägyptischen Masken absehen wollen, die von den Priestern getragen wurden und über den Mumiengesichtern (als Leichenmasken) sich finden oder auch — aus buntbemalter Leinwand bestehend — das Gesicht einer altägyptischen Ballerina schmückten (Flinders Petrie, Kahun, Gurobani Hawara, Taf. VIII). Schon der arabische Reisende Ibn Batuta, der im 14. Jahrhundert Afrika durchreiste, fand im Negerreiche Melli im Sudan, daß die Sänger und Possenreißer in Maskenkleidern, welche Vögel vorstellten, erschienen (Ausgabe Defrémery et Sanguinetti, IV, 413) und je weiter heute unsre ethnographischen Kenntnisse gedeihen, desto mehr sehen wir die Masken bei den zu fröhlichen Festen und Geheimbünden geneigten Negern in Anwendung. Diese beiden Formen der Masken, als Spiel- und Tanzmasken und als Justizmasken, sind hauptsächlich in Afrika vertreten; auch als Kriegsmasken, den Feind zu schrecken, kommen sie vor, während die anderweitig weit verbreiteten Formen der Leichenmasken zu fehlen scheinen. Die Kultusmasken endlich berühren sich allenthalben mit den Tanzmasken. Oft fehlt in den Schilderungen die genauere Bestimmung und Bedeutung, wir sehen nur das Äußerliche, können über den tieferen Sinn uns aber nicht leicht klar werden. Dazu gehört weiteres Eindringen, Kenntnis der Sprachen, mehr als von einem das Land schnell Durchreisenden verlangt werden kann oder was wir einem Sammelstück unsrer Museen ablauschen können.

Kitschitänzer-Maske. Nach Holub.

In die Klasse der **Justizmasken** gehören die von verschiedenen Geheimbünden in Afrika getragenen Masken. An der Loangoküste besteht der erbliche Bund der Sindungo, dessen Mitglieder Holzmasken tragen und in Blättergewinde gehüllt sind. Sie bilden eine Art Vehme und üben Haberfeldtreiben, ziehen Schulden von säumigen Zahlern ein oder strafen solche durch Zerstörung seiner Bananenfelder und Töten des Viehes (Bastian, Loangoküste I, 222). In Kalabar treibt der Idem-Efik sein Wesen, der im Zusammenhang mit dem Geheimorden der Egbo steht. Mit schwerem Visier vor dem Gesicht, in Matten, Zweige, Felle gehüllt, strafen die Mitglieder des Ordens Missethäter. Jeder hat das Recht, die Hilfe des Ordens anzurufen, dessen Mitglieder unter dem Schutze der Maske unerkannt bleiben (Bastian, Rechtsverhältnisse 402). Die maskierte Figur des Mumbo-Jumbo bei den Mandingo hat das Geschäft, Ordnung, Ruhe und Frieden unter zankenden Weibern zu stiften. Maskiert und mit dem Stabe der Gerechtigkeit versehen, greift er die Schuldigen heraus und züchtigt sie (Mungo Parks Reise, Hamburg 1799, 46). In Kamerun besteht der Geheimbund der Ekongolo, d. h. „Erschütterung des Gemüts durch schreck-

Umzug der Du. Nach einer Skizze von Binger.

Der maskierte Sowa (Häuptling) der Ganguela vor seinen Unterthanen tanzend (aus Serpa Pintos Reisewerk).

hafte Fratzen", deren Masken Buchner (Kamerun 26) erwähnt.

In den Staaten Tiébas, im Bereiche des oberen (schwarzen) Wolta, lernte Binger eine Art von Masken kennen, die an die Justizmasken uns mahnen und die ihrem Äußeren nach dem bekannten Duk Duk in Neu-Pommern (Melanesien) ähnlich sind. Es sind dieses die Du, welche er bei den Kotedugu (11° n. Br.) beobachtete. „Die Du", schreibt der französische Offizier (Tour du Monde, T. LXI, p. 110), „sind lächerlich verkleidete Gesellen, welche Kleider tragen, die man mit Dafli, einheimischem Hanf, benäht hat und mit Fasern von den Blättern der Banpalme. Als Kopfbedeckung tragen sie eine Kappe gleichfalls aus Hanf, aus der oben eine mit Ocker rot bemalte Holzzierrat hervorsteht oder an der auch ein aus Holz geschnitzter Vogelschnabel angebracht ist. Zwei Löcher sind für die Augen freigelassen. Diese Du werden von der sie begleitenden Bevölkerung freigebig mit Dolo (heimischem Bier) getränkt. Tag und Nacht durchschwärmen sie den Ort, die Felder, prügeln die Jungen und oft die Erwachsenen durch, wenn letztere Furcht vor ihnen zeigen. Tüchtig eingemummt, in der großen Hitze umherlaufend und gehörig Dolo trinkend, sieht man diese Gesellen wütend betrunken die Leute mit Knüttelhieben behandeln. Bei den Bobo (den dortigen Negern) ist es Sitte, bei einbrechender Nacht und am frühen Morgen den Du zu folgen und im Chor mit vollen Lungen eine ernste, nicht unharmonische Weise zu singen, die allerdings von Gebrüll wie von wilden Tieren unterbrochen wird. Dieser Umzug der Du findet nur selten statt; ich glaube aber versichern zu können, daß diese Gebräuche namentlich beim Beginn der Winterzeit stattfinden. Die Umzüge haben vielleicht den Zweck, die bösen Geister zu verscheuchen zur Zeit, wenn die Feldarbeit beginnt oder mehr noch den Regen herbeizulocken."

Der Mokho Missi Ku im Reiche des Samori. Nach einer Zeichnung von Binger.

Eine solche Verscheuchung böser Geister, übler Einflüsse oder von Krankheiten durch Maskenträger kommt mehrfach in Afrika vor. Die ganze übelwollende Geisterwelt, die dem Neger feindlich gegenübersteht, wird mit Hilfe der Masken bekämpft und getäuscht. In Kibokwe, südlich von Bihé, schwärmen die Wälder von mächtigen Teufeln, die untereinander eifersüchtig sind. Trifft ein solcher Teufel in seinem Gebiet einen andern Dämon, so ärgert er sich dermaßen darüber, daß er fortzieht, um sich einen andern Bezirk zu suchen, über den er die unbestrittene Herrschaft ausüben kann. Deshalb stellen die schlauen Neger „Scheinteufel" her, die sie in die Reviere der echten Teufel schicken, damit letztere davonlaufen. Sie tragen Masken, sind bezahlt und angesehene Leute (Cameron, Quer durch Afrika II, 162).

Wie hier der übernatürliche Feind durch Masken geschreckt und vertrieben wird, so auch der menschliche, der vor dem grimmen Gesicht der Maske zurückschreckt. Wir haben dann die **Kriegsmaske**. Mandaras Krieger am Kilimandscharo tragen absonderliche Kleidung, augenscheinlich dazu bestimmt, dem Feinde Furcht einzuflößen „und nicht wenige hatten am Kopfe Masken von abscheulicher Häßlichkeit befestigt, die mit einem **doppelten** Gesicht nach vorn und hinten schauten" (Johnston, Der Kilimandscharo. Deutsche Ausgabe, 162). Cameron (Quer durch Afrika I, 259) sah einen Eingebornen von Kinjari am Tanganjikasee mit einer häßlichen Kriegsmaske von Zebrafell ausgestattet.

Mit dem **Kultus** hängen die Masken zusammen, welche von den Fetischpriestern getragen werden. Reinlich lassen sich dieselben nicht überall ausscheiden und der Nganga, der Fetischdoktor, trägt und benutzt die Maske oft zu verschiedenen Zwecken. So hat Güßfeldt (Zeitschr. f. Ethnologie 1876, S. 207) die **Trauermasken** der Ganga Mkissi (Fetischdoktoren) in Loango geschildert, die bei Todesfällen getragen werden: Kolossale Masken aus leichtem Holz mit Federkronen und einem über den ganzen Körper fallenden Gewande von grauen Adlerfedern. Verwandt damit ist die belangreiche **Doppelmaske** aus Kabinda (Westküste, 5° südl. Br.), welche sich im Leidener Museum befindet und der Dr. Serrurier eine besondere Abhandlung (Internation. Archiv für Ethnographie I, 154) gewidmet hat. Doppelmasken, als Kriegsmasken, habe ich sonst nur vom Kilimandscharo erwähnt gefunden. Es ist die Maske aus Kabinda, ein januskopfartiges, regelmäßig geschnitztes, vollständiges menschliches Gesicht mit Öffnungen für Augen und Mund, ringsum mit schönen abstehenden Vogelfedern besetzt und mit beiderseits nach unten zu sich anschließenden Federkragen. Gemalt sind die Gesichter mit Weiß, Grau und Gelb. Serrurier stellt sehr geistvoll die Hypothese auf, daß die eine Seite die trockene, die andre die nasse Jahreszeit vorstellen solle, letztere symbolisiert durch Regentropfen darstellende Fleckchen auf dem Gesicht. Bei den Beziehungen der Fetischpriester zum Regen erscheint eine solche Hypothese nicht grundlos.

Bei der Vey im Hinterlande von Liberia hängen die Masken mit den Gebräuchen der Beschneidung und Mannbarkeitserklärung zusammen. Sie werden von den Sobah, d. h. Teufeln, getragen, die in Blättermäntel gehüllt sind und

die helmartige, den ganzen Kopf bedeckende hölzerne Masken tragen. Diese Sobah stehen mit den Geistern der Verstorbenen in Verbindung und können Schaden verursachen, wenn man sich nicht freundlich zu ihnen stellt. Die Masken heißen Devilheads, Teufelsköpfe, sind aus einem Stück Wollbaumholz geschnitzt und werden über den Kopf gestülpt. Durch ein paar Löcher kann man bequem sehen. Die Masken sind männlich oder weiblich, dann die Frisur genau nachahmend, meist schwarz gebeizt oder auch weiß und rot bemalt [1]). Direkt nach unten zu schließt sich der große, die ganze Gestalt verhüllende Blättermantel an. „Es sind“, sagt Büttikofer, „wie ich glaube, reine Spielmasken ohne irgend welche höhere Bedeutung, da sie auch bei andern Festen und besonders an den Gedenktagen Verstorbener getragen werden“ (Büttikofer, Liberia II, 307 ff.). Ähnlich in Sierra Leone, wo bei der Mannbarkeitserklärung der Mädchen die Bundumasken getragen werden, welche häßliche Teufelsfratzen darstellen (Griffith in Journ. Anthrop. Instit. XVI, 309).

Weit verbreitet sind die Tanz- und Spielmasken der Possenreißer und Lustigmacher, wie sie schon Ibn Batuta kennen lernte; sie scheinen in den 600 Jahren, die seitdem vergingen, sich kaum verändert zu haben. Der Sowa (Häuptling) der Ganguela im zentralen Südafrika tanzt bei hohen Festen maskiert vor seinem Volke. Sein Kopf steckt in einem großen schwarz und weiß bemalten Kürbis, sein Körper in einem Rahmenwerk aus Weidengeflecht, das mit Zeug überzogen ist. Ein Rock aus Haaren und Tierschwänzen vervollständigt seinen Anzug und so springt er wie toll vor seinen Unterthanen umher (Serpa Pintos Wanderung. Deutsche Ausgabe I, 219).

Im Reiche des Samori (im südlichen Nigerbogen) fand der schon erwähnte französische Reisende Binger Maskentänzer, die unter der Bezeichnung Mokho Missi Ku als Lustigmacher dienten. Ein solcher war in ein enganliegendes Gewand aus rotem Baumwollenzeug gekleidet und trug eine Mütze mit borstigen Kuhschwänzen geschmückt. Von der Mütze hing ein Stück Stoff herab, welches das Gesicht verdeckte und in welchem Öffnungen für die Augen und den Mund angebracht waren, besetzt mit Kaurimuscheln. In einem umgehängten Täschchen führte er Schellen und allerlei Eisenkram bei sich; unten an den Beinen waren Glöckchen angebracht und in den Händen schwang er einige Kuhschwänze. Nach Bingers Bericht (Tour du Monde, T. LXI, p. 37) scheint es sich hier um einen bloßen Maskentänzer zu handeln, der dafür angestellt war, die Krieger im Lager durch seine Künste zu unterhalten.

Bei den obscönen Kitschitänzen der Marutse (inneres Südafrika) treten maskierte Tänzer auf, maskiert, weil sie der Unschicklichkeit des Tanzes sich wohl bewußt sind (Holub, Sieben Jahre in Südafrika II, 197). Weiter sind zu erwähnen die Tänzer der Baschilange am Lulua (südlicher Congozufluß), die nach P. Pogge (Mitt. Afrikan. Ges. IV, 255) nichts mit dem Fetischwesen zu thun haben, sondern nur zur Unterhaltung des Volkes dienen. Der Mukisch trägt Maske und aus Baumfasern gefertigte Gewänder. Masken kommen am oberen Congo bei Molaka oberhalb Bangala vor (Internation. Archiv für Ethnogr. II, 53), in welche Kategorie dieselben zu rechnen, ist noch unbestimmt. Eine „Fetisch-Maske aus Holz geschnitzt, bei festlichen Gelegenheiten vom Vortänzer getragen“, bei den Bakuba am Lulua, bildet Ludwig Wolf ab (Wißmann, Wolf, François, Müller, Im Innern Afrikas, 255).

Leichenmasken kann ich in Afrika nicht nachweisen.

[1]) Die farbig bemalten Holzmasken aus Dahomé, die sich öfter in unsern Museen finden, bei denen auch die Frisur nachgeahmt ist und die groß genug sind, um über den Kopf gestülpt zu werden, ähneln in vieler Beziehung der von Büttikofer abgebildeten Maske, dienen daher vielleicht auch bei ähnlichen Gelegenheiten.

Das Fürstentum Kammin.

Historisch-topographisch dargestellt von Dr. Zechlin.

I.

Das Fürstentum Kammin erstreckt sich von den Gestaden der Ostsee bis an die Grenzen Westpreußens, wo dasselbe im Süden an den Kreis Schlochau und an den pommerschen Kreis Neustettin stößt. Im Osten grenzt es an die Kreise Rummelsburg und Schlawe, im Westen an die Kreise Belgard, Schivelbein und Greifenberg. Den Grund zu dem Fürstentume legte der Bischof Wilhelm von Kammin im Jahre 1248, welcher die östliche Hälfte des Landes Kolberg von dem Herzog Barnim I. gegen das Land Stargard eintauschte. Als nun derselbe Herzog an den Bischof Hermann 1276 und 1277 auch den westlichen Teil des Landes Kolberg abtrat, gelangten die Bischöfe in den Besitz des ganzen Gebietes, welches nach dem Hauptsitze der Bischöfe Stift Kammin genannt wurde und dessen Ost- und Südgrenzen seit 1321 dieselben geblieben sind. Es war ein ansehnlicher Distrikt, welcher dem Bischof gehörte: Vom Kampschen bis zum Buckowschen See an der Küste und dann südlich vom Gollenberg bis an das Gebiet des Hochmeisters, machte es im Reformationszeitalter fast den sechsten Teil Pommerns aus, so daß die Einkünfte des Bischofs 40000 Gulden betrugen [1]). Durch die Einführung der evanglischen Lehre war die Existenz katholischer Bischöfe unmöglich geworden und die Herzöge von Pommern besetzten mit ihren jüngeren Familienmitgliedern den Bischofssitz. Unter den Bischof-Herzögen bestand das Stift Kammin unter besonderer Verwaltung und mit selbständigen Ständen. Nach dem Tode des letzten Greifenherzogs Bogislav XIV. († 1637) erhielt das Stift Kammin in dem Herzog Ernst Bogislav von Kroy bis 1648 noch einmal einen eigenen Bischof, kam aber infolge des westfälischen Friedens an Brandenburg. Im Jahre 1654 hob der große Kurfürst die besondere Verwaltung des Stiftes Kammin auf und vereinigte dasselbe mit den übrigen Teilen Pommerns. Es hieß seitdem das inkorporierte Land, bis es im Jahre 1669 den Namen Fürstentum Kammin erhielt [1]). Bei der Reorganisation des Regierungsbezirkes Köslin (1816) blieb der Kreis Fürstentum in seinen alten Grenzen; außer den Dörfern des Kolberger Domkapitels wurden ihm noch einige Ortschaften des Greifenberger, des Osten-Blücherschen und des Borckschen Kreises, welche weiter unten namhaft gemacht werden, hinzugefügt. Da der Kreis 43,29 Quadratmeilen

[1]) Sell, Geschichte des Herzogtums Pommern, II, 293.

[1]) Hoyer, Territorialgeschichte des Chösliner Regierungsbezirkes, S. 11.

oder 2383 qkm groß war, wurde er 1872 in drei Teile geteilt und zwar in den Bublitzer (südlich), 705 qkm groß, in den Kösliner (östlich), 748 qkm groß, in den Kolberg-Körliner (westlich), 929 qkm groß. Die Einwohnerzahl des ersteren betrug 1881 21 865, davon 4734 in Städten, des Kösliner 46 390, davon 16 834 in Städten, des Kolberg-Körliner 52 016, davon 19 328 in Städten. Auf die Quadratmeile betrug die Einwohnerzahl in den drei Kreisen 1882 bezüglich 1881, 3313 und 3251 gegen 1500 Einwohner im Jahre 1832.

In geologischer Beziehung sind hauptsächlich alluviale und diluviale Schichten vertreten: Lehmlager, Mergel mit Sandschichten wechselnd, Sand und Geschiebe, reiche und ausgedehnte Lager von Torf. Im Bublitzer Kreise hat sich das Diluvium unter bewegten Verhältnissen abgesetzt, hier ist besonders der Sand mächtig entwickelt, auch viele erratische Blöcke finden sich namentlich im südlichen Teile des Kreises. An silurischen Kalksteinen ist die Umgegend von Drawehn reich. Das Bodenrelief bietet mit seinen Wäldern, Seeen und Mooren viel Abwechselung und ist stellenweise sehr koupiert. Die Wasserscheide des pommerschen Landrückens geht durch den südlichen Teil des Kreises, dessen Gewässer der Netze tributär sind. Die höchsten Erhebungen des Landrückens finden sich am Papenziner-See, der selbst 176 m über dem Ostseespiegel liegt und dessen östliche Bergkuppen, der Pfingstberg und der Lilienberg, 225 bezw. 230 m hoch sind, während der Gollenberg nur eine Höhe von 144 m hat. Von romantischen Punkten ist außer den eben erwähnten Seeen noch der Virchowsee bei Wurchow zu bemerken. Im nördlichen Teile des Fürstentums Kammin ist das Terrain eben, es dacht sich allmählich von Süden nach Norden ab, leidet aber in der Nähe der Küste an der Schwierigkeit der Entwässerung. Hier bildet der Gollenberg, dessen bewaldete, in blauen Duft gehüllte Gipfel an Thüringens Wälder erinnern, die einzige nennenswerte Erhebung. Etwas bergiger wird wieder der westwärts von der Persante liegende Teil unsres Gebietes. Den Glanzpunkt dieser Gegend bieten die lieblichen Umgebungen des durch Berge und Wald vor östlichen und nördlichen Winden geschützten Kämitzsee. „Hier, wo waldige Anhöhen mit anmutigen Thalgründen und freundlichen Durchsichten auf den klaren Wasserspiegel wechseln, wehen lauere Winde, sprießt eine südlichere Vegetation [1].“ Auch die Zusammensetzung des Diluviums wird an der Küste besser, namentlich ist der Strich zwischen Köslin und Kolberg aus Thon, Mergel und Sand zusammengesetzt, so daß der gute Lehmboden bei weitem überwiegt, welcher schönen Weizen liefert, während auf dem Landrücken der leichte und kalte Boden nur Roggen hervorbringt. Ebenfalls leichter ist der Boden westwärts der Persante und zwar je weiter man sich von der Küste entfernt, desto weniger ergiebig. Hier erregte an der Stettin-Danziger Heerstraße das sogenannte große Heideland schon vor hundert Jahren die Aufmerksamkeit der fremden Reisenden. Von alluvialen Bildungen sind die großen Moore zwischen Kolberg und der Kreisgrenze, die Wiesenkalklager am Kämitz- und Lübtowsee zu bemerken. Tertiäre Schichten (z. B. Glimmersand) zeigen sich am Gollenberg und am Restbach; auch die Soole, welche bei Kolberg dem Erdboden entquillt, gehört wohl hierher. Von älteren Formationen kommt nur der Jurakalk bei Bartin, südlich von Kolberg vor. Daher besteht das Bodenareal des Fürstentums Kammin aus 310 qkm Lehm- und Thonboden, etwa 1000 qkm sandigem Lehm und lehmigen Sand, aus fast ebenso viel reinem Sandboden, aus 69 qkm Moorboden und ebenso vielen Wasserflächen. Größere Seeen sind der Jamunder-, der Lübtow- und der Virchowsee. Von den drei Kreisen hat die größte Ackerfläche der Kolberg-Körliner, nämlich 599 qkm oder 63,9 Proz. der Gesamtfläche; er wird in dieser Beziehung im Regierungsbezirk nur vom Schivelbeiner um ein weniges (64,2 Proz.) übertroffen. Der Kösliner Kreis benutzt 386 qkm zur Ackerfläche (51,6 Proz.); der Bublitzer 347 (49 Proz.). Die Hauptfrucht ist der Roggen, von welchem in allen Kreisen ziemlich gleich viel, nämlich 26 Proz. der Ackerfläche, bebaut wird; dagegen wird Weizen am meisten im Kösliner Kreise, nämlich 26 qkm oder 16,8 Proz. der Ackerfläche, gebaut, womit sich der Kreis an die Spitze aller andern des Regierungsbezirkes stellt; im Kolberger Kreise wird nur wenig (1,5 Proz.), so gut wie gar keiner (0,3 Proz.) im Bublitzer Kreise produziert. In den beiden ersten Kreisen ist das Wiesenverhältnis ein sehr günstiges, nämlich 11,4 Proz. und 10,4 Proz. der Ackerfläche (das geringste Wiesenverhältnis hat Dramburg, 4,6 Proz. der Ackerfläche). Forsten finden sich am meisten im Kreise Bublitz, 214 qkm oder 30,5 Proz. der Gesamtfläche, 142 qkm im Kreise Köslin gleich 19 Proz. und 99 qkm gleich 10,7 Proz. im Kreise Kolberg. Der Grundsteuerreinertrag beträgt im Durchschnitt pro Morgen 21 Sgr., und ist der Morgen 1. Klasse zu 120 Sgr., der der 8. zu 3 Sgr. eingeschätzt. Die Zahl der Rittergüter beträgt 167.

Ohne Zweifel ist unser Gebiet von allen Teilen des Regierungsbezirkes zuerst germanisiert worden. Die Nähe des Klosters Belbuck, die Gründung der beiden deutschen Städte Kolberg und Köslin und die Stiftung verschiedener Klöster in denselben lockten viele Deutsche herbei, wovon noch die Reihe der Hagendörfer zwischen Köslin und Kolberg Zeugnis ablegt, wie denn der Gollenberg längere Zeit deutsches und wendisches Wesen schied. An der Persante wird zuerst von Dörfern Zwielipp 1159, östlich von demselben zuerst Nützow, an der Straße von Kolberg nach Köslin, 1182 genannt; um 1250 existierten die meisten Ortschaften dieses Distriktes, während der Bublitzer Kreis erst 50 bis 100 Jahre später in Kultur trat.

Die klimatischen Verhältnisse sind im nördlichen Teil des ehemaligen Fürstentumerkreises durch die See beeinflußt. Spät, erst Ende April, beginnen mildere Tage eines allzu kurzen Frühlings, häufig noch unterbrochen und verkümmert durch stürmisches Regenwetter und scharfe Seewinde. Daher sind diese Teile den kalten nördlichen, besonders nordwestlichen Luftströmungen ausgesetzt. Jedoch kommen diesen Landstrichen auch die Niederschläge zu statten, welche die Ausdünstungen der See herbeiführen und deren Vorteile für die Vegetation nicht gering ins Gewicht fallen. Wenn auch die Ernte am Strande später eintritt, wie auf dem südlichen Landrücken, so reifen dafür am Strande auch manche Früchte, z. B. Walnüsse, welche im Bublitzer Kreise gewöhnlich in der Blüte erfrieren.

Die Frühjahrstemperatur beträgt in Köslin 4,64° R.; in Kolberg 4,82° R. Die Wintertemperatur in Köslin — 1,13°, in Kolberg — 0,59°. Die jährliche Regenmenge in Köslin 63,1 cm. Es regnet also in Köslin und Umgegend mehr als in den übrigen Teilen des Kreises, namentlich als im Bublitzer Kreise, da der Gollenberg eine Wetterscheide bildet. Überhaupt beträgt die jährliche Regenhöhe für die Küste von Swinemünde bis Stolp fast 60 cm, sie ist in diesem Teile Pommerns größer als in dem südlicheren Pommern. Im Bereich des hinterpommerschen Landrückens beträgt beispielsweise die jährliche Regenmenge in Konitz 48,7 cm (Wintertemperatur dort — 2,09° R.).

Nach dieser allgemeinen Schilderung gehen wir nun zur Einzelbetrachtung über.

[1] Bahrdt, Beiträge zur Kenntnis der klimatischen und Vegetationsverhältnisse von Kolberg. Kolberg 1854. Doch übertrieben.

1. Der Kreis Bublitz.

Der südliche Teil des Kreises gehört dem Flußgebiet der Küddow an und liegt also auf dem südlichen Abhange des Landrückens. Die Ansiedlungen sind weit voneinander entfernt, und kümmerlich ernährt sich der kleine Landmann von seinem Acker. Durch diesen Teil des Landes geht die Landstraße von Neustettin nach Baldenburg. Nachdem man Sparsee im Neustettiner Kreise passiert hat, wandert man in gerader, nordöstlicher Richtung immer bergauf und bergab, ohne einem menschlichen Wesen zu begegnen, in der Ferne hier und da eine einsame Ansiedlung entdeckend; am Wege findet sich selten Getreide, in der Tiefe Moore, auf der Höhe einzelne Fichtkusseln. Ich bin als Neustettiner Gymnasiast oftmals nach Baldenburg zu Fuß gewandert, aber immer mit dem Gefühle der Einsamkeit und Verlassenheit. Auch die Post, welche früher diese Landstraße fuhr, verunglückte an der baumlosen Landstraße im Winter häufig oder blieb im tiefen Schnee stecken. Durch zwei Seen klemmt sich die Landstraße, bis man endlich das schmutzige und ärmliche Dorf Bischofstum erreicht. Es war ein altes Amtsdorf des Amtes Bublitz und hat fast nur Boden siebenter Klasse. „Die Bauern dieses Dorfes sollen von gedrungenem Körperbau, noch unter mittlerer Größe und mit dicken Köpfen und harten Schädeln versehen sein. Der Bauer wohnt meistens noch in elenden Lehm- oder Holzhütten, hier und da mit ungedieltem oder höchstens mit Steinen gepflastertem Fußboden und seine täglichen Mahlzeiten sind die der ärmsten Klassen andrer Gegenden. Selbst von dem Nationalgetränk des deutschen Bürger- und Bauerntums, dem Bier, ist bei ihm noch keine Rede — es ist ihm viel zu kalt und schal — er liebt nur den feurigen Schnaps [1]).“ Das Fehlen mancher Singvögelarten in diesem Landstrich schreibt Karl Ruß dem Einfluß der eigentümlichen Witterung auf der hochgelegenen Wasserscheide, und zwar hauptsächlich den rauhen Ost- und Nordostwinden zu, die das Gedeihen einer großen Anzahl von Tier- und Pflanzenarten unmöglich machen. Denn von Pflanzenfamilien fehlen hier die Linde, die Walnuß, Akazie, Edeltanne und Fichte und eine große Menge andrer Gewächse. Vom Laubholz gedeihen eigentlich nur die Buche, Eiche, Birke, Erle, Haselnuß, und vom Nadelholz die Kiefer und der Wachholder, alle übrigen, welche etwa noch einzeln vorkommen, sind angepflanzt und fristen ein kärgliches Dasein. Dasselbe ist auch mit den feinen Obstarten der Fall, welche nur mit Mühe zu ziehen und zu erhalten sind. Ebenso fehlen von Vögeln die Nachtigall, obwohl Fliederbüsche und kleine Bäche genugsam vorhanden sind. Es fehlen die gelbe Bachstelze, der Ortolan, die Fliegenschnäpper-, Laubvögelchen und Schilfsängerarten, sowie die schwarze (Saat-) Krähe und die Dohle. Einzelne andre, die sich in andern Gegenden fest ansiedeln, lassen sich hier nur als Strichvögel blicken.

Nördlich von der eben erwähnten Landstraße liegt Kasimirshof. Bei diesem Dorfe entspringt aus mehreren Rinseln die Küddow. Brüggemann läßt sie aus dem jetzt abgelassenen See Billerbeck entspringen. Sie fließt dann in westlicher Richtung durch sumpfiges und wiesiges Terrain, aus welchem seit langer Zeit viele Kiefernstubben und Wurzeln herausgegraben werden. Im vorigen Jahrhundert lag nahe bei dem Dorfe ein von Wasser, Wiesen und Gebüsch umgebener Wall, auf welchem man noch die Mauerstücke und Grundsteine eines fürstlichen Schlosses erblickte [2]). Der Name weist auf Bischof Kasimir hin. Jetzt ist der Wall abgekarrt und auf die Wiesen gebracht [1]). Nachdem die Küddow den großen Studnitzsee durchflossen hat, durchbricht sie die schmale Landzunge, welche diesen von dem benachbarten, größeren und romantischeren Virchowsee trennt. Beide Seen liegen 141 m hoch. Auf der Landzunge liegt der Wuhrberg (auch Wurtsberg oder Würtberg genannt; Berghaus, Landbuch von Pommern, Bd. I, S. 293) der steil zum Virchowsee abfällt. Auf demselben, der jetzt mit Eichen und Buchen bestanden ist, stand früher eine Burg. Der See hat die Gestalt eines Dreiecks, an seiner nördlichen Seite gehen zwei Halbinseln in ihn hinein, von denen die eine den Namen Burgwall führt. Diese Halbinsel war ursprünglich eine Insel, zu der ein ungefähr 600 Schritt langer Damm führte. Auch auf dieser Insel stand eine Burg. Zwischen beiden Burgen, welche durch den 1000 m breiten See getrennt sind, spielt eine ähnliche Sage wie die griechische von Hero und Leander [2]).

Südlich vom Virchowsee liegt Sassenburg, nördlich Grumsdorf. Namentlich ist der Boden südlich vom Virchowsee leicht.

Grumsdorf, ein altes Somnitzsches Lehen, wurde von Peter von Somnitz, auf einer wüsten Feldmark, welche er von den Herzögen von Pommern gekauft hatte, erbaut; östlich dehnt sich die Forst Zuberrow aus, in welcher der kleine fischreiche Kölpinsee liegt, westlich davon und nördlich von Grumsdorf zieht sich eine große Mösse, fast 7 km lang, bis Porst hin, hier, zwischen dem Kölpin- und dem Priebssee liegt ein Burgwall, der auf der alten Generalstabskarte noch als alter Schloßwall bezeichnet ist. Das Dorf Porst liegt an der Chaussee von Bublitz nach Baldenburg. Es ist ein ziemlich großes, doch unsauberes und unfreundliches Bauerndorf mit meist recht alten Häusern. Eine neue massive Kirche mit ziemlich hohem Glockenturm ist dort erbaut. Das Land ist sehr bergig und steinig, und teilweise wenig tragbar, der Boden gehört überwiegend der 6. und 7. Klasse an. Die Einwohner leben meist in dürftigen Verhältnissen. Dicht am Dorfe liegt der Klewesee mit steilen Ufern 152 m hoch. Auf der Landzunge im See liegt ein merkwürdiger Wall [3]). Die Porstsche Mühle liegt an der Gotzel und somit kommen wir zum Quellgebiet der Radüe, des größten Nebenflusses der Persante.

Sie entspringt bei einem zu Kleinkarzenburg gehörigem Vorwerk, Friedrichshof, unter einem Berge aus einer starken Quelle, der Soodsche Brunnen genannt, allerdings noch unter andrem Namen, und nimmt erst 8 km nördlich, nachdem sie den Niedersee verlassen hat, den Namen Radüe an, welcher zuerst 1159 erwähnt wird. Ostwärts von den Quellen der Radüe ist das Terrain koupiert und hoch; eine Anzahl von Seen, von denen der größte, der teilweise zum Schlawer Kreise gehörige Papenziner ist, belebt das Bodenrelief. Derselbe ist von hohen Uferrändern eingeschlossen und an seiner östlichen Seite erheben sich die in der Einleitung erwähnten Berge. Eine Halbinsel, auf der eine nicht mehr im Betriebe befindliche Glashütte steht, geht auf derselben Seite in den See. Südöstlich liegen eine Menge kleiner ausgebauter Besitzungen, welche auf Waldboden angelegt sind und zu Hölkewiese gehören. Hölkewiese hat kalten Boden. Nachtfröste finden überaus häufig statt, und verhindern die Obstkultur. Wiesenkalk, Mergel, Rasenstein-erz kommen in Menge vor. Von den vielen Steinen daselbst und dem Namen des Dorfes wird eine Sage erzählt [4]). Hölkewiese gehört kirchlich zu Großkarzenburg, welches west-

[1]) Karl Ruß, Auf der Grenze von Hinterpommern und Westpreußen. Globus, Bd. VI, S. 24.

[2]) Brüggemann, a. a. O. S. 543.

[1]) Baltische Studien IV, S. 153.

[2]) Baltische Studien XXV, S. 32.

[3]) Baltische Studien III, S. 202.

[4]) Knoop, Volkssagen, Erzählungen im östlichen Hinterpommern. Posen 1885.

lich davon liegt. Letzteres ist ein großes, freundliches Dorf mit vielen Bauern und Eigentümern und einem großen Gute. Der Boden ist schlecht, sehr bergig, steinig und wenig tragbar. Das Dorf liegt an der Chaussee, welche von Drawehn in die Bublitz-Baldenburger hineingeht. Nach Baldenburg zu wird der Boden immer geringer, und liegt dort noch viel steiniges Heideland unbeackert. Die Bauern können dem Boden nicht viel abgewinnen und leben in ärmlichen Verhältnissen. Der Gutsacker ist indes — dank der Wohlhabenheit der Besitzer — in hoher Kultur und trägt ein schönes Korn, ein Beweis, daß der Sandboden noch eine Zukunft hat, wenn nur das nötige Anlagekapital vorhanden ist. Übrigens ist derselbe schon viel kulturfähiger geworden, als im vorigen Jahrhundert, wo derselbe nicht einmal Roggen trug. 3 km davon liegt das kleine Dorf Kleinkarzenburg, unsauber und ärmlich, größtenteils Bauern und Eigentümer enthaltend. Die Kirche ist alt und besteht aus Fachwerk. In diesem, wie in andern benachbarten Dörfern haben die kleinen Besitzer vielfach keine Kühe, sondern Ziegen, und man sieht häufig Kühe und Ziegen zusammen auf der Weide. Auch werden die Kühe häufig zum Ziehen benutzt und müssen die Stelle des Pferdes ersetzen. Kleinkarzenburg hat nebst einigen Stranddörfern des Kösliner Kreises den geringsten Grundsteuerreinertrag pro Morgen, nämlich drei Silbergroschen.

Westlich vom Dorfe der Schloßberg, auf welchem sich früher eine Landwehr befand. Die Chaussee führt von Gr. Karzenburg in nordwestlicher Richtung nach dem über 8 km entfernt liegenden Dorfe Drahwehn. Südlich von derselben liegt die Oberförsterei Oberfier aus 13 913 Morgen Wald bestehend. In derselben sind wiederholentlich Hünengräber ausgegraben worden. Drawehn ist ein großes Dorf, in welchem sich zwei Chausseen kreuzen. Es macht einen sauberen, freundlichen Eindruck. Die Kirche besteht aus Fachwerk und ist vor etwa 20 Jahren ausgebaut. Das Land ist sehr bergig und teilweise reich an Steinen. Der Boden ist hauptsächlich sogenanntes Grandland, ein tragbarer Mittelboden. Es ist das Stammhaus derer von Lettow und scheint 1492 zum erstenmale genannt zu werden. Brüggemann spricht von einem hier vorkommenden Kalkgebirge (wohl Kalklager), dessen Kalk weit verfahren wird und von Eisenstein, daher hier auch ein Eisenhammer gewesen ist, an den noch der kleine Hammerbach erinnert. Bernstein wird in großen Stücken auf dem Lande und in Moräften gefunden. Zu Drawehn gehört das sogenannte Köslinsche Gut, welches ehemals ein Klostergut war und dem Kösliner Magistrate gehörte. Beim Mühlenkamp befindet sich auf einem steilen Berge eine alte, mit starken, von Geschieben aufgeführten Wällen, und mit tiefem Graben versehene große Schanze, welche das Schlößchen heißt, und ehemals als Landwehr gegen die feindlichen Einfälle der Polen gedient haben soll. Nachdem die Radüe den Niedersee verlassen hat, bildet sie 3 km weit die Grenze zwischen dem Bublitzer und Schlawer Kreis, hier kommt ihr von der linken Seite der Mühlenbach vom Dorfe Gervin zu. Hier lag die wüste Feldmark Nessekow oder Nesselkow. Die Feldmark hat sehr koupiertes Terrain; der Wiesenkalk wird in einer Kalkbrennerei verwertet. Nun tritt die Radüe in den Kreis und bildet ein weites Thal, dessen bewaldete Abhänge weit zurücktreten. Auf hohem und steilem Rande des Thales liegt Zeblin an der Landstraße von Bublitz nach Pollnow. Christian Ewald von Kleist erblickte hier am 7. März 1715 das Licht der Welt, 1735 verkaufte das Gut der Vater des Dichters an den Hauptmann Hans von Humboldt, den Großvater des berühmten Bruderpaares Wilhelm und Alexander von Humboldt. Dicht dabei an derselben Seite am Radüerande liegt das Kirchdorf Kurow, 1288 genannt, mit neuer Kirche auf einer Hochebene, welche nördlich und nordöstlich schroff ins Radüethal abfällt und von der man einen hübschen Blick in dasselbe hat. Das Plateau selbst hat Lehmboden. Das Trinkwasser wird von der Radüe geholt, in deren Thal die Landstraße von Westpreußen nach Köslin entlang geht. In der Nähe des Dorfes liegt eine hübsche Buchenholzung.

Am rechten Radüeufer, ungefähr in derselben Entfernung, liegt Lubow, am Endpunkte eines Höhenzuges, der von vielen tiefen Schluchten zerschnitten nach Nordwesten geht und die Zetthuner Forst begrenzt. Von den Bergen, welche verschiedene Namen haben, heißt der eine zwischen Zetthun und Karzin Schloßberg; mehrere kleine Bäche rinnen ins Radüethal. Lubow selbst hat ein Kalklager, welches durch einen Kalkofen verwertet wird. Der Boden ist sehr leicht. Nördlich von diesem Höhenzuge liegt Zetthun fast unmittelbar an der Kreisgrenze auf dem Abhange einer Bergplatte, welche plötzlich 16 m abfällt und an deren Fuß sich am Gutsgarten ein runder klarer See, 25 ha groß, von einem Bergkranz umgeben, befindet. Westlich von Zetthun, an der Grenze des Kreises, liegt Reckow an einem Bache, der aus dem bewaldeten Ritzminersee kommt. Das Gut in hügeliger Umgebung, zuerst 1485 genannt, hat überwiegend Boden 8. Klasse. Dies und das benachbarte Karzin gehören seit 1762 der Familie von Hellermann. Karzin ist das größte Gut im Kreise, 2824 ha mit 24 309 Mark Grundsteuerreinertrag. Namentlich gehört zu dem Gute viel Wald, etwa 2000 ha, welcher sich nordwestwärts ausbreitet, regelrecht verwaltet wird und viel Schwarzwild enthält. Karzin, an der Chaussee von Brückenkrug nach Drawehn, war zwar nicht das älteste, aber doch ein bedeutendes Boninsches Lehen, da es das Stammhaus des einen Zweiges der Familie Bonin wurde. In der dortigen alten Kirche befinden sich mannigfache Erinnerungen an die Familie, auch das Boninsche Erbbegräbnis bestand bis Anfang der sechziger Jahre dort, zu welcher Zeit das Gewölbe einstürzte[1]).

Von Kurow wendet sich die Radüe nach Westen; ihr Thal ist bis zur Aufnahme der Gotzel breit und zeichnet sich durch scharfe Thalränder aus, dann verengert sich dasselbe, sie fließt fast fortwährend durch Fichtenwälder; bei Brückenkrug, wo sich eine Dampfschneidemühle befindet, geht die Chaussee von Köslin nach Bublitz über dieselbe, hier zweigt sich auch die Chaussee nach Karzin ab; dann tritt sie in den Kösliner Kreis, bildet unterhalb Roßnow wiederum die Kreisgrenze und hält dann in weiterem Laufe die Grenze zwischen dem Belgarder und Kösliner Kreis. Auf der linken Seite nimmt die Radüe zuerst die Gotzel auf. Dieselbe entspringt 4 km südöstlich von Bublitz an der Porster Mühle und fließt dann durch ein Wiesenthal längs der Bublitz-Baldenburger Chaussee. An ihrem sanft ansteigenden Thalrande auf ihrem rechten Ufer liegt Bublitz. Der höchst gelegene Teil der Stadt wird Oberstadt genannt. Die lange Straße führt von der Baldenburger Chaussee auf den Markt, an dem das Rathaus steht; dabei die St. Johanniskirche, welche ganz neuen Datums ist. In der Oberstadt befindet sich die Irvingianer Kirche. Fünf Chausseen nach verschiedenen Richtungen gehen von der Stadt aus. Das frühere landesherrliche Amt lag an der nördlichen Seite der Stadt. Zu dem Amt gehörte die sogenannte Schloßfreiheit. An der südlichen Seite der Chaussee nach Bärwalde liegt ein Burgwall, von welchem sich einige Promenaden an die Baldenburger Chaussee heranziehen. Von industriellen Unternehmungen ist eine Dampfspinnerei an der Gotzel und einige Mühlen zu erwähnen.

---

[1]) Geschichte des Hinterpommerschen Geschlechts v. Bonin, Berlin 1864.

Bublitz aus dem Personennamen bobolice, d. h. Sohn des Bobola (Rundbauch), wird zuerst 1262 genannt [1]), allerdings in einer Urkunde, welche der Verf. des pommerellischen Urkundenbuches (Perbach) beanstandet. Im Jahre 1339 kaufte Bischof Friedrich von Kammin von den Geschlechtern von Wedell, von Speming und von Sanitz deren Anteil an Schloß, Flecken und Land Bublitz für 1850 Mark landesüblicher Pfennige. Im nächsten Jahre wandelte der Bischof den Flecken in eine deutsche Stadt um (1340). Um 1411 griff Herzog Bogislav VII. die stiftische Burg und Stadt Bublitz mit gewaltsamer Hand an und hielt sie bis 1418 in seinem Besitz. Die Bischöfe von Kammin verkauften sie oder Anteile von ihr an verschiedene adelige Familien. 1531 verkaufte Bischof Erasmus Vogtei, Schloß und Städtchen an Martin Puttkamer. Von letzterem kaufte Jürgen Massow Stadt und Schloß. 1561 nennt sie sich selbst ein armes Städtlein und 1577 verkauften die von Massow das ganze Städtlein und Haus Bublitz an den Bischof Herzog Kasimir, worauf die Stadt dem Amte Bublitz als Amtsstädtlein einverleibt wurde. Nach der brandenburgischen Besitznahme (1653) wurde Stadt und Amt dem Herzoge Ernst Bogislav von Kroy auf Lebenszeit überlassen und nach seinem Tode (1684) wieder eingezogen.

Die Stadt hatte 1782 1091, 1880 4734 Einwohner, so daß die Zunahme bedeutend ist. Aus 100 Einwohnern des Jahres 1782 sind 433 des Jahres 1882 geworden. Südlich von Bublitz dehnt sich der Bublitzer Stadtwald aus, vor diesem Walde wurde nach vorgenommener Rodung auf Vorschlag des Fürsten Moritz von Anhalt-Dessau das Dorf Neudorf 1753 angelegt.

3 km nordwestlich von Bublitz, nicht weit von der Gotzel, liegt Goldbeck, hier treffen die von Köslin und von Gr. Tychow kommenden Chausseen zusammen. Das Gut liegt am nördlichen Anfang des Dorfes und hat einen schönen Park. Die Feldmark ist von vielen Bächen und kleinen Seen durchschnitten. Boden 6. und 7. Klasse. Südlich von Goldbeck liegt Dorfstädt, mehrere an Stelle eines ehemaligen Dorfes neu angelegte Buschkaten. Unmittelbar an der rechten Seite der Gotzel liegt Ubedel, welches am Abhange des zur Gotzel steil abfallenden Plateaus liegt, so daß der von der Chaussee Kommende eine hübsche Aussicht auf das Dorf hat; es ist ein altes Bublitzer-Amtsdorf mit viel fünfklassigem Boden und wird seines Namens wegen vielfach verspottet, dort bellen die Hunde mit dem Schwanze. Früher bestand es aus den Dorfstädten Uberdere und Uberede, welche campi villarum das Kloster Bukow dem Bischof Hermann von Kammin 1288 abtritt. Ein Teil der Gemeinde ist altlutherisch, welche auch hier ein gottesdienstliches Gebäude hat. Christian Kranz aus Ubedel, Panzerreiter in Friedrichs II. Leibwache, wurde in einer Schlacht des siebenjährigen Krieges, wahrscheinlich bei Lowositz, wo das Regiment heldenmütig focht, verwundet. Indem er sich von der Wahlstatt fortschleppen wollte, wurde er vom König gesehen, der an ihn herantritt und ihm sein spanisches Rohr schenkte, um sich damit besser fortzuhelfen. Auf dem Bauernhofe der Familie Kranz zu Ubedel wurde die kostbare Reliquie aufbewahrt, bis sie der Prinz von Preußen (Kaiser Wilhelm) ankaufte und der Königl. Kunstkammer überwies [2]).

Östlich von Ubedel liegt das große Amtsdorf Gust mit über 1000 Einwohnern. Die Gotzel fließt dann im nördlichen Lauf mitten durch das Gut Schloßkämpen und mündet unterhalb desselben in die Radüe. Schloßkämpen wurde auf den Ländereien des zerstörten Schlosses Bevenhusen oder Bevernhusen angelegt. Es war ein altes Kastrum, welches die Bevernhusen besaßen. Das Geschlecht kommt 1256 vor und verschwindet 1463 aus der Geschichte. 1565 war das Schloß noch vorhanden. Nach dem allmählichen Verfall und Untergang des Kastrums Bevernhusen während des dreißigjährigen Krieges entstand aus den dazu gehörigen Schloßäckern das Vorwerk Schloßkämpen, während die Mühle die ursprüngliche Benennung beibehielt. Das Schloß oder der Burgwall, Bevernburg genannt, liegt in einer sumpfigen, fast unzugänglichen Gegend, von Wiesen umgeben. Nur auf der Westseite fanden sich (1830) Spuren eines Fundaments. In den fünfziger Jahren unsres Jahrhunderts entstand auf den Ländereien der auch nicht mehr vorhandenen Mühle die kleine Ortschaft Bevernhusen [1]).

Ein fernerer linksseitiger Nebenfluß ist ein kleiner Bach, der an der Belgarder Kreisgrenze auf der Feldmark des kleinen von Wald umgebenen Dorfes Jatzthum entspringt. An der Chaussee nach Tychow liegt Dubbertech, früher Dubberteck genannt, in bergiger Gegend mit kalkgründigem Boden. Den Namen führt der Bach nach dem Amtsdorf Glienke, welches in einiger Entfernung von ihm liegt. Dann folgt das Kirchdorf Klannin; an der östlichen Seite des Dorfes fließt ein Rinnsel mit scharfen Uferrändern, welches den Glienker Bach verstärkt. Unmittelbar am Glienker Bach liegt Alt-Griebnitz an der Chaussee von Köslin nach Bublitz. Der Acker ist wegen des undurchlassenden Untergrundes, der aus Schlick und Eisenocker besteht, drainirt. In der Griebnitzer Forst, die sich nördlich vom Dorf hinzieht, fließt das Bächlein in die Radüe.

Auf der Feldmark von Schwellin entspringt der Funkenbach. Das Dorf liegt an der Landstraße von Bublitz nach Belgard auf einer Anhöhe in ebener Gegend und hat leichten Boden. Eine Kalkbrennerei gehört zum Gut. Unmittelbar am Funkenbach, der hier auch Krampnitz genannt wird, liegt Krampe mit schönem Herrenhause und Park, seit dem 15. Jahrhundert dem aus Schweden gekommenen Geschlecht von Versen [2]) gehörig. Ein Rettungshaus für 12 körperlich und sittlich verwahrloste Kinder weiblichen Geschlechts ist von der Gutsherrschaft erbaut. Dann fließt der Funkenbach durch waldiges Gebiet an Kursewanz vorbei und mündet oberhalb Roßnow in die Radüe. Kursewanz (Kurtzewanska) war ein altes Münchowsches Lehen, welchem Geschlecht es seit 1523 bis in unser Jahrhundert gehörte. Etwa zehn Minuten vom Dorfe, im Walde versteckt, liegt der Kirchhof.

Die Grenze mit dem Belgarder Kreis bildet der Kantelbach, der nur bei Neu-Buckow auf Bublitzer Kreisgebiet übertritt. Von seiner Quelle bis Mündung gehören zu seinem rechtsseitigen Gebiet nachstehende Dörfer: Wogenthin, unmittelbar am Kantelbach, der hier in einer tiefen, quellreichen Schlucht entspringt, hat ein schönes Schloß mit weithin sichtbarem Turm und einen schön angelegten Park, der sich eines großen Rufes erfreut. Vom Schloß hat man eine sehr schöne Aussicht. Überhaupt sind die Baulichkeiten im guten Zustande. Ein Mausoleum liegt auf einer Halbinsel in einem tiefgelegenen Teiche des Kantelthales. Das Waldterrain ist koupiert, die Feldmark eben, nur der Mixberg, der drei bis vier Meilen weit sichtbar ist, erhebt sich auf derselben. Überhaupt ist die Gegend romantisch, so daß sie häufig als hinterpommersche Schweiz bezeichnet wird. Namentlich gewährt das Kantelthal, das von steilen,

---

[1]) Prümers, Pommersches Urkundenbuch, IX. Bd., S. 92.

[2]) Nicht bei Zorndorf, wie Berghaus, Handbuch III, Bd. I S. 300, angiebt, vergl. „Bär", 1887, Nr. 46.

[1]) Vergl. V. Jahresbericht der Gesellschaft für pommersche Geschichte S. 58. Über die Vögel in der Umgegend von Schloßkämpen, deren Ankunft und Brütezeit, siehe Hintz, Journal für Ornithologie, XIV. Jahrg. 1866.

[2]) Ein Dominus Johannes de Versen wird 1301 genannt, Perlbach a. a. O., S. 527.

bewaldeten Höhen eingefaßt ist, eine Reihe hübscher landschaftlicher Bilder. Ebenfalls unmittelbar am Kantelbache liegen Alt- und Neu-Bukow, beide alte Münchowsche Lehen mit überwiegend fünf- und sechsklassigem Boden. Neu-Bukow liegt hübsch im Thal des Kantelbaches; die Häuser des Dorfes zerstreut; das herrschaftliche Wohnhaus stößt dicht an den Wald, so daß sich das Wild bis zu den Fenstern des Hauses nähert. Das Terrain ist eben, nach Dubberow ist die Landstraße fest, nach Rottow sehr sandig. Die Kirche ist alt (1594); am Seitenchor zwölf Wappen von Patronen der Kirche. Hinter der Kanzel wird als Reliquie ein Hut und Degen, wahrscheinlich eines Generals aus der Zeit Friedrich des Großen, aufbewahrt. Es war vor der Reformation eine Ecclesia parochialis [1]). Ferner Kl. Satspe, in flacher, bruch- und waldreicher Gegend, mit schönem Park, seit einem halben Jahrtausend im Besitz des Münchowschen Geschlechts; östlich davon die Zabelsberge, die steil abfallen. Hier liegt das Gut Zabelsberg, welches zu Zerrhene gehört. Zabelsberg gilt als Stammhaus der Familie von Münchow, welche auf Zerrhene seit dem Mittelalter saßen. Kl.-Satspe hat einen Eisenhammer, Seeger eine Glashütte. Nach dem Radüethal zu wird die Gegend anmutig. Unterhalb der Zerrhener Feldmark ergießt sich der Kantelbach in die Radüe.

[1]) Klempin, Diplomat. Beitr. z. Gesch. Pommerns, S. 148.

Slovenische Forschungen über Tirol.

Von Kreisschulinspektor Dr. Grabow. Bromberg.

Im Globus, Bd. LIX, Nr. 19 und 20, giebt Professor Bidermann eine „Übersicht der Slavenreste in Tirol", enthaltend Bemerkungen über Sprache, Gebräuche, rechtsgeschichtliche Überlieferungen und Rassentypus seiner Bewohner. Es ist das eine Zusammenstellung der Ergebnisse, zu welchen Forscher wie Dr. Val. Hintner, Pfarrer Davorin Trstenjak, L. Hübner u. A. gekommen sind. So anregend auch einzelne Ausführungen, namentlich die über Miethäuserei, Hausvater (gospodar) und Hausgenossen sind, so werden doch auch Thatsachen angeführt, die an und für sich recht wenig beweisen, so z. B., daß es in Tirol auch slavisches Vieh gäbe. In andern Gegenden Deutschlands giebt es z. B. viel holländisches Vieh, aber darf man daraus Schlüsse auf teilweise holländische Abstammung seiner Bewohner machen? — Trstenjak führt mehrere den Kühen beigelegte Kosenamen wie Rumel, Muschga, Zucka, Rizza als slavisch auf; aber abgesehen davon, daß diese vielleicht richtiger aus dem Romanischen abzuleiten sind, wird damit doch gerade soviel bewiesen, als wenn man aus den anderswo gebräuchlichen Kuhnamen Bella, Lise, Lotte u. a. Schlüsse auf italienische, hebräische oder französische Herkunft der Kühe oder ihrer Besitzer machen wollte.

Bei der Aufnahme sprachlicher Beweismittel hat Bidermann seinen Gewährsmännern, obwohl er ausdrücklich erwähnt, daß sie manches falsch gedeutet haben und geneigt seien, slavische Klänge als Beläge für slavische Niederlassungen zu deuten, doch mehr Vertrauen geschenkt, als sie verdienen. Von Trstenjak z. B. werden außer obigen Kosenamen noch 19 andre Wörter als slavisch aufgeführt, die zum größten Teil falsch erklärt werden, so z. B.:

1. „Bisen, beslen = Rennen des von Bremsen gestochenen Rindes (slov. bez — ate, biz — ati)". Der gelehrte Pfarrer hat übersehen, daß das Wort nicht nur in Tirol, sondern auch in der deutschen Schweiz und in ganz Deutschland gebräuchlich ist in Gegenden, die niemals mit Slovenen in Berührung gekommen sind. Aus dem slavischen Wortschatz sind ja allerdings einige wenige Wörter, wie Grenze, Petschaft, Zeisig, Stieglitz in das Deutsche eingedrungen, aber doch nur aus dem Tschechischen und Polnischen, während es bisher noch keinem wirklichen Sprachforscher ernstlich in den Sinn gekommen ist, allgemein verbreitete deutsche Wörter aus dem Slovenischen abzuleiten. Im Polnischen heißt die Bremse, welche das Bisen veranlaßt, gies und gzik, das Bisen selbst gzić się; aber keines dieser Wörter ist ins Deutsche übergegangen.

2. „Plöschen, Bleschen-Schlagen, daß es schallt (slov. plesk — ati)". — Das gleichbedeutende polnische plaskac, ein plätscherndes Geräusch machen, ist aus dem Deutschen entlehnt und hängt mit platschen = platzen, mit Schall auftreffend fallen, zusammen.

2. „Brenta-Kufe, Bottich (slov. brenta)". — Trstenjak will offenbar nicht wissen, daß das auch bei Rosenblut vorkommende „prenta" im Ital. und Mittellat. brenta, im Piemont. brinda heißt, also romanischen Ursprungs ist.

4. „Britsch-flaches Scheit zum Plattschlagen des Düngers (slov. perić, perača)". — Die Pritsche, Britsche oder Britze als Schlaginstrument heißt poln. trzepaczka, und nur der Sitz hinten am Rennschlitten heißt prycza (spr. Pritscha), das offenbar eine Entlehnung aus dem Deutschen ist. Wenn auch unsre sehr vorsichtigen deutschen Forscher den Ursprung des Wortes Pritsche für dunkel erklären, so steht doch soviel fest, daß es mit den schallnachahmenden Wörtern pratschen, bratsch zusammenhängt. Aus dem Altslav. könnte höchstens die Wurzel prati = schlagen, treten, waschen hierhergezogen werden.

5. „Gumpe-Kretin (slov. gumpeč von gump = Kropf)". — Im Poln. heißt der Kropf wole oder wolak; eine allgemein slavische Wurzel gump = Kropf giebt es gar nicht; das von Trstenjak für slavisch gehaltene Wort könnte also ebenso gut deutschen Ursprungs sein. Da es sich um dialektische Wörter handelt, so können nur ähnliche Wortbildungen der Dialekte verglichen werden, z. B. rappeln und rumpeln, Lappen und Lumpen. Wie stapfen, stampfen und stumpf, auch Stempel zusammen gehören, wie hochd. Zapfen und niederd. Zumpel, so kann aus althochd. kapfen, niederhochd. gaffen sich wohl ein dialektisches gump entwickeln mit der Bedeutung: offenen Mundes vor sich hinstierend, blödsinnig.

6. „Törcher = Vagabund (slov. derhal = Gesindel)". — Wo Trstenjak eine allgemein slavische Wurzel derh gefunden hat, weiß ich nicht. Wäre sie vorhanden, so müßte das abgeleitete deutsche Wort offenbar Derchel heißen. Vielleicht hat der gelehrte Forscher sich verhört und irgend ein andres Wort, etwa „Durchgeher" mit etwas gutem slavischen Willen als Törcher aufgefaßt.

7. „Kauder = Werg (bei den karantan. Slaven čoder)". — Auch dies Wort ist durch ganz Deutschland verbreitet, dagegen dürften nur wenige Deutsche wissen, wo der Slavenstamm zu suchen sei, dem Alldeutschland dieses Wort zu verdanken haben soll. Im Poln. kommt das Wort nicht vor; gut hochdeutsch ist es auch nicht; in den Dialekten aber finden sich Anhaltspunkte genug, um es mit deutschen Wörtern in Beziehung zu setzen. So heißt in Norddeutschland ein Wischlappen, namentlich zum Abwaschen, ein Kodder. Kuder bedeutet in Süddeutschland Werg, Hede, Hadern, aber auch den Bodensatz von Flüssigkeiten. Zwei Sprachwurzeln scheinen also in den Bedeutungen des Wortes zusammen-

zutreffen: 1. Althochd. „ohuzjan = umhüllen, bedecken, dazu die Bedeutung Werg als äußere grobe Hülle des Flachsstengels; vielleicht auch das Wort Kotze = grobes Gewand, altfranz. cote; 2. „Althochd. quât = böse, schlecht, dazu die Bedeutung Bodensatz. Mit quât hängt ja bekanntlich auch das neuhochd. Koth zusammen.

8. „Schmöchen = fortglimmen (slov. smoha = ein schwer entzündbares Tannengeäste)". — Auch smoha ist kein allgemein slavisches Wort: im Poln. kommt es nicht vor; dagegen ist die deutsche Abkunft von schmauchen, schmocken, schmöken (Schmauchfeuer zum Räuchern von Fleisch und Fischen) längst erwiesen.

9. „Schurimuri = übereilt, ungeschickt (slov. čurimuri)". — Ob Trstenjak die Bedeutung des Wortes vollständig und richtig angiebt, erscheint mir zweifelhaft. Eine slavische Sprachwurzel, auf welche čurimuri bezogen werden könnte, giebt es nicht, wohl aber hat Fritz Reuter ein Buch „Schurrmurr" geschrieben:

„wat tausamen is schrapt ut de hochdütsche Schöttel,
ut den plattdütschen Pott un den messingschen Ketel".

Der Zusammenhang dieses Titels mit dem Wurzelwort „scharren" ist offenbar. Sollte die von Trstenjak angegebene Bedeutung richtig sein, so könnte das Wort einen Menschen bedeuten, der planlos allerlei zusammenscharrt, selbst das, was zur Erreichung eines bestimmten Zieles nicht erforderlich ist. Das Reimwort Schurrmurr erinnert an ähnliche Bildungen wie: Hackmack, Ruckediguck, Papperlapapp, Hinkepinke, Hullerbuller und ähnliche, die im Deutschen ungemein häufig, in den slavischen Sprachen äußerst selten sind.

10. „Tschogkl = Holzschuh (slov. čokel)". — Die Schreibweise Tschogkl ist seltsam, weder slavisch noch deutsch, noch selbst slovenisch. Denkt man sich an Stelle des Tsch ein bloßes Sch, an Stelle des gk ein ch, so erhält man ein leichtverständliches Schuchel = Schuh. Sollte Trstenjak das Wort mit slovenischen Ohren gehört haben? oder hat gar unser deutsches Wort Schuchel oder Schuckel mit der slavischen Schreibung čokel Eingang ins Slovenische gefunden?

11. „Tschore = Närrin (slov. čura)". — Im Poln. kommt ein Wort czurylo = Schwindelmacher vor. Eine zwingende Notwendigkeit, das Wort Tschore aus dem Slov. abzuleiten, kann doch aber nur dann anerkannt werden, wenn die Ableitung aus dem Deutschen unmöglich ist; Schurre aber ist ein in vielen deutschen Dialekten, z. B. auch im Berliner, vorkommendes Wort, das ein weibliches Wesen bedeutet, welches beim Gehen nicht die Füße hebt. Daß man in andern Gegenden diese Vorstellung auf die Geistesverfassung eines solchen Menschen überträgt und ihn damit als närrisch bezeichnet, kann nicht wunder nehmen.

So sind denn von den 19 vermeintlich slavischen Wörtern 11 ganz entschieden nicht slavisch; die übrigen richtig zu stellen, kann ich nun so eher unterlassen, als ich sehe, daß auch die außer Trstenjak angeführten Forscher mit recht leichtem Rüstzeug und mit sehr unzuverlässigen Mitteln sich an ihre Arbeit gemacht haben müssen. So will Dr. Val. Hintner „Pol (Pölle)" für Hügel mit einer abschüssigen Wand von slav. polje = hügelige Gegend ableiten. Welches Wörterbuch mag dieser Forscher benutzen?! polje hat im Altslav. diese Bedeutung gar nicht, sondern heißt das flache Feld, und dieselbe Bedeutung hat auch das entsprechende russische und polnische Wort; ja die Polen haben davon ihren Namen als Bewohner des Flachlandes erhalten. Hat also Poll, Pölle wirklich die ihm zugeschriebene Bedeutung, so kann es unmöglich mit polje, Feld, zusammenhängen, eher müßte man vermuten, daß es eine dialektische Nebenform zu puhil, althochd. Bühl = Hügel, sei, wenn nicht die Erwägung, daß unser slav. Forscher vielleicht nicht richtig gehört oder geschrieben habe, zur Vorsicht mahnte.

Braucht man somit, wie Trstenjaks und Dr. Hintners Beispiel beweisen, keine gründliche Kenntnis der slavischen Sprachen, um derartige Sprachforschung zu treiben, so beweist uns ein andrer von Bidermann erwähnter Schriftsteller, L. Hübner, daß man sogar ohne Kenntnis der deutschen Grammatik auskommen kann. Auf S. 294 heißt es nämlich wörtlich:

„Zu Ende des 18. Jahrhunderts waren im unmittelbar an die Iselregion grenzenden Nachbarlande noch Ausdrücke wie: Fempitzen für Flimmern, Gamitzen für Gähnen, Garitzen für Wimmern, Maulitzen für Zanken, Narritzen für Foppen, Napfitzen für Schlummern, Raukitzen für Jammern — gang (so!) und gäbe. Ist gleich die Wurzel dieser Wörter nur ausnahmsweise slavisch, so verrät doch die Endung große Vertrautheit mit slavischen Sprachformen und die Hinneigung zum Gebrauche derselben".

Hier wird also die in den verschiedenen slav. Sprachen vorkommende Infinitiv-Endung — iti, ić (itsch) u. s. w. für die Quelle der deutschen Endung — itzen gehalten, während man sich aus Grimms Grammatik II, S. 216 ff. leicht überzeugen kann, daß — itzen eine urdeutsche Endung ist, im Got. —atjan, im Althochd. —azan, Neuhochd. —zen oder —ßen, in den verschiedenen neuhochd. Volksmundarten —atzen, oder —itzen heißt und zur Verstärkung des der Wurzel anhaftenden Begriffes dient. So entsteht neuhochd. drucksen aus druckizen, ächzen aus althochd. achazan, später achizan. Ebenso sind gebildet grunzen, krächzen, schluchzen, schmatzen, und Grimm führt Grammatik II, S. 219 mehr als 40 solcher Wörter aus den verschiedensten Gegenden Deutschlands an, selbst aus solchen, wo man slavische Wörter gar nicht aussprechen kann.

Also Maulitzen, Narritzen, Napfitzen, (Verstärkungswort zu napfen, südd. = schlummern) u. s. w. verraten durch ihre Endung keine Vertrautheit mit slav. Sprachformen, auch keine Hinneigung zum Gebrauch derselben, und der Versuch der slov. Forscher, zu beweisen, wie tief das Tiroler Deutsch mit slav. Wörtern durchsetzt sei, ist gründlich fehlgeschlagen; ja wenn wir von ihren Voraussetzungen aus rückwärts schließen, kommen wir sogar zu einem für die Herren vielleicht sehr wenig angenehmen Ergebnis: sie sagen selbst, daß die Wörter Bisen, Pleschen, Britsch, schmöchen, Kauder u. s. w. in dem Slovenischen, das an den Grenzen Tirols gesprochen wird, vorkommt. Da nun diese Wörter nicht slavischer, sondern deutscher Abkunft sind, so haben die Herren Trstenjak, Hintner und Hübner bewiesen (was allerdings jeder Sachkenner längst wußte), daß das Slovenische mit deutschen Wörtern stark durchsetzt ist. Für die Herbeischaffung der sprachlichen Beweismittel fühlen wir uns den genannten Forschern zu Dank verpflichtet.

Zum Schluß sei noch eine Bemerkung über slavische Musik gestattet. Auf S. 312 wird nach einer Veröffentlichung Anton Auers als typisches Merkmal slavischer Bevölkerung deren „melancholische Grundstimmung, die sich im Mollton der von ihnen gesungenen Melodien offenbare", angegeben. Das Charakteristische der slavischen Musik liegt aber noch vielmehr im Rhythmus und in der Hinneigung zu weiblichem (d. h. jambischem) Schluß der Strophen. Das steht im Zusammenhange mit den Betonungsgesetzen. Die deutsche Sprache zieht, ihrem männlichen Charakter gemäß, die männlichen, d. h. mit der betonten Silbe schließenden Reime vor, daher haben auch die meisten deutschen Lieder wenigstens am Schluß der Stellen oder des Abgesanges männlich schließende Reimworte, wechseln in einem Gedichte männliche und weibliche Reime ab, z. B. Befiehl du deine Wege — kränkt, so stehen fast immer die männlichen Reime an den geraden Stellen 2, 4, 6 u. s. w. Die dazu gehörigen Melodien endigen natürlich mit dem sogenannten guten (d. h. betonten) Taktteil. Als Beispiele führe ich nur an: „Heil

dir im Siegerkranz", „Steh ich in finstrer Mitternacht", „Deutschland über alles", deren letzteres die männlichen Schlüsse nur an den oben genannten Abschnitten hat. Die slavischen Sprachen dagegen haben wenig Reimsilben mit männlichem Schluß; die gepflegteste und litterarisch bedeutendste derselben, die polnische, verlegt den Ton aller Wörter sogar immer auf die vorletzte Silbe. Natürlich folgen die Melodien und Tanzweisen dieser Betonung und lassen so beim Schluß der Verse auf die betonte Silbe immer noch eine unbetonte folgen, d. h. sie bevorzugen in der Dichtung weibliche Reime, in der Musik Schlüsse mit dem unbetonten Taktteil. Dies zeigt sich nicht nur in den Volksmelodien, z. B. „Noch ist Polen nicht verloren", sondern auch in den Tänzen: der Krakoviak, die Mazurka und die Polonaise haben in allen Teilen und Gliedern stets weiblichen Schluß. Ebenso haben die mir vorliegenden polnischen und oberschlesischen weltlichen Gedichtsammlungen, Kirchenlieder, Kolenden u. s. w. fast nur weibliche Reime. Daraus lassen sich Schlüsse auf den Charakter derjenigen Völker thun, welche solche Sprachen gebildet haben, und die von Anton Auer angegebenen Charaktereigenheiten der Bewohner des Iselthales, „in sich gekehrtes, zu mystischer Richtung geneigtes Seelenleben, rascher Wechsel entgegengesetzter Affekte, melancholische Grundstimmung", würden sehr wohl mit dem weiblichen Charakter der slavischen Sprachen übereinstimmen. Ob dieselben aber im Iselthale wirklich so vorhanden sind, wie Auer es angiebt, daß läßt sich mit viel größerer Sicherheit aus dem Rhythmus der Volkslieder als aus dem Mollton der Melodien entnehmen, denn Melodien in Moll kommen auch bei unsern deutschen Kirchenliedern vor, z. B. bei den Buß- und Passionsliedern, da deren Inhalt diese Tonart erfordert; aber kein deutsches Lied der Freude kann eine mit dem unbetonten Taktteile schließende Melodie haben. Kommt einmal zufällig ein derartiges Lied etwa in einem Kommersbuche vor, wie z. B. Arndts „Aus Feuer wird der Geist geschaffen" mit der Melodie des Lahrer Kommersb. S. 152, so kann man fast mit Sicherheit darauf schließen, daß die Melodie slavischen Ursprungs ist, auch wenn sie, wie diese, aus einer Durtonart geht. Der schwungvolle Text und die weinerliche Melodie passen herzlich schlecht zu einander. Sängen die Bewohner des Iselthals nur solche Lieder, so würde das für den slavischen Charakter seiner Bewohner beweiskräftig sein. Da es aber, wie ich selbst beobachtet habe, nicht der Fall ist, so hat wohl der slavische Charakter, falls er überhaupt vorhanden sein sollte, gerade an der entscheidenden Stelle sich zu bethätigen vergessen.

Bücherschau.

A. F. W. Schimper, Die indo-malaiische Strandflora. Mit 7 Textfiguren, 1 Karte und 7 Tafeln. Jena, G. Fischer, 1891.

Diese wertvolle und belangreiche Arbeit bildet den dritten Band von des Verf. botanischen Mitteilungen aus den Tropen, deren erstes Heft die Wechselbeziehungen zwischen Pflanzen und Ameisen enthält, während das zweite die epiphytische Vegetation Amerikas zum Gegenstand hat.

Schon in einem in den Sitzungsberichten der Akademie der Wissenschaften in Berlin, Bd. VII, 1890, erschienenen Aufsatze „Über Schutzmittel des Laubes gegen Transpiration, besonders in der Flora Javas", hat Verf. den Inhalt des ersten Kapitels in abgekürzter Form veröffentlicht und in demselben eine für die Pflanzengeographie höchst interessante Ansicht ausgesprochen, daß nämlich „die Eigentümlichkeiten der europäischen Hochgebirgsfloren ebenso wie diejenigen der javanischen auf die durch Luftverdünnung und stärkere Insolation bedingte größere Transpiration und die dadurch erschwerte Wasserversorgung" zurückzuführen sei. Bisher hat man die geringe Größe der alpinen Pflanzen, ihre bedeutende Wurzelbildung, ihre Dickblätterigkeit und Behaarung lediglich als Folge der niederen Temperatur aufgefaßt. Da diese Eigenschaften der alpinen Gewächse aber in ähnlicher Weise bei einer nahezu konstanten Temperatur in Java auftreten, so müssen noch andre Gründe für dieselben maßgebend sein. Diese liegen nach Ansicht des Verf. in den Schutzmitteln gegen Transpiration.

Nun ist es bekannt, daß viele Meeresstrandpflanzen (Halophyten) durch ihren fleischigen Wuchs und ihre starke Behaarung den Alpenpflanzen ähnlich sind, und daß die Strandflora eines Landes oft mit der alpinen Flora desselben manche Arten gemeinsam hat, welche den Zwischenregionen fehlen. (Nach des Verf. Beobachtung in Südamerika und Südasien verhalten sich auch die tropischen Epiphyten wie die alpinen Pflanzen.) Sie zeigen daher dieselbe gemeinsame Eigentümlichkeit; sie haben nämlich durch ihre ungünstige Wasserversorgung (die Strandpflanzen infolge des Salzgehaltes) wesentlich gleiche Schutzmittel gegen die Transpiration erworben und können infolge dieser Eigenschaft sowohl den Meeresstrand, wie die Alpenregion bewohnen.

Daß Pflanzen trockener Standorte gegen Wasserverlust geschützt sind (z. B. durch geringe Oberfläche, wenig Interzellularräume, tiefe Spaltöffnungen, starke Behaarung, Wachs- und Harzüberzüge, holzige Stengel und fleischige Stempel und Blätter) ist bekannt; es ist aber das große Verdienst des Verf., nachgewiesen zu haben, daß solche Schutzmittel allen Pflanzen zukommen, welche dauernd oder periodisch gegen erschwerte Wasserversorgung zu kämpfen haben, möge die Ursache der letzteren in Trockenheit der Atmosphäre und des Bodens, wie bei den Steppen- und Wüstenpflanzen, in kräftiger Insolation und Luftverdünnung, wie bei den Alpenpflanzen, in Salzreichtum des Substrates, wie bei den Strandpflanzen oder in zu niederer Temperatur zu suchen sein. Diese Beobachtungen und Entdeckungen des Verf. sind für die Pflanzengeographie von größtem Interesse und von weittragender Bedeutung.

Es ist hier nicht der Ort, die zahlreichen Beobachtungen und Versuche des Verf. näher darzulegen, welche zeigen, daß der Salzgehalt des Bodens eine Abnahme der transpirierenden Oberfläche, eine Verdickung der Blätter und eine Verkleinerung der Interzellularräume in den Pflanzen bewirkt; wir können auch auf den Charakter der im zweiten Abschnitt des Buches behandelten indo-malaiischen Strandformationen nicht näher eingehen (Mangrove-, Nipa-, Barringtonia-, Pescaprae-Formation), von denen vorzüglich die dritte durch die weite geographische Verbreitung ihrer Formen ausgezeichnet ist, während die vierte durch das Vorkommen von Salsola kali und Portulaca oleracea eine Ähnlichkeit mit unsrer europäischen Strandformation zeigt.

Die im dritten Abschnitt gegebene systematische Zusammenstellung der indo-malaiischen Strandflora enthält 337 Arten. Unter ihnen befinden sich keine Kryptogamen. Verf. bemerkt ganz richtig, daß die Moose salzfeindlich sind. Da wir aber in Europa ein entschieden halophyles Moos, die Pottia Heimii Fürnr. besitzen, welches außer am Meeresstrande auch an den Salinen des Binnenlandes, sowie in den Alpen bei 1800 m, ferner in Nordamerika und am Kap Horn vorkommt, so dürften vielleicht auch noch weitere halophyle Moose in den Tropen zu finden sein.

Die Verbreitungsweise der indo-malaiischen Strandgewächse ist im vierten Abschnitt behandelt. Verf. findet die Thatsache bestätigt, daß viele Strandpflanzen große Areale bedecken. Dies ist mit 89 Arten, also einem Viertel der indo-malaiischen Strandflora, der Fall und findet seine Erklärung in der leichten Verteilungsweise der Früchte und Samen bei den betreffenden Arten. Vögel und Wind tragen nur wenig zur Ausbreitung derselben bei, desto mehr die Meeresströmungen. Die Früchte und Samen der betreffenden Pflanzen erhalten nämlich durch große, luftführende Hohlräume, oder durch schwammige Samenkerne, oder durch luftführendes Schalengewebe eine große Schwimmfähigkeit, so daß sie oft Monate lang im Wasser liegen und von Meeresströmungen fortgetragen werden können. So kommt es, daß nicht nur die ostasiatische Strandflora vom Golf von Bengalen durch den malaiischen Archipel bis zur Nordostküste von Australien große Ähnlichkeit zeigt, und daß neuentstehende Inseln sehr bald mit derselben bedeckt erscheinen; die Früchte und Samen werden selbst durch die westliche Meeresströmung an die Küste des tropischen Westafrikas und nach Madagaskar geschwemmt, so daß daselbst 29 Arten der indo-malaiischen Strandflora vorkommen, und

vorzüglich die Mangroven beider Landstriche sehr ähnlich erscheinen, wie dies auch in bezug auf die Strandflora von Westafrika und Westindien der Fall ist.

Im fünften Abschnitt: „Zur Entwickelungsgeschichte der indo-malaiischen Strandflora“ bespricht Verf. den wechselseitigen Austausch zwischen halophytischen und nichthalophytischen Formationen, den abgesonderten Charakter der Mangrove und das Kolonisieren der übrigen Formationen durch Binnenlandformen und zeigt die Bedeutung der Anpassung für die Entstehung und Differenzierung der Sippen. Auch auf diesem Gebiete bringt der Verf. neues, indem er zeigt, daß die durch eine besondere Struktur erzeugte Schwimmfähigkeit der Früchte und Samen, sowie die Reduktion des Pappus der Strandkompositen als Anpassungen aufzufassen sind. Da die Meeresströmungen ein ungleich wirksameres Verbreitungsmittel für die betreffenden Pflanzen sind als der Wind, so erscheinen diese Eigentümlichkeiten als Anpassungen, die für die Pflanzen von großem Nutzen sind und die weite Verbreitung derselben erklären.

Darmstadt. Dr. J. Röll.

Wilhelm Götzinger, Die romanischen Ortsnamen des Kantons St. Gallen. Freiburger Dissert., St. Gallen 1891. 91 S. Mit Karte.

Der Verf. der vorliegenden Arbeit hat sich nicht bloß auf die etymologische Seite der Ortsnamenforschung beschränkt, sondern bei seinen Untersuchungen auch allgemeine Gesichtspunkte im Auge behalten; dadurch ist seine Untersuchung für den Geographen und Historiker wie für den Romanisten von gleichem Interesse.

Der Kanton St. Gallen gehört heute seinem ganzen Umfange nach dem deutschen Sprachgebiete an. Das war aber vor einem Jahrtausend anders; in den ersten Jahrhunderten unsrer Zeitrechnung bildete Graubünden, die Umgebung des Walensees und das St. Gallische Rheinthal bis zum Bodensee mit dem größten Teil von Bayern und Tirol die römische Provinz Rätien. In Graubünden hat sich die rätoromanische Sprache bis auf den heutigen Tag behauptet; aber im 9. Jahrhundert wurde sie selbst noch im Vorarlberg geredet, und in der Gegend des Bodensees und von St. Gallen hat sie, wie Adolf Holtzmann und Gaston Paris nachwiesen, bis ins 10. Jahrhundert fortgelebt.

Zuerst wurden naturgemäß die Flußthäler und Niederungen von den vordringenden Alemannen besetzt; das rätische Gebirgsland stand noch im 6. Jahrhundert unter römischer Herrschaft, und hier haben sich demgemäß die romanischen Ortsnamen am zahlreichsten erhalten. Aus der sorgfältig ausgeführten Karte, welche der Arbeit Götzingers beigegeben ist, geht dies hervor. Murg-, Tamina- und Calfeisenthal weisen 40 bis 50, das Gebiet der Grauen Hörner und das westlich davon bis zur Glarner Grenze sogar 50 und mehr Prozent romanische Ortsnamen auf. Je weiter wir aber nach Norden kommen, um so spärlicher werden sie. Eine sehr scharfe Grenze bildet in dieser Beziehung der Kamm der Kurfirsten; nördlich derselben nimmt die Zahl der romanischen Ortsnamen plötzlich sehr stark ab. Als nördlichste Grenze im Rheinthal ist der Hirschensprung bei Rüti anzusehen; im Nordwesten bildet der Alpstein eine natürliche Scheide.

Einen Beweis für die ursprünglich romanische Bevölkerung dieser Gegenden liefern auch die Namen Walensee, Walenstadt u. a. m., welche mit dem ahd. mhd Walh, Walch = Wälscher, Romane zusammenhängen. Freilich kann ich der Ansicht des Verf. nicht beistimmen, wonach „zur Zeit der Gründung dieser Ansiedelungen das Bewußtsein im Volke noch deutlich vorhanden war, daß hier einst Romanen gesessen hätten“ (S. 83). Es dürfte doch wohl wahrscheinlicher sein, daß diese Orte ihre Namen von den germanischen Nachbarn empfingen. Die deutschen Anwohner des Züricher- oder Bodensees nannten jenen mitten im wälschen Gebiete gelegenen See Walensee und die anliegende Stadt Walenstadt, und als sie später die Romanen hier verdrängten, blieben die Namen an den Plätzen haften.

Bei seinen etymologischen Untersuchungen stützt sich der Verf. nicht bloß auf die alten Urkunden und die topographische Karte, sondern vor allem auch auf den persönlichen Augenschein der Gegend und das Hören der Namen aus dem Munde der Eingebornen. Das sollte bei allen derartigen Forschungen noch viel mehr beachtet werden als es meist geschieht. Von den 410 Namen, welche der Verf. etymologisch untersucht hat, seien hier nur einige der bekanntesten genannt. Die zahlreichen Schweizer Bergnamen mit Furka, Furkla, Fuocla, Furgglen, Furkelen u. s. w. gehen sämtlich auf lateinisch furca, furcula (rätoromanisch fuorcla) zurück, welches „Bergsattel, Engpaß“ bedeutet; vergleiche die furculae Caudinae, den bekannten Engpaß in Samnium (S. 25 f.). Ragaz, der Name des viel besuchten Kurorts, stammt entweder aus runcatia, runcazza von runcus „Reute“, (in welchem Falle es dem deutschen Roda, Rüti, Rütli entspräche), oder aus rucalia von ruca = Raute, wo es also Rautenfeld bedeuten würde (S. 43). Das benachbarte Bad Pfävers wird dementsprechend von fabaria „Bohnenfeld“ (von faba Bohne) abgeleitet (S. 70). Der Name der Kurfirstenkette hat natürlich mit Kurfürsten nichts zu thun, sondern bedeutet die Firsten gegen Kurwelschland (S. 53). Davos (in Urkunden Davos casas) ist ein häufiger Orts- und Flurname in Graubünden und wird abgeleitet von de abvorsum = hinter, hinten (S. 53). Der Name Säntis geht auf ein älteres Sämbtis zurück, und dieses ist aus den urkundlich bezeugten Formen alpis Sambatina (1155), mons Sambiti (868) entsprungen. Ein Alpgut im Säntisgebirge heißt noch heute Sämbtis (S. 74). Uralt ist der Name des Flüßchens Sar. Er ist nicht romanisch, sondern gemein-indogermanisch und jedenfalls identisch mit dem deutschen Saar. Es scheint ein altes Wort für Fluß zu sein. Der Name findet sich noch in den zusammengesetzten Ortsnamen Sarbach, -boden, -fall, -gans, -mühle. In Sargans möchte Götzinger den zweiten Teil mit dem lateinischen campus zusammenbringen, welches in rätoromanischen Ortsnamen sehr häufig als gams auftritt (S. 74 ff.). Die Tamina erscheint in den ältesten Urkunden als Tuminga, Tumin, Tymminen. Der Name dürfte wohl mit der Wurzel tu-, lateinisch tumere = schwellen zusammenhängen (S. 79 f.). Belangreich sind die Namen der Ortschaften Prümsch, Seguns, Terzen, Quarten, Quinten am oder in der Nähe des Walensees. Die Zahlenbenennungen beginnen von Osten, von der Gegend von Flums her. Wahrscheinlich dienten sie zur Benennung der Besitzungen eines weltlichen oder geistlichen Grundherrn zu einer Zeit, als diese Gegenden noch unbenannt und nicht mit Häusern besetzt, sondern unbebaute Weideplätze waren. Möglich, daß sie der Abtei Pfävers angehörten, in der noch im 12. Jahrhundert ausschließlich romanisch gesprochen wurde (S. 392 f.).

Soviel aus dieser gründlichen und gewissenhaften Arbeit, die auch in ihrer äußeren Ausstattung einen sehr vorteilhaften Eindruck macht. Es wäre jedenfalls lohnend, wenn der Verf. in einer weiteren Arbeit seine Untersuchung auch auf die übrigen rätoromanischen Gebiete der Schweiz ausdehnen würde.

Dr. J. Hoops.

L. Friederichsen, Die deutschen Seehäfen. Ein praktisches Handbuch für Schiffskapitäne, Rheder, Assekuradeure, Schiffsmakler, Behörden ꝛc. Hamburg 1889 und 1891.

Die Absicht des Herausgebers, ein Handbuch über die deutschen Seehäfen zu schaffen, welches als Ergänzung des Werkes von Jülfs und Balleer: „Die wichtigsten Seehäfen der Erde“, dienen könne, ist in ganz ausgezeichneter Weise erreicht worden. Der erste Teil des Werkes erschien bereits 1889 und enthält die Häfen, Lösch- und Ladeplätze an der deutschen Ostseeküste; der 1891 erschienene zweite Teil bringt dieselben Nachweise für die deutsche Nordseeküste. Vorangestellt wurden die gesetzlichen Bestimmungen, welche auf alle Seehäfen des Deutschen Reiches Anwendung finden und internationales Interesse haben, darunter auch Angabe der Wettersignale und ein Verzeichnis der Rettungsstationen an den deutschen Küsten. Es sind ferner die Wasserstandssignale angegeben. Die Beschreibung der Häfen, angefangen von den nördlichsten Häfen in Schleswig und dann fortlaufend einerseits bis zur russischen Grenze, andrerseits zur holländischen Grenze, ist eine äußerst sorgsame. Außer der Angabe von geographischer Breite und Länge, sowie der Einwohnerzahl des Wohnplatzes ist der Schiffsbestand und der Schiffsverkehr genau verzeichnet, ferner treffliche Mitteilungen über die hydrographisch-nautischen Verhältnisse, über Lootsenwesen, zollamtliche Behandlung, Schleppdienst, Hafenreglement, Schiffsunkosten, Anstalten für Schiffsreparaturen, Konsulate, Schiffsmakler und Seeversicherungsgesellschaften. Die besten offiziellen Quellen liegen der fleißigen Arbeit zu Grunde, das Heranziehen vieler Daten erforderte jedoch außerdem eine sehr ausgedehnte Korrespondenz und auch vielfach Studien an Ort und Stelle. Als Seehäfen, Lösch- und Ladeplätze wurden sämtliche in den letzten Jahren in der amtlichen Statistik der Seeschiffahrt verzeichneten Ortschaften aufgenommen. Plätze, welche in den letzten Jahren von keinem einzigen Seeschiffe besucht worden sind, wurden fortgelassen. Von den beigegebenen Plänen und Karten bieten besonderes Interesse die Übersichtskarte der Elbe von Bunthaus bis Cuxhaven 1:150 000; der Plan des Hamburger Hafens 1:10 000; Karte der Unterweser von Bremen bis Bremerhaven 1:100 000. Das Werk ist gleich wertvoll für alle Verkehrsbeteiligten und Beamten, aber auch dem Geographen wird es ein schätzenswertes Nachschlagebuch sein! A. Scobel.

Aus allen Erdteilen.

— Über die geheimnisvolle Expedition der englischen Nigergesellschaft nach Kuka zum Sultan von Bornu ist jetzt ein Bericht erschienen („Times", 14. Sept.), welcher sich durch eine ganz ungewöhnliche Unkenntnis afrikanischer Forschungsgeschichte auszeichnet. Wenn uns dort erzählt wird, „daß das Land zwischen Bornu und dem Tsadsee völlig unbekannt ist" und wir hören müssen, „daß seit Barth in Kuka kein Europäer wieder gesehen worden sei", so vermögen wir die Geographen der Royal Niger Company nur mitleidig zu belächeln.

Was die Gesandtschaft zum Sultan von Bornu anbetrifft, von der es heißt: scientific observations of the country were taken on the way, so wurde dieselbe von Herrn Charles Macintosh geführt und bestand aus 300 Trägern. Ausgangspunkt war Ribago am Benuë, von wo die Karawane im Oktober 1890 aufbrach und in nördlicher Richtung nach Kuka am Tsadsee gelangte, dessen Einwohnerzahl auf 120000 angegeben wird (Nachtigal, der 1870 dort war, giebt ihr nur 60000). Die „Gesandtschaft" wurde gnädig vom Sultan empfangen, wiewohl infolge des mahdistischen Aufstandes und der Einwirkungen der Senussijm der mohammedanische Fanatismus stark entflammt war und Furcht vor den Europäern herrschte. Dieses machte die Unterhandlungen schwierig, der Sultan schickte alle Geschenke, die er anfangs angenommen, zurück und bat die Engländer, abzureisen. Dieses geschah auch, der Vertrag, den Macintosh dem Sultan vorgelegt hatte, wurde nicht unterschrieben. Die Royal Niger Company tröstet sich mit den gewonnenen Erfahrungen.

— In Deutsch-Ostafrika haben die Küstenplätze seit der Besitzergreifung durch Deutschland durchweg ein andres Gepräge erhalten und es sind dort so bedeutende Kulturfortschritte zu verzeichnen, daß nur ein Blinder sie nicht begreift: „Niemand, der die früheren Verhältnisse in Ostafrika gekannt, wird jenen Männern die höchste Achtung versagen können, welche in dem kurzen Zeitraum von einem Jahre ein so bedeutendes Kulturwerk geleistet haben." Diesen Ausspruch thut der ebenso erfahrene als nüchterne Dr. Oskar Baumann in seinem neuen Werke „Usambara" und er zeigt dieses an den Zuständen des nördlichsten deutschen Hafens, Tanga, wo schon 25 bis 30 Europäer wohnen. Das deutsche Fort dort mit bequemer Treppe zum Strande hin, ist mit steinernen Vorwerken versehen und hat eine mit Geschützen besetzte Umfassungsmauer. Im Innern erheben sich zwei größere Gebäude, eines davon für die Offiziere bestimmt, „ein prächtiges, in geschmackvoll maurischem Stile erbautes Haus mit luftigen Zimmern und einer schönen Veranda, von welcher man einen herrlichen Blick auf die Tangabai mit den reizenden Inselchen genießt. Ein besonderer Glanzpunkt ist die Messe, ein freundlicher mit Flaggen und malerischen Palmwedeln geschmückter Raum. Wer dort einmal mit den liebenswürdigen Offizieren an weißgedeckter Tafel vortrefflich gespeist und mindestens ebensogut getrunken hat, der muß zugeben, daß es sich unter solchen Umständen auch in Afrika leben läßt. Freilich der Dienst muß auch hier strenge eingehalten werden. Beim ersten Strahl der Sonne hört man den Hornisten die Tagewache blasen und bald darauf rückt ein Offizier mit den Suaheli- und Sudanesensoldaten auf den neben der Station gelegenen Exerzierplatz oder ins Freie hinaus zu Gefechtübungen, oder aber nach dem unweit der Stadt errichteten Schießstand. In den Morgenstunden verläßt auch der Stationschef das Fort und begiebt sich nach einer Palmengruppe, wo ihn schon der arabische Vali des Ortes und meist zahlreiche Eingeborene erwarten. Dort wird oft bis in den hellen Mittag hinein regiert, d. h. in Streitfällen entschieden, Gericht gehalten und in politischen Fragen die Entscheidung gefällt. Missethäter werden in den Arrest gesetzt oder bekommen meist kurzer Hand ihre wohl verdiente Tracht Prügel."

Wie überall in neuen Kolonieen, tauchen auch hier schon fragwürdige Gestalten und Glücksjäger auf, welchen die Heimat nichts mehr bietet. Selbst „Goldgräber" sind dort schon aufgetreten. Der Typus des deutschen Weltbummlers in Tanga ist der Kilimandscharoschuster, der schon alle Länder und Meere befahren hat und nun nach dem Kilimandscharo wandern und dort Pflanzungen anlegen wollte. Dazu kam er aber nicht und er blieb in Tanga, wo er die Stiefel der Sudanesensoldaten flickt und sich gar nicht schlecht dabei steht. Daß an einem Orte, wo über 20 Deutsche leben, auch ein Bierwirt nicht verhungern würde, war anzunehmen. Die Bierwirtschaft nahm dort ein Grieche in die Hände, denn seit 1888 begann dieses betriebsame Volk sich auch über Ostafrika auszudehnen. Der Grieche trat sein Geschäft an einen Deutschen ab, der auch schon viel in der Welt mitgemacht, bevor er in den Bierhafen von Tanga eingelaufen. Unter der Veranda seiner Lehmhütte kann man oft die Unteroffiziere fröhlich beisammen sehen, während die Honoratioren ihr Bier meist in einer Laube im „botanischen Garten" trinken.

— Gold in Korea. Der britische Konsularbeamte Campbell hat größere Reisen in Korea gemacht und dabei auch die Goldfelder des Landes besucht, über deren Vorhandensein wir bisher nur durch die Ausfuhr von Goldstaub unterrichtet waren. Nach seinem Bericht sind dieselben sehr zahlreich; sie werden aber in sehr unvollkommener Art nach alter Weise bearbeitet. Campbell meint, daß dieselben, nach neuer Methode ausgebeutet, zu einer der reichsten Goldquellen der Erde gemacht werden können.

— Eisenbahnen in Japan. Die Hauptinsel Hondo ist jetzt fast ihrer ganzen Länge nach von Eisenbahnen durchzogen, denn am 16. August d. J. wurde die letzte Bahnstrecke nach Norden hin zum Hafen Aomori eröffnet. Nur an dem südwestlichen Ende der Insel, in der Provinz Sanjodo, sind noch einige Strecken zu vollenden und die Lokomotive durchläuft dann die ganze Hauptinsel. Welche bedeutende Leistung dieses ist, erkennt man daran, daß von der Hauptstadt Tokio, die so ziemlich in der Mitte der Ostküste liegt, der Zug 24 Stunden nach Norden und 24 Stunden nach Süden braucht, um das Nord- oder Südende von Hondo zu erreichen. Auf der Nordinsel Jesso giebt es schon seit längerer Zeit eine Bahn und auf der Südinsel Kiuschiu ist eine solche im Bau begriffen.

— Britisch-Nordborneo erfreut sich einer günstigen Handelsentwickelung. Die in der Hauptstadt Sandakan erscheinende amtliche Zeitung brachte kürzlich die Einfuhr- und Ausfuhrlisten der letzten sechs Jahre, die eine große Steigerung aufweisen. Die Einfuhren im Jahre 1885 betrugen 648319 Dollars; sie stiegen 1890 auf 2018089 Dollars. Die Ausfuhren stiegen in denselben Jahren von 401641 Dollars auf 901290 Dollars. Eingeführt wurden besonders Stoffe, Reis und Geld; ausgeführt Tabak, Nutzhölzer und Geld.

Herausgeber: Dr. R. Andree in Heidelberg, Leopoldstraße 27. Druck von Friedrich Vieweg und Sohn in Braunschweig.

Bd. LX. | Globus. | Nr. 15.

Illustrierte Zeitschrift für Länder- und Völkerkunde.

Begründet 1862 von Karl Andree.

Herausgegeben von Richard Andree.

Druck und Verlag von Friedrich Vieweg & Sohn.

Braunschweig. Jährlich 2 Bände in 24 Nummern. Durch alle Buchhandlungen und Postanstalten zum Preise von 12 Mark für den Band zu beziehen. 1891.

Zu Virchows siebzigstem Geburtstage.

Von Dr. R. Neuhauß in Berlin.

Am 13. Oktober dieses Jahres feiert Rudolph Virchow seinen siebzigsten Geburtstag. Geboren 1821 zu Schievelbein in Pommern, studierte er in den Jahren 1839 bis 1843 zu Berlin Arzneiwissenschaft, wurde 1844 Frorieps Assistent, zwei Jahre später dessen Nachfolger und habilitierte sich 1847 an der Berliner Universität. Wegen seiner Beteiligung an den politischen Unruhen des folgenden Jahres wurde er gezwungen, sein Lehramt niederzulegen; er folgte 1849 einem Rufe an die Universität Würzburg. Jener Zeit entstammt ein Bild, welches in nebenstehender Zinkätzung wiedergegeben ist. Dasselbe wurde von dem bekannten Maler und Kunstkritiker Ludwig Pietsch, nach einer Daguerreotypie auf den Stein gezeichnet. Obgleich 42 Jahre darüber hingingen und das Fehlen des Bartes befremdet — Virchow trug damals, wie er jüngst scherzend bemerkte, die bartlose Tracht der Demokraten —, so sind doch die Züge des Greises in denen des jungen Mannes unschwer zu erkennen, vor allem der fein geschnittene Mund, die charakteristisch gebogene Nase und die hohe Stirn.

Rudolf Virchow im Jahre 1849.

1856 kehrte Virchow als ordentlicher Professor und Direktor des neu errichteten pathologischen Instituts nach Berlin zurück. Seitdem gehört er ununterbrochen dem Lehrkörper der Berliner Universität an. Es ist nicht unsre Aufgabe, die einzelnen wissenschaftlichen Arbeiten des Jubilars aufzuzählen und nach ihrem Verdienste zu würdigen. In der Natur der Sache liegt es, daß die Mehrzahl dieser Arbeiten sich auf dem Gebiete der Medizin, vorwiegend der pathologischen Anatomie bewegt. Gehört doch auch hierher sein bedeutendstes Werk, die Cellularpathologie, in der er die pathologische Forschung auf das letzte Formelement aller lebendigen Erscheinung, auf die Zelle, als ihr Ziel hinwies.

Obgleich diese Werke so umfangreich sind, daß sie vollauf genügten, ein langes, arbeitsames Leben auszufüllen, so erstreckte sich doch der Wirkungskreis des Gelehrten weit über die Grenzen seines eigentlichen Berufes hinaus. Er entwickelte auf verschiedenen andern Gebieten der Wissenschaft eine so rege und von reichsten Erfolgen gekrönte Thätigkeit, daß es schwer

hält zu sagen, wo seine Erfolge die größten waren. Eine Hauptanziehungskraft übte auf ihn der Mensch in seinem Urzustande, wie er noch heute an vereinzelten, entlegenen Teilen unsers Planeten wohnt, oder wie ihn der Staub von Jahrhunderten und Jahrtausenden deckt. Wir erinnern nur an seine Schriften über die Pfahlbauten, an die endlose Reihe von Untersuchungen vorgeschichtlicher Gräber und Fundstätten, an die mit genauesten Messungen einhergehenden klassischen Beschreibungen der Vertreter unzivilisierter Völkerstämme, welche im Laufe der letzten Jahrzehnte nach Europa gebracht wurden.

Virchow besitzt in seltenem Maße die Fähigkeit zu sehen. Wer aufmerksam seine Arbeiten verfolgt, erstaunt über den Scharfblick, mit welchem er die scheinbar nebensächlichsten Dinge gewahrt und bei der Abgabe des Gesamturteils verwertet. Nicht ohne Komik war die Verblüfftheit der schweizerischen Altertumsforscher, als er zu Marpach das älteste schweizerische Haus mit der Jahreszahl 1346 entdeckte. Wie viele mit zwei Augen behaftete Schweizer und Ausländer mögen wohl vor ihm an diesem Hause vorübergegangen sein, ohne die so merkwürdige Zahl zu sehen?

Virchow legte nicht allein selbst überall Hand an, wo es galt, Verborgenes ans Licht zu ziehen und das Vorhandene nach allen Seiten hin zu prüfen. Er verstand es auch, wie wenige vor ihm, andre zum Forschen anzuregen. Sein bedeutsamstes Werk in dieser Richtung war die Begründung der Berliner Gesellschaft für Anthropologie, Ethnologie und Urgeschichte (1869). Er zog einen Kreis gleichgesinnter Männer herbei, die sich zusammenthaten, um das in allen Weltgegenden zerstreute Material zu sammeln und allerwärts den Anstoß zu weiteren Untersuchungen zu geben. Die gegenwärtig über 600 Mitglieder zählende Gesellschaft, welcher Namen vom besten Klange aus allen Zweigen der Wissenschaft angehören, häufte unter Virchows Leitung in ihrer Zeitschrift ein unglaublich umfangreiches Material an. Beim Durchblättern der Jahrgänge sehen wir mit Staunen, was ein einzelner Mann auf einem Gebiete zu leisten vermag, das er der Natur der Sache nach nur in seinen Mußestunden bearbeitet. Da ist kein Band, welcher nicht die reichste Fülle von selbständigen Abhandlungen, Referaten, Kritiken und allen möglichen längeren und kürzeren Bemerkungen von Virchow enthält.

Von größter Bedeutung war des Gelehrten Einfluß auf die deutschen wissenschaftlichen Reisenden, welche in den letzten Jahrzehnten in ferne Länder auszogen. Die überwiegend größere Mehrzahl von ihnen verließ die Heimat nicht ohne seine spezielle Unterweisung, und ohne von ihm auf besonders dankbare Felder der Untersuchung in den zu bereisenden Gegenden aufmerksam gemacht zu sein. So blieb Virchow der geistige Sammelpunkt der im Auslande weilenden deutschen Gelehrtenwelt, und diesem Umstande haben wir es mit zu danken, daß gegenwärtig das Museum für Völkerkunde in Berlin in bezug auf Mannigfaltigkeit der vorhandenen Gegenstände in der ganzen Welt unerreicht dasteht.

Durch die Vielseitigkeit seiner Kenntnisse, durch den regen Verkehr mit Reisenden und Gelehrten aller Länder, ist Virchow in gewissem Sinne eine wissenschaftliche Centralstelle für die ganze Welt geworden, so wie es ehedem in demselben Sinne Alexander von Humboldt war.

Wie entscheidend Virchows Einfluß in einzelnen Gebieten der Altertumskunde wurde, beweist Schliemann und seine Ausgrabung in Kleinasien. Als die Kunde nach Europa drang, daß das homerische Ilios wieder aufgefunden sei, verlachte und verhöhnte man den unermüdlichen Gräber. Teils trug daran die Schuld Kurzsichtigkeit unsrer Fachgelehrten, welche dem ehemaligen Krämer aus Mecklenburg solche Thaten nicht zutrauten, teils jedoch Schliemann selbst, welcher die Schilderungen der homerischen Gesänge allzu wörtlich genommen hatte. Es ist schwer zu sagen, was daraus geworden wäre, wenn hier die vermittelnde Hand unsers Virchow nicht eingriff. Auf Schliemanns Einladung begab sich Virchow an den Ort der Ausgrabung. Auf seine Berichte hin verstummten die Spötter und es währte nicht lange, bis Schliemanns Verdienste von allen in gerechter Weise gewürdigt wurden. Schliemanns Dank war eine Freundschaft, die bis zum Tode währte, und die prachtvolle Sammlung aus Troja als Geschenk an das Berliner Museum. Ohne Virchow wäre dieselbe in London verblieben, wo sie bereits Bewunderer und eine Heimstätte gefunden hatte.

Die Gründlichkeit der Forschungen Virchows wird am besten gekennzeichnet durch seine Stellung zum Darwinismus. Als die darwinische Lehre ihren Siegeszug um die Erde hielt und man allgemein annahm, daß nunmehr der Stein der Weisen gefunden sei, durch den sich alles in der Schöpfungsgeschichte erklären lasse, gehörte Virchow zu den wenigen, welche die Sache nüchtern betrachteten. Das in der neuen Lehre liegende Gute und Wahre anerkennend, warnte er immer wieder vor dem leichtfertigen Hinwegsetzen über die größten Hindernisse. In vielen Fällen konnte er nachweisen, daß sich die Dinge auch ganz anders erklären ließen, als sie Darwin und seine Nacheiferer erklärten, daß man ferner vieles für Merkmale von Affenähnlichkeit angesehen hatte, was in der That krankhafte Bildung ist. Besonders unbarmherzig verfuhr er mit jener Klasse von Feuilleton-Anthropologen, die in Sonntagsblättern vor der großen Menge ihr Wissen und Nichtwissen auskramten.

Der Standpunkt, den Virchow der neu auftauchenden Darwinschen Lehre gegenüber einnahm, ist derjenige, auf dem heute so gut wie alle Gelehrten stehen, diejenigen natürlich ausgenommen, welche, um nicht zu verhungern, stets phantasievoll schreiben müssen.

Als unvergleichliche Beispiele wissenschaftlicher Behandlung des Stoffes im Gegensatze zu den oberflächlichen Faseleien andrer nennen wir Virchows Abhandlungen über den Neanderthal-Menschen und den Kiefer von la Naulette. Wie viele hunderttausend Jahre hatte man dem armen Neanderthaler nicht aufgebürdet und was für ein Ungetüm sollte der einstige Inhaber jenes rätselhaften Kiefers gewesen sein! Virchow wies darauf hin, daß die ungewöhnliche Länge des Neanderthal-Schädels keineswegs einen Schluß auf besonders hohes Alter zulasse; denn im Kopenhagener Museum befinde sich ein moderner Schädel von einem bekannten dänischen Edelmanne, welcher in bezug auf Länge, Bildung der Stirnteile und mächtige Entwickelung der Augenhöhlenränder die auffallendste Ähnlichkeit mit demjenigen aus dem Neanderthal aufweist. Auch die Absonderlichkeiten der erhaltenen übrigen Skeletteile lassen sich zwanglos als krankhafte Erscheinungen erklären, ohne daß man gezwungen wäre, von Affenähnlichkeit zu sprechen. Virchow schließt, daß ein Individuum, welches trotz überstandener englischer Krankheit, trotz mehrerer, äußerst schwerer, aber gut verheilter Schädelverletzungen, trotz später sich einstellender Gelenkentzündung, welche den linken Arm unbrauchbar machte, dennoch ein hohes Greisenalter erreichte, niemals im Zustande affenähnlicher Wildheit, niemals ohne sicheren Familienverband und ohne gewisse Seßhaftigkeit gelebt haben kann.

In gleicher Weise zerrannen unter Virchows Händen die ungezählten Jahrtausende, welche man dem Kiefer von la Naulette zugedacht hatte. Der Gelehrte bewies, daß die angeblichen Merkmale von Affenähnlichkeit dieses Kiefers zum Teil bei Affen überhaupt nicht vorkommen, zum Teil auch recht häufig sich bei andern Menschenkindern finden. Um falsche Behauptungen mit einer Sicherheit widerlegen

zu können, wie es unser Forscher besonders auf dem Gebiete der Urgeschichte oft gethan hat, dazu gehört allerdings ein Wissen, wie es allein Virchow besitzt.

In vorliegender flüchtiger Skizze können wir aus dem unermeßlich arbeitsvollen Leben des Jubilars nur einiges Wenige herausgreifen. Der Biograph, welcher des Gelehrten Schaffen und Wirken einst in seinem ganzen Umfange zur Darstellung bringen soll, wird bei der Mannigfaltigkeit des Stoffes einen schweren Stand haben. Bedenken wir, daß gegenwärtig das Verzeichnis der königlichen Bibliothek in Berlin nicht weniger als 40 selbständige, zum Teil recht umfangreiche Arbeiten von Virchow aufweist, daß die von ihm redigierten oder unter seiner Beihilfe herausgegebenen Zeitschriften und Archive ein nicht minder reiches, von seiner Hand herrührendes Material enthalten; bedenken wir fernerhin, daß ein großer Teil der Arbeitszeit durch die Thätigkeit als Universitätslehrer, als Politiker, als Vorsitzender verschiedener wissenschaftlicher Gesellschaften verbraucht wird, so staunen wir über die Arbeitskraft, die so Vieles vollbringen konnte, und über den Arbeitswillen, der stets mit neuem Mute an die Lösung neuer Aufgaben ging; wir begreifen, daß keiner unter den jetzt Lebenden imstande ist, seinen Platz auszufüllen, und daß man von ihm, wie von wenigen andern sagen darf:

Es wird die Spur von seinen Erdentagen
nicht in Äonen untergehn.

Ghardaja und die Mozabiten.

Von Dr. W. Kobelt.

Wer jemals Algerien und besonders die Provinzen Algier und Konstantine besucht hat, dem sind neben den Arabern, den Kabylen und den eingebornen Israeliten die klugen Händler aus der Wüste aufgefallen, die auch dem kleinsten Dorfe nicht fehlen und von denen allein er im Innern die notwendigsten Bedürfnisse der Zivilisation erhalten kann, die Beni M'zab, oder wie sie gewöhnlich genannt werden, die Mozabiten. Aus dem Herzen der Sahara, aus dem gefürchteten „Lande des Durstes“ kommend, rastlos arbeitend, um möglichst bald als wohlhabende Leute dorthin zurückkehren zu können, eine zäh unter sich zusammenhaltende, enggeschlossene Genossenschaft bildend, die allen andern Völkerschaften ablehnend gegenübersteht und ihnen doch unentbehrlich ist, auf Gewinn im höchsten Grade erpicht, aber auf kaufmännische Ehre haltend, haben sie sich seit Jahrhunderten in Nordafrika behauptet, den Kleinhandel und manche Gewerbe geradezu monopolisiert; und dabei sind sie ihren Landgenossen jederzeit rätselhaft und als Ketzer unheimlich geblieben. Nur äußerst selten ist es einem Fremden gestattet worden in die Gebiete vorzudringen, wo sie, gestützt auf ein ausgezeichnetes Milizsystem, in ihren festen, ummauerten „Ksors“ die Araber wie die gleich räuberischen Tuareg in Respekt zu halten verstanden. Den Deys als Geschäftsleute unentbehrlich, und von ihnen gegen den Fanatismus der Rechtgläubigen geschützt, haben sie sich durch alle Stürme der letzten fünf Jahrhunderte behauptet; nach der Eroberung Algiers haben sie sich alsbald den Franzosen angeschlossen und mit ihnen als Freiwillige gegen Abd el Kader gefochten, aber sie haben dabei stets ihre Unabhängigkeit bewahrt und erst in der neuesten Zeit, als französische Truppen die benachbarten Oasen besetzten, haben sie sich dazu verstanden, auch in ihrer Heimat die französische Schutzherrschaft anzuerkennen, einen kleinen Tribut zu zahlen und vorübergehend französische Truppen in ihre festen Städte aufzunehmen. Erst 1883 haben infolge eines blutigen Bürgerkrieges die Franzosen das Mozabitenland wirklich annektiert, französische Beamte wohnen in Ghardaja, französische Naturforscher sind mehrfach dorthin entsandt worden, und nach und nach beginnt sich das Dunkel zu lichten, das Herkunft und Wesen des eigentümlichen Stammes seither umhüllte. Diese Forschungen sind um so wichtiger, als die Beni M'zab im Gegenteil zu den andern Bewohnern der Wüste eine sorgsam gepflegte Tradition haben, welcher fast die Bedeutung einer geschriebenen Ueberlieferung beigelegt werden kann, und welche für die Völkergeschichte der Wüste seit der zweiten arabischen Invasion von großer Wichtigkeit ist.

Ein Mozabite. Nach einer Photographie.

Die neueste Zeit hat zwei Arbeiten über die Mozabiten gebracht, deren interessantem Inhalte das Nachfolgende entnommen ist, die eine, von Dr. Chr. Amat [1]), stützt sich auf eigene Beobachtungen während eines sechsmonatlichen, dienstlichen Aufenthaltes in Ghardaja und auf die Übersetzung der Chronik des Abu Zakaria durch Mas-

[1]) Les Beni-M'zab in Revue d'Anthropologie 1884, p. 617. Die fast gleichzeitig mit meinen „Reiseerinnerungen“ erschienene Arbeit war mir damals leider noch nicht in die Hände gekommen.

Ansicht von Ghardaja. Nach einer Photographie.

queray; dem Autor stand außerdem die Unterstützung des offiziellen Interpreten am Bureau Arabe zu Ghardaja, des M. de Motylinsky, zur Verfügung. — Die andre ist der Reisebericht des von der Regierung zu ethnographischen Forschungen in die Sahara entsandten Mr. E. Zeys, der mit zahlreichen Abbildungen geschmückt in le Tour du Monde Livr. 1583 und 1584 erschienen ist.

Fragt man einen Mozabiten nach der Abstammung seines Volkes, so wird er, wenn er sich überhaupt auf die Frage einläßt, antworten, daß sie von den Moabitern abstammten, die, vor den einbrechenden Juden aus Kanaan geflüchtet, an die Syrten angesiedelt und später von den Arabern in die Wüste gedrängt worden seien. Die Chronik des Abu Zakaria zeigt uns eine andre Abstammung. Sie bringt die Mozabiten in Verbindung mit den ersten Wahabiten, die, gleich unzufrieden mit Ali wie mit Moauráh, die wörtliche Anwendung des Korans erlangten. Sie empörten sich gegen Ali, wurden aber von ihm in der Schlacht bei Náhruan geschlagen und fast vernichtet; nur zehn sollen entkommen sein, welche die Lehre weiter verbreiteten. Lange als Ketzer (Kharedjiten) verfolgt, eine zeitlang nur als Geheimbund existierend, gelang es fünf Maghrebinern, die als Schüler des Scheiks Abu Obeida in den Wahabitenglauben eingeweiht worden waren, die unterdrückten Berber Nordafrikas zum Freiheitskampfe zu begeistern. In einem mörderischen Kampfe, in welchem nach Ibn Khaldun 365 Schlachten geschlagen wurden, mußten die Araber Nordafrika räumen und die Berber, von denen sie trotz der Bekehrung den Fünften, wie von Christen, erpreßt hatten, waren wieder frei. Die Sekte der Wahabiten hatte sich schon vorher in zwei Abteilungen gespalten, von denen die eine den Lehren des Abdallah ben Ibad, die andren denen des Abdallah ben Soffar folgten. Die Apostel des Maghreb gehörten beiden Abteilungen an und sie teilten sich friedlich in das Land; die Soffariten wandten sich nach Marokko, die Ibaditen unter Abu el Khottab besetzten Tripolis und eroberten von dort aus 777 Kairuan und Tunis. Durch eine arabische Armee vertrieben, bauten sie Tiaret und drängten von dort aus die Araber in langem Kampfe wieder zurück. Da aber die ibaditischen Imame sich auch den Fatimiden widersetzten und überhaupt keine Khalifen anerkennen wollten, erschien ein fatimidisches Heer vor Tiaret, eroberte und verbrannte die Stadt und zwang den Imam Yacub mit seinen fanatischesten Anhängern in die Wüste zu flüchten, während die ibaditischen Berberstämme durch die grausamste Verfolgung gezwungen wurden, die schiitische Lehre anzunehmen. Imam Yacub siedelte sich zunächst am Uëd Mia in der Nähe von Wargla an und baute dort verschiedene feste Städte, aber die Leute von Wargla, denen die aufkeimende Macht in ihrer Nähe nicht gefiel, vertrieben ihn von dort. Die Ibaditen fanden Zufluß auf dem nördlich von Wargla gelegenen von Schluchten zerrissenen Plateau Schebka, wo nur einige schwache Berberfamilien wohnten, die sich ihnen anschlossen. Hier gründete Khalfa ben Abror 1013 die älteste Mozabitenstadt, den Ksor el Ateuf. Die Gründung von Ghardaja erfolgte später an dem Grabe eines marokkanischen Heiligen aus der Scheriffamilie Yahia, wo sich Bruchteile verschiedener Fraktionen ansiedelten, deren Nachkommen sich heute noch getrennt halten. 1407 wurden Bu Nura und Beni Isguen gegründet, 1350 Melika, 1589 Guerrara und 1720 Berrian, alle diese Gründungen veranlaßt durch innere Streitigkeiten, welche die unterliegenden Minoritäten zur Auswanderung zwangen.

Die genannten sieben Städte sind heute noch die Wohnsitze der Beni M'zab. Der zweite Einbruch der Araber in den Maghreb und besonders das Eindringen der Beduinenstämme in die Sahara zwang sie, von ihren Zwistigkeiten abzusehen und eine geschlossene Konföderation (Thakebilt) zu bilden, wie sie ja auch anderweitig in Berberländern vorkommen. Ihr religiöser Fanatismus verhinderte jede Mischung mit den Arabern, wie sie selbst in den entlegentsten Bergthälern der Aurès und des Dschurdschura unvermeidlich war, und so können wir die heutigen Mozabiten als die reinsten Repräsentanten des Berbertypus betrachten, denen sich höchstens die freien Amasirgh im hohen Atlas als ebenbürtig an die Seite stellen können.

Das Gebiet der Mozabiten trägt den Namen Sebkha oder Schebka, Netz, und hat denselben erhalten wegen seines wildzerrissenen, verworrenen Reliefs. Es liegt südöstlich von Laghuat, zwischen dieser Oase und Wargla, und ist neuerdings insofern an die Zivilisation angeschlossen worden, als es Diligenceverbindung mit der erstgenannten Oase und also über Dschelfa und Boghar mit der Küste hat. Der Segen der Konkurrenz macht sich hier bereits in ungewöhnlicher Weise fühlbar; es haben sich zwei Unternehmer für den Diligence gefunden und die Mozabiten werden für $1\frac{1}{2}$ Francs von Laghuat nach Ghardaja, eine Entfernung von beiläufig 180 km, spediert. Die Billigkeit ist freilich der Hauptvorzug der Route, denn an Wegebauten hat man noch nicht gedacht, und Brücken über die tief eingeschnittenen Ravins sind ein unbekannter Luxus. Von Laghuat aus hat man zunächst für zirka 115 km das eigentümliche Gebiet der Dayas zu überschreiten, eine nahezu ebene Fläche ohne eingeschnittene Wasserläufe, in welcher sich der Ueberschuß der Winterregen in kleinen Vertiefungen sammelt und diese feucht erhält, ohne doch dauernd stehende Wasserflächen zu bilden. Die Feuchtigkeit genügt indessen, um das ganze Jahr hindurch einige Vegetation in diesen Dayas zu unterhalten; in den größeren findet man das ganze Jahr hindurch Trinkwasser. Ihr Charakterbaum ist der Betum (Pistacia atlantica Desf.), welcher unter seiner dichten Krone kaum eine andre Vegetation duldet und selbst die genügsame Dent du Chien (Ziziphus lotus L.), den ersten Ansiedler an allen feuchten Stellen, an den Rand der Daya drängt. Die ausgedehnteste Daya auf der Route nach dem Mozabitenland ist die von Tilremt, welche ungefähr 100 Bäume enthält. Hier wird übernachtet und einige Stunden weiter läßt man die Region der Dayas hinter sich und erreicht ein höher liegendes, von unzähligen Schluchten zerrissenes Plateau, den Rand der Sebkha. Hier, am Ouëd Settafa, hat die Regierung eine Baumschule angelegt, die von zwei Soldaten mühsam erhalten wird, aber bis jetzt noch keine besonderen Erfolge zu verzeichnen hat.

War der Weg durch die Dayas beschwerlich, so wird er in der Sebkha geradezu gefährlich, so daß die Regierung nicht umhin gekonnt hat, hier einige Straßenbauten durch Militärsträflinge ausführen zu lassen. In unzähligen Windungen zieht sich die Straße durch das Labyrinth von Schluchten; noch sieht man überall die Steinhaufen, welche einst den Karawanen als Wegweiser dienten. Die Gegend ist unbeschreiblich öde, keine Pflanze, kein Tier, kein Tropfen Wasser in den tiefen Flußbetten. So dauert es mehrere Stunden, während der Weg immer ansteigt. Endlich biegt er um einen Felsen herum, und ganz unvermittelt liegt vor dem Reisenden die erste Mozabitenstadt, Berrian, umgeben von einer dreifach übereinander geschichteten Masse des üppigsten Grün, oben die Kronen der Dattelpalmen, darunter die Fruchtbäume, am Boden die zarte junge Gerste; nur das Weiß der Mandelblüte und das leuchtende Rot der Granate unterbrechen das Grün.

Berrian ist wie oben erwähnt, die jüngste unter den sieben Mozabitenstädten, kaum älter als 200 Jahre. Dank ihrer günstigen Lage zählt sie trotzdem 5200 Einwohner, darunter eine jüdische Gemeinde von 190 Seelen, die ein Stadtviertel

für sich bewohnt, und eine Anzahl Araber, welche früher als Söldner zur Verteidigung der Stadt dienten. Sie sind jetzt überflüssig geworden, denn seit 1883 die Franzosen ihre Hand auf das Land der Mozabiten gelegt haben, läßt die Sicherheit nichts mehr zu wünschen übrig und haben auch die blutigen Bürgerkriege der Parteien (Çofs) aufgehört. Die Mozabiten haben sich als praktische Kaufleute durch die erhöhte Sicherheit und die andern Errungenschaften der Zivilisation — sogar ein Telegraph führt in ihre Städte — für den Verlust ihrer Unabhängigkeit trösten lassen und zahlen gern die Kopfsteuer, welche seit der Annexion 4 Frcs. 40 Cts. für die Familie beträgt.

Die Oase von Berrian enthält zirka 28000 Palmbäume, welche aus 274 Brunnen bewässert werden. Sie ist ein weit vorgeschobener Posten, den eine Einöde von 50 km Durchmesser von den andern Ksors trennt. Diese liegen ziemlich dicht beisammen, um eine Ebene herum, welche der Ued M'zab durchfließt, festungsartig am Abhange von steilen Hügeln zusammengedrängt. Die beifolgende Abbildung giebt eine ausgezeichnete Darstellung von Ghardaja, der Hauptstadt, daneben Melika und weiter zurück Beni-Isguen, die Ansicht ist von dem kleinen Fort aus aufgenommen, in welchem die französischen Behörden wohnen. Eine kleine Militärmacht genügt, um die Ordnung aufrecht zu erhalten, denn die Mozabiten wissen sehr wohl, daß sie vollständig von der französischen Regierung abhängen, welche jeden Aufstand sofort mit einer Sperrung des Handelsverkehrs beantworten würde. Nur die Tolba, die Schriftgelehrten, bleiben unversöhnlich, weil ihr oft tyrannisches Regiment von den Franzosen gebrochen worden ist. Sie sind indes nicht mehr zu fürchten, so streng der Mozabite auch an seiner Religion festhält.

Ein Friedhof bei Ghardaja. Nach einer Photographie.

Bekanntlich wird der Mozabite von dem orthodoxen Moslim des Maghreb, sei er nun Malekite oder Hanefite, nicht als rechtgläubig anerkannt, und nicht mit Unrecht; denn wenn auch der Mozabite als echter Nachfolger der alten Wahabiten und Ibaditen den Koran als seine einzige Richtschnur betrachtet und in allen seinen Vorschriften aufs peinlichste befolgt, hat er doch als Berber zäh an den demokratischen Traditionen seiner Rasse festgehalten und erkennt vor allen Dingen keinen geborenen Oberherrn, keinen Chalifen über sich an. Die Heiligenverehrung, welche bei den maghrebinischen Rechtgläubigen eine so sehr große Rolle spielt, ist ihm ein Greuel, Tabakrauchen, das freilich auch der Marokkaner nicht gern sieht, eine Sünde, Kaffeetrinken eine wenig löbliche Handlung; äußeren Schmuck verschmäht er. Daneben haben sich eine ganze Anzahl berberischer Gebräuche erhalten, welche der Rechtgläubige nicht kennt, und welche ihre Wurzeln in der vorislamitischen Zeit haben, so die Zeitrechnung nach dem julianischen Kalender mit den römischen Monatsnamen und vor allem der Kirchenbann (tebria). Wer sich eines Vergehens gegen die Religion schuldig macht, oder wer sich weigert, die von den Tolba, den schriftgelehrten Richtern, auf Grund des unveränderlichen Herkommens, des Kanun, verhängten und im Falle der Appellation von der Gemeindeversammlung, der Djemâa, bestätigten Strafen zu erleiden, gegen den wird diese Strafe verhängt. Sie bedeutet den bürgerlichen Tod genau wie bei den Christen des Mittelalters; der Gebannte darf nicht am Gebet teilnehmen und niemand hat die geringste Gemeinschaft mit

ihm. So wird wenigstens im Mozabitenlande jeder Widerstand ohne Gewaltanwendung rasch gebrochen, und der Gebannte betritt den einzigen Weg der ihn rehabilitieren kann und unterwirft sich der öffentlichen Kirchenbuße genau in denselben Formen, wie der gebannte Christ im Mittelalter. Zum Teil kommt es wohl vor, daß ein Starrkopf, auf seinen Reichtum vertrauend, der Tebria zu trotzen wagt; dann wird alle Geschäftsverbindung mit ihm abgebrochen, er wird von seinen Landsleuten geschädigt wo es möglich und ist bald ruiniert. Gegen den Mißbrauch dieser furchtbaren Waffe schützt den einzelnen indes die Genossenschaft, welcher er angehört; ist diese überzeugt, daß ihm Unrecht geschieht, so steht sie zu ihm trotz des Bannes; die endlosen Bürgerkriege in der Mozabitenkonföderation und die Gründung der meisten jüngeren Ksors sind durch solche Zwistigkeiten hervorgerufen worden. Die Franzosen mischen sich verständiger Weise nicht in diese Streitigkeiten ein; sie haben die Tolba el Kadis und Imams anerkannt, lassen die Gemeindeversammlung ruhig fungieren und begnügen sich damit, Blutvergießen zu verhindern. Dem Amin der ganzen Konföderation haben sie den Titel eines Baschaga verliehen, ein harmloses Vergnügen, so lange sie nicht den Versuch machen, diese Stelle einem Nichtmozabiten zuzuteilen. Sie werden das aber schwerlich thun und werden es überhaupt der Zeit und dem gesteigerten Verkehr überlassen, die Sonderstellung der Mozabiten zu brechen. Die Friedhöfe der Mozabiten sind wüst und baumlos, wie alle in Nordafrika[1]), wo man die schöne Sitte der Türken, sie mit Cypressen zu bepflanzen,

Ziehbrunnen bei Ghardaja. Nach einer Photographie.

nicht kennt. Eine Anzahl unbehauener Steine decken die Grabstätten; nur hier und da erhebt sich eine kleine ungeweißte Kubbah, die Ruhestätte eines Taleb oder eines Vornehmen bezeichnend. Zwischen den Steinen stehen überall zerbrochene Wassergefäße nach uralter, noch unerklärter Berbersitte.

Ghardaja umschließt in seinen Mauern, die ein ziemlich gleichseitiges Dreieck von 500 bis 600 m Seitenlänge bilden, etwa 13000 Einwohner, welche drei scharf geschiedene Gruppen bilden, die Mozabiten, weitaus die Mehrzahl, die Madabia, arabische Söldner, welche seiner Zeit von den Uled Ami Aisoa in einem Bürgerzwist gegen die Uled Ba Sliman gedungen wurden, und Juden, welche die durch eine Mauer abgetrennte Ostecke bewohnen. Nur die Mozabiten dürfen, dem alten Berberrechte entsprechend, Grundeigentum außerhalb der Stadtmauer besitzen. Ihnen gehören die 64074 Palmbäume — man kennt die Zahl so genau, weil jede Dattelpalme, sobald sie so hoch ist, daß ein Esel unter ihrer Krone hindurchgehen kann, Steuer zahlen muß —, welche aus 1240 Brunnen bewässert werden. Die Wasserhebung aus einer Tiefe von 60 m erfolgt auch hier noch mit den einfachen Schläuchen, welche durch einen Esel emporgezogen werden und sich von selbst füllen und ausleeren. Das beistehende Bild zeigt einen solchen „Bîr“. Es ist merkwürdig, daß die sonst so regsamen Mozabiten die spanische Noria, die sie doch aus dem Tell genau kennen, noch nicht in ihre Heimat eingeführt haben. Die französischen Behörden haben indeß alsbald nach der Annexion im Bett des Ued Mzab eine großartige Barrage angelegt,

[1]) Nur die Friedhöfe von Algier, der Janitscharenstadt, machen darin eine Ausnahme.

welche eine sehr erhebliche Vermehrung der Palmen, und der Einwohnerzahl gestattet.

Die zweite Stadt der Konföderation ist Beni-Isguen, die heilige Stadt par excellence, in welcher kein Nichtmozabite die Nacht hindurch bleiben darf. Sie hat nur 5000 bis 6000 Einwohner, ist aber wohlhabender und besser gehalten als Ghardaja, und stark befestigt. Ihre 25 874 Dattelpalmen sind in ausgezeichnetem Stande, da der zur Verfügung stehende unterirdische Wasservorrat dank der Vereinigung der Uëd Neissa mit dem Ued Mzab sehr reichlich ist.

Wenig weiter liegt auf dem Rücken eines steilen Felsenhügels Melika, die frühere Hauptstadt der Konföderation, welche die Bevorzugung Ghardajas durch die Franzosen nicht verwinden kann. Ihre Bedeutung wird bedingt durch die uneinnehmbare Lage, welche den in der Moschee aufbewahrten Bundesschatz vor jedem Angriff sicherte, und durch das Grab des Si Aissa, des einzigen Heiligen, dessen Andenken die Mozabiten ehren. Ihre Einwohnerzahl beträgt nur 1200, die der Dattelpalmen 2685. — Auch el Atenf, die älteste Stadt, ist im Vergleich zu Ghardaja nur unbedeutend, hat etwa 2400 Einwohner und 16000 Dattelpalmen. Ebenso ist Bu-Nura im Rückgange, zur Hälfte zerfallen, seine Einwohnerzahl kaum größer, als die von Melika. Das etwa 90 km nach Nordosten gegen die Schotts und Biskra vorgeschobene Guerrara zählt 4000 Einwohner und 28000 Dattelpalmen.

Über die Sitten und Gebräuche der Mozabiten ist schon so viel geschrieben worden, daß wir hier nicht weiter darauf einzugehen brauchen, besonders da die benutzten Quellen nichts sonderlich neues bringen. Sie haben eben die alten Berbersitten in voller Reinheit bewahrt. Von dem Interpreten M. de Motylinski ist ohnehin in einiger Zeit eine sehr eingehende Schilderung ihres Lebens zu erwarten. Hätte es noch einer Bestätigung ihres rein berberischen Ursprunges bedurft, so würde derselbe durch die von Amat in seiner Praxis an 50 Mozabiten vorgenommenen Messungen erbracht. Die Haarfärbung ist braun, mitunter heller, nie schwarz. Der Kopf ist subdolichocephal mit auffallend breiten Jochbeinen; die Größe bleibt etwas unter mittel, besonders sind die unteren Extremitäten kurz. Auch die Sprache ist ein echtes Berberidiom; von einem Alphabet ist keine Tradition mehr vorhanden, obwohl wir aus Ibn Chaldun wissen, daß bei der Invasion die Berber eine Schrift hatten, deren letzte schwachen Reste sich im Tifinar der Tuareg erhalten hat.

Ich möchte bei dieser Gelegenheit auf eine wenig beachtete Arbeit von Camille Sabatier[1]) aufmerksam machen, in welcher dieser genaueste Kenner der Kabylen neben zahlreichen andern eigentümlichen Ansichten über die Einwanderung der Stämme nach Nordafrika auch eine neue Erklärung des Namens Berber giebt. Er verwirft die Ableitung von dem griechischen Barbaros gänzlich und bringt ihn in Verbindung nicht nur mit den Sabarbares, die Diodor und Strabo unbekannt sind, aber bei Plinius auftauchen, sondern auch mit dem Berabisch in der Sahara, den Mördern des Majors Laing, mit Berberua in Ober-Bornu, mit Berber am Nil, den Berabra in Nubien, den Berbera an der Somalküste und in letzter Linie mit der Landschaft Berberistan, die Firdusi östlich von Persien nennt und deren Hauptstadt Cheri-Berber nach Vambery zwischen Kabul und Herat liegt. Die genannten Stationen bezeichnen ihm den Weg, auf welchem die Berber von Berberistan bis an den Maghreb vorgedrungen sind. Daß die Berber an der Straße von Gibraltar nicht Halt gemacht, beweisen ihm die Iberer und der Ebro, deren Namen von demselben Wurzelwort Ber abstammen.

Von den überlieferten Völkernamen hat Maure weder mit $\mu\alpha\upsilon\rho o\varsigma$, noch mit dem semitischen mahurin (Westleute, im Gegensatz zu scharikhin, Ostleute, Sarazenen) zu thun, sondern heißt kabylisch iommauren, Bergbewohner. Den Gegensatz dazu bildet Getuler, vom kabylischen Igoudal, Schäfer. Die Maxyer sind Imaziren, die Ackerbauer, die Atoranten wieder Jaderaren, die Bewohner der aderar, der Berge. Die Garamanten sind „Gara amedden", die Hirten von den Garas, wie der Targi heute noch die Felsenberge der Wüste nennt. Numider und Nosamonen lassen sich aus der kabylischen Sprache nicht deuten. Libyer scheint dagegen auch kabylisch zu sein und mit Ellib, Berg, zusammenzuhängen; es ist also synonym mit Mauri.

[1]) Essai sur l'Ethnologie de l'Afrique du Nord in Revue d'Anthropologie 1884, p. 404.

Das Fürstentum Kammin.

Historisch-topographisch dargestellt von Dr. Zechlin.

II.

2. Der Kösliner Kreis.

Betrachten wir zuerst die Pertinenzen der Radüe. Unmittelbar in ihrem Thale liegt Rosnow, das größte Gut im Kreise, 2500 ha, während Parnow und Strippow den größten Grundsteuerreinertrag haben; es ist ein altes Glasenappsches Lehn mit leichtem Boden; in den Rosnower Fichten mehrere kleine Seen. Auch bis zu dem 8 km gelegenen Nedlin fließt die Radüe durch Kiefernwald. Bei Nedlin ist guter Lachs- und Aalfang. Das Dorf wurde 1227 von Barmin I. nebst 12 andern mit dem Nonnenkloster zu Treptow vereinigt. Sie bildet, indem sie sich nach Norden wendet, die Grenze zwischen dem Kösliner und Belgarder Kreis. Hier liegt Barzelin an der Landstraße von Belgard nach Köslin, ein altes Münchowsches Lehn mit ebener Feldmark; beim sogenannten Krähenkruge führt eine Brücke über die Radüe. Etwas weiter von dem Fluß liegt Thunow, Haltestelle der Stettin-Danziger Eisenbahn, in ebener Gegend mit moorigen und sandigen Flächen, 1278 urkundlich erwähnt. Die Radüe, nach Westen umbiegend, tritt nun auf eine kurze Strecke in den Kösliner Kreis und fließt durch das Dorf Nassow, 1364 Nassenburg genannt. Es gehörte um diese Zeit nebst noch andern Dörfer dem angesehenen Kolberger Patriziergeschlecht Holk, teilweise auch den Kamekes[1]). Das feste Schloß wird noch 1438 genannt. Nassow hat besseren Boden mit vielen Wiesen; die Chaussee von Körlin nach Köslin führt an der nördlichen Seite des Dorfes vorüber; der Bahnhof liegt auf Belgarder Fundum. Andre Dörfer liegen bis zu ihrer Einmündung in die Persante nicht mehr an derselben, doch nördlich von ihr noch folgende Dörfer, deren Feldmark teilweise an den Fluß stößt, auf welchem viel Holz geflößt wird. Bitziker an eben erwähnter Chaussee in ebener und flacher, aber fruchtbarer Gegend; es gehörte zu den Besitzungen des

[1]) Riemann, Kolberg, S. 183.

vorher erwähnten Patriziergeschlechts Holk, von denen das Schloß Nassow den Mittelpunkt bildete; später war es ein Lehn der Krankspern, die 1373 aus der Priegnitz kamen und am Schluß des 16. Jahrhunderts ausstarben. Etwas nördlich von der Chaussee Kratzig ein altes Kameke'sches Lehn, 1565 urkundlich, aber ohne Zweifel schon länger im Besitz der Familie. Das Wohnhaus ist im alten Stil gebaut: großer Flur, von welchem zwei bogenförmige Treppen nach oben gehen, an den Flur stoßen dann einige große Gemächer, während durch Anbau für kleinere Zimmer gesorgt ist. Das Patronat der Kirche in Crasnich wird 1278 dem Jungfernkloster in Köslin übertragen. Es folgen Parsow und Schwemmin. Parsow, mit herrschaftlichem Wohnhaus, hatte früher eine selbständige Pfarre und wurde 1741 zu Schwemmin eingepfarrt. Die Gärten sind zum Teil parkähnlich eingerichtet und starker Obstbau wird getrieben. Auf der Feldmark findet sich ein mehrere Fuß mächtiges Kalkmergellager. Parsow wurde 1227 von Herzog Barnim an das Jungfernkloster zu Treptow verschenkt. Beide Dörfer waren alte Parsowsche Lehen, welche Familie man dort seit 1393 findet. Der letzte dieses Geschlechts starb 1654. Seit 1765 im Besitz der Familie von Gerlach. Von dem Hofgerichtspräsidenten von Gerlach wurde 1806 Parsow und Schwemmin zu einem Fideikommiß nach dem Rechte der Erstgeburt erklärt. Die Gerlachsche Familie gehört nicht zu den alt eingesessenen Geschlechtern Pommerns, sondern wurde erst 1755 in Pommern ansässig. Ihr Adelstand wurde 1735 von Friedrich Wilhelm I. anerkannt. Beide Güter haben fruchtbaren Acker, der zur Hälfte mit Weizen bestellt werden kann. Zu Parsow gehört der an der Chaussee gelegene Danzkrug, in welchem die hinterlassene Witwe Georg I., Margarethe, nachdem sie mit einem Knecht davon gelaufen, gewohnt haben soll [1]). Gleich hinter dem Danzkruge beginnt der Kolberg-Körliner Kreis.

Während im östlichen Teil des Kreises die Wasserscheide zwischen Radüe und Ostsee bis 2 km an die Radüe herantritt, tritt sie westlich von Manow und Bonin weit nach Norden vor, denn die ganze Gegend, 5 bis 6 km südlich von Köslin, wird vom Schwarzbach, einem rechtsseitigen Nebenfluß der Radüe entwässert. An seiner Quelle, wo er Moorbach heißt, liegt Zewelin, er fließt dann durch eine niedrige Gegend, deren Ränder von niedrigen Hügeln eingefaßt sind. Dicht dabei Mersin. Zu beiden Seiten der gepflasterten Straße Kastanienbäume. Das herrschaftliche Wohnhaus zweistöckig und von Gärten umgeben. Ebenfalls auf der linken Seite des Baches Schwessin an der Landstraße von Belgard nach Köslin, früher Kösliner Amtsdorf. Auf der rechten Seite fehlt teilweise die Wasserscheide, hier findet nach der alten Generalstabskarte durch den Radeckebach (auch Radösche genannt) eine Bifurkation zwischen Mühlenbach und Schwarzbach statt. Ungefähr in der Mitte der Radöschen Niederung liegen Konikow und Augustin beide gegenüber, letzteres auf ziemlich steilem Thalrande. Beide Dörfer waren Kösliner Amtsdörfer und produzieren viel Torf, ersteres ist Kirchdorf; Gräberfelder sind bei demselben aufgedeckt worden. Bei Gieskow, westlich von Konikow, geht die Wasserscheide weit nach Norden noch über die Körliner Chaussee hinaus bis Datjow, dessen See durch einen längeren Graben abgeleitet ist. Am Datjower See liegt ein Burgwall.

Wenden wir uns nun zu den Bächen, welche direkt der Ostsee zufließen. Daß der Küstenstrich fruchtbar ist und in demselben viel Weizen gebaut wird, wurde schon in der Einleitung erwähnt. Die Bauern sind wohlhabend, halten aber mehr an ihren einfachen Gebräuchen und Sitten als die Bauern auf dem Höhenzuge, die sich mehr städtischem Wesen nähern. Der Nestbach entspringt auf der Grenze des Kösliner und Schlawer Kreises, fließt dann an der östlichen Seite des Gollenberges immer durch waldiges Revier, einige kleine Bäche strömen ihm zu. An der Chaussee nach Pollnow liegt hier das langgestreckte städtische Eigentumsdorf Mocker, früher zum Neustettiner Kreise gehörig. Mocker gelangte 1287 durch Schenkung an das Nonnenkloster zu Köslin, wurde 1718 von der Stadt erworben und hat leichten Boden. Dann Steglin an der Grenze des Schlawer Kreises, zu welchem noch ein Teil gehört, ebenfalls 1718 von der Stadt erworben; beide für 13500 Thaler; die Kirche mit spitzem und schlankem Turm. Viel Wald ist in der Nähe, auch Fischteiche sind hier angelegt. Nördlich von Bangerow erstreckt sich der Hammerwald bis zur Kreisgrenze und bis zur Chaussee nach Zanow. An derselben liegt Kluß, dicht an der Grenze, welche hier der Nestbach bildet, 1614 erbaut, im siebenjährigen Kriege verwüstet und 1764 wieder aufgebaut und in ein Wollspinnereidorf verwandelt, welche Industrie aber nicht gedieh. Dann folgt Gohrband, d. h. am Berge wohnend, am nordöstlichen Abhange des Gollen, freundlich im Grünen gelegen. In Gohrband war ein festes Schloß, welches Peter Swenz, Palatinus von Pommern, dem Kösliner Magistrat 1308 für 100 Mark (= 2400 Mark) verkaufte [1]). In derselben Entfernung vom Gollenberg die Koloniedörfer Meyringen und Schwerinsthal, beide im Jahre 1749 auf Köslinischem Grunde durch Rodung von Buchen und Eichen neu angelegt. Ersteres nach dem General Meyering genannt und mit Kolonisten aus Mecklenburg besetzt, letzteres nach dem Generalfeldmarschall Schwerin genannt und mit 18 württembergischen Familien besetzt, welche alle bis auf zwei wieder fortliefen, an ihre Stelle traten Leute aus Jamund. Große Mössen ziehen sich von diesen Dörfern nach Norden zum Nestbach hin, der in der östlichen Bucht des Jamunder See zwischen Labus und Wusseken mündet.

An der östlichen Grenze des Kreises sind noch einige Dörfer zu erwähnen: Schübben, Bahnhof der Stadt Zanow, 1265 genannt, Zuchen, in niedriger Gegend, ebenfalls 1275 genannt, 1565 als Lehen der Heidebrecks erwähnt; Kleist, wahrscheinlich 1518 angelegt, Nepkow, 1309 erwähnt, letztere beiden gehören zum Güterkomplex von Wusseken.

„Jetzt werden meine Leser ein Herz fassen, mit mir auf den Gollenberg zu gehen, welcher wegen seiner ehemaligen Heiligkeit und Gottlosigkeit den Auswärtigen das größte Denkmal von Hinterpommern gewesen ist [3])." Derselbe liegt westlich von Nestbach zwischen den Städten Köslin und Zanow und heißt Berg. Er hat die Gestalt einer Ellipse und gehört der Stadt Köslin. Mit derselben wird er zuerst 1214 erwähnt, den östlichen Teil, zu Schloß Gohrland gehörig, erwarb die Stadt 1313. Wenn er auch nicht, wie Mikrael schreibt, bis an die Karpathen reicht, sondern wirklich vereinzelt gegen das flache Küstenland steil emporsteigt und gegen Zanow sich in tiefe Schluchten spaltet, so galt er doch bis zum Jahre 1836 für den höchsten Punkt im Pommernlande, zu welcher Annahme wohl seine isolierte Lage das meiste beitrug. Der mit Wald bewachsene, in blauen Duft gehüllte Berg erhöht den Eindruck eines kleinen Gebirges. In Wirklichkeit ist er nach Berghaus 423 Fuß (133 m) hoch; auf der alten Generalstabskarte wird die Höhe des Fahnenberges auf 458 Fuß, die Höhe des Schiefenberges auf 460 Fuß (144 m) angegeben. Wie er selbst einen hübschen Anblick

---

1) Barthold, IV, 1, 245.

1) Perlbach, Pommerellische Urkunde, S. 584.
2) Riemann, S. 175.
3) Haken, Diplomatische Geschichte von Köslin, S. 33.

gewährt, so hat man auch von seinen höchsten Spitzen eine schöne Aussicht auf das umliegende Land. Vor uns die Stadt Köslin, zu beiden Seiten lugen einzelne Dörfer, von üppigen Saaten umgeben, aus dem Grünen hervor. Das Auge schweift über den Jamunder See, der durch einen schmalen weißen Streifen von der See getrennt ist, auf die im weiten Bogen den Horizont begrenzende Flut, an deren östlichem und westlichem Ende die Kirchtürme von Kolberg und Rügenwalde sichtbar sind. Auch innerhalb schöne Spaziergänge, so nach der beliebten Försterei von Schröder und nach dem Treppensteig, der Trepp auf, Trepp ab bis zum Hammerwald führt, der seinem Namen nach einen Eisenhammer haben soll. Auf dem nördlich von der Chaussee nach Zanow liegenden Fahnenberge stand eine Bergkapelle, welche ein hochberühmtes Bild der unbefleckten Jungfrau Maria einschloß, nach der 1378 von Rom aus gewallfahrt wurde, 1533 ging dieselbe in Flammen auf. Im siebenzehnten Jahrhundert (1667) wurde an derselben Stelle eine Stange mit eiserner Wetterfahne und einem Kreuz errichtet. Im Jahre 1829, 3. August, wurde von den pommerschen Kreisen auf dem Fahnenberge ein Denkmal errichtet, welches aus einem 42½ Fuß hohen, von Eisen gegossenen Kreuze besteht, zur Erinnerung an die in den Freiheitskriegen gefallenen pommerschen Landsleute. Vor Zeiten war der Gollenberg wegen der in seinen Thalschluchten verübten Räubereien und Mordthaten sehr verrufen, auch hat sich wirklich der Name Mördergrube als Bezeichnung eines verdächtigen Orts in demselben erhalten[1]). So erzählt Hanncke[2]), daß in dem Dorfe Kluß bei Zanow der Postwagen vier Stunden liegen bleiben mußte, weil die Passagiere — drei Juden, die viel Geld bei sich führten — die Nacht nicht durch den verrufenen Gollenberg hätten fahren wollen.

Der Mühlenbach, der in seinem Ursprung auch Seidelbach genannt wird, entspringt nordöstlich vom Dorfe Seidel an der Grenze der Karziner Forst. Hier liegt das Dorf Seidel mit leichtem Boden, seit dem 14. Jahrhundert ein Glasenappsches Lehen, bei demselben wurden 1878 2000 Münzen gefunden. Der Bach fließt nun in nördlicher Richtung an mehreren kleinen Seen vorbei in den Achtersee. Südlich davon an der Chaussee nach Bublitz Manow, durch welchen Ort auch die sogenannte südliche Straße nach Pollnow führt; es ist ein altes Glasenappsches Lehen, 1375 erwähnt, mit schloßartigem Herrenhaus. Augenblicklich gehört es dem Fürsten Karl Anton von Hohenzollern-Sigmaringen. Viele Wiesen (gegen 1000 Morgen) gehören zu dem Gute, außerdem große Torfmoore, Kalk- und Mergelgruben. 1760 befand sich Tottlebens Hauptquartier hier. An der östlichen Seite des Achtersees Wisbuhr, 1240 urkundlich erwähnt, in einer bergigen Gegend, östlich an die Ausläufer des Gollen stoßend. Der Boden ist guter Roggenboden, früher war ein Eisenhammer hier. Der Ausfluß des Achtersees geht dann in den größeren Lübtowsee, der diesen Namen nach dem kleinen Dorfe Lübtow führt, früher Boninsee genannt. Die Fischerei in demselben ist ziemlich bedeutend. Zur Stiftzeit gehörte Stagnum Bonyn mit allen seinen Ufern und Erzeugnissen zu den Tafelgütern des Bischofs der Kamminschen Kirche. An denselben sind bedeutende Wiesenkalklager. Mitten durch den See führt der sogenannte Teufelsdamm, der seinen Namen davon erhalten hat, weil ein Ritter seine Seele dem Teufel verschreiben wollte[3]). In der Nähe des Teufelsdamm stand eine Burg, von welcher man 1870 verschiedene Überreste von Baulichkeiten und altertümlichen Geräten gefunden hat. An seiner westlichen Seite das Dorf Bonin, niedrig gelegen. Das Dorf ist das Stammhaus des Geschlechts Bonin, welches 1288 zuerst genannt wird und in dessen Besitz es sich 1301 befand. Später kam das Dorf an das Nonnenkloster in Köslin. Etwa 1500 Schritt vom Dorfe, an der Pollnower Straße, liegt die sehr alte Kirche des Dorfes auf den Boniner Kirchbergen, seit 1846 geschlossen. Ohne Zweifel lag die Kirche in der Mitte des Dorfes, welches erst später näher an den See gelegt ist. Der Ausfluß des Lübtowsee nimmt jetzt den Namen Mühlenbach an und fließt nach Norden zwischen den städtischen Eigentumsdörfern Kretmin und Dörsenthin, auch Dirsenthin 1284 genannt. Einen kleinen Arm, die Radösche, entsendet er, wie erwähnt, nach Westen. Wendland[1]) berichtet, daß die Radösche ihren Ursprung im Boninschen See gehabt habe und an den Dörfern Geritz und Thunow vorbei in die Radüe gegangen. Später sei der alte Gang verstopft und die Radösche auf die Stadt geleitet und mit dem Mühlenbache um der Mühlen willen konjungiert worden. Diese Ansicht des Chronisten wird durch zwei in den Urkundenbüchern gedruckte Urkunden bestätigt; 1274 gestattet Bischof Hermann der Stadt Köslin, den Bach Radesse in den Jamundschen See abzuleiten. Dieser entsprang im See bei Wisbuhr (Achtersee), denn es heißt zum Jahre 1289: „quod a stagno, qui dicitur Wissebuhr, usque in stagnum Jamene dictum". Es folgt Roggow, unmittelbar an Köslin stoßend, an der Chaussee nach Pollnow mit villenartigen Gebäuden. Roggow (Rokesouwe) wird 1284 dem Nonnenkloster in Köslin geschenkt. So kommen wir von den städtischen Eigentumsdörfern zur Stadt Köslin selbst: Das Dienergefolge kündet die Herrscherin an.

Köslin liegt auf der linken Seite des Mühlenbaches auf einer ebenen Fläche 45 m über dem Ostseespiegel. Vom Bahnhof führt die neue Thorstraße auf den großen Markt. Hier das Rathaus (1827 gebaut) mit der Wache. Auf dem Markt das Denkmal Friedrich Wilhelm I., 1724 errichtet, zum Andenken an die Wohlthaten, welche er der Stadt nach dem Brande von 1718 zukommen ließ. Vom Markt führt weiter östlich die Bergstraße bis zum Wall, beide eben erwähnten Straßen sind die Hauptverkehrsadern der Stadt. Dann führt eine Brücke über den Mühlenbach, dessen mit Bäumen umsäumtes Wiesenthal einen hübschen Anblick gewährt, zu der Friedrich-Wilhelmstadt. Dieselbe nach Friedrich Wilhelm III. so genannt, wurde 1816 auf dem sogenannten Ziegelberge angelegt. Hier das große Postgebäude, vor demselben das Kriegerdenkmal, dann das Seminar (1816 gegründet, 1828 gebaut). Hinter der Gabelung der Straßen, welche schöne und belebte Spaziergänge sind, an der Straße nach Zanow das Gymnasium (1821 gegründet, 1877/79 gebaut). Vom Markt südlich die Hohe Thorstraße nach dem Holzmarkt, senkrecht auf derselben die Regierungsstraße, bei Haken Schmorrenhäger und Heilige Geiststraße genannt, mit dem Sitz der Regierung, nördlich vom Markt die Mühlenstraße, parallel mit ihr von der Bergstraße aus die Junkerstraße, welche zur Schloßkirche, zum Gerichtsgebäude und zur Loge führt. An die innere Stadt schließen sich außer der Friedrich-Wilhelmstadt drei Vorstädte an.

Die Stadt ist nach dem großen Brande größtenteils in holländischem Baustil aufgeführt, regelmäßig gebaut und eine der freundlichsten Städte Pommerns. Eine Menge Gärten befinden sich in der Stadt, von denen der Lütkesche Garten, den man nach Überschreiten des Mühlenbaches tief im Grunde liegen sieht, und der Schützengarten besonders zu erwähnen ist. Sie war mit einer Ringmauer umgeben,

---

[1]) Benno, Geschichte der Stadt Köslin S. 207, wo auch einige Mordthaten angeführt werden.
[2]) Pommersche Skizzen S. 64.
[3]) Näheres bei Knoop a. a. O. S. 122.

[1]) Bei Benno S. 207.

von der noch einige Stücke erhalten sind, an Stelle der Wälle sind hübsche Promenaden angelegt. Dem Schöpfer derselben, dem Präsidenten Fritsche, ist auf dem kleinen Walle ein Denkmal errichtet worden (1851). Seit 1737 hat die Stadt Wasserleitung aus einer Quelle im Gollen, 2000 m von der Stadt. Der nahe Gollen bietet überhaupt dem Kösliner leicht Gelegenheit, Waldeslust und Waldesfrische einzuatmen.

Von öffentlichen Gebäuden ist die Marienkirche zwischen der Großen und Kleinen Papenstraße zu bemerken. Sie gehört dem gothischen Stile des 14. Jahrhunderts an und hat niedrige Seitenschiffe. Urkundlich wird ihrer zuerst im Jahre 1331 gedacht. Über das Schnitzwerk am Hochaltar siehe Kugler, Pommersche Kunstgeschichte, S. 213. Außer der noch zu erwähnenden Schloßkirche sind noch die katholische und die Irvingianer Kirche zu nennen.

Vier Kapellen dienten ehemals zu gottesdienstlichen Gebräuchen, von welchen jetzt nur noch die St. Gertrudskapelle ihrer äußeren Gestalt nach vorhanden ist. In dem Gebäudekomplex, wo jetzt das Gerichtsgebäude (1825), die Loge und die Schloßkirche steht, stand das Kloster. Dasselbe wurde 1568 abgebrochen und von Johann Friedrich ein Schloß erbaut. Sein Nachfolger vollendete und vergrößerte den Bau, legte Lustgarten und Stechbahn an. Auf einer Anhöhe gelegen, sah es stattlich aus, vor ihm dehnte sich ein weiter Teich aus, der jetzt in ein Wiesenthal umgewandelt ist. In demselben residierten die Bischof-Herzöge aus dem pommerschen Greifengeschlecht. Auch das Schloß ist verschwunden; neuerdings ist in der alten Mauer eine Tafel angebracht mit den Worten: Hier stand das durch Feuer zerstörte Residenzschloß der pommerschen Herzöge, Kasimir, Franz und Ulrich, Bischöfe von Kammin 1574 bis 1622. Den letzteren Bischof besuchte Johann Sigismund von Brandenburg auf dem Schlosse (1619). Aus der Klosterkirche, welche lange wüste gelegen, entstand die Schloßkirche, sie wurde 1609 eingeweiht, brannte ebenfalls 1718 ab, 1724 wieder aufgebaut, 1839 restauriert. Aus derselben habe, erzählt man, wie fast in allen Städten, ein unterirdischer Gang nach der Wallfahrtskapelle im Gollen geführt.

Köslin ist eine wohlhabende Kommune, die über 16000 Morgen Forst besitzt. — Gollenberg 9000 Morgen groß, daher ist das Schulgeld in der Elementarschule erlassen, im übrigen ist sie wesentlich Beamtenstadt, Sitz verschiedener Behörden (Regierung, Landgericht, Oberpostdirektion u. s. w.). Von industriellen Unternehmungen sind zu nennen, eine Papierfabrik, Eisengießereien, Mineralwasserfabrik, Ölraffinerie, Bierbrauereien, Wollspinnerei und einige Mühlen. Daher hat sich die Bevölkerung wesentlich vermehrt, aus 2933 Einwohnern des Jahres 1780 sind 16834 des Jahres 1880 geworden, so daß aus 100 Einwohnern des ersten Jahres 574 des letzteren geworden sind. Nächst Stettin hat Köslin die bedeutendste Zunahme von allen pommerschen Städten aufzuweisen.

Fragen wir uns nun, warum sich gerade an dieser Stelle eine verhältnismäßig bedeutende Stadt entwickelte. Obgleich die Stadt im Sinn des Mittelalters nicht sehr fest war, so lag sie doch an einem Fluß, der mit der Ostsee in Verbindung stand, so daß sie Seehandel treiben konnte. Man baute die Schuten vor dem Kösliner Thor und fuhr sie auf Wagen nach dem Jamundschen See, der zu diesem Zwecke einen schiffbaren Abfluß zwischen Deep und Laase hatte; noch 1859 bestand die Kösliner Rhederei aus sechs Schiffen. Ferner lag sie an der äußersten Grenze des bischöflichen Gebietes; der Bischof mußte großes Interesse daran haben, seine Ostgrenze zu schützen. Am Fuße des Gollenberges gelegen, beherrschte und sicherte sie die gefährliche Passage durch denselben und schied lange deutsches und wendisches Wesen, wie denn den Köslinern noch 1516 verboten wurde, von den wendischen Leuten mit wendischen Sprachen zu kaufen. Aus der Slavenzeit stand eine Burg an dieser Stelle. Daher zeugt es von dem praktischen Blick des Bischofs, gerade hier ein starkes Gemeinwesen zu gründen.

Das Dorf Kossalitz, adj. poss., vom Personennamen Kosla, d. h. Krummbein, schenkte Bogislav II. nach einer allerdings angezweifelten Urkunde 1214 dem Kloster Belbeck. Am 23. Mai 1266 gründete Bischof Hermann die deutsche Stadt Köslin, 1277 stiftete er das Eistercienser Nonnenkloster auf der insula s. Mariae. Um 1447 [1]) fand eine Fehde zwischen Köslin und Kolberg statt, in welcher die Kolberger von den Köslinern geschlagen wurden. Eine interessante aber nicht gerade angenehme Episode der städtischen Geschichte ist die, als Bogislav X. 1480 von den Köslinern in Zanow überfallen und gefangen nach Köslin geführt wurde. Der nähere Hergang ist in Kürze folgender. Kaufleute und Krämer aus Köslin fuhren an Zanow vorüber und das Hofgesinde des Herzogs nahm ihnen ohne Wissen desselben ihre Waren fort. Die Kösliner machten nun großes Geschrei in der Stadt und zogen in hellen Haufen vor das Zanower Schloß. Der Herzog suchte sie zu beruhigen und befahl ihnen, Namen zu nennen. Da sie aber keinen der Übelthäter kannten und heftig auf die Burg drangen, erhob sich ein allgemeiner Tumult, in welchem viele verwundet wurden. Ein Kösliner hob eine Hellebarde gegen den Herzog auf, um sie ihm auf den Kopf zu treiben, und hätte ihn erschlagen, wenn nicht Adam Podewils, der Hauptmann von Zanow, dazwischen gesprungen und den Bürger niedergeworfen hätte. Zuletzt wurde der Herzog gefangen und im Triumph nach Köslin geführt. Der Stadtdiener ritt voran und rief den Bürgermeistern, die auf dem Markte standen, zu: „All gewunnen, all gewunnen.“ Aber die Bürgermeister erschraken auf die Nachricht von der Gefangennehmung des Herzogs, gingen ihm vors Thor entgegen und baten ihn um Verzeihung. Der Herzog Bogislav ließ die Kösliner nicht so leichten Kaufes davon und legte ihnen harte Bedingungen auf. Etliche tausend Gulden war er ihnen schuldig, von welchen weiter nicht die Rede war, dazu mußten sie noch 3000 Gulden geben und einen goldenen Becher. Wenn er nach Köslin käme, sollten sie ihn und seine Gemahlin mit 200 Pferden stattlich verpflegen, das Thor niederreißen und ihn zum Zeichen der Unterwerfung darüber reiten lassen; ferner sollten sie ihm mit der ganzen Klerisei, den Jungfrauen aus dem Kloster, entgegengehen, ihm einen Fußfall thun und ihn um Vergebung bitten, schließlich noch seiner Gemahlin ein Kleinod mit 200 Goldgulden geben. „Und von dieser Geschichte ist entsprungen das Sprichwort, daß man saget, daß die Koslinschen wohl eine Thorheit thun dürfen und dürfen sie auch wohl bezahlen [2]).“ Auch bei Einführung der Reformation fanden Tumulte statt. Ein angetrunkener Barbier störte mit einer schreienden Ente unter dem Arme den Gottesdienst. Er wurde zur Strafe in einen Sack gesteckt und ersäuft. Daher sagt Kantzow von Köslin: „Köslin ist auch eine ziemliche Stadt, nicht weniger denn Anklam, ausgenommen, daß es keine Seefahrt hat, hat eine Pfarre und ein Jungfrauenkloster. Gehört auch dem Bischof von Kamin; treibt auch nicht selten Aufruhr und Mutwillen, welches sie denn gemeiniglich hoch verbüßen. In kurzen Jahren haben sie eine unmenschliche That begangen an einem Balbier. Item, ein Sprichwort ist: uns Köslin.“ Wegen des ihnen von den Bischöfen bestätigten Rechtes der freien Seeschiffahrt gerieten die Kösliner 1510 mit Kolberg und

[1]) Vergl. Riemann, S. 225.

[2]) Kantzow, Ausgabe von Kosegarten II, S. 195.

Rügenwalde in Streit. Zur Erinnerung an die Zeit der bischöflichen Herrschaft prangt noch heutigen Tages über dem Eingange des Rathauses die Inful im Wappen der Stadt über der Schüssel mit dem abgeschlagenen Haupt Johannis des Täufers und ihm zu Ehren wird noch jetzt alljährlich der St. Johannistag in dem nahe gelegenen Buchwalde — schon 1266 genannt — durch ein altes herkömmliches Volksfest gefeiert. Wie schon erwähnt, brannte das Schloß, die Schloßkirche, das Rathaus und 297 Häuser 1718 ab. Friedrich Wilhelm I. gründete das Kösliner Hofgericht. Im siebenjährigen Kriege hatte die Stadt von den Russen viel zu leiden. 1764 wurde hier ein Königl. Kriegs- und Domänenkammer-Deputations-Kollegium gegründet. 1816 wurde die Stadt der Sitz der Regierung. Sie ist der Geburtsort des Hans Lüttkeschwager (Johannes Micraelius), gest. 1658, eines pommerschen Geschichtsschreibers.

Von berühmten Persönlichkeiten besuchte König Friedrich Wilhelm I. öfters Köslin und übernachtete dann in dem Hause des Kreisphysikus und Bürgermeisters Rüglin. 1717 passierte Peter der Große die Stadt. 1723 logierte die Landgräfin von Hessen Darmstadt mit ihren Töchtern und dem Freunde Goethes, Merck, im Hause des Deputatskollegium [1]). 1776 besuchten Prinz Heinrich, Bruder Friedrich des Großen, und der nachherige Kaiser Paul I. die Stadt. 1786 logierte Friedrich Wilhelm II. beim Kaufmann Zettwach am Markt. 1798 kamen Friedrich Wilhelm III. und Königin Louise in die Stadt, sie bestiegen den Gollen; letztere übernachtete beim Kaufmann Berdinetti. 1817 passierten Prinzessin Charlotte und Prinz Wilhelm auf der Reise nach Petersburg die Stadt. 1818 Friedrich Wilhelm III. auf der Rückreise von Petersburg. 1834 endlich der damalige Kronprinz Friedrich Wilhelm IV. und seine Gemahlin Ludovika.

Von Köslin fließt der Mühlenbach in nördlicher Richtung, begrenzt im Osten den Buchwald und ergießt sich zwischen Jamund und Puddemsdorf in den Jamunder See.

Betrachten wir nun die Küste und die an ihr oder nicht weit von ihr liegenden Dörfer. Eine flache Waldniederung trennt den Buckower See von dem Jamunder. An der Nordostecke desselben, bei Beginn der Nehrung, liegt das Fischerdorf Laase (1278 genannt). Von demselben zieht sich die Nehrung 10 km südwestlich hin ungefähr bis zum Fischerdorfe Nest. Dieselbe ist etwa 500 bis 750 m breit [2]). Die Dünen sind auf der Nehrung nur kümmerlich bewachsen. Ungefähr in der Mitte ist der Abfluß aus dem Jamundschen See, welcher nach Brüggemann 1640 entstand, durch welche eine wegen des Sogsandes gefürchtete Furt geht, östlich davon das ärmliche Fischerdorf Deep. Hier in der Nähe fuhren die Kösliner mit ihren Schuten ins Meer, wo die sogenannte Bollwerksdüne liegt. Am Westrande der Nehrung liegt das Fischerdorf Nest, 1278 urkundlich erwähnt, in welchem Jahre dem Nonnenkloster in Köslin die Taberne im Dorfe Veneſt verliehen wurde. 1281 war das Kastrum Nest im Besitz des Ritters Johann Romele. Bis vor kurzem führte ein sandiger Weg von Moellen dorthin. Es wurde im Jahre 1552 bei der großen Sturmflut zerstört und nachher bei seinem Wiederaufbau an die frische See verlegt, vor der Ostsee durch eine 18 m hohe Düne geschützt. Das Weideland, welches ehemals reichlich vorhanden war, ist versandet. Im Sommer haben die Fischer durch Badegäste, welche sich hier zahlreich aufhalten, einen reichlichen Verdienst.

Hinter der Nehrung liegt der Jamundsche See, 2 bis 3 m tief, 24 qkm groß, 10 km lang, zwei Halbinseln ragen auf der südlichen Seite in denselben hinein, welche drei Buchten bilden. Zwei mächtige erratische Blöcke liegen in demselben. An der Ostseite unmittelbar am See Wusseken, überwiegend Boden vierter Klasse. Die Kirche war ein berühmter Wallfahrtsort, da in demselben eine geweihte Hostie gezeigt wurde, aus der Blut herausquoll. Wendland berichtet darüber. Bei Austeilung des Sakramentes kamen viele Gläubige herbei, unter andern sei auch eines Hirten Frau hinzugetreten und zwar vor der Edelfrau, nämlich vor Ritter Paul Bulgrins Ehegenossin. Diese habe das arme Weib zurückgestoßen, worüber aber die konsekrierte Hostie dem Priester nicht allein aus der Hand auf die Erde gefallen, sondern auch gedachte Ehefrau knietief in die Erde gesunken sein soll. Der Suffragan hob die Hostie unter dem Vorgeben, daß sie blute, von der Erde auf und ein großer Wallfahrtsort wird bis 1534 errichtet. Auch ihr Ehemann, Paul Bulgrin, scheint ein sehr sündhafter Mensch gewesen zu sein, denn die Priester legten ihm eine Wallfahrt nach Santiago de Compostella auf. Als er aber von den dortigen Priestern nach dem viel gnadenreicheren Marienbilde auf dem Gollen verwiesen worden war, fluchte und wetterte der gottlose Ritter bei seiner Rückkehr nach Wusseken, 1416, über die Gewissenlosigkeit seines Pfaffen, der ihn habe 400 Meilen reisen lassen, da er doch den Ort der Gnade vor seiner Thür und seines Vaters Ochsen sehr oft daselbst gehütet habe. Auch in der Kirche des benachbarten Jamund wird ein Kruzifix gezeigt, welches inwendig hohl ist und auf Verlangen Blut schwitzen konnte. Wusseken war der Sitz eines alten slavischen Geschlechtes, dessen urkundlicher Ahnherr der schwarze Ritter Bartus war und nach dem sich das Geschlecht Bartuskewitz, später Bulgrin, nannte. Südlich von der Kirche am See hatten sie ein festes Schloß erbaut, welches noch auf der alten Generalstabskarte angegeben ist. Auf dem östlichen Vorsprunge liegt Labus, dann folgt südwestlich Jamund, schon 1224 urkundlich genannt, gehörte zu den 13 Dörfern, welche 1227 dem Nonnenkloster zu Treptow geschenkt wurden, seit 1331 im Besitz der Stadt Köslin, es ist ein wohlhabendes Bauerndorf mit gutem Acker. Hier wirkte 22 Jahre lang der Pastor Wilhelm Haken (1749 bis 1771), der sich um die pommersche Lokalgeschichte verdient gemacht und die Geschichte der Stadt Köslin und Stolp veröffentlicht hat. Auch über die Lage der Jomsburg hat er eine Arbeit herausgegeben, welche noch dazu von der dänischen Akademie der Wissenschaften mit einem Preise gekrönt ist. Er verlegte dieselbe in die Umgegend von Jamund [1]). Auch eine Bibliothek in der Kirche hat er gestiftet. Die Bewohner Jamunds und Labus haben ihre eigentümliche Tracht und Sitten treuer bewahrt als die Nachbardörfer. In beiden Dörfern kommen nur sieben Familiennamen seit mehreren Jahrhunderten vor: die Lassahn, die Lemken, die Lüttschwager, die Mallow, die Mauken, die Marxe und die Otten, und ebenso nur wenige Vornamen. Den Anzug hat Benno, a. a. O. S. 186 ausführlich geschildert, nur den Brautstaat einer Jamunderin wollen wir nach demselben Autor hervorheben. Die Jamunderin trägt als Braut einen feinen schwarzen Anzug nach altem herkömmlichem Schnitt, der von einem mit Silber und Goldtressen reich besetzten Leibgürtel zusammengehalten wird, um den Hals einen bis an das Kinn reichenden Faltenkragen, um die Schultern einen kurzen Tuchmantel, auf den Händen schwarzlederne, blankgestickte Handschuhe. Der Hauptschmuck ist immer der sogenannte Pfeil, eine seltsam geformte hohe Brautkrone, auf einem metallenen Bügel,

[1]) Das Nähere bei Hannecke, a. a. O. S. 68.

[2]) Lehmann, Das Küstengebiet Hinterpommerns 1884.

[1]) Haken, historisch kritische Untersuchung sämtlicher Nachrichten von der ehemaligen, auf der pommerschen Küste befindlich gewesenen und so hoch berühmten Seestadt Jomsburg, 1776.

worüber sich andre Bügel sphäroidisch erheben, die sämtlich mit Knistergold, vielen silbernen Flittern und sonstigen Zieraten prangen. Seit 1817 ist dieser Schmuck noch durch eine goldene Halskette vermehrt worden. Am 15. Juni 1817 passierte die nachmalige Kaiserin Charlotte, Gemahlin des Kaisers Nikolaus, Tochter Friedrich Wilhelm III., den Gollen, wo sie von einer Schar junger Mädchen begrüßt wurde. Alle erschienen in ihrer eigentümlichen Tracht, nur die Führerin namens Anna Lassahn im vorbeschriebenen Brautstaat. Sie begrüßte die Königstochter mit einem Gedicht und erhielt zur Belohnung eine goldene Kette, welche noch heute jede Braut an ihrem Ehrentage trägt. Ebenfalls verdienen die Gilden, das sind Zusammenkünfte, erwähnt zu werden. Sie werden zu Jamund im Monat Mai oder Juni gehalten. Dieselben fangen Mittwoch an und endigen Sonnabend. In jedem der dazu bestimmten drei Höfe versammeln sich Mittwoch nachmittags 12 Familien. Während Knechte und Mädchen im Vorhause tanzen, unterhalten sich die Hausväter in den Stuben oder spielen Karten. Es wird nebenbei feines Weizenbrod und Butter verabreicht. Am folgenden Tage nimmt die Gilde schon vormittags wieder ihren Anfang; der Hauswirt sorgt für ein reichliches Frühstück, aus Fischen, Butterschnitten und Branntwein bestehend; des nachmittags wird ein eigens für diese Tage gebrautes starkes Bier gegeben, so gehts bis Sonnabend. Die Gildewirte benutzen dafür zugleich als Entschädigung ein Grundstück, die Gildewiese genannt, wovon jeder ungefähr drei Fuder Heu erhalten mag.

In derselben Entfernung vom See Neuenhagen mit fruchtbarem Acker. Dicht dabei Groß- und Klein-Streitz am Basterkanal, der in den Jamunder-See führt, ersteres ein altes Schmelingsches Lehen. Unmittelbar hinter den Dünen Groß- und Klein-Möllen. Groß-Möllen 1288 genannt; 1333 verkaufte es der Kolberger Patrizier Henning Schlief an einen Damitz, ebenfalls Bürger von Kolberg; in dem Besitz dieser Familie befand es sich über 400 Jahr. Beides sind freundliche Dörfer, in ersterem sind einige hübsche Häuser zu Badewohnungen eingerichtet, hier endet die Chaussee von Köslin, welche hinter Jüdenhagen sich gabelt, und deren westlicher Arm nach Kolberg führt. Jüdenhagen ist ein langgestrecktes, freundliches Dorf, nördlich vom Buchwald gelegen, ein altes (1368) Schmelingsches Lehen mit gutem Acker. Mit ihm beginnt die Reihe der langgestreckten Hagendörfer. Den Namen leitet Berghaus vom slavischen Chådo, d. h. schlechter Hagen ab. Dann führt die Chaussee an dem Amte Kasimirsburg vorbei zum Dorfe Bast. Kasimirsburg ist eine fruchtbare Domäne. 1592 legte der Fürst-Bischof Kasimir IX. eine Stuterei an und ließ ein Schloß bauen und einen schönen Garten anlegen an den lustigen frischen See (dem abgelassenen Baster). Dem Schlosse gab er seinen Namen und verlegte hierhin den Sitz seiner Beamten. Seit dieser Zeit wurde das Amt Kasimirsburg genannt, welches früher Bast hieß. Bei dem Gutshofe wurde eine römische Münze gefunden. Dicht dabei Bast am Ostrande des Baster See, der in den siebziger Jahren des 18. Jahrhunderts trocken gelegt und durch einen Kanal in den Jamunder See abgelassen ist. Die Kirche ist ein gut erhaltenes gothisches Gebäude mit einem Querschiffe auf der Südseite und vielen auf Glas gemalten Wappen an den Fenstern aus dem Ende des 16. Jahrhunderts. In derselben hängt das Bildnis Kasimirs, außerdem ein Gerippe von einem Walfisch, der 1590 in der Ostsee gefangen wurde. Bastland oder Bestland (indago Bast) wurde 1277 Eigentum des Jungfrauenklosters zu Kolberg. 1288 wurde das Dorf an das Kloster Dargun verliehen. Der Wende Milota hatte noch um das Dorf einen Streit mit dem Kloster, welchen der Buckower Abt schlichtete [1]). Das Dorf hatte früher die Marktgerechtigkeit, welche Märkte 1733 nach Köslin verlegt wurden. Dicht dabei Todtenhagen (d. h. der Hagen des Tod) mit dem größten Grundsteuerreinertrag, nämlich 85 Sgr. vom Morgen Ackerland. Ebenfalls unmittelbar am Strande liegen die Ortschaften Bauerhufen und Sorenbohm, ersteres ein freundliches Fischerdorf, in welchem im Sommer viele Badegäste ein geselliges Leben führen, durch eine Düne, welche am westlichen Ende hoch ist und eine steile Böschung hat, geschützt. Ein tiefer Sandweg, wenn man nicht einen großen Umweg durch fruchtbares Feld vorzieht, führt zu dem benachbarten Sorenbohm, welches unmittelbar am Strande liegt, so daß die Gärten an den dünenlosen Strand stoßen. Hier hat die See viel Land weggerissen. Die Kirche, 1856 gebaut, ist von freundlichen Bäumen umschattet. Westlich davon Funkenhagen, 1288 genannt, ein langes Dorf, eben und fruchtbar; das Gut verkauft viel Gemüse an die Badeörter. Es war wie das benachbarte Parpart ein Damitzsches Lehen. Die Kirche, welche 1490 als ecclesia parochialis unter dem Patronat des Nonnenklosters zu Köslin erwähnt wird, hat die Ostsee hinweggerissen. Der Leuchtturm ist weithin sichtbar. Westlich von Pleushagen, dem Geburtsorte des Kriegsministers Roon (gest. 1879), mündet die Wonne in die Ostsee.

Der rote Bach oder die Wonne ist der Abfluß des Parnower Sees, welcher in gerader Linie 12 km von der Ostsee entfernt ist. Am östlichen Ufer des Sees liegt Tessin, urkundlich 1227 erwähnt, in welchem Jahre das Dorf Tessin von Barnim I. dem Nonnenkloster zu Treptow geschenkt wurde, mit fruchtbarem Acker und schloßartigem Wohnhaus. Hier fand, wie schon erwähnt, das Treffen zwischen Kolbergern und Köslinern statt. An der andren Seite des Sees Parnow, 1288 genannt. Dann folgt am linken Ufer des kleinen Baches Barchim, 1288 genannt, mit altertümlichem Herrenhause, es hat strengen Lehmboden. Seit 1410 im Besitz der Kameke. In dem zu Barchim gehörigen Gehölz liegt ein kleiner Burgsee, der seinen Namen nach dem dabei gelegenen Burgwall führt. Westlich davon ein großes Torfmoor. An derselben Seite liegt das lange und große Dorf Kordeshagen, d. h. Kurtshagen, hauptsächlich eine Straße bildend. Eine Apotheke befindet sich in demselben. Wo der Weg nach Strippow abgeht, liegt die Kirche, welche 1497 durch einen Sturm umgerissen wurde [2]). Die Fortsetzung des Dorfes bildet das hochgelegene Hohenfelde mit Schloß und daran schließendem schönen Park. Friedrich Wilhelm I. besuchte seinen Etatsminister Ernst Bogislaw von Kameke in Hohenfelde. In dem Park wird noch eine Vertiefung gezeigt, wo der König sich aufhielt, und welche noch das Königsthal heißt. Später fiel derselbe in Ungnade (gest. 1726). Jetzt gehört es dem früheren Kriegsminister von Kameke. Das Gut scheint erst Ende des 16. Jahrhunderts angelegt zu sein. Es hat guten Weizenboden, wenn sich auch in trockenen Jahren ein großer Wassermangel fühlbar macht. Die Wonne macht hier einen großen, nach Norden gerichteten Bogen, der sich bis Kiepersdorf erstreckt. Gerade über Hohenfelde durch das Wonnethal getrennt, liegt Borkenhagen mit gutem Acker. Von hier wandert man bis an die Küste durch langgestreckte Dörfer, wie denn hier die Ansiedelungen viel zahlreicher sind als auf dem Landrücken. Unmittelbar an Borkenhagen schließt sich Schulzenhagen an. An mehreren Gütern (z. B. Bosterberg), an fruchtbaren Feldern und schönen Gärten vorbei zur einfachen Kirche, bei der der Weg nach Kaltenhagen (Grundsteuerreinertrag 77 Sgr.) führt. Der südliche Weg führt durch Wiesen, und mehrere Brücken durchs Wonne-

---

[1]) Perlbach, S. 168.

[2]) Zeitschrift für preußische Geschichte, Bd. V, S. 583.

thal, an deren linken Seite Timmenhagen liegt, mit fruchtbarem Boden, 1399 im Besitz der Familie Weyer, dann Lappenhagen, endlich Lasschne, beide mit fruchtbarem Acker. Zwischen beiden Dörfern mündet der Strachminsche Mühlenbach. Die Kirche, in welcher viele Schiffe hängen, ist von hübschen Bäumen umschattet. Die Häuser sind einfach gebaut und die Bevölkerung hält am althergebrachten. Am (nördlichen) Ende des Dorfes das Schloß mit schönem Park, der, da lange der Besitzer gefehlt hat, etwas verwildert war. Urkundlich seit 1564 ein Kamekesches Lehen, wechselten in der Folge häufig die Besitzer. So war unter andren Otto von Schwerin, der Erzieher des ersten Königs von Preußen, Besitzer von Lasschne. Im vorigen Jahrhundert war der Feldmarschall Adrian Graf von Borcke im Besitz des Gutes und seine Nachkommen. In unsrem Jahrhundert wurde es ein v. Arnimsches Lehen. Als der Kammerherr von Arnim mitte der sechziger Jahre, ohne Söhne zu hinterlassen, starb, gelangten nach langen Prozessen die Güter in Besitz der Familie Wedell-Schwerin. Hohe Dünen (21 m) schützen das Dorf vor der See. Westlich werden noch einige Feldmarken zur Wonne hin entwässert, dieselben liegen an der alten Landstraße von Köslin nach Kolberg. Zuerst Strippow mit einfacher Holzkirche, am (östlichen) Anfang des Dorfes das Gut mit schwerem und nassem Boden. Etwas westlich davon Strachmin. Der Ort liegt kreisformig um eine Wiese, die früher ein See war, auf einer Anhöhe, ist also noch eine wendische Niederlassung. Auf der gegen Süden gelegenen steil abfallenden Höhe steht die alte Dorfkirche, auf der nördlichen Seite der Wiese die herrschaftliche Hoflage mit altem Wohnhaus, welches zu Anfang des 18. Jahrhunderts von Paul von Kameke, Großmeister der Gewänder (grand maitre de la maison royale, gest. 1717) gebaut wurde. Seine Gemahlin, geb. von Brünnow, Gouvernante des Kronprinzen Friedrich II., welcher ihre Kinder in den Grafenstand hob. An ersteren erinnert noch ein Grabdenkmal, bestehend aus Sandstein und weißem Marmor, oben die Büste desselben. Er selbst ruht in einem Gewölbe neben der Kirche. Außerdem hängen in der Kirche zwei Porträts als Brustbilder farbig auf Stein in halberhabener Arbeit, den Statthalter Paul von Damitz und dessen Frau darstellend. In Strachmin tritt die Familie von Kameke zuerst in Hinterpommern auf, nachdem der erste Ahnherr des Geschlechtes auf der Insel Usedom zuerst in einer Urkunde 1263 erwähnt wird. In Hinterpommern wird ein Petrus von Kameke 1299 genannt. Es ist ein altes wendisches Geschlecht, von welchem allein im siebenjährigen Kriege 41 Mitglieder (19 fielen) die Schlachten Friedrichs des Großen mitfochten.

Die Entdeckung vorgeschichtlicher Felsenbilder in Südindien.

Bellari liegt im südlichen Indien unter 15° nördl. Br. an der großen, von Madras nach Goa führenden Eisenbahn. Seine Nachbarschaft ist schon seit einiger Zeit als Sitz eines Steinzeitvolkes bekannt gewesen, das, nach den vorhandenen Überresten zu urteilen, hier einst sehr dicht angesiedelt war. Vor einigen Jahren hat der indische Geolog Bruce Foot (Journal of the Asiatic Soc. of Bengal, vol. LVI, 1887) gezeigt, daß der etwa 8 km nordöstlich von Bellari gelegene Berg Kapgal eine bedeutende Werkstatt, ein „Atelier" der indischen Steinzeit gewesen war, die dort durch paläolithische und neolithische Geräte vertreten ist. Außer diesen Steingeräten aber entdeckte er kleine Terassen an den Abhängen des Berges aus roh zusammengehäuften Steinen und gewaltige Kjökkenmöddinger von Asche, zerbrochene Topfscherben, Geräte, die als nutzlos in den Abfall geworfen waren, zerbrochene Rindsknochen u. s. w. Auch kleine, durch Abdämmung eines Baches entstandene Teiche scheinen von dem Volke der Steinzeit herzurühren, ebenso ausgehöhlte Blöcke von Granit und Gneis, in denen man die Geräte zugeschliffen zu haben scheint. Letztere bestanden namentlich in Celten von verschiedener Form und in allen Stadien der Vollendung; überall lagen die beim Schlagen entstandenen Steinspäne in großer Menge umher. Der Stoff zu den Steingeräten besteht aus einer Art Grünstein (Diorit?), welcher in unregelmäßigen Bändern am Nordabhange des Kapgal vorkommt. Bis hinauf auf die Spitze des Hügels kann man massenhaft diese Geräte sammeln, Steinbeile, Mahlsteine, Schaber, Kornquetscher, Meißel in allen Formen, bald roher, bald besser ausgeführt, die meisten aber zerbrochen, dazwischen zerbrochenes Töpfergeschirr, teilweise gut glasiert.

Dieser für die Vorgeschichte Indiens wichtige Hügel ist nun neuerdings (im Juni dieses Jahres) von F. Fawcett besucht worden, welcher darüber in der Orientalistenversammlung zu London im September berichtet hat. Ihm ist es gelungen, dort eine neue wichtige Entdeckung zu machen, nämlich Felsenbilder, die er den vorgeschichtlichen Bewohnern am Kapgal zuschreibt. Seit wir die künstlerischen Leistungen des prähistorischen Menschen in der Dordogne und Thayingen kennen, seit wir mit den vielfachen Felsenbildern niedrigstehender Völker, wie z. B. der Buschmänner, bekannt sind, hat es an und für sich nichts auffallendes, auch in Indien prähistorische Felsenbilder zu finden.

Fawcett war überrascht, als ihm an einer senkrechten Fläche des Felsens das erste Bild entgegentrat, das noch kein Europäer gesehen hatte und von dem er sich gleich die Frage vorlegte, ob es dem Steinzeitvolke sein Dasein verdanke? Die Stelle war in der oben angegebenen Weise terrassiert und zahlreiche Steingeräte lagen ringsumher. Die Felsenbilder, offenbar sehr alt, schienen zu verschwinden, wenn man sich ihnen näherte und waren am besten in einiger Entfernung, etwa aus 5 bis 8 m zu erkennen. Bei zweien sah Fawcett Figuren, welche Bogen und Pfeil zur Jagd brauchten. Er legte sich die Frage vor, wie die Spitzen der Pfeile beschaffen seien, denn bisher sind in Südindien (nicht südlicher als Tschutia Nagpur) keine steinerne Pfeilspitzen gefunden worden und auch am Kapgal kommen sie nicht vor. Die Urvölker haben hier gewiß nur Spitzen aus hartem Holz benutzt, wie das noch heute bei den Kani von Trawancor der Fall ist. Diese kleinen, zu den Drawidas gehörigen Kani benutzen allerdings eiserne Messer und sonstige Geräte aus Eisen, aber ihre Jagdpfeile sind mit Holzspitzen versehen. Eiserne Pfeilspitzen kommen auch in den südindischen Cromlechs vor, die aber aus späterer Zeit stammen; steinerne jedoch fehlen.

Fawcett bemerkt, daß er leider keine Zeit gehabt habe, die Felsenbilder näher zu untersuchen. Viele von ihnen sind über älteren Bildern hergestellt, die fast ganz verschwunden sind. Daß aber die Bilder dem prähistorischen Volke zuzuschreiben sind, welches am Kapgal hauste, ergiebt sich aus mehreren Gründen. Zunächst der Ort mit seinen reichen Funden aus der Steinzeit. Die Hindu in der Umgegend

schreiben dieselben einem Gotte mit Namen Vitlappa zu und schon dieser übernatürliche Ursprung deutet auf hohes Alter. Ein Bild, welches den Gott Vitlappa darstellt, mag dem prähistorischen Volke so heilig gewesen sein, wie es heute den Hindu der Umgegend ist. Es ist die einzige Figur ungefähr in Lebensgröße und die bei weitem am besten gezeichnete, an einem abfallenden, gegen Osten zu gelegenen Felsen, der beim Aufgange der Sonne von dieser beschienen wird. Der Kopf der Figur ist mit einer harten, pechartigen Substanz bedeckt, deren Entfernung die Verehrer Vitlappas beleidigt haben würde. Man glaubt von ihm, daß er Regen spenden und Seuchen abwenden kann. Vielleicht war auch die Schlangenfigur an demselben Felsen heilig. Von dem Haupte derselben gehen sieben Strahlen aus. Schlangendienst ist in Südindien, wie wir durch Fergusson wissen, etwas gewöhnliches, und er durchdringt dort die Religion. Im Bellaridistrikte sind Steine mit darauf abgebildeten Schlangen eine häufige Erscheinung bei den Quellen. Wie bei allen auf den Felsenbildern dargestellten Figuren ist auch Vitlappa unbekleidet und dieses allein schon deutet darauf hin, daß das Bildnis Vitlappas aus der Vorhinduzeit stammt, denn niemals ist ein Hindugott unbekleidet dargestellt worden. Gegen Hindumachwerk spricht auch der ganze Charakter des Bildes, der Mangel konventioneller Formen, zu schweigen davon, daß die dargestellten Tiere nicht genau die jetzt dort im Lande vorhandenen wiedergeben. Die Darstellungen von Fußstapfen, obwohl sie jenen in den ältesten Hindudarstellungen gleichen, sind nicht im konventionellen Stile. Neben den alten Bildern finden sich aber auch moderne, die wahrscheinlich den Hirtenjungen der Gegenwart ihre Entstehung verdanken und nicht leicht verwechselt werden können, denn die Technik ist eine andre; die modernen Bilder sind mehr abgesplittert vom Felsen, die alten durch Pochen der Oberfläche entstanden. Hunde, Hyänen, Ochsen, Antilopen, Leoparden, Elefanten und ihnen ähnelnde Geschöpfe kommen in Felsenbildern vor, aber das Pferd fehlt. Auf den ältesten Skulpturen Südindiens, denen von Amravati, sowie auf den Hindubildnissen kommt das Pferd vor. Die Häuptlinge auf den alten Steinbildern im Bellaridistrikte, die dort sich in fast jedem Dorfe finden, sind gewöhnlich zu Pferde dargestellt und da diese Heroenbilder sehr alt sind, so fällt der Mangel des Pferdes unter den Steinbildern des Kapgal auf; vielleicht war es zu jener Zeit, als die Felsenbilder geschaffen wurden, dort noch unbekannt. Viele der Felsenbilder liegen auf Blöcken, mit der Bildfläche nach unten auf der Erde, viele sind so hoch angebracht, daß sie nicht ohne die Herstellung eines Gerüstes gefertigt werden konnten. Auch das letztere spricht stark dagegen, daß die Bilder von Hindus ausgeführt worden, die niemals sich die Mühe gegeben haben würden, an den steilen Felsen emporzuklettern, dort Gerüste zu bauen und dann die Bilder einzuklopfen. Nirgends auch Spuren von Szenen aus dem Hinduleben und der Hindureligion.

Fawcett, dem wir diesen unvollkommenen, aber anregenden Bericht verdanken, weist noch darauf hin, daß am Fuße des Kapgal noch merkwürdige Mounds liegen, daß Südindien überhaupt der prähistorischen Forschung ein großes, dankbares Feld darbiete. Der Orientalistenkongreß berief einen Ausschuß, der die bei Bellari gemachten Entdeckungen weiter verfolgen soll.

Die Überwinterung Nossilows auf Nowaja Semlja.

Herr K. D. Nossilow, der bereits früher zweimal auf Nowaja Semlja überwinterte, ist von seiner dritten Überwinterung 1890/91 zurückgekehrt. Dieser letzte Winteraufenthalt 1890/91 war erfolgreicher als der frühere, sowohl in betreff der Untersuchungen als auch der Lebensbedingungen. Hierüber berichtet die russische „Neue Zeit" (Nowoje Wjremä, Nr. 5565 vom 27. Aug.), 8. Sept. des letzten Jahres, wie folgt.

Nossilow verließ Archangelsk im Sommer des vorigen Jahres und er führte ein besonders konstruirtes, nach seinen Plänen eingerichtetes Haus und einen meteorologischen Pavillon mit. Das Haus wurde am westlichen Eingang des Matotschkin Scharr (der Meerenge) aufgestellt, am Ufer des Hafens, wo früher bereits andre Expeditionen gelandet waren. Innerhalb zweier Wälle hatten die Begleiter Nossilows, darunter drei Samojeden, alles geordnet und die gewöhnlichen Arbeiten konnten beginnen.

Die erste Stelle in der Reihe der täglichen Beschäftigungen nahmen die meteorologischen Beobachtungen ein. Zu diesem Zweck begnügte sich Nossilow nicht mit der Gründung einer einzigen meterologischen Station: er errichtete eine zweite Station südlicher als die erste am Müller-Busen in der Kolonie Kormokuli. — Bis zum November unternahm Nossilow wiederholte Ausflüge in einem Bote durch die Meerenge in das Karische Meer hinein. Er sammelte Säugethiere, Vögel, machte Tiefenmessungen und Küstenaufnahmen. Im November begannen Fröste — die Polarnacht brach ein — die Beobachter blieben auf ihrer Station. Der Winter zeichnete sich durch ungewöhnlich heftige Stürme aus; das Meer blieb die ganze Zeit bis zum Frühjahr frei von Eis, auch tief einschneidende Buchten froren nicht zu. Besonders viele Stürme gab es im Dezember und im Januar 1891; gleichzeitig traten ungewöhnliche Temperaturschwankungen ein: die Temperatur sank bis auf — 35° C. und stieg im Verlauf einiger Stunden bis auf + 3° C. Dabei fielen solche Regenmassen, daß sich — mitten im Winter — seeartige Wasseransammlungen bildeten und die Flüsse aufgingen. Viele Seevögel, die sonst nicht auf Nowaja Semlja zu überwintern pflegen, hielten sich den ganzen Winter daselbst auf — wahrscheinlich waren sie durch die Stürme dahin getrieben. Sie kamen in großen Massen durch die Kälte um — bei der Dunkelheit der Polarnacht verirrten sie sich in den Bergen. Auch viele Renntiere und Polarfüchse gingen durch Hunger zu Grunde: infolge des Regens bedeckte sich die Oberfläche der Insel mit einer solchen Eiskruste, daß die armen Tiere sich nur mit großer Mühe ihre Nahrung suchen konnten. Sogar die Meertiere litten durch die schrecklichen ununterbrochenen Stürme, hunderte von Seehunden erfroren auf dem Eise; Fische lagen haufenweise am Ufer — alle waren durch die Wasserwogen herausgeschleudert. Es schien, als wollte der Winter alles Lebendige vernichten.

Innerhalb der Station ging das Leben während des ganzen Winters ruhig dahin; niemand erkrankte an Skorbut, der bei allen Reisen im hohen Norden so sehr gefürchtet wird; die wissenschaftlichen Beobachtungen konnten regelmäßig gemacht werden. Der Frühling war keineswegs milder, er war kälter als die früher durchlebten und auch reich an Stürmen. Erst gegen Ende des Mai wurde es wärmer. Nach dem ungewöhnlichen Winter und Frühling folgte ein so rauher Sommer, wie sich die Samojeden, die schon 17 Winter auf der Insel verlebt hatten, keines ähnlichen erinnern konnten. Bis gegen Ende des Juli stieg die Temperatur nicht über + 5° C. Nebel, Regen, Frost, Schnee wechselten ununterbrochen miteinander ab. Zahllose Vögel, die hier nisten wollten, wurden im Juni in ihrer Brutstätte von Schnee bedeckt und gingen zu Grunde, weil sie kein Futter fanden. Als der Reisende im Juli die Station verließ, war etwa noch die Hälfte des Wintereises vorhanden und die Seen waren noch mit Eis bedeckt; ebenso die Meerenge und viele Buchten.

Der Reisende hat eine umfangreiche zoologische Sammlung mitgebracht. Diese Überwinterung — die dritte — soll die letzte auf Nowaja Semlja sein, der Reisende begiebt sich zur Erholung in den Kaukasus und in die Krim; im Herbst wird er nach Moskau zurückkehren, um sich mit der Bearbeitung der gesammelten Materialien zu beschäftigen.

Die nächste Reise wird Rossilow nach der Halbinsel Jalmal machen. —a.

Aus allen Erdteilen.

— Eine Zwergrasse in Marokko? Auf dem Markte von Tanger lernte R. G. Haliburton einen Eseltreiber kennen, der nur 4 Fuß 6 Zoll englisch groß war. Er forschte weiter und hörte, daß der Kleine einer „Rasse“ von Zwergen im Süden Marokkos angehöre. Man sagte ihm, sie wohnten in Akka, hießen Taata Tajakants und verständen es, verlorenes Geld wieder aufzufinden. Der Eseltreiber war von rötlicher Farbe, wohlgebildet, hatte Augen, welche an jene der Chinesen erinnerten und stammte nach seiner Angabe aus dem Wadi Nun. Sein Volk, so sagte er, jage Strauße und reite ponyartige Pferde, auch besuche es die Märkte von Sus und Tazzerult (südwestliches Marokko). Caillé, welcher durch Akka kam, berichtet auch von Zwergen, die er dort traf. Haliburton erfuhr von Europäern, die längere Zeit in Marokko gelebt hatten, daß sie auch wiederholt Zwerge in Fez, der Hauptstadt Marokkos u. s. w. gesehen hatten.

Diese Nachrichten, welche Haliburton auf der Orientalistenversammlung in London gab, erhielten durch Walter Harris Bestätigung. Er sah zu Fez einen Zwerg, 4 Fuß 2 Zoll hoch, dunkelbraun, der ihm sagte, sein Stamm, mohammedanisch, lebe in Zelten und Höhlen im Südosten des Wadi Draa, zöge mit seinen Ziegenheerden umher und spräche sowohl arabisch wie berberisch. — Jedenfalls ist hier noch näher zu erforschen, ob es sich um einen wirklichen Zwergstamm oder nur um einzelne Zwerge, wie sie überall vorkommen, handelt. Die zerstreute afrikanische Zwergrasse ist bisher nur im Süden vom Äquator bis zu den oberen Nilländern, gefunden worden. Rohlfs, Lenz und andre Reisende, die in jene Gegenden südlich vom Atlas gelangt sind, wissen nichts von einer Zwergrasse dort zu berichten.

— Die deutsche Expedition zum Victoria-Njansa, welche, ausgerüstet durch die Mittel der Antisklavereilotterie, den See auf seine Schiffbarkeit durch den Wißmanndampfer untersuchen soll, hat am 16. September Hamburg verlassen. Der Dampfer besitzt einen Tiefgang von 2 m und es ist fraglich, ob derselbe überall, wenigstens an den Küsten, verwendbar ist. Die Expedition soll den See wissenschaftlich erforschen, astronomische Ortsbestimmungen vornehmen, meteorologische und ethnographische Beobachtungen anstellen und dabei praktische Fragen (Anlage von Häfen, Stationen, Unterdrückung des Sklavenhandels 2c.) nicht außer Auge lassen. Zu den Vermessungen auf dem See führt die Expedition zwei zerlegbare hölzerne Bote mit, sowie die nötigen Instrumente. Leiter ist der Bauinspektor Emil Hochstetter; beigegeben sind ihm als freiwilliges Mitglied der österreichische Oberleutnant v. Fischer, Offizier Ludwig Meyer als Führer der Träger und Soldaten, Steuermann August Blett als Führer des Botes.

— Peter Iwanowitsch Paschino, bekannt als Orientreisender, starb am 5./17. September 1891 in St. Petersburg. Geboren am Ende der dreißiger Jahre im Gouvernement Kasan, besuchte er das Gymnasium zu Kasan, und studierte dann an der Universität daselbst. Zu Anfang der siebziger Jahre unternahm Paschino eine Reise nach Indien und machte sich sehr schnell mit allen Eigentümlichkeiten jenes Landes bekannt. Nach seiner Rückkehr veröffentlichte er im „Goloß“ über Indien eine Reihe von Aufsätzen, die später in Form eines Buches herausgegeben, einen außerordentlichen Erfolg hatten. Der Name des Verfassers wurde bald bekannt; eine kurze Zeit gab Paschino ein Journal, „Der asiatische Bote“, heraus. Außerdem verfaßte er eine Anzahl kleinerer Abhandlungen, die zum Teil in der „Nowoje Wrjemä“ veröffentlicht sind. (Nowoje Wrjemä.)

— Kapitän Lugard in Uganda. Der in Diensten der britischen ostafrikanischen Gesellschaft stehende Kapitän Lugard, dessen Reisen im Hinterlande von Mombas wir schon erwähnten (Globus, Bd. LIX, S. 159), befand sich gegen Ende des verflossenen Jahres in der Landschaft Kikuju am Kenia, beschäftigt mit der Errichtung einer Station, als er den Auftrag erhielt, nach Uganda am Viktoria-Njansa vorzudringen, um mit dessen wankelmütigem Könige einen Vertrag abzuschließen. Mit 300 Trägern und Soldaten, sowie mit einer Maximkanone zog er über den Baringosee nach Usoga auf dem Wege, den auch Dr. Peters marschiert war. Usoga schildert er als den Engländern freundlich, als schönes Plateauland von 1500 bis 2400 m Erhebung mit einer Vegetation von Heidelbeeren, Klee, Disteln, Nesseln und Vergißmeinnicht. Am 13. Dezember 1890 kreuzte er den Nil an seinem Ausflusse aus dem Viktoriasee und fünf Tage später befand er sich zu Mengo am Norduser des letzteren, wo der Ugandakönig Mwanga residiert. Er fand das Land noch verkommen und durch die Parteikämpfe zwischen Katholiken und Protestanten zerrissen, dabei warteten die im Norden stehenden Anhänger des Mahdi nur auf günstige Gelegenheit zu einem Einfall, um Uganda an sich zu reißen. Die Katholiken zeigten sich gegen Lugard, der sich auf einem Hügel verschanzte, sehr feindlich und thaten alles, um den König von einem Vertrage abzuhalten, welcher alle Handelsrechte in die Hände der Briten gab. In der That war Mwanga ein Spielzeug in der Hand der Katholiken und erst nach längerem Zögern unterzeichnete dieser einen Vertrag, welcher ihn, jedoch nur auf zwei Jahre, den Engländern verpflichtet. Käme, so sagte er später, einmal ein stärkerer, so würde er diesem sich fügen. Offenbar hielt der König sich noch gegenüber Dr. Peters verpflichtet und er hatte Boten nach Deutsch-Ostafrika gesandt, um zu erfahren, wie die Lage dort stände. Ohne das bekannte britisch-deutsche Abkommen würde heute sicher Uganda unter deutschem Einflusse stehen.

Was die Ausbeute von Uganda und Usoga betrifft, so glaubt Lugard, daß nur durch eine Eisenbahn dem Handel aufgeholfen werden kann. Der Transport eines Zentners Ware nach der Ostküste kostet jetzt noch 40 Mark und dabei ist kein Handel möglich. Die Eisenbahn von Mombas aus (deren Bau begonnen hat) wird sich durch den Salzhandel bezahlt machen, denn Salz ist in jenen Gegenden ein großes Bedürfnis und wichtige Handelsware. Die Berechnung, die Lugard anstellt, sieht auf dem Papiere sehr gut aus. Er nimmt fünf Millionen Abnehmer an, die jeder jährlich 14 Pfund Salz gebrauchen, und damit sind die Kosten gedeckt und für Cheshire, welcher das Salz liefern soll, springt noch ein ansehnlicher Gewinn heraus.

Herausgeber: Dr. R. Andree in Heidelberg, Leopoldstraße 27. Druck von Friedrich Vieweg und Sohn in Braunschweig.

Bd. LX. Globus. Nr. 16.

Illustrierte Zeitschrift für Länder- und Völkerkunde.

Begründet 1862 von Karl Andree.

Herausgegeben von Richard Andree.

Druck und Verlag von Friedrich Vieweg & Sohn.

Braunschweig. Jährlich 2 Bände in 24 Nummern. Durch alle Buchhandlungen und Postanstalten zum Preise von 12 Mark für den Band zu beziehen. 1891.

Das serbisch-türkische Grenzgebirge.

Von W. Götz.

Weder dem gebildeten Zeitungsleser, noch im Unterricht, ja nicht einmal für den Geographen von Fach bieten sich die Gebirge der Balkanhalbinseln in wohl unterscheidbaren Systemen dar. Es gehört namentlich zu den ungelösten orographischen Aufgaben, bezüglich dieses Landes eine unterscheidende Übersicht über die sämtlichen Gebirge des Westens, insbesondere zwischen der Adria und dem Nilodagh zu gewinnen. Denn es wird ja eine solche Übersicht nicht nur einfach und einleuchtend, sondern vor allem der Wirklichkeit verlässig angepaßt sein müssen.

Wie für die südliche Hälfte Bosniens, so erweist sich die Schwierigkeit, fraglicher Anforderung zu genügen, noch mehr für die angrenzende Zrnagora, wenngleich die großartige Gruppe der Komberge sich als eine beherrschende und gleichsam stützende Gipfelmasse eindrucksvoll zur Geltung bringt. Eine Lösung dieser Aufgabe, wie sie der Kaiserl. und Königl. Oberst v. Steeb, ein vorzüglicher Kenner der Halbinsel, in den „Mitt. d. Geogr. Gesellsch.“, Wien 1889, bringt, nach welcher so schluchtartige Flußstrecken, wie z. B. der Westlauf des Drin, desgleichen der östlichen oder binačkischen Morava unterhalb Vranja, als Grenzen des von ihm so benannten „Illyrischen Gebirgslandes“ zur Verwendung kommen, kann vor allem dann Bedenken veranlassen, wenn diesseits und jenseits einer solchen Flußspalte weder die Bodengestalt noch die geognostische Beschaffenheit sich ändert. Einwandfreier erscheint die Scheidung des Westens dieser Gesamtheit durch eine Tiefenlinie vom Skutarisee durch das Moračathal über den Predelecsattel zum Lim und aus dessen Thal in das der Drina bis nahe ihrer Mündung. Immerhin wird man angesichts der vorhandenen Schwierigkeiten sich auch mit dem Verfolgen von engen Thalgrenzen behelfen müssen, um Abschnitte von mäßiger Ausdehnung zu gewinnen. Als ein solches zusammengehöriges Gebirgsganzes fassen wir die Rücken, welche von dem untersten Lim bis zur oberen binačkischen oder „bulgarischen“ Morava als Hochboden der Staatsgrenze des jungen Königreiches Serbien eine besondere Wichtigkeit gefunden haben.

Dieser Zug findet auf den Übersichtskarten eine sehr verschiedene Darstellung. Während ihn z. B. die österreichische Karte von Mitteleuropa im Maßstab 1 : 300000 ziemlich unklar als sanft profilierte, unkräftige Rücken sich abheben läßt, werden sie in Stielers Handatlas so scharf markiert wiedergegeben, daß man die Richtigkeit dieser Form zu bezweifeln bestimmt wird.

Aber auch abgesehen hiervon, wird es bei den fortdauernden ethnographischen Schwankungen im Innern der viel beunruhigten Halbinsel für wissenswert genug gelten, ob der serbische Staat und seine Bevölkerung mit einiger natürlicher Berechtigung an der fraglichen Gebirgsgrenze eine Schranke erhalten haben. Für die Antwort hierauf wird man fast nur die Gestalt des Ganzen derselben zu Rate ziehen müssen.

Das Ganze.

Vor allem beachten wir den fast ohne alle Unterbrechung auf rund 250 km Länge festgehaltenen Zusammenhang des Zuges. Denn es hat ja sich auch der Ibar, obwohl er bis zu einer Seehöhe von nur 427 m eingeschnitten ist, größerenteils nur mit einer Furche ohne alle Thalsohle hindurchgearbeitet, so daß in seinem, über große Geröllsteine rasch dahineilenden klaren Wasser die Kopaonikmasse ihren Fuß netzt, während gegenüber die ausgezeichnete Chaussee nach Kraljevo in die Böschung des Abhanges eingeschnitten werden mußte (s. Abbildung S. 244).

Lassen sich auch, wie wir alsbald erkennen, drei Hauptabteilungen in dem südöstlichen Verlauf unterscheiden, so erweist doch Profil und Höhe das Ganze als ein einheitliches Gebirge. Vor allem tritt dies in der Art der Abdachung entgegen, indem dasselbe von seinem „Kamme“ (freilich fast immer stumpf) aus nach Südwesten, Süden und Westen sich viel rascher als nach Serbien hin und meist ohne Zweige zu Thal neigt. Durch die Nähe der Tiefenlinie, welche von den Städten Nova Varoš (Neustadt), Sjenica (Augapfel) und Novipasar (Neumarkt) punktiert erscheint, haben wir

eine unmittelbare Veranschaulichung der erwähnten Thatsache. Sie gestaltet die Aussicht nach Süden, während man auf dem Grenzgebirge vorwärts geht, stets genußreich, da die südlich parallelen massiven Erhebungen sich um so imposanter darbieten, wenn auch allenthalben wenig gegliedert und meist kahl.

Auch das Längsprofil des Gebirgskammes ist dadurch gleichartig, daß es überall sanfte oder doch nur selten lebhaftere Konturen zeigt, mit Ausnahme des mittleren Teiles, des Kopaonik. Nach der Nord- oder Nordostseite vollzieht sich die Abdachung zumeist in vielen kurzen Rücken, welche vom Hauptzuge im rechten oder andern Winkeln abgehen, durch die Erosionsarbeit zahlreicher Bäche aus der einstigen Gesamtmasse herausmodelliert. Ihr Querschnitt würde nicht wie der eines stumpfen Kegels aussehen, indem wir da zumeist Gewölbe vorfinden, die sich auf einer untersten, sanft geneigten Stufe erheben. Von dieser aus geht es beim Mangel gewundener Wege steil auf die eigentliche Höhe, welche aber dann nur in schwacher Steigung zu dem obersten Rücken hinleitet. Von dem Verlaufe der Haupterhebungen geben wir hier eine allgemein gehaltene Skizze.

Die Seehöhe sodann sichert unserem Grenzgebirge zweifellos eine besondere Stellung gegenüber Serbiens sonstigem Reichtum an Bergland. Denn in letzteren Gebieten pflegen sich nur einzelne stumpfe Kuppen um etwa 500 bis 600 m über die benachbarten Thalsohlen zu erheben, die Gebirgsrücken aber um 300 bis 500 m. An der Südgrenze aber steigt man von den meisten Thalpunkten, wenn sie durchschnittlich 15 km von der Mittellinie des Kammes entfernt angenommen werden, um 600 bis 900 m empor, wenigstens vom Lim bis zum Ibar; dann freilich folgt mit alpiner Hochentwickelung und andrer Kammrichtung der Kopaonik,

Gebirgslinie zwischen Lim und östlicher Morava

1: 1.333.000 — Kilometer — Höhen in Metern.

abgesehen von seinen Gipfeln, 1000 bis 1100 m höher als die nahen Thalsohlen; der Südosten aber erhebt sich gleichfalls 500 bis 600 m über die vielgewundenen nahen Bacheinschnitte, deren Sohle 400 bis 600 m über dem Meere zu sein pflegt.

Es beherrscht so unser Grenzgebirge fast allenthalben durch eine Höhe von 1000 bis 1600 m seine beiderseitige Umgebung; oft steigen kurze Abschnitte noch etwas höher. Man bewegt sich also dort auf Höhen, welche denjenigen vielgenannter bayrischer Alpenberge gleichkommen. Nur im äußersten Westen und südlich von Kuršumlje sinkt der Rücken unter 900 m (Kuršumlje hat 381 m Seehöhe; die Einsattelung des Straßenüberganges nach Pristina in Türkisch-Serbien 874 m).

Derartig stattliche Gebirgszüge, durch einzelne stumpfe Gipfel noch überragt, sucht man im Innern und in den westlichen zwei Dritteilen Serbiens vergebens; nur dessen Osten wird durch die letzten Zweige des Balkansystems zu einem mit ähnlich gehobenen Zügen stark profilierten Grenzgebiete.

Teile.

Doch nötigt immerhin Höhe und Unterbrechung der Richtung von Seiten des wiederholten Kopaonik, dazu einige Veränderung der Gestalt, das Ganze in drei wohl unterscheidbare Teile zu gliedern. Diese sind:

1. Das Gebiet des Westens vom Lim (oder Drina) bis zum Ibar. Es besteht natürlich aus verschieden benannten Teilen, ohne daß deren gegenseitige Abgrenzung in der Gestalt sich deutlich ergiebt. Wir fassen es nach demjenigen Gewässer zusammen, welches als wichtigster Sammelkanal der Abflüsse dieses Einzugsgebietes erscheint. Es ist die Moravica, d. h. der obere Teil der westlichen Morava, auf den Karten vorwiegend als serbische bezeichnet; daher

haben wir die westliche Hauptabteilung als **Moravica-bergland** vor uns.

2. Der Kopaonik am Ostufer der Ibar, ein sonderlich geformtes Hochgebirge, unterbricht die Streichungsrichtung des Grenzrückens, indem er sich vorwiegend nördlich wendet, mit ausgestreckter Auszweigung nach Südsüdost.

3. Die beträchtlich südlicher gerichtete Gebirgsmasse links der obersten östlichen Morava, der binackischen, auf den meisten Karten als bulgarische benannt, erfährt ihre beträchtlichste Wasserabfuhr durch die **Jablanica**, welche in der mit Hanf- und Tabakfeldern reich bebauten Fläche des ausgedehnten, behäbigen Leskovac mündet. Natürlich haben auch die Einzelstrecken des **Jablanicagebirges** örtliche Namen.

Das Besondere dieser drei Hauptteile in ihrer äußeren Erscheinung ist etwa dies:

Das **Moravicagebirge** gleicht in seinem Grundriß am meisten von den genannten drei Teilen einem einseitig gefiedert-gelappten Blatte, welches eine sehr starke Mittelrippe besitzt, deren Fiedernerven meist noch sehr kurze Seitennerven abzweigen lassen. Dies fehlt auf der Südseite, wo nahe der Böschung die Folge der drei Thalsenken einschneidet, in welchen innerhalb armseliger Vegetationsumgebung reich an Gärten und Baumgruppen die schon erwähnten Städtchen Nova Varoš, Sjenica und Novipasar einladend lagern. Nach Norden setzen sich, höher als der Hauptzug ansteigend, hauptsächlich drei Seitenrücken an, welche parallel den niedrigeren Zweigen als stumpfe, dunkelbewachsene Massen an so vielen Aussichtspunkten sich bemerkbar machen. Am hellsten, weil von bräunlichem Gestein und Boden, thut dies der Slatibor (= Goldföhre), ein sanfteres Gewölbe nahe der Limmündung. Dann biegt an der Westseite des etwa 1590 m hohen Vasilji Vrch (= Königsgipfel) der trotzige Mučanj (1605 m) ab; er hat eine schärfere Kuppenbildung und ist düster bewaldet. Nahezu eben so massig, aber einförmiger macht sich am Ostende des Gebirgsteiles Golja, der dünn mit Bäumen und Gebüsch bestandene Crni Vrch (Schwarzer Gipfel) geltend.

An den Hängen und auf den Mittelstufen der Thälchen der nördlichen Gebirgsglieder ist häufig Raum für die in weitverteilten Häusergruppen entstandenen Ansiedelungen, welche auf der serbischen Seite weit häufiger — wenn auch immer noch spärlich genug — die nötige Weide- und Waldvoraussetzung finden. Gegen den Ibar hin treten schärfere Formen der Bodengestalt auf, da hier die vorhandenen Serpentinmassen der Verwitterung und Erosion auffallend geringen Widerstand leisten.

Östlich des Ibar sodann ragt der **Kopaonik** als ein gewaltiger Bau aus quarzitischen Schiefer- und aus Eruptivmassen empor. Schon die hiermit angedeutete unruhige Vergangenheit dieses Hochgebirges zeigt eine größere Mannigfaltigkeit der Formen an, weil gewaltsamere Emporhebungen und ungleiche Verwitterung. Die Streichungsrichtung zweier innerhalb Serbiens von der Grenzlinie an unterscheidbarer Züge geht in Nordnordwesten, und diese Züge entstanden, weil eine emporträngende Syenitgraniteruption das ehemalige Gesamtmassiv zwiespaltig auseinander warf. So entstanden zwei parallele Gipfelreihen, zwischen denen eine Mulde eingelagert ist. Im Nordwesten wird diese durch eine mächtige Bergpyramide (Jedovnik) abgeschlossen, wie im Süden durch das nahe Aneinanderrücken des 2030 m hohen Subo Rudište und seines südwestlichen Nachbarberges (Treska). So ruft der Anblick des inneren Kopaonik (Ravni Kopaonik = ebener Kopaonik) den Eindruck einer Umrandung, eines riesigen Kratergebildes hervor, während es sich in der That nur um eine mit reichlichem Verwitterungsboden bedeckte Spalte handelt, deren Seiten durch die Gipfel und Kammstrecken der weit langsamer verwitternden Quarzitschiefer in verschiedenartiger Gestalt gebildet sind. Namentlich im Osten zeigen sie besondere Felsformen, an die Auswitterung kleiner, fast senkrechter Karrenfelder der Kalkalpen erinnernd; aber es trifft sich dies nur an einzelnen Hängen. Große und reiche Blicke gewährt jede Kuppe oder „Spitze“, wenn man jene stumpfen Gipfel so bezeichnen darf. Reich sind sie schon durch die vielerlei Erscheinungen des Kopaonik selbst. Da ragen imposant die steinbedeckten leeren Kuppen hellfarbig in die Lüfte, bis zur höchsten Zone mit absterbenden Grasbüscheln und dann mit den anfangs verzettelten, etwas abwärts aber zusammenhängenderen Flecken des dichten, kurzgeschorenen Juniperusteppiches bestanden. Dieser macht allerdings beträchtliche Strecken ebenso ungünstig für den Anstieg, als dichteres Gras, auf dessen trockenen und zähen Halmen man bei jedem Schritte gleitet. Im Inneren des Kopaonik gedeiht auf üppigem Untergrunde mächtiger Wald, nur in allergeringstem Maße zur Holznutzung verwendet: eine Baumleiche fällt über die andere; Wölfe treiben sich in Menge umher, auch Bären sind noch anzutreffen. Zahllos sind die Raubvögel; man nimmt sie auf jeder Strecke in Luft und Wald wahr. Aber das weitaus Großartigste bleibt immer der Umblick von den Hauptgipfeln, besonders dem Subo Rudište, in das nächste Vor- und Nachbargebiet des Kopaonik und in die Ferne. An hellen Tagen tritt im Norden noch der bescheidene, aber bestimmt profilierte Zug der Fruška Gora jenseit der Donau vor dem Auge empor, und der Rilo Dagh im Osten zeigt seiner dunklen Abstürze oberste Lagen. Aber auch ohne solche Gunst der Beleuchtung ist ein ausgedehntes Gesamtrelief der Gebiete des serbischen Volkes vorgelegt, welches auch bei hochgespannter Erwartung dem Betrachter Entzücken und erhebenden Genuß bereitet. Der zu 2030 m Höhe von uns gemessene Subo Rudište ist ohne alle Mühe zu besteigen, da weder ein steiler Gipfel, noch jähe Wände zu bewältigen sind; ein Hirtenanwesen wird in einer Stunde nach Nordwesten hin erreicht, wenn man dessen Lage im Walde kennt.

Nach Süden ist freilich das Gebirge noch fast gar nicht erkundet oder dargestellt. Man kann nur das Bedauern aller Freunde der Balkanhalbinsel ausdrücken, daß in diesen und den weiter südlich und westlich gelegenen Gebieten des türkischen Staates die persönliche Sicherheit eines jeden, von welchem die Landesbewohner vermuten, er habe manches für sie wertvolle in seinem Gepäck oder in seinen Kleidern, ebenso oder noch mehr gefährdet ist, als in den bedenklichsten Strichen Afrikas, wo man wenigstens durch Beziehungen zu den Häuptlingen sich vor den Raubmordgelüsten der einzelnen sichern kann. Aber soweit Arnauten und arnautisierte Serben hausen, betreibt am Vardar, Ibar und Drin jeder das Schnapphahngeschäft mit freiester Selbstbestimmung.

Die Soldaten der türkischen Regierung greifen nicht ein, so lange nicht strenge Befehle von oben her, mindestens vom Wali und Pascha selbst erfolgen. Verfasser hat in Raška nächtlich erlebt, wie eine türkische Halbkompagnie fast neben ihren Wohngebäuden ein nächtliches Feuergefecht zwischen wenigen Räubern und zwei Angegriffenen trotz mehr als hundert gefallener Schüsse völlig teilnamslos sich vollziehen ließ.

Allerdings wird man in diesen südlichen Kopaonikgegenden, wo sich nach einer Senkung des Hochkopaonik der Hauptrücken unter dem Namen des Šal nach Pristina hin fortsetzt, keine so anmutig stattliche Kette als radialen Zug des Hochgebirges vorfinden, wie sie von dem Subo Rudište nach Südosten und von den Ostkuppen des Kopaonik nach Ostnordosten abgehen. In letzterer Richtung bauen sich als deutliche, regelrechte Ketten der Lepenac und

östlich der ihn begrenzenden Jankova Klissura der mächtigere, dunkle Jastrebac auf, um zur Ebene um Niš niederzugehen; beide erlangen nur eine Mittelgebirgshöhe von 900 bis 1200 m. Nach Südosten streicht vom Hochkopaonik in lebhaftem Profil eine dichte Bergkette mit dem hohen Endgipfel Pilatovica; dieser steigt zu 1705 m auf.

Der dritte Teil endlich, der Südosten jenseits des Überganges von Kuršumlje, wird plump und massig und regellos; es sind die Gebirge der Jablanica (auch der Veternica), wie man solche ähnlich im südlichen Bosnien und östlich des Rilo erschaut. Wenn man von dem lebhaft aufblühenden Vranja aus durch ein düsteres Schluchtthal zwischen Gneisschiefer aufsteigt und die einst groß und imposant ausgebaute Sperrveste Markovokale in ihren malerischen Ruinen beiderseits der Straße hinter sich hat, gelangt man über häufiges ab und auf zu einer ungleichförmigen Kuppe der graubraunen Felsenmasse bei Dobroševo 1258 m hoch. Der Überblick ist weit und wirkt eindrucksvoll. Aber letzteres thut doch wesentlich die Gleichartigkeit und das Massenhafte der überall 1000 bis 1200 m emportretenden, durch Thälchen und immer gewundene Tiefenlinien gegliederten Plateaus, welche, wie in Verwirrung aneinander gedrängt, bald grün bestanden, bald öde und braun, als ein Heer von Individuen angedeutet werden. Nur nach Nordwesten hin, nach der nur 440 bis 410 m hohen Ebene des schon oben genannten Leskovac, neigt sich das Ganze ersichtlich, wie ja bei dieser Stadt auch die genannten beiden Hauptgewässer des Gebirges münden.

So erinnert denn von den drei Hauptabschnitten unsres Gesamtgebirges der südöstliche in seiner Gestalt an die Erhebungen Südbosniens, wie der Kopaonik an den Rilo und Vitoš, das Moravicabergland an die Balkangegenden etwa beiderseits des Šipka. Gleichwohl wird die morphologische Beschaffenheit des 250 km durchmessenden Gebirges vom Lim bis Vranja dadurch bemerkenswert, daß die Böschungen nur sehr wenig den petrographischen Unterschied und die abwechselungsvolle Herkunft dieser Rücken anschaulich machen, vielmehr auffallend gleichartig erscheinen. Darin haben wir

Der Ibardurchbruch am Westfuße des Kopaonik bei Raška. Nach einer Skizze von Prof. W. Götz.

eines der vorhandenen Zeugnisse von der überaus durchgreifenden Verwitterungsarbeit, welche in diesem Lande die Niederschläge und Temperaturwechsel verrichten. Denn an und für sich treffen wir ja gründlich verschiedene Gesteinsmassen gemäß deren Entstehung an. Im Westen greift aus Bosnien Buntsandstein herüber, an welchen sich Kalke der Trias anschließen, von Spatadern viel durchzogen. Auch der Vasilji Vrch ist aus solchem Kalk errichtet. Dann machen schwer verwitternde Thonschiefer die Erhebung des Javor und seiner Seitenzüge aus. Tieferen Boden trifft man meistens in dem eisenhaltigeren Schiefer des Golja und bis zu den Serpentinmassen, deren arme Hänge einige Stunden westlich des Ibar beginnen und ihn noch überschreiten, um die westlichen Glieder und Hänge des Hochkopaonik zu bilden, von stattlichen Trachytmassen zweimal unterbrochen. Beiderlei Gesteinslagen streichen nordwestlich, wie die Hauptrücken dieses Gebirges selbst. Granitsyenit, quarzitische und Thonschiefer mit wenig und mit sehr viel Glimmer, schließen sich östlich und nördlich an, von Kalkeinlagerungen, auch von Serpentinlagen unterbrochen. Tief nach Serbien hinein setzen sich diese Erscheinungen fort, während auf türkischem Staatsgebiet westlich des Ibar alte Sandsteinbildungen zur Geltung kommen, was im Ibar und in der Raška herbeigeführte Steine darthun.

Wie schon durch Andeutung des bald tiefergründigen, bald nahezu mangelnden Bodens gesagt ist, finden wir die Vegetation sehr verschieden auf dem Kamme des Gesamtgebirges, während sie auf den Abhängen nahezu einförmig überall auf serbischem Gebiete die gleiche Farben- und Gestaltenfolge zeigt. Auf die Höhen und stumpfen Kuppen steigen zu 1100 bis 1300 m die Bestände von Eichen minderer Größe, in der oberen Zone nur hier und da von Fichtenwäldchen abgelöst. Aber ausgedehnter ist das Auftreten niedriger Baumgruppen, das man nicht mehr als Waldbestand bezeichnen kann, inmitten von Wachholderflecken und langweilig werdenden Farrn- und Sambucusflächen, die das Gras so überwuchern, daß schon deshalb das Laub der Bäume als Hauptfutter vom Groß- und vom Kleinvieh immerzu abgerissen wird. Weiter unten sind Ackerkomplexe, wo der Abfall dem Pflug, der in Serbien eiserne Schar zu

führen pflegt, nicht hinderlich wird. Hoch oben auf dem Hauptrücken aber ist gar oft in den Einsattelungen und am Kamme herrliches Fichtengehölz, besonders westlich des Ibar und im Kopaonikinnern. Es verwesen in letzterem ungezählte gewaltige Stämme, vom Sturme entwurzelt, während außerhalb dieses Striches durch die unglaubliche Roheit, die lebenskräftigsten größten Bäume unten anzuzünden, um sich zu erheitern, jährlich tausende von Kubikmetern Holz und zugleich so viele Schutzbäume vernichtet werden. Daß aber hier oben die schönsten und stattlichsten Exemplare gedeihen können, wo der Boden nicht weggeschwemmt wird, mag schon daraus hervorgehen, daß man noch in Höhen von rund 1500 m Getreideäcker antrifft, freilich nur sehr wenige.

Aber es hat dies wohl seinen Hauptgrund in dem geringen Bedürfnis nach solchen: die Bevölkerung ist überaus spärlich verteilt. Immer und immer wieder wird der reisende Mitteleuropäer in Serbien, Mazedonien und Bulgarien staunen und fast schmerzlich berührt sein bei dem Anblick der weiten Flächen und ausgedehnten Bezirke, in welchen er so oft im Bereich mehrerer geographischer Quadratmeilen nur wenige ganz kleine Dörfer sieht. Man möchte einigermaßen neidisch werden im Hinblick auf das übervölkerte Drängen bei uns, welches den Leuten so vielen schweren Konkurrenzkampf aufzwingt. Auf serbischem Staatsgebiete ist es übrigens noch immerhin etwas minder menschenöde als auf türkischem, wo uns freilich auch die Entwaldung und Steppendürre der Plateaushänge beträchtlich trostloser entgegensieht, als von den nur strichweise verarmten Bergrücken Serbiens her. Es mag aber mit der geringen Dichte der Ansiedelungen zusammenhängen, daß der Menschenschlag in diesen Gegenden diesseits und jenseits der Grenzlinie hinsichtlich der Männer vorteilhaft und anmutig in Gestalt, Kopf- und Gesichtsbildung wie in den Bewegungen sich zeigt. Die Frauen allerdings leiden auch hier offenbar durch den Druck vieler und nicht selten auch schwerer Arbeit; man trifft unter ihnen sehr selten eine zugleich lebensvolle und anmutige Erscheinung. Doch verbleibt ihnen im Durchschnitt ein gutmütiger und freundlicher

Serbische Karaula (Grenzwachthaus). Nach einer Skizze von Prof. W. Götz.

Sinn, wie letzteren die Männer unschwer zu Tage treten lassen, wenn nicht ihr Verlangen nach Geld und Nahrung sie daran hindert. Anspruchslos leben sie natürlich im Gebirge selbst, wo sie fast ausschließlich mit der Milch und dem Fleisch der Schafe sich ernähren und den Ertrag ihrer Herden als einzige Einnahmequelle besitzen. Auch die Grenzwächter (Graničari) in ihrer meist nur kegelförmigen Hütte (siehe Skizze) leben fast nur von den gleichen Produkten, aber zufrieden und pflichttreu, meist vier bis acht in jenen etwa 3 bis 4 km von einander entfernten Karaulas stationiert. Sie sind es, welchen natürlich zunächst das sicherste Geleit eines Reisenden an der Grenze obliegt, und in deren Behausung er sein Nachtlager auf etwas erhöhter Erd- und Brettlage neben dem erwärmenden Feuer findet. Denn die Nächte lassen im August auf jenen Höhen das Thermometer zumeist auf 8° und 7° C., auch auf weniger herabsinken, während überdies nicht selten Regen abkühlen, welche in diesen Konfinien des Mittelmeer- und des europäischen Kontinentalklimas (pontische Einflüsse) naturgemäß eine beträchtliche Wassermenge herabführen.

Aber wenn auch nach diesem allen unsre Gebirgsfolge als ein zusammengesetzter langer Rücken eine beherrschende Höhe gewissermaßen besitzt, so ist damit eine ethnographische Grenze noch nicht empfohlen, daher auch die politische nur äußerlich berechtigt. Denn es wird überhaupt von der gesamten Völkergeschichte, mag sie ethnographische oder politische Grenzlinien in Betracht ziehen, die Ansicht, die Gebirgskämme seien Naturgrenzen der Völker, ungleich mehr widerlegt als gestützt. Man betrachte die Völkergeschichte beiderseits des Hindukusch, die sibirischen Rücken im Süden, den Ural, transsilvanische Alpen und Waldkarpaten, den böhmischen Gebirgsrand, die Uralpenketten, den Balkan u. s. w.: man wird vorwiegend finden, daß Längsgebirgsrücken, besonders in nicht meridionaler Richtung mehr als festigende Hochwälle des betreffenden Volkstums im Innern seines Gebietes betrachtet und benutzt wurden, denn daß man sich mit der einen Seite derselben hätte begnügen wollen.

Allein die besonderen Gebirgsformen Serbiens, welche minder hohe Rücken und bei aller Gliederung und Ausprägung doch fast nur sanfte Profile zeigen — sie werden

ohne Zweifel durch unser Lim=Moravagebirge nach Süden hin beendet. Gleichwohl beginnt erst an der Wasserscheide des oberen Ibar, d. h. an den Massivs von Nordalbanien, und mit dem Schardagh ein andres Gebiet der Bodengestalt in bezug auf Berg= und Thalbildung. Mit diesem hört dann auch das Volkstum der ungemischten Serben auf, und namentlich nach Süden, am Schar und jenseit dessen wohnen dann die alten Slaven der Balkanhalbinsel, zu welchen von der Morava her wie auch aus Nordosten, vom Bulgarenvolke, die Thäler der Archipelaguszuflüsse Wege boten.

Das Fürstentum Kammin.

Historisch=topographisch dargestellt von Dr. Zechlin.

III.

3. Der Kolberg=Körliner Kreis.

Der größte Teil des Bodenreliefs dieses Kreises gehört der Persante an. Wir besprechen zuerst ihr rechtsseitiges Gebiet. Sie tritt bei Körlin in den Kreis, wo sie, nachdem sie die Radüe aufgenommen hat, ihre nordöstliche Richtung aufgiebt und sich direkt nach Norden wendet. Am Zusammenfluß beider liegt Körlin, südlich und westlich von denselben begrenzt, unmittelbar an der Kreisgrenze, so daß, wenn man über die Brücke, die über die Radüe führt, getreten ist, man im Belgarder Kreise steht. Vom Bahnhof geht der Weg am Kirchhof vorbei durch die 1859 abgebrannte Vorstadt auf den Markt. Hier das Rathaus. Dicht dabei die thurmlose Michaeliskirche, 1510 gebaut; 1685 durch Feuer beschädigt, verlor sie ihre beiden Merkwürdigkeiten, nämlich das in Lebensgröße gemalte Bildniß des Bischofs Martin, der hier begraben ist, und die Tafel, auf welcher das Gastmahl des Herodes und die Enthauptung des Johannis gemalt war. Nach Süden führt eine kurze Straße bis unmittelbar zur Radüe, nach Osten die Kolberger Straße, da hier die alte Landstraße nach Kolberg führte, während die spätere Chaussee sich östlich von der Kösliner abzweigt, zum Schloß. Dicht unterhalb der Belgarder Brücke führt ein Mühlengraben aus der Radüe in die Persante, welche die Stadt auf der Ostseite unmittelbar umgiebt, so daß die Straßen und Gärten bis an den Graben heranreichen. Eine Brücke führt in östlicher Richtung durch vorher erwähnte Straße zum Schloß, welches auf einer Insel lag, die durch die Radüe, Mühlengraben und Persante gebildet wurde. Vom Schloß ist nichts mehr vorhanden, nur einige Wirtschaftsgebäude rühren noch aus alter Zeit her. Mauern und Thore existieren nicht mehr. Am Karlsberg, dem Abhange des Mühlengrabens sowie am Ritterkruge an der Chaussee nach Plathe sind Anlagen angelegt. Vom Karlsberg hat man eine hübsche Aussicht auf das Persantethal.

Körlin lag ehemals an der großen Straße von Berlin nach Ostpreußen, so daß hier ein lebhafter Post= und Frachtverkehr stattfand, denn hier zweigten sich die Straßen nach Kolberg, Belgard und Neustettin u. s. w. ab. Dieser Verkehr hat seit 1859 durch Eröffnung der hinterpommerschen Bahn aufgehört und Körlin ist ein stilles Städtchen geworden. Nur Getreide= und Holzhandel wird noch getrieben. Außer einigen Mühlen und Maschinenbauanstalt ist von Industrie nichts vorhanden. Die Stadt hatte 1782 894, 1880 3301 Einwohner, so daß aus 100 Einwohnern des ersten Jahres 369 des letzteren geworden sind. Körlin adj. poss. vom Personennamen Choruta (krank) war eine königl. Mediatstadt. Veranlassung zu ihrer Gründung gab ohne Zweifel das alte Kastrum, das, durch Flüsse geschützt, einen vorzüglichen Platz zur Vertheidigung bot. Urkundlich wird der Ort zuerst 1299 erwähnt, in welchem Jahre ein civis Horn in Körlin genannt wird, es scheint schon 1308 deutsche Stadt gewesen zu sein. Sicher wird sie 1385 Stadt genannt. Das Körliner Schloß war für die Stiftslande von großer Bedeutung und schon seit der zweiten Hälfte des 14. Jahrhunderts residierten hier mehrere Bischöfe. 1409 wurde das Schloß von Bogislav VIII. angegriffen, und 1484 von den Kolbergern und Köslinern besetzt. Das Vorwerk Hühnerheide soll an der Stelle aufgebaut sein, wo Adelheid, Gemahlin Bogislav V., 1324 ein Cistercienser Kloster angelegt hatte.

Die Persante strömt zunächst 15 km in nördlicher Richtung, dann biegt sie nach Südwesten um; das Thal derselben ist eng und mit Holz bewachsen, in ihrem Thale liegen keine Niederlassungen. Die Gegend ist zunächst einförmig, leichter Boden mit Fichtkusseln und Moor wechseln ab. So um Dassow. An der Chaussee nach Kolberg das kleine Putzernin, 1363 erwähnt. Auf der Feldmark mächtige Kalklager, die aber durch fortwährendes Mergeln bedeutend abgenommen haben. Weiter von der Persante liegt Alt=Marrin, Kirche, zu ihr gehört seit 1741 die Kirche zu Parsow als Ecclesia vagans. Im Jahre 1278 wurde das Patronat der Kirche dem Jungfrauenkloster zu Kolberg überwiesen, es ist ein altes Mündowsches Lehn, welches über 300 Jahre im Besitz dieser Familie war. In Marrin befand sich ein Kaspel oder Kuhgericht, das einzige im Regierungsbezirk Köslin [1]). Es bestand im ganzen aus vierzehn Personen und wurde gebildet aus dem Pfarrer, den Kirchenvorstehern und den Schulzen von sechs umliegenden Dörfern. Der Rechtsumfang desselben beschränkte sich lediglich auf Streitigkeiten zwischen den Gemeinden und den Eigenthümern des Viehs mit den Hirten. Der Ort des gehegten Gerichtes war vor dem Altar der Kirche. Nach dem Gottesdienst trat der Pfarrer vor den Altar, die Schöffen stellten sich von beiden Seiten neben ihn, die Parteien gegenüber. Ort der Berathung des Gerichts war die Sakristei. Die Sache war stets in einem Termin beendet, Appellationen nur an ein andres Köhrgericht zuläßig. Diese Gerichte scheinen bis zu Anfang unsres Jahrhunderts bestanden zu haben. Ferner das Kirchdorf Fritzow, Bahnhof der Belgard=Kolberger Zweigbahn, Kirchdorf, urkundlich 1240 erwähnt, mit Weizenboden. Auf dem Gute wurden schwere Pferde französischer Race gezüchtet. Östlich davon Schötzow, 1276 genannt. Es war aus den Ortschaften Ganskow, Zombowa, Zelitiz und Sweprow zusammengelegt [2]), wie denn die slavischen Dörfer bedeutend kleiner waren. Auf der Feldmark, die ebenen aber fruchtbaren Acker hat, entspringen mehrere kleine Bäche, darunter der Pauskenbach. In der Nähe desselben Wiesenkalk. Die Gegend macht einen einförmigen Eindruck, namentlich um Jaasde, Amtsdorf; nach der Persante zu hügeliger und sandiger Boden, 1288 dem Jungfrauenkloster in Kolberg geschenkt. Westlich von Jaasde mündet der Pauskenbach,

[1]) Harthausen, Die Kaspel= und Köhrgerichte in Pommern, 1840.

[2]) De quibus facta villa Schotsow, Prümers Urkundenbuch, II, S. 320.

der bei Nützow entspringt. Nützow hat die Ehre, als eine der ersten von allen Ortschaften jenseits der Persante erwähnt zu werden, nämlich 1182. Es war damals Eigentum des Klosters Stolp an der Peene. Es liegt im Thale und hat einen großen schönen Park (43 Morgen), ein altes Damitz'sches Lehen.

Durch die Berge bei der Mündung des Pauskenbaches gezwungen, wendet sich die Persante scharf nach Südwesten, ungefähr 7 km, und dann erst wieder nach Norden, so daß ihr Lauf einen rechten Winkel bildet, dessen Hypotenuse die Chaussee nach Kolberg bildet. An dieser Chaussee liegt Degow, zugleich Bahnstation, 1276 genannt, ehemaliges Kapitelsdorf. Mitten durch das Dorf fließt der Ellerbach in die Persante. Die Kirche ist alt, und viel Torf wird hier produziert. Nördlich davon Stoikow. Das Dorf wurde nach einer Urkunde von 1224 von Anastasia, der Witwe des Herzogs Bogislav I., dem Nonnenkloster zu Treptow, 1288 aber dem Jungfrauenkloster zu Kolberg überwiesen. Der Acker ist kalt. Dicht dabei Quetzin, 1220 urkundlich erwähnt, in unmittelbarer Nähe viel Bruch und Moor. Das Kolberger Amtsdorf ging von den Damitz in die Hände des Jungfrauenklosters zu Kolberg über. Nördlich von diesen beiden Dörfern dehnt sich der Kolberger Stadtwald aus. An der Küste liegt noch das langgestreckte Henkenhagen, teilweise dicht am Strande, Seebad, überwiegend Acker 3. Klasse. Das Ufer ist 10 bis 12 m hoch. Auf der Westecke ein Wäldchen mit stattlichen Buchen. Im Dorf wechseln freundliche Häuser und ärmliche Katen, welche zwischen Kastanien, Eschen, Dornen und Fliederbüschen zerstreut liegen, ab. Der Ulrichshof wurde von dem Herzog Ulrich angelegt. Im Jahre 1673 wurden aus Henkenhagen sechs Hexen verbrannt. Westlich vom Dorf der Kolberger Stadtwald. Zwischen demselben und der See liegt auf einer Anhöhe an der Ostsee das auf einer Rodung im Kolberger Stadtwald 1753 angelegte Bodenhagen. Kehren wir zur Chaussee zurück. Hier liegt noch Tramm, 1276 genannt, vormaliges Kolberger Kapitelsdorf. Im siebenjährigen Kriege wurde das Dorf dem Erdboden gleichgemacht, auch während der Belagerung von 1807 hatte Tramm sehr zu leiden. Hier war das französische Hauptquartier, in welchem der kommandierende General Teulié starb.

In dem Winkel, welcher von Persante und Chaussee gebildet wird, liegen noch folgende Ortschaften, meistens wohlhabende Bauerndörfer, die früher zum Amt oder Domkapitel Kolberg gehörten. Unmittelbar an der Persante Mechentin, dessen Feldmark sich plateauartig über dem Persantethal erhebt, urkundlich zuerst 1281 genannt. Dicht dabei Bartin, an der Chaussee von Poploth nach Degow, dem Bischof von Kammin von Gottfried Winde 1309 geschenkt. Der Bischof Friedrich verkaufte dieses Dorf sowie das benachbarte Darmgard 1332 für 1600 Mark Pfennige an das Kapitel zu Kolberg. Damgard, 1281 genannt, wurde 1761 von den Russen dem Erdboden gleich gemacht und wieder aufgebaut. Auf dem Wege nach Damgard liegt ein kleiner mit Fichtenholz bewachsener Hügel, in welchem sich zwei Brüche befinden. Die oberen Schichten dieser Brüche bestehen aus Kalkstein, welcher dem von Fritzow (Kreis Kammin) gleicht. Darunter liegt ein weißer, fein oolithischer, stark abfärbender Kalkstein, welcher sehr arm an organischen Resten ist[1]). Etwas westlich von der alten Landstraße von Körlin nach Kolberg liegt Zwielipp, Suelube in der Urkunde von 1159 als Eigentum des Klosters Grobe genannt, es ist somit das zuerst erwähnte Dorf östlich der Persante. Hier wurde schon damals ein Zoll über die Brücke (theloneum de ponte) erhoben; es war dies eine Fährbrücke mit zwei Fährkrügen, deren Zoll einst Eigentum des Kolberger Jungfrauenklosters war. Auf Befehl des Kommandanten Loucadou wurde die Brücke 1806 abgebrannt und nicht wieder aufgebaut, wodurch die Kommunikation sehr erschwert wurde. Durch den Bau der Chaussee nach Kolberg 1836 verödete die Passage. Auch hat sich in Zwielipp lange die Tradition erhalten von einer alten Fahrstraße, die jetzt mit Haidekraut bewachsen ist. Ums Jahr 1830 sah man einen Burgwall unfern des Flusses auf einer niedrigen Wiese. Ludwig Gieselrecht ist geneigt, diesen Wall für die Burg zu halten, deren Martinus Gallus im 11. Jahrhundert gedenkt[1]). Am Thalrande der Persante das einzige adelige Dorf dieses Dreiecks, Pustar, 1281 genannt. Die Äcker dieser Dörfer sind meistens abgekalkt und dadurch recht ertragsfähig geworden. Dann Bogentin, 1194 der Kolberger Marienkirche (auf der Altstadt) zugeeignet. Das Dorf war ehemals nach Kolberg eingepfarrt. Als aber die Wallensteinschen Truppen die Brücke im Jahre 1630 abgebrochen hatten, wurde das Dorf der Kirche zu Zernin beigelegt. Bei dem Dorf lag der untergegangene Ort Goreszow. Mitten durch Bogentin fließt ein Bächlein, an welchem auch das benachbarte Wobrodt liegt, welches 1288 von Bischof Hermann dem Kloster geschenkt wurde. Östlich von beiden Zernin, niedrig gelegen, aber mit gutem Boden. Die Kirche wird schon 1281 erwähnt, von Bischof Hermann der Stadt Kolberg geschenkt. Dabei lag das im dreißigjährigen Kriege untergegangene Dorf Koikow, 1277 erwähnt, 1506 noch vorhanden. Es stand im Ruf eines Raubnestes. Wer einem andren etwas Böses wünschen wollte, sagte: ich wollte, du säßest auf Koikow[2]). Endlich noch Necknin in dem Winkel, welchen Chaussee und alte Landstraße bilden, seit 1287 im Besitz der Stadt Kolberg. Im siebenjährigen Kriege dem Erdboden gleichgemacht und nach dem Frieden regelmäßig in einer Straße wieder aufgebaut.

Ehe wir zum linken Persanteufer übergehen, betrachten wir die einzigen bedeutenderen Nebenflüsse, welche an der südlichen Kreisgrenze in die Persante gehen. Der größte ist das Krumme Wasser, welches zwar kleiner als die Radüe, aber mit derselben korrespondiert. Es tritt unterhalb Vierhof in den Kreis, an demselben liegt Stolzenberg, 1291 genannt, ein ansehnlicheres etwas zerstreut liegendes Dorf an der Chaussee von Schivelbein nach Kolberg, in dieselbe mündet die von Belgard kommende bei dem dortigen Gasthof. Der Fluß treibt hier mehrere Mühlen. Die Dampfschneidemühle steht jetzt still. Erhebliche Torfmoore sind in der Nähe. Die Bewohner nähren sich von Ackerbau und Holzfällen. Auch ein größeres Handelsgeschäft befindet sich am Orte. Stoltenberg oder Stolzenberg wird noch 1628 bis 1644 als Städtlein aufgeführt, doch schon 1606 werden die Blankenburgs mit dem Orte belehnt. Das Krumme Wasser bildet unterhalb Stolzenberg bis zu seiner Mündung die Kreisgrenze, es fließt in einem tiefen bewaldeten Thale. Die Dörfer liegen 1 bis 2 km von ihm entfernt. Zunächst Leppin mit viel Wald und leichtem Boden, die Glashütte ist eingegangen. Mächtige Linden stehen im Garten, unter denen nach einer lokalen Tradition Friedrich der Große, als er sich in Leppin zum Besuch aufhielt, gesessen haben soll. Hinter dem Garten ein kleines Gehölz, durchflossen von einem leise rieselnden Bach. Dann Roggow mit leichtem Boden. Zum Dorf gehört das Gut Neugasthof an der Chaussee von Schivelbein nach Kolberg mit neuen

[1]) E. Ribbentrop, Zeitschriftt für Geologie, Bd. V, S. 618 und 666 und in derselben Zeitschrift Bd. XVII, S. 651: Sadebeck, Über die oberen Jurabildungen in Pommern.

[1]) Vergl. I. und III. Jahresbericht der Gesellschaft für pommersche Geschichte, S. 26 bezw. 51. Auch Baltische Studien XI, S. 23.

[2]) Riemann, Kolberg, S. 66.

Wirtschaftsgebäuden. Dasselbe hieß früher Postgasthof, denn an demselben führte früher die Poststraße von Berlin nach Preußen vorbei, dieselbe wurde durch den Bau der Chaussee 1828/35 nördlicher gelegt. Sie ging über Schwartow und Dumzin unmittelbar nach Roman durch das große Heideland. Der Gasthof ist verschwunden, aber der Name ist geblieben. Dann Dumzin, auch Damnitzin genannt, ist das Stammhaus des Damitzschen Geschlechts, welches Gerhard Damitz schon 1243 besaß. Burg Dumtzin wird 1353 erwähnt. Die Familie war bis 1780 im Besitz des Gutes. Schwartow auf der Höhe des zum Teil bergigen Terrains, welches ziemlich steil gegen das Krumme Wasser abfällt, altes Podewilsches Lehen, im freundlichen Thal desselben Garchen, unterhalb welchen Dorfes es sich in die Persante ergießt.

Unmittelbar darauf nimmt die Persante den viel kleineren Mühlenbach auf, der auf der Feldmark des Dorfes Namelow zusammenfließt. Es ist ein freundliches Dorf mit neuer Kirche, hat mittelguten Boden mit Kies, Mergel und Kalk durchsetzt. Mehrere Altlutheraner. Namelow verdankt seine Entstehung dem Geschlecht von Namel, einer deutschen Familie, welche zu den ersten Einwanderern Pommerns gehört. Wahrscheinlich baute der Ritter Johannes Namelow Ende des 13. Jahrhunderts die Burg Namelow. In der Folge kam die Burg an die Familie Adebar, welche auch zum älteren Adel gehörte. Kaspar Adebar war der Letzte seines Namens um 1530. Dann Karwin, unmittelbar an der Chaussee und niedrig gelegen zwischen dem Mühlenbach und einem andern, die sich bald darauf zu einem vereinigen. Malnow, 1276 genannt, ebenfalls an der Chaussee in hügeliger Gegend mit kaltem Boden, aus welchem sich südwärts der Schießenberg hervorhebt. Im Garten werden viel Zwiebeln, Mohrrüben und Kohl gebaut, sowie auch Obst. Malnow ist ein altes Podewilsches Lehen. Endlich Koseger (Koseeger) in hügeliger Gegend, mitten durch das Dorf fließt der Mühlenbach. Schloß mit hübschem Park, beide Güter mindestens seit Anfang des 16. Jahrhunderts im Besitz der schloßgesessenen Familie von Podewils.

Auf dem linken Persanteufer liegt 3 km von Körlin an der Chaussee nach Gr. Jestin das reiche Bauerndorf Kowanz, dann in derselben Entfernung von der Persante Lübchow, 1276 genannt, in welchem sich seit 1707 eine Kapelle befindet. Das Gut hat einen schönen Park. Es war seit 1737 der Wohnsitz des Regierungsrats Loeper, eines der vorzüglichsten Forscher und Kenner der pommerschen Geschichte. In Emmathal bei Lübchow sind römische Münzen gefunden worden. Dann Klaptow, 1276 genannt, auf der Höhe, und ebenfalls mit schönem Park, beide Dörfer liegen hübsch, da hier die Persante ein liebliches Thal bildet, von letzterem Dorf führt eine Fuhrt nach Fritzow. Klaptow war der Geburtsort des russischen Generalleutnants und Ritter vom Orden des heiligen Alexander Newsky von Bauer, eines Bauern Sohn aus dem Dorfe. Es folgen Peterwitz und Lustebuhr, bei ersterem, welches 1319 genannt wird, sind Kegelgräber aufgedeckt worden; letzteres auf einem Plateau, das sich gegen die Persante und den Loßbach steil abdacht, ein altes Namelsches Lehen (1381 bis 1738). Südlich von diesen vier letztgenannten Dörfern zieht sich ein schmales, langes Moor hin, in welchem zuletzt eben genannter Bach in die Persante fließt. Südlich von dem Moor geht die alte Landstraße von Körlin nach Kolberg. An derselben Kerstin, ein reiches Dorf, 1276 genannt, seit 1764 im Besitz der ostpreußischen Familie Gaudecker. 3 km östlich Gr. und Kl. Poploth an der Chaussee nach Jestin, zwischen beiden Dörfern zweigt sich eine andre Chaussee nach Degow ab. Sie werden 1159 genannt als Eigentum des Klosters Grobe auf Usedom und liegen in einer einförmigen welligen Ebene, aus der sich einige Bergkuppen hervorheben. An einem tief eingeschnittenen linksseitigen Bach der Persante liegen Moltow und Krüne. Höhen, Thäler und Niederungen wechseln ab mit anmutigen Partien und Aussichtspunkten auf die Persante. Ersteres hat ein Schloß und gehört seit 1798 der Familie Braunschweig. Dieselbe stammt aus Braunschweig, welches einige Familienmitglieder 1248 verließen und nach Osten wanderten; in Pommern finden wir sie 1256, sie gehörte zu den angesehensten Patrizierfamilien in Kolberg, ihr Adel wurde 1570 von König Sigismund August von Polen erneuert. Krüne, urkundlich 1270 genannt, war 1306 ein wüstes Dorf und gelangte 1494 in Besitz des Manteuffelschen Geschlechtes.

An der Biegung, welche die Persante nach Norden macht, empfängt sie zur linken Hand einen Bach, der von Mötzelin kommt; letzteres 1238 urkundlich erwähnt, 1309 an das Domkapitel zu Kolberg verkauft. An demselben Bache liegt auch das große Dorf Gr. Jestin an der Chaussee von Schivelbein nach Kolberg, in welche hier die von Körlin kommende mündet, fruchtbaren Bodens. Arzt, Apotheker und Schützengilde am Ort. Urkundlich 1236 genannt, wurde das Dorf 1290 vom Kloster Dobberan erworben. Auch die Johanniter hatten 1238 Besitzungen in demselben. 1347 kaufte es der Kolberger Magistrat. Im 18. Jahrhundert erbaute der Pfarrer zu Gr. Jestin, Lukas Kundenreich, von der reichen Kolbergschen Familie dieses Namens die Küsterwohnung und ein Armenhaus und errichtete auch 1749 ein Kornmagazin. Auch bei der Belagerung von Kolberg durch die Russen blieb das Dorf ganz verschont. Der dortige Prediger Namler, ein Bruder des Dichters, imponierte den Kosaken durch seine Bestallung, die er ihnen stets mit dem drohenden Worte „Ukas" vorhielt. Der Gr. Jestiner Wald stößt an das Persantethal. Unmittelbar am Rande desselben liegt Semmerow. Im siebenjährigen Kriege wurde dies Kolberger Eigentumsdorf abgebrannt, nachher aber wieder aufgebaut. Dicht dabei Seefeld und Garrin. Der Boden ist hier leichter. Garrin 1219 genannt und 1220 von Jngardis der Kirche der heiligen Jungfrau zu Kolberg geschenkt, ehemaliges Kapitelsdorf. In der Mitte zwischen Persante und Spiebach, zwischen Garrin und Nassin, befindet sich, durch eine schmale sumpfige Wiese vom Spiebach getrennt, ein langgestreckter wüster Höhenzug, nur mit Heidekraut bewachsen; auf demselben viele Steinkistengräber. Trotz der nicht günstigen ökonomischen Lage nimmt die Bevölkerung zu, so daß 1859 ein zweites Schulhaus erbaut wurde. Seefeld, welches früher Wolnosna genannt wurde [1]), 1270 genannt, gelangte 1280 in den Besitz des Kolberger Domkapitels. In der Fehde zwischen der Kolberger Bürgerschaft und dem ersteren wurde es wiederholentlich verwüstet (namentlich 1462) und erst allmählich wieder aufgebaut. In Seefeld, dem Mittelpunkt der Altlutheraner in dieser Gegend, befindet sich eine altlutherische Kirche. Wiederum unmittelbar an der Persante Rossenthin, 1288 urkundlich genannt. Das Dorf wurde 1302 von dem jetzt nicht mehr in Pommern ansässigen, aber früher sehr angesehenen Geschlecht von Namel an Kolberger Bürger für 400 Mark verkauft, welche dasselbe nach und nach dem Domkapitel vermachten. Unterhalb Rossenthins dehnt sich eine moorige und ebene Fläche bis zur Ostsee entlang. An der Chaussee nach Kolberg noch Sellnow, welches der Magistrat 1286 von dem Ritter Bork kaufte. Im siebenjährigen Kriege wurde es zerstört und nach dem Wiederaufbau mit polnischen Familien besetzt.

---

[1]) Prümers Urkundbuch, S. 320.

So kommen wir denn zur Stadt Kolberg am rechten Persanteufer, 1 km vom Strande gelegen. Wer kennt nicht die Geschichte der ruhmreichen Ostseefeste, wer hat nicht gehört von dem Landes- und Opfermut ihrer Bürger? Von der Zeit an, wo sie aus dem Dunkel ins Licht der Geschichte tritt bis in die neueste Zeit wird ihr Name genannt und gepriesen von allen deutschen Stämmen und Gauen. Freilich änderte sich im Laufe der Jahrhunderte das Objekt ihres Ruhmes. Zuerst als Salzquelle aufgesucht und genannt — schon Thietmar von Merseburg nennt sie im Jahre 1000 salsa civitas Colbergiensis — lag sie am Ende einer großen Handelsstraße; zahlreiche Karawanen von und nach Polen brachten das Geschenk der Natur ins Innere des Landes. Später Mitglied der Hansa, wurde sie der Sitz eines streitbaren Bürgertums. Die Kämpfe der Kolberger Patrizierfamilien Adebar und Schlieffen sind ja bekannt und noch heute erinnert eine Straße, die Schlieffenstraße, an das streitbare Bürgermeistergeschlecht. Dann wurde sie durch ihre Lage und durch Fürstengunst eine kleine, aber mächtige Festung und durch vier Belagerungen, welche sie tapfer aushielt, stattete sie den Fürsten den Tribut ihrer Dankbarkeit ab. Jetzt stehen die Salzkoten still, die Festungswerke sind geschleift, die Wälle abgetragen, aber die Soole, die der Erde entquillt, bringt Tausenden Linderung und Erleichterung, und die See, aus der einst stolze Handelsschiffe in den Kolberger Hafen fuhren, erquickt und kräftigt das nervöse Geschlecht des 19. Jahrhunderts.

Besichtigen wir zunächst die Stadt. Von dem Bahnhof, der auf der Münde liegt, geht es über einen nach rechts unfertigen Platz, auf dem 1881 die Gewerbeausstellung stattfand, durch die Münderstraße in die Stadt. Rechts fällt uns die schöne Marienkirche in die Augen, von der hier nur dasjenige, was für Pommern ein Unikum ist, hervorgehoben werden soll. Sie stammt aus dem 14. Jahrhundert und ist die einzige Kirche in Pommern, welche fünf Schiffe hat, von denen die drei mittleren gleich hoch sind. Ebenso eigentümlich ist der bühnenartige Bau, welche den Chor von dem Schiff der Kirche trennt; es ist ein sogenannter Lettner. Ferner sind die Malereien am Gewölbe bemerkenswert, sie stammen aus dem 14. Jahrhundert und sind in dieser Ausdehnung einzig in ihrer Art. Das ganze geräumige Mittelschiff wird von ihnen ausgefüllt. Es sind im Ganzen 32 Hauptdarstellungen und 40 Nebendarstellungen, welche Szenen aus dem alten und neuen Testament enthalten, und zwar so, daß die ersten prophetische Andeutungen der letzteren sind [1]). Als Kuriosum mag bemerkt werden, daß auf der First des kupfernen Kirchendaches der junge Nettelbeck seine ersten Reitversuche machte.

Das der Marienkirche gegenüberliegende Gebäude, in welchem sich augenblicklich die Post'sche Buchhandlung befindet, trägt eine Gedenktafel mit der Inschrift: Hier wohnte N. von Gneisenau im Jahre 1807. Durch eine früher enge Straße gelangen wir nach wenigen Schritten zum Markt, der nur klein ist und in dessen Mitte das in den zwanziger Jahren erbaute Rathaus steht. Benutzt wird dasselbe von den städtischen Behörden und dem Königlichen Amtsgericht. Vor dem Rathaus steht die eherne Bildsäule Friedrich Wilhelms III., von Drake in Berlin modelliert. Sie wurde zum Andenken an die Belagerung des Jahres 1807 errichtet und am 2. Juli 1864 in Gegenwart des Kronprinzen eingeweiht. Sie trägt die Inschrift: Dankbarkeit, Liebe und Treue sollen unsre Stadt erfüllen und eine Wahrheit bleiben immerdar. Am Markt befinden sich auch die Geburtshäuser des Patrioten Nettelbeck und des Dichters Ramler, beide mit Inschriften versehen. Nettelbecks Grab liegt von einer einfachen, epheuumwachsenen Säule bezeichnet auf dem Münder Kirchhof, ein ähnlicher Denkstein schmückt die Ruhestätte des im Jahre 1807 gefallenen Vizekommandanten von Waldenfels. In der Verlängerung der Münderstraße geht die Sattlerstraße; von hier an der Ecke der Baustraße konnte man die drei Thore der Stadt, von denen keines mehr steht, sehen. Denn die Stadt ist durchaus regelmäßig angelegt, die Straßen schneiden sich rechtwinkelig, von diesen gelten die auf die Persante stoßenden als Hauptstraßen, die übrigen als Querstraßen. Früher galt als die vornehmste die erste, die jetzige Proviantstraße, welche nach dem Patriziergeschlecht Landesband Landesbandstraße hieß. Hier liegt die reformierte Kirche, 1663 vom großen Kurfürsten erbaut. Dann folgt die Klausstraße. An derselben liegt die Klosterkirche, welche 1481 gebaut wurde, als das Kloster in die Stadt verlegt wurde; das jetzige Gebäude (seit 1863) dient zugleich als Garnisonkirche. Parallel mit dieser die Lindenstraße, deren nördliche Fortsetzung die Wendestraße ist. Hier wohnten nach Gründung der Stadt viele Wenden. Länger als in der Stadt fristete auf benachbarten Dörfern die wendische Sprache ihr Dasein, um 1300 liegt auf der Kolberger Feldmark an der Maßnitz (Matze) eine Ortschaft Rosglem, die als eine Behausung der Wenden bezeichnet wird [1]). Jetzt liegt in der Wendestraße das Gymnasium, aus der Domschule hervorgegangen; zu demselben wurde 1859 in Gegenwart des Kaisers Wilhelm der Grundstein gelegt. Ferner das Kundenreichstift, dessen Anfänge bis 1421 zurückreichen. Es folgt die Schlieffenstraße nach dem Patriziergeschlecht der Schlieffen so genannt. In derselben das Haus mit Inschrift, in welchem Schill gewohnt hat. Als letzte Parallelstraße ist die Baustraße zu nennen. Das nördliche Ende derselben führt zur Lauenburger Vorstadt, aus welcher die Chaussee nach Körlin und Köslin geht. Hier liegt die Georgskirche. Aus dem südlichen Ende der Baustraße geht es über die Persante und den Holzgraben nach der Geldervorstadt. Beide bilden eine langgestreckte Insel, auf deren nördlichem Teil der Salzberg liegt. Westlich der Schweineanger und das Siederland, d. h. Niederland.

Wenden wir uns nun wieder zurück und verlassen die Stadt durch das frühere Münderthor in nördlicher Richtung, so kommen wir nach dem Hafen und der Strandstadt, Kolbergermünde genannt. Man passiert zuerst die älteste Vorstadt Kolbergs, die erste Pfannschmiede; in dieser Straße liegen an der rechten Seite die früher Behrendschen Soolbäder, ferner die zweite Pfannschmieden und dann gelangt man an der neuen Nikolaikirche vorbei durch die Hafenstraße zum Hafen, der durch die Persante gebildet wird und der durch zwei lange Molen geschützt ist. Er gelangte 1831 in Besitz des Staates und hat ein Fahrwasser von ungefähr 14 Fuß. Ungefähr in der Mitte der Hafenstraße führt links ein kleiner Promenadenweg zur Schiffbrücke nach der Maikuhle. Dieselbe war früher eine Birkenniederung und stammt aus dem Anfang des 17. Jahrhunderts. Brüggemann nennt sie einen Kienenwald. Zur Zeit der Belagerung 1807 wurde sie viel genannt. Zahlreiche schattige Gänge führen hier umher; der schönste Platz in denselben ist der Königssitz, von dem man eine herrliche Aussicht auf das Meer hat.

Von der Nikolaikirche führt die Schillstraße direkt nach dem Strandschloß. Östlich von derselben dehnt sich die sogenannte Strandstadt aus, in welcher sehr viele Badegäste wohnen; auch das Theater befindet sich hier. Die ganze Münde liegt eigentlich im Grünen; vor den Häusern, deren

[1]) Ausführliches siehe bei Kugler, Pommersche Kunstgeschichte 1840 und Riemann, Kolberg, S. 457.

[1]) Riemann, S. 35.

viele aus Holz gebaut sind, befinden sich Lauben oder Veranden, schattige Promenadenwege verbinden die Pfannschmieden mit der Strandstadt. Von derselben erreicht man in einigen Minuten den Strand; auch hier dehnen sich vom Hafen bis zur Waldenfelsschanze Anlagen aus, deren Schöpfer der Stadtrat Glagau ist, dem auch ein Denkmal in diesen Anlagen errichtet. Den Mittelpunkt dieser Anlagen bildet das schon vorher erwähnte Strandschloß, unmittelbar vor demselben ist ein großer Perron, auf welchem sich die Badewelt versammelt; hier finden auch mehrmals in der Woche Konzerte statt. In die offene See führt ein 110 m langer Steg, rechts davon das Herrenbad, links das Damenbad; die Badeanstalten sind seit 1875 städtisch.

Die Münde verdankt ihr Entstehen wesentlich der Vereinigung von Sool- und Seebad. In vergangenen Jahrhunderten war die Gegend einförmiger als jetzt, eine Wasserfläche bedeckte einen Teil des Münderfeldes, auch auf der Merianschen Zeichnung (1652) sind nur ein paar Häuserchen an der Mündung der Persante zu sehen; zu Nettelbecks Jugendzeit wurde die Gegend von Wölfen unsicher gemacht. Und jetzt ein Seebad ersten Ranges von 6000 bis 7000 Badegästen besucht; bis zur Eröffnung der hinterpommerschen Bahn (1859) war die Benutzung aber eine wesentlich lokale und überstieg nicht das erste Tausend; von da an hat sich der Besuch des Bades von Jahr zu Jahr vermehrt. Und wunderbares Zusammentreffen: Als die Saline stillstand und aufhörte eine Quelle des Erwerbes zu sein, trat das Seebad an ihre Stelle. Allerdings sucht die Stadt allen Anforderungen der Neuzeit gerecht zu werden; erst in jüngster Zeit ist mit großen Kosten eine Wasserleitung angelegt, um einem wesentlichen Mangel abzuhelfen. Auch der Handel, wenn er auch nicht mehr so bedeutend ist wie früher, ist einem Teile der Bewohner ein Erwerbszweig. 1843 waren 200 Schiffe, 1867 447, 1876 229 Schiffe eingelaufen und ungefähr ebenso viel ausgelaufen; die Einfuhr besteht hauptsächlich aus Eisen, Materialwaren und Fischen, die Ausfuhr aus Holz und Getreide. Von Industriezweigen sind einige Kalköfen, Eisengießerei, Zigarren- und Seifenfabrik und verschiedene Mühlen zu erwähnen. 1740 hatte Kolberg 5027, 1782 4006, 1880 16 027 Einwohner, so daß aus 100 Einwohnern des Jahres 1780 400 des Jahres 1880 geworden sind.

Veranlassung zur Gründung der Stadt waren unzweifelhaft die Salzquellen. Ursprünglich lag die alte Burg Kolberg, d. h. am Ufer, in der Nähe des jetzigen Ritterguts. Altstadt 2 km südlich von der Stadt. Hier fiel der Burgberg mit steilerer Böschung als jetzt zur Persante herab, beherrschte den Fluß und war durch die weitere Entfernung vom Meer eher gegen plötzliche Überfälle von Seeräubern gesichert. Der Burgwall hat sich noch lange erhalten. Dann trug dieser Berg das Jungfrauenkloster, welches 1277 von Bischof Hermann gegründet wurde. 1468 in die Stadt verlegt, 1545 endgültig in der Stadt blieb und jetzt ein evangelisches Jungfrauenstift ist. Die Kirche bei dem Kloster lag noch 1222 in der Stadt, 1360 wie heute in der Mitte wogender Ährenfelder. 2 bis 3 km von dieser Stelle, auf feuchtem Moor und Wiesengrund in der Nähe des Quellbezirks, siedelten sich die freien Arbeiter des Salzberges an, zu ihnen gesellte sich der deutsche Händler und bald übertraf die neue Ansiedelung die alte an Größe und Ansehen. So wurde das neue Kolberg am 23. Mai 1255 deutsche Stadt und bald noch mehr von deutschen Einwanderern, welche durch den Gewinn angelockt waren, bevölkert. Die Sage erzählt [1]): Die Gegend, wo Kolberg liegt, war Wald und Morast, wo man Kohlen brannte und Jagden abhielt. Als nun eines Tages die Nachbarn ein großes Treibjagen auf die zahlreichen Wölfe, die gefährlichen Feinde ihrer Herden, anstellten, stürzte einer der Hunde auf dem Zillenberge in eine Pfütze. Ein auf sein Geheul herbeieilender Jäger zog ihn heraus und bemerkte dabei, als er sich von der Arbeit erhitzt durch einen kühlen Trunk aus dem Wasser laben wollte, an dem Geschmack, daß hier eine Salzquelle aus der Erde sprudele. Er bewahrte sein Geheimnis, bis der Fürst des Landes ihn, der durch die Offenbarung des Erdsegens schon von den Göttern begnadet war, auch mit der Freiheit begnadet hatte, die Quelle für sich und seine Freunde und Verwandten auszunutzen zu dürfen. Sie bauten zusammen Hütten in der Nähe des Salzberges und nannten den Ort zum Gedächtnis, daß einst an der Stelle, wo sich später Kirche und Rathaus erhob, die Meiler der Kohlenbrenner geschwelt hatten, Kohlenberg oder Kolberg. Das Wohl der Stadt beruhte auf der Saline und Jahrhunderte lang wurde die Siederei auf beiden Ufern der Persante getrieben. Die Hauptquelle war aber immer diejenige auf dem Salzberge, welche $4^1/_2$ Proz. Salz enthält. Ein lebhafter Handel entwickelte sich nach Polen und nach Schweden und Norwegen. Noch nach 1700 kamen zu Zeiten Züge von 200 Wagen zugleich in Kolberg an. Allmählich verfiel die Saline, hauptsächlich durch der Besitzer Schuld, 1801 kaufte sie der Staat, 1860 hörte der Betrieb auf.

Es kann hier nicht der Ort sein, auf die reiche Geschichte der Stadt näher einzugehen und verweisen wir auf das eingehende Buch von Riemann, nur einiges wollen wir hervorheben. Da ist vor allem für die Auffassung des Mittelalters charakteristisch der Anlaß zu der bitteren Feindschaft der beiden mächtigsten Geschlechter Adebar und Schlieffen. Es sind lange Jahre, erzählt Kantzow, zwei Geschlechter die gewaltigsten in Kolberg gewesen, die Schlieffen und die Adebare. Davon sind ungefähr vor 60 Jahren oder mehr (cr. 1485) zwei junge Bürger gewesen, Benediktus Adebar und Niklas Schlieff. Dieselben hielten sich wie Brüder untereinander. So begab es sich einmal, daß sie samt andrer Gesellschaft auf einen Abend zusammen gezecht hatten und Schlieff guter Zeit heimging und sich zu Bette legte, und etwa eine Stunde danach Adebar ihm folgte und an seine Thür klopfte. So hörte Schlieff, daß ers war und stand selbst auf im Hemde und wollte ihn einlassen. So hörte Adebar, daß er kam und stach mit seinem Schwerte durch die Thür und wollte Schlieffen erschrecken, und wie Schlieff im Finstern zulief, daß er die Thür aufmachen wollte, lief er ins Schwert. So machte er dennoch auf und schrie laut über Adebaren, daß er ihn so fast erstochen hätte. So erschrak Adebar hart und verstopfte ihm von Stund an die Wunde und führte ihn zum Arzt und entschuldigte sich sehr, daß er es aus keinem bösen Gemüte, sondern aus Fürwitz gethan. So ließ sich Schlieff verbinden, aber befand sich sehr übel. Darum warnte er Adebar, daß er möchte weichen, denn er getraute sich nicht, lebendig zu bleiben, wo ihn dann seine Freundschaft erhaschte, müßte er sterben, welches er ihm nicht gern gönnte. Adebar mühte sich fort (gräunte sich sehr), sonderlich, daß er wider seinen Willen seinen guten Gesellen in Todesgefahr und sich auch in Sorge gebracht und versteckte sich, denn er konnte in der Nacht nicht aus der Stadt kommen. Schlieff starb bald danach, darum suchte Schlieffens Freundschaft so fleißig nach Adebar, daß sie ihn funden und ins Gefängnis setzten. Die Freundschaft Adebars gab sich nun viel Mühe, daß sie ihr Mitglied gegen gebührende Genugthuung frei bekamen. Das wollten die andern nicht, sondern ließen Adebar zum Gericht bringen und zum Tode verurteilen. Als er aber verurteilt war, da wollte ihn Schlieffens Freundschaft losgeben, damit man sage, sie hätten ihm das Leben geschenkt.

[1]) Riemann, S. 115.

Das wollten die Adebare nicht annehmen, denn sie ließen sich bedünken, ein Verurteilter wäre weiter zu leben nicht wert. Darum ging Adebar freien Mutes hin und sagte: er wolle lieber bei seinem guten Gesellen und Bruder, dem erschlagenen Schliess, sein, als länger zu leben. Aber damit er nicht wie ein Missethäter geführt würde, durfte ihn der Nachrichter und seine Diener nicht anrühren, sondern er ging selbst gutwillig, und der Rat und die ganze Stadt begleiteten ihn und betrübten sich seinethalben. So hatte Adebar eine Schwester im Jungfrauenkloster zu Kolberg, die war Äbtissin. Dieselbe ergriff ein Kruzifix und trat vor ihm her und stärkte ihn und sagte: er solle auf Gott trauen und in seinem Glauben sterben. Also kam er außer der Stadt; da wurde ihm gegönnt, daß er auf einen Kirchhof ging, daselbst ließ er sich abhauen. „Von der Zeit an erstund ein ewiger grul zwischen den beiden geschlechten."

Nachdem Kolberg brandenburgisch geworden, wurde es Sitz der hinterpommerschen Regierung, welche 1668 nach Stargard verlegt wurde, auch eine Ritterakademie war von 1654 bis 1716 hier. Peter der Große kam zur See von Königsberg nach Kolberg und reiste von da weiter [1]). Der Dichter Karl Wilhelm Ramler wurde 1725 in Kolberg geboren. Friedrich der Große erließ von Kolberg aus in Begleitung seines Neffen Friedrich Wilhelm II. das berühmte aber wieder zurückgenommene Edikt über die Leibeigenschaft 1763. 1782 (27. Januar) starb zu Kolberg die Markgräfin Leopoldine, Tochter des alten Dessauer und der Anna Luise Föhse, getrennte Gemahlin des Markgrafen Heinrich Friedrich von Schwedt, nachdem sie 31 Jahre in der Verbannung in Kolberg gelebt hatte. Gneisenau traf am 29. April 1807 ein. Der Stadt wurde die Kontribution von 180 216 Thalern erlassen. Professor Jahn langt 1819 in Pommern an unter strenger polizeilicher Aufsicht. 1824 starb Nettelbelbeck im 86. Jahre seines Lebens. 1825 bis 1830 saß Arnold Ruge auf dem Lauenburger Thor als Gefangener.

Westlich von Kolberg ziehen sich im allgemeinen niedrige Dünen bis zur Kreisgrenze hin, einige Stubben ragen aus dem Strand hervor; hinter den Dünen erstreckt sich 4 km landeinwärts ein mooriges Gebiet, welches jetzt entwässert worden ist und teilweise fruchtbaren Acker hat. Hier liegen die früheren Kämmereiortschaften Alt- und Neuwerder, ersteres ein aus der sumpfigen Niederung sich inselartig erhebender Werder, welcher 1287 noch nicht mit Hufen besetzt war. 1863 ist in demselben Orte eine Parochie errichtet worden. Ebenso das Kämmereidorf Alt-Bork an einem kleinen See niedrig gelegen, wohl von dem letzten wendischen Kastellan Bork angelegt, 1260 ein kleines Wendendorf, vom Kloster Dobberan um 1280 gekauft und germanisiert; 1337 an die Stadt Kolberg verkauft. Neu-Bork wurde 1775 angelegt und mit 24 Wollspinnerfamilien vom Kolberger Magistrat besetzt, welche mit der Zeit Landleute geworden sind. Dicht am Strande Kolberger Deep. Der Boden ist sehr schlecht und der Ackerbau unsicher. Eine Fähre geht über den Ausfluß des Kamper-Sees und vermittelt den nächsten Weg zwischen Kolberg und Treptow.

In den Kamper-See, der zum Greifenberger Kreise gehört, fließen noch einige Bäche, welche den westlichen Teil des Kolberg-Körliner Kreises entwässern. Zunächst der Spiebach, der aus dem langgestreckten, romantischen Kämitz-See entspringt, der von steilen und bewaldeten Ufern eingefaßt ist. Auf dem höchsten Berge, hart am See gelegen, ein alter Burgwall. Auf der Höhe ein großes Plateau mit tausendjährigen Eichen, an drei Seiten ein Wall aus erratischen Blöcken mit Erde bedeckt, zu dessen Höhe eine Steintreppe führt. Die Seite nach dem See zu geht ganz steil hinunter, ein kleiner Fußsteig, wie in Felsen gehauen, führt zu demselben hinunter. Die ganze Anlage ist großartig gehalten und mit Tischen und Bänken versehen. Sie erinnert an den Hertha-See in Rügen. Man genießt von diesen Punkten wundervolle Aussichten auf den Kämitz-See, die Forsthäuser zu Kämitz und Eickstedtswalde, sowie auf Eickstedtswalde selbst. Dasselbe an der Ostseite wurde 1829 angelegt mit stattlichem, herrschaftlichem Wohnhause. Der Gründer von Eickstedtswalde, Freiherr von Eickstedt, hat im Jahre 1853 aus seinen eigenen Mitteln ein Waisenhaus und eine Veteranenanstalt für 24 Kinder und 2 Veteranen gestiftet. Im Jahre 1834 wurde in dem neu angelegten Garten ein seltener Fund gemacht, bestehend aus Schmucksachen und deutschen und arabischen Münzen. Der Besitzer des Gutes schenkte den Fund dem Kronprinzen Friedrich Wilhelm (IV.), der ihn dem alten Museum überwies. Dort werden sie unter einem Glaskasten mit der Überschrift: Gefunden zu Eickstedtswalde bei Kolberg, 18. Juli 1834, verwahrt.

Nördlich davon Plauenthin, auf einer Hochfläche mit grandigem Boden, die gegen das rechte Ufer des Spiebaches steil abfällt. Auf dem linken Ufer Neurese, auf der Höhe über dem Spiebach, der hier ein weites Wiesenthal, welches ohne Zweifel früher See gewesen ist, bildet. 1226 überließ der Bischof Hermann v. Kammin das Dorf dem Kloster Dargun. Das benachbarte Nessin hat leichteren Boden; hier verengert sich das Spiethal. 1269 verkaufte Bischof Hermann v. Kammin das Dorf dem Abt des mecklenburgischen Klosters Dargun. König Friedrich Wilhelm IV. nahm im Jahre 1850 ein von der Gemeinde zum Zeichen ihrer Anhänglichkeit und Treue überreichtes Gemälde an, und gründete dafür eine Stiftung für dortige Witwen und Waisen mit einem Kapital von 100 Friedrichsdor. Es liegt an der Verbindungschaussee, welche über Garrin, Simötzel, Baldekow u. s. w. sich an die große Staatschaussee anschließt. Unmittelbar am Spiebach die Kolberger Eigentumsdörfer Rehmer und Spie, 1276 erwähnt, ersteres 1606, letzteres 1368 vom Rat zu Kolberg gekauft. Rehmer ging 1761 zu Grunde bis auf die Kirche, und eine Zeitlang wurde diese Parochie mit der Garriner verbunden. Letzteres an der Chaussee von Kolberg nach Treptow. Auf der sich nach Westen fortziehenden Verlängerung des Kauzenberges liegt Prettmin, urkundlich 1223 erwähnt, in welchem Jahre es dem Kloster Mogilno verliehen wird. Unterhalb der Chaussee beginnt die Niederung, durch seine westliche Richtung nähert er sich dem Grenzbach, das heißt dem Kreiherbach. Auf der Wasserscheide dieser beiden Bäche liegt Naugard, vielleicht das 1228 genannte Necore, 1320 Klein Naugord genannt, seit 1855 ein Bauerndorf, dann das langgestreckte Papenhagen, welches fast von einem Bach zum andern reicht, wahrscheinlich vom Kloster Belbuck gegründet, beide ehemalige Lehen der ausgestorbenen (1741) Familie Güldenklee. Durch moorige Niederungen ergießt sich der Spiebach in den Kamper-See.

Die nordwestliche Kreisgrenze bildet der Kreiherbach, der zuerst unter verschiedenen Namen aus mehreren Rinnseln entsteht, welche an der großen Chaussee von Plathe nach Körlin bei Lestin und Damitz entspringen. Südlich von diesen Dörfern zieht sich das große Heideland hin, welches, noch teilweise unbeackert, notdürftig Kiefern oder kümmerlichen Roggen hervorbringt. Ein Vorwerk wird im Volksmunde der rote Strumpf genannt, angeblich weil alle Besitzer auf den Strumpf kommen. Lestin ist ein altes Manteuffelsches Lehen. Auf dem schön bewaldeten Höhenrücken, an dessen Fuß das Gut liegt, ist ein Erbbegräbnis dieser Familie; ein Granitblock mit bezüglicher Inschrift bezeichnet den Zweck des eingefriedigten Platzes. Das einfache Wohnhaus, von hohen Bäumen umschattet, liegt getrennt von dem Gehöft; in der Nähe desselben, mitten in

[1]) Brückner, Peter d. Gr., S. 147.

den Rieselwiesen, ein Burgwall, von dem noch das Gemäuer sichtlich ist und der jetzt abgefahren wird. Nördlich davon liegt Drosedow, d. h. Drosselort, 1170 urkundlich erwähnt und dem zu gründenden Kloster Belbuck geschenkt, von welchem Orte der Bach eine Strecke den Namen führt in koupierter Gegend, vor 1816 dem Greifenberger Kreise gehörig. Der Parochie der Kirche Drosedow wird 1494 Erwähnung gethan. Am Wege nach Roman ein hoher, steiler Burgwall. Gegenüber am rechten Ufer des Baches Trienke. In den Wiesen steht ein Kalklager an, welches ausgebeutet wird. Es war ein altes Manteuffelsches Lehen, das später in den Besitz des Kabinetsrates Beyme kam, eines unter der Regierung Friedrich Wilhelm III. sehr einflußreichen Mannes, der, 1798 Chef des geheimen Kabinets, 1816 geadelt wurde. Auf derselben Seite liegt Simötzel am Rande des Baches, der hier ein größeres Wiesenthal bildet, 1297 urkundlich genannt, 1456 an die Stadt Kolberg verkauft. Bei diesem Dorfe sind wendische, bei Schwedt römische Sachen gefunden worden. Letzteres liegt hart an der Kreisgrenze und gehörte bis 1816 zum Greifenberger Kreise, 1224 wurde das Dorf von Anastasia, Witwe des Herzogs Bogislav I., dem Kloster Belbuck geschenkt, 1462 kam das Dorf durch Tausch an Jost Wachholz, in dessen Geschlechte das Gut mit geringen Unterbrechungen bis in die sechziger Jahre unsres Jahrhunderts geblieben ist. Dann Gandelin, ebenfalls hart an der Kreisgrenze auf einer Anhöhe am Kreiherbach, welcher die Kreisgrenze bildet und sich dann ebenfalls in den Kamper-See ergießt.

Eine kleine westliche Ecke des Kreises gehört zum Flußgebiet der Rega. Der größte Teil dieses Gebietes ist erst 1816 zum Fürstentumer Kreise gelegt. Südlich von dem vorher erwähnten großen Heidelande liegt das Dryhnbruch, an dessen Nordrande in einsamer Lage die Kolonie für die Vagabonden-Meierei liegt; das Bruch wird jetzt urbar gemacht durch die sogenannte Rimpaukultur. In diesem Bruche entspringt der schwarze und der auf der alten Generalstabskarte fälschlich so genannte Molstowbach. Nach Vereinigung beider fließen sie in östlicher Richtung, hier liegt Petershagen mit leichterem Boden, das größte Gut im Kreise, 2629 Hektar; dagegen hat Trienke bei 800 Hektar den größten Grundsteuerreinertrag. Der Acker stößt im Norden an das große Heideland, Hünengräber sind hier aufgedeckt worden. Dann bildet der Schwarze Bach die Grenze zwischen dem Kolberger und dem Schivelbeiner Kreise, reich an Forellen; derselbe ergießt sich in die Molstow, welche in nördlicher Richtung fließt. Hier sind wenig Ansiedelungen, erst an der Chaussee von Körlin nach Plathe, dicht an der Molstow, Reselkow am Winkelbach, der sich hier in die erstere ergießt, 1227 urkundlich erwähnt, bis 1816 zu dem Ostenschen Kreise, zum kleineren Teile zum Greifenberger Kreise gehörig. Die Feldmark ist bergig und hat leichteren Boden. Früher bedeutende Poststation. Schmuckentin, westlich vom Molstowbach, leichten Bodens; altes Manteuffelsches Lehen; noch westlicher die alte Manteuffelburg Kölpin an einem kleinen See in hügeliger Gegend, ein Stammhaus dieses Geschlechtes, wo bedeutende Bronzefunde gemacht worden sind. Viele Güter gehörten demselben, so daß man im Mittelalter von einem Lande Kölpin sprach. Ein Dominus, Johannes Mandubel, wird 1299 genannt als Zeuge einer Urkunde, in welcher Bogislav dem Kloster Buckow neun Häuser in Bulgrin verleiht. Wie ihre Burg zerstört wurde, wollen wir nach Kantzow [1]) erzählen: „Um diese Zeit haben in Pommern die Mandubels von Kölpin viel Raub und Mords gegen den wandernden Mann und die armen Bauern gebraucht und sonderlich gegen die Klostersleute von Belbuck. Darum hat der Abt von Belbuck am Tage Petri und Pauli im Jahre 1432 alle sein Leute aufgebracht und sie vor Kölpin geschickt. So haben sie es berannt und zuletzt gewonnen und haben Heinrich Mandubel erwürget und die andren gefangen, und mit allem, was sie darauf gefunden, mit sich weggeführt und dem Abte gebracht. Und um dieser Viktoria willen hat man hernach im Kloster Belbuck alle Jahre auf St. Petri- und Paulitag das te deum laudamus gesungen und 12 Arme gespeist.“ Die mündliche Tradition fügt noch hinzu, daß es den Rittern nicht gelingen wollte, die Burg zu erstürmen, bis endlich die Amme des jüngsten Sprößlings von Queren aus Liebe zu ihrem Säugling und um mit demselben nicht umzukommen, dem Abte unter der Bedingung, daß er ihr und dem Kinde Leben und Freiheit schenke, einen durch das Gebüsch bis dahin verborgenen Eingang in die Burg entdeckte, wo dieser mit seinen Kriegern bei Nacht in die Burg drang und sämtliche Bewohner mit Ausnahme der Amme und des Kindes niedermachten. „Von diesen Mandnweln“, fährt Kantzow fort, „ist eine gemeine Sage, daß ihre Voreltern geheißen haben die Herren von der Queren und sind so boshaft gewesen, daß man gesagt auf pommersch: ji sind man Düwel, das ist soviel als: das sind nur Teufel und keine Menschen, davon sollen sie den Namen haben, daß sie Mandüwel heißen. Und hernach sind daraus Michel Mandüwel samt seinen Brüdern und Vettern arge Räuber gewesen. Doch sei es wie es wolle, es sind sonst viele andre ehrliche Männer und Frauen in dem Geschlecht gewesen, die solche Bosheit ungern gedacht, viel weniger gethan hätten und bei unsren Zeiten weiß man von solcher Bosheit von ihnen nicht, sondern es ist ein gar ehrlich Geschlecht, daraus auch jetziger Bischof von Kammin, Erasmus Mandüwel, ist, der durch seine Lehr- und Geschicklichkeit zu dem Stande gekommen ist.“

Die Molstow empfängt an der Kreisgrenze bei der Kölpiner Mühle auf der rechten Seite noch den kleinen Ückerbach, der in den Bergen zwischen Lestin und Roman entspringt; letzteres an der Chaussee von Körlin nach Plathe mit schloßartigem Wohnhaus, 1240 urkundlich erwähnt, desertum quod vocatur Riman, bis 1816 zum Kreise Greifenberg gehörig. Syrupfabrik. Es war ein Manteuffelsches Lehen, woselbst das Geschlecht zwei Burgen hatte, deren Lage man sowohl in Roman als im Buchwalde an den Überresten von Wällen und Gräben noch deutlich erkennen kann. Der nördliche Teil der Feldmark ist hügelig mit steil absetzenden Höhen, unter denen gegen Westen hin der Fierberg bedeutend hervorragt, von dessen Gipfel der Blick bis an die Türme von Greifenberg und Kolberg schweift. Mehrere kleine Bäche bewässern das Gutsgebiet, das auf der Abdachung zum Molstowfluß liegt. Die sechste Klasse hat die größte Morgenzahl aufzuweisen. Ein anstehendes Kalkflötz wird in geringer, Wiesenkalk in großer Menge benutzt. Der jetzige Besitzer Andrae hat im Jahre 1853 ein Asyl für entlassene Sträflinge errichtet. Von hier fließt der Ückerbach in nördlicher Richtung, biegt dann südlich von Gervin nach Westen um. Letzteres 1224 urkundlich erwähnt und von Anastasia dem Kloster Belbuck geschenkt, bis 1816 zum Kreise Greifenberg gehörig, in flacher Gegend an der Verbindungschaussee von Reselkow nach Kolberg. Die Kirche ist 1647 gebaut. Vor der Thür des Herrenhauses große Kastanienbäume. Knochenmehlmühle. Zwischen Ückerbach und der Molstow liegt noch Sternin, ebenfalls bis 1816 zum Kreise Greifenberg gehörig, mit leichterem Boden, ein altes, zum Lande Kölpin gehöriges Manteuffelsches Lehen, seit 1315 im Besitz der Familie. (Schluß.)

[1]) ed. Kosegarten II, 36.

Nordwestamerikanische Totempfeiler.

Von Adrian Jacobsen.

Von alten, berühmten Geschlechtern abzustammen, gilt auch bei den Indianern Nordwestamerikas als ein hoher Vorzug, ja viele Häuptlinge leiten sogar ihren Ursprung geradeswegs, wie einstmals die griechischen und römischen Helden, von einer Gottheit her. Wer nicht eine derartige edle Abkunft nachzuweisen vermag, sucht den Rang eines Häuptlings oder sonst eine hervorragende Stellung unter seinen Stammesgenossen durch Heirat oder Adoption zu erreichen. Um nun ihren Nachbarn oder Untergebenen ihre Familiengeschichte und Herkunft vor Augen zu führen, errichten sie die sogenannten Totempfeiler. Man versteht darunter einen oft von oben bis unten en relief geschnitzten Baumstamm von 3 bis 20 m Höhe und darüber.

Die oberste Spitze dieses Pfeilers nimmt der Stammvater des Geschlechtes ein; bei den Haida- und Tschimsianstämmen meist in Gestalt eines Raben, Adlers, Wolfes oder Bären, während im Norden bei den Tlinkiten und den Kwakjutl im Süden neben Walfischen und andern Tieren, sich auch häufig menschliche Figuren als Stammhalter vorfinden.

Die Familienüberlieferung lautet bei allen diesen Stämmen so, daß ehemals Götter bald in Gestalt der oben erwähnten Tiere, bald auch in Menschengestalt sich mit den Urahnen der Indianer verheiratet haben und auf diese Weise Ahnherrn des betreffenden Geschlechtes wurden.

Man unterscheidet bei den Haida- und Tschimsianindianern dreierlei Pfeiler: 1. Solche, welche die oben erwähnten Familientraditionen darstellen und häufig noch bei Lebzeiten von dem Familienoberhaupte auf den Sohn oder Schwiegersohn vererbt werden. In diesem Falle wird jedoch ein neuer Stammbaum errichtet und das neue Oberhaupt fügt seine eigene Geschichte mutterseits in Gestalt der sie repräsentierenden Figuren hinzu. 2. Solche Pfähle, die für einen berühmten verstorbenen Häuptling errichtet werden. Diese sind gewöhnlich kurz und durch eine große Tafel am Ende des Pfahles gekennzeichnet, oder sie werden in Gestalt eines Walfisches oder eines andern Tieres einfach vor dem Hause des Verstorbenen auf die Erde gelegt. Pfeiler dieser Art kommen vornehmlich bei den Haidastämmen in Anwendung. 3. Solche Pfeiler, welche die Dachbalken des Hauses stützen, gewöhnlich vier an der Zahl; sie finden sich am häufigsten bei den Ahts und Kwakjutl, und ich habe oft bemerkt, daß, wo diese Art Totempfeiler innerhalb des Hauses gebraucht wird, selten noch außer dem Hause ein Pfeiler errichtet ist.

Fig. 1. Totempfeiler der Tlinkiten. Nach einer Photographie.

Die schönsten und am besten ausgeführten Stammbäume findet man in den Haidadörfern, auch scheint die Auffassung der betreffenden Stammtiere hier weitaus klarer zu sein, wie bei den weiter südlich oder nördlich wohnenden Völkern. — Merkwürdigerweise stimmt bei allen Küstenbewohnern die Sage darin überein, daß berichtet wird, die Sitte der Totempfeiler sei durch einen auf dem Meeresgrunde hausenden Gott den Indianern gebracht worden und es behaupten beispielshalber die Haida, bei heiterem Himmel und ruhiger See auf dem Meeresgrunde ganze Dörfer mit solchen Stammbäumen gesehen zu haben.

Die Stammbäume werden zuweilen (besonders bei den Haida) unmittelbar an der Hauswand befestigt, so daß der Totempfeiler den Giebel des Hauses überragt. Zuweilen richtet der Holzschnitzer die unterste Figur des Pfeilers so her, daß der Mund der betreffenden Gestalt als Eingangsthür benutzt werden kann, was denn auch, jedoch nur bei besonders festlichen Gelegenheiten, geschieht. Für den täglichen Gebrauch ist rechts oder links vom Stammbaum in der Hauswand eine Thür angebracht. Die meisten Stammbäume werden in einer Entfernung von 3 bis 4 m vor dem Hause aufgestellt, so daß zwischen den Stammbäumen und den Häusern sich eine Straße bildet. Bei den Haida finden sich auch an den untersten Dachbalken kleine Stammbäume, die Bezug haben auf den großen Stamm.

Soll ein neuer Stammbaum errichtet werden, so beruft der Betreffende den Holzschnitzer und einigt sich mit diesem

über den Preis. Ein jeder Häuptling hat je nach seinem Range das Recht auf eine gewisse Höhe des Pfeilers. Nachdem die Größe desselben festgestellt ist, wird die Familienüberlieferung den Schnitzern erklärt. Die Ausführung der Arbeit wird unter die einzelnen Arbeiter verteilt und einer führt dabei die Oberaufsicht. Da die Indianer gewohnheitsgemäß oft längere Zeit auf Jagd und Fischfang abwesend sind, so widmen sie sich nicht beständig solcher Arbeit und über die Herstellung des Pfahles vergehen oft Jahre.

Die Stämme sind halbrund und werden auf der vorderen Seite en relief behandelt. Die Rückseite wird ausgehöhlt, da es sonst unmöglich wäre, einen Pfahl von 20 m und höher mit den dortigen einfachen Hilfsmitteln aufzurichten. Zum Einsetzen des Pfahles wird ein Loch von 2 bis 4 m Tiefe gegraben, und der Pfahl, dessen unteres Ende nicht geschnitzt ist, durch Rollen hineingeschafft. Nun werden starke Taue aus Cederbast an dem Baume befestigt und durch Stützen und Ziehen von hunderten Männern und Weibern das Richten des Pfeilers vorgenommen. — Jeder Pfahl wird mit einem Namen belegt.

Die hier nach Photographieen abgebildeten drei Totempfeiler stammen von den Tlinkiten, speziell von Port Wrangel, zwischen 56° und 57° nördl. Br.

Die Fig. 1 zeigt oben einen Vorfahren des Errichters des Stammbaumes [1]). Derselbe ist ein gewaltiger Medizinmann gewesen; das lange Haar, welches bis auf den Rücken herabfällt, bezeugt dies [2]). Das Haupt des Mannes schmückt ein hoher Holzhut. Diese Hüte werden von den nördlich wohnenden Indianern häufig bei Geschenkfesten oder bei Errichtung von Totempfeilern gebraucht [1]). Der obere Teil des Hutes zeigt eine Reihe Holzringe, die den Rang des Trägers andeuten; bei einigen Stämmen soll auch wohl die Zahl der von dem Besitzer veranstalteten Geschenkfeste dadurch angezeigt werden. An dem Hute (häufig besitzt schon der Hut selbst die Gestalt eines Tieres) befindet sich das Stammtier oder ein diesem dienendes Tier, das entweder aufgemalt oder als Relief angebracht ist. (Das auf unserm Bilde en relief geschnitzte Tier ist nicht gut erkennbar, es stellt wahrscheinlich einen Fisch dar.)

Die zweite Figur zeigt einen Geist oder eine Gottheit, die wohl der dienende Geist des über ihr befindlichen Medizinmannes ist. Solche dienende Geister besitzt der Schamane mehrere, und ist das Gesicht des Geistes, falls er einen Ahnen darstellt, stets blau bemalt; doch können nur die Familienmitglieder die Überlieferung desselben genau kennen.

Die dritte Abteilung des Stammbaumes zeigt einen Mann, dessen Gesicht und Hände aus dem Rücken eines Wales hervorragen. Dieses dürfte der oben am Stamme befindliche Medizinmann sein, wie er sich entweder in einen Walfisch verwandelt, ein Glaube, der sich namentlich bei den Walfisch fangenden Stämmen findet [2]), oder der Wal gilt als sein Totemtier. Bei verschiedenen Stämmen, wie beispielsweise bei den Kwakjutl im Süden, vertritt häufig ein dienendes Tier die Stelle des obersten Stammtieres. Bei den Haida ist der große Walfisch das dienende Tier des

Fig. 2 u. 3. Totempfeiler der Tlinkiten. Nach einer Photographie.

[1]) Die Gesichter der Ahnen werden stets mit kleinem, der Größe des Gesichts angemessenem Munde dargestellt, während die Gottheiten, die bald Tier- bald Menschengestalten annehmen, oft mit einem tierischen Munde versehen sind.

[2]) Nur den Medizinmännern ist es bei den meisten Stämmen gestattet, langes Haar zu tragen, während das Volk die Haare wie unsre Artisten trägt und es durch ein Kopftuch oder einen Kopfring aus dem Gesicht hält.

[1]) Bei den Bella-Coolas sitzt der Gott Mes-mes-salame häufig oben auf dem Stammbaume und stets hat er auf dem Kopfe einen Holzhut, der mit vielen Rangstufen versehen ist.

[2]) Bei den Haida z. B. verwandelt sich der Medizinmann oder die Medizinfrau in einen weiblichen Walfisch, sie locken dann den männlichen Walfisch in seichtes Wasser, wo er strandet und den Küstenbewohnern als Nahrung dient.

Adlers, da der Adler die an die Küste antreibenden Walfische verzehrt[1]). Sonach stammen in unserm Falle die Ahnen des Besitzers des Pfeilers vom Adler ab.

Die unterste Figur am Stammbaum dürfte den Stammvater mütterlicherseits darstellen. Bei den Tschimsian und Haida ist es streng verboten, daß Angehörige ein und desselben Stammtieres sich verheiraten, da eine solche Ehe als Blutschande betrachtet wird. Daher findet man fast auf jedem Stammbaume zwei der Haupttotemtiere und etliche ihnen untergebene angebracht. Die erwähnte unterste Figur zeigt eine Gottheit, die eine Gestalt annahm halb Bär halb Mensch. Der Sage nach entführte die Gottheit aus dem einen Stamme Jünglinge, aus dem andern Mädchen und wurde somit Stammvater von ganzen Geschlechtern.

Der Errichter dieses Baumes scheint demnach aus einer außerordentlich berühmten Familie zu stammen. Das über den Kopf hervorragende Gesicht soll wohl einen Waldbämon vorstellen. Ein ähnliches Gesicht findet man fast stets bei den Bella-Coolastammbäumen. Der Geist soll der Erzählung nach im Walde schwangere Frauen überfallen und ihnen die Leibesfrucht nehmen.

Fig. 2. Dieser Stammbaum ist weniger interessant als der vorige. Die Hauptfigur desselben stellt einen in Indianerweise sitzenden Vorfahren dar. Auf dem Kopfe trägt er den oben erwähnten, bei Geschenkfesten und Errichtung von Pfählen gebrauchten Hut. Derselbe repräsentiert sein Totemtier und zwar den Schwertwal (Delphinus Orca oder Gladiator). Der vordere und hintere Teil des Hutes zeigt den Kopf und die Finne des Tieres; zwischen den Finnen sieht man drei Ringe, welche die Rangstufe des Besitzers andeuten. Da der Schwertwal das dienende Tier des Raben ist, so ist mit Bestimmtheit zu entnehmen, daß der Mann der Rabenfamilie angehört. Die unter dem Manne sich befindende Figur scheint ein Biber zu sein. Da nun der Biber dem Adler untergeben ist, so stammt der Errichter des Pfahles mütterlicherseits vom Adler ab[2]). Da der untere Teil des Baumes ohne weitere Schnitzereien ist, so läßt sich daraus schließen, daß das Geschlecht kein altes und berühmtes gewesen ist.

Fig. 3 ist meines Erachtens ein Totempfahl, der zur Erinnerung an einen berühmten Verstorbenen von dessen Verwandten errichtet wurde. Der auf der Spitze befindliche Bär dürfte die Abstammung des Verstorbenen angeben. Die Bedeutung der an dem Stammbaume angebrachten Fußstapfen ist nur den Verwandten des Toten bekannt, die mit der Familienüberlieferung bekannt sind. Eine andre Deutung wäre die, daß der Verstorbene auf der Bärenjagd ums Leben gekommen und dieser Pfeiler gewissermaßen ein Kenotaphium ist; wenigstens habe ich bei den nördlicher wohnenden Eskimos Ähnliches gefunden.

Keines der auf den Abbildungen sichtbaren Häuser gehört zu dem Stammbaume, da dieselben wie die Bauart zeigt, aus neuerer Zeit als die Stammbäume sind.

Um eine vollständige Erklärung der Stammbäume geben zu können, müßte ich, wie oben bereits erwähnt, vollständig mit den Orts- und Familienüberlieferungen vertraut sein und es würde z. B. selbst der beste Holzschnitzer der Bella-Coola-Indianer keine genügende Erklärung eines Tlinkitenbaumes geben können.

Da die drei Stämme, die hauptsächlich die schönsten Totempfeiler fertigen, namentlich die Tschimsian, Haida und Tlinkiten, meist zum Christentum bekehrt sind, so hört das Herstellen der Stammbäume allmählich auf. Statt der 20 m langen Häuser mit den stolzen Stammbäumen findet man heutzutage fast überall kleine, Villen ähnliche Häuser, die nach amerikanischem Muster gebaut sind und nur von einer Familie bewohnt werden. Auch durch Heiraten der Totemverwandten, die seit der Einführung des Christentums stattfinden, verwirren sich allmählich die früheren klaren Begriffe der Abstammung. So ist es auch auf diesem Felde der Ethnographie die höchste Zeit zu sammeln und die Deutung der Nachwelt zu überliefern.

[1]) Über Stammtiere und die ihnen untergebenen Tiere, siehe „Globus“ Bd. LIX, Nr. 11.

[2]) Nicht immer wird der Biber als untergebene Stammgottheit allein auf den Baum geschnitzt, denn bei den Bella-Coolas sah ich ihn einmal am Fuße eines Stammbaumes, ohne jeden Zusammenhang mit dem oberen Stammtiere. Auf meine diesbezügliche Frage wurde mir erklärt, daß der Errichter des Pfahles durch vielen Fang von Bibern reich geworden und dadurch in den Stand gesetzt sei, einen Baum zu entrichten.

Aus allen Erdteilen.

— Russische Expedition nach den Ruinenstädten der Mongolei. Die Lage der alten Hauptstadt der Mongolenchane, Karakorum, die uns der mittelalterliche Reisende Plan Carpin beschrieben hat, ist lange streitig gewesen. Plan Carpin war päpstlicher Gesandter und 1246 im „Goldnen Zelte“ des Großchans. Seine Nachfolger dort waren Andreas von Lonjumel (1249) und der bekannte Gesandte Ludwig des Heiligen, Ruysbroek (1253). Die Frage nach der Lage Karakorums schien 1873 durch den russischen Reisenden Paderin gelöst, der die Ruinen im Thale des Toglocho-Tologoï da auffand, wo Abel Rémusat sie bereits vermutet hatte. Der russische Orientalist Jadrintsew bestätigte durch seine Reisen 1889 diese Anschauungen und entdeckte zugleich die Ruinen verschiedener anderer mittelalterlicher Mongolenstädte im Flußgebiete des Orchon (Quellfluß der Selenga).

Die Akademie der Wissenschaften in St. Petersburg hat die Summe von 12000 Rubel zur weiteren Erforschung der Ruinen bewilligt und die Expedition, welche unter Leitung des Professors Wilhelm Radloff steht, ist am 15. Mai von Petersburg aufgebrochen und hat glücklich ihr Ziel erreicht. Außer Radloff nahmen daran Teil dessen Sohn, der Reisende Jadrintsew, ein Botaniker und ein Topograph. Neben den archäologischen Forschungen wurden auch geographische und meteorologische ausgeführt, welche dort ein ergiebiges Feld boten. Die Expedition ist noch weiter in die Landschaften südlich vom Changaigebirge vorgedrungen. Jadrintsew begab sich mit den gemachten Sammlungen (darunter zahlreiche Bilderschriften) nach Kiachta zurück, während Radloff die Rückreise über Peking antrat.

— Die amerikanische Labradorexpedition (oben S. 63) unter Prof. Leslie-Lee hat eine ihrer Hauptaufgaben, die Feststellung der Wasserfälle des Grand River unter 53° nördl. Br. erreicht. Zwei Mitglieder der Expedition, Coles und Cary, machten sich zur Entdeckung der als fabelhaft hoch angegebenen Fälle auf den Weg und langten am 8. August am Waminikapou-See an, der eine Erweiterung des Grand River ist. (Vergl. Karte von Holme in den Proceedings 1888.) Die Wälder, durch welche sie kamen, waren fast undurchdringlich, und Moskitos und schwarze

Fliegen setzten ihnen ununterbrochen zu. Nach einem dreitägigen Fußmarsch wurde ihre Ausdauer endlich belohnt. Schon aus der Ferne vernahmen sie betäubenden Donner und bald darauf breitete sich ein herrliches Schauspiel vor ihnen aus. Eine Wolke blendendweißen Gischtes und Schaumes stieg vor ihrem Auge in die Höhe, welche mindestens auf 30 km sichtbar war. Unter furchtbarem Ungestüm ergießen sich die Fluten durch eine Schlucht, an deren Seiten sich die Felsen, von düsterem Wald bedeckt, bis zu einer Höhe von 150 m erheben. Was die Höhe des Wasserfalls anbetrifft, so ist dieselbe arg übertrieben. Dieselbe mißt in senkrechter Linie nur 60 m. Oberhalb des Wasserfalles beträgt die Breite des Flusses 450 m, dagegen an dem Fall nur 45 m, von welcher Stelle das Wasser sich mit furchtbarem Getöse über die Stromschnellen herabstürzt. Nachdem sie einige Photographien aufgenommen, begaben sich die beiden unternehmenden Entdecker auf den Rückweg, auf dem sie noch schreckliche Leiden ausstehen mußten, da sie Boot, Zelt und Proviant verloren hatten. Unter Anstrengung der letzten Kraft gelang es ihnen, wieder zu ihren Gefährten zu stoßen.

— Der Saltonsee in der Coloradowüste, dessen Bildung oben S. 137 ausführlich besprochen wurde, hatte Ende August eine Fläche von 156 Quadratmiles eingenommen. Gespeist wurde derselbe durch zwei Kanäle, den New-River und einen zweiten, kleineren. Der Zufluß des Wassers hat mit dem Sinken des Coloradoflusses bedeutend abgenommen und seit Mitte Juli hielt die Verdunstung dem Zuflusse die Wage, so daß kein Steigen des Sees mehr bemerkbar war. Man nimmt daher an, daß der See durch Austrocknen wieder verschwinden, aber beim nächsten Hochwasser des Colorado wieder entstehen werde.

— Die Nunivakinsel, unter 60° nördl. Br. an der Küste Alaskas im Beringsmeer belegen, ist im laufenden Jahre von dem Agenten der Vereinigten Staaten, Iwan Petroff, besucht worden. Er giebt die Zahl der Eingeborenen (Eskimo) zu 600 an. Sie führen ein sehr armseliges Dasein und sind vollständig auf Walroßfleisch angewiesen. Die Zähne des Walrosses bilden den einzigen Handelsartikel der selten besuchten Insel.

— Die russische Expedition unter Maschkow nach Abessinien (Globus LX, S. 143), welche im Juni in dem französischen Hafen Obok eingetroffen war, hat im Beginn des Juli ihre Reise über Harrar nach Schoa angetreten. Vor der Abreise waren zwischen dem Leiter der Expedition und dem Mönche Tychon Streitigkeiten entstanden, infolge deren der letztere heimkehrte.

— Ein Denkmal des französischen Generals L. Faidherbe wurde am 27. September 1891 zu Bapaume im nördlichen Frankreich errichtet. Galt dieses auch zunächst dem tapferen Feldherrn, der bei jener Stadt 1870 gegen die Deutschen unter General v. Göben gekämpft hatte, so ist damit doch auch der hervorragende Mann der Wissenschaft geehrt worden, dessen auch wir hier bei dieser Gelegenheit kurz gedenken wollen. Faidherbe ward 1818 in Lille geboren und starb 1889 in seiner Vaterstadt, nachdem er noch zuvor seinen Schädel und sein Gehirn der Pariser Anthropologischen Gesellschaft zur wissenschaftlichen Untersuchung vermacht hatte. Seine wiederholte militärische Thätigkeit in Algerien und am Senegal waren die Ursache, daß er eingehend sich mit der Völkerkunde und den Sprachen Nordafrikas befaßte. In den Bulletins der Pariser Anthropologischen Gesellschaft, deren Präsident er 1874 war, veröffentlichte er in den Jahren 1869 bis 1874 Abhandlungen über die megalithischen Gräber und die Dolmen in Nordafrika; über die blonden Libyer, über die Ethnographie Nordafrikas, über die Beziehungen der Libyer zu den alten Ägyptern, über den künstlichen Prognathismus bei den Mauresken am Senegal, über die Ethnologie der Canarischen Inseln und über die Tamahu. Mit Topinard gab er 1874 die Instructions sur l'anthropologie de l'Algérie heraus; sein linguistisches Hauptwerk Collection des inscriptions numidiques erschien 1870 zu Lille. Desgleichen hat er die Grammatik der Fulbesprache bearbeitet.

— Max Quedenfeldt, Premierleutnant a. D., starb am 18. September 1891 zu Berlin. Derselbe hat sich durch seine vortrefflichen ethnographischen Arbeiten über Marokko, das er nach den verschiedensten Richtungen hin bereiste, um die Wissenschaft verdient gemacht. Seine Hauptarbeit ist die „Einteilung und Verbreitung der Berberbevölkerung in Marokko", erschienen in der Zeitschrift für Ethnologie 1888 und 1889 nebst Karte (1 : 3800000).

— Der amerikanische Meteorolog William Ferrel starb zu Kansas City im September. Er war 1817 in Pennsylvanien geboren, seit 1857 Mitherausgeber des amerikanischen Nautical Almanac und seit 1882 bei der Küstenvermessung angestellt; auch die Beobachtung der Tiden war ihm speziell anvertraut. Unter seinen Werken sind hier folgende zu nennen: Motions of Fluids and Solids relative to the Earth's Surface (1859). Determinations of the Moon's Mass from Tidal Observations (1871). Tidal Researches (1874), Meteorological Researches (1875 bis 1881) und Temperature of the Atmosphere and the Earth's Surface (1884).

— Altägyptische Schöpfungsgeschichte. Maspéro, der bekannte französische Ägyptologe, stellte die verschiedenen altägyptischen Schöpfungsberichte zusammen. Die Berichte aus der Zeit der zwölften Dynastie (2460 bis 2260 v. Chr.) zu Hermopolis erzählen alle, daß die Schöpfung durch wiederholte Reden oder Incantationen der Götter bewirkt wurde. So soll z. B. Hermes sechsmal gelacht haben und bei jedesmaligem Lachen entstand ein Wesen. Die Erde, welche den Laut hörte, stieß einen Schrei aus, beugte sich vorwärts und drei Flüsse begannen zu fließen. In einer andern altägyptischen Stadt, Heliopolis, wo schon sehr frühzeitig sich eine theologische Schule gebildet hatte, entstand eine von der hermopolitanischen ganz verschiedene Schöpfungsgeschichte. In Hermopolis war es die Stimme der Götter, welche schaffend wirkte, in Heliopolis aber schuf die materielle Kraft. Jedenfalls aber, so zeigte Maspéro, war die Schöpfung durch die Stimme der Gottheit („Und Gott sprach") eine uralte ägyptische Überlieferung, ähnlich jener der Bibel.

— Die John Crow Berge auf Jamaika sind von Herbert Thomas zuerst gekreuzt worden. Sie liegen im östlichen Teile der Insel und bilden eine Abzweigung des großen Zentralgebirges. Von Port Antonio an der Nordküste verlaufen sie südöstlich bis in die Gegend von Bath, machen dann eine scharfe Biegung nach Osten, die Nordgrenze der als Plantain Garden bekannten Alluvialebene bildend, und endigen bei Quaw Hill am Meere. Der höchste Punkt liegt 992 m über dem Meere. Der höchste Teil ist ein zerrissenes Kalksteinplateau mit Baumfarnen und Mangrovegebüsch. Die von dort zur Küste gehenden Flüsse sind nur in der Zeit heftiger Regen gefüllt, doch stauen sie an gewissen Orten, wie z. B. Cudjoe Hole, Wasser auf. (Proceed., Sept. 1891.)

Herausgeber: Dr. R. Andree in Heidelberg, Leopoldstraße 27. Druck von Friedrich Vieweg und Sohn in Braunschweig.

Bd. LX. **Globus.** Nr. 17.

Illustrierte Zeitschrift für Länder- und Völkerkunde.

Begründet 1862 von **Karl Andree.**

Herausgegeben von **Richard Andree.**

Druck und Verlag von Friedrich Vieweg & Sohn.

Braunschweig. Jährlich 2 Bände in 24 Nummern. Durch alle Buchhandlungen und Postanstalten zum Preise von 12 Mark für den Band zu beziehen. **1891.**

Über Tagewählerei bei den Mohammedanern.

Von Dr. Goldziher. Budapest.

„Dies aegyptiaci“ (in quibus nulla opera incipere debes) heißen im römischen Kalendarium die Tage, denen man ungünstige Natur zuschrieb [1]). Bereits Paul Ernst Jablonski hat in seinen Opuscula (ed. Te Water, Leiden 1806, II, S. 274 bis 308) aus dieser Benennung gefolgert, daß der Ursprung der Vorstellung von Glücks- und Unglückstagen auf das alte Ägypten hinweist. Die seither entdeckten kalendarischen Papyrusse [2]) haben die Vermuthung Jablonskis bekräftigt. „Wenn so die Ägypter die Grundlagen unsres Kalenders geschaffen haben, so haben sie andrerseits vermutlich auch einen starken Anteil an dem Aberglauben, der sich an den Kalender knüpft, an der sogenannten Tagewählerei“ (Erman, Ägypten und ägyptisches Leben im Altertum, S. 469).

Dies kann natürlich nur für die von Ägypten in kultureller Beziehung mehr oder weniger abhängigen Völkergebiete gelten. Ganz unabhängig von solchem Einflusse findet sich, wie Richard Andree im ersten Bande der „Ethnographischen Parallelen“ nachgewiesen hat, derselbe Aberglaube bei verschiedenen Schichten [3]) von Natur- und Kulturvölkern. Unter den verschiedensten mohammedanischen Völkern ist die Tagewählerei sehr verbreitet. Wir glauben nicht, daß dieselbe bei ihnen unter dem Einfluß des Islam zuerst entstanden sei; vielmehr ist es wahrscheinlich, daß bereits die Araber der heidnischen Zeit, bei welchen auch hinsichtlich des „Anganges“ und andrer teratologischer Momente ein buntes System von abergläubischen Vorstellungen heimisch war [1]), auch die Tagewählerei trieben. Einer der berühmtesten Dichter der vorislamischen Zeit, Zuhejr (6. Jahrhundert) spricht von „ominöser“ und „glücklicher“ Zeit (Stunde). Dîwân, ed. Ahlwardt, 3, 30. — Der Koran (Sure 41, V. 15) erwähnt im Sinne der Heiden ajjâm nâhisât, d. h. unglückbringende Tage; ein Beweis dafür, daß diese Vorstellung den arabischen Heiden geläufig war. Vor dem Islam — so berichten wenigstens mohammedanische Schriftsteller — wurden bei den Arabern im Monat Schawwâl keine Ehen geschlossen. Damit, daß Mohammed die 'Aïscha in diesem Monat heiratete, wollte er andeuten, daß er mit der Zeitenwählerei der heidnischen Araber gebrochen habe. Auch die Tagewählerei in beduinischen Kreisen ist als Rest der heidnischen Art der Tagewählerei zu betrachten. Von den 'Aneze-Beduinen berichtet Burckhardt, daß sie am 6., 16. und 21. Monatstage sich des Kriegführens enthalten; ebenso scheuen sie den Mittwoch, weil sie glauben, daß sie an diesem Tage notwendig unterliegen müßten (Voyage en Arabie, Paris 1835, III, p. 107).

Wie viele andre vorislamisch-heidnische Anschauungen und Übungen ist auch die Tagewählerei in den volkstümlichen Islam eingedrungen und hat sich in dieser neuen Verbindung in die Form mohammedanischer Vorstellungen gekleidet. Die glückliche oder unglückliche Natur einzelner Tag- und Jahreszeiten wird mit biblischen und koränischen Motiven begründet und in dieser Form wird der Glaube daran, trotz der Kritik der Theologen, auch innerhalb des Islam lebensfähig gestaltet.

Wie man leicht voraussetzen kann, herrscht in den speziellen Einzelheiten dieser Tagwählerei keine Einhelligkeit bei den Anhängern des Islam. Die Schwankungen hinsichtlich dem den einzelnen Tagen zugeschriebenen Charakter kommen auch

[1]) Vergl. Mommsen in Corp. Inscr. Lat. I, p. 374 und eine darauf bezügliche Abhandlung des Budapester Professors Emil Thewrewk im Philologiai Közlöny 1879, S. 111 ff.

[2]) Beispielsweise: der Leidener Papyrus 346 (worüber Brugsch in der Zeitschrift der deutschen morgenländischen Gesellschaft 1852) und besonders Papyrus Sallier 4 (Maspero, Le conte du prince prédestiné, Journ. asiat. 1878, I, p. 341 ff.).

[3]) Ein Datum über Schuli-Neger bietet Felkin (Uganda und der ägyptische Sudan, II, S. 39): „Als die Leute hörten, daß wir von Towejra bis hierher sechs Tage unterwegs gewesen, und ich mir das Bein verrenkt hatte, schrieben sie unser Mißgeschick dem Umstande zu, daß wir an einem Dienstag abgereist waren.“ „Montag, Donnerstag und Samstag sind die besten Reisetage, aber Sonntag, Dienstag und Freitag sind Unglückstage, so daß man, wenn die Reise nicht unumgänglich nötig ist, am besten thut, sich dem Vorurteil zu fügen u. s. w.“

[1]) Wellhausen hat in seinem „Reste altarabischen Heidentums“ (Berlin 1887) S. 146 ff. das dahingehörige Material gesammelt und erläutert.

in den litterarischen Angaben über diesen Volksglauben zur Erscheinung. Al-Dschâhiz, ein berühmter mohammedanischer Philolog und Freidenker (gest. 869), der in seinen zahlreichen, bisher nur aus Handschriften und Citaten bekannten Werken, viel Material zur Kenntnis des arabischen Volksaberglaubens zusammengetragen hat, liefert hierüber folgende Mitteilung: „Der Sonnabend ist ein Tag des Betruges und der List, der Sonntag ist günstig für Pflanzungen und Bauten, der Montag, um Reisen zu unternehmen und seinen Lebensunterhalt zu besorgen, der Dienstag für das Schröpfen, der Mittwoch ist ein unglückbringender, ominöser Tag, der Donnerstag ist günstig für Wallfahrten, der Freitag ist für die Moschee, die Frauen (Eheschließung) und gottesdienstliche Übungen (Handschrift der Wiener Hofbibliothek, Mixt. Nr. 94, Fol. 175 a). In einer die Wochentage behandelnden arabischen Monographie, „Al-Sub 'ijjât" (gedruckt in Tunis 1863, Kairo 1875, 1887) von Abu Naßr-al-Hamadânî wird folgende Überlieferung mitgeteilt: Gott schuf Himmel und Erde am ersten Tage: wer daher pflanzen und bauen will, der thue dies am Sonntag; Sonne und Mond wurden am zweiten Tage erschaffen, diesen Kreaturen ist die fortwährende Bewegung eigentümlich: daher beginne man seine Reisen am Montag; Tier und Vieh schuf Gott am Dienstag: dieser Tag ist demnach besonders für die Kriegführung günstig (die Tiere sind nämlich da, um geschlachtet zu werden); am Mittwoch schuf Gott die Meere und Flüsse: dieser Tag ist daher für den Gebrauch von Heilmitteln günstig; Paradies und Hölle wurden am Donnerstag erschaffen: daher ist dieser Tag speziell berufen, daß man an demselben Gott seine Bitten vortrage; am Freitag wurde das erste Menschenpaar erschaffen: dieser Tag ist daher besonders für das Schließen von Ehebündnissen günstig; der Sonnabend wird (ohne besondere Motivierung) als Jagdtag empfohlen.

Wir wollen hieran noch einige aus der mohammedanischen Litteratur zu schöpfende Angaben hinsichtlich einzelner Tage anschließen. Der Sonntag, welcher, in den soeben mitgeteilten Überlieferungen unbedingt als dies faustus gilt, wird, ohne Zweifel auf Grund allgemeinen Volksglaubens, bei einem späteren Schriftsteller, Al Zamachscharî, (gest. 1144), in seinem belletristischen Buche „Frühling der Frommen" (Rebî al-abrâr) in folgender Weise charakterisiert. „Wir rufen Gott um Schutz an, vor den Listen dieses Tages, dessen Schärfe der Schärfe des Schwertes gleicht." Von demselben Tage, welcher nach der einen der angeführten Überlieferungen besonders für Heilkuren günstig ist, berichtet ein neuerer Reisender bezüglich Syrien: „Kein Arzt geht am Mittwoch zum Patienten" (Die heutigen Syrer, XXVIII. Bd. der Cottaschen Reisebeschreibungen, S. 143). Im allgemeinen überwiegt der oben von Al-Dschâhiz angeführte Volksglaube, daß der Mittwoch „ein unglückbringender, ominöser Tag" ist. Nach Al-Mas'ûdî (gest. 957) wird jeder Mittwoch, der mit dem vierten oder einem andern Monatstage, der mit der Zahl vier in Zusammenhang steht (z. B. mit dem 24., viertletzten u. a. m.) zusammenfällt, als dies infaustus betrachtet (Les prairies d'or, Pariser Ausgabe, Bd. III, S. 422). Weitere Angaben hierüber sind bei Tha 'âlibî (gest. 1038) zu finden (Latâ ïf al-ma'ârif, ed. De Jong, p. 59). Nach einer bei Al-Zamachscharî angeführten Überlieferung ist der Mittwoch ohne Rücksicht auf den entsprechenden Monatstag ein „fortwährender Unglückstag" seit uralten Zeiten. Am Mittwoch war es, daß Gott den Pharao ins Meer versenkte, die Aditen und Thamuditen vernichtete und andre Strafgerichte vollzog. Den ominösen Charakter dieses Tages, den die Araber „den unbeweglichen [1]) Mittwoch" nennen, drückt auch das alte arabische Sprichwort aus: „athkal min arbaʿâ' lâ tadûr", d. h. schwerer als der unbewegliche Mittwoch (Al-Mejdânî, ed. Bulak, I, S. 139). In diesem Zusammenhange kann noch folgende Mitteilung des Chevalier Chardin angeführt werden: „Was ihre (der Perser) schwarzen Tage anbetrifft, so haben sie deren mehrere; am gewöhnlichsten wird der letzte Mittwoch des Monats Safar, den sie „Mittwoch des Unglücks" nennen, als solcher betrachtet; aber im allgemeinen ist der Mittwoch ein weißer Tag, weil, wie sie sagen, das Licht an diesem Tage erschaffen wurde. Man beginnt daher seine Beschäftigung mit Studium und Wissenschaften immer an diesem Tage" (Voyages en Perse, ed. Amsterdam 1711, T. II, p. 152).

Ebensolches Schwanken kann auch in Bezug auf den Dienstag erfahren werden. Eine Tradition nennt ihn „den Tag des Blutes", an welchem der Brudermord Kains verübt wurde, an welchem auch viele Propheten von ihren Feinden getötet wurden. Es wird daher diesem Tage ominöse Bedeutung zugeschrieben. Hingegen beginnt der persische Dichter Nizâmî den vierten Teil seines „Heft Pejker" mit einer Lobpreisung des Dienstags als „des liebsten aller Wochentage" (Erdmann, Die Schöne des Schloßes, S. 8). Darin ist der Einfluß jüdischer Volksanschauung zu erkennen. Bei den Juden ist seit alter Zeit der Glaube verbreitet, daß der Dienstag der günstigste Wochentag sei. Jüdischen Einfluß können wir auch in der Stellung des Montags und Donnerstags bemerken. Diese Wochentage, welche seit alter Zeit in der synagogalen Gottesdienstordnung besonderer Auszeichnung teilhaft sind, hat auch der Islam als privilegierte Tage behandelt. Aus den vielen zur Verfügung stehenden Stellen der mohammedanischen religiösen Überlieferung wollen wir hier nur eine anführen. In der Traditionssammlung des Muslim (in fünf Bänden, Kairo, Bd. V, S. 236, vergl. Bd. III, S. 120) heißt es: „Es werden geöffnet die Thore des Paradieses alle Montag und Donnerstag und es werden die Sünden vergeben jedem Menschen, der Gott nichts zugesellt, mit Ausnahme des Menschen, der mit seinem Bruder in Feindschaft lebt." Viele günstige Ereignisse aus dem Leben der Propheten und Patriarchen werden auf diese Tage verlegt, um den glückbringenden Charakter derselben zu erweisen. Darum bestreben sich auch fromme Mohammedaner diese Tage gottesdienstlichen Übungen, Fasten u. s. w., zu weihen. „Zu den vorzüglichsten Wochentagen", lehrt der große Theologe Al-Gazâlî (gest. 1111) in seiner „Wiederbelebung der Religionswissenschaften", „gehören der Montag und Donnerstag, an welchen die Handlungen der Menschen dem Allmächtigen vorgelegt werden... Gott nimmt es wohlgefällig auf, wenn man an diesen Tagen fastet und recht viele gute Werke übt, damit der Lohn für dieselben, infolge der segensvollen Eigentümlichkeiten dieser Tage, verdoppelt werde". Die Überlieferung führt aus dem Leben Mohammeds viele Ereignisse an, um die glückbringende Natur dieser Tage, namentlich des Donnerstages, zu erweisen. Seine Reisen soll der Prophet am liebsten am letzteren Tage angetreten haben [1]).

Im allgemeinen können wir jedoch nicht behaupten, daß die Tagewählerei von den Religionslehren des Islam begünstigt worden sei. Man hat ihr, wo man derselben Konzessionen machte, wie das letztere Beispiel zeigt, ihren Kreis gern im rituellen Gebiete angewiesen, jedoch nicht gern gesehen, wenn man nach heidnischer Art für alltägliche Unter-

---

[1]) „Unbeweglich" heißt dieser Tag als der mittlere in der Reihe der Wochentage. Wenn man Sonntag-Sonnabend, Montag-Freitag, Dienstag-Donnerstag, also je einen Tag vom Anfang und je einen vom Ende der Woche zusammenstellt, so bleibt der Mittwoch unbeweglich; freilich beziehen einige Philologen diese Bezeichnung auf den Mittwoch der letzten Monatswoche.

[1]) Daumas (La vie arabe et la société musulmane, Paris 1869, p. 80) erwähnt als algierischen Volksaberglauben: „Heureux lui qui prend la route un samedi. Pourquoi? Parce que le prophète préferait ce jour à tous les autres."

nehmungen Omina suchte. Aber ebenso wie der Kirchenvater Chrysostomos und einige Kirchenversammlungen des Mittelalters (Augsburg 1548, Bordeaux 1583) die Tagewählerei des Volkes streng verpönen [1]), so haben auch mohammedanische Theologen den volkstümlichen Aberglauben mit den Dogmen des Islam unvereinbar gefunden. Viele Stimmen erhoben sich gegen die auf glück- und unglückbringenden Charakter einzelner Tage bezüglichen Volksanschauungen. Von dem gegen den Mittwoch gehegten Vorurteile sagt der andalusische Theologe Abu Bekr ibn al-'Arabî (gest. 1148): „daß kein Muslim darauf achten und sein Gemüt darauf wenden dürfe" (Al-Makkari, Analects I, p. 488 f.), und ein türkischer Theologe des 16. Jahrhunderts urteilt in folgender Weise: „In der vorislamischen Zeit hielt man den Monat Safar für einen unglückbringenden Monat; der Prophet bekämpfte dies Vorurteil. Dennoch halten viele unsrer Zeitgenossen an demselben fest und scheuen sich, in diesem Monat Reisen zu unternehmen, Ehen zu schließen u. a. m. In dieselbe Reihe gehört auch die Ansicht, daß gewisse Tage ungünstigen Charakter haben. Zeit ist der Ausdruck für eine Größe, welche nach der Bewegung der Sphären und der Sterne gemessen wird; sie ist also in allen ihren Teilen gleicher Natur und man kann von ihr nicht sagen, daß sie als solche Glück oder Unglück bringt, sie thut dies nur, insofern der Mensch in ihr Gutes oder Sündhaftes übt . . . Glück oder Unglück bringt in der That der Gehorsam und die Widerspenstigkeit, nicht aber die Zeit" (Handschrift der Wiener Hofbibliothek, Mixt. Nr. 154, Fol. 126 ff.). Wir ersehen hieraus, wie unrichtig es wäre, zu behaupten, daß die mohammedanische Lehre der Tagewählerei Vorschub leistet. Allerdings sind es aber nicht die Theorien der Theologen, welche im Denken und Leben der Völker ihren Ausdruck finden.

[1]) Man findet darüber sehr interessante Daten in Joh. Bapt. Thiers Traité des superstitions qui regardent les sacremens. 4. Aufl., Avignon 1777, T. I, p. 248 bis 270.

Die Westküste Irlands.

Während die schottischen Hochlande und Wales auch von Reisenden aus dem Kontinent ziemlich häufig besucht werden, ist dies weniger der Fall mit Irland, welches lange nicht so bekannt ist, wie es verdiente. Freilich finden wir hier weder die Reize alpiner Hochgebirge, noch auch die der von Gletschern und hohem Lande umgebenen Fjorde Norwegens, noch auch die blendenden Lichteffekte des Südens. Und doch bietet die Natur, namentlich an den Küsten Irlands, eine Reihe von Landschaften dar, welche wegen ihrer Großartigkeit und Eigentümlichkeit vielen landschaftlich berühmten Gebieten Europas an die Seite gestellt werden können. Weithin bekannt sind ja die Seen von Killarney im Südwesten der grünen Insel, am Fuße der höchsten Erhebungen derselben. Das ist aber auch fast die einzige Lokalität Irlands, welche größeren Ruf im Auslande besitzt. Wir wollen daher hier auf die Küstengebiete aufmerksam machen, welche sich denen Schottlands würdig anschließen.

Während der Osten und Süden Irlands vielfach flache Küsten besitzt, welche sich ziemlich einförmig ohne starke Einschnitte und ohne Inselbildung von Bedeutung der stärker gegliederten englischen und schottischen Küste gegenüber erstrecken, tragen die westliche und nördliche Küste Irlands die Spuren heftiger Veränderungen in jüngerer geologischer Zeit, welche sich in den tief eingeschnittenen Buchten, den zerrissenen Umrissen, den scharf vorspringenden Halbinseln mit Fjordcharakter und den zahlreich vorgelagerten Inseln aussprechen.

Wir wissen, daß Irland sich auf demselben Sockel erhebt, welcher auch England und Schottland trägt, und sich unter der Nordsee bis nach Dänemark, Deutschland, Holland, Belgien und Frankreich fortsetzt, während er von Norwegen durch eine tiefe Rinne getrennt wird.

Dieser Sockel setzt sich auch westlich von Irland noch auf eine beträchtliche Entfernung hin fort, bis er endlich in steilerem Absturz zu den größeren Meerestiefen hin abfällt. Irland ist daher der äußerste vorgeschobene Posten des europäischen Landgebietes, mit welchem es, wie auch Schottland und England, vor dem Einbruch der diese Länder umgebenden Meere zusammenhing. Irlands Gebirgsbau kann daher nur durch Vergleichung mit dem des übrigen Großbritanniens und des Festlandes verstanden werden.

Man unterscheidet in Irland zwei Gebirgssysteme, welche durch ihr Streichen voneinander abweichen. Das ältere nördlichere, den größeren Teil der Insel einnehmende, wird als Fortsetzung des sogenannten kaledonischen Systems von Schottland und Nordwales betrachtet, und zeichnet sich durch nordöstliches Streichen aus, während der südliche mit Südwales und Südengland, sowie dem nördlichen Frankreich einen zweiten Gebirgszug bildet, welcher westöstliches Streichen verfolgt, und nach der Bildung des nördlichen Gebirges Faltungen erlitten hat, und der amorikanische Bogen genannt worden ist. Die Grenze zwischen beiden Gebirgssystemen bildet eine Linie von der Mündung des Shannon nach Wexford. In ihrer Zusammensetzung sind dieselben übrigens ähnlich: kristallinische Schiefer und paläozoische, besonders silurische und devonische Ablagerungen setzen sie zusammen; eine weite Tafel von Kohlenkalk dehnt sich über Mittelirland aus und repräsentiert hier die jüngsten sichtbaren sedimentären Ablagerungen.

Beide Gebirgssysteme, das nördliche kaledonische sowohl wie das südliche amorikanische, sind nach ihrer Bildung einer langen Periode der Zerstörung und Abschleifung ausgesetzt gewesen. Der Zusammenhang mit Schottland, England, Wales wurde unterbrochen, die Küsten der immer mehr zur Insel gewordenen irischen Landscholle beträchtlich abgetragen, das Innere so stark abgehobelt, daß zwischen Galway und Dublin eine weite Ebene liegt, welche der Shannon und große Kanäle durchziehen.

Die Abrasion des Meeres hat im Laufe der Zeit die irische Westküste immer mehr zerbröckelt, und dieser und der Nordküste jenes zerrissene Ansehen gegeben, welches denselben jetzt eigen ist. Die Thätigkeit der Meeresbrandung dauert auch jetzt noch an und zerstört in Verbindung mit Regen und Sturm die felsigen Gestade von Jahr zu Jahr mehr. Die auf Südwestirland fallende Regenmenge von etwa 150 cm im Jahre gehört zu den größten in Europa. Nur die Westküsten des übrigen Großbritanniens, Norwegens, Spaniens, sowie die höheren Gebirge des Festlandes empfangen eine gleich hohe Regenmenge. Gleichzeitig wälzen die fast das ganze Jahr hindurch wehenden Südwest-, West- und Nordwestwinde, teilweise von stürmischem Charakter, die Wogen gegen die West- und Nordküste. Der Tropfen höhlt den Stein, die Niederschläge lockern das Gefüge der Felsmassen, das Meer unterzieht dieselben und zerstört sie mit

der Zeit, und so entstehen die vielfach höchst bizarren Gebilde der irischen Küsten.

Wir betrachten hier zunächst die Westküste. Die Westküste Irlands zerfällt in vier große Abschnitte, von denen der letzte bereits der Nordküste zugezählt werden kann.

Der südlichste Abschnitt wird von dem amorikanischen Gebirgsbogen, dem südlichen Gebirgssystem gebildet, erhebt sich in den Carrentuohöhen westlich des Sees an Killarney zur höchsten Höhe der Insel, 1046 m, dem geringen Reste des ehemaligen großartigen Hochgebirges der Vorzeit, und läuft in einer Reihe von Vorsprüngen aus, zwischen denen Buchten von fjordartigem Charakter, die Bantry, Long Island, Dunmanus, Kenmare, Ballinskellig und Dingle-Bai tief ins Land einschneiden.

Die weite trichterförmige Mündung des Shannon trennt den südlichsten Abschnitt von dem folgenden, anders gebauten, weniger hohen, der Grafschaft Clare, welche der tiefen Einbuchtungen ermangelt, aber durch mauerförmigen Verlauf der Küste ausgezeichnet ist.

Nach Überschreitung des Busens von Galway, welcher gegen das offene Meer durch die Araninseln abgesperrt ist, folgt der dritte Abschnitt der Westküste, wiederum, mit tiefen fjordartigen Buchten, welche landeinwärts in langgezogene Seeketten übergehen, während zahlreiche Inseln, darunter die große Insel Achill, der Küste vorgelagert sind. Die Clew-Bai teilt diesen vielfach bergigen Abschnitt in zwei Teile.

Jenseits der Halbinsel Mollet öffnet sich die große Donegal-Bai, welche den vierten Abschnitt der Westküste abtrennt, welcher jedoch besser zur Nordküste gerechnet wird, und durch die gewaltigen Basaltsäulen von Giants-Causeway bekannt ist.

Felsbildung an der Clareküste (Westirland). Nach einer Photographie.

An der Hand der beifolgenden kennzeichnenden Abbildungen betrachten wir zunächst den zweiten Abschnitt der Westküste, die Grafschaft Clare.

Die Schönheiten der Landschaft liegen in Clare, wie im Westen Irlands überhaupt, an der Küste, sind aber noch wenig aufgeschlossen. Am besten erreicht man dieselben von Kilkee aus, wohin von Kilrush an der Mündung des Shannon eine Eisenbahn führt. Von Kilkee gegen Südwesten erstreckt sich die lange mit dem Kap Loop Head endende Landzunge, welche die Mündung des Shannon im Norden begleitet. Von hier aus bietet die Küste nordwärts stets denselben Anblick. Gewaltige Einschnitte, Wirkungen der Brandung, schroffe Abstürze, natürliche Brücken, Pfeiler, Säulen, Höhlen, Gänge und Schlunde, in welche das Meer donnernd einströmt, wechseln miteinander ab. Vor der Küste stehen als Reste des früheren Steilufers Säulen und Felsgipfel, welche den Wogen des Meeres allmählich zu erliegen drohen. Eine der bedeutendsten dieser Felseninseln ist die Insel des ausgehungerten Erzbischofs, welche Steinnischen trägt, die bereits vor 1200 Jahren von keltischen Cönobiten bewohnt wurden. Auf der Höhe der Küste ist die Vegetation sehr gering, Büsche und Bäume fehlen fast ganz, nur salziges Kraut kriecht am Boden.

Einer der interessantesten Teile der Küste ist das nahe Kilkee gelegene, nach diesem primitiven Badeorte genannte Felsamphitheater, eine terrassenförmig aufsteigende Felsmasse, deren gewaltige Stufen in schwarzen und weißen Farben

Das Klippengestade von Moher (Irlands Westküste). Nach einer Photographie.

wechseln und nicht schwer zu passieren sind, so daß man die anscheinend unbeschreitbare Treppe ziemlich bequem bis dicht an den Strand herabsteigen kann, dessen glatte Felsplatten mit Seegras bedeckt sind.

Ein weiterer Punkt von landschaftlicher Schönheit und Großartigkeit an der Westküste ist Miltown Mal-Bay mit den benachbarten Steilwänden von Moher. Das ist eine auf mehrere Meilen Entfernung fortlaufende Mauer, aus schwarzem Gestein, mit Moos und Flechten bedeckt, häufig fast 200 m hoch steil aus dem Meere aufsteigend, mit Bastionen und Vorsprüngen wie an einer Festung, unterhöhlt durch das Meer, mit zahllosen Nischen versehen, in welche die Brandung hineinschäumt und umkreist von dichten Schwärmen von Seevögeln, welche kreischend ihre Nistplätze aufsuchen.

An wenigen Stellen erlaubt eine aus Erde aufgeschüttete Kunstwehr die Annäherung an die äußerste Kante des Strandrandes, und den Blick in das unmittelbar darunter in der Tiefe schäumende Meer. An diesen Klippen sollen 1588 Teile der spanischen Armada zu Grunde gegangen sein und die vorspringende Spitze, Spanish Point, südlich von Miltown Mal-Bay, erinnert an dieses Ereignis.

Zwischen den Moherklippen und Miltown Mal-Bay schiebt sich die Bucht von Liscannor ein, welche einen Ruhepunkt in dem wilden Schauspiel des Angriffs des Meeres auf die Küsten darbietet. An die Stelle des tosenden Sturmes der Brandung tritt hier die Ruhe und Bläue des geschützten Meerbusens, und die Bai liegt da wie eine ruhige Lagune zwischen den hochstrebenden Felsen, umgeben von Weiden und Pappeln und hier und da von kleinen, unscheinbaren Ansiedelungen der Viehzucht treibenden Bevölkerung umschlossen.

Zwischen der Bai von Liscannor und der von Galway breitet sich ein weites Hochland aus, welches in großartigem Maßstabe amphitheatralisch zur Höhe von 300 m ansteigt und auf seiner Fläche das durch eisenhaltige Quellen ausgezeichnete Städtchen Lisdoonvarna trägt. Von allen Seiten stürzen Gießbäche über die Schieferstufen herab, in welche sie sich tief eingegraben haben; an andern Stellen sind auch hier Höhlen, Nischen und Grotten eingeschnitten, alte Ansiedelungsplätze der Cönobiten aus der Zeit des heiligen Columban, zum Teil noch mit Resten alter Bauwerke und uralten Bildwerken versehen. Auch hier fehlt die Vegetation fast ganz; das Auge schweift nur über Steinplatten und gewaltige Abstürze, über Felsblöcke und Haufwerke, die der Verwitterung entspringen. Nur gegen die Bucht von Galway hin trifft man auf einzelne Oasen in dieser Steinwüste, mit verkrüppeltem Baumwuchs, durch den Seewind umgebogenen Stämmen und knotigen Strunken dicker Dornbüsche, unter welchen sich die niedrigen Behausungen der Bewohner, meist nur durch den aufsteigenden Rauch angedeutet, befinden.

Die Bucht von Galway selbst ist ohne Zweifel die schönste an der irischen Westküste. Sie verdankt ihre Entstehung einem gewaltigen Einbruche des Meeres in die Küste, welche sich früher von den Moher Cliffs über die Araninseln nach Connemara hinzog. Jetzt sind die Araninseln die zerstückelten Reste derselben und zugleich die Schanzen der Bucht von Galway, welche die Hauptmacht der Meeresbrandung brechen. Die Bucht von Galway dehnt sich in der Breite von 15 bis 30 km zwischen den hohen Tafelländern von Burren im Süden und Jarconnaught im Norden aus, während gegen Osten, nach dem Innern Irlands zu, niedriges Land sichtbar wird. Hier liegt, an der Mündung des Abflusses des Lake Corrib in die Bucht Galway, eine historisch interessante, aber wirtschaftlich heruntergekommene alte Stadt, der Endpunkt der Eisenbahn aus dem Osten.

Bei Galway beginnt der dritte große Abschnitt der irischen Westküste, der Westen der Grafschaft Connaught, die zerklüftete Küste von Galway, Connemara und Mayo, durch die Clew-Bai in zwei annähernd gleich große Hälften zerlegt. Man erreicht die Küste von Galway an auf der Poststraße, welche am westlichen Ufer des Sees Corrib über Hügel mit Föhrenwald und Taxusbeständen, mageren Wiesen und Ruinen oder wenigen Dörfern nach Clifden führt. Zahlreiche kleine Seen erfüllen hier das Land zwischen dem Corribsee und der Küste, während 700 m hohe Berge über ihnen aufsteigen. Eine Reihe von Buchten, Kilkieran, Birterbuy, Ballyconelly, Mannin und andre greifen ins Land ein, und werden durch Seen im Lande fortgesetzt, von denen der See am Ballinakinch mit einem Schlosse auf einer Insel der schönste ist.

Weiter nördlich ist die Bucht von Killary am bekanntesten, da sie am meisten den Charakter eines Fjords trägt. Ruhig wie ein See, von gewaltigen Felswänden umgeben, die mit rosa Heidekraut und grüngrauen Flechten bedeckt sind, zieht sie sich weit ins Land hinein. An der Mündung des Erriff in das Ostende dieser Bucht liegt das kleine Dorf Leenane.

Einen ganz andern Charakter trägt die Clew-Bai, welche zwischen der oben genannten Landschaft und Mayo eingreift. Sie zeichnet sich durch außerordentlichen Reichtum an kleinen Felseninseln aus und wird durch die Insel Clare gegen das Meer zu abgeschlossen, welche sämtlich Reste des der Brandung zum Opfer gefallenen Küstenlandes sind.

Während trotz der vielen Inseln die Umgebung der Clew Bai an romantischem und pittoreskem Reiz der Grafschaft Clare nachsteht, beginnt nördlich derselben wieder ein außerordentlich zerrissenes und sonderbar zerklüftetes, an landschaftlichen Schönheiten reiches Land, von verwickelten topographischen Verhältnissen. Vor der Küste liegt, durch die Kraft der Brandung abgerissen, die Insel Achill, aber auch einige noch Halbinseln gebliebene Landstücke gehen dem Schicksal der Inselwerdung rasch entgegen; mehrere von ihnen, wie Curraun und Mullet, sowie kleinere hängen mit dem Festlande nur noch durch ganz schmale, fast brückenartige Engen zusammen; gewaltige Felsenmassen drängen sich überall gegen die Küste, und entbehren auch hier fast völlig der Vegetation. 600 m hohe Berge, wie der Slieve More und der Croaghan auf der Insel Achill, wechseln unvermutet mit niederem Lande und geben dem Ganzen einen wilden und romantischen Anstrich.

Zu den großartigsten landschaftlichen Erscheinungen der ganzen Westküste gehören die 300 m hohen Felsen von Meenane am Ende der Insel Keel westlich vor der Insel Achill. Diese Felsen von Meenane sind bekannt unter dem Namen der Kathedralen von Meenane, da gewaltige Nischen und Grotten durch das Meer ausgewaschen und den Portalen von großen Kirchen nicht unähnlich sind. Es sind natürliche Bogengänge, welche den Eindruck erwecken, als ob man sich an der Schwelle einer Kathedrale befände, von wo aus die großartigen Bogengänge der Kirche am besten zu übersehen sind. Auch an diesem Felsen von Meenane scheiterte 1588 ein Teil der spanischen Flotte.

Die Blacksod-Bai trennt die Insel Achill von der Halbinsel Mullett, welche den äußersten Nordwesten dieses Teils der Küste bildet. Von hier beginnt dieselbe gegen Osten zurückzuweichen und zieht nun immer noch in schroffem Abfall und mehrfach von 300 m hohen Bergen begleitet ziemlich geradlinig einher. Größere Einschnitte erfolgen nur an der Killala-Bai, in welche der Moyfluß mündet und an derjenigen von Sligo. Hier beginnt wieder eine tiefe Einbuchtung in die Insel Irland einzugreifen, welche unter dem Namen der Donegal-Bai bekannt ist.

Von hier aus lassen wir die Nordküste beginnen. Die verschiedenen Formen der Küste werden besonders durch den Wechsel der Gesteine hervorgerufen. Zwischen der Shannonmündung und der Bucht von Galway liegt der flach gelagerte

Die Kathedralen von Meenaue (Irlands Westküste). Nach einer Photographie.

Kohlenkalkstein, während nordwärts von Galway Granite, kristallinische Schiefer vorwalten. Die leichter zerstörbaren Kalksteine der Kohlenformation sind vom Meere rascher beseitigt worden, so daß dasselbe hier jetzt am weitesten in das irische Schollenland eingreift; eine bogenförmige, aber wenig ausgezackte Küstenlinie war das Ergebnis. Im Norden dagegen setzen die festen Granite und kristallinischen Schiefer stärkeren Widerstand entgegen. Die Küste springt daher noch weiter gegen das Meer vor und ist schärfer ausgezackt und von Inselschwärmen belagert; die Höhe der Berge ist bedeutender, der Absturz steiler wie beim Croaghan, und die großartigsten Steilküstenbildungen sind die Folge.

China als staatlicher Organismus.

Von Dr. Joseph Grunzel.

Die Urform eines jeden Staatswesens, gewissermaßen die Zelle, aus welcher sich der staatliche Organismus aufbaut, ist die Familie. In weiterem Wachstum führt die Familie naturgemäß zu einer Abzweigung neuer Familien, die sich durch das gemeinsame Band gleicher Abstammung, Sprache und Sitte geeint fühlen und zum Volke gliedern. Erst das Moment der Seßhaftigkeit, die innige Verbindung der Familien mit dem Grund und Boden eines bestimmten Territoriums, ermöglicht die Entstehung eines Staatswesens in unserm Sinne. Damit tritt auch schon ein bedeutender Wendepunkt in dem inneren Werdeproceß des Volkscharakters ein, denn mit der Occupation eines bestimmten Gebietes ergiebt sich eine größere Abhängigkeit des Menschen von Klima und Boden, sowie die Notwendigkeit eines höheren Schutzes nach innen und außen. Die Konsolidierung der sozialen Verhältnisse zeigt sich insbesondere darin, daß der Grund und Boden als alleiniger Wertmesser des Kapitals besondere Vorrechte erlangt und als Träger der Rechte und Pflichten gilt, welche die an ihn geketteten Individuen dem Staate gegenüber haben. Erst in weiterer Entwickelung, wenn infolge gesteigerter Kulturbedürfnisse Handel und Gewerbe in den Vordergrund treten, verschwindet die Präponderanz von Grund und Boden, und das mobile Kapital — das Geld — übernimmt zum größten Teil seine Funktionen in sozialer Beziehung. Hand in Hand damit geht eine andre Erscheinung. Die Familie, welche ursprünglich ein kleines Gemeinwesen für sich war und einen weitreichenden Einfluß in religiöser, rechtlicher und sozialer Richtung entfaltete, erleidet durch die Erstarkung der Staatsgewalt eine Lockerung und es verbleibt ihr nur noch eine privatrechtliche und ethische Bedeutung. Der Staat besteht nicht mehr aus Familien, sondern aus einzelnen Individuen — aus Staatsbürgern.

So stellt sich das Schema des natürlichen Entwickelungsganges dar. Trotzdem dasselbe bei seiner Anwendung auf China keine wesentliche Änderung erleidet, so tritt dabei doch eine Eigentümlichkeit des chinesischen Staatswesens scharf hervor. Bei keinem zweiten Volke, mit Ausnahme der Juden, welche frühzeitig versprengt auf die Gemeinschaft der Familie angewiesen waren, hat sich der öffentlich-rechtliche Charakter der Familie so erhalten, wie bei den Chinesen[1]), obwohl man nach den zahlreichen und gewaltigen Umwälzungen, welche China bestand, auf keine schwache Staatsgewalt schließen darf. Die hauptsächlichste Stütze dieser streng konservativen Institution liegt in der Agrarverfassung des Landes. Das Grundeigentum (tien-ti) gehört dem Staate als dem Repräsentanten der Gesamtheit des Volkes, nur das Nutznießungsrecht (tien-mien) ist ein individuelles und kann frei veräußert und erworben werden, mit Ausnahme eines jeder Familie zustehenden unveräußerlichen und unverletzlichen Erbgutes[1]). Aber auch die politische Einheit bildet in China die Familie, indem sie durch einen Mandatar, gewöhnlich das älteste und angesehenste Mitglied, nach außen vertreten wird und nur korporativ an den politischen und staatsbürgerlichen Rechten teilnimmt. Für Angelegenheiten innerhalb der Familie gebührt dem aus allen Mitgliedern, Männern wie Frauen, zusammengesetzten Familienrate eine fast ausschließliche Kompetenz. Hat ein Mitglied der Familie, sei es durch Alter oder Heirat, seine Mündigkeit erlangt, so kann es Lösung von der Gemeinschaft verlangen und einen eigenen Familienstand gründen, kann aber auch weiterhin in der Familie verbleiben. Wie zähe diese Familienverbindung wirkt, beweist am besten der Umstand, daß die ins Ausland oder in die Kolonien Ausgewanderten deshalb, weil keine Blutsverwandtschaft unter ihnen besteht, sich wenigstens als künstliche Familie zu rekonstruiren bemüht sind, indem sie einen Rat wählen und diesem alle Funktionen eines natürlichen Familien-Oberhauptes übertragen.

So sehr man auch auf den ersten Blick versucht wäre, China eine in orientalischer Despotie gipfelnde Fürsten-Souveränität zu imputiren, so ersieht man bei näherer Beleuchtung eine fast an Volks-Souveränität grenzende Staatsform. Die sehr alten und die größten Männer des eigenen Landes zu ihren Vertretern zählende Litteratur über Regentenpflichten und Volksrechte stellt durchwegs in dieser oder jener Form den Grundsatz auf, daß das Volk über dem Fürsten stehe, daß der Fürst nur für das Wohl seines Volkes da sei und für seine Gebahrung einst dem Himmel verantwortlich werde. Ein Philosoph des 12. Jahrhunderts, Tschu-hi, spricht in seinem Kommentar zu Ta-hio dem Volke sogar das Recht zu, einen Fürsten, der seine Regentenpflichten nicht erfülle, zu entfernen. Und dieser Kommentar zählt zur klassischen Litteratur! Aber nicht nur in der Stellung des Fürsten zeigt sich diese Bedeutung der Volksrechte, sondern auch in einer gewissen Volks-Repräsentanz, welche als Gegengewicht gegen die staatliche Beamten-Hierarchie wirkt und mit derselben in wohlthuender Weise ineinander greift.

Das Reich ist nämlich administrativ in 18 Provinzen, 182 Kreise (fu), 544 Bezirke (tschen), 1293 Distrikte (hien) und eine unbestimmte Zahl von Gemeinden, an deren Spitze ein freigewählter Bürgermeister (yang-yo) steht, eingeteilt. Diese administrativen Abteilungen, von der Gemeinde aufwärts bis zu den Provinzen, werden durch eine Bürgerversammlung repräsentiert, welche, so oft es die Bürger für nötig erachten, ohne jede Einberufung, Genehmigung oder Kontrolle seitens der Regierung zusammentreten kann. Aus der Mitte dieser Versammlung werden Räte gewählt, deren Amt ein Ehrenamt ist und drei Jahre

---

[1]) Vergl. „Das Familienrecht der Chinesen im Vergleiche zu dem der andern Völker". Globus, Bd. LVIII, Nr. 14 u. 17.

[1]) Vergl. „Die Landwirtschaft in China". Globus, Bd. LIV, S. 193 flg.

währt. Nach Ablauf dieser Periode sind die abtretenden Räte wieder wählbar, andrerseits können sie aber auch noch vor Ablauf dieser Zeit abberufen werden, denn das freie Versammlungsrecht und die freie Meinungsäußerung über alle Tagesfragen bleibt den Bürgern unbenommen. Die Wirkungssphäre der gewählten Räte ist vorwiegend administrativer Natur und bezieht sich auf die Verteilung und Einhebung von Steuern, auf die Anlage und Konservierung öffentlicher Bauten und Einrichtungen, auf die Polizei u. s. w. In denjenigen administrativen Abteilungen, wo ein Staatsbeamter an der Spitze steht — in Gemeinden nie —, bilden die Räte eine der staatlichen Behörde zur Seite stehende beratende Körperschaft, welche das Vermittelungsorgan der Behörde mit der Bürgerschaft bildet und letztere bei allen neu zu ergreifenden Maßnahmen vertritt.

Dieses von unten aufsteigende System der Volks-Repräsentanz findet seine natürliche Begrenzung in dem von oben nach unten divergierenden System der Staatsämter. Die Central-Regierung in Peking besteht aus einer Anzahl von Reichsbehörden, unter welchen hervorragen: 1. das Ministerium des kaiserlichen Hauses (tsung-jin-fu), 2. der Staatsrat (neï-ko), vorzugsweise Exekutivorgan für die zu publizierenden Gesetze; 3. der Geheimrat (kinu-ki-tschou), dem die Vorberatung und Berichterstattung über die neu zu erlassenden Gesetze überwiesen ist. Außerdem bestehen noch sechs Ressort-Ministerien, nämlich 1. für die Civilämter (li-pu), 2. für die Finanzen (hu-pu), 3. für das Äußere (li-pu) mit dem tsong-li ya-men, 4. für Krieg (ping-pu), 5. für Justiz (hing-pu) und 6. für öffentliche Arbeiten (kong-pu), welche aus zwei Präsidenten, vier Vize-Präsidenten und 24 Räten bestehen und zur Hälfte mit Chinesen, zur Hälfte mit Mandschu besetzt sind. Weiter steht an der Spitze der Provinz ein Vize-König (tsong-tu), doch sind manchmal auch zwei Provinzen nur einem unterstellt, so daß es für die 18 Provinzen nur 11 solcher Beamten giebt. Ebenso steht auch in den Kreisen, Bezirken und Distrikten ein Beamter (tsche-fu, tsche-tschen, tsche-hien) an der Spitze der gesamten Administration und Jurisdiktion, immer unter Vorbehalt des Appellationsrechtes von der niederen Instanz zur höheren. Alle Staats-Beamten (und auch die Offiziere der Militärmacht) sind in neun durch die Farbe und das Material der Knöpfe auf den Mützen unterschiedene Rangklassen eingeteilt, deren jede wieder aus einer oberen und unteren Abteilung besteht. Alle, vom niedersten Beamten bis zum höchsten, zum Kaiser, sind verantwortlich, und zwar erstreckt sich ihre Verantwortlichkeit nicht nur auf ihre öffentlichen Handlungen, sondern auf alle wie immer gearteten Vorfälle in ihrem Verwaltungskreise, ja sogar auf Naturereignisse. Eine Überschwemmung oder Trockenheit kostet dem Beamten des dadurch betroffenen Gebietes sehr oft die Stelle, in den meisten Fällen für die Bevölkerung allerdings nur ein willkommener Anlaß, sich eines mißliebig gewordenen Beamten auf möglichst einfache Weise zu entledigen.

Eine ganz eigentümliche Auffassung herrscht in China in bezug auf das Wesen und das Zustandekommen eines Gesetzes. Während nach unsrer Anschauung das Gesetz im Gegensatze zu dem in Brauch und Sitte des Volkes lebenden Rechte das von der Staatsgewalt gesetzte Recht bedeutet, stellt das Gesetz in China in Wirklichkeit nur das kodifizierte Gewohnheitsrecht dar. Hat nämlich ein Beamter in irgend einer Provinz die fortgesetzte Übung eines Rechtssatzes beobachtet, von dem er glaubt, daß seine offizielle Publikation und allgemeine Anwendung Vorteil bringen könnte, so bringt er ihn im Dienstwege zur Kenntnis der Central-Regierung in Peking. Dort wird derselbe der kaiserlichen Akademie der Wissenschaften (han-hin-yuen) zur Überprüfung zugewiesen und im Falle der Genehmigung in alle Provinzen zur probeweisen Einführung übersendet. Erst wenn der Entwurf durch die allgemeine Praxis sozusagen sanktioniert wurde, wird er als Gesetz in das Gesetzbuch eingetragen, eine Formalität, welche nur bei der Thronbesteigung eines Kaisers stattfindet. In Wahrheit teilt sich somit in die gesetzgebende Gewalt in China das Volk und die durch die Akademie der han-lin repräsentierte Gelehrtenwelt. Namentlich der Einfluß der letzteren ist ein sehr großer und ihre Stellung eine völlig unabhängige. Die 232 Mitglieder, aus welchen dieselbe besteht, erhalten von der Regierung ein Haus mit einem Garten zur Nutznießung, ferner einen Gehalt, und haben das Recht, bei Vakanzen sich selbst zu ergänzen.

Eine weitere merkwürdige Institution, welche höchstens in Japan, aber in keinem europäischen Staate eine Analogie findet, ist das Censorat (tu-tschä-yuen), welches alle Staatsbeamten, ja auch den Kaiser selbst nicht nur im öffentlichen, sondern auch im privaten Leben zu überwachen und bei Übertretungen zu mahnen und zu strafen hat. Daß dieses dem Souverän gegenüber gewährte Recht kein fiktives ist, beweisen mehrere Beispiele aus der Geschichte. Als im Jahre 1860 die alliirte französische und englische Armee gegen die Hauptstadt vordrang, beabsichtigte der Kaiser, unter dem Vorwande einer Jagd nach Dschol, in die Mongolei zu entfliehen. Die Censoren widersetzten sich jedoch diesem Vorhaben in sehr entschiedener Weise. „Wollen Eure Majestät“, heißt es in einer Denkschrift, „die ererbten Pflichten von sich wälzen, wie ein abgetragenes Kleid? Was wird die Geschichte der kommenden Jahrhunderte dazu sagen? Noch nie hat man einen Herrscher den Moment der Gefahr und des Unglücks zu einer Jagd wählen sehen“ u. s. w.

So sehen wir denn in China ein ganz eigenartiges und doch in sich selbst vollendetes Staatengebilde, das des Studiums um so mehr wert erscheint, als sich in nicht allzu ferner Zukunft die Notwendigkeit ergeben wird, in die völkerrechtliche Gemeinschaft Europas auch Ostasien aufzunehmen.

Scylla und Charybdis.

Ebbe und Flut machen sich nur an wenigen Stellen des Mittelländischen Meeres bemerkbar; den Seeleuten der alten Welt waren sie so wenig vertraut, daß die geheimnisvollen Erscheinungen des Tidewechsels, wo sie entgegentraten, Furcht erregten und abergläubische Erklärungen wachriefen. Durch die Schilderung Homers und seiner Nachfolger am meisten bekannt ist die Fabel von der Scylla und Charybdis, jenen Seeungeheuern, welche in der sizilianischen Meerenge unerbittlich den Schiffen ihre Opfer entreißen. Diese Schreckgestalten galten den ältesten Seefahrern als eine Verkörperung der Gefahren der gesamten Meerenge, für die man erst später bestimmte Örtlichkeiten suchte. Als Sitz der Scylla nahm man den steil aus der Meeresbrandung aufragenden Gneisfels an, den heute auf der calabrischen Seite das Städtchen Scilla krönt, während der Name Charybdis auf die Strudel am Hafen von Messina bezogen wurde. Auch heute noch ist die Straße von Messina für unsre Fahrzeuge, wenigstens für kleinere Segelboote, keineswegs un-

gefährlich, wenn ihre Leitung nicht kundigen Händen anvertraut ist.

Wenig wahrscheinlich erscheint es, daß seit den Tagen des Altertums die natürlichen Verhältnisse der Straße — durch die Arbeit des Meeres und vulkanische Einwirkungen — sich verändert haben. Die Kenntnis, wie sie heute beschaffen sind, verdanken wir einer Untersuchung des Wasserbauinspektors *Keller* in Rom (Annalen der Hydrographie, 1891, Heft 8), welcher die folgenden Auszüge entnommen sind. Die Strömungen der Meeresenge hängen in erster Linie von Ebbe und Flut, aber auch gleichzeitig vom Winde ab. Letzteres geschieht als unmittelbare Beschleunigung oder Verzögerung durch den augenblicklich herrschenden östlichen Wind und als Verstärkung oder Abschwächung durch die Verschiedenheit der Wasserstände des *ionischen* und *tyrrhenischen* Meeres.

Daß die Tideströmungen in der Straße von Messina überhaupt so mächtig auftreten, erklärt sich aus der Verschiedenheit der Hafenzeiten in den nächstgelegenen Häfen jener beiden Meeresteile: nahezu sechs Stunden. Im ionischen Meere herrscht Niedrigwasser, während das tyrrhenische Meer Hochwasser hat und umgekehrt. Die Flutgröße beträgt zur Zeit der Syzygien durchschnittlich nur 33, höchstens 45 cm, zur Zeit der Quadraturen durchschnittlich 20, mindestens 5 cm. Auch die Schwankungen des mittleren Wasserstandes sind nicht erheblich. Der größte Abstand zwischen Hoch- und Niedrigwasser mißt etwa 80 cm. Charakteristisch ist das rasche Aufsteigen der Flutkurven in ein bis zwei Stunden und ihr langsames Abfallen in zehn bis elf Stunden.

Für die Stärke der Tideströmungen in der Meerenge bieten die Flutkurven des Hafens von Messina ein getreues Spiegelbild. Je bedeutender die Flutgröße, um so bedeutender sind die ein- und ausgehenden Ströme in der ganzen Straße. Der *eingehende Strom* (rema scendente) ist von Norden nach Süden gerichtet, der *ausgehende Strom* (rema montante) umgekehrt; diese Bezeichnungen sind nur für die geographische Richtung gültig und dürfen nicht, wie fälschlich geschieht, mit Ebbe und Flut übersetzt werden. Gerade im Gegenteil entspricht scendente (herabkommend) dem Flutstrom und montante (hinaufsteigend) dem Ebbestrom. Jene erhöht, diese erniedrigt den Pegelstand. Ebenso unrichtig ist die Anschauung, als ob neben diesen Tideströmungen noch andre Meeresströmungen vorhanden seien. Dagegen steht fest, daß infolge der schroffen Wechsel in der Gestaltung des Strombettes vorübergehend sich seitliche Gegenströmungen und Unterströmungen ausbilden.

Maßstab 1 : 300.000 — 1 2 3 4 5 6 7 8 9 10 Kilometer

Die Strömungen sind im einzelnen durch die Gestalt des Strombettes bedingt. Die calabrische und sizilianische Küste laufen im spitzen Winkel aufeinander zu und bilden bei Messina einen 7 km breiten Trichter. Zwischen Punta del Pezzo und Santa Agata zieht sich ein 3,7 km langer Felsrücken unterseeisch durch die Straße, dessen tiefste Einsattelung nur 120 m beträgt. Trotz seiner geringen Breite ist der benetzte Querschnitt des Strombettes am Kap Peloro dreimal größer als der Querschnitt an jenem Felsrücken. An den Küsten ragen zahlreiche Klippen und Felsspitzen empor und bei Messina finden die Strömungen ein Hindernis in der sichelförmigen Halbinsel des Hafens, welche einstmals der Stadt ihren Namen Zankle, Sichel, verliehen hat.

Der Verlauf der eingehenden und ausgehenden Strömung ist durch die Pfeile der beiden Kärtchen ersichtlich gemacht. Die von den Messinesen refoli, von den Neapolitanern garafoli genannten Wirbelbildungen treten am heftigsten auf, wenn die Strömungen am stärksten sind. Mit merklicher Gefahr verknüpft sind jedoch nur:

1) der Strudel im Norden des Hafens von Messina, besonders zur Zeit der Syzygien bei starken Südostwinden, die das Wasser aus dem ionischen Meere in die Straße treiben;

2) die Strudel am Dorfe Faro, welche öfter Boote auf den Strand geschleudert oder von den Ankern los in die Querströmung gerissen haben.

Keineswegs ist der Scyllafelsen die bedenklichste Stelle jener Küste und nur seiner auffallenden Erscheinung ist es nach Keller zu danken, daß ihm in später Zeit jener Name beigelegt wurde, der sich auf die gefahrdrohenden Wirbelerscheinungen bezieht.

Unter Scylla versteht man daher nach Keller die Strudel und Querströmungen am Ausgange der Meerenge, unter Charybdis die Strudel vor dem Hafen von Messina. Zwischen diesen beiden Stellen besitzen die Strömungen ihre größte Geschwindigkeit und wechseln am häufigsten ihre Richtung. Nur unter kundiger Führung kann ein Segelboot die Straße von Messina sicher durchfahren, wenn Tiden und Winde die Ströme und Strudel mächtig erregen. Für den unkundigen Seefahrer gilt dann auch heute noch: Incidit in Scyllam, qui vult vitare Charybdim.

Fourneau und Gaillard am Sangha.

Im „Globus“ (Bd. LIX, S. 58) ist bereits der französischen Sangha-Expeditionen Cholets gedacht worden. Jetzt liegen seit Fourneaus verunglückter Reise zum Tschad zahlreiche Ergänzungen der früheren Daten vor, und außerdem ist jüngst ein Bericht des Administrators Gaillard, der sich auf dem Begleitdampfer befand, veröffentlicht, worin uns der nördliche Abschnitt des Sangha noch viel über Cholets fernsten Punkt hinaus eingehend beschrieben wird.

Gaillard fuhr am 11. Januar dieses Jahres mit den Kanonenbooten „Djoué“, „Ubanghi“ und der Dampfschaluppe „Ballay“, das Personal wie die Ausrüstung der Mission Fourneau an Bord, von Brazzaville den Congo und später, von Bonga ab, den Sangha stromauf und erreichte schon am 3. Februar die Mündung des großen Nebenflusses N'Goko. Bei dem Häuptling Muiganga in dem Inseldorfe Uoso oder Wassu wurde längere Zeit Halt gemacht, einmal, um sich der Hilfe dieses mächtigen Negerfürsten zur Unterstützung der Expedition zu versichern und zum andern, um auf einem geeigneten Platze des linken Ufers einen befestigten Posten anzulegen. Die Lage desselben und damit der Zusammenfluß des Sangha und N'Goko ward von Kapitän Husson astronomisch zu 1° 36′ nördl. Br. bei 15° 34′ 44″ östl. L. v. Gr. bestimmt [1]). Cholet hat im Vorjahre diesen Platz beinahe bis 2° 30′ hinaufgerückt, wohingegen er jetzt nur wenig nördlich von dem Orte Ekunda unsrer Skizze aus Band LI zu suchen wäre. Der Lauf des Sangha würde also mit dem des Lekoli oder Ndschua der Choletschen Karte ungefähr zusammenfallen.

Am 7. März brach Fourneau zu Fuß nach Norden auf, indem er zunächst dem linken Ufer des N'Goko folgte. Tags darauf steuerte das Kanonenboot „Djoué“, welchem sich zwei Handelsdampfer angeschlossen hatten, denselben Fluß aufwärts und erreichte bei Molendo, dem Mulendo Cholets, am Eintritt der Nebenadern Bumba und Lobi, fast genau im zweiten Parallel, den nördlichsten Punkt des N'Goko, der sich jetzt nach Südwesten kehrt, bald aber durch Felsbarren so gesperrt wird, daß sich Gaillard in Kürze am Ende der Schiffbarkeit sah. Die Quelle des N'Goko glaubt der französische Forscher auf dem durch Fourneaus und Crampels westafrikanische Reisen bekannten Massiv des Ivindo suchen zu müssen. Für das Bestehen von Handelsverbindungen zwischen den Okotas oder Bakotas am oberen Ogowe und den Anwohnern des N'Goko sprechen die bei letzteren entdeckten europäischen Waren, wie sie in der Umgegend von Franceville im Verkehr sind, und die nur auf dem Wege vom Ogowe durch den Ivindo und dann zu Lande an den N'Goko hinübergebracht sein können.

Die Expedition Fourneau hatte inzwischen den N'Goko verlassen und war zum Sangha marschiert, und da mittlerweile das Wasser in letzterem gegen Ende des März um 50 cm stieg, so dampfte Gaillard am 3. April mit Kapitän Husson in der Schaluppe „Ballay“ den Fluß thalauf. Noch am selben Tage traf man auf Cholets fernsten Punkt, der bei dem höheren Flutstande glücklich passiert wurde, ja, man konnte trotz der eiligen Fahrt bis zum 9. April die Reise fortsetzen und hatte die Freude, bei dem Inseldorfe N'Dongo (3° Lt. N. und 15° 30′ 14″ Lg. O. Gr.) auf Fourneaus Karawane zu stoßen. Diese wanderte bereits auf dem linken Ufer des Sangha unter Benutzung einheimischer Handelspfade, weil das rechte Ufer wegen seiner Sümpfe und Moräste nicht mehr passierbar war. Nach drei weiteren Reisetagen gelangte der „Ballay“ unter $3\frac{1}{2}$° nördl. Br. (15° 20′ Lg. O. Gr.) in das Land der Bakotas, wo sich der Sangha, seit dem N'Goko auch Massa genannt, in zwei größere Adern teilt, in den von Nordwesten herkommenden Massiéba oder Massipa und in den Likelle, der aus Norden dem vorigen zuströmt. Beide sind nach Gaillards Untersuchungen nur bei Hochwasser und auch dann nur auf einige Meilen schiffbar.

Fourneau mußte von nun an auf eigene Hand vorgehen. Bis zum 1. Mai blieb er am Likelle oder Ekela; dann kam der Sodi in Sicht, und zugleich änderte sich das so lange freundliche Benehmen der Eingebornen. Sie überfielen die Begleitmannschaft, vorläufig ohne besondern Schaden anzurichten, bis mit dem 8. und 9. Mai die feindlichen Scharen immer größer und drohender wurden, so daß stündlich ein ernster Angriff zu befürchten stand. Am 10. Mai lagerte Fourneau in dem Dorfe N'Saure, dessen Häuptling Frieden und Freundschaft erheuchelte, dann aber in der Frühe des 11. Mai zwischen 4 und 5 Uhr mit erdrückender Übermacht die Expedition anfiel. Von allen Seiten prasselten die Speere und Pfeile hernieder; das Jammern der Sterbenden und Verwundeten mischte sich mit dem gellenden Kriegsgeschrei der Feinde, die wütend auf die wenigen Fremden eindrangen. Die Zelte waren bald wie Siebe durchlöchert. Dicht neben Fourneau stürzte sein Gefährte Thiriet gräßlich verstümmelt zu Boden; gleich darauf wurde Herr Blom getroffen, und zur selben Zeit empfing auch der Führer einen schweren Lanzenstoß. Nur das Schnellfeuer der Senegal-Tirailleure,

[1]) Gaillards zahlreiche und mit Anspruch auf große Genauigkeit auftretende Ortsbestimmungen wiederholen wir in sehr beschränkter Auswahl, da uns der Bericht des Autors nur in dem Abdruck des Mouv. Géogr. vom 20. September vorliegt und wir berechtigte Zweifel an der richtigen Wiedergabe (beziehungsweise Umwandlung) der Positionswerte hegen. Zum Beweise dessen möge man versuchen, den Lauf des N'Goko nach folgenden Bestimmungen zu konstruieren:

1. Uoso oder Wassu 1° 36′ Lat. N. 15° 34′ 44″ Lg. O. Grw.
2. Molondo (Mulendo) 2° 03′ Lat. N. 15° 54′ 14″ Lg. O. Grw.

(Herr A. J. Wauters schreibt gar: 15° 54′ 14″ est de Paris, was ganz unmöglich ist.)

Von Molondo ab soll der N'Goko südwestlich gerichtet sein bis zum fernsten Punkte Gaillards in 1° 58′ Lat. N. und 13° 08′ 14″ Lg. O. Das kann aber keinesfalls Greenwicher Länge sein, trotz der von Herrn Wauters auf Seite 91, Note 2 behaupteten Verwandlung der Pariser Längen; 15° 28′ 30″ Lg. O. Grw. dürfte die Position heißen. H. S.

die allein im Getümmel Stand hielten, trieb die Wilden endlich zurück. Aber 7 Tote und 28 Schwerverwundete bedeckten den Platz; die einzige Rettung lag in schleuniger Flucht. Das Lager, die überflüssigen Sachen und vor allem die Leichen wurden verbrannt, und dann gings unter steten Kämpfen mit den Eingebornen zum Ekola hinab, wo sich die Expedition auf schnell eroberten Booten einschiffte und die gefährliche Thalfahrt antrat. Am Ufer drohten die Schwarzen mit ihren langen, gezähnten Pfeilen, die noch auf 100 m Entfernung häßliche Wunden erzeugten. Im Strome tauchten bald Wirbel und Schnellen auf, zuletzt die Wasserstürze von Bania, deren Passage neue Verluste nach sich zog, bis man die Dörfer der befreundeten Mokolos erreichte und Ruhe, Nahrung und Pflege fand.

Am 14. Mai lief die Expedition aus dem Ekola in den Massiéba ein und ruderte mit Aufbietung der letzten Kräfte immer stromab, um den Posten Wassu am Sangha zu erreichen. Am 17. Mai traf man den Dampfer „Ballay", und tags darauf um 7 Uhr früh zogen die Flüchtlinge auf der Station ein. Der Gesamtverlust seit dem 1. Mai betrug 15 Tote und 30 Verwundete ohne den gefallenen Thiriet und die Verwundeten Blom und Fourneau.

Trotz des unglücklichen Ausganges hatte die Expedition wichtige Erfolge zu verzeichnen. Hauptsächlich fällt ins Gewicht die Bestimmung des Sangha-Laufes bis 6° 30', nach andrer Lesart sogar bis 7° nördl. Br. und in einer Ausdehnung von 800 km Luftlinie. Die Wasserscheide des nördlichen Congobeckens rückt hoch gen Norden hinauf, mindestens bis zum 7. Parallel, vielleicht noch weiter. Der obere Sangha scheint unsern des Logone, jenes großen linksseitigen Nebenflusses des Schari, fortzuziehen, und das beweist von neuem, welch vorzügliches Eingangsthor zum Sudan wie zum Tschadsee in dem Thalwege des Sangha gegeben ist. Das Ende der Schiffbarkeit liegt unter gewöhnlichen Verhältnissen auf dem N'Goko an der Einlaufstelle des Bumba in 2° 03' Lat. N. und in der Hauptader bei dem Dorfe Ewo unter 3° 9½' Lat. N. Oberhalb dieses Ortes beginnen allerhand Schwierigkeiten; am gefährlichsten sind die Schnellen von Lipa, wo der Fluß in einem scharfen Knie durch beiderseits herantretende steile Felsmassen auf einen nur 30 m breiten schäumenden Kanal zusammengedrängt wird.

Die Siedelungen sind durchweg — am oberen wie am unteren Sangha — auf Inseln angelegt; diejenigen, welche ausnahmsweise am Ufer ihren Stand haben, werden durch einen starken Palissadenzaun gegen feindliche Überfälle geschützt. Die Bevölkerung scheint am Sangha selbst recht dicht zu sein, desgleichen die Zahl der bestellten Felder, so daß es nirgend an Lebensmitteln gebricht. Die Eingebornen besitzen viel Elfenbein, kennen aber noch nicht den bedeutenden Wert dieses Artikels. Fast jeder Häuptling hat in seinem Dienste eine oder mehrere Familien der innerafrikanischen Zwergjäger, hier Babingas genannt, die als schweifende Nomaden im Urwalde hausen und dort mit ihren langen Speeren unter Entwickelung großer Geschicklichkeit der Elefantenjagd obliegen. Die Babingas bleiben im Wuchs unter Mittelgröße zurück; Messungen, wie sie Schweinfurth, Wißmann, Wolf und Andre bei den Zwergen vorgenommen haben, werden uns durch Gaillard nicht berichtet. An sonstigen Völkerschaften sind vom Posten Wassu (Uoso) ab nach Norden folgende zu merken: 1. die Bomassas (2½° Lat. N.), 2. die Bayangas (bis 3½° Lat. N.), 3. die Boudjikolas (3¼° Lat. N.), letztere ein Räuberstamm, der gleich den Pahuins am Ogowe seine Dörfer in schwer zugängliche Hinterhalte versteckt, am liebsten gerade oberhalb beschwerlicher Flußpassagen, wo die Fremden ihre Kanus aufs Land ziehen müssen und dabei den Piraten zum Opfer fallen.

Europäische Waren sind jenseits des N'Goko noch unbekannt; erst die Bakotas am Likelle und Massiéba, nördlicher als 3½ Grad, empfangen durch Zwischenhandel aus dem mohammedanischen Norden gegen Elfenbein ihre Steinschloßgewehre, Pulver und Perlen. Am untern Sangha und N'Goko besorgen dagegen die Afurus den Vertrieb unserer Erzeugnisse, wie dies auch von Cholet bereits angemerkt ist.

H. Seidel.

Der Weg des steinzeitlichen Bernsteinhandels.

Von Dr. W. Fischer. Bernburg.

Viele Gräber der Steinzeit Skandinaviens und Mitteleuropas haben Bernstein enthalten, und dieser würde noch häufiger gefunden sein, wenn die Erde solcher Gräber jedesmal durchgesiebt wäre. Oft hat der Bernstein, welcher 2000 und 1500 v. Chr. in das Grab gelegt ist, ein Aussehen angenommen, das ihn schwer von der Erde unterscheiden läßt, so daß er leicht übersehen wird, wenn die Aufmerksamkeit des Gräbers nur den Urnen und Steinwaffen zugewandt ist.

Der Bernstein war also überall verbreitet. Asiatische oder afrikanische Händler trafen ihn an den Küsten des Mittelländischen oder Schwarzen Meeres an, erkundigten sich nach seiner Herkunft und gelangten, ihm nachgehend, in sein Heimatland. Natürlich schlugen sie dabei den Landweg ein; aber wenn dieser auch durch barbarische Bevölkerungen führte, so haben wir ihn uns durchaus nicht als gefährlich vorzustellen. Wissen wir doch, daß die Hansa von den rohen Völkerschaften des Nordens zuerst mit offenen Armen empfangen wurden und daß ein Weißer von Negern, die noch nicht mit Weißen in Berührung gekommen sind, nichts zu fürchten hat, wenn er unbewaffnet unter sie tritt.

Wenn die Phöniker später, wo die Lage des Bernsteinlandes bekannt geworden war, den kostbaren Stoff auch zu Schiffe holten, dann bekamen sie ihn nicht in der Ostsee, wovon jetzt nicht mehr ernstlich die Rede sein kann, sondern von der deutschen Nordseeküste, den friesischen Inseln oder Schleswig-Holstein, wo er noch jetzt, namentlich in der Nähe der Eidermündung, häufig gefunden wird.

Für die Gefahrlosigkeit des Landweges spricht auch eine dunkle Sage von einem Pfade des Herakles, die noch in aristotelischer Zeit lebte. Dieser über die Alpen führende Pfad sollte unter dem Schutze der Anwohner stehen und diese für jede Unbill verantwortlich sein, die einem Reisenden zugefügt würde. Die nach dem Bernsteinlande reisenden Kaufleute konnten aber auch den von ihnen besuchten Bevölkerungen sehr wohl durch das, was sie ihnen brachten, als Wohlthäter erscheinen. Sie konnten ihnen neue Fertigkeiten, z. B. für die Bearbeitung des Thones, und die Verzierung der Gefäße, sowie für die Anfertigung von Steinwaffen mitteilen, konnten ihnen Haustiere und Sämereien bringen, und namentlich tauschten sie den Bernstein auch gegen Bronze und Gold ein. So konnte es kommen, daß der Ackerbau, die Haustiere und gewisse Thongefäße Skandinaviens mit denen Norditaliens und der dazwischen liegenden

Länder am Ende der Steinzeit eine unverkennbare Übereinstimmung erhielten, so daß sich für alle diese Länder auch eine gleiche Kulturstufe ergiebt.

Das Ende der Steinzeit aber wurde herbeigeführt durch die Bronze, welche der Bernstein nach dem Norden zog.

* * *

Tischler unterscheidet drei gesonderte Gebiete des steinzeitlichen Bernsteins: 1) das ostbaltische, Westpreußen und was östlich davon liegt, 2) das westbaltische, von Hinterpommern bis Holland und alles, was nördlich davon liegt, 3) das britannische. Die Verschiedenheit in der Bearbeitung des Bernsteins, welche diese drei Gebiete charakterisiert, deutet zugleich an, daß sie höchstens geringe Berührungen miteinander hatten oder wenigstens geringen Einfluß aufeinander ausübten. In der That ist auch das ostbaltische Gebiet in den Bernsteinhandel später hineingezogen als das westbaltische. Wir haben es hier nur mit dem letzteren zu thun.

Nun stellt Montelius für Skandinavien vier Perioden der jüngeren Steinzeit auf: 1) noch keine Steingräber, 2) freistehende Dolmen ohne Gang, 3) Ganggräber und 4) Steinkisten, von welchen wieder die mit Erde bedeckten die jüngeren sind.

Während der Bernstein in den Gräbern der dritten Periode in großer Menge vorkommt, findet er sich in denen der vierten, also der letzten nur spärlich. Aber dafür treten jetzt als neue Erscheinungen Bronze- und Goldsachen auf. Bei einer Prüfung der beglaubigten Grabfunde der cimbrischen Halbinsel fand Olshausen in keinem Grabe Gold und Bernstein zusammen, und wenn auch früher wohl bei den Grabungen weniger auf Bernstein geachtet ist, so traf derselbe Forscher doch auch bei seinen eigenen Grabungen auf Amrum an der Westküste Schleswigs in Gräbern mit keinem oder wenigem Bernstein dreimal je zwei- und einmal sogar drei goldene Fingerringe aus spiralig gewundenem Draht. Er schließt sich dem Ausspruche Engelhardts, „daß in Dänemark die einheimische Verwertung des Bernsteins aufhörte, so bald dauernde Handelsverbindungen mit dem Süden angeknüpft waren" an, wenn auch mit der Einschränkung, daß geringe Mengen von Bernstein auch noch den Gräbern der ganzen Bronzezeit beigegeben sind.

Neben goldenen Gefäßen aus sehr dünnem Blech und goldenen sogenannten Eidringen sind von besonderer Bedeutung die schon erwähnten Spiralfingerringe.

Schon Sophus Müller bemerkte, daß von dänischen Funden solcher Ringe die meisten da gemacht wurden, wo sich der Bernstein an Ort und Stelle vorfand und schloß aus dem Umstande, daß neben 100 ganzen Ringen noch eine viel größere Zahl von Ringbruchstücken gefunden wurden, daß diese Bruchstücke absichtlich und zu dem Zwecke hergestellt seien, als Zahlungsmittel zu dienen, wie ja auch später aus gleichem Grunde das Hacksilber entstand.

Olshausen fand nun, daß die Goldspiralen nur auf einem Gebiete gefunden werden, dessen westliche Grenze sich längs der unteren Weser und Aller, die Altmark einschließend, nach der Elbe zieht, die Saale und Unstrut hinaufgeht, bis zum Meridian von Erfurt und sich von da nach Mainz hinüberwendet. Ostwärts sind sie nicht über die Persante hinaus gefunden. Der Hauptstrom dieser Goldspiralen, die aus Doppeldraht gefertigt sind, hat sich nach Olshausens eingehenden Untersuchungen durch die östliche Hälfte des Elbethales nach der cimbrischen Halbinsel bewegt und kam wohl aus Österreich-Ungarn, wo diese Spiralen und die besondere Art der goldenen Noppenringe eine so große Rolle spielen. — Die Noppenringe entstehen aus Draht, der in Weisen gebogen ist, von denen diese Figuren einige Beispiele geben.

Wenn im Ostbaltikum nach Tischler und Lissauer vor der römischen Zeit gar kein Gold vorhanden war, dann liegt der Schluß nahe, daß diese Gegend sich auch erst zur Zeit der römischen Kaiser an dem Bernsteinhandel beteiligte.

Der die Elbe hinauf geführte Bernstein gelangte wohl über Böhmen nach dem späteren Noricum und, zur Umgehung der Alpen, durch Pannonien an die Küste des Adriatischen Meeres, wohin auch die Sagen des Altertums das Vaterland des Bernsteins verlegen.

Den von Olshausen zum Beweise des Landhandelsweges angeführten zahlreichen Funden können als Bestätigung für den Weg an der Saale noch drei Funde angereiht werden, die bei Bernburg, also an der unteren Saale gemacht sind. Im Anfange dieses Jahrhunderts ist eine halbe Meile von der Stadt in einem der Beschreibung nach steinzeitlichen oder frühbronzezeitlichen Grabe ein goldener Spiralring gefunden. Im Jahre 1882 aber fand man bei Bernburg selbst an der Saale ein idolartiges Bernsteinstück und zwar unter dem angeschwemmten Lehm, mit welchem die Kiesaufschüttung des Saalethales dort bedeckt ist. Tischler hat es als steinzeitlich anerkannt; aber die vier Durchbohrungen sind in einer Weise angebracht, wie bei keinem Stücke des Ostbaltikums. Nicht weit davon entdeckte man im Acker eine Urne mit Muschelsachen, zwei Armringen, zwei brochenartige Schalen und über 170 Perlen, von Taubenei- bis Erbsengröße und der Länge nach in steinzeitlicher Weise durchbohrt. Die mit drei vertieften Voluten und drei kleinen Höckern versehene, fast halbkugelige Urne scheint nirgends ihresgleichen zu haben, wenn sich nicht unter den cyprischen Sachen ähnliches findet. Nach den wiederholten Untersuchungen von Martens stammen die Schalen von Spondylus, wahrscheinlich aus dem Roten Meere, die andern Sachen aber von Tridacna gigas, aus dem Indischen Meere. Dieser Fund dürfte ebenso, wie die goldenen Spiralringe auf Ungarn hinweisen, da bisher nur dort ähnliche Sachen vorgekommen sind. Zwar ist der Fundort der Muschel-Perlen und Ringe des Museums zu Pest, die den Bernburgern gleichen, nicht bekannt; aber neuerdings hat Wosinsky in einem steinzeitlichen Grabfelde bei Lengyel in Südungarn ganz ähnliche Muschelperlen entdeckt, und auch sie sind von Much der Tridacna zugewiesen.

Wenn Klopfleisch die fremdartigen Zeichnungen des Merseburger Grabes auf semitische und ägyptische Zeichnungen und Vorstellungen zurückführte, so sträubte man sich gegen den Gedanken, daß Phöniker oder andre Semiten während der Steinzeit vom Meere her bis zum Mittellaufe der Saale vorgedrungen sein sollten. Aber durch den nachgewiesenen Landweg erhält die Sache ein andres Ansehen. Auch ein bei Kruse (1827) beschriebenes Grab nicht weit von Halle enthielt Zeichnungen, die in Stein geritzt waren und unter diesen ein semitisches Zeichen. Übrigens fand sich in letzterem Grabe auch einiger Bernstein.

Da nun, wie schon oben erwähnt wurde, von Skandinavien bis zur nördlichen Küste des Mittelmeeres ein und dieselbe Kultur herrschte, indem dieselben Haustiere, Getreidearten und Thongefäße im Gebrauch waren und eine gewisse Art von Thongefäßen sich sogar bis nach Cypern verfolgen läßt, so kann die nordische Steinzeit der Ganggräber füglich als gleichzeitig mit der norditalischen Steinzeit angenommen werden, und da die Bronzezeit Italiens und Mitteleuropas zwischen 2000 und 1500 v. Chr. begann, so ist ihr Anfang für Skandinavien etwa um 1500 v. Chr. anzusetzen.

Bücherschau.

Dr. Oskar Baumann, Usambara und seine Nachbargebiete. Allgemeine Darstellung des nordöstlichen Deutsch-Ostafrika und seiner Bewohner. Auf Grund einer im Auftrage der deutsch-ostafrikanischen Gesellschaft im Jahre 1890 ausgeführten Reise. Mit 24 ethnographischen Abbildungen, 2 Textplänen, 8 Originalkartenbeilagen und 4 Notenseiten. Berlin, Dietrich Reimer, 1891.

Dieses ist ohne Zweifel die genaueste und beste Beschreibung, die wir von irgend einem größeren Teile der deutschen Kolonieen besitzen. Baumann war durch seine verschiedenen afrikanischen Reisen und gründliche Vorbildung der geeignete Mann zu dieser Forschung und, als Österreicher, auch ein unparteiischer Zeuge, wo es darauf ankam den kolonialen Wert zu bestimmen. Sei es nun nach der geographischen, ethnographischen oder kolonialpolitischen Seite hin — er hat überall Vorzügliches geleistet. Seine Hauptaufgabe war die Herstellung der Karte und eine solche im großen Maßstabe von 1:300000 in vier Blättern mit Nebenkarten, technisch und wissenschaftlich eine vortreffliche Leistung, liegt dem Buche bei. Man fühlt sich, an der Hand Baumanns, hier auf sicherem Boden, während in andern Gegenden Deutsch-Ostafrikas der kartographische Grund noch sehr schwankt.

„Wer etwa aus einem Luftschiffe auf den nordöstlichen Teil von Deutsch-Ostafrika herabblicken könnte, der würde ausgedehnte rotbraune Flächen wahrnehmen, aus welcher sich größere und kleinere Partieen mit vielgezackten, aber stets scharfen Rändern hervorheben. Die rotbraunen Teile sind die Steppen, die dunklen Gebirge oder, besser gesagt, die Gebirgsinseln, die der Ebene schroff und unvermittelt entsteigen.“ So charakterisiert Baumann mit einem Schlage das Land, dessen Ebene allmählich ansteigt und dessen Hauptfluß der Pangani ist. Das Plateauland Usambara und das Paregebirge sind die schroffen Inseln, die aus Ebenen (der Nyikasteppe) emporsteigen. Während Usambara uns bereits durch die frühere Expedition Meyer-Baumann bekannt war, werden wir mit dem Paregebirge erst jetzt näher bekannt. Es besitzt ausgesprochene Längenentfaltung und zerfällt in Süd-, Mittel- und Nordpare, durch Einsattelungen im Kamme völlig voneinander getrennt. Unter Nordpare versteht Baumann das bisher als Ugueno bekannte Gebirge, da es orographisch, geologisch und ethnographisch zu Pare gehört.

Der geologische Aufbau (erläutert durch eine Nebenkarte) zeigt den schematischen Aufbau, welcher für die Küstengebiete Mittelafrikas in Ost und West bezeichnend ist. An der Küste erst die schmalen rezenten Korallenkalkbänke, dann etwas breitere, harte, lichtgraue Kalke, dem Jura zugehörig, mit Ammoniten. Dahinter meridional streisende Thonschiefer, und wieder hinter diesen Gneis und kristallinischer Schiefer bis zu jener gewaltigen Bruchlinie, der die mächtigen Eruptivbildungen des Kenia und Kilimandscharo entstiegen sind.

Das meteorologische Bild kann Mangels genügender Beobachtungen noch nicht sicher festgestellt werden. Aus übermäßig feuchten Landstrichen kann man schnell in ganz trockene Gegenden gelangen. Das Gebirge regenreicher als die Küste; die Temperatur nicht so drückend, als allgemein angenommen wird; die mittlere Jahrestemperatur an der Küste und im Vorland 25° bis 28° C., im Gebirge 18° bis 21° C. Die Extreme sind + 36° C. und + 5° C.

Ein sehr großer Teil des Landes ist von der wiederholt geschilderten Steppe (Nyika) eingenommen, andre Gebiete, zumal die Gebirge, weisen tropische Waldmassen auf; Galeriewälder an den Flüssen. Ausgedehnt ist, wie schon ein Blick auf die Karte lehrt, die Kulturlandschaft mit Anbau von Sorghum, Mais, Bohnen, Maniok, Bananen.

Wie die geographische Schilderung eingehend und ausführlich, so auch die ethnographische. Verschiedene Bantustämme bilden den Grundstock; sie sind Ackerbauer. Spätere Eindringlinge, hamitischen Stammes, sind die Wakuafi und Massai, Jäger und Hirten. Wer sucht, wird viele belangreiche Mitteilungen auf ethnographischem Gebiete bei Baumann finden; auch die schwierige Frage der Volksdichtigkeit hat er durch mühsame Aufnahmen der Lösung nahe gebracht. Etwas ähnliches besitzen wir, von der Küste abgesehen, in Ostafrika nicht. Das auf der Karte dargestellte ständig bewohnte Gebiet umfaßt etwa 20000 qkm, auf denen 150000 Menschen leben, d. i. 7,7 auf den Quadratkilometer; dazu ein Steppengebiet von 26500 qkm mit nur 5500 Bewohnern oder 0,2 auf den Quadratkilometer. Für das ganze Land ergeben sich 46000 qkm mit etwa 156000 Bewohnern oder 3,4 Menschen auf den Quadratkilometer. So dünn ist das Land bevölkert und diese Zahlen von bewohntem Kulturlande und kaum bevölkerter Steppe sprechen auch laut den wirtschaftlichen Wert jener Nordostecke, im allgemeinen wenigstens, aus.

Wir erfahren durch Baumann viele in ethnographischer Beziehung wichtige Einzelheiten, von denen einige kurz berührt werden sollen. Die Wabondei im Vorlande besitzen eine Art Trommelsprache, ähnlich jener in Kamerun, doch nicht so ausgebildet und da durch Wißmann u. A. derlei Signale auch aus dem Innern bekannt sind, so dürfen wir schließen, daß dieses Verständigungsmittel von Ost bis West reicht. Mag immerhin die Schnapseinfuhr als unsittlich zu verdammen sein, so ändert dieses doch nichts daran, daß viele, sehr viele Neger schon von Haus aus Säufer sind, die in nationalen Getränken sich berauschen und nicht erst auf den europäischen Fusel warten. Die Wadigo „leisten im Tumbo- (Palmwein-) trinken geradezu Unerhörtes und betreiben dieses förmlich systematisch“. Die Weiber, die zu den öffentlichen Kneipereien nicht zugelassen werden, ergeben sich unterdessen dem häuslichen Suffe. An die Alpen gemahnt, was Baumann von der Rindviehzucht im Paregebirge erzählt, wo schöne Buckelrinder auf den grünen Matten der Hochweideregion umherziehen und die eisernen Glocken des Viehs wie in der Schweiz erklingen. Dort (wie am Kilimandscharo), versteht man es auch, die Flüsse und Bäche mit wasserdichten Steinmauern abzudämmen und das so gesammelte Wasser in halbmeterbreiten Kanälen auf weite Strecken an den Hängen hin zu führen, um die Felder zu bewässern.

Wie ist der wirtschaftliche Wert des Landes beschaffen? Baumann darf uns da wohl als ein gerechter und unparteiischer Zeuge gelten, denn Kolonialenthusiast ist er nicht; er ist dabei Österreicher, der also nicht direkt interessiert erscheint und seine Routen gehen, wie die Karte zeigt, kreuz und quer durch das ganze Land. Die Kautschukerzeugung, die sich noch sehr steigern wird, und das Elfenbein, sagt er mit Recht, bilden nur Episoden im wirtschaftlichen Leben Mittelafrikas. In absehbarer Zeit werden beide verschwinden. Er befürwortet die Zähmung der afrikanischen Elefanten und beklagt, daß in dieser Beziehung noch nichts geschah. Die erste Stelle nehmen im Handel die landwirtschaftlichen Erzeugnisse ein. Die Kopra ist wichtig und die Kokospalme gedeiht vortrefflich, die Ölpalme kann eingeführt werden. Das Mineralreich verspricht nichts und wenig Hoffnung ist auf die Entdeckung von Kohlenlagern zu setzen. Vermehrung der Bevölkerung, Unterdrückung der ewigen kleinen Kriege sind Vorbedingungen für größere Ausnutzung der Viehzucht und des Ackerbaues, letzterer zu heben durch Einführung neuer Kulturpflanzen, denn die Zukunft des Gebietes liegt im Plantagenbau, wofür namentlich das Küstengebiet und Usambara in Betracht kommt. Sehr hoffnungsreich lauten die Schilderungen der Tabakspflanzung Lewa. Baumann giebt viele beherzigenswerte praktische Winke. Vor allem muß aber die jetzt gesicherte Eisenbahn von der Küste nach Usambara zur Erschließung des Gebietes erbaut werden. Der Verf. hat die Linie festgestellt. Sie führt in der Länge von 90 km vom Hafen Tanga nach Korogwe (320 m) südlich vom Usambaragebirge am Panganiflusse. Die Steigung ist unbedeutend, etwa 3 m auf den Kilometer betragend und die technischen Schwierigkeiten sollen unbedeutend sein. Schwierigkeiten bieten nur die Anwerbung und Erhaltung der eingebornen Arbeiter. In der Zukunft sieht Baumann ein der Kultur erschlossenes Usambara.

Wissenschaftliche Anhänge des Werkes beschäftigen sich (bearbeitet von Fachmännern) mit den Getreidearten, Bohnen, Schmetterlingen und Schädeln des Landes; den Sprachen der Wassegeju und Wapare, sowie mit den Melodieen der Eingebornen.

R. Andree.

M. Besler, Die Ortsnamen des lothringischen Kreises Forbach. I. Teil: Die Ortsnamen im engeren Sinne. Forbach 1888. II. Teil: Die Namen der Flüsse, Bäche, Quellen und Weiher, der Berge und Hügel, der Wälder und Forstbezirke und der Gewannen. Forbach 1891.

Die Forschungen Ubeleisens über lothringische Ortsnamen, die in den Jahresberichten des Vereins für Erdkunde in Metz niedergelegt sind, nahm in jüngster Zeit M. Besler auf, der die Ortsnamen des lothringischen Kreises Forbach in den oben angeführten Programmarbeiten behandelte.

Neben der etymologischen Erklärung der Namen zieht er aus ihnen auch Schlüsse auf die Urbevölkerung und kommt hinsichtlich des lothringischen Kreises Forbach im zweiten Teil

S. 48 zu folgendem Ergebnis: Im historischen Rückblicke des ersten Teiles sahen wir, daß auf Grund der Namen der bewohnten Orte unsres Kreises ein Überschuß oberfränkischer Benennung sich ergab, woraus gefolgert wurde, daß der oberfränkische Stamm der Bevölkerung das Übergewicht über den alemannischen hatte. Betrachten wir aber die „Ortsnamen im weiteren Sinne", besonders die Wald- und Flurnamen, so kommen wir zu dem Ergebnisse, daß dieselben zum größeren Teile alemannischen Ursprunges sind. Eine Erklärung dafür ist leicht gegeben. Gegen Ende des dritten Jahrhunderts n. Chr. waren Alemannen in die von den Römern besetzten keltischen Gebiete Lothringens eingewandert. Sie besetzten die Thäler der Flüsse und die fruchtbaren Niederungen, wo sie reuteten durch Sengen und Brennen und teilweise die von den Römern und Galliern bewohnten Stätten zu ihrem Heim machten. Man ersieht das aus den ältesten Namen der Flüsse des Kreises, der Saar, Albe, Nied, Rossel, in denen die uralte alemannische Endung aha (ach) enthalten ist. Die Alemannen sind es gewesen, die den meisten Bergen und Wäldern, den Fluren um ihre Höfe die Namen gegeben haben.

Die um die Mitte des fünften Jahrhunderts durch die Thäler der Mosel und Nahe in Lothringen einwandernden Oberfranken nahmen, da sie die Flußthäler von Alemannen bereits besetzt vorfanden, die höher gelegenen Gebiete ein, wo die Bäche entspringen; daher sind denn auch die meisten Bachnamen fränkischen Ursprungs. Sie verkehrten zunächst wohl freundschaftlich mit den Alemannen und rodeten mit Beil und Axt, woher die vielen Namen auf -rod, -rat, -roder stammen. Nach dem im Anfange des sechsten Jahrhunderts stattgefundenen Zusammenstoße der Franken und Alemannen aber und nach der Unterwerfung der letzteren durch Chlodwig blieb ein Teil der Alemannen in Lothringen zurück als Untergebene der Franken. Diese rückten in die von den Alemannen früher besetzten und ihnen genommenen Gebiete ein, wobei sie die alten Berg-, Wald- und Flurnamen wohl teils mit übernahmen, teils auch neue fränkische Benennungen einführten. So ist es gekommen, daß in Lothringen, ganz besonders aber im Kreise Forbach in sämtlichen Gemeinden, auch wenn diese rein fränkische Namen führen, durchweg alemannische und fränkische Namen sich kreuzen; erstere finden sich jedoch in der Überzahl in der Niederung, letztere auf den Höhen. Der herrschende Stamm wurden die Franken, und sie sind es auch wohl, deren Nachkommen heute noch die Hauptbevölkerung des Kreises bilden, wenn auch zugegeben werden muß, daß viele alemannische Elemente sich heute noch zäh erhalten haben.

Colmar (Elsaß). Stehle.

Aus allen Erdteilen.

— Daß Gletscher und Gletscherspuren in den Westgebirgen des amerikanischen Doppelkontinentes eine weit größere Verbreitung besitzen, als man sonst anzunehmen geneigt ist, ersieht man recht deutlich aus einer Zusammenstellung aller darauf bezüglichen Nachrichten, wie sie kürzlich von G. Schwarze im „Auslande" (Nr. 11, 12, 1891) mitgeteilt wurde. Reiß, Stübel und besonders Whimper wiesen in Ecuador zahlreiche Gletscher nach, die bedeutendsten am Cayambe, Sara urcu, Antisana und Chimborazo, die sich von den alpinen kaum unterscheiden; am Südfuße des letzteren begegnet man Spuren früherer ausgedehnterer Vergletscherung. In Kolumbia sind Gletscher z. B. am Pan de Azucar mit tiefer gelegenen halbkreisförmigen Endmoränen, in Venezuela fehlen Gletscher, doch scheinen Anzeichen älterer Vergletscherung vorhanden zu sein; kleinere Gletscher und zahlreiche Spuren alter Vergletscherung mit Rundhöckerbildung, Stirn- und Seitenmoränen traf man in der Sierra de Santa Marta, nur Anfänge von Gletscherbildung in der Kordillere von Mexiko (Ixtaccihuatl). In den Schneebergen Nordperus dürften Gletscher nicht fehlen; genauere Angaben hierüber stehen jedoch noch aus; südwärts können in der Westkordillere Gletscher wegen allzu großer Trockenheit sich nicht entwickeln, dagegen sind in der feuchten Ostkordillere Gletscherbildungen nicht selten, besonders an den Bergriesen der bolivianischen Kette. In den nördlichen chilenisch-argentinischen Anden fehlen entweder die klimatischen oder die topographischen Bedingungen zur Bildung zusammenhängender Gletscher; nur in dem Cajon de los Cipreses fand Güßfeldt einen Gletscher erster Ordnung. Weiter südlich ($36^3/_4{}^0$ südl. Br.) trifft man häufiger auf Gletscher, zuerst auf jenen des Vulkanes Chillan, dann folgen die Gletscher des Antuco, der Sierra Belluda, des Tronador, an dessen Ostseite die Eismassen bereits bis 550 m herabgehen. Je weiter nach Süden, um so niederschlagsreicher gestaltet sich das Gebiet, um so zahlreicher werden die Gletscher. In $46^1/_2{}^0$ südl. Br. erreicht in 100 m mächtiger Stirnwand der Rafaelgletscher das Meer; zahlreich sind die Gletscher im Gebiete der Magelhaensstraße und des Feuerlandes. In Nordamerika trifft man in den mittleren und nördlichen Breiten auf zahlreiche Spuren ehemaliger ausgedehnter Vergletscherung. In der südlichen Hälfte der Rocky Mountains kommen mehrfach noch jetzt kleine Gletscher vor, so auch im nördlichen Montana. Die südlichsten Gletscher in der Sierra Nevada, überhaupt in den Vereinigten Staaten gehören den Bergen der Mercedgruppe an (3500 m hoch); daran schließen sich weiter nördlich die Gletscherbildungen des Mt. Shasta ($44^1/_2{}^0$ nördl. Br.). Im südlichen Teile des Cascadengebirges fehlen Gletscher, im nördlichen werden sie beträchtlich, z. B. am Mt. Rainier ($46^3/_4{}^0$ nördl. Br.), von welchem drei mächtige Gletscher bis 16 km lang und 2,5 km breit mit bis 150 m mächtigem Eiswalle an der Stirnseite herabkommen. In dem nördlichen Felsengebirge sind Gletscherbildungen häufig, sie mehren sich in dem Maße, als man weiter nach Norden sich bewegt; in Alaska nehmen sie gewaltige Dimensionen an und steigen bereits im Gebiete der Mt. Eliasalpen bis nahe ans Meer herab. Sr.

— Die Eisenbahn von Mombas nach dem Innern Ostafrikas, die von der englischen ostafrikanischen Gesellschaft gebaut wird, ist in Angriff genommen. Sie führt von der auf einer Insel gelegenen Stadt etwa 5 km lang über die Insel und überschreitet alsdann den nur 300 m breiten Meeresarm, welcher die Insel vom Festlande trennt, auf einer (noch nicht gebauten) Brücke. Railway Point ist der Ausgangspunkt auf dem Festlande, von wo aus nach dem Innern zu bereits 5 km Bahn vollendet sind, auf der schon zwei Lokomotiven laufen. Das ideale Ziel der Bahn ist der Viktoriasee.

— Die Ausländer in China. In der in Tientsin erscheinenden chinesischen Zeitung Schibao findet sich eine Notiz über die Zahl der in offenen chinesischen Häfen lebenden Ausländer. Im ganzen leben in diesen 21 den Fremden geöffneten Häfen 8107 Fremde in 552 Handlungshäusern, darunter 3317 Engländer in 327, 1153 Amerikaner in 32, 883 Japaner in 29, 648 Deutsche in 80, 618 Portugiesen in 5 und 131 Russen in 12 Häusern.

Gleichsam, um die Chinesen darüber zu beruhigen, daß die Menge der Fremden doch nur eine sehr geringe ist, wird unmittelbar darauf auch die Anzahl der in jenen Häfen lebenden Chinesen berichtet. An den 21 Orten leben 5630000 Chinesen, darunter in Kanton 1600000, in Tientsin 915000, in Han-kou 800000, in Fu-tschou 630000, in Schanghai 380000.

Es ist nicht ohne Interesse, die Zahl der in China aus kaufmännischem Interesse lebenden Russen (131) zu vergleichen mit der Zahl der auf russischem Gebiet lebenden und handeltreibenden Chinesen. So z. B. leben in Blagoweschtschensk (am Amur) beständig mehr als 900 Chinesen, außerdem halten sich daselbst stets viele Kaufleute aus der Stadt Aigun und aus dem Dorfe Groß Sachalin auf.

In allen Städten Transbaikaliens, auch in den kleinsten Ansiedelungen leben Chinesen; überall sind einige chinesische Verkaufsläden vorhanden, deren Inhaber ungehindert Handel treiben; in China dagegen dürfen die europäischen Kaufleute nur in festgesetzten Orten handeln und sind dabei in vollkommener Abhängigkeit von den Chinesen. (Wostotschnoje Obosrjenie 1891, Nr. 30.)

— Gold im Gebiet von Semiretschensk (Turkestan). Seit den sechziger Jahren dieses Jahrhunderts wird im Flußgebiet des Ala-Kul an dem Flüßchen Archaity und an den beiden Tentek Gold gefunden: hier im Kreis Sergiopol sind alte chinesische Goldwäschen. Die beiden Tentek kommen aus den Schluchten des nordöstlichen Ausläufers des Alatau. Gold ist ohne Zweifel hier vorhanden, jedoch nur in geringer Menge; trotzdem ist hier zu verschiedener Zeit Gold gewaschen worden. Im Jahre 1871 wurde vom 13. August bis zum 10. Oktober etwa 52 500 Pud (840 000 kg) Sand ausgewaschen und darin 1 Pfund 32 Solotnik (530 g) Gold gefunden. — An vielen Stellen in den Vorbergen des Alatau, besonders in der Dschungarei, bestehen alte verlassene chinesische Goldwäschen; jedenfalls waren die Eingebornen imstande, hierbei ihre Vortheile zu finden, deshalb sind die russischen Goldwäscher, ungeachtet des geringen Goldgehaltes des Sandes, noch voller Hoffnung. Die eifrigsten Goldsucher sind die Bekler (Baigusch), die sich mit dem allergeringsten Gewinn begnügen. (Turkestansche Zeitung.)

— Die Amerrique Indianer in Nicaragua, von denen Marcou fälschlich den Namen „Amerika" ableitete, sind von dem Geologen J. Crawford besucht worden, welcher der Bostoner Naturwissenschaftlichen Gesellschaft über dieselben Bericht erstattete. Sie bewohnen einen goldreichen Teil des Distriktes La Libertad, in welchem man noch durchbohrte Goldschmucksachen aus vorspanischer Zeit fand. Sie sind nach Crawford wohlgebildete, gesunde Leute, 6′ 6″ bis 6′ 8″ hoch, sterben aber rasch aus. Gegenwärtig beträgt ihre Zahl noch gegen 300. In den dichten Wäldern gewinnen sie Kautschuk, den sie nach Rama oder an die Mündung des Matagalpa auf weitem Wege zum Verkaufe bringen. Hier und da haben sie im Walde kleine Flächen urbar gemacht, wo sie Mais bauen. Crawford fand bei ihnen einen Messiasglauben. Einst stand an ihrer und der befreundeten Stämmen Spitze ein mächtiger Prophet, der plötzlich im Lande erschienen war, dessen nebelhafte Gestalt alte Indianer auf der Spitze der Mesa Totumbla umherwandeln gesehen haben wollen. Er liegt in einer tiefen Höhle dieser Mesa begraben, kehrt daraus zurück und zeigt durch Geberden den Indianern an, daß er eines Tages eine große Armee sammeln wird, die er zum Siege führen will. Crawford fand die bezeichnete Höhle und darin drei Skelette, sowie einige rohe Perlen aus vorspanischer Zeit (Nature).

— Die ehemalige Landverbindung zwischen Amerika und Europa war das Thema eines Vortrages, den E. Blanchard in der Pariser Akademie der Wissenschaften hielt, in welchem er durch zahlreiche Thatsachen der Tier- und Pflanzengeographie das ehemalige Vorhandensein einer Landverbindung zwischen Nordeuropa und Amerika nachzuweisen sucht. Die Orkneys, Färöer, Island, Grönland u. s. w. sind nach ihm als Reste der Brücke anzusehen, welche die beiden Kontinente einst verband. Der botanische Nachweis stützt sich auf eine vollständige Liste jener Pflanzen, die das nördliche Europa und das nördliche Amerika gemeinsam besitzen, zusammengestellt von dem Botaniker O. Franchet.

Bezüglich der Fauna wird namentlich hingewiesen auf die zahlreichen Käferarten, welche der Norden beider Weltteile gemeinsam beherbergt, dann auf die Schmetterlinge (Vanessa antiopa, V. polychloros, V. urticae, V. Atalanta, Argynnis Freya, A. Frigga) sowie, als besonders beweisend, auf die gemeinsamen Spinnen. Ferner führt Blanchard als Zeugen seiner Ansicht den Edel- und Steinmarder, das Hermelin, den Biber, den Lemming und das Renntier an. Als Süßwasserfische, welche beiden Faunen gemeinsam sind, bezeichnet er Perca fluvescens (Spielart von P. fluviatilis), den Hecht und Cottus gobia. (Mitt. Wiener Geogr. Ges. 1891, 408.)

Mit diesen Ausführungen stellt sich Blanchard auf die Seite jener Geologen, welche bereits früher das Vorhandensein einer Landbrücke zur Miocen- und Pliocenepoche zwischen Europa und Amerika nachzuweisen gesucht haben, so Jukes Browne (The building of the british Isles 1888) und Spencer (Geolog. Mag. 1890, 208).

— Der Geschmack außereuropäischer Völker ist nicht mit unsrem Maßstabe zu bemessen und dieses hat zu seinem eigenen Schaden mancher Kaufmann erfahren müssen, welcher europäische Waren ausführte und dieselben nicht absetzen konnte. Es ist aber nicht der bloße Geschmack allein, der hier in Betracht kommt, oft spielen der Aberglaube und religiöse Vorurteile eine Rolle, die berücksichtigt werden müssen. So macht Professor Schlegel darauf aufmerksam, daß bei den Chinesen die verschiedenen Farben eine große Rolle spielen, daß manche bei ihnen glückbringend sind, andre aber Unglück bedeuten, daß also europäische Waren mit Unglücksfarben niemals auf Absatz in China rechnen können. Eine Ware in braunes Papier verpackt, wird anstandlos bei uns genommen, in China aber zurückgewiesen, weil Braun zu den Unglücksfarben gehört. Europäische Nadeln, die weit besser als die chinesischen sind, werden dort aber nicht gekauft, weil sie meist in schwarzem Papier verpackt sind und Schwarz auch eine Unglücksfarbe ist. Eine unternehmende europäische Firma hatte jahrelang Japan mit Kalendern versehen, die guten Absatz fanden. Um die Sache recht schön zu machen, druckte dieselbe den Kalender einmal auf grünes Papier — und nicht einer wurde verkauft.

— Der Vulkan Poás in Costarica, 30 km nordwestlich von der Hauptstadt Santiago gelegen, ist im verflossenen Jahre von Dr. Pittier erforscht worden. Er fand denselben aus verschiedenen Erhebungen bestehend, deren jede einen eigenen Krater gebildet hatte. Von den drei heutigen Kratern liegt der älteste in 2560 m Höhe noch 76 m unter dem Gipfel; er ist jetzt mit Wasser gefüllt von + 15° C. und hat einen Durchmesser von 450 m. Das Wasser hat an der Nordwestecke des Kraters seinen Abfluß zum Rio Angel. Der zweite Krater ist fast ganz bei der Bildung des dritten zerstört worden, welch letzterer der gegenwärtig thätige ist. Dieser Krater ist sehr tief mit fast senkrechten Abfällen, ausgenommen an zwei Stellen, wo der Abstieg unternommen werden kann. Auch am Boden dieses Kraters liegt in 2277 m Höhe ein kleiner See von 76 m Durchmesser mit heißem Wasser, dessen nördliches Ufer in Zwischenräumen mit heftigen Wogen aufbraust und heiße Dämpfe ausstößt, die einige hundert Meter hoch steigen.

Herausgeber: Dr. R. Andree in Heidelberg, Leopoldstraße 27. Druck von Friedrich Vieweg und Sohn in Braunschweig.

Bd. LX. **Globus.** Nr. 18.

Illustrierte Zeitschrift für Länder- und Völkerkunde.

Begründet 1862 von **Karl Andree.**

Herausgegeben von **Richard Andree.**

Druck und Verlag von Friedrich Vieweg & Sohn.

Braunschweig. Jährlich 2 Bände in 24 Nummern. Durch alle Buchhandlungen und Postanstalten zum Preise von 12 Mark für den Band zu beziehen. 1891.

Die westindische Insel Barbados.

Reiseerinnerungen von Dr. med. Ernst H. L. Krause in Kiel.

Seit der Aufhebung der Sklaverei und der Entwertung des Rohrzuckers sind die kleinen Antillen in ihrer wirtschaftlichen Bedeutung und ihrem Wohlstande sehr zurückgegangen, manche Insel kann man ohne Übertreibung geradezu verkommen nennen. Eine rühmliche Ausnahme macht Barbados, und es ist deshalb von Interesse, die natürlichen und wirtschaftlichen Verhältnisse dieser Insel einer Betrachtung zu unterziehen.

Barbados ist von Norden nach Süden fast $4^1/_2$ deutsche Meilen lang und von Osten nach Westen etwas über drei Meilen breit; der größte Teil der Insel ist nicht über 100 m hoch, nur im Nordosten erreichen einige Punkte fast 400 m Höhe. Nähert man sich der im Südwesten gelegenen Hauptstadt Bridgetown von der See her, so sieht man am Ufer Fabrikschornsteine, Lagerhäuser und kleine, gelbe oder graue Wohnhäuser mit lattenumzäuntem Hof oder Garten. Weiter landeinwärts stehen große, mehrstöckige Gebäude mit schwarz- oder rotgefärbten Dächern. Dazwischen ragen einige Kirchtürme auf, der eine spitz, der andre zinnengekrönt nach englischer Art. Alle diese Gebäude erscheinen von zahlreichen, dichtbelaubten Bäumen und Palmen umgeben. Der Hintergrund der Stadt ist ansteigendes Hügelland: Alles grüne Felder, dazwischen Häuser- und Baumgruppen und einzelne Windmühlen. Stellenweise fällt das Hügelland mit einer steilen weißen Wand ab gegen das flache Vorland, auf welchem die Stadt erbaut ist. Ferner findet sich etwas Vorland an der Südostküste, wo sich vor dem steilen Uferabhange des Kalkgesteins ein schmaler, sandiger Streifen hinzieht, der in Buchten Anfänge von Dünenbildung aufweist. Ein vorliegendes Korallenriff mildert die Brandung, und da es außerdem die Haifische abhält, so hat man in dieser Gegend ein Seebad angelegt (Crane-Hotel). Auch im Nordosten ist etwas Vorland, meist aber bespült die See den Fuß des Steilufers.

Die Stadt Bridgetown hat nur wenige Straßen mit zweistöckigen Steinhäusern, das sind die Straßen, in denen die Weißen ihre Geschäfts- und Verkaufslokale haben. Hier sind einige recht gute Restaurationen, in Westindien meist „Eishäuser“ genannt, weil alle Getränke auf Eis gekühlt oder mit Eis gemischt sind. Ihre Wohnhäuser haben die Weißen in einigen Vorstadtgegenden oder auch weiter landeinwärts im Hügellande. In der östlichen Vorstadt, Hastings mit Namen, liegt die Garnison, weiße und schwarze Truppenteile. Die ziemlich kleinen Detachements bewohnen ein verhältnismäßig ausgedehntes Areal, denn der englische Berufssoldat hat oft Familie, und kann daher nicht so kaserniert werden, wie deutsche Mannschaft. In der Nähe von Hastings, schon an der Südküste der Insel, liegt das Marine-Hotel, eine angenehme Sommerfrische. Pferdebahn geht von der Mitte der Stadt nach drei Richtungen so weit, wie sich zusammenhängende Straßen erstrecken.

Den größten Teil der Bevölkerung in Stadt und Land machen die Neger aus. Sie wohnen in äußerst bescheidenen Häuschen. Einige niedrige, aus unbehauenen Steinen errichtete Grundpfeiler tragen eine Bretterbude, deren Länge und Tiefe etwa 5 m, die Höhe etwas weniger beträgt. Das abgeschrägte Dach ist mit Schindeln gedeckt. Meist sind außer der Thür ein oder zwei Fenster vorhanden, welche durch hölzerne Läden oder Jalousien geschlossen werden. Aus solchen Bauwerken bestehen alle Nebenstraßen Bridgetowns. Nur selten sind diese Häuschen mit Grund und Boden fest verbunden, dann wird die Diele aus Kalksteinen gebildet.

Die Bevölkerung der Insel ist dicht, fast übermäßig dicht, darauf beruht ihre Kultur. Der Neger muß nicht nur Bretter und Schindeln zum Bau seiner Hütte, sowie Kleidung erwerben, er muß auch die wenigen Lebensmittel, deren er bedarf, durch Viehzucht oder Gartenbau gewinnen und durch Lohnarbeit die Mittel zum Pachten des nötigen Landes verdienen. Ödländereien, deren Naturprodukte der Neger verwerten kann, giebt es auf Barbados nicht. Infolge des Arbeitsbedürfnisses und der Dichtigkeit der Bevölkerung sind die Löhne niedrig, so daß die Schwarzen nicht nur gelegentlich, sondern regelmäßig (wenn auch nicht täglich) arbeiten müßen.

Barbados hat seine Bedeutung hauptsächlich als Handelsplatz. Alle Segelschiffe — meist norwegischer Nationalität —,

welche von Westindien Fracht suchen, erwarten Angebote auf der Rhede von Bridgetown. Die Lage von Barbados im Osten der Antillenreihe macht es möglich, bei dem herrschenden Passatwinde von hier aus jede andre Insel zu erreichen. Außerdem hat die Regierung durch Einführung billiger Hafengebühren und Zollsätze zur Hebung des Verkehrs wesentlich beigetragen. Früher war St. Thomas der Zentralpunkt aller Schiffahrt zwischen den westindischen Inseln, jetzt hat der Segelschiffsverkehr sich ganz nach Barbados gewandt.

Neben dem Handel blüht auf Barbados der Landbau. Die Benutzung des Bodens ist verschieden in den beiden Landschaften der Insel, dem niedrigen Lande des Südens und Westens und dem hohen Lande im Nordosten.

Der südliche Teil und der Westrand bilden das Unterland der Insel. Es ist im allgemeinen eben, etwa 40 m hoch, einige Hügel erheben sich bis 80 m und mehr. Der Boden besteht aus Korallenkalk, welcher an der Oberfläche zu fruchtbarer Ackererde verwittert ist. Stellenweise wird die Ackerkrume künstlich erzeugt, indem man Löcher in den Kalk schlägt, diese mit Dung und Erde füllt und da hinein das Zuckerrohr pflanzt. Der Kalkboden ist überall sehr durchlässig für Wasser. Die Wasserläufe sind tief eingeschnitten, ihre steilen, zerklüfteten Abhänge sind oft 20 m und mehr hoch. Es giebt aber auch einige stehende Tümpel, deren Seerosenvegetation anzeigt, daß sie dauernd Wasser führen.

Ein Teil des in den Kalk einsickernden Wassers kommt erst im Meere wieder zum Vorschein. Beträchtliche Süßwasserquellen sind in einer Bucht westlich von Bridgetown. Diese Bucht wird von den Eingebornen zur Zeugwäsche benutzt.

In dem Gebiete des Unterlandes führt der Weg nur selten längere Zeit durch häuserlose Strecken, überall trifft man größere und kleinere Gruppen von Hütten der schwarzen Arbeiter. Auch die Guts- oder Pachthöfe liegen nicht gar weit voneinander — bei weitem nicht so zerstreut wie etwa in Mecklenburg. Diese Gehöfte sind meist von Mauern umgeben; neben einigen weißen Steinhäusern erhebt sich regelmäßig ein hoher Schornstein und eine Windmühle. Hier und da trägt eine Kirche zur Belebung des Landschaftsbildes bei. Die Fahrstraßen sind durchweg gut; eine Eisenbahn führt durch das Unterland von Bridgetown nach der Ostküste.

Das Haupterzeugnis des Bodens ist Zuckerrohr. Die Ernte fällt in den Dezember und Januar. Die Verarbeitung des Rohres ist eine sehr primitive. Die Windmühle preßt den Saft aus, dieser wird dann in großen Pfannen ausgesotten. Als Feuerungsmaterial dient das ausgepreßte Rohr der vorigen Kampagne, welches neben jedem Hof in großen Diemen aufgeschichtet liegt. Der ungereinigte Zucker wird nach den Vereinigten Staaten verschifft.

Von Getreidearten wird Mais („indian corn") für den Bedarf der Bevölkerung gebaut.

Wichtiger sind die Knollengewächse, von denen in erster Linie die Batate zu erwähnen ist. Es werden weiß- und rotblühende, breit- und schmalblätterige Rassen gezogen. Meist werden diese Knollen im Überschuß gewonnen und dann nach Demarara und Trinidad ausgeführt. Neben der Batate wird auch die Igname („yams") kultiviert. Die Knollen dieser Iridacee sind außerordentlich haltbar, bleiben bei einigermaßen sachgemäßer Aufbewahrung ein ganzes Jahr gut. Gekocht, schmecken sie wie trockene und sehr mehlige Kartoffeln und werden von den Europäern meist den süßen Bataten vorgezogen. Es werden drei voneinander beträchtlich verschiedene Ignamenrassen auf Barbados gebaut, Pflanzzeit ist für alle der Oktober, Erntezeit Januar. Sehr interessant war mir, zu hören, daß sich die Neger beim Pflanzen und Ernten dieser Knollen nach dem Stande der Plejaden richten. Wenn das Sternbild nach zeitweiliger Unsichtbarkeit wieder am Abendhimmel erscheint, ist es Zeit, die Igname zu pflanzen, wenn es seinen höchsten Stand erreicht hat, sind die Knollen reif. — Der Plejadenaufgang war den alten Römern das Zeichen zum Säen des Winterkorns. — Außer den beiden genannten wird als Knollengewächs noch Calocasia („addar") öfter angebaut. Selten ist dagegen Maniok („cassawa"), die unedelste, aber verbreitetste der tropischen Hackfrüchte.

An Hülsenfrüchten ist in erster Linie die Straucherbse (pigeon pea = cajanus) zu erwähnen, sie stammt aus Ostindien. Ferner werden ziemlich viel Bohnen gebaut, und zwar zwei Arten, ein unsrer Krupbohne ähnlicher, weißblühender Phaseolus („bean") und Lablab („bonavis"). Bei allen drei Hülsenfruchtarten bemerkte ich im Dezember und Januar viele reife Früchte neben Blüten. Die Hülsenfrüchte umgeben oft saumartig die Zuckerrohrfelder, oder sie wachsen mit den großen Gräsern (Mais und Panicum maximum) durcheinander. Außer den zum Gebrauch des Menschen bestimmten Kulturpflanzen wird Viehfutter felderweise gebaut. Paspalum conjugatum („sour grass") ist ein halbmeterhohes Gras, welches einen etwas lückenhaften Rasen bildet. Große Strecken sind damit bewachsen. Sie werden gemäht und danach als Triften benutzt. Oft sind auch die Wegränder des Ackerlandes mit diesem Grase besät. Ein zweites Futtergras ist Panicum maximum („cornmeet"), eine hohe, stark verzweigte Pflanze mit breiten Blättern und großen Früchten. Man baut es wie Mais mit dem Erbsenstrauch durcheinander auf demselben Felde.

Damit sind die Feldfrüchte aufgezählt. Mancher wird die Baumwolle vermissen, heißt doch die amerikanische Baumwollpflanze in der Wissenschaft Gossypium barbadense! Dieser Strauch ist hier in früheren Zeiten massenhaft kultiviert, am meisten blühte dieser Zweig der Landwirtschaft zur Zeit des nordamerikanischen Bürgerkrieges. Jetzt sieht man nur ganz vereinzelte Sträucher in Gärten. Von wildwachsender Baumwolle ist keine Spur zu bemerken.

Angenehme Abwechslung bringen in die Landschaft größere Gruppen oder kleine Wälder von Mahagonibäumen, welche hin und wieder in der Nähe der Höfe gepflanzt sind. Manchmal führt eine Allee von Kohlpalmen zu einem Hofe, dann und wann trifft man einzelne Brotfrucht- und Melonenbäume und Gruppen von Bananenbüschen.

Die Reste ursprünglichen Pflanzenwuchses sind ganz unbedeutend und nicht anders als durch vergleichend-geographische und historische Untersuchungen von den Resten ehemaliger Kulturen und von eingeschleppten Unkräutern zu unterscheiden.

Die Düne an der Südostküste ist mit Kokospalmen bewachsen, zwischen deren schlanken Stämmen Coccoloba uvifera („sea grap") dichtes Gesträuch bildet. Einige kleine Sträucher aus der Familie der Rubiaceen wachsen dazwischen. Auf dem Sandstreifen, den die Palmen am Meere freilassen, treibt eine windenartige Pflanze ihre langen Ausläufer, dazwischen gedeihen niedrige Wolfsmilch- und Phyllanthusarten, der gemeine Portulak und kleine, teppigartig wachsende Korbblütler. Stellenweis breitet sich ein Rasen von Gräsern und Seggen aus. Zwischen diesen niedrigen Gewächsen erhebt Calotropis procera ihre weißlichen, dichtbelaubten Zweige. Diese Pflanze ist afrikanischen Ursprungs, bekannt unter dem Namen Oschur, sie ist vor Zeiten zur Gewinnung von Baumwolle zum Anbau empfohlen. Ob in Westindien solche Versuche gemacht sind, weiß ich nicht zu sagen.

Am Uferabhange, in den Klüften des Kalkes, fristen struppige Sträucher der Bignonia Leucoxylon („white

cedar") ihr kümmerliches Dasein. Die immergrünen Blätter ähneln denen der Orange, die weißen Blumen denen des Fingerhutes. Zwischen diesen stehen, ebenfalls verkümmert, Sträucher der erwähnten Coccoloba mit großen, runden, dunkelgrünen, rotgeaderten Blättern. Dazwischen ranken einige Winden. Diese Formation kann man für den Rest des Waldes ansehen, der ehemals Barbados Küsten bedeckte und der Insel den Namen der bärtigen eintrug (die Romanen nennen sie Barbada). Oben, am Rande des hohen Ufers trägt die Flora einen ruderalen Charakter: da wächst ein Feigenkaktus, einige heilkräftige Sträucher aus der Wolfsmilchfamilie (Phyllanthus epiphyllanthus und Croton flocculosus) u. a. m., sämtlich amerikanische Arten zwar, aber wahrscheinlich nicht alle auf Barbados inländisch.

Binnenlands findet man wildwachsende Pflanzen in größerer Menge nur an den zerklüfteten Abhängen der Wasserrisse. Dort finden sich allerlei Sträucher, Kräuter und Farne, aber Bäume sind nur wenige dazwischen. Unter diesen erreicht eine ansehnliche Größe nur der Seidenwollbaum („silkcottontree"). An den Wegen wachsen zwischen dem „Sourgrass" eine Reihe meist weit verbreiteter Unkräuter, da ist Argemone mexicana, deren Blätter denen der Mariendistel ähneln, während die gelbe Blume mohnartig erscheint, da ist eine Lobelie mit langen, weißen Blumen (Icotoma), verschiedene Schmetterlingsblütler, Acanthaceen u. s. w. Die Seerosen der wenigen Tümpel erwähnte ich schon.

Vom südlichen Teile der Insel aus erscheint der Gesichtskreis nach Norden eingeschränkt durch einen Höhenzug von durchschnittlich 100 bis 150 m Meereshöhe. Die Insulaner nennen ihn die Voralpen („forealpes"). Er bildet die Südgrenze des gebirgigen Nordostens von Barbados, welche Gegend auf der Insel als „Scotland" oder „the highland" bezeichnet wird. Dies Gebiet erreicht indessen die eigentliche Nordspitze der Insel nicht, indem sich das niedrigere Land der Westküste weiter nach Norden erstreckt als das Bergland des Ostens. Das Hochland ist am höchsten an seinem Westrande, so daß die Zugänge von dieser Seite durch beträchtliche Steigung unbequem werden. Der Verkehr aus diesem Bezirk geht zur Ostküste hinab, längs welcher die erwähnte Eisenbahn bis zum Ausgang des nördlichsten der Hauptthäler fortgeführt ist. Die durchschnittliche Höhe der Hauptbergkette, welche sich nördlich von den „Voralpen" von Ost nach West erstreckt und dann in der Mitte der Insel nach Norden umbiegt, beträgt 350 m, der höchste Punkt wird zu 1100 Fuß englisch angegeben. Der Boden dieser Landschaft ist einem zähen Lehm vergleichbar, Regengüsse machen die Wege für Fuhrwerk ganz, für Fußgänger fast unpassierbar. Unter dem Lehm treten stellenweise raseneisen- und sandsteinähnliche Gebilde und ein blaues, weiches, toniges Gestein zu Tage. Die Formation gilt hier für vulkanisch, was sie auch sein mag. Kalkschichten sind jedenfalls auch vorhanden, denn es giebt Cementfabriken, und am Meere stehen Kalkklippen am Tage. Interessant ist das Gebiet durch zweierlei Quellen. Nicht unbeträchtlich an Zahl sind solche, welche grünen Theer („green tar") liefern. Eine grüne, petroleumartige Masse schwimmt auf dem aus der Tiefe quellenden Wasser. Die Neger schöpfen dieses Produkt ab und genießen es mit Wohlbehagen, weil es sehr heilkräftig sei. In vergangenen Zeiten hat man dies Landesprodukt durch Ausfuhr nach Rußland besser verwertet. Die andre Art Quellen ist nur in Einzahl vorhanden, es ist die sogenannte kochende Quelle („boiling spring") im Turnershallwalde. Hier steigen in einer Pfütze von der Größe einer gewöhnlichen Wasserschüssel fortwährend große Blasen eines brennbaren, übelriechenden Kohlenwasserstoffgases auf. Die anwohnenden Neger sind bei Ankunft von Weißen gleich bei der Hand, das aufsteigende Gas über einem umgedrehten Trichter in Brand zu setzen und dafür Trinkgelder einzusammeln.

Auf den Feldern wird im Hochland das Zuckerrohr nicht so häufig angetroffen wie im Unterland. Mais ist etwas häufiger. Auf einigen Feldern sah ich zwischen den sehr weitläufig stehenden, blühenden Maispflanzen frisch gepflanzte Stecklinge des Zuckerrohres. Maniok ist ebenfalls etwas häufiger, und ein dem Unterland fehlendes Knollengewächs kommt hinzu, nämlich die Pfeilwurz („arrow root" — Maranta indica). Bohnen sind häufig. An Stelle des Paspalum tritt als Futtergras vielfach das „parrow grass" der Insulaner. Ich habe weder Blüten noch Früchte davon gesehen, halte es aber für Panicum barbinode, das „paragrass" der Nordamerikaner. Ein andres Kulturgras, welches sich im Unterlande wohl in Gärten, im Oberland aber auch auf Äckern findet, ist das „cuscus", welches seiner süßen Wurzelknollen wegen zum Export nach den Vereinigten Staaten gebaut wird. Ich habe es bisher nicht bestimmen können. Einzeln sieht man auch Kürbisse auf den Feldern.

Die Bodennutzung ist im Hochland nicht so intensiv wie im Unterland. Die Wegränder werden zur Grasgewinnung kaum herangezogen. Hier wächst überall der Guavestrauch. Es ist dies eine Myrtacee, deren Früchte in der Form Birnen und Äpfeln gleichen, über den Geschmack sind die Ansichten sehr verschieden. Man gewinnt ein Gelee daraus, das dem Vogelbeergelee nicht unähnlich schmeckt. Unter den Kräutern der Wegränder sind altweltliche, auch der gemäßigten Zone entstammende Arten vertreten, z. B. ein Senf und der große Wegerich („english plantain"). Man zeigte mir im Hochland auch eine wüste Stätte, die einzige auf der ganzen Insel; Gras und Guavegestrüpp bedeckte die verlassenen Felder. Auch einen Wald giebt es dort noch, er bedeckt ein schmales Thal in der Nähe des Hofes Turnershall, in ihm ist die erwähnte Sumpfgasquelle. Der Wald besteht aus sehr verschiedenartigen Bäumen, die Stämme sind meist schlank, dünner als man erwarten sollte. Die häufigste Baumart bezeichnen die Eingebornen als „spanish oak", sie ist durch hohen Wuchs und dunkelgrüne, unpaarig gefiederte Blätter ausgezeichnet. Ihrer Früchte wegen interessant sind der „sandbox tree" (Hura crepitans) und „jack in the box" (Hernandia sonora), beide haben Blätter von der Form derer der Linde. Hura gehört in die Wolfsmilchfamilie, die Früchte bestehen aus 12 bis 18 um eine Mittelsäule angeordneten Fächern, welche je einen Samen enthalten. Bei der Reife springen die Fächer mit lautem Krachen auseinander und schleudern ihre Bruchstücke nebst den Samen fast 10 m weit. Hernandia ist den Lorbeergewächsen verwandt, ihre knapp haselnußgroße, gerippte Frucht steht frei im Grunde eines kugelig aufgeblasenen, lebhaft gelb gefärbten Kelches. Ein kleiner schlanker Baum mit äußerst scharf gesägten langen Blättern wird als „poison-tree" gefürchtet, aus seiner Rinde fließt schon nach oberflächlichem Ritzen eine reichliche Menge Milchsaft aus. Bemerkenswert ist, daß viele Baumarten eine stachelige Rinde haben. Die Palmen erreichen im allgemeinen nicht die Höhe der Laubhölzer, die Kohlpalme ist die größte unter ihnen. Eine kleinere Art zeichnet sich durch lange, dünne, aber sehr kräftige Stacheln des Stammes und der Blattnerven aus. Lianen habe ich in diesem Walde nicht gesehen, nur einige Farnkräuter klettern nach Epheuart an den Baumstämmen. Öfter sind die Zweige mit Orchideen besetzt. Sträucher, vorwiegend Rubiaceen und Acanthaceen, bilden ein lichtes Unterholz, welches nur am Rande des Bestandes durch Hinzutritt von Guaven und den rankenden Abrus precatorius dichter wird. Abrus ist ein ursprüng-

lich altweltliches Gewächs mit Wickenblüten, seine fast erbsengroßen Samen sind rot mit einem schwarzen Fleck und werden im Ausland wie in Europa zum Verzieren von allerlei Nippessachen gebraucht. Den Boden des Waldes bedecken Kräuter, Gräser und Farne, unter welch letzteren Gymnogramme calomelanos („silverfarn") durch ihre silberweißen Sporenhaufen bemerkenswert ist.

Nachdem Feld und Wald der Insel geschildert sind, bleibt noch einiges über die Gärten zu bemerken. Bei den Häusern der kleinen Leute sieht man Mango, Brotfrucht, Mammei (Lucuma), Kaschu, Granatapfel, Limonen und Sternapfelbäume, ferner Papai, Bananen, Ricinus und Agaven. Aus dem Bast der letzteren werden Gewebe gefertigt. Die Kokospalme ist auf das sandige Meeresgestade beschränkt. In den großen, oft parkartigen Gärten der Europäer sieht man Palmen, Mahagoni-, Weißceder-, Tamarinden-, Banianen-, Sandbüchsen-, Bayrum- und viele andre Bäume, ferner Tecoma stans, Braya Ebenus („brown ebony"), Persea gratissima („alligator pear"), Tamarisken, Casuarinen, Kalebassenbäume (Crescentia), den Flamboyant, Plumeria [„frangipan"][1]), Melia, Croton in zahllosen Formen, Hibiscus, Rosen u. s. w. Unter den Baumfrüchten giebt es „cherries", „apples", „goosberries" u. dgl., aber es sind ganz andre Arten, als die, welche in England mit diesen Namen bezeichnet werden.

An Gemüsen sind noch zu erwähnen: Okra (Hibiscus esculentus), Kohl und Mohrrüben.

Der Baumwuchs ist selbst an der Westküste von dem herrschenden Passatwinde beeinflußt, alle Baumkronen haben eine größere westliche und eine kleinere östliche Hälfte.

Die Tierwelt ist, den Anbauverhältnissen entsprechend, vorwiegend durch Haustiere repräsentiert: Schwarze Schweine, Puter, Hühner, Perlhühner und Tauben treiben sich bei den Hütten herum; hier und da trifft man einzelne Kühe grasen; Pferde, Maultiere und Ochsen weiden in kleinen Herden auf den Grasfeldern. An wilden Säugetieren giebt es einige Affen, welche den Kulturen manchmal argen Schaden thun und deshalb verfolgt werden. Sie sind jedenfalls hier nicht inländisch, sondern nur verwildert. Unter den Vögeln ist sehr häufig der Ani, ein ganz schwarzes, unserm Kuckuck entfernt verwandtes Tier von der Größe einer Elster. Kolibris kommen nicht häufig vor. Unter den Amphibien ist ein kleiner Frosch bemerkenswert. Man sieht ihn tagsüber zuweilen am Wege, aber wie übermäßig häufig er ist, bemerkt man erst nach Eintritt der Dunkelheit. Dann ertönt die ganze Insel von seinem Lärmen, welches indes von dem Gequak und Geschnatter der europäischen Arten gänzlich verschieden ist und vielmehr dem Gezirp der Grillen gleicht. Diese Froschart ist nach Erzählung der Insulaner erst vor etwas mehr als zehn Jahren auf Barbados eingeschleppt. Echt amphibisch leben hier wie in allen heißen Ländern einige Vertreter der Krustentiere. Zahlreiche Krabben (Taschenkrebse) treiben nicht nur am Strande ihr Wesen, sondern leben massenweise in Erdlöchern oben auf dem hohen Ufer.

Insekten giebt es nicht wenige auf der Insel, Fliegen fallen manchmal lästig, Stechmücken sind dagegen selten. Libellen sah ich viel, Schmetterlinge nur einzeln fliegen. Erwähne ich nun noch das ziemlich häufige Vorkommen von asselartigen Tausendfüßern, so ist von der Tierwelt des Landes alles berichtet, was dem Nichtzoologen auffällt.

Von größerer Wichtigkeit für die Insulaner und von größerer Mannigfaltigkeit ist die Tierwelt des Wassers. Die Rhede von Bridgetown wimmelt von kleinsten Fischlein, sie haben die Farbe des Meeres und werden von Unaufmerksamen gar nicht gesehen. Nahe der Wasseroberfläche treiben sich Hornhechte umher, schlanke, grüngraue Tiere mit hellblauen Flossen und rötlicher, schnabelförmiger Schnauze. Diese Raubfische fahren oft mit geöffnetem Rachen zwischen die kleinen; sie schnappen auch mit großem Geschick nach allerlei Schiffsabfällen, die auf dem Wasser treiben. Häufiger als die Hornhechte sind mehrere Arten aus der Makrelenfamilie. Sie gleichen in der Größe einem guten Brachsen und sind höher und kürzer von Gestalt als die eigentlichen Makrelen, mehr der Gattung Lampris sich nähernd. Einige von ihnen sind blau und grün, schillernd, zum Teil gestreift, haben blaue oder braune Flossen, häufig ist eine braune Art mit grünem Schwanz. Diese Makrelenfische zeigen sich meist in kleinen Schwärmen von 6 bis 12, schwimmen sehr behend, viel schneller als die Hornhechte, und springen oft aus dem Wasser. Wie es scheint, fahren sie auf kleine Beutefische von unten her los mit solcher Gewalt, daß sie über die Wasseroberfläche hinausschießen. Sie gehen auch an treibende Abfälle und an die Angel. Abends schwimmen große, dunkelbraune Rochen mit fast unglaublicher Geschwindigkeit an der Meeresoberfläche umher.

Fischerei wird von der Insel aus eifrig betrieben. Zu Markt gebracht werden in größter Menge Flugfische. Die Tiere werden von den heimkehrenden Fischern am Strande ausgenommen und entgrätet und kommen so vorbereitet auf den Markt. Neben den Flugfischen werden Makrelen von mehr als Meterlänge („kingfish") ausgeboten. Lediglich von den Farbigen gegessen wird eine große Seeschnecke, die zerschlagenen Schalen findet man oft auf der Insel.

Zahlreiche schön präparierte Seetiere findet man in dem Museum eines Kuriositätenhändlers bei Bridgetown. Leider ist das Institut ohne jede wissenschaftliche Beihülfe eingerichtet, und von vielen Präparaten wird sich die Herkunft kaum feststellen lassen. Des Besitzers Stolz ist, elf „specimens" zu besitzen, die dem Britishmuseum in London fehlen. Etiquettiert sind von der ganzen Sammlung nur zwei Prachtexemplare von Pentacrinus Mülleri Oested, welche in 60 Faden Tiefe bei Barbados gefischt wurden.

Auch das Pflanzenleben ist im Meere ein üppiges. Am Ufer sind die Kalkklippen mit grünen Algen dicht bewachsen, und massenhaft angetriebene rotbraune Tange bezeugen, daß auch in einiger Tiefe noch reichliche Vegetation vorhanden ist.

[1]) Auf andern Inseln „Pansipan".

Das Delta des Nil.

Von Dr. A. Sauer.

Daß es bisher nicht gelang, ein durchaus befriedigendes Gesamtbild vom Aufbau und der Bildungsweise des Nildelta zu entwerfen, so oft dasselbe auch von den Zeiten Herodots bis auf unsre Tage Gegenstand wissenschaftlicher Untersuchung war, lag wohl in der Hauptsache mit daran, daß man einseitig allzu großes Gewicht auf die rein topographischen Verhältnisse des Gebietes legte, die geologischen aber kaum gebührend berücksichtigte. Geologische Beobachtungen im Nildelta verdanken wir wesentlich der Neuzeit; die allerneuesten verdanken wir Dr. Johann Jankó, der

die in geologischer Hinsicht noch sehr wenig bekannte nördliche Uferlinie bereiste. Die Ergebnisse seiner Arbeit [1]) sind reich an Einzelheiten und enthalten viele kritische Betrachtungen über ältere Angaben bezw. Lage und Ausdehnung des Deltas, Verlauf der Arme, Ausdehnung der Seen u. s. w. Gleich hinsichtlich der Ausdehnung und Umgrenzung des Deltas gingen die Ansichten sehr auseinander; die Einen nennen Delta ausschließlich den zwischen den beiden Hauptarmen gelegenen Teil der Niederung, die Andern das Gesamtgebiet des in Kultur befindlichen Landes, Dritte das Gebiet der fluviatilen Ablagerungen. Mit keiner dieser Bezeichnungen ist aber das Gebiet richtig umgrenzt. Wie der Araber sagt, wenn der Nil steigt, das Wasser reiche von einem Berge zum andren, so läßt sich auch in Übereinstimmung mit seiner geologischen Anlage das Deltagebiet als dasjenige aller der am unteren Nil gegen Ost, Süd und West durch älteres Tertiär abgegrenzten Quartärablagerungen bezeichnen. So sind auch die Angaben über die Länge der Deltaränder

1. Mündung v. Rosette nach Razaud (1687)

2. Mündung v. Rosette nach der französisch. Aufnahme (1800)

3. Mündung v. Rosette nach Linant de Bellefonds (aus der 1. Hälfte d. Jahrhund.)

4. Mündung v. Rosette nach der englisch. Admiralität und den Aufnahmen v. Dr. Jankó (1888)

Maßstab 1 : 200.000 Kilometer

recht schwankend. Für die geradlinige Grenze gegen Norden berechnet Jankó 285 km, gegen Westen 185 km, gegen Osten 174 km Länge, während die thatsächliche Länge etwa 380, bezw. 250, bezw. 230 km beträgt. Das ganze Deltagebiet gliedert er in die Spitzenregion von Gizeh bis zum gegenwärtigen Teilungspunkt des Nil, bis Batn el Bakara, in die Region des Kanalnetzes, die Seenregion (mit den Seen Mariut, Abukir, Edku, Burlus und Menzaleh) und die Mündungsregion. Es ist sehr wahrscheinlich, daß die älteste Südspitze des Deltas, d. h. der Punkt, wo in allerfrühester Zeit sich die Gabelung vollzog, nicht noch oberhalb Gizeh zu suchen ist, wo das Bett auffällig eng und gleichförmig wird. Unter dem Memphis, wohin die Alten die erste Gabelung verlegten, wäre demnach Gizeh zu verstehen.

Eine genaue vergleichende Betrachtung aller Niveauverhältnisse im Delta läßt erkennen, daß dasselbe als Ganzes sich schwach nach Westen hin senkt. Demzufolge wurde

[1]) Das Delta des Nil. Geologischer und geographischer Aufbau. Mitteilungen aus dem Jahrbuch der Königl. ungarischen geologischen Anstalt, Bd. VIII. Budapest 1890.

dasselbe auch hauptsächlich von Ost nach West fortschreitend aufgefüllt und die frühesten Alluvionen des Nil dürften im östlichen Teile zu suchen sein; diese reichen ostnordöstlich bis an das Tscheneff-Gebirge heran. Bekanntermaßen wird auch der Isthmus in seiner ganzen Breite, wo ihn der Kanal durchschneidet, aus Alluvial- und Quartärablagerungen gebildet und zwar sind es in der Mitte fluviatile Süßwasserschichten, welche gegen Süd in die marinen Ablagerungen des Roten Meeres, gegen Nord in die des Mittelländischen Meeres übergehen. Diese Anordnung erklärt sich am ungezwungensten mit der Annahme, daß in frühester Zeit der Nil in der Mitte des jetzigen Isthmus das Meer erreichte und mit seiner großen Menge süßen Wassers die seichte Meerenge derart erfüllte, um eine Scheide zwischen beiden Meeren und deren Faunen bilden zu können. Das gesamte Gebiet des heutigen Delta stellte ehedem einen Meerbusen, ein sogenanntes negatives Delta dar, welches im Norden durch zwei ziemlich übereinstimmende Richtungen verfolgende Inselreihen gegen das offene Meer abgegrenzt wurde, den Zug Abuschir-Abukir und Rosette-Damiette. Der Kern der Uferstreifen besteht aus einem zoogenen, brecciösen, sandigen Kalkstein, der zum Teil von Dünensanden verhüllt ist. Die von Westen kommende Meeresströmung gelangte bei Abukir in das ruhige Wasser des Busens, lenkte die von Süd einströmenden Nilwässer gegen Ost ab und bewirkte, daß die Sedimentation sich vorwiegend in den östlichen Teilen des Meerbusens zuerst vollzog. Die Verschlammung der Landenge von Suez ging nach den gleichen Gesetzen vor sich, die noch heute die Entwickelung der Arme und Mündungen im Nildelta bestimmen. Darum lagerte sich der größte Teil des Schlammes am südlichen oder rechten Ufer ab; neue Überschwemmungen hoben die Ablagerungen höher und die schließliche Verschlämmung der Urmündung bewirkte, daß sich der Nil nach Norden wandte. Es entstand hiermit die Pelusiummündung; im Laufe der Zeit wurde diese durch westlicher gelegene ersetzt, erst durch den Damiette-, dann durch den Rosettearm. Gegenwärtig fließt die Hauptmasse des Wassers nach Nordwest, während zu Beginn der Deltaaufschüttung die Richtung ostnordöstlich war.

Die auf die Kanalregion nach außen folgende Seenzone verdankt nicht, wie man mehrfach glaubte, ihre Entstehung ausgedehnten Senkungen und Einbrüchen des Meeres. Erstere konnte Jankó im Gebiete nicht nachweisen. Große Strecken des Kulturlandes waren bei früherer starker Übervölkerung eingedeicht; mit Aufhören der Kultur wurden solche Gebiete wieder, was sie früher waren, Sümpfe und Moräste. Bodensenkungen dürfen aber aus solchen Wandlungen nicht abgeleitet werden.

Und so sind die Seen am Nordrande des Deltas lediglich als die durch Nilalluvium noch nicht verdrängten Überbleibsel des alten Meerbusens zu betrachten. Im Großen und Ganzen baut der Nil sein Delta noch nicht in das Meer hinaus, noch bleibt die alte Uferlinie nahezu unverändert; nur bei Damiette und Rosette hat die Ablagerung die Barrière überschritten und hier liefert der Nil für seine landbildende Thätigkeit besonders interessante Belege, wo die Neubildungen ziemlich rasch vorschreiten und wir zudem in der Lage sind, durch vorhandene Kartenskizzen aus früheren Jahrhunderten den Gang der Landbildung in seinen Fortschritten ziemlich genau zu verfolgen.

Ein schönes Beispiel hierfür liefern die verschiedenalterigen Aufnahmen der Rosettemündung. Die beistehenden Kärtchen stellen dieselbe nacheinander dar: 1) aus dem Jahre 1687 (nach Nazaud); 2) aus dem Jahre 1800 (nach der französischen Aufnahme); 3) aus der ersten Hälfte dieses Jahrhunderts (nach Linant de Bellefonds); 4) aus der Gegenwart (nach der englischen Admiralität und eigenen Aufnahmen Jankós).

Handarbeiten der ungarischen Zeltzigeuner.

Von Dr. Heinrich v. Wlislocki.

In den folgenden Zeilen, die uns einen Einblick in das geistige Leben der Zigeuner thun lassen, uns mit ihrer Schaffenskraft und ihrem Kunstsinn bekannt machen, habe ich zum größten Teil nur solche Handarbeiten aufgenommen, die mit dem religiösen Brauch und Volksglauben der Zigeuner mehr oder weniger zusammenhängen. Die Abbildungen sind genau nach den Originalen, wenn auch verkleinert, gezeichnet worden, sowie ich diese auf meinen häufigen „Zigeunerfahrten", besonders im Laufe dieses Jahres in Süd- und Mittelungarn, zu sehen Gelegenheit hatte.

Neben der Verfertigung von Backtrögen, Holzlöffeln, Besen, Kesseln, Hufeisen und Nägeln u. s. w. verfertigen die Zigeuner Südungarns zur Sommerszeit aus kleinen Kürbissen Flaschen, die sie mit verschiedenen Zeichnungen versehen.

Fig. 1 stellt eine solche Flasche dar und zwar mit den verbreitetsten Zeichnungen; im obersten Kreis bedeuten die Kreuze — wie mir ein Zigeuner erklärte — „Sei du glücklich!" (Ac tu baçtales); in der zweiten Kreisfläche sind schlängelnde Linien eingebrannt, die Schlangen darstellen sollen, und ihre Bedeutung ist: „Habe du keine Feinde!" (Na hin tute binarodos!); die Kreise in der dritten Fläche bedeuten: „Habe du stets Geld!" (Hin tute taysa lova!); die Zickzacklinien endlich der letzten Fläche bedeuten: „Bleibe du gesund!" (Ac tu sastes!). In diesen Kürbisflaschen halten nämlich die Zigeuner Branntwein und wenn sie ihren Gast bewillkommnen, so spricht der, welcher zuerst trinkt: „Sei du glücklich!", worauf der zweite, bevor er trinkt, sagt: „Habe du keine Feinde!" u. s. w.

Große Geschicklichkeit bekunden die südungarischen Zeltzigeuner bei der Verfertigung dieser Kürbisflaschen. Die jungen Kürbisse werden einige Tage in Salzwasser gelegt, dann wird am spitzen Ende ein kleines Loch gebohrt und durch dasselbe mittelst eines feinen greifzangenförmigen Instrumentes das Innere des Kürbisses bis auf die äußerste harte Schale ausgehöhlt; dann wird in den Kürbis eine starke Salzlösung gegossen und derselbe in die nächste Nähe des Feuers gestellt. Nach einigen Tagen wird er so weich, daß man ihm eine beliebige Form geben kann. Nachdem dies geschehen, wird er am Feuer — und zwar ohne daß sich eine Flüssigkeit darin befindet — getrocknet und nach kurzer Zeit er ist so hart, daß er, selbst auf den Boden geworfen, nicht so leicht zerspringt oder zerbricht. Auf eben diese, selbstverständlich viel leichtere Weise (was nämlich die Aushöhlung anbelangt) werden Näpfe, Kannen, Becher, Krüge, ja selbst Löffel und Messerscheiden verfertigt.

Aus Kürbissen verfertigen sich die südungarischen Zeltzigeunerkinder eine Art Drehorgel, die heute leider immer mehr aus dem Gebrauche kommt. Der Kürbis wird in zwei gleiche Hälften zerschnitten, beide Teile ausgeweidet und dann auf die oben beschriebene Weise behandelt. Sind die napfähnlichen Schalen gehörig getrocknet, so werden durch die Mitte beider Hälften je fünf Drahtseiten von verschiedener

Dicke angebracht und zwar so, daß je eine dünne Saite einer Kürbishälfte je einer dickeren der andern Hälfte gegenüber zu stehen kommt. Nun werden beide Teile aufeinander gepaßt und ein Loch geschnitten, jedoch so, daß die eine Hälfte des Loches je einer Kürbishälfte zu Teil wird. Durch dieses Loch wird ein aus Holz verfertigter „Schläger" (cingardo) angebracht und befestigt. Das Ende dieses Schlägers, das sich im Innern des Kürbisses befindet, hat die Gestalt eines kleinen Hammers. Wird nun dieser Schläger um seine Achse herum gedreht, so berührt er die Saiten und ein ganz jämmerlicher Ton wird vernehmbar. Zum Verfertigen und besonders bei der Befestigung des Schlägers muß man eine besondere Kunstfertigkeit und Übung besitzen.

Zierliche Spazierstöcke verfertigen die Zeltzigeuner der Donauländer. Gewöhnlich sind diese Stöcke von ihrem oberen Ende, vom Griff bis ungefähr zur Mitte mit Zeichnungen versehen, die zwar keinen Anspruch auf „Kunst" erheben können, immerhin aber für den Volksforscher von besonderem Belang sind. Diese Zeichnungen werden ohne Vorlage, ohne vorher auf dem Stocke angedeutet zu werden, aus freier Hand mit einem glühenden, spitzen Eisenstab in den Stock so geschickt eingebrannt, daß sie überall gleichförmig, d. h. keine Erhöhungen und Vertiefungen bemerkbar sind; ebenso die Farbe der Zeichnung überall eine gleichmäßige, d. h. an keiner Stelle heller oder dunkler ist. (Fig. 2.)

In Fig. 3 ist die Zeichnung nur nach ihren Konturen eingebrannt und stellt eine Schlange dar, der als Anhängsel Kleeblätter und drei Halbmonde mit je einem Stern beigefügt sind. Solche Stäbe, eigentlich Stäbchen führen die sogenannten Zauberfrauen mit sich, über die wir („Globus", Bd. LIX, S. 259) bereits gesprochen haben. Solche Stäbe heißen „Zauberstäbe" (covalyakri kopalori). Fig. 4 stellt die Zeichnung dar, die sich auf dem Stäbchen der berühmten, über 80 Jahre alten Zauberfrau, namens Mara Tekako, aus dem südungarischen Wanderzigeunerstamme Dekai, befindet. Drei Schlangen, ein „Haus", ein Halbmond vor einem Kreuze und schließlich wieder drei Schlangen bilden die Zeichnung, die auf beiden Seiten, d. h. zweifach auf dem Stäbchen zu sehen ist, nur die Konturen der einzelnen Figuren sind eingebrannt, und umschlingen das Stäbchen also nicht. Die drei oberen Schlangen bedeuten drei „gute Urmen" (Schicksalsfeen, die dem neugeborenen Kinde sein zukünftiges Schicksal bestimmen), das „Haus" soll die Geburtsstätte versinnbildlichen, während der Mond das „Unglück" (bibaçt) und das Kreuz das „Glück" (baçt) des jeweiligen Kindes bedeutet, zu dessen Geburt die Zauberfrau gerufen wird; die drei unteren Schlangen stellen „böse Urmen" dar, die dem Kinde im Leben Unheil bereiten.

An dem mit einem großen Silberknopf versehenen Stocke des Wojwoden des obengenannten Wanderzigeunerstammes, namens Milivoj Saruvoj, befinden sich rings um den Stock je drei zunehmende und je drei abnehmende Monde — jeder mit je drei Sternen — eingebrannt, Fig. 5. Der Besitzer dieses Stockes erklärte mir die Bedeutung dieser Zeichnung also: Der Wojwodenstock bringe über die Untergebenen je nach Verdienst Glück oder Unglück. Die zunehmenden Monde und die drei Sterne bedeuten das Glück (baçt) und drei „gute Urmen"; die drei abnehmenden Monde und die drei Sterne bedeuten das Unglück und drei „böse Urmen".

Über den Stab erzählen sich die südungarischen Zeltzigeuner folgende Sage, die ich in genauer Verdeutschung hier mitteilen will: Als Gott die Welt erschuf, war im Anfang nur ein großes Wasser. Da warf Gott seinen Stab in das Wasser und ein großer Baum wuchs daraus hervor, von dessen Ästen die ersten Menschen auf die Erde herabfielen, die Gott aus dem Sande des Wassers geformt hatte. Und Gott verbot dann den Menschen Stöcke zu tragen, indem er sagte: „Ihr dürft nie einen Stock in die Hand nehmen; sobald ihr dies thut, so schlagt ihr euch und dann kommt Not und Elend über euch!" Die Menschen befolgten auch lange Zeit hindurch Gottes Gebot; da aber traf es sich, daß ein Ehepaar in Unfrieden lebte. Der Mann konnte mit seiner Frau nichts anfangen, denn sie war ein gar böses Weib. Einmal zankte die Frau wieder mit ihrem Manne und dieser ging dann traurig hinaus in den Wald, wo er sich unter einem Baume niedersetzte. Da kam der oberste Teufel, der Teufelskönig (legbareder beng) heran und sprach also zu ihm: „Ich weiß, warum du so traurig bist und ich will dir helfen! Mache dir aus einem Baumast einen Stock, geh nach Hause und prügle damit deine Frau; dann wird sie dir schon folgen!" Der Mann erwiderte: „Ob sie den Stock auch fühlen wird?" — „Ob nicht!" versetzte der Teufelskönig und schnitt sich schnell einen Stock, mit dem er auf den Mann losschlug. Dieser schrie vor Schmerz laut auf. Da sprach der Teufelskönig: „Siehst du, auch die Menschen spüren die Stockschläge! Nimm den Stock, geh nach Hause und prügle Dein Weib!" Der Mann that also und von der Zeit an ward seine Frau gehorsam und zankte mit ihm nicht mehr. Als dies die andern Menschen sahen, thaten sie auch also und mit der Zeit hatte fast jeder Mensch einen Stock in der Hand. Bald kam es zu allgemeinen Schlägereien. Da erschien einmal der „große Gott" (baro devla) unter den Menschen und sprach: „Ich habe euch verboten Stöcke zu tragen und ihr habt es doch gethan! Bis jetzt habt ihr ohne Mühe und Arbeit gelebt, von nun an könnt ihr euch mit Stöcken schlagen, aber ihr müßt in Not und Elend leben und mühselig arbeiten, um leben zu können!" ... Die ungarischen Zigeuner nennen den Stock neben kopal und kopalori daher auch oft „Teufelswerkzeug" (bengeskro sersamo). In einem unedierten Liede meiner Sammlung heißt es:

Bengeskro sersameha marelas	Mit dem Teufelswerkzeug schlug
Andasoste çoçayipe	Für so manchen Lug und Trug
Bute roma romňake;	Seine Frau so mancher Mann;
Megish, megish the janel;	Doch was hilfts! wo sie nur kann,
Save romňi hei! romes	Jede Frau den Mann betrügt,
Tavel mindig te benges!	Und den Teufel selbst belügt!

Einen in vielfacher Beziehung höchst interessanten Stock besitzt die Zeltzigeunersippe Garič in Südungarn, den der Großvater des jetzigen Vorstandes verfertigt hat und von dem wir in Fig. 6 eine genaue Abbildung geben.

Der eigentliche Stock ist dreikantig und hat einen ungefähr $^1/_2$ cm dicken und 3 cm hohen Aufsatz, der oben mit einem Messingring versehen ist, welcher den Griff des Stockes bildet. Wie aus Fig 6 ersichtlich ist, so ist der Aufsatz zu beiden Seiten geschnitzt und zeigt Stirn, Nase, Mund und Kinn zweier Frauenköpfe, deren übriger Teil auf die Holzplatte auf beiden Seiten eingebrannt ist. Zwischen und unter beiden Frauenköpfen befindet sich je eine Schlange; beide Köpfe sind durch eine Schaar von Fröschen miteinander gleichsam verbunden. Was nun die beiden Frauenköpfe anbelangt, so sollen beide die Königin des Keschalyis (Waldfeen), die Ana, darstellen, welche nach zigeunerischem Volksglauben die neuen Krankheitsdämonen zur Welt gebracht hat. Die Keschalyis wohnen hoch oben im Gebirge, wo sie je zu dreien auf einem Felsen sitzen und ihr meilenlanges Haar weit hinab in die Thäler flattern lassen, wodurch der Nebel entsteht. Ihre Königin, die Ana, wohnt in einem schwarzen Palaste und durchstreift gar oft die Welt in der Gestalt eines Frosches. Die Frösche, Kröten und Schlangen sind ihre Lieblingstiere. Ihren Namen Ana hat sie daher, daß, wenn sie jemandem in ihrer natürlichen Gestalt begegnet, demselben zuruft: „Ana!" (zig. = bring'!). Wer die Bedeutung dieses Zurufes versteht, bringt der Keschalyi-Königin sogleich einen Frosch, eine

Kröte oder eine Schlange oder auch nur im Notfall ein Insekt, und wird dann von der Ana reichlich belohnt; wer ihr aber auf diesen Zuruf hin nichts bringt, der wird von ihr mit einem Felsstück zerschmettert oder im besten Falle wird er von schwerer Krankheit heimgesucht.

Dieser Stab, der — wie gesagt — dreikantig ist und also drei Seiten hat, enthält in der Mitte auf der einen Seite das Wort: Sastyar (Hilf), auf der andern: Amenge (uns) und auf der dritten Seite das Wort: Ana (Ana). Die Worte sind mit einem spitzen Instrument, etwa einer erhitzten Nadel, eingebrannt und zwar von einer sehr ungeschickten Hand, denn die Schrift läßt sich kaum entziffern. Diesen Stock verfertigte der Großvater der genannten südungarischen Zeltzigeunersippe (gakkiya), als ihm zu Anfang dieses Jahrhunderts sechs Kinder im Laufe einer Woche an der Cholera starben. Er hatte nur noch ein Söhnlein und um dieses vom Tode zu retten, schnitzte er diesen Stock, gleichsam als Versöhnungsopfer für die Keschalyi-Königin Ana, die Mutter der Krankheitsdämonen. Das Söhnlein blieb am Leben, wuchs und gedieh; seit der Zeit gilt dieser Stab in der

Fig. 1.

Fig. 2.

Fig. 3.

Fig. 4.

Fig. 5.

Fig. 6.

Fig. 7.

Fig. 8.

Fig. 9.

Familie für ein Abwehrmittel von Krankheiten und wird jedem Familienmitgliede im Krankheitsfalle zu Häupten in den Erdboden eingesteckt.

Außer Stöcken, Pfeifenrohren und dergleichen mehr verfertigen die ungarischen, namentlich die südungarischen Zeltzigeuner auch Spielwaaren; primitiv geschnitzte Tiere, Puppen, Karren und dergleichen, mit welchen Sachen sie hausierend das Land durchstreifen.

Die nordungarischen und siebenbürgischen Wanderzigeuner beschäftigen sich weniger oder besser gesagt, höchst selten mit der Verfertigung von dergleichen Sachen, indessen schnitzen die nordungarischen Zeltzigeuner reißende Tiere, die sie ihren ansässigen Stammgenossen verkaufen. Diese Tiere gelten für ein Opfer für die reißenden Tiere, deren Anzahl in den Nordkarpathen eine große ist. Die geschnitzten Abbildungen oder Darstellungen heißen dapen (etwa: Gabe), und werden von den ansässigen nordungarischen Zigeunern beim ersten Schneefall in ein Gebüsch geworfen, im Glauben, dadurch sich und etwa auch ihren Viehstand vor den betreffenden reißenden Tieren, deren Gebilde sie eben in den Busch geworfen, geschützt zu haben. Hier haben wir zu bemerken, daß diese „Gaben" stets Tiere weiblichen Geschlechtes mit stets auffallend hervortretenden Saugwarzen und Geschlechtsteilen sind. Warum keine Gebilde von männlichen Tieren

verfertigt werden, — darüber konnte mir kein Zigeuner Aufklärung geben. Es hieß stets: „Es ist so bei uns Brauch!"

Bei dem großen Vogelreichtum der Nordkarpatenabhänge beschäftigen sich die nordungarischen Wanderzigeuner im Herbste auch mit dem Fang von Drosseln, Krammetsvögeln u. dgl. m. Solche Vogelsteller pflegen dann im Herbste auch eine „Gabe" zu schnitzeln und sie ins Gebüsch zu werfen, um Glück beim Vogelfang zu haben.

Eine solche „Gabe" eines Vogelstellers zeigt auf einem kleinen Gestell ein ausgehöltes, beckenartiges Holzstück, an dessen Rande roh geschnitzte Vögel (gewöhnlich vier) befestigt sind. Solche „Gaben" werden von jedem zigeunerischen Vogelsteller — sobald er den Vogelfang beginnt — in ein Gestrüpp geworfen, damit er „recht viele Vögel fange".

Rohgeschnitzte Pferde- und Ochsenköpfe werden von den ungarischen Wanderzigeunern ebenfalls den ansässigen Stammgenossen verkauft, welche diese Gebilde am Christabend in Ermangelung eines wirklichen Pferde- oder Ochsenschädels in ihrer Hütte oder Stallung vergraben, damit das ganze Jahr hindurch „die Hexen sie nicht besuchen sollen" (holyipa na th'aven). — Wenn nun die Holzschnitzereien der ungarischen Zeltzigeuner auch keinen Anspruch auf einen höheren Kunstsinn, auf eine ausgebildete Kunstfertigkeit erheben können, so gilt dies in noch geringerem Maße von der Malerei. So wie die auf Holz eingebrannten Figuren recht primitiv sind, so sind auch die mit Farben auf enthaarte, aber ungegerbte Tierfelle aufgetragenen Gestalten und Figuren recht primitiver Art.

Fig. 10.

Fig. 11.

Fig. 12.

Fig. 13.

Fig. 14.

Fig. 15.

Fig. 16.

Fig. 17.

Fig. 7 zeigt uns in verkleinertem Maße einen auf Hasenfell gemalten Krankheitsdämon (miseç = Böser); das Gesicht desselben ist mit hochroter Farbe gemalt; Augen, Augenbrauen, Nase und Mund durch schwarze Striche angegeben; die das Gesicht umgebenden „Stacheln", womit eben der Dämon im Leibe des Menschen Schmerzen verursacht, sind mit ockergelber Farbe ausgemalt. Dies also bemalte Fell wird Kranken unter die Lagerstätte gelegt. Fig. 8 ist in natürlicher Größe ein Buchenholztäfelchen, auf dessen einer Seite der „oberste Teufel, der Teufelskönig" (legbareder beng) abgemalt ist. Das Gesicht und die in der Zeichnung weißen Stellen des Leibes sind rot bemalt, die schwarzen Stellen aber mit einer erhitzten Nadel ins Holz eingebrannt. In der rechten Hand hält der Teufel eine „Kette", in der linken eine dreizackige Gabel. Unter dem Haupte der Figur befindet sich ein Loch, durch welches ein

Lederriemen gezogen ist, womit man dies Täfelchen Irrsinnigen an den Leib zu binden pflegt, um den „Teufelshauch“ (purdipen bengeskro) aus dem Körper des Geisteskranken zu treiben.

In den serbischen Gegenden Südungarns malen die ansässigen Zigeuner mit blauer Farbe solche Teufelsgestalten auf die äußere, gegen die Straße gekehrte Seite ihrer Hütten. Die Wand ist weiß übertüncht und unmittelbar über dem Erdboden bis zu einer Höhe von $1/2$ m ist ein Teil durch einen schwarzen Strich abgegrenzt; innerhalb dieses Striches befinden sich diese Teufelsgestalten. Im Herbste vorigen Jahres (1890) sah ich in Hodsag an der Frontseite einer Zigeunerhütte folgende Malerei, von der ich in Fig. 9 eine genaue, wenn auch verkleinerte Abbildung gebe.

Nach je einem Teufelsbild, folgt das Bild der Ana, der Keschalyi Königin, und ein Pferdekopf. Die einzelnen Gestalten sind durch die oben auch angedeuteten Striche voneinander abgetrennt. Nur die Konturen sind mit blauer Farbe ausgeführt. Diese Malerei, erklärte mir der Besitzer der Hütte, beschütze ihn, seine Familie und seinen Viehstand vor bösen Geistern und müsse jedes Jahr am Charfreitag erneuert werden....

Sowie die Handarbeiten der Zigeuner für den Volksforscher in vielfacher Beziehung von bedeutendem Werte sind, so stehen auch die Handarbeiten der ungarischen Zeltzigeunerinnen denen der Männer an Wert nicht nach, wenn auch dieselben in mancher Richtung primitiv zu nennen sind, so zeugen sie doch von Geschmack und Kunstsinn und können, trotz ihrer Fehler und Mängel, gar oft mit den feinen Handarbeiten der Salondame zu ihren Gunsten einen Vergleich aushalten.

Neben der Verfertigung von männlichen und weiblichen Kleidungsstücken, beschäftigen sich die Zeltzigeunerinnen Ungarns und Siebenbürgens auch mit dem Flechten von Schnüren aus Ziegenhaaren, Schafwolle, Lein oder Hanf, die sie den Bauern verkaufen, welche diese Schnüre auf ihre Beinkleider und Röcke als Zierrat nähen lassen. Auch in der Verfertigung dünner, weißer Schnüre besitzen die Zeltzigeunerinnen eine große Fertigkeit. Diese Schnüre, dem ungarischen Bauern unter dem Namen „Prém“ bekannt, sind ein vom Landvolk sehr gesuchter Handelsartikel der Zeltzigeunerinnen in Ungarn und Siebenbürgen. Sie schlagen einen Stab in den Erdboden, befestigen am oberen Ende des Stabes die einzelnen Fäden, an deren Enden kleine Stäbchen (Klöppel) befestigt sind, und indem sie diese Stäbchen mit einer staunenswerten Geschicklichkeit hin und her werfen, verfertigen sie in kurzer Zeit, in zwei bis drei Stunden, 10 bis 15 m lange Schnüre.

Über die Erfindung der Nähkunst lautet eine unedierte Sage der südungarischen Wanderzigeuner in beinahe wörtlicher Übersetzung also:

„Vor vielen, vielen hundert Jahren waren die Menschen sehr glücklich. Sie gingen nackt herum, denn es war damals stets Sommer; es gab keine Kälte, keinen Schnee und Frost und keinen Wind. Selbst der Regen war stets warm. Als aber die Menschen den „großen Gott“ (baro devla) beleidigt hatten, da kam Not und Elend über sie. Schnee und Frost, Kälte und Wind entstanden, und die armen nackten Menschen starben schaarenweise dahin, sowie die Mücken in großem Regen. Selbst die Teufel froren und kamen zu den Menschen, um sich Feuer zu holen. Aber die Menschen sprachen: „Wir geben euch kein Feuer, denn das hat uns der große Gott vom Himmel herabgeschickt!“ Der Teufelskönig erwiderte: „Gebt uns nur einmal Feuer und dann werden wir schon sorgen, daß es uns nie erlischt. Wenn ihr uns Feuer gebt, so lehren wir euch zwei Künste, durch welche ihr euch vor der Kälte schützen könnt!“ Und die Menschen willigten ein und gaben den Teufeln von ihrem Feuer. Da lehrten die Teufel die Menschen das Schmiedehandwerk und die Nähkunst. Nun verfertigten sich die Menschen Kleider, die sie vor der Kälte schützen. Weil aber die Nähkunst ein Teufelshandwerk ist, so wurden die Weiber mit der Zeit stolz und hochmütig und machen sich heute verzierte Kleider, damit sie auch den Teufeln gefallen sollen....“

Unter den Näharbeiten der ungarischen und siebenbürgischen Zeltzigeunerinnen sind besonders die Stickereien auf einfache Leinwand hervorzuheben, mit denen sie ihre bauschigen Hemdärmel und Schürzen zieren. Von der Achsel bis zum Handgelenk läuft ein solcher gestickter, eigentlich mit Wolle ausgenähter Streifen den Hemdärmel entlang. Weil nun alle Zigeunerinnen Ungarns zu einzelnen Näharbeiten stets dieselben Farben gebrauchen, so liegt die Vermutung wohl nahe, daß die Handarbeiten seit Jahrhunderten eine angeerbte Kunst der Zigeunerinnen bilden.

Im folgenden will ich einige dieser Stickarbeiten, wenn auch in verkleinerter Form, mit allen ihren Fehlern und Mängeln in genauer Abbildung geben. Das weitverbreitetste Muster für Stickerei auf Hemdärmel ist Fig. 10, das bei den ungarischen Wanderzigeunerinnen unter dem Namen „Haus“ (ker) bekannt ist. Die schwarzen Streifen der Figur sind mit dunkelgrüner, die weißen Stellen mit hochroter Wolle, die kleinen Quadrate mit gelber Wolle oder mit Gold- und Silberfäden ausgenäht. Solche Streifen nähen sich nur ältere, verheiratete Zigeunerinnen in die Hemdärmel, während erwachsene, heiratsfähige Mädchen Fig. 11 gebrauchen, die unter dem Namen „biribari“ (etwa: Allerlei) bekannt ist. Die schwarzen Streifen sind mit dunkelgrüner, die mit + bezeichneten Stellen mit hochroter und die mit \\\\ versehenen Streifen mit gelber Wolle oder mit Gold- oder Silberfäden ausgenäht. Auf die mit einem Punkt (·) bezeichneten, winzig kleinen Quadrate werden glänzende Glasperlen genäht, gewöhnlich sogenannte Goldperlen, wenn nämlich zu den erwähnten (\\\\) Streifen Silberfäden gebraucht werden; dagegen Silberperlen, wenn Goldfäden verwendet wurden. Die unbezeichneten, weißen Stellen bleiben unbenäht.

Auf den unteren Rand der Schürzen nähen sich ältere Frauen das Muster von Fig. 12, das „Schlange“ (sap) heißt. Die mit + bezeichneten Stellen werden mit hochroter, die weißen Stellen mit gelber Wolle ausgenäht und in die mit einem Punkt versehenen kleinen Quadrate glänzende Perlen angeheftet. In der Mitte befindet sich eine Schlange, deren Leib mit grüner Wolle ausgenäht ist, und das Auge ist durch eine glänzende Perle angedeutet.

Das Muster von Fig. 13, „Stern“ (cerhan) genannt, wenden die Maide bei Stickereien, sowohl auf Hemdärmel, als auch auf Schürzen an, ja selbst aus Schaffellen verfertigte, kurze, an den Leib anschließende Frauenpelze werden bisweilen mit solcher Stickerei versehen. Die weißen Stellen sind mit grüner oder gelber, die schwarzen Streifen darin mit hochroter Wolle ausgenäht; das Quadrat in der Mitte bleibt weiß, das heißt wird nicht ausgenäht und enthält gewöhnlich eine Perle.

Neben diesen Stickereien auf Hemdärmel und Schürzen, tragen in manchen Gegenden Ungarns, besonders in serbischen Gegenden, die Zeltzigeunerinnen reich bestickte Gürtel. Fig. 14, „Kreuz“ oder „Glück“ (kruco, bagt) genannt — das Kreuz ist nämlich das Zeichen des Glückes —, ist das genaue Abbild einer Stickerei auf einem Gürtel, den schwangere Weiber um den Leib geschlungen zu tragen pflegen. Die schwarzen Kreuze sind mit grüner, die mit + bezeichneten Flächen mit roter und die weißen Stellen mit gelber Wolle ausgenäht. An diesen Gürtel werden auch einige Bärenklauen und Kinderzähne oder auch nur Hasenpfoten angehängt sind, damit das betreffende Weib ein gesundes, starkes und flinkes, lebhaftes

Kind zur Welt bringe. Zu bemerken ist, das die Leibgürtel der ungarischen und siebenbürgischen Zigeunerinnen gewöhnlich aus einem $1^1/_2$ bis 2 m langem, grobem Leinwandstreifen bestehen, selten aus weich gegerbtem Kalbsleder. Die Breite eines solchen Gürtels ist gewöhnlich $^1/_4$ m.

Fig. 15, „Burg" (varos) genannt, wird auch auf Gürtel genäht. Die schwarzen Streifen sind mit hochroter Wolle, die mit einem + versehenen Flächen aber mit Goldfäden ausgenäht, in den mit einem Punkt (·) bezeichneten kleinen Quadraten ist eine Glasperle, gewöhnlich von grüner oder blauer Farbe, eingenäht. Gürtel mit solcher Stickerei, die sich ganz nett ausnimmt, kommen gar selten vor, und nur die Töchter der Wojwoden können sich solchen Luxus gönnen, nachdem die Goldfäden „gar teuer sind" (may kuces hin), wie sich eine Zigeunerin ausdrückte.

Die sogenannten „Zauberfrauen" (covalyi) der Zeltzigeuner, auch „gute Frauen" (laci romñi) genannt, die als Heilkünstlerinnen bei ihren Stammgenossen in großem Rufe stehen, besitzen Leinwandbeutel, die mit Stechapfelsamen gefüllt sind, welchem Samen im zigeunerischen Volksglauben eine geheime Zauberkraft zugeschrieben wird. Diese Beutel, mit denen die Zauberfrau den Körper des betreffenden Kranken bei ihrem ersten Besuch einreibt, um sich gleichsam in magischen Rapport mit dem Krankheitsdämon (miseç = Bösen) zu setzen, den sie eben aus dem Leibe des Leidenden zu vertreiben hat — diese Beutel sind auch mit Stickereien und zwar mit Streifen der Länge nach (von oben nach unten gehend) versehen. Fig. 16 zeigt die Abbildung einer solchen Stickerei. Diese Form wird auch (s. Fig. 12) „Schlange" (sap) genannt, und soll eben Schlangen darstellen, deren Kopf (in der Figur schwarz) mit grüner, der Leib mit hochroter Wolle ausgenäht ist. Die Augen der Schlangenköpfe sind mit Silberfäden ausgenäht; der Halbmond, den die Schlange im Maule hält und der Stern aber aus gelber Wolle.

Fig. 17 ist die Abbildung einer Stickerei — der „Turm" (toroñis) genannt — gleichfalls auf einen Beutel aufgetragen, welchen die „Zauberfrau" vor das Lager der Mutter und des neugebornen Kindes in der Nacht zu legen pflegt, in welches die Urmen (Schicksalsgöttinnen), die eben nur von der Zauberfrau gesehen werden — erscheinen, um das zukünftige Schicksal des Kindes zu bestimmen. Die schwarzen Stellen sind mit grüner, die weißen mit roter Wolle und die mit einem Punkt (·) bezeichneten Flächen mit Silberfäden ausgenäht. In diese Beutel steckt die Mutter nach der Nacht, wo die Urmen ihr Kind besucht haben sollen, ein Geldstück für die „Zauberfrau", die in dieser Nacht allein im Zelte oder in der Erdhöhle der betreffenden Frau verweilen darf und Zauberformeln heruntermurmeln muß.

Aus obigem ersehen wir, daß, was die Farben der Stickereien anbelangt, so die grüne und rote Farbe vorherrscht, nebenbei die gelbe. Braun, schwarz, grau, blau u. s. w. wird nirgends angewendet. Sind nun die Handarbeiten der ungarischen Zeltzigeuner in mancher Beziehung recht primitiv, so kann man doch, schon dieser Arbeiten wegen, ihnen nicht allen Sinn für das Kunsthandwerk absprechen.

Jüdische Volksmärchen.

Von B. W. Segel. Lemberg.

I.

Ich habe diese Märchen aus dem Gedächtnis aufgeschrieben, insoweit ich mich derselben aus den Erzählungen meiner Mutter und meiner Schulkameraden, aus der Zeit meiner Kindheit erinnern konnte. Aber den größeren Teil meiner Sammlung habe ich in der Weise gewonnen, daß ich mich mit Personen aus den verschiedensten Schichten der jüdischen Bevölkerung in Verbindung setzte, und mir von ihnen ihre Geschichten erzählen ließ. Ich wandte mich aber durchweg nur an solche Personen, bei denen ich den Mangel jedes andern Einflusses, als den der rein jüdischen Kultursphäre, vorauszusetzen genügenden Grund hatte; so besonders: „Melamdim", Bibel- und Talmudlehrer, die kein Wort einer modernen Sprache verstehen, „Behelfer", Ammen, Dienstmädchen, Fuhrleute, Handwerker und wandernde Bettler. Nicht minder aber setzte ich mich mit Leuten einer höheren Bildungsstufe in Verbindung. Man darf aber dieses Wort durchaus nicht im modernen Sinne nehmen. Denn die „höhere Bildung" dieser Leute besteht nur in einer ausgedehnteren Kenntnis des Talmud und der jüdischen Theologie, seltener der Kabala. Volkslieder besitzt nicht nur die Jugend dieser Schichten, auch ältere Frauen singen zuweilen gern, seltener ältere Männer. Eine lokale Gruppierung der jüdischen Märchen und Sagen, ist durchaus unstatthaft; ich habe sehr häufig eine und dieselbe Geschichte von Personen aus den verschiedensten Gegenden Galiziens und Rußlands gehört; freilich mit ganz unbedeutenden Variationen; eine Erscheinung, die bei dem regen Verkehr unter den Juden, die überwiegend vom Handel leben, bei der gemeinsamen Grundlage ihrer Kultur und ihrem gleichartigen Lose, nicht überraschen darf.

Einen großen Anstoß zur Bildung und Verbreitung der jüdischen Volksmärchen gab der, in der Mitte des vorigen Jahrhunderts in Polen und Litauen unter den Juden auftretende Chassidismus. Diese mystifizierende Richtung des jüdischen Volksglaubens regte die Phantasie der Massen lebhaft an, und deren Häupter, die sogenannte „Zadikim", wörtlich Gerechte, welche zugleich die Erneuerer der „Kabbalah m'assith" (praktische Kabbalah) wurden und viele Wunder thaten, wurden der Mittelpunkt ganzer Sagenkreise. Diese Wunder nun, wie sie einerseits für deren Hervorbringer die Quelle ganz beträchtlicher Einnahmen wurden, bildeten andrerseits einen sehr reichen Sagenstoff, welcher bei den Zusammenkünften der Anhänger, „Chassidim" (Frommen) ausgesponnen wurde. Die Chassidim pilgern aus den weitesten Gegenden zu ihrem jeweiligen Zaddik, und bringen die „gesehenen" oder vernommenen Wunderthaten nach allen Richtungen der Windrose. Diese und ähnliche Märchen und Sagen werden nun von den Juden bei gemütlichen Zusammenkünften, wie Hochzeiten, Beschneidungen, „Wachnächten", das heißt die Nacht vor der Beschneidung, wo Männer zusammenkommen und bei der Wöchnerin „Wache" halten, erzählt. Es fehlt auch nicht an zahlreichen Schnurren, Possen und andern Produkten des Volkshumors, der da zum besten gegeben wird.

Aus meiner zahlreichen Sammlung, die vorläufig noch ungeordnet ist, und sich täglich vermehrt, greife ich die folgenden fünf Märchen heraus. Ich glaube damit ein bislang fast ganz unbetretenes Gebiet zu eröffnen.

1. König David.

Es war in Krakau. Eines Abends versammelten sich die Juden auf offenem Platze, um den Neumond zu be-

grüßen[1]), und dabei riefen sie, wie es vorgeschrieben, dreimal: „David, König von Israël, lebe auf ewig!" — Da ging der Kaiser vorüber, und hörte dieses Gebet. Er ließ sofort die Gemeindevorsteher zu sich rufen und erklärte ihnen: „Wenn Ihr mir beweisen könnet, daß Euer König David noch lebe, ist es gut; sonst aber laß ich Euch alle töten". Die Gemeinderegierer baten um eine Frist von drei Monaten, welche ihnen gewährt wurde. In der Gemeinde herrschte große Trauer und Verzweiflung. Die Rabbinen verordneten Fasttage und Gebete; man besuchte die Gräber der Verstorbenen[2]). Gesandte wurden nach allen Städten und Gemeinden der Welt ausgeschickt, man befragte alle großen Rabbinen um Rat, wie man sich aus dieser Klemme helfen könnte. Aber niemand konnte einen Rat ausfindig machen. Auf dem Rückwege hörten die verzweifelten Gesandten, daß in einem entlegenen kleinen Städtchen ein steinalter Greis lebe, ein zusammengeschrumpftes Männlein, das man in einer Wiege schaukle, weil er vor Alter sich nicht mehr bewegen könne. Aus Neugierde fuhren die Gesandten dorthin. Wie sie zu dem Greise kamen, fragte er sie, woher sie kämen. Darauf erzählten sie ihm alles. Das alte Männlein aber sagte: „Ich habe gehört erzählen von meinem Urgroßvater, es gebe in einem wilden Walde, nicht weit von hier, einen ausgehöhlten Baum, und in diesem Baume liege ein goldener Schlüssel; dem Schlüssel gegenüber befinde sich eine Thür und der sie öffne, gelange durch diese Thür zu dem König David". Die Gesandten gingen in den Wald. Sie gingen drei Tage Wald aus Wald ein, und kamen endlich zu dem bezeichneten Baume. Alles traf richtig zu, wie es der Greis erzählte. Sie fanden den Schlüssel, öffneten damit die Thüre, und kamen in ein Zimmer von lauter Gold. Dort sahen sie eine weitere Thür, und über derselben stand geschrieben, daß man durch dieselbe nur kommen kann, wenn man zuvor ganz Thillim (die Psalmen) gesagt hat. Und wie sie Thillim gesagt hatten, that sich vor ihnen die zweite Thür auf, und sie kamen in ein weiteres Gemach, welches noch viel prächtiger war als das erste. Dort bemerkten sie eine Thür, über welcher geschrieben stand, daß man durch dieselbe nur kommen kann, wenn man zuvor dreimal ganz Thillim gesagt hat. Die Leute setzten sich nieder und sagten ganz Thillim dreimal. Darauf öffnete sich die Thür, und sie traten in einen Saal dessen Glanz ihre Augen blendete. Aber da bemerkten sie eine weitere Thür, über welcher geschrieben stand, daß man sie nicht eher passieren kann, als bis man siebenmal ganz Thillim gesagt hat. Die Gesandten begannen das Vorgeschriebene zu thun. Das erste Mal ging es gut von Statten, aber als sie das zweite Mal die Psalmen zu sagen begannen, mußten sie aus Müdigkeit und Schwäche unterbrechen, und blieben schier ohnmächtig sitzen. Drinnen aber erbarmte man sich ihrer, und ein Mann mit grauen Locken und langem weißem Bart öffnete die Thür. Wie die Thür geöffnet wurde, blieben sie erstarrt, ein so großes und starkes Licht strömte ihnen von innen entgegen. Sie erblickten König David mit der Krone auf seinem Throne sitzend; in der einen Hand hielt er das Thillim'l (Psalmenbuch), in der andern die Harfe. Der alte Mann aber, welcher ihnen geöffnet hatte, sagte zu ihnen: „Geht heim; es wird schon alles gut werden". Nach einigen Tagen hörte man in der Stadt erzählen, daß dem Kaiser in der Nacht König David erschienen sei. Er habe über ihm einen Riemen geschwungen, und zu ihm gesagt: „Du wolltest nicht glauben, daß ich lebe, nun, so mußt Du es fühlen. Und damit Du es nicht für einen Traum hälst, lasse ich Dir drei Zeichen am Leibe zurück. Und Du sollt die Regierer rufen lassen, und ihnen erklären, daß Du sie fortan in Ruhe läßest." — So geschah es, er rief die Juden und sagte ihnen, „daß sie ruhig schlafen können".

[1]) Der Neumond wird durch besondere Gebete und Hymnen begrüßt.

[2]) In besonders wichtigen Fällen werden die Gräber der Verstorbenen besucht, und es wird an denselben gebetet.

A. Fourneaus Reise vom Ogowe zum Campo.

Nicht ohne eigene Schuld haben die Franzosen in dem Gebiete zwischen dem Kongo und dem Tschadsee neuerdings zwei größere Expeditionen verloren, auf deren Gelingen die weitgehendsten Hoffnungen gesetzt waren. Der noch jugendliche Forscher Paul Crampel ist, wie bereits im Globus gemeldet, auf dem Wege von Bangui in das unbekannte Innere nebst mehreren seiner Begleiter ums Leben gebracht. Gewissermaßen parallel mit dem Verunglückten sollte sich A. Fourneau am Sangha hinauf nach dem Sudan bewegen; aber auch er ist, schon hart am Ziele, in 7° nördl. Br. einem Angriffe der Eingebornen zum Opfer gefallen, wie ausführlich auch bereits im „Globus" (oben S. 267) auseinandergesetzt wurde.

Derselbe Fourneau hat kürzlich einen Bericht[1]) über seine Reise vom Ogowe zum Campo veröffentlicht, eine Reise, die noch insofern beachtenswert ist, als auch sie ein Parallelunternehmen darstellt, und zwar zu Paul Crampels etwas früherer Tour von Lastourville durch das Land der Batokos und Pahuins bis zur Coriscobai.

Gerade einen Monat nach Crampels glücklicher Rückkehr brach Fourneau im Mai 1889 von Libreville in Gabun nach Aschuka auf, einem Posten im Okandalande und am linken Ufer des Ogowe gelegen. Die Anwerbung der Begleitmannschaften verursachte, wie gewöhnlich, viel Zeitverlust, so daß Fourneau erst im August mit einer bunt gemischten Karawane von Pahuins, Bangowes, Schakes, Adumas, Bakales und Okandas den Ogowe überschreiten konnte. Sein Plan war, der Wasserscheide zwischen dem Iwindo und Ikoni, die durchweg nach Norden streicht, zu folgen. Beide Flüsse fallen nicht weit voneinander in das rechte Ufer des Ogowe, nur ist der Iwindo ansehnlicher als sein Nachbar, der jedoch trotz seines kürzeren Laufes eine große kommerzielle Bedeutung zu haben scheint. Alle Waren, die von N'Djole und Lambarene ins Innere gehen und umgekehrt, folgen dem Ikoni und seinen Tributären. — Bereits am 6. August, zwei Märsche vom Ogowe entfernt, betrat Fourneau den Urwald und sollte ihn nicht früher als kurz vor der Mündung des Campo wieder verlassen. Der 9. August brachte die Expedition zu einem Jägerlager am Feniaflusse. Allerwärts zeigten sich Wildgruben in Gestalt senkrechter Löcher von $2^1/_2$ bis 4 m Tiefe, oft mit spitzen Pfählen am Grunde. Den Tag über liegen die Männer mit Hund und Flinte der Jagd ob, während die Frauen in den fischreichen Waldbächen nach Beute haschen oder abends, nach Heimkunft der Männer, das Räuchern des Fleisches betreiben.

[1]) Vergl. Bulletin de la Société de Géographie de Paris 1891, p. 190—215 mit einer Übersichtstafel, der Itinerarkarte und zwei Profilen.

Von den Pahuins oder Betschi-Fans entwirft Fourneau ein abschreckendes Bild; sie sind rohe, lästige Gesellen, Fetischdiener der niedrigsten Sorte, dabei der Anthropophagie ergeben, was sie selbst keineswegs längnen. Jedes Gewerbe, jede Industrie ist ihnen fremd; ein paar Blätter machen ihre ganze Bekleidung aus, wenn sie es nicht vorziehen, völlig nackt zu erscheinen. Natürlich ist Vielweiberei, merkwürdigerweise aber nicht die Sklaverei, an der Tagesordnung. Die Männer sind allgemein mit Flinten bewaffnet und tragen diese Schutzwehr auch jederzeit bei sich, da sie in ihrem status naturalis, ubi homo homini lupus, nicht ohne Grund in jedem andern Menschen einen Feind erblicken. Sie greifen einen Gegner oder einen Fremden niemals offen, sondern stets aus dem Hinterhalte an. Kein Versprechen wird gehalten; man kann sich bei ihnen auf nichts verlassen. Ihr ganzes Thun und Trachten geht dahin, durch die Jagd oder durch den Verkauf von Elfenbein und Kautschuk möglichst viele Weiber zu erwerben. Nur mit Mühe konnte Fourneau den Häuptling Bekalé in Suamejong zum Abschluß eines Vertrages bewegen, da der zukünftige Unterthan der Republik trotz eines langen Palawers gar nicht begriff, um was es sich eigentlich handle.

Am 13. August wanderte die Expedition über Asombe, N'Djo-Abiane und Fobondjo auf ziemlich ansteigendem Gelände nach dem bedeutenden Dorfe Malene, das bereits 1100 m Seehöhe aufweist. Von dort ging es tagelang durch einen dichten, in trübes Halbdunkel gehüllten Urwald, wo die Gummiliane in erstaunlicher Menge wuchs, durch die Orte Falesale und Hondure zum Berge Tembo (1200 m), von dem der Temboni gen Norden zum Muni eilt. Die Quellader stürzt in einer Reihe herrlicher Kaskaden den Abhang hinunter; das Gestein ist durchweg granitisch, selbst der Urwald ist erfüllt von einer Legion zerstreuter Granitblöcke. Im September stellten sich die ersteren stärkeren Regen ein; die Flüsse, besonders der Temboni, stiegen und setzten die Uferregion auf breite Strecken unter Wasser, so daß sich Fourneau zu einer schnellen Schwenkung nach Westen entschließen mußte. Am 14. erreichte man eine Stelle, wo sich der Temboni in eine Menge von Kanälen mit Klippen und Inseln dazwischen auflöst, ein buntes Gewirr, dessen Passage erhebliche Mühen verursachte. Drei Tage später standen die Reisenden am Kome, der sich von Norden her in den Temboni ergießt, und zwar rastete Fourneau an demselben Platze, den wenige Monate vorher Paul Crampel zur Lagerstatt erwählt hatte. Ohne Fährlichkeiten ward der Fluß überschritten, und man betrat nun ein noch immer bergiges, aber gut bebautes Land. Bald kam auch der Lope (oder Loppe) in Sicht, ein fernerer Tributär des Temboni, und am letzten September der stattliche und wasserreiche M'Wila. Der Grund zeigte sich ungemein zerrissen, voll von Spalten und jäh aufragenden Wänden und Felsen, über die in schäumendem Sturze ein Heer von Bächen und Flüssen zur Tiefe raste.

Am 3. Oktober tauchte der letzte rechtsseitige Nebenarm des Temboni, der Mehum, vor den Wanderern auf; bei seiner Mündung, etliche Märsche südwärts, hat sich die Hauptader schon nach Südwesten gekehrt und behält diese Richtung von nun an längere Zeit bei. Der Name Temboni ändert sich bald in Utamboni, um später im Ästuarium dem bekannteren Titel Muni Platz zu machen. Den Rio Benito [1]) faßt A. Fourneau trotz andrer gegenteiliger Ansichten als einfachen Küstenfluß auf, und man wird zugeben, das ihm hierin die Erfahrungen Léon Guirals mindestens nicht widersprechen [2]).

[1]) Über die Mündung rc. dieses Flusses vergl. Annalen der Hydrographie 1884, S. 494.
[2]) Vergl. Petermanns geogr. Mitteilg. 1885, S. 227.

Das gesamte Operationsfeld des Reisenden hat übrigens lange Zeit ein Streitobjekt zwischen Deutschland, Spanien und Frankreich gebildet, und eben deshalb ist es auch, allerdings mehr im Bereich der Küste, des öfteren von politischen Expeditionen durchzogen worden. Der unvergeßliche Nachtigal hat hier gearbeitet und später noch Hugo Zöller [1]); von den spanischen Forschern sind vor andren Iradier, Montes de Oca und Dr. Osorio zu erwähnen, deren umfängliches Reisewerk eine Fülle geographischer, wie historischer Daten über das Uferland vom Muni bis zum Campo enthält [2]). Letzteren Fluß haben die Spanier am weitesten verfolgt, bis 12° östl. L. von Greenwich, ohne jedoch seinen Ursprung zu entdecken. Diesen fand Fourneau als nicht fern von dem großen Dorfe Ebiamejon belegen, in einem zerrissenen, granitischen Hochlande, dessen Abhänge der Fluß in einer fortgesetzten Kette von Stürzen und Schnellen überwinden muß. — Der Marsch zog sich an dem allein passierbaren rechten Ufer entlang, an den Quellen des Waterfall River vorbei, der bei Klein-Batanga auf deutschem Boden mündet, bis hinab zum französichen Posten am unteren Campo. — In 67 Tagen hatte die Expedition über 1000 km ohne Verlust an Menschenleben und ohne Gefechte mit den Eingebornen zurückgelegt; viel neues war erbracht, namentlich in bezug auf die Hydrographie der durchschrittenen Länder. Die geognostische Zusammensetzung des Bodens, durchweg granitisch oder basaltisch mit vereinzelten Kalkinseln, entspricht den früheren Vorstellungen [3]), ebenso die Tier- und Pflanzenwelt mit ihren Urwäldern und menschenähnlichen Affen. Bei den Eingebornen überrascht die erhebliche Zahl von Albinos beider Geschlechter, wie nicht minder die schreckliche Verbreitung des Aussatzes. „La lèpre cancéreuse règne aussi dans toute son horreur: nous avons vu des sujets atteints, êtres vivantes en complète putréfaction.“

H. Seidel.

Zur Hydrographie des Karstes.

Von Franz Kraus.

Färbungsversuche des Rekawassers. Die Stadt Triest hat die Feistriz-Quellen käuflich zu dem Zwecke erworben, um dieses vortreffliche Trinkwasser nach der Stadt zu leiten. Infolge dieses Ankaufes entstand ein Wasserrechtsstreit zwischen der Gemeindevertretung und den Besitzern des Aurefina-Schöpfwerkes, weil letztere behaupteten, es werde ihnen das auf unterirdischem Wege zufließende Wasser, auf welches sie ein Recht besitzen, entzogen. Man entschloß sich daher die Identität des Wassers durch einen Färbungsversuch zu erproben. Das aus den Quellen zusammenfließende Wasser bildet den Feistritz- oder Reka-Fluß (slavisch: Bistrica). Nächst Ober-Urem verliert sich jedoch ein Teil des Flußwassers in Spalten, und diese Menge soll nach der Meinung der Ingenieure der mitbeteiligten Südbahngesellschaft den Aurefina-Quellen zufließen. Es wurde daher gegen die Ableitung dieses Wassers Verwahrung eingelegt, und die Gemeindevertretung von Triest schlug hierauf die Färbungsversuche mit 22 kg Fluorescein vor, welche Menge aber von der Regierung auf 10 kg herabgemindert wurde. Der Versuch fand am 12. Juni 1891 um $8\frac{1}{2}$ Uhr abends statt. Es wurden die 10 kg Farbstoff mit 6 kg Ätznatron auf-

[1]) Mitteilungen der Deutsch-Afrikanischen Gesellschaft, Bd. IV, S. 409 ff.
[2]) Petermanns Mitteilungen 1888, S. 285 und a. a. O.
[3]) Die geologische Karte von Westafrika von Dr. O. Lenz Petermanns Mitteilungen 1882, Taf. I bezeichnet allerdings diese Region als Gneisgebiet und läßt den Granit erst erheblich tiefer binnenwärts auftreten.

gelöst und, mit Wasser verdünnt, in den Fluß geschüttet, der sofort eine stark grüne Färbung annahm. Vom nächsten Morgen um 6 Uhr an, bis am Abend desselben Tages um 6 Uhr, also durch 12 Stunden, beobachteten Kommissionen das Wasser in der Lindnerhöhle bei Trebich, an den Auresina-Quellen, und an jenen des Timave, ohne auch nur die mindeste Färbung nachweisen zu können.

An diesen mißlungenen Versuch knüpft der bekannte Höhlenforscher Müller aus Triest Betrachtungen in den Mitteilungen des Alpenvereins. Vor allem hält er die verwendete Menge für zu gering in Anbetracht der gewaltigen Wassermenge, welche in den seeartigen Weitungen im unterirdischem Flußlaufe angesammelt sind. Auch die Beobachtung selbst dürfte nicht ganz entsprechend ausgeführt worden sein, weshalb das Ergebnis als ein zweifelhaftes betrachtet werden muß, welches die Frage in keiner Weise zur Entscheidung bringt. Belangreich sind die gemachten Wahrnehmungen über das Fortschreiten der Färbung im Flußlaufe, worüber leider nur einzelne karge Daten veröffentlicht wurden. Leider hat die Kommission das Fortschreiten der Färbung im 6,7 km langen oberirdischen Flußlaufe nicht beobachten lassen. Das vom Alpenverein entsendete Mitglied zeigte jedoch, daß sich der See in der großen Doline von St. Canzian erst um $6^3/_4$ Uhr morgens färbte, und daß die Färbung den zweiten Wasserfall im nahen Rudolfsdome nicht vor 8 Uhr erreichte, also volle 12 Stunden für einen Weg brauchte, der etwa $^1/_5$ des Weges bis zu den Timave-Quellen beträgt. Nach dem Programme hätte die Beobachtung an den drei Stationen nur durch 12 Stunden erfolgen sollen. Infolge des telegraphisch angezeigten langsamen Vorschreitens, entschloß man sich aber, noch an zwei weiteren Tagen die Beobachtungen fortzusetzen. Ob dies fortwährend oder nur während der Tageszeit geschah, ist aus dem Berichte nicht zu ersehen. Dagegen hatte die Società alpina della Giulie in aufopferungsvoller Weise in der von ihr gepachteten Lindnerhöhle durch eine ganze Woche einen ununterbrochenen Dienst freiwillig errichtet, ohne eine Färbung feststellen zu können.

Die Färbungsversuche dürften auf Grund der gewonnenen Erfahrungen nunmehr wiederholt werden müssen, und es wird dann möglich werden, Schlüsse zu ziehen, die verläßlicher sind als jene, die aus dieser Probe sich ergeben. Aber auch jetzt schon ist es sehr wahrscheinlich geworden, daß mindestens der Wasserlauf in der Lindnerhöhle bei Trebich von der Reka unabhängig ist, wie es wiederholt betont, aber niemals geglaubt wurde, denn schon Lindner selbst hielt diesen Wasserlauf für einen Arm der Reka, und diese Ansicht ist auch heute noch maßgebend. Mit Hilfe geringer Räumungsarbeiten in der Lindnerhöhle ließe sich übrigens das dortige Wasserbecken leicht tiefer legen, wodurch ein Vordringen in die flußaufwärts gelegenen Räume möglich würde. Die Hydrographie des Karstes ist noch so unklar, daß jede Aufklärung erwünscht sein sollte. Kann man sich nicht zu Räumungsarbeiten in der Lindnerhöhle entschließen, so sollte wenigstens dort ein Färbungsversuch gemacht werden, der vielleicht eher einen Effekt an den Auresina-Quellen zeigen würde als jener des Rekawassers. Würde sich dadurch zeigen, daß die beiden Wässer identisch sind, so wären die erwähnten Räumungen jedenfalls nachträglich zu empfehlen, um das eigentliche Niederschlagsgebiet der Auresina-Quelle auffinden zu können.

Moderne Heiden im nördlichen Italien.

Nur wenig Leute wissen, wie außerordentlich der Aberglauben, einschließlich der Zauberei und des Hexenwesens, im nördlichen Italien verbreitet ist. Im ganzen übrigen Europa giebt es keine Gegend, in welcher alte Sitten und Überlieferungen sich in solchem Maße erhalten haben, als bei den Bauern in der bergigen Landschaft zwischen Forli und Ravenna. So urteilte C. G. Leland am 5. Oktober auf dem Internationalen Folklorekongreß und er führt dieses folgendermaßen weiter aus. Jene Gegend heißt die Romagna Toscana und die dort geredete Sprache ist eine altertümliche Form des Bolognesischen. Es giebt dort Familien, in welchen Zauberei besonders kultiviert wird und in diesen findet man die Überlieferungen und die Namen alter Götter am getreuesten aufbewahrt. Man hält dort zehnmal so viel vom Aberglauben als von der katholischen Religion. Befindet sich jemand in Not und Sorgen, so wendet er sich allerdings zuerst an die Heiligen, schließlich aber, und, wie er glaubt, mit mehr Erfolg, an Hexen und Geister. Die Grundlage des dortigen Kultus ist ein eigentümlicher Polytheismus, eine Verehrung der Folletti genannten Geister. Diese Geister tragen die nur wenig veränderten Namen etruskischer Götter oder der kleineren römischen Feldgötter. Da ist zuerst Tinia, der Folletto des Donners, Blitzes und Sturmes. Mit diesem Geist wird ein Tigna genanntes Kraut identifiziert; man benutzt es unter besonderen Zaubergesängen, um Tinia aus den Ernten, die er schädigt, herauszuholen. Belangreicher ist aber noch der toskanische Geist der Weinberge, Keller und des Weines. Dieses ist Faflon, dessen Name nur wenig verändert ist aus Fufluns, dem altetruskischen Bacchus. Er wird als bezaubernd schön und gutmütige Possen spielend geschildert. Sammelt der Winzer seine Trauben, so kommt Faflon unsichtbar und schüttet alles aus den Tragkörben aus; nimmt man dieses gemütlich hin, so bringt er das Zerstreute wieder an Ort und Stelle, wobei man sein lautes Gelächter hört. Zuweilen verliebt er sich und seine Bewerbungen sind immer von Erfolg. Da war ein Bauer, der eine sehr schöne Tochter hatte, und zu ihm kam Faflon, als hübscher sterblicher Jüngling verkleidet, der nach dem Mädchen verlangte. Doch kurzer Hand wies man ihn ab. Was war die Folge? Drei Jahre lang trugen die Reben des Bauern keine Trauben und ging er in seinen Keller, so fand er eine Gesellschaft lustiger Teufelchen, aus deren Mund Feuer quoll und die folgendermaßen sangen: „Gieb Faflon die Tochter dein oder du hast nie wieder Wein!“ Natürlich willigte er ein und das Mädchen verschwand, er aber hat nun Wein in Menge.

Als Gott der Kaufleute, Diebe, Boten und jetzt auch der Brieftauben gilt Teramo, das ist der altetruskische Turnus, der Stellvertreter Merkurs. Er hilft den Dieben; doch wollen diese Mord begehen, dann durchkreuzt er ihre Pläne. Maso oder Mas ist Mars, doch nicht der Kriegsgott, sondern sein etruskisches Prototyp, ein Naturgott, Gott der Ernten und der Fruchtbarkeit. Zuletzt kommt Diana, die sich bis heutigen Tages in Italien als Königin der Hexen behauptet hat. Mittelalterliche italienische Schriftsteller geben übereinstimmend an, daß die italienischen Hexen nicht den Satan, sondern Diana und Herodias verehrten und die christliche Anschauung von der Hexerei, daß die Betreffenden einen Bund mit dem Teufel machten, war in Italien unbekannt. War die Hexe bei ihrer Arbeit und verlor dabei nur einen einzigen Tropfen Blut, so war alle ihre Macht dahin. In Florenz glaubt man, daß keine Hexe sterben kann, wenn sie nicht vorher ihre Zauberkraft abgeschüttelt hat. Ohne daß es jemand merkt, kann die Hexenkraft auf ihn übergehen. Eine sterbende Hexe sagt z. B.: „Ich habe etwas zu vererben; willst Du es haben?“ Antwortet die Gefragte „ja“, so ist sie sofort in eine Hexe verwandelt und die andre kann sterben.

Von den 100 magischen Kuren, die der Hofarzt des Kaisers Honorius, Marcellus von Bordeaux, im vierten Jahrhundert unter alten Weibern und Bauern gesammelt hatte, konnte Leland noch die Hälfte als heute im Gebrauche nachweisen, ja

einige davon in noch vollkommenerer Gestalt, als Marcellus sie beschreibt. Bei all diesem Aberglauben findet man als durchlaufenden Faden, daß Unglück, Krankheit, Widerwärtigkeit verschiedenster Art durch Zauberei verursacht werde, und daß zur Heilung christliche Heilige oder heidnische Zauberer angerufen werden müssen, vorzüglich aber letztere. Beschwörungsformeln sind weit verbreitet und besonders belangreich sind die an den Tod gerichteten. Ist ein naher Verwandter schwer krank, so begiebt sich der ihm zunächst stehende zu einer Hexe, die er folgendermaßen anreden muß: Der Tod will meinen Freund mir nehmen, drum erkläre mir, was man thun oder was man sagen muß. Der Tod erscheint der Hexe nun im Traume und kündigt den Tag an, an dem der Kranke ihm angehören wird. Die Hexe nimmt an jenem Tage einen Kürbis, in den sie Augen und Nase macht und auf dem durch zwei Bohnenschoten die Hörner dargestellt sind. Naht der Tod heran, so macht die Hexe das Zeichen der Hörner und wiederholt eine Anrufung.

Bücherschau.

J. Howard Gore, Geodesy. London. William Heinemann, 1891, IX, 218 S. 8°.

Das elegant ausgestattete Büchlein eines amerikanischen Gelehrten erscheint als der vierte Band von „Heinemann's Scientific Handbooks". Es ist, wie schon der geringe Umfang ersichtlich macht, nicht etwa ein Lehrbuch der Geodäsie in dem Sinne, in welchem man dieses Wort bei uns in Deutschland gewöhnlich gebraucht, sondern eine gedrängte Übersicht über die Bemühungen zur schärferen Bestimmung der Erdgröße und Erdgestalt. Der Gang der Darstellung ist demgemäß der geschichtliche. Mit den abenteuerlichen Vorstellungen des Altertums und Mittelalters beginnend, deren Wesen er auch durch Zeichnung anschaulich zu machen sucht, erörtert der Verf. sodann die Erdmessungsmethoden der Griechen, Araber und der Geographen vor Snellius und geht dann zur Schilderung der Gradmessungen über, deren Anfangsstadien er sehr eingehend charakterisiert. Alle Grundmessungen werden registriert, mit besonderer Vorliebe natürlich die neuesten amerikanischen, welche in einer Arbeit des Prof. Harkneß ihren vorläufigen Abschluß gefunden haben. Hiernach wäre die Erdabplattung = $1/_{300,2}$ zu setzen, und auf den Meridianquadranten entfielen 10 001 816 m.

Als ein Mangel des Buches muß es freilich bezeichnet werden, daß es seinen Leser in dem Glauben läßt, die Erde sei wirklich ganz genau ein Umdrehungsellipsoid. Die Lehre vom Geoid, die Anwendung der Potentialtheorie auf die höhere Geodäsie, das sind Dinge, von denen gar nicht die Rede ist, und damit steht es auch im Zusammenhange, daß von den so ungemein erfolgreichen Arbeiten der europäischen Gradmessungskommission nur ganz vorübergehend Notiz genommen wird. Einem Schriftsteller der Alten Welt wäre eine solche Unterlassung freilich noch mehr zu verübeln, und ein solcher würde wohl schwerlich auch den folgenden Satz haben drucken lassen (S. 15): „Man weiß, daß die Chaldäer die ersten waren, welche die Größe des Erdumfanges zu schätzen versuchten, allein man würde vergeblich die im Sanskrit, in der wissenschaftlichen Sprache Chaldäas geschriebenen Schriften nach einem Berichte über diese Schätzung, welcher vielmehr einzig bei Arabern und Griechen zu finden ist, durchsuchen". An diesem Satze ist leider kein einziges Wort richtig.

München. S. Günther.

Merkel, Fr., Jacob Henle, Ein deutsches Gelehrtenleben. Nach Aufzeichnungen und Erinnerungen erzählt. Mit einem Porträt in Holzstich. Braunschweig, Fr. Vieweg und Sohn, 1891. 410 S.

Der Göttinger Anatom war zwar weder Geograph noch Ethnolog und auch seine anthropologischen Vorlesungen behandeln nicht die Anthropologie in dem Sinne, wie sie den Lesern des Globus geläufig ist. Trotzdem aber verdient das Buch eine rühmende Erwähnung an dieser Stelle, denn es schildert ein bedeutendes Menschenleben aus einer Kulturperiode, die, obschon kaum verflossen, schon der Vergangenheit angehört und die jüngere Generation fremdartig genug anmuten wird. Dabei ist es ungemein fesselnd geschrieben und kein Leser wird es bereuen, ihm ein paar Stunden gewidmet zu haben.

Kobelt.

Aus allen Erdteilen.

— Über die künstliche Regenerzeugung des Generals Dyrenfurth in Texas durch Explosionen in hohen Luftschichten mittelst gaserfüllter Ballons, und die etwas verdächtig reklamehaft gefärbten Berichte von den Erfolgen dieser Experimente, bemerkt die „Science" (New York, 18. August): es sei eine schon seit Plutarch aufgekommene Ansicht, daß die bei großen Schlachten häufig sich ereignenden Regengüsse mit diesen in Zusammenhang zu bringen seien. Edw. Powers habe für die Periode des Rebellionskrieges nachgewiesen, daß 158 Schlachtentage desselben zugleich auch Regentage gewesen seien. Doch beweise das für den angedeuteten Zusammenhang gar nichts, da Powers nicht auch angegeben habe, an welchen Schlachtentagen es nicht geregnet habe. In diesem Kriege haben aber nicht weniger als 2200 größere und kleinere Kämpfe stattgefunden. Zu gunsten der Auffassung, daß durch Lufterschütterung Regen erzeugt werde, spräche allerdings der Umstand, daß beim Bau der Central Pacific über die Sierra Nevada, wobei durch großartige Sprengungen gewaltige Lufterschütterungen erzeugt wurden, starke Regenströme in einer sonst so gut wie regenlosen Gegend niedergegangen seien. Zwei Versuche des Generals unter den bisher angestellten seien gar nicht beweisend, da sich für diese aus den Wetterkarten erkennen lasse, daß für Texas natürlicher Regen im Anzuge gewesen sei. — „Nature" (17. Sept. 1891) meint, es sei schon denkbar, daß durch Explosionen Regen herbeigeführt werden könne, insofern als durch diese ein Strom aufsteigender Luft erzeugt werde. Die warme Luft der tieferen Schichten könne aber für diese trocken sein, in höhere, kältere Regionen gelangt, aber Regen geben. Dringend wünschenswert sei es, daß die bisherigen vagen Angaben über den Zustand der Atmosphäre vor dem Experiment durch exakte ersetzt würden. Sr.

— Mit Dr. Jakob Eduard Polak, der im Alter von 71 Jahren am 8. Okt. 1891 zu Wien starb, ist einer der vorzüglichsten Kenner und Erforscher Persiens dahingegangen. Dr. Polak begab sich im Jahre 1851 nach Teheran, wo er eine Anstellung als Lehrer an der medizinischen Schule erhalten hatte und, nachdem er die Sprache vollständig bemeisterte, eine segensreiche Thätigkeit entfaltete. Er schrieb mehrere medizinische Leitfäden für seine Zöglinge in persischer Sprache und rückte trotz vielfacher gegen ihn gerichteten Ränke zum Leibarzt des Schahs vor, der ihm ein großes Vertrauen bewies. Polak besuchte einen sehr großen Teil Persiens und wurde während eines neunjährigen Aufenthaltes daselbst mit dem Lande und Volke genau vertraut. Im Jahre 1860 kehrte er nach Wien zurück und schrieb sein zweibändiges Werk „Persien, das Land und seine Bewohner" (Leipzig 1865), noch immer eine der besten und zuverlässigsten Quellen über die Perser, „deren Ruhm zwar in den Thaten der Vergangen-

heit liegt, die aber, noch nicht gealtert, berufen scheinen, in der Welt- und Kulturgeschichte der Zukunft eine nicht unwichtige Rolle zu spielen". Polak ist stets mit Persien und persischen Verhältnissen in enger Beziehung geblieben; er hat das Land auf besondere Einladung des Schahs nochmals besucht und alle jene, die später Persien besuchten, mit Rath und That unterstützt, wie er denn ein überaus gefälliger und dabei bescheidener Gelehrter war. Sowohl die Mitteilungen der Geographischen wie der Anthropologischen Gesellschaft in Wien enthalten wertvolle auf Persien und seine Altertümer bezügliche Beiträge aus Polaks Feder.

— Die deutsche Grönlandexpedition unter Dr. von Drygalski (vergl. oben S. 15), welche als Vorbereitung für eine größere Expedition im nächsten Jahr unternommen wurde, ist am 18. September wieder in Kopenhagen gelandet und am 10. Oktober erstattete der Leiter darüber Bericht in der Berliner Gesellschaft für Erdkunde. Am 3. Mai fuhren die Herren von Drygalski und Baschin (Meteorolog) von Kopenhagen ab und langten am 16. Juni in Jakobshavn in Westgrönland an, von wo sie den nach dem Ort benannten Gletscher, der durch die große Oscillation seines Randes bekannt ist, besuchten. In einem Umiak fuhren sie sodann nach Ritenbenk, das nahezu unterm 70. Grad nördlicher Breite auf einer Insel im Vaigat-Fjord liegt, und von da um die Halbinsel Nugsuak herum in den Umanaks-Fjord nach Umanak. Von dort, bezw. von Ikerasak wurden Rekognoszierungsfahrten zum Festlande, und zwar zu dem Karajak-, Sermilik- und Itivdliarsuk-Gletscher unternommen, welche Gelegenheit gaben, das Inlandeis und die mit demselben in Zusammenhang stehenden Gletscher zu besichtigen, während ein Abstecher nach Kome auf Nugsuak das Beispiel eines lokalen, vom Binnenlandeis getrennten Gletschers bot. Der Karajak-Gletscher im Innern des gleichnamigen Fjords, der den innersten Winkel des Umanak-Fjords bildet, wurde für die Anlage der Beobachtungsstation in Aussicht genommen. Die Rückkehr des Dampfers zwang die Reisenden, Umanak bereits am 29. Juli zu verlassen. Die Beobachtung der Gletscherbewegung ist am besten am Sermilikgletscher ausgeführt worden. Zu letzterem wurde am 7. Juli der Aufstieg über ein Plateau unternommen. Kein fließendes Wasser war zu sehen, nur Eisfelsen durch Wasserfälle miteinander verbunden. Von der Plateauhöhe aus war kein Zeichen der Bewegung zu verspüren. Am 13. Juli gelangte unser Reisender an den Gletscherrand. Hier führten ihn vorgenommene Messungen, für welche sechs Eisspitzen zu Haltpunkten genommen wurden, zu der Feststellung der Bewegung; er konnte in einzelnen Fällen eine Geschwindigkeit von 6 bis 7 m innerhalb 24 Stunden, bei der mittleren Eisspitze sogar die von 16 m beobachten. Durch das Fernrohr gesehen, tritt die Bewegung mit ganz deutlicher Wahrnehmbarkeit hervor.

— Die ehemalige Verbindung zwischen Australien und Neuseeland. Wie neuere Entdeckungen in posttertiären Ablagerungen auf der Lord Howe-Insel auf eine ehemalige weitere Ausdehnung des australischen Kontinentes nach dieser Richtung schließen lassen, so sind die zu verschiedenen Zeiten gemachten Fossilfunde von Moa-artigen Tieren in Australien geeignet, die Vermutung von der ehemaligen Verbindung von Neuseeland und Australien nahe zu legen. Die ersten dieser Funde (hiervon einer in Drift 50 m unter der Oberfläche) wurden von Owen einer neuen, zwischen Emu und Moa stehenden Gattung, Dromornis, zugewiesen. Vor einigen Jahren wurde abermals ein fossiler Vogelrest gefunden, welcher keine Übereinstimmung mit Casuar, Emu, Rhea oder Struthio zeigt, wohl aber vollständig dem Moa gleicht. Auffällig ist die Seltenheit dieser Überreste in Australien. Vielleicht erklärt sich dieselbe daraus, daß der Wohnort der Tiere hauptsächlich den von der Drift nicht erreichten Teilen des Kontinentes angehörte. Sr.

— Indischer Ozean. Nach dem Berichte der indischen Meeresaufnahme für 1890 bis 1891 hat das Schiff „Investigator", Kapitän Hoskins, unter 9° 34′ nördl. Br. und 85° 43′ östl. Länge bei 1997 Faden die Grundproben gewonnen, welche bis jetzt die aus der größten Tiefe des Indischen Ozeans erhaltenen sind. Wie der an Bord befindliche Naturforscher Alcock angiebt, traf man bei dieser Tiefe auf den Globigerinaschlamm und Stückchen Bimsstein. Gefunden wurden noch Kieselschwämme, Stacheln von Hyalonema, eine lachsfarbene Seeanamone mit roten Tentakeln, die brisingartige Freyella benthophila, ein neuer Hyphalaster, ein Marsipaster, zwei Ophiuriden, drei Holothurien, eine große Amphipode, ein blinder Crangonid, drei großschwänzige Krebse, ein Scapellum, leere Anelidenröhren. („Nature".)

— Dr. Richard Rackwitz, Redakteur in Bochum, früher Oberlehrer in Nordhausen, bekannt durch seine Forschungen auf dem Gebiete thüringischer Volkskunde und Mythologie, starb am 18. September, 41 Jahr alt. Von seinen Arbeiten sind hier zu erwähnen: „Zur Volkskunde von Thüringen, insbesondere des Helmegaus", mit Karte, 1884 und im Verein mit K. Meyer „Der Helmegau" 1888. Beide in den Mitteilungen des Vereins für Erdkunde zu Halle.

— Aberglauben in Rußland. In Samara kam vor einiger Zeit bei Gelegenheit eines gerichtlichen Prozesses ein merkwürdiger Aberglaube an das Tageslicht. Einige Kilometer von Samara wurde von den Wogen der Wolga ein Sarg mit einer weiblichen Leiche ans Ufer geworfen, am Halse der Leiche waren zwei Steine befestigt. Die Leiche wurde als die der Bäuerin Anna Baranowa erkannt, die, an den Folgen der Trunksucht erkrankt, gestorben war. Man ermittelte nun, daß vier Bauern des Dorfes Kuromtrcho (Kreis Stawropol, Gouvernement Saratow) auf Anordnung des Dorfältesten Parfenow den Sarg mit der Leiche ausgegraben und in die Wolga gelegt hatten. Es war damals im Frühjahr sehr trockenes Wetter und im Dorfe herrschte der Aberglaube, daß die Bestattung eines Säufers oder eines Gemordeten auf dem Dorfkirchhof die Ursache eines regenlosen Frühjahrs sei; die Bauern beschuldigten nun die Leiche der begrabenen Anna Baranowa, die Dürre des Frühjahrs verursacht zu haben. — Um diese Ursache zu beseitigen, holten vier Bauern den Sarg mit der Leiche aus dem Grabe und versenkten ihn in die Mitte des Stromes. Die angeklagten Bauern bekannten offen ihre That und die Veranlassung zu derselben. — Aus ihren Worten ging hervor, daß sie in ihrem Vorgehen nichts Tadelnswertes erblickten, im Gegenteil eine Heldenthat sahen und sie im Interesse des allgemeinen Wohls ausgeführt hatten, — sie hatten die drohende Folge der Trockenheit vorausgesehen und hofften durch ihr thätiges Eingreifen die Gefahr abzuwenden. — Die Verteidigung suchte nachzuweisen, daß die Angeklagten aus Unwissenheit so gehandelt hatten, in der sicheren Überzeugung, etwas Gutes zu thun, dennoch wurden die vier Bauern und ihr Ältester zu zwei bis vier Monat Gefängnishaft verurteilt.

(Nowoje Wrjemä, 5494.)

— Eine Eisenbahn in Tongking von Phu-lang-Thuong nach Lang Son wurde am 21. Juni dem Verkehr übergeben.

Herausgeber: Dr. R. Andree in Heidelberg, Leopoldstraße 27. Druck von Friedrich Vieweg und Sohn in Braunschweig.

Bd. LX. Globus. Nr. 19.

Illustrierte Zeitschrift für Länder- und Völkerkunde.

Begründet 1862 von Karl Andree.

Herausgegeben von Richard Andree.

Druck und Verlag von Friedrich Vieweg & Sohn.

Braunschweig. Jährlich 2 Bände in 24 Nummern. Durch alle Buchhandlungen und Postanstalten zum Preise von 12 Mark für den Band zu beziehen. 1891.

Zur Kenntnis der religiösen Anschauungen der Bataks.

Von C. M. Pleyte Wzn,

Konservator des ethnographischen Museums der Königl. Zoologischen Gesellschaft Natura artis magistra in Amsterdam.

I.

Obwohl über die Religion der Bataks auf Sumatra schon ziemlich viel geschrieben ist — wir nennen hier z. B. die treffliche Abhandlung von Prof. Dr. G. K. Niemann in Delft und die Stellen aus dem bekannten „Animisme“ des vor kurzem in Leiden verstorbenen Prof. Dr. G. A. Wilken —, bleiben immer noch einige religiöse Anschauungen für eine mehr eingehende Besprechung übrig, die wir in den folgenden Zeilen liefern wollen.

Es sollen hier einige Gegenstände näher untersucht werden, welchen der Batak früher göttliche Verehrung gezollt hat, und einige andre, welche er sich noch heute als mit übernatürlicher Macht ausgerüstet denkt. Weil aber eine Beschreibung dieser nicht wohl möglich war, ohne einige seiner religiösen Anschauungen zu berühren, war es nötig, einzelne Hauptpunkte seiner Religion, insofern sie sich auf die zu besprechenden Gegenstände beziehen, mit in Betracht ziehen zu müssen. Hierdurch wurde unsre Abhandlung ein wenig ausführlicher, als wir beabsichtigt hatten, aber die Gegenstände, wovon die Rede sein wird, sind, wenigstens unsrer Meinung nach, von so großer Bedeutung für die Erklärung einiger religiöser Handlungen der Bataks, daß wir geglaubt, uns nicht auf eine einfache sachliche Beschreibung beschränken zu müssen, um so mehr nicht, weil die zu erwähnenden Gegenstände zum größten Teile Unica sind, welche nur im hiesigen Museum vorgefunden werden.

Die Gegenstände, die wir im weiteren Kreise bekannt zu machen uns erlauben, sind:

I. Ein hölzernes Hühnerbild „Manuk-Manuk“ aus Silindung.
II. Ein Kleid der Seele „Ulos ni tondi“ von Pangaloan.
III. Einige Amulette „Pagar“.
IV. Ein paar hölzerne Ahnenbilder „Debata idup“.
V. Ein hölzernes Bild „Si Patulpak“.
VI. Eine Zauberdose „Mangayang-ayang“.
VII. Eine Maske „Toping“.

Diese sieben Gegenstände wurden unter andern Sachen vom Missionar Herrn van Asselt während seines Aufenthalts in den Batakländern gesammelt und später von Herrn Dr. jur. J. Sillem in Amsterdam, der sie von Herrn van Asselt gekauft, dem Ethnologischen Museum der Königlich Zoologischen Gesellschaft „Natura Artis Magistra“ daselbst als Geschenk übergeben, wo sie bis jetzt eine Zierde der Bataker Sammlungen ausmachen.

I. Der Manuk-Manuk[1]), Fig. 1.

Nach Angabe von Herrn van Asselt wurde diesem Bilde von der Bevölkerung von Silindung längere Zeit als Hauptgott gehuldigt. Das Bild selber ist aus einer leichten, ziemlich weichen Holzart angefertigt. Kopf, Schwanz, Flügel und Beine sind lose am Rumpf befestigt, welcher massiv und mit einer Aushöhlung im Rücken versehen ist, die mittels einer Klappe verschlossen werden kann. In dieser Aushöhlung befindet sich der halb vertrocknete Kadaver eines Huhnes, das, nachdem ihm der Hals abgeschnitten und es verblutet war, in das hölzerne Bild verschlossen wurde, damit es seine Seele demselben übertragen konnte. Das Abbild selbst stellt das Huhn in fliegender Stellung dar, wie aus der Haltung der ausgespreizten Flügel hervorgeht. Letztere, wie das ganze Bild sind braunrot angestrichen, und mit schwarzen Linien und sonstigen Figuren, die wohl Federn andeuten sollen, mittelst eines groben Pinsels bemalt. Das Bild war mittels einer Schnur von Idjuh (Arengafasern) in der Wohnung des Radjas von Silindung aufgehängt. Hier hing es auch während der Zeit, daß Herr van Asselt die christliche Lehre in den Batakländern predigte. Zu Zeiten von Krieg, Hungersnot und Epidemieen, also lautet eine diesem Hühnerbildnis hinzugefügte Notiz, wurde der Manuk-Manuk zu Rate gezogen; auch wurden Reinigungseide vor dem Bilde geleistet. War z. B. jemand eines Verbrechens angeklagt, das begangen zu haben er leugnete, so wurde er vor das Bild geführt, welchem er zunächst ein

wenig Reis als Opfergabe darbringen mußte. Danach sprach er es an wie folgt: „Wenn ich schuldig bin, wessen ich angeklagt wurde, mögen meine Nachkommen von den Hühnern verzehrt werden, o Großvater Manuk-manuk! Wenn ich aber unschuldig bin, erbitte ich Euren Segen. Laßt mich durch Eure Macht reich werden und über meine Feinde herrschen." Warum die Bataks das Hühnerbild verehrten, waren sie während Herrn van Asselts Aufenthalt unter ihnen sich nicht mehr bewußt. Er selber giebt denn auch keine nähere Auskunft darüber. Jedoch glauben wir dafür einen Grund gefunden zu haben, zum besseren Verständnis ist es aber nötig, zuerst auf die Schöpfungsgeschichte einzugehen, wie sie heutzutage unter den Bataks von Silindung erzählt wird.

„Im Anbeginn", fängt diese Erzählung an, „waren im Himmel ein Vater und eine Mutter. Der Vater hieß Umpang Guru Diatas, die Mutter Butara Diatas. Sie hatten drei Söhne: Tuan Banua Kolieng, dieser war der älteste, Tuan Samsah Hinei, dieser war der zweite, und Tuan Paduka Niadji, welcher der jüngste war. Eines Tages fragte der Vater seinen ältesten Sohn: „Was wünschest du?" Da antwortete er: „Ich wünsche Tawar" (die Heilung aller Krankheiten). Darauf fragte der Vater seinen zweiten Sohn: „Und was möchtest du haben?" Dieser erwiderte: „Puminakan beganding toa" (Bilsenöl zu einem Zaubermittel, die Erhörung aller seiner Gebete, Unverwundbarkeit im Krieg). Schließlich fragte der Vater seinen Jüngsten nach seinem Begehr. Dieser bat um Rergkabak kabak (die Macht, den Wind herbeizurufen).

Alle Wünsche wurden vom Vater gewährt. Nicht lange danach, fragte der Vater seinen ältesten Sohn wieder: „Wo willst du wohnen?" Die Antwort lautete: „Ich bin der älteste, also bleibe ich im Himmel." Nun fragte er den zweiten Sohn, wo er sich niederlassen wollte. Er wählte sich die Mitte, die Erde, um dort eine Stadt zu erbauen. Darauf hing der Vater seinen zweiten Sohn auf, damit er nicht herunterfallen konnte. Doch es kamen Winde aus dem Osten und dem Westen, so daß der Knabe heftig zu schwanken anfing. Dieser nahm darauf sein Öl, und rief seinen Vater zur Hilfe, welcher wehklagend ausrief: „Ach, mein Kind hat keine Stelle, um auszuruhen." Darauf warf er eine Handvoll Erde entlang dem Seile, an welchem der Knabe hing, die, unten angekommen, einen ganzen Topf füllte, so daß der Knabe sich darauf setzen konnte. Nun fragte der Vater seinen jüngsten Sohn: „Und du, wo willst du leben?" Dieser sagte: „Im Batang di toruh" (in der Unterwelt).

Kaum war dieser hier angelangt, als er, nach oben blickend, bemerkte, daß er seinen Vater nicht mehr sehen konnte, weil die Erde zwischen ihnen war. Er flehte deshalb seinen Vater an, die Erde zu zerstreuen. Die Winde wurden aufgeboten und zerstreuten die Erde.

Darüber weinte aber der zweite Sohn, so daß der Vater fragte: „Warum weinst du?" Und nach unten blickend sah er, daß die Erde verschwunden war. Jetzt sandte er wieder eine Hand voll Erde hinunter, welche alsbald eine Schüssel voll bildete. Nachdem sich dies siebenmal nacheinander wiederholt hatte, war die Erde so beschaffen, wie sie jetzt ist. Als nun der jüngste Sohn zum achten Male die Erde wieder zerstören wollte, wurde der zweite böse; er nahm ein Eisen und durchstach seinen Bruder mit soviel Kraft, daß es durch die Erde in die Unterwelt eindrang, so daß die Erde feststand. Darauf steckte er acht Quereisen durch den aufstehenden Stab, worauf er große Steine legte, die er mit Erde bedeckte (die verschiedenen Erdlagen) und als er damit fertig war, kamen Regen und Wind. Einige Zeit danach dachte er, ich will ein Haus erbauen, und er nannte es Selindung Buah. Zufällig kam auch ein Weib herbei, von wo sie kam, wußte er nicht, doch er machte sie zu seiner Frau.

Eines Tages, als er auf der Treppe seiner Wohnung saß, sich in der Sonne zu erwärmen, sah er, wie ein Huhn geflogen kam und sich auf sein Haus niedersetzte. Seine Frau sah es auch; nahm eine eiserne Stange und schlug das Huhn tot. Dieses Huhn hieß Manuk Kredjan-Kridjan. Der Kopf des Huhnes wurde ein Götzenbild, der Schnabel eine Goldschmiedzange, der Kopf eine Goldwage, der Magen Gold und Silber (oben Gold, unten Silber), die Federn Bäume, Blätter und allerlei Pflanzen, der Schwanz Zuckerrohr, die Eingeweide Gewächse, weil das Huhn allerhand Futter gefressen hatte, seine Federn, die Flügel und Pfoten wurden heilsame Kräuter, das Fleisch Erde, das Blut Wasser. Damit war die Erde vollständig [2])".

Fig. 1. Manuk-Manuk.

Kehren wir jetzt zu unserm Hühnerbilde zurück. Im Zusammenhang mit der oben mitgeteilten Überlieferung scheint es uns, daß die Verehrung dieses Hühnerbildes nur als ein Überbleibsel der Verehrung des Manuk Kredjan Kridjan, der Erde, angesehen werden kann. Und dies wohl um so mehr, weil das Huhn, welches unter dem Namen Manuk Kredjan herangeflogen kam, nach seinem Tode die Erde erst zur Erde machte. Erde, Wasser, Gold, Gewächse, kurz alles, was der Mensch zu seinem Unterhalt bedarf, wurde durch das Huhn geschaffen. Es entstand die bebaute Erde, mit Pflanzen und Gewächsen, mit nützlichen Mineralien und den Geräten zur Bearbeitung derselben. Die eben geschaffene Welt, öde und steinig, war plötzlich nach dem Tode des Huhnes zur menschlichen Ernährung fähig. Nach unserer aus der Sage abgeleiteten Ansicht ist der Manuk Kredjan-Kridjan nur eine Personifikation der Erde, die ehemalige Verehrung des Hühnerbildes, die Verehrung des Manuk Kredjan-Kridjan. Ziehen wir hierbei in Betracht, daß bei dem Bilde Reinigungseide

abgeleistet wurden, dann tritt dies noch um so deutlicher hervor. Wir wissen auch, daß es bei verschiedenen indonesischen Stämmen Sitte ist, bei einem feierlichen Eide die Erde anzurufen. Bei den Redjangern und den Bewohnern der Lampongschen Distrikte, um uns auf Sumatra zu beschränken, wird noch heute bei der Erde geschworen. Sie wird zum Zeugen aufgerufen dadurch, daß sie ihre Hände darauf legen, daß der, welcher den Schwur leistet, nur die Wahrheit sagt[3]). Dasselbe geschah vor dem Mannkbilde. Welchen Zweck, fragen wir also, konnte sonst das Schwören bei dem Mannk haben, wenn nicht dabei ursprünglich an eine Personifizierung der Erde gedacht wurde?

Um so mehr verdient diese Frage Aufmerksamkeit, weil, so weit unsre Kenntnis über die religiösen Anschauungen der Indonesier reicht, mehr und mehr deutlich wird, daß eine Verehrung der Erde beinahe bei allen Stämmen stattgefunden hat[4]).

II. Der Ulos-ni-tondi, Fig. 2.

Der zweite Gegenstand, über welchen wir einiges mitteilen möchten, ist ein länglich-viereckiges, gestreiftes Seidentuch, am schmalen Rande abwechselnd mit roten, weißen und schwarzen Glasperlen benäht.

Die Bataks von Pangaloan, ein Stamm im Tobagebiet, haben diesem Kleide mehr als zwei Jahrhunderte lang göttliche Verehrung gezollt, weil es, ihrer Meinung nach, einer gar mächtigen Seele (tondi) zur Wohnung diente. Tondi, dies sei allererst bemerkt, ist der allgemeine Name für Seele, einerlei ob sie einem Menschen, einem Tiere, einer Pflanze oder einer Sache angehört. Der Begriff Tondi ist für alle Bataks derselbe; die Auffassung ihres Wesens läuft aber ein wenig auseinander.

Fig. 2. Ulos-ni-tondi. „Kleid der Seele."

Die menschliche Tondi, um hiermit zu beginnen, stellen die Bataks der nördlichen Teile des noch unabhängigen Gebietes sich dreifach vor. Dr. Hagen berichtet darüber folgendes: „Ich habe stets nur von drei Seelen gehört, von denen zwei beständig im Körper bleiben, während die dritte stets außerhalb des Körpers, aber trotzdem im innigsten Zusammenhange mit ihm verbleibt. Diese drei Seelen heißen: Tondi Signliman oder Sipar Gongom, Tondi Siantahara und Tondi Sichorchor. Diese letztere ist die außerhalb des Körpers verweilende. Stirbt dieselbe, wo sie sich auch gerade befinden möge, so ist auch der Mensch noch in der nämlichen Stunde tot. Die zwei im Körper befindlichen Seelen werden frei, und steigen als Sumangot vom Niedergang der Sonne, vom Westen her, den Pfad empor zu Debatas Wohnung, wo sie ein paradiesisches Leben in ewigem Wohlergehen und Lustbarkeit genießen. Das ist das Leben des guten Menschen nach dem Tode. Ist der Mensch jedoch ein böser, und das Maß seiner Übelthaten gefüllt, so wird seine Tondi Sichorchor im Westen verbrannt, worauf auch der Mensch sofort tot niedersinkt. Die zwei andern Seelen können den Pfad, der zu Debata führt, nicht finden, sondern müssen ebenso wie die Seelen der Gemordeten und Gefallenen unstät auf Erden umherirren, fahren bald in den Körper reißender Tiere, bald in Baumstämme, bald in Felsen oder Wasser, sie führen ein sozusagen ahasverisches Dasein, niemandem zur Freude, allen zum Leid, da sie auch die Macht besitzen, den Menschen zu schaden. Die Seelen derjenigen, welche weder gut noch böse gelebt haben, wohnen auf Baumwipfeln ꝛc., aber nicht für immer und ewig, sondern nachdem Debata „siebenmal die Form, in welche die Seele gefahren, zerbrochen hat", können auch sie zu der ewigen Freude eingehen"[5]).

Die mehr südlich wohnenden Stämme, namentlich die, welche bei und im Stromgebiet der Pane- und Bilaflüsse ansässig sind, glauben an sieben Seelen, von denen eine ebenfalls im Himmel wohnt und den Namen Tondi si djungdjung führt. Von zweien konnte Herr Neumann, dessen Aufsatz diese Angabe entnommen ist, den Namen nicht erfahren, die andern dagegen heißen Tondi margomgom, Tondi andarasi, Tondi palokpalok und Tondi andaruhur. Diese sieben Seelen beherrschen des Menschen Wandel. Welchen Wirkungskreis jede besondere Seele zu erfüllen hat, weiß der Batak aber nicht. Sie glauben aber, wie ihre Brüder im Norden, an einen siebenfachen Tod. Weil auch bei ihnen die Vorstellung besteht, daß die Seele den Körper nach Belieben verlassen kann, sind sie immer darauf bedacht, bei Gelegenheiten, wobei man die Seele am meisten nötig hat, ihrem Entwischen zuvorzukommen. Bei Gastmahlen z. B. wird man die ganze Wohnung geschlossen finden, damit die Tondi gezwungen wird, an der Freude teilzunehmen und von allen Leckerbissen, welche aufgetragen werden, mitessen kann. Im Krankheitsfalle nimmt man Arzneien ein, damit die Tondi zu ihrer Genesung davon Gebrauch machen soll, ausgenommen, wenn man glaubt, daß sie den Körper verlassen hat. Ist dies der Fall, hat sie die Flucht ergriffen, was nur durch Einfluß von bösen Geistern der Fall sein kann, die sie verscheucht und ihre Stelle eingenommen haben, um den Menschen zu quälen, dann muß man bestrebt sein, diese mit allen Mitteln auszutreiben und die Tondi wieder zurückzurufen. Kommt sie aus eigenem Antriebe zurück, dann ist der Kranke bald wieder gesund, bleibt sie aber weg, dann muß er sterben[6]).

Das hier oben Ausgeführte gilt aber ausschließlich für die höher Stehenden, wie z. B. die Häuptlinge und Priester; das gemeine Volk weiß hiervon so gut wie nichts. Letzteres kennt nur eine Tondi, von der man glaubt, daß sie auf dem Haupte ihren Sitz habe[7]).

Alle Bataks aber, vornehme wie geringe, denken sich die Seele als eine Schutzfrau des Körpers. Bei gegenseitiger Berührung sagen sie u. a. „turkis do hamu, turkis do tondimu", d. h. „sei gesegnet und ich dabei, heil sei deiner Seele", während sie bei Verfluchungen einander zurufen: „tondimu alomu", „meine Seele sei Dein Feind"[8]).

Außer dem Menschen erkennt, wie wir schon oben erwähnten, der Batak auch Tieren, Pflanzen und leblosen Gegenständen eine Seele zu. Unter den Tieren sind es besonders Tiger, Schlangen, Eidechsen ꝛc., welche als beseelt betrachtet werden, während unter den Pflanzen der Reis hier in Betracht kommt. Die Bataks von Sipirok z. B. opfern, sobald als der Reis in die Ähren zu schießen beginnt, der Tondi ni eme, der Seele des Reises, weil sie sonst fürchten müssen, leere Ähren zu ernten[9]).

Von dem Dogma endlich, das auch leblose Gegenstände eine Seele haben können, finden wir ein Beispiel in der Erzählung Si Djohana. Aus dieser geht hervor, daß ein Handwerker, ein Schmied, seine Werkzeuge und sein Eisen als Opfer spendet, damit seine Arbeit ohne Verzögerung verlaufen kann[10]). Ein andres Beispiel liefert die Verehrung der Ulos ni tondi. In Kriegszeiten oder wenn Epidemieen die Bevölkerung mit Untergang bedrohten, wurde es aus einem

Kasten, worin es aufbewahrt war, hervorgeholt und unter Darbringung von Opfern gebeten, den Krieg oder die Seuche abzuwenden. Das Opfer bestand aus Reis, mananti[11]). Nachdem die Zeremonie vorüber war, wurde es wieder sorgfältig aufgehoben.

1) v. d. Tuuk, Holl. Bataksch Woerdenboek, i. v. manuk.
2) Dr. Haan, Verslag eener reis in de Bataklanden. Verhandl. v. het. Bat. Gen. v. K. en W. Th. XXXVIII, S. 14 ff.
3) Wilken, Het Strafrecht by de Volken van het Maleische ras. S. 54.
4) Wilken, Het Animisme by de Volken van den Oost Indischen Archipel, Teil I, S. 149—158. Siehe auch unsere Notiz: Radja Braïl Indische Gids 1891.
5) Hagen, Beiträge zur Kenntnis der Battareligion. Tydschrift v. Ind. T. L. en Vk. Teil XXVIII, S. 514—515.
6) Neumann, Het Pane- en Bila-stroomgebied op het eiland Sumatra. Tydschrift v. het Kon. Ned. Aardryksk. Gen., II. Serie, Th. III, Abteilung: Mehr ausgedehnte Aufsätze Nr. 2, S. 300 ff.
7) v. d. Tuuk, Bataksch-Hollandsch Woerdenboek, i. v., tondi.
8) Neumann, o. c., S. 301; v. d. Tuuk, o. c., i. v. tondi.
9) Niemann, Bydrage tot de Kennis van den Godsdienst der Bataks. Tydschrift v. Nederlandsch Indië, 1879, Teil I, S. 294.
10) Niemann, Mededeelingen omtrent de Literatuur der Bataks. Bydragen t. d. T. L. en Vk. van Ned. Indië, 3. volgreeks, Teil I, S. 118.
11) v. d. Tuuk, o. c., i. v. santi. Wilken, Het Animisme by de Volken van den Oost Indischen Archipel, Teil I, S. 33.

Die Ursachen der Oberflächengestaltung des norddeutschen Flachlandes.

Von Dr. A. Sauer.

Unter obigem Titel bringt das erste Heft des vierten Bandes, S. 1 bis 166, der Forschungen zur deutschen Landes- und Volkskunde (herausgegeben von A. Kirchhoff) von Dr. F. Wahnschaffe eine recht vollständige zusammenfassende Darstellung über die Beziehungen der glazialen Ablagerungen der norddeutschen Tiefebene zur Oberflächengestaltung. Eine derartige Veröffentlichung von zuständiger Seite wird das größere geologische und geographische Publikum um so mehr mit Freude begrüßen können, als die in den letzten zwei Jahrzehnten schnell zu großer Entfaltung gelangte Diluvialgeologie sich schon so beträchtlich in Einzelheiten vertieft hat, daß es dem Fernstehenden nicht leicht wird, den Fortschritten dieses Teiles der Geologie zu folgen. Es dürfte darum auch den Lesern dieser Zeitschrift nicht unwillkommen sein, durch eine ausführlichere Besprechung das Wesentlichste des reichen Inhaltes obiger Abhandlung kennen zu lernen. Derselbe gliedert sich in folgende drei Hauptteile: a) Beziehungen zwischen dem Untergrunde des Quartär und der Oberfläche; b) Einfluß der Eiszeit auf die Oberflächengestaltung; c) Veränderungen der Oberfläche in der postglazialen Zeit.

Die nach Osten allmählich in das große russische Tiefland verlaufende norddeutsche Tiefebene, deren spitzwinkelig dreieckige Umrißformen durch die Streichrichtung der sie begrenzenden Mittelgebirge einerseits und durch den Verlauf der Küste andrerseits im wesentlichen bedingt ist, läßt sich etwa von Süd nach Nord in folgende Zonen zerlegen:

1. An den Rand der mitteldeutschen Gebirge schließt sich das subsudetische, sächsische und subherzynische Vorstufenland, ein wellig-hügeliges Bergland und Hauptverbreitungsgebiet des Löß.

2. Dann folgt durch eine mehr oder weniger breite, flache Senke getrennt, die Zone der südlichen Höhenrücken (die Trebnitzer Berge 311 m, Katzenberge, das Niederlausitzer Hügelland, der nach Süden steil abfallende, nach Norden sich allmählich verflachende Fläming, die Lüneburger Haide), ein durch die Thalzüge der nach Norden strömenden Gewässer vielfach durchschnittenes Gebiet, das durch reichliche Sandablagerungen ausgezeichnet ist, während Blocklehm als Oberflächenbildner sehr zurücktritt. (Die Sandablagerungen dieser Zone scheinen ganz allmählich in die Lößbildungen überzugehen, wenigstens im Bereiche Nordsachsens. D. Ref.)

3. Der mittlere Teil des norddeutschen Flachlandes, eine mannigfach zerschnittene Hochfläche darstellend, die von großen, breiten, in der Unterelbe sich vereinigenden, mit Thalsand, Moor und Schlick erfüllten Diluvialthälern durchzogen wird. Seen fehlen hier noch auf dem Plateau. Ganz allmählich steigt dieses nach Norden zu in:

4. den baltischen Höhenrücken an, jene charakteristische, auf der jütischen Halbinsel beginnende, parallel zur Küste umbiegende und in nordöstlicher Richtung durch Mecklenburg, die Uckermark, Pommern bis Danzig streichende Bodenwelle, welche hier im Turmberge mit 331 m ihren höchsten Punkt erreicht. In ihrem Bereiche waltet Geschiebemergel vor und ist der Reichtum an geschlossenen Einsenkungen und Seen charakteristisch. Die preußische Seenplatte setzt etwas südlicher ein, besitzt aber dieselbe Streichrichtung.

5. Nach der Küste zu flache Sandebenen, Moorgebiete und horizontale Geschiebemergellandschaften, ähnlich gestaltetes Niederungsgebiet westlich der Aller: das Gebiet der unteren Weser, Hunte und Ems.

Vielfach und schon in sehr früher Zeit hat man die Oberflächengestaltung der norddeutschen Tiefebene, den Verlauf der Bodenerhebungen und Vertiefungen, die Richtung der Thäler u. s. w. mit den tektonischen Hauptlinien des die angrenzenden deutschen Mittelgebirge beherrschenden Aufbaues in Verbindung gebracht; besonders glaubte man folgende drei Richtungssysteme wesentlich beteiligt: das erzgebirgische (SW bis NO), das herzynische (SO bis NW) und das rheinische (N bis S).

In manchen Fällen werden solcherlei Beziehungen wohl kaum geleugnet werden können, wenn man berücksichtigt, daß es E. Geinitz allein für Mecklenburg gelang, nicht weniger denn sieben SO bis NW streichende, nahe an die Oberfläche tretende Züge von Flötzgebirge festzustellen. Die auf Helgoland zu Tage tretenden Gebirgsglieder (Buntsandstein, Muschelkalk, Jura, Kreide) treffen in ihrer südöstlich verlängerten Streichrichtung genau auf die Muschelkalk- und Kreideschichten bei Lüneburg. In Ost- und Westpreußen ist Kreideformation 27 mal erbohrt worden. Bekannt ist die Muschelkalkklippe bei Rüdersdorf; die Dyasformation durchragt das Diluvium, ohne daß tektonische Beziehungen zwischen diesen Punkten sich auffinden ließen, bei Husum, Seegeberg,

Stade, Lüneburg, Sperenberg. Die mutmaßlich großen Unebenheiten des älteren Gebirgsuntergrundes wurden jedenfalls beträchtlich durch die sich auflagernden Schichten der Tertiärformation ausgeglichen, neue Niveaudifferenzen aber durch die vorwiegend in der jüngeren Tertiärzeit (Miozän) sich energisch kundgebenden Gebirgsstörungen geschaffen, die sicher das Gebiet der norddeutschen Tiefebene nicht unbeeinflußt gelassen haben, da diese Dislokationen sich viel weiter

Rundhöcker aus Granit in der Spittelforst bei Kamenz in Sachsen. Nach einer Photographie von Dr E. Weber.

erstrecken, als man sonst glaubt und nach v. Könen z. B. ein Zug derartiger Störungen sich kontinuierlich von Osnabrück über Koburg bis Linz verfolgen läßt.

Nicht unwahrscheinlich ist es, daß diese Bewegungen der Erdrinde bis in die Diluvialzeit sich fortgesetzt haben, wie z. B. aus Profilen an der Ostseesteilküste geschlossen werden muß,

Geröllzug von Neu Rosow bei Stettin. Nach einer Photographie von Dr. Lattermann.

wo Kreide und älteres Diluvium in sehr deutlichen Verwerfungen aneinander grenzen. So sieht auch A. Jentsch die Oberflächenformen Ost- und Westpreußens im wesentlichen durch relativ jugendliche Gebirgsstörungen bedingt. Doch muß, wie der Verfasser sicher glaubt, der diluvialen Inlandeisbedeckung und deren Begleiterscheinungen der bedeutendste Einfluß auf die Oberflächengestaltung der norddeutschen Tiefebene zugeschrieben werden. Um die fremden Geschiebe im sogenannten Schwemmlande auf einheimischem Boden zu erklären, hielt L. v. Buch ein Herüberschlendern der Blöcke

von skandinavischer Seite nicht für unmöglich, nahm Sefström eine gewaltige Rollsteinflut an und ließ Lyell die schwedischen Fremdlinge, auf Eisbergen verfrachtet, zu uns gelangen. Doch alle diese Anschauungen vermochten keine befriedigende Erklärung des Diluvialphänomens zu geben, erst der Inlandeistheorie gelang es, das Rätsel zu lösen. Nach dem gegenwärtigen Stande der Wissenschaft muß man annehmen, daß die in der Diluvialzeit die ganze norddeutsche Tiefebene und die angrenzenden Mittelgebirge noch bis in ihre Vorstufen hinauf bedeckende Inlandeismasse eine große Mächtigkeit besessen haben muß, die in den nördlichen Teilen 1000 m erreicht, wenn nicht überschritten hat. Daß einer solchen auf nahezu horizontaler Unterlage fortschreitenden Eismasse soviel Bewegungsfähigkeit innewohnen konnte, um gelegentlich sogar bergan zu schieben, darf nicht mehr bezweifelt werden. Die Ostsee war bereits vorhanden, als die gewaltige Eisbarre vorschob, sie ausfüllte und überschritt. In vieler Hinsicht bietet Grönland, dessen ungeheure Landfläche gegenwärtig sicherlich bis zum 75 Grad nördl. Br. unter einer fast horizontal gelagerten Inlandeisdecke, begraben liegt, Analogien für die diluviale Vergletscherung. Zu den wichtigsten Zeugnissen dieser gewaltigen Gletscherinvasion gehören die charakteristischen Beeinflussungen der damaligen Oberfläche: Glazialschrammen und -Schliffe auf anstehendem Fels, sowie Schichtenstörungen und Aufpressungen des Untergrundes. Abschleifungen von Felskuppen trifft man besonders häufig im südlichen Randgebiete, wo Felsklippen das Diluvium häufiger durchragen. Referent möchte hier ganz besonders darauf hinweisen, daß bereits im Jahre 1847 C. F. Naumann echte Glazialschliffe an den Porphyrkuppen der Hohburger Berge beobachtete[1]), 1875 entdeckte Torell solche an den Muschelkalkkuppen von Rüdersdorf. Letztere Beobachtung gab den bedeutungsvollen Anstoß, welcher dazu führte, die ehemalige Vergletscherung der skandinavischen Halbinsel sich über die ganze nördliche Tiefebene fortgesetzt zu denken. Glazialstreifen auf anstehendem Fels wurden im Bereiche der norddeutschen Tiefebene bisher beobachtet bei Osnabrück, Velpke (nordwestlich von Magdeburg), bei Magdeburg und Gommern, Rüdersdorf, Landsberg, Halle, Taucha, Beucha, Wurzen (Hohburger Porphyr), Oschatz, Lüttichau, Kamenz, Lommatsch, Groß Schweidnitz, Strehlen. Eine ausgeprägt glaziale Rundhöckerbildung zeichnet die Granitkuppen bei Kamenz aus. Umstehende Abbildung, nach einer von dem sächsischen Geologen Dr. E. Weber aufgenommenen Photographie hergestellt, läßt unschwer die charakteristische Form der roches moutonnées erkennen.

Weite Verbreitung besitzen Schichtenstauchungen im alten Gletscheruntergrunde; sie sind wohl verständlich, wenn man berücksichtigt, daß es nicht eine etwa mit unsern alpinen Gletschern vergleichbare, sondern Hunderte von Metern mächtige Eismasse war, die sich auf einem etwas unebenen, meist aus nachgiebigen Schichten bestehenden Untergrunde fortbewegte. So konnte z. B. eine tiefgreifende Aufpressung der Tertiärschichten in nach Süden umgelegte Falten im Grünberger Höhenzuge stattfinden, oder es konnten wallartige Aufstauchungen im Hintergrunde der mit Beginn der Eiszeit an der holsteinischen Küste schon vorhandenen Föhrden hervorgerufen werden, welche gegenwärtig die Eider zwingen, in die Nordsee zu münden. Das Produkt des diluvialen Einschubes ist die überaus bezeichnende, weit verbreitete, noch z. B. in Sachsen bis 20 m mächtige Grundmoräne, eine thonig-grandige Trümmerablagerung, in welcher ohne Ordnung, nach Größe und Schwere das verschiedenste Gesteinsmaterial bei einander liegt; solches aus dem skandinavisch-baltischen Gebiete wiegt meist vor. Die größeren und kleineren Gesteinsbruchstücke (Geschiebe) sind fast immer gerundet, oft ausgezeichnet geschrammt. Es ist sehr wahrscheinlich, daß der diluvialen Inlandeismasse, ebenso wie gegenwärtig der grönländischen, eine sogenannte Oberflächenmoräne gefehlt hat. Die Frage, ob die diluviale Vereisung eine einmalige oder sich wiederholende war, muß gegenwärtig dahin beantwortet werden, daß die norddeutsche Tiefebene sicherlich der Schauplatz einer zweifachen Vereisung war, welche, wie die zwischen unterer und oberer Moräne liegenden Bildungen (Süßwasserschichten, Diatomeenlager, Torflager, marine Schichten mit Cardium edule noch 82 km von der Ostseeküste landeinwärts) beweisen, durch eine längere Interglazialperiode getrennt war. Überdies fehlte es auch nicht an lokalen Oszillationen, die besonders am Südrande während der ersten Vergletscherung eintraten und sich in einer mehrfachen Wechsellagerung von Grundmoräne (Geschiebelehm) mit Flußschotter zu erkennen geben.

Der Einfluß der Ablagerungen des unteren Diluviums auf die Oberflächengestaltung des norddeutschen Flachlandes wird auch deshalb nicht so bedeutend, weil unmittelbar vor und nach dem unteren Geschiebemergel gleichzeitig geschichtete Bildungen abgelagert wurden, welche beide das ursprüngliche Relief veränderten und verhüllten. Über diesen Bildungen der ersten Vereisung, deren Oberflächenformen wieder durch die Flüsse der Interglazialzeit vielfache Veränderungen erlitten, wurden die Ablagerungen der zweiten Vereisung ausgebreitet, die im mittleren und nördlichen Teile des norddeutschen Flachlandes unmittelbar die Oberflächenform bedingen, während sie im Bereiche und südlich vom südlichen Höhenrücken, bis wohin die zweite Vergletscherung nicht reichte, fehlen. Der obere Geschiebemergel, die Grundmoräne der zweiten Vereisung, bildet ausgedehnte Flächen im östlichen Teile von Schleswig-Holstein, Mecklenburg, Brandenburg, Pommern, Posen, Ost- und Westpreußen, scheint jedoch schon westlich der Elbe, wie Klockmann nachgewiesen hat, zu fehlen. Zwei verschiedene Oberflächenformen herrschen in ersterem Gebiete, ebene plateauartige Flächen, welche von nordsüdlich gerichteten, wahrscheinlich durch diluviale Schmelzwässer hervorgerufene Rinnen durchfurcht werden und vereinzelte oder zu Reihen angeordnete Pfuhle oder Sölle, die alten glazialen Strudellöcher, aufweisen (Gegend von Berlin, Posen—Gnesen—Jarotschin, Königsberg—Eydtkuhnen, Küstengebiet von Vor- und Hinterpommern). Am südlichen Rande seines Gebietes geht der obere Geschiebemergel in Geschiebesand über; dieser überzieht öde, eintönige, wenig gegliederte Hochflächen (Lüneburger Haide und die südöstlich angrenzenden Gebiete der Altmark). Ob dieser Geschiebe führende Sand ein Auswaschungsprodukt des Geschiebelehmes durch Gletscherwässer darstellt, wie der Verfasser glaubt, oder ob er zum großen Teil als ein Ausblasungsrückstand dieses Geschiebelehmes zu betrachten ist, worauf die zahlreichen Kantengeschiebe im Sande hinweisen, wurde bisher anscheinend nicht näher geprüft. Die andre Art der Oberflächenbildung im jüngeren Geschiebemergel ist nach dem Verfasser im eigentlichsten Sinne als Grundmoränenlandschaft zu bezeichnen.

Auf geringe Entfernungen weist diese einen raschen Wechsel der Höhenunterschiede auf; zahllose Küppchen und Bodenwellen wechseln schnell und in ganz unregelmäßiger Verteilung mit flachen Einsenkungen, die sich als meist mit Torf und Moor erfüllte rundliche Pfuhle und größere, mehr oder weniger unregelmäßig gestaltete Moore und Seen darstellen. Dieser typische Charakter der Grundmoränelandschaft ist vorwiegend dem baltischen Höhenrücken eigen; sie wurde nach dem Verfasser im großen und ganzen durch das vorrückende Inlandeis der letzten Glazialzeit ausgebildet, während sie

[1]) Hier, wie auch bei Halle, weisen die anstehenden Felsen neben Glazialstreifung auch Sandschliffe auf.

beim Rückzuge desselben, als ein Stillstand auf dem baltischen Höhenrücken eintrat und zur Bildung von Endmoränen Veranlassung gab, nur unwesentliche Veränderungen erlitt. Ganz besonders muß aber gerade auch in diesem Gebiete das Inlandeis, welches nach Ausfüllung des Ostseebeckens gegen die Süd- und Westküste desselben heranflutete, infolge des Widerstandes, den die den Rand des Beckens bildenden älteren Schichten boten, eine zertrümmernde, abtragende und zusammenschiebende Wirkung ausgeübt haben. Auf Grund der geographischen Verteilung läßt sich ferner schwer die Vermutung unterdrücken, daß zwischen der Seenplatte und dem Ostseebecken Beziehungen vorhanden sind, welche sicher in der Eiszeit wurzeln. Eine weitere topographische Eigentümlichkeit im Bereiche des baltischen Landrückens sind weithin verfolgbare, in der Breite zwischen 100 bis 400 m schwankende Geschieberücken, dichte Anhäufungen von chaotisch aufeinander getürmten, mit Sand vermischten Geschieben, Aufragungen, welche bis zu 400 m über die Umgebung sich erheben und welche man gegenwärtig mit ziemlicher Sicherheit auf Endmoränen glaubt zurückführen zu können. Gut bekannt ist bereits die uckermärkische, von Eberswalde bis Fürstenwerder verfolgbare Endmoräne. Das Vorland derselben stellt ein sandiges, von schmalen Wasserläufen und vertorften Rinnen durchzogenes Terrain dar, welches seine Modellierung durch die dem Eisrande entströmenden Schmelzwasser erhielt; von der Endmoräne einwärts gelangt man in die unruhige, vielgestaltige Landschaft der Grundmoräne. Endmoränen haben sicher noch eine größere Verbreitung, als man bisher übersehen kann; nachgewiesen wurden solche noch durch Berendt östlich von der Oder bei Schwiebus; eine große Entfaltung gewinnen sie nach Keilhack auf dem Höhenrücken Hinterpommerns, sie sind in Mecklenburg und Schleswig-Holstein gleichfalls vorhanden. Auch in Pommern bildet die der Endmoräne sich vorlagernde Haidesandlandschaft einen schroffen Gegensatz zur Moränelandschaft. Ihrer äußeren Erscheinungsform auch der Entstehung nach, nicht aber in der inneren Struktur schließen sich den Endmoränen Bildungen an, die aus einzelnen oder in langer Linie angeordneten Hügeln, selbst aus langgezogenen Kämmen bestehen, in der Uckermark, Mecklenburg, Vorpommern und Ostpreußen verbreitet sind und als Durchragungszüge deswegen bezeichnet werden, weil sie vorwiegend aus fluvio-glazialen Ablagerungen bestehend beim Rückzuge oder während einer langen Periode des Stillstandes vor dem Gletscherende emporgepreßt wurden. Unsere zweite Abbildung auf S. 293 veranschaulicht nach einer Photographie von Lattermann einen derartigen endmoräne-artigen Durchragungszug.

Die diluviale Eisbedeckung übte naturgemäß auf die hydrographischen Verhältnisse einen sehr bestimmenden Einfluß aus. Schon längst wissen wir, daß der gegenwärtige Lauf der norddeutschen Hauptströme beträchtlich von der Richtung der diluvialen Stromthäler abweicht, doch erst in der Neuzeit war es möglich, diese Flußläufe im Detail zu verfolgen. Die Richtung der alten Urströme war hauptsächlich eine westliche bis nordwestliche; im Gebiete der Unterelbe flossen sie zusammen, um sich vereint in die Nordsee zu ergießen. Das nördlichste dieser Thäler, das alte Weichselthal, lenkte ab über Bromberg nach Küstrin, folgte Netze und Warthethal, der Finnowniederung nach der Elbe zu; das alte Oderthal ging die Bzura und Ner entlang, in das Warthethal, das Obrabruch zur heutigen Oder, von da durch die Spreeniederung über Berlin—Spandau—Nauen—Friesack und Ferbellin mit dem alten Weichselthale zusammentreffend. Ein südliches, altes Parallelthal, ist das Glogau—Baruther-thal, welches bei Genthin in das alte Elbthal einmündet. Das letztere verläuft längs der schwarzen Elster bis Hoyerswerda, am Südrande des Fläming bis Aken, nordwestlich nach Magdeburg, zuletzt mehr nordöstlich. Die weitere westliche Fortsetzung des Urstromes führte wahrscheinlich die jetzige Ohre entlang, durch die Aller, zur Weser. Durch das System der großen diluvialen Hauptthäler hat das mittlere Gebiet des norddeutschen Flachlandes eine deutliche Gliederung erhalten. Die Thäler bildeten nach Berendt, der sich um Erforschung gerade dieser Erscheinungen sehr verdient gemacht hat, beim Rückzuge des Eises die großen Sammelrinnen, welche quer vor dem Eisrande entstanden und mit ihm sich allmählich nach Norden verlegten. Dadurch, daß die südlichen Hauptströme unter Benutzung toter nordsüdlicher Schmelzwasserrinnen nach dem parallelen, nördlich gelegenem Thale durchbrachen oder auch nur Versuche zu solchen Durchbrüchen machten, erhielten die zwischen den großen Thälern liegenden Diluvialhochflächen eine weitere sehr komplizierte Gliederung. Während das Eis auf den Hochflächen abschmolz und durch die Einwirkungen der Schmelzwässer die Geschiebe führenden Sande als Rückstand der Moräne liegen blieben, sammelten sich die Wasser in den Rinnen und sonderten hier das mitgeführte Material, so daß man nach dem Plateau zu ansteigend immer gröber werdende Sedimente findet. Die ausgedehnten Thalsande, welche in völlig ebener und nur durch spätere Moorbildungen unterbrochener Fläche die zum Teil $1^1/_2$ Meilen breiten Thäler erfüllen, geben denselben einen ganz besonders eintönigen Landschaftscharakter, so daß der Reisende, welcher das norddeutsche Flachland mit den Eisenbahnen durchquert, über die außerordentliche Einförmigkeit erstaunt ist. Der Grund hierfür liegt darin, daß die Hauptеisenbahnlinien die großen diluvialen Längsthäler und die sie verbindenden Durchbrüche benutzten. Gerade der Thalsand ist es, der so recht eigentümlich mit seinen geraden, tiefen Sandwegen in endlos scheinender Perspektive die Mark Brandenburg ihres Sandes halber in Verruf gebracht hat. Die große Friedrichstraße in Berlin verdankt ihre fast genau eine halbe Meile lange, vollkommen gerade und zugleich horizontale Linie in erster Reihe dem Thalsande, auf welchem sie in der Hauptsache erbaut ist.

Im Bereiche des an die norddeutsche Tiefebene angrenzenden Vorstufenlandes breitet sich der Löß aus, welcher hauptsächlich im südlichen und südwestlichen Randgebiete am besten bekannt ist, den fruchtbarsten Kulturboden liefert, und so auch die Fruchtbarkeit der gesegneten Magdeburger Börde bedingt, hier aber offenbar nicht ganz typisch entwickelt ist, da ihm die sonst in jedem typischen Lößgebiete häufigen Lößschnecken fehlen. Verfasser hält den Löß der Magdeburger Börde und damit auch den Löß im ganzen Bereiche der norddeutschen Tiefebene für fluviatil. Die Gegengründe des Referenten, welche für die äolische Entstehung des Löß sprechen, werden vom Verfasser nur fragmentar mitgeteilt. Auf einer unrichtigen Beobachtung beruht auch die Angabe, daß die den Hauptbestandteil des Löß ausmachenden Quarzkörnchen eckig-scharfkantig seien. Sie sind in allen mitteldeutschen Lössen den Bördelöß eingerechnet, die Referent zu untersuchen Gelegenheit hatte, deutlich kantengerundet.

Es ist eine bekannte Erscheinung, daß Gebiete alter Vergletscherung reich an Seen sind. In der norddeutschen Tiefebene sind diese auch vorhanden, doch nicht überall; dicht gedrängt liegen sie nur auf dem baltischen Höhenrücken bei einander, westlich der Elbe fehlen sie überhaupt gänzlich. Über ihre Entstehung ist man sehr verschiedener Ansicht; Berendt hält sie für Teile von Schmelzwasserrinnen, Klockmann unterscheidet für Mecklenburg Falten- und Erosionsseen (also Rinnenseen), Jentsch erinnert an die mächtigen unterglazialen, von Nansen beobachteten Ströme und glaubt, daß auch diese Ursache der Seenbildung gewesen sein können, endlich denkt sich Geinitz viele Seen durch die Thätigkeit der herabstürzenden Schmelzwässer ausgekolkt. Verfasser dagegen

hält die Mehrzahl der Seen für einfache Wasseransammlungen im Bereiche der an flachen Einsenkungen reichen, mit schwer durchlässigem Untergrunde versehenen Grundmoränenlandschaft. Dafür sprechen Ergebnisse von Lothungen wie auch das ungestörte Herabgehen des oberen Geschiebemergels von der Höhe bis in das Niveau des Sees. Bei Joachimsthal finden wir eine seltene Art echter Stauseen, die durch die festgepackte Endmoräne erzeugt sind.

Eine kurze Besprechung der noch in die Gegenwart hereinreichenden Bildungen der alluvialen Schlickabsätze, der Torfmoore, und jugendlichen Dünen bildet den Schluß der Arbeit.

Jüdische Volksmärchen.

Von B. W. Segel. Lemberg.

II.

2. Der Adler.

Es waren einmal zwei Freunde, die besuchten zusammen das Cheder[1]). Der eine, Abraham, lernte sehr gut, der andre aber, Israel, der Hebamme Sohn, wollte gar nichts lernen. Aber was Elias, der Prophet, ihn im stillen Walde lehrte, davon wußte niemand, denn er war ein Baal-Haschem[2]), nur sollte er erst im 32. Lebensjahre weltbekannt werden. Dem Abraham begann man schon Partieen vorzuschlagen[3]), er heiratete; und sein Cheder-Genosse Israel war indessen verschwunden. Wie aber das 32. Jahr erfüllt wurde, da wurde er berühmt, und die ganze Welt begann zu ihm zu wallfahren, und sein Name war heilig. Abraham hatte keine Kinder; wie sein Weib von dem berühmten Gottesmann vernahm, bat sie ihren Mann, er solle zu ihm fahren, und seine Fürsprache bei Gott erbitten, daß er ihr einen Sohn schenke. Der Mann that ihr zu lieb, fuhr dorthin, und als er ankam, erkannten sich die gewesenen Kollegen. — „Israel, was machst du Gutes?" „Was hört man?" — Der Baal-Haschem antwortete: „Du wirst gewiß bei mir Sabbat halten" (den Samstag über bleiben). Jener sagte: „Nein, ich muß auf Samstag nach Hause fahren." Er war aber ein sehr heiliger Mann, und er that ein Wunder, daß jener über Samstag bleiben mußte. Der Heilige hat wegen der Anwesenheit des Gastes, sich anders betragen als sonst; er betete, benschte[4]) und ging zu Bette, ganz wie gewöhnliche Menschen. Abraham sah, daß der große Baal-Haschem ganz den gemeinen Leuten gleiche, er verlor deshalb das Vertrauen zu seiner Wunderkraft, und trug ihm die Bitte gar nicht vor. Wie er nach Hause kam, fragte ihn seine Frau, was der Heilige geantwortet habe. „Gott wird schon helfen!" war seine Antwort — sagte Abraham. Die Frau merkte jedoch, daß er ihr sehr kalt antwortete, sie drang deshalb in ihren Mann, daß er noch einmal hinfahre. Er mußte ihr willfahren, und so fuhr er nochmals zum Heiligen. Jetzt trug er schon dem Heiligen seine Bitte vor; dieser antwortete: „Einen Sohn wirst Du bekommen, aber zur Strafe für Dein Mißtrauen an Gottes Wundermacht wird Dein Sohn keinen Siwug (Ehehälfte[5]) haben. Abraham reiste nach Hause und erzählte es seiner Frau. Diese freute sich sehr und sagte: „Was soll ich mich jetzt bekümmern, was nach 20 Jahren geschehen wird! Ich bin froh, daß ich einen Sohn haben werde." Der Segen ging auch bald in Erfüllung. Des Abraham Weib hatte, sobald ein Jahr vorüber war, einen Sohn. Dieser Sohn wuchs heran, und mit ihm wuchsen seine Vorzüge und Kenntnisse. Kurz, er kannte 70 Sprachen und allerlei Weisheiten. Wenn man ihm von einer Partie sprach, wollte er gar nicht darauf hören. Einmal kam ein Onkel dorthin und sagte ihm, er sollte mit ihm fahren; denn er war ein Kaufmann, und wollte ihn in eine große Stadt mitnehmen. Der Junge reiste mit, und sein Vater gab ihm mehrere Fuhren Getreide, damit er sie in jener großen Stadt, unter dem Auge des Onkels verkaufe; denn er sagte, es ist schon Zeit, daß du auch irgend ein Geschäft lernst, um später dein Auskommen zu haben. Wie sie in die Stadt kamen, verkaufte der Onkel seine Ware, und sagte zum Neffen: „Verkaufe auch Du Deine Ware, und dann wollen wir heimfahren." Dieser aber sagte: „Ihr könnt, lieber Onkel, glücklich reisen, ich werde noch hier bleiben, denn wann werde ich zum zweitenmal Gelegenheit haben eine so große und schöne Stadt zu sehen?" Der Onkel reiste also heim, und der Junge blieb in der Stadt. Einmal stand er am offenen Fenster und sah einen Packenträger (Bücherhausierer) vorübergehen, den fragte er: „Wie viel könnt Ihr die Woche verdienen?" „Zwei Gulden, und wenn Gott hilft auch drei Gulden", sagte der Packenträger. Der Junge sagte: „Ich gebe Euch drei Gulden die Woche, und Ihr werdet mit mir herumgehen in der ganzen Stadt, und mir alles Merkwürdige zeigen." Denn allein fürchtete er sich zu gehen, um sich nicht zu verirren. Wie sie so alle Tage gingen, kamen sie einmal in eine schmale Gasse mit einer Reihe hoher Mauern an jeder Seite, so, daß es finster war. In der Höhe hing ein Kasten an zwei Ketten an den zwei Mauern befestigt. Da fragte der Junge; „Was bedeutet dieser Kasten?" Antwortete der Packenträger: „Bei uns ist es Sitte, wenn ein Kaufmann stirbt, und Christen Geld schuldig bleibt, so muß man ihn in diesen Kasten hineinlegen; an der Seite desselben befindet sich eine Büchse, und jeder Jude, der vorübergeht, wirft soviel hinein, als sein gut Herz will, und erst wenn in der Büchse die betreffende Summe gesammelt ist, kann man dem Leichnam ein jüdisch Grab bereiten." Der Fremde fragte, ob sein Führer nicht wisse, wieviel der Verstorbene schuldig gewesen sei; antwortete dieser, er könne die Gemeinderegierer fragen. Diese sagten, die Schuld betrage 2000 Gulden. Der Junge zahlte die Summe und ließ die Leiche ehrlich bestatten. Nach einigen Tage begannen die Regierer sich sehr darüber zu ärgern, daß sie sich von einem wild fremden Jungen eine so große Mizwoh (gottgefällige That) hatten wegschnappen lassen. War doch der Kaufmann ihr Freund und Genosse gewesen, und sie hatten nicht so viel Einsicht gehabt, das Geld selbst zu bezahlen, damit die arme Leiche zur Ruhe gelangte. Dazu waren sie doch reiche Leute; und ließen sich von einem fremden Jungen beschämen! Sie ließen daher

---

[1]) Cheder = untere Schule für Bibel und Anfangsgründe des Thalmud.

[2]) Baal-Haschem, wörtlich: Mann von Namen; so nannten sich die ersten frommen und heiligen Wunderthäter, die im Anfange des vorigen Jahrhunderts auftauchten, und die Partei der Chassidim begründeten. Heutzutage nennen sie sich „Rebbe", verdorben von Rabbi; mit letzterem Namen verbindet man den Begriff Thalmud-Gelehrter, was das Wundertun und den Mysticismus ausschließt.

[3]) Die Juden verheiraten ihre Kinder sehr früh. Die Eltern wählen für ihre Kinder mit Hilfe eigener Ehevermittler.

[4]) benschen = das Gebet nach dem Mahle sprechen.

[5]) Siwug, heißt sowohl ein Gemahl als eine Gemahlin.

den Fremden rufen und forderten ihn auf, sein Geld zurückzunehmen. Aber dieser wollte nichts davon hören. Man schickte nun eine Bitte zum Kaiser, daß dieser dem Fremden befehlen solle, sein Geld zurückzunehmen. Aber der Kaiser willigte nicht ein, sondern ließ den Jungen zu sich kommen. Der Kaiser kannte auch 70 Sprachen, und saß auf einem Thron von 70 Stufen. Der Junge gefiel dem Kaiser sehr, und er ließ ihn täglich eine Stufe höher steigen, bis er endlich zum Kaiser gelangte. Dann führte ihn der Kaiser in allen Schatzkammern herum, und bot ihm an, er solle sich etwas von den Schätzen auswählen. Der Junge wollte aber gar kein Geschenk. Da ging der Kaiser mit ihm in den Luftgarten spazieren; dort sah er, wie ein Offizier umherging, und hinter ihm zwei sehr schöne Mädchen, die Hände in goldenen Kettchen. Fragte er den Kaiser, was das bedeute; antwortete ihm der Kaiser, er habe einmal Krieg geführt mit einem andern Kaiser, und habe diese Mädchen gefangen; er halte sie hier im Spaziergarten, und schone sie sehr, nur müßten sie goldene Ketten tragen. Der Junge bat den Kaiser, er solle ihm die beiden Mädchen schenken; der Kaiser schenkte sie ihm, und er reiste mit ihnen heim. Auf dem Wege schrieb er nach Hause, daß man ihm entgegen reisen solle, denn er komme bald heim. Die Eltern waren über diese Nachricht sehr erfreut, reisten ihm entgegen, aber wie sie die beiden schönen Mädchen sahen, fragten sie: „Was bedeutet das“, er aber antwortete: „seid ruhig, es ist so recht.“ Nun ließ er die beiden Mädchen zum Judentum bekehren, und heiratete die eine, die andre heiratete sein Geschwisterkind.

Das Ehepaar lebte lange sehr glücklich und zufrieden. Das junge Weibchen aber bekam große Sehnsucht nach ihren Eltern. Einmal sagte sie zu ihrem Manne, er solle nach England fahren und zwei Schiffe Flachs mitnehmen, denn dort sei Flachs sehr teuer. Sie gab ihm ein Schnupftuch mit, welches mit goldenen Buchstaben bestickt war, die konnte niemand lesen als die kaiserliche Familie von England. Und sie sagte zu ihm: „Dieses Tüchelchen wird Dich von allen Nöten retten.“ Er ist gefahren, und wie er dort ankam, fragte man ihn: „Was hast Du in Deinen Schiffen.“ Er antwortete: „Flachs.“ Man ergriff ihn, und schleuderte ihn in eine tiefe Gruft, denn Flachs durfte man dort nicht einmal zeigen. Man gab ihm in die Gruft ein Stück Brot und ein Krügelchen Wasser, und wie dieser Vorrat zu Ende war, sollte er Hungers sterben. Da begann er jämmerlich zu weinen und zu klagen. Da ging eine arme alte Frau vorbei und hörte das Weinen, sie trat näher, und fragte, wer dort sei. Er bat sie sehr, sie solle ihn nicht vor Hunger sterben lassen, und band an eine Schnur, welche sie herunterließ, ein Goldstück. Die arme Frau brachte ihm dafür Nahrungsmittel; so machte sie es einige Zeit; und ging immer auf einem verborgenen Weg zu ihm, denn wer dorthin ging, war des Todes. Als der Gefangene kein Geld mehr hatte, gab er ihr seinen Tolub (Pelzmantel), und die arme Frau verkaufte den Mantel und brachte ihm dafür Brot. Jetzt hatte er nichts mehr, und begann sehr zu klagen über sein Unglück. Da erinnerte er sich des Tüchleins, welches ihm sein Weib gegeben hatte, und das ihn aus allen Nöten retten sollte. Er band es an die Schnur und die Alte zog es hinauf. Sie ging damit zu einem Goldschmied, um es zu verkaufen. Der Goldschmied aber sagte: „Ich muß es zuerst dem Kaiser zeigen lassen, ob er auch so eins hat.“ Er schickte es dem Kaiser, und wie es der Kaiser sah, ward er ohnmächtig; und wie es die Kaiserin sah, ward sie auch ohnmächtig. Man rief die Alte, und sagte zu ihr: „Wo hast Du das Tuch hergenommen?“ Die Alte sagte: „Wenn Ihr mir schwöret, mich nicht zu strafen, will ich Euch die Wahrheit sagen.“ Dieses geschah, und nun erzählte die Alte die ganze Geschichte. Man ließ nun den Gefangenen aus der Gruft ziehen, und er erzählte die ganze Wahrheit, daß sein Weib ihm dieses Tuch gegeben habe, wobei sie gesagt habe, es könne ihn aus jeder Not retten. Sagte der Kaiser: „Du bist also mein Schwiegersohn“, und er umhalste und küßte ihn, und weinte und freute sich, und die Kaiserin auch. Der Kaiser beschloß nach seiner Tochter zu schicken. Dort war aber ein Minister, der war in des Kaisers Tochter verliebt, aber niemand wußte darum, und er suchte sie schon 12 Jahre. Wie der Kaiser um seine Tochter schickte, wollte der Minister auch mitfahren. Er ist mitgefahren, und wie sie in die Heimat des Mannes kamen, verkauften sie dort alle Sachen, setzten sich in ein Schiff und fuhren zum Kaiser. Unterwegs, auf dem Meere, machte der Minister den Eidam des Kaisers trunken und ließ das Brett im Abort ausschneiden, daß jener, wenn er hineinginge, ins Wasser falle. Es war auch wirklich so, er ging hinein und fiel ins Wasser. Die Frau saß und wartete und wartete. Es war schon eine Viertelstunde vergangen, schon eine Stunde, und er war noch nicht wieder da. Sie ging hinein und sah, daß das Brett ausgeschnitten und ihr Mann verschwunden war. Da begann sie sehr zu weinen, und wollte nicht aufhören, aber der Minister tröstete sie, und das Schiff schwamm indessen weiter, bis sie nach England in des Kaisers Palast kamen.

Der Mann war aber nicht ertrunken, sondern ein Fisch verschlang ihn, und spie ihn am Ufer wieder aus. Das Ufer war wüst und einsam. Er weinte sehr und sagte: „Gott gerechter, wozu hat mich der Fisch ausgespieen? Wäre es nicht besser für mich gewesen zu sterben, als hier allein ohne mein Weib zu sein? Und wer weiß, was mit meinem Weib geschehen ist?!“ Plötzlich sah er, wie ein großer Adler zu ihm herabflog; da begann er noch mehr zu weinen. Der Adler aber sagte: „Schah! still! Setze Dich auf meine Flügel, und ich werde Dich zu des Kaisers Palast tragen. Dort wirst Du einen Koch weinen sehen, denn die Tochter des Kaisers will nicht von seiner Küche essen.“ Der Kaiser aber hatte gesagt, wenn er bis zum dritten Tage nicht so gekocht haben wird, daß die Prinzessin davon essen kann, so soll er hingerichtet werden. Melde Du Dich also als Koch, dann wird sie essen. Und der Adler trug ihn dorthin, und er fand alles bestätigt; der Koch weinte. Er sagte zu ihm: „Kaufe andres Gerät und ich will statt Deiner kochen, dann wird sie essen. Er bereitete alles zu, und schrieb auf ein Stückchen Papier: Koscher (rituell zubereitet), und die Prinzessin aß. Der Kaiser aber wurde aufgebracht, und sagte: „Du konntest kochen, wie es meine Tochter will, und hast sie doch so lange geplagt, dafür will ich Dich töten. Da antwortete der Koch: „Nein, Herr König, es ist ein andrer Küchenmeister da, der kocht, was Deine Tochter ißt.“ Der Kaiser ließ dem neuen Koch ein besonderes Zimmer einräumen. Einmal um Mitternacht ging die Prinzessin beim Mondschein spazieren, da hörte sie, wie jemand Chazot[1]) abhielt. Sie erkannte sofort die Stimme ihres Mannes, schritt auf die Thür zu und pochte. Der Mann öffnete ihr, und sie sagte ihm: „Wisse, daß in zwei Wochen meine Hochzeit mit dem Minister sein soll. Auch ist ein chinesischer Prinz zur Hochzeit eingeladen, der aber nicht kommen wird. Nimm also dieses Geld und fahre nach Chinesen (China), kleide Dich wie der chinesische Prinz und kaufe ein sehr kostbares Geschenk, und komm dann auf die Hochzeit. Denn bei uns ist Sitte, wenn jemand auf der Hochzeit sich ein Vergehen zu schulden kommen läßt, so geht man zu dem, der das schönste Geschenk gebracht hat, und überläßt ihm das Urteil. Nach der Trauung wird doch mein Bräutigam mich zum Tanze auffordern, ich aber werde

[1]) Chazot, wörtlich Mitternacht, übertragen = mystische Gebete. Klagelieder und Psalmen über die Zerstörung und über den Messias.

ihn abweisen, und bald wird ein Gerede entstehen: Die Braut will mit dem Bräutigam nicht tanzen; man wird dann die Hochzeitsgeschenke aufsuchen, und da Deines das Schönste sein wird, so wird man das Urteil über mein Vergehen Dir überlassen, und Dich fragen, was soll mit der Braut geschehen, wenn sie mit dem Bräutigam nicht tanzen will? Du aber wirst wohl schon wissen, was Du zu urteilen hast."

Der vermeintliche Koch reiste nun nach Chinesen (China), kleidete sich wie der chinesische Prinz und kam zur Hochzeit. Nach der Trauung lud der Minister die Braut zum Tanze ein, aber diese stieß ihn mit dem Fuße von sich. Es entstand nun ein Murren unter den Gästen; die Braut wollte mit dem Bräutigam nicht tanzen! Man begann die Geschenke zu untersuchen, und fand, daß des chinesischen Prinzen Geschenk das Schönste sei. Man begab sich zu ihm, und fragte nach seinem Urteil. Dieser aber fragte dagegen: „Und was kommt demjenigen zu, der ein Brett ausschnitt, und ihren Mann ins Wasser stürzte?" Darauf erblaßte der Minister, und sank zu Boden. Der Kaiser war über die Sache erstaunt, und erkundigte sich nach der ganzen Angelegenheit. Alles kam nun an den Tag, und die Prinzessin blieb bei ihrem ersten Manne. Der Minister aber wurde aufgehängt.

Einmal, um Mitternacht, hört das wieder vereinigte Paar, daß an das Fenster gepocht wurde; wie sie öffneten, kommt ein Adler hinein, und sagt mit schrecklicher Stimme: „Eins von Euch muß mit mir fort!" Da sagte die Frau: „Ich will mit ihm gehen"; aber auch der Mann rief: „Nein, ich will mit ihm gehen!" Da sagte der Adler: „Nein, bleibt beide zu Hause, ich wollte nur sehen, ob Ihr Euch wirklich lieb habt. Ich aber werde mich hier ausstrecken, und am Morgen werdet Ihr mich zu Grabe bringen. Ich bin nämlich die Seele, welche Du einst aus dem Kasten erlöst hast, und wie ich auf jener Welt gehört habe, daß Du keinen Siwug hast, habe ich sehr vor Gott geklagt, warum soll ein so guter Mensch keinen Siwug haben? Da haben sie Dir einen Siwug beschieden. Als Du später ertrankst, ärgerte man mich und sagte: Sieh, wie Dein Schützling unglücklich ist. Da mußte ich mich in einen Fisch verwandeln, um Dich zu retten; und später mußte ich ein Adler werden, um Dich auf meinen Flügeln zu Deinem Siwug (deiner Frau) zu bringen." Und der Adler streckte sich aus und verschied. Am zweiten Tage brachten sie ihn zur Ruhe.

Neue Straßen des Weltverkehrs.

Von Dr. J. Hoops.

Ein eigenartiges Gefühl beschleicht uns, wenn wir heute Behms vortreffliche Schrift über „Die modernen Verkehrsmittel" lesen, welche 1867, also vor einem Vierteljahrhundert, erschienen ist. Mit Bewunderung weist der Verfasser darin auf die unerhörten Fortschritte des Weltverkehrs hin; er macht darauf aufmerksam, von welch eminenter kulturgeschichtlicher Bedeutung das Jahr 1866 ist, weil „in ihm der Gürtel der Postdampferlinien um die Erde und die telegraphische Verbindung der Alten mit der Neuen Welt vollendet wurde"; und mit Freude verzeichnet er es als einen „Triumph unsers Jahrhunderts", daß man nun „in wenig mehr als einem Vierteljahr den Erdball mit Dampf umkreisen" könne.

Fast will uns diese Bescheidenheit ein überlegenes Lächeln abringen. Was würden wir sagen, wenn wir heute zu den damaligen Zuständen zurückkehren sollten? Welche Riesenfortschritte hat die Technik der Verkehrsmittel seitdem wieder gemacht! Die Überfahrt von Southampton nach New-York, die damals 12 Tage beanspruchte, wird heute in der halben Zeit ausgeführt; die Strecke vom Kap der guten Hoffnung nach Southampton, zu der ein Dampfer damals durchschnittlich 34 Tage brauchte, hat das Packetboot „Scot" der Union Steam Ship Company (London) soeben in 14 Tagen 16 Stunden zurückgelegt; und die Dampferfahrt von England nach Indien, welche vor 25 Jahren um das Kap herum 68 Tage dauerte, ist seit der Eröffnung des Suezkanals (1869) auf ein Viertel dieser Zeit abgekürzt!

Die erste Pacific-Linie, welche von den Ufern des Atlantischen Ozeans durch den amerikanischen Kontinent hindurch nach dem Stillen Ozean führte, war damals noch im Bau begriffen. Heute umspannen bereits vier Linien die gewaltige Ländermasse, und die Fahrzeit, die zuerst 14 Tage betrug, ist neuerdings auf wenig mehr als drei Tage reduziert worden! 54 Tage dauerte damals die Fahrt von Jokohama nach Southampton: das neueste Experiment, das soeben die Canada Pacific Company angestellt hat, beweist, daß wir heute dieselbe Strecke in 22 Tagen durchmessen können. Und wenn Jules Vernes berühmte „Reise um die Welt in 80 Tagen" vor einem Vierteljahrhundert noch ein frommer Wunsch der Zukunft war, so hat man berechnet, daß ein Postsack heute im günstigsten Falle die Erde in nicht mehr als 43 Tagen „umwirbeln" könnte; d. h. die Dauer einer Reise um die ganze Erde ist im Laufe von 25 Jahren um mehr als die Hälfte verringert.

Und damit ist das Endziel noch keineswegs erreicht. Noch harren verschiedene Projekte der Ausführung, durch welche der Weltverkehr wieder um ein Beträchtliches beschleunigt werden wird; und amerikanische Optimisten tragen sich bereits mit der Hoffnung, daß sie in nicht allzu ferner Zeit von irgend einem Punkte Amerikas ganz mit der Eisenbahn nach Petersburg, Berlin, Paris und London werden fahren können.

Auf diese neuen Verkehrswege und Projekte soll jetzt etwas näher eingegangen werden.

Die Kanada-Pacific-Bahn, deren Verdienst die oben erwähnte Abkürzung des Postverkehrs zwischen Japan und England auf 22 Tage ist, wurde am 28. Juni 1886 vollendet. Sie führt von Quebec über Montreal am linken Ufer des Lorenzstromes aufwärts, wendet sich bei der Station Brockville scharf nach Norden, schlängelt sich am nördlichen Ufer des Huron- und Oberon-Sees entlang und läuft dann gerade westlich über Winnipeg parallel mit der amerikanischen Grenze an den Fuß der Rocky Mountains, übersteigt dieselben in großem Bogen und mündet endlich zu Vancouver in Britisch-Kolumbia.

Die Gesellschaft hat sich aber nicht auf die Erbauung dieser Bahn beschränkt, sondern auch eine subventionierte Dampferlinie von Vancouver nach Japan eingerichtet. Auf dieser Linie hat sie in letzter Zeit drei Schnelldampfer eingestellt, die „Empress of India", „Empress of China" und „Empress of Japan"; es sind dreimastige Dampfer, welche etwa die Größe der älteren Hamburger transatlantischen Dampfer und die Geschwindigkeit der neueren Bremer haben. Einer dieser Schnelldampfer, die „Empress of Japan", ist es, dem die Gesellschaft in Verbindung mit dem äußerst schnellen Postzuge ihrer Eisenbahn den jüngsten Triumph verdankt.

Die „Empress of Japan“ hatte Jokohama am 19. August gegen Mittag verlassen. Mit einer Geschwindigkeit von durchschnittlich 430 englischen Meilen am Tage oder 18 Knoten in der Stunde durchkreuzte sie den Stillen Ozean und langte am 29. August kurz vor Mittag in Vancouver Island an. Sie hatte die 4334 englische Meilen betragende Entfernung von Jokohama nach Viktoria auf Vancouver in 4 Stunden 21 Minuten weniger als 10 Tagen gemacht.

In Vancouver war mittlerweile durch einen Betriebsdirektor der kanadischen Pacificbahn, der sich gerade dort befand, ein Extrazug eingestellt worden. Kurz nach 1 Uhr mittags, am 29. August, verließ derselbe Vancouver. Nur eine Lokomotive, einen Personen- und einen Postwagen stark, legte derselbe die 2802 englische Meilen bis Brockville am Lorenzstrom in 76 Stunden 55 Minuten zurück, d. h. mit einer durchschnittlichen Geschwindigkeit von etwas über 36 Meilen die Stunde, einschließlich allen Aufenthaltes.

Inzwischen hatte man sich telegraphisch mit der New-Yorker Postdirektion und der Direktion der Vanderbiltschen New-Yorker Zentraleisenbahn in Verbindung gesetzt, die auch bereitwilligst ihre Mithilfe versprachen. Von Brockville wurde nun die Post per Dampffähre auf das andre Ufer des Lorenzstromes geschafft, wo bereits ein Extrazug der Vanderbiltschen Bahn ihrer wartete. In sieben Stunden zwei Minuten, d. h. mit einer Geschwindigkeit von über 51 Meilen die Stunde, durchmaß dieser die 360 Meilen bis New-York und kam gerade noch rechtzeitig an, um die Post dem englischen Inman-Dampfer „City of New York“ zu übergeben, der sie dann am 9. September in Liverpool landete.

Natürlich war dies eine Kraftleistung. Wenn auch 36 Meilen die Stunde im Vergleich zu den Schnelligkeiten auf englischen und andern Eisenbahnen nicht sehr viel ist, so ist es doch für die kanadische Pacificbahn, welche die Cordilleren zu übersteigen hat, eine ziemlich starke Leistung. Außerdem stehen der Post für gewöhnlich keine Extrazüge zur Verfügung, und daß die Anschlüsse überall so genau passen, wie in dem vorliegenden Falle, ist mehr als unwahrscheinlich. Wir werden deshalb diese Fahrt von Jokohama nach London in 22 Tagen nicht als Durchschnitts-, sondern als Minimalwert betrachten müssen, während wir die nunmehrige durchschnittliche Fahrzeit auf etwa 25 Tage festsetzen dürfen. Aber ein erreichtes Minimum ist mehr als ein bloßes Ideal; es zeigt, was in Fällen dringender Not geleistet werden kann. Jedenfalls wird die Angabe des englischen Posthandbuches, wonach die ungefähre Zeit der Postverbindung zwischen London und Jokohama auf 31 Tage über Vancouver und 43 Tage über Suez geschätzt wird, jetzt für die erste Linie verbessert werden müssen. Briefe nach Jokohama werden in Zukunft auf dem Wege über Vancouver in wenig mehr als der halben Zeit befördert werden, die sie über Suez gebrauchen, während Briefe nach Hongkong auf beiden Linien etwa gleich schnell ans Ziel gelangen.

Und neben dieser Bedeutung für die Postverbindungen hat die neue Linie auch einen hervorragenden handelspolitischen Wert. Durch die kanadische Pacificbahn ist das Dominion in den Interessenkreis des Stillen Ozeans gerückt; dem kanadischen Handel ist ein Ausgangsthor nach Westen geöffnet, während andrerseits dem ostasiatischen und australischen Handel ein neuer Weg nach Nordamerika und von dort nach Europa gewiesen ist.

Es ist ein merkwürdiges Zusammentreffen, daß gerade jetzt in dem an Britisch Kolumbia angrenzenden amerikanischen Staate Washington jene gewaltigen Steinkohlenlager entdeckt wurden (Globus LX, 208), was für den Betrieb der Eisenbahn wie der Dampfschiffahrt von gleicher Bedeutung ist. Auch kommt es der kanadischen Bahn zu gute, daß sie trotz ihrer nördlichen Lage weniger unter Schneefall zu leiden hat, als die südlicheren amerikanischen Pacificbahnen.

Aber von ungleich größerer Wichtigkeit als diese postalischen und handelspolitischen Vorzüge dieser neuen Route, ist für England der Nutzen, den sie in politischer und strategischer Hinsicht gewährt. Die englische Politik hat sich immer durch kluge, weitausschauende Vorausberechnung und geschickte Benutzung aller wichtigen strategischen Punkte ausgezeichnet, welche als Stützen für eine Handels- und Kolonialpolitik in großem Stile dienen konnten. Seit sie sich der Reichtümer des alten Zauberlandes Indien bemächtigt und in Australien neue, blühende Reiche gegründet, ist das ganze Streben der Engländer darauf gerichtet gewesen, den Weg nach diesen Tochterstaaten militärisch zu schützen. Als der Suezkanal noch nicht existierte, dienten ihm St. Helena, das Kapland und Mauritius als solche Stützpunkte; aber schon zu Anfang dieses Jahrhunderts sahen sie die Möglichkeit eines Durchstiches der Landenge von Suez voraus: daher die Annexion von Gibraltar, von Malta und Aden, denen neuerdings Cypern folgte.

Aber so lange Ägypten und Arabien sich in fremden Händen befindet, bleibt auch dieser Seeweg nach den östlichen Kolonieen immer gefährdet. Das Streben der englischen Staatsmänner war deshalb darauf gerichtet, eine neue, völlig gesicherte Etappenstraße zu erlangen.

Eine solche bot nun der Überlandweg durch Nordamerika. Kürzer als die Suezroute für alle Plätze östlich von Hongkong, kürzer als die Route ums Kap für alle asiatischen und australischen Kolonieen, ist diese Straße zugleich die sicherste, weil sie durchweg durch britisches Gebiet führt. Sollten sich Schwierigkeiten in Ostasien oder Indien erheben, so ist England nunmehr militärisch unabhängig von allen Verwicklungen, die ihm etwa in der Suezstraße erwachsen könnten. In sieben Tagen können Mannschaften und Kriegsmaterial in schweren Lastzügen bequem von einem Weltmeer durch den amerikanischen Kontinent zum andern geschafft und in weiteren 10 bis 14 Tagen an die ostasiatische Küste geworfen werden. Darin liegt die große strategische Bedeutung der kanadischen Pacificbahn. Durch sie wird die militärische Etappenstraße, welche alle britischen Besitzungen miteinander verbindet, zu einer geschlossenen Kette, welche die ganze Welt von Ost nach West und von West nach Ost umspannt.

Das Bindeglied zwischen Kanada und dem Mutterlande aber ist New Foundland, von dem schon Lord Chatham sagte: „Lieber wollte ich Plymouth als New Foundland einer fremden Macht übergeben.“ Daher auch kürzlich noch der heftige Streit mit Frankreich wegen der Hoheitsrechte an der Küste dieser Insel.

Die strategischen Stützpunkte der Bahn und des „Dominion“ überhaupt bilden im Osten der Kriegshafen Halifax und weiterhin die „überfestigten“ Bermuda-Inseln mit ihrer überaus günstigen geographischen Lage und ihren schützenden Korallenriffen. Im Westen bietet vor allem Esquimalt einen vorzüglichen Stützpunkt, in dessen Hafen die ganze englische Flotte bequem Platz fände. Die ungeheuer lange Binnengrenze gegen die Vereinigten Staaten zu schützen, ist für England ein Ding der Unmöglichkeit; es hat sich auf maritime Operationen zu beschränken; aber hier bieten die langen, ungeschützten Küsten und die reichen Handelsplätze der amerikanischen Republik einen vorzüglichen Angriffspunkt für die britischen Geschwader.

Übrigens ist für die nächste Zeit bereits eine Erweiterung der kanadischen Pacificbahn geplant. Der Seeweg zwischen Europa und Amerika läßt sich noch abkürzen; denn die großen amerikanischen Landungsplätze liegen bekanntlich längst nicht an dem östlichen Punkte des Festlandes. Es hat sich deshalb eine englische Gesellschaft gebildet, die sich Terminal City

Company nennt und den Zweck hat, eine neue Endstation für den transatlantischen Postverkehr zu gründen. Dieser Hafen soll den Namen Terminal City führen und man hat bereits einen ausnehmend günstigen Punkt dafür ausgesucht, der an der Cansostraße auf Neu-Schottland gelegen, vom Meere und vom Binnenlande aus vortrefflich zugänglich ist und einen ausgezeichneten Hafen besitzt. Die Regierung von Neu-Schottland hat der Gesellschaft acht Miles Kohlenlandes am Kap Breton bewilligt und den Bau einer neuen Eisenbahn von dem neuen Hafen nach Port Mulgrave unterstützt, und die Regierung der Vereinigten Staaten hat versprochen, daß die europäische Post über die neue Linie befördert werden soll, vorausgesetzt, daß die Entfernung zwischen Terminal City und dem gewählten englischen Hafen 600 Miles kürzer ist als von New-York. Die Eisenbahn ist bereits im Bau, und der erste Dampfer soll bald seine Probefahrt antreten.

Noch ist dieser Plan nicht ausgeführt, und schon wird von einem weiteren Projekt geredet: dem Bau einer Eisenbahn von Quebec nach der St. Charles-Bay an der Ostküste von Labrador. Dieser Punkt liegt Europa am nächsten, und von hier aus können die Postdampfer ihre Fahrten nach dem andern Ufer des Atlantischen Ozeans in vier Tagen machen.

Nächst der kanadischen Pacificbahn wird vor allem die große sibirische Bahn von Bedeutung für den Weltverkehr werden, sobald sie erst in ihrem ganzen Umfange vollendet ist. Dieselbe läuft vom Ufa zunächst nach Irkutsk, wo sie sich in zwei Arme teilt. Der eine führt durch die Amurprovinz nach Wadiwostock und vielleicht auch nach Peking; die andre soll von Irkutsk aus nördlich nach Jakutsk und von da in nordöstlicher Richtung, teilweise längs des Ochotskischen Meeres nach der Beringstraße gehen.

Die erstere südlichere Linie wird für die Verbindung Europas mit Ostasien wichtig werden, die zweite für die Verbindung Ostasiens mit Nordamerika. Im Anschluß an die sibirische Bahn nach der Beringstraße wird nämlich weiterhin auf amerikanischer Seite eine Bahn durch Alaska, Britisch-Amerika nach Vançouver, Tacoma und Portland geplant, wo sie sich an die Canadian, die Northern und Southern Pacific Railway anschließt; und amerikanische Phantasten tragen sich bereits mit der Idee einer Überbrückung der Beringstraße, wodurch denn eine direkte Eisenbahnverbindung zwischen Europa, Asien und Amerika hergestellt wäre. Das sind natürlich noch nebelhafte Zukunftsträume, und wir dürfen vorläufig froh sein, wenn die sibirische Bahn im Lauf der nächsten Jahre wirklich zur Vollendung gelangt. Bei dem bekannten Zustande der russischen Finanzen ist das noch eine sehr fragliche Sache.

An die sibirische Bahn reiht sich die sogenannte Central-Asiatische-Linie, welche von den französischen Ingenieuren Cottard und Lesseps geplant wird. Sie soll von Orenburg durch Westsibirien nach Taschkend, Turkestan, Samarkand, Kabul und Peschawär in Oberindien führen und hier Anschluß an das ostindische Eisenbahnnetz finden. Trotz der ungeheuren Wichtigkeit dieser Bahn sowohl in kommerzieller als auch in politischer Beziehung wird es bei dem gespannten Verhältnisse zwischen England und Rußland mit ihrer Ausführung vorläufig wohl noch weite Wege haben. Zudem wird Lesseps nach dem Scheitern des Panama-Kanal-Projektes kaum mehr imstande sein, diesen Plan selbst durchzuführen.

Besser dürften die Aussichten für eine andre Linie sein, die, weiter südlich durch die Türkei, Persien und Beludschistan verlaufend, ebenfalls Europa in direkte Verbindung mit Indien setzen soll. Sie wird von Konstantinopel bezw. Skutari zunächst durch Kleinasien nach Bagdad führen, von dort das Tigris-Thal abwärts sich längs des Persischen Golfes an das Arabische Meer ziehen und weiterhin durch Beludschistan nach Salkar laufen, wo sie den Anschluß an das englisch-ostindische Bahnnetz erreicht. Diese Bahn ist thatsächlich schon in Angriff genommen; doch infolge des chronischen Geldmangels im türkischen Staatsschatz sind bisher nur 90 englische Meilen von Skutari nach Ada-Bazaar fertig gestellt. Wie schon bei so vielen früheren orientalischen Unternehmungen wird es wohl auch in diesem Falle deutschem oder englischem Kapital vorbehalten sein, diese hochwichtige Linie zu vollenden.

Professor Sievers' Landeskunde von Afrika.

Es sind jetzt 400 Jahre darüber verflossen, daß Kolumbus die Neue Welt fand und heute wohnen etwa 130 Millionen Menschen europäischen Ursprungs in Amerika, das nur als ein Ableger, ein frischer grüner Zweig des altweltlichen Baumes angesehen werden kann. Wenig mehr als ein Jahrhundert ist darüber hingegangen, seit die erste englische Strafkolonie in Australien errichtet wurde, jetzt hat dieser jüngste Erdteil auch über vier Millionen weiße Bewohner. Afrika aber hat weit längere Zeit gebraucht, um ganz in den Bann Europas gezogen zu werden und trotz dreitausendjähriger Berührung mit demselben an seinem Nordgestade, trotzdem seine Umschiffung fast so alt ist wie die Entdeckung Amerikas, ist doch erst unserm Jahrhundert, ja der letzten Hälfte desselben es vorbehalten geblieben, den schwarzen Kontinent an das alte Europa zu fesseln. Sieben Jahre erst sind verflossen, seitdem sozusagen der „Ausverkauf“ Afrikas stattfand und der Erdteil unter die Völker Europas getheilt wurde. Wer mit einem Schlage übersehen will, wie allmählich das Kartenbild Afrikas sich entwickelt und ausgestaltet hat, der möge einen Blick auf die „älteren Versuche afrikanischer Kartographie“ werfen, die Heinrich Kiepert 1874 in der Berliner Zeitschrift für Erdkunde veröffentlichte, eine Arbeit, die von Späteren öfter kopiert wurde. Überraschend ist dagegen, was wir aus einer neuen Karte Afrikas ablesen können, welche den Standpunkt unsrer heutigen Kenntnisse vertritt. Eine wenig übriglassende politische Abgrenzung und Teilung des Besitzes unter die europäischen Mächte und eine kartographische Festlegung der Gebirge und Flüsse im Rohen, die laut verkündigt, daß die Zeit der großen Entdeckungen auch hier vorüber ist und der Ausbau im einzelnen beginnt. Man bedenke nur, daß erst 1877 Stanley den Congo hinabfuhr und daß heute schon 30 Dampfer auf ihm laufen. Handels- und Missionsstationen in großer Zahl sind tief im Innern errichtet worden und von verschiedenen Seiten wird die Fessel der Eisenschienen dem schwarzen Erdteil angelegt, um ihn fester denn je mit der Zivilisation zu verknüpfen. Zwar wird Afrika niemals eine Heimat des weißen Mannes werden, wie Amerika und Australien, wer aber glaubt, daß vorübergehende Mißerfolge die Strömung hemmen werden, welche jetzt die europäischen Kulturvölker nach Afrika treibt, der versteht weder den Zug der Zeit noch die Kolonialgeschichte. Afrika mußte jetzt in Angriff genommen werden, die Lawine wälzt sich fort, unbekümmert um eine kurzsichtige Parlamentsrede.

In solcher Periode, wo wir am Abschlusse der großen afrikanischen Entdeckungen stehen und die Kulturgeschichte des Erdteils in eine neue Epoche tritt, ist es sicher am

Platze gewesen, ein zusammenfassendes Bild derselben zu entwerfen. Das Bedürfnis nach einer Gesamtdarstellung ist entschieden vorhanden; vom buchhändlerischen Standpunkte aus hat das Bibliographische Institut in Leipzig

Kap Gardafui. Nach einer Photographie.

Brandung (Calema) an der Guineaküste.

dieses begriffen und Prof. Wilhelm Sievers in Gießen gewonnen, um dem Gedanken Ausführung zu verleihen. Prof. Sievers ist den Fachleuten durch seine Reisen in Südamerika, durch sein Werk über „Venezuela“ (1888) und

die „Reise in der Sierra Nevada de Santa Marta“ (1887) als Geograph und Naturforscher längst wohlbekannt und hat mit Feuereifer sich der gestellten Aufgabe unterzogen. Das Werk führt den Titel: Afrika. „Eine allgemeine Landeskunde“ (Leipzig und Wien, Bibliographisches Institut 1891). Es umfaßt 468 Seiten, enthält 159 Abbildungen im Text, 12 Karten und 16 Tafeln in Holzschnitt und Farbendruck, sowie ein ausführliches Register. Die Ausstattung ist, gleich den großen Werken des Bibliographischen Instituts, wie Brehms Tierleben, Rankes Mensch, Ratzels Völkerkunde u. s. w., durchweg eine vortreffliche und wenn auch eine Anzahl der Abbildungen aus den übrigen Werken der Verlagshandlung entnommen wurde, so ist doch die Mehrzahl neu nach guten Vorbildern gezeichnet, wovon wir hier zwei als Probe mitteilen: das Kap Gardafui, den östlichsten Punkt Afrikas und die gewaltige Brandung (Calema), welche an der Guineaküste in bekannter Weise auf Hunderte von Meilen hin die Landung erschwert.

Schwer würde es gewesen sein eine allgemeine Landeskunde Afrikas ganz aus den Quellen herauszuschreiben und bei der Vielseitigkeit der Kenntnisse, die zu einem solchen Unternehmen nötig wären, würde kaum die Kraft eines Einzelnen ausgereicht haben. Sievers hat sich daher mit Recht auf eine Reihe vortrefflicher zusammenfassender Vorarbeiten gestützt, welche die Entdeckungsgeschichte, die Klimatologie, Pflanzen- und Tiergeographie, sowie die Völkerkunde umfassen. Am meisten tritt sein Verdienst in den Abschnitten hervor, welche die Oberflächengestalt Afrikas behandeln und mag man auch im einzelnen zu kritischen Bemerkungen Anlaß haben, über die Auswahl des als typisch hingestellten verschiedener Ansicht sein, so läßt sich doch nicht der beherrschende Blick und die harmonische Gestaltung des Ganzen verkennen. Es ist namentlich die Ökonomie des Werkes zu loben, auf dessen Einzelheiten wir selbstverständlich hier nicht eingehen können. Dasselbe ist überall bis auf die neueste Zeit fortgeführt, enthält die nötigen statistischen Angaben und beschäftigt sich auf fast 100 Seiten mit den europäischen Kolonieen, so daß es hier auch praktischen Bedürfnissen gerecht wird. Für die große Zahl jener, die heute sich mit Afrika beschäftigen und mehr wissen wollen als in ihren geographischen Handbüchern steht, ist es ein verläßlicher Führer, der auf der Höhe der Wissenschaft steht und zwar der einzige seiner Art, da wir ähnliche zusammenfassende Arbeiten über Afrika in deutscher Sprache nicht besitzen. A.

Bücherschau.

Sir J. William Dawson, The Geology of Nova Scotia, New-Brunswick and Prince Edward Island; or Acadian Geology. Fourth edition. With a map, illustrations and two Supplements. London. Macmillan and Co. 1891.

Die Geologie dieses Gebietes ist im ganzen etwas mannigfaltiger als sonst im östlichen Kanada, doch immerhin noch ziemlich lückenhaft in der Entwickelung der Flötzformationen zu unterscheiden; von oben nach unten sind folgende Bildungen zu unterscheiden: An den Küsten der Fundy-Bay, die durch ihre Gezeiten mit einem Unterschied von 20 m zwischen Ebbe und Flut bekannt ist, trifft man ausgedehnte submarine Wälder, welche auf säkulare, anscheinend noch gegenwärtig fortschreitende Senkung hindeuten. Die nächst ältere Bildung ist das Diluvium. Dieses besteht aus Geschiebemergel, der oft direkt auf geschrammtem Felsuntergrund aufliegt, und aus geschichteten Ablagerungen mit marinen Molluskenüberresten. Dawson hält in der Diluvialzeit die Inlandeisbedeckung Nordamerikas nicht für eine gleichförmig-einheitliche, sondern glaubt dieselbe in eine Anzahl größerer Zentren zerlegen zu sollen; so kam z. B. Nowa Scotia eine solche Lokalvergletscherung zu. Dabei ist zu beachten, daß die Verbreitung mitteldiluvialer Thone mit Leda pernula und andern marinen Fossilien auf eine zeitweise Senkung von nicht weniger als 200 m hinweist. Zwischen diesen und den nunmehr folgenden Ablagerungen ist eine gewaltige Lücke in der Schichtfolge, das ganze Tertiär, die Kreide- und Juraformation fehlen; erst die Trias ist vertreten, aber auch nicht in marinen Ablagerungen. Fossilien sind spärlich, ein einziger Dinosaurier und wenige Pflanzen wurden bisher gefunden. Dann folgen zum Perm zu rechnende Komplexe von roten Sandsteinen mit Pflanzenresten. Ein großes Gebiet sowohl in New-Brunswik wie auch auf Nova Scotia nehmen die Carbonbildungen, in der unteren Abteilung mit Kalksteinen, in der oberen mit Kohlenflötzen, ein. Die letzteren haben eine große kommerzielle Bedeutung erlangt (Süd-Joggins, Picton, Richmond, Kap Breton), sind aber auch in paläontologischer Hinsicht berühmt geworden, nicht bloß ihres Pflanzenreichtums wegen, sondern durch das Vorkommen von eidechsenähnlichen Amphibien, welche in den meisten Fällen innerhalb von Stammhöhlungen aufrecht stehender Bäume sich fanden, wo sie offenbar Unterschlupf suchten. Auch größere schwimmende Amphibien sind vorhanden. Mollusken sind durch Landschnecken vertreten, eine Pupa, von der lebenden kaum zu unterscheiden, wurde ebenfalls in einem hohlen Stamme entdeckt. Noch vor kurzem konnte man diese für die ältesten Vertreter der Landschnecken halten. Jetzt aber, da es geglückt ist, Landschnecken auch im Devon von St John (Acadia) nachzuweisen (Strophites grandaeva), muß man das Erscheinen dieser Tiergruppe auf der Erde für noch viel älter halten, als bisher geschehen. Überdies führt dieses Devon auch zahlreiche Pflanzenreste. Dann sind Silur und Cambrium vertreten, unter diesen folgt die huronische Schichtengruppe mit mächtigen, wenig veränderten Eruptivmassen, die Basis aber aller bilden, dem Laurentian Kanadas entsprechend, Gneise und andre kristalline Schiefer. S.

Aus allen Erdteilen.

— Ersteigung des Mount Elias durch Professor Russell. Die Washingtoner Geographische Gesellschaft hat vereint mit dem Geological Survey in diesem Sommer eine Expedition zur genaueren Untersuchung und Besteigung des Mount Elias (Alaska) ausgesendet, über dessen Höhe schwankende Angaben vorlagen, von 13500 bis 15350 Fuß. Diese Expedition hat ihre Aufgabe gelöst und darüber vorläufigen Bericht erstattet. Russell drang durch die Icy-Bay und 64 km landeinwärts zum Fuße des Berges vor, wo ein Lager errichtet wurde, in dem man zwei Monate lang mit geologischen und meteorologischen Beobachtungen beschäftigt verblieb. Die Ersteigung des Mount St. Elias wurde bis zu 14500 Fuß (4420 m) durchgeführt, wobei man mit der Eisaxt Stufen schlug, bis schließlich feiner Pulverschnee die weitere Besteigung unmöglich machte. Bis zu 10000 Fuß verlief die am 3. Juni unternommene Besteigung ohne jegliche Schwierigkeit. Dann begannen die Gletscher. Der Berg selbst ist noch nahezu 500 Fuß höher als der höchste von Russell erreichte Punkt.

Nach der Besteigung kehrte die Expedition zur Küste zurück, um die 60 km tief ins Land eindringende Disentchantment-Bay zu vermessen, was am 17. September vollendet war. Unterdessen war der Zollkutter „Bear“ für den 12. September nach der Yakitat-Bay bestellt worden, wurde aber von dem im Innern des Landes arbeitenden Prof. Russell verfehlt, der dadurch vielen Beschwerlichkeiten aus-

gesetzt wurde. Er wurde schließlich von dem Dampfer „Pinta“ am 2. Oktober in der Yakitat-Bay aufgenommen und glücklich nach Sitka gebracht. Sechs Begleiter Russells sind an der Icy-Bay gestorben. Die Alaska-Indianer zeigten sich gastfrei und förderlich.

— Die Biber an der Elbe. Die Biber, einst über die nördlichen und mittleren Länder Europas mit verbreitet, sind schon vor 600 Jahren in Großbritannien ausgestorben. In Livland wurde der letzte 1841 geschossen und in den östlichen Strömen Rußlands ist er ausgerottet oder sehr selten geworden. Auch im Donaugebiet ist er verschwunden; vor mehr als 20 Jahren wurden die letzten Exemplare an der Salzach eine Beute der Wilddiebe und der letzte Biber an der oberen Moldau ging 1883 ein. Ein aus dem Ruhrgebiet stammender Biber wurde 1877 erlegt und damit schließt die Geschichte der Biber in Westdeutschland.

Diese Data hat Dr. H. Friedrich in Dessau zusammengestellt (Mitt. d. Ver. für Erdkunde zu Halle 1891) und im Anschlusse daran hat er die Elbe zwischen Wittenberg und Magdeburg mit Hilfe der Förster genau untersucht, und ist zu dem Ergebnisse gelangt, daß dort der Biber noch weit zahlreicher vorhanden ist, als man bisher annahm. In seiner mit einer Karte versehenen Abhandlung giebt Dr. Friedrich sehr schätzenswerte Nachrichten über das Leben und die Lebensbedingungen der Biber und führt die einzelnen Baue an der Elbe, ihren Altwassern und Nebenflüssen (Mulde, Saalemündung, Nuthe) an. Gegenwärtig beträgt der Biberbestand zwischen Wittenberg und Magdeburg mindestens 200 Stück; es ist in den letzten Jahren eine Vermehrung eingetreten, was dem Schutze, den sie genießen, zuzuschreiben ist. Der gefährlichste Feind des Bibers ist das Hochwasser, zumal wenn es mit Treibeis vereint ist und die Verwandlung der hoch und trocken liegenden Elbinseln in ertragsfähige Wiesen. Ein Aussterben des Bibers auch an der Elbe ist wohl schwer zu verhindern.

— Pater Schynses Reise am Südwestufer des Viktoria Nyansa, vom 29. Januar bis 9. März 1891, hat manches zur besseren Kenntnis dieses Sees und seiner erst von Stanley entdeckten südwestlichen Ausbuchtung beigetragen, wie Schynses Beschreibung und Karte 1:1250000 (Petermanns Mitteilungen 1891, Tafel 16) zeigen. Sein Ausgangspunkt war Bukumbi am Ostufer des südlichsten bis 3° südl. Br. reichenden Zipfels des Sees. Außer der von Stanley entdeckten Bucht von Bukuma fand Schynse östlich von derselben noch eine kleinere, die Bucht von Ngulula, die bis 2° 47′ südl. Br. reicht. Dem westlichen Seeufer folgend, marschierte der Pater direkt nach Norden, erreicht Bukoba, die Station Emin Paschas (1° 20′ südl. Br.) und drang noch sieben Tagereisen nördlich davon vor, wobei er den Kagera, den Grenzfluß zwischen dem deutschen und englischen Gebiete, überschritt und in Buyunga (0° 31′) seinen nördlichsten, bereits in Uganda gelegenen Punkt erreichte. Was die Bevölkerung am Südwestufer betrifft, so traf Schynse zuerst auf die Basindja, die früher ein, jetzt in kleine Stämme zerfallenes Reich bildeten. Unter ihnen wohnen, eingesprengt an der Ngululabucht, die Balongo (Schmiede). Auf die Basindja folgen von 2° 10′ an bis zum Kagera die Basiba. — Das Land bis zur Basibagrenze ist flach von Granitrücken durchzogen, nur an der Ngululabucht sind höhere Berge bis 600 m. Das Land der Basiba ist Bergland mit flachen, parallel zum See verlaufenden, unbewohnten Thälern, während die Höhen stark bevölkert sind. Die Höhen zum See fallen steil ab. Am Kagera endigt das Bergland und an diesem Flusse ist noch Urwald, während das Land südlich davon abgeholzt ist. Das Land von Bukoba ist fruchtbar, gut bewässert, dicht bevölkert und die Einwohner züchten langhörniges Rindvieh ohne Buckel, während sonst in der Umgegend nur das Buckelrind gefunden wird.

— Eine wissenschaftliche Expedition zur Erforschung des größten Süßwassersees Afrikas, des Ukerewe oder Victoria Nyansa, ist in Leipzig ausgerüstet worden. An ihrer Spitze steht Dr. Hans Gruner, welcher sich bereits durch eine hydrographische Arbeit bekannt gemacht hat. Die Mittel zu der Expedition fließen aus verschiedenen Quellen, aus der Königl. sächsischen Gesellschaft der Wissenschaften, von der Leipziger Karl Ritterstiftung und der Dr. Hans Meyerschen Stiftung für Erforschung Ostafrikas. Dazu kommt eine Unterstützung aus Reichsmitteln.

Gleichzeitig mit dieser Expedition wird die unter Ingenieur Hochstetter stehende (oben S. 240) thätig sein, neben der jedoch diejenige Gruners noch vollauf Beschäftigung finden wird, denn der See, dessen Größe ungefähr jener des Königreichs Bayern gleichkommt und der zur Hälfte (im Süden von 1° südl. Br.) im deutschen Gebiete liegt, bietet außerordentlich zahlreiche Aufgaben für die Erforschung. Man kann bei seiner Größe Gezeiten, Spiegelschwankungen und Strömungen erwarten, abgesehen von den Erscheinungen, welche seine Tiefe bietet, deren Auslotung durch die Expedition anfangs nur an den Küsten erfolgen soll. Die Seetemperaturen sollen bestimmt und namentlich auch die Klimatologie der Seeregion gefördert werden. — Der See umfaßt nach der neuesten Messung 74365 qkm, wovon 38214 qkm in das englische und 36151 qkm in das deutsche Gebiet fallen.

— Joseph Thomson über den Bangweolo-See. Der Reisende Thomson ist im Oktober aus Ostafrika zurückgekehrt, nachdem er mit Herrn Grant (einem Sohn von Spekes Reisegefährten) das Plateau zwischen dem Niassa und Bangweolo-See durchkreuzt hatte, wobei die Häuptlinge zum Abschlusse von Verträgen mit der britischen südafrikanischen Gesellschaft veranlaßt wurden. Die bisherigen kartographischen Darstellungen des Bangweolo-Sees (die auf Livingstone und Giraud beruhen), erklärt Thomson für ungenügend; der See ist nach ihm nur ein Stauwasser des Tschambesi, des eigentlichen Quellflusses des Congo, der im Westen als Luapula wieder heraustritt. Selbst in der Regenzeit erreicht der See keine größere Tiefe als 7 m. Thomson lagerte in waldreicher Gegend, die auf den Karten als See dargestellt ist; doch ist dieser Wald zur Regenzeit überschwemmt. Er fand auch den Baum, in welchen Livingstones Begleiter den Bericht über den Tod des großen Reisenden eingeschnitten hatten und traf noch Eingeborne, die sich Livingstones erinnerten.

— Über die Bedeutung der tschechischen Sprache giebt die Times vom 6. Oktober 1891 ein Urteil ab, welches zwar nicht neu ist, aber den Vorzug hat, aus unparteiischem Lager zu stammen. Sie sagt: „Die Tschechen wünschen eifrig die Deutschen aus Böhmen zu vertreiben, oder, wenn dieses nicht geht, die Deutschen zu zwingen, das Tschechische zu sprechen und zu schreiben. Palacky, der böhmische Geschichtsschreiber, welcher ein Tscheche war, schrieb sein Werk in deutscher Sprache aus dem anerkannten Grunde, weil seine Muttersprache für litterarische Zwecke hinter dem Deutschen zurückstand. Jan Neruda, einer der volkstümlichen tschechischen Schriftsteller, der vor kurzem starb, schrieb gleich gut und schön in deutscher und tschechischer Sprache und wählte nur mit Bedacht die weniger bekannte Sprache als litterarisches Mittel. Seine hübschen Erzählungen würden nur eine sehr beschränkte Leserzahl gehabt haben, wären sie nicht auch deutsch erschienen.

Doch so absurd es auch erscheint, ein Buch in tschechischer Sprache zu schreiben, wo es nur einige hundert Leser haben kann, statt in deutscher, wo die Leser nach der Million zählen, so ist diese Absurdität doch den Tschechen nicht allein eigen. Es ist nicht lange her, daß die Macher welscher Beschwerden sich darüber beklagten, daß die parlamentarischen Blaubücher nicht ebenso in welscher wie in englischer Sprache gedruckt werden. Es giebt einen vielgelesenen lebenden Dichter, der ein Eingeborner von Wales ist: hätte er seine Verse in welscher Sprache veröffentlicht, so würde er einen Leser für jedes Tausend, das er jetzt hat, gehabt haben. Der Einwohner Böhmens, der nur eine auf einem sehr beschränkten Gebiete gültige Sprache versteht, ist ebenso zu bemitleiden, wie der Welsche, der sich auf seine alte Sprache beschränkt und es vermeidet, teilzunehmen an der weltverbreiteten englischen Sprache.

— Sarawak, der unabhängige, unter der englischen Dynastie Brooke stehende Staat an der Nordwestküste Borneos, erfreut sich, wie wir aus einem Berichte des englischen Konsuls in Bruni ersehen, einer gedeihlichen Entwickelung. Der Konsul besuchte zuerst Muka, den Hauptsitz der blühenden Sagoindustrie, alsdann Kutsching, die Hauptstadt, deren große Ordnung und Reinlichkeit gelobt wird; sie besitzt verschiedene Schulen, ein sehr gutes Krankenhaus und ein Museum. In Busoh befinden sich ausgedehnte Antimonwerke und in Paku in Obersarawak betreiben Chinesen in den dortigen Quarzriffen Goldbau mit vielem Erfolge. In Obersarawak hat die Regierung vielversprechende Musterpflanzungen von Pfeffer, Thee und Kaffee angelegt, während der Tabak nicht gut gedeiht. Die Bergwerke von Sadong führen Kohlen aus. Sibu, nahe der Mündung des großen Redschangstromes, ist ein wichtiger Ausfuhrplatz, der Handel meist in den Händen der Chinesen; es erhält seine Bedeutung durch den Redschang, der für 2 m tiefgehende Schiffe 250 km weit aufwärts schiffbar ist. Die Zahl der Eingebornen, vorwiegend Dajaks, wird auf 70000 angegeben. Die Beamten sind meist Engländer, welche sich sehr gut stehen. Die Staatseinnahmen betrugen 1890 413112 Dollars, die Ausgaben etwa 50000 weniger. Abgaben werden von Opium, Arrak, Spiel- und Pfandhäusern erhoben. Der gesammte auswärtige Handel betrug 1890 rund $4^1/_2$ Millionen Dollars. Hauptausfuhren sind Sago, Guttapercha, Pfeffer, Rotangrohr, Gambier; Haupteinfuhren Reis und Zeugstoffe.

— Die Familiennamen der Helgoländer hat Dr. G. Dierks an der Hand des Adreßbuches untersucht. Dasselbe zeigte im ganzen 552 Namen und zwar verteilt auf nur 134 verschiedene Familiennamen (bei 2000 Einwohnern). Es erscheint der Name Aeuckens 22, Bartz 11, Bode 11, Bother 15, Dreyer 11, Franz 10, Friederichs 32, Haas 11, Hamckens 10, Hornsmann 13, Kröper 11, Krüß 18, Lorenzen 12, Michels 11, Nickels 9, Ohlsen 11, Ohlrichs 9, Ralfs 9, Reimers 11, Rickmers 28 mal. Diese 21 verschiedenen Namen verteilen sich auf 290 Familien, d. h. bei weitem die größere Hälfte der ganzen Bevölkerung, während die kleinere Hälfte, 262 Familien, 113 verschiedene Namen aufweist.

— Edgar A. Smith hat das Verhältnis der Molluskenfauna von Suez zu der des Mittelmeeres noch einmal eingehend geprüft und kommt zu der Ansicht, daß von einer Verbindung des Roten Meeres mit dem Mittelmeere seit Beginn der Tertiärzeit keine Rede sein könne. Von den 15 Arten, welche der letzte Bearbeiter der Frage, A. H. Cooke, als gemeinsam anerkennt, sind drei sicher falsch bestimmt, vier weitere von den Mittelmeerarten, mit denen sie vereinigt wurden, zwar nahe verwandt, aber doch nicht identisch. Die übrigen acht Arten sind sämtlich solche, welche durchaus nicht auf das Rote Meer und das Mittelmeer beschränkt, sondern sehr weit meist über alle wärmeren Meere verbreitet sind. Sie können also gerade so gut aus dem Atlantischen Ozean in das Mittelmeer gelangt sein und beweisen durchaus nicht einen ehemaligen Zusammenhang.

— Die Juden in Holländisch-Guayana sind, wie Prof. Joest in einem Vortrage vor der Berliner Gesellschaft für Erdkunde ausführte, dort völlig die Herren des Landes und Surinam ist heute eine jüdische Kolonie. Der Gouverneur der Kolonie ist ein Holländer, aber die ganze Verwaltung der Kolonie liegt sonst in den Händen der Juden, welche die Plantagen besitzen und durch Neger und Kulis bearbeiten lassen. Die Kolonialtruppe (Schutterij) hat vom Kommandanten bis zum jüngsten Leutnant nur jüdische Offiziere und in dem Surinamer Parlament (Koloniale Staten) sitzen unter 15 Mitgliedern 13 Juden, die sämtlich der Opposition angehören. Diese Juden stammen nur zum geringsten Teile aus Deutschland, die meisten derselben sind Nachkommen portugiesisch-amerikanischer Juden, die im Jahre 1644 aus Brasilien ausgewiesen wurden und unter Führung eines gewissen Nassy nach Surinam kamen. In der Judensavanne angesiedelt, wo sie sich besonderer Vorrechte erfreuten und eigene Gerichtsbarkeit hatten, entwickelten sie sich rasch und besaßen 1750 schon 115 Plantagen, auf denen 9000 Negersklaven arbeiteten. Sie waren wegen der Härte, mit der sie ihre Sklaven behandelten, wenig beliebt. Die Judensavanne, in der noch die Ruinen der Synagoge stehen und wo alte, strenggläubige Juden sich noch begraben lassen, ist heute verödet. Dagegen ist Paramaribo, das seit 20 Jahren von den Holländern infolge der Aufhebung der Sklaverei verlassen wurde, eine vorherrschend jüdische Stadt geworden. Die Juden blieben in Surinam, kauften und parzellierten die Plantagen, die sie an Neger verpachteten und wurden durch Fleiß, Nüchternheit und Sparsamkeit Herren des Landes, wiewohl ihre Zahl nur 1400 beträgt. Sie haben den ganzen Handel, die Ausbeutung der Goldfelder, die wichtigsten Stellen in der Hand.

— Farbenblindheit bei Indianern. Vor dem Franklin-Institut in Philadelphia entwickelte Dr. L. Webster Fox seine Ansicht, daß die Farbenblindheit viel mehr unter den Kultur- als den Naturvölkern vorkomme. Er untersuchte in dieser Richtung 250 indianische Kinder, darunter 100 Knaben. Während er nun unter letzteren nicht einen einzigen Farbenblinden fand, zeigte er, daß unter 100 weißen Knaben aus verschiedenen Gegenden der Vereinigten Staaten wenigstens fünf farbenblind waren. Unter 250 Indianerknaben, die er bereits vor mehreren Jahren auf Farbenblindheit untersucht hatte, fand er zwei farbenblinde, auch ein niedriger Prozentsatz im Vergleiche mit den weißen Knaben. Die untersuchten Indianermädchen lieferten nicht ein farbenblindes. Es kann dieses nicht überraschen, da Farbenblindheit beim weiblichen Geschlechte weit geringer vertreten ist als beim männlichen. Auf 1000 weiße Mädchen finden sich nur zwei farbenblinde.

— Meerschaumlager in Neumexiko sind in beträchtlichem Umfange im nördlichen Teile des Staates am Sapellocreek, 37 km nördlich von Silver City, entdeckt worden. Amerikaner loben die Güte desselben, die dem des kleinasiatischen Meerschaumes gleich kommen soll.

Herausgeber: Dr. R. Andree in Heidelberg, Leopoldstraße 27. Druck von Friedrich Vieweg und Sohn in Braunschweig.

Bd. LX. Globus. Nr. 20.

Illustrierte Zeitschrift für Länder- und Völkerkunde.

Begründet 1862 von Karl Andree.

Herausgegeben von Richard Andree.

Druck und Verlag von Friedrich Vieweg & Sohn.

Braunschweig. Jährlich 2 Bände in 24 Nummern. Durch alle Buchhandlungen und Postanstalten zum Preise von 12 Mark für den Band zu beziehen. 1891.

Die Robbenjagd im Beringsmeer.

Seit einigen Jahren sieht sich England in einen Streit mit den Vereinigten Staaten verwickelt, der in jedem Frühjahre von neuem ausbricht und jedenfalls schon lange zu Flottendemonstrationen und Feindseligkeiten geführt hätte, wenn John Bull nicht gegenüber Bruder Jonathan einen ganz andern Grad von Geduld und Selbstüberwindung an den Tag legte, wie gegen schwächere Nationen, mit denen er in Streit gerät. Es ist eine harmlose Robbe, um die sich zunächst die Zwistigkeiten drehen, die Pelzrobbe, Callorhinus ursinus; die Pelzrobbe giebt freilich nur den Vorwand ab für die Entscheidung der völkerrechtlich sehr wichtigen Frage, ob das Beringsmeeer, also das Meer zwischen der Kette der Aleuten und der Beringsstraße, ein mare clausum, ein amerikanisches Privatmeer ist, oder ob es außerhalb der Küstengewässer den Schiffen aller Nationen ebenso offen stehen muß, wie jedes andre Meer. Amerika behauptet das erstere, England das letztere, aber während England zögert und den Klagen seiner nächst interessierten Bürger, der Bewohner von Viktoria, das Ohr verschließt, haben die Amerikaner, angetrieben durch die einflußreiche Alaska-Kompanie, alsbald zugegriffen; ihre Zollkutter kreuzen, sobald die Saison beginnt, im Beringsmeer und erklären, jeden englischen Robbenjäger, den sie antreffen, nebst seiner Ladung für gute Prise. Die englische Regierung hat, wie schon gesagt, bis jetzt sich auf wirkungslose Proteste beschränkt, aber ihre Unterthanen sind nicht gesonnen, sich noch länger zu geduldigen, und es wäre nicht unmöglich, daß sie der Gewalt Gewalt entgegensetzten und dadurch ernsthafte Verwickelungen herbeiführten.

Die von den Amerikanern gezeigte Thatkraft ist, wie schon gesagt, ausschließlich auf Rechnung der Alaska-Kompanie zu setzen, und diese hat ein so großes Interesse an der Absperrung des Beringsmeeres besonders deshalb, weil sie die Pelzrobbe gewissermaßen zu einem Haustiere gemacht hat, das sich freilich den größten Teil des Jahres im freien Meere herumtreibt und keine Fütterungskosten verursacht, aber zur bestimmten Zeit an einem bestimmten Platze erscheint, so daß die Kompanie sich eine durch das Gesetz bestimmte Anzahl auswählen kann, und diese schlachtet, und ihre Pelze in den Handel bringt. Dieses in der ganzen Welt wohl einzig dastehende Verhältnis wird dadurch bedingt, daß die Robben im ganzen weiten Beringsmeer nur zwei kleine Inseln gefunden haben, auf denen sie ihrem Fortpflanzungsgeschäft obliegen können, die Pribylow-Inseln, St. Paul und St. George. Einzeln findet man sie ja das ganze Jahr hindurch überall an der Küste von Alaska, südlich von 58° n. Br., ferner längs des Prince William Sound, an der Ostküste der Halbinsel Kenai, an Alaska und den Aleuten, im Frühjahr auch an der Fuca-Straße, an Vancouver und Queen Charlotte Islands, aber die Hauptmasse wandert im Mai nordwärts zwischen den Aleuten durch und sucht die beiden einsamen Inseln auf, wo die Schlächter ihrer warten. Warum sie so zäh an diesen Inseln festhalten, ist schwer zu erklären; ähnliche flache Felsengestade ohne stehendes Wasser und ohne Sand, den die Robben meiden, weil ihn der Wind ihnen in die weitgeöffneten Augen treibt, fänden sich wohl noch mehr am Gestade des Beringsmeeres, auch die klimatischen Verhältnisse würden dort nicht wesentlich anders sein; aber trotzdem ist es Thatsache, daß die sorgfältigsten und eingehendsten Nachforschungen sowohl der Russen, wie neuerdings der Amerikaner nie einen andern „breeding ground“ für die Roben haben auffinden können, als die „rookeries“ auf den Pribylow-Inseln. Wo die Tiere sich im Winter aufhalten, ist heute noch ein ungelöstes Rätsel. Die letzte 1873 ausgesandte Expedition des Schoners „John Bright“ hat südlich der Aleuten einige Bänke nachgewiesen, welche den Robben als Weidegründe zu dienen scheinen, aber dieselben sind durchaus nicht so ausgedehnt, daß sie die Hunderttausende von großen Tieren ernähren könnten, diese müssen entschieden viel weiter südlich in den Stillen Ozean hineingehen, für so ausgezeichnete Schwimmer keine allzu weite Reise.

Die Pelzrobbenjagd ist bereits von den Russen in ein vernünftiges System gebracht worden, das einen regelmäßigen Betrieb für alle Zeiten sichert; seine Vorteile sind so in die Augen fallend, daß sogar die Amerikaner sich entschlossen haben, eine Ausnahme von dem sonst überall befolgten Raubbausysteme zu machen und jährlich nur eine bestimmte Anzahl Robben zu töten. Als Pribylow 1783 die Inseln, die seinen Namen tragen, entdeckt hatte und die Kunde von dem Reichtum an Pelzrobben nach Sibirien brachte, wurden in einem Jahre

500 000, nach Weniaminow sogar 2 Millionen Tiere dort getötet; wenige Jahre fortgesetzt, würden diese Schlachtereien die Pelzrobbe so gut ausgerottet haben, wie die berühmte Stellersche Seekuh. Das sahen die Leiter der russisch-amerikanischen Gesellschaft zum Glück noch rechtzeitig ein; schon 1805 gab Rezenow strenge Verordnungen, die wunderbarerweise auch befolgt wurden, und als Alaska in die Hände der Amerikaner überging, war die Zahl der Robben schon wieder so groß geworden, daß auch die Massenschlachterei während des Interregnums sie nicht wesentlich vermindern konnte. Der Kongreß verpachtete die beiden Inseln an die Alaska-Kompanie unter der Bedingung, daß jährlich nur 100 000 Robben getötet werden dürften, und diese Vorschrift ist bis jetzt strengstens aufrecht erhalten worden, wenn schon die englischen Zeitungen behaupten, daß die Amerikaner es mit der Zahl nicht immer so genau nehmen.

Alljährlich im Mai beginnt es in den sonst so stillen Gewässern an den Pribylow-Inseln lebendig zu werden, riesige, unförmliche Kolosse erscheinen und entsteigen dem Wasser. Es sind die alten Männchen, die „bulls". Jedes nimmt einen festen Standort möglichst dicht am Ufer und verteidigt diesen wütend gegen seine Nebenbuhler, bis der ganze Strand von den stärksten Männchen in Besitz genommen ist; schwächere Neuankömmlinge müssen sich durchschleichen und ihren Standpunkt weiter nach innen nehmen. Kein Männchen verläßt seinen Platz, auch nicht einmal um Nahrung zu sich zu nehmen, die Tiere zehren buchstäblich von ihrem eigenen Fette. Mitte Juni kommen die viel kleineren Weibchen und die jüngeren Tiere. Erstere werden von den Bullen sehr unsanft begrüßt, mit den Zähnen im Nacken gefaßt, in das Standquartier geschleppt und hier eifersüchtig behütet. Freilich kann es die größte Wachsamkeit nicht verhindern, daß die am weitesten landein lagernden Weibchen, während ihr „legitimer" Herr neue Ankömmlinge begrüßt, von den ins Innere getriebenen schwächeren Männchen weiter fortgeschleppt und ihrem Harem einverleibt werden. Die jungen, fünf- bis sechsjährigen Männchen können an Ehefreuden noch nicht denken; sie müssen sich zwischen den älteren durchschleichen und ihre Lagerstätte ganz im Innern der Insel nehmen. Die Weibchen kommen alle hochträchtig an und werfen kurz nach der Ankunft Junge, die sie bei sich behalten und sorgsam behüten. Sie gehen während ihres Aufenthaltes, der etwa zwei Monate dauert, täglich ins Meer, um Nahrung zu suchen, bleiben aber immer nur kurze Zeit aus.

Nach dem oben erwähnten Gesetze dürfen Weibchen und Junge überhaupt nicht getötet werden; auch die alten Männchen werden geschont, da ihr Pelz, meist von unzähligen Narben zerrissen, wertlos ist. Das Schlachtvieh wird ausschließlich unter den sechs- bis siebenjährigen, noch unbeweibten Männchen, den „bachelors" ausgewählt. Die Aleuten, aus denen die Robbenschläger bestehen, drängen sich zwischen die innerste Reihe der Familienväter und die Junggesellen und sondern die letzteren in Herden von 2000 bis 3000 Stück; sie treiben dann eine dieser Scharen nach der andern ins Innere zum Schlachtplatz. Die unbehülflichen Tiere lassen sich gutwillig von wenigen Leuten treiben. Freilich darf man ihnen nicht mehr als fünf bis sechs Miles im Tage zumuten, da sonst der Pelz durch die Erhitzung leidet. Nachts umstellt man sie mit Wachen; werden sie unruhig, so genügt ein Pfiff, um sie einzuschüchtern. Sollte zufällig einmal ein wärmerer, heller Tag eintreten, so muß Rast gemacht werden, denn jede Erhitzung schadet dem Pelz. Ist der Schlachtplatz erreicht, so wird die Herde in kleine Trupps von 20 bis 30 Stück geteilt und das Schlachten beginnt. Vorher wird aber jedes einzelne Tier genau untersucht, ob sein Pelz auch von genügender Qualität und unbeschädigt ist; wenn nicht, wird es ausgesondert und kann sich den Weg zum Meere zurücksuchen. Die tauglich befundenen erhalten von den nur zu diesem Zwecke angestellten aleutischen Robbenschlägern einen Schlag mit der Keule vor den Kopf; ein zweiter Aleute sticht dem betäubten Tiere ein Messer ins Herz; dann folgen die Abbalger und unmittelbar hinter diesen Karren mit Maultieren bespannt, welche die Häute so rasch als möglich in die Magazine schaffen, dort werden sie einfach eingesalzen und scharf zusammengepreßt und schließlich, je zwei und zwei zusammengebunden, verschifft. Die abgehäuteten Körper verfallen den Frauen der Ansiedler, welche den Speck für die Haushaltungen verwenden.

Für die Bezahlung der Arbeiter gilt noch das Artelwesen, wie es die russischen Promyschleniks eingeführt haben. Es wird die Gesamtsumme des Arbeitslohnes nach der Zahl der eingelieferten Felle festgestellt und verteilt, wobei Kirche, Schule und Invaliden ihren bestimmten Anteil bekommen. Die aktiven Arbeiter sind in drei Klassen geteilt, deren Lohnhöhe verschieden ist. Auf St. Paul erhielt nach Petroff im Jahre 1879 ein Arbeiter erster Klasse 410 Dollars.

Die Alaska-Kompanie zieht aus ihrem Monopol natürlich einen sehr erheblichen Gewinn und ist nicht gesonnen, sich denselben von Konkurrenten schmälern zu lassen. Umgekehrt sehen natürlich die Bewohner von Viktoria und Vancouver nicht ein, warum sie die Pelzrobben an ihren Küsten und zwischen den Aleuten-Inseln nicht auch jagen sollen, und sie schicken in jedem Frühjahre eine Anzahl kleiner Schoner dazu aus. Bis 1866 überließen sie die eigentliche Jagd den Küstenindianern und tauschten von diesen die erbeuteten Felle ein. In dem genannten Jahre gingen die ersten englischen Schiffe selbst auf die Jagd aus, und seitdem hat das Geschäft von Jahr zu Jahr an Umfang zugenommen. So lange die englischen Schoner südlich der Aleuten blieben, konnten die Amerikaner nichts gegen sie machen, aber seit 1878 begannen sie auch an den Aleuten selbst und nördlich derselben zu jagen, und seit 1883 suchten sie dort hauptsächlich ihre Beute. Die Engländer behaupten natürlich, daß sie nur im offenen Meere jagen und die Dreimeilenzone längs der Küste sorgsam vermeiden; wo Räubereien in der Küstenzone vorgekommen sind, waren die Thäter keine Engländer, sondern Kalifornier oder gar Deutsche, Engländer sind für so etwas viel zu ehrlich; die Amerikaner dagegen bestreiten das Letztere entschieden, und werfen außerdem den Robbenjägern vor, daß sie die Robben ohne Unterschied von Alter und Geschlecht töten und nur in die Beringssee kommen, weil sie südlich davon die Robben schon fast ausgerottet haben. Die Alaska-Kompanie setzte ihren ganzen Einfluß ein und sparte die Dollars nicht, und 1886 fingen die amerikanischen Zollkutter an, die englischen Schoner anzuhalten und wegzunehmen, sobald sie im Beringsmeer betroffen wurden. Im Anfang scheinen die Beamten ziemlich auf eigene Faust gehandelt zu haben, denn eine Verfügung des Staatssekretärs Bayard hob das in Sitka gefällte Urteil gegen vier im Jahre 1886 weggenommene Schiffe auf, aber es gelang der Alaska-Kompanie, die Ausführung dieser Verfügung bis 1888 hinzuhalten und die Schiffseigentümer zu ruinieren. In den folgenden Jahren waren durchschnittlich 20 bis 25 englische Schiffe auf der Robbenjagd und machten reiche Beute; die Zollkutter verhielten sich verschieden, aber die amerikanische Regierung erhob den Anspruch auf den Alleinbesitz des Beringsmeeres. Im Jahre 1889 kam es vor, daß die Mannschaft einiger genommener Schoner ihre Wächter überwältigte und mit diesen in Sitka ankam, freilich ohne Ausbeute. Im Jahre 1889 gingen 29 Schoner ins Beringsmeer und brachten für eine halbe Million Dollars Felle nach Viktoria, ohne belästigt worden zu sein, und im Jahre 1891 sind 49 Schiffe mit 1082 Leuten ausgelaufen. Vorsichtshalber behalten sie aber nicht ihre ganze

Jagdbeute an Bord, sondern liefern von Zeit zu Zeit an bestimmten Punkten ab, wo sie ein Dampfer aus Viktoria in Empfang nimmt.

Die englischen Robbenjäger sind kleine Schiffe von 60 bis 120 Tonnen mit 20 bis 30 Mann Besatzung. Sie laufen gewöhnlich anfangs März aus und fahren den von Süden kommenden Robben entgegen. Die Robben ziehen einzeln oder höchstens in ganz kleinen Trupps; sie können auf dem offenen Meere nur bei gutem Wetter gejagt werden und die Jagd ist nicht leicht, denn die Pelzrobbe ist im Wasser äußerst gewandt und scheu und taucht beim geringsten Geräusch unter; trifft sie die Kugel nicht tödlich, so ist sie meistens verloren. Die Jagd erfolgt von kleinen Böten aus, und mancher Jäger geht in dem unruhigen Meere und bei dichtem Nebel zu Grunde. Die Schoner folgen den Robben, wie diese den ihnen zur Nahrung dienenden Fischen, und erreichen im Mai die Aleuten, wo sie die Frühjahrsjagdbeute abliefern.

Die Gesamtausbeute der Engländer beläuft sich in guten Jahren auf 25000 bis 30000 Felle, also nur auf ein Viertel der Schlachtungen auf den Pribylow-Inseln; das allein beweist schon, daß die Klagen der Alaska-Kompanie über die englische Räuberei übertrieben sind. Nimmt die Zahl der Robben in den Rookeries wirklich merklich ab, so werden wohl die Herren Amerikaner selbst Schuld daran sein und wohl thun, die Schlachtungen unter schärfere Aufsicht zu stellen. Die Küstenindianer jagen die Robbe noch in der alten Weise; sie suchen mit ihrem Canoe dicht an die schlafend dahintreibenden Robben heranzukommen und harpunieren sie. Die Zahl der von ihnen getöteten Tiere kommt gegenüber der Ausbeute der europäischen Schiffe nicht in Betracht.

Nach den neuesten Nachrichten hat die englische Regierung sich entschlossen, vorläufig den amerikanischen Forderungen nachzugeben und ihre Unterthanen aus dem Beringsmeer zurückzuhalten. Eine Schonzeit ist in Aussicht genommen und eine Kommission ist von Viktoria nach den Pribylow-Inseln abgegangen, um sich von dem Stand der Rookeries zu überzeugen. Sie ist freilich erst dort angekommen, als die Robben wieder zum größeren Teile weg waren, aber den Kaufleuten in Viktoria kann jetzt doch vorgehalten werden, daß etwas für ihre gefährdeten Interessen geschehen sei, ohne daß der Hauptabnehmer Englands gekränkt worden ist, und das ist auch schon etwas wert.

Graufthal und Lichtenberg im Unterelsaß.

Von Bruno Stehle in Colmar.

Früh morgens verließen wir das reizend gelegene Städtchen Zabern, um das Graufthal und weiterhin die Feste Lichtenberg zu besuchen. Unser Weg führte uns auf die bekannte Zaberner Steige, die Gebirgsstraße, welche, den Kamm der Vogesen durchquerend, das Elsaß mit Lothringen verbindet. Schon 1427 wurde die Kunststraße angelegt und im Jahre 1616 wesentlich ausgebessert. Lassen wir über das Werk selbst unsern Altmeister Goethe sprechen, der es mit folgenden Worten schildert:

Lichtenberg im Unterelsaß. Nach einer Photographie.

„Von der aufgehenden Sonne beschienen, erhob sich vor uns die berühmte Zaberner Steige, ein Werk von unüberdenklicher Arbeit. Schlangenweise über die fürchterlichsten Felsen aufgemauert, führt eine Chaussee, für drei Wagen nebeneinander breit genug, so leise bergauf, daß man es kaum empfindet. Die Härte und Glätte des Weges, die geplatteten Erhöhungen an beiden Seiten für die Fußgänger, die steinernen Rinnen zum Ableiten der Bergwasser, alles ist so reinlich als künstlich und dauerhaft hergerichtet, daß es einen genügenden Anblick gewährt."

Auf der Höhe der Zaberner Steige liegt links ein steiler Fels, Karlssprung genannt. Er führt seinen Namen von einem lothringischen Herzoge, welcher in der Hitze des Jagens

mit seinem Pferde über den Fels hinabgesprungen und unverletzt im tiefen Abgrunde angekommen sein soll. Noch zeigt man am Felsen die Spuren der Hufeisen des Pferdes.

Nach einer halben Stunde ist die Berghöhe und damit auch das lothringische Plateau erreicht; doch verfolgen wir nicht den Weg nach Pfalzburg, sondern wenden uns rechts hinunter in das elsässische Zinzelthal, nach dem Oberhof und dem Graufthal oder Graufel.

Unser Holzschnitt giebt uns ein getreues Bild von dem wundersamen Örtchen. Wundersam, weil hier in der That noch Höhlenbewohner hausen. Auf dem linken Ufer der Zinzel erheben sich majestätisch gewaltige, senkrecht abstürzende Felskolosse, aus buntem Sandstein gebildet. Der die Thalsohle zunächst berührende Fuß des Felsens ist durch Auswaschung ausgehöhlt, und diese natürlichen Höhlen haben sich die genügsamen Bewohner in Wohnungen umgewandelt. Als wir uns einer dieser armseligen Hütten näherten, sahen wir einige halberwachsene Mädchen mit Strickarbeiten beschäftigt vor der Thüre sitzen. Gegen ein kleines Entgelt führten sie uns gern in ihr ärmliches Heim. Die Wohnung zeigt im Innern den natürlichen, nackten Stein; nach außen schließt sie eine Ziegelwand ab, in welcher ein paar kleine Fenster und die Thüre sich befinden. Einige Häuser haben sogar ein zweites Stockwerk; eine Sandsteinplatte, die der Verwitterung widerstand, bildet die Decke des Erdgeschosses und den Fußboden des oberen Stockes. Das Dorf zählt ungefähr 250 Einwohner, arme Leute, die sich durch Waldarbeit, Fisch- und Froschfang, durch Stricken und Anfertigung von Strohflechtereien (Strohhüte) und von Schwefelholzschachteln ihr kärgliches Brot verdienen.

Graufthal im Unterelsaß. Nach einer Photographie.

Arm ist die ganze Gegend, und doch war der einsame Erdenwinkel schon in frühester Zeit besiedelt. Sigebald, Bischof von Metz, der von 707 bis 742 den Krummstab führte, stiftete hier ein Frauenkloster. Im Anfang des 12. Jahrhunderts war der Bau so gewachsen, daß er bis zu 100 Nonnen aufnehmen konnte. Während des Bauernkrieges wurde das Kloster hart mitgenommen, und es hat sich seit der Zeit nicht wieder erholt. 1523 kam der Ort an das kurfürstliche Haus von der Pfalz, und es mag nicht unerwähnt bleiben, daß es Güter der 1554 aufgehobenen Abtei Graufthal waren, welche vom Papst Clemens VIII. dem Pfalzgrafen im Tausche für die Güter gegeben wurden, mit denen dieser die Universität Heidelberg ausstattete.

Vom Graufthal führt der Weg über Neuweiler, Ingweiler nordwärts nach Lichtenberg, eine der kleinen Festungen, welche zur Franzosenzeit den Übergang über die Vogesen zu wehren hatten. Bis zum Jahre 1870 lag in der Feste eine kleine französische Besatzung. Nach der Schlacht bei Wörth wurde das Schloß einige Stunden von den Württembergern beschossen, bis es seine Thore öffnete. Kasernen, Türme, Brustwehren sind arg beschädigt, Lichtenberg ist eine Ruine. Trotzdem ist es noch immer ein herrlicher Blick, wenn man aus dem Waldesdunkel heraustritt und auf hochragender Bergeskuppe die aus rotem Sandstein erbauten Türme und Mauern des Schlosses, durch die Strahlen der goldenen Morgensonne beleuchtet, herniederglänzen sieht. Dann versteht man auch, warum der Berg gerade der lichte Berg oder Lichtenberg genannt wurde. Unsre Altvordern waren bei der Namengebung viel fein-

fühlender als unsre heutige Zeit mit ihrer „Amalienruh, Leopoldsblick“ u. a. Im Jahre 1862 schrieb Lehmann eine „Urkundliche Geschichte der Grafschaft Hanau-Lichtenberg“, in welcher er die Festung, wie sie vor 30 Jahren noch stand, folgendermaßen beschreibt:

„Die ursprüngliche Burg ist noch größtenteils vorhanden, und sie ruht auf einem Felsen, der die Höhe eines Berges krönt, den man von Ingweiler aus in ungefähr anderthalb Stunden erreicht. So wie man auf der Höhe aus dem Walde tritt, wird man durch den Anblick derselben überrascht, und wir entdecken sogleich den Umfang der alten Burg mit dem breiten, dunkeln Hauptturme in der Mitte und um jene herum die neueren Terrassen, Festungswerke und Wälle. Ehe wir dahin gelangen, kommen wir durch das vor derselben gelegene gleichnamige Dörfchen, und dann zieht sich rechts auf der Südseite der steile Pfad hinan zur Festung, in welcher gegenwärtig eine kleine französische Garnison liegt. Bei der zweiten Zugbrücke beginnt der alte hohe und gewölbte Eingang zur Burg, rechts in den Felsen gehauen und links mit mächtigen Quadern gemauert; und durch denselben erreichen wir aufsteigend den ehemaligen, jetzt mit neueren Verteidigungswerken flankierten Burghof. Eine breite Treppe führt ins Hauptgebäude, das sich an den festen Turm anlehnt, von dessen Höhe man eine weite Aussicht genießt; nach Westen hin auf die mächtigen Vogesen, gegen Südost in die Gegend um Hagenau und über den Rhein auf den Schwarzwald. Südlich schweift das Auge nach Straßburg mit seinem erhabenen Münsterturme, dessen Obervögte die Herren von Lichtenberg waren, und endlich in der Nähe, ebenfalls nach Süden, auf Buchsweiler und dessen Umgebung hin, so daß also unsre Dynasten von diesem ihrem Sitze, gleichsam wie von einer Hochwacht aus, den größten Teil ihres ursprünglichen, schönen und mit allen Erzeugnissen des Bodens reichlich gesegneten Gebietes überschauen konnten. Unter der obersten oder höchsten Plattform des Turmes befindet sich das berüchtigte Gefängnis, die Hölle geheißen, das in den Zwisten der Lichtenberger Brüder eine so grausige sagenhafte Rolle spielt, und in welchem gegenwärtig die Pulvervorräte aufbewahrt werden. Neben demselben, in der Mitte eines freien Platzes, ist ein Brunnen, der nie versiegt, neben andern beträchtlichen Quellen, welche die Hauptveranlassung zur Erbauung der hohen Lichtenburg auf diesem Felsen gewesen sein sollen. Unten im Hofe sieht man noch, neben neueren Gebäuden und Wohnungen, wie die alte Burg später, besonders im 16. Jahrhundert, erweitert und verändert wurde, kenntlich an Balkonen, Thürgestellen im Renaissancestil. Auch die alte kleine Kapelle ist an der Südseite des Hauptturmes noch unversehrt vorhanden.“

So weit Lehmann über den Bau der Burg. Was den Zwist der Lichtenberger Brüder betrifft, erzählt uns die Sage folgendes: Auf der Bergfeste Lichtenberg hausten zwei Brüder, die hegten schrecklichen Haß gegen einander. Der eine schwur, seinen Feind vor Durst, der andre, ihn Hungers sterben zu lassen. Nachdem sich jener des letzteren bemächtigt hatte, ließ er ihn in ein tiefes, unterirdisches Gemach werfen, wo man ihm täglich nur ein trockenes Stück Brot reichte. Der Unglückliche fristete sein elendes Leben dadurch, daß er die trockene Rinde mit der von den Wänden herabträufelnden Flüssigkeit netzte. Allein er wurde verraten und in eine den Sonnenstrahlen ausgesetzte Kammer gebracht, wo er bald darauf starb. Der unnatürliche Bruder stürzte sich mit dem Burgkaplan, der ebenfalls um den Mord wußte, vom Turm herab.

An der äußeren südlichen Mauerseite eines der Schloßtürme, wo sich das Pulvermagazin befand, zeigt man einen in Stein ausgehauenen Kopf, der angeblich den Verdursteten darstellen soll. In einem unteren Gemache zeigt man drei Köpfe, von welchen immer einer schmächtiger ist als der andre, und welche den immer schmächtiger werdenden Gefangenen vorstellen sollen.

Wie Lehmann in seinem Werke mitteilt, giebt uns eine alte Chronik als Hauptveranlassung zu dem Bau der Burg folgende Sage an: „Als die Herren von Lichtenberg das Haus Lichtenberg bauen wöllen, als sie an dem Gebirg einen gelegenen Platz ersucht, (sollen sie) durch einen Hirten gewiesen und ihnen geraten worden sein, ihr Wohnung auf den Lichtenberg zu einem Brunnen, so aus einem Felsen geronnen, zu bauen, dem sie gefolget, wie dann das Haus Lichtenberg, ob es wohl auf einem solchen hohen Berg liegt, daß man das untere Gebirg alles übersehen kann, so ist doch auf gemeltem Haus, welches ein besonder Mirakel, kein Mangel an Wasser, sondern hat eine stattliche Brunnenquellen und Wassergruben.“

Tracht im Unterelsaß. Nach einer Photographie.

Im Oberelsaß ist die spezielle Landestracht verschwunden; nur im Münsterthal tragen die Frauen eine aus früheren Zeiten beibehaltene Kopfbedeckung, eine kleine schwarze Kappe. Ganz anders im Unterelsaß. Bei einer Wanderung durch dieses Gebiet fällt vor allem die treue Anhänglichkeit der weiblichen Bevölkerung an ihre alte Tracht auf. Das blendendweiße Hemd mit den weiten Ärmeln, das kurze Mieder mit gesticktem Vorstecker, das dunkelfarbige, geblümte seidene Brusttuch, der farbige Rock mit Bändern verziert, die reiche seidene Schürze sind die charakteristischen Teile der kleidsamen elsässischen Tracht. Vervollständigt wird dieselbe

durch die Kopfbedeckung, eine seidene Schleife oder Schlupf, bald aus schwarzem, bald aus farbigem breitem seidenen Band verfertigt. In manchen Gegenden tragen die Katholikinnen rote, die Protestantinnen grüne Röcke.

Es scheint dieses zähe Festhalten an der alten Tracht ein Erbteil aus früheren Zeiten zu sein; denn schon Moscherosch freut sich der Treue seiner Zeitgenossinnen, wenn er sagt: „Zu loben und hoch zu rühmen ist das Weibsvolk zu Straßburg. So nahe als sie den à la mode vor der Thüre haben, so wenig achten sie ihn. Sie bleiben bei ihrer uralten Tracht, in Schurz und Pelz, in Kapp und Bauernhut, in Übermieder und Leibchen; und sollte es den thörichten à la mode zu Tode verdrießen; in welcher Standhaftigkeit sie auch die Männer selbst übertreffen."

Zur Kenntnis der religiösen Anschauungen der Bataks.

Von C. M. Pleyte Wzn,

Konservator des ethnographischen Museums der Königl. Zoologischen Gesellschaft Natura artis magistra in Amsterdam.

II.

III. Die Pagar.

Pagar bezeichnet im allgemeinen Amulett, jedoch zu gleicher Zeit den Geist, der damit verbunden erachtet wird. Kein Batak, der nicht seinen Pagar hat, welchen er als Gottheit verehrt[1]). „Jedem Menschen", sagt Dr. Hagen, „begegnet mindestens einmal in seinem Leben ein Schutzgeist, Pagar, sei es in Form kleiner Steinchen, welche in einem Wasserstrudel umeinander wirbeln, oder in Form eines eigentümlich geformten Stückes Holz, einer Wurzel ꝛc. ꝛc. Erkennt nun der Mann dies, oder vermutet er einen Pagar darin, so bemächtigt er sich des Gegenstandes und bringt ihn zum Guru (Priester), um von ihm Gewißheit zu erhalten. Nun begiebt sich der Guru damit auf den heiligen Platz des Dorfes, nimmt eine gehörige Mahlzeit zu sich, und macht den Geist in den betreffenden Gegenstand hineinfahren unter mancherlei Zeremonien, wobei das Waschen mit Limonensaft die Hauptrolle spielt. Damit ist der Pagar fertig und der glückliche Finder nimmt ihn mit nach Hause, wo er ihm einen eigenen Platz, gewöhnlich zu Häupten der Lagerstatt des Hausherrn, anweist, und ihm allmonatlich einmal (am Vollmond) oder hier und da auch zweimal Reis und ein rotes Huhn opfert. Der Guru beobachtet dann, ob er Appetit hat oder das Essen verschmäht. Hier und da bekommt der Pagar auch außeretatsmäßigen Hunger und teilt dies dem Guru mit, worauf derselbe dem Betreffenden sagt: Dein Pagar ist hungrig und verlangt dies und das als Opfer."

Der Pagar bleibt in der Familie erblich. — Wird dem Pagar sein Opfer nicht richtig, oder etwa gar nicht dargebracht, so rächt er sich durch Entsendung von Krankheit, Wahnsinn oder Tod in der Familie. Wird er aber gut gepflegt, so fährt er zu gewissen Zeiten in Familienglieder, teilweise auch in Fremde, zu diesem Zweck bezahlte Leute, meistens jedoch in die Hausfrau, welche dann unter Gongschlägen und Gesang der Umstehenden in einen Zustand der Verzückung gerät (natürlich unter Assistenz des Guru), mit starrem Blick eine Zeitlang steif dasitzt, und schließlich angiebt, welche Opfer an schönen Kleidern (für die Frau) und Eßwaren (für sich selbst) der Geist verlangt. Verspricht oder erfüllt der Mann sofort dies Verlangen, so giebt der Pagar durch sein Medium Orakel von sich, indem er z. B. den Ausgang gewisser Geschäfte voraussagt oder angiebt, wo Geld vergraben sei, ob eine Epidemie naht oder feindlicher Einfall zu befürchten steht ꝛc. ꝛc.[2]).

Aber nicht nur Gegenstände, welche auf diese oben erwähnte Weise gefunden werden, können ein Pagar sein, man kann sich auch selber einen zurechtmachen. Solche trägt man dann bei sich in ausgehöhlten Bären- oder Schweinezähnen, oder in Tigerkrallen, auch wohl in kleinen silbernen oder goldenen Köchern, die in die Falten des Haupttuches gesteckt werden[3]).

Bisweilen bedient man sich zum Aufbewahren des Pagars auch zinnerner Bildchen, Adji tejas (zinnerner König[4]), wie die Seite 312 (Fig. 3 und 4) abgebildeten. In diesen Bildchen, welche als Kunstprodukte einen sehr geringen Wert haben, wird der Pagar befestigt, entweder in der Nabelgegend oder auf dem Kopfe. Wird erstere Methode befolgt, dann wird der Nabel ausgebohrt, der Pagar in dies Loch gebracht und dies wieder verschlossen; wird er aber auf den Kopf gelegt, dann wird der Adje mit einem turbanartigen Kopfputz von Getah pertjah versehen, der den Pagar verbirgt. Andre wieder bewahren ihren Pagar in mit Getah pertjah umklebten Schachteln, die nicht selten die Form eines Tieres zeigen. Abbildung 5 stellt einen solchen Pagarbehälter vor in Form eines Karabau (Büffel-)kopfes, wobei die Hörner mittels Krokodilzähnen, die Augen (eins ist verloren gegangen) mittels Kaurischnecken und die Ohren mittels Glasperlen dargestellt sind, und einige kupferne Nägel die krausen Kopfhaare bilden. Der ganze Gegenstand ist an einer Kette befestigt, um ihn um den Hals befestigen zu können.

Beabsichtigt der Batak, den Pagar als Schutzgeist des Hauses zu benutzen, dann stellt er ihn in der Form eines Holzbildes dar, das einen Platz auf der Veranda des Hauses bekommt. Meistens giebt er diesen Bildern eine hockende Haltung und bewaffnet sie mit Schwert oder Keule, um ihnen ein drohendes Aussehen zu geben. Solch ein Bild heißt alsdann Porpagaran[5]), das ist Träger eines Abwehrmittels. Dergleichen Bilder werden auch am Eingange des Dorfes aufgestellt.

Die Verehrung der Pagar hängt gänzlich von Umständen ab. Im täglichen Leben werden sie sehr wenig gepflegt. Geht es aber zum Streite, dann wird ihnen reichlich geopfert, damit ihre Wirkung eine recht kräftige sein soll. Die Adji tejas haben dann sehr schwierige Pflichten zu erfüllen, denn sie müssen nicht nur ihren Träger unverletzbar machen, sondern ihn auch zum Sieg führen[6]).

IV. Die Debata idup. [Batak script]

Die Religion der Bataks ist, obwohl sie die Verehrung eines höchsten Wesens nicht ausschließt, der Hauptsache nach eine derjenigen, welche die neue Religionswissenschaft Animismus nennt. Die Verehrung der Geister, mehr speziell der Seelen des Verstorbenen, spielt deshalb auch in fast allen ihren religiösen Anschauungen eine Rolle.

Alle Geister, darunter auch die Seelen der Abgeschiedenen, werden von ihnen Debata (Geist) genannt. Mit diesen letzteren wollen wir uns jetzt beschäftigen. Bei der Beschreibung des Ulos ni tondi haben wir schon gesehen, daß die Seelen, welche im Körper ihren Sitz haben, nach dem Tode frei werden und als Geister zum Himmel emporsteigen und dann Sumangot heißen, welches Wort am besten mit „Individualität" zu übersetzen ist. Außer den Sumangot

kennt der Batak aber noch zwei andre Geisterarten, die Silaon und die Sombaon.

Von diesen drei Kategorieen wird die der Sumangot am höchsten geehrt, weil ihnen auch die Seelen der vor kurzem verstorbenen Verwandten angehören, während die Silaon, die Geister schon längst abgeschiedener Familienglieder, von denen man selbst den Namen nicht mehr kennt, nur mäßig beachtet werden. Die Sombaon endlich, die Seelen von ehemaligen Dorfhäuptern, alten Königen, Stiftern von Gemeinden und Vornehmen, werden mehr gefürchtet als geehrt, jedoch kommt der Batak nur gar selten mit ihnen in Berührung, weil sie sich nur auf Berggipfeln, besonders Vulkanen, aufhalten. Junghuhn z. B. berichtet: „Ich selbst habe einen solchen Sumangot (lies Sombaon) auf dem Lubu Radja (dem höchsten Berge der Batakländer) getroffen. Ich hatte anfangs viel Mühe, die Bataks zur Ersteigung dieses Berges zu bewegen, und überwand ihre Abneigung (außer, daß ich mich selbst für einen metamorphosirten Sumangot erklärte) nur dadurch, daß ich mich verpflichtete, voranzugehen. Darüber wurde erst eine feierliche Beratung im Soppo (Gemeindehaus) gehalten und beschlossen, daß man mir folgen wollte. Auf dem Gipfel wurde erst mit Benzoe geräuchert und eine feierliche Anrede an den Geist gehalten." Auch Dr. Hagen hatte bei seinen Bergzügen im Tobagebiet dieselbe Furcht der Bataks zu beseitigen. „Als ich einst den Vulkan Gunung Tipaiak besteigen wollte", erzählt er, „weigerten sich die Leute, mich zu begleiten, da sie sich zu sehr vor den dort beheimateten Sombaons fürchteten; nur wenn ich verspräche, oben ein weißes Huhn zu schlachten, wollten ein paar Beherzte folgen [7])."

Weder von dem Sumangot noch von den Sombaon werden Bilder angefertigt. Dies geschieht nur für den Silaon, unter welcher Gestalt alsdann die Urahnen kollektiv gepflegt werden. Solche Ahnenbilder tragen den Namen Debata idup. Gewöhnlich, wie aus Fig. 6 und 7 (folgende Seite) hervorgeht, stellen sie ein paar Menschen vor in gerader Haltung, ein männliches und ein weibliches Individuum, die mit den Händen auf die Genitalien zeigen, um die Nachkommen daran zu erinnern, daß die Erhaltung des Geschlechts ihnen vor allen auferlegt ist. Unfruchtbare Frauen opfern deshalb emsig den Debata idup, damit sie von ihnen Kindessegen erlangen. Die Debata idup haben ihren festen Platz in der Behausung. Meistens werden sie in der Nähe des Herdes, an den Dachrippen festgebunden, am Unterleibe bedeckt mit einer Matte, die nur in dem Augenblick, wenn man ihnen Opfer darbringt, entfernt wird [8]).

V. Si Patulpak, Fig. 8.

Si Patulpak begu, wie sein vollständiger Name lautet, ist eine hölzerne Menschenfigur, die am Eingange von jedem Dorfe vorgefunden wird, einmal als Ruhestätte für den Schutzgeist des Dorfes, andrerseits als Medium, um sich mit ihm in Verkehr setzen zu können. Gewöhnlich haben diese Holzstatuen eine drohende, abwehrende Haltung, die mit Lanze oder Schwert ausgerüstet sind, um sich besser zur Wehr stellen zu können. Das hier dargestellte Bild ist ohne diese Waffen, dafür aber an der Unterseite mit einem nach vorn gerichteten Schweinekiefer versehen, welcher mittels idjuh Tau daran befestigt ist, dem Überreste des letzten ihm dargebrachten Opfers. In früheren Zeiten wurde bei diesen Bildern auch geschworen. Heutzutage findet dies aber nicht mehr statt. Sie dienen nur noch, um das Huta, Dorf, robu, d. i. unzugänglich für böse Einflüsse zu machen [9]).

VI. Der Mangayang-ayang [10]), Fig. 9.

Der jetzt zu besprechende Gegenstand ist eine flache, cylindrische, von Rotan geflochtene und mit einer netzförmig geknüpften Schnur umwickelte Schachtel, mit kegelförmigem Deckel. Drei Seile, die oben zusammengeknüpft sind, am Boden der Schachtel in regelmäßiger Entfernung befestigt, ermöglichen es, sie um ihre Achse drehen zu lassen. In der Schachtel befinden sich zwei braune, baumwollene Seilchen, beide an ihrem Ende mit einem aus Getah pertjah angefertigten Schlangenkopf versehen, während an den einen Draht noch eine Anzahl von Perlen aus demselben Stoffe angeklebt sind. Mit dieser Schachtel und den beiden Schlangen wird geweissagt durch einen Priester, der aus der Lage der Schlangen die Zukunft verkündigt. Nicht jeder Priester ist aber im Stande, diese Rombu siporhas (Blitzseile), wie sie genannt werden, zu benutzen. Er muß eine Datu pangarombu, d. h. ein gelehrter Datu (Priester) sein [11]). Um durch die Schachtel ein Orakel geben zu lassen, verfährt er folgendermaßen. Zuerst wickelt er die Rombu siporhas unter Gebetmurmeln rund um seine Finger, und legt sie dann nebeneinander in die Schachtel. Dann wird diese mit großer Sorgfalt geschlossen. Er faßt nun die zusammengeknüpften Enden der Seile, woran die Schachtel hängt, mit seiner Rechten und setzt die Dose mit seiner Linken in drehende Bewegung, bis die Seile ganz ineinander gedreht sind. Nun entfernt er seine linke Hand, so daß die Dose sich zurückzudrehen anfängt, und zählt bis sieben. Dann hält er die Dose schnell wieder fest und öffnet sie schnell unter Gebeten. Sieht er nun, daß die Köpfe der Schlangen gegen ihn zugewandt sind, so ist dieses ein sehr übles Zeichen, liegen sie aber in entgegengesetzter Richtung, dann steht dem, was unternommen werden soll, ein guter Erfolg bevor [12]).

Ehemals spielte der Rombu siporhas eine weit bedeutendere Rolle. In dem Bericht über eine Reise der beiden Baptisten-Missionare Burton und Ward, 1824 unternommen im Auftrage von Raffles nach dem Gebiete der Bataks, wird eine Weissagung mittels der Blitzseile als die „einzige religiöse Zeremonie" beschrieben. Damals wurde hierbei auch ein wenig verschieden von der heutigen Art verfahren. „Die einzige religiöse Zeremonie", so lesen wir, „wozu das ganze Dorf sich versammelt, ist diejenige, welche stattfindet am Abend, ehe die Feindlichkeiten anfangen sollen. Wenn der Datu den dazu bestimmten Tag bestimmt hat, wird eine temporäre Scheune mitten im Dorfe aufgerichtet, worin alle Dorfbewohner zusammentreffen. In der Mitte, auf dem Boden, breitet der Datu ein grünes Tuch, Ulos, aus, in dessen Mitte zwei Seile von zwei Fuß Länge mit Menschenköpfe darstellenden Wachsknöpfen versehen befestigt sind. Diese beiden Seile stellen die beiden miteinander Krieg führenden Parteien dar. An mehreren Stellen der Seile befinden sich Perlen, welche die verschiedenen Mitglieder der Gemeinde darstellen. Die ersten bedeuten die Häuptlinge, die zweiten die Krieger 2c. 2c.

Nachdem die Versammlung sich nun mit Trommeln, Musizieren und Tanzen unterhalten hat, nimmt der Datu die Rombu siporhas angesichts des ganzen Volkes auf und ruft den Zorn der Götter und der Ahnen auf die Feinde herab; er begehrt von beiden, daß sie durch die Rombu siporhas offenbaren sollen, ob es erlaubt sei, das ihrem Lande angethane Unrecht zu rächen. Darauf läßt er die Seile fallen, und zeigt dann aus ihrer Lage und andern Anzeichen, ob ein guter Erfolg zu erwarten sei. Ist dies der Fall, dann werden die Feindlichkeiten sogleich angefangen [13])."

VII. Der Toping, Fig. 10.

Dr. Hagen erwähnt in seinem schon mehrfach angeführten Aufsatz „Beiträge zur Kenntnis der Battareligion", dort, wo er die prunkvollen Leichenbegängnisse der Orang Tenior beschreibt, daß bei dem sogenannten Kuda-huda- und Topingspiel zwei Masken in Verwendung kommen, deren eine einen

Rhinozerosvogel, deren andre aber ein menschliches Antlitz darstellt. In der Nabelgegend des einen Tänzers ist eine lange bewegliche Stange angebracht, an deren Spitze der Kopf eines Rhinocerosvogels (Buceros rhinoceroides) befestigt und mit zwei Schnüren versehen ist, welche der Spieler in der Hand hält, um damit die Stange und den Vogelkopf zu lenken. Hinten hat sich der Spielende einen alten Lappen als Schwanz befestigt, so daß die ganze Figur in etwas an einen Rhinozerosvogel erinnert. Der andre, der Topingspieler, stülpt sich einfach einen Flaschenkürbis mit zwei Augenlöchern über den Kopf. Der Topingspieler heißt das Männchen, der andre das Weibchen [14]). Auch wurde Dr. Hagen, als er die Orang Tenio besuchte, gesagt, daß beim Topingspiel anstatt der Kürbisschale eine geschnitzte Holzmaske vorgebunden würde, der man so gut als möglich die Züge des Verstorbenen zu verleihen sucht. „Wenn", so

Fig. 3. Fig. 5. Fig. 9.

Fig. 8.

Fig. 4. Fig. 6. Fig. 7.

Fig. 10.

Fig. 3. Adji tejas. Zinnerner König. — Fig. 4. Adji tejas. Zinnerner König. — Fig. 5. Amulett in Gestalt eines Büffelkopfs. — Fig. 6. Debata idup (männlich). — Fig. 7. Debata idup (weiblich). — Fig. 8. Si patulpak begu. Dorfschutzgeist. — Fig. 9. Zauberdose, Mangayang ayang, und dazu gehöriges Blitzseil, rombu siporbas. — Fig. 10. Toping, Maske, mit dazu gehöriger Hand.

sagt er weiter, „die gewöhnlichen Feierlichkeiten beim Tode eines Radja vorüber sind, und der Sarg vor dem offenen Grabe angekommen ist, so bezeichnet der neue Radja zwei Sklaven, welche die Verkleidungen des Toping und der Kudahuda anlegen und vor dem Grabe noch einmal Possen treiben müssen. Plötzlich ergreift man sie und schneidet ihnen samt der Verkleidung den Hals ab. Die Leichen legt man zu unterst ins Grab, gegenüber am Kopf- und am Fußende, und stellt den Sarg darauf [15])."

Als Dr. Hagen später wieder einmal eine Reise durch diese Gegenden machte, erblickte er, als er in den Balé bale von Nangasaribu eintraf, an der Wand dieses Gebäudes einen kurzen Stock, worauf, mit Fäden umwickelt, der getrocknete Kopf eines Rhinozerosvogels steckte, welchem man ein Paar Pferdeohren aufgesetzt hatte. Diese Kuda-kuda war schon vor langer Zeit beim Tode des vorigen Radja gebraucht worden. Auf seine Nachfrage gelang es auch, das Seitenstück hierzu, die Maske Toping, zu finden, welche als Wertstück im Radja-

hause aufbewahrt wurde. Sie war ein Geschenk des Radja von Bangusaribu an den Radja von Naugasaribu, sehr sauber aus Holz geschnitzt, mit Menschenhaaren verziert und deutlich mit alten, eingetrockneten Blutflecken bespritzt, was in mir den wohlbegründeten Verdacht erweckte, es sei das Blut der bei der Leichenfeier geschlachteten Sklaven [16]). Leider war dies hochinteressante Stück dem Radja nicht feil, obwohl Dr. Hagen ihm zuletzt den hohen Preis von 15 Dollars bot. Nachdem er es berechnet und gezeichnet hatte [17]), mußte er es zurückgeben, wonach sich die kleinen Buben ein Vergnügen daraus machten, die Maske aufzusetzen, Possen damit zu treiben und insbesondere die Weiber damit zu erschrecken, welche beim Anblick derselben schreiend auseinander stoben.

Wir könnten aus dieser Mitteilung schließen, daß der Toping nur als Tanzmaske verwendet wird, besonders bei den Begräbnissen der Radjas. Dies ist jedoch nicht der Fall. Die Maske, wovon Fig. 10 eine Abbildung gegeben wird, ebenfalls Toping genannt, ist ein bei den Bataks sehr viel gebrauchtes Mittel, um sich mit den Seelen ihrer Abgeschiedenen in Verbindung setzen zu können. Will man sich z. B. mit einem verstorbenen Verwandten unterhalten, dann bindet man einem Stammesgenossen eine Holzmaske vor und ein Paar hölzerne Hände an, in welchem Putze er alsdann im Dorfe erscheint, und durch seine Familie angebeten wird. Folgende Notiz, die wir von Herrn van Asselt mit der Maske empfingen, dürfte hier zur Bestätigung dieser Angabe einen Platz finden.

„Die Maske, wozu die beiden Hände gehören, und die mit natürlichen Haaren verziert ist, stellt einen Knaben vor, der durch einen frühzeitigen Tod seiner Familie entrissen wurde. Die Ehe blieb nach seinem Verscheiden kinderlos, deshalb wünschte die Mutter ihren Sohn zu sehen und zu sprechen, um von ihm Kindersegen zu erbitten. Sie richtete nun, um ihren Sohn aufs beste empfangen zu können, mit ihren Verwandten eine große Mahlzeit an. Als alles in Ordnung gebracht war, wurde ein Knabe, im gleichen Alter, wie der Verstorbene, vor das Dorf geführt, wo man ihm die Maske anlegte und die Hände auf seine Hände band. Dann berichtete man der Mutter, daß ihr Sohn gekommen sei. Um ihn bald zu sehen, setzte sie sich auf die Treppe ihrer Wohnung, so daß sie den Eingang des Dorfes übersehen konnte. Auf ein gewisses Zeichen wurde nun der Knabe hineingeführt. Kaum hat die Mutter ihr angebliches Kind gesehen, als sie schon die Treppe hinuntereilt, um es zu begrüßen. Sie giebt dem Knaben die schönsten Titel, als: mein Sohn, meine Seele, mein König, mein Gott! Bei solch einer Begegnung ist es herzzerbrechend, die arme Frau zu sehen. Sie überdeckt die Maske mit Küssen und Thränen und freut sich laut über die Rückkehr ihres Kindes. Auf einmal übermeistert sie aber das Gefühl des Schmerzes. Sie hält ihm seine Undankbarkeit vor und seine geringe Liebe, da durch ihn ihre Herzensader durchgeschnitten sei und er sie zurückgelassen habe, wie ein vereinzeltes Blatt auf einem einsamen Baume, mit dem die Winde spielen, und der Schande zur Beute. Endlich aber tritt die Familie zwischen beide und verhindert die Frau, in dieser Weise fortzufahren. Sie geben ihr den Rat, lieber den Geist ihres Sohnes anzubeten und ihn um Segen zu bitten. Dieses giebt sie endlich zu, worauf eine Mahlzeit, zur Ehre der Seele des Kindes, die Zeremonie abschließt."

Neben den beiden Masken Toping und Kuda Kuda ist noch eine dritte bei den Bataks in Gebrauch, die Dongol Dongol heißt. Sie werden, nach v. d. Tunk, bei Leichenfesten benutzt und sind mit einer Vorrichtung versehen, um künstliche Thränen hervorzubringen. Im Innern der Maske befindet sich nämlich feuchtes Moos, auf welches der Träger drückt, damit aus den Augenhöhlen das Wasser gleich Thränen hervorquillt.

Hiermit sind wir am Ende unsrer Notiz angekommen. Möge sie ein Beitrag sein zur Vermehrung der Kenntnis der Ethnologie des Batakschen Stammes.

1) Wilken, Animisme, S. 121.
2) Hagen, o. c., S. 526 ff.
3) Wilken, o. c., S. 122.
4) v. d. Tunk, o. c., i. v. tejas. [Batak script]
5) v. d. Tunk, o. c., i. v. pagar und Tafel I. nebst Erklärung derselben.
6) Niemann, o. c., S. 295.
7) Hagen, o. c., S. 528.
8) v. d. Tunk, o. c., i. v. idup.
9) v. d. Tunk, i. v., tulpak. Neumann, o. c., S. 301 ff.
10) v. d. Tunk, o. c., i. v. ayang. [Batak script]
11) Wilken, Het Shamanisme by de Volken van den Oost Indischen Archipel, S. 56, Note 162.
12) Nach Mitteilung von Herrn van Asselt.
13) Burton und Ward, Verslag etc. Bydragen tot d. T. L. en VK. van Ned. Ind. (1856), S. 293 ff.
14) Hagen, o. c., S. 517.
15) Hagen, o. c., S. 519.
16) Hagen, Rapport über eine im Dezember 1883 unternommene wissenschaftliche Reise an den Toba-See. Tydschrift v. Ind. T. L. en VK., Teil XXXI, S. 350. v. d. Tunk, i. v., toping. [Batak script]
17) Vergleiche die Abbildung o. c.

Jüdische Volksmärchen.

Von B. W. Segel. Lemberg.

III. (Schluß.)

3. Das Vögele.

War einmal ein sehr reicher Mann, der hatte keine Kinder. Aber er und sein Weib sehnten sich sehr nach einem Kinde. Da fuhr er zum Rebbe [1]). Sagt der Rebbe, er werde einen Sohn bekommen, aber nur bis zum 13. Jahre [2]) werde derselbe leben, dann müsse er sterben. Der Mann war damit zufrieden, dachte aber, ich verberge es vor meiner Frau. Er kommt nach Hause, und erzählt, der Rebbe hat mir gewünscht (mich gesegnet), daß Du, mein Weib, einen Sohn haben wirst. Nach Jahresfrist genas die Frau eines Knaben. Das Weib war sehr erfreut, der Mann aber blieb traurig. Fragt sie ihn: „Warum freust Du Dich nicht?" antwortet der Mann: „Man muß den Dingen ihren Lauf lassen." Das Kind wurde groß, und es wuchs zu einem Gaôn [1]) heran. Er war ein großer Lamdan [2]). Der Vater aber blieb traurig, denn er wußte, daß diese Herrlichkeit

1) Siehe Anm. 2) zu „Der Adler".
2) Das 13. Lebensjahr ist bedeutungsvoll, weil in demselben der Knabe die Verantwortlichkeit für seine Sünden, die bis dahin auf dem Vater lasteten, selbst übernimmt. Eine Art Konfirmation bezeichnet diese Wendung; mitunter werden Hochzeit und Konfirmation an einem Tage begangen.

1) Gaôn = Titel der großen Rabbinen.
2) Thalmudkenner.

nicht von langer Dauer sei. Indessen dachte er, ich werde ihn in ein kinderreiches Haus hinein verheiraten, vielleicht bleibt er mir doch leben. Der Knabe wurde verlobt, und bald kam der Hochzeitstag. Man machte zu demselben große Vorbereitungen, denn die Mutter wollte ihrem Sohne eine glänzende Hochzeit bereiten. Alles freute sich und war voller Hoffnung, der Vater allein blieb traurig. Es kam die Trauung; der Bräutigam stand schon unter dem Baldachin, und man ging die Braut abzuholen. Und als man mit der Braut zur Chuppah (Baldachin) kam, war der Bräutigam verschwunden. Die Mutter beginnt zu weinen und zu schreien: „Wo ist mein Sohn, mein einziger, mein goldener!" Sie sagte: „Ich werde gehen, von Stadt zu Stadt, von Dorf zu Dorf, und von Wald zu Wald, bis ich meinen Sohn gefunden habe."

Zuerst aber ging sie zum Rebbe. Wie sie zum Rebbe kam, da sagte dieser: „Du sollst gehen, wohin Dich Deine Augen tragen; Du wirst kommen zu einem eisernen Berg, zu einem gläsernen Berg; und wenn Du die beiden Berge überstiegen haben wirst, dann findest Du Deinen Sohn." Die Mutter ging und ging; da traf sie den eisernen Berg; den überstieg sie; dann traf sie den gläsernen Berg, sie will hinauf, kann aber nicht, denn der Berg ist schlüpfrig. Sie setzt sich hin auf einen Stein, und beginnt bitter zu weinen. Da erbarmt sich Gott ihrer und schickt ihr einen Vogel, der trägt ein spitzes Beil in seinen Klauen. Sie ergreift das Beil, beginnt damit kleine Vertiefungen in den Glasberg zu hauen, die ihr als Stiegen dienen, und so kommt sie endlich auf die andre Seite des Berges. Dann geht sie weiter und geht und geht, bis sie endlich in der Nacht ein Licht schimmern sah. Sie ging weiter und bemerkte eine Hütte, aus welcher das Licht kam. In die Hütte trat sie, und aus Furcht vor Räubern, welche in derselben wohnen könnten, versteckte sie sich unter dem Bett. In der Nacht sah sie, wie ein Vogel geflogen kommt; an der Thür wirft er von sich die Federn, und es setzt sich ein prächtiger Jüngling an den Tisch, um zu lernen. Die Mutter erkennt in diesem ihren Sohn. Denkt sich die Mutter, wenn er weggehen will, trete ich auf ihn zu, und nehme ihn heim. Bis sie sich entschließt, ist der Jüngling wieder in einen Vogel verwandelt, und schon davongeflogen. Die Mutter beschließt nun, die zweite Nacht abzuwarten. Der Vogel kam wieder, that von sich die Federn, und machte sich ans Lernen. Da trat die Mutter leise an die Thür und schloß dieselbe. Nachdem er gelernt hatte und auf die Thür zuging, sagte die Mutter zu ihm: „Sohn, mein teurer, mein herziger, wenig habe ich um Dich Kummer gelitten! Komm doch mit mir heim!" Sagt der Sohn: „Komm, ich nehme Dich auf meine Flügel, und trage Dich weit, weit fort; dann wirst Du noch weiter gehen, und wirst sehen einen großen Palast, und drinnen sitzt ein Mann und sammelt um sich die Vögel, und streut ihnen Futter. Darunter wirst Du ein blaues Vögele bemerken, mit weißen Streifen; das ergreife dann schnell, stecke es in deinen Busen, und mache Dich rasch davon."

Dann nimmt er sie auf seine Flügel, und trägt sie weit, weit. Da sagt die Mutter: „Fühlst Du nicht, Kind, wie heiß es hier ist?!" Sagte der Sohn: „Tief, tief unten ist die Hölle." Sie flogen weiter. Sagte die Mutter: „Fühlst Du nicht, Kind, wie schön es hier duftet." Antwortet der Sohn: „Da ist das Paradies, und es duftet so schön." Er ließ sie nieder und sie gingen weiter, weiter; kam sie in einen großen Palast, und sah wie einer saß und alle Vögel zusammenrief, und ihnen Futter streute. Da erkannte sie ihr blaues Vögele mit den weißen Streifen; sie ergreift es schnell und läuft davon mit dem Vögele. Glücklich kommt sie nach Hause, da entwischt ihr plötzlich das Vögele, und sie fällt in Ohnmacht. Als sie aber wieder aus der Ohnmacht erwachte, da hörte sie die frohe Kunde, daß der Sohn schon unter der Chuppah stehe. Man hielt Hochzeit und es war große Freude.

4. Wie der Vater seine Tochter fand.

Es war einmal ein großer, gelehrter Rabbi, schrieb ein gelehrtes Buch, und von den Anfangsbuchstaben des Titels nannte man ihn kurz „Schach"[1]). Dieser Schach hatte eine einzige Tochter, ein Kind von sechs Jahren. Einmal sollten durch die Stadt die Tataren kommen. Die Tataren durften töten, wen sie wollten, und man konnte ihnen nichts thun. Der Schach fürchtete für das Leben seiner Tochter; seine Frau war schon längst tot. Da ging er in einen tiefen Wald, erbaute sich dort eine Hütte, und gedachte dort mit seiner Tochter zu bleiben, bis die Gefahr vorüber sei. Einmal ging der Rabbi in die Stadt, um Nahrungsmittel für Samstag einzukaufen, und ließ seine kleine Tochter allein in der Hütte zurück. Da fuhr ein Poritz (Herr) vorbei, machte vor der Hütte Halt, trat in dieselbe, ergriff das Kind und trabte davon. Der Rabbi kehrte bald heim und findet seine Tochter nicht. Er durchstöberte den Wald, suchte in jedem Winkel, hinter jedem Busch, rief ihren Namen laut, daß es von Baum zu Baum wiederhallte, alles umsonst.

Sobald der Samstag vorüber war, sagt der Rabbi zu sich: „Ich werde gehen von Wald zu Wald, von Stadt zu Stadt, und von Dorf zu Dorf, und werde nicht ruhen, bis ich meine Tochter wieder habe." Er schnürte sein Bündel, legte einige Hemden hinein, nimmt Talith und Tephillin (Gebetmantel und Gebetriemen) und einige Seforim (Bücher) und macht sich auf den Weg. — Was war inzwischen aus der Tochter geworden?

Der Herr, welcher sie geraubt, hatte eine Tochter im gleichen Alter; er hielt nun das kleine Judenmädchen mit seiner Tochter in einem besonderen Zimmer; denn bei den großen Herren wohnen die Kinder in einem besonderen Zimmer; und er hielt sie gut, eben wie ein großer Herr. Später gedachte er sie schmadden (taufen) zu lassen. So oft man ihr zu essen gab, kam eine alte Frau, welche von niemandem als von dem Judenkinde gesehen werden konnte, und vertauschte ihr die Speisen mit andern, welche sie mit sich brachte. Denkt sich das Kind, das muß meine tote Mutter sein; denn sie wußte ganz gut, daß sie die Tochter des Schach war; die Mutter bringt mir Speisen, damit ich nicht Trefoth (unrituelle, verbotene Speisen) esse. So blieb sie am Hofe des Herrn bis zum zehnten Jahr. Wie sie 10 Jahre alt war, wollte sie der Herr in eine Kirche bringen, um sie schmadden zu lassen. Alles war schon vorbereitet, aber das Mädchen hatte keine Furcht. Da kam einmal um Mitternacht die Mutter zu ihr, weckte sie und sagte: „Komm mit mir." Sie nahm die Tochter auf die Schultern und trug sie weit, weit fort; dann ließ sie sie nieder, vor der Thür eines Hauses, und verschwand. Das Mädchen begann sehr zu weinen, und man hörte es drinnen. Sagt die Frau zu ihrem Manne: „Steh nur auf und sieh zu, wer da so laut weint." Der aber sagte: „Ich habe Furcht." Das Weib aber sagte: „Wenn ich nicht krank wäre, würde ich selber hinausgehen." Da ging der Mann und brachte das Mädchen hinein. Und es war ein sehr schönes Mädchen, ihr Gesicht war blaß und die Augen leuchteten. Man gab ihr Erfrischung, und brachte sie zu Bett. Am Morgen sagte die Wirtin zu ihr: „Kind, ich weiß nicht, wer Du bist, und woher Du bist, wer Dein Vater ist, und wer Deine Mutter ist, aber ein jüdisch Kind bist Du, bleibe bei mir, ich werde Dich

[1]) Es ist üblich, die Verfasser berühmter Werke mit dem Namen, der aus den Anfangsbuchstaben ihres Werkes gebildet ist, zu bezeichnen, unter diesem Namen sind sie häufig eher bekannt, als unter ihrem Eigennamen.

halten wie ein eigen Kind." Das Mädchen blieb bei der Wirtin. Diese war krank, und starb bald darauf. Vor dem Tode rief sie den Mann zum Lager und sagte ihm: „Du bist noch jung, heirate deshalb das fremde Mädchen; ich habe an ihr gut gehandelt, so wird sie auch an meinen Kindern gut handeln." Nach Schlochim (30 Trauertage) heiratete der Witwer das Mädchen.

Unterdessen zog deren Vater, der Schach, von Wald zu Wald, von Stadt zu Stadt, von Dorf zu Dorf, und suchte überall seine Tochter. Er blieb in keiner Stadt länger als einen Tag, er hat nur immer gesucht und geforscht; er dachte, ich werde suchen, mein ganzes Leben werde ich suchen die Tochter, bis ich sterbe. Er ging und ging, bis er in die Stadt gekommen ist, wo seine Tochter wohnte. Er kam in das Haus seiner Tochter und fragte: „Werde ich Sabbath halten können?" Antwortete die Wirtin: „O, warum denn nicht?" Sagt der Rabbi: „Ich brauche ein besonderes Zimmer zum lernen und zum beten." Sagt sie: „Ja!" — Sie hört ihn lernen, sagt sie zu sich: „Ei, das kann nur mein Vater sein, die Stimme ist so ähnlich!" Sie hört ihn beten: „Punkt (genau) wie mein Vater! Er hielt Sabbath, seine Aufführung ist Punkt die meines Vaters!" Sonntag früh will der Gast fortgehen, so läßt ihn die Wirtin nicht fort und sagt: „Bleib hier noch einige Tage, Ihr könnt bei mir noch sein sogar acht Tage, ich behalte Euch gern." Sagt er: „Ich darf nicht sitzen, ich muß weiter gehen." Sagt sie: „Was ist's?" Sagt er: „Was könnt Ihr mir helfen, selbst wenn ich es Euch erzähle; ich hatte eine einzige Tochter, die hat man mir gestohlen; die suche ich nun schon 20 Jahre, und ich werde sie suchen, bis ich sterbe." „Mein süßer Vater", sagte sie, „mein Vater, herziger, bist Du der Schach?! Ich bin Deine Tochter!" Sie erzählte ihm, was ihr geschehen war, daß beim Herrn ihr die Mutter die Speisen zu vertauschen pflegte, damit sie nicht Trefoth esse, und wie sie dann geheiratet hat. Der alte Rabbi blieb nun bei seiner Tochter, und war sehr glücklich.

5. Eine Reise nach dem Messias.

Es waren einmal zwei Jünger, die lernten gemeinsam in der Jeschiba (höhere Thalmudschule). Sie waren gute Lerner (tüchtige Thalmudisten) und sehr fromm. In späteren Jahren begegneten sie sich in einer Stadt, und der Eine sagte zum Andern: „Weist Du, laß uns Fasten und Buße thun, und zu Gott beten, damit der Messias komme, denn die Welt ist sehr verdorben, man hört nur von großen Aberoth (Sünden, Verbrechen) und Krieg [1]). Sie begannen nun sich zu plagen, und zu peinigen, sie aßen nicht und tranken nicht, sondern beteten und lernten unaufhörlich, suchten die Einsamkeit auf, und sonderten sich von der Welt ab [2]), kurz, sie thaten Buße, um den Messias zu bringen. Sie wanderten von Ort zu Ort, gingen und gingen, bis sie einmal einem alten Jüdlein begegneten, das war Elias, der Prophet. Dieser sagte ihnen: „Geht nur weiter, dort findet Ihr ein Stübchen, in diesem Stübchen könnt ihr ausruhen." Sie gingen und gingen, bis sie zum Stübchen kamen. In das Stübchen traten sie ein, fanden aber niemand drinnen. Sie setzten sich lernen, da überwältigte sie die Müdigkeit und sie schliefen ein. Im Traume sahen sie zwei weiße Tauben, die im Stübchen umherflogen; die Tauben neigten sich zu ihrem Ohr, und sagten: „Fastet noch 40 Tage und 40 Nächte, und dann wandert weiter, bis Ihr zu einem sehr großen eisernen Thor gelanget. Das Thor hat sechs Schlösser, jedes Schloß sechs Schlüssel. Das Thor schließet auf, und tretet ein." Wie sie erwachten, fanden sie wirklich ein Bund von 36 Schlüsseln vor. Sie erhoben sich und gingen von dannen. Unterwegs begegnete ihnen nochmals Elias, der Prophet. Der gab ihnen einen Stab in die Hand und sagte: „Wie Ihr das Thor öffnet, werdet Ihr zu beiden Seiten zwei lange Reihen von Menschen sehen, die mit gekrönten Häuptern dasitzen und lernen. Dann gehet weiter, und Ihr findet einen gläsernen Berg, den müßt Ihr übersteigen. Ihr wandert weiter und treffet ein kleines, ganz abseits gelegenes Stübchen; in das Stübchen tretet ein, Ihr findet dort den Jecer-ha-Rā (Geist des Bösen [1]). Da habt Ihr, nehmet, diese eiserne Kette, fesselt ihn, und bringt ihn her, ich erwarte Euch hier. Sobald das geschehen ist, ist die Welt gerettet, und der Messias kommt bald; aber hütet Euch, dem Jecer-ha-Rā unterwegs etwas Nahrung zu reichen, denn er reißt sich bald los, und Eure ganze saure Mühe ist vergebens."

Unsere jungen Leute wanderten und kamen an das Thor; sie erschraken, wie sie das ungeheuer weite Thor erblickten, und dachten, wer wird so ein Thor öffnen; sie gingen ans Werk, aber das Thor öffnete sich leicht, und sie traten ein. Ihnen strömte eine große Helle entgegen, und zu beiden Seiten saßen zwei Reihen Menschen mit gekrönten Häuptern, und lernten; in der Luft herrschten balsamische Düfte, und von oben, ganz, ganz hoch oben, kam eine leise, sanfte Musik. Und die Helle war so stark, daß man glaubte, sie fassen zu können mit den Händen. Die Wanderer ergriffen auch eine Handvoll Licht, und thaten es in die Tasche. Sie gingen weiter, weiter, und kamen zum gläsernen Berg, sie wollten hinauf, es geht nicht! Da begannen sie zu beten, und Buße zu thun, und kamen endlich hinüber. Sie gingen durch Wüsteneien und Öden, und es war sehr finster, nur das bißchen Licht, das sie von jenseits des Berges mitgenommen hatten, leuchtete ihnen, und ermöglichte ihnen den Weg. Die Finsternis war so groß, daß man sie mit Händen greifen konnte; sie ergriffen eine Handvoll Finsternis und steckten sie in die Tasche. Sie gingen weiter und kamen zum kleinen Stübchen. In das Stübchen traten sie, trafen dort den Jecer-ha-Rā, ergriffen ihn, schlugen ihn in Fesseln und schleppten ihn fort. Sie waren sehr erfreut, denn schon sollte der Messias kommen. Sie gaben dem Jecer-ha-Rā keine Nahrung und ließen ihn hungern. Da begann der geplagte Geist zu bitten und zu weinen: „Gebt mir wenigstens etwas, daß ich mein Leben erhalte!" „Nein, Du bekommst nichts, nicht ein Stückchen." Der Jecer-ha-Rā weinte und bat, und warf sich zur Erde, da erbarmte sich einer von den beiden Wanderern und reichte ihm eine Erquickung. Wie sich der böse Geist gelabt hatte, riß er sich los und lief davon. Die beiden waren verzweifelt, wir haben so viel und so lange gehorowit (mühevoll gearbeitet), und am Ende ist nichts daraus geworden. Da hat sich der Eine schmadden (taufen) lassen, und der Andre ist bald darauf gestorben.

[1]) Solche Asketen und Büßer waren einst eine sehr häufige Erscheinung unter den Juden.

[2]) Manche Büßer suchen die Einsamkeit auf (Jichud). Andre dagegen machen sich zur Aufgabe, unter die Leute zu gehen und sie von schlechten Thaten abzuhalten.

[1]) Im Menschen kämpfen zwei Geister, der Jecer-ha-Tov, der zum Guten, und der Jecer-ha-Rā, der zum Bösen neigt. Letzterer besonders wird als ein böser Engel personifiziert, der auch den Menschen vor Gott verleumdet, und dann bei Gericht den Zeugen macht.

Land und Leute in Uhähä.

Die Landschaft Uhähä, welche jüngst durch den Verlust der Expedition Zelewskis eine traurige Berühmtheit erlangt hat, gehört zu den mindest erforschten Distrikten unsres ostafrikanischen Schutzgebietes. Zuverlässige Nachrichten gaben in neuerer Zeit zuerst die Briten Elton und Cotterill auf ihrer Reise vom Nyassa nach Ugogo 1877, wobei sie das mächtige Kondi-Gebirge entdeckten und den westlichsten Ab-

schnitt des kühlen, herdenreichen Hochplateaus am oberen Ruaha kreuzten [1]). Ihnen folgte im August 1879 der Geologe J. Thomson (To the Central African Lakes and bak, Vol. I) und dann in den Märztagen 1883 der Franzose Viktor Giraud, dessen Schilderungen von unsrer Zeitschrift ziemlich ausführlich wiedergegeben sind (Globus 1888, Bd. LIII). Noch später berührte Paul Reichard, der letzte Überlebende der deutschen Ostafrika-Expedition, im Sommer 1885 den nördlichen Abschnitt dieses Gebietes, und endlich kamen, gegen Ausgang desselben Jahres, die Sendlinge der Deutsch-ostafrikanischen Gesellschaft, Graf Joachim Pfeil und Leutnant Schlüter, zu den Wahähä am Ruaha und erwarben durch Vertrag vom 29. November 1885 die ganze Region für ihre Auftraggeber (Kolonial-Politische Korrespondenz 1886, Seite 30 und 38). Ein Aufsatz Schlüters, worin diese Reise nebst den gemachten Wahrnehmungen anschaulich beschrieben wird, erschien im Juni 1886 in der Kolon.-Polit. Korrespondenz (a. a. O., Bd. II, Seite 138 und 139). Dieser Aufsatz bildet, samt einem Vortrage, den der Afrikaforscher Paul Reichard am 16. Oktober cr. vor der deutschen Kolonial-Gesellschaft hielt, den Grundstock unsrer Kenntnis Uhähäs [2]). Außerdem hat das amtliche Kolonial-Blatt in seinen Nummern vom 1. und 15. Oktober einige Nachrichten über das Land der Wahähä gebracht, auch eine, allerdings nur skizzenhafte Übersichtskarte dem Texte beigefügt.

Uhähä wird im Norden von Ugogo und Usagara, im Osten von Chutu und im Süden von Mahenge begrenzt; nur im Westen scheint eine bestimmtere Grenzlinie zu fehlen. Veranlaßt durch seine Zugehörigkeit zum zentralafrikanischen Hochplateau, zeigt es bei der mittleren Erhebung von mehr als 1000 m ein beständig kühles, ja kaltes Klima, so daß man sich, stets umbraust von heftigen, mit Sand beladenen Winden, gar nicht in einem tropischen Lande glaubt. Der östliche Abschnitt allein ist gebirgig, sofern er noch in die südliche Fortsetzung der Usagara-Berge hineinragt; sonst stellt sich Uhähä als eine ausgedehnte, wellige, mit Laterit und wüsten Geröllmassen überlagerte Ebene dar, aus welcher ab und zu rundliche Gneiskuppen nur mäßig hervorschauen. Das hinlänglich bewässerte Gebirge trägt lichten Wald, über 1800 bis 2000 m gute Weidegräser. Galeriewaldungen kommen lediglich an den Flüssen vor, aber bei dem Wassermangel der Plateaugefließe selten auf längere Strecken. Selbst der Ruaha, die Hauptader Uhähäs, mit Quellen im nördlichen Nyassagebirge, führt nicht immer das ganze Jahr Wasser. Die Savanne bekleidet neben einer erträglichen Grasnarbe der öde, vorherrschend aus Dornen gebildete, krüppelhafte Buschwald, durch den sich, wie verlorene Spuren des Lebens, breitgetretene Rhinozerospfade zwängen. Von größeren Tieren erscheint noch der Elefant, aber spärlich, — die Giraffe, das Gnu und das Zebra; Strauße zeigen sich wenig, öfter Gazellen und vielerlei Antilopen. Es tritt daher bei stärkeren Karawanen häufig empfindlicher Mangel an Nahrungsmitteln ein. Dazu denke man sich den ewigen Sandwind und die excessiven Gegensätze der Temperatur zwischen Tag und Nacht, den schwülen Sonnenbrand in geschützten Thälern, den rauhen Zug auf der freien Hochebene, die überraschende Abkühlung mit Anbruch der Dunkelheit. Desto weniger ist aber von Krankheiten zu fürchten; ja Leutnant Schlüter glaubt, daß Miasmen überhaupt nicht vorkommen, da während des mehrwöchentlichen Aufenthaltes im Lande niemand von der Expedition einen Fieberanfall hatte und vorher leidende Personen hier gesundeten.

Die Bewohner Uhähäs, die Wahähä, sind den Europäern noch recht unbekannt; auch die Daten über ihre Geschichte, wenn von einer solchen gesprochen werden darf, reichen kaum an 30 bis 40 Jahre zurück. Damals waren die Wahähä noch ihren Nachbarn tributpflichtig, befreiten sich aber unter der Führung kriegstüchtiger Häuptlinge von dem fremden Joch und erlangten allmählich selber Gewalt und Ansehen. Vor einem halben Jahrzehnt waren sie nahe daran, ganz Ugogo in ihre Hand zu bringen. Die Wahähä stehen nach Reichard — weniger nach Thomson — auf einer sehr niedrigen Bildungsstufe, obschon sie äußerlich, die Häßlichkeit abgerechnet, durch ihre schlanke, kräftige Statur und körperliche Gewandtheit günstig auffallen. Ihr Schritt ist katzenartig leicht und elastisch; ihre harten Gesichtszüge deuten auf unbezwinglichen Starrsinn und passen trefflich zu der rauhen Würde, die sie in Gang und Haltung offenbaren. Das Haar wird kurz oder in Pudellocken getragen; den Bart zwicken die Männer sorgfältig aus. Kleidung ist so gut wie gar nicht üblich; doch hüllen sich neuerdings die Weiber unterhalb der Arme in drei zusammengenähte Taschentücher ein. Die ursprünglich gebrauchte Lederschürze hat Leutnant Schlüter (Kol.-Pol. Korr. II, S. 139) genauer beschrieben. Amulette fehlen und mit ihnen fast jeder Aberglaube. Die Frauen altern sehr schnell; schon die kleinen Kinder zeigen nichts von der Niedlichkeit und Hübsche, die andre Negersprößlinge so oft besitzen. Der Säugling bringt die erste Lebenszeit bis zum Gehen in einem Fell auf dem Rücken der Mutter zu, und er bleibt in diesem Futteral, auch wenn die Alte tanzt und Korn stampft.

Der Ackerbau der Wahähä beschränkt sich auf die Kultur von Sorghum, Mais, Kürbis, Gurken und einer für Europäer ungesunden Wassermelone. In der Ernte ist ganz Uhähä im Rausch; jung und alt schwelgt in Hirsebier, und zwar in einer Weise, daß Fremden der Aufenthalt unter diesen trunkenen, schwarzgrauen, ewig tobenden und wüsten Gesellen aufs ärgste verleidet werden kann. Das scharfe Urteil Girauds über die Wahähä wird sofort erklärlich, wenn wir sagen, daß er gerade zur Sorghumreife im Lande weilte. Für den Häuserbau halten sich die Wahähä an die Tembeform; sie konstruieren meist recht solide und schmücken ihre Gebäude mit rohen Gemälden von Schlangen und Krokodilen. Die Feldarbeit liegt den Sklaven ob; die freien Männer betrachten nur die Viehzucht, Jagd und Krieg als ihrer würdige Beschäftigungen. Man erblickt im Lande nach Tausenden zählende Rinderherden, die jedoch ihren Eignern kaum Nutzen bringen. Die Butterbereitung liegt sehr im Argen; zum Genuß wählt man kranke oder durch Raubzeug verwundete Stiere, andernfalls auch gelte Kühe, die nicht mehr kalben. Stark im Schwange ist die Hundezüchterei; die roten, langohrigen, mit Fuchsgesichten begabten Kläffer bilden eine beliebte Speise. Die Schwanzhäute dienen zur Befestigung des Speereisens mit dem Schaft. Der rauhe Charakter des Landes, die fortwährenden Feldzüge, sowie der häufige Mangel an Nahrung haben die Wahähä ungemein abgehärtet und sie zur Ertragung von Hunger, Durst und Müdigkeit gewöhnt. Mit den winzigsten Rationen legen sie mehrere Tagereisen im Trabe zurück, und so erklärt sich auch ihr plötzliches Auftauchen und Verschwinden. Jeder Waffenfähige ist zur Heeresfolge verpflichtet und kann sich diesem Gesetz bei der diktatorischen Macht der Häuptlinge, namentlich in militaribus, keineswegs entziehen. Ihre Wurf- und Stoßlanzen, ihre Bogen und Pfeile und ihre großen Schilde wissen die Wahähä meisterhaft zu gebrauchen. Von Gewehren bevorzugen sie sehr richtig die Vorderlader, für welche sie leichter Munition beschaffen können, und dann sollen sie nach

---

[1]) Peterm. Mittlgn. 1878, S. 338 und 339 mit Tafel 19 und das Reisewerk: A. B. Cotterill and J. Fr. Elton, Travels and researches among the lakes a. mountains of Eastern a. Central Africa. London 1879.

[2]) Da die Aussprache des Namens = Uhähä, nicht Uhehe, lautet, nehmen wir keinen Anstand, das Wort phonetisch zu schreiben.

P. Reichard lieber mit Posten, gehacktem Blei ꝛc., als mit Kugeln schießen, um die Zufallstreffer zu erhöhen. Im Angriff sind die Wahähä überaus stürmisch; die größte Gefahr liegt eben, wie schon berührt, in ihrem plötzlichen Erscheinen, und zwar meist auf einem für Europäer ungünstigen Gelände, wo an die Entfaltung der Streitkräfte zum offenen Kampfe nicht zu denken ist. Ein Marsch durch ihr Land erheischt die äußerste Vorsicht bei Tag und Nacht; vor allem einen streng gehandhabten Sicherheitsdienst, dem keine Bewegung im Terrain entgeht. Daraus ergiebt sich von selbst, ohne daß es vieler Worte bedarf, eine Kritik der Zelewskischen Expedition. H. Seidel.

Die zweite Durchquerung von Westflores[1].

Wie bekannt, gelang es Albert Colfs im Jahre 1880, Westflores oder Manggarai von Süden nach Norden zu durchziehen. Bald nach seiner Rückkehr erlag er in Batavia einer Krankheit, womit die wissenschaftlichen Ergebnisse seiner Reise zu Grabe gingen. Nur sein Tagebuch wurde später herausgegeben, das aber nur dürftige Auskunft über seine Erfahrungen enthält. Dieses Tagebuch war die erste Arbeit, welche seit 1843 über Westflores erschien, denn damals hatte der Makassarische Kaufmann Freyß seine Erlebnisse in Westflores veröffentlicht. Wiederum sollten zwölf Jahre vergehen, bevor wir neue Mitteilungen über Westflores erhielten, diesmal aber vollständigere. Herr J. W. Meerburg, Kontroleur von Bima (Sumbawa) trat im April 1891 eine Reise nach Manggarai an und zwar nach der Nordküste zu dem Zweck, von hieraus nach Süden vorzudringen. In Reo schiffte er sich aus und trat von dort den Zug nach Nanga Ramo an. Alsbald stellte sich heraus, daß ganz Manggarai ein Gebirgsland ist, mit Ausnahme der Südküste zwischen Nanga Boro und Nanga Ramo. Wohl trifft man im Inland hier und dort auf welliges Land, wie bei Potjo, Rea und Lika, welches durch Ausläufer der Berge gebildet ist. Der übrige Teil ist aber völlig mit hohen Berggipfeln bedeckt, die durch tiefe Schluchten geschieden, durch welche die Bergströme dann gen Süden hin eilen.

Die Bevölkerung dieser Gegend, ungefähr 4000 bis 5000 Köpfe, gehört zur malaiischen Rasse, sie ist sanftmütig und den Reisenden nicht feindlich gesinnt. Sklaverei und Pfandlingschaft sollen unbekannt sein. Der Boden ist gemeinschaftliches Eigentum, darf deswegen nicht verkauft oder verliehen werden. Steuern im eigentlichen Sinne des Wortes sind unbekannt. Nur werden von Zeit zu Zeit Matten den Häuptlingen (Dalu) und dem Sultan von Bima, zu dessen Reiche Westflores gehört, ebenso Gelbholz und Kanel, dargebracht. Die Sprache hat viel Übereinstimmung mit der Bimanesischen, die Wortfügung ist die Malaiische. Animismus ist auch hier das Hauptdogma der Religion, welche aber die Verehrung eines höchsten Wesens, Mori Kraëng (Herr Fürst), nicht ausschließt. Tatuirung ist unbekannt. Die Heiratsform ist die patriarchale; Heiraten zwischen Vetter und Kousine sind vorgeschrieben, zwischen Onkel und Tante und Onkel und Kousine aber verboten; die Erbschaft geht in die männliche Linie über. Feste kennt man nur wenige. Die wichtigsten sind das Ernte- und Vermählungsfest. Totenfeste werden nicht abgehalten, der Tote wird liegend beerdigt. Als Recht gilt das Jus talionis. Die Lebensweise ist sehr einfach, die Kost hauptsächlich eine vegetabilische. Als Bekleidung dient eine kurze blaue Hose für die Männer, die Frauen tragen Sarongs. Das Hausgerät ist ebenso dürftig, während die Häuser selbst kegelförmig sind. Ackerbau, Viehzucht, Handel und Industrie sind ebenso wenig entwickelt wie die Musik, die Zeitrechnung und Medizin.

[1]) Tydschrift voor Indische Taal, Land- en Volkenkunde, T. XXXIV, 5. liv., p. 434—484.

Bücherschau.

Dr. J. J. von Tschudi, Kulturhistorische und sprachliche Beiträge zur Kenntnis des alten Peru. (Denkschriften der Kaiserl. Akademie der Wissenschaften in Wien. Bd. 39.) Wien, Tempsky, 1891.

Im Jahre 1846 erschienen des Verfassers „Reiseskizzen aus Peru“, welche nicht nur durch ihre schöne Form, sondern auch durch die Gelehrsamkeit auffielen, mit welcher die geschichtlichen und naturwissenschaftlichen Seiten des Landes beleuchtet wurden. Tschudi ist später wieder in Peru gewesen und hat abermals in seinem Werke „Reisen in Südamerika“ (Leipzig, 1866 ff.) neue wichtige Beiträge zur Kenntnis des alten Kulturlandes geliefert. Unaufhörlich hat er mit dessen Sprachen und Geschichte sich beschäftigt, so daß er jetzt, 53 Jahre nachdem er den Boden der Inka zuerst betreten, uns mit dieser reifen Frucht seiner Studien beschenken konnte. Und diese Arbeit ist um so dankbarer und freudiger hinzunehmen, als gerade bezüglich peruanischer Kulturgeschichte sich ein nicht rastender trauriger Dilettantismus breit macht, der im Wetterpropheten Falb seinen Gipfel erklommen hat.

Als Quellen für seine Darstellung dienen dem Verf., neben der eigenen Anschauung und den Ausgrabungen, die ihre beste Leistung in den Arbeiten von Reiß und Stübel aufzuweisen haben, die bezüglichen meist spanischen Werke des 16. bis 18. Jahrhunderts, die einer scharfen Kritik unterzogen werden und unter denen der bekannten, 1553 zuerst in Sevilla gedruckten Chronik des Cieza aus Leon die Krone zuerkannt wird. Volle Wahrheit und Klarheit über das altperuanische Reich vermögen die bisher eröffneten Quellen aber nicht zu geben, doch ist es tröstlich, zu vernehmen, daß später einmal aus den reichen, noch nicht veröffentlichten handschriftlichen Schätzen der spanischen Regierung noch Dokumente publiziert werden dürften, welche über manche zweifelhafte Punkte neues Licht verbreiten können.

Auf sicherer sprachlicher Grundlage vorgehend, nimmt Tschudi in der vorliegenden Akademieschrift einzelne kulturgeschichtlich wichtige Erscheinungen in alphabetischer Reihenfolge durch, wobei das Stichwort in Khetschua als Titel vorangesetzt wird. Eine Charakteristik der Inkas und ihres Volkes dient als Einleitung und über beide lautet das Urteil weniger günstig, als wir es seit Prescott und durch die Darstellungen popularisierender Schriftsteller gewöhnt sind. Als Staatsmänner standen die Inkas freilich hoch, aber von ihren menschlichen Eigenschaften ist wenig Günstiges zu berichten; sie waren nicht die in den landläufigen Geschichtswerken auftretenden Väter des Volkes, sondern weit mehr gefürchtet als geliebt. Ihr tyrannisches Regierungssystem hatte traurige Zustände und sittliche Verwilderung des Volkes zur Folge. Wie weit die Tyrannei ging, ersieht man daraus, daß die Inkas die Indianer Bausteine von Kusko nach Quito über 2000 km weit schleppen ließen, ohne irgend einen andern Zweck, als um das Volk vom Müßiggange abzuhalten! Weit höher als die Inkaperuaner standen die Mexikaner, der Vergleich, den Tschudi zieht, fällt durchaus zu Gunsten der letzteren aus. Heute, nachdem die Spanier fast vier Jahrhunderte in Peru geherrscht, sind die christlichen Indianer noch viel verwilderter als zur Zeit der Inkas. „Der prähistorische Barbarismus der peruanischen Völker war ein siegreiches Ringen der Kulturanfänge; der inkasche Despotismus war die Glanzperiode dieser Nationen; der spanische Monarchismus hat sie verdummt, versumpft, entmenscht, moralisch zerstört; der auf diesen aufgepfropfte republikanische Nationalismus vollendete das Werk des Monarchismus. Das Schicksal der reinen indianischen Bevölkerung liegt klar vor uns; sie wird und muß mit mathematischer Gewißheit zu Grunde gehen, sei es um ein Jahrhundert früher oder später. Die Zukunft des Landes gehört den Mischrassen.“

Tschudi steht auf dem Standpunkte der originalen Kulturentwickelung der amerikanischen Völker und weist die meist durch Scheingründe gestützten Annahmen von Übertragung asiatischer Kultur nach Amerika wiederholt zurück. Er zeigt uns die geographische Einteilung Tawantinsuyus, des Inkareiches, dessen heimischer Name als „alle vier Provinzen oder Stämme“ gedeutet wird und führt die verschiedenen Sprachen und Nationen auf, die in demselben unter einem Zepter nach und nach vereinigt waren.

Von hoher Bedeutung, und einen klaren Einblick gewährend, sind die unter verschiedenen Stichwörtern verteilten Nachrichten über die Religion der Inkaperuaner, die mit vortrefflicher Kritik gesichtet, sich hier vor uns vielfach anders als bisher dargestellt entrollt. Mit Ausnahme von Wirakotscha, Patschakamach und Jati hatten die Peruaner nur sehr wenige hervorragende Gottheiten, die in eigenem Kult verehrt wurden, höchstens ist Katechil noch zu nennen. Daß dem Patschakamach Menschenopfer gebracht wurden, ist richtig. Die Opfergebräuche (arpha) finden eine ausführliche Schilderung und es ergeben sich da überraschende Ähnlichkeiten mit den Opferzeremonien monotheistischer Völker der Alten Welt. Und wie die Opfer, sind dort auch die Fasten (sasi) in sehr ausgebildeter Weise vertreten gewesen. Von Salz, spanischem Pfeffer, vom Beischlaf u. s. w. hatte man sich bei kleinen oder großen Fasten streng zu enthalten. Fügen wir hinzu, daß auch die Beichte (itschuri), wozu besondere Priester angestellt waren, samt der Absolution bekannt waren. Besondere Stätten an Flüssen, analog dem Beichtstuhl, waren dazu ausersehen; das Schuldbekenntnis und das Ausfragen seitens des Priesters folgte und nach vollendeter Beichte erhielt der Beichtende einige Schläge auf die Schulter, mußte dann ins Gras spucken, der Beichtiger warf ein Bündel Gras ins Wasser, bittend, daß das Gras mit den Sünden ins Meer gelange, damit sie dort für immer begraben seien. Solche Analogieen mit abendländischen Religionsgebräuchen, deren wir noch viele antreffen, haben für den Kundigen nichts Überraschendes und dürfen nimmer auf Entlehnung gedeutet werden.

Die Religion des Inkareiches, wie sie die Spanier vorfanden, war nur eine Verschmelzung einer Anzahl von Religionen und Kulten ganz verschiedener Volksstämme. Es entsprach dieses der mit eiserner Konsequenz durchgeführten Institution der Inka, staatlich, sprachlich und religiös alle abweichenden Einrichtungen und Verhältnisse der eroberten Länder auszugleichen. Von keiner der übersinnlichen Gottheiten wissen wir mit Bestimmtheit, unter welcher körperlichen Form sie sich dieselbe dachten; zur Ehre Gottes wurde von den spanischen Eroberern alles zerschlagen und verbrannt, so daß hier eine empfindliche Lücke in unserm Wissen besteht; denn es ist durchaus nicht zu bezweifeln, daß die Inkaperuaner für die meisten ihrer Götter konventionelle Formen hatten, aber ihre Deutung fehlt uns und so vermögen wir zahlreiche Idole aus Stein, Thon, Silber, Gold nicht zu erklären.

Priester gab es in verschiedenen Klassen, und der hohe Priester war nach dem Inka die angesehenste Person im ganzen Reiche. Die eigentlichen Opfer- und Augurenpriester waren die Willka, daneben die Umu, was etwa mit Medizinmann, Zauberer, Regendoktor wiedergegeben werden kann, die Mosoch oder Traumdeuter und die Wisah oder Zauberer, Kurpfuscher niedrigster Sorte, hervorgegangen aus der faulenzenden Hefe des Volkes. Vieldeutig schiebt sich in die Religion der Inkaperuaner das Wort Waka (Huaca meist geschrieben) ein, ein Wort, das Garcilasso am besten erläutert hat; es bedeutet Gaben, der Sonne dargebracht, Figuren von Menschen, Tieren, Vögeln aus Metall und Holz, aber auch jede andre der Sonne gemachte, heilige Opfergabe. Man übertrug das Wort auf die Gräber und deren Inhalt, auf alles, was vor dem Alltäglichen sich auszeichnet. Fein erläutert bei dieser Gelegenheit Tschudi, wie es dann komme, daß die peruanischen Bildner bei ihren technisch so vorzüglich durchgeführten Figuren fast stets den Sinn für das Fratzenhafte und Häßliche bewährten? Er findet die Ursache im Wakakult, dem die Verehrung für alles Abweichende, Verzerrte zu Grunde lag und das Gefühl für das Schöne und Natürliche unterdrückte. „Da von Anfang an der religiöse Kult in einer Anbetung der Naturkräfte bestand und dieselbe stets einem sichtbaren Gegenstande galt, so wurde irgend ein Symbol von ihm zum Gegenstande der Anbetung gemacht, und es entstanden nach und nach die plastischen Darstellungen der Götter. Ob nun dieselben dem Original ähnlich sahen, war gleichgültig, nur mußten dieselben scheußlich aussehen. Die traditionelle Festhaltung an dieser Darstellungsweise der anthropomorphischen Götter hatte bei den peruanischen Plastikern jeden Trieb nach Vervollkommnung, jedes Streben, Schönes zu schaffen, gewaltsam darniedergehalten.“

Unter den Tempeln ragte Korikantscha, der Goldhof in Kusko, hervor, ein Gebäudekomplex, dessen überschwängliche Schilderungen bei den Chronisten Tschudi nicht anzweifelt. Wir haben keinen Begriff von solch massenhafter Verwendung von Gold zu Bauzwecken, wie es bei diesem Tempel verwendet wurde. Aber „das Gold war zur Inkazeit in Peru keine Handelsware, kein allgemeines Tauschmittel, es spielte im Verkehr des täglichen Lebens keine Rolle“. Man liebte das Gold wegen seiner Farbe, seiner Verarbeitbarkeit, seines plastischen Effekts. So konnte es zum Beziehen der Mauern, zahlreicher Werkstücke, ja zur Darstellung von Brennholzscheiten benutzt werden. Von der Architektur der Inka hat unser Verf. keine hohe Meinung, denn der Sonnentempel bot trotz der fein behauenen Steine des Sockels, trotz der goldenen Kranzleiste und trotz der mit edlem Metall belegten Mauern, doch mit seinem dicken, unschönen Strohdache nichts weniger als einen imposanten Anblick. Tschudi lobt, wie andre, die wunderbar fein bearbeiteten, genau passenden, kolossalen Steinbauten der Inka, leider aber geht er auf die technisch wichtige, noch ungelöste Frage nicht ein, wie und mit welchen Geräten diese behauen wurden. Hostmann hat bekanntlich noch kurz vor seinem Tode die zurückzuweisende Ansicht ausgesprochen, daß die Inkaperuaner im Besitze des Eisens gewesen wären und mit diesem ihre Bauten ausgeführt hätten.

Wir erfahren auch in bezug auf das materielle Leben der Inkaperuaner manches Neue und Aufklärende bei Tschudi. Es ist so viel von der Branntweinpest jetzt die Rede, welche die Europäer fremden Völkern bringen. Aber ohne im geringsten die moralische Verwerflichkeit des Branntweinhandels leugnen zu wollen, muß doch darauf hingewiesen werden, daß der Alkoholgenuß sehr vielen Völkern nicht erst von Europäern gelehrt worden ist. Wer die Schilderungen der Afrikareisenden verfolgt, wird häufig darin Säufern und ganzen in Hirsebier berauschten Dörfern begegnen. Nicht frei sind in dieser Hinsicht die Inkaperuaner zu sprechen. Unter Akha verstand man das Maisbier, welches die Spanier Tschitscha benannten, und das in Unmassen bei langen Festen getrunken wurde, „so daß sie“, wie Betanzos sagt, „jede Nacht mit Chicha zugedeckt waren, denn ihre größte Glückseligkeit ist, gut zu trinken“. Auch die Herrscher waren unmäßig im Biertrinken und hätte die Akha einen größeren Alkoholgehalt gehabt, als sie besitzt (1 bis $1\frac{1}{2}$ Proz.), so hätten zwei Drittel der Inkaperuaner an Alkoholismus zu Grunde gehen müssen. Die Trunksucht hat aber die Bevölkerung doch geistig und physisch im hohen Grade geschwächt. Man trank auch viel bei andern als bei religiösen Gelegenheiten. — Ein Hauptnahrungsmittel war die Kartoffel (papa), über die Tschudi ein sehr ausführliches Kapitel bringt. Die Spanier fanden sie von Quito bis Chile in zahlreichen Spielarten angebaut; die Heimat der wilden Art ist das Gebirge von 2000 m und darüber. Die Sprachen der verschiedenen Völker sind ungemein reich an Bezeichnungen für die wichtige Knollenfrucht, die Tschudi sorgfältig anführt; erstaunlich ist die Zahl dieser Wörter in Aymara. — Was den Tabak betrifft, welcher den Namen sairi führt, so wurde er nur geschnupft, nicht geraucht. — Um noch einige Bemerkungen über Erzeugnisse des Mineralreiches hier anzufügen, seien die Smaragde (mit dem allgemeinen Worte für Edelstein umiña bezeichnet) hier erwähnt. Man verstand, sie „mit primitiven Instrumenten“ zu durchbohren, in Formen zu schneiden und schön zu polieren. Über das Wie? bleiben wir leider auch hier im Unklaren. Auch überraschend schön polierte Nephrite kannten die Inkaperuaner, wenn auch im ganzen selten. „Für dieses Mineral scheint Venezuela der Hauptfundort gewesen zu sein, denn die aus demselben angefertigten Götzen, Beile u. s. w. werden hauptsächlich im ehemaligen Kolumbien gefunden. Den Geologen wäre vorzüglich die Durchforschung des Parimegebirges nach Nephrit zu empfehlen.“ Auch Klingplatten aus Nephrit kommen in Nordperu vor und Tschudi glaubt bestimmt an deren heimischen Ursprung. Daß der Verf. der Fauna peruana auch auf die Haustiere näher eingehen würde, war vorauszusehen, und so möge denn hier nur noch auf die Abschnitte über den Hund und das Lama verwiesen werden.

Zum Schlusse will ich hervorheben, daß diese inhaltreiche Schrift auch für die Freunde des Folklore vieles bringt. „Der Mann im Monde“ ist bekanntlich von Oskar Peschel behandelt und als ein gemeinsames Besitztum der Menschheit erkannt worden (Abhandlungen zur Erd- und Völkerkunde II, 327); er erwähnt aber die Inkaperuaner nicht und deshalb möge hier die betreffende Stelle nachgetragen werden. Der Fuchs (atoch) verliebte sich in den Mond und stieg in den Himmel, wo er dessen Scheibe durch sein Küssen und Umarmen so beschmierte, daß sie noch fortwährend schwarze Flecken zeigt. Der Kometenglaube der Peruaner deckt sich auch mit demjenigen andrer

Völker. Sie hießen tapia Koylus, Unglücksstern, und waren von schlimmer Vorbedeutung. Da hätten wir also abermals eine Analogie [1]), welche Schnellschließenden einen asiatischen Ursprung der Peruaner gewährleistet! R. Andree.

[1]) In China gilt der Komet für eine besondere Warnung des Thrones, und ein hervorragender Beamter hat das gefahrdrohende Ereignis dem Kaiser mitzuteilen (H. Giles, Chinesische Skizzen, 129). Der Komet, aus einem Teufel und einem gewöhnlichen Sterne zusammengesetzt, bringt der Menschheit Unglück nach dem Glauben der Niasser (v. Rosenberg, Malaiischer Archipel, 175). Todverkündend ist der Komet für die Australier (Wilhelmi, Manners of the Austral. Natives., 32). Den Mexikanern brachte der „rauchende" Stern, citlalinpopoca, Seuchen, Dürre, Tod des Fürsten. Den gleichen Namen „rauchender Stern", yacitata tatatibae, hatte er bei den Guarani, und er war ihnen der Verkündiger von Unglück, desgleichen bei den Abiponern, wo er neyac hieß (Dobritzhoffer II, 108). Als der Komet von 1858 am Himmel stand, fürchteten die Dinka (am weißen Nil), daß er Krankheiten und Tod bringen werde und brachten Rinderopfer dar (Mitterrutzner, Die Dinkasprache, 56). Bei den Chaldäern wurde gelehrt, daß beim Erscheinen des Kometen die Stadt des Fürsten in Feindeshand fallen werde (Lenormant, Geheimwissenschaften Asiens, 442). „Im Jahre 989 erschien ein Komet, welcher Seuchen und schwere Verluste vorher verkündigte" (Thietmar v. Merseburg IV, 8). Gwězda z přuton, Der Komet, bedeutet Krieg bei den Wenden (v. Schulenburg, Wendisches Volkstum, 167). Und so fort durch die Völker und Zeiten, denn die Römer z. B. hatten die gleiche Anschauung. Ist nun eine solche Anschauung bei einem Volke, oder in einem Gehirne entsprungen und dann gewandert und entlehnt worden? Die Antwort ist leicht.

Aus allen Erdteilen.

— Oskar Baumanns neue Reise nach Ostafrika. Herr Dr. Oskar Baumann schreibt uns vom Bord der „Maria Teresa", 24. Oktober: „Ich bin, wie Sie sehen, wieder unterwegs und zwar soll ich im Auftrage der Deutsch-Ostafrikanischen Gesellschaft eine Expedition ins deutsche Massaigebiet unternehmen. Es sind in demselben sehr wenig bekannte Landschaften vorhanden, die sich zwischen Kilimandscharo und Viktoria-See einerseits, und der englischen Grenze und Ugago andrerseits ausdehnen. Ich werde in Sansibar und an der Küste meine Mannschaft anwerben und hoffe Anfang Januar von Tanga aufbrechen zu können. Ich soll nicht nur die Möglichkeit und die Vorteile der verschiedenen Bahnprojekte nach dem Innern studieren, sondern auch, wenn möglich, eine direkte Karawanenstraße nach dem Viktoriasee erschließen. Meine Hauptaufgabe sehe ich auch diesmal wieder darin, das Gebiet kartographisch festzulegen, ich werde, da es ziemlich ausgedehnt ist, wohl ein reichliches Jahr zu streifen haben, um dieses Ziel zu erreichen."

— Der Vulkan Ollagua, an der Grenze Chiles und Bolivias, ungefähr auf 21° 20′ südl. Br. und 68° 10′ westl. L. gelegen, ist am 15. September 1888 von dem deutschen Ingenieur Hans Berger unter großen Beschwerden glücklich erstiegen worden. Seinem Berichte in „Petermanns Mitteilungen" 1891, S. 241, nebst Abbildung, entnehmen wir das Nachstehende. Nach Bergers trigonometrischer Messung ist der Ollagua 5855 m hoch (die neue Karte Chiles von Opitz und Polakowsky hat 5890 m), während der Krater in 5500 m Höhe liegt. Die den Vulkan umgebende Pampa liegt 3700 m über dem Meere, so daß der Ollagua sie noch um 2155 m überragt. Durch eine hohe, weiße Rauchsäule zeichnet sich der schön geformte Berg aus, der außer dem Hauptkrater noch erloschene Nebenkrater an seinen Abhängen besitzt. In einer Höhe von 4600 m liegen die Manchas de Azufre, reiche Schwefellager in den Rissen des Bodens, dicht besetzt mit Schwefelkristallen, die bereits früher, wahrscheinlich von bolivianischen Eingeborenen benutzt worden waren. Bis hierhin kann man mit Maultieren gelangen und in dieser Region zieht sich auch, in sonst ganz vegetationsloser Gegend, ein $1/2$ km breiter Vegetationsgürtel um den Vulkan herum, bestehend aus mannshohem, dürrem Gras, verkrüppelten Kiefern und Säulenkaktus. Von Tieren kommen hier eine den Boden unterwühlende Feldmaus (chullu) und das Viscacha, sowie einige Käfer und kleine Insekten vor.

Die Besteigung, wobei verschiedene Längsschluchten durchquert werden mußten, wurde infolge der Luftverdünnung und damit verbundener Atemnot sehr schwierig, aber mit großer Thatkraft durchgeführt. In 5360 m wurde ewiger Schnee und eine kleine Gletscherbildung gefunden, deren geringe Ausdehnung auf die Seltenheit der Niederschläge in jener Gegend zurückzuführen ist. Nach Überwindung des Schneefeldes hörte man das dumpf brausende, aus dem Krater stammende Geräusch, welches bei der Annäherung an demselben immer heftiger wurde. Der Krater, den Herr Berger photographierte, erwies sich als bestehend aus einer Gruppe zahlreicher Risse und Spalten in dem steil ansteigenden felsigen Terrain, aus dem weiße Schwefeldämpfe mit großer Gewalt geräuschvoll emporquollen. Alle Felsen des Kraters sind mit hellgelben Schwefelkristallen überzogen. Außer in Dampfform entströmt dem Krater auch Schwefel als dickflüssiger Brei, der in Pausen aus den Hauptspalten 50 bis 80 m weit am Abhange hinabfließt, bis er allmählich erstarrt. Lava konnte Berger nicht entdecken und nur Schwefeldämpfe, kein Rauch entströmten dem Krater.

— Die größte Tiefe im Mittelmeer ist nicht mehr, wie noch vor kurzem (oben S. 48) festgestellt wurde, der Abissio Magnaghi im Jonischen Meere (4067 m), sondern liegt nach den im Sommer 1891 vorgenommenen Tiefseemessungen des österreichischen Schiffes „Pola" zwischen Malta und Kandia unter 35° 44′ 20″ nördl. Br. und 21° 44′ 50″ östl. L. mit 4404 m.

— Die Landschaft Ogaden im Innern des Somallandes, nur unvollständig bisher bekannt, ist von dem italienischen Kapitän Baudi de Vesme glücklich erreicht worden. Er brach im Februar von Berbera, in Begleitung des Kapitäns Candeo auf, zog über eine wasserlose Hochebene nach Milmil in Ogaden und besuchte dort verschiedene Somalstämme. Von Galadurra (Galdoa) aus gelangten die Reisenden in die Landschaft Ime am oberen Webi, wo sie leider am weiteren Vordringen in das unbekannte Innere verhindert wurden. Den Rückweg nahmen sie über Harar, wo der dort gebietende Vertreter der Negus Menilek von Schoa, ihnen alle Aufnahmen und Sammlungen abnahm und sie auswies. Am 22. Juni erreichten die Italiener Aden wieder; die Ergebnisse ihrer wichtigen Reise sind jedoch durch den räuberischen Eingriff des abessinischen Statthalters verloren (Petermanns Mitteilungen).

— Tönender Sand in Kansas. Etwa 8 km nordwestlich von Piedmont in Kansas liegen die Flint Hills in einer trostlosen, wüsten, weit und breit unbewohnten Gegend, die aus einem langgestreckten Zuge Sanddünen bestehen. Die nächste Farm ist Jasper Newton und die Bewohner derselben hörten in der letzten Zeit, nachdem einige leichte Erdbebenstöße bemerkt worden waren, in der Gegend der Flint Hills nächtlicherweile eigenartige musikalische Töne, über deren Ursprung sie sich nicht klar wurden. Die Töne kamen,

schwollen an und nahmen langsam wieder ab, bis alles still war und begannen dann wieder von neuem. Am ehesten ließen sie sich mit der Musik einer Äolsharfe vergleichen.

Mit Ausnahme von regniger Zeit ließen die Töne sich in jeder Nacht hören. Um die Ursache zu erforschen, lagerten eine Anzahl junger Leute aus Jasper Newton in der Gegend, aus welcher die Töne zu kommen schienen; doch diese verschwanden stets, sobald man der mutmaßlichen Ursprungsstelle nahe trat. Offenbar stammten sie aus dem Sande und waren Folgen der Bewegung desselben. Diese Bewegung wurde auch durch angebrachte Zeichen festgestellt. „Der Sand", so sagt ein Bericht aus Piedmont vom 6. September, „arbeitete, als ob etwas unter ihm koche. Er bewegte sich in konzentrischen Kreisen und durch das Reiben der einzelnen Sandteilchen aneinander entstand die merkwürdige Musik. Der vom Regen genetzte Sand konnte dieselbe natürlich nicht hervorbringen."

Die Erscheinung von tönendem Sande ist durchaus nicht neu, und auffallend ist nur, daß er verhältnismäßig wenig beobachtet wird. Auf der Sinaihalbinsel ist bereits im Anfange unsres Jahrhunderts durch U. J. Seetzen am Dschebel Nakus (Glockenberg) tönender Sand nachgewiesen worden, der dort durch die Verwitterung des Sandsteines entsteht und von dem Brummen eines Brummkreisels bis zum starken Dröhnen übergeht. Seetzen hatte auch die richtige Erklärung gefunden, daß nämlich die Musik von dem in Bewegung befindlichen Sande herrühre, ohne Mitwirkung des Windes. Er verglich die bewegte Sandschicht mit einem Violinbogen, der über die rauhe Unterlage herabstreicht und in tönende Schwingungen versetzt wird. Noch näher begründete Ehrenberg, der 1823 den Dschebel Nakus besuchte, das Phänomen.

Endlich hat der Afrikareisende O. Lenz auf seiner Reise nach Timbuktu 1880 im Süden von Marokko tönenden Sand angetroffen. Südöstlich von Tenduf, etwa unter 26° nördl. Br., hörte er in den Sanddünen der Igidiregion sekundenlange Töne wie von einer Trompete aus dem Innern der Sandberge hervorkommen, die in der totenstillen, menschenleeren Wüste einen unheimlichen Eindruck machten. Der reine, durch das heiße Klima ausgetrocknete, klangfähige Quarzsand befindet sich hier auf Rutschflächen und die Erscheinung, die sich bis zu donnerähnlichen Tönen steigern kann, wird durch die Störung der Ruhe hervorgebracht, in welcher sich die Quarzkörner befinden, hier durch die tief in den Sand eintretenden Kamele der Karawane.

— Altmexikanischer Federschild in Ambras. Die Überreste der berühmten altmexikanischen Federarbeiten, welche das Erstaunen der spanischen Eroberer hervorriefen, sind sehr gering. Am bekanntesten ist die durch Hochstetter beschriebene Standarte geworden, welche sich jetzt im Wiener ethnographischen Museum befindet. Es ist das Verdienst der Frau Zelia Nuttall aus Cambridge in Massachusetts, welche schon wiederholt über diese Federarbeiten schrieb, jetzt noch eine solch altmexikanische Reliquie und zwar im Schloß Ambras bei Innsbruck entdeckt zu haben. Sie beschreibt (Verhandl. d. Berliner Anthropol. Ges. 1891, S. 485) das gut erhaltene Federmosaik, welches schon 1596 in dem alten Ambraser Inventar folgendermaßen geschildert ist: „Ein Rundel von roten Federn, darinnen ist gestickt von grober Arbeit ein blauer Drache mit goldenem Blech besetzt." Es ist das schöne Stück ein kreisrunder Schild aus geflochtenen Rohrstäbchen, auf der Vorderseite mit Federmosaik besetzt, ein Ungeheuer darstellend, dessen Konturen mit Streifen von Goldblech eingefaßt sind. Früher war der Schild mit kostbaren Quetzalfedern besetzt, die bis auf geringe Reste verschwunden sind. Frau Nuttall verspricht eine eingehende Beschreibung „dieses kostbarsten und historisch interessantesten altmexikanischen Federschildes, welcher noch existiert". Runde, altmexikanische Schilde in Federmosaik befinden sich auch im Stuttgarter Museum (abgebildet 1884 durch von Hochstetter). Daß die Indianer Guatemalas, speziell in Quetzaltenango, noch heute schönen Federschmuck herstellen und dabei die goldiggrünschimmernden, prachtvollen Schwanzfedern des Quetzal (Pharomacrurus mocinna) benutzen, berichtet Stoll in seinem Werke über Guatemala.

— Über die schlammigen, im ewigen Wechsel befindlichen Küsten von Guayana hat Prof. W. Joest in der Berliner Gesellschaft für Erdkunde (4. Juli 1891) belangreiche Mitteilungen gemacht. Die mächtigen Ströme führen dem Meere ungeheure Erdmassen zu, welche an der Küste weite Alluvialzonen bilden und weit in das Meer hinaus Modderbanken mit seichtem Fahrwasser enthalten. Die Frage, ob die heute noch vom Meere bedeckte Küste Guayanas infolge der Erosionsthätigkeit der Flüsse sich unter dem durchschnittlichen Niveau des Ozeans in demselben Verhältnis hebt, wie der Saum des früheren Festlandes vor der Gewalt des Meeres zurückweicht, wagt Prof. Joest nicht zu entscheiden, er giebt aber für das Zurückweichen des Festlandes sogar an der Mündung eines großen Stromes und für die Erhebung des untermeerischen Bodens zwei kennzeichnende Beispiele aus Surinam.

An der Mündung des Nickeri in den Atlantischen Ozean bestand bis 1860 ein gleichnamiger Ort, der heute verschwunden ist. Wo früher blühende Plantagen, Fabriken, Gebäude, ein Kirchhof u. s. w. standen, schwimmen jetzt Bojen, welche den Schiffer vor der 2 bis 4 m tiefen Schlammbank unter dem Meere warnen. Die Bewohner, welche sich vor dem Meere zurückgezogen, gründeten 1 km weiter stromaufwärts ein neues Heim, Nieuw-Rotterdam, welches bis 1879 bestand, aber inzwischen auch wieder vom Meere verschlungen worden ist. Dr. Joest sah im verflossenen Jahre noch die Pfähle, auf denen vor 10 Jahren die Kirche, die Schule, ein Klub u. s. w. von Nickeri Nr. 2 gestanden haben, hinter denen sich aber heute noch weit ins Land hinein die trüben Fluten des Ozeans wälzen. Ohne den Mut zu verlieren, haben die Holländer zum drittenmale ihr Nieuw-Nickeri, diesmal am linken Ufer, 5 km stromaufwärts erbaut.

Anders ist die Umgestaltung der Küste zwischen 56° und 56° 30′ westl. L. v. Gr., wo nicht das Meer das Land verschlingt, sondern eine etwa 50 km lange und bis 15 km breite unterseeische Sand- und Schlammbank von der Mündung des Coppename sich nach Westen zu bildet, und welche die Küste zu einer fast unnahbaren gemacht hat. In Port Coronie z. B. pflegten die Schiffe früher dicht an das Land anzulegen, jetzt müssen Menschen und Waren erst auf Brettern, wie auf Schlitten durch eine weite Schlammschicht transportiert werden; dann werden sie von Negern, die bis zu den Hüften im Kot waten, nach kleinen Booten, aus diesen in Schoner und von diesen in die weit vom Lande abliegenden Dampfer gebracht.

— In seinen Beiträgen zur Kenntnis des Neogen in Griechenland (Zeitschrift der Deutschen Geolog. Gesellschaft 1891) kommt Dr. P. Oppenheim zu einem Schlusse, der für den Geographen von großem Interesse ist, nämlich, daß die heutige Binnenmolluskenfauna Nordamerikas direkte Nachkommen der europäischen Pliocänmollusken darstellt, daß aber die Überwanderung nicht über eine Atlantis, sondern durch Ostasien und über das Beringsmeer stattgefunden habe.
Ko.

Herausgeber: Dr. R. Andree in Heidelberg, Leopoldstraße 27. Druck von Friedrich Vieweg und Sohn in Braunschweig.

Bd. LX. **Globus.** Nr. 21.

Illustrierte Zeitschrift für Länder- und Völkerkunde.

Begründet 1862 von **Karl Andree.**

Herausgegeben von **Richard Andree.**

Druck und Verlag von Friedrich Vieweg & Sohn.

Braunschweig. Jährlich 2 Bände in 24 Nummern. Durch alle Buchhandlungen und Postanstalten zum Preise von 12 Mark für den Band zu beziehen. **1891.**

Die Haupttypen der natürlichen Seehäfen.

Von Prof. Dr. O. Krümmel in Kiel.

I.

Seehäfen sind natürliche Einschnitte der Küsten, dazu geeignet, den Seeschiffen möglichst bequemes und sicheres Ankern zu gewähren, vorzugsweise zu dem Zwecke, daß sie in geschützter, ruhiger Lage Ladung einnehmen oder löschen können.

Erstes Erfordernis für diese Zwecke ist also Ankergrund, d. h. zunächst eine mäßige Wassertiefe, die jedenfalls über 10, aber nicht wohl mehr als 100 m betragen darf, da es sonst Schwierigkeiten haben würde, genügend lange und haltbare Ankerketten zu beschaffen; denn damit die Arme oder Haken des Ankers wirklich in den Boden einfassen und das Schiff festhalten, muß das Tau oder die Kette möglichst in spitzem Winkel hinabführen. Nicht minder wichtig ist, daß der Boden selbst das Eingreifen des Ankers begünstigt, also nicht aus hartem Fels oder aus lockerem, nachgiebigem Sand bestehen darf. Hinter Felsen hakende Anker gehen leicht verloren; auch besteht die Gefahr, daß die auf den scharfen Steinkanten aufliegende Kette oder das Tau bei längerem Aufenthalt sich durchscheuert und das Schiff dann plötzlich ins Treiben gerät. Damit in Zusammenhang steht die weitere Anforderung, daß der ganze Ankerplatz frei von Riffen oder Bänken sei, damit die Schiffe bequem auf ihm manövrieren und auf der Strömung hin und her schwaien können. Weicher, zäher Lehm ohne alle Steine, gilt als der beste Ankergrund.

Solche Bedingungen können nun freilich selbst in großer Entfernung vom Lande gegeben sein und dazu führen, daß in der That wenigstens Fischerfahrzeuge alsdann vor Anker gehen, um mit Hilfe der kleinen Beiboote Netze auszubringen oder Angelleinen an den Grund zu versenken. So kann man schon mitten in der Nordsee Fischerkutter und größere Fischdampfer zu Dutzenden in der wogenden See ankern sehen. Noch kühner sind vielleicht die kanadischen Fischer auf den Großen Bänken östlich von Neufundland, wo häufige Stürme und Nebel oder die Gefahr, mit den rücksichtslos darauf losfahrenden Schnelldampfern zu kollidieren, ihr Leben stetig bedrohen und den Fischereiberuf zu einem höchst mühseligen machen.

Allein die fast immer die Meeresoberfläche beherrschende Dünung gestaltet selbst den Verkehr zwischen dem Fischerschuner und seinem Beiboot äußerst schwierig, ein Übernehmen schwerer Lasten wäre auch hier ausgeschlossen.

Es ist also, neben der Gewährung eines guten Ankergrundes, die Abwesenheit einer erheblichen Wellenbewegung eine zweite wichtige Bedingung. Hohe Wellen entstehen aber nur auf großen Wasserflächen, so daß sich weiter von selbst ergiebt, daß irgendwie abgeschlossene, kleine, aber von der offenen See [illegible] Wasserflächen das bequemste Ankern gestatten: seien es Küsteneinschnitte mit vorgelagerten Halbinseln oder auch eine Gruppierung von Inseln, wenn nur zwischen ihnen ein geschütztes Wasserbecken zugänglich bleibt. Solche Gebilde erhalten dann den Namen der natürlichen Seehäfen.

Der Schutz des Landes ist also, wie man sieht, ein mittelbarer. Was vermieden werden soll, ist nicht der starke oder stürmische Wind an sich (der geht auch über das Land hinweg mit kaum geminderter Kraft), sondern seine Wirkung auf die Wasseroberfläche, der Seegang oder die Dünung. Einen Tropenorkan im Hafen vor Anker liegend abzuwettern, vermeidet der Seemann, wenn er irgend kann, er sucht lieber die freie See auf, wo die Aussichten, das Schiff ohne große Beschädigung zu erhalten, besser sind als im Hafen, da kein Anker stark genug ist, gegenüber dem kolossalen mechanischen Druck, den der Orkan auf den Schiffskörper ausübt, Stand zu halten. Darum kommen in solchen Orkanen viel häufiger Schiffe im Hafen zu Schaden als während der Fahrt selbst auf hoher See.

Freilich hat ein örtlich besonders ausgeprägtes Bedürfnis des Handels auch nicht eben selten dazu geführt, zu ankern und zu verkehren an gänzlich hafenloser Küste auf völlig ungeschütztem Ankergrund. Die meisten der sogenannten westafrikanischen „Häfen“, welche die Wörmannschen Dampfer berühren, so u. a. die Küstenplätze von Togoland [Lome, Bagida, Porto Seguro (sic!), Klein Popo] oder von Südkamerun (Malimba, Batanga) sind keine Häfen, sondern

offene Reeden[1]), und wenn daselbst in unsern Sommermonaten die aus den hohen südatlantischen Breiten heranrollende Dünung heftiger auftritt, kann bisweilen der Dampfer auch nach tagelangem Warten weder Post noch Passagiere, geschweige denn Ladung austauschen und muß unverrichteter Sache weiter fahren. — Ein weiteres Beispiel liefert Batavia und in noch höherem Grade Madras, welches letztere, wie jede Karte zeigt, an ganz glatt verlaufendem Gestade liegt. Generationen hindurch haben hier die Seeschiffe eine Seemeile vom Strande entfernt in der offenen See ankern müssen, die Ladung wurde auf großen Leichterschiffen, den sogenannten Massulahbooten, befördert, welche 10 bis 12 m lang, 2 m breit, ohne Kiel mit flachem Boden gebaut waren und nicht genagelt, sondern nur mit Kokosbast gebunden sein durften, um die Zone der Roller und Brecher am Strande passieren zu können, ohne zerschlagen oder umgeworfen zu werden. In Tagen besonders aufgeregter See ist sogar der Verkehr ausschließlich auf primitive Floßboote angewiesen gewesen, die sogenannten Katamaran, die, aus zwei oder drei flach behauenen und zusammengebundenen Baumstämmen bestehend, wenigstens Passagiere und Gepäck, wenn auch übel durchnäßt, zwischen Land und Schiff befördern konnten. Erst seit dem Jahre 1875 ist durch gewaltige Molenbauten, die 1885 im wesentlichen vollendet wurden, ein künstlich geschützter Hafenraum hergestellt. Immerhin ist auch eine solche künstliche Nachhilfe nicht geeignet, auf die Dauer den Ansprüchen zu genügen, wegen starker Versandungen, die im Innern eines so umgrenzten Beckens notwendig eintreten und schließlich auch den Eingang verbauen.

In vielen ähnlichen Fällen gelingt es auch überhaupt nur unvollkommen, den erwünschten Schutz wirklich zu erreichen. So haben die kolossalen Summen, welche durch zwei Jahrhunderte von den Franzosen für die Herstellung des Hafendammes von Cherbourg verwendet sind, es doch nicht zu Wege gebracht, die Reede wirklich zu einer geschützten zu machen: bei starken Westwinden schüttelt die Dünung auch die dort ankernden Kriegsfahrzeuge in höchst fataler Weise. Ein Vorschieben des westlichen Endes des Dammes aber ist, abgesehen von dem Kostenaufwand, aus mannigfachen Gründen nicht ratsam; einmal würde eine solche Verengung des Eingangs den Schlickfall in der so abgeschlossenen Bucht verstärken und damit die Wassertiefen noch mehr vermindern, und zweitens würden beim Aus- und Einsegeln die Schiffe allzu leicht in Gefahr kommen, durch den vorbei streichenden, sehr kräftigen Gezeitenstrom gegen die Molenköpfe getrieben zu werden (vergl. beistehendes Kärtchen).

Indes soll hier nicht von künstlichen Bauten, sondern von natürlichen Hafenbildungen gesprochen werden, als von einer speziellen Küstenform, welche Vielartigkeit und Selbständigkeit genug besitzt, daß sich eine Reihe von Typen unterscheiden lassen.

Natürliche Hafenbecken können doch nur auf dreierlei Art entstanden gedacht werden: zunächst dadurch, daß die Natur durch irgend welche Aufschüttungen schützender Wälle vor der Küste einen Teil des Meeres absondert. Zweitens dadurch, daß Einbrüche des Meeres in das Festland erfolgen, und Teile des letzteren überschwemmt werden. Endlich drittens, indem mächtige Süßwasseradern aus dem Lande ins Meer treten und den Seeschiffen auch in umgekehrter Richtung den Zugang gewähren, wie das bei Flußmündungen der Fall ist.

Als reine Typen würden wir also erhalten: Aufschüttungshäfen, Einbruchshäfen und Mündungshäfen. Allerdings sind Beispiele für die reinen Typen, wie wir sehen werden, verhältnismäßig selten, um so häufiger aber unter den berühmten Seehäfen Kombinationen aus zweien oder dreien.

Reede von Cherbourg.

Unter den Aufschüttungshäfen würden eine einfache, aber wenig leistungsfähige Form diejenigen liefern, welche im Schutz von Nehrungen, in Lagunen oder Haffen gelegen sind. Die vorgelagerte Nehrung schützt das dahinter befindliche Becken zwar vortrefflich, aber läßt dieses leicht versanden, oder schließt sogar die Lagune vollständig von der See ab, sobald nicht das Lagunenwasser, durch gut gefüllte Flüsse gespeist, einen stetigen Abfluß wenigstens an einer Stelle der Nehrung offen zu halten vermag. Im letzteren Falle aber haben wir schon eine Kombination des dritten mit dem ersten Typus, wie z. B. in Memel oder in Pillau, oder auch bei Rio Grande do Sul am Ausgange der von drei größeren und einem Dutzend kleinerer Flüsse gespeisten Laguna de Patos; oder endlich bei der berühmtesten der Lagunenstädte, Venedig. Eine von kurzem, gebogenem Sandwall abgesonderte Hafenbucht aufzufinden, welche irgendwie für den Welthandel Bedeutung hätte, dürfte kaum gelingen, denn in dem so geschützten Wasserraum werden die Tiefen für den Verkehr der Seeschiffe nicht ausreichend sein.

Energischere Aufschüttung bewerkstelligen die vulkanischen Kräfte. Eine breite, offene Bucht kann durch vorgelagerte Vulkaninseln gegen das Eindringen der ozeanischen Dünung vortrefflich geschützt werden, wie z. B. Auckland auf Neuseeland, dessen Hafenbucht freilich auch Anzeichen von einem hier wirksamen Eindringen des Meeres ins Land zeigt, also auch zum zweiten Typus Verwandtschaft verrät

[1]) Das Wort „Reede“, noch bei Olearius „Reide“ geschrieben, hat mit „bereit“ dieselbe Wurzel, bedeutet also eigentlich einen Ort, wo man das Schiff nach Einnehmen der Ladung für die Seereise fertig macht, überhaupt die letzte Hand daran legt. Das setzt freilich immer voraus, daß das Schiff währenddem vor Anker gelegt werden kann.

(vergl. die Karte im neuen Stielerschen Handatlas Nr. 74). Nicht reiner dürfte der Typus in der Fonseca-Bai an der Ostküste von Zentralamerika vertreten sein, wo von Südosten her der vulkanische Coseguina einen mächtigen Vorsprung vor die Bai lagert, während von der andern Seite der imposantere Conchagua ebenfalls eine schützende Halbinsel bildet; doch bleibt trotzdem noch ein 15 Seemeilen breiter Eingang zwischen beiden Kegelbergen übrig, der dann von drei kleineren Vulkaninseln unterbrochen wird (vgl. Berghaus' Chart of the World). Auch hier könnte ein Einbruch des Meeres, verbunden mit einer Absenkung des Landes, vorangegangen sein, und die tiefe Bucht erst gebildet haben, so daß abermals eine Kombination mit dem zweiten Typus der Häfen nicht ganz ausgeschlossen wäre. Unzweifelhaft Hand in Hand stehen aber in umgekehrter Folge wirksam vulkanische Aufschüttung und Einbruch des Meeres in den zahlreichen Fällen, wo der Kraterwall einer Vulkaninsel seitlich geöffnet und so ein hufeisenförmig umbauter Hafen zustande kommt: ein bekanntes Beispiel ist Santorin, dessen alter Kraterwall in die halbmondförmige Hauptinsel Thera im Osten und die kleineren Inseln Therasia und Aspra sich zerteilt hat. Nach Doelters sehr einleuchtender Meinung ist auch der sehr besuchte Hafen von Porto Grande auf der Kapverden-Insel St. Vincent (vgl. beistehendes Kärtchen) nichts andres als ein nach Nordwesten geöffneter Krater, dessen Boden, zum Teil überschwemmt, den hier zur Auffüllung ihrer Kohlenvorräthe einlaufenden Dampfern ein bequemes Ankern gestattet, zumal die in einigen Seemeilen Abstand der Öffnung vorgelagerte große Insel St. Antonio auch weiteren Schutz gewährt. Noch berühmter ist der östliche oder alte Hafen der Stadt Aden, wo der Kraterrand nach Osten durchbrochen ist und, als stehen gebliebener Rest, die kleine Insel Sira beim Nordostmonsun nur unvollkommen Deckung gewährt. Infolge dessen hat der bei allen Winden geschützt liegende West- oder Marinehafen den Verkehr gegenwärtig fast vollständig an sich gezogen, zumal er auch erheblich geräumiger ist. — Ein andres Beispiel liefert Port Clarence oder Santa Isabel auf Fernando Póo, wo ein sichelförmiger Kraterwall, nach Nordwesten geöffnet, einen leidlich guten, kleinen Hafen liefert (beistehende Abbildung nach Dr. O. Baumanns Aufnahme).

Hafen Porto Grande der Insel St. Vincent.

Hafen von Sta Isabel auf Fernando Póo.

Tofiño Hafen der Columbretes Inseln.

Minder bekannt, aber noch typischer ist der Kraterhafen der Isla Colibre, einer dem kleinen vulkanischen Archipel der Columbretes (gegenüber der Provinz Valencia) im Mittelmeer angehörigen Insel[1]). Zur Zeit, als die Baresken noch das Mittelmeer unsicher machten, diente dieser kleine Hafen als vorzügliches Versteck und der hohe Kraterrand zum Ausguck auf vorbeikommende Segler, die dann unversehens überfallen wurden. Ähnliche Gestalten finden sich noch öfter, ohne daß sie indes zu Hafenzwecken wirklich benutzt würden; so Deception Insel, einer Insel der Südshetlandgruppe (vergl. Stieler, Bl. 7, c.), oder die Insel St. Paul im Indischen Ozean (vergl. Stieler, Bl. 7, m), welche nur für Boote zugänglich ist, oder die Ritter-Insel nahe der Küste von Kaiser-Wilhelms-Land in der Dampierstraße, die erst im März 1888 ihre Hufeisenform nach einer vulkanischen Explosion angenommen hat u. a. m.

[1]) Die Abbild. nach Smyth im Journ. R. Geogr. Soc. I, 1831, p. 58. Die Insel ist wahrscheinlich nach den zahllosen auf ihr gefundenen Schlangen (*culebra*, span.) benannt.

Ähnliche Ringinseln werden indes auch durch die stille, aber ergiebige Thätigkeit der Korallen erzeugt: fast sämtliche Atolle, namentlich alle größeren, haben in ihren Binnenlagunen vorzüglich geschützte, wenn auch oft nur in gewundener enger Fahrstraße den großen Seeschiffen zugängliche Häfen. Jede Karte der deutschen Marschall-Inseln oder der Paumotugruppe wird Beispiele hierfür darbieten (vgl. im neuen Stieler Blatt 76, Mangarewa).

Aber auch in der Form der Strand- oder Wallriffe eine Küste umsäumend, liefern die Korallen gelegentlich sehr leistungsfähige Häfen: überall nämlich, wo ein Bach oder Fluß seine Mündung hat und das Seewasser oberflächlich aussüßt oder seine trübenden Sedimente an Regentagen noch weiter in die See hinausführt, sterben die Korallen ab und lassen im sonst zusammenhängenden Wallriff eine Lücke, die einen schmalen Zugang zu dem zwischen Küste und Riff gelegenen, in solchen Fällen aus der gleichen Ursache auch fast korallenfreien Binnenfahrwasser darbieten. Auch wo keine regelmäßigen Regenzeiten die Bäche füllen oder das Regenwasser die See nicht oberflächlich, sondern nur als Grundwasser erreicht, sind solche Hafeneinschnitte zu finden. So im Roten Meer, besonders reichlich und gesellig auftretend an der afrikanischen Seite. Viele Häfen der hohen Inseln in der Südsee gehören zu diesem, zu einer Kombination des ersten mit dem dritten Typus hinneigenden Bildungen: Honolulu, Apia und Papiti (Tahiti) mögen als bekanntere Beispiele genannt werden (vgl. wieder Stieler Bl. 76).

Ungleich häufiger und vielgestaltiger sind die Häfen vom zweiten Typus, die Einbruchshäfen. Während bei der vorigen Klasse wesentlich die aufbauenden Kräfte der See und ihrer Bewohner in Betracht kommen, sind es hier die zerstörenden. Die Brandung nagt an allen Küsten, man könnte sagen, an den steilen und felsigen mit mehr Erfolg als an den flachen und sanft einfallenden. Dazu tritt dann die mächtige Wirkung der Gezeiten, welche in Küstennähe nicht nur an Höhe gewinnen, sondern auch an Kraft und Ausdehnung insbesondere des Gezeitenstromes, der zweimal in 24 Stunden in entgegengesetzter Richtung in die Buchten hinein- und wieder hinausspült: auf dem letzteren Wege als Ebbestrom sich mit Sedimenten beladend, welche der brandende Seegang während des Hochwassers dem Festen abgewonnen hat, um sie im tieferen Wasser dann abzuscheiden. Hierbei mag, da diese Bedeutung der Brandung genugsam bekannt und gewürdigt ist, nur noch auf die nicht immer richtig verstandene Wirkung der Sturmfluten im Vorübergehen hingewiesen werden. Diese verwüsten flach gelegene Landgebiete nicht bloß durch Überschwemmung, sondern die an ihr Auftreten geknüpften dauernden Wirkungen beruhen auf dem eigentümlichen vertikalen Stromsystem, von dem sie notwendig begleitet sind. An der Oberfläche treibt der auf das Land gerichtete Wind das Wasser vor sich her auf die Küste, aber gleichzeitig strömt das so aufgestaute Wasser in der Tiefe wieder seewärts ab, hierbei den Boden tief aufwühlend, alles Lockere lösend, und alles Gelöste mit sich in die See hinaus tragend. Am mächtigsten wirken alle diese Kräfte dort, wo noch ein dritter Vorgang sie unterstützt: eine Senkung der Küste.

In allen diesen Fällen aber wird die erzielte Leistung sehr wesentlich abhängen von der Beschaffenheit der so angegriffenen Gesteine, also andere Formen schaffen an harten, widerstandsfähigen Küsten, als an weichen nachgiebigen.

An den harten Küsten, die aus anstehendem Gesteine bestehen, ist durch Verschiedenheit des inneren Baues die Widerstandsfähigkeit nicht überall die gleiche. An der Südwestküste Irlands, einer sogenannten Querküste, laufen aus dem Innern des Landes parallele Falten nach Südwesten zur See aus, wo sie steil abbrechen. Hier sind nun die Mulden, aus wenig haltbarem Kohlenkalk bestehend, stark ausgewaschen und tief ins Land hinein überschwemmt, während die Sättel, in denen der harte Old-red-Sandstein im Meeresniveau und darüber auftritt, sich als vorspringende Halbinseln gut gehalten, höchstens an ihren Spitzen in Inseln sich aufgelockert haben. Und Rütimeyer hat uns von der Bretagne berichtet, daß dort überall am innersten Ende der bisweilen reich verzweigten Hafenbuchten, die er nach den identisch gebildeten Trichterhäfen der spanischen Küste als Rias bezeichnet, allemal eine weiche Feldspatader im sonst sehr festen kristallinischen oder paläozoischen Gestein zu finden sei. Der ausgezeichnetste Ria-Hafen der Bretagne ist Brest. Fast alle Flußmündungen der Südküste von England und von Wales zeigen ebenso ganz verwandte Bildungen, hier und da vollständige überschwemmte Thalsysteme mit reicher Verzweigung landeinwärts, wie z. B. Pembroke. Aber auch Plymouth und Falmouth sind hierher zu rechnen, wie weiter im Norden auch Liverpool, das seine weltumfassende Handelsstellung vor der benachbarten Trichteröffnung des Dee River darum erringen konnte, weil der Mersey-Fluß gerade an seiner Mündung, also zwischen Liverpool und Birkenhead, eine besonders harte Gesteinsschicht durchbrechen mußte, die er, verbündet mit dem Gezeitenstrom, nur in schmaler Gasse auszufurchen vermochte, während die weichbordigen Mündungsränder des Dee schnell ausgeweitet mit treibenden Sandbänken und Watten sich anfüllten. Freilich kämpft die Seeschiffahrt von Liverpool mit einer bei starken Westwinden und entsprechend hohem Seegang zeitweilig lästig zu passierenden Barre, die überall entsteht, wo die vom Ebbestrom hinausgeführten Sedimente von der entgegenkommenden Dünung gefällt werden. Aber der starke Hub der Gezeiten bringt wenigstens beim Hochwasser auch die tiefgehenden Seedampfer darüber hinweg. Daß die Fahrrinne vor Liverpool sich so günstig tief erhält, ist dem binnenwärts sich schnell verbreiternden Mersey-Ästuar zu verdanken: die Flut, welche es füllen, die Ebbe, welche es entleeren muß, sorgen für kräftige Spülung des schmalen Zuganges, und die große Kraft der abströmenden Wassermasse zur Ebbezeit bewirkt, daß die Barre erst ziemlich weit im See hinaus zur Ablagerung kommt.

Ein besonders großartiges Beispiel eines überschwemmten Thalsystems liefert der wichtigste Hafen Australiens: Sydney. Freilich liegt auch hier am Eingange zu dem 20 einzelne Hafenbuchten vereinigenden Hauptbecken eine Barre, die auch bei Niedrigwasser noch 7 m Tiefe besitzt, wozu dann noch 1 bis 2 m Fluthöhe kommen können. (Leidlich gute Kartenbilder bei Stieler 72 und auf Berghaus' Weltkarte.)

Unter der fast unerschöpflichen Zahl verschiedener Gestaltungen dieser Einbruchshäfen mögen hier nur wenige herausgegriffen werden. Überschwemmte Thalgebilde, an deren gegenwärtiger Form meiner Meinung nach die Kräfte des Meeres wenig oder gar nicht beteiligt sind, liefern die Fjorde und Schären, unter Umständen bekanntlich ausgezeichnete Häfen stellend, wie Bergen, Christiania, Gothenburg, Stockholm, Boston in Amerika u. a. m. Die eigentlichen Fjorde aber sind der Regel nach in ihren inneren Buchten so tief, daß keine Kette lang genug wäre, dort dem Anker Halt zu gewähren: dies ist nur an denjenigen spärlichen und wenig geräumigen Stellen des Gestades der Fall, wo ein Gebirgsflüßchen oder ein Bach aus kurzem Thal heraus einen Schuttkegel oder ein kleines Delta in die tiefe wassergefüllte Schlucht hineingebaut hat. Die für den Welthandel wichtigsten Hafenplätze in der Westküste Norwegens liegen an den äußeren, von Schären umgrenzten Eingängen der

Fjorde; Drontheims Hafen, der scheinbar eine Ausnahme bilden würde, ist aber bekanntlich durch die Mündung des Nidflusses gegeben.

An Bruchrandküsten gewährt die Durchdringung von Längs- und Querbrüchen dem Meere mannigfaltigen Zutritt ins feste Land. Wo eine Küstenkette teilweise abgesunken ist, finden sich im Schutz der erhaltenen Vorsprünge meist leidlich geschützte Häfen, zumal, wo die Windrichtung eine nicht allzu wechselnde bleibt, mit großer Regelmäßigkeit an der Leeseite. So liegen die Häfen der algeriner Küste, bei dem vorherrschenden Nordwestwind mit Vorliebe in der westlichen Ecke der flach eingeschnittenen Bucht Deckung findend. Im Monsungebiet, wo in einem Halbjahr der Wind entgegengesetzte Richtung besitzt wie im andern, kommt es gelegentlich zur Ausbildung von einander ablösenden „Semesterhäfen“, wie man sie wohl nennen könnte. Maltzan beschreibt uns ein solches Zwillingspaar von der südarabischen Küste in Bir Ali und Megdaha (14° nördl. Br., 48½° östl. Länge). „Beide Namen“, sagt er, „bezeichnen kleine Städte und Hafenorte, der eine im Osten, der andre im Westen einer etwa acht Seemeilen weiten Bucht gelegen, jeder hinter einer schützenden Landzunge, aber nach der andern Seite offen, so daß sie nur zu einer Saison, und zwar Bir Ali im Sommer, wo die Westwinde vorherrschen, Megdaha im Winter, der Zeit der Ostwinde, Schutz gewähren. Aber zusammen ergänzen sie sich. Diese Hafenbeschaffenheit bestimmt alle Gewohnheiten des Volkes. Je nach der Saison wandern Sultan, Regierung, ja fast alle Einwohner von Bir Ali nach Megdaha und umgekehrt, so daß man sie zusammen als die Hauptstadt des Ländchens (der Wahidi) bezeichnen kann.“

Im Kalkgebiet schaffen kleinere oder größere einstürzende Hohlräume oft sehr interessante Hafengebilde, wie die geräumige Bocche di Cattaro oder noch mehr der kleine, aber äußerst praktisch von der Natur konstruierte Hafen von Malta zeigen mögen: letzterer besitzt neben großen Wassertiefen doch ein halbes Dutzend sehr geschützte, wie von natürlichen Kajen [1]) begrenzte Teilbecken, die den englischen Kriegsschiffen sehr bequemes Liegen gestatten. Ältere und größere Koralleninseln, die aus aufgehäuftem und dann verfestigtem Dünensand (sogenanntem äolischen Korallensandstein) bestehen, unterliegen, wie alle andern Kalkgebiete, gleichfalls solcher Höhlenbildung, die aber hier unter dem Meeresniveau sich vollzieht und beim Einbrechen der Gewölbe alsbald leicht zugängliche oder vom Gezeitenstrom bald besser geöffnete Hafenbuchten liefern kann. In dieser Weise ist, wie J. Rein richtig beobachtet hat, der Hafen von St. Georges auf den Bermudas-Inseln entstanden, und andre Häfen im tropischen Korallengebiet erwecken ganz den Anschein ähnlicher Bildung, wie z. B. das unglückliche Finschhafen an der Küste von Kaiser-Wilhelms-Land, oder Massaua und Suakin im Roten Meer.

[1]) Das alte deutsche Wort, in dieser Form, neben „Kajung“, von unsern Seeleuten noch immer gebraucht, ist leider den sogenannten gebildeten Deutschen nur in der französischen Gestalt *Quai* bekannt!

Die Australneger Queenslands.

Die Reisen des norwegischen Naturforschers Dr. Karl Lumholtz in der australischen Kolonie Queensland liegen zehn Jahre zurück, aber erst jetzt ist der Reisebericht desselben in verschiedenen Sprachen erschienen. Die deutsche Übersetzung [1]) würde auch ohne den Aufsehen erregenden Titel ihren Weg gemacht haben, da sie anziehend geschrieben ist und reichen, wissenschaftlichen Stoff birgt. Freilich, die Erdkunde geht so gut wie ganz leer aus, dagegen wird der Zoologe viel Wichtiges über das Tierleben Queenslands finden, denn Lumholtz reiste dort namentlich als zoologischer Sammler und fand manche neue Art. Als eine äußerst ergiebige Quelle wird aber das Buch stets für den Ethnographen von Bedeutung bleiben, denn auf seinen jahrelangen Streifzügen in der Tropenwildnis Queenslands ist Lumholtz nur von Eingebornen begleitet gewesen, deren Sprachen er erlernte und in deren Lebensgewohnheiten und Anschauungen er tief eindrang. Zwar können wir uns aus dem Werke keine Vorstellung von den zahlreichen Reisen des Naturforschers machen, da weder Entfernungen noch Richtungen angegeben sind, doch zeigt uns die Karte drei Routen; einmal unter dem Wendekreise von Rockhampton nach Westen bis 142° westl. L., dann eine kurze Route bei Port Mackay ins Innere und endlich das Hauptgebiet der Forschung im Norden am Herbert-River (18° südl. Br). Hier hat Lumholtz unter den Schwarzen, die er meist kurzweg „Neger“ nennt, gleich einem der Ihrigen gelebt, und nur gelegentlich ist er nach der Station Herbert Vale zurückgekehrt. Auf die dortigen Eingebornen beziehen sich auch die meisten Schilderungen des Werkes, die zerstreut in demselben enthalten sind und aus denen wir versuchen wollen ein Gesamtbild aufzubauen.

[1]) Dr. Karl Lumholtz, Unter Menschenfressern. Eine vierjährige Reise in Australien. Mit 107 Abbildungen, zwei Karten und dem Bildnisse des Verfassers. Hamburg. Verlagsanstalt 1891.

Während sonst die Eingebornen Australiens überall stark zusammengeschmolzen sind, lebten sie in den schwer durchdringlichen Wäldern am Herbert-Flusse, wo weder Gold noch Schätze zu finden sind, noch „in großer Anzahl“. Auch dort sind sie in viele kleine Stämme zersplittert, welche gegenseitig ihre Stammesgrenzen achten. „Wehe dem Australneger, der sich in das Land eines fremden Stammes hineinwagt; er wird wie ein Stück Wild verfolgt und wie dieses getötet und verspeist.“ Der Hauptstamm

am Herbert, der wieder in viele Familienstämme geteilt war, besaß ein Areal von 40 Meilen Länge und 30 Meilen (wohl englische) Breite. Noch waren zur Zeit, als Lumholtz sie besuchte, die Eingebornen Queenslands nicht physisch entartet. Am Diamentina-River fielen sie ihm durch wohlgenährten, großen Körperbau auf. Einzelne Weiber dort waren sogar „monströs groß“. Auch am Herbert sah Lumholtz einen Schwarzen von 1,95 m. „Die Lippen sind rötlichblau, das Kinn ziemlich kurz und zurückgedrängt. Die Muskelentwickelung ist im allgemeinen gering, besonders dünn sind Arm und Wade. Die Weiber sind stets schiefbeinig, was man auch im geringen Grade bei den Männern findet. Die gewöhnlich sehr großen Füße hinterlassen eine Spur, die seitwärts oder geradeaus geht. Sie sind sehr geschickt mit den Zehen Spieße oder andre Gegenstände von der Erde aufzunehmen, ohne sich zu bücken. Obgleich der Australneger dünngliedrig ist, hat er doch große Gewalt über seinen Körper; man könnte ihn um den Anstand und die Leichtigkeit beneiden, mit der er sich bewegt, als sei er der Herr der Schöpfung. Das Weib, das sich wie eine Königin hält, hat ein weniger wildes Aussehen als der Mann.“ Die Bemerkung von Lumholtz über die Art und Weise, wie die Eingebornen stehend ausruhen, nämlich indem sie die Sohle des einen Fußes an die Innenseite des Oberschenkels des andern Beines anlehnen und dabei einbeinig stehend sich auf den Speer stützen, erinnert uns an die Neger am Weißen Nil (Bari, Niam-Niam), wo diese Ruhestellung auch von Harnier, Schweinfurth u. A. beobachtet und ab-

Mann aus Queensland.

Frau aus Queensland.

gebildet wurde. Schneeweißes Haar sah unser Beobachter oft an alten Leuten, aber nie fand er einen Albino (vergl. Globus, Bd. LIX, S. 32). Trotz der chokoladebraunen Farbe konnte man Gemütsbewegungen in der Gesichtsfarbe erkennen: ältere Leute wurden aschgrau, jüngere erröteten. Die Neugebornen sind bei der Geburt hellbraun, nehmen aber mit ein bis zwei Jahren die Farbe der Eltern an. Ihr Geruchsinn ist im hohen Grade entwickelt; „sie brauchen nur den Finger in die Erde zu stecken, um zu wissen, in welchem Lande sie sich befinden“. Ausgeprägt ist ihre Gabe Spuren zu finden. Hervortretend und von Lumholtz ganz entschieden betont ist der besondere Geruch, den die Schwarzen besitzen und der Hunde und Pferde schon in der Ferne stutzig macht. Es finden sich noch zahlreiche in anthropologischer Beziehung wichtige Mitteilungen in dem Werke, doch müssen wir dieses Thema hier verlassen und erwähnen nur, daß nach Lumholtz die Eingebornen Queenslands bereits mit Papuablut gemischt sind (S. 288).

Über die geistigen Fähigkeiten und die Anlagen der Queensländer urteilt der Verfasser nicht ungünstig, wiewohl er, was den Charakter derselben und ihre Zukunft betrifft, zu einem sehr absprechenden Urteil gelangt. Manche Erfindung und Fertigkeit muß unser Staunen erregen. Dahin gehört das Auswässern giftiger Früchte durch die Weiber, um sie gesund und eßbar zu machen, also ein Seitenstück zu der bekannten Maniokbereitung. Auch das Zeichengeben oder, wenn man will, telegraphieren mit Hilfe von einer Anzahl Rauchsäulen, auch anderweitig in Australien beobachtet, hat Lumholtz gesehen. Ebenso hat er die merkwürdigen Botenstöcke gefunden, welche als der Uranfang einer Art schriftlicher Mitteilung, als symbolische Briefe aufgefaßt werden müssen. Diese Message sticks, auf denen Figuren eingeritzt sind, sind

10 bis 15 cm lang und 2 bis 3 cm breit; einige sind flach, andre rund und oft mit verschiedener Farbe bemalt. „Der hier abgebildete Stock ist von Zentralqueensland. Die eine Seite stellt einen Zaun um ein Stück Land dar; im Zaun ist eine Öffnung angebracht und die Punkte stellen Gras und Schafe dar. Auf andern Botenstöcken sind wiederum ganz regelmäßige Muster eingeritzt, wie auf einer Stickerei und dies hat auf die Vermutung geführt, daß die Stöcke nur als Legitimationskarte für den Boten anzusehen sind“ [1]).

Botenstöcke aus Queensland.

Auch im Zeichnen üben sich die Queensländer. Lumholtz fand in einer Höhle Darstellungen von einem Mann, einer Frau und einem Kinde mit Kohle und roter Erdfarbe, allerdings roh, aber symmetrisch gemalt. Etwas überrascht hat uns die Bemerkung: „Ich zeigte den Schwarzen einmal eine Photographie, aber sie hatten keine Idee, was dieselbe vorgestellt oder wie sie sie halten sollten“ (S. 197). Dieses widerstreitet im allgemeinen der gut beglaubigten Thatsache, daß Naturvölker schnell Zeichnungen erkennen, doch finden sich Ausnahmen, wie denn Oldfield dasselbe, wie Lumholtz von den australischen Watschandis (Transact. Ethnol. Soc. New Series III, 227) und James Jameson Ähnliches von den Negern am Aruvimi, einem Congozuflusse, sagt (Jameson, Forschungen im dunkelsten Afrika. Hamburg 1891, S. 267). Am Wichtigsten bezüglich der Kenntnisse scheint uns die Bestätigung der durch Miklucho Maclay bekannt gewordenen seltsamen Mikaoperationen. Gesehen hat Lumholtz die Operation nicht, „welche die Fortpflanzung verhüten soll,“ allein er erhielt ein Steinmesser vom Georginavirer, mit welchem dieselbe ausgeführt wird und dieses gleicht ganz dem von M. Maclay abgebildeten (Zeitschrift für Ethnologie 1882, S. 26).

Unter den körperlichen Fertigkeiten hebt Lumholtz besonders das Klettern der Queensländer hervor. Es giebt da verschiedene Arten bei den Naturvölkern, die oft darauf angewiesen sind ihre Nahrung von hohen Bäumen zu holen, sei dieses nun Honig oder eine Frucht oder ein Tier. Die wenigsten klettern in der Weise wie wir Europäer, sondern bedienen sich der Seilschlingen in verschiedener Art. Am Herbert-River erkletterten mittels eines bis 6 m langen Seiles aus Rohrpalmen die Schwarzen die höchsten Gummibäume schnell und sicher. Wie bei allen Australiern fehlen Bogen und Pfeil am Herbert-River; diese Waffen treten dagegen an der Nordspitze, bei Kap York auf und sind hier von Neuguinea eingeführt. Dagegen haben sie Speere (nie vergiftet), welche mit Hilfe des bekannten Wurfstockes geworfen werden.

Wiewohl Lumholtz uns über die Heiraten, den Frauenraub und die Stammesbeziehungen der Queensländer manches berichtet, was auch sicher gut beobachtet ist, so fehlt doch die Erklärung dazu und es scheint uns, als ob er nicht in die mannigfachen Beziehungen der „Gruppenehen“, des „Totemismus“ und der „Exogamie“ eingedrungen ist, über welche wir jetzt durch australische Ethnologen eingehende Forschungen besitzen.

Der Tabak ist das hauptsächlichste Reizmittel der Queensländer, er ist für sie Geld und Lumholtz bestritt damit seine Ausgaben; er wird selbst von kleinen Kindern geraucht, die frühzeitig von der Mutter dazu angeleitet werden. Belangreich ist die Mitteilung, daß in Zentralqueensland ein narkotisches Blatt von Duboisia Hopwoodii von den Schwarzen gekaut wird. Es wird weithin in geflochtenen Säcken verhandelt und soll wie Opium oder Tabak wirken.

Den Aufsehen erregenden Titel „Unter Menschenfressern“ führt das Buch nach den anthropophagen Gewohnheiten der Queensländer. Die Thatsache steht fest, doch hat Herr Dr. Lumholtz sie nicht mit eigenen Augen beobachtet, wiewohl er genug Bestätigungen dafür sammelte. Ein gefallener Feind gilt als der größte Leckerbissen; am Herbert-River werden kleine Kriegszüge zur Erlangung des Talgoro (Menschenfleisch) unternommen, wobei außer der Freßsucht noch der Aberglaube seine Rolle spielt, denn durch das Verzehren desselben, namentlich der Nieren, glauben sie die Stärke des Verzehrten in sich aufzunehmen.

Über den Charakter und die Zukunft der Australneger urteilt unser Gewährsmann keineswegs günstig. Sie seien verräterisch und unzuverlässig — das ist ein durch das ganze Buch gehender Zug. Dankbarkeit sei ihnen unbekannt, dazu sind sie träge. Als einziger edler Zug wird hervorgehoben, daß sie ihre Kranken gut pflegen und nicht von ihnen weichen. Ohne Sympatie ist daher Lumholtz von den Schwarzen, unter denen er so lange gelebt, geschieden. Die Eingebornen kennen keine Vergangenheit oder Zukunft und leben nur den flüchtigen Augenblicken der Gegenwart. Die Berührung mit der Zivilisation wirkt auf sie schädlich und vernichtend. Syphilis und Kindermord nehmen zu und die Frauen gebären nicht mehr, da sie sich der Prostitution hingeben. Wie die weißen Ansiedler über die Eingebornen denken, erkennt man daraus, daß ein solcher Lumholtz anbot, einen Schwarzen zu erschießen, damit dieser den Schädel präparieren könne! Um die Summe der vernichtenden Einflüsse voll zu machen, haben eingewanderte Chinesen die Schwarzen mit dem Opium bekannt gemacht und so sind sie auch diesem Laster verfallen. Ein Glück für die Wissenschaft, daß Männer wie Lumholtz uns noch urkundliches Material über diese bald vom Erdboden verschwundenen Stämme gesammelt haben. R. Andree.

[1]) Über diese australischen Botenstöcke giebt es schon eine kleine Litteratur. Vergl. Brough Smyth, The Aborigines of Victoria. Melbourne 1878, I, 354. — Verhandl. d. Berliner Anthropol. Gesellschaft 1880, S. 250 und 1882, S. 33. — Journ. of the Anthropological Institute XIII, p. 288 und XVIII, p. 314.

Rasse und Volk.

Von Dr. F. Guntram Schultheiß.

Glücklicherweise ist die Völkerkunde in allen ihren Zweigen für ihr rasches Fortschreiten nicht von der Festsetzung von Definitionen und Grenzbestimmungen abhängig. Gleichwohl ist die Wichtigkeit der systematischen Übersichten und Klassifikationen nicht zu unterschätzen, insofern sie Klarheit und Ordnung in die Masse der Einzelheiten bringen können. Mit diesem Anspruch tritt auch Ratzels Anthropogeographie (II. Bd.) uns entgegen: im gesamten IV. Abschnitt, der die

geographische Verbreitung von Völkermerkmalen darstellt, handelt es sich im wesentlichen um den Begriff von Volk und Rasse, um die Gewinnung solcher Merkmale, die eine geographische Klassifikation, eine Erfassung durch die Karte möglich machen sollen. Nach der Vorrede soll die geographische Methode innerhalb der Ethnographie den besten Weg zeigen, auf dem ins Innere der Erscheinungen vorzudringen ist.

Die körperlichen Unterschiede der Menschheit fallen zuerst ins Auge. In der Auseinandersetzung mit der Anthropologie knüpft der Geograph an Blumenbachs Einteilung an, die ja recht eigentlich geographisch war. Genügen die fünf Rassen, mit dem Kaukasier an der Spitze noch jetzt dem Geographen? Die Anthropologie ist ja nach Breite und Tiefe fortgeschritten.

Wie aus einem Gefühl der Enttäuschung heraus, klingt, was Ratzel über deren Ergebnisse sagt. Die anthropologischen Merkmale sind ihm nicht tiefgehend genug und zerschneiden nicht das Ganze der Menschheit (S. 579), sie sind unklar und gebrochen (S. 587); die Unterschiede liegen nicht in den inneren Eigenschaften, die den Gang des Lebens beeinflussen, sondern in Haut und Haar, also an der Oberfläche. Hier kommen nicht einmal Arten, nur Rassen zur Ausbildung (XXXVI). Der Schädel — in weiteren Grenzen veränderlicher (584) — scheint ihm weniger brauchbar zur Klassifikation (776). Die Hoffnung, in der Erde gefundene Knochen auf bestimmte Völker beziehen zu können, hat ebenso getäuscht, wie der Traum eines deutschen Schädels, selbst eines äthiopischen oder amerikanischen (579). So Ratzel. Es war übrigens kein Geringerer als Kollmann, der Dolichocephale in Pfahlbauten kurzweg für Germanen hielt.

Was ist der Grund dieses Fiaskos? Es giebt keine reinen Rassen mehr, weil die Mischung entgegenwirkt. „Es ist wesentlich für die körperlichen Eigenschaften durch Mischung verändert zu werden" (586). Anderwärts aber spricht sich Ratzel auch wieder für die Veränderlichkeit speziell des Schädels aus (oben, S. 585 und 681).

Den von Ratzel so stark hervorgehobenen Anteil der Mischung haben aber auch andre Ethnographen auf Karten schon in Rechnung gebracht und die Zeit vor den großen Entdeckungen dargestellt. Keineswegs gedenkt Ratzel auf die Rassenkarte zu verzichten. Die tiefsten Unterschiede liegen ihm trotz der Nivellierung im Körperlichen (735). Wiederholt spricht er von den zwei [illegible] drei ältesten Gruppen oder großen Rassen (586 und 7[illegible]). Die beigegebene klassifikatorische Karte der Menschheit vermeidet den Ausdruck Rasse und unterscheidet durch die Schraffierung das pazifisch amerikanische, das nordwestatlantische, das indoafrikanische Gebiet, zeigt aber im letzten die Mittel- und Südafrikaner, die Australier und Ostneger als Unterabteilung zusammengenommen. Also drei oder vier Gruppen, die nur gegenüber Blumenbachs Benennung nach Erdteilen (S. 664) zu den Meeren in Beziehung gesetzt werden.

Sollen dies nun die ältesten zu erreichenden Rassen sein? Es scheint so! In einer Ausführung über die „Tiefe der Menschheit" (S. 614) spricht sich Ratzel gegen die Theorien vom Eingreifen geologischer Katastrophen in die Verbreitung der Völker ein: gleich darauf sind Atlantis und Lemuria als wissenschaftliche Utopien bezeichnet (S. 619). Wahrscheinlicher seien immer die Hypothesen, die ein bestehendes Volk an ein andres bestehendes knüpften. So die negroiden Madagassen; wegen deren man an frühere Inselbrücken im Kanal von Mosambique gedacht hat, die sich aber aus einigen Tausend eingeführter Sklaven entwickeln konnten (S. 620).

So richtig dies ist, so kann man doch nur finden, daß Ratzel die Frage nach dem Verbreitungszentrum seiner ältesten Rassen recht eigentlich ins Wasser fallen läßt oder aus der Geographie hinausweist. Und doch liegt in dieser Frage ein ganz ausgesprochen geographisches Moment. Wie durchaus ungeographisch ist der Gedanke, daß die Arier in der Urzeit von Skandinavien aus auf das norddeutsche Festland übergesetzt seien, wohl gar auf Einbäumen und von da ihre Wanderungen angetreten hätten. Und warum? Nur weil man dafür den richtigen Gedanken einer geographischen Isolierung der Rassenherde oder Zentren durch die Hineintragung moderner Bedingungen von Abgelegenheit überspannt! Es ist dieselbe Vorliebe für Extreme, wenn man — was historisch-psychologisch nicht angeht — in den Erinnerungen der asiatischen Arier an rauhere Vorsitze gleich das Gedächtnis an Skandinavien sucht.

Nun ist allerdings der Geograph nicht verpflichtet, da sein Blick doch zunächst auf die gegenwärtige Verbreitung der Völker sich richtet, auf die Frage der Bildung und Heimat der Rassen einzugehen, die für ihn das Gegebene sind. Doch wird er es kaum völlig umgehen, dazu Stellung zu nehmen. So auch zur Frage, ob ein oder mehrere Menschenarten. Ratzel stellt den Satz auf: „Die Einheit des Menschengeschlechtes hat die Arteinheit zur Grundlage" (S. 585). Der Sinn ist etwas dunkel; der folgende: „Spätere Versuche, die Menschheit in engere Arten zu zerlegen, sind gescheitert," läßt nicht ersehen, ob das Scheitern endgültig ist. Wenigstens heißt es S. 586: die heutige Menschheit kann zeitlich in der Mitte zwischen einer Menschheit der Vergangenheit von größeren inneren Unterschieden, vielleicht Artunterschieden, und einer Menschheit der Zukunft von geringeren inneren Unterschieden gedacht werden.

Andrerseits wird sich aber doch schon ergeben haben, daß die Anthropogeographie Ratzels und die anthropologische Forschung verschiedene Wege wandeln, auch da, wo sie beide das Wort Rasse gebrauchen. „Es paßt nicht auf den ganzen Inhalt, den wir ihm bei der heutigen Klassifikation der Menschheit zu geben haben," lesen wir S. 739: „es sinkt zu einem Sammelbegriff provisorischen Wertes herab." „Das erste Bemühen der Anthropologie sei auf die Bestimmung der Qualität der Verschiedenheiten und deren Größe gerichtet; nach der Herkunft zu forschen sei dem Ethnographen überlassen, der jeder Rassenverschiedenheit innerhalb einer Völkergruppe mit der Hoffnung entgegentritt, in ihr eine Wirkung nachweisbarer Berührung mit einer andern Völkergruppe oder geographischer oder sozialer Absonderung unter verschiedenen äußeren Einflüssen zu finden." So Ratzel 734. Diese Abgrenzung wird kaum allgemein gebilligt werden. Der Anthropologie fällt es zunächst zu, die Verbreitung des Menschen über die Erde und zwar als bloßen Naturwesens zu ermitteln; geologische Änderungen in Betracht zu ziehen, wird sie sich nicht scheuen. Ratzel schreibt denn auch der Geologie (oder Paläontologie) die Aufgabe zu, jene tieferen auseinander strebenden Wurzeln der Menschheit bloßzulegen (S. 615), das sind also nicht nur etwaige niedrigere, tierähnlichere Übergangsstufen als sie vorläufig gefunden sind, sondern auch Belege der uranfänglichen Typen menschlicher Bildung; gleichviel ob man Arten oder Rassen erwartet. Wer an einen Schöpfungsmittelpunkt glauben will (S. 20), für den ist die Frage der Umbildung und Auszweigung a priori entschieden; die einzelnen Phasen zu belegen, Übergänge zwischen Lang- und Kurzköpfen herbeizubringen, nachdem diese schon in der Tertiärzeit nebeneinander stehen sollen, könnte nur aus einem Gebiet zu hoffen sein, wo die Mischung völlig unmöglich wäre. So lange man diese immer wieder heranzieht, um thatsächliche Verschiedenheiten des Typus zu erklären, und die Mischung selbst nicht nachweist, ist es ebenso ein Spiel mit Begriffen, als wenn man die Variabilität des menschlichen Organismus von innen heraus auf irgend eine frühere Epoche begrenzt. Aus diesem logischen Dilemma führt nur ein Ausweg: Die Frage nach den Bedingungen,

unter denen die Variabilität wirksam werden, zur Ausprägung einer neuen Abart oder Rasse führen kann. Es ist eine geographische Verwendung des Rassenbegriffs, wenn man ihn als übergeordnet zum Volksbegriff gebraucht. Ratzel übersieht dies keineswegs, er giebt zu, daß die 16 Tasmanier, die es 1860 noch gab, die eigentümliche Unterabteilung der australischen Rasse darstellten (S. 722), aber er will dann doch den Schluß aus wenigen Schädeln auf eine Rasse als Fehlschluß hinstellen, der richtig nur auf einen Clan oder eine Familie führe. Allerdings, aber in jeder Familie liegt der Keim einer Rasse; eine Frage der Lebensumstände, des Raumes, der Zeit ist es, wie weit sie sich verzweigt. Quatrefages nimmt unbedenklich in der Definition der Art die Abstammung von einem Paare auf. Das muß wohl nicht immer der Fall sein — aber jedenfalls braucht die Rasse nicht von Anfang an Massenerscheinung zu sein, worauf jede Erklärung oder Zurückführung auf klimatische Einflüsse mehr oder weniger hinausläuft; etwas andres ist die Anpassung ans Klima. Aber die Frage nach der Zahl der Rassen verliert jede Bedeutung; es ist Sache der Erfahrung und Übereinkunft, zu bestimmen, welche Rassen sich ausgebreitet haben, welche sich rein zu erhalten vermochten, welche ausgestorben sind, welche sich näher stehen. Die körperliche Vererbung muß hierbei leiten; ob die Einteilung nach den konventionellen Grenzen der Lang-, Mittel- und Kurzköpfe das Wesen komplizierter Organismen, die Beziehungen des Wachstums und der Lebensverhältnisse richtig scheidet, kann der Laie nicht ausfinden. Vielleicht würde auch heute noch Blumenbach die gleichen Zweifel über die Wichtigkeit der Grade und Winkel auszusprechen wagen, wie 1795: quo major mihi consuetudo cum collectione mea craniorum, eo minus possibile mihi videtur varietates hasce gentilitias ad gradus et angulos generalis cujusdam regulae reducere. (De generis humani varietate nativa, 1795, p. 203.) So viel ist wenigstens sicher, daß die Einteilung der Menschheit in Rassen nur sehr bedingten Wert für die Erkenntnis des geneologischen Zusammenhanges der Völker hat, daß die Konstruktion der ursprünglichen oder relativ frühesten Rassenverteilung nach anthropologischen Gesichtspunkten ein Bild gewähren wird, das von geographischer Klassifikation stark abweicht, das weit mehr eine uralte Vergangenheit, als die lebendige Gegenwart spiegelt.

Dem Bedürfnis einer ins einzelne gehenden Klassifikation der Völker der Gegenwart entspricht nun unbestritten am meisten das Merkmal der Sprache. Dies erkennt natürlich auch Ratzel unumwunden an. „Ungleich der Anthropologie ist die Sprachwissenschaft bewährte Gehilfin der Ethnographie“ (593); er erinnert an den ihr verdankten Nachweis der indogermanischen, uralaltaiischen und malaio-polynesischen Sprachenfamilie; er hebt den engen Zusammenhang der Sprache mit den geistigen Unterschieden der Volksart oder des Kulturstandes hervor. Aber im einzelnen stellt sich doch das Verhältnis zur Sprache etwas formell und äußerlich; Ratzel tritt nach seinen eigenen Worten ungern an alles heran, was mit den Sprachen sich berührt; er ist nicht der Meinung, daß die Ethnographie hier erst anfange (S 727). Es fragt sich nur, ob die Arbeitsteilung bis zur gegenseitigen Vernachlässigung führen darf. Die Übertragbarkeit einer Sprache von einem Volk auf das andere (S. 593) besagt an sich nicht soviel, wenn es sich nur um Klassifikation handelt; aber das ursprüngliche Verhältnis von Sprache und Rasse streift der nachfolgende Satz, dessen wörtliche Anführung erlaubt sei (S. 596). „In der Unmöglichkeit, sprachlich zu assimilieren, ohne Rassenmischung in irgend einem Grade zu vermeiden [? statt zu vollziehen?], liegt die Berechtigung, hinter Sprachübertragung auch Blutübertragung zu vermuten. Es ist aber durchaus nicht gesagt, daß die eine Übertragung ohne die andere undenkbar sei und besonders ist es ganz falsch, aus der Sprache einen Schluß auf die Rasse zu ziehen, wie wir ihn bei Gerland finden. „„Fremde Mischungen haben die Polynesier, wie ihre Sprache ausweist, nicht erfahren.““ Millionen von Negern, welche englisch sprechen, haben keine Mischung erfahren?“ So weit Ratzel. Der Sinn ist nicht so deutlich ausgedrückt, als die Bedeutung der Sache wünschen ließe. Die Polynesier, sollen wir wohl verstehen, können recht gut gemischter Rasse sein, ohne daß ihre Sprache die Spuren der Mischung zeigt. Die englisch sprechenden Neger sind unter Engländer oder Amerikaner gemischt, ohne daß man aus ihrer jetzigen Sprache auf ihre Rassen schließen darf. Nur ist hier freilich Mischung in sehr verschiedenem Sinne gebraucht. Das Englisch der Neger wird aber auch den Einfluß der früheren Sprache keineswegs immer so abgestreift haben, daß die Übertragung versteckt sein könnte, wie bei den Polynesiern.

Die Tragweite einer rein sprachlichen Klassifikation der Menschheit ist doch ganz wesentlich davon bedingt, wie sich Rasse und Sprache verhalten. Nach der allgemeinen Ethnographie von Friedr. Müller (1873) trifft allerdings die Einteilung der Rassen nach der Haarform und die der Völker in Sprachfamilien, indem Haar und Sprache viel konstanter als der Schädel sich zu vererben pflegen (daselbst S. 13), so reinlich und ohne Rückstand zusammen, wie es nur irgend ein System bieten kann. Dazu kommt noch die Beständigkeit der Rassenmerkmale, während die Mischung nicht in allen Fällen ein dauerndes Produkt liefert (S. 48). Aber auch in Peschels Völkerkunde erschienen die Sprachfamilien analog den Rassen oder als Unterabteilungen. Unbestritten ist jedenfalls der Polygenismus der Sprachentwickelung, auch für solche, die wie Müller oder Peschel streng am Monogenismus des Menschen als Art festhalten. Konsequenterweise gilt für Müller die mittelländische Rasse als solche für sprachlos; erst ihre vier Unterabteilungen schufen sich selbständig die Sprache. Rasse und Sprache decken sich nicht (S. 33). Der entgegengesetzten Meinung, daß die Sprache ein Naturprodukt der Rasse und ihrer Gehirnorganisation sei, fehlt es nicht an Anhängern, so Penka, oder Chavée (nach Topinard, Anthropologie, Deutsch von Neuhauß, 424). Beide Meinungen gehören ebenso der Spekulation an, als wenn Brinton (the language of palaeolithic man, Philadelphia 1888, bespr. Revue d'ethnographie VIII, 298) dem Menschen der alten Steinzeit eine Sprache ohne Flexion und ohne Fürwörter u. s. w. zuschreiben, oder andre nach den anatomischen Merkmalen der wenigen zu Gebote stehenden Schädel der sogenannten Kannstattrasse die Sprache ganz absprechen. Das ist freilich ganz haltlos, so lange die betreffenden Schädel und Reste nicht als zweifellos normal oder wenigstens zahlreich sich darstellen.

Aber je jünger die Anfänge der Sprache, desto wichtiger werden die Erfahrungen aus der Gegenwart oder kurzen Vergangenheit als Analogieen. Was Hollrung (Globus, Bd. LIV, S. 340) von Neuguinea berichtet, daß auf einer Küstenausdehnung von 36 km 12 grundverschiedene Sprachen im Gebrauch seien, von denen manche nicht über 50 Anhänger zählen, was Ratzel selbst S. 739 nach Martius von Brasilien anführt, daß gelegentlich unter 20 Ruderern nur drei oder vier sich verständigen konnten, das ist nicht, wie es da heißt, „eine auffallend rätselhafte Erscheinung“, sondern es ist der Naturzustand der Sprachbildung überall, wo eine dünne Bevölkerung in weiten Räumen zerstreut ist. Die Möglichkeit, die Verwandtschaft einer Reihe von Sprachen nachzuweisen, beruht nur in Ausnahmefällen auf dem Wortschatz wie bei den arischen oder den Wurzeln in den polynesischen Sprachen; sonst tritt die Erwägung des Sprachenbaues ein, ob ein- oder mehrsilbig, ob Präfixa oder Suffixa,

oder Einverleibungen u. dergl. Solche Untersuchung kann freilich nur bei weitgediehener Arbeitsteilung Erfolge haben, oft mag der Wunsch eines Ergebnisses dessen wirklichen Belang übertreiben. Die so gefundenen Sprachtypen könnten vielleicht als Erbteil von Rassenanlage angesprochen werden; aber immer bleibt eine Vielheit von Sprachstämmen, auch bei anthropologisch nahen Völkern. Nur die völlige räumliche Isolierung der Sprachenherde macht dies erklärlich; denn unzweifelhaft sind die Sprachen, selbst wenn der Bau und die Anlage tiefere Ableitung haben sollte, nach ihrem thatsächlichen Gebrauchswert der Ausdruck der Lebensgemeinschaft im einzelnen, der Horden oder Familien und in weiterer Verbreitung der Völker. Je fester und dauernder die Grundzüge von Sprachen sich beweisen und in Dialekte und jüngere Sprachstufen übergehen, auf desto längere Dauer eines ursprünglichen Zusammenlebens muß geschlossen werden; desto mehr ist ein Urvolk anzunehmen, dessen Teilung allmählich vor sich ging, ein sozialer Organismus, nicht eine Rasse, die von Naturschranken beherrscht und bestimmt ist. Die Malaio-Polynesier sind deshalb eine Analogie der Arier. Die dazu gerechneten Völker bilden wohl sprachlich eine Einheit, nur daß die Polynesier auf einer früheren Stufe der Sprache sich trennend im Wortschatz noch stärker unterscheiden, als Rassen aber sind beide nur ungenau zu bezeichnen, obgleich je eine anthropologisch faßbare Rasse in ihnen aufgegangen zu sein scheint, hier die blonden Dolichocephalen, dort die eigentlichen Malaien. Auch bei den Malaio-Polynesiern scheint der jüngere Ursprung der einheitlichen Sprachentwickelung gegenüber der Rassenbildung wahrscheinlich gemacht werden zu können. Ihre Urheimat sucht man in Tibet, von wo sie den hinterindischen Flüssen entlang die Richtung ihrer späteren weiten Verbreitung gefunden hätten (Topinard, 474). Der Kern der Sprachbildung, die sich nach Südosten und der Inselwelt verbreitete, liegt nun sehr wahrscheinlich auf den Sundainseln oder den Ausläufern des Festlandes (Peschel, Völkerkunde, 5. Aufl. 347), dort erwuchs das eigentlich malaiische Urvolk. Die Rasse aber, der es zugehörte, war auch landeinwärts verbreitet, die Aboriginer oder frühesten Einwohner Hinterindiens sollen noch jetzt große Ähnlichkeit mit den Malaien haben (Fr. Müller, Ethnographie, 364). Hätte die malaiische Ursprache sich auch nach dieser Seite hin ausdehnen können, so würden wir dort dasselbe Verhältnis finden, wie es sich durch den späteren Ursprung der arischen Ursprache an dem geographisch wahrscheinlichsten Punkte der Verbreitung der blonden nordeuropäischen Rasse der Eiszeit ergiebt. Sprache und Rasse können für diesen Fall als exzentrische Kreise aufgefaßt werden; die Bevölkerungen von Norddeutschland und Skandinavien mögen anthropologisch den Ariern oder einem Teil derselben nahe gestanden sein, ohne an der arischen Ursprache teilzunehmen. Wenn die Vistula der Westfluß ist und die früheste Grenze der Germanen nach Westen bezeichnet, so sind die übrigen westlichen Bevölkerungsteile erst durch die Ausbreitung der Germanen germanisiert worden, aber anthropologisch ohne Spuren verschmolzen. Der Ausdruck arische Rasse aber enthält eine Anticipatio. Den Beweis dafür, daß die Ausbreitung des Germanischen über vorgermanische Horden in der Sprache sich zeigen müsse, wird man nicht im einzelnen führen wollen, wenn man die oben angeführte Analogie der Sprachzersplitterung in andern Waldländern erwägt. Übrigens ist ein namhafter Teil des germanischen Sprachgesetzes nur germanisch und nicht gemeinarisch, nach Förstemann, Geschichte des deutschen Sprachstammes I, 452 flg. 1178 Wörter gegenüber 1235 mit andern arischen Sprachen gemeinsam bewahrten. Über Art und Ursprung ihrer Bestandteile giebt aber die Sprache in andern Fällen vielleicht nur der eingehendsten Sprachforschung, vielleicht gar nicht Aufschluß. Wenn z. B. Wharton (vgl. Globus LIII, 223) von 2740 griechischen Wurzeln 1160 als nichtarisch erklärt, so ist damit noch gar nicht gesagt, daß sie auf ein vorderasiatisches Kulturvolk zurückgehen müßten, auch wenn in Mykenä und Tiryns Spuren seiner Kultureinflüsse, vielleicht seiner Kolonisation vorlägen.

Es sind hiermit schon die Grenzen berührt, innerhalb deren die Frage zu behandeln ist, mit welchem Rechte die Einteilung nach den Rassen sich in eine Unterabteilung nach Sprachgruppen fortsetzt. Ratzel selbst läßt diese Bedenken freilich ganz beiseite; er setzt den körperlichen und sprachlichen Einteilungsgründen als die eigentlich ethnographischen Merkmale ganz andre entgegen. Es ist nach S. 579 die Gesamtheit des Kulturbesitzes, religiöse Vorstellungen, Einrichtungen des politischen und sozialen Lebens, Künste und Fertigkeiten, Baustile, Waffen und Geräte, Trachten, Tättowierungen und andre Verunstaltungen. Sie also sollen der Abgrenzung der geographischen Methode innerhalb der Ethnographie als Grundlage dienen, und zwar gegenüber der psychologischen. Es scheint ihm denn zunächst nur um eine Klassifikation zu thun zu sein. Die Verbreitung einer Waffe z. B. (lesen wir S. 597) ist leichter darzustellen, als die eines Volkes. Es ist im wesentlichen der Inhalt der ethnographischen Museen, um den es sich in der weiteren Ausführung handelt. Nicht daß er diese ethnographischen Merkmale überschätzt wissen wollte. Gerade weil sie nicht tief gehen, sind sie für die Völkerscheidung und Charakterisierung so wichtig (S. 753), er verwahrt sich gegen den Schluß von ethnographischen Merkmalen auf Stammverwandtschaft (S. 607); die Ethnographie führt auf Kulturgemeinschaft (643). Wer sollte dieser wissenschaftlichen Thätigkeit, die man mit Recht eine Museumswissenschaft genannt hat, nicht eine solche Pflege wünschen, wie sie bei Ratzels staunenswerter Kenntnis der Einzelheiten vorauszusetzen ist, oder wer wollte nicht gerne die Ergebnisse aufnehmen, die sie bringt? Naturgemäß sind diese einzeln oder Analogien. Der besseren Übersicht und größeren Menge ethnographischer Gegenstände wird die geographische Methode es verdanken, wenn sie darin mehr finden kann als bloße Beispiele für die Entwickelungsgeschichte menschlicher Künste, wobei sich (S. 747) Klemms Kulturgeschichte beruhigte. Für Ratzel ist die Verbreitung der Ausdruck des Weges. Als Grundsatz gilt ihm, daß der Gegenstand mit seinem Träger wandert (634). Ein gutes Beispiel für die Tragweite dieser Auffassung findet sich S. 760: Da Völker mit großer Zähigkeit an ihrer eigenen Bewaffnungsweise festhielten, so verberge sich vielleicht unter da oder dort zwischen Speer- und Schildträgern zerstreuten Bogenträgern ein Rassenelement, das die Anthropologie noch nicht berücksichtigt hat.

Muß aber das Vorkommen des gleichen Gegenstandes durch Verbreitung von einem Punkt der Erfindung erklärt werden oder kann derselbe Gegenstand an verschiedenen Orten selbständig erfunden sein? Dies ist die psychologische Auffassung innerhalb der Ethnographie. Als Völkergedanke, als geistige generatio aequivoca lenkt sie vom Studium der geographischen Verbreitung ab (S. 707), sie hat noch nie auf einen lichten Punkt geführt (S. 726). Mit diesen und ähnlichen Sätzen erklärt sich Ratzel gegen diesen Standpunkt; er spricht S. 766 von den aus Zitaten geistlos zusammengekehrten Werken über Ethnographie [1]) und führt die weite Verbreitung von Sprachen gleichen Stammes als Analogie der zerstreuten Verbreitung ethnographischer Gegenstände an

[1]) Möge hierzu die Gegenbemerkung erlaubt sein, daß das Zurücktreten des Zitaten- und Belegewesens bei Ratzel zwar den Eindruck einer originalen Leistung steigert, aber doch der Bezeichnung als Handbuch einigermaßen widerspricht. Noch mißlicher ist der Mangel eines Registers, der die vielen Einzelheiten erst nutzbar machen würde.

(728). Die Fruchtbarkeit des geographischen Prinzips hat Ratzel für so vieles Einzelne erwiesen; aber was er selbst als Gemeinbesitz anführt (S. 693), genügt zur Rechtfertigung der so scharf angegriffenen Richtung, die, wenn wir sie richtig verstehen, das Hauptgewicht auf die wesentlich gleichartige Funktion des menschlichen Gehirnes legt. Einfluß, Entlehnung, Übergang wird dadurch wohl nicht ausgeschlossen sein sollen.

Man kann nicht finden, daß diese Unangreifbarkeit eines Axioms, wie man wohl sagen darf, auch dem geographischen Standpunkt Ratzels innewohne. Alle Ergebnisse seiner Kulturgeographie werden mit größter Mühe einem doch ziemlich unsichern Boden abgewonnen; mehr als die Möglichkeit der Sache scheint den Unbefangenen kaum zu erweisen, obgleich alles in dogmatischer Sicherheit auftritt. Das Wie der Übertragung, die Fäden des Zusammenhanges entziehen sich selbst der umfassendsten Kenntnis; Künste und Fertigkeiten sind wohl auch bei sogenannten Naturvölkern Sache individueller Begabung, oder sind alle solche Zufälle und Sprünge der Erfindungen auszuschließen? Man zieht es schließlich doch vor, allen Zweifeln, ob die geographische Methode, nach der Verbreitung der Geräte zu fragen, wirklich ins Innere der Erscheinungen führe, auszuweichen und sich lieber an das Einzelne zu halten, an den Menschen, das Volk, an seine Sprache, und von der Zukunft den Aufschluß zu erwarten, wo die Gegenwart die Antwort schuldig bleibt.

Wenn die Merkmale der Rassen unklar und schwankend sind, so kann uns doch die Anthropologie mit einiger Sicherheit sagen, welcher Typus, welche Ausnahmen dem Volk, der Horde zukommen. Von diesem festen Punkt aus ist die Rasse eine Abstraktion der Individuen; man fühlt sich auf sicherem Boden, wenn z. B. Topinard kurzweg die Völkertypen vorführt. Es sind ihrer freilich viel mehr, als wenn man die Rassen als die höheren Einheiten vieler Völker aufzählt und nicht weis, wohin man z. B. die Aino thun soll. Erscheinen dann auch die Völker als aus mehreren Rassen zusammengesetzt, so können doch die Verhältniszahlen einen Blick in ihren Aufbau gewähren. Für die Ethnographie gilt der Satz, den Wietersheim aussprach, ohne noch von der heutigen Anthropologie zu wissen: „Nicht auf der Einheit des Ursprungs, sondern der Entwickelung beruht das Leben und die Identität der Völker." Die so oft betonte Dauerhaftigkeit der Rassen gegenüber den steigenden und sinkenden Völkern sagt nichts andres, als daß jeder Typus die Fähigkeit besitzt, sich so lange und so oft zu wiederholen, als die Paarung mit dem gleichen, das Klima und die Möglichkeit der Ernährung gestattet; die Möglichkeit einer Mischung bedeutet noch keineswegs das Fallen aller Schranken. Selbst in Deutschland war noch vor kurzem, vielleicht noch jetzt meist, die Heirat aus einem Dorf ins andre sehr selten, und wenn konfessionelle oder territoriale Schranken bestanden, so gut wie untersagt. Es ist nicht recht zu begreifen, wenn Ratzel die Neger in der Union als das große Fragezeichen hinter allen hochfliegenden Erwartungen von der Entwickelung eines neuen besseren Europa bezeichnet (S. 684). Auch ohne räumliche Trennung ist hier der Unterschied zwischen den Rassen zu groß, als daß man an die Entstehung eines Mischvolkes denken könnte, in dem einst Weiße und Neger so künstlich zu trennen wären, wie bei Deutschen oder Franzosen Lang- und Kurzköpfe. Anders mögen die Verhältnisse und Aussichten in Südamerika sein, aber man wird besser thun, wenn man es ablehnt, die Rassen als chemische Elemente zu betrachten. Man verläßt zu leicht den sicheren Boden der Induktion. Wenn der Name der Ethnographie ihre Aufgabe bezeichnet, so wird sie auch darauf angewiesen sein, von den empirisch gegebenen Völkern auszugehen, deren erstes Merkmal immerhin die Sprache ist, weil sie eben eine Schranke bildet. Insofern die Kulturvölker besser zu übersehen sind, wird es geraten sein, von ihnen auszugehen, nicht aber sie auszuschließen. Es erscheint als unnötig und irreführend, wenn Trolle seine Schrift über das italienische Volkstum und seine Abhängigkeit von den Naturbedingungen (Leipzig 1885) als einen anthropogeographischen Versuch bezeichnet. Es ist gerade das, was für jedes einzelne Volk als Grundlage zu wünschen wäre. Wenn von Naturvölkern oder Horden weniger Wissenswertes beizubringen ist, so entspricht das nur dem verschiedenen Wert. Es ist ja richtig, daß eine ethnographische Karte, die bloß die Sprachgrenzen darstellt, kein zutreffendes Bild der Völkerbeschaffenheit giebt, wie R. Andree (Ethnographische Karten, Mitteilungen des Vereins für Erdkunde zu Leipzig 1885, S. 176 flg.) hervorhebt; aber mit dem Beisatz, daß sie eben zur Zeit noch das einzig mögliche sei. Er wünscht, daß die Elemente, welche allmählich zur Bildung eines Volkes beitrugen, in Betracht gezogen würden — was aber leichter gesagt als gethan sei. Weit über diese Betonung des anthropologisch-historischen Mangels einer bloßen Sprachenkarte geht Ratzel, wenn er in der Eintragung der Arier Indiens auf der ethnographischen Karte Asiens von Vincenz von Haardt es bemängelt, daß hier der Gegensatz der Wüste Tharr und des Fruchtlandes des Indus, der des Nomadismus und des ansässigen Lebens, des Islams und des Brahmanismus, der rein arischen [?] und der turanisch-skythisch gemischten Bevölkerung, der persischen und indischen Einflüsse nicht dargestellt ist (S. 738). Man muß doch dagegen sagen, daß bei all diesen Begriffen die Verbreitung im Raum, die allein auf der Karte dargestellt werden konnte, das Äußerliche ist!

Aber auch die anthropologisch-historische Sprachenkarte hat ihre Grenzen. Die anthropologische Forschung ergiebt für Süditalien einen starken Anteil langköpfiger, dunkler Bevölkerung, für die man ohne weiteres an die Urbevölkerung appelliert. Nun stammten aber die Sklaven der römischen Latifundien überwiegend aus dem semitischen Vorderasien; sollte das nicht fortgewirkt haben? Andrerseits war die Romanisierung Westeuropas möglich, ohne daß man an eine Einwirkung des römischen Typus — so weit es einen solchen überhaupt gab — zu glauben braucht. Die Einrichtungen und die Zeit erklären hier die Übertragung einer Kultursprache durch zahlreiche Medien. Von einer lateinischen Rasse heutzutage zu reden, statt von einer romanischen Völkergruppe, ist eine Irreführung. Über die Rasse kann hier nur die anthropologische Forschung Aufschluß geben, aber über die geistigen Kräfte der Volkseinheit ausschließlich die Kultur- und Staatengeschichte. Ebenso müßte man in England nach der Sprache allein eine römische oder französische Beimischung vermuten, während doch die Normanen nur sprachlich romanisiert waren. Solche Analogieen sind freilich geeignet, gegen die sprachliche Klassifikation von Naturvölkern noch mehr mißtrauisch zu machen, wenn sie die anthropologische mit einschließen sollen. Zu einer andern Erwägung giebt die verhältnismäßig rasche Germanisierung der linksrheinischen Gebiete durch die Franken Anlaß. Hier hatten sich immer wieder Germanen, einzeln und in Haufen, als Kriegsgefangene und Kolonen niedergelassen; selbst romanisiert könnten sie von den Germanen absorbiert worden sein, ohne anthropologische Spuren zu hinterlassen. Ebenso verhält es sich mit etwaigen Resten germanischer Stämme unter den Slaven in Ostdeutschland. Überwiegend hat man sich dagegen ausgesprochen, wie auch wieder Weinhold (die Deutschen in Schlesien), weil allerdings der Nachweis mangelhaft ist. Aber was z. B. Müllenhoff (Deutsche Altertumskunde II, 373) als unhaltbar hinstellt, daß sie sich doch in der Sprache nicht hätten parallel den deutschen Stämmen entwickeln können, um dann später rasch und leicht in ihnen aufzugehen, das

wird gar niemand behaupten wollen. Es handelt sich dann eben nur eine Regermanisierung.

Es ist hier nicht möglich, mehr als die wichtigsten Beziehungen von Rasse, Sprache und Volk zu berühren, aber gerade so naheliegende Beispiele mögen dienlich sein, um an ihre Vielfältigkeit zu erinnern. Ratzel setzt sie wegen der rein geographischen Methode ziemlich zurück. Aber so lange die Völkerkunde den Kreis der Probleme, wie ihn etwa Peschel umschrieben hat, auszufüllen den Anspruch erhebt, wird sie auch andre Richtungen und geringere Kräfte als die Beherrschung der Stilunterschiede der Bogen und die Ermittelung ihres Ursprungs nötig macht, von der Teilnahme nicht ausschließen, sei sie nun bloß entgegennehmend oder mitthätig.

Bücherschau.

Syed Ameer Ali, The Life and Teachings of Mohammed or the Spirit of Islam. London, W. H. Allen, 1891.

Alle die bedeutenden Arbeiten, die wir über Mohammed und den Islam besitzen, von Sprenger, Muir, Nöldecke, v. Kremer u. A., stehen auf dem Standpunkte des Abendländers, der christlichen Kultur und sind, bei allem Streben nach unparteiisch geschichtlicher Darstellung, keineswegs frei von dem Banne, in welchen unsre Erziehung und Anschauung die Verfasser gezwungen haben. Was Mohammedaner über ihren Religionsstifter geschrieben haben, reicht nicht hinein in die weiten Schichten europäischer Leser und überschreitet schon wegen der Sprache kaum die Fachkreise, die sich mit Arabisch beschäftigen. Jetzt kommt ein hoher indischer Beamter, Richter am höchsten Gerichtshofe von Bengalen, ein Mann, der mit der ganzen Fülle unsrer abendländischen Wissenschaft vertraut ist, und der zu den hervorragendsten und aufgeklärtesten Anhängern des Islam gehört, um für diesen eine Lanze zu brechen, ihn gegen Vorurteile der Christen zu verteidigen und denselben uns von seinem Standpunkte aus nahe zu bringen. Daß es dabei nicht ohne Vorwürfe gegen viele Ereignisse in der Geschichte des Christentums, die auch bei uns nicht überall Verteidiger finden, abgeht, mag nebenbei bemerkt werden und ist in einem teilweise apologetischen Werke auch natürlich.

Der gelehrte Richter vergleicht den Islam und das Christentum bezüglich des sittlichen, sozialen und politischen Fortschrittes, er stellt sie dem Glauben nach, als Quelle erhabener Ethik, als Leiter durchs Leben nebeneinander und behandelt deren humanitäre und zivilisierende Einflüsse. Nach ihm hat sich „der Islam Mohammeds mit seiner scharfen Disziplin und strengen Moralität als die einzige praktische Religion bewährt, welche niedrige Naturen vom Untergange in einem zuchtlosen Materialismus zu erretten vermag.“ Vor allem und sehr oft nicht ohne Geschick und Erfolg streitet Ameer Ali gegen die im Abendlande verbreiteten Ansichten, daß Mohammed und seine frühesten Anhänger ihre Religion auf die Spitze des Schwertes stellten, daß der Islam unduldsam sei, daß er Sklaverei und Vielweiberei begünstige, das Weib in niedriger Stellung erhalte, ein rein sinnliches Paradies predige, daß er eine Religion des Fatalismus sei und politische wie moralische Versumpfung zur Folge habe. Es ist dieses mit allen unsern Vorstellungen im direkten Widerspruch, wie derselbe sich löst oder nicht löst, mag der Leser selbst beurteilen. Jedenfalls giebt der Verf. zu, daß es schwer für ihn ist, zwischen den erhabenen Lehren und der Moralität des ursprünglichen Islam und dem verknöcherten Formalismus, in welchen er heute verfallen ist, den versöhnenden Ausgleich zu finden. Seine eigene „fortschrittliche“ Schule, zu der die tüchtigsten Köpfe gehören, ist ohne Einfluß auf die breiten Massen. „Ich habe versucht“, schreibt er, „in diesem Werke den philosophischen und ethischen Geist des Islam darzustellen, in der Hoffnung, daß es dazu beitrage, daß die Moslems in Indien ihre geistige und sittliche Wiedergeburt unter dem Schutze der großen europäischen Macht bewerkstelligen, welche nun ihre Geschicke lenkt. Für die Sucher nach Wahrheit im fernen Abendlande wird hoffentlich dieses Buch von einigem Nutzen sein.“ F. Carlsen.

Dr. G. Pfeffer, Versuch über die erdgeschichtliche Entwickelung der jetzigen Verbreitungsverhältnisse unsrer Thierwelt. Hamburg, Friederichsen, 1891. 62 S. 8⁰.

Es ist eine nicht an Umfang, wohl aber an Inhalt bedeutende Arbeit, welche hier vorliegt; sie wendet sich auch nicht an die Fachleute allein und entbehrt deshalb alles gelehrten Ballastes an Faunenverzeichnissen, Zitaten u. dgl. Der Autor hebt zunächst hervor, daß für die Verbreitung der Landtiere in erster Linie allerdings die topographischen Verhältnisse maßgebend sind, und zwar um so mehr, je unabhängiger eine Tierklasse von Süßwasser ist, daß aber für die Tiere des Meeres die klimatographischen Verhältnisse entschieden größere Bedeutung haben. Wir sehen deshalb die Meerestiere mehr zonenweise verteilt. Dabei tritt nun die merkwürdige Thatsache hervor, daß die am weitesten voneinander entfernten Zonen, die arktische und die antarktische, eine auffallende Ähnlichkeit miteinander haben, die so weit geht, daß Gattungen und Familien identisch, die vikariierenden Arten oft nur bei sorgsamer Vergleichung zu unterscheiden sind. Da ein direkter Verkehr zwischen beiden Zonen durch die zwischenliegenden Tropenmeere unmöglich gemacht wird und es undenkbar ist, daß zwei aus verschiedenen Wurzeln entsprungene Faunen in so weit getrennten Gebieten eine andre als divergante Entwickelung genommen haben sollten, bleibt nur eine Erklärung möglich: beide Faunen müssen aus einer gemeinsamen Wurzel stammen. Sämtliche Meere müssen in der vortertiären Zeit eine und dieselbe gleichmäßige Fauna gehabt haben, also auch gleichmäßig warm gewesen sein. Als dann das Klima sich änderte, die Polarmeere sich abkühlten, wanderten die empfindlicheren und wärmebedürftigeren Tiere den Wendekreisen zu, die härteren blieben zurück, und zwar an beiden Polen ungefähr dieselben, und unter den gleichmäßigen Verhältnissen blieben sie bis in die Jetztzeit einander ähnlich.

Es bleibt zunächst die höhere Temperatur der Polarmeere zu erklären. Pfeffer verwirft die Veränderungen in der Schiefe der Ekliptik, ebenso die der Erdachse, letztere ohne die neueren Forschungen der Phytopaläontologen, insbesondre Nathorsts, die einen Teil seiner Einwände entkräften, zu erwähnen; er lehnt auch die Erklärung durch kosmische Ursachen und durch die fortschreitende Abkühlung der Erde ab; es bleibt ihm somit nur die Annahme größerer Intensität der Sonnenwärme, verbunden mit feuchter, die Wärme besser leitender Atmosphäre und durch Kontinente nicht behindertem Abströmen der Tropengewässer nach höheren Breiten. Dafür fehlt aber jeder Beweis, und diese Ursachen würden auch wohl schwerlich genügt haben, eine völlige Gleichmäßigkeit in der Temperatur aller Meere hervorzurufen. Mir scheint, schon die lange Polarwinternacht, welche Pfeffer an dieser Stelle nicht in Rechnung zieht, müßte genügen, um eine zeitweise nicht unerhebliche Abkühlung des Wassers an den Polen hervorzurufen. Dann sank aber auch das kältere Wasser in die Tiefe und strömte nach den tieferen Stellen der Tropenmeere zurück. Somit kann, was Pfeffer konsequenter Weise in Abrede stellt, damals sowohl an den Polen wie im Tiefwasser eine eigene, von der Tropenfauna nicht unerheblich verschiedene Fauna existiert haben und der Satz: „Bis zur alttertiären Zeit gab es auf Erden keine zonenartigen Faunen, sondern nur eine einzige, über die ganze Erde verbreitete allgemeine Fauna“, erscheint mir darum denn doch nicht so ganz unanfechtbar, wie seinem Autor. Daß die einst über die ganze Erde verbreiteten, jetzt spezifisch arktischen oder antarktischen Gattungen in den Tropenmeeren fehlen, erklärt Pfeffer dadurch, daß sie von den wärmebedürftigeren und den Bedingungen der Tropenmeere besser angepaßten Arten, insbesondre den Riffkorallen und den von diesen abhängigen, überwuchert und verdrängt wurden.

Mit der Scheidung der Klimate begann auch die Scheidung der Faunen, und zwar scheint dieser Vorgang in der frühen Tertiärzeit stattgefunden zu haben. Die Stammfauna war nach Pfeffer, dem ich darin unbedingt beistimmen muß, im wesentlichen eine litorale; die pelagische Fauna ist nicht, wie Moseley will, die Stammmutter, die Küstenarten sind nicht seßhaft gewordene Hochseetiere, sondern umgekehrt, die pelagischen Tiere sind, wenn nicht Larven der Küstentiere, so doch vielfach selbständig gewordene Embryonen, die trotz der Geschlechtsreife vielfach noch embryonale Züge tragen: sie sind dünn, muskelschwach, pigmentlos; ihre Chitin- und Knochenverhältnisse sind kümmerlich ausgebildet. Auch die Tiefseefauna ist nicht die Stammmutter der Faunen, sie ist vielmehr zum weitaus größten Teile nur die arktische resp. antarktische Litoralfauna, welche in die

Tiefe hinabstieg, als das Wasser dort kalt und sauerstoffreicher wurde, und ihr durch die lange Konservierung der herabsinkenden Tierleichen ausreichende Nahrung bot. (Eine Ausnahme bildet wahrscheinlich die Fauna des durch Bodenschwellung abgeschnittenen Antillenmeeres und wahrscheinlich auch die noch unerforschten des Roten und des Mittelländischen Meeres.)

Eine notwendige Folge der geschilderten Vorgänge ist die Circumpolarität der einzelnen Faunen. Dieselbe ist am schärfsten ausgeprägt vorhanden in der arktischen, etwas weniger scharf in der antarktischen, aber auch in der tropischen Fauna, obschon hier die westamerikanische und die westafrikanische Sonderstellungen einnehmen, besonders charakterisiert durch den Mangel der Riffkorallen und alles dessen, was von ihnen abhängt. Viel weniger merklich ist sie in der borealen und in der südlichen gemäßigten, der notialen Zone; doch sind auch hier noch zahlreiche Züge, welche in diesem Sinne gedeutet werden müssen. Deutliche Spuren der alten Universalfauna finden wir aber auch in der Brakwasserfauna, die freilich heutzutage vorwiegend auf die Tropen beschränkt ist, und vor allem in der Süßwasserfauna, deren Gattungen selbst in einer sonst so gut lokalisierten Klasse, wie die Mollusken, fast ausnahmslos eine universelle Verbreitung haben. Gewöhnlich erklärt man diese auffallende Erscheinung durch Verschleppung, durch Veränderungen in Stromrichtungen u. dgl. Pfeffer sieht in ihr die natürliche Folge der Entstehung aus der alten Universalfauna, aus der überall dieselben besonders geeigneten Gattungen in das Brakwasser und aus diesem in das Flußwasser einwanderten. Er nimmt sogar für die erst in der mittleren Tertiärzeit aufgetauchten Inseln Polynesiens nicht eine Einschleppung der Süßwasserfauna, sondern eine direkte Einwanderung aus dem umgebenden Meere an. So besonders für die Neritinen und die Melanien. Hier dürfte sich manche Einwendung erheben, denn marine Melanien giebt es nicht, und die weit verbreiteten Arten von Neritina sind auch nicht marin, wenn schon sie marine Verwandte haben. Ihre Einwanderung aus dem Meere wäre somit eine nochmalige Entwickelung schon vorhandener Formen, und das will mir nicht recht einleuchten. Dagegen hat Pfeffer entschieden recht, wenn er hervorhebt, daß das Süßwasser uns manchen alten Tiertypus aufbewahrt hat, der aus dem Meereswasser ganz verschwunden ist oder nur noch in den höheren Breiten lebt, so die Ganoiden und Dipnöer unter den Fischen, die Astaciden und Aselliden nebst den Gammariden unter den Krustern.

Die obigen kleinen Einwendungen können übrigens kaum in Betracht kommen gegenüber den großen Vorzügen der Pfefferschen Arbeit. Es ist nun Sache der Spezialisten, die Lehre von der vortertiären Universalfauna an den verschiedenen Tierklassen zu prüfen, eine Arbeit, die mehr als eine Forschergeneration erfordern wird. Kobelt.

M. Brose, Repertorium der Deutsch-kolonialen Litteratur von 1884 bis 1890. Berlin, Georg Winckelmann, 1891.

Der Verf., Bibliothekar der Deutschen Kolonialgesellschaft, hat sich der ungemein dankenswerten Mühe unterzogen, in dem vorliegenden Repertorium die Hochflut unsrer Kolonliallitteratur möglichst vollständig zu vereinigen und nach bestimmten Kategorien zu ordnen. Vor allem war er bestrebt, die in Zeitschriften, sagen wir genauer: in deutschen Zeitschriften erschienenen einschlägigen Aufsätze in ihrer Gesamtheit zu registrieren — gewiß eine ebenso schwierige wie nützliche Arbeit. Des „historischen Interesses wegen ist auch die Litteratur über das Kolonialunternehmen des Großen Kurfürsten und das frühere deutsche Schutzgebiet Witu berücksichtigt worden". — Das Repertorium gliedert sich in die Kapitel: Allgemeines, Togo, Kamerun, Südwestafrika, Ostafrika, Witu, Neu-Guinea und Bismarckarchipel, Marschallinseln. Jedes dieser Kapitel zerfällt wieder in die Unterabteilungen. 1) Abgrenzung, Amtliches, Gesetze, Rechtsverhältnisse, Verfügungen, Verordnungen, Verträge; 2) Erforschungen, Fauna Flora, Landeskunde, Reisen; 3) Handel, Schiffahrt, Statistik, Wirtschaftliches; 4) Geologie, Hydrographie, Hygiene, Klimatologie, Meteorologie; 5) Mission; 6) Anthropologie, Ethnographie, Sprachen; 7) Karten. — Man sieht, es ist kein irgend bedeutender Gegenstand außer acht gelassen worden, so daß jeder, der sich mit Arbeiten über koloniale Fragen beschäftigt, in Broses Buch unbedingt die nötigen Litteraturnachweise findet. Der Verf. verspricht, alljährlich die erforderlichen Nachträge erscheinen zu lassen und bittet zu dem Zwecke um die Mithilfe der beteiligten Kreise. Das bestimmt uns, an dieser Stelle einige Wünsche bezüglich der letzten Kapitel, also Neu-Guinea und die Bismarckinseln, laut werden zu lassen. Zunächst müssen neben Kaiser-Wilhelmsland die nördlich begleitenden kleineren Inseln, wie Rook-, Long-, Rich-, Dampier-, Vulkaninsel und ähnliche besonders genannt werden, da über sie bereits mehrfache Publikationen vorliegen. Dann kommen, natürlich unter eigener Überschrift, die Bismarckinseln zur Sprache, dann ebenso die Admiralitätsinseln, die Brose gar nicht (!) aufführt (vgl. Report of the scientific results of H. M. S. „Challenger". Narrative. Vol. I, part 2, p. 696—773, London 1885 und verschiedene andre Quellen), und dann die, meist zu den vorigen gerechnete Purdygruppe (vergl. „Globus", Bd. LIX, S. 303). Auch die Einsiedler-, Schachbrett- und Hermitinseln suchen wir vergeblich. (Deutsche Admiralitätskarte Nr. 94 nebst Berichten in den „Annalen der Hydrographie" 1876, S. 217; 1883, S. 282, 516, 576; 1887, S. 269 rc) Daß die Salomoinseln von Brose ohne weiteres unter Neu-Guinea rubriziert werden, ist geographisch unthunlich, trotz des Beschlusses der Landeshauptmannschaft vom 22. Juli 1887, wonach die Salomoinseln dem Gerichtsbezirk Bismarckarchipel zugelegt wurden. Die Gruppe verdient ohne Frage ihre eigene Überschrift. Außerdem fehlen mit einer winzigen Ausnahme die Litteraturangaben über die lange Reihe der östlichen Atolle von Ongtong-Jawa oder Liuniuwa bis zum Lyrariff. (Vergl. „Globus" LIX, S. 247, „Das Atoll Nissan und seine Nachbarn".) Da das Repertorium bei Afrika mehrfach auf ältere Werke zurückgreift, z. B. S. 61, 62, 65 rc., so muß es überraschen, daß dies bei den Südseebesitzungen nicht geschieht; wir vermissen vornehmlich Prof. Dr. K. Meinickes Hauptwerk: „Die Inseln des Stillen Ozeans", das bis heute seinen großen Wert behält, nicht zum mindesten durch seine reiche Litteratur. Dann vermissen wir E. C. Rye, Bibliographie von Neu-Guinea in den Supplementary Papers of the R. Geographical Soc., London 1884, I, Nr. 2, im Verzeichnisse mit weit über 1000 Nachweisungen (vergl. Petermanns Mitteil. 1884, S. 354.) Unvollständig ist ferner die Litteratur über die Salomoinseln; es fehlt Woodfords erster Aufsatz in den Proceed. Roy. Geogr. Soc. 1888, Withrington, The Salomon Islands in den Proceed. of the Queensland Branch of the Roy. Geogr. Soc. of Australia, Vol. III, 1887/88, Mager, Les îles Salomon in der Revue de Géographie, Februar 1888 und noch so manches andre; doch können wir hierauf nicht weiter eingehen, werden aber in einer jetzt vorbereiteten Abhandlung über diese Inseln auch das betreffende Quellenmaterial publizieren.

Es steht zu erwarten, daß der Verf. im Interesse seiner so verdienstlichen Arbeit den hier ausgesprochenen Wünschen Rechnung trägt; jedenfalls sehen wir den Fortsetzungen seines Repertoriums mit Spannung entgegen. Dann wird auch das große Reisewerk der „Gazelle" nach Gebühr ausgenutzt werden, und die englischen Seekarten finden wir hoffentlich gleichfalls.

Berlin. H. Seidel.

E. Richter, Geschichte der Schwankungen der Alpengletscher. (Separatabdruck a. d. Zeitschr. d. Deutsch. u. Östr. Alpenvereins 1891.)

Diese neueste Publikation des bekannten Alpenglacialisten in Graz bildet eine wichtige, ja notwendige Ergänzung der von Brückner für die Klimaschwankungen beigebrachten Beweise. Denn Brückner selbst hat die Gletscherschwankungen und ihre Geschichte nicht näher behandelt, obwohl er durch die sie betreffenden Arbeiten Forels u. A. auf das Thema der Klimaschwankungen gebracht worden war. Er hat das damit begründet, daß die Veränderung und Ausdehnung der Gletscher zeitlich ein zu wenig sicherer Anzeiger für die Änderungen der Wärme und des Niederschlages seien. Das ist aber nicht richtig, denn in dieser Hinsicht sind Gletscher nicht viel anders zu beurteilen als Seen, welche auch eine Verzögerung ihrer Hochstände gegenüber der feuchten Witterung, welche sie hervorruft, erfahren. Schon Sonklar hat darauf hingewiesen, daß die Wirkung eines schlechten Jahres auf den Anwuchs der Gletscher sich bereits in zwei oder drei Jahren zu äußern beginne, später hat Forel aus der Gleichzeitigkeit des Vor- und Rückgehens der Gletscher geschlossen, daß es sich nicht um Jahrhunderte, sondern nur um Jahrzehnte umspannende Perioden dabei handelt. Lang ist zu ähnlichen Resultaten gelangt und auch Heim findet, daß klimatische Perioden an den Gletschern mit Verzögerungen von nur fünf bis sechs Jahren sich äußern. Damit sind aber Klimaschwankungen und Gletscherschwankungen so nahe aneinander gerückt, daß der Parallelismus der Kurven noch leicht erkennbar bleibt. Fällt aber dieses Bedenken gegen die Verwertung der Gletscherschwankungen als Klimaanzeiger, so wird man zugeben müssen, daß dieselben an Bestimmtheit und Zuverlässigkeit fast alle andern Arten von Nachrichten (z. B. solche

über wechselnde Wasserstände, Regenmenge ꝛc.), aus welchen auf Klimaveränderungen geschlossen wird, bei weitem übertreffen. Der Umstand, daß die geschichtlichen Überlieferungen, welche Schwankungen der Alpengletscher betreffen, durch häufige Wiederholung mehr und mehr an Ursprünglichkeit und Genauigkeit einbüßten und zum Teil ganz phantastische willkürliche Ausschmückungen erfuhren, sei die Ursache gewesen, daß es Brückner nicht gelang, Übereinstimmung zwischen den Gletscherschwankungen der letzten Jahrhunderte und den von ihm aufgefundenen Klimaperioden aufzufinden. Indem aber der Verf. auf die ursprüngliche Quelle der Nachrichten zurückgeht, den Originaltext derselben wieder herstellt und besonders die reichlichen chronikalischen Aufzeichnungen über Gletscherveränderungen in der Ostschweiz kritisch sichtet, findet er, daß dieselben auch im 17. und 18. Jahrhundert in ganz bestimmten Perioden und zwar in den ganzen Alpen gleichzeitig auftreten und mit den von Brückner ermittelten Klimaschwankungen vollkommen zusammenfallen oder in ihren Cyklus ergänzend sich einfügen. Die Gletscherstöße wiederholen sich in Perioden, deren Länge zwischen 20 bis 45 Jahren schwankt und im Mittel der drei letzten Jahrhunderte genau 35 Jahre betrug. Doch sind die Vorstöße nicht von gleicher Intensität und auch nach der Art ihres Verlaufes nicht ganz gleichmäßig. Von manchen Gletschern scheinen, wenigstens für die oberflächliche Beobachtung, einzelne Perioden ganz übersprungen zu werden, indem entweder ein Rückgang oder ein Vorstoß so schwach angedeutet wird, daß eine Hochstand- oder Schwindperiode von scheinbar doppelter Länge hervorgeht. Die Gletscherschwankungen stimmen im allgemeinen mit den von Brückner ermittelten Jahreszahlen der Klimaschwankungen der drei letzten Jahrhunderte überein; der Vorstoß macht sich bereits noch während der feuchtkühlen Zeit bemerkbar. Für die vielfach verbreitete Volksmeinung, daß im allgemeinen die Gletscher früher kleiner und die Pässe wegsamer gewesen seien, ließ sich bei kritischer Prüfung der Überlieferungen keinerlei Anhalt finden, sie dürfte wohl durch die Erinnerung an die regelmäßigen Gletscherschwankungen und die dadurch hervorgebrachten Veränderungen der Wegsamkeit beeinflußt sein. Dr. A. Sauer.

Aus allen Erdteilen.

— Die Abgrenzung zwischen den französischen und englischen Besitzungen in Westafrika ist folgendermaßen durch die Grenzkommission bewirkt worden: Die Grenze geht zwischen den Flüssen Mellacori und dem Großen Scarcie hindurch, ersteren an Frankreich, letzteren bei England belassend, dann weiter zwischen Bunah und Jam Bakka, wobei Talla englisch und der Tamisso französisch wird. Von hieraus steigt die Grenze zum 10. Grad nördl. Br. auf, das Land der Houblons in der französischen Zone und Sulima mit Falaba den Engländern belassend.

— Georg Rosen, bekannter Orientalist, geb. 21. September 1821 zu Detmold, starb am 4. November 1891 in seiner Vaterstadt. Nachdem er orientalische Sprachen studiert, bereiste er, unterstützt von der preußischen Regierung, im Verein mit Koch 1843 bis 1844 den Orient. Früchte seiner Reise waren die Abhandlung über „Die Sprache der Lazen" (Lemgo 1884) und die „Ossetische Grammatik" (das. 1846). Er war dann Konsul in Jerusalem und Belgrad, bis er 1875 in den Ruhestand trat. Außer seinen sprachlichen und geschichtlichen, den Orient betreffenden Arbeiten, lieferte er auch in der Zeitschrift der Deutschen Morgenländischen Gesellschaft Beiträge zur Topographie Jerusalems und die zur Kenntnis des Räuberwesens in der Türkei wichtige Schrift „Die Balkan-Haiduken" (Leipzig 1878), in welcher sich zahlreiche Proben der bulgarischen Haidukenpoesie befinden.

— Die Nasenflöte. In dem Werke von Williams „Fiji and the Fijians" sieht man (vol. I, p. 163) ein Mädchen abgebildet, welches die Nasenflöte spielt. Solche etwa 60 cm lange, aus Bambusrohr bestehende, mit eingebrannten Kreuzlinien und Sternen verzierte Instrumente finden sich jetzt genug in unsern Museen. Ganz ähnliche Nasenflöten sind auch von den benachbarten Tongainseln bekannt. Man spielt diese mit fünf Schalllöchern versehenen Flöten, indem man die Öffnung an das eine Nasenloch setzt und hineinbläst, während das andre mit dem Daumen der einen Hand geschlossen wird.

Diese Inseln (und vielleicht noch einige andre in der Südsee, über die uns augenblicklich die Belege fehlen) galten als das hauptsächlichste Verbreitungsgebiet der Nasenflöte, die aber auch von Borneo bekannt war. C. W. Pleyte Wzn hat jetzt nachgewiesen (De Indische Gids 1891, p. 1465), daß das Hauptverbreitungsgebiet der Nasenflöte jedoch im Malaiischen Archipel zu suchen ist. A. B. Meyer bildet sie (Publikationen aus dem Königl. Ethnogr. Museum in Dresden, 8. Teil, Tafel 14) von Nordluzon ab, Modigliani hat sie auf der Insel Nias bei Sumatra gefunden; unter den Instrumenten der Punams auf der Wasserscheide zwischen Mahakam und Kapuas in Borneo ist die Nasenflöte vertreten; bei den heidnischen Stämmen auf Celebes heißt sie Latowe, und wird von verliebten Jünglingen bei Serenaden und von den Zauberpriestern bei Anrufung der Geister der Ahnen benutzt. Sehr verbreitet ist sie auf den Philippinen. Herr Pleyte hat nach dieser Zusammenstellung recht, wenn er sagt, die Nasenflöte sei viel mehr ein indonesisches als ein polynesisches Musikinstrument.

— Ostpreußische Lippowaner. Die amtliche Mohrunger Kreiszeitung vom 23. April schreibt: In einer Waldblöße der Johannisburger Forst liegen zwei ansehnliche Dörfer, welche sich von den ärmlichen Dörfern Masurens vorteilhaft unterscheiden. Die Bewohner, Filipponen oder Lippowaner, sind ihrer Abstammung nach Russen, ihrer Religion nach Raskolniken (Ketzer, Abtrünnige) der griechisch-orthodoxen Kirche, und wahrscheinlich Ende vorigen Jahrhunderts aus Rußland vertrieben und hier angesiedelt worden. Sie scheren weder Haupt- noch Barthaar, genießen nur gewisse Speisen und verschmähen Wein und Branntwein. Sie leben streng zurückgezogen und zeichnen sich vor den Masuren durch Fleiß und Ordnungsliebe aus, sind aber fanatisch, abergläubisch, hegen Verachtung gegen das irdische Leben und neigen infolgedessen zum Selbstmord. Es sind schlanke, stattliche Leute im langen, blauen Rocke mit spitzen, grauen Mützen, welche gerne Proselyten machen. Ihre Religionsvorschriften sind meist geschrieben. Soweit der in den Verhandlungen der Berliner Anthropologischen Gesellschaft 1891, S. 434 abgedruckte Bericht, dem wir hinzufügen, daß es auch in der Bukowina Lippowaner giebt. Diese, etwa 3000 Seelen, hat F. v. Goehlert 1863 in der Wiener Geographischen Gesellschaft geschildert. Sie sind von 1774 bis 1784 aus der Moldau und Bessarabien eingewandert und gründeten fünf Ortschaften in der Bukowina. Als Goehlert sie besuchte, hatten sie sich noch nicht zur Annahme bleibender Familiennamen bequemt, sie zerfielen in zwei Sekten (priesterliche und priesterlose) und gelten auch als ehrliche, tüchtige Leute. Nach Goehlert gehörten sie zu den Altgläubigen (Starowierzen).

— Der Kuckuck spielt auf Madagaskar eine ähnliche Rolle im Volksglauben, wie bei uns und andern Völkern. Es giebt dort 14 Arten, und wenn der blaue

Kuckuck ruft, wird der Tag trübe und naß nach der Ansicht der Howas. Am gewöhnlichsten ist der Kankafotra oder graulköpfige Kuckuck, der, wenn die warme Jahreszeit naht, in den höheren Regionen seinen Schrei Kau-kau hören läßt, und dieses ist für die Malgaschen ein Zeichen, mit der Bestellung des Bodens für den Reisbau zu beginnen. Nach der Volksmeinung kündigt er auch den „Wechsel des Jahres“ an. Wie sein europäischer Vetter, legt er seine Eier in die Nester andrer Vögel und läßt sie von diesen ausbrüten und auffüttern. Kinderreime besingen diese Schmarotzereigenschaft des Kuckucks, mit Anspielung darauf, daß er die Jungen eines Singvogels (Cisticola madagascariensis) gern aus dem Neste wirft, um für seine Eier Platz zu schaffen. Das Liedchen lautet:

Kao Kao Kukuk,
Tot ist der kleine Sänger,
Kao Kao Kukuk,
Ich begrub ihn schon gestern,
Kao Kao Kukuk,
Jetzt riecht er schon schlecht.

(Folk Lore. Sept. 1891.)

— Vererbung des Zwergwuchses. Von Herrn Dr. G. Buschan erhalten wir folgende Zuschrift: Gegenüber der Angabe in dem Artikel „Zur Kenntnis des Zwergwuchses“ (oben S. 145), daß von einer Vererbung dieser Anomalie keine Rede sein könne, gestatten Sie mir, zur Berichtigung auf einen Fall aufmerksam zu machen, der auf der diesjährigen Anthropologenversammlung zu Danzig vorgestellt wurde. Aus der Ehe zwischen einem männlichen Zwerge und einer normal gebauten Frau entsproßten eine Anzahl Kinder, von denen eines gleichfalls Zwergwuchs aufwies. Die andern Kinder waren von normaler Größe.

— Cliffdweller Behausungen, also altindianische Klippenwohnungen, sind von dem Geologen Clement L. Walker in bedeutender Anzahl in einer wüsten Gegend der Mogollonberge, an den oberen Zuflüssen des Rio Gila (Arizona), gefunden worden. Eines dieser Klippendörfer liegt auf hohem Felsen an dem Cañon eines Gilanebenflusses, war sehr gut erhalten und bestand aus 28 Gemächern. Man fand darin Stoffe aus Agavefaser, Weidengeflecht, Sandalen, Schnüre, Federarbeiten, Zwirnknäule, Menschen- und Tierknochen, Steingeräte, große Mengen Mais, Bohnen, Töpfe und die vollständige Mumie eines Kindes, die eng in eine Menge groben Stoffes aus Agavegewebe eingewickelt war.

— Die Omorika-Fichte der Balkanhalbinsel (Picea Omorica) ist in pflanzengeographischer Hinsicht eine der interessantesten Bäume Europas, und erst seit 1876 durch Pančić im südwestlichen Serbien bei Zaovina und Radište entdeckt. Wettstein hat sie im verflossenen Jahre auch in Ostbosnien entdeckt und endlich ist sie bei Bellova im Rhodopegebirge gefunden worden. Es sind mithin zwei sehr kleine Verbreitungsbezirke, auf denen dieser Baum vorkommt. Er zeigt graugrüne Benadelung, sehr geraden, dünnen, weit hinauf astlosen Stamm und schmale, pyramidale Kronen. Bei 100- bis 120jährigen Bäumen fand Wettstein eine Höhe von 32 bis 42 m, Stammdicke am Grunde 60 bis 70 cm; Länge vom Boden bis zum untersten noch lebenden Äste 14 bis 18 m. Die Omorika gehört einer Artenreihe an, die im östlichen Asien und westlichen Amerika heimisch ist (P. Ajanensis und P. Glehnii), ist aber morphologisch mit unsrer gemeinen Fichte verwandt. Die ausführlichen Untersuchungen von R. v. Wettstein über diesen Baum (Sitzungsberichte der Wiener Akademie der Wissenschaften 1890, Bd. 99, S. 503) haben ergeben, daß derselbe einst eine größere Verbreitung besessen haben muß und nun im Aussterben begriffen ist; der Name Omorika ist noch weit auf der Balkanhalbinsel bekannt, die Pflanze ist wenig lebenskräftig und wird auch aus ihren inselartig übrig gebliebenen beiden Verbreitungsbezirken verschwinden. In der Tertiärzeit war sie einst stark verbreitet; in der interglacialen Höttinger Breccie (Nordalpen) sind die Reste einer ihr ganz nahestehenden Fichte gefunden worden und ebenso im Bernstein. Picea Omorica gehört einem Typus an, der im Tertiär von Mitteleuropa bis Ostasien und der Nordwestküste Amerikas verbreitet war. Die bedeutenden klimatischen Veränderungen, welche am Ende der Tertiärzeit durch Vergletscherung eines großen Teiles von Europa einerseits, durch die Änderungen in der Gestaltung des Festlandes andrerseits und endlich durch das Auftreten des osteuropäischen Steppengebietes hervorgerufen wurde, bewirkten ein Aussterben des tertiären Typus in Nord- und Mitteleuropa, wie in Nord- und Mittelasien; als Reste derselben finden sich heute noch Picea Omorica im südöstlichen Europa, P. Ajanensis in Ostasien und P. Sitkaensis in Nordwestamerika.

— Die Pferdeplage in Queensland. Ein einigermaßen brauchbares Pferd kostet bei uns immer noch ein paar Hundert Mark und es hat beim Roßschlachter noch immer seinen Wert, wenn es zur Arbeit untüchtig geworden ist. In Queensland, Australien, sind die Pferde aber zu einer Plage geworden und eben jetzt ist ein Gesetz in Beratung, welches die Hengste hoch besteuert, damit der massenhaften Vermehrung Einhalt gethan werde. In Brisbane erzielen gewöhnliche Pferde aus dem Innern jetzt nur noch einen Preis von etwa 7 bis 8 Mark das Stück.

Einst freilich, als die Kolonieen sich zu entwickeln begannen, standen Pferde dort hoch im Preise. Man brauchte sie in den Goldfeldern und in der Zuckerindustrie und wer Land besaß, begann Pferde zu züchten, die nach dem Innern gingen. Die Zuckerindustrie ist im Verfall, die Goldfelder sind stationär und da, wo man sonst Pferde einführte, züchtet man sie selbst massenhaft. Das ganze Land ist mit unverkäuflichen Pferden überfüllt, die nicht wie Schafe und Rindvieh gegessen werden. Eine große Leimfabrik, die zur Verwertung der Pferde erbaut wurde, machte bankerott, nachdem sie 50000 Stück verarbeitet hatte.

Das Pferd ist in seinem halbwilden Zustande im Innern geradezu zur Plage geworden und wird dort mit 40 bis 50 Mark das Dutzend verkauft. Im Innern von Neusüdwales hat man einfach durch Erschießen sich von der Plage befreit. Am Barronflusse wurden innerhalb der letzten beiden Jahre 50000 bis 60000 Stück erschossen. Queensland hat seine Marsupials Destruction Act, das zur Vernichtung der Känguruhs erlassene Gesetz; aber die Haut dieser Tiere bringt in Brisbane noch immer 12 Mark das Stück, was bei Pferden nicht der Fall ist. Man stellte Berechnungen an, ob nicht die Verschiffung nach Kalifornien möglich sei, aber 30 Dollars Eingangszoll macht dies unmöglich.

— Die Ethnographie des afrikanischen Osthorns ist von Prof. Ph. Paulitschke in einer wichtigen Abhandlung (Mitt. d. Wiener Geogr. Ges., Bd. 34, S. 468, 1891) klargestellt worden, wenigstens so weit dieses nach Maßgabe der bisherigen Forschungen möglich ist. Beigegeben ist eine Karte im großen Maßstabe von 1:4000000, auf welcher der Verbreitungsbezirk der Gallavölker vom nordöstlichen Abessinien bis nach Mombas hin, nebst deren zahlreichen Unterabteilungen ersichtlich ist, an welche sich dann nach Osten hin die Somal anschließen. „Die Semiten“ im Norden, also die Äthiopier, sind von der Karte ausgeschlossen und mit Recht hebt Paulitschke hervor, daß der hamitische Typus hier vorherrsche, wiewohl eine semitische Sprache gilt. In dieser

Hinsicht erkennen wir Robert Hartmanns Untersuchungen (in seinen Nigritiern, I) immer noch als maßgebend an, welcher Semiten dem Körper nach nur in sehr verdünntem Maße in Abessinien annimmt. Getrennt von den Somal führt Paulitschke am Abfall der abessinischen Gebirge bis zum Meere die Danakil (Afar) an, deren zahlreiche Stämme er einschreibt. Mischungen und eingesprengte, oder auf alter Lagerstätte verbliebene Volksreste sind neben den drei Hauptabteilungen durch besondere Farben bezeichnet. Von Belang sind die Nebenkärtchen, deren eines das Vordringen des Islam und die christliche Insel Abessiniens zeigt, ein andres die Verbreitung der hamitischen Physis, zum Teil in Inkongruenz mit der Sprache darstellt. Auf dem Kärtchen die Völkerablagerung vor 400 Jahren, wird das Vordringen der Somal und Zurückweichen der Galla und Äthiopier sofort sichtbar.

Die wichtige Abhandlung des Herrn Paulitschke ist leider durch ein Übermaß entbehrlicher Fremdwörter nicht zu ihrem Vorteil ausgezeichnet. A.

— Aberglauben der Javanen. Vor dem Landraad zu K., Residentie Surabaya, wurde nach dem „Surabayasch Handelsblad" folgende Sache verhandelt, wobei 24 Zeugen, deren Erklärungen übereinstimmten, und zwei Angeklagte verhört wurden.

Die zwei Angeklagten hatten vorgegeben, in Beziehung zu stehen zu Njai Blorrong, einem weiblichen Geiste, welcher in einer Wasserleitung [1]) wohnte, und sowohl den Willen als die Macht hatte, Menschen, welche dieses verlangten, reich zu machen. Die Zeugen hatten diese Mitteilung geglaubt und sich zum ersten Angeklagten begeben. Nachdem sie einige Zeit in seiner Wohnung verblieben waren, wurden sie abends gegen zehn Uhr nach der Wasserleitung gebracht, wo sie, wie sie sagten, nichts sahen, aber wohl etwas hörten.

Eine Stimme, die aus der Wasserleitung kam, fragte: „Rono (dies war der Name des ersten Angeklagten), was willst du von mir!" Rono erwiderte: „Eure Kinder und Enkel sind hier zusammengekommen, um Reichtum von Ihnen, Njai Blorrong, zu erbitten."

Njai Blorrong: „Es ist gut, aber sage ihnen, daß ich ihnen wohl Reichtum geben kann und es auch gern thun will; aber diejenigen, welche Reichtum von mir empfangen, können nur noch zwölf Jahre leben. Jedoch es giebt ein Mittel, um auch ein längeres Leben zu erlangen; sie müssen mir 20 oder 30 Gulden opfern." Dies geschah, das Geld wurde dem ersten Angeklagten übergeben, der es nun (nach seiner Aussage) der Njai Blorrong opferte, indem er es ins Wasser warf.

Nach Ablauf dieser Zeremonie gab der erste Angeklagte jedem ein silbernes Geldstück, wobei er bemerkte, daß dies ein Talisman sei von Njai Blorrong, den sie gut aufbewahren und beweihräuchern müßten, damit es sich vermehrte. Deshalb werde jeden Freitag Njai Blorrong zu ihnen auf Besuch kommen.

Um sie in passender Weise empfangen zu können, müßte eine Mahlzeit bereitet werden von Blohok (Reissuppe mit Zucker), Pisang, Rudjak degen (junge Kokosnuß mit Zucker), javanischer Zucker oder Ampo (eßbare Erde, welche gebacken wird). Blumen und Benzoe zum Räuchern dürften dabei nicht fehlen. Die Zeugen befolgten auch diese Anordnungen, aber Njai Blorrong erschien nicht; statt ihrer aber die Polizei, welche sich der Sache angenommen hatte. Njai Blorrong wurde aufgesucht und entdeckt in der Gestalt der zweiten Angeklagten, welche sich in der Wasserleitung versteckt hatte. Sie und ihre Handlanger wurden verhaftet und zu drei Jahren Zwangsarbeit verurteilt.

[1]) Offene, ziemlich breite Kanäle, welche zur Bewässerung der Reisfelder dienen.

— Neue romänische geographische und ethnographische Litteratur. Als Grundlage für Namenkunde und Ortsgeschichte der einzelnen Distrikte Romäniens giebt die Geographische Gesellschaft in Bukarest sehr ausführliche Ortsverzeichnisse heraus, von denen bis jetzt diejenigen der Distrikte Arges von Lohovari, Jassy von Chirita, Romanati von Locusteanu, Tutova von Condrea und Vasluin von Chirita erschienen sind. Die topographische Sektion des romänischen Generalstabes unter General Falcoianu, veröffentlichte eine aus 60 Blättern bestehende Karte der Dobrudscha in 1:50000, die auch in vier Blättern verkleinert (1:200000) erschienen ist. Oberst Bratianu behandelte in den Mitteilungen der Romänischen Geographischen Gesellschaft (1888) die älteren romänischen und österreichischen Karten des Landes. Joannescu-Gion schrieb in derselben Zeitschrift über die ältesten Karten Romäniens. Die geologische Karte, welche die geologische Landesanstalt herausgiebt, ist unter Stefanescus Leitung bis Blatt 24 vorgeschritten. Nicht ohne Interesse ist die Reisebeschreibung Milescus von Tobolsk nach China, die 1675 im Auftrage des russischen Zaren Alexis Michailowitsch ausgeführt und jetzt von der romänischen Akademie veröffentlicht wurde.

Sehr rührig ist man in Romänien auf dem Gebiete der Volkskunde. Manginca handelte über die Colinda, Weihnachtslieder und deren astronomische Bedeutung; Theodorescu gab eine reiche Sammlung dieser Colinden heraus (Bukarest 1885, 719 Seiten) und ebenso befaßte sich Prof. Sbiera in Czernowitz mit diesen mythologisch-christlichen Hymnen (Czernowitz 1888, Erzbischöfliche Druckerei, 109 Seiten), die an verschiedenen Festtagen von Haus zu Haus gesungen werden. Die romänischen Volksexorzismen bilden einen besonderen Zweig der Volkspoesie, der wegen der altertümlichen Sprachformen und des darin enthaltenen Volksglaubens Beachtung verdiente. Einige sind eigentliche Zauberformeln (incantationes), andre haben nur den Zweck, die schlechten Wirkungen des Zaubers zu vernichten. Darum heißen die Exorzismen Descantece; sie sind in einer besonderen Sammlung auf Kosten der Akademie von Prof. Mariann herausgegeben worden. Demselben eifrigen Forscher verdanken wir eine zweibändige Ornithologia porporona, ein Werk, welches alle auf die Vögel bezüglichen Legenden und Lieder bringt. Burada hat sich mit den Volksgebräuchen bei Begräbnissen befaßt und die Klagelieder gesammelt. Von Märchensammlungen aus neuer Zeit liegen jene Ispirescus, Sbieras und Reteganuls vor.

— Eine archäologische Karte von Java. Die Verhandlungen der Bataviaschen Gesellschaft für Künste und Wissenschaften (Teil 46) enthält eine Liste der vornehmsten Überbleibsel aus der Hinduzeit auf Java, nebst einer archäologischen Karte, welche die Lage der Fundorte von Tempelruinen, Statuen &c. andeutet. Die Karte ist zweiteilig. Der erste Teil, drei Bogen, umfaßt West- und Mitteljava, der zweite, zwei Bogen, Ostjava mit einer Spezialkarte des Diengplateaus und Prambanan.

Beide Werke, Liste und Karte, wurden zusammengestellt von Herrn Dr. R. D. M. Verbeek, einem in der indonesischen Litteratur schon ausgezeichnet bekannten Ingenieur. Eine wahre Lücke wird hiermit ausgefüllt. Denn auf den meisten bisherigen Karten war es nicht möglich, die genaueren Stellen, wo Altertümer vorkamen, aufzufinden. Wünschenswert ist es auch, daß für die andern Inseln des Malaiischen Archipels ähnliche Karten entworfen werden. P.

Herausgeber: Dr. R. Andree in Heidelberg, Leopoldstraße 27. Druck von Friedrich Vieweg und Sohn in Braunschweig.

Bd. LX. Globus. Nr. 22.

Illustrierte Zeitschrift für Länder- und Völkerkunde.

Begründet 1862 von Karl Andree.

Herausgegeben von Richard Andree.

Druck und Verlag von Friedrich Vieweg & Sohn.

Braunschweig. Jährlich 2 Bände in 24 Nummern. Durch alle Buchhandlungen und Postanstalten zum Preise von 12 Mark für den Band zu beziehen. 1891.

Die Nurhagen Sardiniens.

Von Dr. Ermling.

Die Abbildung des öfter erwähnten Nurhagens von Torralba stellt einen recht guten Durchschnittstypus dieser Baulichkeiten dar, die ich aber keineswegs mit dem noch immer geläufigen Ausdruck „rätselhaft" belegen möchte; wenigstens nicht, was ihre Bestimmung betrifft, wenn auch die Erbauer uns für alle Zeiten unbekannt bleiben dürften. Der Vergleich hilft hier wenig und einzig und allein die Talayots[1]) auf den Balearen (Menorca), welche den Nurhagen sehr ähnlich sind, können hier herangezogen werden. Bei der geographischen Nachbarschaft Sardiniens und der Balearen ist es wohl zulässig, auf ein und dasselbe Volk zu schließen, welches dort die Nurhagen, hier die Talayots erbaute.

Wenn ich das Wort „rätselhaft" bezüglich der Bestimmung dieser noch in sehr großer Anzahl vorhandenen prähistorischen Bauten ablehne, so geschieht das mit Rücksicht auf die nun schon vor fast 40 Jahren erschienene Arbeit des verstorbenen Kanonikus Spano, des am meisten um die Archäologie der Insel verdienten Mannes, mit der ich die Frage nach der Bestimmung der Nurhagen für abgeschlossen erachte. Seine Schrift: Memoria sopra i Nurhagi di Sardegna (1. Auflage, Cagliari, 1854) ist immer noch das Beste und Vollständigste was wir über diese vorgeschichtlichen Bauten besitzen und von allen Späteren mehr oder minder stark benutzt worden.

Die Beschäftigung mit den Nurhagen und die falsche Deutung derselben begann bereits im 17. Jahrhundert, als der Jesuit Giacomo Pintus in einem 1644 zu Lyon veröffentlichten Werke sie für Gräber der alten Bewohner Sardiniens ausgab, die etwa nach Art der Pyramiden für hervorragende Könige, Helden u. dergl. errichtet wurden. Seitdem hat die Gräbertheorie fortgespukt, nur mit dem Unterschiede, daß bald Griechen, Tyrrhener, Thermier, Karthager, Etrusker, Ägypter, sogar Kanaaniter darin bestattet sein sollten. Man sieht, es fehlt nicht an Auswahl und der eine Autor hatte so gute Gründe wie der andre[1]).

Neuerdings hat Dr. Gillebert d'Hercourt, welcher Sardinien bereiste (Société d'Anthropologie de Paris, 20. April 1882), wieder eine Theorie hervorgeholt, welche übrigens nicht neu, sondern schon vor langer Zeit von einem Sardinier, Giampaolo Nurra, vertreten worden war. Nach ihm sind die Nurhagen von den Einwohnern erbaut worden, um im Falle unvorhergesehener Angriffe Zufluchtsstätten zu besitzen für sich und ihre Herden, namentlich aber um als Signaltürme, Semaphoren zu dienen, von denen man sich im Falle von Angriffen Zeichen telegraphischer Art geben konnte. Gegen Gillebert d'Hercourt kann aber derselbe Einwand gelten, den man bereits vor langer Zeit seinem Vorgänger Nurra machte, nämlich, daß die Nurhagen haufenweise bei einander stehen und zwar fast alle im Innern der Insel und nur sehr wenige am Meere, von wo aus man doch, im Falle eines feindlichen Einbruches, „telegraphiert" haben müßte.

Dagegen haben andre sich Spanos Ansichten angeschlossen, so Freiherr von Maltzan in seiner bekannten „Reise auf der Insel Sardinien" (Leipzig 1869).

Die Nurhagen waren nach Spano einfach Wohnstätten und Zufluchtsorte der ältesten Bewohner Sardiniens; sie folgten, dafür spricht ihr cyklopischer Bau, gleich auf die Zeit der Troglodyten, denn an alten Höhlenwohnungen ist auf Sardinien kein Mangel, namentlich im tertiären Kalkstein, der teils natürliche Grotten bot, teils leicht bearbeitet, beziehungsweise erweitert werden konnte. Das Bedürfnis des gemeinschaftlichen Wohnens führte die alten Sardinier

---

[1]) Über diese vergl. Globus, Bd. 59, S. 230. Der Herausgeber.

[1]) Man vergleiche hierzu folgende, jetzt allerdings überholte Schriften: Mimaut, La Sardaigne ancienne et moderne, Paris 1823. Petit Radel, Notice sur les Nurhages, Paris 1826. Micali, Storia delli antichi popoli d'Italia, Florenz 1852. Valéry, Voyage en Sardaigne, Paris 1833. Bresciani, Costumi di Sardegna, Neapel 1850. Alle erkennen die Nurhagen für Gräber und ebenso La Marmora in seinem großen Werke.

zusammen und so errichteten sie die gruppenweise bei einander vorkommenden Nurhagen. Sie liegen fast durchweg in den fruchtbarsten Gegenden, die Gruppen meist getrennt voneinander durch weite und gewöhnlich unfruchtbare Landstriche. Spano hat einige Hundert Nurhagengruppen, gleichsam Nurhagenstädte, nachgewiesen, deren wichtigsten die von Macomer, Torralba, Bonorva, Iglesias, Paulilatino sind. Sie alle liegen in sehr fruchtbaren Landstrichen, nur die Gruppe von Nurra in einer unfruchtbaren Gegend.

Daß die Nurhagen nicht Gräber sein konnten, ergiebt sich vor allem daraus, daß in ihnen keine Skelette, keine Reste von Leichenbrand gefunden wurden. Allerdings sind in seltenen Fällen dieselben zu Bestattungen benutzt worden, aber dann ließ sich mit Sicherheit nachweisen, daß die Leiche einer weit späteren Zeit angehört und lange nach der Erbauung des von den früheren Bewohnern verlassenen Nurhag dort beigesetzt wurde. So z. B. in dem Nurhag von Iselle bei Bono. Die Grabbeigaben, ein Eber aus Bronze, Ringe, deuteten auf eine spätere Epoche, etwa auf die karthagische Zeit und standen in keiner Beziehung zu dem Bau selbst. Neuerdings ist durch Hirten in der Sa bidda de sa budde genannten Lokalität, inmitten von vier Nurhagen in der Nähe von Teti, ein Depotfund von Bronzegegenständen gemacht worden, die in das Museum des Herrn Gouin in Cagliari gelangten. Unter den Resten eines dieser Nurhagen zog sich ein mit Asphalt verschlossener Graben hin und darin fand man verschiedene kleine Bildwerke, Schwerter, Lanzenspitzen, Bronzebeile und einige

Nurhagen von Torralba (Sardinien). Nach einer Photographie.

Kupfer- und Bleikuchen. Herr Gouin, ein Franzose, der schon lange auf Sardinien lebt, hat die Gegenstände analysieren lassen und bei den kleinen Statuetten eine andre Zusammensetzung der Bronze als bei den Beilen gefunden. Die Statuetten bestanden aus Kupfer 90,3, Zinn 7,4 und Eisen 2,1. Die Beile aus Kupfer 87,4, Zinn 12,0, Blei 0,5 und Eisenspuren.

Gegen die Annahme, die Nurhagen seien Grabstätten gewesen, spricht ferner: Sardinien ist überreich an Gräbern aus der Steinzeit, die „Riesengräber“ des Volkes, die meist mit einfachen Monolithen versehen sind oder nach Art des Cromlechs hergestellt wurden. Dieses waren die Gräber der alten Sardinier, nicht die Nurhagen.

Sehen wir uns nun die Beschaffenheit der Nurhagen näher an, wobei wir zunächst die einfachste Form derselben betrachten wollen. Die Nurhagen sind massive Gebäude von abgestumpfter Kegelform und ohne Mörtel oder andres Bindematerial aus gewaltigen Steinblöcken errichtet, die in regelmäßigen und horizontalen Schichten übereinander aufgetürmt sind, ohne die Spuren von Bearbeitung zu zeigen. Das Innere besteht aus ein, zwei, sehr selten drei übereinander liegenden Kammern, so daß der Nurhagen ein bis drei Stockwerke zeigt oder zeigen kann. Die unterste Kammer ist gewöhnlich die höchste und hat durchschnittlich eine Breite von 5 m bei 7 m Höhe. Diese Kammern sind von eiförmigem Durchschnitt; la Marmora hat Recht, wenn er sie mit einem der Länge nach durchschnittenen Ei vergleicht. Oben endigen die Nurhagen in einer Terrasse. Die Eingangsthür unten ist stets äußerst niedrig und ich habe beim Besuche des Innern der Nurhagen mich, um hineinzugelangen, nicht nur stets tief bücken müssen, sondern ich war wiederholt gezwungen, geradezu hineinzukriechen. Ein spiralförmiger Korridor, der

anfangs wagerecht verläuft und in dem massiven Mauerwerk ausgespart ist, führt nach der ersten Kammer hinauf und dann weiter nach den oberen, falls solche vorhanden sind. Statt des einfachen Ganges findet man oft ebenso roh konstruierte Treppen. In jeder Kammer sieht man zwei, auch drei in das Mauerwerk eingelassene Nischen; als etwaige Schlafstätten können dieselben nicht gedient haben, denn sie sind zu klein, um den Körper eines Menschen aufnehmen zu können. Das Innere der Nurhagen ist düster, denn meist fällt das Licht nur von unten durch die niedrige Thür, oder von oben, von der Terrasse her, wo die Treppe endigt, ein; aber in die Kammern selbst dringt dieses wenige Licht kaum und so ist man genötigt, beim Besuche des Innern Kerzen anzuzünden. Der beigegebene Grundriß und Durchschnitt des Nurhagens von Santinu bei Torralba macht die eben gegebene Beschreibung deutlicher.

Nurhagen im Grundriß und Durchschnitt.

Gewiß war das Wohnen in einem solchen Gebäude nicht angenehm. Fenster und Rauchfänge fehlen. Bei einzelnen Nurhagen hat man auch Cisternen entdeckt, durch welche die Frage, woher die Bewohner ihr Wasser nahmen, gelöst wird; dabei fand man die Bruchstücke sehr roher Thongefäße. Daß diese Wohntürme, wie man die Nurhagen auch nennen kann, gut zu Verteidigungszwecken dienten, liegt auf der Hand. Man brauchte bloß die kleine Thür zu vermauern und war vor Verfolgung sicher. Die Größe der Nurhagen ist sehr verschieden und einzelne dienten für hundert und mehr Menschen zum Aufenthalt. Der von v. Maltzan besuchte Nurhag von Santa Barbara bei Macomer „besaß einen Saal im Erdgeschoß von so großartigen Verhältnissen, daß er gewiß hundert Menschen zu beherbergen vermochte“.

Wie schon bemerkt, liegen die Nurhagen selten vereinzelt, gewöhnlich aber in Gruppen zusammen, meist zu drei und fünf und sehr oft sind dieselben noch mit gemeinsamen, einfachen oder doppelten Umwallungen umgeben, von denen noch die Reste nachweisbar sind. Es hat viel Kraft und Geschicklichkeit dazu gehört, um diese Nurhagen zu errichten, deren Gesamtzahl auf Sardinien zu 3000 und mehr angegeben wird. Die Regelmäßigkeit ihrer Form, die Wölbung der Kammern deuten darauf hin, daß die Erbauer über die ersten Kulturstufen bereits hinaus waren. In ihrer Nähe findet man stets Gräber, und wenn die alten Sardinier außer diesen Steinbauten noch andre Wohnstätten einfacher Art besaßen, so sind diese jetzt verschwunden; sie lagen dann wohl im Schutze der Nurhagen, die den Umwohnern Zuflucht gewährten.

Außer den einfachen, hier abgebildeten Nurhagen gab es aber auch zusammengesetzte, bei denen sich um ein höheres, dreistöckiges Hauptgebäude verschiedene kleinere mit ihren durch Gänge und Treppen verbundene Nurhagen mit nur einem Erdgeschosse gruppierten. Dahin gehört der jetzt zerstörte Nurhagen von Oreu, den la Marmora in den zwanziger Jahren noch sah und auch in seinem bekannten Werke abbildete.

Als Erbauer sind so ziemlich alle Mittelmeervölker der alten Zeit nacheinander mit rechten und schlechten Gründen aufgeführt worden. Wir wissen darüber nichts, und da ist es das Einfachste, die Nurhagen den „Urbewohnern“ Sardiniens zuzuschreiben.

Die „Gleichheit“ der Menschen im Lichte der Wissenschaft.

Von Friedrich v. Hellwald.

I.

Eine junge, richtiger gesagt jugendliche Wissenschaft ist die Gesellschaftslehre, wie das Fremdwort Soziologie vielleicht am passendsten zu übersetzen ist. Gallische Denker nennen sie mitunter auch Science politique. Ungeachtet ihrer Jugend, ruht doch dieser Wissenszweig schon auf festen Grundlagen und seine Forschungsergebnisse besitzen Anspruch auf die höchste Beachtung. Britische und französische Denker und Forscher, Herbert Spencer, Francis Galton, der Schweizer De Candolle, die Franzosen Dr. Charles Letourneau, De la Pouge u. A. sind die Schöpfer des neuen Wissenzweiges, von dem die deutsche Gelehrtenwelt vorerst bloß einige Kenntnis genommen hat. Sein Ziel ist kein geringeres als die allgemeinen Forschungen und Gesetze aufzudecken, wonach die Entwickelung der Menschheit sich bisher vollzogen hat und auch künftighin sich vollziehen wird. Die Soziologie ist demnach jene Wissenschaft, welche die Äußerungen des menschlichen Gesamtlebens ergründet und dessen Gesetzen nachspürt. Sie umfaßt also zunächst die Völkerkunde, das Studium der einzelnen Völker in bezug sowohl auf die physische Natur als auf die Sitten, und zwar im ganzen wie in den Einzelbestandteilen eines jeden von ihnen. Sie umfaßt ferner die Geschichte im modernen Sinne dieses Wortes mit all deren Hilfswissenschaften, wie Altertumskunde, Statistik u. s. w. Insbesondere umfaßt sie endlich das vergleichende Studium der Einrichtungen und Religionen mit Einschluß der Theologie und Gesetzgebungen der Gegenwart. In solcher Umgrenzung ist das Feld der Gesellschaftslehre schon unermeßlich, wollte ich es aber erschöpfen, so müßte ich es noch viel weiter ausdehnen. Natürlich gehört ihm ausnahmslos alles an, was die Entwickelung der Gesellschaften betrifft.

Nach dem Vorangesandten wird es begreiflich, daß die Gesellschaftslehre erst entstehen konnte, nachdem die Bedingungen der Entwickelung, die Gesetze der Vererbung, des Atavismus, des Rückschlages und der Erzeugung, d. h. also, nachdem die von Darwin begründete Umbildungs- und Entwickelungslehre mit allem, was drum und dran hängt, bekannt geworden war. Aufs innigste ist die neue Disziplin auch verwachsen mit dem ebenso jugendlichen Aufblühen der Anthropologie, welche seither schon die reichsten Früchte getrieben hat. Die Anthropologie in ihrer heutigen Gestalt ist es, welche im Vereine mit den urgeschichtlichen Forschungen und den Lehren der Biologie die Grundlage zu unsrer

Kenntnis der mannigfaltigen Menschenrassen und Völker der Erde, sowie deren Vergangenheit bildet. Freilich muß mit manchem alten Wahne aufgeräumt werden, in erster Reihe mit den hergebrachten Anschauungen über die Verwandtschaft der europäischen Nationen. Hier hatte bekanntlich die Entdeckung der nahen Verwandtschaft zwischen den Sprachen der meisten Europäer und jenen mancher Völker Asiens, insbesondere der Perser und Hindu, zur Annahme auch einer besonderen Rasse, der sogenannten Arier, geführt. Nun ist aber alles dies, wie schon der treffliche italienische Anthropologe Paolo Mantegazza bemerkte, nichts als ein geschichtlicher Roman, schön, poetisch, verführerisch, aber doch eben bloß ein Roman. Sprachverwandtschaft beweist nämlich nichts, gar nichts für Blutsverwandtschaft. Es giebt keine indogermanische Rasse, keine arischen Völker. Die Nationen, welche indogermanische Sprachen reden, sind, wie sich ergeben hat, sehr verschiedenartigen Ursprungs und untereinander kaum oder gar nicht verwandt. Nichts als bloße Sprachähnlichkeit herrscht zwischen Angloſachsen und Deutschen, zwischen Portugiesen und Franzosen. Wir kennen überhaupt kaum ein Volk von wirklich reiner Rasse oder das man dafür halten könnte. Im allgemeinen sind alle Völker, nicht bloß unseres Erdteiles, Zusammenballungen von Menschen mehr oder weniger homogener, oft aber auch sehr heterogener Rasse. Überall, in jedem Volke begegnet man den abweichendsten Körpertypen: wie Kurz- und Langköpfen, dunkelhaarigen und blonden mit allen erdenklichen Zwischenstufen. Von einer Einheitlichkeit des Typus, der Rasse, ist nirgends die Spur. Je nach dem Lebensraume gestaltet sich vielmehr das Geschick der einzelnen Typen. So ist z. B. in Frankreich das blonde Element erdrückt worden. Sehr zahlreich noch in gallischer Zeit, hat es stetig abgenommen und sich nur noch in den Familien der Aristokratie, sowie in gewissen Bevölkerungskreisen erhalten. Sonst ist es heute fast ausgemerzt durch das Vorwiegen des dunklen kurzköpfigen Typus bei den Kreuzungen und Dank den Wirkungen des Lebensraumes, welcher eben die Kurzköpfigen begünstigt. Das gerade Gegenteil hat sich in England ereignet und die Kurzköpfe von ehemals sind dort beinahe verschwunden. Der unbewußte Kampf der Rassen erklärt fast die ganze Geschichte der beiden genannten Länder. Auf einem gewissen Schauplatze und unter andern Bedingungen ist dieser nämliche Wettkampf den Blonden günstig, und die militärische und wirtschaftliche Oberherrschaft ruht in den Händen der blonden Langköpfe Norddeutschlands, Englands sowie der Vereinigten Staaten.

Wie die Anthropologie in dem hier näher erörterten Falle, so haben nun die mit ihr enge verbundenen und verbündeten Wissenszweige die angeblichen Grundlagen der gesellschaftlichen Einrichtungen rasch hinweggespült und als tausendjährige Illusionen und Irrtümer, die nur vorgeblich auf gesunden Menschenverstand sich stützen, aufgezeigt. Und ebenso verschwinden die aprioristischen Prinzipien der Sozialwissenschaft vor dem ausdrücklichen Widerspruche der biologischen Forschungen und Entdeckungen. So ist eine auf das Gewissen allein sich aufbauende Moral unverträglich mit der nunmehr gewonnenen Erkenntnis, wonach die moralischen Ideen nachgewiesenermaßen durch andauernden, fortgesetzten Zwang und Vererbung erworben werden. An dem Gewissen haben wir das Ergebnis der Kulturarbeit von Jahrtausenden zu achten, es ist aber nichts als eine besondere Form des Instinktes, und der Instinkt wiederum bloß eine vererbte Gewohnheit. Damit erklären sich sehr einfach die oft so widerspruchsvollen Gewissensvorschriften bei verschiedenen Rassen, deren Entwickelung eben inmitten verschiedener Lebensräume sich vollzog. Unsre gesamten Moral- und Rechtsbegriffe verdanken wir den Umständen, welche die Entwickelung unsrer Voreltern bedingt haben, und selbst jene gesellschaftlichen Satzungen, welche öffentliche Meinung und Gesetz am strengsten billigen, haben an sich doch nur genau den Wert der Regeln in einem Kartenspiele.

Diese Sätze, Ergebnisse der vergleichenden Forschung, stehen in schroffem Widerspruche zu einer Menge herkömmlicher, teils alter, teils jüngerer Meinungen, welche der Mehrzahl unsrer Vorurteile in politischen und gesellschaftlichen Dingen zu Grunde liegen. Dazu gehört in erster Reihe die Lehre von der Gleichheit der Menschen. „Freiheit, Gleichheit und Brüderlichkeit“, dies die drei großen Worte, mit welchen vor einem Jahrhundert die gewaltige französische Revolution sich als Befreierin der Gesellschaft von jahrtausendelangem Sklavenjoche anpries, die Worte, welche seither als Evangelium durch die Welt rollen, die Worte, deren erstes unser Schiller in einem begeisterten Gedichte verherrlicht hat und von welchem er urteilt:

„Dem Menschen ist nimmer sein Wert geraubt,
„So lang er noch an die drei Worte glaubt.“

Das Dogma von der Gleichheit der Menschen, womit gemeiniglich deren Gleichwertigkeit gemeint ist, zu bestreiten, dazu gehört immerhin nicht wenig Kühnheit, seltsamerweise geschieht es aber, und zwar in nachdrücklichster Weise, eben in dem Lande selbst, welches diese Lehre geboren und am heftigsten in die Welt geschleudert hat. Gewiß ist es überraschend, daß eben in Frankreich, im republikanischen Frankreich unsrer Tage, die neue Soziologenschule erstehen und erwachsen konnte, welche dagegen die vernichtendsten Gründe ins Treffen führt. Die Meinung, alle Menschen seien einander gleich, ist metaphysischen wie auch mystischen Ursprungs. Metaphysisch begegnet man ihr, wenn auch ein wenig verworren, schon in der antiken Philosophie; sie ist eine uralte Vorstellung, jedenfalls weit älter als das Christentum. Mit diesem aber hat sie sich mystisch in dem Grade ausgebildet, daß sie geradezu in der christlichen Lehre sich verkörpert. Danach sind alle Menschen Geschöpfe desselben Gottes, der sie aus dem nämlichen Erdenkloß geformt hat, alle Nachkommen desselben Paares, alle den gleichen göttlichen Vorschriften unterworfen, alle zum ewigen Leben berufen! Sklaven und Könige, Reiche und Bettler, sie werden dieselbe Hymne zu Ehren des Schöpfers anstimmen oder im nämlichen Kessel höllische Qualen erdulden. Dies das christliche Dogma. Weiter lehrte der Erlöser, daß alle Menschen gleich und Brüder seien; er hat sogar hinzugefügt, daß die Ersten die Letzten und die Letzten die Ersten sein werden. Endlich hat er auch gesagt, daß, wer des Schwertes sich bediene, durch das Schwert umkommen werde, und gründete seine erhabene Lehre ausschließlich auf die Milde. Die wissenschaftlich unzulänglich gebildeten Denker des verflossenen Jahrhunderts, welche die französische Revolution einleiteten und vorbereiteten, fanden nun für gut, den Heiland zwar zu entthronen, zugleich aber, widerspruchsvoll genug, alle dem Christentum entquellenden, gesellschaftlichen und politischen Folgerungen anzunehmen und beizubehalten.

In der zweiten Hälfte des vorigen Jahrhunderts beherrschte nämlich eine ganz eigene Gemütsstimmung, die niemand treffender als unser Altmeister Oskar Peschel in wenigen Worten zusammengefaßt hat, das denkende Europa. Eine Art von Zivilisationsekel, sagt er, ein inneres Mißbehagen, ein Trübsinn, von dem man sich nicht Rechenschaft geben konnte, hatte sich der besten Köpfe in Deutschland, England und Frankreich bemächtigt und trieb sie hinaus aus der Wirklichkeit in eine Welt voll ungesunder Ideale. Diese eigentümliche Gemüthskrankheit spiegelt sich ab in den Schriften J. J. Rousseaus, sie kam teilweise zum Vorschein in manchen politischen Regungen bei der Befreiung der Vereinigten Staaten Amerikas, sie wirkte fort in den blutigen Schwärme-

reien der französischen Revolution, sie hat Friedrich Schillers Gedichten ihren Stempel aufgedrückt, während Goethe durch seine „Leiden des jungen Werther“ diesen Sentimentalitätsschwindel abzustreifen und den Krankheitsstoff auszuscheiden versucht. Unter dem Einflusse dieser ungesunden Stimmung haben die Ideologen des achtzehnten Jahrhunderts nichts andres gethan, als alten Wein in neue Schläuche gegossen, als die alte, in der Religion begründete Formel von der menschlichen Gleichheit einfach ins Weltliche übertragen. Damit meinten sie Wunder was geleistet zu haben. In den Massen, durch die langen Jahrhunderte christlicher Denkweise zur Genüge darauf vorbereitet, machten nun diese Theorien ihren Weg und zwar mit solchem Erfolge, daß das weltliche Gleichheitsdogma der Grundgedanke und Eckpfeiler der modernen Anschauung geworden ist. Unsre heutige, neuere Litteratur ist davon voll. Diese aprioristischen Lehren haben nun der Menschheit sehr viel Gutes und sehr viel Übles gethan. Hielten sie sich im Bereiche der Theorie, so wäre der Schaden wohl nicht groß. In Wirklichkeit aber stiften sie unsägliches Unheil, weil sie in jedem Lande sich in verderbliche Gesetze, nach außen hin in unnütze Gewitter, die Blei und Stahl hageln, umsetzen. So oft man ein aprioristisches Ideal zu verwirklichen versucht, kann man im Voraus sicher sein, auf das Unmögliche zu stoßen. So hat denn bei uns die Gleichheitslehre die nämlichen tötlichen Folgen gehabt, wie in Asien der Buddhismus. Gleichheit, als Gleichwertigkeit aufgefaßt, ist ein Traum oder eine Lüge. Wahrheit allein ist die Ungleichheit, die natürliche und angeerbte Ungleichheit.

Im Grunde seines Herzens ist davon wohl auch jedermann überzeugt; denn es giebt kaum einen unter uns, welcher im Stillen sich nicht auch Höheren und Größeren ebenbürtig und einer ganzen Menge Mitmenschen überlegen erachtete. Dieser liebenswürdige Wahn, eigentlich nur eine innere Ahnung des Wahren, überhebt uns für einen Teil unsrer Behauptung schon des Beweises. In der Praxis beruft man sich eben auf die Gleichheit, hat man es mit einem geistig oder gesellschaftlich höheren zu thun, auf die Brüderlichkeit, falls man eines Dienstes bedarf. Aber immerhin, wir wollen die Sache einmal genauer betrachten.

Was heißt gleich und ungleich, wenn vom Menschen die Rede ist? Der Stoff, so sagt man — woraus die Natur den Menschen formt — sei dieser Knecht oder Fürst — ist unbedingt derselbe. Unbedingt? Die Wahrheit ist: wir wissen es nicht, wir glauben es bloß. Wenigstens ist dieser Stoff bei den verschiedenen Individuen und Rassen auch sehr verschieden organisiert. Gleich sind wir, so heißt es weiter, insofern uns jeden unsre Mutter mit Schmerzen geboren hat. Auch dies ist jedoch bekanntlich bloß für den hohen gesitteten Teil der Menschheit wahr und findet auf sehr viele Naturvölker keine Anwendung. Gleich sollen wir endlich sein insofern, als wir Hunger und Durst, Kälte und Hitze, Leid und Weh, Freude und Lust alle gleich empfinden. Die Völkerkunde belehrt uns indeß, daß von einer gleichen Empfindung keine Rede sei und die Menschen, je nach dem Ausbildungsgrade ihrer physischen und psychischen Organe, gegenüber Hunger und Durst, Hitze und Kälte, Lust und Schmerz sich ungemein verschieden verhalten. So kann man denn sagen: Gleich sind wir bloß darin, daß wir alle unser Dasein einem mächtigen Naturtriebe verdanken, daß wir alle, ob auf schmutziger Streu, ob im schwellenden Daunenbette gleich hilflos in die Welt gesetzt werden; endlich auch darin, daß wir alle eines Tages von dannen müssen, weil kein Kraut gewachsen ist gegen den heilsam geschäftigen, raumschaffenden Gärtner, den wir statt als den Befreier für der Übel Größtes zu betrachten gelehrt werden.

In allen andren Dingen sind wir aber bekanntlich durchaus ungleich und daran zweifelt auch niemand. Unter den Milliarden Menschen, welche vor uns auf Erden gewandelt sind, und unter den Hunderten von Millionen, die sie heute bewohnen, gab und giebt es nicht zwei mit ganz gleichen Gesichtern, obgleich alle die nämlichen Bestandteile haben: Augen und Nase, Mund und Kinn. Dieselbe Verschiedenheit herrscht hinsichtlich des Körperbaues, der Hände, Füße, Finger, Nägel bis auf die Beschaffenheit des Zellengewebes und die Ausbildung des Nervensystems. So folgerichtig führt die Natur das Gesetz der Verschiedenheit in ihren Erzeugnissen durch, daß nicht ein Sandkorn — der Naturforscher sagt, nicht ein Atom — dem andern gleicht. Daraus folgt naturnotwendig, daß die den geistigen und moralischen Wert jedes einzelnen bestimmenden psychischen Eigenschaften, weil durchaus von der Beschaffenheit des physischen Organismus abhängig, der gleichen unbegrenzten Verschiedenheit unterliegen. So wenig es also zwei Gesichter giebt, die völlig gleich wären, ebenso wenig giebt es zwei Menschen, die gleich denken und fühlen, deren Geisteskräfte, Neigungen und Leidenschaften durchaus die nämlichen wären. Im Gegenteil ist die Ungleichheit unter den Menschen ungeheuer, weit größer als alles, was man sich vorstellen kann. Und daraus ergiebt sich wiederum mit zwingender Notwendigkeit die Verschiedenheit menschlicher Schicksale, das ist der Verhältnisse, in welchen die Menschen zu einander stehen.

Wohin wir auch blicken, nirgends nehmen wir Gleichheit, will sagen Gleichwertigkeit, wahr. Unter den Rassen existiert sie nicht. Keineswegs menschliche Laune, sondern die Natur schlägt durch die Macht der Vererbung zahlreiche Rassen und Stämme mit Inferiorität, und liefert sie der Ausbeutung durch die überlegenen Völker aus. Die Vererbung ist es, welche uns alle niederdrückt und zermalmt. Es giebt von Haus aus Stämme, worin einzelne Individuen eine Zeitlang auf eine gewisse Höhe gebracht werden können, die Gesamtmenge aber stets unzivilisierbar bleibt. Ja, nicht selten fallen die zur Gesittung erzogenen wieder in die ursprüngliche Wildheit zurück. Die Völkerkunde kennt zahlreiche Beispiele dieser Art. So brachte z. B. Charles Darwin einen Pescheräh aus dem Feuerlande nach Europa, und dieser, Jemmy Button, der eine Zeitlang in vornehmen Gesellschaften gehätschelt wurde, trug in England stets Handschuhe und blankgeputzte Stiefel, erlernte auch das Englische. In seine Heimat zurückgeführt und mit seinen Verwandten vereinigt, ward er aber alsbald wieder der frühere, nackte, ungewaschene und ungekämmte Wilde. Ein talentvoller Botokudenknabe, der, sorgfältig erzogen, es zuletzt so weit brachte, daß er an einer medizinischen Fakultät in Brasilien das Doktordiplom sich erwarb, dann aber plötzlich verschwand, ward nach längerer Zeit unter einer Botokudenhorde in seinem ursprünglichen Naturzustande wiedergefunden. Dr. Max Buchner berichtet gleich Ergötzliches von dem in England erzogenen Sohne des bekannten King Bell in Kamerun. Leicht lassen diese Beispiele sich vermehren.

Sehen wir nach ganzen Völkern, Stämmen und Rassen, so bleiben z. B. die Australier von Generation zu Generation tief unter den Engländern, die Neger tief unter den Chinesen. Über die Kulturfähigkeit der Neger wird heute viel Tinte verschrieben und viel Papier verdorben. Gewiß, die Neger stehen noch lange nicht am tiefsten, und dennoch müßte ein Völkerkundiger erröten — falls er nicht selbst ein Schwarzer wäre — die Gleichheit ihrer Rasse mit der unsrigen zu behaupten. Ein verdienstvoller Neger — und es kann deren geben — mag in Übereinstimmung mit manchen Weißen sagen, die Ungleichheit liege nur in der Zeit, alle Rassen folgen der nämlichen Entwickelung und die Uferbewohner des Congo würden auch einmal an die Reihe kommen. Ich be-

zweifle es, denn seit Jahrtausenden leben Schwarze Afrikas in steter, aber fruchtloser Berührung mit der Gesittung. Beredt und deutlich genug sprechen die Beispiele von Hayti, besonders seit Niedermetzelung der Mulatten, von Sierra Leone mit seinen freien Negern, den französischen Antillen, deren Neger zwar Bürger geworden, aber unzivilisierbar geblieben sind. Einzelne Individuen mögen sich zum Durchschnitte der Europäer aufschwingen, die Masse niemals. Giebt es doch in Europa selbst Völker, wie die Lappen, welche allen Gesittungsversuchen unzugänglich bleiben.

Gleichheit existiert ferner nicht unter den einzelnen Gesellschaftsklassen und existiert auch nicht unter den Familien. Die Natur schafft verdammte, dem Verbrechen und Elend geweihte Familien, Familien von Entarteten, Rachitischen, Nevrotischen und Irrsinnigen. In andern dagegen blüht das Talent kraft eines Geburtsrechtes wie die Gesundheit, Stärke und Schönheit. Die Familien, in welchen diese Eigenschaften sich vereinigen, sind dann, was die Franzosen mit einem sehr glücklichen, leider treffend fast unübersetzbaren Ausdrucke die „Eugenen" nennen; ich möchte sagen, die Wohlgearteten, Gutgeratenen, Gelungenen, der geistige und körperliche Adel der Menschheit, kurzum die Tüchtigsten. Daneben lebt eine Menge Normaler. Der eugenen Familien sind wenige, sie aber liefern in großer Proportion und fast regelmäßig die auserlesenen Geister. Ihnen entstammen fast immer hervorragende Männer, welche der Menschheit Bahn brechen und ihr als Leuchte auf dem Wege des Fortschrittes dienen. Dank ihrer Masse liefern auch die normalen Familien eine gute Anzahl auserlesener Menschen, diese erscheinen jedoch vereinzelt inmitten zahlloser Mittelmäßigkeiten und Nullen.

Gleichheit existiert endlich auch nicht unter den Individuen. Ein Normaler mag scheinbar den nämlichen Wert besitzen wie ein Eugener; er kann eben so groß, so schön, so energisch, so intelligent wie dieser sein. Und dennoch keine Gleichheit. Die Eugener Nachkommen haben die größte Wahrscheinlichkeit für sich, dessen Eigenschaften zu erben, falls nicht etwa durch Mißheirat, wohlverstanden nicht im bürgerlichen, sondern im anthropologischen Sinne, das Blut gelitten hat. Die Kinder des Hochverdienten aus dem Kreise der Normalen kehren dagegen gewöhnlich zur Durchschnittshöhe zurück, welche der Engländer Francis Galton recht bezeichnend the level of mediocrity, das Niveau der Mittelmäßigkeit genannt hat.

Die Haupttypen der natürlichen Seehäfen.

Von Prof. Dr. O. Krümmel in Kiel.

II. (Schluß.)

Inselgeschützte Buchten geben eine sehr beliebte Abart der Einbruchshäfen. Das alte Alexandrien, mit der bekanntlich im Altertum noch nicht wie heute landfesten Insel Pharos, wie die vordem in der Glanzzeit der Phönizier als Inselhäfen blühenden Städte Tyrus und Sidon, beide ebenfalls jetzt durch Ansandungen aufs Trockne gebracht, geben ebenso wie das aus dem peloponnesischen Kriege bekannte kleine, durch die Insel Sphakteria geschützte Hafenbecken von Pylos-Navarino leicht verständliche Beispiele (vergl. die beistehenden Kärtchen), denen Hongkong, Bombay u. a. leicht beizufügen sind. Eine extreme Form dieses Typus könnte man im norwegischen Hafen Christiansund finden, wo sich vier Inseln um ein rundes Hafenbecken schützend legen, das nach vier verschiedenen Himmelsrichtungen gehende Ausgänge besitzt. Schon wo nur eine Insel die Hafenbucht deckt und an beiden Seiten leicht passierbare Ausgänge liefert, gewährt sie dem Segler den Vorzug, mit jedem Winde ein- und auslaufen zu können. Ein solcher Idealhafen mag dem homerischen Dichter vorgeschwebt haben, als er (Odyssee IV, 846 f.) die dem Telemach auflauernden Freier nach Asteris segeln läßt:

„Ἀστερίς οὐ μεγάλη· λιμένες δ᾽ ἔνι ναύλοχοι αὐτῇ
ἀμφίδυμοι· τῇ τόνγε μένον λοχόωντες Ἀχαιοί."

Dieses „zweifach zugängliche" Hafengebilde hat man aber bislang in der Nähe von Ithaka nirgends wiederfinden können. Ein Prachtexemplar mit wahren λιμένες ἀμφίδυμοι haben die Engländer in der Hafenschar nordwärts der Insel Wight, mit den von Schiffen wimmelnden Reeden von Spithead und Solent, und dem daran schließenden Riahafen von Southampton; ganz ähnlich ist das benachbarte Portsmouth mit Langston und Chichester (vergleiche Stieler, Blatt 37, a).

Das heutige Alexandria.

Wo nur eine einfache Küstenkette irgendwie durchbrochen ist, kann durch Überschwemmung des dahinter gelegenen Landes eine weite Bucht als Hafen geschaffen werden. Das ist der Fall bei zweien der bedeutendsten amerikanischen Häfen, Rio de Janeiro und San Francisco (vgl. Stieler 95, und noch besser Berghaus' Chart of the World).

Die Küstenkette von St. Paulo (Serra do Mar) löst sich in ihrem weiteren Verlaufe nach ONO teilweise in Inseln auf, welche in der Ilha Grande und der schmalen Marambaia die Streichungsrichtung deutlich verraten, die dann noch östlicher in den kleinen Felseilanden Redonda und Raza ihre Fortsetzung findet. Gerade hier ist die Küstenkette am meisten zerstört und hier öffnet sich der gewundene Eingang zu der breiten Bucht von Rio de Janeiro (vergl. beistehendes Bild von Keller-Leuzinger, den Blick vom Corcovado auf den Hafen darstellend). Harte, archäische Schiefer bilden die Ränder der Bai, wie sie auch die Inseln zusammensetzen; selbst die große, im Norden der Bai gelegene,

Eingang der Bai von Rio de Janeiro. (Vom Corcovado aus gesehen.) Nach Keller-Leuzinger.

ziemlich flach erscheinende Ilha do Gobernador besteht nach Hartt aus Gneis. Eine Küstensenkung und Hand in Hand damit gehende Zertrümmerung der Gebirgsketten, deren schroff abgebrochene Formen im Corcovado oder im Zuckerhut das Hafenbild von Rio zu einem so malerischen gestalten, sind hier als maßgebende Ursachen erkennbar, und die gegenwärtig wahrnehmbaren Anzeichen einer neuerlichen Hebung des Landes vermögen sich zunächst noch nicht gegenüber einer so tief ausgeprägten Physiognomie geltend zu machen.

Das heutige Tyrus (Soûr).

Das heutige Sidon (Saida).

Auch das „Goldene Thor“, der Zugang zu dem geräumigen Hafenbecken von San Fancisco, ist ein Durchbruch in der kalifornischen Küstenkette: aber mutmaßlich ein früheres Querthal, die alte Mündung des Sakramentoflusses. Das Festland muß sich hier gesenkt haben, wofür zweifache Anzeichen vorhanden sind, einmal die einige Seemeilen nördlich vom Golden Gate auf besseren Karten bemerkbaren Buchten der Bodega- und Tomales-Bai, wo die Küstenkette, wie versuchsweise, angeschnitten und das erste schmale Längsthal inundiert ist, und zweitens ebenso der versumpfte Süden der San Francisco-Bai und die mit Wasser imprägnierten Ränder der hieran sich nordöstlich anschließenden San Pablo- und Suisun-Bai, in welche letztere der Sakramento gegenwärtig mündet. Freilich liegt dem Goldenen

Thor eine Barre seewärts vor, welche die von der stetigen Westdünung auch hier aus dem Ebbestrom ausgefällten Sedimente ansammelt; doch bildet sie kein wesentliches Hindernis für die Einfahrt.

Betrachtet man auf den Handkarten nunmehr die Bucht von Tokio und Jokohama, so sieht dieser Hafen sehr nahe verwandt aus mit den beiden eben behandelten amerikanischen Welthandelsplätzen. Die bergige Uraga-Halbinsel umgrenzt den relativ schmalen Zugang im Westen, das Bergland der Halbinselprovinzen Awa und Kadzusa im Osten. Aber Edmund Naumann erklärt die jüngsten geologischen Schicksale dieses Teiles der japanischen Hauptinsel in andrer Weise, so nämlich, daß keine frische Küstensenkung die Verbindung zwischen Uraga und Kadzusa unterbrochen, sondern im Gegenteil eine allgemeine Hebung des Landes in Verbindung mit großartigen Anschwemmungen des Toné- und Sumidagawa den Norden von Kadzusa, einer früheren Insel, mit der Hauptinsel Nippon vereinigt hat. In der Nähe der Tonémündung gelegene zahlreiche und große Strandseen mit Reliktenfauna sind ebenso als Reste einer ehemaligen Meeresstraße aufzufassen, wie die Bai von Jokohama. Ein hartnäckiger Kritiker könnte aber immer noch gegen Naumann einwenden, daß, wenn auch Nippon in dieser Weise gewachsen ist und dabei der vortreffliche Hafen entstand, doch wenigstens in einer früheren Periode der geologischen Entwickelung die Insel Awa-Kadzusa einmal vom Hauptkörper Nippons abgelöst gewesen, mit dessen gegenüberliegenden Teilen sie durch ihre alten, zum Teil über kristallinischem Massengestein lagernden Schiefer, nahe Verwandtschaft verrät.

Maßgebend für seine gegenwärtige Form sind auch Senkungsvorgänge oder Vordringen des Meeres, wenn man das lieber will, für den schönen Hafen von New-York, der allerdings allerlei Komplikationen aufweist, deren kommerziell, nicht morphologisch wichtigste die Mündung eines so wasserreichen Stromes wie der Hudson ist, liefert (vergl. Stieler, Bl. 85 und Berghaus' Chart of the World). Das eigentliche New-York liegt bekanntlich auf einer Insel, begrenzt von dem Hudsonfluß im Westen, dem Harlem-River im Norden und Nordosten, dem East-River im Südosten und Süden. In den beiden letztgenannten „Flüssen“ liegen mehrere felsige Inseln und Klippen, und die benachbarten Ufer mit Gesteinsabstürzen von großer Festigkeit und bis zu 80 m aufsteigend bezeugen ganz deutlich, daß es sich hier nicht um eine Deltabildung handeln kann. Südöstlich, gegenüber New-York, liegt Brooklyn auf dem großen Long-Island, dessen dem Ozean zugewendetes Gestade alle Anzeichen eines Vormarsches der See ins Land darbietet: versumpfende Bäche, abgespülte Ufer und ein sogar den ständigen Besuchern der hier gelegenen Seebäder sehr auffälliges Zurückweichen der Strandlinie. Besonders merkwürdig ist eine anscheinende Auflösung des niedrigen Südrandes der ganzen Insel zu allerlei kleinen, von flachem Wasser umspülten Eilanden, wie sie in schärenartigem Gewimmel mit reichlichen Sandbänken beispielsweise die sogenannte Jamaika-Bai erfüllen. Auch auf der andern Seite des Hudsonflusses ganz ähnliche Bildungen! Zunächst die lange Bergen-Halbinsel, im Westen durch die geräumige Newark-Bai begrenzt, die im Kill van Kull, einem tiefen, von stellenweise hügeligen Ufern begrenzten Kanal nach Osten hin zum Hudson Verbindung hat. Südlich von diesem Kill van Kull und gegenüber Long-Island liegt Staaten-Island; beide Inseln nähern sich in den „Engen“ bis auf 1500 m mit steilen Ufern. Von hier aus seewärts beginnt dann ein Gebiet von flachen veränderlichen Bänken, zwischen denen die Fahrstraße mit viermaliger Kursänderung unbequem genug in See hinausführt. Von Süden her ragt zuletzt die Dünenzunge von Sandy Hook in diese „Untere Bai“ hinein, und sie soll an ihrem Nordende nach Bache jährlich an die 100 m wachsen, was auf einen sehr kräftigen Seeschlag und Küstenstrom hinweisen würde, wenn auch jene ziffernmäßige Angabe sich als etwas übertrieben herausstellen dürfte. An diesem inter-

Das Lister Tief.

essanten Hafengebilde sind also Vordringen des Meeres, Anschwemmungen und eine Flußmündung gleichzeitig wirksam beteiligt. Freilich ist der Fluß hier an letzter Stelle zu nennen, wie denn auch Hendrick Hudson bis nach den Catskillbergen hinauf das Flußbett mit Salzwasser gefüllt und gezeitenbewegt gefunden hat, und erst dort nach der sehr bezeichnenden, wenn auch wenig wahrscheinlichen Sage gemerkt haben soll, daß er sich nicht in der vermuteten nordwestlichen Durchfahrt, sondern in einem Flusse befand. Die Stadt Catskill liegt aber 160 km oberhalb Neu-Yorks, d. h. weiter als Wesel oberhalb Rotterdam.

Die Emsmündung vor dem 13. Jahrhundert. Aus Menso Altings Notitia Germaniae Inferioris, Amstelaedami 1679.

Einbruchshäfen an weichen Küsten sind selten recht brauchbar. Eine Ausnahme muß aber gleich von vornherein zugestanden werden für die schönen Föhrdehäfen der westlichen Ostsee, deren Entstehungsart im einzelnen freilich noch gar viel dunkles darbietet. Wenn auch H. Haas in seiner kleinen, scharfsinnigen Untersuchung über den eigentümlichen Lauf der oberen Eider es sehr plausibel gemacht hat, daß der Eisstrom der zweiten Eiszeit, die Kieler Föhrde hinauf dringend, bis zur gegenwärtigen Wasserscheide die Ablagerungen des unteren Diluviums aufgestaut und gestaucht hat, so ist eine ähnliche Ausbildung wohl für die Eckernföhrder- und Apenrader-Bucht ebenso leicht zuzugeben wie schwierig verständlich für die verwickelte Form der Flensburger Föhrde. Haas' Andeutung, daß für den Eisstrom alte Thalfurchen dort wie hier den Weg vorgeschrieben haben, wird wohl in Zukunft einmal auf die richtige Fährte und zu einer befriedigenden Erklärung der Föhrden nicht nur, sondern auch der Bodden im Bereich der dänischen Inseln und Rügens führen.

Während hier die große Schwierigkeit besteht, die Erosionswirkung des Eises, sei es mit oder ohne Beihilfe des fließenden Wassers, lediglich aus schwachen und strittigen Indizien oder Analogieen zu rekonstruieren, sind wir über Art und Eingreifen der für die Küstenkonfiguration der flachen Nordseeküste maßgebenden Kräfte weniger in Zweifel. Es sind die Gezeitenströme, welche verschulden, daß sich hinter den durch Küstensenkung und Sturmfluten durchbrochenen Düneninseln nur unzugängliche Häfen befinden. Denn seewärts vor einem jeden Thore zwischen je zwei dieser friesischen Inseln wird in der Art, wie oben bereits dargelegt, vom Ebbestrom eine halbmondförmige Barre aufgebaut, welche nur eine ganz geringe Wassertiefe über sich läßt, so daß selbst flach gehende Küstenfahrer nur mit günstiger Gezeit sie passieren können. Nur wo ein Fluß für kräftigere Spülung sorgt, wie Ems, Weser und Elbe, oder wo ein größeres landeinwärts gelegenes Becken von der Flut aufzufüllen, von der Ebbe zu entleeren ist, bleibt die Zugangstiefe eine günstige. Letzteres ist in hervorragendem Maße bei der Jade der Fall[1]), und es war eine durchaus notwendige Maßregel, wenn in dem Gesetz über die Reichskriegshäfen alle Bestrebungen, aus den Watten des Jadebusens durch Eindeichungen Marschland zu gewinnen, ausdrücklich untersagt und demgemäß auch die begonnenen Anlandungswerke wieder entfernt wurden, da sonst die Oberfläche des Busens und damit das spülend wirksame Wasservolum vermindert worden wäre. Die Gefahr war hier um so drohender, als bei den ohnehin geringen Wassertiefen es eigentlich nur die große Fläche ist, die das erwünschte Wasserquantum aufzunehmen vermag. Würden die Watten rings um die Jade eingedeicht und landfest, so wäre ein schnelles Verschlicken der Reede von Wilhelmshafen unausbleiblich. — Minder brauchbar ist schon das Listertief, welches von den großen Wattenflächen zwischen Sylt und Röm einerseits, und der schleswigschen Küste andererseits her offen gehalten wird: hier reicht der Wasserdruck bei Ebbe und Flut doch nicht aus, die Barre ganz zu beseitigen, welche allerdings auch bei Niedrigwasser noch $5^1/_2$ m Tiefgang erlauben würde, wenn nicht alsdann bei den herrschenden Westwinden ein stetiger hoher Seegang gerade über dieser flachsten Stelle die einlaufenden Schiffe in die Gefahr brächten, beim „Durchstampfen" dennoch den Grund zu berühren. Immerhin gewährt eine Hafenanlage an irgend einer Stelle des Listertiefs unter den zahlreichen für die schleswigsche Küste aufgestellten Projekten die beste Aussicht auf technische Ausführbarkeit. Wenn sie nicht schon ins Leben gerufen ist, so liegt das nur an der Frage der Rentabilität einer jedenfalls kostspieligen Anlage, die gerade kein besonders handelskräftiges Hinterland aufzuschließen hat.

Die Emsmündung um 1590. Nach Lucas Waghenaers Thressor der Zeevart. Leyden 1592.

So kommt es, daß an den Flachküsten eigentlich ganz ausschließlich der dritte Hafentypus in Gestalt der Mündungshäfen dominiert. Diese sind aber keineswegs nur auf Schwemmland, Sand- und Dünenküsten beschränkt, wie schon das Beispiel von London, Bristol, Havre, Oporto, Lissabon, Quebec

[1]) Der italienische Kriegshafen von Venedig oder richtiger von Malamocco bietet mannigfache Ähnlichkeiten dar.

und vielen andern mehr, sofort beweist, da ja natürlich auch an höheren Küsten mit hartem, anstehendem Gestein Flüsse münden.

Bei dieser Kategorie von Häfen kommt es wesentlich darauf an, daß die Wassermenge beim Austritt in das Meer sich nicht zersplittert und in Deltaäste auflöst, sondern zusammenbleibt und kräftig genug auftritt, um die Barre möglichst weit in See hinaus zu verschieben. Der deltabauende, stark zerfaserte Niger hat an keiner seiner Mündungen, auch nicht in Akassa, einen den größeren Seedampfern zugänglichen Hafen; bei andern ist nur dann die Mündung passierbar und der Unterlauf erreichbar, wenn durch künstliche Regulierung der Strom veranlaßt wird, sein Rinnsal stetig rein zu spülen. So in der Sulinamündung der Donau, und, seit Vollendung der Leitdämme am „Südpaß", auch die Mississippimündung. Das an letzterer gelegene Neu-Orleans litt vordem gewaltig unter der Launenhaftigkeit, mit welcher der Riesenstrom seine Bänke an den Mündungen verlegte, so daß deshalb im April 1874 die Bremer Lloyddampfer die regelmäßige Fahrt nach Neu-Orleans ganz eingestellt haben. Seit Anfang der achtziger Jahre ist aber in jenem „Passe" eine Wassertiefe von 7,3 m glücklich erreicht und seitdem nicht nur dauernd erhalten geblieben, sondern noch in langsamem Wachsen begriffen.

Die Emsmündung um 1890.

In tropischen und subtropischen Flüssen, deren Einzugsgebiet eine ausgeprägte Trockenzeit besitzt, ist länger als ein halbes Jahr die spülende Kraft des Stromes nicht ausreichend, die Barre offen zu halten. Das giebt dann Anlaß, an irgend einem Nebenarm, der wesentlich vom Gezeitenstrom allein beherrscht wird, den Haupthafen zu errichten, an welchen weiterhin auch die Flußschiffahrt anknüpfen kann. Das geschieht beispielsweise in Rangun für den Irawadi, in Saigon für den Mekong, in Kalkutta am Hugli für den Ganges-Megna. Es ist das aber nicht der Fall in Shanghai am Wusung für den Yang-tse, dessen Mündung und Unterlauf leicht auch größeren Seeschiffen zugänglich ist, eher schon für den Amazonenstrom in Pará. Shanghai ist lediglich durch die chinesische Handelspolitik, nicht durch die Gunst seiner keineswegs vortrefflichen Lage am engen Wusungflusse zu dem größten ostasiatischen Emporium geworden; da wäre Tschinkiang oder Nanking in jeder Weise noch günstiger gelegen zu nennen.

Beim Amazonenstrom sind in der That natürliche Hindernisse vorhanden, welche seine eigentliche Mündung dem Welthandel gegenwärtig noch verschließen. Wie jede bessere Karte zeigt, hat dieser größte Strom der Welt zwei Mündungsarme, die durch die Insel Caviana getrennt sind: den Kanal do Sul, der zwischen dieser Insel und Marajó nach Osten herausführt und noch in südlicher Breite mündet, und den Kanal do Norte, der in nordöstlicher Richtung verläuft und an seiner rechten Seite von einer niedrigen Inselreihe, an der linken vom Festlande eingefaßt ist. Der „Kanal des Südens" ist nun seewärts durch zahlreiche flache Bänke versperrt, so daß nur ein schwer aufzufindender Zugang [1]) von der offenen See aus in ihn hineinführt, während der Nordkanal noch weniger tief, wenn auch leichter anzusegeln ist, aber durch die berüchtigte Sprungwelle (Pororoca), der auch sehr stark gebaute, mit kräftigen Maschinen ausgerüstete Seedampfer nicht ohne Gefahr entgegengehen dürfen, zur Springzeit regelmäßig unzugänglich gemacht wird. Diese gewaltsame Form der Flutwelle verändert überdies auch stetig das Fahrwasser in nicht vorher zu sehender Weise. So kommt es, daß beide Hauptmündungen nicht für den großen Seeverkehr benutzt werden, sondern die Dampfer den Umweg durch den Rio Pará und die zum Teil gewundenen, aber unter kundiger Führung leicht passierbaren Wasseradern, welche südlich die Insel Marajó umgeben, über Breves zum eigentlichen Amazonas vorziehen, auf dem sie dann ohne Schwierigkeiten bis nach Manáos am Rio Negro, das ist 1400 km von der Mündung entfernt, hinauf gelangen können. Manáos steht auf diese Weise in regelmäßiger Dampferverbindung mit Liverpool und Rio.

In einigen Fällen aber ist das Mündungsgebiet dem Seeverkehr so wenig günstig, daß die den Handel beherrschenden Hafenplätze ganz seitwärts vom Delta abrücken, wie Karatschi vom Indus, Alexandrien vom Nildelta, oder wie Barranquilla vom Magdalenenstrom.

Am besten funktionieren die Flußmündungen für den Seeverkehr, wo energische Gezeiten die Tiefe der Fahrrinne um den Betrag der gesamten Flutgröße überhöhen, so daß mit der steigenden Flut oder bei Hochwasser einkommende Seeschiffe die schwierigen Bänke ungefährdet überschreiten können. Was wären London, Bristol, Rotterdam, Amsterdam, Hamburg ohne die hohen Gezeiten! Und in Havre und Southampton tritt dann noch eine abnorme Ausbildung der Flutkurve höchst vorteilhaft hinzu: in beiden Orten dauert das Hochwasser nicht nur wenige Minuten, sondern $3^1/_2$ bis 4 Stunden an, so daß in Havre ein Dutzend großer Seedampfer während dieser Zeit höchsten Wasserstandes durch

[1]) Durch genügende Ausstattung mit Leuchtfeuern und Seezeichen wäre hier wohl nachzuhelfen, doch liegen nur ältere Aufnahmen (von 1868) dieses ganzen Teiles der Küste vor, welche gegenwärtig bei der großen Beweglichkeit des flachen Schlamm- und Sandbodens kaum mehr zutreffend sein dürften.

die Schleusen gehen kann. Auch der Gezeitenstrom selbst befördert den Verkehr, wie jeder weis, der in Hamburg auf dem hohen Ufer der Elbe stehend den mit dem Strom einhertreibenden Leichterschiffen und Schuten oder den gegen ungünstigen Wind aufkreuzenden Küsten- und Fischerfahrzeugen eine Weile zugeschaut hat. Andrerseits aber wird man sich auch erinnern, daß in einem solchen Hafenbilde die Baggermaschine als ein regelmäßiger, wenn auch keineswegs malerischer Charakterzug aufzutreten pflegt, da die ewig und immer wieder sich verschiebenden Sände und namentlich der Schlickfall nahe der Mündung stetiges Eingreifen des Menschen nötig machen. In den Mündungshäfen höherer Breiten, wie in denen der Ostsee oder im Nordmeer, stört im Winter und Frühling dann noch das Standeis und der Eisgang, während in waldreichen Gegenden, namentlich in den Tropen, treibende Baumstämme eine nicht unerhebliche Gefahr für die Seeschiffahrt, wie im Orinoco, Amazonas, Pará, Congo und in andern Flußmündungen abgeben.

Eine Hauptgefahr aber droht den Mündungshäfen durch die Verlegung des Flußlaufes selber, der gelegentlich wie der Hwangho in weiter Ferne sich eine neue Mündung suchen, oder doch durch eine keineswegs beträchtliche Verschiebung seines Bettes schon eine Mündungsstadt zu einer Binnenstadt, und so einen Großhandelsplatz zu einem kleinstädtischen Gemeinwesen degradieren kann. Wir haben in Deutschland ein solches tragisches Beispiel in der alten Stadt Emden. Im Mittelalter floß die Ems mit einem Bogen von kurzem Radius unmittelbar an der Stadt vorüber: die Seeschiffe konnten vor ihren Thoren ankern. (Vergl. vorstehendes Kärtchen aus Menso Altings Notitia Germaniae Inferioris, Amstelaedami 1697.) Als aber um das Jahr 1277 eine gewaltige Sturmflut den Dollart überschwemmte, da durchschnitt der hoch aufgestaute Fluß die Halbinsel Nesserland und machte diese zur Insel. Die Folge war, daß die Gezeitenströme das nunmehr gerade gelegte Flußbett bevorzugten und die seitwärts gelegene Stromschlinge, das Emdener Fahrwasser, mangelhaft spülten, so daß dort ein fataler Schlickfall die Wassertiefen rasch und stetig verminderte. Emden aber stand damals, im 15. und 16. Jahrhundert, unter den blühenden und weithin berühmten Hansastädten vorn in erster Reihe, was es dem Vorzuge verdankte, daß die Schiffahrt auf der unteren Ems niemals durch Eis behindert wird; der Tuchhandel nach England und die nordische Fischerei auf Wale und Heringe beschäftigten über 600 große Seeschiffe, und an Unternehmungsgeist und Reichtum übertraf es unzweifelhaft das damalige Hamburg und Bremen. Der noch heute viel bewunderte Rathausbau entstammt dieser verlorenen goldenen Zeit. Als am Ende des 16. Jahrhunderts die Wassertiefen im alten Flußarm den keineswegs hohen Ansprüchen der damaligen Seeschiffahrt nicht mehr genügten, schritten die Emdener zu einer Radikalkur. Sie beschlossen, den alten Zustand vor jener verhängnisvollen Sturmflut von 1277 wieder herzustellen, die Ems einheitlich in das alte Bett zurückzuleiten, die Insel Nesserland wieder zur Halbinsel zu machen. So entstand in den Jahren 1583 bis 1590 das damals weithin berühmte „Nessmer Höft“, ein 1000 m langer, von einer doppelten Reihe eichener Pfähle gestützter Damm, der den neuen, geraden Flußarm bei Pogum abschnitt und in der That seinen Zweck erreichte: Die Ems gehörte wieder ganz und ungeteilt den Emdenern. (Vergl. vorstehende Darstellung der Emsmündung aus dem Jahre 1590 nach Lucas Waghenaers Thresoor der Zeevaert, Leyden 1592.) Freilich kostete nicht nur der Bau selbst, sondern auch in der Folge seine Unterhaltung alljährlich Bedeutendes; um so verhängnisvoller aber war es für die Emdener, daß sie in den dynastischen Fehden und religiösen Zwistigkeiten, die sie mit den benachbarten Fürsten im Anfang des 17. Jahrhunderts auszukämpfen hatten, wiederholte Verluste erlitten, so daß die Mittel bald nur ungenügend, und zuletzt gar nicht mehr vorhanden waren, das Nessmer Höft in Stand zu erhalten. Es verfiel rasch und seit dem Jahre 1632 wurde es ganz aufgegeben. Die Folge war, daß der Fluß abermals das geradeaus führende Bett aufsuchte und mehr und mehr vertiefte, während er das alte vor Emden vorbeiführende bald mit seinem Schlick anfüllte. Heute liegt Emden dreiviertel Stunden von der Ems entfernt und ist nur durch einen kümmerlichen Schiffahrtskanal mit ihr verbunden. Nur der alte Deich von Borssum über Emden nach Larrelt mit seinem absonderlich gekrümmten Zuge (vergl. das Kärtchen) verrät noch heute die ehemalige Ufergrenze der ungetreuen Ems, deren altes Bett kaum mehr in der nun Generationen hindurch verfestigten Marsch wieder zu erkennen ist. In den stromaufwärts gelegenen Orten Leer und Papenburg verkehren größere Seeschiffe als in Emden. Der durchschnittliche Tonnenraum der in diesen drei Emshäfen verkehrenden Seeschiffe nämlich hat in den letzten Jahren betragen: in Emden 50, in Papenburg 80, in Leer 100 Registertons. Heute ist Emden eine Kleinstadt, während Bremen und Hamburg Welthandelsplätze ersten Ranges geworden sind [1]).

Ein ähnliches Schicksal befürchtete in diesem Jahrhundert einmal vorübergehend noch ein andrer deutscher Hafenplatz, ein ehedem gleichfalls wichtiges Glied der Hansa, dessen Handel nicht minder an die Mündung eines großen Flusses gebunden ist: Danzig. Bis zum 1. Februar 1840 mündete bekanntlich die Weichsel an Danzig vorüberfließend bei Neufahrwasser. An jenem Tage aber war, nachdem eine Eisstopfung unterhalb der Stadt den Fluß gesperrt hatte und ein Bruch der Deiche jede Minute befürchtet wurde, der Strom durch die schmale, über 30 m hohe Düne bei Neufähr hindurchgebrochen. Ein dichter, die ganze Niederung überlagernder Nebel hob sich erst am Abend des 1. Februar und zeigte den in Spannung harrenden Danzigern neben der Sicherheit der unmittelbaren Rettung eine schwere Bedrohung für die Zukunft in Gestalt der neuen Mündung, die, wie sie fürchteten, ihnen nun die Weichsel gänzlich entziehen würde. Bei näherer Überlegung aber erwies sich die so veränderte Situation eigentlich nur vorteilhaft. Die Stadt und der Hafen hatten fortan wenig oder gar nicht von den treibenden Sänden und dem gefürchteten Eisgang des Stromes zu leiden, andrerseits blieben auch merkliche Schlickablagerungen in diesem nunmehr toten Arm des Flusses aus; und wenn die Barre vor Neufahrwasser jetzt minder gut gespült ist, so kann doch im guten Schutz der Halbinsel Hela den größten Teil des Jahres hindurch ein Dampfbagger dort arbeiten und das Hindernis nicht übermäßig anwachsen lassen. Seitdem namentlich die neue Mündung an der Trennungsstelle kurz oberhalb Neufähr durch eine Schleuse gegen das alte Bett abgesperrt ist, sind die Danziger vor Überraschungen durch die Weichsel leidlich gesichert, Hochwasser und Eisgang müssen jetzt den kürzesten Weg durch die neue Mündung bei Neufähr in die Ostsee einschlagen.

Wenn nun auch sämtliche Mündungshäfen mehr oder weniger durch die Launenhaftigkeit der Flußläufe stetigen kleinen Plagen und gelegentlich tragischen Katastrophen ausgesetzt sind, so haben sie doch vor den Häfen der andern Typen einen sehr gewichtigen Vorteil voraus: die Lage an

---

[1]) Ohne mit den Technikern rechten zu wollen, kann ich doch den Gedanken nicht unterdrücken, daß die Lage des jetzigen Emdener Schiffahrtskanals, fast rechtwinkelig gegen die Hauptbahn der Flutwelle, fehlerhaft gewählt ist; eine dem alten Emsdeich mehr folgende, dem tiefen Wasser beim Knock zustrebende Fahrrinne würde zwar länger werden, aber der Flutwelle entgegen sich öffnen und auch den größten Seeschiffen den Zugang ermöglichen. Der gegenwärtige Zustand ist und bleibt hoffnungslos.

einer ins Binnenland oft tief hineinführenden Wasserstraße. Was wäre Hamburg ohne den Handel auf der oberen Elbe, Havre ohne die Seine, Buenos Ayres ohne den Laplata, Neu-Orleans ohne den Mississippi! Aber diese kommerziellen Gesichtspunkte hier weiter zu verfolgen liegt nicht in dem Rahmen unsrer Aufgabe, die nur einen Streifzug durch dieses wohl begrenzte und an interessanten Thatsachen reiche Gebiet der Morphologie der Erdoberfläche beabsichtigen konnte. Denn eine erschöpfende Darstellung des Problems durfte nicht wohl an dieser Stelle geplant werden, da es leicht wäre, über jeden der drei Hafentypen ein ganzes Buch zu schreiben.

Die Pflanzenwelt von Britisch-Beludschistan.

Von Dr. Edmund Goeze.

Über dieses Thema fanden wir in der letzten Nummer des „Linnean Society's Journal" (Botany, vol. XXVIII) eine sehr eingehende und interessante Arbeit[1]), die wenigstens im Auszuge weiteren Kreisen bekannt zu werden verdient.

Während die im Jahre 1879 an England abgetretenen Distrikte von Sibi und Peshin zuerst als „Assigned Districts of Southern Afghanistan" bezeichnet wurden, nennt man jetzt das ganze zur „Baluchistan Agency" gehörige Land Britisch-Beludschistan, von welchem nur die Bolan- und Quetta-Thäler, für deren Okkupation auch eine Abgabe an den Khan von Kelat gezahlt wird, zum eigentlichen Beludschistan gehören. In diesem Lande nun hielt sich der Hauptverfasser dieser Schrift von 1885 bis 1888 auf und legte in einem etwa 7000 englische Quadratmeilen umfassenden Gebiete botanische Sammlungen an. Andre waren zu gleichen Zwecken früher schon hier thätig gewesen, so Griffith, als er 1839 die militärische Expedition nach Afghanistan begleitete; Dr. Aitchison, welcher 1884 bis 1885 der „Afghan-Delimination-Kommission" beigegeben war, und Dr. Stocks, der 1850 bis 1851 von Sind aus mehrere Ausflüge nach dort unternahm. Herrn Lace war es aber vorbehalten, die Flora dieser Region gründlich zu erforschen und über die dortigen Vegetationsverhältnisse sich genauer zu unterrichten.

Wir haben es hier mit zwei durch eine Wasserscheide getrennten Gebieten zu thun, von welchen das bei weitem kleinere, nach Westen gelegene, von dem Peshin-Lora (Lora ist die lokale Bezeichnung für Fluß) bewässert wird. Das nach Osten sich hinziehende Gebiet wird durch kalkhaltige Hügelreihen und Bergketten in viele Thäler zerlegt und münden die dort auftretenden Gewässer in den Nári-Fluß, dessen Wassermassen zur künstlichen Bewässerung des Landes ausgebeutet werden, um dann in der Wüste zu verlaufen. Sibi liegt am nördlichen Ende des „Pat", d. h. der Wüste, etwas darüber hinaus zeigen sich die ersten Hügel, machen sich bald 10 000 Fuß hohe Bergketten bemerkbar, zwischen welchen hochgelegene Thäler eingebettet sind. Viele Flußbetten, eine Menge von Wasserläufen durchziehen das Land, meistens sind solche aber ausgetrocknet oder in kleine Bäche verwandelt, die freilich nach anhaltendem, heftigem Regen zu reißenden Strömen ausarten können. Kreidefelsen walten vor, die höchsten und ausgedehntesten Höhenzüge sind aus hartem Kalkstein, gelegentlich aus Konglomerat gebildet, im Khwája-Amrán-Höhenzuge dagegen findet sich Schieferthon. Die niedrigeren Hügelreihen werden durch Sandstein und Mergel gekennzeichnet und sind jene bei Khattan, wo Petroleumquellen auftreten, reich an Fossilien. Auch noch anderswo stößt man auf Petroleum, das insbesondere für Eisenbahnarbeiten beim Khojak-Tunnel gebraucht wird, häufig haben aber die Bohrungen wegen der vielen heißen Mineralquellen wieder eingestellt werden müssen. Verschiedenartige Salze sind namentlich dem Peshin-Distrikt eigen, und nach dem Winterregen oder wenn das Land künstlich bewässert wurde, effloreszieren einige auf der Oberfläche. Hier und da findet sich auch Steinkohle in kleinen Lagern und wird bei Khost und bei Gandak gewonnen.

Das Klima von Beludschistan zeichnet sich durch seine Extreme, die plötzlichen Temperaturwechsel aus, ist bei einer Höhe von 3000 Fuß und darüber wesentlich strenger als am Himalaya unter gleichen Höhenverhältnissen. Es dürfte dies wohl zum größten Teil auf die spärliche Pflanzenwelt, die kahlen Hügel und den fast absoluten Mangel an Wäldern zurückgeführt werden. Der Regenfall kann hier, als in der trockenen Zone, nur ein geringer sein, so schwankte derselbe in Quetta von 1878 bis 1888 zwischen acht und neun Zoll, in Peshin war das Quantum ein noch viel kleineres und fällt in Sibi bisweilen nicht einmal ein Zoll Regen im Jahre. Die braunen, dürren Hügel und Ebenen bieten nur im Frühlinge, vom März bis zum Mai, ein frischeres Bild dar, wo die schön gefärbten, wenn auch nur kleinen Blumen unzähliger Pflanzen zur Entwickelung gelangen, gelbe und purpurne Schattierungen in den Vordergrund treten. Ganz besonders reich ist die Familie der Kreuzblütler vertreten, auch Tragantsträucher zeichnen sich durch Artenmenge aus. Höchst charakteristisch sind die vielen stacheligen Gewächse, unter welchen die Korbblütler und Astragalusarten den ersten Platz einnehmen; selbst angebaute Pflanzen, beispielsweise die gemeine Aprikose, werden stachelig, sobald sie längere Zeit von Dürre zu leiden haben. Die zahlreichen Gräser gehören der Mehrzahl nach zu den einjährigen Arten, welche bei zunehmender Wärme bald verdorren; gute Futtergräser zählen zu den Seltenheiten und ist Andropogon laniger die einzige Art, welche weite Flächen überzieht. In der Nachbarschaft von Sibi zeigt der Pflanzenwuchs manche Übereinstimmung mit dem der Punjab-Ebene und Sinds, hier wie da bilden Prosopis spicigera, Salvadora oleoides, Capparis aphylla auf unbebautem Boden ziemlich dichte Jungles. In den niedrig gelegenen Gegenden wachsen vorzugsweise Tamarix gallica und T. articulata, denen sich neuerdings eine Pappel, Populus euphratica, zugesellt hat. Ein hübscher Strauch mit fleischiger, scharlachroter Frucht ist Zizyphus nummularia, ein andrer, Calotropis procera, liefert in seinem Holze ein vorzügliches Material für die Schwertscheiden der Eingebornen. Durch massenhaftes Auftreten, hohen Wuchs und reiche Belaubung fällt hier auch Alhagi Camelorum ins Auge und Cassia obovata, von welcher die Sennesblätter des Handels gewonnen werden, gehört zu den gemeinen Kräutern. Aus der Reihe der Salzpflanzen sei auf Haloxylum recurvum hingewiesen, weil sie zur Gewinnung von Soda verwertet wird, während andre Vertreter der Salsolaceen ein treffliches Futter für Kamele abgeben. In Panicum antidotale, dem „Gum" der Eingebornen, lernen wir das wichtigste Futtergras kennen, in Zizyphus Spina-Christi dagegen den einzigen, um die

---

[1]) A Sketch of the Vegetation of British Baluchistan with Description of New Species. — By J. H. Lace, Deputy Conservator of Forests in India, assisted by W. B. Hemsley, Principal Assistant at the Herbarium, Royal Gardens, Kew.

Dörfer herum angepflanzten Baum. — Schlägt man die Hurnai-Eisenbahn-Straße ein, erscheinen die äußeren Hügel fast jeden Pflanzenwuchses entblößt und in den zu beiden Seiten des Nari-Flusses gelegenen Thälern machen sich ebenfalls nur vereinzelte Bäume und Sträucher von dürftigem Aussehen bemerkbar. Zwischen Spintangi und Sunerai wird der Keuschbaum, Vitex Agnus Castus, beobachtet, mit einer hohen Aristida und Saccharum ciliare zu den charakteristischsten Pflanzenformen der steinigen, trockenen Wasserläufe gehörend. Ein für die Kamele überaus giftiger Oleanderstrauch, Nerium odorum, hat dagegen an den Ufern fließender Gewässer bis zu 6000 Fuß sein Heim aufgeschlagen, und eine mächtige Schlingpflanze, Periploca aphylla, überzieht das umherliegende Geröll in voller Dichtigkeit, liefert den Kamelen Futter, in ihrem Holze den Bewohnern ein mäßiges, aber dennoch höchst willkommenes Brennmaterial. Der Ölbaum, sowie der weiße Maulbeerbaum werden bei Hurnai angepflanzt. Hier fängt auch eine Zwergpalme, Nannorrhops Ritchieana, an, Dickichte zu bilden, die bei Shahrag viele Morgen Land für sich allein okkupieren. Alljährlich werden ungeheure Quantitäten ihrer Blätter geschnitten, um Matten, Taue u. s. w. daraus anzufertigen. Selten nur wird hier die Dattelpalme angetroffen. Sobald das 4000 Fuß hoch gelegene Plateau von Shahrag erreicht ist, macht sich ein Wechsel im Klima fühlbar, — die Sommer sind sehr heiß, im Winter fällt aber gelegentlich Schnee, und viele Pflanzen erreichen dort ihre Nordgrenze. Bei 5200 Fuß lenkt die Eisenbahn, nachdem der zwei Meilen lange Chappar-Paß hinter einem liegt, in das Mángi-Thal ein, wo unter manchen andern Pflanzen vereinzelte Büsche unsrer gemeinen Brombeere und des Kappernstrauches, Capparis spinosa, sichtbar werden. — Etwa fünf Meilen in nordöstlicher Richtung von Hurnai führt die Militärstraße durch eine der so häufigen Engpässe nach dem Bori-Thal, welches eine wenigstens für Beludschistan überaus artenreiche Pflanzenwelt beherbergt, was wohl in erster Linie dem ergiebigeren Regenfall zuzuschreiben ist, wenn auch über die Regenmenge selbst keine zuverlässigen Berichte vorliegen. Die steilen, den Paß einsäumenden Hügel sind mit Oelbäumen dicht besetzt, auch eine strauchige Form des Mandelbaumes ist ziemlich häufig und insofern bemerkenswert, weil sie Blüten und Blätter zu gleicher Zeit entwickelt. Zeitig im Frühling gehört Prunus eburnea zu den am meisten ins Auge fallenden Sträuchern, dessen fleischrote Blüten mit den silberglänzenden Zweigen prächtig kontrastieren. Unter den Kräutern sei auf Euphorbia osyridea hingewiesen, deren Milchsaft zum Gewinnen der Milch Verwendung findet. — Nachdem die Torkhán- und Dilkúna-Pässe hinter einem liegen, führt die Straße allmählich bis zu 700 Fuß hinan, dann geht es abwärts ins Smalan-Sinjdwi-Thal, wo die Myrte in seltener Kraft und Üppigkeit prangt. Dichte, fast 15 Fuß hohe Myrtengebüsche breiten sich über verhältnismäßig weite Flächen aus, sind aber hier und da, wo sie der Kultur Platz machen sollten, bedenklich gelichtet worden. — Das sich direkt nach Nord und Süd hinziehende Quetta-Thal ist bei einer Länge von 15 Meilen in seiner südlichen Hälfte etwa vier Meilen, am nördlichen Ende fast noch einmal so breit und wird gegen Osten hin von Murdár, im Norden vom Takatu-, im Westen vom Chihiltan-Höhenzuge begrenzt. Nur am Fuße des letztgenannten wachsen Pistazien in ziemlicher Menge, sonst sind die das Thal einschließenden Hügel alles Baumwuchses beraubt, da es den dortigen Bewohnern an genügendem Brennmaterial fehlt. Dagegen zaubern Kräuter aus den Ordnungen der Cruciferen, Leguminosen, Compositen, Boragineen und Liliaceen einen bunten Frühlingsschmuck hervor. Zahlreiche Obstgärten hat man in der Nähe der Dörfer angelegt, häufig sind dieselben von hohen Lehmmauern eingeschlossen und außerdem noch durch einen Gürtel von Pappeln oder Maulbeerbäumen umringt, um den Aprikosen-, Mandel-, Pfirsich-, Birn- und Äpfelbäumen gegen die heftigen Winde Schutz zu bieten. Granatäpfel und Feigen bilden in diesen Gärten das Unterholz, und wird die Weinrebe entweder in tiefen Gräben gezogen oder ihr zum Emporklettern an hohen Bäumen volle Freiheit gelassen. Eine einheimische Frucht von recht fadem Geschmack ist die „Sinjit“, Elaeagnus angustifolia, welche aber im Lande selbst sehr geschätzt wird, auch machen die Blätter dieses Baumes im Herbste ein gutes Schaf- und Ziegenfutter aus. Das Klima der Quetta- und Peshin-Thäler eignet sich vorzüglich für den Obstbau, dessenungeachtet wird nur der Aprikosenbaum in größerer Zahl angepflanzt und dienen seine kleinen getrockneten Früchte zum Winterbedarf, auch führt man sie nach Indien aus. Bessere Fruchtsorten wurden neuerdings von England eingeführt, auch haben die dortigen englischen Behörden es sich angelegen sein lassen, die Landstraßen und die freien Plätze in den Ortschaften mit Pappeln, Platanen und Weiden zu bepflanzen. Ein gesellig wachsender Strauch aus der Familie der Korbblütler, Othonnopsis intermedia, der „Gungu“ der Eingebornen, trägt wesentlich zur Physiognomie dieses Thales bei, leider wird er wegen seiner sehr giftigen Eigenschaften den Kamelen oft verderblich, doch dient er als Volksmedizin und wird aus seiner Asche ein mit Baumwolle vermengter Zunder angefertigt. — Der Takatu-Höhenzug, dessen höchste Spitze 11 400 Fuß mißt, trennt das Quetta-Thal vom Káfár Lora- oder Gwál-Thale, wo der Pflanzenwuchs schon manchen Wechsel zeigt. Im eigentlichen Thale treten namentlich Artemisien und Alhagi Camelorum hervor, letztere das bekannte Kamelfutter liefernd, welches von den Bewohnern im Herbste abgeschnitten und eingesammelt wird, indem sie das dornige Buschwerk zu Haufen tragen, dann zu kleinen Stücken zerschlagen, etwas worfeln und dann für den Winter aufspeichern. Weiter nach Gwál hin finden sich viele Morgen Land mit Ephedra pachyclada überzogen, stellenweise wird dieser Strauch aber von Schafen und Ziegen derart abgeweidet, daß er nur eine Höhe von etlichen Zoll aufweist. Ein andrer, sehr charakteristischer Strauch hat seinen Standort zwischen Ulgai und Gwál; von steifem, dornigem Habitus, erreicht Stocksia brahuica eine Höhe von 6 bis 12 Fuß, belaubt sich nur spärlich und entwickelt im April bis Mai einen Reichtum gelber Blumen. Seine erbsengroße Frucht wird in einem aufgeblasenen Sack von glänzend roter Farbe eingeschlossen. — Da es sich hier nur um einen Auszug der Laceschen Schrift handelt, muß selbstverständlich davon abgesehen werden, in die Vegetationsbilder der hier vorgeführten Länderstriche weiter einzudringen. — Das Peshin-Thal, welches von Osten nach Westen eine durchschnittliche Länge von 36 Meilen und eine Breite von 15 Meilen aufweist, wird von Wasserläufen durchzogen, die von senkrechten, oft 50 bis 80 Fuß hohen Ufern eingeschlossen sind, aber, außer bei Überschwemmungen, nur wenig Wasser enthalten. Zwischen diesen Wasserläufen liegen weite Ebenen, die aber zum großen Teil aus Mangel an Wasser unbebaut sind. Zwei neuerdings fertig gestellte Irrigationssysteme haben jedoch mehrere Tausend Morgen Land unter Kultur gebracht, welche früher nur gelegentlich nach ergiebigem Regenfall verwertet werden konnten. Der größere Teil des Thales wird aber immer aus diesem Grunde oder auch wegen der im Boden auftretenden Salze im unfruchtbaren Zustande verbleiben. Viele dieser Ebenen sind meilenweit mit Büschen von Artemisia und Haloxylon Griffithii bedeckt, deren Wurzelstöcke als Feuerungsmaterial ausgebeutet werden, im Sommer dagegen werden die laublosen Zweige der Haloxylon vom weidenden Vieh abgenagt. Der Rauch des Artemisienholzes soll den Augen sehr schädlich sein, aus dem Holz der letztgenannten Art wird eine gute

Holzkohle gewonnen. Im westlichen Teile des Thales finden sich Tausende von Morgen mit Tamarix gallica besetzt; jedes zweite oder dritte Jahr schlagen die Bewohner diese halb strauch- halb baumartige Vegetation herunter, sei es, um sie zur Feuerung zu benutzen, oder auch Matten daraus anzufertigen, mit welchen die Häuser gedeckt werden. Die jungen Triebe einer Seggenart, welche sich vorzugsweise auf torfigen Plätzen angesiedelt hat, werden von Ziegen und Schafen gern gefressen, später im Jahre fällt diese Carex physodes durch ihre großen aufgeblasenen, braunen Früchte sehr ins Auge. Der im Westen des Peshin-Thals gelegene Khwája Amránhöhenzug wird fast ausschließlich aus Thonschiefer zusammengesetzt. Bäume, wie Pistacia mutica var. cabulica, ziehen sich zu beiden Seiten desselben hin und Prunus eburnea, Caraganen, Cotoneaster ꝛc. bilden ein ziemlich dichtes Unterholz, zwischen welchem buntfarbige Tulpen und mancherlei Kräuter es sich wohl sein lassen. — Die mit Wachholder besetzten, zwischen 7000 bis 10000 Fuß liegenden Landstriche begreifen die Gegend um Ziarat herum, den Pil-Höhenzug und jenen in der Nähe von Quetta. Hier tritt Juniperus macropoda, der „Obusht“ oder „Appurz“ fast als Alleinherrscher auf, wenn es ihm auch durch das erbarmungslose Abschlagen seiner Zweige nur selten gestattet wird, eigentliche Baumhöhe zu erreichen. Diese Zweige müssen als Viehfutter dienen und scheinen Wachholderbeeren einen besonderen Leckerbissen auszumachen. Die niedrigen Sträucher sind in vielen Arten, in unzähligen Exemplaren vertreten, dazwischen treten schöne Liliengewächse auf, die im Frühlinge diesen Gegenden einen besonderen Reiz verleihen. Auch an Gräsern herrscht kein Mangel und mehrere derselben besitzen einen hohen Futterwert, namentlich eine Agropyrumart, von den Eingebornen „Wijz“ genannt, und mehrere Pennisetum- und Stipa-Arten. Ein andres Gras, Melica Jacquemontii, soll dagegen giftige Wirkungen hervorrufen, und werden Kamele, wenn sie von der „Lawanai butaey“ gefressen haben, von einer Lähmung ergriffen, die nicht selten tödlich endigt. Heilkräftige Eigenschaften werden einer Salbeipflanze, der Salvia Hydrangea, zugeschrieben, die sich überdies durch ihre großen, magentafarbigen Blumen empfiehlt. — In der Nähe von Ziarat, etwa 60 Meilen in östlicher Richtung von Quetta, stoßen wir endlich auf eigentliche Wälder, die über 200 Quadratmeilen einnehmen und in welchen der Juniperus macropoda obenan steht; Bäume von 20 Fuß im Durchmesser und 70 Fuß Höhe gehören nicht zu den Seltenheiten. Das Holz ist leicht, besitzt wenig Stärke und verbrennt rasch; zu Bauzwecken, namentlich zu Sparren wird es vielfach benutzt. Die ungeheuer dicke Rinde dient zum Dachdecken und aus den Beeren, welche auch gegen Hautkrankheiten empfohlen werden, wird ein — „Doshah“ genanntes Getränk bereitet. Der Baum zeigt ein sehr langsames Wachsthum und wenn er sich auch durch Samen fortpflanzt, gehen die meisten der Sämlinge infolge ungünstiger klimatischer Bedingungen wieder ein. Der Wachstumsmodus dieses Wachholder ist ein recht eigentümlicher; gemeiniglich vom Boden ab verzweigt, nehmen die untersten, mit Blattabfällen oft dicht bedeckten Zweige an ihren Spitzen eine Richtung nach aufwärts an, und gewinnt es dadurch den Anschein, als ob der alte Baum von einer Menge junger umgeben wäre. In den phantastischen Gestalten treten uns die Stämme häufig entgegen, ihre knorrigen, ineinander verschlungenen Äste sind nach allen Richtungen hin gedreht, und nehmen sie, nachdem die Hauptäste mehrere Fuß vom Boden abgehauen sind, eine kandelaberartige Form an. Auf dürren, steinigen Hügeln, in trockenen Wasserläufen zwischen 4000 bis 7500 Fuß, so beispielsweise bei Gwál, bei Dózan im Bolan-Passe, am Fuße der Chihiltán- und Mashalak-Höhenzüge u. s. w. ist Pistacia mutica var. cabulica sehr gewöhnlich, wächst gesellig beisammen oder tritt in Zwischenräumen mehr zerstreut auf, bildet aber nie eigentliche Wälder. Der Baum erlangt eine Höhe von 20 bis 25 Fuß, mißt 6 bis 10 Fuß im Umfang und bildet eine weite, runde Krone. Das sehr harte, dunkle, feingeäderte Holz liefert das beste Brennholz des Landes. Jedes dritte Jahr ist der Fruchtertrag dieser Pistazia ein außerordentlich ergiebiger und werden die — „Schnee“ genannten Früchte vom Volke ungemein geschätzt. Der gemeine Ölbaum, welcher sich über noch weitere Flächen ausdehnt als dies bei der Pistazia der Fall ist, wächst ebenfalls gesellig beisammen und herrliche Haine finden sich von ihm namentlich im Zhob-Thale. In einem eigentümlichen Gemisch von Arten tritt uns der Baumwuchs zwischen dem Wánpasse und Hurnai bei einer Meereshöhe von 3500 Fuß entgegen, bildet dort undurchdringliche Jungles, aus welchen Dalbergia Sissoo zumeist sichtbar wird und setzt sich das Unterholz aus mannigfaltigen Sträuchern zusammen. — Nach diesen kurzen Bemerkungen über die Wälder, gehen wir jetzt zu dem Abschnitt der in diesem Lande vorwaltenden Kulturen über. Daß dieselben seit der englischen Okkupation bedeutend zugenommen, auch mannigfaltiger geworden sind, unterliegt keinem Zweifel, dessenungeachtet läßt sich die Thatsache nicht ableugnen, daß alle Anbauversuche infolge der spärlichen Wasserzufuhr beschränkte bleiben müssen, in vielen Gegenden ist es überdies Sitte, das Land ein oder zwei Jahre brach liegen zu lassen. Weizen, Gerste und einige Hirsearten, namentlich Panicum miliaceum, machen die wichtigsten Getreidearten aus, von Hurnai bis Durgai wird auch ziemlich viel Reis angebaut, in den höhergelegenen Thälern trifft man aber fast nur Gerste an, deren Ertrag ganz und gar vom Regenfall abhängig ist. Bei Quetta herum gedeiht Mais vortrefflich und wird eine sehr zwergige Form dieses Korns, welches einen wesentlichen Bestand der Volksnahrung ausmacht, noch zwischen 5000 und 9000 Fuß angetroffen. Wo die Felder gut bewässert und reichlich gedüngt werden, gewinnt man von der Luzerne äußerst ergiebige Ernten; hier und da kommt auch der Anbau der Baumwollenstaude in Betracht und gelegentlich zeigen sich einige, mit ölhaltigen Samen bestellte Flächen. Zu Färbezwecken schenkt man der Krapp-Pflanze in etlichen Lokalitäten Beachtung. Viele Varietäten von Melonen, Wassermelonen und andren Früchten mehr lassen in Quantität und Qualität fast nichts zu wünschen übrig. Eins der wichtigsten Desideraten für Beludschistan bleibt das Futter, da Gräser im größeren Teile des Landes nur spärlich angetroffen werden, das Vieh hauptsächlich auf das Stroh der Cerealien angewiesen ist. Um hierin Wandel zu schaffen, wurde kürzlich eine Futterfarm auf einem Terrain angelegt, welches mit einem der Irrigationssysteme im Peshin-Thale in direkter Verbindung steht, doch infolge der klimatischen Bedingungen dürfte diese Anlage erst mit der Zeit nutzbringend werden.

Unter den einheimischen, zur Nahrung benutzten Pflanzen sei, soweit solche nicht bereits erwähnt wurden, auf folgende hingewiesen: Die jungen Blätter von Eremurus aurantiacus, Lepidium Draba und Chenopodium Botrys dienen als Gemüse, auch die Zwiebeln einiger Tulpenarten und einer Schwertlilie, Iris Stocksii, werden gegessen, desgleichen die frischen Wurzelstöcke von Trogopogon gracile und Scorzonera mollis. Oliven werden hauptsächlich als Medikament verspeist, dagegen machen die Früchte respektive Samen von Prunus eburnea, Berberis vulgaris, Berchemia lineata, Sageretia Brandrethiana und jene von Astragalus purpurescens, „Palez“ genannt, ein eigentliches Nahrungsmittel aus. In gewissen Jahren wird eine Art von Manna auf Cotoneaster nummularia gesammelt, dessen Früchte, wie die von Salvadora oleoides gegessen werden. Auf den höheren Berglandschaften wird Kümmelsamen in großen Massen eingesammelt.

Die Zahl der medizinisch wichtigen Pflanzen ist eine ziemlich große, so werden beispielsweise gegen Fieber Salvia Hydrangea, S. spinosa, Thymus Serpyllum, Iphiena persica und Peganum Harmala empfohlen, Tanacetum gracile und Euphorbia Heyneana gelten als kräftige Abführmittel und gegen rheumatische Affektionen wird ein Aufguß von Othonnopsis intermedia und Rhazya stricta verordnet. Auch für die Veterinärheilkunde liefert die Pflanzenwelt Beludschistans wirksame Mittel; wenn wir damit abschließen, dürfte auch hier dem Verfasser, Herrn Lace, für seine eingehenden Untersuchungen der dortigen Vegetationsverhältnisse ein Anerkennungstribut gezollt werden.

Der unterseeische Vulkanherd von Pantellaria.

Mitteilung von G. E. Fritzsche in Rom.

Im Jahre 1831 erhob sich unerwartet eine vulkanische Insel aus dem Meere zwischen Sizilien und Pantellaria, welche von den Neapolitanern, zu Ehren des bourbonischen Königs Ferdinand, „Ferdinandéa“ benannt wurde. Jedoch so unversehens die Insel entstanden war, so unversehens verschwand sie auch wieder nach wenigen Monaten. Zu Ende des Jahres 1881 wurde Pantellaria von einem Erdbeben erschüttert, und eine neue Insel wurde auf der Meeresoberfläche sichtbar, einige Tage hindurch konnte ein Rauch- und Aschenregen beobachtet werden, doch wieder nach wenigen Wochen war auch diese Insel verschwunden. Die Herbstmonate dieses Jahres haben uns mit den Anzeichen einer vermehrten vulkanischen Thätigkeit in Sizilien wieder und zum drittenmal in diesem Jahrhundert die merkwürdige Insel aus dem Meeresgrunde heraufgezaubert, doch auch diesmal nur für kurze Zeit.

Am 18. Oktober 1891 erhob sich die Meeresfläche fast genau 3 km westlich von Stadt und Insel Pantellaria zu hohen Wasserbergen, Rauchsäulen brachen sich Luft und es bildete sich in Nord-Süd-Erstreckung eine schwimmende Ascheninsel von beinahe Kilometerlänge, durchwühlt von Steinausbrüchen und Rauchblasen. Der rührige Direktor des Italienischen Meteorologischen Zentralbüreaus, Prof. P. Tacchini in Rom, beorderte sofort den Prof. Riccò, Vorsteher des meteorologischen Observatoriums in Catania, sich auf einem bereitwilligst vom Marine-Ministerium zur Verfügung gestellten Torpedoboote nach Pantellaria einzuschiffen. Derselbe gelangte rechtzeitig auf den Schauplatz des unterirdischen Vulkanausbruches, und von den aus den Wassern emporgeschleuderten Auswurfsbomben, die zum Teil in der Luft zerplatzten, ist sogar ein Matrose der Besatzung noch gefährlich verwundet worden. Prof. Riccò hat vom Schiffe aus mehrere Photographieen des merkwürdigen Phänomens aufnehmen können, welche dem Berichte desselben beigegeben werden sollen, der in kürzester Zeit in den Annalen des Meteorologischen Zentralbüreaus erscheinen wird, im Verein mit den Nachrichten über die Erdbebenerscheinungen, welche diese Eruption begleiteten. Inzwischen verdanken wir der Liebenswürdigkeit des Prof. Tacchini die Mitteilung, daß nach Aufhören der vulkanischen Thätigkeit auf dem Meeresgrunde auch die Ausbruchserscheinungen bereits ihr Ende erreicht haben, und nur noch eine große Anzahl schwimmender Auswurfsmassen sichtbar ist. Die Tiefemessungen ergaben, daß der unterseeische Krater mehrere Hundert Meter unter dem Meeresspiegel gelegen ist. Die Insel Pantellaria hat sich auf der der Eruption zugewandten Seite sichtlich gehoben, sowie schon eine analoge Hebung auch bereits im vorigen Jahre beobachtet worden ist.

Aus allen Erdteilen.

— Die Konfessionen und die Ausländer in Berlin. Vor kurzem sind die „einstweiligen Ergebnisse der Volkszählung vom 1. Dezember 1890 in der Stadt Berlin“ erschienen, denen wir die nachstehenden wichtigen Zahlen entnehmen:

Berlin zählt 1 356 648 Evangelische, 135 031 Katholiken und 79 286 Juden, wobei zu beachten ist, daß gegenüber der durchschnittlichen Bevölkerungszunahme Berlins um 20 Proz. die Zunahme nach Konfessionen sich folgendermaßen verteilt: Bei den Evangelischen um 18,4 Proz., bei den Katholiken um 36,1 Proz., bei den Juden um 23,2 Proz. Es kommen auf 1000 Einwohner 859 Evangelische, 86 Katholiken und 50 Juden. Im Vergleich zu 1880 giebt das auf 1000 Einwohner 2 Juden und 15 Katholiken mehr als vor 10 Jahren. Die Katholiken wohnen am dichtesten in der Gegend der katholischen Hedwigskirche, die Juden in sämtlichen Stadtgegenden, in denen der Handel überwiegt (Spandauer Viertel [östlicher Teil], westlicher Teil des Stralauer Viertels und Alt-Berlin), am seltensten sind sie in den östlichen Arbeitervierteln.

Für die Mischehen innerhalb der Hauptkonfessionsgruppen ergeben sich folgende Zahlen: Evangelisch-römisch-katholisch 26 083, evangelisch-jüdisch 1175, römisch-katholisch-jüdisch 118. 42 Personen gaben an, sie seien Atheisten. Die Zahl der geborenen Berliner betrug 306 308 männliche und 336 325 weibliche Personen, gegenüber 453 315 männlichen und 482 846 weiblichen außerhalb Geborenen.

Ausländer giebt es in Berlin 17 866, darunter 7295 Österreicher, 920 Ungarn, 2416 Russen, 1462 Nordamerikaner, 1173 Engländer, 397 Franzosen. Etwas anders gestaltet sich das Verhältnis der Fremden, wenn man die Sprache zum Maßstab nimmt. Danach reden 526 niederdeutsch, 1067 dänisch, 551 schwedisch, 2251 englisch, 1084 französisch, 589 italienisch. Der größte Teil der Fremdsprachigen aber gehört der slawischen Sprachgruppe an, im ganzen 18 245 Personen, von denen 15 857 polnisch reden. Der Konfession nach verteilen sich die Fremdsprachigen hauptsächlich auf die Nichtevangelischen; 15 707, also fast $^{3}/_{5}$, sind Katholiken, 2576 Juden, deren Anteil am größten unter denen mit angeblich rumänischer Muttersprache ist (62 Proz.), dann unter denen mit angeblich russischer (48,5 Proz.) oder magyarischer (40 Proz.) oder türkischer (30 Proz.) Muttersprache.

— Über die Gletscher des Kaukasus bringen die Verhandlungen der Berliner Gesellschaft für Erdkunde folgende Mitteilung nach den Forschungen des Russen Dinnik. Ihrem allgemeinen Charakter nach nehmen die Gebirge des Kaukasus die Mitte zwischen den Gebirgen Zentralasiens und Zentraleuropas ein, wobei die östliche Hälfte des Kaukasus mehr an Asien, die westliche mehr an Europa erinnert. Der Hauptkamm des Gebirges erstreckt sich in einer Ausdehnung von 1500 km, von welchen nur 300 km mit ewigem Schnee bedeckt sind. Die ersten Gletscher im Westen liegen auf dem Oschtengipfel. Zwischen ihm und den Quellen des Maruch finden sich nur wenige und kleine Gletscher. Der Gletscher von Maruch ist der erste große im Westen. Die größten Gletscher finden sich auch auf dem Hauptkamme, zwischen dem Elbrus und dem Adai-Choch einschließlich. Im Osten vom Adai-Choch und bis zum Kaspischen Meere giebt es auf

dem Hauptkamme fast keine Gletscher. Die größten Gletscher des Hauptkammes gruppieren sich nicht um den Elbrus und Kasbek, sondern in den Gebirgslandschaften von Bising, Balkarien und Digorien. Auf dem Südabhange liegen die großen Gletscher (wenig erforscht) in Swanetien, diejenigen mittlerer Größe jedoch an den Quellflüssen des Rion. Die Grenzlinie des ewigen Schnees liegt im Kaukasus etwa 1500 m hoch. Nur ein Gletscher, der Karagom, geht bis unter 1800 m herab, nicht weniger als fünf bis unter 2100 m. Tiefer als die andern gehen die in Digorien, dann in Swanetien, Ossetien und im Bezirk Naltschik. Der größte Gletscher des Kaukasus ist der von Bisingi; er ist 18 km lang; dann folgen der Dychsy und der Karagom.

Nach dem Umfange und der Größe der Gletscher steht der Kaukasus hinter dem Himalaja, Karakorum und den Alpen zurück; er übertrifft aber die übrigen Gebirge Europas und Asiens. Die Oberflächengröße des bedeutendsten Kaukasusgletschers steht kaum derjenigen des größten Alpengletschers nach.

Zu Ende der vierziger Jahre sind die Kaukasusgletscher größer geworden, während in den sechziger Jahren der umgekehrte Prozeß stattfand, der sich bis in die achtziger Jahre fortsetzte. Die Gletscher der Eiszeit haben im Kaukasus sehr viele Spuren zurückgelassen. Sie haben bis zu etwa 600 m über dem Meeresspiegel hinabgereicht und sind bis in die Ebenen gedrungen, haben sich aber hier nicht ausgebreitet.

— Zur Kennzeichnung der Deutschen. Fr. Pecht schreibt in der Beilage zur Allgemeinen Zeitung (9. Nov.) folgende zutreffende Ansicht über unser Volk: „Das kleinliche Wesen, das nun einmal ein ebenso unverlierbarer Charakterzug ist als die in allzu großer Gewissenhaftigkeit wurzelnde Neigung zur Pedanterie, und eine gewisse Vorliebe für das Häßliche wie auch Harte und Eckige, welche derselben Quelle entspringt, stoßen den Fremden immer bei uns ab. Wenigstens bis er merkt, daß jene Kleinlichkeit mit der Wärme und Tiefe des deutschen Gemüts eng zusammenhängt, wie die Pedanterie mit jener angebornen Ehrlichkeit, in der wir auch heute noch allen Nationen der Welt überlegen sind, wie in der Gerechtigkeit. Nicht minder stört aber auch eine gewisse, mit unsrer einstigen Armut zusammenhängende Genauigkeit, die wie Knauserei aussieht." Vieles ist da besser geworden, zumal seit wir ein einiges und wohlhabendes Volk geworden sind. Wer oft in der Fremde reist, kann aber noch immer bemerken, wie der Deutsche äußerlich in seinem Auftreten nicht immer den vorteilhaftesten Eindruck macht. Der Württemberger Paulus hat das einmal in bezug auf die Deutschen in den Museen Italiens in folgende Verse gefaßt:

Wer mit stillverzücktem Ahnen
Vor den Bildern sich bescheidet,
Ist vom Stamme der Germanen
Und ist meistens schlecht gekleidet.

— Ein semitisches Museum ist in Verbindung mit der Harvard Universität in Massachusetts errichtet worden. Ein reicher New-Yorker Jude spendete 10 000 Dollars für die ersten Anfänge des Museums, welches alles in sich vereinigen soll, was Bezug auf Kultur und Religion der Semiten hat. Professor Lyon bereiste Europa und kaufte hier jüdische Altertümer, hebräische Manuskripte, babylonische, assyrische und phönikische Inschriften und Kunstwerke in Originalen oder Abgüssen zusammen. Die Eröffnung fand am 13. Mai dieses Jahres statt und der Präsident Elliot meinte in seiner Einweihungsrede folgendes: „Die Universität ist entzückt bei dem Gedanken, daß durch das Judentum die Kultivierung, Verfeinerung, Eindrucksfähigkeit überall hin verpflanzt wird, wo immer eine Nation Gelegenheit hat, Juden zu ihren Mitbürgern zu zählen." Die Allgemeine Zeitung des Judentums, der wir dieses entnehmen, berichtet auch darüber, daß das Museum sehr reich an Photographieen, syrischen, arabischen und hebräischen Manuskripten ist und eine schöne Sammlung von alten Grabsteinen aus Kairo mit kufischen Inschriften besitzt.

— Der Völkergedanke im Ornament. Wenn Schmecker und Liebhaber auf dem Gebiete der Völkerkunde darüber in Staunen geraten, daß an zwei weit voneinander getrennten Orten bei ganz verschiedenen Völkern genau dasselbe Ornament, dieselbe Zeichnung auftaucht, so sind sie auch rasch mit der Folgerung bei der Hand, daß die beiden Völker einander nahe verwandt seien und aus der „Urheimat" jenes Ornament mitgebracht haben. Oder die billige Entlehnungstheorie wird aufgestellt, und nicht zum wenigsten den Amerikanern gegenüber, die ihre Verzierungen und vieles andre der Alten Welt entlehnt haben sollen. Wie? Wann? Auf welchem Wege? — das macht jenen ethnographischen Schmeckern wenig Sorge.

Es ist nun erfreulich, zu sehen, wie ein Mann, der zugleich Künstler, mit feiner Kenntnis der Ornamente vertraut und Völkerkundiger ist, nämlich Prof. Alois Raimund Hein, in einer vorzüglichen Schrift: „Mäander, Kreuze, Hakenkreuze und urmotivische Wirbelornamente in Amerika" (Wien, Hölder, 1891), eingehend an der Hand zahlreicher Beispiele und Abbildungen zeigt, daß es bei dem Vorkommen der genannten Ornamente in Amerika sich nirgends um Entlehnung handelt, sondern, daß sie selbständig aus dem Geiste des Volkes heraus in der Neuen Welt entstanden sind nach dem Gesetze des Völkergedankens, der dort wie in der Alten Welt gleich thätig ist. „Der Mäander, das Zinnenband, das Zickzackband und die verschieden gestalteten Kreuz- und Hakenkreuzformen gehören zu den häufigsten Erscheinungen der prähistorischen Ornamentik und man kann das Auftreten eben derselben Typen in der Verzierungskunst der Naturvölker unmöglich als ein Spiel des Zufalls betrachten. Der primitive Dekor ruht überall, wo die auf das Ästhetische gerichteten Bestrebungen sich aus elementaren Anfängen zu entwickeln beginnen, auf verwandten Voraussetzungen. Gleicherweise wie das Verlangen nach Schmuck und künstlerischer Beteiligung sich schon mit den ersten Regungen der Kultur im Leben der Völker als eine unabweisliche Naturnotwendigkeit äußert, wird auch die Übereinstimmung in den frühesten Schöpfungen, welche dem Kunsttriebe ihre Entstehung verdanken, auf die Organisation des menschlichen Geistes zurückgeführt werden müssen."

— Moundausgrabungen in Ohio und Indiana, die Prof. Putnam ausführte, haben eine solche Menge von Feuersteingeräten zu Tage gefördert, wie sie ähnlich noch niemals vorgekommen sind. Man könnte da von einem vorkolumbischen Zeughause reden. In einem Mound bei Anderson Station in Indiana sind allein 7232 Speerspitzen und Messer aus Feuerstein ausgegraben worden. Sie lagen einen Fuß dick übereinander auf einem Raum von etwa 30 Fuß Länge.

— Die Höhe des Montblanc wird neuerdings in italienischen alpinen Schriften zu nur 4807 m angegeben. Die Franzosen behalten jedoch die älteren Cote von 4810 m bei. Erstere Zahl ist wahrscheinlich die von den italienischen Mappeurs berechnete Cote.

Herausgeber: Dr. R. Andree in Heidelberg, Leopoldstraße 27. Druck von Friedrich Vieweg und Sohn in Braunschweig.

Bd. LX. Globus. Nr. 23.

Illustrierte Zeitschrift für Länder- und Völkerkunde.

Begründet 1862 von Karl Andree.

Herausgegeben von Richard Andree.

Druck und Verlag von Friedrich Vieweg & Sohn.

Braunschweig. Jährlich 2 Bände in 24 Nummern. Durch alle Buchhandlungen und Postanstalten zum Preise von 12 Mark für den Band zu beziehen. 1891.

Über einige Hochzeitsbräuche.

Von Dr. Alb. Herm. Post.

Je tiefer der Mensch in die Schöpfungen des Volksgeistes eindringt, desto gewaltiger wirken sie auf ihn zurück. Mit unheimlicher Sicherheit treten überall die Marksteine des Menschentums hervor, umrankt von einer tropischen Fülle seltsamster Schlingpflanzen, welche das Auge stets aufs neue durch ihren ungemessenen Formen- und Farbenreichtum bezaubern. Der gewaltige Rahmen des Allgemeinmenschlichen zeigt uns überall die durch die Natur gezogenen Grenzen unsres Lebens und Wesens, und innerhalb desselben sehen wir eine überschwängliche Bethätigung eigenartiger Volks- und Stammesbildung, welche bis zur Originalität des einzelnen Individuums hinabsteigt. Dies Bild ist überall dasselbe, wohin wir im Völkerleben auch unsre Blicke richten. Es tritt aufs klarste auch hervor im Gebiet der Hochzeitsbräuche.

Die Hochzeitsbräuche, soweit sie charakteristische Formen annehmen und nicht in bloßen Schmausereien und Festlichkeiten bestehen, symbolisieren das eheliche Leben in seiner Entstehung und in seinem Bestande, und es hat der Volksgeist in dieser Beziehung alle harten und alle zarten Seiten dieses Verhältnisses in üppigster Fülle zur Darstellung gebracht.

Das umfangreichste und über die ganze Erde noch heute verbreitete Gebiet der Hochzeitsbräuche stellen die Raubzeremonieen dar, welche die auf bestimmten Kulturstufen bei allen Völkern der Erde vorkommende Entstehung der Ehe durch Raub der Braut seitens des Freiers symbolisieren. Bald sind es mehr oder minder ernstliche Scheingefechte, welche zwischen den Geschlechtern der Braut und des Bräutigams ausgefochten werden, bald widersetzt sich die Braut dem Bräutigam und er muß ihr Widerstreben durch Gewalt brechen: er muß sie mit den Armen oder auf dem Rücken fortschleppen, und kann er ihr Widerstreben nicht brechen, so verliert er wohl sein Anrecht auf sie. Oder die Braut entflieht vor ihm zu Pferde oder zu Schiff und er muß sie einholen. Sie versteckt sich vor ihm im Walde: findet er sie nicht, so muß er von der Werbung abstehen. Oder es wird dem Bräutigam bei der Hochzeit der Zugang durch die Verwandten der Braut oder andre Personen versperrt, so daß er sich denselben oft durch Geschenke erkaufen muß. Oder es werden ihm auf dem Wege zur Braut allerhand Hindernisse bereitet, die er beseitigen muß. Diese Bräuche sind so allgemein verbreitet und bekannt, daß hierauf ebenso wenig eingegangen zu werden braucht, wie auf die bekannte Symbolik der Kaufehe.

Es giebt aber auch sonst noch eine Menge symbolischer Hochzeitsgebräuche, welche allgemeinere Völkergedanken widerspiegeln.

Viele Hochzeitsgebräuche symbolisieren die häusliche Gemeinschaft der Ehegatten. Namentlich ist es ein ganz universeller Brauch, daß die Ehegatten aus **einer** Schüssel essen und aus **einem** Gefäße trinken. Er erstreckt sich von Madagaskar bis über alle Inseln des malaiischen Archipels [1], von Neuguinea [2]) bis zu den Fidschi-Inseln. Er findet sich in Indien [3]) so gut wie in Thüringen und im Erzgebirge [4]) und bei Indianervölkern [5]). Wie bei den Tagbanúas auf der Insel Palawan (Philippinen) sich die Brautleute bei der Hochzeit gegenseitig eine aus Reis hergestellte Kugel in den Mund stopfen [6]), so wird bei den Tamulen auf Ceylon Reis unter den Brautleuten geteilt [7]), und wie die Brautleute bei den Chinesen aus einem Glase oder Becher trinken [8]), so trinken sie in Japan neunmal abwechselnd aus der Sakeschale [9]), so trinken sie auf den Manahiki-Inseln aus einer Kokosnuß [10]) und bei den Samojeden verspeisen sie gemeinsam einige Fleischstücke [11]).

Andre Hochzeitsbräuche symbolisieren die Vereinigung der Ehegatten. So ist es sehr gebräuchlich, daß die Kleider der Brautleute zusammengebunden, -geknotet, -gesteckt oder -genäht werden. So namentlich im indischen Völkergebiete [12]). Oft wird auch ein Kleidungsstück über beide geworfen. So bei vielen Völkern des malaiischen Archipels, z. B. bei den Niasern, den Batak auf Sumatra, in Palembang, bei den Dajaks, den Makassaren und Buginesen, aber auch im indischen Völkergebiete, z. B. bei den Bhillâlas und in Dekkan, bei den Chewsuren im Kaukasus und bei den Finnen und Esthen [13]). Oft werden auch die Brautleute mit einem Faden umwunden oder es werden ihnen Schnüre und Zweige um die Handknöchel gewunden [14]).

Häufig werden als Symbol der Vereinigung die Hände der Brautleute zusammengelegt, wie bei der dextrarum junctio der Römer, Griechen und Inder, welche sich bei vielen Stämmen Indiens noch heute findet [15]), aber auch ebenso bei den Papuas von Neuguinea [16]), den Orang Benua von Malakka, den Niasern und Timoresen und auf Tahiti [17]). Es werden auch die kleinen Finger eingehakt, z. B. bei indischen Stämmen [18]), oder bei den Endenesen von Flores [19]), oder es werden die kleinen Finger mit einem Faden verknüpft, wie bei den Kandiern auf Ceylon [20]).

Auch die Symbolik des Ringaustausches, welcher sich bei den Germanen und Slawen, aber auch in Gor im Himalaja [21]) und in Gurgaon im Pendschab [22]) findet, scheint hierher zu gehören. In Dekkan greifen beide Teile in einen Reisnapf und holen einen Ring herauf [23]).

Sehr viel derber ist das Zusammenstoßen der Köpfe der Brautleute, wie es sich auf Nias, im Babar-Archipel, bei den Dajaks, den Orang-Lom [24]) und in Sindh in der Provinz Bombay [25]) findet.

Auch die zur Herstellung einer künstlichen Verwandtschaft vielfach verwandte Blutmischung findet sich als Hochzeitszeremonie. Bei indischen Stämmen ritzen sich die Brautleute blutig, und bestreichen sich mit dem Blute oder statt dessen mit Rötel [26]) und auch bei den Papuas von Neuguinea ritzen sich dieselben gegenseitig an der Stirn [27]).

Andre Hochzeitsbräuche symbolisieren die geschlechtliche Seite der Ehe. Dahin gehört namentlich das symbolische Beilager, bei welchem die Brautleute sich bekleidet vor den Hochzeitsgästen auf das hochzeitliche Lager legen, wie es sich beispielsweise bei den Germanen, den Südslawen, den Bucharen, den Jakuten findet [28]). Andre Bräuche geben dem Wunsche nach Fruchtbarkeit der Ehe Ausdruck [29]). Es wird z. B. bei den Niasern, den Indern, Finnen und Esthen der Braut ein Kind oder ein Knabe auf den Schoß gesetzt, damit sie fruchtbar werde oder Knaben gebäre [30]). Demselben Wunsche wird Ausdruck gegeben und zugleich die Einwirkung böser Geister abgehalten dadurch, daß die Brautleute mit Korn bestreut werden, wie bei den Juden und vielerwärts noch heutzutage in Deutschland, Frankreich, Siebenbürgen, England, Schottland, Sizilien, Korsika, Polen und Rußland, oder mit Reis, wie vielfach auf Sumatra, z. B. in den Ranaudistrikten, in Kikim, bei den Menangkabauschen Malaien, den Karo-Karo, bei Dajakstämmen auf Borneo, auf Ambon und den Uliasen, bei den Makassaren und Buginesen, den Sundanesen [31]), dann wieder bei indischen Stämmen in Dekkan [32]) und in der Provinz Bombay [33]).

Andre Hochzeitsbräuche symbolisieren den Übergang der Braut in die Familie und in die Mundschaft des Mannes. Sie finden sich nur bei vaterrechtlicher Familienorganisation, bei welcher die Frau durch die Heirat aus ihrer Familie austritt und in die Hausgenossenschaft ihres Mannes übergeht. Die alten geschlechterrechtlichen Hausgenossenschaften sind nicht bloß wirtschaftliche und rechtliche Gemeinschaften, sondern namentlich auch religiöse, durch einen gemeinsamen Ahnenkult zusammengehaltene. Die Frau wird daher in die Sakralgemeinschaft des Hauses des Mannes aufgenommen. Es wird das heilige Herdfeuer angezündet, welches sie mit ihrem Ehemanne umwandelt, mit den berühmten sieben Schritten (saptapadi) des indischen Rechtes, welche überall in Indien, auch bei den Urvölkern, in unzähligen Formen variiert werden [34]), aber auch noch heutzutage bei den Osseten und Pschawen im Kaukasus, bei denen bei dieser Gelegenheit auch die Ehegatten zusammen Brot und Honig essen, welche die Mutter des Mannes anbietet [35]), wie sie ebenso bei den alten Griechen und Römern gemeinsam den Opferkuchen verzehrten [36]). Gänzlich universell ist die feierliche Überführung der Braut in das Haus des Bräutigams. Sie findet sich nicht bloß im griechischen, römischen und indischen Rechte [37]), sondern auch bei vielen Völkern Afrikas [38]), bei den Turkestanen [39]) und in China [40]).

Der Übergang des mundschaftlichen Rechtes auf den Ehemann findet ebenfalls einen oft sehr energischen Ausdruck. Bei den Peulhs und den Somali versetzt der Bräutigam der Braut symbolisch Schläge; bei den Barea, Kunama und Bogos schreitet er über die am Boden liegende Braut weg [41]). Bei den polyandrisch lebenden Todas in Indien wird die Braut in das Haus ihrer künftigen Ehemänner gebracht, wo sie sich niederbeugt, damit ihr jene der Reihe nach zuerst den rechten und dann den linken Fuß auf ihren Kopf setzen [42]). In Deutschland [43]) und bei den Esthen tritt der Bräutigam die Braut auf den Fuß; ebenso bei den Mundas und Uraons in Bengalen [44]) und nach Leo Africanus auch bei den Marokkanern [45]). Bei den Redjangern auf Sumatra drückt der Bräutigam mit seinem großen Zeh denjenigen der Braut zum Zeichen der Besitznahme, und in Lampong legt er sein linkes Knie über die beiden Kniee der Braut [46]).

Ein andrer seltsamer Gedanke ist der, daß der Mann nicht heiraten darf, ehe er nicht einen Menschen umgebracht, einen Kopf geschnellt hat [47]). Zum Teil handelt es sich dabei um Schädelverehrung [48]), zum Teil um eine Opferidee, indem man den Geistern ein andres Leben opfert, um das eigene zu erhalten. Aus demselben Gedanken opfert man bei Hochzeiten auch einen Teil des eigenen Körpers, namentlich das Haar oder einen Finger [49]). Auch das Zahnausbrechen, später das Zahnabfeilen als Hochzeitsbrauch [50]) gehört in diesen Ideenkreis. Das Haarabschneiden findet sich beispielsweise als Hochzeitsbrauch bei den Javanern [51]), das Ausbrechen von Zähnen auf Engano [52]), das Zahnabfeilen bei den Rotinesen, im Riouw-Lingga-Archipel, auf Bali, in Benkulen und Padang, auf den Aru-Inseln, in der Luang-Sermata-Gruppe, auf Leti, Moa und Lakor [53]). Es ist möglich, daß in diese Gruppe von Vorstellungen auch die Tötung eines Jagdtieres vor der Hochzeit gehört. Die Kaiyukuns von Alaska glauben, daß derjenige kein Kind bekommt, der nicht vorher ein Rotwild getötet hat, und bei den Betschuanen und Kaffern muß derjenige, welcher heiraten will, vorab ein Rhinozeros getötet haben [54]). Unsern modernen Anschauungen liegt es allerdings näher, in einer Waffenthat eines Mannes einen Beweis von Mut und ein Zeichen erreichter Männlichkeit zu erblicken und scheint auch dieser Gedanke hier und dort in der That vorzukommen. Er lehnt sich dann an die Standhaftigkeitsproben an, mit denen vielfach die volle Manneswürde und damit auch die Heiratsfähigkeit sich verknüpft.

Dies werden so ziemlich diejenigen Hochzeitsbräuche sein, welche eine universellere Bedeutung haben.

Zum Schlusse möge hier noch eine ganz seltsame Gruppe von Hochzeitsbräuchen erwähnt werden, welche anscheinend lediglich Indien zum Vaterlande haben, und welche uns durch die vortrefflichen Arbeiten Kohlers über die indischen Gewohnheitsrechte bekannt geworden sind. Es sind dies die symbolischen Verheiratungen mit Bäumen, Pflanzen, Tieren oder leblosen Gegenständen. Es finden diese Ehen da statt, wo eine einzugehende Ehe nach strenger Sitte als unerlaubt gilt. Es entsteht dann aus einer solchen Ehe Unglück und dieses Unglück wird auf den Gegenstand, mit welchem die Scheinehe eingegangen wird, abgeleitet. Bei manchen Völkern ist es Sitte, daß die jüngere Tochter nicht vor der älteren heiraten darf. Will daher in Südindien die zweite Tochter heiraten, ehe die erste geheiratet hat, so hat letztere einen Baumzweig zu heiraten. Eine andre Anschauung geht dahin, daß die individuelle Ehe etwas Sittenwidriges sei; daher geht bei den Kurmis in Maubhum der wirklichen Ehe eine

Ehe mit einem Baume voran [55]). Anderswo verstößt eine mehrmalige Wiederverheiratung gegen die Sitte. Daher muß in Kamaon, wer eine dritte Frau heiratet, vorab eine Scheinehe mit einer Arkapflanze vornehmen [56]) und bei den Ramoshis in Puna heiratet die Frau, die in eine vierte Ehe treten will, zuerst einen Hahn [57]). Tanzmädchen, welche sich der Prostitution ergeben wollen, verheiraten sich mit einem Gotte oder mit einem Mädchen, das als Mann verkleidet ist (Shes-Ehe [58]) oder mit einem Bambus [59]). In Kamaon im Himalaja vermählt sich derjenige, der sich aus irgend einem Grunde nicht verheiraten kann, mit einem irdenen Gefäße, so daß der Hals des Knaben oder des Mädchens mit dem Hals des Gefäßes zusammengebunden wird [60]). Wahrscheinlich liegt hier die Anschauung zu Grunde, daß jeder unbedingt verheiratet werden muß. Bei den Kadva Kambis in Baroda, bei denen nur alle 10 bis 12 Jahre geheiratet werden kann und nur Witwenehen immer möglich sind, heiratet ein Mädchen, welches zu der betreffenden Zeit keinen Mann bekommt, einen Blumenstrauß. Welkt derselbe, so ist sie Witwe [61])

[1]) Wilken, plechtigheder en gebruiken bij verlovingen en huwelijken bij de volken van den indischen Arch. 1889, p. 88, 94—105.
[2]) Kohler in der Ztschr. f. vergl. Rsw. VII, S. 372.
[3]) Bihar, Bengalen, Kohler a. a. O. VIII, S. 91, IX, S. 329, 330.
[4]) Wuttke, Deutscher Volksaberglaube, S. 560.
[5]) S. meine Studien zur Entwickelungsgesch. d. Familienrechts, S. 235.
[6]) Blumentritt, Globus, Bd. 59, S. 168.
[7]) Kohler, Rechtsvergl. Studien, S. 217.
[8]) Doolittle, the social life of the Chinese I, p. 85—87.
[9]) Weipert in den Mittl. der Deutsch. Gesellsch. für Natur- u. Völkerkunde Ostasiens in Tokio, Heft 43, Bd. V, 1890, S. 98.
[10]) Turner, Samoa, p. 276.
[11]) v. Stenin im Globus, Bd. 60, S. 172.
[12]) Kohler in der Zeitschr. f. vergl. Rsw. III, S. 347, VII, S. 234: VIII, S. 91, 113; IX, S. 329; X, S. 110.
[13]) Wilken, l. c., p. 106, 107; Kohler in der Zeitschr. f. vergl. Rsw. VIII, S. 87, 113.
[14]) Indische Stämme, Kohler a. a. O. X, S. 110.
[15]) Ceremonie Hastamela bei den Jainas, Kohler a. a. O. VIII, S. 103; Panigrahana bei vielen Stämmen in Bombay, Kohler a. a. O. X, S. 107.
[16]) Kohler a. a. O. VII, S. 372.
[17]) Wilken, l. c., p. 108.
[18]) Kohler in der Ztschr. f. vergl. Rsw. III, S. 347; IX, S. 329.
[19]) Wilken, l. c., p. 109.
[20]) Kohler, Rechtsvergl. Studien, S. 231.
[21]) S. meine Studien zur Entwickelungsgesch. des Familienrechts, S. 236.
[22]) Kohler in der Ztschr. f. vergl. Rsw. VII, S. 232.
[23]) Kohler a. a. O. VIII, S. 113.
[24]) Wilken, l. c., p. 110, 111.
[25]) Kohler a. a. O. X, S. 109.
[26]) Kohler in der Zeitschr. f. vergl. Rsw. IX, S. 330.
[27]) Kohler a. a. O. VII, S. 372.
[28]) S. meine Schriften: Anfänge der Staats- u. Rechtsl., S. 45. Bausteine I, S. 128. Studien zur Entwickelungsgesch. des Familienrechts, S. 236.
[29]) Makassaren, Batak; Wilken, l. c., p. 115.
[30]) Wilken, l. c., p. 114.
[31]) Wilken, l. c., p. 115—118.
[32]) Kohler in der Zeitschr. f. vergl. Rsw. VIII, S. 113.
[33]) Kohler a. a. O. X, S. 105 ff.
[34]) Kohler, Zeitschr. f. vergl. Rsw. VIII, S. 91; Pendschab das. VII, S. 234; Jainas das. VIII, S. 103; Dekkan das. VIII, S. 113; Bengalen das. IX, S. 328; Bombay das. X, S. 108, 109.
[35]) Kovalevsky, tableau des orig. et de l'évolution de la famille et de la propriété, Skrifter utgivna af Lorénska stiftelsen Nr. 2, Stockholm 1890, p. 43.
[36]) Fustel de Coulanges, la cité antique 1880, p. 45, 46.
[37]) S. meine Grundlagen des Rechts., S. 239, 241.
[38]) S. meine Afrik. Jurispr. I, S. 388; Grundlagen, S. 240.
[39]) S. meine Grundlagen, S. 240.
[40]) Kohler in der Zeitschr. f. vergl. Rsw. VI, S. 366.
[41]) S. meine Afrik. Jurispr. I, S. 391.
[42]) Müller, Allg. Ethnographie 1873, S. 422.
[43]) Weinhold, Deutsche Frauen im Mittelalter I, S. 372.
[44]) Kohler in der Zeitschr. für vergl. Rsw. IX, S. 331.
[45]) Böckel, Deutsche Volkslieder aus Oberhessen Einl., S. XLVI.
[46]) Wilken, l. c. p. 113.
[47]) Vergl. darüber meine Schriften: Anfänge der Staats- und Rechtsl., S. 73; Grundlagen, S. 258 n. 1.; Studien z. Entwickl. des Familienrechts, S. 252; Wilken, l. c., p. 128, 129.
[48]) Wilken, Jets over de schedelvereering by de volk. v. d. Ind. Arch. Bijdr. tot de T. L. en Volkenkunde v. Nederl. Indië, 5 Volgr. IV, p. 98 sq.
[49]) Wilken, Über das Haaropfer und einige andre Bräuche bei den Völkern Indonesiens, S. 68—71.
[50]) Wilken, Iets over de mutilatie der tanden bij de volken v. den Ind. Arch. Bijdr. tot de T. L. en Volk. v. Nederl. Indië, 5 Volgr. III, p. 486 sq.
[51]) Wilken, plechtigh. en gebr., p. 130.
[52]) Wilken, l. c., p. 134.
[53]) Wilken, l. c., p. 133, 134.
[54]) Westermarck, the history of human marriage 1889, p. 24, 25.
[55]) Kohler in der Zeitschr. f. vergl. Rsw. IX, S. 331.
[56]) Kohler, Zeitschr. f. vergl. Rsw. IX, S. 331, 332.
[57]) Kohler a. a. O. X, S. 120.
[58]) Kohler a. a. O. X, S. 120, 121.
[59]) Kohler a. a. O. IX, S. 331 (Bagra in Bengalen).
[60]) Kohler a. a. O. IX, S. 331.
[61]) Kohler a. a. O. X, S. 120.

Handel und Wandel in Nam-dinh (Tongking).

Die Lebensader Tongkings, der Songka oder der Rote Fluß, teilt sich bald nach seinem Eintritt in die Ebene unterhalb der Stadt Sontay in zwei größere Arme, die, immer südöstlich gerichtet, fast parallel nebeneinander herlaufen. Der nördliche und bei weitem stärkere behält bis zur Mündung den alten Namen bei, während der kleinere südliche als Lach-bay in den Karten verzeichnet ist. An ihm liegt Nin-binh und das christliche Keso, berühmt durch seine prächtige Kathedrale, die den Ort schon von ferne als den Hauptposten der katholischen Mission in Tongking kenntlich macht. Der monumentale Bau erhebt sich von einer Anhöhe über die niedrigen Strohhütten des benachbarten Dorfes wie über die ungleich größeren Häuser der Station. Man blickt erstaunt zu dem stattlichen Werke empor, das der Bischof von Tongking, Monseigneur Puginier, ganz allein nach selbstentworfenen Plänen mit seinen annamitischen Christen aus einem festen, marmorartigen Kalkstein aufgeführt hat [1]). Ringsumher grünen ausgedehnte Reisfelder, sämtlich Eigentum des bekehrten Landvolkes, dessen Weiler und Gehöfte zahlreich in der fruchtbaren Ackerfläche zerstreut liegen.

In das tongkinesische Delta fällt bei Dap-Cau noch der tiefe und kräftige Thai-binh, der sich, je weiter thalab, gleich dem Roten Flusse selbst, in eine Menge von Seitenarmen und Kanälen auflöst, die wieder mit den Ästelungen des

[1]) Vergl. Dr. Hocquard, Trente mois au Tonkin in Tour du Monde 1890, T. I, p. 116.

Songka in vielfältiger Verbindung stehen. Wo die natürlichen Wasserwege nicht hinreichen, hat die arbeitsame Bevölkerung längst für künstliche Aushilfe gesorgt, so z. B. in dem 55 km langen „Stromschnellenkanal" [1]), der von der Hauptstadt Hanoï direkt zum Thai-binh durchgelegt ist. Eine ähnliche Schöpfung begegnet uns für das untere Delta in dem Bambuskanal zwischen Hong-yen, Phu-ninh-giang und dem wichtigen Haiphong. Aus dem Songka zum Lach-day laufen die Kanäle von Phuly und von Nam-dinh, der erstere nördlich, der andre südlich, um die Erzeugnisse der blühenden Provinz Ninh-binh möglichst schnell nach den großen Handelsstädten fortleiten zu können.

Der Kanal von Nam-dinh ist für Kanonenboote und Seebarken schiffbar. Der Ort, dessen Namen er trägt, steht auf dem westlichen, d. h. dem Lande zugekehrten Ufer und nur wenige Kilometer vom Roten Flusse entfernt. Die Häuser scharen sich um eine Hauptstraße, die am Kanal entlang zieht und gelegentlich von schmalen Quergassen unter rechtem Winkel geschnitten wird. Dem Fremden repräsentiert sich Nam-dinh beim ersten Anblick recht einladend. Die Gebäude sind meist in Backstein aufgemauert und mit Ziegeln gedeckt; den Kanal beleben Hunderte von Fahrzeugen aller Art, von der schweren Dschunke bis hinab zum flinken, leichten annamitischen Sampan oder den eigentümlichen Rohrschiffchen, die uns in Ermangelung der Fährboote binnen kürzester Frist von einem Ufer zum andern befördern. Alle sind mit Wimpeln und bunten Flaggen geschmückt, während die Insassen, also die Eigner und Führer,

Die katholische Kathedrale in Keso (Tongking). Nach einer Photographie.

desto weniger auf Kleidung sehen und oft halbnackt vor jedermanns Augen auf ihrem Schiffe umherlungern oder schlafen. Aus den Quais drängt sich eine geschäftige Menge; denn Nam-dinh, das allein schon 40 000 Einwohner zählt, treibt mit Annam und dem südlichen China einen beträchtlichen Handel in Reis und Seidenzeugen. Das Geschäft liegt hier, wie in Hanoï und Haiphong, ausschließlich in chinesischen Händen. Das Heer sonnverbrannter Kulis, die wir am Kanal trotz der drückenden Hitze so emsig arbeiten sehen, steht im Dienste der „Himmlischen". Zierlich geputzte Kommis mit Schirm und Fächer, mit seidenen Röcken, gestickten Hosen und leichten Babuschen überwachen die Kulis und geben Acht, daß die Reissäcke und Baumwollenballen ja recht praktisch und sicher in die Dschunken verstaut werden.

[1]) Vergl. die Karte im „Globus", Bd. LVII, S. 261.

Die wenigen europäischen Kaufleute, falls solche wirklich am Orte sind, schauen verwundert dem regen Treiben zu; sie sind trotz aller Bemühungen nicht imstande, mit den geriebenen Chinesen zu konkurrieren; er kommt ihnen überall zuvor. Anfänglich erzielten zwar die weißen Händler in Tongking recht gute Erfolge; aber, siehe da, bald wurden neben ihren Magazinen chinesische Läden eröffnet, in denen man scheinbar dieselben Waren zu fabelhaft billigen Preisen haben konnte, alles natürlich entweder gefälscht oder schlecht. Die französischen Häuser, einer derartigen Konkurrenz nicht gewärtig, sahen sich in kurzem gezwungen, ihre Hallen zu schließen, und damit kam nun auch für Tongking die Chinesenfrage in Fluß. Die Klagen der Geschädigten steigerten sich, je länger, desto mehr; es fehlte selbst nicht an Beschwerden über die Regierung, daß sie die Chinesen durch Zulassung bei den Submissionen unterstütze. In weiten

Ansicht von Nam-dinh (Tongking). Nach einer Photographie.

Kreisen verlangte man geradezu eine Austreibung der Zopfträger oder mindestens eine Sperre, wie sie in Australien üblich ist.

Aber nicht bloß Europäer fühlen die chinesische Konkurrenz; das schlimmste ist, daß der Kleinhandel Tongkings ganz in die Gewalt der Fremden geraten ist, und diese beuten die Eingebornen rücksichtslos aus. Das Geld, das der genügsame, immer fleißige, aber ebenso unsittliche und betrügerische Chinese zusammenscharrt, bleibt nicht im Lande, sondern wandert mit ihm, wenn er sich reich genug glaubt, nach der alten Heimat fort. Dabei brüsten sich die Zopfigen den Annamiten gegenüber gern als die bevorzugte Rasse, nennen sich stolz die „älteren Brüder“ jener und betonen es immer wieder, daß die südlichen Völker ihre Sitten und Gebräuche, ihre Bildung, Wissenschaft und Tracht aus China entlehnt haben. In der That ist der „Himmlische“ geistig, geschäftlich und körperlich seinen Nachbarn auf der Halbinsel viel überlegen, und deshalb erweisen ihm diese eine für den Europäer kaum verständliche Hochachtung. Die französische Regierung hat lange gezögert, ehe sie sich entschloß, ihre annamitischen Tirailleure gegen die Chinesen ins Feuer zu schicken; man besorgte nicht umsonst, daß die Truppe vor dem fast abergläubisch gefürchteten Feinde versagen würde und erprobte es zunächst mit kleineren Abteilungen, und erst, als diese sich bewährt, wurden stärkere Massen auf den tongkinesischen Kriegsschauplatz geführt.

Chinesische Handlungsgehilfen in Nam-dinh. Nach einer Photographie.

Die französische Regierung hat mit den chinesischen Kaufleuten einen schwierigen Stand; sie muß ihnen wohl oder übel manches zu gute halten, wie sie nämlich die vielgewandten Herren nur zu oft braucht, hauptsächlich, wenn es sich um die Beschaffung von Lebensmitteln für militärische Unternehmungen handelt. Die Proviantierung ist in Tongking von jeher sehr beschwerlich gewesen, da das Land kein Getreide, keinen Wein, kein nach unsern Begriffen schlachtbares Rindvieh und gar keine Schafe erzeugt. Sämtliche Versuche, die Schafzucht einzuführen, sind bis jetzt fehlgeschlagen, wahrscheinlich, weil das feuchte Klima und der ewig nasse Boden den Tieren nicht zusagt. Europäische Zufuhren können bei der gewaltigen Entfernung niemals diesen Mangel ersetzen; vornehmlich bleibt der Bedarf an frischem Fleisch und Gemüse völlig ungedeckt.

Dem in der Fremde üblichen Brauche entsprechend, bilden die Chinesen in Tongking mehrere Gilden oder Verbindungen, die einem gemeinsamen Vorsteher gehorchen. Mit ihren Landsleuten umher, ganz gleich in welcher Gegend sie wohnen, unterhalten sie die genauesten Beziehungen, wissen sich über alles zu informieren und demgemäß ihre Geschäfte zu regeln.

Nam-dinh besitzt wie jede tongkinesische Stadt, eine umfangreiche Citadelle, früher ein tüchtiges Werk von mehreren Kilometern Seitenlänge, jetzt aber wüst und verfallen, so daß für die hier einquartierten französischen Truppen besondere Bambushütten aufgeschlagen werden mußten. In der königlichen Pagode residiert der General mit seinem Stabe, weniger vor allerlei Ungeziefer, als vor den boshaften Luftgeistern geschützt! Denn die Vormauer der Pagode wird gerade in der Front von einem wandschirmartigen Aufsatze überhöht, der mit allerlei Gemälden und Skulpturen geschmückt ist. Da die tückischen Kobolde stets nur in gerader Linie sich bewegen dürfen, so ist es ihnen nicht möglich, durch die Thüren und Fenster eines derart verwahrten Gebäudes einzudringen, und die Menschen haben keinerlei Teufelsstreiche zu befürchten. Sonst muß man sich vor diesen Unholden wohl in acht nehmen; denn sie können dem harmlosen Wanderer mancherlei Schaden zufügen; vor allem trachten sie danach, das Gleichgewicht zwischen „Warm und Kalt“ im Körper zu stören, worauf allein die Gesundheit beruht. Die annamitische Heilkunde stützt sich hauptsächlich auf die Lehre von diesen beiden Prinzipien, dem kalten und dem warmen, und die Aufgabe des Arztes ist es, bei Krankheiten für die Wiederherstellung des Gleichgewichtes Sorge zu tragen. Dazu dient in erster Linie eine angemessene Diät, weil manche Speisen nur das warme, andre wieder das kalte Prinzip verstärken. So behauptete ein einheimischer Äskulap gegen den Oberstabsarzt Dr. Hocquard, die Ursache der häufigen Krankheitsfälle bei den Franzosen sei einzig ihre verkehrte Ernährung; sie äßen zuviel Rindfleisch und „erhitzten“ sich damit über die Maßen.

Die annamitischen Ärzte schöpfen ihre Weisheit aus chinesischen Quellen, zunächst aus dem Buche Y-hoc, worin die Arten und Erkennungszeichen der Krankheiten, sowie die Verschiedenheit der Temperamente behandelt sind; dann aus dem berühmten Ban-thao oder der großen Pflanzentafel, die in allen Ländern des äußersten Ostens das höchste Ansehen genießt. Das Werk enthält eine Fülle von Rezepten und giebt Nachricht von den Wirkungen und der Präparation der Arzneipflanzen.

Die Mehrzahl der gebräuchlichen Medikamente kommt gleich fertig aus China; nur die annamitischen Hausmittel greifen mit Vorliebe zu Landesprodukten. Aber, ganz wie bei uns, stehen diese Altweiberrezepte bei den nach chinesischem Muster gebildeten Ärzten in schlechtem Ruf; man lacht über sie und hält sich streng an die teuren importierten Drogen. Natürlich ist der Verbrauch an solchen und demgemäß ihre Einfuhr aus dem himmlischen Reiche sehr stark. Alljährlich werden mehrere hunderttausend Francs an die bezopften Importeure gezahlt. Der Apotheker oder Drogist, fast durchweg ein Chinese, ist in jedem Orte eine angesehene Person. Die Fächer seines Ladens füllen dickbauchige Gefäße der verschiedensten Art und Größe, alle sorgfältig etikettiert und vollgestopft mit wunderlichen Pillen, Pomaden und Salben. Auch gefährliche Gifte werden frei an jedermann verkauft, und sicher giebt es auch hier jene sonderbaren Mittel, von denen Professor Blumentritt erzählt[1]). Eins derselben ist imstande, den Menschen beinahe sofort aufzublähen, während ein andres die Schwellung ebenso rasch wieder hebt. Im Hintergrunde des Ladens steht der Altar des „Schutzheiligen der Medizin“, bei Lebzeiten ein chinesischer Hippokrates, der sich durch seine Kuren, wie durch sein ärztliches Wissen und seine Entdeckungen die

Drogen-Handlung in Nam-dinh. Nach einer Photographie.

Dankbarkeit der Nachwelt errungen hat. Pharmaceuten und Ärzte feiern sein Andenken zu gewissen Tagen des Jahres durch Gebete und Opfer und verehren in ihm den Vater der chinesischen Heilkunst.

Neben den reichen Apotheken haben oft die annamitischen Spezereihändler ihren bescheidenen Stand. Unser Bild zeigt einen solchen mit seinem ganzen buntscheckigen Zubehör. Die getrockneten Blätter sind in Bündel gerollt, die Wurzeln in dünne Scheiben geschnitten, die Mineralien, die Körner, die Früchte stehen in geräumigen Rohrkörben bis auf die Straße hinaus zum Verkauf. Annam und Tongking erzeugen eine Menge drogistisch verwertbarer Pflanzen, die ölreichen Erdnüsse, den Betel, den Indigo, Cunao, Kardamomen, Tabak, Zuckerrohr, Sesam, Rizinus, Gummigutt, Kautschuk, Pfeffer, Zimmet, Mohn (Opium) und Sternanis. In den Bergwäldern gedeiht ein Heer der nützlichsten Bäume, teils berühmt wegen ihres prachtvollen Holzes, teils wegen ihres harzreichen Saftes oder ihrer ätherischen Öle[2]).

Vielleicht interessiert es, wenn wir von den beiden wichtigsten Farbkräutern Indochinas, vom Indigo und vom Cunao zum Schluß noch einige Worte sagen. Der erstere wird hauptsächlich in Kambodscha und in Tongking gezogen, allerdings nirgends in bedeutender Menge, auch ist der extrahierte Farbstoff meist so ungenügend zubereitet, daß er sich für den Export nach dem Auslande nicht eignet. Die Annamiten bedienen sich dieses Indigos zum Färben ihrer selbstgewebten oder aus Vorderindien oder Europa eingeführten Baumwollenzeuge. In Kambodscha sind bereits

[1]) Vergl. „Globus“, Bd. LVII, S. 99, Die Chinesen Mânilas.

[2]) De Lanessan, L'Indo-Chine française, Paris 1889, Cap. IV, état de l'agriculture dans l'Indo-Chine française, p. 265 — 306.

Anläufe zur Verbesserung der Indigokultur gemacht, jedoch ohne rechten Erfolg, und obendrein ist Indigo gegen früher sehr im Preise gesunken. — Ungleich stärker wird der unscheinbare Cunao angepflanzt, ein Knollengewächs, das besonders in den Wäldern der Provinzen Nghe-anh und Than-hoa zu Hause ist und den zur Werktagskleidung üblichen geringeren Stoffen ihre unschöne braune Färbung verleiht. Je nachdem die eine oder die andre Seite der

Junge Kohlenhändler in Nam-dinh. Nach einer Photographie.

Gewänder während des Färbens dem Sonnenlichte ausgesetzt wird, bringt man eine hellere oder dunklere Tönung hervor. Auf dem röthlichen Lehmboden der Reisfelder oder an den schokoladebraunen Flüssen sind die Annamiten in ihren vom Regen verwaschenen, von der Sonne verbrannten, weiten Röcken kaum von dem gleichfarbigen Gelände zu unterscheiden [1]). H. Seidel.

[1]) A. J. Gouin, Le costume annamite, im Bulletin de la Société de Géographie de Paris 1891. Heft 2, Seite 245 und 246.

Die „Gleichheit“ der Menschen im Lichte der Wissenschaft.

Von Friedrich v. Hellwald.

II. (Schluß.)

Wenn von Überlegenheit unter Menschen gesprochen wird, so kann der Maßstab dafür wohl nur in den Geisteskräften und in der Gesittung gesucht werden. Eine genaue Betrachtung lehrt nun, daß alle Menschen oder alle Gruppen von Menschen sich mehr oder weniger einem der vier großen Geistestypen einreihen oder angliedern lassen, die ich sogleich kennzeichnen will.

Der erste dieser Typen ist jener der Geistesfürsten, der Entdecker neuer Wahrheiten, der Erfinder, der Pioniere, welche der Menschheit durch das Gebiet des Unbekannten hindurch neue Bahnen eröffnen und sie auf diesen mit sich fortreißen. Kühn und unruhig, mit zum mindesten mittleren Verstande begabt, fühlt ein Mensch dieses Schlages sich nicht heimisch auf den ausgetretenen Pfaden, worin die Alltäglichkeit sich gefällt und auf denen er bloß aus Notwendigkeit verweilt. Er liebt neue Forschungen, Gedanken und Erfindungen, und hängt ihnen auch sofort mit Eifer an. Induktiv findet er deren praktische Seite heraus, bemüht er sich, dieselben zu verwirklichen und wenn er kann, bringt er sein Leben mit beständigen Neuschöpfungen zu. Alles, was da neu ist, nicht in der Form, sondern im Wesen, alles was das Antlitz der Zivilisation verändert und einen plötzlichen Ruck nach vorwärts verursacht, verdanken wir solchen forschenden Geistern, und die gesamte Entwickelung der Gesellschaft ist ihr Werk. Diese Menschen sind selten, meist zwingen die Umstände sie mit untergeordneten Dingen sich zu befassen, und die geringe Anzahl derer, welche durchdringen, ist weit entfernt, die ganze Summe von Diensten zu leisten, die sie leisten könnte. Diese Unternehmenden sind übrigens keineswegs alle sogenannte Genies, aber die Menschen von wahrem Genie zeigen insgesamt, und zwar im höchsten Grade den geschilderten Typus.

Der zweite ist jener der verständigen und geistreichen Leute ohne eigenen Schaffenssinn, welche die Gedanken und Erfindungen der ersteren hernehmen, beschneiden, bearbeiten und vervollkommnen. Menschen dieser Art gelangen, indem sie den Dingen neue Gestaltungen verleihen, zu Ergebnissen, welche mitunter über deren Wert täuschen, und oft muß man genau zusehen, um zu bemerken, daß sie bloß ausgearbeitet haben, ohne das Material zu schaffen. Der erste und dieser zweite Typus ergänzen sich. Erstere treten mit ihren Entdeckungen gewöhnlich zu ungeschlacht hervor, die anderen können also bloß auf Grund der fremden Entdeckungen arbeiten.

Der dritte Typus umfaßt wenig, mittelmäßig oder auch sehr begabte Menschen, welche indes ein gemeinsamer Charakter-

zug vereinigt. Galton nennt ihn treffend den „Herdengeist“. Leuten dieser Denkweise ist jede nicht landläufige Idee, jede neue Erfindung, jede neue Wahrheit ein Gegenstand des Mißtrauens oder des Spottes. Dringt aber der neue Gedanke, die Erfindung durch, so ergreifen sie hartnäckig deren Verteidigung gegen die Förderer weiterer Fortschritte. Sind solche Menschen verständig, so zeigen sie sich mehr denn alle anderen der Belehrung zugänglich. Ohne eigene Gedanken und unfähig, solche zu erzeugen, eignen sie sich desto leichter jene andrer an. Alles, was man sie lehrt, prägt sich ihrem Geiste mit Leichtigkeit und auch so tief ein, daß es bald unmöglich wird, etwas daran zu ändern. Nicht nur sind sie unfähig, die erworbenen Ideen zu verarbeiten und daraus scheinbar neue Verbindungen zu gestalten, sondern jede Neuerung, welche man ihnen vorschlägt, verursacht ihnen ein moralisches Unbehagen. In der festen Überzeugung, daß sie im Besitze der offiziellen Wahrheit sind und das letzte Wort der Vollkommenheit darstellen, setzen sie jeglichem Fortschritte den Widerstand entgegen, welcher unter allen der gefährlichste ist: die Unthätigkeit der Massen. In den Köpfen dieses Schlages wächst die Trägheit mit abnehmendem Verstande, so daß bei den untersten und zahlreichsten Individuen unbedingte Gleichgültigkeit an Stelle des hartnäckigen aber bedachten Widerstandes tritt.

Der vierte Geistestypus, zugleich der niedrigste von allen, ist endlich unfähig, nicht bloß zu gruppieren und zu schaffen, zu entdecken und zu kombinieren, sondern sogar durch Erziehung das bescheidenste Maß von Gesittung zu erwerben.

Es liegt auf der Hand, daß die Menschen, wie sie leben, nicht alle genau in diese vier Kategorien untergebracht werden können. Diese Typen stellen vielmehr gewissermaßen bloß die Mittelpunkte von Gruppierungen dar, von welchen jeder einzelne mehr oder weniger entfernt steht. So wenig wie in der übrigen Natur giebt es unter den Menschen scharfe Grenzen, abgeschlossene Gruppen. Übergänge sind überall mannigfach vorhanden. Man errät jedoch, daß was die Überlegenheit einer Rasse oder eines Volkes bedingt, eben im Besitze einer mehr oder weniger großen Verhältniszahl von Menschen der ersten und zweiten Kategorie beruht. Die anderen Typen kommen erst in zweiter Reihe in Betracht, denn die geistige Physiognomie eines Volkes verkörpert sich bloß in einer geringen Anzahl von Individuen.

Ein Beispiel soll dies veranschaulichen. Ich wähle zuerst England. Dort wird unser erster Typus etwa durch ein paar hundert Köpfe vertreten sein, worunter einige von anerkanntem Genie, viele von unbestrittenem Talent und auch viele, deren wirklicher Wert keine Gelegenheit gefunden hat, sich geltend zu machen. Der zweite Typus wird gewiß mehrere Hunderttausende umfassen, die nach Millionen zählende Masse dem dritten Typus angehören und der vierte endlich eine oder auch ein paar Millionen begreifen. Wir werden demnach sagen: Die Bevölkerung Englands steht sehr hoch. Damit ist offenbar nicht ausgedrückt, daß jeder Brite ein überlegener Mensch sei, im Vergleiche zu irgend welchem Deutschen, Franzosen, Chinesen oder Brasilianer. Nein! Jeder Engländer, wie hoch immer auch sein Wert sein möge, wird gewiß leichtlich seinesgleichen oder sogar einen höheren auf einem andern Punkte der Erde treffen. Ferner ist damit auch nicht gemeint, daß die Mehrzahl der Engländer überlegene Menschen sind und Mittelmäßigkeit oder schlimmer bei ihnen die Ausnahme bilde. In der Wirklichkeit sind der Tüchtigen, der Eugenen, eine verschwindende Minderheit in dem großen Meere der Massen, aber ihre Zahl ist immer noch beträchtlicher als durchschnittlich bei andern Völkern und — was schwer ins Gewicht fällt — zugleich schon mit den unteren Schichten durch eine imposante und dichte Gruppe andrer verbunden, welche sie verstehen und ihnen nachahmen, während die Massen selbst, vom Beispiele angespornt, in die offene Bahn geschleudert werden. In einem Eisenbahnzuge besitzt bloß die Lokomotive eigene Bewegung. Hinter ihr folgt eine lange Reihe an sich träger Wagen, welche durch ihr Gewicht, ihre Reibung zum Teil die Kraft der Maschine abnutzen und deren Lauf verlangsamen. Nichtsdestoweniger rollen die trägen Wagen eben so rasch wie die Lokomotive. Der ihnen mitgeteilten Bewegung beraubt, würden sie sofort stehen bleiben. Stände jedoch die Lokomotive plötzlich still, so würde die von den Wagen erworbene Kraft sie noch einen Augenblick vorwärtsschieben. Dies das Bild eines überlegenen Volkes: die Lokomotive muß die Wagen ziehen können, und je kräftiger die Maschine, desto leichter, desto schneller rollt der Zug.

Betrachten wir nun einmal im Vergleiche dazu ein andres Land, z. B. Mexiko. Dort glänzt unser erster Typus durch völlige Abwesenheit, der zweite ist viel weniger vertreten als in England, der vierte, unterste, umfaßt aber ein Drittel oder ein Viertel der Gesamtbevölkerung. Wir werden daher dem Volke Mexikos nur geringe Tüchtigkeit beimessen. Bei einem Negervolke, das man zu zivilisieren versucht hat, bei den Schwarzen Haytis, ist die zweite unsrer Kategorieen gar kaum vertreten, und die vierte strebt die dritte zu überflügeln. Sein Wert ist also noch geringer als jener der Mexikaner. Wenden wir uns endlich zur ganz tief stehenden Gruppe der Feuerländer, Australier, Buschmänner und ähnlicher Stämme, so gehört fast deren Gesamtheit zum vierten Typus und die daraus hervorgehenden Menschen können höchstens auf ein bescheidenes Plätzchen innerhalb unsrer dritten Kategorie Anspruch erheben. Darunter giebt es nichts mehr, außer die Tierheit.

Die eingangs erwähnten anthropologischen Forschungen haben nun sowohl für die Vergangenheit als auch noch für die Gegenwart die ausgedehnte Verbreitung eines Schlages blonder, d. h. hellhäutiger, langköpfiger Menschen ergeben, welche den Kurzköpfen und Brünetten sich als überlegen erwiesen. Fast alle großen Männer der Geschichte waren von diesem Schlage, sogar dann, wenn sie Völkern von ganz anderm Körpertypus entsproßten. Allem Anscheine nach bildeten die blonden Langköpfe die leitenden Klassen in Ägypten, namentlich auch in Chaldäa, dann in Assyrien. Für Persien und Indien ist die Sache fast sicher, während ihre Rolle in der hellenisch-römischen Zivilisation keinem Zweifel unterliegt. Und sogar in unsern Tagen steht die Abstufung der Kulturnationen in ziemlich genauem Verhältnisse zu der Menge blonder, langköpfiger Elemente, welche an der Zusammensetzung ihrer leitender Klasse beteiligt ist. Ich habe nun nichts dagegen, wenn man anthropologisch diese blonden Langköpfe als eine besondere Rasse, und zwar als die vornehmste, auffassen und wegen ihres Vorherrschens in unserm Erdteile die europäische nennen will, möchte es aber, weil sinnverwirrend, vermeiden, auf sie den Namen Arier zu übertragen, wie eine Reihe von Forschern thut.

Nächst ihr darf man wohl als die tüchtigste die semitische Rasse bezeichnen, insbesondere den Zweig der europäischen Juden, welche eine gelungene Kreuzung mit den blonden Langköpfen darzustellen scheinen. Ihnen folgen die Mittelländer und namentlich deren Vettern und Nachbarn, die alten Kuschiten, die Begründer der babylonisch-assyrischen Gesittung. Damit ist aber die Liste der aktiven, der thätigen Rassen geschlossen; den ganzen Rest der übrigen Menschheit darf man kühnlich unter die passiven Rassen verweisen.

Durch sehr langwierige und mühevolle statistische Untersuchungen über Herkunft und Geburtsort der großen Männer Europas in den letzten Jahrhunderten ward nun ermittelt, daß dieselben auf einem Raume sich zusammendrängen, dessen

Achse eine von Edinburgh in Schottland ausgehende und in der Schweiz endende ideale Linie wäre. Minder deutlich läßt sich eine andre Achse erkennen, welche etwas unterhalb der Seinemündung beginnt und in gebrochener Linie nach dem Baltischen Meere läuft, indem sie bei Paris die erste Achse schneidet. Die Verbreitung des Genies in Europa stellt sich auf der Landkarte wie ein etwas verschwommener Rhombus dar und außerhalb desselben trifft man hier und da über ganz Europa, mit Ausnahme von Rußland und der Balkanhalbinsel, mehr oder weniger vereinzelte Flecke zerstreut. Solche Nebenzentren des Geistes weisen unter andern Ober- und Mittelitalien, das Rhônethal, Süddeutschland und Österreich auf.

Vergleicht man eine solche Karte der Verbreitung geistiger Kraft mit einer, welche die Verbreitung der blonden Langköpfe darstellt, so bemerkt man mit Überraschung, daß beide einander nahezu decken. Ähnliche Karten hat man für die Verbreitung der Geister zweiten Ranges hergestellt, und diese, welche naturgemäß weit dichter und ausgedehnt ist, fällt nicht mehr mit der Dichtigkeit des blonden, langköpfigen Elementes, sondern mit jener der allgemeinen, typisch verschiedenen Bevölkerung Europas zusammen. Auf diesem mühevollen Wege ist man auch dahin gelangt, annähernd die verhältnismäßige Tüchtigkeit von Rassen, Völkern und Stämmen durch Ziffern zu bestimmen. In einer Menschengruppe, deren Gesamtsumme im Laufe zweier Jahrhunderte 100 Millionen Köpfe betrug, hat man z. B. 100 Geister ersten und 10000 solcher zweiten Ranges ermittelt. Die Tüchtigkeit dieses Volkes läßt sich also abgekürzt durch die Ziffern 1 und 100 ausdrücken. Bei einem andern findet man die Zahlen 7 und 40, und es ist klar, daß, obgleich ärmer an Köpfen zweiten Ranges, dieses Volk dem vorigen überlegen ist.

Aus diesen Untersuchungen springt zunächst der ungleiche Wert der Menschen hervor. Eine Nation wäre buchstäblich enthauptet, wenn ein paar Hundert ihrer Geistesspitzen auf einmal umkämen, während der Verlust einiger Millionen aus den unteren Verstandskreisen bloß einen wirtschaftlichen Notstand für eine gewisse Zeitdauer nach sich zöge. Unter allen hervorragenden, großen Männern stehen nun als Förderer jeglichen, auch des materiellen Fortschrittes, jene der Wissenschaft, die Gelehrten, oben an. Die gesamte Entwickelung des Handels, der Industrie, der Heilkunde ist das Ergebnis ihrer Forschungen und Entdeckungen, und ohne sie hätten wir vor den Chinesen nichts voraus. Es ist nun von Interesse nachzuspüren, welchen Gesellschaftsklassen die Gelehrtenwelt zunächst entstammt. Einen Anhaltspunkt gewähren dafür die sorgfältigen, umfangreichen Untersuchungen, welche zu diesem Behufe Alphonse De Candolle betreffs der auswärtigen, also nichtfranzösischen Mitglieder der Pariser Akademie der Wissenschaften für die Zeit des 18. und 19. Jahrhunderts angestellt hat. In diesen Männern darf man wohl mit Fug und Recht die höchsten Geistesspitzen erkennen, welche das nichtfranzösische Europa im Laufe von etwa sieben Vierteljahrhunderten hervorgebracht hat. Nach De Candolles Untersuchungen entfielen nun davon 41 Proz. auf den Adel, 52 Proz. auf den Mittelstand und bloß 7 Proz. auf die unteren Schichten. Weitere Ermittelungen lehrten, daß man auf den Adel etwa 1 Proz., die Mittelklasse auf 9 Proz., die niederen Volksschichten aber auf 90 Proz. der Gesamtmenge von Menschen veranschlagen dürfe, welche seit 200 Jahren in Europa außerhalb Frankreichs lebten. Es hat also der Adel 45½ Proz. und der Mittelstand 5,7 mal mehr, die untere Klasse aber 13 mal weniger an Gelehrten geliefert als sie hätte sollen, wenn kein Unterschied im Werte der Menschen, wenn Gleichheit unter ihnen bestände. Seit dem vorigen Jahrhundert hat sich nun die Kopfzahl der höchsten Stände um ein Drittel oder die Hälfte verringert, jene der Mittelklasse aber verdrei- oder vervierfacht und auch die der untersten Klasse leicht vermehrt. Der Beitrag der Mittelstände, welcher im vorigen Jahrhundert 33 Proz. betrug, hat sich im gegenwärtigen indes bloß auf 47 Proz. gehoben, ist also bloß um ein Viertel ihrer Produktionskraft gestiegen. Man darf demnach das heutige Bürgertum in geistiger Hinsicht um reichlich zwei Drittel unter jenes des 18. Jahrhunderts stellen. Die Ursachen dieser Erscheinung führen im letzten Grunde wieder auf anthropologische Phänomene zurück. Die Kurzköpfe nehmen immer mehr überhand und ihnen gehören die Massen an. Wo der Adel sich thunlichst rein erhalten hat, sind aber in ihm die blonden Langköpfe noch am reichlichsten vertreten: so in Frankreich und sogar in Rußland, wo die von den skandinavischen Erobern entstammenden, regierenden Klassen über ein kurzköpfiges Volk herrschen. In hohem Grade trifft dies in Deutschland und England zu, und damit erklärt sich auch, wie das politische und wirtschaftliche Übergewicht eben bei diesen beiden Nationen ruht, in welchen die blonden Langköpfe die meiste Verbreitung besitzen.

Wie man sieht, stellen die Ergebnisse der soziologischen Forschungen die landläufigen Meinungen geradezu auf den Kopf. Sie lehren nicht bloß die Hinfälligkeit der behaupteten Gleichheit der Menschen, sondern daß vielmehr eben die Ungleichheit die treibende Ursache alles Fortschrittes, aller Entwickelung ist. Sie predigen die Reinerhaltung des Blutes und die Verderblichkeit der gemeiniglich gepriesenen Mischung der Rassen und verkünden auf Grund der Erfahrung, daß jede Kreuzung mit geistig und körperlich Unebenbürtigen, mögen diese sonst den höchsten oder niedrigsten Ständen angehören, nicht nur keine „Auffrischung“ des Blutes, sondern einfach Besudelung ist. Kein Fachmann bezweifelt heute mehr, daß strenge Inzucht, die man bislang als unheilvoll zu schildern liebte, kraft der Macht der Vererbung zur schärfsten Ausprägung des Typus mit allen seinen geistigen und seelischen Eigenschaften führe, somit das einzige Mittel ist, die Eugenen, die Tüchtigen zu erhalten. Kreuzungen dagegen zerstören die Typen. Verhehlen wir es uns nicht länger: die Natur selbst ist die ärgste Aristokratin.

Damit fällt auch helles Licht auf den Wert der Demokratie, welche auf Gleichheit fußt und Kreuzungen erstrebt und begünstigt. Proudhon hat sie treffend eine Tochter des Neides genannt. Vielleicht ist sie auch dessen Mutter. Nebenbei bemerkt, hat es eine Demokratie im wahren, strengen Sinne des Wortes niemals gegeben, noch wird oder kann es je eine solche geben. Das ganze Altertum, auf das man so gern hindeutet, hat davon kein Beispiel aufzuweisen, wie schon aus dem Herrschen der Sklaverei in den antiken Staaten hervorgeht. Die Demokratie, wie wir sie geschichtlich bis auf die neueste Zeit kennen, war und ist nichts anders als eine Oligarchie der ersten besten anstatt einer Oligarchie der besten, d. h. mehr oder weniger Auserlesenen. Doch sind dies Ausblicke, die ich nur gestreift haben will. Die Lehren der Soziologie sind freilich, ich kann es nicht leugnen, hart, unbeugsam, unerbittlich. Was thuts jedoch, wenn sie nur wahr sind! Die Zeit der blendenden, sentimentalen Irrtümer, wozu auch die Gleichheitslehre zählt, sind vorüber. Dogmen sterben, die Wissenschaft allein ist unsterblich.

Ein Besuch bei den Ojibwa im nördlichen Minnesota.

Von Dr. Walter J. Hoffman. Washington.

Im Verfolg meiner seit 1871 begonnenen ethnologischen Forschungen besuchte ich kürzlich wieder den Staat Minnesota, um meine Untersuchungen über die piktographische Schrift fortzusetzen, und um die geheime Stammesgesellschaft genauer zu studieren, die unter dem Namen „Grand Medicine" oder Me-dé-win bei den Ojibwa-Nationen bekannt ist. Diese Organisation ist von Reisenden häufig erwähnt worden, doch kein einziger derselben konnte uns eine genaue Kenntnis des geheimen Wirkens der Medizinmänner oder Schamanen (Me-dé in Ojibwa) oder die Art, wie sie zu dieser Stellung gelangen, vermitteln.

Als die Ojibwa-Nation noch näher mit ihrem Hauptstamme, dem Algonquin, verbunden war, wohnte sie in dem Lande am Saulte St. Marie zwischen dem Michigan- und Huronsee im nördlichen Michigan. Sie begannen nach Westen zu wandern und endlich erreichte der Stamm die südwestliche Spitze des oberen Sees, die als la Pointe bekannt ist. Hier war ein dicht mit Fichten bewaldetes Land, jenseit dessen die Sioux oder Dakota, die alten Feinde der Ojibwa, wohnten.

Bei la Pointe entwickelte sich der Stamm gedeihlich und der heilige Orden der Me-dé-win erreichte seinen höchsten Glanz. Der Me-dé oder Schamane wurde hier in allen Künsten unterrichtet, welche Gesundheit und langes Leben verleihen können, oder welche die Jagd erfolgreich machen und Sieg in der Schlacht verleihen.

Es ist in der Geschichte der Ojibwa während ihres Aufenthaltes in la Pointe ein unaufgeklärter Punkt, welcher schließlich ihren Fortgang von dort verursachte. Die Überlieferung berichtet, daß auf einer Insel bei la Pointe die Anthropophagie in sehr ausgedehnter Weise betrieben wurde. Aber die Geister der Toten kehrten zurück und quälten die Indianer so unausgesetzt, daß ihres Bleibens dort nicht mehr war. Infolgedessen unternahmen sie Ausflüge in die westlich gelegenen Landschaften bis zum Mississippi hin, besiegten und vertrieben die dort ansässigen Dakota, deren Land jetzt im Besitze der Ojibwa ist.

Die Landansprüche der Indianer sind jetzt bedeutend eingeschränkt worden, denn sie sind jetzt nur im Besitze von einigen Reservationen, welche die Regierung ihnen zugestanden hat. Diese Reservationen sind so gelegen, daß die Indianer sowohl im Besitze von Prärie als auch von Wald sich befinden.

Es ist ein geographischer Charakterzug Minnesotas, daß es in zwei durchaus voneinander verschiedene Hälften geschieden ist: der Osten ist ganz mit Wald bedeckt, während im Westen die Prärie vorherrscht. Der Waldgürtel verläuft in einer scharf begrenzten Linie nordwärts über drei Viertel des Staates hin, wendet sich dann nordwestlich nach Pembina am Red-River zum 49. Breitengrade, welcher die Grenze zwischen den Vereinigten Staaten und den britischen Besitzungen bildet. Der Westen dagegen besteht, wie bemerkt, aus Prärieland, das sich bis zu den Felsengebirgen ausdehnt. Im östlichen Teile verteilen sich die Bäume je nach der Bodenerhebung. Es ist eine leicht wellenförmige Region, in welcher jede tiefe Stelle entweder einen See oder Sumpf enthält, um den der Zuckerahorn (Acer Saccharinum L. Maple), Tamarak (Larix americanum), verschiedene Eichen, Eschen u. s. w. gedeihen. Auf den Höhen der Hügel und Kämme stehen Kiefern (Pinus strobus, P. mitis). Nach Norden ist der Zuckerahorn in diesem gewaltigen Walde sehr häufig und diese Stellen werden jährlich von den Indianern aufgesucht, um Zucker zu gewinnen, der an Händler verkauft wird, die ihn weiter nach den großen Städten bringen.

Im Zusammenhange mit dem wellenförmigen Charakter des Landes findet man viele Einsenkungen in den Boden: schöne Thäler mit romantischer Landschaft und reinen Seen, in denen Fische verschiedener Art sehr häufig sind und den Umwohnern zur Nahrung dienen. Von Säugetieren leben hier das Elen (Moose), Renntier, der Hirsch und Bär, doch nicht häufig, während es von kleinerem Getier wimmelt und ebenso von jagdbaren Vögeln aus dem Geschlechte Tetrao. Im Herbste stellen sich wilde Gänse und Enten zu tausenden ein.

Abgesehen von dem Ahornzucker sammeln die Indianer große Menge der Schlangenwurzel (Aristolochia serpentaria L.) und die Früchte der Huckleberren (Gaylussacia resinosa J. und G.). Die Familien begeben sich in die Lichtungen, wo diese vorkommen und lassen die Kinder im Lager, während alle Erwachsenen, versehen mit Körben aus Weidengeflecht oder Birkenrinde, dem Beerensuchen nachgehen. Die Ernte wird in Tonnen voll frischen Wassers entleert und so zur Niederlassung gebracht, wo sie auf diese Weise sich eine Woche lang frisch erhält.

Die Ojibwa sind, seit die französischen Reisenden zuerst in die Gegend an den Seen vordrangen (1669 und 1670), im allgemeinen gut bekannt gewesen. Aber abgesehen hiervon lebt am Red-Lake noch eine Abteilung Ojibwa, die nach ihren Angaben hier seit 300 Jahren ansässig ist und sich noch vollständig ihren primitiven Zustand bewahrt hat und noch Töpfe und Steinwaffen fabriziert. Dieser Stamm zählt noch 460 Seelen und wiewohl er freundlich gegen die Weißen gesinnt ist, hält er sich doch von ihnen ganz fern. Sie haben sich gegen die Erbauung einer Kirche gewehrt und drohen jedes Gebäude zu zerstören, das bei ihnen erbaut werden sollte. Infolgedessen leben sie ganz vereinsamt.

Red-Lake besteht aus zwei Abteilungen klaren süßen Wassers, jede 20 bis 25 Miles lang und verbunden durch eine enge Straße. Der untere (südliche) See schickt seine Wasser zum Red-Lake-River, welcher einen Zufluß des Red-River bildet, den er nach einem Laufe von 70 Miles erreicht. Die Niederlassung liegt im Osten an der die Seen vereinigenden Straße. Im Sommer fischen die Indianer, wobei sie sich der Boote bedienen, die aus Birkenrinde hergestellt werden. Diese sehr leichten Boote sind nur für einen Menschen berechnet und messen 2 bis 3 m in der Länge; doch giebt es auch größere von 5 bis 6 m Länge, in denen größere Mengen von Gegenständen verfrachtet werden. Die Voyageurs des Nordwestens, gewöhnlich Söhne europäischer Väter und indianischer Mütter, verstehen außerordentlich gut, darin Waren zu transportieren. Viele Indianer sprechen französisch, doch ist es so mit Ojibwawörtern gemischt und in den Lauten verderbt, daß man es anfangs nur sehr schwer versteht.

Die Regierung des Stammes führt ein Häuptling, dem ein ausführender Rat von Unterhäuptlingen zur Seite steht. Der Me-dé oder Schamane ist eine sehr einflußreiche Person, der vor der Ausführung irgend einer Unternehmung gehört wird, um sich über den Erfolg derselben zu vergewissern. Tritt Dürre ein, so muß er „Regen machen"; er versorgt

die Jäger und Fischer mit Erfolg bringenden Fetischen und vermittelt Liebesgeschichten.

Der „Jossakeed" oder „Böse Medizinmann" versteht es, Unglück oder Tod über die Feinde zu bringen, und kann allerlei Taschenspielereien ausführen, um die, deren Treue wankend ist, festzumachen.

Wenn ein Me-dé oder Jossakeed in seinen Voraussagen oder bei seinem Exorcismus Erfolg hatte, so wird dadurch seine Stellung natürlich noch eine einflußreichere. Ein Beispiel von Eintreffen durch Zufall kann uns zeigen, wie ein Jossakeed von der White Earth Agency zu hohem Ansehen gelangte. Ein Indianer daselbst hatte einen Feind, dessen Tod er herbeiwünschte und der in einem entfernten Lager lebte. Ihn zu töten fürchtete er sich aber wegen der gesetzlichen Folgen. Er suchte daher die Hilfe eines Jossakeed nach und nachdem er diesem eine bestimmte Summe gezahlt, zeichnete der Jossakeed die Gestalt eines Mannes auf ein Stück Birkenrinde, malte einen roten Fleck auf die Brust der Figur und durchbohrte diesen mit einer Nadel, zum Zeichen, daß das Herz des Feindes durchbohrt sei und dieser infolge dessen sterben müsse. Der Jossakeed fastete nun drei Tage lang und stimmte seine Zaubergesänge an, um den Erfolg sicher zu machen, damit der Feind innerhalb von vier Monaten sterbe.

Diese Zeremonie wurde im Herbste ausgeführt und der Mann, dessen Verderben man herbeiführen wollte, starb im nachfolgenden Frühjahr infolge einer Krankheit, die er sich durch Erkältung im vorangegangenen Winter zugezogen hatte. Natürlich versicherte der Jossakeed, daß er diesen Todesfall verursacht habe und da niemand imstande war, diese Behauptung zu widerlegen, so sicherte ihm sein Erfolg einen weit größeren Ruf, als er vorher besessen hatte.

Den Ursprung und die Einrichtung der Me-dé win oder „Großen Medizin" will ich in einem andern Artikel erläutern.

Biddulphs Reise durch die Persische Salzwüste.

C. E. Biddulph verließ am 7. April Teheran in Begleitung des Kapitäns Vaughan, um die ungenügend bekannten, auf den Karten als Sumpflandschaft bezeichneten Strecken zwischen Teheran und Kaschan zu durchreisen, in welche der Schar Rud und andere Gewässer sich ergießen. So kurz die Reise war und so nahe das Gebiet bei der Hauptstadt Persiens liegt, hat dieselbe doch zu einer starken Veränderung der Karte geführt. Biddulph berichtete darüber in den Proceedings der Londoner Geogr. Gesellschaft (Nov. 1891) und bringt eine Kartenskizze, die wir verkleinert hier wiedergeben.

Die Salzebene Darya-i-Namak. Von C. E. Biddulph.

Sowohl in bezug auf die Lage als die Natur des angeblichen Sumpfes fanden die Reisenden die bisherigen Karten ungenau und an seiner Stelle teilweise Hochland mit zerstreuten Dörfern. Der „Sumpf" selbst liegt nicht im Norden, sondern im Süden von Sia-Kuh und zerfällt in zwei verschiedene, durch trockenes Land getrennte Teile. Der größere Teil, Darya-i-Namak oder Salzsee genannt, erstreckt sich, soweit das Auge reicht, im Süden des Sia-Kuh-Gebirges; der zweite, wesentlich kleinere, eine Neubildung, liegt nordwestlich vom vorigen. Seine Grenzen sind, bei felsigem Grunde, meist scharf umschrieben und nur im Osten sumpfig. Sein Wasser ist völlig klar und ohne Anzeichen von starkem Salzgehalt.

Ein Blick auf die beigegebene Karte zeigt sofort die Lage der beiden Seen zu einander. Drei Flüsse kreuzen den Weg zwischen Teheran und Kum und verlieren sich nach Osten zu in der Wüste. Es sind dieses der Kumfluß, der Karatschai, die sich in ihrem Unterlauf vereinigen und wahrscheinlich den neuen See bilden, drittens der Schar Rud und ein vierter bei Hasanabad vorbeifließender Fluß. Die beiden letzteren fließen in den Salzsee Darya-i-Namak. Letzterer ist, wie man vom Sia-Kuh aus bemerken kann, zum großen Teil mit einer dicken, Jahrhunderte alten Salzkruste bedeckt.

Die Salzablagerungen der persischen Wüste, wie sie der Darya-i-Namak zeigt und diejenigen, die anderweitig unter dem Namen Kavir bekannt sind, erscheinen durchaus verschieden. Was auf den meisten Karten als große persische Salzwüste angeführt wird, ist keineswegs durchweg mit Salz geschwängerter Boden! es ist auch viel salzloser dabei, dem nur wegen Wassermangel der Pflanzenwuchs fehlt. Und selbst jetzt trägt er nach der Schneeschmelze in den höheren Bergen einen dürftigen Grasteppich, auf welchem Herden weiden.

Die unter dem örtlichen Namen Kavir bekannten Salzauswitterungen überziehen nur Teile der Wüste und nicht bloß die niedrigen Stellen, denn sie sind nicht Reste von verdunsteten Salzgewässern, sondern stammen aus dem Boden selbst. Solche Salzauswitterungen von Papierstärke sind auch in Sind, Beludschistan und im Pandschab häufig. Der Darya-i-Namak dagegen bildet eine ausgehöhlte Mulde mit einer Salzkruste, die an verschiedenen Stellen mehrere Fuß stark ist und zu ihrer Bildung eine lange Zeit gebrauchte.

Die Reise wurde am 8. April angetreten und führte bis Mirza-Jafir durch kultiviertes Land; dabei wurden die Ruinen der altpersischen Stadt Veramin besucht, die von orthodoxen

Mohammedanern zerstört worden ist, doch steht noch ein schöner, mit Inschriften bedeckter Thurm aus der Zeit der Feueranbeter, der indessen auch dem Untergange geweiht ist, da man an seinem Fuße die schönen, inschriftreichen Ziegel auszubrechen beginnt. Im nächsten Orte, Kalabuland, wurden Kamele, Maultiere und Vorräte gekauft und nun begann der Ritt durch die Wüste, die nur noch einmal durch die Oase Karim Kaneh unterbrochen wurde.

Es traten nun Gebirge auf; im ersten derselben bot die Quelle Gul Chasm den Reisenden noch einmal frisches Wasser. Diese Bergzüge bestehen aus einer eigentümlichen Mergelbildung von schön blauer oder grüner Farbe, die ihren Grund in einer sehr geringen Beimengung von Kupfersalzen hat. Bis zum Fuße des Sia-Kuh folgte nun eine 32 km breite wüste Ebene. Beim Durchzuge durch dieses Gebirge traf man auf Wanderstämme der Ilyats und verschiedene Karawanserais, jetzt in Ruinen, die der große Schah Abbas angelegt hatte; auch eine Quelle, Hauz Mohammed, war vorhanden. Das Gebirge Sia-Kuh hat nach Biddulph eine Höhe von 1500 m über der Ebene und die letztere liegt selbst 900 bis 1200 m über dem Meere, so daß es sich hier also um ein sehr ansehnliches Gebirge handelt. Es kommen in demselben Steinböcke vor.

Vom Gebirge aus hat man einen prachtvollen Blick über den im Süden vorgelagerten Darya-i-Namak, der wie ein ungeheurer gefrorener See erschien. Die Salzkruste glänzte in der Sonne wie ein Spiegel. Die Ilyat-Nomaden, die hier als Führer dienten, erzählten allerlei Wundergeschichten von den Gefahren beim Überschreiten des Salzsees. Nur ein einziger Pfad führe hinüber, rechts und links von demselben ginge jeder zu Grunde, der den Versuch machte, den Darya-i-Namak zu überschreiten. Die Übergangsstelle lag 24 km vom Gebirge entfernt: ehe man zum See kam, war ein sumpfiger Thonboden zu durchschreiten, in dem die Gerippe von Lasttieren auf die mit dem Passieren verbundenen Gefahren hindeuteten.

Am Rande war das Salz noch weich und mit Erde vermischt; je weiter man aber vordrang, desto fester und stärker wurde es, so daß es das Ansehen von starkem Eis annahm. Doch war die Oberfläche nicht so eben, wie bei einem ruhig zugefrorenen See, sondern glich mehr der Oberfläche von geschmolzenem und wieder gefrorenem Eis. Auch war die Salzfläche in zahllose vieleckige Blöcke gespalten. So stark aber war diese Salzschicht, daß sie keinerlei Schwankung beim Übergange der vielen Kamele und Maultiere zeigte und der Versuch, sie zu durchbrechen, mißlang; für die Geräte der Reisenden war das Salz zu hart und nur kleine Stücke von rein weißer Farbe konnten mitgenommen werden. Nach Aussage der Maultiertreiber war das Salz etwa 3 m dick und lag über einem stehenden Wasser oder einem Sumpfe. Biddulph nimmt an, daß das Salz im Laufe der Jahrhunderte von den Bergen in die Niederung als Auflösung herabgeschwemmt wurde, wo durch die Sommerhitze das Wasser verdampfte und die Salzkruste zurückblieb.

Die Salzkruste, welche etwa 30 km breit war, wurde in acht Stunden überschritten. Am jenseitigen Rande sanken die Pferde bis zum Bauche in die dort geschmolzenem Schnee gleichende Masse ein und man war froh, als man wieder festen Boden unter den Füßen fühlte. In der kleinen Oase Marinjab, wo einige Bäume Schatten spendeten, erholten sich die Reisenden einen Tag lang.

Am 19. April wurde wieder aufgebrochen und zunächst am Brunnen Chah Taghi gerastet; dann folgte eine 20 bis 25 km breite hügelige Sandwüste, nach deren Durchschreitung die Stadt Kaschan erreicht wurde. Von hier aus gingen die Reisenden nach Ispahan. Nach einem Monat kehrten sie nach Kaschan zurück, um den westlichen Rand des Darya-i-Namak zu erforschen. Allein diese Absicht zerschlug sich, da die Maultiertreiber fürchteten, daß dabei ihre Tiere zu Grunde gehen würden. Biddulph folgte nun der Straße nach Kum in nördlicher Richtung durch kultiviertes Land. Bei Mubarakabad begann wieder Wüste, die bis in die Nähe von Kum anhielt. Am westlichen Rande des Neuen Sees entlang, der vom Darya-i-Namak getrennt und verschieden ist, kehrten die Reisenden nach Teheran zurück.

Pjewtsows Reise im Kwen Lun 1889 bis 1891.

In einer außerordentlichen Sitzung der Russischen Geographischen Gesellschaft am 14. Oktober berichtete General Pjewtsow über seine Reisen im Norden Tibets. Nachdem er die Hauptkette des Thian-Schan durch den Bedel-Paß überschritten hatte, wandte er sich durch die enge Schlucht der Kara-teke-Kette weiter südlich; dieselbe war nur 10 bis 12 m weit und mit 200 m hohen Felswänden eingefaßt. Das erste kaschgarische Dorf war Kalpyn, von wo sich die Reisenden nach Jarkand begaben; von hier zogen sie auf der großen Chotan-Landstraße in die nördlichen Ausläufer des Kwen Lun. In Tochtahon blieben sie in einer Höhe von 3000 m etwa 40 Tage, während der Geolog der Expedition, Bogdanowitsch, einen Ausflug in die Gegend zwischen dem Jarkand-Flusse und dem Tyznan machte. Am 13. September 1889 verließen sie die Hochlande und kamen nach dreiwöchentlicher Reise in der Oase Chotan an, deren 120000 Einwohner als sehr gewerbsthätig geschildert werden. Von hier aus zogen sie östlich nach Kerija, dann nach Nija, wo sie das überflüssige Gepäck zurückließen und nach dem Kwen Lun aufbrachen, um einen guten Paß nach Tibet aufzufinden. Nicht weit vom Kloster Mindschinlinchanum wurde an den Quellen des Tillan-Hadschi ein solcher entdeckt. Den Winter brachte man in Nija zu. Die Arbeit wurde am 7. Mai 1890 wieder aufgenommen und zunächst nach dem Dorfe Kara-sai gereist. Von hier ging Roborowsky durch den vorher entdeckten Saryk-tuz-Paß und erreichte die Quellen des Kerija-Flusses auf dem Plateau von Tibet. Sie liegen in 5000 m Höhe in einer vollständigen Wüstenei. Mangel an Pferdefutter zwang Roborowsky zur Rückkehr nach Kara-sai; auch ein zweiter Versuch zum weiteren Vordringen nach Süden mißlang. Gleichzeitig überschritt Koslow das Grenzgebirge, indem er dem Bastan-tigrak-Flusse 160 km weit aufwärts folgte. Er kam am Daschikul-See vorbei und ging dem Flusse nach, der von Osten her in den See fließt, inmitten einer 4300 m hohen Wüste. Aber auch er mußte nach Kara-sai zurückkehren. — Den nächsten Versuch unternahmen alle drei Reisenden gemeinschaftlich, begleitet von vier Russen und wenigen Eingebornen. Sie gingen den Aksu-Fluß aufwärts und befanden sich bald auf einer 4500 m hohen Hochebene, die fast ganz ohne Pflanzenwuchs war und in der Anfang Juli fürchterliche Schneestürme tobten. Außer einigen Antilopen und einer Lerche sah man keine Tiere. Da auch hier kein Futter für die Pferde vorhanden war, so mußte auch diese Expedition umkehren.

Man brach nun nach Tschertschen auf und vereinigte sich in Atschan wieder mit Bogdanowitsch, der unterdessen die Geologie der beiden Pässe Saryk-tuz und Aksu studiert hatte. Nach einem kurzen Aufenthalte in Mandalyk, wo gute Weidegründe zur baldigen Erholung der Pferde beitrugen, kreuzte die Expedition abermals durch den Muzlik-Paß (4700 m) den Kwen Lun, worauf dieselbe sich teilte. Roborowsky zog nach Südost, Pjewtsow, dem kleinen Flusse Uluksu folgend, nach Süden. Letzterer erwies sich als die Quelle des Tschertschen. Sie erreichten hier ein ungeheures, 6000 m hohes Kalkgebirge, das durch ein weites, nach Südwest ziehendes Thal vom Kwen Lun geschieden ist. Bei einem kleinen See,

Jamil Kul, am Fuße dieses Gebirges, erreichte das Vordringen der Expedition sein Ende. Von den in einer Schlucht des Gebirges mit Goldwaschen beschäftigten Eingebornen erfuhren sie, daß dieses Gebirge Akka-Tai heiße, und daß seine Gipfel mit ewigem Schnee bedeckt seien. Die Rückreise wurde über den Lobnor, Karaschar und Urumtschi durch bekannte Gegenden angetreten. Am 15. Januar 1891 erreichte Pjewtsow den russischen Grenzposten am Saisan (Nature). Ist es nun auch dem Nachfolger Prschewalskis nicht gelungen, nach Tibet einzudringen, so hat seine Expedition doch viel zur Kenntnis des mittleren Kwen Lun beigetragen.

Die Mündung der Gironde und ihre Änderungen.

Der frühere Hafenkommandant von Bordeaux, Schiffsleutnant Hautreux, giebt im Bulletin der Handelsgeographischen Gesellschaft in Bordeaux (Juni und Juli 1891) eine wertvolle Studie über die Gironde. Die Angelegenheit hat eine um so größere Bedeutung, als das Gedeihen der Handelsstadt Bordeaux von der Stromtiefe der Gironde abhängig ist. Das Ästuarium der Gironde, wie alle größeren Ästuarien zeitweise vom Meereswasser durchfurcht, erleidet viele Veränderungen, welche teils in Verrückungen, teils in Vergrößerungen oder Verkleinerungen der Tiefen bestehen. Hierzu kommen noch massenhafte Alluvionen, welche von der Garonne und der Dordogne abwärts getragen werden. Die Mündungen einiger Flüsse wie Schelde, Clyde oder Mersey, bilden mehr golfähnliche Öffnungen, in deren oberen Teile nur Wasserläufe von schwachen Volumen münden. Anders ist dies bei der unteren Garonne und der Gironde. Die Reibung zwischen dem abwärts strömenden Flußwasser und dem täglich zweimal wieder zurückdrängenden Meerwasser ist hier eine weit stärkere. Auch die Massen von Schlamm und Sand sind bedeutend, welche vom Wasser flußaufwärts oder meerwärts bewegt werden. Flußtiefen, welche früher für die kleineren Segelschiffe ausreichend waren, sind für große Dampfer unzulänglich. Und gerade in einer Zeit, in der wir tiefere Fahrwässer nötig haben, wird unverständige Abholzung getrieben und dadurch bei größerer Abschwemmung die Beständigkeit der Flußbetten aufgehoben.

Hautreux belegt seine Arbeit mit acht Karten, deren älteste von 1590 stammt, die übrigen von 1677, 1708, 1751, 1798, 1812, 1875 und 1890. Die Sammlung umfaßt also drei Jahrhunderte. Besonders lehrreich ist die Karte vom Jahre 1708, auf der über der schwarzen Originaldarstellung in roter Farbe die heutige Flußtrace gegeben ist, wodurch ein Vergleich des heutigen Flußlaufes mit dem alten ermöglicht wird. Sieht man von Einzelheiten ab, so sind aus dieser Vergleichung zwei große Thatsachen zu erkennen. Die Sandbänke, welche sich meerwärts verlängerten und im ganzen Ästuarium zerstreut waren, scheinen sich jetzt zu einer festeren Masse zusammen zu gliedern. Von 1812 bis 1890 kann man das fortschreitende Anwachsen dieser Verlängerung an der weitesten und gefährlichsten dieser Bänke, „la Mauvaise“, beobachten, welche sich an die Pointe de Graves und das Riff von Cordouan anlehnt, und sich langsam vorschiebt bis zur Pointe de la Coubre, auf diese Art den ganzen Golf der Gironde ausfüllend.

Flußaufwärts ist die Bildung einer großen Anzahl von Inseln in der Mitte des Flusses nachzuweisen und zwar in der Verlängerung der Landspitze, welche die Garonne von der Dordogne trennt. Noch hier sind die Schwesterflüsse stärker als die auffsteigende Meerflut und suchen durch Ablagerung von Schwemmmaterial ihren Zusammenfluß nordwestlicher vorzuschieben, um jeder für sich ein besonders Bett zu bilden. Wenn man den Lauf der unteren Garonne zwischen der Gironde und Bordeaux verfolgt, so bemerkt man, daß durch vielfache Uferbauten die Flußbreite schmaler geworden ist, so daß sie an gewissen Punkten schwerlich mehr erreicht, als die Hälfte der Flußbreite im Jahre 1812. Dieselbe Wassermasse ist also gezwungen, heute in einem viel schmaleren Kanale abzuströmen, wodurch eine allmälige Vertiefung des Flußbettes zu erhoffen war. Die Hoffnung hat sich aber nicht erfüllt. Mit der verminderten Breite hat die Vertiefung nicht Schritt gehalten, denn die Abschwemmungen der Flüsse verlängern sich meerwärts.

Der Ingenieur Labat, der diese Frage ebenfalls eingehend studierte, fand, daß die auffsteigende Meerflut den Grund des Flußbettes wie eine Pflugschar angreift, aber nur so lange, als der abwärts fließende Strom an der Oberfläche schnellere Bewegung hat als auf dem Grunde seines Bettes. Daraus erklärt sich für die Gironde, und im besonderen auch für die untere Garonne, daß die Schlammwirbel, welche in dem Moment des Auffsteigens der Flut sich erheben und stromaufwärts richten, von dem sechs Stunden später wieder meerwärts dringenden Flußwasser zurückgeführt werden. Die verengte Garonne widersetzt sich also dem Eindringen des Meerwassers und begünstigt die Ablagerung von Alluvionen. Je weiter das Meer flußaufwärts drängt, umsomehr sucht es einen wirklichen Golf zu bilden. Nimmt diese Thätigkeit aber ab bis zum völligen Verschwinden, so werden die Anschwemmungen des Flusses im Golfe bleiben und ihn allmählich ausebenen. An Stelle der tiefen Mündung wird der Fluß in einem Delta endigen. Ohne Zweifel wird die Gironde nicht zu einer Camargue werden. Man muß aber bei einer Vertiefung des Flußbettes danach streben, die Abströmung des Flußwassers zu erleichtern.

Bücherschau.

Dr. Sigmund Günther, Prof. a. d. techn. Hochschule in München. Lehrbuch der physikalischen Geographie. Mit 169 in den Text gedruckten Holzschnitten und 3 Tafeln in Farbendruck. Stuttgart. Ferdinand Enke, 1891.

Vorliegendes Lehrbuch ist in erster Linie für Studierende bestimmt; es soll ein Kompendium sein und in kürzerer Form den Inhalt des vor einigen Jahren von demselben Verf. veröffentlichten zweibändigen Handbuches der physikalischen Erdkunde wiedergeben.

Wir leben in einer Zeit allgemein regeren Interesses für die geographischen Forschungen. Das gilt namentlich für die physikalische Erdkunde, welche gerade in den letzten Jahrzehnten wesentliche Bereicherungen ihres Inhaltes erfahren hat. Somit darf nicht bezweifelt werden, daß ein wirkliches Bedürfnis nach einer zusammenfassenden Darstellung auf diesem Gebiete vorliegt, zumal wir außer dem im Jahre 1884 erschienenen Buche von Supan keine andre Zusammenfassung dieser Art besitzen. Allerdings fällt ein nicht unbeträchtlicher Teil, wenn nicht die Hauptmasse der in der physikalischen Erdkunde behandelten Materie in das Gebiet der allgemeinen Geologie, so die Geotektonik, die Bewegungen der Erdkruste, Niveauschwankungen des Meeres, vulkanische Erscheinungen, Erdbeben, zerstörende und aufbauende Thätigkeit der Gewässer und des Windes, Glazialerscheinungen u. s. w. und wird daher mit dieser erledigt, allein andre wichtige Teile der Physik der Erde, wie die meteorologischen und magnetischen Erscheinungen, Ozeanographie u. s. w. sind leider herkömmlicherweise von dem Betrachtungskreis der allgemeinen Geologie ausgeschlossen. Indem nun die physikalische Erdkunde diese Lücke ergänzt und den geologischen Teil mit dem rein physikalischen Teile zu einem harmonischen Ganzen verbindet, leistet sie auch vielen Geologen willkommene Dienste. Darum haben auch diese ein Interesse an dem Zustandekommen eines guten Lehrbuches der physikalischen Erdkunde. In wie weit es nun dem Verf. gelungen ist, ein solches zu liefern, mag in aller Kürze folgende Besprechung lehren.

Der sehr reiche Inhalt des Buches wird durch 169 Holzschnitte und 3 Tafeln Abbildungen illustriert; diese wie auch die sonstige Ausstattung des Buches sind gut. Das gleiche gilt für die Anordnung des Stoffes. Derselbe gliedert sich in 17 Kapitel, nämlich folgende: 1. Kosmophysikalische Einleitung. — 2. Gestalt und Größe der Erde; Gravitationserscheinungen. — 3. Erdtemperatur und Erdinneres. — 4. Geognosie und Stratigraphie. — 5. Bau und Entstehung der Gebirge. — 6. Hebungen und Senkungen. — 7. Vulkanische Erscheinungen. — 8. Erdbeben. — 9. Das magnetische und elektrische Verhalten der Erde. — 10. Die Atmosphäre und die in ihr sich vollziehenden Bewegungen. — 11. Klimatologie. — 12. Das Meer im Ruhezustande (ozeanische Statik). — 13. Das Meer im bewegten Zustande (ozeanische Dynamik). — 14. Die Gewässer des Festlandes. — 15. Schnee und Gletschereis. — 16. Die zerstörenden Kräfte an der Erdoberfläche. — 17. Allgemeine und spezielle Morphologie der Erdoberfläche.

Daß der Verf. danach strebte, seinen Gegenstand entwickelungsgeschichtlich darzustellen, sowie jeweils immer auf die Lücken in unsrer Kenntnis desselben hinwies und die wichtigeren Erfahrungssätze in prägnante Form gekleidet durch Cursivschrift hervorhob, kommt der Übersicht des Buches ungemein zu statten. Von der gewiß richtigen Ansicht ausgehend, daß die Geologie die wichtigste Grundlage der physikalischen Erdkunde bildet, hat der Verf. den üblichen Lehrstoff der letzteren überdies noch um ein Kapitel (4): „Geognosie und Stratigraphie“ vermehrt. Es mag gewagt erscheinen, den Inhalt einer so umfangreichen Wissenschaft, wie die Geologie mit samt der Petrographie darstellt, auf 33 Druckseiten einzuengen, und Verf. bezeichnet es selbst richtig als eine Art „Schnelldressur“, dieses dem angehenden Geographen an Stelle einer ihm leider gewöhnlich mangelnden „tüchtigen, mineralogisch-geologischen Propädeutik“ zu bieten, allein in geschickter Form ausgeführt, war es immer ein Ersatz, der dankbar anzunehmen war. Einen solchen gedrängten Überblick einer Wissenschaft zu geben, ist aber keine leichte Sache; sie verlangt große Erfahrung und vollkommenste Beherrschung des Gegenstandes. Beides war aber von vornherein vom Verf. nicht zu erwarten; und so ist denn auch dieses Kapitel als vollständig mißglückt zu bezeichnen. Leider enthält es viele irrige Anschauungen und fundamentale Irrtümer, welche dazu angethan sind, geradezu den Wert des ganzen Buches in Frage zu stellen. Auch in den übrigen Teilen des Buches finden sich mancherlei schlimme Dinge. Gleich im ersten Kapitel bei Besprechung der Meteoriten S. 4 heißt es: man trifft in den Meteoriten *vielfach* diejenigen Mineralien an, welche beim Aufbaue unsrer Erdgebirge eine hervorragende Rolle spielen, wie Quarz, Augit.. (Gerade das Fehlen von Quarz ist aber für die Meteoriten charakteristisch!) — übertrieben ist es, S. 63, Steinsalz einen felsbildenden Stoff im *eminentesten* Sinne zu nennen. — Auf gar nicht chemischer Anschauung beruht folgender Satz auf S. 66: bringt man Dolomit mit erhitzten Säuren in Berührung, so scheidet sich die ihm *beigemengte Kohlensäure* ab. — Auf eigentümlicher geologischer Vorstellung beruht das auf S. 67 über Ganggesteine Gesagte, welche zylindrische Hohlräume ausfüllen sollen. — Die Sedimentgesteine zerfallen nach Verf. in zwei wesentlich verschiedene Gruppen, je nachdem für sie *Schieferung* oder *Schichtung* bestimmend ist. — Besonders aber folgender Satz möchte ungeschrieben geblieben sein: „*Wenn Schichtung und Schieferung einen von Null erheblich abweichenden Winkel bilden, so spricht man von diskordanter Parallelstruktur. Ein Beispiel hierfür bildet der Buntsandstein von Nebra*“ (S. 69). — Von Konkretionen *oder* Geoden kann keine Rede sein, da man unter letzteren Blasenräume versteht (S. 70). — Beachtenswert ist auch das S. 70 über Mandelsteinstruktur Gesagte: „Durch Blasenräume charakteristisch, ist diese gut zu verfolgen an den bekannten Schlacken, Steinbrocken, welche kleine Mengen Erz in sich enthielten und diese durch den Prozeß der Ausschmelzung verloren haben. Die Hohlräume sind alsdann deutlich erkennbar. — Im Kapitel über *Terrainformen* heißt es S. 411: „Ein in mancher Hinsicht den Lehmpyramiden ähnliches Denudationsgebilde sind die sogenannten Åsar in Schweden und Finnland (hier Rapakiwi genannt)“! Faktisch versteht man unter Åsar steile, langgezogene, Rücken bildende, fluvio-glaziale Geröllablagerungen, und unter Rapakiwi einen für Finnland überaus charakteristischen Hornblendegranit. Über die Entstehung der Erdfälle heißt es S. 467: Gipslager wurden ausgelaugt und der im *Liegenden* befindliche Dolomit stürzte nach. — Die Salzwasserseen werden vollkommen ausgesüßt, teils durch Abfuhr, teils durch *Verdunstung* (S. 326). Noch mancherlei wäre zu beanstanden, doch dürften diese Beispiele genügen, um unser Endurteil über das Buch als hinreichend begründet erscheinen zu lassen. Es lautet dahin, daß vorliegendes Lehrbuch von den Geübteren mit Vorsicht zu benutzen, einem Anfänger aber keinesfalls in die Hand zu geben ist.

Dr. A. Sauer.

Aus allen Erdteilen.

— Sind die Winter im Norden wärmer geworden? Der berühmte russische Geograph und Meteorologe Professor A. Woeikof hat im Septemberhefte der meteorologischen Zeitschrift einen wichtigen Beitrag zu der oben erwähnten interessanten *klimatologischen Zeit- und Streitfrage* geliefert, dem wir folgende Ergebnisse entnehmen. Nach den Untersuchungen von Glaisher sind in England die Winter *milder* geworden, in Nord- und Zentralrußland ist allgemein die Volksmeinung verbreitet, daß auch hier die Winter *milder* geworden sind, in der Krim, dem Kaukasus und Turkestan hingegen wird über kalten Winter geklagt. Um über die Frage einiges Licht zu gewinnen, hat Woeikof die lange Reihe der Temperaturbeobachtungen in St. Petersburg (1744 bis 1890) bezüglich der sehr kalten Tage untersucht, die Reihe ist zwar keineswegs homogen, auch weist sie Lücken auf, indessen ist sie zum Studium der vorliegenden Frage hinreichend. Die Beobachtungen zeigen, daß die Zahl der sehr kalten Tage im großen und ganzen *recht erheblich* abgenommen hat, daß niedrige Temperaturen in der Periode (1828 bis 1890) seltener sind, daß sie in der zweiten Hälfte des Jahrhunderts im Vergleich gegen das vorige Jahrhundert und den Anfang des 19. Jahrhunderts noch seltener wurden (um fast 50 Proz.). Warme Perioden von sechs bis 18 Jahren alternierten mit kalten, die kältesten fielen auf die beiden letzten Dekaden des 18. und die zwei ersten Dekaden des 19. Jahrhunderts. Auch während der *kalten* Periode 1867 bis 1877 war die Zahl der kalten Tage viel kleiner als in den früheren kalten Perioden. Auch die Eisverhältnisse des Hudsonflusses in Albany, Vereinigte Staaten (unter 42° 39′ nördl. Br.), bestätigen die Vermutung, die Winter seien in niedrigen mittleren Breiten *strenger* geworden, wie Woeikof aus den ihm zur Verfügung gestellten Daten des Herrn *Daniel Draper*, Direktor des Zentral Park Observatory, New-York, über das Gefrieren des Hudsonflusses nachgewiesen hat. Während außerhalb hoher Gebirge die Flüsse unter gleicher Breite nur in der turanischen Ebene und in Ostasien gefrieren, gefriert der große Hudsonfluß länger als drei Monate. Gs.

— Über die Beziehungen zwischen den Höhen der Vulkane und ihrer Entstehung hat Daubrée, der bekannte französische Gelehrte und Verfasser der Experimentalgeologie, beachtenswerte Ansichten ausgesprochen. Innerhalb gewisser Gebiete besitzen die höchsten vulkanischen Erhebungen nahezu gleiche Höhe. Die überhaupt höchsten Vulkankegel mit 6000 bis 7000 m Höhe sind in der Kordillere von Peru und Bolivia vereinigt. Weiter nördlich, in der Republik Ecuador, drängen sich 16 Vulkanriesen zusammen mit einer Höhe von 5300 bis 5900 m. In Nordamerika finden wir an der pazifischen Seite im Kaskadengebirge die Gruppe des Pike Hood (3421 m), Mt. St. Helen (4000 m), Rainier (3766 m), Baker (3383 m). Eine andre Gruppe bilden der Mt. Hooker (4784 m), Brown (4876 m) und in Britisch-Kolumbia der Fair Weather mit 4482 m, der

Eliasberg mit 4568 m. In der Alten Welt fallen die zusammengehörigen Vulkanberge: der Savalan 4814 m, der Kasbek 5043 m, der Elburs 5647, Ararat 5157 m, Demavend 5665 m durch sich nähernde Höhen auf. Die Vulkanberge Javas halten Höhen zwischen 3000 bis 3600 m inne. Vier Vulkane Sumatras erheben sich zwischen 930 bis 717 m. Die beiden großen Vulkane der Sandwich-Inseln auf Hawaï sind nahezu gleich hoch, der Mauna Loa steigt zu 4463 m, der Mauna Kea zu 4303 m Höhe auf. Auf Island ist der Skaptar Jökul 1947 m, der Hekla 1634 m, der Beerenberg auf Jan Mayen 2139 m hoch. Im böhmischen Mittelgebirge liegen die höchsten Gipfel um 700 m herum. In Frankreich ist der Mt. Dore 1886 m, das Nachbarmassiv, der Mt. Cantal, fast gleich hoch, nämlich 1858 m; der 30 km davon entfernte Mezenc 1754 m. Nicht das verschiedene Niveau des Austrittes der Eruptivmassen in einem Gebiet darf verwundern, da seitliche Spaltenbildungen für Austritt der Gase, Verstopfungen der Kanäle und ähnliche Zufälligkeiten die verschiedensten Abweichungen herbeiführen können, vielmehr das immer nahezu übereinstimmende Niveau der höchsten Kegel. Diese letzteren verkörpern gewissermaßen die Maximalleistung des Druckes in den unterirdischen Vulkanherden. Indem sich nun Daubrée dieselben gesondert denkt, können die Effekte natürlich sehr verschieden groß sein. Die aufeinander folgenden Eruptionen erhöhen den Vulkankegel mehr und mehr, aber nur so lange, als der unterirdische Druck stark genug ist, um die Lavamasse an der Spitze zum Ausfluß zu bringen. Reicht der Druck dazu nicht mehr aus, so wird naturgemäß der Kegel aufhören, sich zu erhöhen. Der gleiche Fall wird eintreten für benachbarte Kegel, die unter gleichen Bedingungen von demselben unterirdischen Herde gespeist werden. (Comptes rendus, Sitzg. vom 21. Juni 1891.)

— „Linnea", ein botanischer Garten im Hochgebirge. Im Jahrbuche des Schweizer Alpenklub (Jahrgang XXVI) berichtet A. de Claparède über den neuen, rein wissenschaftlichen Zwecken dienenden Alpengarten der vom Comité international du jardin botanique alpin de la Linnea à Boung St. Pierre verwaltet wird, dessen Sitz sich in Genf befindet. Dieses Komitee ist nicht zu verwechseln mit der schon seit 1883 bestehenden Association pour la protection des plantes, deren Gärten in Genf sowohl wissenschaftlichen als Handelszwecken dienen. Die Beobachtung, daß viele Pflanzen wegen Mangel der entsprechenden Lebensbedingungen entarten, hat zu Versuchen geführt die in den letzten Jahren nächst dem Weißhornhotel (über 2000 m), in Sion (512 m), in Zermatt (1620 m) und am Großen St. Bernhard (2472 m) angestellt wurden. Auf Anregung der Association pour la protection des plantes und unter Mitwirkung ausländischer Vereine wurde im Jahre 1889 zu Bourg St. Pierre in einer Höhenlage von 1693 m ein rein wissenschaftlichen Zwecken dienender alpiner botanischer Garten angelegt. Die Kultur der europäischen (insbesondere der schweizer) Hochgebirgspflanzen und event. auch der außereuropäischen, sowie alle hierauf bezüglichen wissenschaftlichen Studien und Beobachtungen sind die Zwecke, welche verfolgt werden sollen. Als Direktor wirkt H. Correvon, welcher gleichzeitig auch Präsident der Association ist. Der Garten ist in Terrassen angelegt, von denen jede die Pflanzen eines bestimmten Gebietes enthält, so z. B. der Zentralalpen, der Pyrenäen, der Tiroler Alpen, der Karpaten, des Kaukasus rc.

— Ertrag des Fremdenverkehrs in Tirol. Ähnlich wie es für die Schweiz geschehen ist, wurde von dem Tiroler Landesverbande für Fremdenwesen eine Ertragsstatistik des Fremdenverkehrs aufgestellt, die natürlich keine vollständige Genauigkeit, sondern nur annähernde Ergebnisse liefern konnte. Zusammengestellt wurde dieselbe auf Grund von Fragebogen, die an 200 Gemeinden von Deutsch-Tirol verschickt worden waren. Dieselben beziehen sich auf die reisenden Fremden, sowie auf das Erträgnis für Lohnkutscherei und Bergführerdienst. Danach ergiebt sich für das Jahr 1890 ein Erträgnis aus dem Fremdenverkehr für Deutsch-Tirol von 7 015 000 Gulden, wovon 1 329 000 auf Innsbruck; 1 340 000 auf Bozen mit Gries; 2 137 000 auf Meran mit Ober- und Unter-Mais entfielen. Für Welsch-Tirol steht eine ähnliche Statistik in Aussicht; bekannt ist, daß 1890 die Ertragsziffer des Kurortes Arco 810 000 Gulden betrug.

— Die Gradmessung des Eratosthenes und die neueste Berechnung des griechischen Stadiums waren der Gegenstand einer Mitteilung des Herrn Dr. Oberhummer an die Geographische Gesellschaft zu München im November. Redner erläuterte zunächst das von Eratosthenes für seine Berechnung des Erdumfanges angewandte Verfahren und besprach sodann kurz die bisherigen Versuche zur Bestimmung der Länge des Stadiums. Dieselben sind jetzt in eine neue Phase getreten, nachdem kürzlich Dr. Dörpfeld in Athen auf Grund seiner an altgriechischen Bauten gewonnenen Neuberechnung des äginäisch-attischen Fußes zu 0,328 m zur Aufstellung eines gemeingriechischen Stadiums zu 500 Fuß = 164 m gelangt ist. Hiernach würde der von Eratosthenes bei seiner Erdmessung begangene Fehler, welcher bisher gewöhnlich auf 13 bis 14 Proz. veranschlagt wurde, sich auf $2^1/_2$ bis 3 Proz. vermindern, eine Genauigkeit, welche allerdings weniger auf die Schärfe des Verfahrens als auf die gegenseitige Ausgleichung mehrerer Fehlerquellen zurückzuführen ist.

— Die Kupferwerke in Französisch-Congo werden in einem amtlichen Berichte von Destrain als äußerst ergiebig und zukunftsreich geschildert. Sie liegen im Quellgebiet der Ludima-Niadi, ungefähr zwei Tagereisen südlich von Stéphanieville. Ihr Name ist M'Boko Songho. Das Präfix M'Boko bedeutet Lehen, Songho in der Fiotesprache Kupfer. Der Bergbau auf Malachit, denn in dieser Form kommt das Kupfer dort vor, ist natürlich ein arger Raubbau und wird von etwa 350 Negern in der ursprünglichsten Art betrieben. In einer Aushöhlung von 200 Fuß Länge, 100 Fuß Breite und 30 Fuß Tiefe graben die Arbeiter mit einfachen Stöcken aus hartem Holz kleine Löcher von 3 Fuß Durchmesser und doppelt so tief in die Erde, wo sie gewöhnlich auf die Malachitlager treffen. Der Malachit wird am Boden zerschlagen und in kleinen Körben an die Oberfläche gebracht. Diese Löcher oder kleinen Schachte sind rund und liegen dicht bei einander und die zwischen ihnen stehen gebliebene Erde wird später auch abgetragen, so daß man schichtweise weiter in die Tiefe vordringt.

Die Verhüttung findet in kleinen Thonöfen mit dem allgemein üblichen Gebläse statt. Zu den Berg- und Hüttenleuten gesellt sich noch der Köhler, der in den Wäldern die Kohlen brennt und zur Hütte bringt. Der Malachit wird pulverisiert und mit Holzkohlen geschichtet in einen Tiegel gebracht, der im Ofen steht und dem Gebläse ausgesetzt ist, das tüchtig (durch Düsen) auf die Holzkohlen im Ofen gerichtet ist. Ist das Metall reduziert und geschmolzen, dann wird der Tiegel mit zwei als Zange dienenden Bambusröhren herausgenommen und das Kupfer in Sandformen ausgegossen. Die ganze Gegend ist dort sehr kupferreich und in der Ludima findet man häufig Malachitknollen im Gerölle.

Herausgeber: Dr. R. Andree in Heidelberg, Leopoldstraße 27. Druck von Friedrich Vieweg und Sohn in Braunschweig.

Bd. LX.

Globus.

Nr. 24.

Illustrierte Zeitschrift für Länder- und Völkerkunde.

Begründet 1862 von Karl Andree.

Herausgegeben von Richard Andree.

Druck und Verlag von Friedrich Vieweg & Sohn.

Braunschweig. Jährlich 2 Bände in 24 Nummern. Durch alle Buchhandlungen und Postanstalten zum Preise von 12 Mark für den Band zu beziehen. 1891.

Die „Moros“ der Philippinen.

Versuch einer Kritik von Prof. Ferd. Blumentritt.

Als die Spanier den Archipel der Philippinen entdeckten und in Besitz nahmen, fanden sie heidnische und mohammedanische Eingeborne vor, erstere benannten sie nach amerikanischen Reminiscenzen „Indier“, letztere, in Erinnerung der spanischen Mauren, „Moros“, beide Namen haben sich bis auf den heutigen Tag erhalten, wenn auch in der Gegenwart unter „Indier“ (indio) schlechtweg nur mehr der zivilisierte und christliche „Indier“ verstanden wird. Da in den vergangenen Jahrhunderten die Völkerkunde im wissenschaftlichen Sinne des Wortes nicht existierte, so darf es uns nicht Wunder nehmen, daß man die philippinischen „Moros“ nicht nur als Glaubensgenossen, sondern als Blutsverwandte der spanischen Mauren annahm und hinstellte. Viel schlimmer ist es (wenn auch bei der geringen Vorliebe der modernen Spanier für gründliche ethnographische Studien uns sehr erklärlich), wenn am Schlusse des 19. Jahrhunderts die Ansicht von der arabisch-maurischen Abkunft der philippinischen Moros selbst in den Kreisen spanischer Philippinisten weiter gehegt und gepredigt wird — höchst vereinzelte ehrenwerte Ausnahmen abgerechnet. Es ist aber hier nicht der Ort, über diese ethnographische „Ketzerei“ der Spanier sich mehr zu verbreiten, denn die Leser dieser Zeitschrift brauchen erst nicht über die malaiische Abkunft der philippinischen Moros unterrichtet zu werden.

Wichtiger ist es, daß man auch in ethnographisch unterrichteten Kreisen des Auslandes die Moros der Philippinen als einen einzigen Volksstamm ansieht, was auf die einfachste Weise sich dadurch erklären läßt, daß die Sitten und Bräuche der verschiedenen Morosstämme durch den Einfluß des Islam ein gemeinsames, einheitliches Gepräge aufgedrückt erhielten, die Moros also, wenn auch nicht ihrem physischen Habitus nach, so doch in den andern Beziehungen als ein einheitliches Ganzes sich repräsentieren. Hierzu tritt noch der Umstand, daß das Joloano (spr. Holoáno), d. h. das Sulu-Idiom nicht nur im eigenen Sprachgebiete, sondern (ähnlich dem Französischen im nichtgallischen Europa) in den Ländern der philippinischen Moros allgemein gesprochen wird, besonders im Verkehr mit Fremden, weshalb leicht geglaubt werden kann, daß alle „Moros“ einen einzigen Sprachstamm bildeten. Nicht minder verbreitet ist das Maguindanao-Idiom, das von vielen mit dem Sulu-Idiom verwechselt wurde.

Es werden freilich den Moros verschiedene Namen gegeben, aber man hielt sie zumeist für Namen, welche mehr einen lokalen oder sozialen, als ethnographischen Charakter besäßen, was aber in den meisten Fällen nicht stattfindet, wie wir dies gleich im einzelnen nachweisen wollen, zuvor aber sei es uns gestattet, sämtliche Namen, welche den Moros gegeben werden, in alphabetischer Reihenfolge anzugeben.

Diese Namen sind folgende [1]): 1. Burneyes (sprich: Burnejes) †; 2. Calibuganes; 3. Camucones oder Camocones †; 4. Guimbas oder Guimbajanos, Guimbahanos, Guinbajanos (sprich: Gimbas, Gimbahanos u. s. w.); 5. Illanos (Ilanos) oder Illanun, Ilanum; 6. Jacanes (sprich: Hakanes); 7. Joloanos (sprich: Holoanos), es ist dies der spanische Name für die Sulus; 8. Lanaos; 9. Lanun; 10. Laut; 11. Lutangas; 12. Lutayas oder Lutayos, Lutaos; 13. Maguindanaos (sprich: Magindánaus); 14. Malanaos; 15. Mardicas †; 16. Mindanaos; 17. a) Moros, b) Moros-Islames; 18. Moro-Malayos; 19. Orang-Islam; 20. Orang-Laut; 21. Quimpanos; 22. Sámales oder Moros-Sámales oder Sámales-Laut; 23. Sameacas; 24. Sanguiles (sprich: Sangiles); 25. Tirones †; 26. Yacanes (sprich: Jakanes).

Von diesen Bezeichnungen können wir sofort Nr. 21 ausscheiden, denn es ist eine durch einen Druckfehler entstandene und durch leichtfertige Nachschreiber vervielfältigte Verunstaltung des Namens der Guimbas (Nr. 4). Ebenso sind zu streichen die Nrn. 17 b, 18 und 19, denn Moros-Islames ist eine Art Tautologie, Moro-Malayos ist der spanischen Unkenntnis der Völkerkunde zu danken, nach welcher nur die Moros als Malaien angesehen werden und was

[1]) Die mit einem † versehenen Namen sind heute nicht mehr gebräuchlich.

Orang-Islam anbelangt, so ist dies nur eine malaiische Bezeichnung, gleichbedeutend mit Muselmann. Überdies ist Nr. 9 nur eine andre Schreibung für Nr. 7; ferner ist Nr. 8 die abgekürzte Form für Nr. 14; wie Nr. 16 für Nr. 13. Endlich ist Nr. 6 eine falsche Schreibweise für Nr. 26.

Von allen diesen Namen ist der verbreitetste: Moros, er dient als Sammelname für alle philippinischen Malaien mohammedanischer Religion und verdient vollkommen, in dieser Bedeutung in der ethnographischen Litteratur und Nomenklatur beibehalten zu werden, zumal in der deutschen, da wir doch die spanischen „Moros“ in unsrer Sprache „Mauren“ nennen.

Von den übrigen Namen sind es folgende, welche mehr die Heimat als die Stammeszugehörigkeit kennzeichnen: 1. Burneyes, mit diesem Namen bezeichnete man früher die Mohammedaner der Insel Borneo, welches im älteren Spanisch Burney hieß. — 2. Camucones, so nannte man jene Piraten, welche die zwischen Borneo und Tawitawi gelegenen Eilande und Inselgruppen bewohnten. Wir können heute nicht mehr entscheiden, ob diese Camucones der alten Chronisten zu den Suluanern gehörten oder zu einem andern Stamme. — 3. Ebenso scheint mit der höchsten Wahrscheinlichkeit der Name Illanos mehr eine Landsmannschaft als einen eigenen Stamm zu bedeuten, denn nach den Angaben der Jesuitenkarten bilden die Illanos, welche das sogenannte Territorio illano der Insel Mindanao bewohnen, mit ihren südlichen Nachbaren, den Maguindanaos, einen einzigen Stamm. — 4. Lanáos oder Malanaos ist der Name jener Illanos, welche die Ufer des Sees Lánao (Malánao oder Dánao) bewohnen. Es scheint, daß auch der Name Illanos, wie dies schon aus der Nebenform Lanun hervorgeht, von dem Namen dieses Sees herzuleiten ist. — 5. Lutangas ist der Name jener Calibuganes (von diesen wird weiter unten die Rede sein), welche die Insel Oluntanga und die derselben gegenüberliegenden Gestadelandschaften der Insel Mindanao bewohnen. — 6. Orang-Sulu will soviel heißen als Sulu-Mensch, da aber auf Sulu nicht allein eigentliche Suluaner (Joloanos), sondern auch andre Stämme wie Guimbas, Sámales-Laut u. s. w. wohnen, so kann der Name Orang-Sulu nicht als Völkername, sondern nur im landsmannschaftlichen Sinne aufgefaßt werden. Es ist ein Name, der gänzlich aus der philippinischen Völkerliste zu streichen ist. — 7. Unter Tirones verstanden die philippinischen Mönchschronisten jene Piraten, welche aus dem Landstriche Tiron (Tedon, Tidong) von Borneo und den vorgelagerten Eilanden kamen.

Schwer ist es zu entscheiden, ob Sanguiles (besser: Moros Sanguiles) auch nur einen „landsmannschaftlichen“ Sinn besitzt. Die Sanguil-Moros, welche die Südküste von Mindanao bewohnen und vom Vulkane Sanguil den Namen erhalten haben, unterscheiden sich zwar durch mildere Sitten und laxe Beobachtung der Koranvorschriften von den Maguindanaos, aber dies begründet nicht, ihnen eine abgesonderte Stellung von diesen zuzuweisen, denn wie wir weiter unten sehen werden, existiert durch die Sklavenjagden der Moros kein einheitlicher Typus auch innerhalb eines und desselben Sprachstammes. Bei der großen Variabilität des physischen Habitus und der Sitten innerhalb eines Stammes ist nur das sprachliche Moment das einzige maßgebende, und leider gerade hierüber ist bezüglich der Sanguiles nichts bekannt. Wir wissen über ihre Sprache gar nichts, obwohl die Vermuthung gerechtfertigt erscheint, daß sie kein eigenes Idiom besitzen.

Positiv erwiesen als eigene, selbständige Sprachstämme sind jene der Suluaner (Joloanos), der Yacanes, der Maguindanaos und der Sámales-Laut, denn die jetzt im Sulu-Archipel und auf Mindanao thätigen Jesuitenmissionare bemerken ausdrücklich, daß die Sprachen der hier erwähnten vier Morosstämme voneinander ganz verschieden wären. Das Sulu-Idiom (el Joloano) bildet die Muttersprache der Mehrzahl der Bewohner der Inseln Sulu, Tawitawi und Cagayan-Sulu und einer nicht unansehnlichen Zahl der Moros der Insel Palawan (und wahrscheinlich auch der Insel Balábak). Außerdem ist, wie schon erwähnt, die Kenntnis des Sulu-Idioms auch unter den übrigen Morosstämmen sehr verbreitet, weil Sulu das religiöse Zentrum der mohammedanisch-philippinischen Welt ist, dort liegt das Grab eines ihrer größten Heiligen, zu dem zahlreiche Pilger wallen, von Sulu, das mit Mekka in Verkehr steht, kommen die meisten Panditas (Priester) der Moros von Mindanao.

Das Yakan-Idiom ist die Muttersprache jener Moros, welche das Binnenland der Insel Basilan bewohnen. Zu diesen Yacanes gehören auch die Moros, welche östlich von Zamboanga ihre Sitze haben. Auf der Insel Sulu finden sich auch Yacanes vor.

Das Manguindanao-Idiom bildet die Muttersprache der Moros, welche den Unterlauf des Rio Grande de Mindanao bewohnen, und der Illanos, obwohl letzteres nicht über alle Zweifel erhaben ist. Zu diesen Maguindanaos gehören noch die am Meerbusen von Dávao und auf den Sarangani-Inseln seßhaften Moros.

Das Samal-Idiom (das wir sehr wohl von einem zweiten philippinischen Samal-Idiom, jenem der heidnischen Bewohner der im Golfe von Dávao gelegenen Insel Sámal unterscheiden müssen) ist die Muttersprache der Moros-Sámales oder Sámales-Laut, welche die zwischen Sulu und Basilan gelegenen Inselgruppen, dann die Küstengegenden von Basilan bewohnen. Auch auf Sulu und Tawitawi sind sie in beträchtlicher Anzahl vorhanden.

Es ist auch sehr wahrscheinlich, daß jene Moros, welche die Westküste der Halbinsel Sibuguey (Mindanao) zwischen Dapitan und Zamboanga bewohnen, zu den Sámales-Laut zu zählen sind.

Zu diesen vier Sprachstämmen wäre als fünfter Sprachstamm jener der Guimbas hinzuzufügen, doch bereitet der Umstand uns eine Schwierigkeit, daß die Guimbas uns oft im Zusammenhange mit den rätselhaften Sameacas genannt werden. Man sagt, daß die Guimbas die ursprüngliche Bevölkerung der Insel Sulu gebildet hätten, welche, besiegt von den einwandernden Moros, sich in das Innere der Insel zurückgezogen hätten. Ähnliches wird bezüglich der Insel Basilan von den Sameacas erzählt. Der P. José Fernandez Cuevas aber identifiziert Guimbas und Sameacas, womit die Nachricht bei Moya übereinstimmt, nach welcher die Guimbas die Urbewohner von Sulu und Basilan wären. So können wir heute gar nicht entscheiden, ob Guimbas und Sameacas zwei verschiedene Namen eines und desselben Stammes waren oder nicht. Hierbei darf nicht unerwähnt bleiben, daß mir über die Religion der Sameacas gar nichts positives bekannt ist, weshalb es eigentlich von mir sehr gewagt ist, ihren Namen in die Morosliste einzufügen.

Die Calibuganes kann man nur ihrer Religion nach unter die Moros rangieren, denn sie sprechen das Idiom der Subanos, wie sie denn nichts andres als mit Morosblut versetzte Abkömmlinge von Subanos sind, welche den Islam angenommen haben.

Was den Namen Mardicas anbelangt, so gab man ihn den von den Molukken und Celebes (Mangkassar) stammenden Söldnern (17. Jahrh.). Dieser Name ist heute verschollen.

Interessanter ist der Name Orang-Laut oder Laut schlechtweg. Er wird in den Philippinen nicht nur jenen unter diesem Namen bekannten „Marinen“, „Zigeunern“ der malaiischen Inselwelt, gegeben, ohne Rücksicht auf die Stammes-

art, sondern speziell auch den Wadschu, welche von Celebes her die Häfen der Moros besuchen, aber im Lande selbst nicht seßhaft sind. Mitunter scheint man auch die Sámales-Laut mit den Orang-Laut zu identifizieren.

Viel Schwierigkeit bereitet der Name Lutayas oder Lutaos. In den alten Chroniken entspricht dies Wort bald dem „Orang-Laut", bald dem „Illanos". Die modernen Autoren erwähnen die Lutaos nicht mehr und wir sind daher nicht in der Lage, zu bestimmen, zu welchem der Moros-Sprachstämme diese zu zählen wären. Jedenfalls dürfte ihr Name von Laut* abzuleiten sein. Da die Lutaos besonders in der Geschichte Zamboangás häufig genannt werden, so könnten sie sehr gut für Sámales-Laut angesehen werden.

Mit Ausnahme der Guimbas (Sameacas) sind alle Morosstämme Mischrassen. Ihre Vorfahren kamen von zwei Seiten her in den Archipel, der eine Strom von den Molukken, der andre von Borneo her, beide Ströme kamen auf der Insel Sulu zusammen. Schon diese ersten Einwanderer vermengten sich mit den ursprünglichen Landesbewohnern. Da Piraterie und Sklavenrazzias die Hauptbeschäftigung der Moros (bis in die Gegenwart) bildeten, und die Zahl der Sklaven die überwiegende Hauptmasse der Bevölkerung bildete, so ist in den Adern des heutigen Moros nur ein verschwindend geringer Bruchteil des Blutes der ersten Eroberer vorhanden. Wenn immer von arabischer Blutmischung die Rede ist und selbst ernste spanische Autoren sie als arabisches Halbblut ansehen, so muß dem gegenüber betont werden, daß die Zahl der Araber, welche in die hier in Frage kommenden Gebiete einwanderten, eine verschwindend geringe war; die Spanier haben 50 mal mehr arabisches Blut. Schon die Sprache der Moros beweist die Geringfügigkeit des arabischen Elementes, nur im religiösen Sprachschatz finden sich arabische Worte, die übrige copia verborum ist malaiischen oder Sanskrit-Ursprunges. Über die Mischungsverhältnisse kann folgendes mitgeteilt werden: Die Moros der Insel Palawan sind mit Tagbanua- und Bisaya-Blut versetzt, die Suluaner und Sámales-Laut mit Bisaya-, Bicol- und tagalischem Blut, die Illanos mit tagalischem, Bicol-, Bisaya-, Subanon-, Bukidnon- und Manobo-Blut, die Maguindanaos mit Bisaya-, tagalischem, Bicol-, Tiruray-, Manobo- und Atá-Blut, die Moros Sanguiles mit Bilan- und Tagabelí-Blut, die Moros des MB. von Dávao endlich mit Tagucaolo-, Atá-, Guianga-, Bagobo- und Mandaya-Blut.

Das Resultat unsrer Studie ist folgendes:

Mit voller Sicherheit ist anzunehmen, daß die philippinischen Moros in mindestens fünf Sprachstämme oder Nationen zerfallen, als: 1. Suluaner; 2. Sámales-Laut; 3. Yacanes; 4. Maguindanaos; 5. Guimbas. Es ist überaus wahrscheinlich, daß die Illanos zu den Maguindanaos zu zählen sind und nicht unwahrscheinlich ist es, daß zu den letzteren auch die Moros Sanguiles gehören. Zu welchem dieser Sprachstämme die Moros von Balabak und Palawan gehören, ist unsicher; wenn sie nicht Borneaner sind, so gehören sie zu den Suluanern. Die Calibuganes und Lutangas sind aber zu den Subanos zu weisen, gehören also streng genommen nicht in die Morosliste.

Jede der fünf genannten Nationen besitzt eine eigene Sprache, die Kreuzungen mit fremden Sklavinnen bewirkten aber, daß (insbesondere bei den Maguindanaos) ein einheitlicher Rassentypus bei jedem dieser Stämme nicht vorhanden ist.

Also: 1. zum mindesten fünf Stämme, fünf Sprachen, 2. eine einheitliche Kultur auf Grundlage des Islam, aber 3. große Verschiedenheit im Habitus, abhängig von lokalen „Faktoren der Kreuzung" und unabhängig von der Nationalität oder Sprache.

Die basaltische Nordküste Irlands.

Am Lough Foyle, der bei Londonderry tief ins Land einschneidet, ändert sich die Beschaffenheit der Irischen Küste und des dieselbe bildenden Gesteines. An Stelle der stark ausgefurchten, zerrissenen Küstenlinie treten nach Osten geradlinige Strecken, und das archäische Gestein des Nordwestens wird durch wundervolle Basaltbildungen des Nordostens ersetzt. Dieselben erreichen ihre großartigste Ausbildung in der Giants Causeway, dem Riesendamme an der Nordspitze der Grafschaft Antrim, deren Name Land der Höhlen bedeutet. Man erreicht diese Gegenden am besten mit der Eisenbahn von Belfast nach Coleraine und der von dort nach der Nordküste führenden Fortsetzung Coleraine Port Rush.

Die stark vulkanische Grafschaft Antrim ist als eine Fortsetzung der gegenüberliegenden Schottischen Küste und ihrer Eruptivgesteine zu betrachten, welche sich von Port Rush bis Belfast erstrecken. Die Nordostküste ist, wie die Nordküste, ebenfalls im Gegensatz zu der Nordwest- und Westküste recht arm an Einschnitten: nur die Red-Bai springt hier gegen den 480 m hohen Trostan ein und gegen den großen Busen von Belfast, den Belfast Lough, hier befindet sich die durch den Larne Lough von dem Festlande abgetrennte Mayee-Halbinsel. Höhen von 200 bis 400 m bilden die Oberfläche der Grafschaft, deren höchste Punkte der erwähnte Trostan und der Knocklayd bei Ballycastle sind. Gegen den vom Lough Neagh, dem größten Binnensee Irlands, in nördlicher Richtung nach Coleraine fließenden Bann-River senkt sich das Land und wird hier von der Eisenbahn Belfast-Coleraine durchzogen, während an der Küste nur bis Larne am Larne Lough Schienenstränge reichen. Die Wasserscheide liegt meist nahe der Küste, und von ihr stammen die Wasser in westlicher Richtung zum River-Bann ab.

Dieses ebene bis hügelige Land wird von alten kristallinischen Schiefern eingenommen, dann folgen darüber Buntsandstein und Kreide, und endlich über dieser eine basaltische Decke, welche bis an die Küste herantritt und hier die großartigen Erscheinungen zeigt, welchen dieser Aufsatz vorwiegend gewidmet sein soll.

Schon Portrush, der Endpunkt der Eisenbahn, steht auf wilden zerklüfteten Basaltfelsen, hat aber sandigen Strand und Dünenreihen dahinter und ist daher als Badeort beliebt. Gleich östlich von Portrush kann man die Ueberlagerung der Kreide durch den Basalt gut erkennen. „Ueber den blendendweißen, senkrechten Wänden der Kreide", sagt von Lasaulx (Aus Irland, S. 143), „lagert die mächtige kohlschwarze Decke des Basaltes. Wie die Oberfläche der Kreideschichten bald höher aufwärts steigt, bald abwärts im Bogen einsinkt, so folgt allen Wellen der Oberfläche genau die Unterfläche des Basaltes." Die Kreideklippen sind bis zu 30 m hoch, vom Meere stark zernagt und bestehen aus weißer Schreibkreide, welche von dem Basalt vielfach durch einen Feuersteinlehm getrennt sind, welcher der Erosion der Wasser auf der Oberfläche der Kreidefelsen vor Ueberdeckung durch den Basalt ihre Entstehung verdankt.

Der Basalt erscheint in Antrim in Form einer großen Anzahl von Strömen und Decken, welche übereinander geflossen sind und sich in ihrer petrographischen Zusammensetzung voneinander unterscheiden. Die Ausbruchsstellen dieser

Der Riesendamm (Nordküste Irlands). Nach einer Photographie.

Die „Schornsteine" (Nordküste Irlands). Nach einer Photographie.

Basaltmassen sind nur zum Teil bekannt und die alten Ausbruchskegel sind fast völlig vernichtet, nur ihre durch Erosion und Denudation bis zu den Grundfesten abgetragenen Reste ragen noch auf. Der Basalt setzt in Antrim die höchsten Gipfel, wie den Trostan, Dinaldshill, Benbrudagh und Hievenance, zusammen, nur die Umgebung von Benmore Head und Ballycastle besteht aus alten, kristallinischen Schiefern, devonischem roten Sandstein (Old red) und Kohlengebirge. Den Eindruck eines Plateaus von Basalt machen eigentlich nur die steilen Ränder der Decke, welche nach der Küste abbrechen, während das Binnenland schon zu sehr denudiert ist, als daß der Deckencharakter auch in den Oberflächenformen hervortrete.

Im ganzen ist eine Dreiteilung des Basaltplateaus zu machen, in welchem drei durch tiefe Einschnitte getrennte Teile vorhanden sind, indem nach Lasaulx drei Linien von Ausbruchspunkten in nordsüdlicher Richtung nebeneinander lagen, welche auch jetzt noch in drei nordsüdlich sich erstreckenden Kegelberglinien erkennbar sind.

Basaltsäulen am Riesendamm. Nach einer Photographie.

Um Portrush östlich wandernd, passiert man das völlig isoliert auf gewaltigen Kreidefelsen liegende, durch eine Brücke mit dem Festlande verbundene kahle und öde Schloß Dunluce Castle und eine Unzahl von Höhlen in dem Kreidegebiet, welche Antrim den Namen verschafft haben, und gelangt nun nach einer Wanderung von etwas mehr als 3 km nach dem berühmten Basaltgebiet der Giants Causeway. Hier tritt der Basalt an das Meer selbst hinab, wohl infolge einer starken Verreibung, welche die Kreideschichten samt der darüber liegenden Basaltdecke zum Sinken brachte.

Die Giants Causeway, irisch die Treppenstufe der Piraten, jetzt der Damm der Riesen, wird aus aufrecht stehenden Basaltsäulen gebildet, welche sich in drei Halbkreisen der Küste entlang ziehen. Diese besitzt demnach drei Ausbuchtungen, zwischen welchen zwei Vorsprünge sich ins Meer erstrecken; einer dieser ist eben der Riesendamm. Die Buchten steigen in Form von Amphitheatern auf. Die Bai von Portnashaw wird durch die Klippen der Stoocairns von Port Gounay getrennt, dieses durch den Riesendamm von Port Natter und dahinter folgt nochmals das Roveran Valley Head, welches Port Natter von Port Na Spain scheidet, das von dem Untergange mehrerer Schiffe der spanischen Armada an dieser klippenreichen Küste den Namen hat.

Basaltsäulen am Riesendamm. Nach einer Photographie.

Der Giants Causeway erschien Lasaulx mehr als ein Basaltpflaster, denn als ein Damm; aus demselben heraus ragen dagegen drei wirkliche Dämme, welche selbst bei hoher Flut aus dem Wasser hervortauchen, der kleine, der mittlere und der große Causeway; die Länge des größten unter ihnen beträgt bis gegen 200 m, die der andern kaum 100 m. Besonders anziehend sind aber die Säulenformen, welche sich hier zeigen, und die in den hier beigegebenen Abbildungen gut erkennbar sind. Sie sind fast ausschließlich sechsseitig, selten siebenseitig, fünfseitig, aber auch sogar drei-, vier-, acht- und neunseitig. Diese Säulen sind nun durch das zwischen sie zu Zeiten einströmende Meer in großartiger Weise herausgebildet, indem das leichter lösbare Bindematerial zwischen den einzelnen Säulen weggewaschen wurde, die starken Widerstand leistenden Säulen selbst aber stehen blieben. Im ganzen sind es etwa 40 000, meist von ganz dichtem Basalt gebildet,

während accessorische Mineralien von schönster Form und Größe besonders bei Port Natter auftreten.

Der Giants Causeway steigt, wie bemerkt, amphitheatralisch vom Meere gegen das Innere auf und besteht dann auch aus verschiedenen Basaltströmen, welche in der horizontalen Richtung geflossen sind, so daß sich eben die Säulen in vertikaler Richtung bilden konnten. Er besteht aus vier übereinander liegenden Strömen, dem untersten Basalt, welcher unmittelbar auf dem Grünsand der Kreide ruht, dem darüber lagernden unteren Säulenbasalt, dem massigen und dem oberen Säulenbasalt, auf welchem nach oben zu noch der doleritische Mandelstein folgt.

Im Westen des Giant Causeway erhebt sich das Amphitheater von Port Natter mit scharf abgegrenzten Stufen der eben erwähnten Reihenfolge und der Riesenorgel, im Osten die sogenannten Schornsteine, von denen wir hier ebenfalls eine Abbildung geben. Fünf gewaltige Stufen bilden das Roveran Valley Head, welches den Riesendamm von dem Port Na Spain trennt.

Eine ausgezeichnete Straße führt von den Küstenplätzen in der Nähe des Riesendammes nach Belfast; sie hält sich fortgesetzt nahe der Küste und bietet eine Fülle von Naturschönheiten, während ein älterer Saumpfad 200 m höher über die Felsen führt, in welche die neue Straße eingesprengt ist. Einige kleine Dörfer liegen zwischen den Vertiefungen der hügeligen Landschaft, von zerstörten Schlössern überragt, fortwährend entzückt das Auge der Blick auf das Meer, welches einzelne Teile der Küste zu Inseln isoliert hat; auf einer solchen isolierten Klippe steht das durch eine schwanke Brücke mit dem Festlande verbundene Schloß Carrik-a-Rede, selbst aus Basalt gebaut.

Östlich von Ballycastle beginnt der Basalt auf eine kurze Strecke durch die erwähnten älteren Schiefer und Sandsteine abgelöst zu werden, welche den nordöstlichsten Vorsprung Irlands, Kap Benmore Head, bilden. Vom Lande aus zeigt dasselbe sanft aufsteigende Wiesenflächen, während es zum Meere fast lotrecht hinabstürzt. Höhlen durchziehen die Felsen des Vorgebirges, vor welchem sich im Norden die Insel Rathlin zeigt, während im Nordosten die Küste Schottlands aufsteigt. Es ist die ebenfalls mit Eruptivgesteinen durchsetzte Halbinsel Cantire, welche hier ihren Arm nach Irland hinüberreicht.

Die ganze Strecke der irischen Küste von Ballycastle bis Cushendall ist voll von Naturmerkwürdigkeiten. Felsenthore, fremdartige Grotten, tiefe Thäler durchfurchen hier das Hügelland, letztere durchflossen von neun Bächen, welche aus dem Innern desselben zur Küste herabeilen. Teilweise sind es wilde Schluchten, in welche die Wildbäche tosend herabstürzen, wie die Glenariff-Schlucht, welche zwei Wasserfälle besitzt.

Die Rote Bucht, Red-Bai, führt ihren Namen mit Recht, indem hier der rote Sandstein unmittelbar an die Küste tritt, dicht durchzogen mit Höhlen; über die Straße selbst führt ein freilich künstlich ausgehauener Thorbogen. In dieser Gegend, der Heimat Ossians, wird auch das Grab des Sängers gezeigt.

Der Farbenreichtum der Nordostküste Irlands wird in hohem Maße gerühmt.

Am Fuße bestehen die Felsen aus blendendweißer Kreide, darüber liegt schwarzer Basalt und auch roter Sandstein kommt vor. Das Kolorit des Meeres, ein durchsichtiges, glänzendes Blau, spannt sich über diese Farbenunterschiede. Oft liegt auch ein violetter Schimmer über der Küste. Dazu kommt die Blumenpracht der Wiesen und Gärten. Nordirland, auch Westirland, sind die Länder der Fuchsien, und zahlloser andrer Blumen, Rosen zeigen sich hier auf den Hügeln, während Bäume überall ziemlich spärlich und an den Flußläufen zusammengedrängt sind. Auch die Behausungen der Bewohner tragen zur Erhöhung des Farbenreichtums bei; sie sind weiß angestrichen, die Thüren und Fenster bald grün, bald lebhaft rot, dann wieder kobaltblau, braunrot, die Mauern überwuchert von Fuchsien, Rosen und Winden.

Noch zwischen Carrickfergus und Belfast tritt der Basalt, mit tiefen Höhlen ausgestattet, nahe an die Küste heran und bildet das Nordufer des Lough Belfast; am bekanntesten ist hier der Cave Hill.

Hier endet derselbe und damit begrenzen auch wir diesen Aufsatz, welcher den Zweck hatte, auf die eigenartigen Bildungen der Irischen Küsten aufmerksam zu machen.

Mitteilungen über die Insel Samos.

Von L. Bürchner.

Unter den asiatischen Sporaden, von denen manche, wie z. B. Leros, in der jüngsten Zeit einen ungeahnten Aufschwung nahm, ist vielleicht keine der Aufmerksamkeit der Geographen so wert, wie das verhältnismäßig kleine (nur zirka 468,3 qkm große) Samos.

Es ist bekannt, daß diese Insel seit dem 10. Dezember 1832 an das türkische Reich nur durch ein ganz loses Band der Abhängigkeit geknüpft ist. Der Großsultan ist Souverän, erhält den jährlichen Harádsch von 400000 Grusch und ernennt den christlichen Statthalter (bisher stets griechischer Abkunft). Gegenwärtig ist es der vom Berliner Vertrag her bekannte Aléxandros Karatheodoris Paschá, der seit sieben Jahren die Insel verwaltet und schon vieles für sie gethan hat. Auf dem Boden der Insel dürfen sich vertragsmäßig keine türkische Truppen aufhalten. Zwei Kompagnien bilden die Besatzung des im Hafen von Wathý vor Anker liegenden kleinen türkischen Kriegsschiffes. Wenn man Griechen, die von andern türkischen Inseln des Archipelagos kommen, nach den Zuständen von Samos fragt, heben sie als Grund des Wohlbefindens der Samier namentlich die gute Gerichtsordnung und die Verwaltung ausschließlich durch Griechen hervor.

In ethnographischer Beziehung bietet die gegenwärtige Bevölkerung dadurch Interesse, daß sie, obwohl durchaus griechisch, verhältnismäßig sehr gemischt ist. Nachdem nämlich im Mittelalter die Insel infolge der Gewaltthätigkeiten der Seeräuber fast völlig unbewohnt war, wurde sie um das Ende des 15. Jahrhunderts auf Veranlassung des Kilídsch Alí Paschá, eines türkischen Kapudán Paschás (= Admirals), bevölkert und Kolonisten durch Gewährung von zeitweiliger Steuerfreiheit aus allen Teilen der Levante angezogen. Da kamen Griechen von den Küsten Kleinasiens, Griechen und Albanesen aus dem griechischen Festland, von der Peloponnes. Manche Ortschaftsnamen erinnern noch an die Namen der Stammdörfer in der früheren Heimat der Besiedler. In den Freiheitskämpfen der Griechen thaten sich die Samier durch Unerschrockenheit hervor. Keinem türkischen Flottenführer gelang eine nachhaltige Landung.

Gegenwärtig sind die Behörden auf der Insel auf das eifrigste bemüht, den Wohlstand zu fördern. Man opfert

große Summen für Hafenbauten, für Anlegung von Straßen, Errichtung gemeinnütziger Bauten und Anstalten. 1888 ging man daran, eine neue Stadt, die den Namen Ἥραιον bekam, zu gründen. Ja, in jüngster Zeit tauchte ernstlich das Projekt auf, durch die Insel unter Vermeidung allzu gebirgiger Strecken eine Eisenbahn zu führen. Durch Telephon und Telegraph sind alle wichtigeren Plätze schon seit einiger Zeit verbunden.

Über alle die volkswirtschaftlichen, wie nicht minder die historischen Verhältnisse geben die von dem langjährigen und verdienten Staatssekretär der Insel Epaminondas, J. Stamatiádis, in ununterbrochener Folge herausgegebenen, sorgfältig gearbeiteten ἐπετηρίδες, die Staatskalender des Fürstentums Samos, den genauesten Aufschluß. Besonders interessant sind für den Statistiker die Zahlen, welche auf die Bevölkerungsbewegung, die Ein- und Ausfuhr sich beziehen. Aus verschiedenen bekannten Gründen sind die Zahlen, welche aus andern Teilen des türkischen Reiches über diese Verhältnisse bekannt werden, ziemlich unzuverlässig. Für Samos aber liegen in den genannten Jahrbüchern zuverlässige und ausführliche Statistiken vor, deren Resultate den Geographen des Westens bekannt zu werden verdienen. Wir dürfen sicher annehmen, daß die Zahlen über Geburten, Heiraten und Todesfälle, über die Handels- und Verkehrsverhältnisse von H. Stamatiadis aufs gewissenhafteste registriert werden. Nur durch seine Arbeiten war Zur Helle von Samo in den Stand gesetzt, in den „Mitteilungen der Kaiserl. und Königl. Geographischen Gesellschaft in Wien" 1878 gerade über Samos zuverlässige Notizen zu bringen, während er über die Verhältnisse der Inseln des Vilajets der Inseln des Weißen Meeres nur beschränkte und höchst ungenaue Angaben bringen konnte. Es sollen nun nach den Staatskalendern des H. Stamatiadis einige kurze statistische Reihen mitgeteilt werden.

Bevölkerung.

1702 betrug die Zahl der Bevölkerung zirka 12 000 Individuen, 1828: 27 125 Bewohner, davon 13 775 männlich, 13 350 weiblich. Über 15 000 Samier sind gegenwärtig im Ausland verstreut; in den Vereinigten Staaten von Nordamerika leben allein 300 auf Samos geborene Griechen.

a) Bevölkerungszahl:

Jahr	Häuser	Familien	Seelen	Männer	Weiber	Kinder	davon	
							männl.	weibl.
1887	9886	9804	43117	9259	9993	23865	12437	11428
1890	10845	10509	46361	10098	10326	25937	12970	12967

Das Zunehmen der Individuen weiblichen Geschlechts, das z. B. sich in der Rubrik der weiblichen Kinder besonders zeigt, deutet auf Kulturfortschritt hin.

Jahr	Geburten	männlich	weiblich	Heiraten	Todesfälle	männlich	weiblich	Knaben	Mädchen
1887	1608	841	767	330	740	149	181	219	191
1890	1631	849	782	317	703	163	205	178	157

Die meisten Heiraten fallen in die Monate Januar und Februar; demgemäß fallen die meisten Geburten in die letzten Monate des Jahres oder den Anfang des nächsten.

Jahr	Monat und Zahl der meisten Geburten	Monat und Zahl der meisten Heiraten	Monat und Zahl der meisten Todesfälle	Greise über		Greisinnen über	
				100 J.	110 J.	100 J.	110 J.
1887	Nov.: 186	Jan.: 54	Dez.: 90	1	—	5	—
1890	Dez.: 186	Jan.: 64	Juli: 88	2	—	2	—

Die jüngsten Bräutigame sind durchschnittlich (aber selten) 15 Jahre, die jüngsten Bräute durchschnittlich 14 Jahre alt (ausnahmsweise jünger, z. B. 10 Jahre). — Schon älteren Reisenden ist es aufgefallen, daß es auf Samos unverhältnismäßig viele Leute giebt, welche über 100 Jahre alt werden. Meistens sind es nun freilich Weiber, welche z. B. 120 Jahre erreichen. Von den Männern obliegen eben so manche gefährlichen und nicht selten lebensabkürzenden Berufsarten, z. B. der Schwammfischerei. Die meisten Samier aber sind Ackerbauer und darum treffen auf diese Berufsklasse die meisten Toten eines Jahres.

Eine ziemlich genaue Übersicht über Handel und Wandel der Samier, ihre Kulturstufe, ihre Industrie, die Eigenart des Bodens der Insel und die Lebensmittelpreise gewährt uns eine statistische Zusammenstellung der Ein- und Ausfuhr, wobei ich nur das wichtigste anführe.

Jahr	Mehl in Okeu	Stein- u. Holzkohlen in Piast.	Unbearb. Häute in Piast.	Zucker		Verschied. Schlachtvieh	
				Oken	Preis in Piast.	Stück	Wert in Piast.
1887	733368	25612	1201249	43396	104094	13892	1133482
1890	556390	394394	860000	94386	236647	17011	1069665

Die Oká hat 1040 g, der Piaster gilt etwa 18 Pfennig, das Kantárion hat 56 kg, eine Last 100 kg.

Das Mehl und der Zucker kommen aus der Türkei, aus Rußland und Österreich-Ungarn, die Häute aus Ägypten und Bulgarien, die Steinkohlen aus England.

Jahr	Zigarettentabak		Kaffee		Gerste in Kilo	Fadengespinnste in Piast.	Bauholz in Piast.
	Oken	Piaster	Oken	Piaster			
1887	107978	819870	11625	127654	13587	628019	424691
1890	134596	1041985	33270	252533	15139	614050	499666

Der Zigarettentabak wird aus der Türkei und von Griechenland, der Kaffee ebendaher und aus Österreich bezogen.

Jahr	Reis in Oken	Hülsenfrüchte in Oken	Gesalz. Fische in Oken	Weizen in Kilo	Sprit in Oken	Tumbeki in Oken	Käse in Oken
1887	57940	183033	82721	125378	17193	13066	31259
1890	96976	168547	86381	179170	832401	17615	35366

Der Reis kommt aus der Türkei, aus Italien und Österreich-Ungarn, der Sprit aus Österreich-Ungarn, Frankreich und Rußland, der Tumbeki (Blättertabak zum Rauchen aus der Wasserpfeife) aus der Türkei, der Käse aus der Türkei und von Griechenland. An der ganzen Einfuhr ist Deutschland nur bei den Artikeln: „Kleiderstoffe", zusammen mit der Türkei (1891 um 59 475 Piaster), „bearbeitetes Eisen",

zusammen mit der Türkei und Griechenland (1891 um 14 207 Piaster) und „verschiedene Glaswaren“, zusammen mit der Türkei und Österreich-Ungarn (1891 um 34050 Piaster) beteiligt ist. Bei allen diesen Zahlen für Einfuhrartikel muß berücksichtigt werden, daß die Waren, welche aus türkischen Häfen kommen, hier nicht einbegriffen sind.

b) Ausfuhr:

Jahr	Ziegenhäute in Piastern	Mandeln in Oken	Antimon in Tonnen	Bearbeitete Häute in Piastern	Öl von Oliven in Oken	Zwiebeln in Kantarien
1887	27 547	3 125	8 (=7500 P.)	1 339 756	29 110	9 815
1890	32 483	243	—	1 054 849	106 906	6 707

Die Ziegenhäute, Mandeln, die Töpferwaren und Zwiebeln gehen nach der Türkei, das Antimon wurde nach England gebracht.

Jahr	Zitronen u. Pomeranzen Stück	Rotweine		Muskatweine		Rezinatweine	
		Lasten	Piaster	Lasten	Piaster	Lasten	Piaster
1887	419 670	7 635	684 302	45 784	6 495 055	84	7 194
1890	382 470	2 345	221 931	67 027	7 814 042	2 064	177 385

Die Wein- und Weinbeerenausfuhr bildet den Hauptausfuhrartikel von Samos. Besonders berühmt ist der *οἶνοςμοσχάτος* (hochgriech. *ἐνθοσμίας*). Dieser Artikel war durch Erhöhung der Steuern auf vins de liqueur von einer ernsten Krisis bedroht, die von der Insel wohl abgewendet wird. Auf der Gartenbauausstellung in Köln wurde auch den samischen Weinen der erste Preis in einer silbernen Medaille mit zuerkannt. Die Rezinatweine — der weiße Wein wird mit Pinienharz versetzt — werden, wie es scheint, jetzt immer eifriger hergestellt, nachdem das Absatzgebiet für die Muskatweine sich verringert hat. Sie werden nur auf türkisches Gebiet ausgeführt.

Jahr	Weingeist in Oken	Weinbeeren, rot		Rosinen		Sultaninen	
		Kantar.	Piaster	Kantar.	Piaster	Kantar.	Piaster
1887	126 728	48 427	2 988 157	287	29 100	25	3 338
1890	115 982	37 707	7 881	71	4 267	—	—

c) Gegenüberstellung der Werte für Ein- und Ausfuhr:

Jahr		Einfuhr			Ausfuhr
1881	Einfuhr:	17 649 103	Piaster,	Ausfuhr:	15 893 645
1882	„	14 072 403	„	„	12 607 979
1883	„	15 683 128	„	„	13 938 656
1884	„	15 548 643	„	„	13 160 074
1885	„	17 431 887	„	„	15 256 201
1886	„	17 548 643	„	„	14 885 019
1887	„	17 530 689	„	„	19 167 160
1888	„	17 401 151	„	„	11 850 212
1889	„	20 407 963	„	„	17 846 931
1890	„	20 722 270	„	„	17 134 413

Hier sind bei den Zahlen für die Einfuhr auch die Werte der Waren, welche aus türkischen Häfen kommen und in Samos von Zoll befreit sind, sowie die Werte für die Feldfrüchte, welche die samischen Erntearbeiter von den Ackerbauern der gegenüberliegenden kleinasiatischen Gebiete zum Lohn erhalten, veranschlagt.

Der „weite Westen“ von Neu-Süd-Wales.

Von Dr. A. Vollmer.

Dem Australier ist der weite Westen seines Kontinents resp. seiner Kolonie meist ebenso sehr eine terra incognita, wie es der weite Westen Amerikas dem Yankee war vor dem Bau der großen transkontinentalen Eisenbahnen. Erst in neuester Zeit haben allerlei Umstände, wie der Vorschlag eines Eisenbahnbaues von Nyngan nach Broken Hill und nach der südaustralischen Grenze, die Fortschritte der Kaninchenplage und ein Besuch des Landministers von Neu-Südwales im Hinterlande wieder die Aufmerksamkeit auf jene gewaltigen Länderstrecken gerichtet, wo einzelne Besitzer Land inne haben, das sich an Größe mit deutschen Fürstentümern messen kann, wo Millionen Ackers reichen, chokoladefarbigen Bodens des Aufbruches und der Kultur warten, durch deren Mitte der zweitgrößte Fluß Australiens, der Darling oder Barwanfluß läuft, und durch das der Weg führt zum größten und reichsten Silberdistrikt der Welt, nach Broken Hill. — Ein Berichterstatter des „Sydney Morning Herald“, der diesen für die Zukunft so wertvollen Besitz bereiste, gab in diesem Jahre eine sehr anziehende Beschreibung des Landes, seiner Vorzüge und seiner großen Schattenseiten, dem das Folgende entnommen ist.

Der beste Ausgangspunkt zum Besuche des weiten Westens ist Nyngan an der nach Bourke und Darling führenden westlichen Eisenbahnlinie. Als Nyngan noch Endpunkt, die Linie nach Bourke noch unvollendet war, war es ein Mittelpunkt des Handels, wohin von allen Stationen innerhalb eines Radius von 100 Meilen die Wagen kamen, und Händler und Gastwirte gedenken noch mit Bedauern über ihre gegenwärtige Lage der Zeit, wo Viehzüchter, Treiber, Fuhrleute tagelang in der Stadt oder ihrer Umgebung sich aufzuhalten und wie Fürsten ihr Geld auszugeben pflegten. Denn jetzt ist alles verändert. Fuhrleute kommen nicht viel mehr hin, Viehzüchter und Treiber bleiben meist nur wenige Stunden oder Minuten bis zum abfahrenden Zuge.

Dies Aufblühen und die Fortschritte Nyngans und des umliegenden Landes wird erst gesichert sein mit der Lösung der Wasserfrage, wenn das reiche Land umher durch hinreichende Bewässerung einer strebenden Bevölkerung von Bauern und Landwirten ergiebige Heimstätten bieten wird; bis dahin besteht Nyngans Bedeutung in der Thatsache, daß es als Umsteigestation und Umladepunkt nach Cobar und dem Westen dient.

Sobald der Reisende die Eisenbahnlinie verläßt, findet er sich auf dem Wege nach Broken Hill via Cobar und Wilcannia, in einem Lande und einem Klima, die völlig verschieden sind von dem auf der Ostseite des Wellingtondistrikts gewohnten. Die Luft ist klar und trocken, die Oberfläche des Landes meist flach, der Boden ein reicher chokoladefarbiger Lehm, die meisten Bäume und Sträucher verschieden von den in den alten Ansiedelungsdistrikten. — In günstigen Jahren soll sich das Land zwischen Nyngan und Cobar gut für landwirtschaftliche Zwecke eignen. In Halls Farm auf Hermitage Plains wächst der Weizen 4½ Fuß hoch und giebt im Durchschnitt 27 Bushels (1 Bushel = 35,2 Liter)

pro Acker. — In der Umgegend von Cobar blühten in den Gärten sogar Erdbeeren und nahebei Luzernefelder, die den besten Farmen am Hunter Ehre machen würden. Doch beziehen sich alle diese Thatsachen nur auf Jahre mit reichem Regenfall. Wie sehr dieser im weiten Westen abwechselt, zeigen folgende offizielle Angaben:

Die Regenmenge betrug:	1887	1888
Cobar	19,14 Zoll	9,08 Zoll
Paddington-Station	24,0 „	7,0 „
Neckarboo-Station	25 „	4,2 „
Kew-Station	27,77 „	4,29 „
Wilcannia	21,90 „	3,22 „

Im Jahre 1888, dem Jahre der größten, sonst kaum erlebten Dürre, war es unmöglich, Landbau zu betreiben ohne Hilfe künstlicher Bewässerung, und diese konnten sich nur die leisten, die glücklich genug waren, ihre Niederlassungen in der Nähe ständigen Wassers zu haben. In den Zeiten der Dürre wird der Distrikt fast so graslos wie eine makadamisierte Landstraße. Die Oberfläche des lehmigen Bodens verwandelt sich in roten Staub, der sich bei jedem darüber hinstreichenden Windzuge erhebt; die ganze Gegend sieht verödet aus. Zum Glück für die Vieheigentümer zwischen Nyngan und Cobar giebt es viele Sträucher, mit denen sie ihre Schafe füttern können, wenn sie kein Gras haben. So sind die Viehverluste durch Dürre hier verhältnismäßig gering im Vergleiche zu andern Plätzen. Die Landwirte behaupten, daß der Landbau sich doch bezahlt mache, da drei von vier ausgesäeten Ernten sicher reifen und die Preise, die sie in guten Jahren erzielen, sie reichlich für die während der trockenen Jahre erlittenen Verluste entschädigen. Dennoch ist der Landbau eine gewagte Sache in diesen Gegenden, was durch die Thatsache bewiesen wird, daß das bepflügte Land selten 20 Ackers überschreitet und die meisten Ernten zu Viehfutter verwandt werden.

Budds Gap ist eine Art Thor durch die einzige Bodenerhebung zwischen Cobar und Nyngan, und den ebenen Charakter der Straße kann man daran ermessen, daß trotz dieses Hindernisses die Hauptsteigung für die neue Eisenbahn zwischen Cobar und Nyngan nur 1:100 beträgt. Vor kurzem entdeckte man bei Budds Gap Kupfer an einer Stelle, die den hochtönenden Namen „Neu Burra-Burra“ erhielt. — Nahe jenem Thor ist Florida-Station und die Grenzlinie zwischen den zentralen und westlichen Distrikten läuft nur zwei Meilen davon entfernt auf der Seite nach Nyngan zu. Die Stadt Cobar liegt zirka 12 Meilen von Budds Gap. Es ist eine gut gebaute Stadt und rühmte sich früher einer Bevölkerung von nahe 4000 Seelen. Doch entzog die zeitweise Schließung der „Great Cobar Kupfermine“ vielen Menschen ihre Beschäftigung, und diese haben seitdem andre Plätze aufgesucht, so daß die Bevölkerung auf zirka 1500 gesunken ist. Cobar ist ein reicher Zentralpunkt für Bergwerke. Die oben genannte Mine sandte in ihrer Glanzzeit jährlich 3200 Tons Kupfer nach Sydney. Doch scheint der Kostenpunkt, die hohe Fracht zu und von dem Bergwerke der Hauptgrund gewesen zu sein, weshalb die Great Cobar ihre Operationen einstellte; nun, da die Eisenbahn von Nyngan bis dicht an das Bergwerk heran nahezu vollendet ist, denkt man an Wiedereröffnung desselben, und mit der Rückkehr der Bergleute und ihrer Familien wird auch die Stadt wieder aufblühen, wo man inzwischen mit der Ausbeutung einer Reihe von Goldriffen in einem hügeligen Gelände nahe der Stadt den Niedergang derselben zu bekämpfen suchte. — Außerdem beziehen die umwohnenden Landbesitzer ihre Vorräte von Cobar und senden ihre Wolle hin, so daß immerhin das Geschäft lebhaft ist. Den Wert des umliegenden Graslandes kennzeichnet die Thatsache, daß im Jahre 1891 2 Block Landes von je 64 000 Ackers für 5000 Pfd. Sterl. verkauft, kurz darauf für 10 000 Pfd. Sterl. wieder verkauft wurden.

In gewöhnlichen Jahren eignet sich der Cobardistrikt gut zum Weideland. Die für das Vieh genießbaren Sträucher, wie Mulga, Emubusch, Berrigan, Leopardbaum, sind reichlich vorhanden. Baumwolle und Salzbusch nicht so viel wie früher, da ihr Anbau nicht systematisch betrieben wird und sie sehr durch die Kaninchen leiden. Auch Krähenfuß blüht an vielen Stellen. Durch Ausroden hat das Land viel gewonnen. In vier Jahren, 1884 bis 1888, wuchs der Viehstand des Cobardistrikts um 704 144 Schafe, 3173 Rinder, 371 Pferde. Die Kaninchenplage hemmt das Anwachsen des Viehstandes und gegen sie suchen sich die Viehzüchter durch Drahtnetze und andere Mittel zu schützen; erst wenn dieser Feind überwunden ist, werden die Pachtungen in jenen Gegenden größeren Wert gewinnen. Der andre Feind des Viehzüchters, die regenlose Trockenheit, trifft besonders die Gegend zwischen Cobar und dem Darlingflusse; durch dieselbe starben im Jahre 1888 auf einer Station allein 50 000, auf einer andern 60 000, auf einer dritten 19 000 Schafe, abgesehen von dem unter günstigen Umständen zu rechnenden Zuwachs. — In der Nähe von Cobar schützt man sich gegen den Wassermangel durch Teiche und Dämme. — Im Jahre 1885 gab es 47 Regentage, 1886 48, 1887 66, 1888 aber nur 24. — Die mittlere Regenmenge betrug für diese vier Jahre 15,64.

Zwischen Cobar und Wilcannia giebt es keine durchgehende Poststraße und der Reisende muß auf eine passende Gelegenheit warten. Die Post befährt nur ein Drittel der Entfernung und so giebt es nur wenige Gasthäuser unterwegs. Erreicht der Reisende des Abends keins, ist er auf die Gastfreundschaft der oft meilenweit landeinwärts wohnenden Viehzüchter oder auf Schutzhäuser ꝛc. angewiesen. — Hinter Cobar berührt die Straße die Schafstationen (runs) Merynla und Bulgoo. Im Frühling eines günstigen Jahres gleicht das ganze Land einem prächtigen Park. Das Gras steht fast drei Fuß hoch, fein bronzegrün und mit schönen Blumen vermischt; die Bäume und Sträucher sehen hell und frisch aus. Stundenlang dehnt sich die holperige Straße aus und die einzige Abwechslung in diesem Grasozean bietet ein Emu, ein Känguruh, ein Truthahn oder das überall gegenwärtige Kaninchen. Am Horizont sieht man einige kleine Erhebungen, wie die Bulloo Ranges, sonst meilenweit dasselbe flache Land. Endlich, 28 Meilen von Cobar, wird die Straße besser, bald zeigt sich ein Haus und angebautes Land und der Wagen hält vor dem Double Gates-Hotel auf der Bulloo-Station. 16 Meilen weiter erreicht er das Sandy Creek-Hotel, die gewöhnliche Übernachtungsstation. Die Häuser sind aus Cypressenfichten gebaut, die längs der ganzen Straße sich finden, und deren Holz der weißen Ameise widersteht. Hier ist auch die Grenzlinie des Handels. Bis zum Double Gates-Hotel senden die Stationen ihre Wolle nach Sydney via Cobar, die eben genannten handeln mit Melbourne mittels der Dampfer zwischen Echuca und Hay. — Kommerziell und finanziell macht sich hier der Einfluß Viktorias geltend, wenige Meilen weiter der Adelaides, da die Graziers ihre Wolle nach Wilcannia senden und mit der Hauptstadt Südaustraliens Handel treiben.

Außer den oben genannten Tieren sieht man nur noch die unter dem Namen der „Zwölf Apostel“ bekannten, kleinen, niedlichen Vögel, die meist zu zwölf zusammen sind, da die Henne meist 10 Eier legt, die Jungen nach der Brutzeit bei den Alten bleiben. — Kibitze, Strandpfeifer, wilde Enten, Neuntöter sind zahlreich in den kleinen Seen und Pfützen. Aber die Spuren, „bunnys“, des Kaninchens bemerkt man allüberall an der drei bis vier Fuß hoch angefressenen Rinde der Leopardbäume und andrer Sträucher. Aber kein schwarzer

Eingeborner ist zu sehen zwischen Nyngan und Wilcannia und nur in den Ansiedelungen sieht man als Reliquien der Rasse Bumerangs, Speere, Womeras, nur die wohlklingenden Namen, die sie einst den jetzt von ihren Besiegern bewohnten Gegenden gaben, sind ein Zeugnis ihres einstigen Daseins. — Bei windigem Wetter bietet sich oft ein seltsames Schauspiel auf den westlichen Ebenen. In der Entfernung glaubt der Reisende eine Zahl Büffel umherspringen und mit dem Winde gehen zu sehen. Beim Näherkommen entdeckt er jedoch, daß die Büffel nichts andres als große Haufen trockenen Reisigs und Gras sind, die der Wind sammelt und meilenweit umherrollt, sogenannte „Rolly Polys“, die in Banden von 20 bis 30 Stück gleichzeitig umhergewirbelt werden. Der Weg von Cobar nach Wilcannia führt durch die Paddington-Station, eine der größten Pachtungen in jenen Gegenden, die in guter Zeit über 100000 Schafe zählt. Hier erkennt man deutlich die Schwierigkeiten, die große Herdenbesitzer in diesem Landesteile zu gewärtigen haben. Die Kaninchen sind zahlreich und verheerend und während der letzten Dürre starben zirka 30000 Schafe auf den Stationen. Sind die Flüsse befahrbar, wird die Wolle von Paddington auf Wagen nach Hay versandt, 180 Meilen weit, was 7 Pfd. Sterl. 10 Schill. auf die Tonne Kosten macht. Von Hay bringt der Dampfer die Wolle nach Echuca und weiter nach Melbourne für $3^1/_2$ Pfd. Sterl. pro Tonne. Auf dieser Station befinden sich Hütten und Maschinen zum Reinigen der Wolle. Das Land ist wellenförmiger als das auf Cobar zu und weniger von Buschwerk gesäubert. — Bei starkem Regenfalle wächst Weizen gut, und in einem Garten beim Thurunugya-Hotel, wenige Meilen hinter Paddington, zog man Kohl, Lattich, Wurzeln, Rüben, Rhabarber, Kartoffeln, Erbsen, Kürbisse, Wassermelonen, Gurken 2c., blühten Pfirsiche, Aprikosen, Äpfel, Maulbeeren, Quitten, Feigen, Trauben. Beim Belaraboon-Hotel erreichte der Weizen eine Höhe von 4 Fuß 9 Zoll, ergab der Acker 2 Tons Heu, so daß der Reichtum des Bodens jegliches Wachstum zu gestatten scheint, wenn das nötige Wasser da ist. Die Teiche und Dämme müssen bei der Tiefe des Bodens oft 12 Fuß tief angelegt werden, ehe fester Stein gefunden wird.

Über Nekarboo und Futham Runs erreicht der Reisende die Kew-Station, eine der größten und bestangelegtesten des Westens. Der Eigentümer hat sein Pachtgut in einen schönen Besitz umgewandelt, mit den Kaninchen einen erbarmungslosen Krieg geführt, 315000 getötet, oft 24000 in einem Monat, sie ausgeräuchert, Tausende von Pfunden für Drahtnetze ausgegeben, die Teiche mit Drahtnetzen zur Sommerzeit umzäunt, so daß die Kaninchen zwar zum Wasser hinein, aber nicht herauskommen konnten, Kohlen in ihre Löcher mit Maschinen hineingestoßen und die Kohlen angezündet; auch die Dürre kam ihm zu Hilfe und dezimierte die Kaninchen der Kew-Station. Salzbusch, Baumwollenstrauch, Krähenfuß, Mulga, Rosenholz, Punty, Wilga, Kurrajong, Ballarbäume, diese eßbaren Pflanzenarten ließ er in der Dürre schneiden und erhielt so seine Schafe. — Die nächste Station, Cultowa Run, liegt am Ponpooloe-See, der in nassen Jahren recht umfangreich, in andern beinahe trocken ist. — Der Salzbusch macht sich mehr geltend und der Charakter des Landes wird grauer, ärmlicher. Bei der Murtee-Station kommt man über den Tallywalka, einem Nebenarm des Darling, sumpfige Gegend und 16 Meilen weiter erreicht man den Darling an einer Biegung des Flusses. — Noch einige Meilen längs dem Flußufer südwärts und die malerische Stadt Wilcannia ist mittels einer Fähre erreicht.

Wilcannia steht auf dem Westufer des Darlings und ist der Mittelpunkt des Handels für Paroo, Mount Browne, und den südwestlichen Teil von Queensland. — 583 Meilen nordwestlich von Sydney ist es auch der Kreuzungspunkt für das Vieh aus Queensland und dem Hinterlande für die Märkte Melbournes, ferner Haupthafen am Darling, und daß sein Handel nicht unbedeutend ist, beweist die Thatsache, daß in dem einen Jahre 1887 218 Schiffe mit 36170 Tons einliefen, 222 mit 26552 Tons ausliefen, der Wert der Einfuhr 283387 Pfd. Sterl., der der Ausfuhr 1098543 Pfd. Sterl. betrug nach den Angaben des Wilcannia-Zollamtes. Größtenteils aus Quadersteinen erbaut, dehnt sich die Stadt eine Meile weit längs dem Flusse aus. Die Straßen sind mit Pfefferbäumen bepflanzt, Hotels zählt man mehr als ein Dutzend, außerdem drei Banken, Brauerei, Seilerwerkstätten, Seife- und Wollfabriken, und wenn auch die Stadt durch das Emporkommen von Broken Hill und durch die letzte Dürre, der eine Million Schafe erlagen, stark gelitten hat, prophezeit man ihr doch eine glänzende Zukunft, daß sie einst dem Darling das sein werde, was S. Louis dem Mississippi. Da sie aber einstweilen nur 1200 Einwohner hat, wird dies wohl noch etwas dauern. — Kommerziell steht die Stadt ganz unter dem Einflusse von Adelaide, das auch den Handel beherrscht. — Mit Neu-Südwales sind die einzigen Beziehungen, abgesehen von der Regierung, zwei Posten nach Bourke und Booligal. Der Darling, die große Verkehrsader in diesem Teile der Kolonie, ohne den kein Ansiedler hätte Fuß fassen können, hat auf der Strecke von Wentworth nach Wallgett eine Länge von 1129 Meilen, und ist ganz schiffbar, obschon seit Vollendung der Bahn nach Bourke die Dampfer vom Murray selten über Bourke hinausfahren. Von Wentworth den Murray abwärts bis Goolwa, von wo die Wolle nach Port Victor verschifft wird, beträgt die Entfernung 617 Meilen, so daß die Dampfer früher den Verkehr über eine Entfernung von 1746 Meilen zu besorgen hatten; seitdem aber die südaustralischen Eisenbahnen bis nach Morgan, dem alten North West Bend, ausgedehnt sind, 388 Meilen von Wentworth, wird viel Wolle 2c. hier umgeladen. Die Schiffahrt auf dem Darling ist etwas gefährlich wegen der Felsen, besonders bei Murtee, Mara Island, Curranyalpa und Touralee; einige dieser Felsen sind vier Meilen lang und oft müssen die Dampfer bei niedrigem Wasserstande monatelang hierbei liegen bleiben. Der Darling hat einen sehr gewundenen Lauf, der oft einer 8 ähnelt; infolge von starken Zuflüssen im Quellgebiete und der Nebenflüsse fand im Juni und Juli 1886 ein starkes Anschwellen statt. Am 6. Juni fing der Fluß in Bourke an zu steigen, am 17. Juni in Wilcannia, am 3. Juli nachts erreichte die Hochflut erst Wentworth, also 28 Tage nach ihrem Erscheinen in Bourke. Da die Entfernung von Bourke bis Wilcannia 391 Meilen, von da bis Wentworth 505 Meilen, zusammen also 896 Meilen beträgt, durchlief das Hochwasser demnach 32 Meilen den Tag, oder $1^1/_2$ Meilen die Stunde; im Sommer brauchte es 5 bis 6 Tage mehr wegen der stärkeren Verdunstung 2c. Wilcannia ist Entrepot für kleinere Ortschaften, besonders Mount Brown, Menindie, Milparinka, Tiboobурra, Wanaaring 2c. Das erste ist ein Goldfeld, 160 Meilen entfernt nach Nordwesten, mit einer zerstreuten Bevölkerung von 800 Personen. Menindie mit ungefähr 400 Einwohnern liegt 188 Meilen flußabwärts Wentworth zu, während die Entfernung zu Lande nur etwa 90 Meilen beträgt, und rivalisiert mit Wilcannia hinsichtlich des Handels mit Broken Hill und der Silbergegend, der es näher liegt. Ausgedehnte Seen westlich von Menindie werden später wohl noch zu Berieselungen und Wasserversorgung benutzt werden. Trauben, Orangen, Nektarinen, Pfirsiche, Birnen gedeihen gut in Menindie und auch Landbau wird nahebei betrieben.

Hinter Wilcannia hört die Zivilisation wieder auf. Auf der 120 Meilen langen Strecke bis Broken Hill bemerkt man nur vier Häuser. Der Weg windet sich durch die Stationen Outer Netaille, Winterega, Glenlyon, Topar,

Mount Gipps. Es ist der richtige „wilde Westen", die Wüste des Innern. Beim Halteplatze „Caulkers Wells" glaubt man sich in die arabische Wüste oder in die Sahara versetzt. — Zwei andre Ruheplätze tragen die merkwürdigen Namen „Browns Folly", da ein Regierungsteich an verkehrter Stelle angelegt ist, und „Burkes Caves", die Stelle, wo die unglückliche Expedition von Burke und Wills im Jahre 1860 bis 1861, von der drei Mitglieder, Burke, Wills, Gray, nach glücklicher Durchquerung des Kontinentes bis zum Carpentaria-Golf auf der Rückkehr im Juni 1861 bei Coopers Creek vor Entbehrungen starben, und King am Leben blieb, gelagert hatte. — Salzbusch bildet die Hauptnahrung der Schafe, doch auch hier ist der Boden bei günstigem Regenfall ein guter. Der Boden ist meist flach, nur einige Erhebungen finden sich bei Glenlyon und Sandsteinberge bei Burkes Caves. Der Wagen versinkt oft in die tiefen Geleise, die Reisenden müssen nachhelfen und zu Fuße folgen.

Ein schnell fließender Strom, der Yancowinna, hält den Reisenden oft 24 bis 48 Stunden auf. — Nach weiteren sechs Stunden ist der „Gorge" bei Stevens Creek erreicht, 17 Meilen von Broken Hill und daher ein Lieblingsplatz für Ausflüge von diesem neuen Eldorado aus, wohin die junge Welt Broken Hills an Fest- und Feiertagen auf Drags und Buggies mit vollbepackten Tragkörben fährt. — Die am westlichen Horizonte auftauchenden Barrier Ranges verkünden die Nähe des Silberlandes, die Häuser werden zahlreicher, Schornsteine und andre Zeichen der Minenindustrie zeigen sich, die Kutsche rasselt auf festerer Straße zum Postgebäude von Round Hill, einer Vorstadt von Willyama, dem offiziellen Namen von Broken Hill, jetzt der zweitgrößten Stadt von Neu-Südwales mit ungefähr 26000 Einwohnern, während die sogenannte Barrier, die die Stadt, Silverton, Pinnacles, Acacia Dam, Purnamoota, Apollyon Valley, Corona, Round Hill ꝛc. umfaßt, im ganzen 32000 Einwohner zählt. — Über Entstehung und jetzige Einrichtung der Stadt, die mit ihren schönen Straßen, stattlichen Hotels und Läden, Theater, Rollschuhbahn, Versammlungshallen, elektrischem Licht, hübschen Kirchen ganz das Aussehen einer Großstadt hat, ist schon berichtet worden, so daß wir uns kurz fassen können. — Nach den Mitteilungen des „Barrier Mines Directory" belief sich die Produktion der Hauptmine „Proprietary Mine" bis zum 30. November 1890 auf 20769306 Unzen Silber, 83412 Tons Blei, im Gesamtwerte von 3782963 Pfd. Sterl. Die Besucher zahlen fünf Schilling Eintrittsgeld, welches dem Hospital zufließt, da 5000 Bergleute im Broken Hill beschäftigt werden. — In dem 15 Meilen südwestlich von Broken Hill gelegenen Silverton, wo nur die Umberumberka Mine noch von Bedeutung ist und dessen Einwohnerzahl von 3000 auf 1500 zurückgegangen ist, hat die Heilsarmee ihre Thätigkeit entfaltet und viele Gesellschaften und Klubs haben sich sowohl hier wie in Broken Hill gebildet, und der Trade-Unionismus, die Gewerkvereine, stehen in hoher Blüte, da Maurer, Pflasterer, Treiber, Feuerleute, Schmelzer, Dienstboten, Tramwayleute u. s. w. sämtlich ihren Verein haben. — Das vorteilhafteste Unternehmen nach der Proprietary Mine an der „Barrier" ist die Silverton Tramway Company. Außer der großen Fracht aller Art verkehren täglich etwa 900 Passagiere auf den Tramways. Unter diesen Umständen überrascht es nicht, daß die Kompany 50 Proz. Dividende bezahlt; der Tramway, eine Schmalspurbahn, ist 35 Meilen lang, verbindet Broken Hill mit Cockburn an der südaustralischen Grenze und steht so mit dem südaustralischen Eisenbahnnetze in Verbindung. Auch zu den Marmorbrüchen und Eisensteingruben von Tarrawingee ist ein 40 Meilen langer Tramway in fünf Monaten erbaut.

Die Frage, die sich jedem Besucher aufdrängt, ist natürlich die, wie lange die Herrlichkeit an der Barrier dauern wird? Kundige Leute sind der Ansicht, daß die Mineindustrie daselbst noch in ihren Anfängen sich befindet, daß sich noch viele andre und größere „Proprietary"-Minen in jenen weiten Landstrecken entwickeln ließen, daß der Distrikt noch 40 Jahre blühen, die Bevölkerung in fünf Jahren auf 50000 steigen wird, da außer Silber auch Asbest, Gold, Eisen, Zinn, Marmor gewonnen werden, die bis jetzt bekannten Silbergruben noch lange nicht ausgebeutet sind. — Das Wahrscheinliche ist, daß es dieser Gegend ähnlich so ergehen wird, wie so vielen australischen Ortschaften. — Dem unruhigen Minenleben wird eine ruhigere Zeit folgen, in der die Zurückgebliebenen sich auch nach andern Beschäftigungen umsehen. — Ackerbau ist so lange ausgeschlossen, als nicht durch Bohrungen artesische Brunnen hergestellt sind. Der an sich gute Boden bedarf nur des Wassers zu jeglichem Wachstum, denn acht Zoll Regen, davon drei bis vier Zoll einmal und dann monatelang keiner, im Jahresdurchschnitt ist zu wenig. — Herdenbetrieb ist aus demselben Grunde schwierig, obschon Salz- und Blaubusch reichlich vorhanden ist und es nur einer regelmäßigen Futterversorgung in trockenen Jahren bedarf. Wenn daher in kürzerer oder längerer Zeit man gezwungen sein wird, dort im weitesten Westen von Neu-Südwales wieder in der Schafzucht einen Ersatz zu suchen für den augenblicklich so ungeheuren Reichtum an Mineralien, so sind doch gerade durch diesen in den letzten sechs bis sieben Jahren Straßen und Eisenbahnen geschaffen, die höchstwahrscheinlich auch später bleiben werden, und Willyama oder Broken Hill wird auch fernerhin ein Mittelpunkt des Handels für die Barrier und die dortigen Distrikte sein, wenn das Tosen der Maschinen aufgehört und der Bergmann gleich dem Araber sein Zelt zusammengefaltet und sich ebenso ruhig davon gemacht haben sollte.

Sir Thomas Elders australische Expedition.

Von der auf Kosten Sir Th. Elders ausgerüsteten Expedition (oben S. 31) zur Erforschung des unbekannten Mittelaustraliens vom 15. bis 30. Grade südl. Br., das zwischen den früheren Expeditionen von Forrest, Giles, Warburton und Gosse liegt, und zur Auffindung der Spuren des seit 1848 verschollenen Ludwig Leichhardt, trafen am 14. Oktober Nachrichten in Perth und Adelaide ein. Der aus früheren Reisen wohlbekannte Führer Lindsay telegraphierte von der an der Südküste Westaustraliens (33° 50′ südl. Br., 120° 55′ östl. L.) gelegenen Esperance-Bay, einer Station des Überlandtelegraphen zwischen Süd- und Westaustralien an den Präsidenten der Geograph. Gesellschaft in Südaustralien, Sir Sam. Davenport, folgendes: „Ich habe die Ehre zu berichten, daß wir am 2. Juni Ill Billie erreichten; wir wurden durch Regen aufgehalten und verloren Kamele. Wir zogen in westlicher Richtung bis zur Bergkette, fanden gutes Wasser, untersuchten die Gegend südlich von Tietkins Spur („1875", richtiger wohl 1889?), kehrten zurück und marschierten weiter gen Westen. Der Feldmesser Wells machte einen Abstecher nach SW. bis 28° 15′, fand aber kein Wasser. — Wir zogen bis 130° L., 27° 15′ Br. und fanden viele gute Hügel- und Felslöcher. — Wells machte einen neuen Abstecher nach SW. bis 28° 20′ und fand zwei gute Felslöcher. Er stieß wieder zu uns bei Skirmish Hills, Blyth Ranges, die nur wenige vereinzelte Granitdioritthügel sind. Die Eingebornen waren wenig zahlreich und freundlich. Das Land wurde jetzt schrecklich trocken; es war sehr schwierig, Futter und Wasser für die Kamele zu finden, denn Müllers Barlee-Quelle war trocken. — H. Leech untersuchte die Gegend bei Block B., doch fand sich keine Spur von Gibson, der bei Giles Expedition verloren ging. Ich durchsuchte westlich die Warburton Ranges nach Wasser,

aber ohne Erfolg. Wells fand 120 Meilen südwestlich von Mount Squires ein Felsenloch, das 300 Gall. Wasser enthielt; auf demselben Hügel fand ich ein schönes Felsloch, das zwei Monate vorher durch Regen angefüllt war. Die Eingebornen waren zahlreich; es war unmöglich, mit ihnen in Verkehr zu treten. Es wurde entschieden, daß die Alexandriaquelle trocken sein müsse; ich schickte nach Wasser 25 Meilen südwestlich, füllte alle Gefäße und tränkte die Kamele. Wir brachen Sonntag 30. August auf, einige Kamele waren leidend. Am 1. September erhielten sie je drei Gallonen, am 4. und 20. drei Gallonen aus einem Felsloche. Die Eingebornen griffen Wells an; es gelang uns, ohne zu den Feuerwaffen zu greifen, in freundschaftliche Beziehungen zu ihnen zu treten, indem wir ihnen verschiedene Geschenke machten. Am 7. September erreichten wir Wells Felsenloch, wo eine Schar Eingeborner lagerte, fanden nur 90 Gallonen Wasser, 30 Kamele erhielten je drei Gallonen. Spinifexsandhügel und mit Mulga bedeckte Sandsteinberge zogen sich bis nach der Queen-Viktoria-Quelle, die wir am 23. Sept. erreichten, nachdem ein Kamel drei Meilen davon an Gift starb. Die Quelle war trocken, wir gruben 15 Fuß tief im Thonbett, erhielten nur 60 Gallonen, die mit 40 aus den Fässern an die Kamele verteilt wurden. Wir zogen gen SW., 25. September, kreuzten einen von Newmann beschriebenen (Salz-) Wasserlauf, wandten uns südlich nach Fraser Range. Alles Land litt unter anhaltender Dürre, Futter war spärlich und ärmlich, nur dichter Busch und Spinifex, prächtige Malleewälder. Am 3. Oktober erreichten wir die Station, vollendeten so eine Reise von 550 Meilen in 34 Tagen, wobei jedes Kamel nur acht Gallonen Wasser gehabt hatte. Alle Kamele kamen wohlbehalten an, nur schrecklich ermüdet und abgetrieben, mit blutenden Füßen und lahm vom Gestrüpp. Müssen mindestens drei Wochen Ruhe haben. Die Absicht war, von Viktoria Springs nach Norden bis 27° 30′ zu marschieren, dann gen NW. auf Forrests Spuren, dies ist aber jetzt unmöglich wegen der Dürre. Wir können nicht darauf rechnen, anderweitig zufällig Wasser zu finden und mit den Kamelen sobald eine neue trockene Reise zu unternehmen. Wir schlagen vor, durch Hampton Plains zu ziehen, und — finden wir kein Wasser — westwärts. Findet sich Wasser, werden wir quer über Giles Spur, Allulaxing und Forrests Spur am Mount Ida nach Hopes, via Cruickshanks Station, ziehen. Von Winditch Spring wollen wir in südöstlicher Richtung bis 28° Br. marschieren, so die Untersuchung von Block A. vollenden. Wir ließen ein Kamel krank zurück in Illbillie, eins starb in Barrow Range, Gesamtverlust drei. Der Gesundheitszustand der Gesellschaft ist vortrefflich. Ich schicke Gwynne nach Adelaide mit Photos und Proben. Hoffe Weihnachten Hopes zu erreichen. Kam hierher zu Pferde, kehre Sonntag — in vier Tagen — zum Lager zurück."

Die aus den Herren Lindsay, Leech, Geometer Wells, Mediziner Dr. Elliot, Geolog Streich, Naturforscher Helms, H. Ramsay und zwei Begleitern bestehende Expedition hat also ihre Mission infolge des schrecklichen Wassermangels nur teilweise ausführen können.

Sprachverschiebungen in der Schweiz.

Gelegentlich eines Besuches in Bern hatte Friedrich von Hellwald die richtige Bemerkung gemacht, daß in dieser deutschredenden Stadt gegen früher die französische Sprache auffallend zugenommen habe. Von schweizerischer Seite ist diese Bemerkung aufgegriffen worden und in der „Neuen Züricher Zeitung" vom 12. Sept. 1891 hat ein sachkundiger Mitarbeiter über die betreffenden statistischen Verhältnisse sich wie folgt ausgelassen. Stellt man die Ergebnisse der letzten Zählung, die in der Schweiz — im Jahre 1888 — stattgefunden hat, jenen der ihr zunächst vorangegangenen von 1880 gegenüber, so ergiebt sich, wenn auch nicht ein Vorrücken des welschen Elementes überhaupt, so doch ein solches speziell des französischen, und dieses dann ganz deutlich. Von 1880 bis 1888 ist nämlich die deutschsprechende Bevölkerung in der Schweiz ihrer Verhältniszahl nach gleich geblieben. 1880 wie 1888 waren 71,3 Prozent der Schweizerbevölkerung deutsch. Dagegen ist die Ausdehnung des italienischen und romanischen Sprachgebietes auffallend zurückgegangen: jenes des italienischen von 5,8 und 5,3, das des romanischen von 1,4 auf 1,3 Prozent, und in diese Lücke ist nun die französische Bevölkerung eingerückt, die 1880 mit 21,4, 1888 mit 21,8 Prozent in der Gesamtbevölkerung vertreten war.

Gern würden wir diesen Daten für die Gesamtschweiz solche für unsre größten Städte anreihen. Leider giebt aber darüber die bisher veröffentlichte Statistik keine Auskunft. Spezielle Ziffern teilt sie nur für die Kantone mit. Da erfährt man denn aber im besondern für den Kanton Bern, daß von 1880 auf 1888 die deutsche Bevölkerung dort unwesentlich zurückgegangen ist — deutschredende Berner gab es 1880: 452039, 1888: 451927 — die französischredende dagegen von 78640 auf 85535 gestiegen ist. Die Bevölkerungs-Vermehrung in diesem stärkstbevölkerten Kanton der Schweiz gehört also ganz den Französischredenden; denn daß es 1888 auch um 240 mehr Italiener im Bernischen gab als 1880, will ja nichts sagen. Zugewachsen sind, wenn man von diesen Italienern absieht, während des abgelaufenen Jahrzehnts nur die Französischsprechenden. Um 7000 ist ihre Zahl angewachsen. Klar ist aber, daß von diesen 7000 Plus ein Teil, und wahrscheinlich der größere, aus Familien deutscher Nationalität hervorging. Diese junge Mannschaft hat, statt deutsch zu bleiben, das Französische zur Muttersprache angenommen.

Bern steht mit dieser Entwickelung übrigens nicht vereinzelt da. Geht man über die Berner Grenze ins Neuenburgische hinein, dann findet man noch weit bezeichnendere Ziffern als die vorgenannten. Denn hier ist allerdings von 1880 auf 1888 die deutschredende Bevölkerung von 24489 auf 22782 zurückgegangen; die französischsprechende Bevölkerung dagegen ist von 77525 auf 84367 gestiegen. Nirgends sonst ist in den deutsch-französischen Kantonen die Verschiebung eine so starke gewesen wie hier. Man zählte:

	Deutschredende 1880	Deutschredende 1888	Französischredende 1880	Französischredende 1888
In Freiburg . .	35705	37315	79316	81808
» Waadt . . .	21692	25011	212164	219615
» Wallis . . .	31962	32299	67214	68676
» Genf	11500	12795	86414	89763

Hier ist also überall eine gewisse Vermehrung auch des deutschen Elementes festzustellen, in der Waadt sogar in auffallendem Umfang. Immerhin wächst aber, das spricht die Gesamtziffer für die Schweiz aus, die Beteiligung der Französischsprechenden an der Gesamtbevölkerung gegenwärtig rascher als jene der deutschen.

Wollen wir nun dem bereits Gesagten noch ein paar weitere Bemerkungen anfügen, so wäre vielleicht darauf aufmerksam zu machen, daß die französische Kolonie auch im Kanton Zürich im stärkeren Anwachsen begriffen ist als sonstwo auf deutschem Sprachgebiet. 1880 hatte der Kanton Zürich 1471, 1888 bereits 2024 Französischredende. In Baselstadt hat sich die Zahl der Französischredenden in viel geringerem Maße, nämlich von 1901 auf 2045 vermehrt. Zürich und Baselstadt haben von deutschen Kantonen heute die zahlreichsten französischredenden Kolonieen. Weit mehr als Französischredende auf deutschem Sprachgebiete trifft man bekanntlich Deutschredende auf französischem Boden an.

Was die Italienischredenden betrifft, so ist ihre Zahl im Tessin, wie die Bevölkerung dieses Kantons überhaupt, zurückgegangen: von 129409 auf 124903, während gleichzeitig die Zahl der Deutschsprechenden hier von 1054 auf 1942 und die der Französischredenden von 212 auf 241 gestiegen ist. In Graubünden stehen gegenwärtig 13957 Italienischredende neben 37077 Romanen und 44272 Deutschredenden. Hier vermehren sich die Italienischredenden verhältnismäßig am stärksten, die Zahl der Romanen geht zurück. 1880 zählte man ihrer noch 37794 gegen die 37077 von heute.

Von den Ursachen in der Sprachverschiebung erwähnt der Verfasser des oben stehenden Artikels der „Neuen Züricher Zeitung" nur eine, und zwar eine für die Deutschen wenig erfreuliche, nämlich den Übergang deutschsprechender Schweizer zur französischen Sprache. Viel einflußreicher aber als diese eine Ursache für die Sprachverschiebung ist in der Schweiz eine andere: Die Einwanderung herüber und hinüber infolge der gesteigerten und erleichterten Verkehrsverhältnisse und der Industrie. Hier zeigt sich nun ein starker Zug der deutschredenden Schweizer in die französischredenden Kantone und die Zahl der ersteren ist weit bedeutender in den französischen Kantonen als umgekehrt. Von 2092520 deutschen Schweizern wohnten 94760 oder 4,5 Prozent im Jahre 1888 in der Französischen Schweiz und die Zahl der Deutschen in derselben ist in der letzten Zeit ganz gewaltig gewachsen, zumal in den Städten Genf, Lausanne, Vevey, Neuchatel, La Chaux des Fonds, le Locle sowie im Schweizer Jura. Wir verweisen in dieser Beziehung auf die von einer Karte begleitete statistische Abhandlung von Dr. Zemmrich: „Das deutsche Element in der Bevölkerung der Französischen Schweiz" (Deutsche Rundschau für Geographie und Statistik. Wien, Mai 1891).

Zurückweichen des angelsächsischen Elementes in Nordamerika.

Von Dr. J. Höfer.

Je mächtiger die nordamerikanische Republik in die Welthändel eingreift, desto nachdrücklicher weisen die Engländer darauf hin, daß es das sogenannte angelsächsische Element sei, welches der Kultur diese ungeheuren Gebiete erschlossen und der Neuen Welt den Stempel seines Geistes aufgedrückt habe. Matthew Arnold, Goldwin Smith, Edward Fillman, James Anthony Froude und all die andern englischen Chauvinisten verfechten diese Idee aufs eifrigste; und in Amerika selbst, in Kanada wie in den Vereinigten Staaten, findet diese Auffassung Anhänger, — aber freilich auch ebenso viele Gegner.

In Kanada weisen die Regierungsbeamten bei jeder Gelegenheit auf die enge Verwandtschaft zwischen den Angelsachsen des Mutter- und Tochterstaates hin. Und doch ist es Thatsache, daß eben diese Politiker selbst fast sämtlich aus keltischen oder französischen Familien stammen; schon die Namen beweisen dies. Fast ein Drittel der Bevölkerung ist französisch, ein Drittel sind Engländer und der Rest verteilt sich auf Irländer, Deutsche und andre Nationalitäten. Es ist also falsch, daß in Kanada die Majorität der Bevölkerung angelsächsisch ist.

Allerdings wird in den Vereinigten Staaten wie in Kanada die englische Sprache fast allgemein gesprochen, aber sie wird von den eingebürgerten Deutsch-, Irisch- und Französisch-Amerikanern ebenso oder fast so gut wie von den Anglo-Amerikanern gesprochen. Zudem sprechen auch sechs bis sieben Millionen Neger und Farbige englisch, von denen niemand behauptet, daß sie Angelsachsen seien. Wenn auch zur Zeit, als England die Oberherrschaft über den nichtspanischen Teil Nordamerikas gewann, das angelsächsische Element bei weitem vorwog, so ist dasselbe seitdem doch durch und durch mit so vielen Hunderttausenden von Deutschen, Iren, Spaniern und Franzosen durchsetzt worden, daß es sich wohl einmal der Mühe lohnt zu untersuchen, wie groß denn heute der angelsächsische Teil der Bevölkerung thatsächlich ist.

Bei der ersten Volkszählung in den Vereinigten Staaten, im Jahre 1790, belief sich die weiße Bevölkerung auf 3172006. Nehmen wir an, von diesen drei Millionen seien rund zwei Millionen angelsächsischen Ursprungs gewesen (jedenfalls eine hohe Schätzung); nehmen wir ferner an, diese zwei Millionen hätten keinen Zuwachs von außen erhalten, so fragt es sich: Zu welcher Zahl würden dieselben z. B. bis zum Jahre 1890 angewachsen sein? Angesichts der gewaltigen Einwanderung läßt sich diese Frage natürlich nicht direkt und statistisch genau beantworten; wir müssen deshalb zu einem Analogieschluß unsre Zuflucht nehmen.

Es giebt ein Element in den Vereinigten Staaten, welches keinen nennenswerten Zuwachs durch Einwanderung erhalten hat, und das ist das afrikanische. Im Jahre 1790 betrug die Zahl der Neger, Sklaven und Freien 757208 und im Jahre 1880 6580793, was einen Zuwachs von 770 Prozent in 90 oder 855 Prozent in 100 Jahren bedeutet. Wenn sich nun jene zwei Millionen Angelsachsen in demselben Maße vermehrten, so würde ihre Zahl 1880 auf 15400000 und 1890 auf 17100000 angewachsen sein. Thatsächlich hat sich aber die schwarze Bevölkerung außer in der allerneuesten Zeit verhältnismäßig stärker vermehrt, als die mittelländische Rasse.

Es fragt sich nun weiter: in welchem Maße ist das angelsächsische Element durch Einwanderung aus dem Mutterlande verstärkt worden? Die genauen statistischen Aufzeichnungen beginnen erst mit dem Jahre 1820. Für den Zeitraum von 1789 bis 1820 wird die Gesamteinwanderung in die Vereinigten Staaten auf 250000 geschätzt, wovon die Angelsachsen aus naheliegenden politischen Gründen nur einen sehr geringen Prozentsatz bildeten. Von 1820 bis 1889 sind 15199179, also rund 15 Millionen Menschen eingewandert. Von diesen 15 Millionen kamen: 4462000 aus Deutschland, 3455000 aus Irland, 2739000 aus Großbritannien, 913000 aus Schweden und Norwegen, 398000 aus Österreich-Ungarn, 289000 aus China u. s. w. Unter den 2739000 Einwanderern aus Großbritannien sind die keltischen Schotten einbegriffen; aber weil wir noch einen Bruchteil jener 250000 Einwanderer in den Jahren 1789 bis 1820, sowie einen Teil der Einwanderung aus Kanada berücksichtigen müssen, so wollen wir die Zahl der von 1789 bis 1889 eingewanderten Angelsachsen auf 2800000 ansetzen.

Wenn wir nun die natürliche Vermehrung dieser 2800000 eingewanderten Angelsachsen berechnen, dürfen wir nicht vergessen, daß mehr als eine Million von ihnen erst in dem Jahrzehnt 1879 bis 1889 eingewandert ist, Eine natürliche Vermehrung um vier Millionen dürfte deshalb schon eine sehr hohe Schätzung sein.

Fügen wir diese 6800000 oder rund sieben Millionen zu den oben gefundenen 17 Millionen, den Nachkommen der uransässigen Angelsachsen, hinzu, so erhalten wir für den heutigen Tag 24 Millionen Angelsachsen als günstigste Schätzung. Da die Gesamtbevölkerung der Vereinigten Staaten nach der neuesten Zählung von 1890 rund 63 Millionen beträgt, so würde das angelsächsische Element mithin etwa $^{8}/_{21}$ oder 38 Prozent, d. h. wenig mehr als ein Drittel der Gesamtbevölkerung ausmachen.

Aus alledem geht hervor, daß nicht England, sondern ganz Europa die eigentliche Mutter der Bevölkerung Amerikas

ist. Doch darf man auf der andern Seite nicht vergessen, daß bei aller Verschiedenheit die amerikanische Litteratur, das Staatswesen und öffentliche Leben doch im wesentlichen ein angelsächsisches Gepräge trägt. Die Angelsachsen haben es, obwohl in anthropologischer Beziehung thatsächlich in der Minderheit, verstanden, den übrigen Nationalitäten nicht nur ihre Sprache, sondern auch ihre Sitten und Einrichtungen aufzudringen, wozu vor allem wohl die Einfachheit der englischen Sprache mitgewirkt hat.

Bier und Hopfen in der Völkerkunde.

In der Sitzung des Münchener Anthropologischen Vereins vom 30. Oktober 1891 hielt Prof. Dr. Braungart (von der Brauerschule Weihenstephan in Freising) einen Vortrag über Herkunft und Verbreitung des Hopfens: Er sprach ausführlich über die von slawischen Schriftstellern verfochtene Behauptung, daß der Hopfenzusatz von den Slawen aus sich verbreitet habe, wofür besonders die reiche Entfaltung einer Wurzel chmel angeführt wird, deren Ableitungen im Russischen, Tschechischen, Polnischen Wörter für Bier, Zechen, Rausch, Trunkenbold bilden. Besonders interessant waren Mitteilungen über die Osseten und ihre einheimische Brauerei nach Angaben und Ermittelungen eines in Tiflis ansässigen deutschen Bierbrauers, der selbst, ebenso wie seine Söhne, in Freising ihre fachmännische Ausbildung gesucht hatten. Die Ähnlichkeit ihres Verfahrens mit dem unsrigen vor der Einführung der Maschinen war dem Fachmann zugleich mit andern Übereinstimmungen in Hausbau, Sitten und öffentlichen Einrichtungen der Beweis, daß die heutigen Osseten im nächsten Zusammenhang mit den Germanen stehen mußten, daß bei ihnen, am Südabhang des Kaukasus, die Verwendung des Hopfens erfunden worden sei und mit ihren Nachbarn, den Goten, während der Völkerwanderung sich verbreitet habe. Anderes sei übergangen. In der angeregten Debatte führte Professor Kuhn aus, daß allerdings die Osseten unzweifelhaft Reste der Alanen seien, deren Splitter mit Goten und Vandalen nach Westeuropa gelangt seien; doch seien sie den Iraniern zuzuzählen. Trotzdem spräche für den slawischen Ursprung des Hopfenzusatzes manches. Der Name humulus für Hopfen trete doch erst lange nach der Völkerwanderung auf, franz. houblon, deutsch Hopfen gehe darauf zurück. Ihm sei es auch unzweifelhaft, daß das deutsche Wort Bier, dem slavisch pivo entspricht, ein Lehnwort sei, weil sonst dem p ein germanisches f entgegenstehen sollte, nach der Analogie andrer Gemeinwörter. Es scheine, daß der germanische Name olas (engl. ale, nordisch öl), auch litauisch, den ungehopften Gerstentrank bedeute, Bier das jüngere, gehopfte Getränk. Die frühe und weite Verbreitung eines bierähnlichen Getränkes, das vielleicht dem jetzigen Weißbier entspräche, in Ägypten, wo Pelusium dadurch berühmt war, in Persien, in Thracien und Illyrien (zyton), in Gallien (cerevisia) und Spanien, und Germanien habe also mit dem Hopfen nichts zu thun. Genauere Nachweise über das Auftauchen des Wortes humulus seien zu wünschen, aber die Meinung slawischer Schriftsteller, wie Hansdorf und Miller, sei nicht von vornherein zu verwerfen. Die Frage nach der Heimat der Hopfenpflanze wurde dabei nicht berührt, aber doch von andrer Seite betont, daß ein babylonischer Name des Hopfens noch nicht sich ergeben habe. Sch.

Bücherschau.

C. Opitz und Dr. H. Polakowsky: Mapa de la Republica de Chile. 1:2500000. Edicion correjida 1891. Editor Hugo Kunz, Santiago (Frankfurt a. M., Karl Jügels Verlag).

Gegen die erste 1888 erfolgte Ausgabe zeigt die Karte jetzt ein überall berichtigtes Bild und ist nach den besten Quellen wieder auf den neuesten Standpunkt gebracht worden. Die Veröffentlichungen der chilenischen Marine haben hier eine vollständige Benutzung erfahren. Völlig anders zeigt sich auf der neuen Karte der Archipel südlich des Golfes de la Pena, ebenso die Inseln am Kap Hoorn nach den Aufnahmen des französischen Schiffes „Romanche“. In Feuerland brachte neues die Expedition Popper und die Ergebnisse der Reisen von Serrano, ferner die Aufnahmen der Kapitäne Latorre, King, Fitzroy und Mayne, sowie die Bertramsche Kolonisationskommission. Im Norden Chiles sind im Salpeterdistrikte mehrere Korrekturen vorgenommen. Für die argentinischen Teile der Karte wurden die Arbeiten von Seelstrang und der neue Atlas von Brackebusch ebenfalls benutzt. Es mag noch erwähnt werden, daß auch Provinzgrenzen und Ortsnamen berichtigt und ergänzt sind.

In der Nebenkarte wurden noch die Ansiedlungen der Eingebornen zwischen Rio Cholchol und Rio Cantin eingetragen. Weniger befriedigend ist dagegen die Behandlung der Verkehrswege, denn abgesehen von den eigentlichen Landstraßen vermißt man die Einzeichnung von verschiedenen Eisenbahnlinien, die teils lange fertig gestellt, teils im Bau begriffen sind, z. B. die 1889 eröffnete Linie von Tocopillo nach Toco, die Linie von Caleto Buena. Unvollständig und teilweise unrichtig ist der Ferro Carril de Antofagasta. Auch die Linie Los Andes-Mendoza ist mangelhaft. Trotz dieser kleinen Ausstellungen ist die Karte in ihrer neuen Ausgabe als ein vortreffliches Hilfsmittel zum Studium der chilenischen Landeskunde, sowie für Kaufleute durchaus zu empfehlen.

A. Scobel.

Aus allen Erdteilen.

— Ryders Expedition nach der grönländischen Ostküste. Am 7. Juni 1891 verließ die Expedition, deren Abgang, Ausrüstung und Pläne „Globus“, Bd. LX, S. 13 ausführlich gemeldet wurden, Dänemark. Über den ferneren Verlauf melden Petermanns Mitteilungen: Ein erster Versuch, am 20. und 21. Juni die Eisschranke unter 71° und 68° nördl. Br. zu durchbrechen, scheiterte an deren Dichtigkeit. Seit dem 29. Juni sind keine Nachrichten nach Dänemark gelangt, das Expeditionsschiff des Dampfwalers Hekla, Kapitän Knudsen, ist nicht zurückgekehrt. Nach Mitteilungen eines Robbenjägers ist jedoch anzunehmen, daß Ende Juli der Expedition der Durchbruch durch die Eismassen gelungen ist und die Ostküste unter 71½° N. erreicht wurde, so daß noch zwei Monate zur Aufnahme der Küste verwendet werden konnten. Wohl durch die Eisverhältnisse gezwungen, hat Leutnant Ryder das für diesen Fall mit Lebensmitteln, Kohlen u. s. w. versehene Expeditionsschiff zurückbehalten. Ausgeschlossen ist natürlich auch nicht die Gefahr, daß das Schiff die Ostküste gar nicht erreicht hat, sondern im Packeise eingeschlossen nach Süden treibt.

— Das Erdbeben von Gifu in Japan. Nach dieser am meisten betroffenen Stadt kann man wohl das große Erdbeben bezeichnen, welches Ende Oktober Japan heimsuchte und sich über 31 Provinzen des Reiches erstreckte. Seinen Mittelpunkt hatte dasselbe im Distrikte Mino, der

Hauptinsel, wo es die größten Zerstörungen anrichtete; aber auch in den Nachbarprovinzen Ezozi und Owari waren die Verwüstungen kaum minder groß. In diesen drei Provinzen rechnet man 43000 zerstörte Häuser und 3400 durch das Erdbeben getötete Menschen. Der erste, am 25. Oktober zu Gifu (östlich von dem großen Biwasee) gespürte Stoß war mit einem mächtigen unterirdischen Getöse begleitet; die Erde wurde dort gespalten und aus den bis meterbreiten Rissen drangen vielfach Schlamm und vulkanische Asche an die Oberfläche. Gifu selbst wurde in einen Trümmerhaufen verwandelt, desgleichen das benachbarte Kano. Schon nach den ersten Stößen konnte man bemerken, daß der Boden sich gesenkt hatte; in Gifu selbst brach Feuer aus, welches die zerstörte Stadt völlig vernichtete. In Gobo stürzte ein Tempel ein, welcher 50 Besucher erschlug; in Nagario brach eine christliche Kirche während des Gottesdienstes zusammen, wobei auch Menschen ums Leben kamen. In Nagoja, südlich von Gifu, nach dem Meere zu, verloren 800 Menschen das Leben und hier zählte man vom 25. bis 30. Oktober nicht weniger als 368 bestimmte Erdstöße. Die Gewalt derselben ist teilweise so groß gewesen, daß die Schienen der Eisenbahnen gebogen und eiserne Brücken zerstört wurden; gemauerte Flußufer stürzten ein und die Fluten ergossen sich über die Felder. Am Fuße der Hukusanberge bei Gifu bildete sich ein See von über 500 m Länge und 50 m Breite. Aus den tiefen und breiten Spalten, die sich hier bildeten, strömte Wasser hervor, während die Brunnen und Quellen sich färbten und ungenießbar wurden. Große Erdsenkungen kamen auch im Distrikte Mortosu vor, und am heiligen Berge Fusijama bildete sich nahe dem Gipfel eine ungeheure Spalte.

— Chinesische Hetzlitteratur gegen die Weißen. In den gegenwärtigen Unruhen in China, die auf Vertreibung der fremden „rothaarigen Teufel" abzielen, spielen Schmähschriften, die das Volk gegen die Europäer aufhetzen, eine große Rolle. Im Laufe des Sommers waren zu Nanking, der wichtigsten Stadt am Yangtsekiang, 17000 chinesische Studenten aus verschiedenen Teilen des Reiches versammelt, um dort ihre Staatsprüfungen abzulegen. Unter ihnen wurden öffentlich die Hetzschriften verbreitet, welche teils bloß gedruckt, teils mit Abbildungen versehen waren und die man selbst an der Prüfungshalle anschlug. Der Inhalt ist teilweise sehr schmutziger Art und läßt sich nicht ganz wiedergeben. Eine derselben lautet folgendermaßen:

„Die römisch-katholische Religion hat ihren Ursprung von Jesus, wird von allen westlichen Völkern geübt und von ihnen andern Völkern gelehrt. Der Gründer derselben wurde von bösen Menschen am Kreuze getötet. Das Haupt ist der Papst. Wenn die Mitglieder heiraten, so gebrauchen sie keinen Vermittler und machen zwischen Alt und Jung keinen Unterschied. Mann und Frau kommen nach Belieben zusammen, doch müssen sie erst dem Bischof ihren Gehorsam beweisen und zu Schang Ti (Gott) beten. Die Braut muß stets zuerst bei ihrem Beichtvater schlafen.... Zwei Weiber darf man nicht nehmen, weil Schang Ti zuerst einen Mann und ein Weib schuf. Stirbt ein Mann, so heiratet sein Sohn die Mutter, die ihn geboren. Stirbt ein Sohn, so kann der Vater dessen Witwe heiraten, ja selbst seine eigene Tochter. Alle nahen Verwandten, selbst Geschwister, heiraten einander. Tschang Shan t'sai war ein Botzieher am Hun Ho; ein Mann Namens Liu lehrte ihn, daß, wenn er kleine Kinder raube und er ihnen die Herzen und Augen ausriffe, er 50 Taels (240 Mark) für ein Sortiment derselben verdienen könne. Ein fremder Teufel vergiftete im Kanton nachts die Brunnen. Alles erkrankte und konnte nur von den fremden Ärzten geheilt werden. Viele starben. Als der Präfekt die Ursache fand, wurden 30 verhaftet und getötet. Wenn diese fremden Teufel ihre Kirchen öffnen, geben sie den Weibern erst eine Pille ein, die dazu dient, dieselben zu hintergehen.... ist das geschehen, dann stimmt der Priester seine Gesänge an. In Tientsin entführte man regelmäßig junge Mädchen, um ihnen Augen und Herz auszureißen. Aber die Einwohner merkten dieses, zerstörten die Häuser der Fremden und fanden darin ganze Haufen von Leichen der geraubten Kinder. Seid vorsichtig, daß uns nicht gleiches widerfährt! Vereinigt Hände und Herzen, um das Übel zu verjagen, ehe es uns überwindet."

— Ungleiche Vermehrung der Nationalitäten in Österreich. Die Volkszählung von 1890 hat in der westlichen Hälfte der österreich-ungarischen Monarchie eine geringere Vermehrung ergeben als in der östlichen; 7,9 Proz. im sogenannten Cisleithanien, 10,82 Proz. in Transleithanien. Aber auch in den einzelnen Kronländern ist die Zunahme sehr ungleich und daraus ergiebt sich eine Verschiebung des Anteils der Nationalitäten, die für den Politiker wie für den Geographen von Belang ist. Voran steht Niederösterreich mit 13,8 Proz. Zunahme seit 1880, wegen der Anziehungskraft von Wien eine Ausnahme; dann folgt die Bukowina mit 13,1 Proz., Galizien 10,4 Proz., Schlesien 6,5 Proz., Mähren 5,5 Proz., Böhmen 5 Proz.; die Alpenländer 3,2 bis 3,6 Proz., Tirol aber nur 0,9 Proz. Ein Aufsatz des Statistikers v. Reinöhl in der Wiener Deutschen Zeitung (4. November 1891) berechnet nun die verschiedene Zunahme der Nationalitäten seit 1880: Die Polen stehen voran mit 15 Proz. (1880 14,86 Proz., 1890 15,87 Proz. der Gesamtbevölkerung), Serbokroaten 14 Proz., Ruthenen 11 Proz., Deutsche 5,66 Proz. (36,75 Proz. 1880, gefallen auf 36,04 Proz.), Tschechen 5,65 Proz. (von 23,77 Proz. gefallen auf 23,32 Proz.), Slowenen 3,18 Proz. (von 5,23 auf 5,01 Proz.).

Italiener nicht ganz 1 Proz.; sie haben in Dalmatien von 37000 im Jahre 1880 abgenommen auf 16000. Ebenso zählen die Deutschen in Galizien um 96736 weniger als 1880, in Görz um 464, in Krain um 1000 (28000 statt 29000). Diese Verschiebungen spiegeln nur die wechselnden Einflüsse der Politik, während die stärkere Zunahme der dünnbevölkerten Nordkarpathenländer, die langsame der Alpenländer sich anders erklärt. Heimatsberechtigt im Aufenthaltsort waren 1869 noch 79 Proz., 1880 70 Proz., 1890 nur 64 Proz.; dies giebt die Aussicht auf fortschreitende Mischungen. In Niederösterreich wohnten 1890 93481 Tschechen statt 61257 im Jahre 1880.

— Über die Art der Verbreitung und das Vorkommen der böhmischen Granaten (Pyropen) erfahren wir aus den Verhandlungen der Kaiserl. Königl. Reichsanstalt vom 30. September 1891 durch F. Katzer folgendes: Diese bekanntesten von allen Edelsteinen Böhmens finden sich in Diluvialschottern mit Elephas primigenius und Rhinoceros tichorhinus über ein Gebiet von etwa 70 qkm im böhmischen Mittelgebirge zwischen Chodolitz, Chrastian, Semtzsch, Schelkowitz u. s. w. verbreitet. Reichlich ist diesen Schottern kretaceïsches Material der turonen Teplitzer und senonen Priesener Schichten, häufig in Form wohlerhaltener Versteinerungen, beigemischt. Die 1 bis 2 m mächtigen Pyropführenden Schotter sind meist von diluvialem Lößlehm überlagert. Das Abbaugebiet zählt 142 Eigentümer von Granatfeldern und 362 bei der Gewinnung beschäftigte Arbeiter. Der jährliche Bruttoertrag beläuft sich auf 80000 fl. Kleine Körner mit 500 auf 1 Lot werden am häufigsten gefunden, größere Pyropen sind schon seltener. Sr.

Herausgeber: Dr. R. Andree in Heidelberg, Leopoldstraße 27. Druck von Friedrich Vieweg und Sohn in Braunschweig.